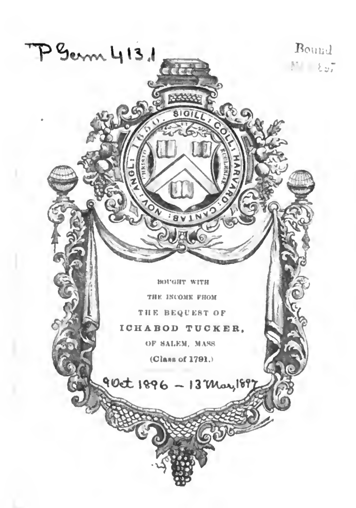


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag, George Westermann, Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
CHRISTO
ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS
(Class of 1791.)
9 Oct 1896 – 13 May 1897

Notiz für den Buchbinder.

Die dem einundachtzigsten Bande beigegebenen Einzeln-Bilder sind an folgende Stellen zu kleben:

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einundachtzigster Band.

Oktober 1896 bis März 1897.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1897.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Einundvierzigster Jahrgang. Einundachtzigster Band.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

einundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 726. — Bartels, Adolf, in Weimar, 589. — Beheim-Schwarzbach, Bruno, in London, 731. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 616. — Bie, Oskar, in Berlin, 108, 244. — Blum, Hans, in Leipzig, 18, 171. — Bobertag, Bianca, in Breslau, 489. — Bunsen, Marie von, in Berlin, 402. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 398. — Fischer, Adolf, in Berlin, 228, 382. — Fritze, H. von, in Rom, 449. — Geiger, Ludwig, in Berlin, 623, 714. — Gurlitt, Cornelius, in Dresden, 77, 185. — Hagen, Luise, in Berlin, 343. — Haushofer, Max, in München, 66, 330. — Herrlich, S., in Berlin, 643. — Heyse, Paul, in München, 53. — Hildeck, Leo, in Frankfurt a. M., 781. — Jensen, Wilhelm, in München, 92, 210, 362, 421, 553, 681. — Junghans, Sophie, in Gotha, 1, 153, 289. — Koldewey, Friedrich, in Braunschweig, 129. — Lendenfeld, Richard von, in Czernowitz, 507. — Meinecke, Gustav, in Berlin, 604. — Meißner, Franz Herm., in Berlin, 314, 465. — Müller, Adolf, in Darmstadt, 539, 664. — Preuß, K. Th., in Berlin, 531. — Reichenbach, Moritz von, in Deschowitz, 737. — Schmedes, W., in Breslau, 28. — Schwarz, Walther, in Berlin, 789. — Stahl, Fritz, in Charlottenburg, 762. — Stamper, Georg, in Berlin, 271. — Wenzel, Alfred, in Berlin, 478.

Inhalt

des einundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum einundachtzigsten Bande.





E. Doepler

Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Oktober 1896. — Heft 481.

Inhalt.



Michelangelo: Moses.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie in Dornach i. E., Paris und New-York.)





Lore Fay.

Erzählung
von
Sophie Junghans.

I.

Der Garten des kurfürstlichen Rates, des Herrn Emmerich Bube, lag vor der Stadt Hannover, zwischen dieser und dem Dorfe Linden, und am heiligen Pfingsttage — man schrieb das Jahr des Herrn siebzehnhundertundacht — hatte sich nach dem zweiten Kirchgange die ganze Familie des Rats hinausbegeben.

Sonnendurchleuchtet stand hinten im Grasgarten die Apfelblüte, ganze Massen von zartrötlichem Weiß, und darunter lag der warmdurchflimmerte Dämmer, in dem die Stämme aus dem hohen Grase tauchten; aber mit all ihrer Anmut war das doch nur die geringere Region des Lustgartens. Diesen letzteren Namen verdienten und führten hauptsächlich die französisch angelegten Partien desselben, schön gezirkelte Arabesken von fußhohem Buchsbaum, kräftigen Zeichnungen gleich auf buntem Kiesboden, lustig prangende Tulpenbeete dazwischen, jetzt, in dieser Jahreszeit; Taxuswände, nach dem Lineal beschnitten, auch zu Rotunden gezogen, in denen angenehme Sitze standen. Vasen von Sandstein, über mannshoch auf den Sockeln, dienten ferner zur Zierde, und nicht zum mindesten ein paar Statuen aus demselben Material, die schlecht und recht das darstellten, was der Steinmetzmeister sich unter Göttinnen des Altertums gedacht hatte. Waren die Figuren aus diesem Grunde nicht griechisch und nicht klassisch, so waren sie dafür desto einwandfreier in den Augen des kurfürstlichen Rates und seiner Frau und der meisten Besucher des Gartens, und das war die Hauptsache.

Wenn etwas die glücklichen Lebensumstände des kurfürstlichen Rates so recht bezeichnete, so war es der Besitz des Gartens, der für eine Sehenswürdigkeit galt. Eines derartigen Eigentums außerhalb der Stadtmauern rühmte sich damals auch nicht ein Bürger von Hannover neben ihm. Ja, im allgemeinen wäre auch ein solcher Besitz jenseit des Schutzbezirkes der Stadtthore, die allabendlich geschlossen wurden, gar nicht wünschenswert gewesen. Wer anderes wohnte denn zu jener Zeit vor den Thoren der Städte als nur armes und geringes Volk, Gärtnersleute noch im besten Falle, meist

aber Betreiber solcher Hantierungen, die sich in das städtische Wesen nicht fügen wollten, zunftlos und verachtet waren.

Mit diesem Lustgarten aber war es ein anderes. Fürsten pflegten sich dergleichen zu halten, und von einem fürstlichen Gönner und Herrn, dem ersten hannoverschen Kurfürsten, Ernst August, hatte Sekretarius Bube diesen Garten für geleistete Dienste zum Geschenk erhalten.

Ein kluger Herr und ein kluger Diener waren sie beide zusammen gewesen. Als Bischof von Osnabrück hatte der eine angefangen, als Rentamtsschreiber der andere, der dann aber dem damals noch geistlichen Herrn in seine Privatkanzlei überlassen worden war, blutjung noch, aber das that nichts: der Bischof hatte sich auf seine Leute verstanden. Mehr als ein Menschenalter war es nun auch schon her, daß der hochwürdige Bischof hatte weltlich werden müssen und in die Stelle seines ohne Erben verstorbenen Herrn Bruders, des Herzogs von Kalenberg-Göttingen, einrücken. Und seinen geheimen Kanzlisten Bube ließ er da einen in seiner Art fast ebenso großen Schritt ins Weltliche thun, indem er ihn unter dem einfachen Titel eines Sekretarius zum Domänenverwalter seines Herzogtums machte. Und Herr und Diener verwalteten ihre Domänen gut, sich selber zum Nutzen, anderen aber auch nicht zum Schaden. Daher denn, als Anno 1692 sich der Kurfürstenhut auf die nun längst kahlen Schläfen des Herrn Ernst August niedersenkte, er seinen alten Getreuen ganz in seine Nähe zog. Bube wohnte nun als kurfürstlicher Rat und Beisitzer des Schatzkollegs — wie die Ständekammer genannt wurde — in Hannover. Das Vertrauen des kalenbergischen freien Landbesitzes trug ihm nun schon seit Jahren dergestalt seine Vertretung auf. In die Zeit der Übersiedelung nach Hannover fiel jener vorzügliche Gunstbeweis des Kurfürsten Ernst August, das Geschenk des Lustgartens. Der alte fürstliche Herr war nun schon seit einer Reihe von Jahren tot, aber sein Nachfolger ließ den brauchbaren Diener in all seinen Ämtern und Würden.

So viel für die Geschichte des Gartens, in dem der kurfürstliche Rat und seine Gattin, eine stattliche Gestalt, jetzt im Gespräche umherwandelten. Sie gingen, in ihrem festtäglichen Putz, einen gemessenen Promenadenschritt auf den sauberen Wegen. Zierlich, sogar hier im vertrauten Eigenen, hielt der Herr Rat seinen betroddelten Spazierstock in der Rechten, fast wie eine überlange Schreibfeder, indem er das spitz zulaufende Ende immer ein wenig schnörkelnd auf den Kies niedersetzte. Man erwartete Besuch, und der würde eine Ehre und ein Vergnügen sein; ein Vergnügen schon, den Garten bei diesem Frühlingswetter in schönster Ordnung und mit seinem prächtigen Tulpenflor vorweisen zu können. An einem etwas versteckten Platz, in der Taxusrotunde, stand schon der Tisch für eine leichte Kollation gedeckt; eine junge Person hatte das besorgt und ging noch immer ab und zu, ihr Werk vervollständigend, und der Rat beaufsichtigte sie dabei von weitem, denn er rief ihr hier und da ein kurzes Wort der Rüge oder der Erinnerung zu bei der Art, wie sie Geschirr und Gläser hinstellte.

Eben klangen die Schläge einer Turmuhr deutlich von der Stadt herüber. „Da, vier Uhr von der Schloßkirche; mich dünkte, der Herr Kriegsrat könnte hier sein," sagte Frau Bube unzufrieden.

„Der Herr Kriegsdirektor," verbesserte der Gatte zunächst. „Ich empfehle dir an, das nicht zu vergessen, mein Kind, denn mit dem Titel hat es insofern eine besondere Bewandtnis, als unser gnädigster Herr denselben, der seit fünfundzwanzig Jahren erloschen war, für unseren Freund jetzt zu seinem Amtsjubiläum erst wieder erneuert hat. Ein ausgezeichneter Gnadenbeweis, wie in die Augen springt. Aber dies alles ist dir von mir doch schon einmal umständlich erzählt worden."

„Nun, man verspricht sich auch einmal," meinte die Rätin ungnädig; brummig, hätte man sagen können, wie denn ihr hübsches dunkles Gesicht gerade nicht die Züge gewohnheitsmäßiger guter Laune trug, sondern eher nach dem Gegenteil aussah.

Hinten aus dem Garten waren schon ein paarmal Kinderstimmen erklungen, vereinzelte Laute, auch wohl ein Ansatz zu lustigem Geschrei, bei dem das Elternpaar jedesmal mißbilligend die Brauen zusammengezogen hatte, besonders der Vater, der sich

denn auch strafenden Blickes zu jenem tischdeckenden Mädchen wandte, wenn sie gerade in Sicht war, als mache er sie für die Ungehörigkeit verantwortlich. Im Grasgarten, durch mannshohe Hecken von den vornehmen Anlagen vorn getrennt, stand ein Gartenhaus, das hauptsächlich einen Raum mit einer Feuerstelle enthielt. Hier konnte sogar eine ländliche Mahlzeit bereitet werden, und mit Gemüseputzen beschäftigt saßen da an der Hauswand im Schatten der Bäume zwei Dienerinnen, eine alte und eine junge, und hüteten zugleich die Kinder.

Eine noch recht jugendliche Familie für den Fünfziger da vorn im Garten, das älteste naseweise Mägdlein etwa sechsjährig, und zwei kleine Buben, der jüngste noch im Fallhut. Sie stellten aber so, wie sie da waren, seine ersten und bis jetzt letzten Sprossen dar, denn der Herr Rat war erst spät zum Ehestande geschritten. Ein strenges elterliches Verbot mochte die Kinder hier auf den Gras- und Obstgarten beschränken, damit sie vorn in den gezirkelten Wegen kein Unheil anrichteten. Sie waren aber schwer zu halten: sie gehörten, die beiden älteren wenigstens, das kleine war noch so ziemlich im Molluskenzustand, zu der Art von Kindern, bei denen die ceremonielle Steifheit in Gegenwart der Eltern hinter dem Rücken derselben in lebhafte Ungezogenheit umschlug. Die beiden Mägde mit ihren beschäftigten Händen hatten ihre Not mit ihnen. Der Bube verlangte ungebärdig nach der Person, die im Heiligtum des Lustgartens vorn in der Rotunde zu thun hatte, und seine Schwester vermehrte neckend und höhnend seine Ungeduld und die Schwierigkeit, ihn zurückzuhalten.

„Der Bengel ist ja heute rein des Teufels," sagte das jüngere Mädchen endlich, derber, als man ihrem zierlichen Persönchen zugetraut hätte. Sie war sehr nett in ein ausgeschnittenes Mieder, leicht gebauschtes Röckchen und Stöckelschuhe gekleidet; stellte sie doch, erst kürzlich in den Dienst gekommen, mehr das Kammermädchen der Rätin als etwas anderes vor. „Schweig du mit deiner Lore!" fuhr sie auf den Knaben los. „Sie deckt den Tisch, sonst wäre sie nicht in der Herrlichkeit da vorn, und mit zur Tafel setzen wird sie sich so wenig wie unsereins, so hoch sie die Nase auch trägt. Was der Junge nur an ihr hat," fuhr sie vertraulicher zu der älteren Magd fort. „Die Worte läßt sie sich abkaufen; ein Gesicht zieht sie stets, wie der Küster beim Leichenkondukt, eure Lore —"

„Du dürftest auch Mamsell Lore sagen," wies die ältere, einfachere Magd das schnippische Zöschen zurecht.

Aber die lachte dreist. „Ja, ihr habt eine Art Respekt vor ihr — ich nicht — woher käme mir der? Von uns hält sie sich apart, aber zur Familie der Herrschaft gehört sie doch auch nicht —"

„Doch, doch —"

„So, so?" Die Junge hielt den Kopf auf die Seite und verstellte ihre braunen lustigen Augen zum Ernst. „In die Kirche läuft sie alle Sonntag, Stine — man muß ja wohl hier — und des Lügens schämt sie sich nicht! Zur Familie? Wahr und wirklich zur Familie des großmächtigen Herrn Rats und der großmächtigen Frau Rätin? Da, jetzt schweigt sie" — die ältere hatte in einer Art Verlegenheit allerdings nicht gleich geantwortet — „und ich, ich bleibe dabei: daß die mehr ist als ich, soll mir erst einer beweisen!"

„Jetzt hör auf, das ist nichts für die Ohren hier," sagte die verständige Stine, immer noch mehr überredend als geradezu scheltend freilich, und mit einem Blick auf die kleine Sophie, die dicht vor ihnen stand, das drollig verjüngte Abbild einer Dame, auf ihren Stöckelschuhen, und mit ungemessener Neugier in jedem Zuge des stumpfnäsigen Gesichtchens. Jetzt gingen ihre Augen blitzschnell von der einen zur anderen, mit einer unkindlichen Lebhaftigkeit und triumphierendem Ausdruck, und so rief sie dem jüngeren Mädchen zu: „Du, Rosette, ich sag dir was! heute abend sag ich dir was, ja, ja!" und damit hüpfte sie trotz der Stöckelschuhe und des langen Röckchens behende davon.

Vorn im Lustgarten hatte sich indes die Scene verändert; der erwartete Besuch war in Sicht gekommen. Ihn gewahren und der Tischdeckerin ein Zeichen geben, war bei dem Herrn Rat Bube eins. „Geschwind, die spanische Wand vor," bedeutete er aus der Ferne mehr mit Gebärden als mit Worten

sie, die auf diese letzte Weisung vorbereitet war. Denn nun schob sich innen vor den Eingang zu dem Taxusrund ein schön verzierter hoher Wandschirm, durch den für den Blick ein völliger Abschluß des Inneren mit der Tafel bewirkt wurde. Die Rotunde mußte noch einen Ausgang haben: seitwärts wurde die graue Gestalt des Mädchens auf einen Augenblick sichtbar und verschwand auch gleich zwischen den Taxusgängen.

„Mein verehrter Freund, welches Vergnügen, welche Überraschung!" Damit eilte indessen der Rat, so schnell es sich mit seinem gemessenen Anstande vertrug, seinem Gaste nach dem Garteneingang entgegen. Umständliche Begrüßungen erfolgten. Dem Neuangekommenen, dem Kriegsdirektor Senftenau, hatten ähnliche Lebensumstände ein ähnliches Gepräge wie dem kurfürstlichen Rat, seinem Freunde, gegeben. Beider gewichtige Häupter bedeckte die schwarze, zu beiden Seiten des Antlitzes bis auf die Schultern breit niederfallende Lockenperücke; bei beiden füllten ansehnliche Gliedmaßen den stattlichen Galaanzug aus. Der Rat war etwas hagerer und zierlicher; der Kriegsdirektor Senftenau größer und beleibter; in dem starken, vollen Antlitz trat besonders die Nase kräftig hervor. In jeder Bewegung drückte sich bei beiden die Würde des vielvermögenden Beamten aus. Auch auf die Rätin schien nicht wenig von dieser letzteren übergegangen, doch hatte sie offenbar das Bestreben, dem Gaste gegenüber die junonische Strenge durch anmutige Freundlichkeit zu mildern.

Senftenau, das Anerbieten eines Sitzes einstweilen ablehnend, war dafür mit Lebhaftigkeit auf den Vorschlag, zunächst den Garten durchzupromenieren, eingegangen. Zu seiner Rechten schritt natürlich Frau Bube. Senftenau war nicht allein gekommen; ein junger Mensch von bescheidenem Auftreten begleitete ihn. Senftenau hatte schon wiederholt versucht, dieses Subjekt, das die Rätin ohne weiteres für einen Schreiber von ihm hielt, ihr mit Namen bekannt zu machen, sie hatte aber seine Absicht bis jetzt stets vereitelt. Es war recht eigentlich Hochmut von ihr; sie wollte auf diese Weise den Abstand zwischen sich und einem solchen armseligen Federfuchser gebührend hervorheben. Dadurch war der letztere nun ihrem Gatten gesellt worden, und der Rat, klüger und vorsichtiger als seine Frau, hatte es mit seiner Würde zu vereinbaren gewußt, dem jungen Menschen nicht nur eine Ansprache zu gönnen, sondern es auch, streng innerhalb der Respektsgrenze natürlich, die zwischen ihm und jenem herlief, zu einer Art Unterhaltung kommen zu lassen. Das hatte bis jetzt zehn Minuten gedauert, und während derselben hatte der Rat den Fremden schon zwei-, dreimal wie verwundert von der Seite angesehen, jedesmal nach einer Antwort, die er von dorther auf eine seiner herablassenden Bemerkungen erhalten hatte.

Nicht daß der Schreiber sich etwa ungeziemend ausgedrückt hätte — er sprach ein auffallend reines Deutsch gewandt und sehr höflich. Aber gerade diese höfliche Gewandtheit und die Respektsfloskeln! weniger davon wäre mehr gewesen. So gar nichts von verlegener Scheu neben dem großen Manne hier! Jeder der raschen Seitenblicke Bubes hatte den Mienen seines Begleiters nach einem „allerunterthänigst aufzuwarten" und dergleichen gegolten. Das klang von dem hier beinahe wie — ja, war denn der Gedanke auszudenken? — wie wenn er seinen Scherz mit der Sache triebe!

Nein, der Rat beseitigte den seltsamen Argwohn wieder. Das Gesicht des jungen Menschen drückte allemal, wenn das Auge des Hochmöglichen ihn streifte, den geziemenden Ernst aus. Es war, so von der Seite gesehen, ein Gesicht von eigentümlich klar gezeichnetem Umriß, besonders der unteren Partie, der Nasenöffnung, der Lippen und des Kinnes; ein Gesicht von etwas fahler, aber nicht kränklicher Färbung. Dazu eine wohlgebaute schlanke Gestalt und durchaus nichts von schreiberhafter Engbrüstigkeit. Der Fremde trug sein eigenes schönes braunes Haar unter einem runden Hute. Und diesen Hut sah der Herr Rat Bube sich jetzt zufällig etwas genauer an und gewann die Überzeugung, daß der Hut ganz gewiß nicht in Hannover gekauft worden sei.

Vor dem großen Tulpenbeete fanden sich die vier Personen wieder zusammen; Senftenau war mit der Dame stehen geblieben, um seinen Freund hier zu erwarten. Es wäre aber auch nicht möglich gewesen, ohne

weiteres hier vorüberzugehen, so auffallend und einzig in seiner Art war der Anblick dieses, man hätte sagen können kichernd bunten Tulpenflors. Das unruhige Ineinanderspiel der seltensten, ja noch gar nicht dagewesenen Farben bei dem Einerlei in der Form der gleichmäßig steif gestreckten Kelche — in Wahrheit, das Auge konnte sich nicht satt sehen an dem bunten Wunder, und das Herz des verständnisvollen Tulpenzüchters nun gar mußte hoch aufklopfen vor Entzücken.

Man äußerte sich denn auch in diesem Sinne, aber mitten in der Bewunderung ergriff der Kriegsdirektor Senftenau seine Gelegenheit, den Begleiter nunmehr seinen Gastfreunden bekannt zu machen; es war beinahe, als ob er dem jungen Manne die Möglichkeit geben wollte, gerade zu dem Tulpengespräche auch sein Scherflein beizutragen. „Gestatten mir die werte Dame und der hochgeschätzte Herr und Freund —" begann er, aber viel klüger waren der Freund und die Dame nach Beendigung der Vorstellung des Fremden auch nicht. „Monsieur Herbert" nannte ihn der Kriegsdirektor, „einer meiner — ahem — meiner Kanzleibeflissenen, kürzlich zugereist, und der sich in der Welt schon einigermaßen umgethan hat. Solche Tulpen aber sind Ihnen, lieber Herbert, wohl schwerlich schon vorgekommen, denn der Herr Rat Bube erhält immer das Neueste und Seltenste."

Das lehre ihn der Augenschein, sagte Monsieur Herbert; hier seien lauter Prachtexemplare. „Hier diese — Königin Anna, dächte ich, oder ist es Mynfrouw Terstegen? — die zinnoberrot und weißlich geflammte mit den grünen Kelchspitzen — das ist in dieser Größe und Schönheit gewiß ein Unikum —"

„Wie, Sie kennen die Königin Anna, Herr —" Damit war der kurfürstliche Rat, ganz aus seiner gewöhnlichen Gravität fallend, beinahe auf den Sprecher losgefahren.

Auch dieser stutzte im ersten Augenblick bei der Frage; dann lächelte er angenehm, und nach dem kürzesten Blickwechsel mit Senftenau entgegnete er: „Ja, ich habe die Blume schon gesehen, aber der Herr Rat möge sich beruhigen — es war nicht auf dem Kontinent. Ich reiste kürzlich in England, und da — ich habe da einen alten Verwandten, und er ist ein Tulpennarr —"

Der Rat Bube überhörte die letztere Bezeichnung, die in seiner Gegenwart vielleicht nicht gerade höflich war, in dem Eifer, mit dem er ausrief: „Dann muß Ihr Verwandter in England ein sehr reicher Mann sein, denn gerade den englischen Liebhabern werden ganz ungeheuerliche Preise für diese Seltenheiten abverlangt, und sie zahlen sie auch, ha, ha, sie zahlen sie auch!"

„So, ist das Ding so kostspielig," murmelte Monsieur Herbert, wie einer, der da wünscht, eben geschwiegen zu haben.

Der Kriegsdirektor kam ihm gewissermaßen zu Hilfe, denn er ließ sich vernehmen: „Sollte da nicht eine Verwechselung stattfinden? vielleicht, daß Sie die Blume in den königlichen Gärten, die ja an Feiertagen mit Liberalität auch dem Volke geöffnet werden, gesehen haben, in Vaux Hall oder auch in Windsor?"

„Wie Sie befehlen. Ja, so wird es gewesen sein," sagte Monsieur Herbert leichthin, und wieder streifte der kurfürstliche Rat diesen seltsamen Kanzleibeflissenen mit einem raschen, forschenden Blick. Wer ihn aber geradezu anstarrte, das war die Rätin, mit dunklem Gesicht. Denn hochmütig und dumm, wie sie leider war, begriff sie dies Ganze nicht, wie man dazu kam, ihr den fremden Menschen geringen Standes daher zu bringen, und jetzt so viel mehr aus ihm machte, als sich gebührte! Gewohnt, ihren Launen nachzugeben, brach sie nun die ganze Tulpenerörterung kurz ab, indem sie dem Beete den Rücken kehrte und so den Kriegsdirektor nötigte, mit ihr weiter zu gehen. Aber sie sollte sich noch mehr zu wundern haben.

Beim Umherpromenieren durch den Garten würde man, so war es zwischen den Eheleuten verabredet, endlich wie zufällig an die große Rotunde kommen, deren Inneres ihre hohen Taxuswände verbargen. Und da hatte der Rat sich einen kleinen Scherz ausgedacht, den er auch jetzt ausführte. Er blieb stehen und sagte: „Dies Umherspazieren in der Sonne macht durstig, wie ich nicht leugnen will. Meine werten Gäste werden das an sich selbst verspüren, so gut wie ich. Sehen wir nun, ob Flora und ihre Nymphen, denen ich hier in meinem Garten

Opfer weihe, uns dafür auch ihre Gunst in etwas fühlbarerer Weise schenken als nur durch Blumenduft. Mir schwant, daß sie uns hier etwas bereitet haben!" Dabei lächelte er geheimnisvoll, trat an den vergoldeten Schirm, den er vom Eingang der Rotunde zurückschob, und enthüllte damit den Blicken die zierlich gedeckte Tafel dort. Schüsseln mit geräuchertem Fleisch in zierlichen Scheiben standen darauf, schönes weißes Brot, aber auch Konfekt und Gläser und geschliffene Flaschen, die anmutige Fassung für das Edelsteinleuchten des roten und weißen Weines.

Senftenau unterdrückte denn auch den erwarteten Ausruf des angenehmen Erstaunens keineswegs. Man trat ein und bewunderte das Geschick und den Geschmack, mit dem die eben genannten Göttinnen das Tafeldecken besorgt hatten und Vasen mit Blumen zwischen den Leckerbissen aufgestellt. Und da wußte der Kriegsdirektor es einzurichten, daß er dicht an seinen Freund Bube herantreten und nur ihm zum Gehör sagen konnte: „Hieß eine der Nymphen oder vielmehr die arrangierende Göttin selber vielleicht Lore? War es die Waise, der Sie großmütig eine Freistätte gewährt haben? Es gereicht Ihrem Herzen zur Ehre, werter Freund, mich aber würden Sie sehr verbinden, wenn Sie mir den Anblick des Mädchens heute hier verschafften. Ihnen und mir könnte in der Folge damit gedient sein. Es wird sich ja machen lassen."

„Gewiß, gewiß," versicherte der Rat, ohne freilich noch zu wissen, wie. Ja, wenn seine Frau nicht gewesen wäre, die niemals eine nur andeutungsweise gegebene Aufforderung verstand, aus Eigensinn und aus Langsamkeit im Begreifen überhaupt, und bei der, wenn sie endlich verstanden hatte, erst recht nichts auszurichten war, weil an ihr in ganz ungewöhnlichem Maße sich der Ausspruch eines klugen Beobachters bethätigte: il suffit que l'un veuille pour que l'autre ne veuille pas! Aber gleichviel, der Wunsch des Kriegsdirektors mußte pünktlich erfüllt werden. Denn diese beiden Männer standen schon seit Jahren in einem Austausche von Leistungen, von denen immer eine jede die folgende bedingte. Jeder Dienst, den der eine dem anderen leistete, wurde gethan aus Erkenntlichkeit für einen zuvor empfangenen und war zugleich eine Art Kreditbrief auf die Zukunft. Die Welt im allgemeinen brauchte davon nichts zu wissen: in ihrem Verhältnis zueinander waren sie gleichsam stets in der Erfüllung geheimer Artikel begriffen, die neben der plausiblen Freundschaft und dem öffentlichen guten Einvernehmen herliefen, und beide befanden sie sich wohl dabei.

Ob Senftenau die Waise, die sie schlechthin die Lore nannten, schon kannte, das heißt, schon gesehen hatte? Aus seiner Bitte hätte das Gegenteil geschlossen werden können, aber der Herr Rat Bube hatte darüber seine eigenen Gedanken, und er irrte sich nicht. Senftenau, der niemals vermählt gewesen war, hatte sich den Ruf eines in Bezug auf das weibliche Geschlecht äußerst sittenstrengen Mannes errungen, und gedachte vielleicht nunmehr, da er in die Jahre kam, von diesem aufgespeicherten Kapital die Zinsen zu ziehen. In Wahrheit war er ein sehr feiner Kenner weiblicher Schönheit. Kürzlich war ihm eine eben erblühte jugendliche Gestalt in bescheidenem Aufzuge aufgefallen, die er sich wunderte, noch nicht gesehen zu haben. Und noch mehr wunderte er sich, als er erforscht hatte, daß sie zum Hausstande seines Freundes und alten Kollegen, des Rats Bube, gehörte. Über ihren Namen und ihre Herkunft sich zu vergewissern, war danach ein leichtes. Und damit war der Entschluß des Kriegsdirektors in allen seinen Einzelheiten auch schon ziemlich gefaßt gewesen.

Die drei Personen nahmen an der Tafel Platz, und der kurfürstliche Rat machte in gravitätischer, aber doch gefälliger Weise den Wirt. Es war ein Amt, in welchem ihn seine Frau hätte unterstützen sollen, dafern sie es nicht ganz allein auf sich nahm, aber die Rätin saß beinahe stumm da. Man erwies ihr trotzdem höfliche Aufmerksamkeit; nun, das war sie gewohnt und wußte es nicht anders. Sie war in ihren Mädchenzeiten eine gefeierte, dunkle Schönheit gewesen, umworben und als Göttin angesungen in deutschen und sogar lateinischen Versen. Als Konsistorialratstochter, aus alter braunschweigischer Familie, hatte sie ihrem Manne eine reiche Aussteuer und einiges Vermögen und dazu den Anspruch mitgebracht, ihre gewohnte erste Rolle auch in seinem Hause

weiter zu spielen. Und der kurfürstliche Rat, wahrhaftig nicht zum zu Kreuze Kriechen angelegt, wunderte sich manchmal selbst darüber, wie wenig sie von diesem Anspruche im Laufe der Jahre aufzugeben gehabt hatte, und wie sehr er rechnen mußte mit einer Frau, die er doch geistig so völlig übersah. Das aber war es eben, und da lag vielleicht ihre Hauptstärke! Für diese schöne Körpermasse waren geistige Vorzüge nicht da, und sie vernichtete solche gleichsam in jedem gegebenen Falle zeitweise in ihrem Gegenüber, weil sie kein Organ dafür hatte. Der Klügste und Gewandteste fühlte sich selten im Vorteil gegen sie. Trotz grenzenloser Unwissenheit war sie niemals zu beschämen, so aufrichtig und naiv verachtete sie Kenntnisse und geistige Grazie an anderen; Witz und Satire prallten ab an ihrer Stumpfheit; die Ausbrüche ihrer eigenen üblen Laune und Wut dagegen konnte wohl andere fürchten machen.

Bei alledem führte der Rat gerade keine unglückliche Ehe mit seiner Frau. Er wußte sie zu nehmen, war nicht ganz leicht aus seiner trockenen Fassung zu bringen; und da sie ihm schöne gesunde Kinder gebar und je länger je träger und phlegmatischer wurde, so hielt sich mit Hilfe tüchtiger Dienstboten und der Lore der Haushalt im ganzen im erwünschten Gleichgewicht. Und heute dachte ihr Gemahl ihre offenbar üble Laune sehr wohl nutzen zu können. Frau Bube war aufgebracht über die Anwesenheit des fremden jungen Menschen, den sie als simplen Schreiber der Gesellschaft hier nicht würdig erachtete, das merkte er wohl. Um so besser, da übersah sie vielleicht das, was er jetzt thun würde. Er stand auf, als habe er bemerkt, daß etwas auf der Tafel fehle, und trat an einen schmalen Durchlaß in der Taxuswand, eine Art Seiteneingang zur Rotunde. Dort klatschte er ein paarmal in die Hände, das war das Zeichen für die Dienerinnen, dem auch nur eine von diesen antwortete, aus guten Gründen: Lore hatte bei Gelegenheiten wie die heutige ein und für allemal die Weisung, sich vor den Gästen nicht blicken zu lassen.

Das jüngere Mädchen, die Rosette, war aus dem Obstgarten herangekommen, um die Befehle des Herrn entgegenzunehmen, und gar nicht ungern. Sie war sich dessen bewußt, daß sie sich wohl sehen lassen konnte mit ihren kirschroten Busenschleifen und kleinen Füßen in den zierlichen Schuhen, mochte nun da vorn in der Herrlichkeit anwesend sein, wer da wollte!

Sehr enttäuscht kam sie nun aber zu den anderen hinter dem Gartenhäuschen zurück, nachdem der Herr Rat selber zu ihr herausgetreten war und ihr etwas ausdrücklich eingeschärft hatte. „Sie soll noch Wein bringen," sagte sie kurz und schnippisch zu Lore. „Ja Sie, Mamsell — starre Sie mich nur an! Vornehme Leute müssen vornehm bedient werden, wie es scheint."

Das junge Frauenzimmer, welches sie Lore nannten, mochte an solche Zungenstiche gewöhnt sein und sich zur Regel gemacht haben, dergleichen nicht zu beachten. Mochte auch sie sich über die ungewöhnliche Aufforderung wundern, sie schickte sich an, derselben nachzukommen. Aber da war eine Schwierigkeit. Der gute Rhein- und Moselwein, dessen der Rat einen Vorrat im Keller hatte, war auf große Steinkrüge gezogen; Glasflaschen waren damals ein Luxus, und die aus geschliffenem Krystallglase, die der Haushalt vermochte, prunkten eben alle auf der Tafel, wie sie wohl durften. Lore ergriff also einen der zum Nachfüllen bereit stehenden Krüge — und es war so viel, wie sie tragen konnte — und ging auf die Rotunde zu.

Sie dachte nicht anders, als der Rat werde ihr entgegenkommen und außer dem Gesichtskreise seiner Gäste eine Flasche neu füllen wollen. Da sie ihn aber nicht sah, vermied sie wenigstens den Haupteingang und gewann das Innere der Rotunde durch jene sinnreiche Seitenöffnung, die man von innen kaum merkte, da die Taxuswände sich hier coulissenartig voreinanderschoben und einen schmalen Durchlaß nur freigaben. So konnte es kommen, daß niemand von der Gesellschaft sogleich ihr Erscheinen gewahrte außer einem; der starrte aber auch wie sprachlos vor Staunen auf die grüne Wand gerade gegenüber, auf deren Hintergrunde so geräuschlos und wie durch Zauber mit einemmal diese Gestalt sichtbar geworden war. Ein Mädchen in einem bescheidenen grauen Rock und Mieder, mit weißem Busentuche, halb und halb wie eine Dienende ge-

kleidet, jugendschlank wie Hebe, mit einem rührenden Ernst um den sanft geschlossenen Mund und in den reizenden Zügen. Alles an ihr im Zwang herber Einfachheit; nur das reiche dunkelblonde Haar wollte sich diesem nicht fügen und bewirkte das Gegenteil dessen, was offenbar der ganze Anzug sollte — es zog unwiderstehlich die Blicke an.

Bis sie die Augen aufschlug, und dann war dem empfänglichen Blicke ein anderer Weg gewiesen, und den hatte nun das Augenpaar gefunden, welches bisher staunend die ganze Erscheinung in sich getrunken hatte. Merkwürdige, leuchtende Augen auch diese letzteren; der hervorstechendste Zug in dem ganzen, etwas fahlen Gesicht, dem des Monsieur Herbert nämlich. Dieser war es, der Lore zuerst und ein paar günstige Sekunden lang auch allein von allen Anwesenden entdeckt hatte.

Sie hatte ihn endlich wieder angesehen und schien betroffen durch seinen Anblick, wie er durch den ihren, aber auch wie im Bann gehalten. Das dauerte kurze Zeit, dann beschattete wieder ein tiefer Ernst ihr Antlitz, und nun trat sie auch weiter vor, fast als wollte sie stolz einer Heimlichkeit ein Ende machen. Da klirrten die Gläser auf dem Tische, das feine Damasttuch verschob sich, mit solcher Heftigkeit hatte Frau Bube ihre große weiße Hand darauf gelegt. „Was heißt das, Emmerich?“ fragte sie mit entstellter Stimme. „Was geht heute alles vor? Seid ihr sämtlich verrückt?“

Daß der Erscheinung des Mädchens die Worte galten, konnte niemand bezweifeln. Die Verlegenheit wäre peinlich gewesen, wäre nicht der Kriegsdirektor selber seinem Freunde rasch zu Hilfe gekommen. „Bitte, bitte, mein Kind, nur nicht heftig,“ hatte der Rat etwas kleinlaut zu seiner grollenden Juno gesagt. „Ich dachte, Lore besorgte das am besten —“

„Und ich bin meinem werten alten Freunde sehr dankbar,“ fiel Senftenau sogleich mit Bedeutung ein. „Wie, meine verehrteste Frau, warum sich seiner Tugenden schämen? Wohlthaten im Verborgenen üben, ist zwar das Zeichen eines edlen Gemüts, vor den alten Freunden des Hauses aber sich dazu zu bekennen, nimmt ihnen nichts von ihrem Werte — es kann ihn erhöhen, indem es Nacheiferung erweckt.“

Während seiner Rede hatten seine Augen unverhohlen immer wieder das Mädchen gesucht; war sie doch der Gegenstand derselben, wie die Wissenden wohl verstanden. Und der bewundernde Blick des Ehrenmannes, indem er auf ihrer Gestalt zu weilen schien, brauchte sich nicht zu scheuen: ging er doch eigentlich ins Abstrakte; vor dem geistigen Auge stand gleichsam leibhaftig der Edelmut, der sich dieser hilflosen Verlassenen einst angenommen und sie zu dem, was sie jetzt war, etwas dem ehrbaren Auge entschieden Wohlgefälliges, herangepflegt hatte! „Komme Sie her, mein Kind,“ fuhr er in demselben Tone leichter Salbung fort, und da das junge Frauenzimmer die Aufforderung gar nicht zu hören schien und den Sprecher nur mit einem stolzen Blicke maß, ging er seinerseits auf sie zu, unentwegt in seiner guten Absicht, ja er wiederholte: „Komme Sie her,“ indem er sich ihr näherte. „Sie heißt Lore? Lore“ — ein Räuspern an Stelle des weiteren, des Familiennamens — „ja, ja, ganz recht. Nun, Lore, Sie hat einen wohlwollenden Freund auch an mir, und ich hoffe Ihr das zu beweisen.“

War sie stumm? dachte bei sich Monsieur Herbert, der ein ganz hingenommener Zeuge dieses Auftritts gewesen war. Kein Wort kam über ihre schönen Lippen, die sie nur fester aufeinander legte, während Senftenau sprach, und es trat einmal wie der Ausdruck fast wilder Scheu in ihre Augen. Nun, diesen konnte Herbert sich allenfalls erklären bei einem jungen Weibe, dem sein ehrenwerter Gönner Senftenau allzu ausdrücklich Wohlwollen und Schutz verhieß. Wie ein Anachoret wenigstens sah der Kriegsdirektor mit den vollen starken Zügen und lebhaften Augen nicht aus.

Aber jetzt horchte Herbert auf: die Stumme war es nicht mehr, sie hatte gesprochen. „Hier ist der Wein, Herr Pate —“ Mit einer Stimme, sanfter als Herbert sie von dem stolzen Munde erwartet hatte. Aber kein Zeichen der Erwiderung, auch nicht das kleinste, auf die gnädigen Worte des Kriegsdirektors. Dieser schien das wohlwollend zu übersehen; seine Mienen sagten deutlich, schüchterne Unbeholfenheit sei im Falle dieser jungen Person begreiflich genug. Als der Rat Bube ihr den Krug abnehmen

wollte, trat Senftenau hinzu und hob ihn auf. „So schwer! tausend, Sie ist ja recht kräftig, mein Kind,“ scherzte er.

„Ja, das ist die Lore, kräftig und gesund, und stets tüchtig beim Zugreifen,“ wagte nun auch der Rat zu loben, trotz der dunklen Mienen seiner Frau. Lore sah wieder aus, als sei sie stumm und taub dazu, aber sie half geschickt die Krystallflaschen frisch füllen, und jede Bewegung dabei hatte ihre Anmut.

Jetzt goß Senftenau die Kelchgläser in der Runde voll und reichte — mit einer Verbeugung nach der Rätin hin — eines davon dem Mädchen! „Ihre Beschützer gestatten es, mein Kind, und ich bitte darum; trinke auch Sie uns nun aus dem Weine zu, mit dem Sie den Tisch versorgt hat.“

Lore zögerte einen Augenblick; sie sah die übrigen nach den Gläsern greifen, mit Ausnahme der Rätin. Da nahm sie aus Senftenaus Hand den Kelch, was er nicht geschehen ließ, ohne ihre Finger dabei zu berühren; während sie ihn aber leicht an die Lippen hob, suchten ihre Augen, wie magnetisch gezogen, die des jungen Fremden und fanden sie, und beide tranken, die Blicke ineinander getaucht. Es war wie ein Blitz plötzlichen Einvernehmens und ging blitzgleich vorüber, so daß beide sich gar nicht fragten, ob das Seltsame von den anderen bemerkt worden sei; es war ihnen gleichgültig.

Man war im Begriff sich zu setzen; Senftenau rückte einen der schönen weißlackierten Rohrstühle neben sich und sah das Mädchen an. Würde er die Sache so weit treiben, sie hier zum Sitzen aufzufordern? Nein, das durfte nicht sein; Rat Bube gab seinem Freunde einen Wink, weiter konnte er für seine Frau nicht einstehen, die schon jetzt sich kaum von einer ärgerlichen Scene zurückhielt. Und so ließ man Lore stillschweigend entschlüpfen; als alle wieder um den Tisch Platz genommen hatten, war sie nicht mehr da.

Die Laune der Rätin verbesserte sich dadurch freilich nun nicht mehr. Sie saß da wie eine Wetterwolke; suchten Senftenau oder ihr Gemahl sie in das Gespräch zu ziehen, so gab sie knapp Antwort, ihrem Manne wenigstens. Einmal schwieg sie ganz auf eine Frage, die er an sie gerichtet hatte. Monsieur Herbert sah sie heimlich belustigt an; es war doch eine seltsame Komödie, die ihm da vorgespielt wurde, durch Menschen, von deren Dasein er noch gestern kaum gewußt hatte. Ihn selber übersah Frau Bube am Tische so vollständig, als ob er Luft gewesen wäre, daß sie ihn aber nicht vergessen hatte, sollte er gleich erfahren. Die Nachmittagssonne begann ihre Strahlen gerade durch den Eingang der Rotunde fallen zu lassen; sie flutete jetzt so blendend herein, daß die Herren auf ihren Plätzen rückten. Der kurfürstliche Rat hatte das herrliche Wasser des Ziehbrunnens hinten im Garten gerühmt; jetzt, da die heißen Sonnenpfeile eindrangen, stand man auf, um die Tafel und die Sitze in den Schatten zu ziehen, und „das Wasser müssen Sie kosten!“ sagte dabei der Rat zu den Herren; er selber hatte höflich geschäftig ein paar Rohrstühle ergriffen. Da brach Frau Bube ihr Schweigen. „Das laß doch den Schreiber da machen,“ sagte sie laut und nachdrücklich zu ihrem Manne. „Und auch eine Kanne Wasser kann er uns holen.“

Ein verlegenes Räuspern des Rats, womit er zu spät die Worte verdecken zu wollen schien. In flüchtiger Betroffenheit und mit einem ganz eigenen Ausdruck sah Senftenau seinen Begleiter an, dieser aber schien ein Lächeln zu verbeißen. „Gern stehe ich zu Diensten,“ rief er, jetzt mit einem gewissen spöttischen Übermaß von Beflissenheit sich an dem Rücken der Möbel beteiligend. Und das vom Wasserholen ließ er sich nicht umsonst gesagt sein. „Ich werde irgendwo doch ein Gefäß finden?“ — er stand schon am Eingang der Rotunde.

„Aber ich muß Ihnen doch zeigen —“ Damit wollte sich der Rat ihm anschließen. Und dieser Mensch legte ihm leicht die Hand auf den Ärmel des Staatsrockes, dem kurfürstlichen Rat, wie einem Gleichstehenden, und wehrte mit höflicher Bestimmtheit: „Nein, bitte, das ist durchaus nicht nötig; ich besitze die Gabe, mich überall zurecht zu finden —“ Unverschämter, wer fragte danach! — und der Kriegsdirektor Senftenau stand dabei und that nichts, um solche Überhebung in ihre Grenzen zurückzuweisen! Monsieur Herbert, den sein Instinkt allerdings merkwürdig sicher zu leiten schien, entfernte sich auf dem richtigen Wege nach dem Grasgarten, wo

er wahrscheinlich diejenigen zu finden dachte, die ihm zu dem trefflichen Wasser des Ziehbrunnens verhelfen würden.

* * *

Jetzt mußte es scheinen, als sei unter den drei in der Laube Zurückgebliebenen irgend eine Erklärung nicht mehr hinauszuschieben. Es geschah auch der Versuch einer solchen von seiten des Kriegsdirektors, aber merkwürdig wenig kam dabei heraus. Sei es, daß die beiden alten Kollegen einander ohne viele Worte verstanden, und das Unternehmen, die Rätin zu einem Verständnis zu bringen, als hoffnungslos unterblieb, oder sparte sich Senftenau die Hauptsache für späteres Alleinsein mit dem Rat und ließ die liebenswürdige Dame absichtlich im Dunklen, genug, er gab nur zu verstehen, ein gewöhnlicher Schreiber sei dieser junge Mann denn doch nicht. „Ausländer?“ warf der kluge Rat hin. Sie sahen einander an.

„Ja—a,“ entgegnete Senftenau gedehnt, als ob es da zwischen einem Nein und einem Ja ein drittes geben könnte. „Monsieur Herbert hat zwar einen Teil seiner Ausbildung in Deutschland empfangen, und seine Sprache läßt ihm kaum etwas anmerken; das Deutsche scheint ihm so geläufig wie uns; er ist aber eigentlich — hem — Engländer.“ Dieses letzte mit so wenig erhobener Stimme gesprochen, daß es Madame Bube nicht zu hören brauchte, wenn sie nicht gerade die Ohren spitzte. Und dies zu thun wäre sehr wenig im Einklang mit ihrer zur Schau getragenen Gleichgültigkeit gegen den sogenannten Schreiber gewesen. Ob es dennoch geschehen war, mag dahin gestellt bleiben.

Engländer — das Wort hatte damals einen eigenen Klang in Hannover, wenigstens für diejenigen, die dem Hofe nahe standen. Auf dem Throne von Großbritannien saß eine jetzt ganz kinderlose Stuart, die nichts für die Zurückberufung ihres Bruders, des Prätendenten, vermochte. Starb Königin Anna, so würde sich — vielleicht! — dort eine große Veränderung vollziehen und keine Familie so nahe berühren wie das jetzige Haus Braunschweig! Etwas davon lag seit einigen Jahren in der Luft. Und so mochten denn diese beiden gewichtigen Herren ihre Perücken gegeneinander neigen und sich bedeutsam ansehen; ein Engländer hier in Hannover, den höheren Kollegien empfohlen, war etwa wie ein Brief mit einem verheißungsvollen Amtssiegel, verschlossen noch, den einer dem anderen weiter zu geben hatte.

Monsieur Herbert war indessen, durch den von ihm gerühmten Ortssinn geleitet, in den Obst- oder Grasgarten gelangt und hatte dabei seine scharfen Augen und Ohren so gut gebraucht, daß er die Nähe des Gartenhäuschens, vor dem die plappernden Mägde und Kinder saßen, vermied. Das Gras war hoch, und die Äste der Apfelbäume hingen tief herab; unbemerkt von jener Gruppe schritt er seitwärts auf einem schmalen feuchtschattigen Wege an der Gartenmauer entlang auf die noch schattigere Tiefe des Gartens zu. Es war aber kein dumpfer, moderiger, sondern ein sonnendurchschimmerter Schatten unter den uralten Obstbäumen, und hier gewahrte der junge Mann das Rund einer niedrigen Mauer überragt von schwärzlichem Gebälk, von dem die Kette herabhing — der Ziehbrunnen, wahrhaftig — als ob ich ihn wie ein Kamel in der Wüste aus der Ferne gewittert hätte, sagte er halb lachend zu sich. Dann aber verschwand das Lächeln von seinem Gesicht, um einem anderen gespannten Ausdruck Platz zu machen. Alles an ihm war plötzlich Nerv und Aufmerksamkeit, wie bei einem edlen Jagdhund etwa, und der Vergleich paßte auch sonst nicht schlecht auf die schlanke Gestalt mit den sehnigen Gliedern. Leicht, kaum vernehmbar, war in der Nähe ein Schritt gefallen, aber er hatte ihn doch gehört; er sah jetzt aus, als könnte er hören, wenn die Gräser am Wegrande sich umbogen. Und nun geschah das Übrige; das graue Kleid schien durch das Laub und dann war das ganze Mädchen da, war von der anderen Seite zum Brunnen gekommen und stand ihm gegenüber.

Und wie sie ihn jetzt ansah, tief ernst und gespannt weit eher als schüchtern, da war Monsieur Herbert mit einemmal nicht spöttisch überlegen mehr. Er ging rasch um den Brunnen herum, und sie waren dicht beieinander. Er brach das Schweigen; als

könne es nicht anders sein, nahm er ehrerbietig ihre Hand und führte sie an seine Lippen. „Mademoiselle, ich bin beglückt, Sie anzutreffen," sagte er dabei. Sie erwiderte nichts auf seine Worte, aber sie hatte ihn ihre Hand ruhig nehmen lassen, und eins bemerkte er wohl: der ehrerbietige Ton, den er angeschlagen hatte, wie zu einer Person von Stande, war von ihr gar nicht beachtet worden, während er eine wirkliche Dienerin sicherlich verlegen gemacht hätte.

„Wenn Sie zu trinken wünschen — ich habe einen Krug mitgebracht; das Wasser ist klar und gut," sagte sie nun. „Soll ich den Eimer hinunterlassen?"

Das war für ihn eine Aufforderung, es zu thun. Er setzte schweigend die Kurbel in Bewegung, sie griff zu, wo es nötig war, damit der Eimer richtig im Lot hing, und nun sank er hinab unter leisem, traulichem Geräusch des Zapfens, der sich drehte, und der Kette; nun mußte er gleich unten die Wasserfläche berühren, aber ehe er es that, lag sie noch still da, dunkel klar wie ein Spiegel, und der Spiegel warf, so träumerisch und seltsam, aus der dunklen Tiefe das Bild der beiden jungen Gesichter zurück, rings emailliert von dem dämmernden Himmel über ihnen, als grüßten sie her aus einer anderen Welt, in der sie vereinigt waren.

Herbert hatte inne gehalten, die Hand an der Kurbel, und war neben sie getreten, um hinunterzuschauen. Und nun blieb er regungslos, denn eine einzige Bewegung von ihm mußte, indem sie das Gefäß die Wasserfläche berühren ließ, den Zauberspiegel trüben, das Bild zerstören. Und wie wunderbar klar war es, und wie einzig das Frauenantlitz, welches da, wie gefangen in der Tiefe, sehnsüchtig heraufblickte. Ein jähes Geräusch und unten in der Brunnentiefe ein Klatschen und plötzliches Dunkel. Rasselnd flog die Kurbel noch ein paarmal herum und rasselnd lief die Kette ab und hing still. Herbert hatte den Griff fahren und den Eimer in das Wasser sinken lassen und sich plötzlich zu ihr gewendet, die ja, Gott sei Dank, greifbar dicht neben ihm stand. Er sah sie bittend, flehend an mit seinen sonst so stolz leuchtenden Augen — auch sie schien stolz und doch hilflos zugleich, und so umfaßte er sie, leicht und immer noch ehrerbietig, und neigte sein Antlitz ganz nahe zu dem ihren.

„Was thue ich?" sagte sie da halbleise; „was geschieht mit mir, seit ich Sie vorhin zuerst erblickt habe und in Ihren Augen einen menschlichen Anteil gelesen? Ich kenne mich selber nicht mehr seit einer halben Stunde. Aber Sie mögen wissen, und wissen es vielleicht jetzt schon, daß ich eine Unglückliche bin, anscheinend beschützt hier, und in Wirklichkeit grenzenlos elend und verlassen und vielleicht bald völlig preisgegeben."

Er fühlte, wie ihr Körper schauderte. Herbert Spencer, Sohn einer rücksichtslos genießenden Zeit, war kein Heiliger, aber auch kein Schurke, und seine zarte Zurückhaltung wuchs jetzt in dem Maße, als er hier ein ungewöhnliches Schicksal ahnte und ein Wesen von ungewöhnlichen Vorzügen des Leibes und, wie er zu empfinden glaubte, auch der Seele vor sich sah. „Auch ich weiß kaum, wie mir geschieht, Mademoiselle," sagte er, und die bewegte Stimme und der Blick sprachen mit, und beredter als die Worte. „Sie zwingen mich, Sie zu verehren — Sie setzen mein ganzes Innere in Bewegung — so helfe mir Gott, wie ich alles für Sie zu thun willens bin, was ein Mann und ein Gentleman vermag."

„Sie sind Engländer?"

„Ja."

„Ein Fremder hier, der von nichts weiß." Sie sprach wie zu sich selber. „Bin ich eine Rasende, daß ich Ihnen vertrauen möchte, da Gott und Menschen mich verlassen? Und was will ich denn? Ach, mir kann niemand helfen." Jetzt sah sie ihn aufmerksam an. „Sie sind nicht reich, nicht vornehm — Ihre Kleidung zeigt es an; Sie schreiben in der Kanzlei." Etwas in ihrer Miene bewog ihn, keiner dieser Annahmen zu widersprechen; er fühlte, daß er ihr, ihrer Meinung nach, näher blieb, wenn sie ihn für einen bescheidenen Unterbeamten hielt, wie deren jetzt zuweilen welche in Begleitung englischer Emissäre von hohem Rang nach Hannover kamen. „Sie sind seit kurzem erst hier?" fuhr sie fort. „Sonst hätte ich Sie schon gesehen. Mich dünkt" — jetzt verwirrte sie sich doch ein wenig und er-

rötete, aber sie vollendete den Satz — „mich dünkt, ich würde es wissen, wenn ich Ihnen schon einmal begegnet wäre."

„Bei Gott, ich auch!" sagte er darauf. „Dies ist das erste Mal, darauf will ich wohl einen Eid ablegen, aber es kann und darf nicht das letzte Mal sein. Undenkbar! Verschaffen Sie mir eine ungestörte Zwiesprache mit Ihnen, Mademoiselle, denn hier kann ich nicht so lange, wie ich möchte, mehr verweilen, oder will es nicht, Ihretwegen, sonst ..." Er zuckte die Achseln und warf sorglos den stolz getragenen Kopf zurück, mit einer Gebärde, die sich zu einem Kanzleischreiber seltsam schickte.

Lore ging indessen mit sich zu Rate. „Wie könnte es geschehen, daß ich Sie irgendwo allein anträfe," sagte sie arglos und dabei hilflos die Hände ineinanderpressend. Man sah es: das Arrangieren von heimlichen Stelldichein war diese nicht gewohnt.

Er mochte darin mehr Erfahrung haben. „Hier im Garten vielleicht," drängte er, „in später Abendstunde?"

„Nein, spät abends kann ich nicht unbemerkt mehr aus dem Hause. Und dann: Sie vergessen die Stadtthore, diese werden mit Sonnenuntergang geschlossen, und man muß sich ausweisen, wenn man passieren will."

„Ganz recht; ich vergaß die Thore und Festungswerke dieser guten Stadt," sagte er etwas spöttisch. „Selbst ich hätte vielleicht meinen Paß nötig, um durchzukommen. Also vor Sonnenuntergang —"

„Ja, und hier." Herbert schloß die Augen halb, um ihr das triumphierende Aufleuchten derselben zu verbergen, und er lachte leicht, ein glückliches Lachen, als sie fortfuhr: „Wird es Ihnen der Mühe wert sein, den weiten Weg hier hinaus zu machen um eine Viertelstunde mit mir?"

„Es wäre mir der Mühe wert, über den Kanal gekommen zu sein um diese fünf Minuten hier," sagte er dann aber ernst genug und mit einem Ausdruck der Augen, vor dem plötzlich ihr Herz erbebte.

„So will ich morgen um drei Uhr nachmittags hier sein," sagte sie beklommen, aber entschlossen trotzdem. „Es ist Gemüse zu holen; die anderen werden die Nachmittagsglut scheuen —"

„Aber wir werden hier Schatten finden," murmelte er, sie heiß ansehend.

„Ist es Ihnen möglich, in dieser Zeit den Weg zu machen, so kommen Sie. Halten Sie sich jedoch nicht für gebunden — ich meine: wären Sie verhindert und ich müßte vergebens warten, so — nun, so geschähe es einer Person, die Schlimmeres gewohnt ist."

Mit welcher bitteren Ergebung sie das sprach! Bei aller seiner Erfahrung mit Weibern war sie ihm jetzt noch unverständlich, ein Rätsel aber, das ihn von Sekunde zu Sekunde mehr reizte. „Sie werden nicht vergebens warten, Mademoiselle," sagte er nur, und nun sprach ein fester Ernst aus den männlichen Zügen, und Lore glaubte von jetzt an der Zusage wie dem Evangelium. In schweigendem Einverständnis hatten sie sich dem Brunnen wieder zugekehrt, und das war gut. Herbert wand den vollen Eimer aus der Tiefe herauf, und gerade als sie ihn auf die Brunnenmauer gehoben hatten und Lore ihren mitgebrachten Krug daraus füllte, kam Rosette wie zufällig mit der kleinen Sophie, und mutwillige, wenn nicht boshafte Neugier sprühte ihr nur so vom Gesicht, und auch des Kindes Augen wurden groß und rund vor Vergnügen über das, was ihre skandalsüchtige kleine Seele hier ahnte, ehe sie es verstand. Rosette machte einen spöttischen Knix, den Herbert mit einem kurzen Andenhutgreifen ziemlich hochmütig erwiderte. Am ruhigsten blieb Lore: „Du wolltest wohl trinken, Sophiechen?" fragte sie freundlich. „Aber der Krug hier ist für den Herrn Vater und die Frau Mutter. Hast du keinen Becher mitgebracht?"

„Nein; uns ist auch der Durst vergangen," erwiderte schnippisch die Zofe statt des Kindes. „Komm, Sophie, wir stören hier!" und damit that sie, als wollte sie die Kleine eilig fortziehen. Diese aber folgte nur widerwillig, das Gesicht fast im Nacken, und recht ernst war es Rosette mit ihrer Hast auch nicht; sie sahen es noch, wie Lore dienstfertig den Wasserkrug nach dem Vordergarten tragen wollte und wie ihn dieser fremde Mensch ihr abnahm. „Nein, Mademoiselle, das ist meines Amtes," sagte er, „die Frau Rätin Bube hat den Schreiber ausdrücklich mit dem Wasserholen beauftragt," und alle Gei-

ster des Spottes saßen ihm dabei in den Augen. Er kam so über den Ärger hinweg, den der hämische kleine Angriff des Kammermädchens ihn hatte empfinden lassen. Für Lore natürlich, nicht für seine Person. Ihr Gesicht hatte einen Zug geduldiger Verachtung dabei getragen. Wie gewöhnt an häusliche Feindseligkeit mußte sie sein, um derselben gerade so zu begegnen, und was für eine moralische Atmosphäre herrschte in dieser Familie, in der ein Kind wie diese Sechsjährige, mit diesem komisch naseweisen Gesichtchen und mit dem verfrühten Spürsinn für allerlei Unlauterkeit aufwuchs! Zum Glück sah Herbert noch etwas anderes, ehe er Lore für heute aus dem Gesicht verlor. Sie hatten sich rasch getrennt; Lore war zurückgeblieben mit kurzem Gruß und Blick, während er sich nun entfernen mußte: das bedeutsame letzte Wort war ja schon vorher, vor diesem Einbrechen der Neugierde in die Stille des Brunnenplätzchens, gesprochen worden. Ehe er aber den Grasgarten verließ, wendete er den Kopf zu einem letzten Blicke nach ihr und gewärtig des ihren. Da mußte er gewahren, daß ihm ein Nebenbuhler um ihre Aufmerksamkeit erstanden war, und ein siegreicher noch dazu. Ein stämmiger kleiner Bursch kam durch das hohe Gras getappt, das beinahe über ihm zusammenschlug, ein hübscher Blondkopf, wie es schien. Er schrie und angelte mit den Armen nach dem Mädchen, und Lore streckte ihm die ihren entgegen und nahm ihn auf; er patschte ihr zärtlich mit den dicken Händchen ins Gesicht und umschlang dann ihren Hals und ließ sich tragen, als einer, der offenbar dieses Platzes gewohnt war. Und diese Liebkosung gewann dem Sprossen des kurfürstlichen Rates Monsieur Herberts ganzes Herz, von jetzt an für alle Zeit.

Kurz nach diesem mahnte die einbrechende Dämmerung die Herrschaften zur Rückkehr nach der Stadt; die Mägde mit den Kindern wurden angewiesen, alsbald zu folgen.

Die Rätin Bube war auf dem gemeinsamen Heimweg nicht redseliger, als sie im Garten gewesen war, und Herbert fing an, sie gewissermaßen zu bewundern. Er kam aus dem Lande der Originale, und eine Art Ursprünglichkeit war dieser Masse von hochmütigem Stumpfsinn und übler Laune nicht abzusprechen: ihm imponierte beinahe, bei einem Weibe, der Mut, so unliebenswürdig zu sein.

Aber auch der kurfürstliche Rat Bube bewies, daß er nicht der Ehesklave sei, für den man ihn nach seiner Duldung der Laune seiner Frau hätte halten können. Kurz ehe man das Bubesche Haus erreichte, erklärte er, noch eine Besprechung mit dem Kriegsdirektor zu haben, und ehe die Dame sich dessen versah, war sie, nach höflicher Verabschiedung der Herren, stehen gelassen, um die letzten hundert Schritte, bis an das schon sichtbare stattliche Haus an der Straßenecke, allein zu machen. Sobald die drei Herren in die nächste Querstraße eingebogen waren, sagte Monsieur Herbert, mit einem Lächeln seinen Hut lüftend: „Ich irre wohl nicht, wenn ich bei der Besprechung der Herren auch mich für überflüssig halte, und bitte, mich verabschieden zu dürfen.“ Augenscheinlich kam er damit der stillen Absicht der beiden würdigen Perücken entgegen. Mochte nun die verzeihliche Neugier des kurfürstlichen Rats in betreff seiner selbst, Herberts, jetzt ihre Befriedigung erfahren sollen, oder handelte es sich um ein anderes — und auch darüber hatte Herbert eine sehr bestimmte Ahnung — oder um beides zugleich, er selber war überflüssig dabei, und mit ausgesuchter Höflichkeit nahm Senftenau seine taktvolle Selbstbeurlaubung auf. Und ihm folgend, hob auch der Rat Bube jetzt zum Abschied von Monsieur Herbert den dreieckigen Hut ab, mit einem Winkel des gebogen Armes etwa dreimal so groß, als wenn es nur einem einfachen Kanzleischreiber gegolten hätte.

Die beiden Herren behielten ihren gemessenen Schritt bei, verfügten sich aber wie in stillschweigender Übereinkunft jetzt nach dem nahegelegenen Kreuzkirchhof. Es war dies kein Begräbnisplatz, sondern eine Doppelreihe schöner alter Ulmen, welche die Kirche beschatteten. Unter diesen Bäumen promenierend, innerhalb der Umfassungsmauer des Gotteshauses, waren sie völlig ungestört. Und doch hätte, als sie nun endlich begannen, die wägende Vorsicht ihrer Worte nicht größer sein können, und wenn ein Dutzend lauschender Ohren zugegen gewesen wäre. Dabei drehte sich die Unterredung keines-

wegs um diesen englischen Bevollmächtigten, der, ganz ohne amtlichen Charakter und nur an einige Vertrauenspersonen adressiert, in unauffälliger Weise die Stimmung am Hofe zu gunsten der braunschweigischen Thronfolge in England kennen lernen sollte, sondern — anscheinend nur um den Junggesellenhaushalt Senftenaus und die beklagenswerte Unordnung, in welche derselbe seit dem Absterben der bejahrten, zuverlässigen Gouvernante des Kriegsdirektors jetzt zu fallen drohte.

Mit demselben Ernst, mit dem diese Eröffnungen gemacht wurden, nahm der Rat Bube sie entgegen, etwa wie die einleitenden Züge einer Schachpartie, bei welcher vorerst nur Bauern zur Verwendung kommen. Aber solche Züge müssen auch sein; wenigstens sind die Gewohnheiten der Spieler verschieden, und zu denen, die gleich im Anfang ihre Königin vorschieben, um mit ihr zu schlagen, konnte der diplomatische Kriegsdirektor seiner ganzen Natur nach unmöglich gehören.

„Ja, ja, Sie brauchen ein zuverlässiges Frauenzimmer im Hause, wer sähe das nicht ein," gab der kurfürstliche Rat zu.

„Aber zugleich eine rüstige Person, bei der ich nicht etwa noch den Krankenwärter spielen muß, sondern die, in meinen nun allgemach heranschleichenden höheren Jahren, solche Dienste bei mir zu versehen fähig und willens ist," sagte Senftenau.

„Nun, nun, der werte Herr Freund ist dermalen noch lange nicht so weit." Damit neigte Bube die Perücke seitwärts und sah seinen Gefährten schlau an. „Sie sind in den besten Jahren, zehn Jahre jünger Ihrem Aussehen nach als nach dem Kirchenbuche. Ja, ja, ein mäßiges Leben erhält. Aber Sie haben recht, wenn Sie sich nach einer jungen Person umthun, an der Sie lange haben, für Ihr Hauswesen. Jugend und Zuverlässigkeit können überdies Hand in Hand gehen."

„Bube, Sie sind ein Mann von seltenem Verstande," sagte der Kriegsdirektor warm. „Kurfürstliche Hoheit äußerte das noch kürzlich, als sie mich mit einer vertraulichen Ansprache beehrten, wie sie das jetzt zuweilen thun. Kurfürst Georg hat ein echt fürstliches Gedächtnis; er vergißt nicht, was der Rat Bube seinem hochseligen Herrn Vater war. Und es sind überdies diejenigen in seiner Nähe, die für stete Auffrischung des Andenkens an die Verdienste langgedienter Biedermänner sorgen, sollte solches wirklich einmal nötig sein."

Bube, dem Drange seines Herzens folgend, streckte die Rechte aus der Spitzenmanschette und reichte sie seinem Freunde zu gegenseitigem Drucke. Hiernach war es nicht mehr als billig, daß er dem Kriegsdirektor wieder noch weiter entgegenkam und ihn damit gerade des Schrittes enthob, der für den anderen, das fühlte er wohl, am schwersten zu thun war. Er gerade führte den Namen, um den sich die Gedanken beider drehten, in das Gespräch ein. „Ich wüßte wohl ein Frauenzimmer, bei dem die beiden erwünschten Eigenschaften, Jugend und häusliche Tüchtigkeit, gepaart sind. Irre ich nicht, wenn ich annehme, der Scharfblick meines werten Freundes habe ihm dies schon verraten und seine Aufmerksamkeit auf besagte Person gelenkt: Lore Fay?"

Senftenau bewegte sich wie unter einem Insektenstich etwa. „Wäre doch der Name nicht," murmelte er, diesmal ziemlich selbstvergessen. „Aber freilich, dann wäre auch —" Er brach ab, Bube jedoch ergänzte bedächtig: „Dann wäre auch dieses Muster von Vorzügen des Leibes und Verstandes, diese schöne und kluge, nicht thörichte Jungfrau nicht um den geringsten Preis oder umsonst zu haben als" — er räusperte sich bedeutsam — „Haushälterin, dann hätte sie trotz ihrer Jugend Werber ohne Zahl gehabt und gewiß schon längst einem Gehör gegeben. Davor" — hier lächelte er zum erstenmal, aber es war kein gutmütiges Lächeln — „davor sind wir bei ihr sicher."

Der Kriegsdirektor griff gerade nur ein Wort aus der Rede des Rats heraus; er schien die anfänglich tastende Vorsicht nicht mehr für nötig zu halten. „Nicht umsonst," raunte er, sich voll zu seinem Gefährten wendend. „Haben Sie, Bube, mich je undankbar und vergeßlich für geleistete Dienste gefunden? Ja oder nein?"

„Nein; das bekenne ich gern. Aber ebenso freimütig bekenne ich, werter Freund, daß ich mich des Mädchens um niemandes willen entäußern würde als nur Ihretwegen.

Keinem würde ich sie sonst überlassen; warum sollte ich? Jetzt, da ich die Früchte dessen ernte, was auf sie verwandt worden ist. Sie war zehn Jahre alt, als sie in mein Haus kam, damals, da nicht einmal ein Waisenhaus sich zu ihrer Aufnahme verstehen wollte; jetzt ist sie achtzehn. Sie näht, wäscht, strickt und flickt; sie hat das und anderes noch wie von selber gelernt, denn wer hätte es nötig gefunden, sie ferner zu unterrichten? Und doch ist sie heimlich auf Bücher versessen, wie ich merke, und ihre Handschrift ist so schön, daß ich sie schon, ohne Namen zu nennen, meinen Schreibern zum Muster hingestellt habe. Das alles ist ihr angeflogen — und dann die Hauptsache, meine Kinder hängen an ihr; die Kleinen wollen nur von ihr gewiegt und getragen und eingesungen werden — in Wahrheit, Senftenau, ich weiß nicht, wie ich vor meiner Frau bestehen soll, wenn ich das Mädchen fortgebe."

Der Kriegsdirektor antwortete nicht gleich. Diese Erwägung allerdings sprang in die Augen — eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit — für jeden, der die Rätin Bube kannte. Senftenau überlegte und, wie er in solchen Fällen zu thun pflegte, er drückte den silbernen Griff des spanischen Rohres fest gegen die Lippen. Es sah aus, als hielte er sie zu, damit ihnen kein anderes als ein wohldurchdachtes Wort entflöge. Und doch war das nächste, was er sprach, ein Scherz, denn sein Ernst konnte es doch nicht sein, als er lächelnd hinwarf: „Wenn es sich die werte Frau Gemahlin in den Kopf setzte, eifersüchtig zu werden auf jene junge Person, dann wäre sie gewiß gleich bereit, sie ohne weiteres aus dem Hause zu thun."

„Eifersüchtig!" Der Rat Bube hatte es ausgerufen und schien jetzt erst weiter zu kombinieren. „Eifersüchtig!" Er sah den Kriegsdirektor an, forschend, ob er auch wirklich recht verstehe. Dann begann er eine Art erregte Sprache der gespreizten Finger, zur Unterstützung der Worte. „Sie, die Lore, und — und — und — ich?" bald nach der Richtung seines Hauses, bald auf sich deutend. „Aber Senftenau — Freund — Kriegsdirektor! solche Scherze — ein Mann in meiner Stellung, Gatte, Schwiegersohn, Familienvater — ich muß denn doch bitten!"

Senftenau blieb ruhiger, als man hätte erwarten sollen. „Nur kein Mißverständnis zwischen uns, alter Freund," sagte er trocken. „Daß Sie das Mädchen bisher mit — nun — mit völlig unsträflichen Augen angesehen haben, brauchen Sie mir doch nicht erst zu versichern. Und so wäre auch ihre Tugend inskünftige stets sicher bei Ihnen, davon bin ich überzeugt. Gleichwohl müssen Sie mir zugeben, daß diese Lore eine nicht zu übersehende Erscheinung ist. Nur die Gewohnheit und die völlige Unbefangenheit Ihrer Frau Gemahlin" — und Dummheit, fügte er im Geiste hinzu — „hat sie darüber bisher ohne Arg bleiben lassen. Zugleich glaube ich aber, daß, bildlich zu sprechen, bei ihr nur ein Funken ins Pulverfaß zu fallen brauchte. An ihrem Gatten zu zweifeln, wird der Dame nicht einfallen. Aber man kennt die Weiber! Ist ihr erst der Star gestochen, so weit, daß sie die Schönheit des Mädchens entdeckt, dann hält sie sie auch schon für eine abgefeimte Verführerin."

„Da sei Gott vor!" rief Bube erschrocken. Er sah seinen Freund und Kollegen etwas scheu und von der Seite an, vielleicht doch betroffen durch dessen Kennerschaft des Weiblichen. „Da möchte ich denn doch befürworten, daß diese Operation an meiner Frau nicht vorgenommen würde."

Senftenau lachte leicht. „Sterben würde sie nicht daran," sagte er. Dann, wieder ernster werdend: „Ich sehe allerdings kein Mittel, Ihnen ärgerliche Auftritte mit der Frau Liebsten zu ersparen, falls Sie mir den Freundschaftsdienst, um den ich Sie gar nicht zu bitten brauchte, da Sie mir auf halbem Wege entgegenkamen, wirklich leisten wollen."

„Aber wer zweifelt daran, Verehrtester," rief Bube um so eifriger, als der Ton der letzten Worte kühler geworden war.

Senftenau neigte die Perücke in dankbarer Anerkennung. „Was übrigens das Gesicht der Sache nach außen betrifft, welches unsereiner nie unberücksichtigt lassen darf, so meine ich, bürgte mein unbescholtener Ruf für uns beide. Hat je die üble Nachrede mich einer Schwäche für jenes andere Geschlecht zu zeihen gewußt?"

„Niemals. Sie gelten für einen Cato, in dieser Hinsicht für einen Sokrates!" rief Bube enthusiastisch.

„Einen Sokrates ohne Xanthippe, zum Glück," scherzte Senftenau. „Nun, wir wollen nichts übereilen, da wir ja, wie Sie richtig bemerkten, vor Freiern bei dem Mädchen sicher sind. Lassen wir die Sache reifen. Am liebsten wäre mir —" hier fuhr er sich mit der Hand um das glattrasierte starke Kinn und setzte dann erst wieder an: „am liebsten wäre es mir, wenn der Angelegenheit eine Wendung gegeben werden könnte, nach welcher dies junge Frauenzimmer, diese Lore, noch froh sein müßte, Unterkunft in eines angesehenen Mannes Hause zu finden."

„Hm, hm," machte der Rat Bube nur.

„Sie haben sie von Kind an aufgezogen; es war ein Werk christlicher Barmherzigkeit, und die Leute sind daran gewöhnt, sie in Ihrem Hause zu wissen, soweit man sie, da Sie sie, wie ich merke, eingezogen halten, nicht ganz vergessen hat. Entziehen Sie ihr den Schutz Ihres Daches, stellen Sie sie auf den Markt, daß sie sich einen neuen Dienst suche, und die Thür angesehener Bürger möchte ich sehen, die sich nicht vor ihr schlösse wie vor einer Pestkranken. Die Jungfer müßte sich schon bequemen, unter das Gesindel hinabzusteigen, das keine Ehre hat und sie nicht entbehrt — und sie sieht nicht aus, als ob ihr das anstehen würde. Ich hingegen kann ihr eine Freistatt bieten — meine Stellung und mein Ruf gestatten es mir; die Verleumdung wird sich nicht an mich wagen, und man wird auch allenfalls begreifen, daß ein Mann wie ich sich über das allgemeine Vorurteil erhebt. Zudem wird auch in meinem Hause so zu sagen klösterliche Abgeschlossenheit sie als Schutzwall umgeben und bald allem etwaigen Gerede ein Ende machen."

Der Rat Bube erseufzte innerlich. Hätte er Mitleid übrig gehabt für jemanden außer sich selber, den geplagten Mann, dem sich da mit einemmal die Aussicht auf schreckliche Scenen häuslichen Krieges und schwere Unbequemlichkeiten eröffnete — so würde sogar seine unter Akten vertrocknete Seele eine Regung des Mitleids mit Lore empfunden haben, und gerade bei Senftenaus letzten Worten. „So soll ich einen Eclat über das Mädchen herbeiführen und sie aus dem Hause jagen?" sagte er etwas kläglich.

„Nein, mit einem öffentlichen Skandal wäre niemandem weniger als mir gedient," erwiderte Senftenau. „Überlassen Sie es mir, werter Freund, bei meinem nächsten Besuch in Ihrem Hause vor der Frau Gemahlin die Sache ein wenig in die Wege zu leiten. Die Dame hat natürlich auch nicht bemerkt, wie sehr unser junger englischer Freund von der Schönen angethan war — sie hielt ihn selber für zu tief unter ihrer Beachtung. Mir dagegen kam es vor, als habe Monsieur Herbert recht lange an dem Kruge Wasser geholt." Er lächelte beschaulich. „Nun, dieser könnte gefährlich werden bei einem hübschen Mädchen. Seine Nation ist, bei aller ihrer Gravität, sehr empfänglich für Frauenschönheit; und darin scheinen Whig und Tory, ha, ha, keinen Unterschied zu machen." Das Gespräch lenkte sich jetzt dem Ausländer und damit den diplomatischen Kombinationen zu, für welche jene Zeit eine besonders fruchtbare war. Ein nun doch unaufhaltsam alternder König auf dem Throne von Frankreich, der roi soleil, das Schicksal der Sonne teilend, die so oft nach dem stolzesten Tagesbogen in Nebeln matt versinkt und trübselig verhüllt untergeht; eine alternde kinderlose Frau auch auf dem mächtigen Throne des britischen Reiches — und daß durch letzteren Umstand Hannover nahe berührt wurde, dafür sorgten enge verwandtschaftliche Bande: war doch die Kurfürstin-Witwe Sophie die Enkelin König Jakobs, des ersten englischen Stuart.

Die beiden Herren erörterten diese Dinge als Männer, welche in gewissen Grenzen sehr wohl unterrichtet waren und allenfalls auch über die Kirchtürme Hannovers hinaus zu schauen vermochten; besonders schien dem Kriegsdirektor ein ziemlich weiter und kühner Blick eigen. Über die Person des Monsieur Herbert, wie sie ihn stets nannten, aber wollte Senftenau nur wenig wissen. Ob das Dunkel, welches den Sendling umgab, auch für ihn nicht erhellt worden war, oder ob er sich nur unwissend stellte, selbst seinem guten Freunde gegenüber, dahinter kam der Rat für heute nicht. Unauffälligkeit — das war jedenfalls der Stempel gewesen, der dem Aufenthalt Herberts in Hannover hatte aufgedrückt werden sollen; so

viel mußte auch der Kriegsdirektor zugeben, und mehr war durch ihn nicht zu erfahren.

— — — — — — — — — — —

„Du, Sophiechen, was war es denn?“ fragte Jungfer Rosette an jenem Abend leise und zuthunlich des Rats Töchterchen. Sie hatte eben der Kleinen die Bänder der festanliegenden Nachthaube unter dem Kinn verknüpft, denn damit konnte das altkluge Dingelchen noch nicht zurecht kommen. „So, eine wunderschöne Schleife habe ich dir gebunden, sieh mal.“ Und sie schob die kleine Gestalt bei den Schultern vor den Ankleidespiegel der Rätin, und das Kind starrte sein rundes Gesicht in der ehrbaren Nachtmütze mit drolligem Ernst an und sagte tiefsinnig: „Ja, bei mir kommt immer nur eine Schleife heraus, und wenn ich ziehe, geht alles auseinander. Aber wenn ich ein Band um die Stuhllehne binde, daß ich es vor mir habe — siehst du, so — dann kann ich es.“

Das interessierte die Zofe nun freilich wenig, aber sie bezwang ihre Ungeduld. „Ja, du bist geschickt, aber nun sag mir auch,“ — mit lüsterner Neugier — „was ist denn das mit der Lore; du wolltest mir was erzählen. Aber sprich leise; sie deckt eben nebenan die Betten ab.“

„Ach, die darf mir nichts thun,“ sagte das Kind, und sein Gesichtchen glänzte vor naiver Schadenfreude. „Sie hat mir einmal einen Klaps gegeben, weil ich in der Magd ihr Strickknäuel mit der Schere hineingeschnitten hatte, daß es verdorben war, und da hat die Mutter gerufen: ‚Was, diese Person wagt es, die Hände an ehrlicher Leute Kinder zu legen?‘“

Rosette spitzte die Ohren. War das schon der eigentliche Kern der Neuigkeit, die sie erfahren sollte? „Wissen möchte ich,“ murmelte sie mehr vor sich hin, als zu dem Kinde, „warum sie bei alledem hier im Hause lebt, als müsse das so sein?“

Darüber hatte Sophiechen jemals so wenig nachgedacht, wie Kinder überhaupt die Verhältnisse, die sie beim Wachwerden ihres Bewußtseins um sich vorfinden, in Frage ziehen. Aber in dem Gefühl, daß dies ungefähr hierher paßte, plapperte sie jetzt, etwa wie ein Papagei eine unverstandene Redensart, die Worte: „Die kann nirgends hin; die hat der Vater um Gottes willen aufgenommen, die ist ja lorefay.“

„Lorefay?“ wiederholte Rosette verblüfft. Dann lachte sie. „Kleiner Narr, du vermengst die Worte. Du willst sagen: vogelfrei!“

Das Kind sah sie unsicher an. „Aber sie heißt doch Lore?“

„Lore, jawohl. Lore Fay?“ stellte nun Rosette versuchsweise die Worte zusammen.

Da aber erschrak das Kind wirklich, als ihm der Name aus einem anderen Munde entgegenkam. „Das darf man nicht laut sagen,“ flüsterte es weinerlich. „Wer das laut sagt, dem wird der Kopf abgeschnitten.“

Rosette zuckte die Achseln und blickte nach oben wie um Geduld. „War es das, was du mir sagen wolltest?“ Sophiechen nickte und sah jetzt nicht mehr naseweis, sondern wirklich verängstigt aus. Da schoß ein seltsamer Gedanke Rosette durch den Kopf. Sie legte den Arm um die Kleine und sagte schmeichelnd leise: „Du meinst wohl, ihr da drinnen, ihr würde“ — sie hatte nun doch einen leichten Schauer zu überwinden — „ihr würde der Kopf abgeschnitten, wenn man wüßte, daß sie so hieße?“

„Ja, aber das darf niemand sagen,“ raunte Sophiechen, aber augenscheinlich aufs Geratewohl. Die Alte kam jetzt mit den Kleinen herein und die Kinder wurden zu Bett gebracht, wobei es der kleine Emmerich nicht anders that, als daß Lore aus dem Nebenzimmer kam, ihn noch ein paarmal durchs Zimmer trug und dann in die Kissen legte. Auch den Kleinsten, der ebenfalls nach ihr krähte und jauchzte, koste sie mit herzlicher Liebe. Rosette, mit dem kleinen Neid einer gefallsüchtigen Zofennatur, sah immer zunächst nur das eine, daß jene andere schön sei und größer und bedeutender aussehe als sie selber. Und wie jener jetzt der Junge die Arme um den Hals legte, da wurden Rosettes Blicke gerade dorthin, auf Lores schönen, edlen Nacken gezogen, und sie dachte: Hoch genug trägt sie den Kopf! Die hat keine Angst um ihren langen Hals, das merkt man; und ärgerlich mußte sie sich sagen, daß sie von dem Kinde offenbar thörichtes, mißverstandenes Zeug nur gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)



Die Präsidenten des deutschen Reichstags.

Erinnerungen und Skizzen

von

Hans Blum.

I. Eduard Simson.

Die Geschichte des Deutschen Reiches in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens spiegelt sich nicht nur in dem amtlichen Wirken der Präsidenten des deutschen Reichstags während desselben Zeitraums; auch das Vorleben der Männer, die zu der höchsten Würde des deutschen Parlaments berufen wurden, muß naturgemäß lebhaftes Interesse erwecken. Ist doch jeder von ihnen erst in reiferen Jahren auf den Präsidentenstuhl des Reichstags erhoben worden. Jeder hat also einen guten Teil seiner Lebenstage schon durchmessen, ehe unser Volk geeinigt war, ehe unser Reich wieder erstand. Wieviel mag da, so fragen wir unwillkürlich, jeder der Präsidenten des Reichstags in seinem eigenen Leben und Wirken zur Erringung der großen deutschen nationalen Ziele beigetragen haben, die wir vor einem Vierteljahrhundert erreicht haben. So gestaltet sich denn die Frage nach dem persönlichen Lebensschicksal der in diesen fünfundzwanzig Jahren wechselnden Präsidenten des deutschen Reichstags zu einer tiefen, geschichtlich-nationalen Frage, und in diesem ernsten Sinne soll auch die Antwort und Lösung versucht werden.

Von dem ersten Präsidenten des deutschen Reichstags, Dr. **Eduard Simson**, wissen wir alle, daß er schon Jahrzehnte hindurch, ehe er an die Spitze der gesamten Volksvertretung im neugeeinten Deutschen Reiche trat, der rastlose und unerschrockene Vorkämpfer der edelsten deutschen Bestrebungen war. Zugleich aber ist dieser Lebensgang auch in den Jahren seines Ringens nach unseren höchsten nationalen Zielen, selbst in den Jahren, da die meisten damaligen Zeitgenossen die deutsche Staats- und Volkseinheit nur noch als einen schönen luftigen Traum vor sich sahen, so reich an innerer geistiger Bedeutung, daß dem Verfasser zu besonderer Freude gereicht, dieses Leben nach eigenen mündlichen Mitteilungen des Gefeierten in den wesentlichsten Zügen darstellen zu können.

Martin Eduard Simson ist geboren in Königsberg am 10. November 1810. Er ist

eine jener beglückten Naturen, deren Kindheit und Knabenjahre von keiner drückenden Sorge verdunkelt wurden, denen behagliche Verhältnisse, hochgebildete Eltern und die öffentlichen Erziehungsanstalten und Anregungen einer bedeutenden Stadt die zeitige und breite Entwickelung seltener Anlagen gestatteten. Unter so günstigen Verhältnissen hat Eduard Simson, überaus früh gereift, die Schul- und Gymnasialklassen seiner Vaterstadt zurückgelegt. Wie oft hat mir später mein verehrter Universitätslehrer und väterlicher Freund, der gefeierte Professor des Staatsrechts und deutschen Rechts an der Leipziger Hochschule und einer der gefeierten „Göttinger Sieben", Eduard Albrecht (geboren 1800), erzählt, wie im Jahre 1826 der noch nicht sechzehnjährige Jüngling Simson, an der Spitze der Abiturienten vom Gymnasium scheidend, Lehrer, Schüler und den großen geladenen Kreis der Hörer mit einer vollendeten griechischen Ansprache begrüßte. Die klassische Form und Gedankenrichtung dieser durchaus selbständigen Rede, das klangvolle milde Organ und das schöne griechische Profil des hochgewachsenen jungen Mannes machte auf die Hörer tiefen Eindruck.

Simson studierte zunächst in seiner Vaterstadt Königsberg die Rechte, und hier fesselte ihn — wie er mir viel später (1868) mit jugendlicher Frische und Begeisterung erzählte — Albrecht am meisten, der damals freilich selbst erst fünfundzwanzig Jahre zählte, aber schon die noch heute klassische Schrift über die „Gewere"* geschrieben hatte und infolgedessen schon in so jugendlichem Alter als Professor des deutschen Rechts und des Staatsrechts nach Königsberg berufen war. Albrecht verstand den talentvollen Studenten der Rechte ganz besonders an sich zu fesseln. Für beide Männer, namentlich für Simson, ist der damalige Gedankenaustausch, der zweiundzwanzig Jahre später erneuert wurde, als beide Mitglieder des Frankfurter Parlaments waren, von bleibendem Werte und Eindruck gewesen. Die eigentümliche Gedankenschärfe und tiefgründige Kritik Albrechts, seine wunderbare Befähigung zu methodischer Konstruktion von Rechtsideen und -begriffen und dabei die vornehme Ruhe und Milde seines Wesens: das waren vielleicht gerade diejenigen Eigenschaften, deren Simson am meisten zur Reife des Mannes und Gelehrten bedurfte, da seine volle warme Natur sich bis dahin vorwiegend in die Schönheit der Formen und in die Hoheit der Ideen des Altertums vertieft hatte.

Drei Jahre lang oblag Simson dem Rechtsstudium in seiner Vaterstadt und promovierte hier zu Ostern 1829 — mit achtzehn Jahren! — zum Doktor beider Rechte. Dann suchte er die berühmtesten Hochschullehrer des damaligen Preußens, Savigny in Berlin und Niebuhr in Bonn, auf. Die beiden Leuchten der Rechts- und Geschichtswissenschaft, an welche der junge Doktor gut empfohlen war, empfingen ihn freundlich, besonders Niebuhr. Und ein sehr merkwürdiges Ereignis, das Simson mir selbst erzählt hat, sollte ihm Niebuhrs Gunst, ja Dankbarkeit in seltenem Maße zuwenden. Dieses Ereignis ist zugleich für die Beteiligten so kennzeichnend, daß es hier ausführlicher erzählt werden darf.

Simson war im Wintersemester 1829 auf 1830 nach Bonn gekommen, und der Winter war ungewöhnlich hart. Der grimmigen Kälte trotzte Simson, zumal in den langen Nächten, die er häufig bei der Arbeit verbrachte, vornehmlich mit Hilfe von zwei Dingen. Erstens mit gutem heißem Kaffee, den er sich selbst bereitete, und zweitens mit Hilfe eines sehr warmen, bequemen langen Rockes, der ihm zugleich als Überzieher, Mantel und Schlafrock diente. Dieses Kleidungsstück besaß zugleich die verborgene Tugend einer sehr umfangreichen inneren Brusttasche, in welcher Simsons Kaffeevorrat beim Einkauf von je mindestens einem Pfund in gemahlenem Zustande untergebracht zu werden pflegte, und zwei Seitentaschen, welche als Behälter für das seidene Taschentuch des Besitzers und als Wärmstuben für die Hände benutzt wurden.

An einem sehr kalten Februarabend des Jahres 1830 hatte Simson wieder ein Pfund Kaffee eingekauft, das noch in der Vorratskammer der inneren Brusttasche ruhte, als er sich die Studierlampe anzündete und über der behaglichen Zimmerwärme und fes-

* Die altdeutsche Bezeichnung für Eigentums-, Besitzerwerb u. s. w.

selnder Lektüre die Bereitung des Kaffees vergaß. So war es ziemlich spät geworden, als plötzlich ungewöhnlicher Nachtlärm sich auf der Straße erhob: eiliges Laufen und wirres, angstvolles Rufen vieler Menschen, der Hufschlag jagender Rosse, das Rasseln schwerer Wagen, endlich der dröhnende, erregende Laut der Sturmglocke. Simson riß das Fenster auf: über den halben Himmel hin und nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt zu erstreckte sich der blutige Schein einer großen Feuersbrunst. In jener Gegend lag Niebuhrs Haus. Wenn ihn das Brandunglück betroffen hätte! Dieser Gedanke führte Simson sofort unter die hastende Menge, die der unbekannten Brandstätte zuströmte und sich erst dort staute. Als Simson aber angesichts des Feuers selbst still stand, flog er ungestüm unter die vordersten Helfer der Feuerwehr, denn in der That stand Niebuhrs Haus in hellen Flammen.

Der tapfere Gelehrte hatte noch im siebenunddreißigsten Jahre mannhaft die Freiheitskriege gegen Napoleon mitgeschlagen und dann zugleich mit Ernst Moritz Arndt mutig der hereinbrechenden Reaktion und „Demagogenriecherei“ getrotzt. Nun aber war der Greis durch den jähen Schreck der Brandnacht plötzlich förmlich gelähmt worden. Körperlich und geistig gebrochen schien er, als ihn kräftige Männer die Treppe hinabführten. Er schwankte und zitterte, und nur der eine verzweifelte Ausruf drängte sich immer wieder über seine Lippen: „Meine Manuskripte, meine Manuskripte!“ Glücklicherweise sollte sich diese Besorgnis nicht erfüllen. Simson war von dem jammervollen Anblick seines Lehrers tief ergriffen. Er sah den bejahrten Mann durchschüttert von der schneidenden Kälte der Februarnacht und entdeckte unter allen zuerst, daß Niebuhrs Retter, in dem eiligen Bestreben, ihn vor dem entfesselten Element zu sichern, nicht darauf geachtet hatten, daß der Unglückliche nur mit einem ganz leichten Röckchen bekleidet sei. Augenblicklich entledigte sich da Simson seines warmen Übergewandes und hüllte den verehrten Lehrer in dessen mollige Falten — bei der allgemeinen Bestürzung konnte er das ausführen, ohne von irgend jemandem erkannt oder auch nur beachtet zu werden. Er wartete dann nur noch so lange im Hintergrunde, bis er sah, daß Niebuhr in dem gegenüberliegenden gastlichen Hause Bethmann-Hollwegs Aufnahme fand — dann rannte er, selbst vom Frost geschüttelt, nach Hause.

Wenige Tage später las Simson im Bonner Lokalblatt eine Danksagung Niebuhrs, in welcher der gefeierte Forscher seine tiefe Rührung über die allgemeine werkthätige Hilfe der lieben Bonner Bürgerschaft bei dem ihm widerfahrenen Brandunglück aussprach, dann aber, zu Simsons Schrecken, etwa folgendermaßen schloß: „Insbesondere danke ich auch dem mir völlig unbekannten edlen Manne, der mir in der Unglücksnacht seinen eigenen Mantel umwarf. Möge derselbe einen baldigen persönlichen Dank durch Abholung des Mantels ermöglichen; er wird sich als Eigentümer ausweisen durch Benennung der in den Taschen befindlichen Gegenstände.“ Dem jungen Doktor beider Rechte fiel sein Pfund Kaffee fast mit Centnerlast auf die Seele. Würde es ihn verraten? Oder das seidene, E. S. gezeichnete Taschentuch, das in der äußeren Rocktasche steckte? Das war erst abzuwarten. Er selbst wollte sich keinesfalls nennen, wollte seine Gutthat im Verborgenen lassen. So blieb der fremde Mantel in Verwahrung Niebuhrs, und alle Nachforschungen nach dem unbekannten Wohlthäter wären wohl selbst dem großen Ergründer der römischen Geschichte mißlungen, wenn nicht ein heiterer Zufall Simsons Geheimnis verraten hätte. Auf einem Spaziergang, den Simson im Frühjahr 1830 mit dem ihm befreundeten Sohne Bethmann-Hollwegs machte, hielt letzterer nämlich mit steigendem Interesse sein forschendes Auge auf den Zipfel eines seidenen Taschentuchs geheftet, das aus Simsons hinterer Rocktasche hervorschaute. Ja, plötzlich zog er sogar diesen Gegenstand exakter Beobachtung aus der Tasche des Freundes und rief nach einer flüchtigen Prüfung der eingestickten Buchstaben E. S. mit triumphierender Bestimmtheit: „Ah, Sie sind entlarvt! Sie sind also der Besitzer des Mantels mit dem Pfund Kaffee, der von Niebuhr schmerzlich gesuchte unbekannte Wohlthäter! Ja freilich, alles stimmt ja aufs vollständigste — wie konnten wir nur nicht an Sie denken — und wie wird sich Nie-

buhr freuen!" Keine Beschwörung des Freundes hielt den jungen Mann zurück, die freudige Entdeckung sofort dem Gastfreunde des Vaters zu melden.

Die Innigkeit, mit welcher Niebuhr nun seine Dankbarkeit bewies, war für Simson zwar beschämend und nach seiner Meinung viel zu überschwenglich, aber persönlich und wissenschaftlich für ihn doch von höchster Bedeutung. Denn Niebuhr behandelte ihn fortan so herzlich wie einen eigenen Sohn; im häuslichen Kreise, in der Runde der vertrautesten Schüler durfte Simson fortan nicht fehlen. Ja, manche Stunde lang hat er dem trefflichen Manne auch allein gegenüber gesessen und hohe Weisheit und Wissenschaft von den Lippen vernommen, die schon ein Jahr später sich für immer schließen sollten. Auch für Simsons weitere Studien, die er unmittelbar nach der Julirevolution von 1830 in Paris fortsetzte, sind Niebuhrs herzlich empfehlende Briefe an die französischen Kollegen und dessen Briefe an Simson selbst letzterem von segensreichen Folgen gewesen. In Paris hat Simson übrigens die blendenden Scheineffekte des neuen Bürgertums mit recht geringer Freude und durchdringendem Scharfsinn beobachtet, dagegen mit frohem Behagen den damals sehr tüchtigen Lehrern an der Sorbonne gelauscht.

Mit dem Jahre 1831 beginnt Simsons praktische Laufbahn als akademischer Lehrer und Beamter. Als ich einem Studienfreunde — jetzt Richter bei einem preußischen Oberlandesgerichte — im Jahre 1868, als jüngster Reichstagsabgeordneter, Simsons eigene mündliche Mitteilungen an mich über seine Carriere ganz frisch in Berlin mitteilte, sagte der Freund lebhaft: „Ach, wenn heute selbst der heilige Geist herniederstiege und in Preußen Jura studierte, er brächte es auch zu nichts." Unleugbar rückte ja allerdings das Talent in Preußen zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts rascher auf als heute. Gleichwohl war auch jenem Geschlecht Simsons rasches Emporsteigen ungewöhnlich. Uns Heutigen erscheint es fast märchenhaft. Man denke, daß er mit einundzwanzig Jahren Privatdocent in Königsberg, mit dreiundzwanzig (1833) schon außerordentlicher Professor daselbst, im vierundzwanzigsten schon Mitglied des Tribunals für die Provinz Preußen war! Eigentlich gedachte Simson, die Lehrthätigkeit an der Hochschule als Hauptberuf zu ergreifen, das richterliche Amt nur nebenbei, gewissermaßen als Pflichtleistung gegen den Staat, auszuüben. Aber seine lebhafte Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, von welcher sogleich im Zusammenhang die Rede sein soll, und die ihn zu langer Abwesenheit von Königsberg nötigte, zwang die akademische Thätigkeit Simsons zunächst zu großen Pausen. Im Jahre 1847 machte er, um sich und seine Hörer über die englischen Schwur- und Friedensgerichte gründlich zu belehren, noch eine längere Studienreise nach England. Und 1852, nach dem Scheitern aller deutschen Einheitsbestrebungen und in der schlimmen, wüsten Nacht der deutschen Reaktion, suchte er noch einmal das geliebte Katheder auf als Zufluchtsstätte, um von hier aus der Jugend seine unerschütterliche Hoffnung auf die deutsche Zukunft ins Herz zu pflanzen. Aber als er von Königsberg 1860 zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichtes zu Frankfurt a. O. berufen wurde, entsagte er dem akademischen Wirken gänzlich. Am 30. Januar 1869 wurde er zum ersten Präsidenten jenes Gerichtshofes ernannt und stieg von hier 1871 auf zum Präsidenten des deutschen Reichstags und 1879 zum Präsidenten des deutschen Reichsgerichts.

In den Namen dieser hohen Körperschaften prägt sich aus die unerwartet rasche Erfüllung der heiligsten Hoffnungen und Bestrebungen vieler Geschlechter unseres Volkes, die vor uns lebten, rangen und starben, ohne das hehre Ziel ihres Lebens und Ringens erreichen zu können: die Einheit der Nation in ihrer Volksvertretung und in ihrem höchsten Gericht. Und wir verfolgen nun mit Freude den großen Anteil Eduard Simsons an diesen nationalen Errungenschaften.

Wie viele andere der hervorragendsten Männer der ersten deutschen Nationalversammlung des Jahres 1848, war Eduard Simson bis dahin nur auf dem engen Schauplatz seiner Vaterstadt in öffentlichen Angelegenheiten thätig gewesen, indem er von 1842 an dem Königsberger Stadtverordnetenkollegium angehörte. Aber die Stadt-

[illegible] sollte der [illegible] halten [illegible] konnte [illegible] jemandem [illegible]

[illegible] eines Deutschen [illegible] die [illegible]

iche Versammlung nicht ganz zur Beute Revolutionäre werden zu lassen, harrten son und seine Freunde (Simson immer als Präsident) in dem Kampfe aus, ihnen Preußen die letzte Waffe zerbrach ch die Verordnung vom 14. Mai, welche Mandat der preußischen Abgeordneten erloschen erklärte und diese Abgeordneten mberief. Da erklärten am 21. Mai fünf- dsechzig Mitglieder der bisherigen Kaiser- rtei ihren Austritt aus dem Parlament, ter ihnen Simson, Gagern, Dahlmann, M. Arndt, Biedermann, Beseler, Mathy, roysen, Duncker u. a., überhaupt der Kern r großen preußischen Partei. Dieser Schritt ard wohl keinem schwerer als Simson. ls er dennoch seinen Namen unter die Erklärung der Freunde setzte, reichte ihm Dahl- ann die Hand und sprach: „Sie sind mein Freund — Sie haben die nötige Herzenshärtigkeit bewiesen.“

In denselben Tagen, da die Erbkaiserlichen das Frankfurter Parlament mit zerschlagenem Herzen verließen, hatte Preußen bekanntlich das sogenannte „Dreikönigsbündnis“ mit Sachsen und Hannover geschlossen, um unter Preußens Vormacht einen engeren Bund deutscher Staaten zu stande zu bringen. Gegen die Frankfurter Reichsverfassung, die schon 1849 ein in den Rechtsformen dem heutigen nahe verwandtes Deutsches Reich zu stande gebracht hätte, war das Dreikönigsbündnis und die gemäß demselben ausgearbeitete „Unionsverfassung“ ein bedeutender Rückschritt. Aber Simson und die alten Mitglieder der Frankfurter Erbkaiserpartei trafen sich am 28. Juni 1849 in Gotha — sie hießen fortan bei ihren Gegnern „die Gothaer“ — und beschlossen hier, auch die Unionsverfassung anzuerkennen und zu unterstützen. So nahm denn auch Simson 1850 eine Wahl zum „Erfurter Parlament“, zum „Volkshause in Erfurt“ an, wo die Unionsverfassung beschlossen werden sollte. Auch hier wurde er nach der Eröffnung der Versammlung, am 20. März 1850, zum ersten Präsidenten des Volkshauses gewählt.

Einer der Schriftführer dieses Hauses aber war der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen, seit dem Vereinigten preußischen Landtag von 1847 als der Wortführer des „preußischen Altjunkertums“ und grimmiger Feind jeder „Volksfreiheit“ überall verschrien und in Erfurt den Freunden der Unionsverfassung außerdem noch besonders mißliebig und verdächtig wegen seiner bekannten lebhaften Sympathien für Österreich, das natürlich in dem Rahmen des engeren Bundes rein deutscher Staaten unter Preußens Führung in der Unionsverfassung keinen Raum hatte finden können. Doch trat wenigstens in keiner Rede Bismarcks zu Erfurt seine damals unzweifelhaft gehegte Überzeugung zu Tage, daß Österreich das legitime geschichtliche Recht besitze, mit an der Spitze Deutschlands zu stehen. Wohl aber hielt sich Bismarck als Schriftführer des Volkshauses berechtigt, seiner damaligen Hinneigung zu Österreich einen merkwürdigen Ausdruck zu geben. Zwei Berichterstatter der Journalistentribüne des Erfurter Volkshauses erregten nämlich sein besonderes Mißfallen durch ihre Österreich feindlichen Berichte. Der eine von ihnen war Ludwig von Rochau, der begeisterte deutsche Vaterlandsfreund, spätere Geschichtsforscher und nationale Reichstagsabgeordnete, der, wegen seiner burschenschaftlichen „Umtriebe“ zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, nach Paris entflohen, 1848 zurückgekehrt war und bis 1851 im alten Vaterlande sein Brot mit Berichten für Zeitungen verdiente. Der Name des anderen Journalisten ist hier gleichgültig. An diese beiden Herren also richtete Bismarck ein Schreiben, unterzeichnet: „Das Schriftführeramt des Volkshauses zu Erfurt, von Bismarck“, das den Herren anzeigte, ihre Plätze auf der Journalistentribüne würden ihnen entzogen werden, wenn sie fortführen, in einem Österreich feindlichen Sinne zu schreiben. Der Ungenannte der beiden Betroffenen fragte nun beim Präsidenten Simson an, ob dieser Ukas mit dessen Wissen ergangen sei. Rochau dagegen erblickte darin sofort nur eine Eigenmächtigkeit des ihm damals widerwärtigen „Junkers“ von Bismarck und schrieb diesem einen scharfen, beleidigenden Brief.

Fast zur nämlichen Stunde empfing Simson die Beschwerde des zweiten Gekränkten über Bismarck und des letzteren persönliches Anliegen, ihm gegen Rochau Genugthuung zu verschaffen. Simson fragte den Schriftführer des Volkshauses zunächst, ob er im

verordneten von Königsberg waren in jener parlamentslosen Zeit, und unter der Einwirkung so lebhafter und verschieden gerichteter Geister wie Simson und Johann Jacoby, so zu sagen ein kleiner preußischer Landtag für sich, eine gute Vorschule für die Erkenntnis der dringendsten und der höchsten gesamtdeutschen Aufgaben und der fruchtbarsten Wirksamkeit in einem künftigen deutschen Parlament. Denn nächst Berlin und Breslau war Königsberg damals die politisch und geistig regsamste und anregendste Stadt der preußischen Monarchie. Und in Königsberg selbst, in der Stadt seines Werdens und ersten praktisch-politischen Wirkens, wurde Simson im Frühjahr 1848 zum deutschen Parlament gewählt.

Hier, in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., trat er jener Fraktion bei, welche in sich eine große Zahl der glänzendsten Namen dieser ersten deutschen Nationalversammlung vereinigte: Dahlmann, Albrecht, Mathy, Biedermann, Beseler, Soiron, Welcker, Bassermann u. s. w., anfangs selbst Schmerling, und die sich später zu der großen preußischen Erbkaiserpartei erweiterte. In ihren Reihen schritt Simson an jenem sonnigen 18. Mai des Jahres 1848 vom ehrwürdigen Römer zu Frankfurt in dem feierlichen Zuge, der sich nach der Paulskirche zur Eröffnung des deutschen verfassunggebenden Parlaments begab. Alle diese Männer fühlten in jener Stunde, da Glockenton und Freudensalven ihre Schritte geleiteten, das Herz gehoben von den freudigsten Hoffnungen, deren Erfüllung sie nahe glaubten, die aber fast erst ein Vierteljahrhundert später verwirklicht werden sollten. Vereint mit diesen Gesinnungsgenossen, hat Simson ein ganzes Jahr lang aus voller Kraft gestritten um die besten Güter der Nation; vereint mit ihnen hat er, fast genau ein Jahr nach jenem fröhlichen, herzerhebenden Einzug, die Paulskirche verlassen, tiefgebeugt an Leib und Seele, der heißen Hoffnung seines Lebens auf unbestimmte Zeit entsagend. Hier kann nicht eingehend dargelegt werden, wie es kam, daß die Partei, welche schon am 24. April 1848 aus Dahlmanns Feder und unter Albrechts und Droysens staatsmännischer Mitwirkung den „Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes“ veröffentlichte, das bereits die Grundzüge unserer heutigen deutschen Reichsverfassung enthält, nicht größere praktische Erfolge errang. Das Nähere mag der Leser in Sybels und Biedermanns trefflichen Werken verfolgen. Sicher ist aber das Eine, daß die Männer, denen Eduard Simson in Frankfurt sich zugesellte und an deren Seite er stritt, überall das Größte und Beste für unser Volk erstrebten, was die bewegte Zeit erreichbar vor Augen stellte.

Als Redner und Parteimann hat Simson keine hervorragende Rolle in der Paulskirche gespielt. Dagegen zog seine seltene Begabung für die mustergültige Handhabung der Geschäftsordnung, trotz der häufig sehr erregten Verhandlungen, von Anfang an die Aufmerksamkeit aller auf ihn, so daß er schon bei der ersten Bureauwahl zum Sekretär, im September an Soirons Stelle zum Vicepräsidenten und, nach Gagerns Eintritt in das Reichsministerium, Mitte Dezember 1848 zum ersten leitenden Präsidenten der Versammlung gewählt, und dann von vier zu vier Wochen in dieser Würde bis Ende Mai 1849 bestätigt wurde. In dieser Eigenschaft war ihm namentlich beschieden, nachdem mit dem Abschluß des Reichsverfassungswerkes König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vom Frankfurter Parlament am 28. März 1849 zum Deutschen Kaiser gewählt worden war, an der Spitze der großen Kaiserdeputation nach Berlin zu ziehen, um dem Könige die deutsche Kaiserkrone anzubieten, die Friedrich Wilhelm bekanntlich ablehnte.

Wenn hierüber nach dem Wortlaut der Erklärung des Königs an die Kaiserdeputation noch Zweifel bestehen konnten, so ward dies doch bald völlig klar. Denn in einer Note nach Frankfurt vom 28. April 1849 lehnte Preußen die Reichsverfassung und die Kaiserwürde unzweideutig und endgültig ab. Damit war dem Wirken Simsons und seiner Partei der Boden fernerer Thätigkeit im Parlament entzogen. Entweder mußten sie auf ihre Sitze verzichten, oder nach dem Wunsche der Linken die Reichsverfassung mit bewaffneter Hand gegen die Regierungen von Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover zu der unbedingten Anerkennung bringen, welche jene Regierungen dem Frankfurter Verfassungswerke versagten. Nur um die einst so an-

sehnliche Versammlung nicht ganz zur Beute der Revolutionäre werden zu lassen, harrten Simson und seine Freunde (Simson immer noch als Präsident) in dem Kampfe aus, bis ihnen Preußen die letzte Waffe zerbrach durch die Verordnung vom 14. Mai, welche das Mandat der preußischen Abgeordneten für erloschen erklärte und diese Abgeordneten heimberief. Da erklärten am 21. Mai fünfundsechzig Mitglieder der bisherigen Kaiserpartei ihren Austritt aus dem Parlament, unter ihnen Simson, Gagern, Dahlmann, E. M. Arndt, Biedermann, Beseler, Mathy, Droysen, Duncker u. a., überhaupt der Kern der großen preußischen Partei. Dieser Schritt ward wohl keinem schwerer als Simson. Als er dennoch seinen Namen unter die Erklärung der Freunde setzte, reichte ihm Dahlmann die Hand und sprach: „Sie sind mein Freund — Sie haben die nötige Herzenshärtigkeit bewiesen."

In denselben Tagen, da die Erbkaiserlichen das Frankfurter Parlament mit zerschlagenem Herzen verließen, hatte Preußen bekanntlich das sogenannte „Dreikönigsbündnis" mit Sachsen und Hannover geschlossen, um unter Preußens Vormacht einen engeren Bund deutscher Staaten zu stande zu bringen. Gegen die Frankfurter Reichsverfassung, die schon 1849 ein in den Rechtsformen dem heutigen nahe verwandtes Deutsches Reich zu stande gebracht hätte, war das Dreikönigsbündnis und die gemäß demselben ausgearbeitete „Unionsverfassung" ein bedeutender Rückschritt. Aber Simson und die alten Mitglieder der Frankfurter Erbkaiserpartei trafen sich am 28. Juni 1849 in Gotha — sie hießen fortan bei ihren Gegnern „die Gothaer" — und beschlossen hier, auch die Unionsverfassung anzuerkennen und zu unterstützen. So nahm denn auch Simson 1850 eine Wahl zum „Erfurter Parlament", zum „Volkshause in Erfurt" an, wo die Unionsverfassung beschlossen werden sollte. Auch hier wurde er nach der Eröffnung der Versammlung, am 20. März 1850, zum ersten Präsidenten des Volkshauses gewählt.

Einer der Schriftführer dieses Hauses aber war der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen, seit dem Vereinigten preußischen Landtag von 1847 als der Wortführer des „preußischen Altjunkertums" und grimmiger Feind jeder „Volksfreiheit" überall verschrien und in Erfurt den Freunden der Unionsverfassung außerdem noch besonders mißliebig und verdächtig wegen seiner bekannten lebhaften Sympathien für Österreich, das natürlich in dem Rahmen des engeren Bundes rein deutscher Staaten unter Preußens Führung in der Unionsverfassung keinen Raum hatte finden können. Doch trat wenigstens in keiner Rede Bismarcks zu Erfurt seine damals unzweifelhaft gehegte Überzeugung zu Tage, daß Österreich das legitime geschichtliche Recht besitze, mit an der Spitze Deutschlands zu stehen. Wohl aber hielt sich Bismarck als Schriftführer des Volkshauses berechtigt, seiner damaligen Hinneigung zu Österreich einen merkwürdigen Ausdruck zu geben. Zwei Berichterstatter der Journalistentribüne des Erfurter Volkshauses erregten nämlich sein besonderes Mißfallen durch ihre Österreich feindlichen Berichte. Der eine von ihnen war Ludwig von Rochau, der begeisterte deutsche Vaterlandsfreund, spätere Geschichtsforscher und nationale Reichstagsabgeordnete, der, wegen seiner burschenschaftlichen „Umtriebe" zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, nach Paris entflohen, 1848 zurückgekehrt war und bis 1851 im alten Vaterlande sein Brot mit Berichten für Zeitungen verdiente. Der Name des anderen Journalisten ist hier gleichgültig. An diese beiden Herren also richtete Bismarck ein Schreiben, unterzeichnet: „Das Schriftführeramt des Volkshauses zu Erfurt, von Bismarck", das den Herren anzeigte, ihre Plätze auf der Journalistentribüne würden ihnen entzogen werden, wenn sie fortführen, in einem Österreich feindlichen Sinne zu schreiben. Der Ungenannte der beiden Betroffenen fragte nun beim Präsidenten Simson an, ob dieser Ukas mit dessen Wissen ergangen sei. Rochau dagegen erblickte darin sofort nur eine Eigenmächtigkeit des ihm damals widerwärtigen „Junkers" von Bismarck und schrieb diesem einen scharfen, beleidigenden Brief.

Fast zur nämlichen Stunde empfing Simson die Beschwerde des zweiten Gekränkten über Bismarck und des letzteren persönliches Anliegen, ihm gegen Rochau Genugthuung zu verschaffen. Simson fragte den Schriftführer des Volkshauses zunächst, ob er im

Namen des „Schriftführeramtes“ an die beiden Herren geschrieben habe, was Bismarck im Bewußtsein einer guten und gerechten Sache bejahte. Darauf bestellte der Präsident den Schriftführer zur weiteren Erörterung der Sache auf abends acht Uhr in seine Präsidentenwohnung. Hier eröffnete Simson dem pünktlich Erschienenen, daß er bereit sei, Herrn von Bismarck Genugthuung gegen Rochau zu verschaffen, daß aber Bismarck seinerseits dem anderen Journalisten auch Genugthuung geben müsse. Diese wollte der Deichhauptmann von Schönhausen dem Federfuchser aber unbedingt verweigern. Noch im Frühjahr 1868, als Simson mir diesen Vorgang erzählte, konnte ich in seinen Worten und Mienen die Erregung jener Stunden nachempfinden. Denn er sagte etwa: „Da saßen wir denn bis nachts zwei Uhr und tauschten unsere Gedanken, daß die Wände dröhnten. Sie müssen sich den gewaltigen Mann um fast zwanzig Jahre jünger denken. Am Ende gab Bismarck dem zweiten aber doch Genugthuung, und ich ihm selbst auch, indem ich Herrn von Rochau den Sitz entzog, da er sich zu einer Rücknahme der Beleidigungen nicht verstehen wollte.“

Die Arbeiten des Erfurter Parlaments schlossen zwar schon am 29. April 1850 mit fast unveränderter Annahme der Unionsverfassung, aber auch dieser Versuch einer teilweisen Einigung Deutschlands sollte bekanntlich vergeblich sein. Im November desselben Jahres demütigte sich Preußen zu Olmütz vor Österreich, gab die deutschen Einheitsbestrebungen, Schleswig-Holstein und das kurhessische Verfassungsrecht preis, und am 14. Mai 1851 schloß der Kreislauf der großen deutschen Erhebung mit der Wiedereinsetzung des Bundestages. Innerhalb dieser traurigen Versammlung sollte dann Bismarck als Vertreter Preußens in achtjähriger schwerster Arbeit zu dem großen Staatsmann heranreifen, der uns die kühnsten Träume der besten Deutschen, die in einem Jahrtausend vor ihm gelebt und gerungen hatten, verwirklichte.

Aber in der trübseligen Zeit zu Ende des Jahres 1850 konnte das noch niemand ahnen. Da durften deutsche Vaterlandsfreunde fast nur noch im preußischen Landtage ihre freimütigen nationalen Forderungen und Mahnungen mit einer letzten Hoffnung auf Erfolg erheben. So auch Simson, der dem Abgeordnetenhause, von Königsberg gewählt, seit dem August 1849 angehörte. Hier war er 1849/50 Mitglied des Verfassungs-Revisionsausschusses und einer der beredtesten Wortführer gegen die schmähliche, aber freilich durchaus im Sinne des Königs Friedrich Wilhelm IV. geführte Politik des Ministerpräsidenten Manteuffel. Auch hier sollte er bei der Verfassungsberatung wieder mit dem damals noch ganz in den alten Anschauungen wurzelnden Abgeordneten von Bismarck hart zusammentreffen und dabei obendrein die Lacher des ganzen Hauses auf der Seite seines schlagfertigen Gegners sehen.

Simson hatte nämlich Bismarcks Auslegung des bekannten Artikels 99 der preußischen Verfassung, welcher von der einstweiligen Forterhebung der Steuern handelt und später in der preußischen Konfliktszeit von 1861 bis 1866 eine so große Rolle spielen sollte, „originell“ genannt. Darauf erwiderte Bismarck in derselben Sitzung (vom 24. Februar 1851*): „Der Abgeordnete für Königsberg [Simson] sagt: die Auslegung, die der Abgeordnete für Brandenburg [Bismarck] der Verfassung und ihrem Artikel 99 gegeben hat, ist falsch, denn der Abgeordnete für Brandenburg ist ein origineller Mensch (Heiterkeit); ich will ihm diesen Vorwurf nicht zurückgeben (Heiterkeit); oder er sagt, die Verfassung kann nicht so ausgelegt werden, wie das Ministerium sie auslegt, denn der Abgeordnete für Brandenburg ist ein origineller Mensch (Heiterkeit). Ich schließe diese Betrachtungen (Heiterkeit).“ Und als am folgenden Tage der Abgeordnete Beseler (Mansfeld) Bismarcks Ausführungen „scharfsinnig“ aber „unverständlich“ genannt hatte, schloß Bismarck eine längere Entgegnung mit den Worten: „Daß der verehrte Abgeordnete aber dennoch das, was ihm vollständig unverständlich geblieben, scharfsinnig findet, das finde ich meinerseits originell, und überlasse ihm, sich über die Bedeutung dieses Ausdrucks mit dem Abgeordneten für Königsberg [Simson] abzufinden.“

* Das Nähere in meinem Werke „Fürst Bismarck und seine Zeit“, Bd. I, S. 256 flg.



Eduard Simson.

Mit vielen anderen Parteigenossen von Frankfurt, Gotha und Erfurt hielt Simson, nach dem Scheitern aller Einheitsbestrebungen und dem Abschlusse des preußischen Verfassungswerkes von 1851, eine fernere Beteiligung an politischer Arbeit für nutzlos und zog sich daher 1852 ganz vom öffentlichen Leben zurück, lediglich seinem Amt und seinen Studenten sich widmend. Erst als mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen — des späteren Kaisers Wilhelm I. — und mit dem Ministerium der „neuen Ära" 1858 die Verheißung einer besseren Zeit über Deutschland kam, nahm Simson wieder die Wahl zum Abgeordnetenhause an, und zwar vertrat er hier 1858 bis 1860 Königsberg, 1861 Wetzlar, 1861 bis 1867 Montjoie-Malmedy, von Ostpreußen bis zum Rheinland also den Wählern ein gleich willkommener Abgeordneter! Von 1858 bis 1866 war Simson im Abgeordnetenhause einer der Führer der Altliberalen, und in derselben bewegten Zeit hat er als Vorsitzender der Justizkommission ganz Hervorragendes geleistet. Das allgemeine Vertrauen übertrug ihm in den Jahren 1860 und 1861 die Präsidentenwürde des Hauses, und in dieser Würde nahm Simson an dem heilverkündenden Ereignisse der Krönung König Wilhelms I. zu Königsberg am 18. Oktober 1861 teil, indem er dem Mon-

archen die Glückwünsche des Abgeordnetenhauses überbrachte.

Nachdem dann im September 1862 Bismarck die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte und Politik übernommen hatte, erhoben die lebhafteren Leidenschaften der Mißvergnügten einen weniger gemäßigten Mann als Simson, den Fortschrittler Grabow, auf den Präsidentenstuhl. Von 1867 an lehnte Simson eine Wiederwahl ins Abgeordnetenhaus gänzlich ab, da ihn seine Reichstagsthätigkeit schon lange von seinem Amt abzog.

Im Jahre 1866 nahm Simson, wie die meisten seiner ehemaligen Frankfurter Kampfgenossen, denen beschieden war, die große Zeit noch zu erleben, an der Gründung der nationalliberalen Partei teil und blieb ihr allezeit treu. Doch ist er auch hier eigentlicher Parteithätigkeit entrückt worden, da er schon vom konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes 1867, von den ordentlichen norddeutschen Reichstagen Herbst 1867 bis Dezember 1870, vom deutschen Zollparlament 1868 bis 1870 und endlich vom gesamtdeutschen Reichstag 1871 bis 1874 stets zum ersten Präsidenten gewählt wurde.

Den Wert und die Größe der Leistungen Simsons in dieser Stellung schätzt der Geschichtsforscher wie der Vaterlandsfreund mit gleich hoher Anerkennung, ja Bewunderung. Sie werden sogar mit jedem neuen Jahre von den Kennern immer höher gewürdigt. Denn die Weisheit und Gerechtigkeit, mit denen der Präsident Simson überall in einer Reihenfolge außerordentlichster Zeiten und Verhältnisse die oftmals recht wilden Wogen der parlamentarischen Stürme zu ebnen und zu meistern verstand, ist nicht bloß in Deutschland bis heute unübertroffen geblieben. Namentlich hatte auch jede parlamentarische Minderheit gegen jedes etwaige Bedrückungsgelüste der Mehrheit an dem Präsidenten Simson allezeit den besten Schutzpatron. Nicht minder mustergültig aber wird immer bleiben die mächtige Energie und sittliche Würde, mit welcher Simson sofort jeder Ausschreitung strafend entgegentrat, um die höchste Kanzel des Reichs, die Tribüne des deutschen Reichstages, den nachfolgenden Geschlechtern rein und unentweiht zu überliefern.

Endlich aber stand ihm in den vielen großen und gewaltigen Stunden, welche unsere vaterländische Geschichte und unser Parlament unter seiner Leitung kommen und gehen sahen, das treffendste Wort in klassischer Form zur Verfügung. So, als er am 3. Oktober 1867 dem Schirmherrn des Norddeutschen Bundes, dem König Wilhelm von Preußen, die Adresse des Reichstags auf der Burg Hohenzollern überreichte. So, als er den Reichstag im Juli 1870 nach der frechen französischen Kriegserklärung tiefbewegt mit den Worten schloß: „Die Arbeit der Volksvertretung ist somit für diesmal vollbracht. Nun wird das Werk der Waffen seinen Lauf nehmen! Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf unserem Volke ruhen auch in diesem heiligen Kriege!“ So endlich an der Spitze jener anderen — im Vergleiche zu der von 1849 unendlich glücklicheren — Kaiserdeputation, die dem siegreichen König Wilhelm I., dem Heerführer aller Deutschen, am 18. Dezember 1870 im französischen Königsschlosse zu Versailles die deutsche Kaiserkrone anbot! Eine merkwürdig ausgleichende Gunst des Schicksals lag doch in der Fügung, daß demselben Manne, der einst mit fast gebrochenem Herzen aus dem preußischen Königsschlosse trat, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Krone von sich gewiesen, nun auch beschieden war, der Sprecher der deutschen Volksvertretung zu sein an der Wiege des neuen deutschen Kaisertums! Wohl durfte der edle gute Mann auf sein Leben in jeder Beziehung, namentlich aber auf sein politisches Wirken, das Wort Goethes anwenden: „Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Aus Gesundheitsrücksichten legte Simson zu Ausgang der Frühjahrssession von 1874 das Präsidentenamt des Reichstags nieder, aus demselben Grunde — in diesem Falle nicht bloß Vorwand — zog er sich 1877 vom politischen Leben ganz zurück. Aber wie er selbst in Bismarck, seitdem dieser an die Spitze des preußischen Ministeriums getreten war, mit immer wachsender Anerkennung und Bewunderung den größten Staatsmann des Jahrhunderts verehrte, so bewahrte auch Bismarck seinerseits die nationalen Verdienste Eduard Simsons in treuem Gedächtnis und

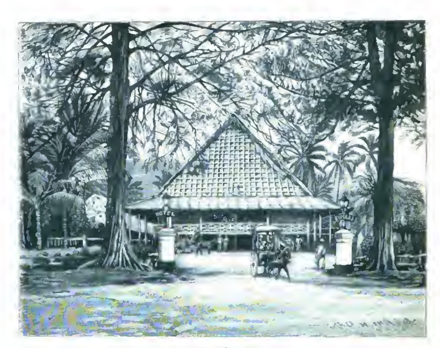
gab davon den besten Beweis, indem auf seinen Vorschlag Simson bei Eröffnung des deutschen Reichsgerichts am 1. Oktober 1879 vom Kaiser zum Präsidenten des Reichsgerichts ernannt wurde. Der Wandel der Anschauungen und Urteile Bismarcks über Simson wird übrigens durch eine hübsche Anekdote veranschaulicht. Als Bismarck nämlich 1850, unter Simsons Präsidium, zum Schriftführer des Volkshauses zu Erfurt gewählt worden war, sagte er, eben vor der Tribüne stehend, zu August Reichensperger: „Mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin.“ Das Wort war schon damals nicht ganz zutreffend, da bereits Simsons Eltern Christen waren. Am 29. März 1887 aber, auf einer parlamentarischen Soirée, erinnerte Reichensperger den Fürsten Bismarck an jenes Jugendwort, mit dem Bemerken: „Diesen jüdischen Gelehrten haben Durchlaucht zum Präsidenten des Reichsgerichts gemacht.“ Darauf rühmte jedoch der Reichskanzler den Präsidenten Simson „als einen der ausgezeichnetsten, von der reinsten Vaterlandsliebe getragenen Vertreter des nationalen Gedankens, als ein edles Gefäß, in dem stets die lautersten Empfindungen zusammengeströmt seien.“

Dieselbe herzliche Verehrung sprachen Simson und die Überlebenden der Erbkaiserpartei der Paulskirche, „die dreißig Letzten von Frankfurt“, dem Fürsten Bismarck dagegen zu dessen siebzigstem Geburtstage, am 1. April 1885, aus. Unter all den fünfundsiebzig Adressen, welche an diesem Tage eingingen, rührte keine das Herz des großen Staatsmannes tiefer als diese eine. Denn da sagten die alten Frankfurter u. a.: „Daß wir jene Bahn in stürmischen Tagen betraten, die Fahne erhoben und unentwegt zu ihr gestanden haben, giebt uns ein Anrecht, dem Manne, der unseren Glauben zur That gemacht und uns zum Ziele geführt hat, den Dankeszoll, der ihm in unseren Herzen lebt, heute auszusprechen.“ Und Bismarck antwortete am 20. April: „Ihre wohlwollenden Worte der Anerkennung meiner politischen Thätigkeit sind für mich von um so größerer Bedeutung, als sie aus dem Munde von Männern kommen, welche von Anbeginn unseres parlamentarischen Lebens mit stets gleicher Hingebung für die Einigung unseres Vaterlandes eingetreten sind.“

An der Spitze des Reichsgerichts wirkte Simson elf Jahre, von 1879 bis 1890, d. h. bis der Ehrwürdige sein achtzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Bis zur letzten Stunde erfüllte er seine amtliche Pflicht mit freudiger Hingebung, mit fast jugendlicher Frische und Kraft. Daß das deutsche Reichsgericht in vollstem Maße seiner hohen Aufgabe und Bestimmung gerecht wurde, war nicht zum wenigsten Simsons Verdienst. In dieses elfjährige Wirken fällt der Heimgang Kaiser Wilhelms I. und die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrichs III., der den Präsidenten Simson Zeit seines Lebens immer ganz besonders verehrt hatte und demselben nun im März 1888 durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens und des erblichen Adels den unvergänglichsten Beweis seiner Huld zu teil werden ließ. Am Reformationsfest (31. Oktober) desselben Jahres stand Simson, mit dem Talar des Reichsgerichtspräsidenten und der Kette des Schwarzen Adlerordens geschmückt, vor dem Prunkpavillon Kaiser Wilhelms II. in Leipzig, als dieser in Gegenwart des Königs Albert von Sachsen den Grundstein legte zu dem stolzen Reichsgerichtsbau, der im Oktober 1895 in Gegenwart derselben Monarchen feierlich eingeweiht und eröffnet werden konnte. Simson war leider durch Unwohlsein verhindert, der kaiserlichen Einladung zur Teilnahme an dieser schönen Feier zu folgen. Aus demselben Grunde vermißten wir alten Abgeordneten doppelt schmerzlich das ehrwürdige Haupt unseres einstigen Reichstagspräsidenten in jenen Weihestunden, da wir als Gäste unseres jungen Kaisers am 18. Januar d. J. in der Schloßkapelle, vor dem Thron im Weißen Saale und abends beim Kaiserbankett die erhebende Erinnerung der Begründung des Deutschen Reiches vor fünfundzwanzig Jahren festlich begingen.

Möge unserem unvergeßlichen Präsidenten Simson noch ein langer glücklicher Lebensabend beschieden sein!

(Schluß folgt.)



Hotel Sumatra.

Ein Besuch auf Sumatras Westküste.

Von

W. Schmedes.

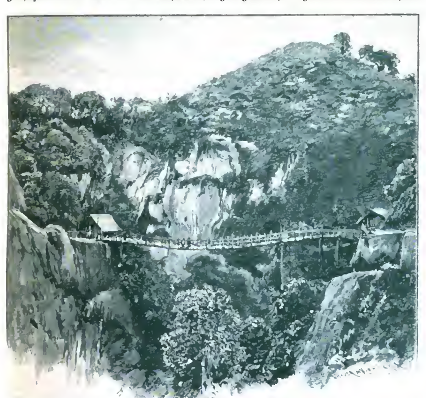
Wenn man sich Padang, der bedeutendsten Stadt an der Westküste Sumatras, von der Seeseite nähert, so fallen schon in bedeutender Entfernung die imposanten Gebirgszüge, die sich längs der ganzen Küste erheben, noch mehr aber die ihre Umgebung weit überragenden Gipfel einer Anzahl feuerspeiender Berge ins Auge; so im Norden der 3031 Meter hohe Ophir, von dessen Abhängen schon König Salomo das kostbare Sandelholz zum Tempelbau geholt haben soll; dann der Berg Sago; ferner der Merapi, der thätigste unter den Vulkanen dieser mächtigen Insel, 2923 Meter; der Talang, gleichfalls sehr thätig; und endlich der Singalang, mit 3090 Metern der höchste Berg Sumatras,* jedoch seit einigen hundert Jahren erloschen.

Die Küste selbst gewährt ein überaus reiches Tropenbild; soweit das Auge reicht, bedeckt anscheinend undurchdringlicher Urwald mit gigantischem Pflanzenwuchs, aus welchem einige Wasserfälle wie Silberfäden durchblinken, den Boden; überall Fruchtbarkeit in höchster Potenz; geradezu verschwenderisch ist die Natur hier zu Werke gegangen.

* Nach Angabe des „Regerings-Almanak voor Nederlandsch Indie“. Diesem, jährlich in Batavia erscheinenden Werke zufolge mißt Sumatra etwa 7400 Quadratmeilen (geogr.), ist also ungefähr dreiviertel so groß als Deutschland. Seine Einwohnerzahl hingegen wird auf nur vier Millionen geschätzt.

Solche Eindrücke waren es, die auch ich empfing, als ich vor etwa fünfzehn Jahren dies großartige Bild zuerst erblickte, dessen Zauber durch den Umstand, daß der Urwald Elefanten, Rhinozerossen, Tapiren, Tigern, Scharen von Affen u. s. w. als Wohnung dient, eher noch erhöht wird.

Es war um die Mittagszeit eines heißen Tropentages, als der Dampfer „Graaf van Bylandt", welcher uns von Batavia nach dem unter dem ersten Grade südlich vom Äquator liegenden Padang brachte, zu Anker ging, weit draußen auf der nur notdürftig durch Pulu-Pisang — Bananen-Insel — geschützten Reede in der Brandewynsbaai, die Leichter draußen bereits erwarteten, um die Passagiere, ein halbes Dutzend Europäer, dann Chinesen, Araber, Singalesen und Malayen, nach der Stadt überzuführen und sofort mit dem Löschen der für Padang bestimmten Waren zu beginnen. Nach einer viertelstündigen Fahrt hatten wir den 113 Meter hohen, unmittelbar aus der See aufsteigenden Affenberg erreicht, der seinen Namen führt nach den Herden von Affen, die auf ihm hausen und sich in dem bis zum Meer herabhängenden dichten Gezweig tummeln. Am nördlichen Fuße dieses Vorgebirges mündet der Padang-Fluß, der indessen seiner geringen Tiefe wegen nur kleineren Küsten-



Hängebrücke aus Rottan (West-Sumatra)

jetzt Königin-Emma-Hafen genannt. Die Signalstation auf einem der vorliegenden Hügel hatte unsere Ankunft längst gemeldet, so daß uns der kleine Personendampfer und schiffen zugängig ist. Hier, auf dem rechten Flußufer, breitet sich Padang gegen Norden an der See aus, der Sitz des holländischen Gouverneurs von Sumatras Westküste.

Ich fand Wohnung im Sumatra-Hotel, ganz in der Nähe des Landungsplatzes, von wo aus man einen entzückenden Blick auf das Meer hat, einem geräumigen, den dortigen Verhältnissen entsprechend komfortablen Gasthause, welches, wie fast alle Wohnhäuser dort, auf mannshohen Pfählen erbaut war zum Schutze gegen die Feuchtigkeit des Bodens und gegen die Myriaden der alles zerstörenden weißen und vieler anderen Ameisen, mit Wänden aus roh behauenen Brettern, die den häufigen Erdbeben am besten widerstehen, und aus gleichem Grunde mit einem Dach versehen, welches, aus leichten Palmblättern bestehend, weit vorspringend und hoch aufragend, zugleich besser als irgend ein anderes Material dazu geeignet ist, die Tropenhitze abzuhalten. Keller werden der erwähnten Bodenfeuchtigkeit wegen überhaupt nicht angelegt, und ebensowenig erbaut man mehrere Stockwerke übereinander; man hat in Sumatra Raum genug, um die Häuser in die Breite auszudehnen.

Mein Zimmer also lag im „Hochparterre", und seine Einrichtung war, obgleich einfach, doch sehr zweckmäßig: eine geräumige eiserne Bettstelle ohne Sprungfedermatratze, nur mit einer solchen aus Kapok, der einheimischen Baumwolle, zwei Kopfkissen und dem unvermeidlichen Rollkissen, gleichfalls aus Kapok, alles sauber überzogen und das Ganze mit dem unerläßlichen Moskitonetz verhängt. Eine wollene Decke oder Plaid führt der Reisende selbst mit sich, ist aber meistens entbehrlich, da die leichte Nachtkleidung, weiße Kabaia und buntfarbige, weite Schlafhosen, durchgehends genügen, oft sogar noch zu heiß sind. Ferner befand sich im Zimmer ein runder Tisch, eine Bank, ein Schaukel- und zwei gewöhnliche Stühle von Rohrgeflecht, ein Waschtisch, ein Kleiderschrank und ein Handtuchhalter, das war alles. Klingeln sind in Indien entbehrlich; fast jeder Reisende ist begleitet von seinem eigenen Diener, der für all die kleinen Bedürfnisse seines Herrn sorgt, ihn bei Tisch bedient und wie ein treuer Hund nachts vor seiner Zimmerthür auf dem harten Flur schläft, zu welchem Zweck er auf Reisen seine Schilfmatte und ein winziges Kopfkissen stets mitnimmt. Man hat nur nötig, vom Schaukelstuhle aus „Sidin" oder „Kromo" zu rufen, um den barfüßigen Getreuen sofort lautlos erscheinen zu sehen. Sollte er indessen einmal abwesend sein, dann wendet man sich an einen der zahlreichen Hotelbediensteten, von denen der eine oder andere sicher irgendwo in der Nähe herumlungert, indem man das Wort „Spada" — eigentlich „Siapa ada", d. h. etwa: ich rufe den, welcher mich hört — ruft, denn Wände und Thüren sind so luftig, daß jeder im Zimmer laut werdende Ton durchs ganze Haus schallt; dasselbe ist von den Fußböden zu sagen, wovon ich schon am ersten Tage eine Probe erhielt: durch die glaslosen vergitterten Fensteröffnungen, die der Luft und dem Licht ungehindert Zutritt gewähren, drang auch zugleich der würzige Duft blühender Sträucher und Blumen herein, der sich indessen nur mühsam behauptete gegen einen anderen Duft, welcher dem Limburger Käse und dem Hering zu entstammen schien. Kam ein frischer Windhauch, so trug er die süßesten Wohlgerüche durchs Fenster herein, aber unmittelbar darauf verwandelten diese sich ins Gegenteil, und es dauerte geraume Zeit, bevor ich, trotz Ausräumens des Zimmers, ihre Quelle entdeckte. In den unteren Regionen, am Fußboden, machten sie sich ganz besonders unangenehm bemerkbar; kein Zweifel mehr, sie kamen von unten herauf durch die breiten Spalten, welche zwischen den Planken gähnten, und richtig, bei gründlicher Untersuchung fand sich's, daß Frau Wirtin gerade unter meinem Zimmer ihre Vorratskammer etabliert hatte; dort, als am kühlsten Orte des Hauses, wurden in einem zwischen den das Haus tragenden Stämmen angebrachten Verschlage alle die edlen Sachen aufbewahrt, als da sind: Wein, Bier, Genever, Selters; dort hingen einträchtiglich nebeneinander geräucherte englische und westfälische Schinken, alle fein säuberlich bekleidet mit grauem Sackleinen, Braunschweiger Mett- und Lübecker Leberwürste; dort verwahrte sie alle Sorten Konserven, Hülsenfrüchte, Reis und Kartoffeln, aber auch Sauerkraut, Käse, Hering, Petroleum und unter anderen tropischen Früchten auch die ihres Geruches wegen berüchtigten Durian, überhaupt alle die unzähligen Dinge, die zu einem großen Haushalt benötigt sind, die man auf Tafel sehr zu schätzen weiß, deren

Nähe man sonst aber thunlichst meidet. Erst nachdem mein Sidin die Fußbodenritzen sorgsam verstopft hatte, wurde die Atmosphäre meines Zimmers eine erträgliche.

In Anbetracht der reichlichen Verpflegung waren die Hotelpreise — fünf Gulden — etwas über acht Mark pro Tag bei vollständiger Beköstigung — mäßig zu nennen, um so mehr, als zur Beförderung der Eßlust vor den Mahlzeiten gratis Genever mit Bitterem oder Wermut verabreicht wurde.

Eine bunte Gesellschaft fand sich zusammen an der Mittagstafel. Derselben präsidierte der Wirt, ein Holländer, früher Schiffskapitän, der die Seefahrerei mit der Gastwirterei, dem ersehnten Ziele so vieler Seeleute, vertauscht hatte und sich, wenn auch nicht gerade durch ausgesuchte Höflichkeit, doch durch biedere Gemütlichkeit und durch eine sehr gute Köchin auszeichnete; rechts und links von ihm hatten der Kapitän eines holländischen Dampfers und der eines englischen Kohlenschiffes ihre bevorzugten Plätze; dann kam ein Bergbau-Ingenieur und neben diesem ein für dessen Rechnung aus Australien verschriebener Berufsgoldsucher zum Aufsuchen von Gold im Inneren Sumatras; hierauf eine holländische Elementarlehrerin von einer der Volksschulen für Europäer in Padang; ferner zwei französische Naturforscher, welche trotz aller Verbote nach Atjeh gingen und dort einige Wochen später ermordet wurden; dann ein holländischer Geistlicher mit zahlreicher Familie; darauf ein deutscher Missionar aus den Battalanden im Norden Sumatras, welcher seine ihm daheim in Deutschland durch die Missionsgesellschaft ausgesuchte junge Frau aus Europa erwartete; einige Kaffeepflanzer aus den „Bovenlanden“; mehrere holländische Offiziere, die auf dem Wege nach Atjeh, wohin sie versetzt waren, und andere, die als Rekonvalescenten von dort kamen, um sich in der gesunden Bergluft von Fort de Kock von Verwundungen, Fieber und Berri-Berri zu erholen; dann ein Landschaftsphotograph; ein Agent Barnums, welcher auf behaarte Menschen fahndete, sich in Ermangelung dessen jedoch vorläufig begnügte mit dem Fang seltener Schmetterlinge und mit dem Aufsuchen der kurz zuvor durch Beccari entdeckten Riesenblume Rafflesia Arnoldi; einige holländische und deutsche Kaufleute; ein Architekt, welcher im Auftrage der Regierung auf der weit draußen liegenden kleinen Insel Paudan einen Leuchtturm erbaute; ein von Nordost-Celebes nach dem Inneren Sumatras versetzter Controleur, der, mit Frau, fünf Kindern und drei Bedienten seit drei Wochen auf der Reise, jetzt noch einige Tage „per Karre“ vor sich hatte, bevor er seinen Bestimmungsort zu erreichen hoffen durfte, und endlich ein holländischer Schulinspektor von Batavia, der die europäischen Schulen an der Westküste Sumatras besuchte.

Ebenso mannigfaltig wie die Tischgesellschaft war auch die Auswahl der zur sogenannten Reistafel, dem ständigen Mittagsmahl, gehörigen Gerichte: zunächst Reis, nicht gekocht, sondern in einem Korbgeflecht gedämpft; nicht mit Milch, Zucker und Zimmet, sondern mit Curry, spanischem Pfeffer und anderen scharfen Saucen; dazu gekochtes, geröstetes und gebackenes Huhn, Spiegel- und Sooleier, Frikadellen, verschiedene Sorten in Kokosnußöl gebackenen Fisch, getrockneter und gesalzener Fischrogen, Hummer, Garneelen, Taschenkrebse, Kropok — eine Art Biskuit aus der Seegurke oder der Rindshaut —, an der Sonne getrocknetes und in Fasern zerrissenes Fleisch vom Wildschwein, dann die sogenannten Sambelans, als: rote Makassar-Fische, Chutney, Zwiebeln, geraspte Kokosnuß, Palmkohl, Gurken in verschiedener Form, die Keime einer Pflanze, Bambussprossen und anderes mehr, dessen Herkunft ich nicht zu bestimmen vermag. Während meines Aufenthalts in Holländisch-Indien habe ich Gelegenheit gehabt, bei Gastereien mehr als dreißig zur Reistafel gehörende Schüsseln zu zählen, deren Zubereitung teilweise so kompliziert ist, daß nur selten eine Europäerin, und wäre sie jahrelang im Lande, es dahin bringt, sie gründlich zu kennen. Alle diese Sachen wurden untereinander gemengt und bildeten das ebenso nahrhafte als wohlschmeckende Hauptgericht des Mittagsmahles. Darauf folgte noch saftiges Beefsteak mit Bratkartoffeln und grünem oder Gurkensalat und zum Schluß Früchte: verschiedene Sorten Bananen, dort Pisang genannt, Manga, sowie die bereits erwähnte Durian, welche indessen nicht bei Tisch, sondern von ihren Verehrern draußen im Freien genossen wer-

den mußte. Man trank bei Tisch meistens leichten Rotwein, wohl auch mit Wasser vermengt, oder auch deutsches Flaschenbier. Dutzende von malayischen Dienern huschten lautlos umher, jeder seine Herrschaft, aber auch nur diese, mit Speisen versorgend.

Angenehm war es mir, schon nach wenigen Tagen meine Reise ins Innere fortsetzen zu können; ich mußte mich dazu eines der unbequemen zweiräderigen Karren bedienen, die dort allgemein üblich, mit Wachstuch überdeckt und mit zwei kleinen ausdauernden, aber widerspenstigen Pferden bespannt sind. Mit Tagesanbruch, also gegen sechs Uhr, fuhr meine „Kahar" vor: das auf das Notwendigste beschränkte Reisegepäck wurde teilweise unter die Sitze verstaut, ein kleiner Koffer hinten aufgeschnürt; ich selbst nahm auf dem hinteren, niedrigen Sitze Platz, während mein javanischer Diener vorn neben dem sumatranischen Kutscher saß, beide ihre Strohcigarette rauchend. Dann wurde die Peitsche über die Pferde gelegt, allein es dauerte eine geraume Weile, bevor die störrischen Tiere, die zu ahnen schienen, welche anstrengende Aufgabe ihrer harrte, durch allerlei Listen und Schläge dazu bewogen wurden, statt rückwärts zu drängen, sich nach vorwärts in Trab zu setzen; als dies jedoch endlich geglückt war, ging's auf dem vorzüglichen Wege rasch vorwärts, und bald lagen die letzten Häuser Padangs hinter uns; Reisfelder und Bananenpflanzungen, abwechselnd mit regelmäßig angelegten Kokosnußhainen,* Maisfeldern und weiten Flächen der mit rübenähnlichen süßen Kartoffeln bestellten Felder flogen an uns vorüber, und donnernd jagten unsere Pferde über die schmalen, mit lose aufgelegten Bohlen versehenen Holzbrücken, welche in der Nähe des Strandes über die zahlreichen, von Krokodilen belebten Flüsse führen und meistens mit einem Schutzdach aus Palmblättern überdeckt sind.

Wir mochten gegen anderthalb Stunden abwechselnd im Trabe und im Galopp gefahren sein, als die trotz der Morgenkühle schweißtriefenden und am ganzen Leibe zitternden Gäule in einem Dorfe gegen frische gewechselt wurden, welche bereits am Tage zuvor hierher geführt worden waren. Dieses interessante Ereignis lockte natürlich eine ganze Menge Neugieriger, die nun, phlegmatisch auf der Erde hockend, zuschauten, wie eine Anzahl halbwüchsiger Buben, teils ohne jegliche Kleidung, bemüht waren, die Pferde ab- und anzuschirren.

Wir kamen diesmal ein wenig schneller in Gang, denn außer meinem Sidin und dem Kutscher peitschten auch die Jungen mit bereit gehaltenen Stecken auf die lustig hinten ausschlagenden Pferde, und selbst die Zuschauer halfen aus Leibeskräften mit schreien, um die Tiere zum Anziehen zu bewegen. Dann begann der Weg durch stillere, nur spärlich bewohnte Gegenden zu führen; der Wald machte sich immer mehr geltend, nur dann und wann noch begegnete uns einer jener schwerfälligen, mit einem riesigen schwarzgrauen, fast haarlosen Karbau bespannten Karren, welcher Kaffee aus den Bergen in die Magazine in Padang transportierte, und an unser Ohr schlugen die Stimmen kreischender Affen und fliegender Hunde.

Ich trieb zu möglichster Eile an, denn der Controleur von „Kaju tanam", Mynheer van H., der mich in liebenswürdiger Weise eingeladen, bei ihm zu übernachten, hatte mir auch zugleich geschrieben, daß man mit dem Mittagessen auf mich warten würde, da ich ganz bequem gegen zwei Uhr bei ihm eintreffen könne; es war also wohl selbstredend, daß ich sorgte, pünktlich zu sein. Wieder hatten wir eine Brücke zu passieren, in welche die Pferde in gewohnter Weise, da der Weg ein wenig bergauf führte, im Galopp einbogen, als im gleichen Augenblick auch eins der eben genannten Frachtfuhrwerke vom anderen Ende her in dieselbe einfuhr, dessen Führer sich nun vergeblich bemühte, das plumpe Zugtier seitwärts zu ziehen, um uns Platz zu machen; auch mein Kutscher zerrte an den Zügeln, um die Pferde zum Stehen zu bringen, allein diese waren inzwischen warm geworden und schienen den Willen ihres Lenkers absichtlich mißzuverstehen: in voller Fahrt rannte unser leichtes Gefährt gegen den schweren Transportkarren, so daß die Achse total verbogen wurde und wir un-

* Die Kokospalme wächst nicht wild. Wenn man in den Tropen solche Bäume aus der Ferne sieht, kann man fest überzeugt sein, daß sich in deren Nähe menschliche Wohnungen befinden.



Der erloschene Vulkan Singalang, höchster Berg Sumatras, von Fort de Kock aus gesehen.

fehlbar umgeworfen worden wären, wenn nicht das Brückengeländer unser Fuhrwerk gestützt hätte. Ich sah den unvermeidlichen Zusammenstoß kommen und konnte mich im kritischen Augenblick an einer der Dachstützen der Brücke festklammern, was natürlich nicht ohne einige Beulen abging; mein Diener dagegen, dem eine derartige Stütze nicht er=

reichbar war, verlor den Halt und flog im Bogen über das Brückengeländer in den Fluß hinab. Glücklicherweise war das Wasser tief genug, um ihn mit weichen Armen aufzufangen, aber mit auffallender Hast suchte er sich dieser weichen Umarmung aus Furcht vor den zahlreichen Krokodilen wieder zu entwinden, und er hatte Glück damit, denn die scheußlichen Amphibien schienen durch den schweren Fall so überrascht zu sein, daß Sidin bereits wieder festen Boden unter den Füßen hatte, ehe es ihnen zum Bewußtsein kam, welcher fette Bissen ihren scharfen Zähnen entschlüpft war. Sidin aber stand hoch aufatmend, jedoch um einige Nuancen fahler im Gesicht, und schaute hinunter auf die trübe Flut, an deren Oberfläche einige zackige Rücken sichtbar wurden.

Der Führer des Transportkarrens, der an unserem Unfall ziemlich schuldlos war, half uns, nachdem er sein Zugtier ausgespannt, unser völlig unbrauchbar gewordenes Fuhrwerk von der Brücke in den Schatten eines Baumes schaffen, worauf mein Kutscher mit den Pferden sich auf den Weg machte, um von der eben verlassenen Station ein anderes zu holen. Dann nach kurzer Rast schickte sich auch der Karrenführer zur Weiterfahrt an; der intelligente Büffel lichtete mit seinen riesigen Hörnern die schwere Gabeldeichsel auf und legte sie sich auf den breiten Nacken, um sich dann in schwerfälliger Weise in Bewegung zu setzen.

So mit meinem Diener allein in der Wildnis, hatte ich Zeit, auszurechnen, daß dieser unvorhergesehene Zwischenfall mich verhindern würde, rechtzeitig bei meinem liebenswürdigen Gastherrn in Kajutanam einzutreffen. Sehr peinlich war mir der Gedanke, daß man dort mit dem Mittagsmahl wahrscheinlich wartet, vergeblich nach meiner Ankunft ausschauend; daß man sich schließlich mißgelaunt zu Tisch begiebt, nachdem die Speisen bereits unschmackhaft geworden; daß ich dann vielleicht zu ungelegener Zeit, wenn man die gewohnte Siesta hält, eintreffe und unliebsame Störung verursache; nicht minder betrübend war für mich die Aussicht, statt der köstlichen Reistafel mit einigen aufgewärmten Resten vorlieb nehmen zu müssen, wenn mich das widrige Geschick nicht gar noch durch erneute Ränke zwingt, den knurrenden Magen mit Pisang und trockenem Reis oder geröstetem Mais zu stillen, den die in großen Zwischenräumen am Wege liegenden rauchigen, schmutzigen „Lappos“, auf Pisangblättern serviert, für Fuhrleute und Kulis feilhalten.


Der malayische Tigerjäger Senën (West-Sumatra).

Unter solchen Betrachtungen saß ich auf den Trümmern des Fuhrwerks und bewachte meine Habe, das Gewehr schußbereit auf den Knien gegen etwaige Anfälle von Tigern oder Krokodilen, einer Cigarre mächtige Rauchwolken entlockend zum Schutze gegen die ebenso blutgierigen Moskitos, und übte mich dazu in Geduld, denn diese ist unter ähnlichen Umständen ein sehr nützliches Ding, während Sidin sich bemühte, seine nassen Kleider im warmen Sonnenschein zu trocknen, seine Blöße inzwischen mit einigen Blättern des wilden Pisang bedeckend. Dann und wann zogen Eingeborene des Wegs; einige Reiter stiegen, sobald sie in mir einen „Orang blanda“ — eigentlich: Orang holanda — erkannten, vom Pferde und zogen

in ehrerbietiger Weise zu Fuß an mir vorüber, oder aber erkundigten sich, nachdem sie mit untergeschlagenen Beinen vor mir auf dem Erdboden Platz genommen, bei mir nach dem Woher und nach dem Wohin, um eventuell meine Spur im Inneren des Landes verfolgen zu können, eine durch die Holländer eingeführte Maßregel, auf welche man im eigenen Interesse gut thut, möglichst gewissenhaft Auskunft zu geben.

Alles nimmt indessen ein Ende; so auch die Probe, auf welche meine Geduld hier gestellt wurde. Nach mehr als zweistündigem Warten, weit später als ich gerechnet hatte, kam mein Kutscher endlich mit einem andern Fuhrwerk an, welches, wie bei den indolenten Eingeborenen selbstverständlich, erst noch einiger Reparaturen bedurfte, bevor es diensttauglich geworden. Daß ich ihn nicht gerade mit Schmeichelworten empfing, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, doch versöhnten mich einigermaßen seine Bemühungen, die verlorene Zeit durch rascheres Fahren wieder einzubringen. Nachdem noch einigemal ein Pferdewechsel stattgefunden, erreichte ich ohne weitere Unfälle gegen halb vier nachmittags Kajutanam. Die freundliche Aufnahme, welche ich trotz meiner Verspätung fand, und die vorzügliche Reistafel — man hatte sich, durch das gleichfalls verspätete Eintreffen noch anderer Gäste aufgehalten, eben erst zu Tische gesetzt — ließen mich mein überstandenes Ungemach bald vergessen, und da der eingetretene Regen uns an das Haus fesselte, fand die Geisterstunde uns noch bei einem Glase herrlichen Rüdesheimers am Whisttische.


Malayische Frau von West-Sumatra.

Als ich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang die Weiterreise antrat, schien die Natur ihr Festkleid angelegt zu haben. Etwas Schöneres, Wunderbareres ist kaum denkbar, als nach regenschwerer Nacht solch lachender Morgen in den Tropen. In den Sonnenstrahlen funkelten an Strauch und Blatt unzählbare Wassertropfen wie Diamanten, kein Hauch bewegte die Blätter der Baumriesen. Nur ein murmelnder Gebirgsbach längs des Weges und aus der Ferne das klagende Geschrei der großen schwarzen Siamans, die sich in den Bäumen des Urwaldes tummelten, unterbrachen die Waldesstille, und durch die Baumkronen grüßten die imposanten Gipfel des Singalang und des Merapi, an deren Ausläufern ich mich jetzt befand, herüber, jener in majestätischer Ruhe, dieser ein dünnes Rauchwölkchen emporsendend, gleichsam als koche man dort oben den Morgenkaffee.

Je weiter der gewundene Weg in die Berge hineinführte, desto wilder wurde die Umgebung, bis dicht an den Weg heran drängten die steilen Bergabhänge, während auf der anderen Seite des Weges tiefe Schluchten heraufgähnten. Ein Brausen drang an mein Ohr; das mußte von dem vielgenannten Wasserfall in der „Kloof von Anei" herrühren! Schon in ziemlicher Entfernung sah ich seine weißen Massen durch die Bäume schimmern, immer näher führte der Weg an ihn heran, bis seine Wasser zuletzt, dicht zu meinen Füßen aus bedeutender

Höhe in ein tief ausgehöhltes Becken stürzend, die Brücke netzten, über welche der Weg führt, und die Morgensonne in den Wasserstaub einen prachtvollen Regenbogen zauberte. Unzählige Schmetterlinge der verschiedensten Arten, darunter der riesige Atlas, von welcher Species Sidin mir ein 22 Centimeter messendes Exemplar fing, führen in der Nähe dieses Wasserfalles ein fröhliches Dasein; fast stets aber drohen ihnen Gefahren von seiten der Schmetterlingsjäger, die dort für europäische Gelehrte und Museen sammeln. Aber noch eine Merkwürdigkeit wies die Kloof auf, das war der weit und breit bekannte Tigerjäger Senén, der nur wenige Hundert Schritte vom Wasserfall entfernt seine bescheidene Bambushütte an die Felswand angeklebt hatte. Ich hatte diesen interessanten Malayen einige Tage zuvor in Padang kennen gelernt, wohin er den dänischen Naturforscher Karl Bock, dem er während einiger Monate seine Dienste als Jäger gewidmet, begleitet hatte. Er war ein für seine Rasse verhältnismäßig kräftiger Mensch, Hermaphrodit, wie mir sein Herr erzählte, mit behaarter, stark entwickelter Brust, die er meistens mit einem Tuch verhüllte, während er den von Tigerkrallen zerfleischten und mit Narben überdeckten Rücken unverhüllt ließ, einer sanften Mädchenstimme und einem treuherzigen Gesicht, hinter dem man am allerwenigsten solchen Unternehmungsgeist vermutet haben würde. Als Senén erfuhr, daß ich in den nächsten Tagen auf der Reise nach Fort de Kock seine Hütte passieren würde, lud er mich freundlichst ein, doch bei ihm vorzusprechen, da sein Haus dicht am Wasserfall liege und nicht zu verfehlen sei, und seine Schwester, die ihm den Haushalt führe, gewiß zu meinem Empfange „Nassi“ — Reis — kochen und sogar „Kwe-Kwe“ — Kuchen — backen würde, worin sie ganz besonders bewandert sei. Als ich jetzt meinem Versprechen gemäß das einfache Häuschen Senéns betrat, begrüßte mich schüchtern die Schwester, ein niedliches junges Malayenmädchen, und erzählte mir, daß ihr Bruder seit gestern wieder einmal einem Tiger auflauere, welcher ein junges Büffelkalb aus der Nachbarschaft geraubt habe. Ich vernahm dies mit Bedauern und verabschiedete mich wieder, da der jungen Schönen meine Gegenwart in Abwesenheit ihres Bruders augenscheinlich sehr ungelegen kam, obgleich sie mich höflich einlud, auf der Bambusbank Platz zu nehmen. Auch der Nassi und Kwe-Kwe entgingen mir dadurch.

Die Art und Weise, wie Senén die Tigerjagd ausübt, ist, wie er mir selbst erzählte, die folgende. Sobald ihm von irgend einem Raube berichtet wird, verfolgt er die Fährte des Tigers, dessen Gewohnheit es nicht ist, mit seiner schweren Beute einen allzu weit entfernten Schlupfwinkel aufzusuchen, um sich an seinem Opfer zu sättigen. In der Regel sind schon nach wenigen Viertelstunden die Überreste des Mahles entdeckt, der Tiger jedoch verschwunden. Das genügt Senén indessen vorläufig. Er errichtet sich in Schußnähe ein Blätterversteck und erwartet hier mit der bewunderungswürdigen Geduld, welche den Malayen eigen ist, die Rückkehr des Raubtieres, denn die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß der Tiger fast ausnahmslos zu dem Kadaver zurückkehrt, sobald sich der Appetit wieder bei ihm regt, sei es auch erst am folgenden, oder gar am zweiten Tage. Und so sitzt er denn regungslos Tag und Nacht, mutterseelenallein in der dichten Wildnis, mit einem alten Vorderladegewehr und einem heiligen Kris bewaffnet, dem er ganz besondere Wunderkraft zuschreibt, wartend, bis endlich das Raubtier zurückkommt, um es dann mit einem sicheren Schusse zu fällen. Seine Nahrung auf diesen Jagdzügen besteht aus gedämpftem Reis, den er, in Pisangblätter verpackt, mit sich führt, und einer Flasche Trinkwasser. Einmal hatte ihn bei dem tagelangen Warten die Müdigkeit übermannt, er war eingeschlummert, wurde aber plötzlich wieder wach und sah nun mit Grausen in die funkelnden Augen eines riesigen Königstigers, der über ihn gebeugt stand und ihm das Lebenslicht beinahe ausgeblasen hätte. Bewußtlos, halb tot vom Blutverlust fanden ihn die Dorfbewohner, denen er zu lange ausgeblieben, gegen Abend auf, und nur mit Mühe konnte ihn der holländische Militärarzt von Padang-Pandjang wieder zusammenflicken. Daher der mit Narben bedeckte Rücken. Seit jenem Tage ist Senén nicht mehr auf Posten eingeschlafen, wie er mir mit seiner Mädchen-



Mohammedanische Eingeborene in Kotta gedang (West-Sumatra).

stimme versicherte. Nicht weniger als achtzehn Tiger hatte er bis dahin erlegt; ob er auch am Tage meines Besuchs Glück gehabt, konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen.

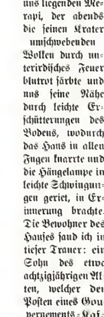
Noch nicht lange hatte ich dem Wasserfall den Rücken gekehrt, als der Weg so steil wurde, daß die Pferde nicht mehr im stande waren, das Fuhrwerk hinaufzuschaffen, und

zwei Karbauen, welche dort stationiert waren, Vorspann leisten mußten. Diesen außerordentlich kräftigen Tieren war es ein Leichtes, Wagen, Pferde, samt Diener, Kutscher und Gepäck die steile Anhöhe hinanzuziehen; ich selbst zog es vor, ein Stück des interessanten Weges zu Fuß zurückzulegen. Oben angekommen, hielt ich kurze Rast, um das prächtige Bild zu meinen Füßen in Ruhe zu betrachten, dann ging's auf gleichmäßigerem Wege im flotten Trabe wieder vorwärts, und ich erreichte wohlbehalten Padang-Pandjang.

Hier fand ich Wohnung in dem von der holländischen Regierung subsidierten Logement eines pensionierten alten Hauptmanns der holländisch-indischen Armee, eines geborenen Deutschen, mit Namen Schultze. Solche durch das Gouvernement — meistens mit 50 Gulden monatlich — unterstützten Logemente findet man in vielen kleinen Orten der holländischen Kolonien, da sie ohne eine Beihilfe nicht würden bestehen können und andererseits die ansässigen Beamten zu häufig durch Reisende belästigt werden würden. Sie werden meistens durch kleine Beamtenwitwen, deren Pension allein nicht ausreicht, gehalten, genügen zwar nur den bescheidensten Ansprüchen, sind aber immerhin noch höheren Ranges als die Pasanggrahans, die durch einfache Eingeborene verwalteten Logierhäuser, welche die Regierung in menschenleeren Gegenden errichtet hat und die wohl notdürftiges Unterkommen, aber keine Verpflegung gewähren, für welche der Reisende selbst zu sorgen hat. Auch mein Logis war sehr primitiv, und daß ich der einzige Gast war, wirkte überdies noch sehr ungünstig auf die Küche, so daß meine sehr bescheidenen Erwartungen selbst noch unterflügelt wurden. Einigermaßen entschädigt dafür aber wurde ich durch die imposante Aussicht auf den gerade vor uns liegenden Merapi, der abends die seinen Krater umschwebenden Wolken durch unterirdisches Feuer blutrot färbte und uns seine Nähe durch leichte Erschütterungen des Bodens, wodurch das Haus in allen Fugen knarrte und die Hängelampe in leichte Schwingungen geriet, in Erinnerung brachte. Die Bewohner des Hauses fand ich in tiefer Trauer: ein Sohn des etwa achtzigjährigen Alten, welcher den Posten eines Gouvernements-Kaffee-Packhausmeisters bekleidete, hatte kurz zuvor in seinem Magazin ein Manko von einigen fünfzig Pikols Kaffee entdeckt, was ihn dermaßen alterierte, daß er sich in seiner Verzweiflung den Hals abgeschnitten hatte. Der Unselige! Bei der später vorgenommenen gerichtlichen Revision stellte es sich heraus, daß nicht nur kein Kaffee fehlte, sondern sogar noch ein kleiner Überschuß vorhanden war.

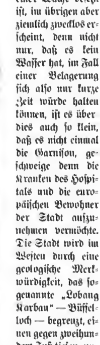


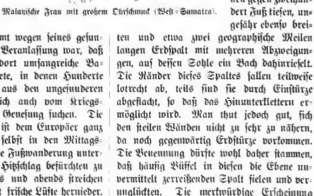
Vornehme malayische Frau der „Bovenlande" von Padang (Sumatra).



Auf seinen Morgenspaziergängen besuchte mich täglich im Logement ein junger, dem Assistent-Residenten gehöriger Elefant, um sich seinen Tribut an Pisangs und anderen Früchten zu holen. Frei lief er seinem einheimischen Wärter nach wie ein Hündchen, und ängstlich suchte er nach demselben, wenn dieser sich den Scherz machte, sich vor ihm zu verstecken. Komisch war es zu sehen, wie er die ihn belästigenden Straßenkläffer mit dem ungelenken Hinterfuße abschüttelte.

Eine abermalige interessante Fahrt über den Sattel zwischen den Bergen Merapi, rechts, und Singalang, links, von wo aus man nach rückwärts noch einen Blick hat auf das Meer von Singkarah, den größten Binnensee Sumatras, dessen Wasser bereits nach Osten abfließt durch den Indragiri, brachte mich einige Tage später nach Fort de Kock, der Hauptstadt der Residentschaft Padangsche Bovenlande (einer ausgedehnten Hochebene von über 900 Metern über dem Meere), Sitz eines holländischen Residenten und berühmt wegen seines gesunden Klimas, welches Veranlassung war, daß die Militärbehörde dort umfangreiche Barackenlazarette errichtete, in denen Hunderte erkrankter Soldaten aus den ungesunderen Gegenden, vornehmlich auch vom Kriegsschauplatze in Atjeh, Genesung suchen. Die Temperatur daselbst ist dem Europäer ganz besonders behaglich, selbst in den Mittagsstunden kann man eine Fußwanderung unternehmen, ohne einen Hitzschlag befürchten zu müssen, und morgens und abends streichen von den Bergen recht frische Lüfte hernieder.





Malayische Frau mit großem Ohrschmuck (West-Sumatra).

Die Entfernung von Padang beträgt 60 Paal à 1852 Meter. Ich wüßte kaum einen Ort in Europa zu nennen, der sich eines gesünderen Klimas rühmen könnte.

Der eigentliche Name des Ortes ist Agam, auch „Bukit tinggi“, hoher Hügel, wurde jedoch von den Holländern nach dem Gouverneur Jonkheer de Kock benamset, als sie den „Hohen Hügel“ mit einem Fort krönten, welches zwar noch heutigestags mit einer Wache besetzt ist, im übrigen aber ziemlich zwecklos erscheint, denn nicht nur, daß es kein Wasser hat, im Fall einer Belagerung sich also nur kurze Zeit würde halten können, ist es überdies auch so klein, daß es nicht einmal die Garnison, geschweige denn die Kranken des Hospitals und die europäischen Bewohner der Stadt aufzunehmen vermöchte. Die Stadt wird im Westen durch eine geologische Merkwürdigkeit, das sogenannte „Lobang Karbau“ — Büffelloch — begrenzt, einen gegen zweihundert Fuß tiefen, ungefähr ebenso breiten und etwa zwei geographische Meilen langen Erdspalt mit mehreren Abzweigungen, auf dessen Sohle ein Bach dahinrieselt. Die Ränder dieses Spaltes fallen teilweise lotrecht ab, teils sind sie durch Einstürze abgeflacht, so daß das Hinunterklettern ermöglicht wird. Man thut jedoch gut, sich den steilen Wänden nicht zu sehr zu nähern, da noch gegenwärtig Erdstürze vorkommen. Die Benennung dürfte wohl daher stammen, daß häufig Büffel in diesen die Ebene unvermittelt zerreißenden Spalt fielen und verunglückten. Die merkwürdige Erscheinung



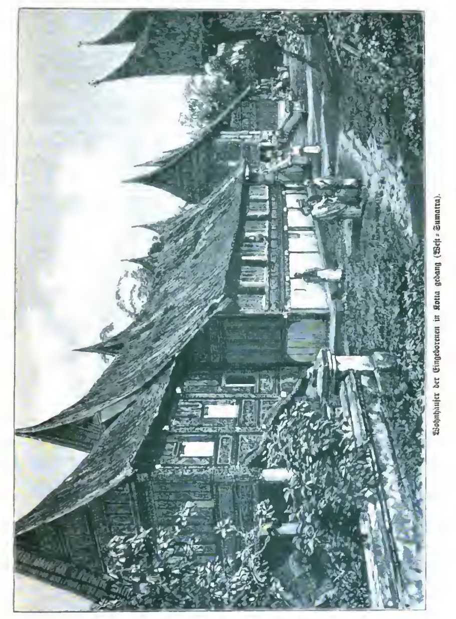
ließe sich vergleichen mit einer Brotrinde, die durch Zusammenbiegen unregelmäßige Brüche und Risse erhielt; man müßte sich bei diesem Vergleich dann aber vergegenwärtigen, daß hier keine Brot-, sondern die Erdrinde im Spiel war, welche, da sie nicht dehnbar, in Brüche gespalten wurde, als gewaltige vulkanische Kräfte sie aufhoben. Die im nördlichen Teile über einen der Seitenspalte führende Hängebrücke, deren Taue nicht aus Stahl, sondern aus Rottan, und deren Belag aus Bambusstäben bestand, erschien mir so wenig vertrauenerweckender Natur, daß ich vom Pferde stieg und dies zuerst hinübersandte, bevor ich mich selbst auf das schwankende Verbindungsmittel getraute.

Charakteristisch für die Padangschen Bovenlande ist der in jener Gegend übliche Baustil, in welchem besonders „Kotta gedang" hervorragt. Die Häuser dieser „großen Stadt", auf der Fort de Kock gegenüberliegenden Seite des Büffellochs, sind auf soliden Pfählen aus dem Holze des Djattibaumes, der indischen Eiche, erbaut; auf steinernen Wendeltreppen steigt man von der Straße aus zu dem Wohnraum hinauf, der von sämtlichen das Haus bewohnenden, miteinander verwandten Familien gemeinsam benutzt wird; dasselbe ist von der Küche zu sagen, und nur die Schlafräume der einzelnen Familien sind durch geflochtene leichte Bambuswände getrennt. Außer diesen Räumen befindet sich in besseren Häusern an der Giebelwand noch eine Art Sanktuarium, ein etwas erhöht angelegter Raum, mit Polstern und Kissen ausgestattet und mit vorwiegend roten und gelben Stoffen und Blumen drapiert, wo bei wichtigen Beratungen das Familienhaupt seinen Sitz hat und welches auch noch als Brautgemach, Fremdenzimmer und dergleichen dient.

Die Wände der Häuser sind aus soliden Planken zusammengefügt und außen größtenteils mit hübsch ausgearbeiteten Schnitzereien verziert, deren Wirkung durch bunte Färbung und handgroße runde Spiegel und glänzende Metallstücke gehoben wird, entbehren jedoch der Glasfenster. Das Dach, dessen Konstruktion sich der chinesischen Bauart nähert, indem die Giebel bedeutend über das mittlere Dach emporragen und in einer ornamentierten Spitze endigen, ist sehr solide aus Bambusstämmen hergestellt und mit Gemutu, der schwarzen Faser eines Palmbaumes, gedeckt, und zeigt zugleich an, wie viele Familien das Haus beherbergt. Ursprünglich hatte das Haus nur zwei solcher Dachspitzen, als sich jedoch im Laufe der Zeiten die Familie durch Heirat der Kinder vergrößerte, ward das Stammhaus für die neugegründete Familie durch einen Anbau verlängert, und das wiederholte sich bei jeder ähnlichen Veranlassung. Ich sah Häuser, welche neun solcher Spitzen aufwiesen, in denen also acht Familien hausten. In der Regel baut das junge Ehepaar sein Nest an das Haus der Eltern der Braut an.

Ähnlich dem Wohnhause, nur kleiner, etwa acht Fuß im Geviert, ist der Lumbung, die Reisscheuer, veranlagt. Auf vier, größere auf acht Pfählen errichtet, die oben konisch auseinander laufen und durch ein doppeltes Bambusgeflecht gedichtet sind, besitzt der Lumbung keine eigentliche Thür, sondern oben im Giebel eine Luke, zu der man auf einer Leiter hinaufsteigt, um den noch in den kurz abgeschnittenen Ähren sitzenden Reis zu holen, der alsdann in ausgehöhlten soliden Blöcken ausgestampft wird.

Da wir uns hier gerade mit dem Reis, dem hervorragendsten Nahrungsmittel der Bewohner der holländisch-indischen Kolonien, beschäftigen, so möge auch gleichzeitig erwähnt werden, wie derselbe angebaut wird. Die Reisfelder — Sawah — werden stets vollkommen horizontal angelegt und mit niedrigen Dämmen umgeben, um sie unter Wasser setzen zu können. Dementsprechend ist in gebirgiger Gegend die Anlage eine sehr schwierige, da man unzählige kleine Felder terrassenförmig anlegen und jedes einzelne eindämmen muß. Dann wird irgend eine Quelle aus dem benachbarten Gebirge, oft unter großen Schwierigkeiten, hergeleitet und zunächst die höchstgelegene Terrasse überflutet, das überschüssige Wasser alsdann durch einen schmalen Durchlaß des Dammes langsam auf das zweite Feld abgeleitet und so fort bis herunter in die Ebene. Wenn so der Boden genügend aufgeweicht ist, wird er umgearbeitet, die kleinen Parzellen mit der Hacke, die größeren mit dem durch Karbauen gezogenen Pflug, wobei Mensch und



Wohnhäuser der Eingeborenen in Kotta gedang (West-Sumatra).

Tier fast fußtief in den Schlamm einsinken. Diejenigen Felder, denen man kein fließendes Wasser zuführen kann, müssen die regelmäßig im November eintretenden Niederschläge der Regenzeit abwarten, um bestellt zu werden. Künstlich gedüngt werden die Sawahs nicht. Nachdem der Boden umgearbeitet ist, wird er durch eine Art Schlitten geebnet, so daß das Feld gleichmäßig mit Wasser bedeckt erscheint, und in diesen dünn-

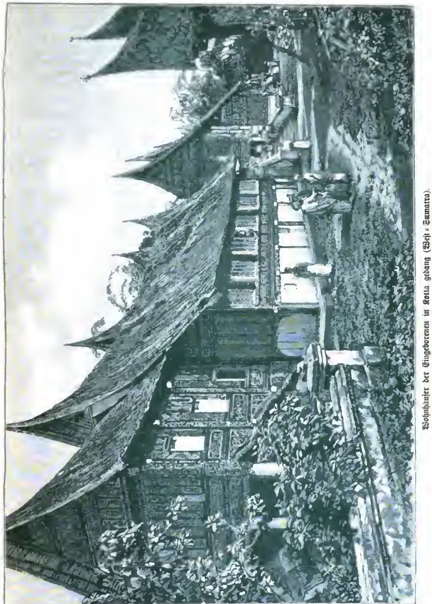
ließe sich vergleichen mit einer Brotrinde, die durch Zusammenbiegen unregelmäßige Brüche und Risse erhielt; man müßte sich bei diesem Vergleich dann aber vergegenwärtigen, daß hier keine Brot-, sondern die Erdrinde im Spiel war, welche, da sie nicht dehnbar, in Brüche gespalten wurde, als gewaltige vulkanische Kräfte sie aufhoben. Die im nördlichen Teile über einen der Seitenspalte führende Hängebrücke, deren Taue nicht aus Stahl, sondern aus Rottan, und deren Belag aus Bambusstäben bestand, erschien mir so wenig vertrauenerweckender Natur, daß ich vom Pferde stieg und dies zuerst hinübersandte, bevor ich mich selbst auf das schwankende Verbindungsmittel getraute.

Charakteristisch für die Padangschen Bovenlande ist der in jener Gegend übliche Baustil, in welchem besonders „Kotta gedang" hervorragt. Die Häuser dieser „großen Stadt", auf der Fort de Kock gegenüberliegenden Seite des Büffellochs, sind auf soliden Pfählen aus dem Holze des Djattibaumes, der indischen Eiche, erbaut; auf steinernen Wendeltreppen steigt man von der Straße aus zu dem Wohnraum hinauf, der von sämtlichen das Haus bewohnenden, miteinander verwandten Familien gemeinsam benutzt wird; dasselbe ist von der Küche zu sagen, und nur die Schlafräume der einzelnen Familien sind durch geflochtene leichte Bambuswände getrennt. Außer diesen Räumen befindet sich in besseren Häusern an der Giebelwand noch eine Art Sanktuarium, ein etwas erhöht angelegter Raum, mit Polstern und Kissen ausgestattet und mit vorwiegend roten und gelben Stoffen und Blumen drapiert, wo bei wichtigen Beratungen das Familienhaupt seinen Sitz hat und welches auch noch als Brautgemach, Fremdenzimmer und dergleichen dient.

Die Wände der Häuser sind aus soliden Planken zusammengefügt und außen größtenteils mit hübsch ausgearbeiteten Schnitzereien verziert, deren Wirkung durch bunte Färbung und handgroße runde Spiegel und glänzende Metallstücke gehoben wird, entbehren jedoch der Glasfenster. Das Dach, dessen Konstruktion sich der chinesischen Bauart nähert, indem die Giebel bedeutend über das mittlere Dach emporragen und in einer ornamentierten Spitze endigen, ist sehr solide aus Bambusstämmen hergestellt und mit Gemutu, der schwarzen Faser eines Palmbaumes, gedeckt, und zeigt zugleich an, wie viele Familien das Haus beherbergt. Ursprünglich hatte das Haus nur zwei solcher Dachspitzen, als sich jedoch im Laufe der Zeiten die Familie durch Heirat der Kinder vergrößerte, ward das Stammhaus für die neugegründete Familie durch einen Anbau verlängert, und das wiederholte sich bei jeder ähnlichen Veranlassung. Ich sah Häuser, welche neun solcher Spitzen aufwiesen, in denen also acht Familien hausten. In der Regel baut das junge Ehepaar sein Nest an das Haus der Eltern der Braut an.

Ähnlich dem Wohnhause, nur kleiner, etwa acht Fuß im Geviert, ist der Lumbung, die Reisscheuer, veranlagt. Auf vier, größere auf acht Pfählen errichtet, die oben konisch auseinander laufen und durch ein doppeltes Bambusgeflecht gedichtet sind, besitzt der Lumbung keine eigentliche Thür, sondern oben im Giebel eine Luke, zu der man auf einer Leiter hinaufsteigt, um den noch in den kurz abgeschnittenen Ähren sitzenden Reis zu holen, der alsdann in ausgehöhlten soliden Blöcken ausgestampft wird.

Da wir uns hier gerade mit dem Reis, dem hervorragendsten Nahrungsmittel der Bewohner der holländisch-indischen Kolonien, beschäftigen, so möge auch gleichzeitig erwähnt werden, wie derselbe angebaut wird. Die Reisfelder — Sawah — werden stets vollkommen horizontal angelegt und mit niedrigen Dämmen umgeben, um sie unter Wasser setzen zu können. Dementsprechend ist in gebirgiger Gegend die Anlage eine sehr schwierige, da man unzählige kleine Felder terrassenförmig anlegen und jedes einzelne eindämmen muß. Dann wird irgend eine Quelle aus dem benachbarten Gebirge, oft unter großen Schwierigkeiten, herzugeleitet und zunächst die höchstgelegene Terrasse überflutet, das überschüssige Wasser alsdann durch einen schmalen Durchlaß des Dammes langsam auf das zweite Feld abgeleitet und so fort bis herunter in die Ebene. Wenn so der Boden genügend aufgeweicht ist, wird er umgearbeitet, die kleinen Parzellen mit der Hacke, die größeren mit dem durch Karbauen gezogenen Pflug, wobei Mensch und



Wohnhäuser der Eingeborenen in Kotta gedang (West-Sumatra).

Tier fast fußtief in den Schlamm einsinken. Diejenigen Felder, denen man kein fließendes Wasser zuführen kann, müssen die regelmäßig im November eintretenden Niederschläge der Regenzeit abwarten, um bestellt zu werden. Künstlich gedüngt werden die Sawahs nicht. Nachdem der Boden umgearbeitet ist, wird er durch eine Art Schlitten geebnet, so daß das Feld gleichmäßig mit Wasser bedeckt erscheint, und in diesen dünn-

flüssigen Schlamm wird das junge, in Pepinièren gezogene Pflänzchen mit der Hand verpflanzt, jedes Pflänzchen einzeln — für viele Millionen Menschen das Hauptnahrungsmittel — in etwa zwölf Centimeter voneinander entfernten Reihen. Welche enorme Summe von Arbeit dies repräsentiert, wird man leicht begreifen, und es wird auch niemand wunder nehmen, daß unter dieser Arbeit die Bevölkerung, welche tagelang mit bloßen Füßen im Schlamme steht, während die Tropensonne unbarmherzig auf sie herunter brennt, viel vom Fieber zu leiden hat. Nachdem die Pflanze sich genügend entwickelt hat, wird das Wasser abgeleitet, und nach vier bis fünf Monaten ist der Reis reif. Dann werden seine Ähren vermittels eigentümlich geformter Messer, wieder einzeln, geschnitten, an der Sonne getrocknet, in Büschel zusammengebunden und an Bambusstäben auf der Schulter heimgetragen, um im Lumbung aufgespeichert zu werden. Da das Vieh in den Tropen einer Streu nicht bedarf, läßt man die Halme auf dem Felde stehen und pflügt sie wieder mit unter. Das Gewächs auf dem Halme nennt der Malaye Padi, ausgedroschen Gaba, das enthülste Korn, wie wir es kaufen, Bras, und gedämpft auf dem Tische Nassi.

Doch kehren wir zu den Eingeborenen der Bovenlande zurück. Für die sittliche Stufe, auf der sie stehen, ist das bei ihnen geltende Erbrecht sehr bezeichnend, demzufolge nicht die eigenen Kinder vom Vater erben, sondern die Kinder der Schwester; denn, sagt der Sumatran, ob meine Kinder oder, besser gesagt, die Kinder meiner Frau, thatsächlich auch die meinigen sind, ist schwierig nachzuweisen; hingegen weiß ich bestimmt, daß in den Adern der Kinder meiner Schwester auch mein Blut fließt. Das ist doch gewiß vorsichtig!

Den dortigen weisen Frauen, Dukun, schreibt man es zu, daß sich die Bevölkerung nur sehr wenig vermehrt; zu reicher Kindersegen gilt ihnen eben nicht mehr als Segen.

Ihre Kleidung unterscheidet sich von derjenigen der anderen malayischen Stämme durch ihren Reichtum: Goldbrokat- und Seidenstoffe, Diamantschmuck und kostbare Krise fehlen fast in keiner Familie, und der Ohrschmuck der Frauen, aus zierlichem Goldfiligran und Edelsteinen, ist von so auffallender Größe, daß sie die durchbohrten Ohrläppchen vermittels Holzstückchen bis zum Umfange eines Dreimarkstückes erweitern, um den schachtelartigen Schmuck hineinzwängen zu können.

Bemerkenswert ist auch ihre Kunstfertigkeit in der Herstellung von Silberfiligranarbeiten; die reizendsten Schmucksachen, sowie mannigfaltige Nippes fertigen sie aus Silberdraht vermittels der denkbar primitivsten Werkzeuge und finden dafür bei den Europäern Indiens stets bereitwillige Käufer.

Erwähnen möchte ich hier gleichfalls, daß auf einem Markte neben schwedischen Streichhölzern Feuerzeuge aus Büffelhorn verkauft wurden, eine Erfindung der Eingeborenen, mit denen sie durch komprimierte Luft und Zündschwamm Feuer erzeugen, ein Verfahren, welches ebenfalls ein interessantes Streiflicht wirft auf dies merkwürdige Volk, dessen Geschichte über tausend Jahre zurückreicht und von dessen früherer Kultur noch heute eigentümliche Steindenkmäler in der Umgebung von Fort van der Capellen aus der Zeit des Reiches von Menangkabau zeugen.

Man kann von den Eingeborenen Sumatras die Bewohner der Padangschen Bovenlande als die gesittetsten bezeichnen, im Gegensatz zu den im Inneren des nördlichen Sumatra wohnenden, von den Holländern noch unabhängigen Batta, bei denen noch heute Kannibalismus in der Weise vorkommt, daß sie die Alten und Gebrechlichen, die zu nichts mehr taugen, aufessen. Auf Antrag der letzteren selbst wird dies im Familienrate beschlossen. Nachdem der Lebensmüde von dem eigenen Sohne unter den Klängen des Gamelan durch einen Schlag auf den Kopf getötet ist, schürt man ein mächtiges Feuer und bereitet ein schmackhaftes Ragout aus ihm, und dann beteiligt sich die ganze Verwandtschaft daran, die letzten Spuren seines Daseins von dieser Erde zu vertilgen, bei welch sonderbarer Art „Bestattung“ es oft recht fröhlich zugehen soll. Bei denjenigen Stämmen, wo es nicht Sitte ist, die Alten aufzuessen, setzt man sie unter allerlei Ceremonien im Walde aus, indem man sie halb unter Laub begräbt und sie ihrem Schicksal überläßt.

Zu den lohnendsten Partien der Bovenlande gehört, außer der Besteigung der Berge, ein Besuch des Meeres von Maníndjo am nordwestlichen Fuße des Singalang. Wenn man, von Fort de Kock her sich nähernd, diesen Binnensee zuerst erblickt, dann befindet man sich auf einer Höhe von annähernd 1200 Metern, während der von kleinen Segelbooten belebte Wasserspiegel sich 700 Meter tiefer zu unseren Füßen ausbreitet, rings von bedeutenden Gebirgsmassen eingefaßt, die nur an der gegenüberliegenden westlichen Seite ein schmales Felsenthor zeigen, um den Wassern des Sees Durchlaß zum Meere zu gewähren. Gleichfalls lohnend ist ein Besuch der Tropfsteingrotte von Kamang, sowie der „Kloof van Arau“, einige Meilen hinter Pajacombo, dicht an der Grenze der noch fast völlig unabhängigen Stämme, die man gut thut, nicht anders als unter genügender militärischer Bedeckung zu besuchen. Diese Kloof ist anscheinend durch die Querspaltung eines Bergrückens entstanden, und ihre steilen, teilweise sogar überhängenden Wände erreichen eine Höhe von gegen 150 Metern, zwischen denen hindurch ein Pfad führt in die Landschaft der Lima Kotta — fünf Städte.

Von Fort van der Capellen führte mich mein Weg am Umbilienfluß aufwärts über die berühmten Kohlenfelder, deren Ausbeutung die holländische Regierung erst seit einigen Jahren in Angriff genommen hat und wo ich schon damals große Stücke Steinkohle offen zu Tage liegen sah.

Da, wo der Fluß aus dem Meere von Singkarah entspringt, ist er in oben beschriebener Weise überbrückt, und sein Oberlauf führt den Namen Umbilien, weiterhin wird er Kwantan und der Unterlauf Indragiri genannt. Der Weg führt dann am östlichen Ufer des Sees nach Süden, bietet aber bis Solok nur wenig Bemerkenswertes; erst von dort ab führt er, neu angelegt, durch den herrlichsten Urwald, über Bergrücken und vorbei an tiefen Schluchten, aus denen herauf das Rauschen der Bergwässer tönt. Auf einer eben erst mit dem Fällen des Urwaldes begonnenen Kaffeepflanzung wurde mir bereitwilligst in dem bereits von drei Europäern bewohnten Hüttchen ein trockenes Plätzchen für die Nacht gewährt, der Schlaf aber gründlich gestört durch das Geschrei der großen schwarzen Affen, die sich in dem bis nahe an die Hütte reichenden Walde tummelten. Diese Töne waren mir ganz ungewöhnlich unsympathisch, sie klangen etwa wie die Hilfeschreie einer in höchster Not befindlichen Frau und jagten mir wiederholt eine Gänsehaut den Rücken hinunter. In Pajacombo sah ich ein gezähmtes Exemplar dieser Affenart, welches zum Pflücken der Kokosnüsse abgerichtet war. Auf Geheiß kletterte das Tier mit der bekannten affenartigen Geschwindigkeit an den oft gegen dreißig Meter hohen schlanken Palmen empor, um die reifen Früchte, die es sehr gut von den unreifen zu unterscheiden vermochte, abzubrechen und herunterzuwerfen.

Zu dem Haushalte des dortigen Assistent-Residenten zählte unter anderen auch ein etwa siebenjähriges Mädchen von der Insel Nias (westlich von Sumatra, berühmt wegen ihrer schönen Frauen), welches nach der Erzählung des Beamten, der mich gleichfalls sehr gastlich bei sich aufnahm, auf folgende Weise zu ihm gekommen war. Als Controleur war der genannte Herr beauftragt gewesen, zwischen den noch heidnischen Stämmen jener Insel nach langen erbitterten Kriegen Frieden zu stiften. Als ihm dies nach mancherlei Schwierigkeiten gelungen, hatten die versöhnten Niasser ihm dafür das übliche Geschenk, bestehend in einem Schwein, machen wollen; es hatte sich jedoch herausgestellt, daß durch die Kriegsfurie alles Vorstenwich vernichtet worden war — ob in Wirklichkeit, bezweifelte der Erzähler —, und so hatte man sich zu helfen gewußt, indem man ihm statt eines Schweines ein kleines Mädchen — etwas Lebendes mußte es sein — verehrte, welches er, um die empfindsamen Leute nicht zu kränken, auch angenommen und, da „Si-Upi“ sich recht anstellig gezeigt, behalten hatte.

Mit einer gewissen Überlegenheit sieht der energischere Sumatran auf den sanfteren Javanen hernieder, den er geringschätzig „Tukang makan Kutu“ — Läusefresser — benennt, wahrscheinlich nach der sonderbaren Gewohnheit mancher Javanen, diese dem Nächsten abgesuchten Schmarotzer — man verzeihe, aber ich berichte nur Thatsachen — mit den Zähnen zu töten! — „Gigit Orang, gigit

kombali" — beißt sie den Menschen, beißt er sie wieder — sagen die Gleiches mit Gleichem vergeltenden Javanen.

Wenngleich eine Besteigung des sehr thätigen Feuerberges Merapi wahrscheinlich interessanter, jedenfalls aber bequemer gewesen wäre, beschloß ich doch, dem Singalang, als dem höchsten Berge Sumatras, von Fort de Kock aus einen Besuch zu machen. Bald fanden sich dazu einige Teilnehmer, und zwar als sehr willkommener zunächst ein Militärarzt, ferner ein Geistlicher, der seine reichlich bemessene freie Zeit vorzugsweise zu Naturstudien verwandte, und endlich ein Clerk vom Bureau des Residenten, ein in Fort de Kock geborener Mischling, somit des dortigen malayischen Dialektes kundig, überdies schon wiederholt auf dem Singalang gewesen, wie er uns versicherte, und deshalb für uns ein schätzbarer Zuwachs. Nach seiner Angabe hatte er den Berg von Kotta tua aus, der unmittelbar am Fuße desselben liegenden „alten Stadt", innerhalb fünf Stunden erstiegen, was mir eine sehr bedeutende Leistung, in Anbetracht seiner ungewöhnlich entwickelten Waden aber nicht unmöglich erschien. Wir beschlossen demnach, am Nachmittage nach Kotta tua zu reiten, dort bei dem Häuptling zu übernachten und am folgenden Morgen mit Tagesgrauen den Anstieg zu beginnen. Für die zu bewältigenden 7000 Fuß rechneten wir natürlich einige Stunden mehr als unser im Bergsteigen so geübter Freund, trotzdem konnten wir aber, da keine schwierigen Stellen zu passieren und der Abstieg bekanntermaßen weit schneller bewerkstelligt werden kann, gegen Abend wieder in Kotta tua eintreffen. Leider stimmte aber die Rechnung nicht, wie sich später zeigte.



Malayen von West-Sumatra unter einem Pisangblatt.

An der Besteigung sollten teilnehmen außer den bereits Genannten natürlich unsere vier Leibdiener, obgleich mein Sidin für das Projekt nicht sehr begeistert schien; ferner je ein malayischer Führer aus Fort de Kock und aus Kotta tua, sowie zwei Häuptlinge, die sich gewissermaßen für uns verantwortlich fühlten, und endlich acht Kulis zum Tragen der Gewehre, Lebensmittel, Decken ꝛc. und nötigenfalls zum Aufkappen eines Pfades durch das dichte Unterholz, zusammen also zwanzig Personen. Zur festgesetzten Zeit verließ die Gesellschaft Fort de Kock, wir Europäer auf kleinen einheimischen Pferden, die Träger in dem ihnen eigenen Trabe, der durch das



Tragen am elastischen Bambus bedingt wird; zum Büffelloch hinunter und durch den seichten Bach, der den kleinen Pferden eben bis ans Knie reichte, uns indessen nötigte, unsere Füße, die beinahe den Boden berührten, auf den Sattel hinaufzuziehen, um nicht schon in der ersten halben Stunde nasse Füße zu bekommen. Dieser Gefahr war unser Freund, der Clerk, dessen Füße in eleganten langschäftigen Reitstiefeln steckten, überhoben. Unsere Kleidung bestand aus leichtem flanellenem Unterzeug, darüber die bis oben zugeknöpfte Jacke, weiten leinenen Beinkleidern, die unten in die Strümpfe gesteckt und um die Knöchel zugebunden wurden, um das Hineinkriechen von Blutegeln und Insekten zu verhindern, niedrigen kräftigen Schuhen und einem tellerartigen Strohhut. Der Weg führte dann an den jenseitigen steilen Wänden des Büffellochs wieder empor, durch das bereits erwähnte Kotta gedang und über eine sanft ansteigende, mit wogenden Reisfeldern bedeckte Ebene nach Kotta tua zum Hause des Häuptlings, wo mit diesem und den beiden Führern noch eine kurze Beratung gepflogen wurde. Unser Nachtlager im Hause des Häuptlings war ein recht dürftiges, und da es auch des Moskitonetzes entbehrte — die meisten Eingeborenen empfinden die Stiche dieser lästigen Insekten nicht mehr —, so zeigten wir recht übernächtige Gesichter, als am folgenden Morgen gegen fünf Uhr zum Aufbruch gerüstet wurde. Unser Mißbehagen wuchs, als wir gewahrten, daß ein leichter Regen aus den Wolken herunterrieselte, welcher Berg und Thal in gleichmäßiges Grau kleidete und jede Aussicht verhüllte.



Eingeborener mohammedanischer Lehrer am Schullehrer-Seminar in Fort de Kock (Sumatra.)

Da wir uns auf einer Hochebene von mehr als 3000 Fuß befanden, erschien uns das naßkalte Wetter in unserer verhältnismäßig leichten Kleidung doppelt unangenehm, so daß wir mit vielem Vergnügen den heißen schwarzen Kaffee nahmen, den unser Gastherr uns anbot. Dann machten wir uns unverzüglich auf den Weg, denn bekanntlich ermüdet das Bergsteigen in der Morgenfrische am wenigsten. Der lehmige Fußpfad, dem wir im Gänsemarsch folgten, war durch den Regen aufgeweicht und schlüpfrig, wodurch der Anstieg ungemein erschwert wurde. Auch erschien es sehr fraglich, ob wir unseren Zweck — einen freien Rundblick vom Gipfel des Berges auf die mächtige Insel und den Indischen Ocean — erreichen würden, da das Gewölk immer dichter wurde und sich tiefer senkte, uns vielleicht gar verhinderte, den Gipfel überhaupt zu ersteigen, sehr wahrscheinlich aber uns in die unangenehme Lage brachte, den ganzen Tag in nassen Kleidern zu stecken. Trotzdem ward der Vormarsch beschlossen in der Hoffnung auf den endlichen Sieg des „Mata hari“ — Auge des Tages — wie der Malaye poetisch die Sonne nennt.

Inzwischen waren wir stetig höher gestiegen; anfänglich noch auf begangenen Pfaden, vorüber an Mais- und Kartoffelfeldern, bis wir schließlich auf mehr als

5000 Fuß in einer ziemlich geschützten Schlucht bei der letzten armseligen Hütte eines Kartoffelbauern Abschied nahmen von der Kultur, die hier dem Urwalde Platz machte. Jeder Pfad hörte nun auf, und der Wald, der herrlichste Tropenwald mit all seiner Großartigkeit und seinem Zauber, aber auch seinen Unannehmlichkeiten und Mühsalen, nahm uns auf. Oft mußten wir uns erst mit dem Gollok, einem Kappmesser, den Weg bahnen durch das Gewirr von Schlinggewächsen und Unterholz, welches zwischen den Riesenstämmen des Hochwaldes ein undurchdringliches Dickicht bildete; dorniges Gestrüpp ritzte uns Gesicht und Hände, und unsere Kleidung wurde gleichfalls arg zugerichtet. Ganze Scharen kleiner, brauner Blutegel fielen über uns her und wanderten an uns hinauf, um an irgend einem unbekleideten Körperteil ihren Blutdurst zu stillen. Ich begriff jetzt auch, weshalb unser Führer aus Fort de Kock sich der Unterstützung seines Kollegen versichert hatte: auf den schluchtenreichen Abhängen des Singalang, wo jede Aussicht und jeder Überblick durch den überreichen Baumwuchs vollständig unmöglich wurde, wo jedes vielleicht bei früheren Besteigungen angebrachte Merkmal durch die üppige Natur nach kurzer Zeit wieder verwischt war, mußte oft erst in gemeinsamer Beratung der Führer und Häuptlinge und durch Kundschaftergänge festgestellt werden, welche Richtung einzuschlagen sei, um Umwege und Terrainschwierigkeiten zu vermeiden, und trotzdem wurden sie nicht immer vermieden. Man bekommt auf solchen Vergnügungstouren einen ungefähren Begriff von den Schwierigkeiten, welche die großen Afrikaforscher zu überwinden hatten, und lernt deren Leistungen, deren Energie einigermaßen würdigen. Unsere Führer, sowie die Häuptlinge zeigten sich im vorteilhaftesten Lichte; barfuß wie alle übrigen Eingeborenen, scheuten sie weder dornigen noch steinigen Pfad; beim Erklettern steiler Abhänge unterstützten sie uns schwerfälligere Europäer, ihnen selbst war es Spielerei; kleinere Hindernisse räumten sie aus dem Wege, und im Vorbeigehen machten sie an Baumstämmen Einkerbungen und knickten hervorstehende Zweige, um den Rückweg besser zu finden; sie waren mit einem Worte unermüdlich! Um so mehr enttäuscht waren wir von unserem Clerk, der nicht nur keine Ortskenntnis besaß, sondern sogar, nachdem er seine eleganten, aber zum Bergsteigen ungeeigneten Reitstiefel ausgezogen und gleich den Eingeborenen barfuß zu gehen versucht, mit seinem Diener und einigen schlaff gewordenen Trägern allmählich zurückblieb und uns bald gänzlich aus den Augen entschwand. Unterdessen war der Anstieg immer beschwerlicher geworden; zuweilen mußten wir, auf der Höhe eines Abhangs angelangt, auf der anderen Seite wieder hinunter in eine Schlucht, um uns jenseits wieder mühselig emporzuarbeiten. Manchmal konnten wir den Pfaden folgen, welche Rhinozerosse, Tapire oder wilde Schweine in das Dickicht gebahnt hatten, vorzugsweise aber dienten uns die Rinnsale der Bergwässer als Weg, da wir ja ohnedies schon seit dem frühen Morgen vollkommen durchnäßt und an unserer Kleidung nichts mehr zu verderben war. Langsam nur konnten wir vordringen; es wurde Mittag, mehr als sechs Stunden waren wir schon auf dem Marsche, aber noch immer nicht hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, welchen unser unsichtbar gewordener Freund in fünf Stunden erstiegen haben wollte. Rings umgab uns Urwald; Baumriesen von ungeahnter Mächtigkeit wölbten ihre Kronen über uns; dazwischen fanden sich die seltsamsten Pflanzen und Blumen, die nur auf gewisser Höhe gedeihen, so die oben erwähnte Riesenblume, deren Blüte auf 12 bis 15 Fuß hohem Stengel einige Fuß mißt und deren Wurzelknolle, einer riesigen Kartoffel nicht unähnlich, von drei Männern kaum gehoben werden konnte, und prachtvolle Orchideen. Baumfarne sahen wir von gegen 30 Fuß Höhe und dem Umfange fast eines Menschen. Von der Tierwelt kamen uns nur ein Tapir, Wildschweine, Affen, darunter ein Orang-Utang, einige Schlangen und Vögel zu Gesicht. Wohl zeugten einige Überreste zerrissener Tiere von der Anwesenheit größerer Raubtiere, wohl sahen wir die unverkennbaren Fußspuren vom Rhinozeros, allein die Tiere selbst hielten sich zu unserem lebhaften Bedauern außer Sehweite, und auch ihre Spuren wurden in höheren Lagen spärlicher und hörten da gänzlich auf, wo die niedrigere

Temperatur auch dem Pflanzenwuchs Abbruch that.

Mittlerweile war unsere Reisegesellschaft immer mehr zusammengeschmolzen. Die Träger, welche man nicht fortwährend im Auge behalten konnte, waren gleichfalls nach und nach mit einigen Dienern zurückgeblieben, und augenscheinlich machte der geistliche Herr die verzweifeltsten Anstrengungen, mit uns noch gleichen Schritt zu halten, aber nicht lange mehr und auch er erklärte, zurückbleiben zu müssen. Ich ersuchte einen der Häuptlinge, bei „Dominé" zu bleiben, was dieser bereitwilligst that, und setzte mit dem Rest, bestehend aus dem Doktor, einem Häuptling und den beiden Führern, den Weg fort. Der Regen hatte endlich doch aufgehört, oder richtiger ausgedrückt: wir waren ihm entstiegen, denn wenn uns der inzwischen spärlicher gewordene Baumschlag dann und wann einen kümmerlichen Durchblick gewährte, so sahen wir zu unseren Füßen noch das wallende Wolkenmeer, von dem wir die nassen Spuren noch auf dem Leibe trugen. Die Baumriesen und Schlinggewächse hatten kleineren, vereinzelten Laub- und Nadelhölzern Platz gemacht, zwischen welchen langes Rietgras wucherte; kein Laut mehr war rings zu hören, die Tierwelt schien hier gänzlich ausgestorben zu sein, selbst die abscheulichen Blutegel verfolgten uns nicht mehr; den letzten, bereits vollgesogenen hatte ich Dominé vom Halse entfernt, dessen heimtückische Thätigkeit der Übermüdete gar nicht bemerkt hatte und auf den ich durch herabrieselndes Blut aufmerksam wurde.

Wir waren jetzt auf einer Höhe von etwa 9000 Fuß und konnten endlich den Gipfel des Berges sehen; ach, er erschien uns so nahe und war für uns Ermüdete doch noch so weit! Einige Hundert Fuß schleppte sich der Doktor noch weiter mit hinauf, plötzlich aber wurde er totenbleich und, mit einer Ohnmacht kämpfend, mußte er sich niedersetzen. Glücklicherweise hatte ich in meiner Feldflasche noch einen tüchtigen Schluck Cognak, dessen Genuß ihn augenscheinlich sehr erquickte; gleichwohl erklärte er, daß er, so wehe es ihm auch thue, doch davon absehen müsse, weiter zu marschieren. So dringend ich auch bat, noch einen Versuch zu machen, so sehr ich ihm auch ans Herz legte, daß es ihn später gewiß doppelt schmerzen würde, so dicht am Ziel umgekehrt zu sein, und ihm deutlich zu machen versuchte, daß auch ich todmüde sei, aber unter allen Umständen hinauf müsse, es half nichts; der Doktor war zu keinem neuen Versuche zu bewegen, und so erstieg ich denn mit dem Häuptling und einem Führer — den anderen beauftragte ich, beim Doktor zu bleiben — die letzten paar Hundert Fuß. Es war fast drei Uhr geworden, als ich mit meinen beiden malayischen Begleitern endlich die 3090 Meter hohe Spitze des Singalang erreichte, wir hatten also in wenig mehr als neun Stunden die respektable Höhe von mehr als 7000 Fuß erklommen, eine Leistung, auf die ich in Anbetracht der Hindernisse, welche wir zu überwinden hatten, einigermaßen stolz sein durfte.

Leider wurden unsere Anstrengungen keineswegs entsprechend belohnt. Selbst auf dem höchsten Punkte noch wurde der Rundblick großenteils durch Gehölz versperrt, nur einzelne Lichtungen gestatteten uns einen beschränkten Blick auf die in der Tiefe wogenden Wolkenmassen, welche alles, Land und Wasser, in das gehaßte Grau hüllten; nur der benachbarte Merapi ragte mit seinem Gipfel, dem wieder eine gleichmäßig leichte Rauchsäule entstieg — es war die Zeit zum Nachmittagkaffee —, wie eine steile Insel aus dem überwältigenden Einerlei empor. Etwa 50 Fuß niedriger als unser Standpunkt dehnte sich das gegen 200 Schritte im Durchmesser haltende Kratermeer aus, zu dessen Ufer wir hinabstiegen, um unseren Durst an dem klaren Regenwasser, das sich dort gesammelt, zu löschen. Die mehr als zweihundertjährige Ruhe, deren der Singalang sich der Chronik nach erfreut, hatte die Spuren früherer Eruptionen fast gänzlich getilgt; die einst wahrscheinlich steilen Kraterwände waren eingestürzt und bildeten jetzt sanfte Abhänge; die ausgeworfene Asche und Schlacken waren verwittert und boten einer grünenden Pflanzendecke, welche scheinbar noch nie mit Schnee oder Eis Bekanntschaft gemacht, reiche Nahrung; ich entsinne mich, daß wir auf einem am Ufer des Kratermeeres entwurzelten Baumstamme vom Umfang eines Menschen ausruhten, der also

auch in dieser bedeutenden Höhe und auf diesem vulkanischen Boden gewachsen war.

Da die Kulis, welche zurückgeblieben waren, die Mundvorräte mit sich führten, so verspeisten wir hier oben in Ermangelung dessen das nußartig schmeckende Herz eines wilden Pisangstammes, den der Häuptling einige Tausend Fuß weiter unten entdeckt und vorsorglich mitgenommen hatte; es stillte immerhin einigermaßen den knurrenden Magen.

Die absolute Ruhe, die um uns herrschte, wo kein Laut hörbar ward, wenn wir selbst nicht die Stille unterbrachen, wo weder Vögel noch Insekten schwirrten — selbst der Wind hatte sich gelegt —, war meinen durch die Anstrengung aufgeregten, wild klopfenden Pulsen eine wahre Wohlthat. Doch nicht zu lange durften wir uns dieser wohligen Empfindung hingeben; denn nicht nur, daß uns unsere nassen Kleider in der recht frischen Temperatur nötigten, möglichst in Bewegung zu bleiben, wir hatten auch noch ein tüchtiges Stück Arbeit, den Abstieg, zu bewältigen; wir mußten noch heute denselben Weg wieder zurück, den wir gekommen, denn im Walde zu übernachten, darauf waren wir nicht vorbereitet; weder hatten wir genügend Proviant noch Obdach; trockenes, brennbares Holz war ebensowenig vorhanden, um ein Feuer anzumachen, an dem wir unsere Kleider hätten trocknen und uns schützen können vor der Nachtkälte und den Überfällen von Tigern; die wenigen Pechfackeln, die wir mitführten, genügten kaum für einige Stunden, und die paar wollenen Decken nicht für fünf, geschweige denn für zwanzig Menschen. Diese unvollständigen Vorbereitungen hatten wir lediglich den Großsprechereien des Clerks zu verdanken, der in diesem Augenblicke wahrscheinlich einige Tausend Fuß tiefer, in wollene Decken gewickelt, in größter Gemütsruhe unsere Rückkunft abwartete.

Nach kurzer Rast also traten wir unseren Rückweg an; in großen Schritten ging's bergab; bald hatten wir den Doktor, der sich inzwischen vollständig erholt hatte, wieder aufgelesen und nach einer weiteren Stunde auch Dominé, um den sich der größte Teil der Eingeborenen gesammelt; endlich auch den Clerk, der sich mit dem Rest der Leute aufgerafft und uns bis dahin gefolgt war. Als wir ihn wegen seiner Renommisterei auslachten, behauptete er immer noch ganz ernsthaft, allerdings in fünf Stunden auf dem Berge gewesen zu sein, wenn auch nicht — ganz oben! Abermals wurde kurze Rast gehalten, wozu hauptsächlich Dominés Bedürfnis verriet, und ein tüchtiger Imbiß genommen, dann aber unverzüglich wieder thalwärts marschiert.

Wir waren inzwischen bis zu der den unteren Berg noch immer umschwebenden Wolkenschicht wieder hinabgestiegen, und die Sonne war hinter derselben verschwunden. Unsere Uhren zeigten die sechste Stunde, also die Zeit, wo das Tagesgestirn in den Tropen sich dem westlichen Horizonte nähert und nach kurzer Dämmerung das Tageslicht der Nacht weicht. Für uns, die wir noch beinahe 4000 Fuß abwärts zu klettern hatten, war dies eine keineswegs angenehme Wahrnehmung; am peinlichsten indessen schien Dominé davon berührt zu werden; immer häufiger versuchte er, während wir vorwärts drängten, uns zu überreden, noch „ein wenig“ auszuruhen, zusehends wurde er unsicherer auf den Füßen, und sein Gesicht nahm einen immer verzweifelteren Ausdruck an.

Unsere Lage wurde im allgemeinen dadurch noch unangenehmer, daß wir uns bei Anbruch der Nacht gerade dem Gebiet näherten, wo die Tiger mit Vorliebe jagen, deren Gewohnheit es ist, die Morgen- und Abenddämmerung zu ihren Raubzügen zu benutzen. Die Dunkelheit war inzwischen völlig hereingebrochen; der Mond ging erst gegen elf Uhr auf, kein Stern vermochte durch die Wolkenschicht und die dichten Baumkronen zu dringen, und nur die Fackeln warfen ein unsicheres, flackerndes Licht, durch welches unsere Augen geblendet wurden, auf den unwegsamen Pfad. Eine kurze Strecke noch vermochte Dominé den Weg fortzusetzen, dann sank er kraftlos auf den Rand des Bächleins, dessen Bett uns gerade als Weg diente. Auf unser Drängen versuchte er zwar sich noch einmal wieder aufzuraffen, allein vergeblich, seine Knie versagten ihm absolut den Dienst. Ein Gefühl von Zorn und Scham überkam ihn wegen seiner Hilflosigkeit, und mit rauhem Tone sagte er zu uns: „Ich kann nicht weiter und ich will auch



Lumbung (Reisscheuer) in Kotta gedang (West-Sumatra).

nicht, laßt mich hier liegen und geht eurer Wege!" Erstaunt sahen wir den Desperaten an, dann suchten wir ihm klar zu machen, daß, wenn er allein hier im Walde zu bleiben gedenke, er uns wenigstens noch die Abschiedsgrüße für seine Familie mitgeben möge, die ihn wohl kaum lebend wiedersehen würde, da, wenn er bis zum folgenden Morgen nicht von Tigern zerrissen sei, wozu indessen die beste Aussicht vorhanden, er doch wahrscheinlich in seinen nassen Kleidern der nächtlichen Kälte erliegen würde. Dies leuchtete ihm nun zwar ein, allein mit gebrochener Stimme frug er, was, da seine Füße ihn nicht mehr trügen, denn da zu machen sei? Wir sahen ein, daß der Ärmste, dessen Körper an derlei Strapazen nicht gewöhnt war, sich nicht selbst mehr vorwärts zu helfen vermochte, und deshalb wurde im Kriegsrate beschlossen, den Bedauernswerten zu tragen. Die nächsten dazu waren wir drei Europäer; zwei stützten ihn unter den Achseln und der dritte nahm seine Beine unter die Arme. Uns lösten die beiden Häuptlinge und die Führer ab, während die dritte Partie aus den vier Dienern bestand; die Kulis waren immer noch hinlänglich durch das Gepäck in Anspruch genommen.

Soweit die Bodenverhältnisse es gestatteten, wurde in möglichst geschlossener Kolonne marschiert, oft war dies aber einfach unmöglich. Sämtliche Gewehre wurden schußbereit gehalten und auf Anraten der Häuptlinge dann und wann ein Schuß abgefeuert, um etwaige lauernde Raubtiere zu verscheuchen. Einigemal versuchte Dominé es noch, seine Beine wieder in Dienst zu stellen, dies war jedoch unmöglich, und die Versuche wurden endgültig aufgegeben. Wie oft stolperten wir Träger mit unserer teuren Last in der Dunkelheit über Baumwurzeln und Gestein; Gesicht und Hände waren jämmerlich zugerichtet und bluteten, und unsere Kleider befanden sich in einem geradezu unbeschreiblichen Zustande; wir selbst waren aufs äußerste erschöpft, und das unbedeutendste Hindernis brachte uns zu erneutem Fall. Langsam und schweigend gelangten wir vorwärts, kein fröhliches Wort erschallte mehr, nur dann und wann entrang sich dem gepreßten Gemüt ein kerniger Fluch, wenn einer von uns Trägern durch einen unvorsichtigen Tritt wieder einmal zu Fall kam und dadurch die anderen nebst Dominé mit sich riß, und obgleich letzterer diese Gemütserleichterungen recht deutlich vernahm, wagte er unter sothanen Umständen doch nicht, dagegen zu protestieren, wie er sonst gewiß gethan haben würde.

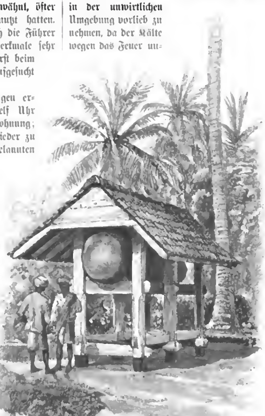
Es fiel uns auf, daß die Kulis so sehr eilten und mit Vorliebe an der Spitze marschierten, während sie beim Aufstieg säumig und meistens die letzten im Zuge gewesen waren. Unverkennbar war es, daß nur die Angst vor den reißenden Tieren sie hierzu veranlaßte, da sie sehr wohl wußten, daß diese mit Vorliebe etwaige Nachzügler überfallen. Wir waren daher genötigt, energisch darauf zu sehen, daß nur zwei der Fackelträger vorn marschierten, die übrigen dagegen den Schluß bildeten und uns so durch das flackernde Fackellicht den Rücken deckten. Wieder einmal wechselten die Träger ab, als es plötzlich ganz in der Nähe im Unterholze raschelte und knackte; zugleich bemerkten wir in der Richtung, aus der das Geräusch kam, einige unruhig glänzende Punkte, und „Matjan, Matjan" — Tiger — erscholl es aus einem Halbdutzend Kehlen zugleich; die Fackeln wurden in wilde Schwingungen versetzt, und alles schrie aus Leibeskräften, um dem Tiger Furcht einzujagen; zwei Gewehre wurden fast im gleichen Augenblick auf die leuchtenden Punkte abgefeuert, aber unmittelbar darauf erscholl das klägliche Schreien eines wahrscheinlich angeschossenen Wildschweines, welches sich nun schleunigst unserer Nähe zu entziehen suchte, während die vermeintlichen Tigeraugen als Leuchtkäfer lustig in die Baumkronen entschwebten.

Wir waren soweit mit dem Schreck davongekommen, nur einer von den Kulis war in der Angst mit seiner Last gegen einen Baumstamm gerannt und hatte die letzte Flasche Rotwein, den traurigen Rest der mitgenommenen Getränke, dabei zerschlagen, so daß ihm die rote Flüssigkeit am Körper herniederströmte und er dadurch ein geradezu unheimliches Aussehen erhielt.

Mehr als einmal waren wir in Gefahr, die Richtung zu verlieren, was unter den obwaltenden Umständen auch nicht zu verwundern war, denn teils waren unsere Fuß-

spuren vom Regen wieder verwischt, teils in der Finsternis um so weniger wiederzufinden, als wir, wie bereits erwähnt, öfter die Wasserläufe als Pfad benutzt hatten. Hier nun kamen uns die durch die Führer beim Aufstieg angebrachten Merkmale sehr zu statten, obgleich sie häufig erst beim Schein der Fackeln wieder aufgesucht werden mußten.

Nach unsäglichen Anstrengungen erreichten wir endlich gegen elf Uhr abends die erste menschliche Wohnung; unser guter Stern hatte uns wieder zu unserem Kartoffeln bauenden Bekannten vom Morgen zurückgeführt, und so wenig einladend dessen Hütte auch erschien — sie bestand eben nur aus einem auf den Erdboden gesetzten Dach, dessen Giebel gut verschlossen und mit einer etwa vier Fuß hohen Thür versehen war —, für uns, und noch mehr für Dominé, bedeutete sie Erlösung. Nur mit Mühe bewogen wir den Eigentümer, uns die niedrige Pforte zu öffnen — er mochte wohl Räuber in uns vermuten —; als sie sich dann aber endlich aufthat und wir eintraten, strömte uns beißender Rauch entgegen, so daß wir die Thür offen lassen mußten, um atmen zu können, trotz des Protestes der Bewohner, Vater und Tochter, denen die Nachtkälte unangenehmer war als der Rauch. Das Innere der Hütte wurde zum größten Teil als Kartoffellager benutzt, auf einigen Steinen glommen feuchte Holzscheite, der übrige Raum wurde fast gänzlich durch eine roh gezimmerte Bambusbank eingenommen, die den Bewohnern als gemeinsame Lagerstalt diente. Aufrecht stehen konnte man nur in der Mitte der Hütte. Wie die Bewohner in diesem Rauche zu atmen vermochten und sich anscheinend sogar wohl darin fühlten, war uns rätselhaft, uns trieb er schon nach wenigen Minuten wieder hinaus; allein Dominé mußte sich trotzdem bequemen, mit der nur widerwillig für Geld und gute Worte ihm abgestandenen Bank in der unwirtlichen Umgebung vorlieb zu nehmen, da der Kälte wegen das Feuer unterhalten werden mußte und an einen Weitertransport nicht zu denken war. In seiner Gesellschaft blieb sein Diener und ein Führer bei ihm. Wir übrigen setzten dann unsere nächtliche Wanderung nach Kotta tua fort; fast wurden wir durch die Müdigkeit übermannt, da die kurze Unterbrechung sehr nachteilig auf Muskeln und Sehnen gewirkt hatte, und mehr stolpernd als gehend kamen wir endlich gegen halb eins, beim fahlen Schein der eben über die Berge heraufkommenden Mondsichel, beim Hause des Häuptlings an, wo wir diesmal, trotz der Moskitos, bald in einen todähnlichen Schlaf verfielen.



Alarmblock: hohler Baum, an einem Ende mit Büffelhaut überspannt (Solok, West-Sumatra).

Anderen Morgens gegen zehn Uhr sahen wir Dominé aus luftiger Höhe zu uns herabsteigen, die Arme brüderlich um die Nacken der beiden ihn in christlicher Weise stützenden Muselmanen geschlungen, denn das Alleingehen, selbst auf ebenem Wege, war ihm noch immer unmöglich. Es verursachte einige Mühe, ihn auf sein Pferd zu setzen, um nach Fort de Kock zurückkehren zu können, zu beiden Seiten von ihm marschierte ein Malaye, um den gebrochenen Mann vor dem Herunterfallen zu bewahren, und so erreichte unser nicht wenig Heiterkeit erregender Zug gegen zwei Uhr mittags Fort de Kock, wo Dominé sofort sein Bett aufsuchte, das er erst nach mehreren Tagen wieder verließ. Den Doktor und mich packte gegen Abend ein leichter Fieberanfall, dessen wir jedoch bald Herr wurden, indem wir gewissenhaft jeder eine Flasche Sekt leerten, uns dann in unsere wollenen Decken hüllten und tüchtig transpirierten. Eine bedeutende Steifheit in den Gliedern erinnerte uns indessen noch mehrere Tage an die so wenig erfolgreiche Besteigung des Singalang.

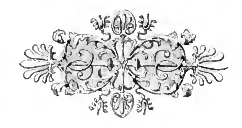
Anstrengende Touren unternahm ich seitdem nur noch in Gesellschaft von Leuten, deren Ausdauer ich kannte, am liebsten nur in Begleitung zäher Malayen; das hatte ich mir in jener Nacht heilig gelobt.

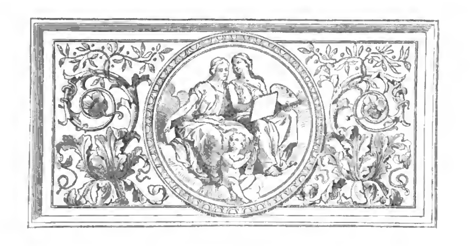
Auf einem meiner späteren Ausflüge weiter im Süden von Sumatra begünstigte mich der Zufall, indem er mir eine Herde von etwa zehn Elefanten quer über den Weg führte, die mich jedoch vollkommen unbeachtet ließen, obgleich ich nur wenig mehr als hundert Schritte von ihnen, allerdings möglichst unauffällig, auf dem Waldwege hielt, um sie vorbeiziehen zu lassen. Einige Stunden später traf ich auf eine Abteilung Telegraphenarbeiter, welche damit beschäftigt waren, die durch Elefanten spielenderweise zerstörte Telegraphenleitung wieder herzustellen. Diese Dickhäuter hatten sich wahrscheinlich an den Trägern gescheuert, dieselben dadurch umgerissen und den Draht in ein Knäuel aufgerollt.

Der vor einigen Jahren im Norden Sumatras gemachte Versuch, eingeborene Elefanten durch aus Britisch-Indien eingeführte zu zähmen resp. zur Arbeit zu erziehen, scheint nicht von Erfolg gekrönt gewesen zu sein und wurde wieder aufgegeben.

* * *

Die dem vorstehenden Artikel beigefügten Abbildungen wurden nach Photographien von Woodbury u. Page in Batavia wiedergegeben.





Das Steinchen im Schuh.

Eine novellistische Charakterstudie

von

Paul Heyse.

Vor Jahren, auf einer sommerlichen Wanderung durchs Gebirge, überfiel mich nach einem schwülen Tage ein Ungewitter, da ich noch eine halbe Stunde von meinem Nachtquartier entfernt war. Das jäh heraufstürmende schwarze Gewölk entlud sich über mir mit solcher Gewalt, daß mein leichter Schirm mir keinen Schutz gewährte, so wenig wie die dünnen, schwankenden Wipfel der Ebereschenbäumchen zu beiden Seiten der Landstraße, auf der nach wenigen Minuten helle Bäche dahinschossen. Zum Glück aber stand auf der Wiese jenseit des Straßengrabens ein Heustadel, unter dessen weit vorspringendem Dach ich eine Zuflucht vor den herabstürzenden himmlischen Fluten fand.

Auf die Länge freilich blieb ich auch in diesem Schlupfwinkel nicht ganz im Trocknen, da der Sturm die schweren nassen Strahlen schräg zu mir heranpeitschte. Immerhin ließ sich das Toben und Wüten hoch über den Bergen von hier aus mit so viel Seelenruhe betrachten, wie ein Seesturm vom Leuchtturm aus, zu dem die Brandung hoch hinaufschäumt. Und da nicht abzusehen war, wann das Unwesen ein Ende nehmen würde, ließ ich meine Gedanken herumschweifen wie junge Füllen auf der Weide und fand die Rast, zu der ich unfreiwillig gelangt war, ja sogar die Nässe des Grases, die mir in die Schuhe drang, ganz behaglich.

Niemals werde ich im Freien von einem Gewitterregen überrascht, daß mir nicht das Gedicht des alten Anakreontikers Johann Georg Jacobi „an Chloën“ einfiele, das ich dann andächtig herzusagen pflege:

> Das letzte Rot vom Himmel wich,
> Da ging ich, liebevoll, im Grünen.
> Ich ging und lobte Gott für dich
> Und für die Sterne, welche schienen.
>
> Und plötzlich kam ein Wolkenheer
> Und riß hinweg die goldnen Sterne.
> Gelinde Lüfte wurden schwer,
> Und Donner rollten aus der Ferne.
>
> Die Stürme heulten auf mich zu,
> Die Donner wollten mich erschrecken;
> Ich aber ließ in frommer Ruh
> Mich einen Lorbeerbaum bedecken.
>
> Da saß ich in der tiefen Nacht
> Und lobte durch die Finsternisse
> Den Gott, der jenen Blitz gemacht
> Und dieses Herz und deine Küsse.

Das Gedicht ist vergessen, wie sein Dichter, obwohl dieser zu seiner Zeit bei schönen Seelen sehr in Gnaden stand und selbst die Ehre erfuhr, daß ein viel Größerer, kein Geringerer als der junge Goethe selbst, eines seiner tändelnden Liebesliedchen sich so lange vorsagte, bis er des festen Glaubens war, er habe es selbst gedichtet, und es unbedenklich, wie er in diesem Punkt auch sonst noch verfuhr, in seine Gedichte aufnahm.

Während ich diesen lyrischen Wettersegen vor mich hinsagte, hatte die ärgste Wut des Unwetters ausgetobt. Vom Schindeldach meines Heuschuppens rieselt es nur noch mäßig herab, die triefenden Halme des Grases richten sich allmählich auf, und schon fliegen einzelne Krähen wieder auf die Wipfel der Vogelbeerbäumchen und schütteln ihre Flügel. Der letzte Donnerhall verklingt grollend, wie die Stimme eines Besiegten, der sich widerwillig zurückzieht, hoch zwischen den kahlen Zacken des Berggipfels mir gegenüber, und zwischen den davonjagenden Sturmwolken leuchtet ein scharfes rotes Licht der Abendsonne, die sich nun wieder des feuchtverklärten Himmels bemächtigt.

Ich stand eben auf, um die kurze Strecke durch die zum Sumpf gewordene Wiese mit ein paar großen Sätzen zurückzulegen, als ich auf der Landstraße, von der Seite, von der auch ich gekommen war, zwei Männer daherstapfen sah mit so gleichmütigen Schritten, wie Menschen, die es längst als überflüssig erkannt haben, sich zu beeilen, da selbst der heftigste Wolkenbruch einen Wanderer nicht stärker zu durchnässen vermag als bis auf die Haut.

Von dieser gleichmäßigen Ergebung in ihr Schicksal abgesehen, erschienen die beiden triefenden Gestalten einander so unähnlich, wie irgend denkbar war.

Einer von ihnen, der Größere, war mir bekannt, ein Münchener Maler, den die Collegen Simson nannten seines üppigen Haarwuchses wegen und weil er im Stande war, einen Stuhl, auf dem ein ausgewachsener Mensch saß, mit ausgestrecktem Arm aufzuheben. Mit dem Pinsel verrichtete er nicht ebenso große Wunder, wenn er auch ganz hübsche Landschäftchen zu Stande brachte, die dem Publikum des Kunstvereins mehr zusagten als die damals eben auftauchenden Böcklins. Er dachte aber selbst nicht sehr stolz von seinem Talent, sondern behauptete, seine eigentliche Stärke bestehe in der Fähigkeit, die Natur zu *sehen*, nicht sie nachzustümpern. Und da er in der That ein feines Auge hatte, was er als Kritiker bei Anderen bestens bewährte, übrigens ein harmloser, leichtlebiger Riese, der den letzten Gulden mit einem bedürftigen Kameraden teilte, so war er überall wohlgelitten.

Mir selbst war er nur hin und wieder am dritten Ort begegnet, freilich niemals in so waldursprünglichem Aufzug wie heute, ungefähr wie ein Holzknecht, der einen reißenden Strom durchschwommen hat. Er trug die übliche Gebirgstracht, den Kopf durch das Loch eines groben Kotzen gesteckt und mit einem verschossenen grünen Spitzhütchen bedeckt, nackte Kniee, Wadenstrümpfe und derbe Schuhe, den Rucksack auf dem Rücken, in der linken Hand einen kleinen Malkasten, in der rechten einen zusammengelegten roten Regenschirm, den er geschultert hatte, da er ihm offenbar keinen Schutz mehr gewährte, sondern mit seiner Traufe nur den Nebenmann belästigt haben würde.

Dieser, eine schlanke, schmächtige Figur in einem städtischen Sommerkostüm, hatte ein schwarzes Regenschirmchen über seinem Strohhut aufgespannt, von dessen Zacken immer noch große Tropfen rieselten, und suchte sorgsam den ärgsten Pfützen auf der Straße auszuweichen, als ob an seinem dünnen, ganz durchweichten Schuhwerk noch etwas zu schonen gewesen wäre. Ein feines, bleiches Gesicht mit wenigem Bart, schöne, etwas melancholische Augen, deren besondere Helle mir schon auf zwanzig Schritt Entfernung auffiel. Er hinkte ein wenig, was ihn aber nicht hinderte, mit dem weit ausgreifenden Gefährten Schritt zu halten. Über die eine Schulter hatte er eine kleine Reisetasche gehängt, deren Leder, vom Regen blank gewaschen, in der grell hervortretenden Sonne blitzte.

Die Beiden sprachen nicht miteinander, wie es schien, in jenem verbissenen Stumpfsinn, der in solchen Lagen die Muntersten überschleicht, nachdem sie genug auf das Unwetter geschimpft und sich zuletzt in ihr Schicksal ergeben haben. Als aber der Riese mich jenseit des Grabens erblickte, blieb er

stehen, schwenkte den roten Schirm und rief mir mit seiner dröhnenden Stimme einen Guten Abend! zu.

Ich war rasch durch die Wiese gewatet und schüttelte die mir dargebotene große Hand, die sich feucht anfühlte.

„Erlauben Sie mir, Sie mit meinem Freunde bekannt zu machen," sagte der Maler: „Herr Marcanton, seines Zeichens Kupferstecher, Grabstichler, Radierer, Schwarzkünstler, Aquafortiste oder wie man seine jetzt ziemlich brotlosen Künste sonst noch bezeichnen mag. In trockenem Zustande ein sehr angenehmer Mann, jetzt durch das nasse Abenteuer auf der ersten Bergpartie, zu der er sich hat verführen lassen, einigermaßen verstimmt. Wenn wir ihn aber an einem warmen Herd eine Stunde lang aufgehängt haben, wird seine natürliche Liebenswürdigkeit wieder zum Vorschein kommen. Darum coraggio e avanti!"

Er setzte sich wieder in Bewegung, und sein Freund, der die seltsame Schilderung seiner Person mit einem stillen Achselzucken hingenommen hatte, als wollte er sagen: man kann dem übermütigen Gesellen nichts übelnehmen, ließ mir die Mitte zwischen ihnen und fuhr fort, zwischen den schmutzigen Lachen sich durchzuschlängeln.

Simson führte fast allein das Wort, und es war lehrreich, ihm zuzuhören, wie er seine malerischen Beobachtungen während des Regensturzes zum besten gab, nur bedauernd, daß man die zarte Farbenscala von fahlem Grau bis zur Purpurschwärze am Gewitterhimmel nicht auf eine Palette bringen könne. „Glauben Sie nur nicht," sagte er, „daß ich das rote Schirmchen zu einem anderen Zweck mitnehme, als um mir als coloristische Stimmgabel zu dienen wie ein überlebensgroßer Schwammerling. Ich lasse mich mit Wonne durchwaschen. Eigentlich hasse ich das Hochgebirge, als Maler. Diese plumpen Klötze, die nur durch ihre Massenhaftigkeit imponieren, haben für Unsereinen nur Wert, weil der Philister sie in seinem Salon zu haben wünscht, um sich daran zu erinnern, daß er sie in natura gesehen hat, und wenn man ihm gar die Sennhütte hinmalt, wo er mit dem Weibe seines Herzens eine gestöckelte Milch gelöffelt hat, ist ihm das Bild hundert Mark mehr wert. Erst bei Regenwetter, oder wenn der Nebel die brutalen Massen umschleiert, kommt so was wie Stimmung in die Sache, und mit den klobigen Ungeheuern ist was anzufangen. Freund Marcanton hat auch dafür keinen Sinn gehabt. Was wollen Sie? So ein farbenblinder Schwarzseher! Und der noch dazu ein Stück von diesen verwünschten Felskolossen im Schuh mitschleppt!"

„Ich sehe, daß Sie im Gehen behindert sind," sagte ich. „Wir wollen doch anhalten, damit Sie erst das Steinchen aus Ihrem Schuh entfernen können."

Der Kupferstecher schüttelte mit einem resignierten Lächeln, das ihm gut stand, den Kopf.

„Bis zu dem Dorf da unten, das nur noch eine Viertelstunde entfernt sein kann, halt' ich es noch aus. Ich merkte, daß mir's in den Schuh gekommen war, als das Wetter eben losbrach. Die Straße war aber gleich so überschwemmt, daß ich nicht dran denken konnte, mich niederzusetzen, um den Schuh auszuziehen, zumal die Schnüre sich verknotet hatten. Nun geht's eben in einem hin. Ich begreife nur nicht, wie ein so großer Kiesel eindringen konnte, zumal wir über keine Geröllhalde gekommen sind."

Seine Stimme hatte einen etwas verschüchterten, aber angenehmen Klang. Doch bekam ich sie nicht mehr zu hören, bis wir das Wirtshaus in dem anmutigen Bergdorf erreicht hatten, wo auch die beiden Künstler die Nacht zuzubringen gedachten.

* * *

Man hatte sie in einem Zimmer mit zwei Betten untergebracht, mir eine schmale Kammer angewiesen, die gerade Raum genug hatte, mein Fußwerk zu wechseln, und nachdem ich von dem kleinen nackten Tischchen neben dem Fenster das Waschbecken und den Wasserkrug entfernt hatte, sogar einen Brief zu schreiben, der morgen früh mir voran nach Hause reisen sollte.

Über dieser Beschäftigung brach die Dunkelheit herein, obwohl es noch nicht spät am Tage war. Aber „die groben Klötze", die übrigens durch ihre kühn geschwungenen Konturen einen freundlicheren Namen verdienten, schoben sich breit zwischen die nieder-

sinkende Sonne und das tiefe Thal, so daß nur an den obersten Zacken ein rötlicher Schimmer noch eine Weile fortglomm.

Ich schloß meinen Brief und ging in die Gaststube hinunter, wo ich nur ein Häuflein trinkender und qualmender Bauern fand. Die Herren säßen draußen im „Salettl", beschied mich die Kellnerin.

Unter dem Salettl verstand sie eine nach den Bergen offene hölzerne Halle, in welcher weißangestrichene Tische standen. Ich sah nur an einem derselben zwei bäuerlich gekleidete Männer und wollte eben enttäuscht wieder ins Haus zurück, als ich meine beiden Wandergefährten in ihnen erkannte. Der Kupferstecher hatte seine völlig durchweichte Kleidung mit einem Anzuge aus dem Schrank des Wirtes vertauschen müssen, während Simson nur den durchnäßten Kotzen und die eigene Joppe ausgezogen und eine mit vielen Silberknöpfen verzierte Jacke lose umgehängt hatte, da sie für seine mächtigen Schultern zu eng war, um ordentlich angezogen zu werden.

Ich rückte einen Stuhl an ihren Tisch heran, und Simson ließ seiner unverwüstlichen guten Laune die Zügel schießen, indem er zur Zielscheibe seiner Stachelreden mit Vorliebe Freund Marcanton zu machen fortfuhr. Er setzte ihm ganz ernsthaft auseinander, daß der Mensch im allgemeinen und der bildende Künstler im besonderen das richtige Verhältnis zur Natur erst gewinnen könne, wenn er sie mit nackten Knieen durchwandere. Der langbehoste Kunstjünger fühle sich wohl auch zuweilen zur Anbetung ihrer Wunder getrieben, scheue sich aber, vor ihr niederzuknieen, um seine Beinkleider nicht zu beschmutzen, und so komme er nie zu der rechten mystischen Inbrunst. Von heute an datiere auch in Marcantons Leben eine neue Epoche, da er zum erstenmal Kniehosen und Wadenstrümpfe trage. Seine kleinen radierten Landschaften würden bald ein ganz anderes Gesicht kriegen.

Diese und ähnliche unsinnige Reden ließ der blasse Freund mit seiner sinnigen Ruhe über sich ergehen, indem er den Rauch einer Cigarette langsam vor sich blies und die blauen Rauchwölkchen in der Luft verschweben sah. Er sowohl wie Simson hatten schon gegessen, letzterer war bereits beim zweiten Kruge Bier, während der Kupferstecher den Rest eines roten Tirolers aus einem offenen Fläschchen in sein Glas goß.

Am Himmel über der hohen Bergwand trat jetzt die Mondsichel hervor, und da die Dunkelheit rasch zunahm, dauerte es nicht lange, daß auch die Sterne zu leuchten begannen. Nach dem Gewitter, das die Luft von allen Dünsten gereinigt hatte, war der Himmelsglanz um so zauberhafter, und selbst Simsons geschwätziger Humor verstummte, während aus seiner kurzen Pfeife ein mächtiges Gewölk gegen die Decke des Salettls stieg.

Lange aber konnte er es doch nicht aushalten, schweigend zum Sternenhimmel aufzuschauen. Und jetzt mußte ich ihm zum Stichblatt seiner Neckereien dienen.

„Nehmen Sie mir's nicht übel," sagte er, „aber auch die Herren Dichter könnten nur Vorteil davon haben, wenn sie's mal mit nackten Knieen probierten. Ich lese sehr viel, Romane, Novellen, sogar lyrische Gedichte. Wenn ich aber auf Naturbeschreibungen stoße, überspringe ich regelmäßig die Stelle, um mich nicht zu ärgern. Seit dreitausend Jahren behelfen sich die Herren Dichter mit einem ganz winzigen Vorrat von Bezeichnungen, die natürlich nicht auf jeden Himmelsstrich passen, und wenn mal einer einen aparten Einfall hat, einen Ausdruck sich eigens zurechtschnitzt, den vor ihm nicht schon Tausende abgegriffen haben, ist es gewöhnlich was ganz Verkehrtes. So zum Beispiel — Sie kennen ohne Zweifel ein berühmtes Gedicht des Grafen Platen — (beiläufig: ich habe bemerkt, daß Jeder, der Platen als Dichter nicht sonderlich verehrt, ihm seinen Grafentitel giebt) — ich meine das Gedicht, das anfängt: ‚Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht' —: Na, die zweite Strophe, in der heißt es:

> Es drehte sich oben unzählig entfacht
> Melodischer Wandel der Sterne.

Nun bitte ich Sie, betrachten Sie gefälligst da oben den Sternenhimmel. Finden Sie, daß sich da etwas dreht? Alles schwebt in tiefster Ruhe in dem unermeßlichen Luftraum, und ohne unser bißchen Kenntnis von der Bewegung der Himmelskörper würde es keinem Menschen, nicht einmal einem Poeten, einfallen, von ‚Sichdrehen' zu reden.

So wenig wie von einem ‚melodischen Wandel', ohne die Erinnerung an die angebliche Harmonie der Sphären. Ob es hübsch ist, zu sagen, ein melodischer Wandel dreht sich, will ich nicht untersuchen. Vielleicht verstehe ich nicht genug von der Dichtersprache. Aber was das am Schluß derselben Strophe sagen will:

> Sie funkelten sacht
> In der Nacht, in der Nacht
> Durch täuschend entlegene Ferne —

das sollen Sie mir einmal erklären. Wen täuscht diese ‚entlegene Ferne'? Den, der sie für nicht so entlegen hält, oder den, der sie sich immer noch nicht fern genug vorstellen kann?"

Ich mußte lachen über den fast erbitterten Ernst, mit dem er seine kritischen Bemerkungen vorbrachte.

„Sie verlangen zu viel von mir," sagt ich. „Ich könnte einfach erwidern: soll ich meines Bruders Hüter sein? und jede Verantwortung für den trefflichen Platen ablehnen. Aber leider haben Sie wohl Recht, wenn ich auch zweifle, daß die alte Unzulänglichkeit meiner Kollegen und meine eigene gegenüber der Natur durch Ihr Allheilmittel — die nackten Kniee — gebessert werden würde. Bei Platen jedenfalls hätte es schwerlich geholfen. Er hatte wenig Natursinn, und außer der Kunst war er nur durch schöne Menschennatur dichterisch anzuregen. So berauschte er sich auch in diesem Nachtliede am Klange seiner eigenen Melodie — ‚in der Nacht, in der Nacht' —, und es ist sehr möglich, daß er die Verse am hellen Mittag gedichtet hat. Indessen — welcher Poet wäre überhaupt je im Stande gewesen, von dem überwältigenden Eindruck des Sternenhimmels nur einen Hauch in Worte zu fassen? Der alte Klopstock dachte Wunder, was er sagte, als er die Erde ‚den Tropfen am Eimer' nannte, das Erhabenste mit einem so Geringen verglich, wobei er, um das Bild fortzusetzen, die Menschheit mit einem Infusorienhaufen in dem Tropfen am Eimer hätte vergleichen können. Nein, lieber Freund, was über alle Sinne hinausgeht, soll man nicht mit sinnlichen Bildern auszudrücken suchen, oder man kommt höchstens dazu, aus dem Gott des Himmels und der Erden einen guten alten Mann zu machen. Auch ihr Maler, selbst die Größten unter euch, habt es ja nicht weiter gebracht, mit allem Respekt vor Michelangelos Gottvater an der Decke der Sistina. Allem Ewigen und Unendlichen gegenüber ziemt nur Schauen und Schweigen, oder man sage mit Leopardi: Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!"

Hierauf erwiderte der Maler nichts, sondern vertiefte seinen bärtigen Mund in den Maßkrug, so daß es unentschieden blieb, ob er einverstanden war, oder nur Zeit gewinnen wollte, sich auf neue Bosheiten gegen die Poeten zu besinnen.

Der Kupferstecher aber, der meine Rede mit stillem Kopfnicken begleitet hatte, warf jetzt den Rest seiner Cigarrette auf das Gebüsch vor dem Salettl und sagte: „Ihr Leopardi war ein weiser Mann. Ja wohl, in das Meer des Unendlichen sich stürzen, daß einem die Besinnung vergeht, das ist die höchste Wollust und die einzige Rettung vor der Angst, die einen überkommt, wenn man von dem unendlich Kleinen gemartert wird. Muß man sich nicht wie verrückt vorkommen, wenn man da oben die unermeßlichen Welten schweben sieht und denkt, daß vielleicht der kleinste Stern, der uns kaum noch sichtbar ist wegen der ungeheuren Entfernung, tausendmal so groß ist wie unser bißchen Erde und vielleicht von millionenmal mehr lebendigen Wesen bewohnt wird, und hier unten — so ein erbärmliches Atom von einem Erdenwurm hält sich so wichtig, daß es den Schöpfer für sein Zahn- oder Herzweh verantwortlich macht? Gegen solch eine Verblendung hilft nur eins: sich kopfüber in das unergründliche Meer des Alls zu stürzen, daß einem Hören und Sehen vergeht!"

„Hört, hört!" rief Simson mit seinem fröhlichsten Lachen. „Wie schön kann er predigen! Wie gut weiß er Bescheid, was zu seinem Seelenheil frommt! Wenn's aber zum Klappen kommt, wenn er seinen eigenen weisen Rat befolgen und sich um die elenden kleinen Tücken des täglichen Lebens den Teufel scheren sollte — wo bleibt da die schöne astronomische Erkenntnis von der Thorheit, das eigene werte Atom und seine Leiden und Freuden so wichtig zu nehmen? Ein Sandkorn im Schuh kann ihm den

Spaß an dem schönsten Spaziergang verderben — da, dieses hier!" Er nahm aus seinem Portemonnaie ein Stückchen Papier, in welchem ein winziges Steinchen, nicht viel größer als ein Stecknadelknopf, eingewickelt war. „Da haben Sie das Ungetüm!" sagte er, immer lachend. „Ich hab' es aufgehoben, um es dem Sterngucker zu zeigen, wenn er mir wieder einmal aus einer Mücke, die ihn sticht, einen Elefanten macht."

Der Andere war leicht errötet, zuckte aber nur stumm die Achseln, da er in seiner Verlegenheit nicht gleich etwas zu erwidern fand.

Ich eilte, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Sie vergessen, lieber Simson," sagt' ich, „daß es das Vorrecht adliger Naturen ist, eine feinere Haut zu haben als die gewöhnlichen Sterblichen. Ich erinnere Sie an die Prinzessin auf Erbsen. Ein Stein im Schuh, der einen Bauern nicht im mindesten geniert, weil seine Haut durch das Barfußgehen von Kind an unempfindlich geworden ist, kann Unsereinen bis aufs Blut peinigen. Ist es nicht ebenso im Moralischen? Giebt es nicht Menschen, die auch ihrem Gewissen eine so grobe Haut angegerbt haben, daß sie nicht einmal die stärksten Bisse spüren, während andere, zarter Besaitete, von der Reue über die geringfügigste Verletzung ihrer Pflicht Tag und Nacht verfolgt werden?"

Der Kupferstecher warf mir einen dankbaren Blick zu und sagte: „So ist es, und ist nicht minder wahr, weil es wunderbar scheint. Denn gehört nicht auch das unendlich Kleine zur Schöpfung, die selbst die winzigsten Lebewesen so gewissenhaft organisiert, wie sie den Lauf der ungeheuren Weltkörper regelt? Das alles geht freilich über unseren beschränkten Menschenverstand, aber eben darum, da wir nun einmal nicht klug daraus werden können — was bleibt uns übrig, als uns an das Einzige zu halten, was eine Gewißheit für uns ist, an das Gewissen, und es mit unseren armseligen Eintagsgeschäften ganz so genau zu nehmen wie die Natur, wenn sie eine Mücke hervorbringt! Was kannst du dagegen einwenden, Simson?"

Der Riese lachte wieder in den Bart hinein.

„Dagegen einwenden? Nichts anderes, als daß sich all diese schöne Philosophie ganz herrlich ausnimmt, wenn man, wie wir, sich ins Trockene gebracht hat und sich die Sterne in den Maßkrug scheinen läßt. Aber wenn einem schlechtes Wetter über den Hals kommt, wie das nicht nur beim Bergkraxeln, sondern, figürlich gesprochen, im Leben überhaupt manchmal zu geschehen pflegt, so ist's gescheiter, man härtet sein Gewissen ein bißchen ab, daß es fünf gerade sein läßt, statt bei jedem kleinen Biß zusammenzuzucken. Man gehört dann freilich nicht zu dem zartbesaiteten Menschenadel, sondern zum ordinären Durchschnitt, braucht darum aber noch kein verhärteter Mörder oder Brandstifter zu sein, nicht einmal ein Bauernkerl, wenn man seine Nacht durchschläft, ohne von der Erbse unter der Matratze etwas zu spüren.

„Verzeihen Sie, wenn ich etwas hitziger geworden bin, als sich für so eine philosophische Unterhaltung schickt," sagte er, zu mir gewendet. „Es ist aber ein alter Span zwischen mir und Freund Mareanton. Wie oft habe ich schon auf das gescholten, was ein Mediziner unserer Bekanntschaft seine Hypertrophie des Gewissens nennt, da er mein alter Freund ist und mir das Herz blutet, wenn ich sehen muß, wie schlimme Folgen diese seine chronische Schwäche für ihn hat. Sei ruhig, Alter. Ich werde dem Herrn Doktor keine biographischen Anekdoten von dir zum besten geben. Und übrigens ist ja jetzt Aussicht, daß du gründlich kuriert wirst."

Wir sahen ihn fragend an. Er lachte wieder mit einem schlauen Zwinkern seiner treuherzigen Augen in sich hinein.

„Nämlich," fuhr er fort, „ich habe die Ehre, Ihnen hier einen glücklichen Bräutigam vorzustellen. Das Wort glücklich betone ich ausdrücklich, da es nicht bloß die herkömmliche Gemütsverfassung eines Menschen in diesem Zustande bezeichnet, sondern wie man sagt: ich bin nun ‚glücklich' so und so weit. Nach mehrfachen Anläufen, so weit zu kommen, die nie zum Ziele führten, da ihm auf halbem Wege immer ein gewissenhaftes Steinchen in den Schuh flog, hat er jetzt endlich Diejenige gefunden, gegen die selbst ein so scharfsichtiger Kritiker, wie er, nichts einzuwenden weiß, und in vierzehn Tagen soll gehochzeitet werden. Nun, Sie werden mir zugeben, wenn irgend etwas

einen Meister in der Selbstquälerei von seinem Gewissensfieber kurieren kann, so ist es eine gute Frau, eine halbwegs glückliche Ehe, ein Haus voll Kinder. Im besten Hausstand geht's manchmal drunter und drüber, und der Hausherr muß sich seine Junggesellen-Gewohnheiten, alles Peinliche und Kleinliche abgewöhnen, wenn er nicht manchmal aus der Haut fahren soll. Und daß er das im Stande ist, dazu hilft nichts besser als eine richtige Verliebtheit, oder sagen wir Liebe, deren seine Erkorene — ich kenne sie einstweilen nur nach ihrem Bilde und seinen Schilderungen — in jeder Hinsicht würdig zu sein scheint. Höre, Alter, du könntest dem Herrn Doktor doch auch die Photographie deiner Herzallerliebsten zeigen, die du als richtiger Bräutigam überall in der Brusttasche mit dir herumträgst."

Der Kupferstecher stand auf. Er war dunkelrot geworden und schien unsicher zu sein, wie er die indiskrete Enthüllung seines Geheimnisses aufnehmen sollte.

„Ich habe die Karte oben im Zimmer gelassen," brachte er stockend hervor, „als ich aus meinem durchweichten Rock alles herausnahm, ehe ich ihn dem Mädchen zum Trocknen übergab. Ich fürchte, sie ist verdorben, da die Nässe auch in die Brusttasche drang. Aber ich will einmal nachsehen."

Damit schob er seinen Stuhl zurück und verließ das Gartenhaus.

* *
*

„Wollen Sie wetten, daß er nicht wiederkommt?" sagte der Maler, als die Tritte gegen das Haus hin verklangen. „Es war eine Dummheit von mir, von der Verlobung zu reden. Obwohl er sie in der Zeitung angezeigt hat, behandelt er die Sache doch selbst mir, seinem ältesten Freunde, gegenüber mit einer so wunderlichen Scheu, wie wenn er sich was vorzuwerfen hätte, oder das Mädchen nicht den besten Ruf hätte. Nun ist sie aber die Tochter sehr braver, angesehener und auch wohlhabender Bürgersleute, der Vater ein kleiner Beamter, der's aber nicht nötig hätte, das Mädel achtzehn Jahr alt und in dem besten Institut zu München erzogen. Auf dem Bilde sieht man sie freilich nur im Profil, aber Sie würden zugeben, daß man sich nichts Reizenderes und dabei Gutartigeres denken kann, als dies junge, unschuldige Gesicht mit dem sanften Stumpfnäschen und dem gesunden zarten Oval, dabei eine Pracht von Haaren, eine Blondine, die Paul Veronese entzückt hätte. Er hat sehr geheim mit ihr gethan, nicht einmal ich durfte ihn bei einem seiner täglichen Abendbesuche begleiten, obwohl von Eifersucht natürlich keine Rede sein kann, da ich als hartgesottener Vagabund ein für allemal davor sicher bin, mich unter ein Ehejoch zu ducken, und zur Abhärtung des Gewissens" — er lachte wieder mit seinem tiefen Baß — „nun, ohne mich für einen schlechten Kerl zu verleumden, das Leben auf die leichte Achsel zu nehmen, verstehe ich auch ohne die strenge Schule an einem häuslichen Herd, wo das Hauskreuz einem beständig vor Augen schwebt, wenn's einem nicht den Rücken beschwert."

Er schwieg und horchte nach dem Hause hin.

„Sehen Sie wohl, er kommt nicht wieder," sagte er. „Ich kenne ihn, er weicht allen kritischen Bemerkungen, selbst den wohlwollendsten, über sein Stück sorgfältig aus. Wenn ich am Ende doch ein Stäubchen daran entdeckte — denkt er. Sie haben keine Vorstellung, was für ein närrischer Kauz er ist. Kupferstecher müssen ja immer einen Sparren haben, das gehört zum Métier. Wie könnte sich sonst ein Mensch, und obenein ein künstlerisch beanlagter, entschließen, zwei, drei, oft vier Jahre über einer großen blanken Metallplatte gebeugt zu hocken und einen festen Strich neben dem anderen einzugraben! Dazu gehört eine Art Fanatismus, die an Irrsinn grenzt. Aber wenn Andere seiner Zunft einen Sparren haben, so hat er mindestens anderthalb.

„Ich will Ihnen denn doch — er hört uns ja nicht — ein Geschichtchen erzählen, das Ihnen seinen Charakter auf einmal offenbaren wird.

„Sie müssen wissen, er heißt eigentlich Schmidt, Anton Schmidt. In unserer Kameradschaft aber hat fast Jeder seinen Spitznamen, der ihm so fest anwächst wie eine zweite Haut, daß man sich kaum noch erinnert, einen anderen zu führen. So muß ich mich ordentlich erst besinnen, wenn mich

Jemand anders anredet als Simson, und an ihn schreibt sogar sein Schneider nicht ‚Herrn Anton Schmidt, Hochwohlgeboren', sondern ‚Herrn Marcanton'.

„Daß er dabei immer noch nicht so berühmt geworden ist wie sein großer Namensvetter im Cinquecento, obwohl er ein so vorzüglicher Meister ist, geht trotzdem mit rechten Dingen zu.

„Er ist nämlich vom Vollkommenheitsdämon besessen, während wir doch allzumal Sünder sind und mangeln des Ruhms, den wir vor der heiligen Kunst haben sollen. Darum hat er jahrelang gearbeitet und nur selten etwas fertig gebracht. Denn immer mitten im besten Schaffen glaubte er zu bemerken, daß er die Sache nicht beim rechten Zipfel angegriffen oder ‚sich verhauen' hatte. Und dann ließ er das Angefangene liegen. Wenn man ihn darüber zur Rede stellte, verwies er auf Michelangelo, der bekanntlich auch eine Menge hoffnungsvoller Marmorsachen nicht fertig machte, Gott weiß warum. Na, er hat dafür sehr viel Anderes ganz famos zu Ende geführt.

„Unser Vollkommenheitsfex aber hat sich eine Mappe angelegt mit lauter halbfertigen Sachen, die er zuweilen zu seiner eigenen Buße und Zerknirschung durchblättert, ehe er an etwas Neues geht. Er konnte sich diesen Luxus erlauben, da er von Haus aus zu leben hatte. Wie oft sagt' ich ihm: ich wollte, deine Kunst müßte nach Brot gehen, mein Alter, dann würdest du schon lernen, mit dir selbst vorlieb zu nehmen, wie wir anderen armen Teufel, meine Wenigkeit zum Beispiel, der ich nicht lange fragen darf, ob man eines meiner Kitschbildchen in einer Galerie neben einen Ruysdael hängen könnte, ohne daß das Kremser Weiß zinnoberrot anliefe vor Scham. Denn Not lehrt nicht bloß beten, sondern auch Kunstvereinsbilder malen.

„Na, das ging so eine Weile, und er blieb ewig der ‚talentvolle junge Mann', von dem die Kunsthändler nichts wußten. Aber da verfiel er plötzlich auf die Idee, nach Rom zu reisen und einen großen Stich nach der Madonna di Fuligno zu machen. Er kam mit einer famosen Kreidezeichnung nach dem Original zurück, in das er sich förmlich verliebt hatte, und ging mit einem Feuereifer an die Arbeit, daß er oft Essen und Trinken vergaß und so abmagerte wie der Johannes der Täufer auf dem Bilde. Zeigte aber seine Platte und die unterschiedlichen Probedrücke keiner Menschenseele, bis er fertig war und einen Verleger gefunden hatte, der ihm ein großes Stück Geld bezahlte für das alleinige Recht der Vervielfältigung.

„Ich war einige Monate, während er die letzte Hand anlegte, auf einem Studienbummel abwesend und hörte nur aus Briefen der Freunde, Marcanton habe endlich einen großen Wurf gethan. Mein erster Gang nach der Rückkehr war in sein Atelier.

„Er kam mir mit einem strahlenden Gesicht entgegen, ein ganz verwandelter Mensch. Mitten im Zimmer auf einer Staffelei stand ein avant la lettre seines Stichs, vor den ich mich gleich hinpflanzte. Ich hatte eine unbändige Freude. Denn wirklich, es war ein herrliches Werk, das ihn auf einen Schlag berühmt machen mußte. So viel Kraft und Zartheit, ein so echt raffaelischer nobler Ausdruck in den Köpfen, nichts versüßlicht und verflaut, wie's die eleganten Franzosen zu machen pflegen, zum Beispiel Richomme, oder wie der Sünder sonst heißen mag, bei dem Triumph der Galatea — ich bekam einen ungeheuren Respekt vor ihm und drückte ihm ohne viel Geschwätz die Hand. Immer wieder bewunderte ich die Freiheit und Zartheit, die Farbigkeit der Taillen und kam nicht los von dem Blatt, das einzige, was einen wirklichen Künstler freut, daß man nämlich seine Arbeit studiert, statt nach einem flüchtigen Anstarren ihr mit enthusiastischen Komplimenten den Rücken zu wenden.

„Nun erinnern Sie sich vielleicht: unten, zu Füßen der auf Wolken thronenden Madonna, steht ein kleiner Engel, der ein Täfelchen hält und zu ihr hinaufschaut. An den kam ich bei meinem Studium zuletzt, und es fiel mir auf, wie weit seine großen Augen auseinanderstanden. Da ich nun gewohnt bin, nichts, was mir durch den Kopf fährt, bei mir zu behalten, platzte ich damit heraus: Kurios, was dieser Raffael manchmal sich erlaubt hat! Bei jedem Anderen würde man hier von einer Verzeichnung reden, denn das rechte Auge des Putto steht um zwei Linien weiter als das andere von der Nasenwurzel ab. Du hast aber ganz recht

gethan, das nicht zu korrigieren, wie alle deine Kollegen mit dem Geigenspieler im Palazzo Sciarra sich's erlaubt haben. Es ist ein Trost für uns arme Pfuscher, daß auch den größten Meistern zuweilen etwas Menschliches begegnen konnte.

„Kaum war mir das Wort entschlüpft, so bereute ich es, denn ich sah, wie mein Marcanton sich plötzlich verfärbte. Er schob mich ohne Umstände von der Staffelei weg und trat dicht davor, bückte sich und bohrte seine etwas kurzsichtigen Augen wohl zehn Minuten lang in das Gesicht des Engels. Dann that er einen Schritt zurück und sagte langsam und mit etwas zitternder Stimme:

„Wem hier etwas Menschliches begegnet ist, das ist nicht der große Meister, sondern sein kleiner Nachtreter gewesen. Im Original stehen die Augen ganz richtig. Nur ich — Gott weiß, welcher Teufel mich geblendet hat — da sieh, auch auf meiner Zeichnung ist Alles in Ordnung — nur hier — es ist, um mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen! — Er ging mit mühsamen Schritten nach der Mappe, in der er die Kreidezeichnung aufbewahrte. Sieh nur, sagte er, sie mir hinhaltend, hier ist Alles, wie es sein soll. Und auf dem Stich — Er starrte wieder hin, seine Augen gingen von dem Stich zu der Zeichnung und wieder zurück, und so eine ganze Weile.

„Ich war zu Tode erschrocken, da ich ihn ja kannte. Nun, sagte ich, und bemühte mich, ein Lachen hervorzubringen, das mir aber selbst nicht recht heiter klang, was ist denn dabei? Minima non curat prætor, das Blatt bleibt darum doch, was es ist, und wird dich auf einen Schlag berühmt machen. Und wenn du es gar so genau nimmst, du schauderhafter Tüftler, so kannst du's ja auf der Platte noch korrigieren. Die ganze Auflage wird doch noch nicht gedruckt sein.

„Erst dreihundert sind abgezogen worden, sagte er, jetzt ganz ruhig, dann hat der Tölpel von Drucker die Platte zerbrochen. Der Verleger war nicht einmal unglücklich darüber. Jetzt könne er einen unsinnigen Preis für den einzelnen von den dreihundert Abdrücken machen. Aber du siehst, zu korrigieren ist da nichts.

„Er legte beide Blätter in die Mappe und stellte sie gegen die Wand. Dann ließ er sich wie in tödlicher Erschöpfung auf einen Stuhl sinken. Kein Wunder. Die Arbeit von drei langen Jahren! Ich warf mir im stillen einen Esel nach dem anderen an den Kopf.

„Hat das noch irgend Jemand außer mir bemerkt? fragte ich endlich. Unter Tausenden hat nicht Einer so verwünscht scharfe Augen. Was liegt also daran?

„Der Eine unter Tausenden genügt, sagte er, wieder mit seiner gewöhnlichen Stimme. Und wenn es auch der Eine nicht gesehen hätte, nur ich selbst — aber es ist überflüssig, weiter davon zu reden. Ich danke dir, Simson, ich danke dir aufrichtig. Besser, ich weiß gleich jetzt, woran ich bin, als wenn das Übel nicht mehr zu verhüten wäre.

„Nicht mehr zu verhüten? Aber du sagst ja selbst, die Platte —

„Ja, die ist nun verloren. Aber, was ist da zu machen? Höre, mein Alter, es wäre mir lieb, wenn du mich jetzt allein ließest. Es ist mir denn doch ein bißchen in die Glieder gefahren, und ich muß mit mir zu Rate gehen, wie ich's am besten überwinde.

„Er streckte mir eine Hand hin, die ganz kalt war, stand auch nicht auf, mich hinauszubegleiten, was er sonst nie unterließ, und ich schlich wie ein armer Sünder, ein Brandstifter, der eben ein schönes neugebautes Haus angezündet hat, aus dem Atelier. Ich hätte mich prügeln mögen. Die ganze Nacht that ich kein Auge zu.

„Am anderen Morgen in aller Frühe klopfte ich wieder an seine Thür. Er war schon vorher ausgegangen. Den ganzen Tag kriegte ich ihn nicht zu sehen.

„Erst am Tage darauf. Er trat bei mir ein mit einem zwar nicht heiteren, aber ganz gelassenen Gesicht und sagte mir, was er inzwischen gethan hatte. Werden Sie's glauben? Jene dreihundert Blätter — nur wenige waren schon in die Welt gegangen — hatte er für sein hohes Honorar zurückgekauft und obenein noch eine riesige Summe, die er mir nicht nennen wollte, als Reugeld oder Entschädigung für den mutmaßlichen Gewinn dem Verleger ausgezahlt, so was wie den vierten Teil seines Vermögens. Dann hatte er sich den ganzen schweren Pack in seine Wohnung tragen lassen und

in der Nacht ein Autodafé angestellt, dem kein einziges Blatt entrinnen durfte.

„Nun ist mir ganz leicht, mein Alter," sagte er, und ein rührendes Lächeln, wie nur ein Heiliger oder Verrückter lächeln kann, glänzte auf seinem Gesicht. „Das Unheil ist aus der Welt geschafft, kein Flecken mehr auf meiner Künstlerehre, und die paar verkauften Abdrücke werde ich mit List oder Gewalt auch noch zurückzuholen wissen. Sprechen wir nicht mehr davon. Ich hätte Lust, einen Spaziergang nach Großhesselohe zu machen, mein Kopf ist ein bißchen wüst, die frische Luft wird mir gut thun."

* *
*

„Da haben Sie diesen wunderlichen Heiligen in Lebensgröße," sagte der Maler und stand auf. „Seitdem hat er nichts Großes mehr unternommen, aber ich rechne sicher darauf, daß er als Ehemann zur Raison kommen wird. Wer nur für sich allein zu sorgen hat, mag immerhin so kostspielige Späße treiben; selbst ein bißchen Hungern thut dann nicht so weh. Aber ein Hausvater — Sie werden sehen, sein Philippinchen bringt ihn im Umsehen unter den Pantoffel und nimmt den Schlüssel zum Geldkasten in Verwahrung. Da darf die Arbeit von drei Jahren nicht mehr in Rauch aufgehen."

Wir trennten uns droben vor seinem Zimmer. Er öffnete sachte die Thür, steckte den Kopf hinein und nickte mir dann noch eine gute Nacht zu. „Er schläft wirklich schon den Schlaf des Gerechten," flüsterte er. „Kein Wunder, nach den Strapazen, die er wegen des Steinchens im Schuh ausgestanden hat!"

Auch mich hatte der Tag, obwohl der Schuh mich nicht gedrückt, müde gemacht. So schlief ich ziemlich lang in den Morgen hinein, und als ich dann in die Gaststube hinunterkam, fand ich die beiden Künstler nicht mehr vor. Sie waren schon vor zwei Stunden aufgebrochen, die Kellnerin übergab mir ein Blatt, das aus einem Skizzenbuch ausgerissen war; Simson hatte mit raschen Strichen sich selbst und den Freund drollig karikierend darauf hingezeichnet und darunter geschrieben: „Einen guten Morgen wünschen der Holzknecht und die Prinzessin auf Erbsen."

Bald nach ihnen kam auch ich in der Stadt wieder an. Ich hatte mir vorgenommen, der Einladung des Malers, ihn in seinem Atelier zu besuchen, bald zu folgen. Doch über eine Woche verging, ehe ich mich dazu anschickte, und dann kam er selbst mir zuvor, indem er eines Nachmittags bei mir eintrat.

Beim ersten Anblick hatte ich Mühe, ein helles Lachen zu unterdrücken. Er trug einen ganz neuen schwarzen Anzug, der ihm drollig genug zu Gesicht stand: einen Bratenrock, weit ausgeschnittene Weste, Beinkleider, die um seine mächtigen Kniee ungeschickte Falten schlugen, und lackierte Stiefel an den großen Füßen. Nur das noch ungestutzte Haar und der flatternde Bart erinnerten an den früheren Waldteufel. Aber Simson als geschniegelten Spießbürger zu sehen — es war unglaublich komisch.

Die Lachlust verging mir jedoch, als ich sein ganz verstörtes Gesicht bemerkte. „Was in aller Welt ist Ihnen zugestoßen," rief ich, „daß Sie so eine Trauermiene machen? Und auch Ihr feierlicher Anzug — kommen Sie etwa von einem Begräbnis?"

„O," sagte er und zog die starken Brauen zusammen, „es läuft so ziemlich auf dasselbe hinaus. Einen, der mir sehr nahe stand, habe ich aus der Liste der Lebendigen streichen müssen, wer weiß, ob nicht für immer. Und um so eine elende Bagatelle! 's ist zum Teufelholen! Geben Sie mir eine Cigarre und ein Glas Wasser, wenn ich bitten darf. Ich bin innerlich wie ausgebrannt, so hat es in mir gekocht vor Grimm und Ärger!"

Er warf sich auf das Sofa und atmete schwer, seinen Bart mit den großen Fingern zerzausend. Erst nachdem er ein paar Züge aus der Cigarre gethan und ein Glas Wasser hinuntergestürzt hatte, war er so weit wieder beruhigt, daß er zu sprechen vermochte.

„Was werden Sie sagen!" knurrte er und rollte finster die Augen. „Was ich heute erlebt habe, würde kaum das Gehirn eines Tollhäuslers ausbrüten. Denken Sie, ich stehe ganz gemütlich in meinem Atelier — heut Vormittag so gegen Zwölf — der Schnei-

der hatte mir eben meine Hochzeitstoilette gebracht, diese hier, und ich hatte die niederträchtige Philister-Uniform anprobiert, in der ich mir vorkam wie ein Schuster am Feiertag, da kommt unser Bräutigam herein — übermorgen sollte die Hochzeit sein — und ohne mich vom Spiegel nach ihm umzudrehen, sage ich: Du kommst gerade recht, Alter, dein Urteil abzugeben, ob ich mich wirklich in diesem Leichenbitteraufzug an deinen Hochzeitstisch setzen kann, ohne daß dein Schampus vor Schrecken das Moussieren verlernt! Hättest du nur meinen Vorschlag angenommen und das Beilager im Gebirg gehalten, da könnte man doch in der malerischen Landestracht —

„Aber weiter kam ich nicht. Denn jetzt drehte ich mich nach ihm um und erschrak, wie ich sein ganz fahles, ja wirklich ins Grünliche spielende Gesicht sah. Himmelherrgottsakra! entfuhr mir. Was ist denn geschehen? Wieder ein Steinchen im Schuh, das dir wie ein erratischer Block vorkommt?

„Er sah still zum Fenster hinaus, hustete verlegen, und erst nach einer Weile sagte er ganz leise: Ich komme nur, um dir mitzuteilen, daß die Hochzeit nicht stattfinden wird.

„Nun wissen Sie ja, er hat mich ja schon manche Tollheit erleben lassen, das aber ging mir denn doch über die Hutschnur.

„Ich starrte ihn sprachlos an, immer noch in der Hoffnung, es handle sich etwa um einen Aufschub, ein Sandkorn sei ihm in den Weg gerollt, über das sein hypertrophisches Gewissen sich nicht hinwegsetzen könne. Aber nein, es war weit schlimmer. Hören Sie nur!

„Er könne das Mädchen nicht zu seiner Frau machen, erklärte er. Es würde sein und ihr Unglück sein. Denn jetzt müsse er mir sagen, weshalb er's immer hintertrieben habe, daß ich sie zu sehen bekäme vor der Hochzeit. Sie habe etwas im Gesicht, was ihn beständig irritiere, wenn es auch anderen Menschen ganz geringfügig erscheinen möchte. Auch er habe anfangs sich nichts daraus gemacht. Sie sei sonst in Allem ein so vorzügliches Wesen, viel zu gut für ihn, ja der Beste sei eben nur gut genug für sie, aber dies Eine — nein, es gehe nicht. Es sei wie eine Behexung, daß er, wenn er bei ihr sei, immer nur darauf hinstieren müsse, bis ihm alle Nerven in Aufruhr kämen, und das ein Leben lang auszuhalten, fühle er sich nicht die Kraft. Lieber gleich verzichten, so weh es auch thue, so bitter es ihm auch sei, diesem Engel sein Wort nicht halten zu können.

„Damit sank er auf meinen Diwan nieder und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare.

„Ich war wütend. Mir ahnte gleich, daß sich's um eine lächerliche Schrulle handelte, für die man ihn hätte mit kalten Douchen behandeln müssen, bis man ihn vor den Traualtar geschleppt hätte. Aber ich hielt an mich und sagte ganz höflich: Willst du vielleicht endlich die Güte haben, mir dies ganz neue Ehehindernis mitzuteilen?

„Da kam es denn heraus — nein, Sie würden's in hundert Jahren nicht erraten: das gute Mädel hatte, da's noch in die Schule ging, von einer Kameradin einen Stich mit einer Schere bekommen, die in das rechte Nasenloch fuhr und den feinen Nasenflügel aufschlitzte. Das war damals von einem ungeschickten Chirurgen schlecht geflickt worden, so daß noch jetzt eine rote Narbe das Näschen schimpfierte, nur von der einen Seite sichtbar, und darum hatte ich auf der Photographie, die nur das linke Profil zeigte, nichts davon sehen können. Es sei herzbrechend, beteuerte er, ein so holdseliges Gesicht für immer entstellt zu sehen, Andere würden sich auch vielleicht daran gewöhnen können, er aber — wie gesagt, er könne nicht darüber hinaus. Mitten in seiner Verliebtheit, wenn sie so recht lieb und unschuldig ihn anlache, müsse er immer die böse Stelle anschauen, und es sei dann, als streiche ihm eine kalte Hand übers Herz, daß alle Zärtlichkeit darin erstarre. Wenn er von ihr träume, erscheine sie ihm immer verzerrt, mit einer riesigen flammenroten Narbe über die ganze rechte Wange; er wache dann in Schweiß gebadet auf, und darum sei er endlich zu dem Entschluß gelangt, und so weiter —

„Zum Binden toll, nicht wahr?

„Ich blieb auch sprachlos. Wie kann man einem Unzurechnungsfähigen Vernunft predigen wollen! Aber in diesem Augenblick haßte ich ihn förmlich, oder vielmehr, mir

graute vor ihm, und ich begriff nicht, daß ich so viele Jahre gute Freundschaft mit ihm gehalten hatte.

„Du Ungeheuer! brachte ich endlich hervor. Du Unmensch! Hast du wirklich kein anderes Gewissen als in den Augen? Kannst du es verantworten, das gute Kind zwei Tage vor der Hochzeit sitzen zu lassen, daß sie sich die Augen ausweint und sich in den Erdboden schämt, mit einem so schurlischen Narren sich jemals eingelassen zu haben? Du verdienst ja —

„Na, und was ich ihm in meiner Wut sonst noch an den Kopf warf.

„Er blieb aber ganz ruhig.

„Schimpf nur zu, sagte er, mit einer so traurigen Stimme, daß er meinen Zorn fast entwaffnete, du hast in allem Recht, aber niemand kann aus seiner Haut. Ich weiß, daß ich dir und allen guten Menschen als eine moralische Mißgeburt erscheinen muß. Aber sage selbst, würde ich, so wie ich nun einmal bin, diesen Engel von einem Weibe glücklich machen können? Ist es nicht besser, ich bleibe für mich allein, wo ich doch nur mir zur Last falle, als daß ich ein unschuldiges Wesen an mich kette, das vielleicht am Ende ins Wasser spränge, um nur nicht in Einem Bett mit einem Wahnsinnigen schlafen zu müssen? Jetzt ist noch Zeit, das Ärgste zu verhüten. Und sie ist eine so gesunde Natur, sie wird es bald verwinden, zumal ich überzeugt bin, sie hat mich nicht halb so lieb, wie ich sie. Und die Eltern —

„Nun sagte er mir, was er gethan hatte, um in deren Augen wenigstens halbwegs als ein honetter Mensch dazustehen. Den wahren Grund hatte er ihnen freilich nicht verraten, den würden sie nicht verstanden und geglaubt haben, er suche nach einem Vorwand, zurückzutreten, und der unwahrscheinlichste erste beste sei ihm gut genug für sie. Er hatte ihnen nur geschrieben, er fühle, daß er ihrer Tochter nicht wert sei, er sei ein kranker Mensch und könne es nicht verantworten, unschuldigen Kindern sein ungesundes Blut zu vererben. Sie möchten ihm verzeihen, er nehme alle Schuld auf sich und ermächtige sie, dies all ihren Bekannten zu erklären. Und zum Schluß teilte er ihnen mit, daß er die Hälfte seines Vermögens bei seinem Notar deponiert habe nebst der Schenkungsurkunde für seine geliebte Philippine.

„Diesen Brief hast du hoffentlich nicht abgeschickt? fragte ich.

„Vor einer Stunde hat ihn ein Dienstmann zu den guten Leuten gebracht, sagte er. Ich habe dann nur noch meinen Koffer zugeschlossen, da ich von dir aus zur Bahn gehe. Ich weiß noch nicht, wohin ich mich zunächst wende. Sobald ich mich irgendwo fest angesiedelt habe, schreibe ich dir's, und du bist dann so gut und packst all meine Siebensachen zusammen und schickst sie mir nach. Habe Dank für diesen letzten Freundschaftsdienst wie für alle früheren. Und jetzt — lebe wohl! Gott helfe mir, ich kann nicht anders.

* *
*

„Sie können sich denken, in welcher Stimmung ich zurückblieb.

„Ein paar Stunden lang zermarterte ich mir das Gehirn, etwas zu ersinnen, was doch noch Alles zu einem guten Ende führen möchte. Ich vergaß darüber sogar das Mittagessen, sogar die schnöde Verkleidung, in der ich mich noch immer befand und die jetzt ein trauriger Hohn auf die veränderten Umstände war. Zuletzt entschloß ich mich, der verlassenen Braut eine Visite zu machen, um zu sehen, wie die Familie die Nachricht aufgenommen hatte.

„Ich fand die wackeren Alten in einer Art Betäubung, die mir sehr zu Herzen ging. Nur die Mutter ließ zuweilen ein Wort hören, das nach einer Anklage und innerer Empörung klang. Der Vater schüttelte nur beständig den grauen Kopf. Also krank sei der arme junge Mann? Ob ich etwas Näheres darüber wisse? Er habe freilich zuweilen ein Gesicht gemacht, wie sonst ein glücklicher Bräutigam nicht zu machen pflege. Am Ende gar — und er deutete nach der Stirn. Dann sei es freilich besser — denn so was auf Kinder zu übertragen —! Nur sein Mädel thue ihm leid. So ein braves, liebes Kind, das ihnen nie eine böse Stunde gemacht habe —

„Hier brach die Mutter in Thränen aus und verwünschte die Stunde, wo der leichtsinnige Mensch ins Haus gekommen. Der Vater aber nahm ihn sofort in Schutz. Leicht-

sinnig? wenn er auf sein Glück verzichte, um sie nicht unglücklich zu machen? Und sei es nicht sehr nobel von ihm, das Angebot seines halben Vermögens? Natürlich könne das nicht angenommen werden, sie seien nur einfache Bürgersleute, aber aus dem Unglück ihres Kindes ein Geschäft zu machen — nie und nimmermehr!

„Die Mutter schien nicht ganz diese vornehme Gesinnung zu teilen, wenigstens murmelte sie so etwas von gerechter Buße und Schmerzensgeld, worauf der kleine dicke Gatte eben in geärgertem Ton erwidern wollte, als die Thür sich öffnete und die Tochter eintrat. Sie hatte den Brief des Flüchtlings augenscheinlich eben wieder gelesen, wer weiß zum wievieltenmal, denn sie trug ihn noch in der Hand, und ihre vom Weinen geröteten Augen tauten noch immer sacht über. Ich nannte meinen Namen und stammelte ein paar unbeholfene Worte. Sie nickte und versuchte zu lächeln, setzte sich dann und bat mich neben ihr zu sitzen, und dann erzählte sie mir mit einer rührend weichen Stimme, wie eine kranke Nachtigall, sie habe längst bemerkt, daß etwas in ihm vorgehe, was ihn traurig und unruhig mache; auf ihre besorgten Fragen habe er aber nie geantwortet. Das freilich habe sie nie für möglich gehalten, und doch, sie begreife es, bei seinem edlen Charakter, sie könne ihm nicht gram sein, so weh es ihr thue, sie wünsche nur eins, daß er noch einen Arzt finde, der ihn zu heilen im Stande wäre, wenn auch sie selbst —

„Da konnte sie nicht weiter, weil die Thränen ihr zu heftig aus den Augen brachen.

„Gutes, holdes Herz! dacht ich, wenn du dieser Arzt nicht hast sein können — wo soll er zu finden sein? Denn daß ich's Ihnen nur gestehe, ich begriff, wie er sich in dies Mädel Hals über Kopf hatte verlieben können, aber nicht, wie dieser kleine Fehler — denn das hübsche Näschen war freilich nur von links gesehen photographierbar, aber führt man denn nicht seine Frau am rechten Arm spazieren? Der unselige Narr! Wo mag er jetzt in der öden Fremde herumfahren und an seinem Herzen den Wurm nagen fühlen! Sie werden es etwas pharisäisch finden, daß ich das Haus der entlobten Braut mit dem Stoßseufzer verließ: Gott sei Dank, daß ich nicht zu dem erbsenspürenden Adel der Menschheit gehöre, sondern eine grobe Durchschnittshaut habe! Denn man brauchte mir nicht lange zuzureden, so nähme ich, trotz meiner Ehescheu, das verlassene Mädel in die Arme und drückte ihr einen derben Kuß auf den geschlitzten Nasenflügel — wenn sie mich notabene haben wollte."

* * *

Ob es hierzu im Laufe der Zeit noch gekommen ist, habe ich leider nicht erfahren, da ich die Spur des großen Simson verlor, der einen Ruf nach einer entfernten Akademie als Lehrer der Landschaftsmalerei annahm.

Von Marcanton hörte ich nur noch ein einziges Mal. Er hatte sich in einem kleinen holländischen Nest versteckt und einige Jahre dort fleißig radiert, vor seinem frühen Tode aber seine sämtlichen Arbeiten der Madonna di Fuligno nachgeschickt.





Die Unzufriedenheit der Kulturwelt
als Charakterzug des Zeitgeistes.

Von
Max Haushofer.

Seit die Weltgeschichte ein Gegenstand der allgemeinen Bildung geworden ist, unterscheiden wir große Ereignisse, welche einzelnen Zeitabschnitten einen besonderen Charakter verleihen. Als tonangebend erscheinen uns dabei die Bewegungen und Schicksale der jeweils weltbeherrschenden Völker. So sprechen wir von einer Blüte und von einem Verfall des hellenischen und des römischen Altertums, von einer Zeit der Völkerwanderung, von einem Zeitalter der Kreuzzüge, der Renaissance. Und weiterhin kennen wir ein Zeitalter der Entdeckungen, der Reformation, des neueren Absolutismus, denen dann wieder das Zeitalter der Revolution und dasjenige des Konstitutionalismus folgen. Je nachdem man nun eine längere oder kürzere Reihe von Jahrhunderten, Jahrzehnten oder von Jahren ins Auge faßt, werden die solche Zeiträume bezeichnenden Ereignisse anders gewählt werden müssen. Man kann aber auch als solche Ereignisse entweder mehr äußerliche wählen, wie sie die politische Geschichte der Völker darbietet, oder mehr innerliche, die in den Wandlungen der Weltanschauung und Menschheitssitte sich darstellen.

Jeden von uns muß natürlich von allen Zeiträumen der Geschichte derjenige am meisten interessieren, den er selbst durchlebt hat, in dem er wurzelt, aus dem er seine Bildung und Weltanschauung entnommen hat. Nimmt man die älteren und die jüngeren der jetzt Lebenden zusammen, so sind es die letzten dreißig Jahre, auf welche wir als auf unsere Zeit zurückblicken. Diese dreißig Jahre sind es, die unsere Schicksale geschaffen, die uns mit ihren Anschauungen gesättigt haben. Mit welchem zusammenfassenden Ausdruck aber sollen wir diese dreißig Jahre bezeichnen?

Wer seinen Blick einseitig auf den technischen Fortschritt der Menschheit lenkt, wird vielleicht etwas vorschnell sagen: die letzten dreißig Jahre sind offenbar das Zeitalter des Verkehrs oder das Zeitalter der Elektricität. Derartige Äußerungen hören wir in der That häufig genug; sie treffen aber nicht vollständig zu. Das Zeitalter des modernen Weltverkehrs beginnt früher; es beginnt für jeden, der die Geschichte des Weltverkehrs genauer verfolgt, mit dem Tage, an welchem die erste Lokomotive von Stockton nach Darlington lief.

Und wenn etwa jemand unser Zeitalter schlechtweg das Zeitalter der Elektricität nennen wollte, würde man ihm mit Recht entgegnen müssen: es geht nicht an, etwas rein Äußerliches zur Signatur einer Epoche zu machen. Ob die ausgedehnte Anwendung der Elektricität, die wir jetzt als einen Triumph der Technik bezeichnen, wenige Jahre alt ist, oder ob sie schon vor hundert Jahren gekommen wäre: das ist für die innere Entwickelung der Kulturmenschheit von einer ganz mäßigen Bedeutung. Der Mensch, welcher täglich zehnmal am Telephon steht, ist um keine Idee weiser, größer und glücklicher als derjenige, welcher in seinem Leben noch nicht telephoniert hat.

Es ließen sich noch manche Charakterzüge der Gegenwart anführen, die zwar in die Augen springen, aber eben deswegen in die Augen springen, weil sie recht äußerlich sind. So könnte man die Gegenwart auch als das Zeitalter der Reklame bezeichnen, als das Zeitalter der internationalen Kongresse, als das Zeitalter des Dynamits oder des Fahrrades u. s. f.

Alle diese Dinge sind Begleiterscheinungen; sie sind ja höchst charakteristisch für die Gegenwart; aber sie bezeichnen nicht den inneren seelischen Zustand der Kulturmenschheit.

Wenn wir überhaupt für unsere Generation einen gemeinsamen Charakterzug suchen wollen, so können wir als solchen nur jene allgemeine Unzufriedenheit annehmen, welche heutzutage die weitesten Kreise erfaßt hat; jene Unzufriedenheit mit den alten Kulturidealen wie mit den Naturgesetzen, mit der socialen Entwickelung, mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen, mit der ganzen Weltordnung. Diese Unzufriedenheit ist der Grundton, auf welchen die moderne Gesellschaft gestimmt ist, aus welchem sie nicht herauskommt, obwohl sie einsieht, daß er sie krank und unglücklich macht.

Ich sage: die moderne Gesellschaft ist auf diesen Grundton gestimmt. Und ich meine eben damit nur den wirklich modernen Teil der Gesellschaft, dessen Anschauungen, Sitten, Bedürfnisse, Fehler und Schicksale der eigentlichste Ausdruck der Gegenwart sind. Es giebt sehr breite Schichten der Bevölkerung, die von dieser Unzufriedenheit noch nicht angekränkelt sind. Im Bauernstande, im Kleinbürgertum, selbst in den Arbeiterkreisen finden sich heute noch Millionen von zufriedenen Menschen; aber sie sind nicht mehr tonangebend; man staunt sie vielmehr an als die übriggebliebenen Reste einer vergangenen Kulturepoche.

Nun könnte vielleicht jemand entgegnen: das ist eine Behauptung, eine von jenen unzähligen Behauptungen, die sich bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenwart unschwer aufstellen lassen, die aber immer erst eines Beweises bedürfen, um wirklich glaubwürdig zu sein. Wo ist der Beweis dafür, daß die Gegenwart mehr vom Gefühl der Unzufriedenheit angekränkelt und zerrissen ist als vergangene Epochen der Kulturgeschichte?

Man darf diesen Einwand nicht unerwidert lassen.

Es hat in der That eine Zeit gegeben, zu welcher die Unzufriedenheit auch der Besten mit den damals bestehenden Zuständen eine ebenso große, ja vielleicht noch größere war als heutzutage. Das war jene Zeit, als das alte Rom unter der Imperatorenherrschaft seine größte Machtfülle besaß. Damals begann eine allgemeine Unzufriedenheit die Massen sowohl als auch die Besten zu ergreifen, eine Unzufriedenheit, die uns aus der ganzen Litteratur des Kaiserreiches entgegenklingt.

Es war eben die trotz der stets sich erweiternden äußeren Macht im römischen Volksgeiste aufdämmernde Überzeugung vom hereinbrechenden Verfall, welche diese Unzufriedenheit nur zu wohl begründete.

Seit jener Zeit ist wohl manches finstere und grauenvolle Geschick über die Kulturvölker gekommen, Zeiten schwerer Not, grimmigen Völkerhasses und wahnwitziger Verirrungen; aber keine solche allgemeine Unzufriedenheit wie heutzutage. Denn während des ganzen Mittelalters und auch noch während der Reformationszeit wurden die europäischen Kulturnationen durch tiefwurzelnde religiöse Empfindungen vor skeptischer Unzufriedenheit bewahrt. Breiten Schichten der Bevölkerung blieb dieser Schutz auch noch bis in das vorige Jahrhundert, wo endlich die der französischen Revolution vorhergehenden Zustände jene tiefe Erbitterung herbeiführten, welche in den Revolutionsjahren explodierte. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts gab den Kulturvölkern wohl Grund genug zur Unzufriedenheit mit politischen Zuständen; aber auch nur mit diesen; daß auch die wirtschaftlichen und die allgemeinen Kulturzustände mangelhaft seien, fühlte man entweder gar nicht oder nur stellenweise. Erst den letzten Jahrzehnten blieb es vorbehalten, zu bewirken, daß die Kulturmenschheit in allen ihren Schichten mit Bewußtsein in jene tiefe Unzufriedenheit geriet, mit welcher wir uns heute beschäftigen.

Die Unzufriedenheit der Kulturwelt spricht zunächst aus unserer ganzen Litteratur. In der wissenschaftlichen wie in der schönen Lit-

teratur überwiegt im allgemeinen das kritische Element gegenüber dem produktiven — wenn auch nicht in Bezug auf die Masse, so doch hinsichtlich des Erfolgs. Die wissenschaftliche Litteratur ist dabei wesentlich besser daran als die Belletristik. Was an neuen Ergebnissen der Forschung wirklichen Wert hat, ringt sich ja durch; es wird anerkannt. Aber die Unzufriedenheit der Welt gegenüber dem Fortschritt der Wissenschaften äußert sich darin, daß man den Fortschritt wohl im Augenblick begrüßt, aber nach sehr kurzer Zeit doch wieder als einen geringfügigen betrachtet, mit dem man sich unmöglich genügen lassen kann. Das führt zu einer Hetzjagd des Forschergeistes, welche auch die Besten mitreißt. Weit schärfer aber kommt die Mißstimmung in der belletristischen Litteratur zum Ausdrucke. Das lesende Publikum, soweit es überhaupt noch vorhanden, ist mit seinen Autoren ebenso unzufrieden, wie sie mit ihm und mit ihren Verlegern sind. Im üppigsten Wachstum schwillt die belletristische Litteratur aus den Druckereien hervor; aber selbst dasjenige, was bei seinem Erscheinen großes und berechtigtes Aufsehen erregt, wird nach unglaublich kurzer Zeit zum alten Eisen geworfen. Und ganze Bücher, wie Nordaus „Entartung“, machen sich zu Zungen dieser Unzufriedenheit, ebenso wie auch manche sonst recht lobenswerte Monatsschriften als Grundzug ihres Wesens eine ausgeprägte Unzufriedenheit mit den modernen litterarischen, künstlerischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zuständen erkennen lassen.

Ähnliche Züge weist auch das künstlerische Leben der Gegenwart auf. Daß überhaupt eine künstlerische Leistung begrüßt wird, weil sie kommt — das erleben wir nicht mehr. Jeder neuen Erscheinung tritt vielmehr sofort der Zweifel entgegen, ob sie denn überhaupt berechtigt war, ins Leben zu treten, oder ob sie nicht besser gethan hätte, im Schoße alles Ungeborenen ungeboren zu bleiben. Große nationale Begeisterung für ein Kunstwerk und dessen Meister — sie ist zur Sage geworden.

Viel deutlicher und schroffer noch tritt im politischen Leben die allgemeine Unzufriedenheit zu Tage. Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert des Parlamentarismus. Vor 1848 hatte derselbe seine Jugend, mit dem Jahre 1848 trat er ins Mannesalter ein; jetzt weist er schon manchen greisenhaften Zug auf. Je mehr die Kulturvölker gelernt haben, die verschiedenen politischen Ideale und Gegensätze kennen zu lernen, um so mehr ist die anfängliche Begeisterung für diese Ideale dahingeschwunden und hat einer herben kalten Beurteilung Platz gemacht. Jedes der politischen Ideale, nenne es sich nun Freiheit oder Ordnung, Gleichheit oder Autorität, Fortschritt oder Erhaltung, hat ja seine Kehrseite. Und während beim Beginn des parlamentarischen Lebens unseres Kontinents von den Anhängern der einzelnen politischen Ideale hauptsächlich die Lichtseiten dieser Ideale bejubelt wurden, schaut man jetzt immer mehr auf die Kehrseiten. Nicht ist es mehr das Ziel jeder politischen Partei, ihr eigenes Banner möglichst fleckenlos leuchten zu lassen, sondern man bemüht sich hauptsächlich, an dem Banner der Gegenpartei möglichst viele Flecken und Schäden ausfindig zu machen, um den Gegnern ihr politisches Ideal zu vergällen und Anhänger zu entziehen.

Daß bei diesem Verfahren der Haß der Parteien mehr und mehr gesteigert werden muß, daß für jede einzelne Partei das Interesse an ihrem eigenen Bestande und an ihrer Machtstellung immer wichtiger werden muß gegenüber der heiligen Begeisterung für das Wohl des Ganzen, ist klar. Je mehr aber in der Thätigkeit jeder Partei ihr eigenes Interesse sich breit macht, um so mehr wird der wahre begeisterte Freund seines Volks vom modernen Fraktionswesen abgestoßen; um so größer wird die Zahl derjenigen, die entweder mit dem Wesen aller Parteien unzufrieden werden und überhaupt auf eine Mitwirkung am politischen Leben verzichten oder aber sich wahllos und ziellos derjenigen Partei anschließen, die überhaupt am meisten in Unzufriedenheit macht.

Am stärksten macht sich die allgemeine Unzufriedenheit im wirtschaftlichen Leben geltend. Welche Kreise des Erwerbslebens wir auch ins Auge fassen: überall wird geklagt. Es sind drei Jahrzehnte verflossen, seit die Klasse der Lohnarbeiter angefangen hat, sich mit ihrer Lage unzufrieden zu fühlen und

dieser Unzufriedenheit durch Gründung einer starken politischen Partei fortdauernd Ausdruck zu geben. In Deutschland entsprungen, ist diese Bewegung rasch zu einer internationalen geworden; an ihren zersetzenden Wirkungen leiden heutzutage alle Kulturvölker mehr oder weniger; am stärksten unzweifelhaft die deutsche Nation. Aber nicht bloß die Lohnarbeiter sind von dieser Unzufriedenheit mit der ganzen Wirtschaftsordnung beherrscht, sondern auch die Kreise des städtischen Unternehmertums. Verklungen ist der alte Spruch, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe; statt dieses Spruches hört man überall die Klage über die Übersetzung der Gewerbe, über den verzweifelten Konkurrenzkampf, über die beständige Niederlage des Kleingewerbes gegenüber dem fabrikmäßigen Großbetrieb. Und die Großindustrie selbst findet nicht weniger Grund zu klagen; sie klagt über die Sorgen und Belästigungen, welche ihr durch die Arbeiterfrage erwachsen, über mangelhaften und schwankenden Absatz, über unlauteren Wettbewerb und andere Mißlichkeiten. Und nun sind seit Jahren auch noch die breitesten Schichten der erwerbenden Kreise, die kleinen und großen Landwirte, in die Reihen der Unzufriedenen eingetreten — sie, die am längsten ruhigen Sinnes auf ihrer Scholle saßen.

Alle erwerbsthätigen Klassen aber klagen über die stets steigenden Staatslasten, über den furchtbaren Druck, den die schwere Waffenrüstung des gesitteten Europa nunmehr seit Jahrzehnten auf die Bürger dieses Weltteils übt, und der von Jahr zu Jahr immer gewaltiger werden will.

Die Äußerungen der gesellschaftlichen Unzufriedenheit lesen und hören wir alle Tage. Wir lesen sie aus allen Zeitungen — gleichviel welcher politischen Parteirichtung sie angehören; wir hören sie auf den Gassen, in den Wirtshäusern, in Gesellschaften, in Vereinen und Parlamenten.

Würde die Unzufriedenheit bloß beim Reden und Schreiben bleiben, so dürfte sie den ruhigen Beobachter seiner Zeit ziemlich kalt lassen.

Man könnte sich dann mit dem Gedanken trösten, daß die Gesellschaft der Gegenwart nicht unzufriedener sei als die Gesellschaft irgend einer anderen Epoche, sondern daß sie ihrer Unzufriedenheit bloß einen lärmenderen Ausdruck geben kann und geben darf, weil ihr die Mittel dazu gewährt sind in der freien Presse, in dem konstitutionellen Schutz gegen Polizeiwillkür, in der Redefreiheit der Parlamente. Gestützt auf diese Erwägung könnte ein optimistischer Beurteiler der Gegenwart vielleicht zu dem voreiligen Schlusse kommen: die Unzufriedenheit war immer da; sie durfte nur früher nicht so laut schreien, als sie heute schreien darf; deshalb scheint sie schlimmer, als sie in Wirklichkeit ist.

Diese Schlußfolgerung ist leider unberechtigt, weil die Unzufriedenheit der heutigen Kulturwelt sich nicht bloß in Worten äußert, sondern auch in Thaten, und zwar in Thaten, welche mit einer düsteren, grauenhaften Unerbittlichkeit und Unwiderleglichkeit Zeugnis ablegen von einer furchtbaren, an Verzweiflung grenzenden Verstimmung.

Diese Thaten sind einerseits die zunehmenden Selbstmorde und andererseits die anarchistischen Verbrechen.

Daß Menschen ihr Leben freiwillig von sich geworfen haben, ist ein Vorkommnis so alt als die Weltgeschichte. Aber nicht in allen Kreisen ist es bekannt, daß, seit es eine statistische Beobachtung der menschlichen Zustände giebt, die Selbstmordzahlen in einer ganz unverhältnismäßigen Steigerung begriffen sind. Wenige Zahlen werden genügen, um diese Steigerung nachzuweisen.

Sehr bedeutend ist insbesondere die Zunahme im Deutschen Reich. Die städtische Bevölkerung Deutschlands vermehrte ihre Selbstmorde von 2485 im Jahre 1884 auf 3347 im Jahre 1893. In den österreichischen Ländern waren im Jahre 1865 erst 1464 Selbstmorde begangen worden; in den folgenden achtzehn Jahren stieg diese Zahl bis auf 3888. In Frankreich sehen wir im Durchschnitt der Jahre 1836 bis 1840 nur 2574 Selbstmorde; dagegen in den Jahren 1856 bis 1860 schon 4002. In England steigt während des gleichen Zeitraums diese Zahl von 967 auf 1305. Ganz Ähnliches finden wir in Italien, Belgien und anderwärts. Von allen europäischen Kulturvölkern scheint nur das norwegische der Versuchung zum zunehmenden Selbstmord einen energischen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Moralstatistik erklärt die Zunahme der Selbstmorde, diese verzweifelnde Flucht vor dem Kampf ums Dasein, aus einer Verschuldung des socialen Körpers, aus einer Neigung zur Selbstvernichtung, die in jedem einzelnen als Keim versteckt liegt, die durch Erziehung und Lebensschicksale gesteigert werden kann, bis sie schließlich jahraus, jahrein eine bestimmte Anzahl von Opfern fordert. der einfache, ungeschulte Menschenverstand wird sagen: es ist eben die steigende Unzufriedenheit der Kulturgesellschaft, welche einem immer größeren Bruchteil dieser Gesellschaft das Leben unerträglich erscheinen läßt.

Wir haben allen Grund, erschüttert und aufs traurigste berührt vor dieser Thatsache stehen zu bleiben; vor einer Thatsache, die uns lehrt, daß alle Fortschritte der Wissenschaft, der Technik und der Gesetzgebung, daß auch Jahrzehnte des Friedens nicht im stande sind, die Kulturgesellschaft zufriedener zu stimmen, sondern daß sie mehr und mehr die moralische Kraft verliert, ihre verzweifelte Verstimmung zu bekämpfen.

Die andere Gruppe von Thatsachen, die den Beweis einer aufs höchste gesteigerten Unzufriedenheit liefern, bildet der Anarchismus mit seinen Greuelthaten. Was auch in allen Jahrhunderten der Geschichte an Kämpfen und Bluthaten geleistet worden ist: nichts davon tritt der gesamten Kultur mit solch bewußtem Vernichtungsstreben gegenüber als der moderne Anarchismus. Als die Hunnen und Vandalen rauchenden Schutt und zermalmtes Menschengebein als Spuren ihrer Wanderzüge zurückließen, da setzten sie sich durchaus nicht in Widerspruch mit der Weltanschauung ihres Zeitalters, dessen Grundzug eben der Sieg der rohen Waffengewalt war. Aber die Anarchisten vom Schlage eines Bakunin und Krapotkin, eines Reinsdorff und Ravachol setzen mit Bewußtsein das Zerstörungsziel dem ganzen modernen Kulturleben entgegen. Der wahre Apostel des Anarchismus ist der Überzeugung, daß man gar nicht an das denken dürfe, was nach dem großen Zerstörungswerk als neue Gesellschaft aufgebaut werden solle; denn durch solche positive Pläne würde bloß das Zerstörungswerk in seinem Zuge aufgehalten.

So sind denn eine ganz eigenartige Äußerung der modernen Unzufriedenheit jene herostratischen Thaten, die wie grelle verderbenbringende Blitzschläge mitunter die ganze Kulturwelt in einen Zustand jähen Entsetzens schleudern. Es ist, als ob sich manchmal urplötzlich mitten im Schoß der Kulturgesellschaft kratertiefe schauerliche Schlünde aufthäten, aus welchen teuflische Bosheit und mitleidloser Haß emporzischen und ihre Mordinstrumente umherschleudern, die dann die zuckenden Glieder zerfleischter und verbrannter Menschenopfer zwischen verkohltem Trümmerwerk als Spuren ihrer erbarmungslosen Thätigkeit hinterlassen. Kein Jahr vergeht fast, ohne die Kunde eines solchen Verbrechens zu bringen. Ratlos und entsetzt stehen die Kulturmächte diesen herostratischen Thaten gegenüber, und wenn es auch fast immer der Polizei und der Justiz gelingt, die Verbrecher unschädlich zu machen — die Angst vor neuen Verbrechen ähnlicher Art ist nicht geschwunden und nicht zu bannen.

Die Ursache solcher Thaten ist aber nichts anderes als die hochgesteigerte Unzufriedenheit, welche, in einzelnen Individuen angehäuft, bis zu mitleidloser Raserei sich steigern kann.

Die Selbstmorde und die anarchistischen Verbrechen sind nicht die einzigen Thaten, aus welchen die Unzufriedenheit des gesellschaftlichen Körpers spricht. Aber sie sind diejenigen Zeugen, die am deutlichsten und lautesten reden, die einer Protokollierung durch die Statistik und durch die Geschichte unterworfen sind. Für den Moralstatistiker und Kulturhistoriker sprechen in gleichem Sinne noch zahlreiche Thatsachen — Thatsachen, die sich teils im politischen, teils im Familienleben vollziehen, teils im Erwerbsleben und teils im Genußleben der modernen Gesellschaft hervortreten — Thatsachen, die teils auch zur Ziffer gebracht werden können, wie z. B. gewisse Arten von Rechtsverletzungen, namentlich die Angriffe gegen den Staat und gegen die Religion.

Irrig wäre es, wollte man den Grund der allgemeinen Unzufriedenheit in der Ungleichheit der Glücksverteilung sehen. Diese Ungleichheit in der Verteilung des äußeren Wohlergehens war immer vorhanden, seit es Bildung und Gesittung giebt; sie war in

früheren Jahrhunderten zum mindesten ebenso schreiend als heute. Der Unterschied zwischen der Lebensweise des modernen Millionärs und des Tagelöhners ist nicht größer, als im alten Rom der Unterschied zwischen der Lebensweise eines reichen Latifundienbesitzers und derjenigen seines letzten Sklaven war; und im Mittelalter trennte eine weitere sociale, wirtschaftliche und politische Kluft den leibeigenen Bauer von seinem ritterlichen Herrn, als heutzutage den Lumpensammler vom Börsenbaron. Die Ungleichheit in der Verteilung der äußeren Güter ist ein Ergebnis des äußeren Bildungsganges der Gesellschaft; sie ist, wie sich an tausend Einzelheiten nachweisen ließe, nicht stärker geworden, sondern wird durch die fortschreitende Gesittung und ein geläutertes Rechtsbewußtsein mehr und mehr ausgeglichen, kann also an sich unmöglich den wirklichen Grund der steigenden Unzufriedenheit bilden.

Als der richtige und wirkliche Grund der gesteigerten Unzufriedenheit muß uns vielmehr die gesteigerte Empfindlichkeit der Kulturmenschen gegenüber den Unbilligkeiten ihres Lebensschicksals erscheinen. Wie die Gartengewächse und die mit dem Menschen lebenden Haustiere empfindlicher sind als die Waldpflanzen und die Tiere des Waldes, so ist es auch beim Menschen. Je weiter die Civilisation fortschreitet, um so feinfühliger werden die Kulturmenschen in der Beurteilung dessen, was ihnen wohl und weh thut.

Diese gesteigerte Empfindlichkeit hat wiederum eine Reihe von Gründen.

Zunächst muß betont werden, daß der seit den letzten Jahrzehnten so riesig gesteigerte Verkehr auch die Kenntnis der verschiedenen Wohlfahrtszustände und ihrer Gegensätze ungemein verbreitet hat. Der Arme von heutzutage hat von der Lebensweise der Reichen eine viel genauere Kenntnis, als dies vor einem Menschenalter der Fall war — dank dem Zeitungswesen, der Reklame, den öffentlichen Gerichtsverhandlungen und manchen anderen modernen Institutionen. Durch diese genauere Kenntnis wird aber in den vom Schicksal Benachteiligten natürlich auch das Gefühl ihrer Benachteiligung gesteigert.

Sodann ist es sehr natürlich, daß die Gleichheit vor dem Gesetz, welche seit dem Eindringen des Konstitutionalismus in den Kulturländern proklamiert ist, immer mehr dazu gedrängt hat, auch eine sociale Gleichstellung herbeizusehnen. Je mehr die Gleichheit vor dem Gesetz sich einbürgerte, um so mehr ward man auf die noch fortbestehenden socialen und wirtschaftlichen Ungleichheiten aufmerksam. Das ist ein socialer Prozeß, der seit dem Anfange des Jahrhunderts anhob und sich notwendig von einem Jahrzehnt zum anderen steigern mußte. Die modernen Verfassungen hatten jedem einzelnen das gleiche Recht gegeben, durch Arbeit und Sparsamkeit zu Wohlstand und Einkommen zu gelangen; aber mit diesem Rechte waren nicht auch die materiellen Mittel, die dazu gehörten, gegeben. Diese materiellen Mittel waren nach wie vor ungleich verteilt; und wenn es auch seit der Entstehung des Rechtsstaats keine *rechtlosen* Menschen mehr gab, so gab es dafür um so mehr *besitzlose*, die eben ihren Mangel an Besitz als eine Benachteiligung gegenüber den besitzenden viel stärker zu empfinden gelernt hatten.

Unzweifelhaft sind auch durch den Kulturgang der letzten Jahrzehnte manche von jenen Mächten stark abgeschwächt worden, welche früher dem verzehrenden Gefühl des Neides entgegenstanden.

Abgeschwächt ist insbesondere jene religiöse Ergebung, die einst in viel weiteren Kreisen den Armen veranlaßte, sich gelassen in seine Armut zu finden und dieselbe als eine Fügung des Himmels hinzunehmen. Sie ward abgeschwächt durch den kritischen Geist des Jahrhunderts, durch die moderne Aufklärung, welche Wohl und Wehe der Menschen nicht als Fügungen einer unsichtbaren Vorsehung, sondern als die Ergebnisse vielfach verketteter historischer und natürlicher Ursachen zu erkennen lehrt.

Abgeschwächt ist aber auch jener liebenswürdige Volkshumor, der ehedem weit mehr verbreitet war und mit seinem goldigen Schimmer auch die Lage der ärmeren Klassen viel häufiger verschönte als heutzutage. Er ward abgeschwächt durch jene Ruhelosigkeit, welche die technischen Fortschritte der Menschheit aufdrängten, durch das schwirrende und sausende Tempo, in welchem das Zeitalter hinlebt.

Vielleicht mag diese Behauptung eines Beweises bedürfen. Der Volkshumor und seine Geschichte ist aber eine schwer faßbare Erscheinung. Sicherlich mag, wer die Arbeit des Volkes und sein Gebaren dabei verfolgt, auch heute noch unzählige Fälle finden und anführen können, wo der Glanz des Humors die Ärmlichkeit eines bescheidenen Haushalts und die Unannehmlichkeit harter Arbeit verklärt. Aber alle einzelnen, wenn auch unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Anekdoten schaffen keinen Beweis für oder gegen einen Rückgang des Volkshumors. Dieser Beweis kann nur geschöpft werden aus Thatsachen, die sich auf das Zusammenleben der Masse beziehen. Einige solcher Thatsachen aber, die eher auf einen Rückgang als auf eine Weiterentwickelung des Volkshumors schließen lassen, können angeführt werden.

Wer etwa unsere heutigen Volksfeste betrachtet, wird unschwer zu der Erkenntnis kommen, daß, was an denselben Schönes ist, einem längst schon dagewesenen Empfinden und Schaffen des Volkes nur nachempfunden ist. Das Volk selbst schafft sich keine neuen Feste mehr. Es schafft sich auch kein neues Volkslied, sondern singt höchstens ein oder ein paar Jahre lang irgend einen neuen Gassenhauer, den ein Operettenlibrettist erfunden hat und der nach kurzer Zeit wieder verdienter Vergessenheit anheimfällt. Wären die Märchen, Sagen und Schwänke, welche die Volksphantasie in längst vergangenen Jahrhunderten schuf, nicht in ihrem besten Teil von liebender Hand aufgezeichnet: sie würden rasch vergessen werden, und Neues an ihrer Stelle wird nicht geschaffen — eben weil dem Volke der eigene schöpferische Humor ein spärliches Gut geworden ist. Daß dies der Fall ist, zeigt auch ein Blick in die socialdemokratische Presse, die ja doch für das arbeitende Volk schreibt. Statt der politischen Verwahrlosung und Unfreiheit des Denkens, die noch am Anfange des Jahrhunderts die breiten Schichten unserer Bevölkerung beherrschten, finden wir zwar jetzt ein eindringliches politisches Verständnis, aber mit ihm zugleich eine beklagenswerte Verödung des Gemüts, ein Versiegen des Volkshumors. Nicht das Volk selber trägt die Schuld hiervon, sondern die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die es sich hineingelebt hat, hineinleben mußte; die humorlose Gestalt, welche der Daseinskampf angenommen hat.

Und das führt uns zu jener Erscheinung, in welcher wir den Hauptgrund der herrschenden Unzufriedenheit erkennen müssen: zu der hoch gesteigerten Unnatur der Lebensverhältnisse. Ja — Unnatur sehen wir, wohin wir schauen!

Die ganze Civilisation ist eine Gegnerin der Natur. Man kann nun nichts einwenden, wenn die Civilisation sich den rohen Brutalitäten der Natur entgegenstellt, jener herzlosen Grausamkeit, welche einfach Lebendiges wegfegt, um neuem Lebendigen Platz zu machen. Aber nicht nur dem widersetzt sich die Civilisation, sondern auch jener Kraft und Frische, welche in der Natur liegt und keimt und sproßt.

Der Mensch ist im Kampfe mit der Natur und durch beständige Berührung mit der Natur zu seiner Höhe und Kraft gekommen. Wenn er einmal die Natur so weit überwunden hat, daß er die stählenden und verjüngenden Wirkungen dieses Kampfes nimmer spürt, verliert er an Lebenskraft und an Lebensfreude.

Unnatur beherrscht unsere Jugendentwickelung und läßt uns auf Kosten unserer Lebenskraft und Gesundheit unser Bildungskapital erwerben. Das ist unabweislich; wir können auf ein gewisses Minimum an Bildungskapital nicht verzichten.

Aber möge man über den Wert der Schulbildung sagen, was man will: es ist etwas Unnatürliches darin, daß wir jahrelang in der Schule zusammengepfercht sitzen — so gut auch die Schulen ventiliert und so vernünftig auch die Lehrpläne sind. Denn wenn die Knaben und Mädchen zehn oder zwölf Jahre lang auf der Schulbank gesessen haben: wie viele von ihnen sind dann noch körperlich und geistig vollkommen Menschen? Wie viele haben noch jenes blitzende weithin schauende Auge, jenen elastischen Schritt, jene freie Haltung, die der König der Schöpfung haben soll? Hier ist eines zu kurz geraten, dort eines zu fett und dort eines zu dürr. Schmalschultrig und engbrüstig sind viele, blutarm, kurzsichtig und schief auch nicht wenige. Den vereinten Ausdruck von Grazie,

Kraft und Gesundheit — bei wie wenigen findet man ihn!

Schon in den Schuljahren wird die Generation der Gegenwart von der Natur entfernt. Das ließe sich größtenteils wieder gut machen, wenn die spätere Lebensweise eine naturgemäße wäre. Aber das auf die Schuljahre folgende eigentliche Leben entfernt uns nur immer weiter von der Natur.

Unnatur beherrscht zunächst unser ganzes Arbeitsleben. Nur die Berufskreise der Land- und Forstwirtschaft, der Schiffahrt und Fischerei sind noch nicht ganz denaturiert. Da allein spielt noch in das menschliche Arbeitsleben die Natur herein mit ihren Wettern und ihrem Sonnenbrand, mit ihrem Wintersfrost und ihrem Lenzkuß. Das ganze industrielle und städtische Arbeitsleben dagegen hat sich von der Natur entfernt und säet in unsere Existenz die Keime frühen Alterns, mannigfachen Siechtums, verzehrender Nervosität.

In den meisten Arbeitszweigen ist es die übermäßig lange Arbeitszeit, die Geistlosigkeit und Einförmigkeit der Arbeitsthätigkeit, der Mangel an Anreiz zum Spüren, Suchen und Erfinden, was die Arbeitsleistung zu etwas Unnatürlichem und dem menschlichen Organismus wie seinem Glücksgefühl Feindlichem stempelt. Vielstündige einförmige Arbeit nach bestimmten Schablonen, Mustern und Instruktionen — das ist keine Arbeit, die den Menschen glücklich machen kann. Und selbst die höchsten geistigen Arbeiten wirken schädigend durch den mit ihnen so häufig verbundenen brennenden Ehrgeiz, durch den Neid des Strebertums, durch die Furcht vor zersetzender Kritik und zurückbleibender Leistung, durch Überanstrengung.

Und wie unser Arbeitsleben, so ist auch unser Genußleben einer beständigen Entfernung von der Natur ausgesetzt. Der steigende Komfort macht die Körper der Kulturmenschen empfindlicher gegen Schmerzen und gegen die Unbilden der Witterung und bereitet ihnen auf einer Seite, wenn sie ihn zeitweilig entbehren müssen, ebensoviel Unbehagen, als er ihnen sonst Behagen bietet. Dazu kommen körperliche Gifte, welche die Gesellschaft verführerisch ihren Mitgliedern aufdrängt. Die Luft des gesellschaftlichen Lebens umschwirrt den Gesunden mit Krankheitskeimen von allen Seiten. Diese Giftstoffe durchwallen in feinster Verteilung die Straßen unserer Städte; sie brüten in den Mauern unserer Häuser und qualmen in den Wirtsstuben. Alkohol und Nikotin werden uns von den Sitten der Gesellschaft aufgenötigt; und was unsere Väter und Großväter an Giftstoffen getrunken und eingeatmet haben, ist auch in unserem Blute.

Vorschläge gegen die Gefahren der Denaturierung unseres Arbeits- und Genußlebens sind schwer zu machen und noch schwerer durchzuführen. Denn was hülfe es, zu predigen: Laßt fahren den Ehrgeiz und die Habsucht, den Vergnügungstaumel und die Eitelkeit, die schwirrende Unrast des städtischen Lebens und die Qualen geistiger Arbeit, und taucht euch lieber in Sonnenglanz und Sturm, in Wogenprall und Waldesduft!

Es hülfe ja nichts, das zu predigen; denn die einen können nicht und die anderen wollen nicht, weil sie schon viel zu sehr vergiftet sind, um des Giftes noch entraten zu können. Die Unnatur geht ihren Weg weiter mit ihren sanften Gummitritten, mit ihrem schmeichelnden Komfort, mit ihren klirrenden Maschinen und ihrem betäubenden Luxus.

Selbst die verschiedenen Gebiete des Sports, die ja eigentlich die Bestimmung haben sollen, den der Natur entfremdeten Menschen wiederum in die Natur zurückzuführen und mit der Natur kämpfen zu lassen: selbst sie unterliegen der Denaturierung, indem nur zu häufig als beherrschende Elemente Ehrgeiz und Eitelkeit sich in sie eindrängen. Dadurch werden Thätigkeiten, die zur Gesundheit und Kraft beitragen sollen, nur zu einem weiteren Gebiet überspannter Anstrengungen und neidvoller Eifersucht gemacht.

Aber auch die Unnatur unseres Arbeits- und Genußlebens muß wieder ihren tieferen Grund haben. Sie kann keine bloße Laune der Kulturmenschheit sein: dazu ist die letztere viel zu klug und zu reich an Lebenserfahrung.

Zwei Erscheinungen aus der Menschheitsgeschichte sind es, die uns in diese Unnatur hineingesetzt haben: die Überkultur und die Übervölkerung. Wieviel Anteil die Überkultur an unserer Unnatur hat, das erlaubte

ich mir stellenweise schon anzudeuten. Aber wie innig das erstaunliche Wachstum der Bevölkerung Europas mit dieser Unnatur und mit der steigenden Unzufriedenheit zusammenhängt, das kann hier nicht außer acht gelassen werden.

In den europäischen Kulturländern hat sich die Bevölkerung seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ungefähr verdoppelt. Speciell im Deutschen Reiche stieg sie von vierundzwanzig Millionen Seelen im Jahre 1816 auf zweiundfünfzig Millionen im Jahre 1895. Manche Länder sind hinsichtlich der Bevölkerungsvermehrung etwas zurückgeblieben, andere rascher vorangegangen. Darauf brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Thatsache ist, daß das Arbeitsfeld, die natürliche Werkstatt der Kulturvölker, gleich groß geblieben ist, während die Menschenzahl, die auf diesem Arbeitsfelde eine ersprießliche Thätigkeit finden soll, sich verdoppelt hat.

Durch diese starke Vermehrung der Bevölkerung aber wird ein immer größerer Bruchteil derselben aus den einfacheren und naturgemäßeren ländlichen Berufsarten in die Städte und in deren unnatürliche Lebenssitten gedrängt. Und andererseits wird durch das Wachstum der Bevölkerung ein gewisses Gefühl der Beengtheit herbeigeführt, welches die Kulturmenschheit nicht mehr verläßt. Ob man an die vorhandene Übervölkerung glaubt oder ob man sie leugnet: man fühlt sie. Jene goldene Freiheit, die aus dem Vollen schafft und aus dem Vollen genießt, ist dem Menschen nur dort gegeben, wo er die reichen Schätze einer noch unerschöpften Natur ausbeuten kann; wo der beständige Kampf mit der Natur seinen Mut und seine Kräfte stärkt und ihn immerfort siegreiche Stimmungen erleben läßt; wo jeder neu hinzuwachsende Mensch noch als ein Bundesgenosse der anderen im Kampfe gegen die brutalen Naturgewalten erscheint. Wo aber die Menschen einmal so dicht aufeinander sitzen, wie in den Staaten von Mitteleuropa, da wird der Ellenbogenraum spärlich: da erscheint der neue Zuwachs nicht mehr als Bundesgenosse, sondern als neue Konkurrenz.

Und da spürt denn auch die Kulturwelt mit einem tiefen Unbehagen, daß ihr altes Haus ihr überall zu eng geworden ist. Wenn man auch von der fühlbaren Enge nicht immer und nicht überall spricht, wenn man die Behauptung von einer vorhandenen Übervölkerung geradezu verlacht und ableugnet, wie es namentlich von socialdemokratischer Seite geschieht: man fühlt sie doch und handelt danach. Der Druck, die Beengung ist vorhanden, so sehr sich auch Gesetzgebung und Polizei bemühen, ihn durch eine möglichst gleichmäßige Verteilung auf die Millionen erträglich zu machen. Wenn Europa Jahr für Jahr gegen zweihunderttausend Menschen an andere Weltteile als Auswanderer abgiebt; wenn unsere heiratsfähige Jugend viel später in die Ehe treten kann, als sie eigentlich möchte; wenn in ärmeren kinderreichen Familien fast immer ein paar dieser Kinder nicht großgezogen werden können, weil sie ein Opfer schlechter Verpflegung werden: so sind das alles Zeugen eines Überschusses an Volk, der fortgedrängt werden muß. Und für jeden, der ohne besondere Glücksgüter ins Leben tritt, liegt die Gefahr nahe, ein Überschüssiger zu sein; jeder einzelne hat immer härter zu ringen, um dieses Gefühl los zu werden.

Ich kann hier die Übervölkerungsfrage nicht erwähnen, ohne noch speciell unserer deutschen Verhältnisse zu gedenken. Hat doch die deutsche Nation besonders schwer unter der Übervölkerung zu leiden, weil ihr wegen Mangel eines geeigneten Kolonialbesitzes die Gelegenheit fehlt, in eigenen Territorien ihre überschüssige Bevölkerung und ihre überschüssigen Industrieprodukte zu verwerten.

Gerade in Deutschland läßt sich auch der Zeitpunkt sehr genau bezeichnen, in welchem die Übervölkerung sich fühlbar zu machen anfing. Es sind eben dreißig Jahre vorüber, seit die deutsche Nation aufgehört hat, sich durch selbstgebautes Brot zu ernähren. Bis zum Jahre 1865 konnte Deutschland mehr Getreide ausführen, als es einzuführen brauchte; seitdem ist die Sache umgekehrt: seitdem bezahlen wir eine Mehreinfuhr von Getreide durch Hinaussenden von industriellen Produkten. Mit anderen Worten: um das Jahr 1865 hat die deutsche Nation jenen entscheidenden Schritt gethan, der sie aus einem Ackerbauvolk zum Industrievolk gemacht hat. Es ist höchst charakteristisch, daß dieser

entscheidende Schritt nach der Zeit fast vollständig zusammenfällt mit der höchsten Kraftentfaltung des Freihandelssystems, mit der Entstehung der deutschen Socialdemokratie und mit der beginnenden politischen Konsolidierung Deutschlands.

In der Lage nun, sich durch die Erzeugnisse des eigenen Bodens nicht mehr zu ernähren, sind alle großen Kulturvölker. Eine derartige Übervölkerung wird in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges nicht peinlich empfunden, solange die Industrievölker ihre überschüssigen Produkte nach außen hin vorteilhaft absetzen können. Aber eine stete Vermehrung unserer Bevölkerung setzt auch eine stete Vermehrung des Exports an industriellen Fabrikaten voraus; und dieser gesteigerte Export hängt ja nicht allein von unserer eigenen Produktion und Handelsthätigkeit ab, sondern auch von der Kauflust und Kaufkraft jener Länder, in welchen wir unsere Fabrikate absetzen wollen. Das heißt so viel, als daß die europäischen Kulturvölker, je mehr sie ihre Bevölkerung und ihre industrielle Produktion vermehren, immer abhängiger werden von ihrer außereuropäischen Kundschaft, immer hastiger darauf bedacht sein müssen, sich ihre auswärtigen Absatzgebiete zu erhalten und neue solche Absatzgebiete zu finden — wenn sie sich die Mittel sichern wollen, um ihre Lebensmitteleinfuhr zu bezahlen. Das ist die prekäre Lage der Kulturvölker, und das Bewußtsein dieser Abhängigkeit vom Weltmarkt, dieser Unselbständigkeit in Hinsicht auf den Bezug des wichtigsten Lebensbedarfs: das liegt wie ein drückender Alp auf der Kulturgesellschaft, ohne daß sie sich dessen bewußt ist.

So viel über die Ursachen, welche der allgemeinen Unzufriedenheit zu Grunde liegen. Wir müssen in dieser Unzufriedenheit eine Kulturkrankheit erkennen, welche mit der Übercivilisation und mit der Übervölkerung innig zusammenhängt und von außen her kaum heilbar ist.

Was nun den weiteren Verlauf betrifft, welchen diese Kulturkrankheit nehmen kann, so möchte ich, ohne mich in unfruchtbare Prophezeiungen einzulassen, darüber nur Folgendes bemerken.

Vor allem dürfen wir wegen dieser Unzufriedenheit noch lange nicht an der Civilisation und am Völkerglück verzweifeln, wie die Unzufriedensten unter den Unzufriedenen thun mögen. Wie es einzelne Individuen giebt, welche die Unzufriedenheit bis zu einem ziemlich späten Lebensende fortwährend in sich herumtragen und dabei, wenn auch nicht fett werden, so doch ganz ordentlich gedeihen: so kann auch ein ganzes Kulturvolk recht unzufrieden sein, ohne daran zu Grunde gehen zu müssen.

Ein gewisser Grad von Unzufriedenheit ist sogar die notwendige Bedingung alles Fortschritts. Vollste, allseitige und immerwährende Zufriedenheit wäre gleichbedeutend mit einem Stillstand der Kultur. Aber eine zu weit gehende und zu allgemein verbreitete Unzufriedenheit, wie sie heute herrscht, ist sicher nicht wünschenswert. Denn obgleich sie zu rastlosem Nachdenken über Fortschritte nach allen Richtungen hin ansport, hat sie doch andererseits zu viel schädliche Wirkungen. Sie führt zu einer Hetzjagd nach Glück und Fortschritt, welche erbarmungslos unschuldige Opfer zermalmt. Ziellos grollende Proletariermassen, öde Genußmenschen, herzlose Streber, geldhungrige Erwerbsseelen, grausam zur Seite geschobene arme Dulder sind ihre socialen Mißprodukte.

Wir wollen hier nicht wagen, vorherzusagen, was die Unzufriedenheit für ein Ende nehmen **wird**, sondern bloß noch kurz erörtern, was aus ihr werden **kann**.

Die nächstliegende Vermutung ist die, daß die Unzufriedenheit sich in einzelnen Explosionen Luft macht. Daß dies geschehen kann, dafür bieten zahlreiche kleinere Revolten, die während der letzten Jahrzehnte stattgefunden haben, Beispiele genug. Von wem diese Revolten ausgehen, hängt davon ab, ob und wie die Unzufriedenheit organisiert ist. Sie kann ganz unorganisiert sein, wie bei den Krawallen des eigentlichen Lumpenproletariats, oder organisiert, wie bei Streikbewegungen. Es ist nicht notwendig, daß die Parteien, von welchen solche Explosionen in Scene gesetzt werden, notwendig nur die Anarchisten, die Socialdemokraten oder die Antisemiten sein können.

Solche vereinzelte Explosionen können und müssen als Wegweiser dafür dienen, wo und welche Hebel von den Lenkern der Völkerschicksale anzusetzen sind, um die uner-

träglichsten unter den Gründen der Unzufriedenheit zu beseitigen. Durch die socialpolitischen Lehren, welche aus solchen Explosionen sprechen, zeigt die Unzufriedenheit, daß sie selbst gewisse Gegengifte in sich trägt. Nur müssen diese socialpolitischen Lehren einigermaßen verstanden und gewürdigt werden. Es enthalten solche Explosionen aber auch wertvolle Lehren für jene Unzufriedenen, welche nicht aktiv an ihnen teilgenommen haben, aber aus ihnen lernen können, daß es viel tristigere Gründe zur Unzufriedenheit giebt, als sie selbst aufzuweisen haben.

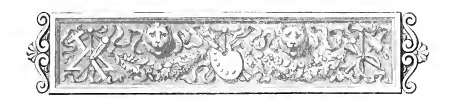
Daß die Unzufriedenheit der Massen sich selbst aufzehren könne, ist denkbar, aber nicht wahrscheinlich. Denkbar ist es, daß die Kulturmenschheit sich im Laufe fernerer Jahrzehnte oder Jahrhunderte daran gewöhnt, ihre eigenen Zustände in einem etwas milderen Lichte zu betrachten. Ohne tiefere Veranlassungen kann ein derartiger Umschwung nicht kommen. Ob eine solche Veranlassung durch einzelne ganz große, heroische und messianische Menschen gegeben wird, denen es unter besonders günstigen Umständen gelingen könnte, einen Teil der Kulturmenschheit umzustimmen; oder ob sie gegeben wird durch welterschütternde Ereignisse, wie etwa Naturkatastrophen, verheerende Epidemien, Weltkriege: das liegt im Schoße der Zukunft.

Am wahrscheinlichsten muß es uns wohl dünken, daß die herrschende Unzufriedenheit durch beständige Differenzierung, durch Spaltungen und Absplitterungen zeitweilig so viel an Intensität verliert, als sie zu anderen Zeiten gewinnt. Es ist ein beständiges Anschwellen und Abnehmen dieser Verstimmung am ehesten zu erwarten, und zwar mit erheblichen lokalen Verschiedenheiten. Durch dieses wechselnde Anschwellen und Abnehmen, durch die wechselnde Ergriffenheit verschiedener socialer Kreise werden die Stimmungen der Gesamtheit wesentlich gemildert.

Es wird stets sociale Kreise geben, die von der herrschenden Unzufriedenheit mehr oder weniger frei sind und von welchen die Gesamtheit lernen kann, sich zu besinnen, ob und wie weit sie überhaupt Grund hat, unzufrieden zu sein und ihre Unzufriedenheit durch Worte und Thaten zu äußern.

Den Unzufriedensten aber soll man, solange sie nicht zu bösartigen Verbrechern geworden, nicht damit zu begegnen suchen, daß man sie brutal auf den Mund schlägt, sondern damit, daß man ihnen Gelegenheit giebt, die Gründe ihrer Unzufriedenheit und die Ziele ihrer Weltverbesserungspläne darzulegen. Das erstere werden sie immer leicht können; das ist auch schon oft genug geschehen. Positive Weltverbesserungspläne aber aufzustellen: das ist eine andere Kunst. Dazu wenn die Unzufriedenheit veranlaßt wird, dann zersplittert sie in ein Gewirr von haltlosen Problemen, von traumhaften Vorstellungen und Unmöglichkeiten.

Die Menschheit aber muß ihren Weg weiter wandern zu fernen großen tiefverschleierten Zielen. Ob sie nun diesen Weg in einer zufriedenen Stimmung fortsetzt oder mit ihrem Schicksal hadernd — der Weg bleibt ihr nicht erspart. Man kann ja ein tiefes Bedauern darüber empfinden, daß, so energisch wir auch unser Kulturziel verfolgen, das Glücksziel des Menschengeschlechts nur in so weitere Ferne zu rücken scheint. Aber neben diesem Bedauern mit der herrschenden Unzufriedenheit dürfen wir nie ganz vergessen, wie sehr wir sie als Sporn für jeden Fortschritt gebrauchen. Und wenn wir sehen, daß die Unzufriedenheit der schlechtesten Menschheitselemente in fluchwürdigen Greuelthaten gewaltsame Äußerungen sucht, so dürfen wir auch das nicht vergessen, daß die Unzufriedenheit der Besten zu dem Größten führt, was wir kennen: zu dem ruhmreichen und rastlosen Kampfe gegen alles, was die Menschheit schädigt und verletzt.



Die Anfänge der englischen Landschaftsmalerei.

Von

Cornelius Gurlitt.

I.

Die Geburtszeit unseres Jahrhunderts war für England überaus wichtig. Das achtzehnte Jahrhundert war nicht nur zeitlich zu Ende, es hatte sich auch geistig überlebt. Die großen Kämpfe um die bürgerliche und kirchliche Freiheit, um die Feststellung des Verhältnisses des Volkes zur Krone, um die Vertiefung des religiösen Lebens waren beendet, die Ausdrucksform für ein der Nation behagendes, bürgerlich freies Dasein gefunden. Pope und Thomson, Gray und Collins, Swift und Fielding, Sterne und Richardson waren längst tot, ihre Werke von Freund und Feind dem klassischen Besitzstand der Nation eingereiht. Die großen Anregungen, welche von ihnen ausgingen, hatten in Frankreich die mächtigste Fortbildung erfahren. Von dort strömte der Geist der Regelrichtigkeit, der feierlichen Gesetzmäßigkeit nach England zurück, das überzierliche Wesen mit seiner Vorliebe für die Natur, doch einer Vorliebe, die nicht auf Frische und Einfachheit der Empfindung, sondern auf der Übersättigung an Bildung beruhte. Auch Goldsmith und Burke, auch Garrick und Reynolds, Hume und Gibbon hatten die Zeit ihrer Größe hinter sich. In der Kunst sah es öde genug aus: Hogarth, der vielversprechende Anfang nationaler Wirksamkeit, war schon 1764 gestorben, mit ihm war die Kampfperiode des jungen englischen Realismus beendet, versank das Schaffen wieder in Schematismus. Die Ästhetik der Zeit war nicht zu geringem Teil schuld hieran. Addison und Pope liebten die Schönheit, die Kunst um ihrer erzieherischen Werte willen; diese sollte die Grundlage bilden helfen für die sich erst entwickelnde englische Gesellschaft; Shaftesbury erwartete von ihr die sittliche Befreiung des Menschen und hoffte wieder von der Freiheit, daß sie zur Wahrhaftigkeit in der Kunst führe. All beauty is truth! Die Wahrheit, so lehrte er, muß aber eine innerliche sein, nicht gleichgültige Abbildung der Natur; ihre Aufgabe ist das Gute, die sittliche Anmut darzustellen. So erhebt sie sich erst zur Kunst. Während im Norden, in Schottland, in der Heimat der alten Balladen, im Ossianlande die Natürlichkeit immer mehr in den Vordergrund geschoben wurde und zu einer liebevollen Hingabe an das „Volk“ als dem höchsten Ziel der Kunst führte, während man dort von der unklar schwärmenden Liebe zur Natur überhaupt zur Liebe der heimischen Natur, von dieser zur Pflege der heimischen Geschichte und endlich zur Pflege des geschichtlichen Geistes, zur Romantik vorschritt, blieb in London der klassische Geist der Shaftesburyschen Ästhetik in Geltung. Es bildete sich ein neuer Geschmack in der Hauptstadt, in der französisch beeinflußten Gesellschaft. Sonst im Lande begann unter den mittleren Ständen das Heimische sich zu vertiefen, hier trat das weltmännisch-internationale Wesen des achtzehnten Jahrhunderts in den verfeinerten Lebenskreisen immer deutlicher hervor.

Bezeichnend für die Zeit ist die ästhetische Stellung zur Natur und besonders zur Landschaft, wie sie sich in der Malerei und im

Gartenbau äußerte. Während Addison von der reinen Natürlichkeit, von dem völlig unbeeinflußten Walten der Naturkräfte die Herstellung eines idealen Gartens erwartete, während er also, wenigstens grundsätzlich, die Wildnis für die höchste landschaftliche Form erklärte, begannen andere den inneren Beziehungsreichtum als höher stehend zu betrachten, zu fordern, daß die Landschaft nicht bloß da sei, sondern auch etwas bedeute. Ihnen wurde der verdorrende Baum zum Greis und der Stein unter der Eiche zum Druidenaltar. Und endlich ergab sich hieraus das Bedürfnis, die Natur durch Natur zu meistern, d. h. einen Garten künstlich anzulegen, der ganz Kunst, ganz voller Gedanken sei, aber zugleich ganz den Eindruck des Unbeabsichtigten, der Natur erwecke. Die große Frage, ob der Künstler Realist oder Idealist sein solle, begann die Welt aufs neue zu beschäftigen. Die denkenden Köpfe wiesen alle auf die Notwendigkeit hin, daß der Künstler über seinem Gegenstande stehe, die gesunde Gegenständlichkeit des britischen Wesens führte aber immer wieder zur Wahrhaftigkeit, also zur Unterordnung des Künstlers unter den Gegenstand. Noch war die Schulung des Landes in künstlerischen Dingen zu gering, als daß die Ästhetiker das Übergewicht über die britische Unbefangenheit erringen konnten. Aber die Geschichte der englischen Kunst ist eine Geschichte des Kampfes schlichter Sachlichkeit gegen die Spekulation und die von fremdher entlehnten Ideale. So oft die Engländer englisch, die Schotten schottisch malten, waren sie groß. Sobald die Schulbildung über die Volksnatur siegte, sank die britische Kunst schneller als die anderer Völker. Sie ist deshalb so lehrreich, weil keine Nation anscheinend die Akademien weniger verträgt, an der Schulmeisterei schneller zu Grunde geht, als die angelsächsische; und weil sie so herzerfrischend sicher einherschreitet, wenn sie nichts anderes erstrebt, als sich selbst auszuleben.

Die frühesten englischen Landschafter hatten einen Fehler, der nicht in ihrer Richtung, sondern in ihrer Person lag: Sie konnten eben nicht viel! Die drei Brüder William (1707 bis 1764), George (1714 bis 1776) und John (1717 bis 1764) Smith aus Chichester malten schlecht und recht nach dem Rezept von Claude und Poussin ihre Landschaften. Sie hatten nicht weit zur Insel Wight und den ruhigen großen Linien ihrer Dünen, ihrer Felsen, ihrer südlichen Sonne; nicht weit zu den herrlichen Beständen des New Forrest. Der Blick wies hier auf den Süden. Und so stellten sie dann aus den ihnen durch ihre Vorbilder vertraut gewordenen Grundgedanken Bilder in braunem Tone zusammen, in welchen der Käufer nach einigem Suchen mit freudigem Erstaunen heimische Gegenden erkannte. — Wahrhaftig: da ist das Schloß Arroundel oder Goodwood Hill! Wer hätte je geglaubt, daß das schöne Bild eine englische Landschaft darstellt?

Die Marinemaler der Zeit sind noch unselbständiger. Es sind Holländer, Nachahmer Van de Veldes trotz ihrer englischen Namen und ihrer Geburt nördlich vom Kanal.

Die erste selbständige Kraft war der Walliser Richard Wilson (1713 bis 1782). Und dieser beging gerade in der Blüte seiner Kraft einen verhängnisvollen Fehler: Im sechsunddreißigsten Jahr zog er nach Italien und blieb hier sechs Jahre. Als ein Porträtmaler war er abgereist, als Landschafter kam er wieder, als Brite hatte er England verlassen, als ein Mann kehrte er heim, dessen Ideale im Süden Wurzel geschlagen hatten und dem sein Vaterland nur insofern künstlerischen Wert hatte, als es dem Süden ähnelte. Er war der erste unter den Briten, der mit starker eigener Kraft fremden Idealismus auf den fast noch jungfräulichen Boden übertrug.

Er wurde zum Märtyrer dieses Idealismus. England verstand ihn nicht und that ganz recht daran. Erst nachdem er gebrochenen Herzens gestorben war, lebte er für sein Volk auf. Man begann ihn zu begreifen, zwanzig Jahre nach seinem Tode wurde er berühmt, 1824 schrieb T. Wright sein Leben, konnte aber nur mit Mühe Nachrichten über dieses zusammenstellen. Seither steht er gefeiert als der früheste große Landschafter Englands im goldenen Buch der Nation.

Die Kunstgeschichte jener Zeit, stets auf der Jagd nach Geschichten, erzählt, Wilson habe, in Zuccarellis Vorzimmer wartend, aus dem Fenster eine Skizze gemacht; dieser

habe den Fremdling beim Anblick der Arbeit erstaunt gefragt, wo er denn die Landschaftsmalerei studiert habe? Und als dieser antwortete, er sei ohne Lehrer, habe ihn der Italiener gleich zu sich in seine Werkstätte genommen. Möglich ist diese Geschichte, nur ist die Nutzanwendung eine falsche. Wilson hätte ablehnen sollen, in die Lehre des Manieristen zu gehen, der im Engländer wohl die frische Kraft erkannte. Hatte er das Zeug in sich, ein Brite in der Kunst zu sein, so hätte er besser darauf verzichtet, ein Römer zu werden. In Rom nahm ihn Claude Joseph Vernet in seinen Schutz, Mengs bewunderte und malte ihn. Er kam so recht eigentlich ins internationale Kunstgetriebe hinein. Aber sein Unglück war, daß er diesem gegenüber nicht Widerstand zu leisten vermochte, daß er sich selbst verlor.

Wilson ging seiner Zeit voraus: Er ließ den erwägenden Verstand über den sinnlichen Eindruck zum Herrn werden, er war ein bewußt reflektierender Künstler. Er war ganz von der Ansicht der Zeitgenossen durchdrungen, daß das Abschreiben der Natur nie ein Werk hervorbringen könne, welches des Beschauers Herz erwärme. Der echte Künstler suche durch Stilisierung die Einbildungskraft anzuregen. Das gute Bild soll ein Mittel bieten, erhöhtes Naturgefühl zu erzeugen; der Maler von Geist wendet sich an den Verstand, nicht bloß an die Augen; er verweilt keinen Augenblick an gleichgültigen Dingen. Er sucht die Quelle seiner Größe in der Erkenntnis der inneren Gesetzmäßigkeit der Natur, der Reinheit und dem Einklang ihres Aufbaues, in dem Fernhalten jedes der Gesamtwirkung feindlichen und unangemessenen Eindrucks. So erreicht er eine stärkere, einfachere, abgewogenere Landschaft, als die Natur selbst sie bietet. So hatte schon Alison in seinem Essay on Taste sich geäußert. Dem Maler stehe das Recht zu, aus tausend Naturansichten das Erhabenste zusammenzustellen und damit seine Kunst größer zu machen als die Natur.

In dieser Absicht schuf auch Wilson. Er war von der Richtigkeit jener Ansichten völlig überzeugt, er fühlte in sich, daß sie einst über den zu seinen Lebzeiten gültigen Tagesgeschmack siegen würden. Und da er ein sehr ernster Mann und ein in sich abgerundeter Künstler war, schuf er, ohne sich durch irgend welchen Einspruch irre machen zu lassen, im Sinne dieser idealistischen Kunstanschauungen. Im Geiste sah er sein Leben lang die großen Linien der römischen Campagna, jene ruhige Stilklarheit und milde Sonnigkeit, welche der italienischen Landschaft eigen ist. Noch kein Maler, der lang Rom malte, ist der nachwirkenden Gewalt dieser berückenden Einfachheit und Größe der Umrisse und Massen völlig entgangen. So auch nicht Wilson. Er suchte auch in England in den Hügeln und Baumgruppen, in den Seen und Felsen das Volsker- und Albanergebirge, im bläulichen Grün der luftfeuchten Heimat den Ockerton südlich warmer Sonne. Wo die architektonischen Massen im Bau der Landschaft fehlten, ersetzte er sie durch eine gesteigerte Vorliebe für die Wolken. Man sieht, daß er Holland nicht umsonst auf seinen Reisen gestreift, daß er Berghem sich genau angesehen hatte, der ja auch in Rom sein Volkstum gegen den großen Stil austauschte. Gelegentlich vergißt er aber die klassische Erhabenheit: Er malt eine Straße mit ein paar zwischen Bäumen liegenden Häusern, hinten eine fein durchleuchtete Ferne; man glaubt einem Canaletto gegenüberzustehen, man sieht die volle Kraft der Individualisierung, man erkennt den Briten. Aber dann folgt die große Reihe der strengen Bilder: Ein Baum links, einer rechts, kunstvoll durcheinander geschobene Linien, welche die Gesetze über die „Verteilung von Licht und Schatten" regeln, ein Schloß im Mittelgrund, ein meist mit ungenügender Kraft durchgeführter Sonneneffekt am Himmel. In Oxford erschienen 1811 die 1752 von Wilson gefertigten Studies and designs. Man muß diese Blätter durchsehen, um zu erkennen, wie wenig es dem Maler um die Natur selbst zu thun war und wie sie ihm nur Steine zu seinem malerischen Gebäu lieferte. Das war ganz im Sinne idealistischer Landschaft: Philipp Hackert, der deutsche Maler, welcher einige Jahre später nach Rom kam, erzählt, wie die Künstler der französischen Akademie sich gewundert hätten, als er große Blätter sorgfältig nach der Natur zeichnete, während sie nur gelegentlich „manche Teile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodez-

blättchen skizzierten". Und auch Hackert war doch noch so unendlich weit vom Erfassen eines Ausblickes in die Natur als einem malerischen Ganzen!

Wilsons Art widerstritt dem ganzen Wesen gerade der englischen Landschaft. Bisher war sie heimisch, suchte sie ihr Vorbild in dem stammverwandten und in vieler Beziehung England so ähnlichen Holland. Es bedurfte eines Kelten — denn ein solcher war Wilson —, um die Briten mit der internationalen Kunst zu verquicken. „Man verstand ihn ja auch nicht, denn das, was er in der Natur sah, fand die große Mehrzahl der Engländer nicht in ihr. Als er für den König Kew Gardens im Stil des Poussin malte, schickte dieser ihm das Bild zurück. Er urteilte als Engländer und als Kenner seiner herrlichen Besitzung an der Themse: das war thatsächlich nicht das Bild von Kew Gardens, welches er bestellte, mochte es auch ein treffliches Bild sein.

* * *

Wilson gegenüber steht eine Reihe von Malern, die aus Angeln stammen, aus jenem Landstrich an der Nordsee, nördlich der Themse, welche, von einem Süd- und Nordvolk bewohnt, in Suffolk und Norfolk und in den Bergen Sudbury und Norwich ihre alte urgermanische Heimstätte hat. Dort, wo fischreiche Flüsse durch fette Marschen und hügelige Heide langsam ziehen, wo das nach altanglischer Weise durch Kniggs abgeteilte Land mit seinen einsamen Höfen, malerischen Dörfern, altehrwürdigen Städten von durchaus germanischem Wesen zeugt, wohin dann während des sechzehnten Jahrhunderts der Strom der niederländischen Auswanderer sich ergoß, das zumeist ackerbautreibende Land nun mit dem Fleiß des Gewerbes, mit dem regen Schaffenssinn erfüllend — dorther stammen die Anfänge der wahrhaft englischen Kunst. Was die Holländer in ihren Landschaften dargestellt hatten, was durch diese die Welt als schön erkennen lernte, das fanden die zum Schauen angeregten Briten in Suffolk und Norfolk zuerst wieder. Künstler sind Wegweiser in der Kunst des Sehens. Sie lehren prophetisch, wie man in der gewohnten Umgebung das Schöne erkenne. Stimmungen, Ausblicke, welche schon tausendfach vor unseren Augen erschienen, ohne daß wir sie beachteten, erhalten durch sie plötzlich inneren Wert, nachdem wir durch das Kunstwerk auf sie hingewiesen wurden. Nicht erscheint uns das Bild schön, weil es der Natur ähnelt, sondern meist erscheint uns die Natur schön, weil sie „malerisch" ist, das heißt: weil ein Maler sie uns verstehen lehrte. Für die Norweger wurde Everdingen der Erwecker des Natursinnes. Er lehrte den Malern des Nordens, was dort schön sei. Seine Bilder hatten sie im Gedächtnis, sie suchten sie wieder, wenn sie die heimische Natur durchstreiften. Sie wurden echt, wahr, volkstümlich an diesem Vorbild. Die Deutschen und Franzosen gingen leider viel zu viel nach Italien. Dort lernten sie Dinge für schön finden, die sie in der Heimat nicht wiederfanden, die sie erst in diese hineindichten mußten. Sie verloren die unmittelbare Fühlung mit der Natur, welche ihren künstlerischen Anforderungen nicht zu genügen vermochte, sie wollten sie bereichern mit dem im Süden gesammelten Schatz schönheitlicher Gedächtnisbilder, sie suchten zu idealisieren und verdarben daher nur zu früh in Eintönigkeit. Die älteren Franzosen, ganz abhängig von dem bei ihnen besonders starr erfaßten Ideal, kamen, bis sie von England naturalistisch angeregt wurden, aus der Dürftigkeit der akademischen Kunst gar nicht heraus. Für sie beginnt die Landschaft eigentlich erst mit dem Erwachen des Realismus.

Man unterscheidet in England sehr scharf zwischen den Künstlern der Akademie und den örtlichen Größen. Mit Mühe haben sich die außerhalb Londons wirkenden Maler Anerkennung selbst in der Kunstgeschichte erobert. Man spricht zwar von einer Schule von Norwich, aber man erkennt nicht, daß diese nicht bloß ein paar in jenem Städtchen lebende Maler umschließt, sondern daß die ganze Selbständigkeit der englischen Landschaftsmalerei jenem Landstrich angehört, daß seit Wilson dem Klassicisten alle Maler, welche die englische Landschaft auf der Beobachtung der vaterländischen Natur begründeten, jenen den Niederländern zugewandten, vorzugsweise germanischen Grafschaften nicht





Zu Gurlitt: Engl. Landschaftsmalerei.

nur angehören, sondern auch künstlerisch aufs engste mit ihnen verknüpft sind: Gainsborough stammt aus Sudbury, Oldcrome



John Constable: Flußlandschaft.

aus Norwich, Constable aus East Bergholt in Suffolk.

Thomas Gainsborough (1727 bis 1788) ist der eigentliche Schöpfer der englischen Landschaft. Als er, wie Wilson, in London mit seiner Kunst nicht mehr weiter kam, als er genug Holländer kopiert hatte, um zu erkennen, daß diese zwar an sich vortrefflich, nicht aber Darsteller jener besonderen Natur seien, die ihn in seiner Heimat umgab, jener englischen Natur, die während seines ganzen

seßhaften Lebens die einzige für ihn blieb — da ging er nicht auf weite Reisen, sondern zog sich in die Enge seiner Heimat zurück, nach jenem alten, malerischen Städtchen Sudbury, in welchem nicht nur die Wiege seiner Kindheit, sondern auch die seiner künstlerischen Kraft stand. Er war ernst und weise genug, die weitere Anregung nicht wie Wilson bei neuen Lehrern, sondern in sich und in der Natur zu suchen. Er forschte nach malerischen Anordnungen nicht bei Claude oder Poussin, sondern in der ihm vertrauten Landschaft, auf den Hügeln und in der Heide, unter den alten Bäumen, welche die langsam fließenden Wasser beschatteten, an den stillen Waldwegen und im Blick auf die wogenden Weizenfelder. Dort war der rechte Ort für einen echten Angeln, um die Schönheit der Natur und durch sie die der Kunst zu begreifen. Und es war sehr klug von dem jungen Maler, daß er, wohlhabend verheiratet und in jenen Zustand der Behäbigkeit versetzt, welcher der bezeichnende für den ganzen Landstrich ist, nicht wieder nach London, sondern nach Ipswich zog, ein paar Meilen weiter weg, ans Meer. Als er mit der vornehmen Welt in Berührung kommen wollte, suchte er sie in dem Modeorte Bath in der Sommerfrische auf, und als er doch nach London überzusiedeln sich genötigt sah, zog es ihn alle Frühling wieder hinaus nach Hampstead, auf die Höhen im Nordosten Londons, welche damals noch nicht in dem Häusermeer untergegangen waren. Im malerischen Kew, das er so oft gemalt, ließ er sich begraben. Es lag in seinem Wesen, daß er den Umgang mit Wald und Flur dem mit den geistreichen Leuten von London vorzog, daß er der Akademie und ihrer Weisheit kalt gegenüberstand. Er konnte von Musik zu Thränen gerührt werden, aber er las wenig Bücher; der nach geistreichen Bemerkungen herumspürenden, witzelnden Kunstgeschichte der Zeit bot er wenig Stoff. Sein Nebenbuhler Reynolds schlug ihn im Urteil der Zeitgenossen weniger als Maler, wie als geistreicher, gebildeter Mann, der wohldurchdachte ästhetische Reden halten konnte. Bei der etwas zopfigen Wichtigkeit, mit der man damals sich und sein Treiben nahm, spielte der harmlose, oft ausgelassen heitere, aber ebenso leicht verstimmte Künstler in seinem Mangel an Pose eine nicht eben glückliche Rolle. Es ließ sich über ihn, für ihn oder gegen ihn weniger sagen, er war der Zeit zu wenig litterarisch. Man empfand auch den Wert seiner Bilder nicht. Gainsborough malte gut bezahlte Bildnisse, aber er wurde nicht reich, wie Reynolds. Als er starb, fanden sich Hunderte von unverkauften Werken bei ihm vor. Am wenigsten „gingen“ seine Landschaften.

Und doch sind sie ein so wichtiger Teil seines mächtigen Künstlertums! Als der Tod ihm 1788 den Pinsel aus der Hand schlug, war England in Gefahr, seine Volksart in der Kunst zu gunsten einer romanischen Regelrichtigkeit, seine warmherzige Sinnlichkeit zu gunsten eines kalten Verstandeswesens einzubüßen. Damals hielt ihm Reynolds an der jungen Akademie der Künste, die eine Pflanzschule gesetzmäßigen Schaffens sein sollte und war, die Gedächtnisrede. Sie ist ein Meisterwerk, deren menschliche Liebenswürdigkeit ebenso wie die sachliche Strenge dem Redner stets zur Ehre gereichen wird. Er verschweigt das nicht, was ihm der schwerste Tadel scheint, daß es nämlich Gainsborough an akademischer Ausbildung gefehlt habe. Er habe die Natur nicht mit dem Auge eines Dichters, sondern nur mit dem des Malers gesehen, er habe zwar die Niederländer studiert, aber er habe sich nie auf die Höhen der Kunst gewagt, und das heißt für Reynolds: er sei stets dem Geschichtsbilde ferngeblieben, habe die großen Regeln und Gesetze der Kunst aus dem Auge verloren, welche die Akademie lehrte. Und man zollte Reynolds in der Beurteilung des größten unter den englischen Malern des achtzehnten Jahrhunderts Beifall. Man war sich bewußt, daß der britische Geist einst mit frischer Selbständigkeit, mit einer gewissen Naturburschenkeckheit in Hogarth auf dem Plane des malerischen Wettkampfes erschienen war, aber man hatte inzwischen vom romanischen Italien und Frankreich genug gelernt, um akademische Korrektheit für die höchste Forderung für die echte Kunst zu halten. Sobald der junge Künstler das Geschick erlangt habe, Gegenstände der Natur treu nachzuahmen, so hieß es, müsse ihm klar gemacht werden, daß hierdurch Großes

nie erreicht werden könne, sondern daß er nur am Vorbild großer Meister die ideale Umgestaltung der Natur erlernen, die dichterische Wahrheit erstreben müsse. Denn die der Künstler die höhere Wahrheit der Dinge sehen könne, müsse er den Schleier entfernen, in welchen der Zeitgeschmack sich hüllte. Er müsse also erst lernen, mit den Augen der



John Constable: Die Kathedrale von Salisbury.

Schönheit und Größe der Kunst besteht nach Reynolds in dem Vermögen, sich über alle seltsamen Formen, örtlichen Gewohnheiten, Eigentümlichkeiten und Einzelheiten aller Art zu erheben, also im stilistischen Ausgestalten der Natur zur Einfachheit. Bevor großen Meister die Natur zu sehen, sich selbst zu mißachten, zu erkennen, daß es nur eine Schönheit gebe, nur eine große Art des Malens, und daß diese allein zu finden sei in den übermächtigen Vorbildern vergangener Zeit.

Das war die herrschende Ästhetik, welche durch die Akademie den jungen Künstlern beigebracht wurde: eine vollendete Lehre der Unselbständigkeit, des Verfalles, des Epigonentums! Nach ihr bestand Gainsborough wenig, Hogarth gar nicht. Nur an Wilsons Landschaften hatte Reynolds grundsätzlich nichts weiter auszusetzen, als daß er Figuren in seine Bilder setzte, also aus dem untergeordneten Kunstgebiet der Landschaft lächerlicherweise in die hohe Kunst hinübergreifen wolle.

Bei der Täppischkeit der modernen englischen Kunstkritik hat man sich dort viel Mühe gegeben, zu entscheiden, ob Reynolds' Urteil gerecht sei. Man nimmt für ihn oder für den Beurteilten Partei. Sicher sprach der Präsident der Akademie ohne kleinlichen Hintergedanken. Er hatte von seinem System aus vollkommen recht. Größeres Recht hatte freilich Gainsborough, indem er sich um das System den Teufel scherte und seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine innige Verflochtenheit mit der Natur an Stelle der „Gesetze“ stellte.

Man muß Gainsboroughs Landschaften durchsehen: Der Gegenstand ist einfach und doch reich; er liebt Baumlandschaften, ein Stück beschattetes Wasser, einen Blick in die Ferne, etwas Vieh. Kein Strich, der nicht in Suffolk im Vorbilde zu finden sei — hundertfältig! Der Wert ist durchaus auf die Stimmung gelegt: Freude am Landleben! heißt der das Bild durchziehende Gedanke. Die Natur will er geben in ihrer ergreifenden Wirkung. Er will sie nicht verkünsteln. Aber sie soll auch nicht roh sein. Er ist kein Bauer und will keiner sein. Er lebt in der Natur als gebildeter Mann, ein wenig als Sommerfrischler, zu seinem Vergnügen, weil sie ihm den höchsten Genuß bereitet; er liebt sie wie eine Braut, nicht wie seine Frau; er wirbt um sie, er ist mit ihr noch nicht ganz verschmolzen. Man hat die Bauernkinder, die er so gern in seine Landschaften malte, ungeschliffene Edelsteine genannt, da sie jene Vornehmheit haben, welche in der Unschuld liegt. Uns Modernen schaut hier eher etwas Rokoko durch, eine gewisse Rührseligkeit, mit der die Armut als der bessere Lebensstand betrachtet wurde, die man platonisch als sichere Vorstufe für den Himmel ansah. Ein gleicher Zug von Rokoko geht durch die Landschaft. Sie erhält einen Stich in die Tiefe, sie wird im Spiel von Licht und Schatten etwas gesteigert, im Ton ein wenig zu voll genommen; Tizians Gold, Hollands warme Farben blicken durch Englands fest geballte Bäume. Gainsborough **wollte** ganz wahr sein; daß er Stil behielt, ist seine Schwäche, wie es Reynolds' Stärke ist, Realist zu sein, obgleich er ganz Idealist sein wollte. Die Skizzen Gainsboroughs versuchen immer noch in nur bescheidenem Maße zu individualisieren: Baum ist Baum und bildet als solcher immer noch einen fest umzeichneten malerischen Wert. Noch scheint es nicht nötig, die Eiche von der Buche zu unterscheiden, noch hat jeder Gegenstand eine konventionelle Beimischung. Aber doch dringt die volle Frische Suffolks aus den stillen Furten unter dem tief niederhängenden Geäst hervor. Ein Erdduft, ein Heimatsgefühl. Es liegt über die braunen Töne, welche dem Maler noch unvermeidlich schienen, und umzieht das ganze Bild. Dies ist flüchtig gemalt, in sicheren Strichen hingesetzt, nicht eine fleißige Studie nach der Natur, sondern die Wiedergabe dessen, was ein im Sehen Geübter sich von einem Landschaftsbilde zu merken vermag: einige entscheidende Haupttöne, ein freies Spiel des Lichtes, einiges Detail in kräftigeren Farben, echte Naturstimmung und daher echte, warmherzige Poesie.

Man verstand sie nicht, diese Poesie, weil die Göttinnen und Schäferinnen im Bilde fehlten, weil nicht eine Fabel ihr zu Grunde lag. Man schmähte über das „Chaos seltsamer Flecken und Striche, über die groben, formlosen Massen, die erst aus der Weite Form annehmen, über den Mangel an Fleiß im feineren Ausarbeiten und Glätten“. Selbst Reynolds machte sich zum Werkzeuge dieser Anklagen, welche so ähnlich jenen klingen, die wir über die neuere Landschaft zu hören gewohnt sind. Reynolds selbst war noch unfähig, den Reiz zu ergründen, welchem Gainsborough sich so gerne hingab. Ihm war Suffolk noch nicht schön und daher erst recht nicht dessen redliche Darstellung. Er forderte von der Natur, daß sie sich als Heimstätte für erhabene Geschehnisse zeige, einen poetischen Landschaftsstil, wie in Sal-



Zu D. Monatshefte. Oktober 1896.

Old Crome: M



Zu Gurlitt: Engl. Landschaftsmalerei.

uiehold-Heide.

vator Rosas „Traum des Jakob" oder bei Sebastien Bourdon. Er verstand nicht, wie man einen Wassertümpel unter Linden malen könne; das sei niedrige Kunst. Und er begriff noch weniger, wie man so ohne Genauigkeit malen könne, also in einer Weise, daß nicht einmal der niedere Gegenstand klar zur Schau käme. Ihn hatten eben die Schauer der Stimmung noch nicht gepackt, das, was der Norden der Linienschönheit des Südens entgegenzusetzen hat, das geheimnisvoll tiefe Weben des Halbtones.

* * *



John Constable: Die Flatford-Mühle.

Erst vierzig Jahre später trat der zweite große Künstler des Angellandes auf, als Landschafter vielleicht der größere: John Crome aus Norwich (1769 bis 1821). Oldcrome, wie er meist genannt wird, hatte in seiner Vaterstadt wenig künstlerische An-

regung. Sohn eines armen Webers, später Laufbursche eines Arztes, erhob er sich auch seiner äußeren Lebensstellung nach nur zum Zeichenlehrer. Nebenbei malte er fleißig und fand wohl auch Käufer für seine Bilder unter den umwohnenden Landedelleuten der reichen Grafschaft Norfolk. Selten wagte er sich auf die Londoner Akademie-Ausstellung, wo er auch nur bescheidenen Erfolg hatte. Er wurde der Schwager des Landschafters Robert Ladbrooke, und nach und nach sammelten sich mehr Maler um ihn, so daß er 1803 einen Künstlerverein, The Norwich Society of Artists, für Leute gründen konnte, die mit ihm ihre eigenen Wege wandeln wollten. Norwich gegen London! Lächelnd hörte man in der Großstadt von dem Kleingetriebe draußen in der Provinz, an den Werkstätten des nationalen Lebens, des mächtig sich dehnenden Weltreiches von den selbständigen Regungen am fernen Nordseegestade, in dem die Bäche faul durch Marschen ziehen und der Fleiß eines zähen Menschengeschlechtes nur unter schwerer Arbeit dem Sumpf fruchtbringende Felder entreißt. Man hat den Vorgang in dem kleinen Städtchen wohl kaum ernst genommen.

Aber kunstgeschichtlich hat er eine für Englands Kunst entscheidende Bedeutung. Das alte Norwich ist der Ausgangspunkt der englischen Wollindustrie. Die im Schatten der alten prächtigen Kathedrale angesiedelten flämischen Flüchtlinge erhoben die Stadt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Mittelpunkt in Handel und Gewerbe. Die Yare und Wensum herauf kamen von Yarmouth die schweren Lastschiffe, von jenem Hafen, der der holländischen Küste am nächsten liegt; Plymouth, Reynolds' Heimat, weist auf Frankreich, Dover auf das Artois, Ipswich und Yarmouth auf Flandern und Holland. Bei den wohlhabenden, in Verbindung mit ihrer alten Heimat verharrenden Bürgern des werktüchtigen Landstriches konnte Crome holländische Bilder genug sehen, um durch sie angeregt zu werden, die Handelsverbindungen erleichterten den Verkehr mit Rotterdam und Amsterdam, und sicher hat er ihn sich zum Nutzen gemacht.

Drüben, in den Niederlanden, war freilich die Kunst im Absterben. Keiner der großen Landschafter lebte mehr, Hobbema war, als einer der letzten unter ihnen, 1707 gestorben, fast hundert Jahre vor Gründung der Norwichschen Künstlergesellschaft. Es folgte nur eine Reihe von Schulen, die sich in Nachahmungen erging. Der Nation war die künstlerische Lebenskraft unterbunden, seit der französische Klassicismus sie mit fortriß. Nicolaas Koedyck, Jakob van Strij und Balthasar Paul Ommeganck bilden wohl einen Nachklang besserer Zeiten, aber das Neue an ihnen war nicht gut und das Gute nicht neu. Sie waren schulmäßig gebildete Techniker, nicht der Natur frei gegenüberstehende Künstler geworden.

Crome ging nicht in eine ihrer Schulen. Er sah und erfaßte die Landschaft der Niederländer als Ganzes, auch er erkannte in ihren Bildern die Reize der eigenen Heimat. An den alten Niederländern merkte der noch unbefangene Engländer seine künstlerische Kraft, aber er knüpfte nicht an einen bestimmten Meister an, sondern wurde der Fortbildner der ganzen holländischen Schule auf englischem Boden. Man sieht seinen Bildern zwar an, daß sie drüben gepflückten Reisern entsprossen, aber man sieht zugleich, daß sie die Früchte eines neuen, urwüchsig frischen Bodens tragen.

In der Londoner Nationalgalerie und im Southkensington-Museum kann man eine Anzahl Cromes sehen, mehr kamen bei den Ausstellungen in der Grosvenor-Galerie zum Vorschein, sechzehn allein in der schönen Vorführung des Dowdeswell Galleries vom Juni 1891, das Meiste ist in Privatbesitz und schwer zugänglich. Crome malt selten etwas anderes als Norwich. Er wandert skizzierend durch die Stadt, macht einen Ausflug an die See, verliert sich in die Mouseholdheide und ihre baumlose Eintönigkeit. Er wandert Gainsboroughs Wege. Aber er ist nicht zum Vergnügen in der Landschaft, er lebt völlig in ihr. Es steckt Bauerntum in seinem Wesen, das von den Bildungswerten der Zeit wenig berührt ist. Er ist freier als sein Vorgänger, er achtet weniger auf das, was schon früher als „malerisch“ erkannt wurde, er sieht auf gleicher Flur noch mehr des Schönen. Alte Häuser erscheinen ihm wertvoll, die Tageshelle wie die schimmernde Mondnacht wirken um des Tones willen auf ihn, ja er erkennt, daß gerade in

der öden Heide die Stimmungswerte am deutlichsten hervortreten, daß der Verzicht auf einen bemerkenswerten Gegenstand erst recht das Auge auf den Ton lenkt. Man mag Ähnliches bei alten Holländern finden: so sonnenbraune Hügel, so in Braun aufgeklärte Schatten, wie er liebte, sieht man auch bei Hobbema, bei Potter. Aber er empfindet selbständig, er sieht mit eigenen Augen. Bald malt er rein sachlich mit Tusche und Deckweiß auf Tonpapier, bald in erdigen Farben im hohen Grad englische Aquarelle, endlich Ölbilder, die in der schwerblütigen Derbheit des Tones, aber auch im Umfang und in der männlichen Kraft die Holländer überbieten. Was zunächst an ihm überrascht, ist die völlige Freiheit von den Regeln der Komposition. Er hat ein starkes Gefühl für das Gleichgewicht der Massen im Bild, aber es stört ihn nicht in der unbefangenen Darstellung des Gesehenen. Ob er ein Häuschen unter Bäumen oder ob er



J. M. W. Turner: Der Kanal von Chichester.

in seinem gewaltigen Bilde Flate Quarries einen Fernblick in eine Berglandschaft schildert: nie verläßt ihn der Mut, fest zuzugreifen. Man sehe dieses sehr merkwürdige Bild. Schwerlich hat Crome Rubens' Landschaften genauer gekannt. Aber doch steht er ihnen nahe, ja erweist er sich in seinem Werke freier als dieser. Eine Reihe von Hügeln schiebt sich hintereinander. Die mächtige Leinwand ist mit breitem Pinsel sicher und derb in einem doch merkwürdig feinen Tonspiel zwischen Graugrün und Schwarzgrün hingestrichen und doch voll Leben, doch von mächtiger Perspektive. Nirgends bemerkt man die Kulisse, welche dem großen Antwerpener noch hilft, den Hintergrund fern erscheinen zu lassen. Ein auch räumlich so großes Bild wie Mousehold-Heide, zwei verschränkte, verschieden in ihrem Braunrot beleuchtete Hügel, ein Schäfer, etwas Vieh und ein paar Blumen zur Belebung der Fläche — kein Baum, keine Fernsicht außer den Wolken — das hätte Gainsborough nicht zu malen gewagt, ja, das hätte er noch nicht für malenswert gehalten. Crome hielt aber in wenig breiten Tonflächen, einigen freundliches Licht verbreitenden Farben eine Naturempfindung in ihrer ganzen Kraft fest. Er verabscheut fast die Gegenständlichkeit und hält sich entschieden an die Stimmung. Somit steht er noch mehr als Gainsborough im Gegensatz zu der nun völlig zur Herrschaft gelangten akademischen Regel. Er wußte sehr gut, warum er nicht nach London ging: dort konnte er nicht verstanden werden, dort konnte er nicht schaffen. Er ahnte in sich wohl eine kommende neue Kunst. Aber er war zu schlicht im Denken und zu groß im Sehen, um mit den Akademikern über Kunst verhandeln zu können. Man ließ ihn laufen, weil er es vorzog, mit den Künstlern der „Erhabenheit" den Wettkampf zu meiden. Die englische Kritik kann es heute noch nicht verwinden, daß Crome nicht das A. R. eroberte, das Zeichen, daß seine Kunst in London von der Akademie anerkannt sei. Noch kann man bei der Besprechung seiner Kunst das hochmütige Lächeln vornehmer Überlegenheit nicht ablegen einem Künstler gegenüber, der keinem seiner akademischen Zeitgenossen an Größe nachstand.

* * *

Der dritte der Angler ist John Constable (1776 bis 1837), ein Mann, dem seine Stellung im Gegensatz zu der akademischen Ästhetik schon deutlich bewußt war. Man kann sie nicht klarer aussprechen, wie er es in der Vorrede zu seinem English Landscape 1829 that, indem er sagt: „Es giebt zwei Arten, in Kunst zu Anerkennung zu gelangen. Die eine besteht in der sorgfältigen Benutzung dessen, was andere zu stande brachten, indem der Künstler deren Werke nachahmt oder doch ihre verschiedenen Schönheiten hervorsucht und zusammenstellt; die andere sucht die Vollendung an ihrer Urquelle, an der Natur. In der ersten bildet sich der Stil aus der Kenntnis von Bildern und schafft eine nachahmende (imitative or reflective) Kunst. In der zweiten, bei geschlossener Naturbeobachtung, entdeckt sie nie vorher dargestellte Eigenschaften und bildet aus diesen einen eigenen Stil. Das Ergebnis der ersten ist, daß sie wiederholt, was dem Auge gewöhnt ist, was es schnell erkennt und schätzt; während der Künstler auf neuem Pfade notwendigerweise langsam fortschreitet, weil nur wenige zu beurteilen vermögen, was ihn vom gewöhnlichen Ziel abweichen macht, oder abzuschätzen wissen, welchen Wert eigenartige Darstellungen besitzen." Man kann nicht klarer das Programm einer individuellen Kunst aussprechen. Noch für heute ist dies Wort Tausenden selbst von kunstsinnigen Männern dringend zur Beherzigung zu empfehlen — es ist ein Wegweiser für den Fortschritt in der Kunst überhaupt.

Sehr früh ist sich Constable darüber klar geworden, daß er mit dem Kopieren, auf das ihn seine akademischen Lehrer wiesen, nicht weiter käme. Schon hatte er zu tief sich in Ruysdael hineingesehen, schon hatte er zu eifrig Gainsborough beobachtet. Als er 1799 in seine Heimat zurückkam, sah er diesen in jeder Hecke und jedem hohlen Baum. Aber schon 1802 wurde ihm bewußt, daß es ein Fehler sei, „Bildern nachzurennen" und „eine Wahrheit aus zweiter Hand zu suchen". Er beschloß, wieder nach Bergholt zurückzukommen, wo er versuchen wolle, eine reine und ungekünstelte Weise in der Darstellung der ihn beschäftigenden Gegenden zu finden. Denn auf den Ausstellungen in London fand er nichts, was des Ansehens wert sei. „Es





Old Crome: Die Windmühle in der Heide.

„Gottes Tageslicht malen, so wie es alle Menschenkinder erfreut, außer die Liebhaber von alter schmutziger Leinwand, von verdorbenen Bildern, die Tausende von Mark kosten, von Wagenschmiere, Teer und Kerzenruß". Er war der erste sich seiner Absicht klare Hellmaler.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, seit der Erkenntnis der Perspektive ist die Hellmalerei die größte Entdeckung im Gebiet der Kunst. Die älteren Angler Künstler hatten ihr Kommen vorbereitet, Constable begann sie ins Leben zu rufen.

Er begann bloß damit: denn seine Bilder haben jene Frische nie erreicht, welche seine Skizzen haben. So frei sie sind, so hoch sie über den akademischen Leistungen der Zeitgenossen stehen, sie sind doch noch zu sehr beeinflußt durch die lange Übung des Kopierens. Ähnlich ging es deutschen Künstlern jener Zeit. Ihre Skizzen atmen Frische, Selbständigkeit, freie Stellung zur Natur — ihre Bilder, in welchen der Eindruck verarbeitet wurde, bekommen konventionelle Schönheiten. Man rückt die Linien etwas zurecht, man tönt die Farben nach dem Braun hin ab, man sammelt das Licht und verteilt die Tiefen, man macht aus der Natur ein akademisches Bild, man wirft die Ursprünglichkeit über Bord und muß daher dem schlimmeren Gesellen Abhängigkeit bald das ganze Schiff überlassen.

Crome hatte in der Wahl der Gegenstände seinem jüngeren Landsmann fast alles voraus genommen, was Suffolk und Norfolk an Malerischem boten. Er hatte das Land überall als malerisch empfinden gelehrt. Gelegentlich ging er auch in die Berge. Constable ist ihm nie dahin gefolgt. Ihm war nur wohl in seinem längst erkannten Hügellande. Aber das wußte er zu beherrschen. Wenn die Sonne warm auf den wogenden Feldern lag, wenn der Regenbogen sich vor drohenden Wolken spannte, wenn ein frischer Wind die Blätter in weißen Reflexen aufblitzen machte, wenn über die weite Landschaft die Wolkenschatten hinzogen — dann regte sich sein malerischer Sinn. Da malte er das Geäst der Bäume und die trauliche Enge der beschatteten Hütte, die Schleusen der heimischen Gewässer mit ihrem behaglich langsamen Leben, die Gräser für den Vordergrund mit gleichem Fleiß wie den Überblick über Dörfer und Weiler der langgestreckten Ferne. Von Crome unterscheidet ihn die sorgfältige Vertiefung ins Einzelne, die feinere farbigere Tonbehandlung, die größere technische Kraft. Große Bilder mit reichem Detail einheitlich zu behandeln, die Massen ohne allzu große Umstimmung aus der Lokalfarbe in einen künstlichen Mittelton zusammenzuhalten, dem bei Crome oft trüben und leblosen Himmel Leuchtkraft und den Wolken, diesen Lieblingsgebilden englischer Kunst, einen hohen Flug zu geben — das war seine Größe. Und wenn ihm auch nicht gelang, die Farbe, die er in den Skizzen festhielt, auf das Bild zu übertragen, so suchte er doch kühle Morgen auf, um an Stelle des Goldtones der Akademien eine Silberfarbe zu setzen. Machte diese auch den „gebildeten Kunstfreund" erschaudern, so ließ sie ihm doch die Genugthuung, wenn auch nicht die Kraft der Natur erreicht, doch von der Abhängigkeit, der Regel sich losgerissen zu haben.

Großes hat er geleistet, Schweres dafür erduldet. Die so stillen, so feinen, so vornehmen Bilder haben lange Zeit Spott und Zorn über sich ergehen lassen müssen. Selbst der große Kritiker und Ästhetiker Ruskin, der begeisterte Verehrer nationalen Wesens in der Kunst, hat ihn nicht oder doch erst spät verstanden. Constable war dem einen nicht braun, dem anderen nicht sonnig, allen nicht erhaben genug. Füßly, der Idealist, rief vor seinen Bildern nach dem Regenschirm. Ruskin nannte sie „Überzieher-Wetter — nichts mehr!" Es ist gut, sich solche Kritiken der Zeitgenossen zu merken: wie die Einseitigkeit gegen den Reichtum der Empfindung sich aufbäumte, wie die Unerfahrenheit im Sehen, die Unbekanntschaft mit der Natur, die Unfähigkeit, in ihr zu erkennen, was nicht schon viele aus ihr in Bilder brachten, selbst klugen Beschauern, ehrlichen Kunstfreunden die Möglichkeit nimmt, das Neue zu begreifen, dem frischen Gange in malerisches Neuland zu folgen, ja nur von anderen ihn zu dulden. Die Bilder Constables, denen wir heute viel eher den Zusammenhang mit dem Alten als mit Neuem ansehen, in welchen nur ein kunstgeschichtlich geschultes Auge den doch so großen Fortschritt gegen Gainsborough und Crome er=

kennt — sie haben einst all das über sich an Geschimpfe ergehen lassen müssen, mit dem die schulmäßig Gebildeten noch heute über jede selbständige Kunstäußerung herfallen.

Aber mit der Zeit siegte die Schule, welche die drei großen Meister ins Leben riefen. Es ist bezeichnend, daß Gainsborough eigentlich nur einen Schüler hatte, seinen Neffen Gainsborough Dupont, der ihm schon 1797 im Tode vorausging, daß Crome eine Reihe von Nachahmern fand, während Constable an der Spitze der gesamten modernen Malerei steht.

Die Genossen Cromes seien kurz erwähnt, ein ganzes Nest von Männern aus den englischen Grafschaften. Da ist Robert Ladbrooke (1769 [?] bis 1842), der Mitbegründer der Norwicher Künstlergesellschaft, in dessen Bild „Große Eiche“ nach Chesneau „ein Winkel der Welt ist, der mit der Leidenschaft eines Verliebten genau wiedergegeben wurde“; er malte aber auch die Heiden Norfolks in der Breite und Größe seines Freundes Crome. Dann folgen beider Söhne, von welchen Henry Ladbrooke (gest. 1870) die örtliche Schule bis in späte Zeit aufrecht erhielt, während John Bernay Crome (1793 bis 1842) Mondscheinbilder bevorzugt zu haben scheint. Bedeutender sind John Sell Cotman (1782 bis 1842), Joseph Stannard (1797 bis 1830), George Vincent (1796 bis 1831 [?]), James Stark (1794 bis 1859). Alle diese sind in Norwich geboren. Man erkennt die mächtige Anregung, die von Crome ausging. Er weckte in dem kleinen Städtchen eine Fülle von Begabung. Zwar erhielt keiner von diesen Malern die akademischen Würden; die Akademie blieb bei ihrer Ablehnung gegen diese „unideale“ Kunst. Die Nachwelt hat sie dafür in der Wertschätzung über die „ideale“ gestellt — wie es stets der Fall ist.

Die Bilder von Stark würden heute niemand zum Widerspruch erregen. Es zeigt sich in ihnen schon stark eine Manier: schwere, fast tote Schatten, oft eine flimmernde Buntheit in den nicht braunen Teilen der Bilder. Nur die hochfliegenden Wolken des Himmels entschädigen. Cotman arbeitete viel für topographische Werke und verlor dadurch den malerischen Zug, der Crome eigen war. Der Gegenstand überwiegt, der Ton wird nebensächlich. In seinen älteren Arbeiten steht er Crome am nächsten. Vincent war gleich ihm vorzugsweise Aquarellist von kräftig breiter Behandlung der Farbe. Stannard bereiste Holland und verlor sich bald in der Nachahmung der Alten. Es ist eben nicht der Ort, der die Künstler macht, sondern der rechte Mann am rechten Platz.

(Schluß folgt.)



ist noch Platz für einen Realisten (natural painter)!“

Obgleich Constable keineswegs eine Kampfsnatur war, hat er doch keinen Augenblick gezögert, den „langsamen“ Weg zur Anerkennung einzuschlagen. Jener John Dunthorne, der sein Lehrer war, ein für die Kunst schwärmender Glaser, hatte ihm die Liebe für die Heimat in den Busen gepflanzt und die Redlichkeit gegen die Natur. Bis zum Jahre 1814 konnte er nur an Freunde Bilder verkaufen, weil er dem Geschmack nicht durch Glätte und Niedlichkeit schmeichelte. Frankreich hat die Ehre, ihn zuerst gewürdigt zu haben. In Paris wurde er durch Medaillen geehrt und gekauft, während er von den Londoner Künstlern sagt, daß sie „bei all ihrem Scharfsinn nicht das echte Gefühl für das Landleben, jene Grundbedingung der Landschaft, besaßen“. Ob er gleich nach London oder doch nach Hampstead zog, obgleich er Akademiker wurde, fühlte er doch sich sehr scharf von der offiziellen Kunst gesondert — ganz wie Gainsborough, sein Vordermann. Wenn man recht eigentlich verstehen will, was Constable wollte, so muß man seine Studien sehen. In der Diploma Gallery zu London hängt eine Reihe: es sind frische Ausblicke in die Welt, von einer Farbigkeit im Silbertone, wie sie vor Constable kein Maler der Welt unter der Sonne sah. Der alte Kunstkenner Sir Beaumont hatte einst von Constable verlangt, er solle, um ein gutes Bild zu malen, braun werden, wie eine gute Geige braun sein müsse — diese Skizzen beweisen, daß er solchen Rat zu verachten gelernt hatte. Ist es die große Entdeckung unseres Jahrhunderts, daß die Welt nicht braun zu sein braucht, um im Bild schön zu sein, so sind Constables Skizzen die frühesten Offenbarungen dieser Wahrheit. Er erkennt die Vielfarbigkeit des Sonnenlichtes und er weiß sie im Bild festzuhalten. Endlich eine wirklich frühlingsgrüne Wiese, ein heller, blauer Sommertag. Das ist mit so feinem Gefühl dargestellt, das ist so von innen heraus empfunden, so menschlich und künstlerisch tief, daß sich hier Constable als echter Meister, als ein wahrer, bewußter Pfadfinder kennzeichnet. Er wußte sehr deutlich, was er in seinen Augen für einen Schatz besaß, er wollte



David Cox: Schloß Tower.

„Gottes Tageslicht malen, so wie es alle Menschenkinder erfreut, außer die Liebhaber von alter schmutziger Leinwand, von verdorbenen Bildern, die Tausende von Mark kosten, von Wagenschmiere, Teer und Kerzenruß". Er war der erste sich seiner Absicht klare Hellmaler.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert, seit der Erkenntnis der Perspektive ist die Hellmalerei die größte Entdeckung im Gebiet der Kunst. Die älteren Angler Künstler hatten ihr Kommen vorbereitet, Constable begann sie ins Leben zu rufen.

Er begann bloß damit: denn seine Bilder haben jene Frische nie erreicht, welche seine Skizzen haben. So frei sie sind, so hoch sie über den akademischen Leistungen der Zeitgenossen stehen, sie sind doch noch zu sehr beeinflußt durch die lange Übung des Kopierens. Ähnlich ging es deutschen Künstlern jener Zeit. Ihre Skizzen atmen Frische, Selbständigkeit, freie Stellung zur Natur — ihre Bilder, in welchen der Eindruck verarbeitet wurde, bekommen konventionelle Schönheiten. Man rückt die Linien etwas zurecht, man tönt die Farben nach dem Braun hin ab, man sammelt das Licht und verteilt die Tiefen, man macht aus der Natur ein akademisches Bild, man wirft die Ursprünglichkeit über Bord und muß daher dem schlimmeren Gesellen Abhängigkeit bald das ganze Schiff überlassen.

Crome hatte in der Wahl der Gegenstände seinem jüngeren Landsmann fast alles voraus genommen, was Suffolk und Norfolk an Malerischem boten. Er hatte das Land überall als malerisch empfinden gelehrt. Gelegentlich ging er auch in die Berge. Constable ist ihm nie dahin gefolgt. Ihm war nur wohl in seinem längst erkannten Hügellande. Aber das wußte er zu beherrschen. Wenn die Sonne warm auf den wogenden Feldern lag, wenn der Regenbogen sich vor drohenden Wolken spannte, wenn ein frischer Wind die Blätter in weißen Reflexen aufblitzen machte, wenn über die weite Landschaft die Wolkenschatten hinzogen — dann regte sich sein malerischer Sinn. Da malte er das Geäst der Bäume und die trauliche Enge der beschatteten Hütte, die Schleusen der heimischen Gewässer mit ihrem behaglich langsamen Leben, die Gräser für den Vordergrund mit gleichem Fleiß wie den Überblick über Dörfer und Weiler der langgestreckten Ferne. Von Crome unterscheidet ihn die sorgfältige Vertiefung ins Einzelne, die feinere farbigere Tonbehandlung, die größere technische Kraft. Große Bilder mit reichem Detail einheitlich zu behandeln, die Massen ohne allzu große Umstimmung aus der Lokalfarbe in einen künstlichen Mittelton zusammenzuhalten, dem bei Crome oft trüben und leblosen Himmel Leuchtkraft und den Wolken, diesen Lieblingsgebilden englischer Kunst, einen hohen Flug zu geben — das war seine Größe. Und wenn ihm auch nicht gelang, die Farbe, die er in den Skizzen festhielt, auf das Bild zu übertragen, so suchte er doch kühle Morgen auf, um an Stelle des Goldtones der Akademien eine Silberfarbe zu setzen. Machte diese auch den „gebildeten Kunstfreund" erschaudern, so ließ sie ihm doch die Genugthuung, wenn auch nicht die Kraft der Natur erreicht, doch von der Abhängigkeit, der Regel sich losgerissen zu haben.

Großes hat er geleistet, Schweres dafür erduldet. Die so stillen, so feinen, so vornehmen Bilder haben lange Zeit Spott und Zorn über sich ergehen lassen müssen. Selbst der große Kritiker und Ästhetiker Ruskin, der begeisterte Verehrer nationalen Wesens in der Kunst, hat ihn nicht oder doch erst spät verstanden. Constable war dem einen nicht braun, dem anderen nicht sonnig, allen nicht erhaben genug. Füßly, der Idealist, rief vor seinen Bildern nach dem Regenschirm. Ruskin nannte sie „Überzieher-Wetter — nichts mehr!" Es ist gut, sich solche Kritiken der Zeitgenossen zu merken: wie die Einseitigkeit gegen den Reichtum der Empfindung sich aufbäumte, wie die Unerfahrenheit im Sehen, die Unbekanntschaft mit der Natur, die Unfähigkeit, in ihr zu erkennen, was nicht schon viele aus ihr in Bilder brachten, selbst klugen Beschauern, ehrlichen Kunstfreunden die Möglichkeit nimmt, das Neue zu begreifen, dem frischen Gange in malerisches Neuland zu folgen, ja nur von anderen ihn zu dulden. Die Bilder Constables, denen wir heute viel eher den Zusammenhang mit dem Alten als mit Neuem ansehen, in welchen nur ein kunstgeschichtlich geschultes Auge den doch so großen Fortschritt gegen Gainsborough und Crome er-

kennt — sie haben einst all das über sich an Geschimpfe ergehen lassen müssen, mit dem die schulmäßig Gebildeten noch heute über jede selbständige Kunstäußerung herfallen.

Aber mit der Zeit siegte die Schule, welche die drei großen Meister ins Leben riefen. Es ist bezeichnend, daß Gainsborough eigentlich nur einen Schüler hatte, seinen Neffen Gainsborough Dupont, der ihm schon 1797 im Tode vorausging, daß Crome eine Reihe von Nachahmern fand, während Constable an der Spitze der gesamten modernen Malerei steht.

Die Genossen Cromes seien kurz erwähnt, ein ganzes Nest von Männern aus den anglischen Grafschaften. Da ist Robert Ladbrooke (1769 [?] bis 1842), der Mitbegründer der Norwicher Künstlergesellschaft, in dessen Bild „Große Eiche" nach Chesneau „ein Winkel der Welt ist, der mit der Leidenschaft eines Verliebten genau wiedergegeben wurde"; er malte aber auch die Heiden Norfolks in der Breite und Größe seines Freundes Crome. Dann folgen beider Söhne, von welchen Henry Ladbrooke (gest. 1870) die örtliche Schule bis in späte Zeit aufrecht erhielt, während John Bernay Crome (1793 bis 1842) Mondscheinbilder bevorzugt zu haben scheint. Bedeutender sind John Sell Cotman (1782 bis 1842), Joseph Stannard (1797 bis 1830), George Vincent (1796 bis 1831 [?]), James Stark (1794 bis 1859). Alle diese sind in Norwich geboren. Man erkennt die mächtige Anregung, die von Crome ausging. Er weckte in dem kleinen Städtchen eine Fülle von Begabung. Zwar erhielt keiner von diesen Malern die akademischen Würden; die Akademie blieb bei ihrer Ablehnung gegen diese „unideale" Kunst. Die Nachwelt hat sie dafür in der Wertschätzung über die „ideale" gestellt — wie es stets der Fall ist.

Die Bilder von Stark würden heute niemand zum Widerspruch erregen. Es zeigt sich in ihnen schon stark eine Manier: schwere, fast tote Schatten, oft eine flimmernde Buntheit in den nicht braunen Teilen der Bilder. Nur die hochfliegenden Wolken des Himmels entschädigen. Cotman arbeitete viel für topographische Werke und verlor dadurch den malerischen Zug, der Crome eigen war. Der Gegenstand überwiegt, der Ton wird nebensächlich. In seinen älteren Arbeiten steht er Crome am nächsten. Vincent war gleich ihm vorzugsweise Aquarellist von kräftig breiter Behandlung der Farbe. Stannard bereiste Holland und verlor sich bald in der Nachahmung der Alten. Es ist eben nicht der Ort, der die Künstler macht, sondern der rechte Mann am rechten Platz.

(Schluß folgt.)





Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

I.

Ein kleines nordisches Land- und Strandnest war's, oder respektvoller ausgedrückt -Städtchen. Aber jedenfalls nannte man es nicht weiter als zwei bis drei Stunden in der Runde die Stadt, und außerdem hatte es mit der Runde noch so seine Bewandtnis. Eigentlich bestand sie nur aus einem Halbrund, denn nach ungefähr hundertundneunzig Graden jener Kreisperipherie war nicht viel anderes als Wasser der Ostsee, hier gewissermaßen unmittelbar vor der Thürschwelle, dahin und dorthin ein bißchen entfernter, etwa so weit, wie man den Schornsteinrauch eines Bauernhäuschens sieht oder eine Krähe in der Abenddämmerung heimzieht.

Krähen gab's ziemlich viel auf der Landseite und ebenso Möwen und Seeschwalben auf der Wasserseite. Sie begegneten sich wohl bei gutem und üblem Wetter in der Luft über den braunen Ziegeldächern der Stadt, schnarrten und krächzten, riefen, kreischten und lachten nach ihrer von langen Vorfahren her angeerbten Art. Das Nämliche thaten die ungeflügelten Zweifüßler drunten in den Straßen und Häusern nach ihrer Art und Überlieferung.

Denn ein so ganz winziges Nest war's doch nicht, es besaß Straßen, von denen sich ein paar sogar ziemlich weit und ziemlich breit hinzogen und sich öfter durch schmalere miteinander verbanden. Innerhalb dieses Netzgeflechts aus Holz und Backsteinen zeigte sich auch alles vorhanden, was man von einem geordneten Gemeinwesen erwartet und für die leiblichen wie geistigen Bedürfnisse der Zugehörigen als unentbehrlich angesehen wird. Alle Gewerbe, die der menschlichen Nahrungsnotdurft dienten, wurden in ausreichendem Maße betrieben, und niemand, der im Sommer einen kühlen, im Winter einen warmen Wirtschaftstrunk suchte, sah sich zu unbillig weitem Weg genötigt. Eine Kirche nahm, von einer Anhöhe kräftig aufsteigend und schon von außen ein Gefühl der Rechtgläubigkeit erregend, ungefähr den Mittelpunkt des Häuserhaufens ein, und zwei Schulen sorgten für die weltliche Erleuchtung des höher emporstrebenden geistigen Nachwuchses. Die eine förderte unparteiisch

und gleichmäßig beide Geschlechter in den Künsten oder Wissenschaften des Lesens, Schreibens und Rechnens, über die hinaus sie für die künftige Lebensrennbahn ihrer Mitglieder kein weiteres Kopfturnen als notwendig anerkannte. Die andere erschloß ihren mit etwas reichhaltiger vermehrten Bestandteilen ausgerüsteten Heilquell lediglich dem schon frühzeitig in Kittel und Jacke sich kundgebenden männlichen Durst, der bei hochgradigster Steigerung sogar zu bestimmten Wochenstunden mit klassischer Milch aus den Bucolicis Virgils und den Hinterlassenschaften anderer altrömischer Land- und Sprachwirte gestillt werden konnte. So trug die „höhere Bürgerschule“, obwohl sie sich von außen als ein alter Rumpelkasten darstellte, in ihrem geistigen Mutterschoß die stolze Anwartschaft, unter gewissen Umständen ihre Sprößlinge bis an die Tempelhallen der Sekunda eines Gymnasiums großnähren zu können. Doch nur selten machte einer von diesem Befähigtwerden zum höchsten Aufschwung nach der glanzblendenden Sonne der Gelehrsamkeit wirklich Gebrauch. Weitaus den meisten schmolzen bei der Konfirmation die klassischen Ikarusflügel wieder ab, sie packten die ohnehin immer ziemlich verkrumpelt gebliebenen lateinischen Federn in einen alten Abfallkasten, der in einer staubigen Rumpelkammerecke des Kopfes Unterkunft fand, um dort gemach von Motten und Milben verzehrt zu werden. Denn im allgemeinen war der Sinn sowohl bei den Alten wie bei den Jungen — und es ließ sich beiden nicht zu sehr verdenken — weniger auf gelehrten Ruhm und geistige Unsterblichkeit, als auf ein gesichertes irdisches Auskommen gerichtet, für welches praktische Bethätigungen zweifellos eine erheblich nähere Aussicht eröffneten.

Auch da, wo es sich um eine Abwägung zwischen dem Schätzungswert der geistigen Unsterblichkeit und des irdischen Wohlergehens handelte, mochte die erstere ab und zu, wie auch an anderen Orten der menschenbevölkerten Erde, den kürzeren ziehen, bei der Mehrzahl vermutlich ohne und bei einzelnen vielleicht mit Nachdenken. Doch in gewissem und hauptsächlichem Sinn ließ sich der Bevölkerung von einem Haften am Irdischen nicht viel nachsagen, sondern wenn man bei ihr eine dem ähnliche Redensart anwenden wollte, so hing sie mit allen leiblichen und seelischen Fasern am Wässerigen. Ihr ältester Urahn war unfraglich ein Fischer gewesen, und seine Nachkommenschaft entstammte möglicherweise der Verbindung zwischen ihm und einem Meerweib. Jedenfalls hatte die Stadt ihren Anfang und Fortgang unter dem Zeichen des Wassermanns genommen, wies von alters her auf intimsten Zusammenhang mit dem feuchten Element hin. Die Ewigkeit und die Zeitlichkeit verbanden sich darin zu höchst erfreulicher Eintracht, wie es schon die Nachbarschaft der Kirche und des Rathauses auf der nämlichen Anhöhe bildlich vor Augen hielt; die erstere trug den Namen des heiligen Nikolaus von Patera, des Schutzpatrons der Seefahrer, während das Stadtwappen drei silberne Fische auf blauem Wassergrund schwimmend zeigte. Fast ausschließlich entlehnten die Gasthausschilder ihre Embleme oder Symbole und die Umschriften derselben der maritimen Zoologie, vorwiegend der Ichthyologie und Ornithologie, und daß es in ihrem Inneren nicht an Feuchtigkeit noch an Befeuchtungsfähigkeit mangele, hatte, solange Menschen im Ort denken konnten, noch niemals einem Zweifel unterlegen. Es trat das eigentümliche, indes nur für oberflächliche Anschauung überraschende physikalische Phänomen zu Tage, daß die Wassernähe und die Seeluft eine stärker austrocknende Wirkung auf menschliche Kehlen ausübt als die Binnenlandluft. Und zwar legten nicht nur die Zimmerleute und sonstigen Gewerksarbeiter auf den Schiffswerften, die Fischer und Matrosen dafür ein vollgültiges Zeugnis ab, sondern mehr oder weniger unterstützten eigentlich auch alle diesen Beweis, deren tägliche Lebensführung sie nicht in so beständige innigste Berührung mit der salzigen Nässe versetzte. Freilich den Einflüssen der letzteren wirklich zu entgehen, war für niemanden ganz möglich, denn es gab keine Straße, die nicht dem Mund und der Nase von der Seenähe redete; man roch die Seeluft überall, atmete sie ein und schmeckte sie auf der Zunge. Für Landratten mochte dieser Geschmack und Geruch anfänglich ein wenig Beizendes an sich haben, aber den einheimischen Wasserratten war's der unentbehrlichste und einzige Par-

süm ihres Gemeindehaushalts, und wenn eine steife Ostbrise ihn recht dick in die Straßen blies, schnoberten sie ihn mit zwinkernden Nasenflügeln ein, als trage der Wind ihnen einen verführerischen Nardenduft von der alten Wunderküste Hirams zu.

Daß auf den Schiffswerften keine Linienschiffe und Fregatten, auch keine Dampfer, Briggs und Dreimaster angefertigt wurden, fiel nicht dem guten Willen der Baukünstler zur Last, sondern den sich nicht einstellenden Bestellern solcher hölzernen, kupfernen oder eisernen Walfische unter oder über dem kleineren Navigationsgetier. Aber ein ganz anständiger Schoner konnte wohl alle Halbjahrzehnt einmal seinen Geburtstags-Stapellauf abhalten, und das Herumhämmern an Jachten, Kuttern, Tjalken, Ewern und wie die navigia minorum gentium sonst Titel führen mochten, lag das ganze Jahr hindurch ebenso sicher in der Luft wie das Möwengeschrei. Beiden Tonäußerungen wohnte indes die gemeinsame Eigenschaft inne, schon auf kurze Entfernung hin zu verhallen, wenigstens die Ohren nur mehr in geringfügigem Maße zu belästigen, so daß trotz ihnen der Eindruck, den das Gehör in der Stadt und um sie her aufnahm, eigentlich der einer äußerst friedfertigen Stille war. Überflüssigen Stimmenlärm zu machen, lag nicht in der Landesbräuchlichkeit, und die fatalste Beleidigung empfindlicher Trommelfelle lag noch nicht in der Zeit. Es gab keine fauchenden, quieksenden, schrillenden und gellenden Dampfpfeifen, zu deren Erfindung man allerdings an reicher begnadeten Bildungsstätten der Menschheit bereits vorgeschritten war. Dort trugen auch schon hier und da auf Eisensträngen verhältnismäßig hurtig hin und her laufende Wagen zur Vervollkommnung des Erdenglückes bei, aber hier begnügte man sich noch auf dem festen Boden ausschließlich und ohne Entbehrung mit der altväterischen Fortbewegung vermittelst seltener Kutschen- und häufigerer Leiterwagenräder und hauptsächlich der angeborenen unteren Gliedmaßen. In dem Gewürzhändler F. M. von Aspern besaß der Ort zwar eine weit in der Welt umhergekommene Persönlichkeit, die mit eigenen Augen einen Eisenbahnzug zwischen den Städten Nürnberg und Fürth gesehen zu haben behauptete und mit einer aus Bewunderung und unheimlichem Schaudergefühl gemischten Sachkundigkeit von dem grauenvollen Dahinrasen des an der Spitze keuchenden, heulenden und aus schwarzem Hals schnaubenden eisernen Ungeheuers zu berichten wußte. „Unglaubhaft, meine Herren, für den, der es nicht gesehen hat; so was kann einem im Traum vorkommen, daß man meint, die Menschheit hätte noch eine große Bestimmung. Aber, meine Herren, dahin bringen wir hier es im Leben nicht, denn dazu fehlt es ein bißchen in den Köpfen.“ Und in gewisser Hinsicht konnte das letztere sich allerdings auf eine reale Wahrnehmung berufen, denn im allgemeinen begegneten F. M. von Asperns Mitteilungen über die „Lokomotive“ ziemlich ähnlicher Aufnahme, wie die eines der alten, aufs Trockene gesetzten Schiffskapitäne über die Seeschlange, die er mit eigenen Augen gesehen und bei dem vierten Glas steifen Grogs genau nach ihrer Länge, Breite und Farbe beschrieb.

So sah das Städtchen sich noch wie von jeher nicht auf den Fortschritt in den neuen Menschenköpfen, sondern auf die Überlieferung von alten Vorgängern und in seiner Umgebung auf das angewiesen, was die gleichfalls altmodische Natur dieser zuzumessen für gut befunden hatte. Das aber war, auch vom bald himmel-, bald schieferblauen Wasser abgesehen, für begnügungsfähige und den recht nördlichen Breitengrad in Betracht ziehende Gemüter nicht aus geiziger Hand gekommen. Waldbedeckte Anhöhen umgaben rings die Stadt, hielten zwischen sich und der See den braunen Dächerhaufen ungemein traulich eingeschlossen; wenn die Abendsonne auf diesem verglühte, sprach etwas daraus von längst vergangenen Geschlechtern, die ihn schon immer ebenso daliegen gesehen. Von neu hinzugeratenen Häusern würden die zurückgekehrten Augen kaum etwas entdeckt haben, nur ein altes Schloß am Südrande des Ortes hätten sie in noch ein wenig herabgekommenerem Stande als zu ihrer Zeit angetroffen. Besonders stattlich konnte es freilich wohl überhaupt nie gewesen sein, obwohl einmal eine Königin es um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts zum Brautschatz für ihre Tochter erbaut hatte.

Doch von der älteren und größten Baumeisterin, der Natur, war dafür umher desto Prächtigeres geleistet worden, das wohl auch da und dort schadhaft wurde, aber sich trotzdem für den Blick immer unverändert und unvergänglich forterhielt. Höhere, schöner und schattenreicher vollendete Buchen-Domgewölbe kannten die deutschen Lande nirgendwo; weit erstreckten sie sich im Umkreis, da und dort Smaragdteppiche grüner Wiesenlichtungen einfassend, öfter von lustig den Anhöhen entrauschenden, hin und wieder ein Mühlrad umtreibenden Bächen und Quellen belebt. Wo hier Äcker sich einmischten, war höchst fruchtbares Land, im Sommer mit dichtgedrängten Kornähren hoch bestanden; doch hinter dem breiten Waldgürtel verwandelte sich im Westen die freudige Welt, dehnte weite Öde von alten Dünenrippen, Geröll und Sandschollen, Sumpf und Moor ihre leere Einsamkeit gegen den Horizont. Nur da und dort, wo sich Wasser sammelte, ein Stückchen Wiese mit saurem Gras, sonst nichts als Binsen, Heidebulten und das verkrüppelte Gestrüpp von Eichenkrattbusch, dessen vorjähriges Laub noch bis zum Juni braun und dürr im fast stätig blasenden Westwind am Gezweig fortraschelte.

Denn nur selten einmal, mit Ausnahme der Frühjahrszeit, nahm dieser für Tage Urlaub, kaum je für eine Woche. Aber sein Machtbezirk fand zumeist an der Waldgrenze ein Ende, er stieß oder summte wohl noch ein Stückchen zwischen die Stämme herein, dann verkroch er sich im Unterbusch und wurde still. Auch weiterhin konnte er für gewöhnlich der Stadt nicht viel anhaben, denn sie hatte ihre breite blaue See im Leibgedinge, und wenn sie sich von dieser auch keinen Wind nach Belieben heranzukommandieren vermochte, so fühlte das Wasser sich doch zur beständigen Erzeugung eines Luftgegenstromes verpflichtet, der nichts Bärbeißiges besaß, indes kräftig genug war, den West flügellahm und ihm das Weiterkommen verdrießlich zu machen. Manchmal freilich und nicht gerade selten rächte er sich dafür, nahm seine Backentaschen bis in die letzte Falte voll und zeigte, daß er der „Obermaat" sei, wenn er's drauf absehe. Dann setzte er alle seine dicksten und dunkelsten Wolkensegel bei, kam mit ihrer unabsehbaren Flotte herangeschnaubt, geheult und gezischt, feuerte, knallte und polterte aus ihren alten Feldschlangen und Donnerbüchsen und warf über Land und Stadt wie aus umgestülpten Titanenkübeln rasselnde, prasselnde Wassermassen herunter. Auch der Ostsee suchte er damit zu imponieren, doch blieb der Erfolg herzlich gering. Sie betrug sich dabei ungefähr wie ein Elefant, der mit Erbsen bombardiert wird, und schluckte die paar Tropfen, wie ein Walfisch eine Krabbe, ohne etwas davon zu spüren, ein.

Aber das Sprichwort meinte, es müsse ein übler Wind sein, der gar nichts Gutes mit sich wehe, und das bewährte sich auch im vollsten Maße bei dem alten naßtriefenden Blasebalg vom Westen. Wenngleich weniger für das Bedürfnis der Menschen, so brachte er doch den unentbehrlichen Labetrunk für alles mit sich, was den Durst seiner Wurzeln stillen wollte, um vergnüglich Halme, Blätter, Knospen und Blüten treiben zu können, und die großmächtigsten Buchen verdankten ihm ebenso ihre freudige Lebensfrische wie das kleinste Kraut oder beziehungsweise Unkraut. Vor allem schuldeten die grünen Wiesen, die da und dort still in die Holzungen eingebettet lagen, ihm ihren üppigen Hochwuchs. Sie ließen deshalb auch gern, wenn's nicht anders war selbst tagelang, das sommerliche Rauschen und Rieseln über sich ergehen, denn sie wußten aus langer Erfahrung ebensogut wie die Menschen, nach Regen folgte wieder Sonnenschein. Und kam er dann, und stand Mai oder Juni, wohl auch Juli noch im Kalender, da zeigte sich, daß sie recht gehabt hatten, sich in Geduld zu schicken, zu ducken und zu warten. Denn dann schoß es überall hunderttausendfältig wie saphirene Lanzen aus dem Grund, und Malachitschilde in zahllosen Gestaltungen breiteten sich dazwischen. Doch für den drüber streifenden Blick schwand das Grün trotzdem fast unsichtbar hin; zu dicht gedrängt webten und wölbten Sonne und Sommertag Blüte an Blüte, ein flimmerndes, glitzerndes rotes, blaues, goldfarbiges Dach darüber hin. Darauf schauten reglos ringsum die hohen Waldwände herab, sie selbst schweigsam, nur aus ihrem Gezweig schmetterte Finkenschlag im Fortissimo in das bescheiden genügsame Chorge-

zwitscher der Grasmücken. Wenn aber der Mittag seine Goldpfeile zu senkrecht und heißblitzend vom Himmelsblau herunter zu schießen anfing, da verstummten allmählich die munteren Stimmchen. Ihre Inhaber waren auch in klassischen Landen bewandert und wußten, daß um diese Zeit der große Pan zu schlummern wünschte; ihn nicht zu stören, kauerten sie sich ruhig neben ihre Nester, und ein verzaubertes Schweigen, wie in einem Märchentraum, legte sich über die strahlende, von keinem Hauch bewegte Waldlichtung. Dann nahm das Auge nur noch eine einzige, doch tausendfache Regung gewahr. Es schien, als ob alle Blüten sich belebten und mit ihren leuchtenden Farben wiegend und wogend emporhöben. Denn fast jede herbergte gleichmäßig ein halbes Dutzend bunter Schmetterlingsflügel auf sich, die in unglaublicher Anzahl die ganze Wiese überdeckten, glanzweiß wie die Sommerwolken droben, goldhell gleich den Sonnenstrahlen, nun blau wie der Himmel und feurig rot wie aufzüngelnde Flammen. In allen Farben eines reichhaltigsten Malkastens, groß, klein und winzig; sie saßen, leis die Fittiche wiegend, stoben hier und dort plötzlich in die Höhe, spielten, die Plätze wechselnd, „von Blume zu Blume“, flatterten, jagten und haschten sich und kehrten mit zusammengeklappten Flügeln, wie verschwindend, auf einen Kelch zurück. Doch das farbige Getümmel blieb im steten Wechsel immer gleich; hier gab es sich kurz der Ausrast hin, und dort hob es erneute Ruhlosigkeit an.

Vor Jahren schon hatte einmal in solcher Mittagstunde auf dem Heimweg von einem langen Sonntagmorgengang Tamo Fleming an einer dieser Waldlichtungen den Fuß angehalten und, über das bunte Gewimmel auf der blühenden Wiese hinschauend, zu seinem kleinen Schwestersohn Adolf Overbeck gesagt: „Siehst du, Alf, wie sie durcheinander herumflattern, man meint, sie gehörten zusammen, und in einer Art thun sie's auch, aber jeder denkt doch nur an sich dabei. Und wenn du sie genauer ansiehst, merkst du wohl, daß sie nicht bloß nach ihren Arten verschieden sind. Der Platz hier bleibt immer gleich, so lang der Sommer dauert, und es nimmt sich so aus, als blieben auch die Schmetterlinge drauf immer dieselben. Aber in Wirklichkeit ändern sie sich fortwährend, denn jede Gattung hat im Durchschnitt nur eine kurze Flugzeit, dann verschwindet sie, und es kommen andere an ihre Stelle. Nur hält eine Anzahl von den vorigen etwas länger aus und fliegt mit den neuen Geschlechtern weiter, und meistens finden sich auch noch einige ganz Alte, schon vom ersten Frühling her, oder gar Überwinterte dazwischen, die, beinah farblos abgeflogen, sich doch immer noch an der Sonne mit forterfreuen. Grad so, lieber Alf, sind auch die Menschen verschieden an Alter durcheinander gemischt, und weil zwischen dem neuen jungen Flug manche mit grauem oder weißem Haar noch eine Zeit lang ausdauern, so bekommt's den Anschein, als ob die Menschheit eine Kette wäre, die nie abrisse. In Wirklichkeit thut sie das aber beständig, man kann sagen, an jedem Tag; denn nach allerhöchstens hundert Jahren ist immer kein einziger mehr von allen denen auf der Erde übrig, die einmal auf ihr in Gemeinschaft gelebt. So thust du gut, sie anzuschauen und überhaupt unsere Menschenart nicht als etwas von Grund aus Verschiedenes von derjenigen der Schmetterlinge anzusehen, die sich hier auf der bunten Wiese tummeln, welche wir unsere Lebenszeit benennen. Nun wollen wir etwas ausschreiten, um rechtzeitig nach Haus zu kommen, sonst treffen wir am Tisch nicht die Frau Sonnenschein, sondern Frau Regenwetter, die uns verständlich macht, daß wir um unserer Saumseligkeit willen alle die Sonntagssuppe kalt essen müssen. Und du siehst den Schmetterlingen an, Alf, wie viel erfreulicher ihnen der Sonnenschein ist als der Regensturz. Auch das geht den Menschen nicht anders, nur haben sie darin ein bißchen mehr Einsicht, zu begreifen, daß der Regen sich eben nicht aus der Welt schaffen läßt. Es wäre auch nicht gutgethan, das zu wollen, denn wenn er nicht zu häufig kommt oder zu lange anhält, bringt er seinen Nutzen mit sich, und nach ihm ist die Freude an der heiteren Sonne doppelt groß.“

* *
*

Tamo Fleming war gegenwärtig in der Mitte der vierziger Jahre und stammte nach seinem Vor- wie Geschlechtsnamen jedenfalls

ursprünglich aus dem Vlamland oder Ostfriesland; etwas ruhig Bedachtsames hatte seine Natur wohl von dorther mitgebracht. Doch wann einer seiner Vorjahren dazu gekommen sei, das Ufer an der Nordsee mit dem an der Ostsee zu vertauschen, wußte er nicht, es mußte schon vor Jahrhunderten geschehen sein, denn seine Familie galt in der Stadt als mit am ältesten angesessen. Von jeher war sie auch in angesehener Stellung, vermöglich und zum höheren oder im Ort eigentlich höchsten Stand gehörig; seine Vorväter hatten zumeist obere Staatsämter in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit bekleidet. Gleichfalls von jeher aber war mit dem Namen Fleming die Vorstellung verknüpft gewesen, daß sein Inhaber von etwas absonderlicher Art sei. Inwiefern, ließ sich mit Worten nicht deutlich auseinandersetzen, und ein moralisch übler Beigeschmack haftete keineswegs daran. Die Flemings erfreuten sich im Gegenteil von Geschlecht zu Geschlecht allgemeiner Achtung und Beliebtheit, ihre Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit unterlag nie einem Zweifel, doch sie besaßen die Eigentümlichkeit, seit Alters sich dadurch von ihren übrigen Mitbürgern zu unterscheiden, daß man zuweilen durchaus nicht vorhersagen konnte, wie sie über etwas denken und danach handeln würden. Das lag einmal vererbt in ihrer Art, und ein Abweichen davon ließ sich bei keinem mehr erwarten. Aber darum war es auch unvermeidlich gewesen, daß sie von jeher ab und zu Kopfschütteln veranlaßt hatten, denn jemand, der unter Umständen anders als alle vernünftigen Leute sonst über eine Sache dachte, offenbarte, daß es ihm manchmal an der richtigen Einsicht mangeln müßte, wenn er in anderen Dingen auch einen gutgeschulten Verstand an den Tag legte. Und unter der weiblichen Bevölkerungshälfte flößten naturgemäß die Frauen nicht selten ein Bedauern ein, die als Haus- und Lebensgenossinnen dieser Sonderlinge fraglos am meisten von dem Unberechenbaren im Denken und Thun derselben betroffen werden mußten.

Das galt für Tamo Fleming, wie's für seinen Vater und Großvater gegolten, eher vielleicht in noch um einiges verstärktem Grade, doch war er von ihrer juristischen Berufswahl abgewichen, hatte Medizin studiert und sich als Arzt in der Stadt niedergelassen. Er gelangte in wenigen Jahren zur einträglichsten und vornehmsten Praxis, aber dann zeigte sich auch bei ihm der erbliche Mangel und zwar sogar die Unfähigkeit, in der zweifellos wichtigsten Lebensangelegenheit des Menschen das Richtige zu treffen. Der Bürgermeister, der Amtmann, der Pastor, der Apotheker, sowie manche der bestgestellten, angesehenen Kaufleute besaßen erwachsene, wohlerzogene, hübsche und gebildete Töchter, von denen jede ihm bei einer guten Mitgift sichere Bürgschaft standesgemäßer häuslicher Repräsentation zugebracht hätte; und da er einnehmend an Gesicht und Gestalt, sowie auch selbst vom Vater her wohlbemittelt war, so würde unter ihnen kaum eine die verdienstvolle Lebensaufgabe von sich abgewiesen haben, als seine Frau einen wohlthätigen Einfluß auf die erbliche geistige Beeinträchtigung seiner Natur zu üben. Doch obwohl er selbstverständlich mit allen oftmals in Berührung kam, sie größtenteils schon von Kinderzeit her kannte und noch des genaueren kennen lernte, hielt er trotzdem um keine an, sondern verbrachte seine Tage und Jahre als Junggeselle in einer Wohnung, die er, statt mit wertvollen und seines Vermögens würdigen Einrichtungsstücken, mit Sammlungen von allem möglichen Lebendigen und Toten aus dem Naturreich ausstattete. Denn damit befaßte er sich in der Zeit, die er von seiner ärztlichen Thätigkeit erübrigen konnte, fast ausschließlich, und es machte ganz den Eindruck, ein Vogelgefieder, ein Schmetterlingsflügel, eine Blume übe mehr Anziehungskraft auf seine verbildeten Augen, als die schönsten Farbenreize auf den Wangen, dem Lockenschmuck und zwischen den Wimpern weiblicher Angesichter.

Aber dann versetzte er nach Jahren doch eines Tags urplötzlich die Stadt in höchste Überraschung und verursachte in vielen Häusern eifrigsten Redeaustausch eiligst sich einstellender Besucherinnen, denn die Frau des Hauptpastors teilte mit, Tamo Fleming sei zu ihrem Manne gekommen, um mit diesem darüber zu sprechen, was für eine Trauung an Papieren erforderlich sei. Und er habe hinzugefügt: „Sie wissen ja, Herr Pastor, ich will Sie nicht unnötig bemühen und

mache weiter keine Ansprüche auf Ihre Hilfsleistung, als daß den gesetzlichen Vorschriften Genüge gethan wird."

„Und wen, meine Beste, will er heiraten? Da können Sie lange raten, ehe Sie auf so etwas kommen: Carsten Carstens seine Tochter."

* * *

Darüber konnte man freilich wohl die Hände zusammenschlagen, denn Carsten Carstens war eigentlich eine Persönlichkeit, bei der nicht viel daran fehlte, daß sich von ihr sagen ließ, sie sei etwas anrüchig. Er gehörte nur so halb mehr zur Stadt, da er eine gute Viertelstunde von dieser entfernt eine Wassermühle besaß. Müller aber war er darum von Haus aus nicht, sondern in seiner Jugend nach einer wohl mehr als halb verbummelten Studentenzeit alles Mögliche und Unmögliche gewesen, bis er von seinen Eltern einen Hof geerbt und Landmann geworden. Da hatte er auch geheiratet, schon vor bald dreißig Jahren — natürlich keine Einheimische, sondern irgendwoher aus der Fremde eine junge Person, die zu ihm paßte und mit der er vermutlich schon früher auf der Universität eine Liebschaft angebandelt gehabt. Im übrigen war noch niemand recht aus ihm klug geworden, die Urteile über ihn gingen sogar diametral auseinander, denn die einen hießen ihn einen Hitzkopf und die anderen behaupteten, er sei ein Phlegmatiker. Und dann war's wohl um anderthalb Jahrzehnte später geschehen, daß er sich von seiner Frau geschieden, um bald darauf ein blutjunges Ding wieder zu heiraten, eine weitläufige Verwandte der Frau, die eine Zeit lang zum Besuch auf dem Hof gewesen.

Damals hatte die Frau des derzeitigen, inzwischen lange zu den Seligen versammelten Stadtbürgermeisters in einer nachmittägigen Honoratiorinnenzusammenkunft die Mitteilung gemacht: „Darüber kann ich Ihnen alles ganz genau sagen. Sie haben wohl von je immer in Streit zusammen gelebt, davon ließe sich allerhand Komisches erzählen, wenn hier nicht die jungen Mädchen mit unter uns wären, aber sie sind gar nicht im Bösen auseinander gekommen. Wissen Sie, so was im Kopf verschroben sind sie beide, und da war's so, daß sie eines Tags sagte: Ich bin ja keine Klette, die sich an dir festhakt; probier's doch mal mit der Tilde, wenn du meinst, daß du's bei der besser hast; so heißt nämlich ihre Cousine oder was sie ist, die mit im Haus war. Na, ich bin nicht dabei gewesen, wie so ein Wort das andere gegeben, aber auseinander gegangen sind sie dann wirklich, und er hat nun richtig die Tilde geheiratet. Schrecklich ist's im Grund, daß so etwas in einer christlichen Gemeinschaft möglich sein kann, denn es kommt einem wahrhaftig ganz vor, als hätten sie sich aus Hitzköpfigkeit beide mit der heiligen Ehe bloß einen Spaß gemacht; in der Kirche hat sie ja auch nie jemand gesehen. Um das Kind muß es einen ja in der Seele jammern, das wird ein Geschöpf werden, wie ein ausgesetztes Huhn auf der Heide, und wahrscheinlich hat's von beiden was Verdrehtes im Kopf abgekriegt. Na, gut bleibt's freilich immer noch, daß er wirklich mit der anderen nun richtig getraut ist, man hätt's beinah kaum vermuten sollen. Die erste Frau will zu uns in die Stadt herziehen, und ich höre, er geht damit um, seinen Hof zu verkaufen und sich dafür die Eichenbuschmühle wieder zu kaufen. Da wird gut was gemahlen werden, davon möcht ich mir auch kein Brot backen lassen. Aber er kann ja alles, denn das Geld und die Unvernunft hat er dazu, warum soll er nicht auch einmal Müller sein?"

Und nun war das Gras von vielen Sommern darüber gewachsen, auch schon über den auf den städtischen Kirchhof hinaus verlegten Schlafkammern der Frau Bürgermeisterin und der Frau Bürgerschulrektorin, und das Haar Carsten Carstens' hatte sich mittlerweile grau angepudert, wie die Flügel einer Nebelkrähe. Doch er trug seinen dichten, kurz geschnittenen Haarschopf noch immer ebenso über dem jungkräftig gehobenen Kopf aufrecht, wie sein Nachbar am Waldrand, der Eichelhäher, den das Volk auch Holzheister und Herrenvogel benannte, und er hauste nun seitdem in der idyllisch abseits von der Landstraße belegenen Eichenbuschmühle. Allerdings als ein kurioser Müller, denn er selbst stand in keiner anderen Beziehung zu ihr, als daß er gern ihre Räder klappern hörte und täglich am Mor-

gen und Abend eine Zeit lang zusah, wie sie sich drehten und das Wasser quirlend über und zwischen den alten moosgrünen Schaufeln hinschäumte. Den Betrieb und die Einbringung des reichlichen Ertrags überließ er völlig einem tüchtigen Sachverständigen; selbst verstand er nichts von dem Geschäft, bekümmerte sich scheinbar nicht darum und brauchte auch nicht besonders auf Erwerb zu sehen. Doch erhielt dieser sich ständig auf gleicher Höhe, denn Carsten Carstens hatte von der Natur ein Paar Augen mitbekommen, die sich drauf verstanden, im allgemeinen doch Übersicht und Aufsicht zu halten, ob an Werklauf und Werkleuten alles so sei, wie es sein solle, und davon erlangten die letzteren ab und zu, nicht zu seinem Nachteil, Kenntnis. Sonst aber füllte er seine Tage mit Beschäftigungen aus, wie sie ihm gefielen; durch den Wald ging er mit der Flinte weit in die öde Heide hinaus, schoß Sumpfvögel und mit Vorliebe Kreuzottern, oder lag dort auch wohl eine Stunde lang auf dem Rücken, um nichts zu thun, als die Wolken über sich wegziehen zu sehen. Unterhalb seiner Mühle ward der Bach breit und für kleines Fahrzeug beschiffbar: dort hatte er ein Segelboot liegen, mit dem er zuweilen, nicht nur bei Tag, auch in der Nacht allein weit in die See hinauslief; am Wintertag stieg er durch den tiefsten Schnee über Feld und Hügel umher, und an den langen Abenden las er vielerlei Dinge aus Büchern verschiedenster Art, bald für sich, bald seiner Hausgenossin laut vor. Mit dieser seiner zweiten Frau lebte er in beständiger Eintracht, sie war sanftmütig, fügsam und genügsam, und kein unfriedlicher Kobold machte je einen Versuch, sich durch die Thür hereinzustehlen. Auch ihr weiches, freundliches Gesichtchen behielt Jilde Carstens in gleicher Weise fort; die Jahre gingen, es wurde ein Jahrzehnt und mehr daraus, aber im Äußeren und im Wesen blieb immer das Mädchenhafte der Jugendzeit an ihr. Zwei Kinder waren gekommen, ein Sohn und eine Tochter, und wuchsen heran, so daß sie ihren Vater draußen auf Weg und Steg begleiten konnten. An jeder Hand hielt er eins und ging täglich kreuz und quer mit ihnen in weitem Umkreis um die Mühle. Auch für die Dinge draußen hatte die Natur ihm außerordentlich gute Augen mitgegeben, er sah alles und kannte alles, Tiere und Pflanzen, Vogelruf und Wetterzeichen, und die beiden Kleinen lernten es von ihm, ohne zu merken, wie. Wenn er mit ihnen durch den Wald kam, konnte man ihn oft schon von weitem vernehmen und erkennen; er sprach laut mit einer ferntönigen Stimme, die beim Lachen besonders einen Klang gab wie eine angeschlagene Metallplatte. Und er lachte gern und häufig, nicht allein mit den Kindern, auch wenn er, was zwar nur dann und wann geschah, zur Stadt kam und mit diesem und jenem auf der Straße ein paar Worte redete. Um die städtischen Angelegenheiten bekümmerte er sich nie in irgend etwas, obwohl man in Anbetracht seiner Vermögenslage bereit gewesen wäre, im Interesse des Gemeinwesens ein Auge über seine Vergangenheit zuzudrücken und ihm einen Sitz im Bürgerausschuß einzuräumen. Ja, es war ihm einmal nahe gelegt worden, selbst zum Senator würde man ihn vielleicht wählen, doch er hatte geantwortet, dazu habe er nicht Zeit, denn seine Kinder hätten keinen Lehrer, er müsse selbst drauf acht geben, daß sie lesen und schreiben lernten und was der Mensch sonst noch zum Leben brauche, und danach hatte er gelacht. Die Stadt erlebte zum Glück niemals eine bürgermeisterlose, eine schreckliche Zeit, und so erfreute sie sich damals auch einer anderen Ehegenossin eines nachgefolgten Oberhauptes, die sich bei jenem Anlaß unter vier Augen geäußert: „Und dies Lachen von ihm, meine Liebe, klingt so gemütlos, daß man gleich hört, der Mann kennt gar kein Gefühl für das allgemeine Beste und für seinen Nächsten. Davor kann einem ja wirklich ganz grausig zu Mut sein, und ich habe neulich auch einmal geträumt, daß ich vor seinen Augen ins Wasser fiel, und er stand dabei und sah zu und rührte keine Hand, um mich herauszuziehen. Und die armen Kreaturen von Kindern, daß Gott erbarm, die bei ihm in die Schule gehen, die müssen ja schlimmer werden als die Wilden und Heiden, daß wir noch was erleben können, meine Beste!"

Und die Tochter von Carsten Carstens wollte Tamo Fleming heiraten.

Freilich nicht die, welche mit jene erschreckende Zukunftsbesorgnis einflößte, denn

die sprang und kletterte noch in kurzen Röcken wie ein Junge mit ihrem Bruder um die Eichenbuschmühle herum, sondern eine Tochter, das einzige Kind von Carsten Carstens' erster Frau, die seit langen Jahren in einem kleinen Häuschen der letzten Straße am Nordrand der Stadt lebte. Wovon eigentlich, konnte man nicht herausbringen, denn sie hielt mit niemand Freundschaft, überhaupt keinen weiteren Umgang, als daß sie die Nachbarn grüßte und ab und zu mit ihnen ein paar Worte vom Wetter oder derlei sprach. Sonst saß sie zu Haus oder in ihrem dahinter gegen das offene Feld hinausgehenden, dicht überblühten Garten; wenn ein Fenster bei ihr offen stand, hörte man manchmal die dünnen Töne eines alten Spinetts, zu denen sie mit einer halblauten Altstimme ein Lied sang. Im Anfang war ihr abgesondertes, immer gleiches Leben in dem Hause für die Nachbarschaft natürlich interessant, ja beinahe aufregend gewesen, aber die Jahre und die Gewöhnung hatten ihren alten Beruf erfüllt, und allgemach kümmerte sich niemand mehr um ihr Thun und Treiben. Sie war keine Landesangehörige, sondern irgendwoher aus dem deutschen Süden, das besagte schon ihr hier durchaus unbräuchlicher Vorname Walburg, wie die dunkle Farbe ihres Haars und ihrer Augen; so gab es auch niemand, der in verwandtschaftlicher Beziehung zu ihr stand oder sie aus Jugendzeit her kannte, und es fehlte jede weitere Anknüpfung an sie, als daß sie auf dem einige Meilen entfernten Hofe früher Carsten Carstens' erste Frau gewesen. Daß sie dies nicht mehr war, schien sie sehr als eine Erfüllung ihres Wünschens und als eine Lebenswohlthat zu würdigen; wenn auch nicht heiter, wie's wohl nicht in ihr lag, sah sie doch jederzeit vollbefriedigt und ruhig beglückt aus; wenn sie mit jemandem redete, that sie's in einer freundlichen Art, doch man fühlte, es liege ihr nicht dran, sie habe an dem Verkehr mit sich selbst und mit ihrer Tochter genug. Denn diese kam viele, recht viele Jahre hindurch allein zu ihr, Barbara Carstens oder Barbe, wie sie vom Vater und der Mutter und in der Stadt genannt wurde. Sie stand zu beiden in gleichem Kindesverhältnis, brachte abwechselnd die Zeit in der Mühle und im kleinen Stadtrandhäuschen zu und besaß dergestalt etwas wie eine Doppelheimat. Oder vielmehr gar keine hatte das bedauernswerte Geschöpf, wie einmal eine Sonntagnachmittagsvereinigung der angesehensten Frauen teilnahmsvoll und logisch festgestellt. „Denn bei ihrer Mutter hört sie natürlich nur Schlechtes von ihrem Vater und umgekehrt, so daß sie vor beiden nichts von Achtung und Liebe kennen gelernt hat, das wäre ja auch an sich nicht gut möglich gewesen. Und so ist sie schlimmer daran als das unglücklichste Waisenmädchen, und hat eigentlich keine Heimat als die Straße, auf der man sie ja auch am meisten sieht."

Dies letzte traf zu, schon deshalb, weil niemand in die Behausungen ihres Vaters und ihrer Mutter geriet, um sie dort zu Gesicht bekommen zu können. Aber auch mit der Straße hatte es seine Richtigkeit, daß man Barbe oft auf ihr wahrnahm. Denn erstens besuchte sie noch die Schule, und zweitens machte sie im Sommer wie im Winter, an welcher Stelle sie auch gerade zeitweilig dauernd ihre Unterkunft haben mochte, täglich einmal den dreiviertelstündigen Weg durch die Länge der Stadt vom Norderende bis zur Eichenbuschmühle im Süden, oder in umgekehrter Richtung, und kam nach Ablauf von ein paar Stunden wieder so zurückgegangen. Kein Wetter oder Unwetter hielt sie davon ab, und Furcht, ins Dunkel zu kommen, kannte sie nicht. Daß sie gern mit ihren beiden kleinen Halbgeschwistern spielte und sehr herzlich mit ihnen umging, hatten mehrfach Leute im Wald gesehen, doch einmal ward ruchbar, daß sie auch zu ihrer Stiefmutter in freundlichem Verhältnis stehen müsse, denn sie war Arm in Arm mit derselben gehend betroffen worden. Das warf kein gutes Licht auf sie, da selbstverständlich ihre wirkliche Mutter von solcher Vertraulichkeit nichts ahnte, und jedenfalls in dieser Hinsicht von ihr belogen wurde; freilich zum Lügen und Heucheln mußte das Mädchen ja naturgemäß durch die doppelte Lebensführung bald in diesem, bald in jenem der beiden Häuser mit Gewalt erzogen werden.

Auf einen komischen Einfall war einmal eine von den Nachbarinnen Walburg Carstens' geraten, denn sie sah, daß Barbe oft-

mals, je nach der Jahreszeit, aus dem Garten ihrer Mutter eine Blume oder Frucht, im Winter wohl ein Buch in der Hand, mit auf ihren täglichen Weg nahm. Dies hatte die Beobachterin, weil es sich so häufig wiederholte, auf die närrische Idee gebracht, das Mädchen habe damit einen Gruß von ihrer Mutter an ihren Vater zu überbringen und komme dann jedesmal ebenso mit einem ähnlichen Gegengruß in der Hand zurück. Doch diese Vorstellung ward von der Frau Zollrevisorin, der sie zu Ohren kam, nicht nur für eine völlig verrückte erklärt, sondern auch mit sittlicher Strenge verurteilt: „Es legt kein vorteilhaftes Zeugnis für die eheliche Gemeinschaft eines weiblichen Wesens ab, das auf einen solchen Gedanken zu verfallen im stande ist. Denn die herrlichste, ich möchte sagen himmlische Mitgift unseres Geschlechtes beruht auf der unwandelbaren Innigkeit seiner Liebe, und wo diese von der Seite des Mannes tödlich verletzt worden, da wird das Herz einer Frau seine edle Empfindung dadurch bewähren, daß es sich in gleichem Maße mit Haß, Abscheu und Verachtung vor dem Unwürdigen erfüllt, von dem es getäuscht worden. Davon macht zur Ehre des weiblichen Geschlechts doch auch die Niedrigste und Bildungsloseste keine Ausnahme."

Und so waren nach ihrem ältesten Herkommen die Jahre gekommen und gegangen, immer Altes mit sich wegnehmend und Neues mit sich bringend, das sich rasch in den Köpfen und auf den Zungen Hausrecht erwarb, als sei es schon lange dort ansässig gewesen. Um ihm Unterkunft zu verschaffen, mußte aber dafür anderes seinen bisher eingenommenen Platz räumen, und gleichfalls ältestem Herkommen gemäß schwand durch die lange Gewöhnung bei den Stadtbewohnern und -bewohnerinnen allmählich auch das Interesse, die Teilnahme und das Bedauern für Barbe Carstens hin. Nicht nur sah man sie nicht mehr in die Schule gehen, sondern die wandernden Jahre hatten es in ihrem immer gleichen Bemühen glücklich dahin gebracht, daß von der ganzen Generation, mit der sie zusammen sich dem täglichen Kultusdienst im Tempel weiblicher Bildungslehre hingegeben, niemand mehr vorhanden geblieben. Selbst die, welche erst auf die unterste Stufe der langen Zugangstreppe getreten, als sie schon bis zur obersten hinaufgekommen, hatten hinter ihr drein denselben Weg zurückgelegt, waren zum Teil bereits auf ganz andersartige Wege geraten, bei deren Weiterverfolgung sie christliche Ehefrauen und junge Mütter geworden, und wenn Barbe Carstens dem Schulranzen- und Strickbeutelschwarm begegnete, der sich jachternd, schwatzend, kichernd und schon reifer gesittet ihr aus dem alten Thorgang entgegen ergoß, so kannte sie niemand mehr darunter. Es geschah manchmal, denn sie ging noch an jedem Tag gleichmäßig den langen Weg zwischen den Behausungen ihres Vaters und ihrer Mutter hin und her, und nach altem Brauch trug sie dabei oft eine Blume oder eine Frucht in der Hand. Sie war mittelgroß, stets sehr einfach gekleidet, und ihr Gesicht besaß nichts, das junge Männer veranlaßte, hineinzusehen oder ihr nachzuschauen. Nur das dunkle Haar, das sie von der Mutter bekommen, machte ihre Erscheinung nicht landesgemäß; dagegen entsprach der eingeborenen Art, daß sie vom Vater die dunkelblauen Augen hatte. Das erfuhr freilich kaum jemand, da sie niemanden draußen damit anblickte, sondern auf der Straße fast immer mit halb niedergeschlagenen Lidern ging. Wenn aber in früherer Zeit vielleicht doch einmal einer von den jungen Männern den Blick auf sie verwandt gehabt, so kam dies jetzt gewiß schon seit Jahren nicht mehr vor. Denn über ihre sonst schön geformte Stirn hatten sich zwei feine Striche gezogen, die wie dünne Schättchen oder Spinnwebfäden aussahen, doch auch in der Sonne nicht wegschwanden, noch sich von der Hand fortwischen ließen. Barbe Carstens war unvermerkt das geworden, was man im Land wohl mit der Bezeichnung „ein spätes Mädchen" belegte, indes lag darin durchaus nichts Bemerkenswertes oder Ungewöhnliches, denn wenn jemand sich die Mühe geben wollte, so ließ sich nachrechnen, daß sie schon ziemlich nah an die Dreißig herangekommen sein müsse. „Und, meine Liebe, ein solches Wesen wird natürlich auch früher alt, denn sie ist ja niemals jung gewesen; gottlob, daß jetzt wenigstens nicht mehr zu befürchten steht, es könnte ein Mann so unklug sein, die üble Mitgift, die sie von ihrem Vater und ihrer Mutter in sich hat,

gewissermaßen in den Wind zu schlagen und unserer Stadt eine Wiederholung davon zu bescheren. Darüber habe ich noch von der guten früheren Frau Bürgermeisterin — der liebe Gott habe sie selig — viel gehört; und was zuweilen Männer im stande sind, an einer jungen Person zu finden, solange sie eben jung ist, davon können wir uns gar keinen Begriff machen, oder richtiger, es läßt sich sogar unter vier Augen nicht sagen, meine Liebste, was es eigentlich thut."

So befand Barbe sich ungefähr schon in der Mitte der langen Brücke, die über den gleichmäßigen Wasserzug langsam hinschleichender Jahre von jungem Frühlingsgestad nach einem sich herbstlich entfärbenden Uferrand hinüberführt, und in stiller Weise, wie von jeher, setzte sie, Schritt um Schritt, den Fuß auf dem einförmigen Steg vor ihr weiter. Es bekümmerte sich niemand in der Stadt mehr um sie bei dieser Wanderung; sie kam ihrem selbstverständlichen Beruf nach, aus einem späten Mädchen eine beginnende alte Jungfer zu werden.

Aber da drehte sich doch plötzlich noch eines Tages das Gespräch auf den Straßen und in jedem Haus fast ausschließlich um sie. Denn der Doktor Tamo Fleming setzte der Absonderlichkeit aller seiner Vorväter die Krone auf und erwies sich als der unfähigste von ihnen, sein Leben nach den Regeln der Klugheit — und man durfte auch wohl sagen des Anstandes — einzurichten. Seit Jahren stand ihm zweifellos unbeschränkt die Wahl zwischen sämtlichen Honoratiorentöchtern der Stadt frei, und er heiratete Barbe Carstens.

Wie das gekommen, konnte niemand in Erfahrung bringen, und Genaues wußten eigentlich die beiden Hauptbeteiligten auch nicht darüber, als daß Tamo Fleming sich Tag und Stunde anzugeben vermochte, in der die Sache ihren ersten Anfang genommen habe. Auf einem Praxisgang war er ihr begegnet, wie sie auch ihren gewohnten Weg zwischen dem Stadthaus und der Mühle gemacht, und vermutlich war das schon öfter so geschehen. Aber zufällig hatte sie damals beim Vorübergehen die Augen aufgeschlagen und ihm einen Moment ins Gesicht gesehen, und Tamo Fleming, der noch nie vorher auf sie geachtet, war mit dem Gedanken, oder vielmehr mit dem bestimmten Entschluß weitergegangen, wenn sie einwillige, so solle sie seine Frau werden. Von diesem tollen Einfall und seiner Entstehung in einem zeitlichen und durch einen wörtlichen Augenblick erfuhr zum Glück kein anderer Mensch, denn sonst hätte seiner ärztlichen Reputation doch vermutlich eine ernstliche Schädigung erwachsen können.

Daß Barbe Carstens bald darauf Ja gesagt, vermochte selbstredend niemanden wunder zu nehmen, denn so viel Selbsterkenntnis und Klugheit ließ sich ihr nicht zutrauen, daß sie zu begreifen fähig gewesen wäre, jemand, der auf den Gedanken komme, sie zu heiraten, stelle eben dadurch seinem Verstande und jedenfalls teilweise auch seinem Charakter ein recht ungünstiges Zeugnis aus. Aber da bekanntermaßen Mängel nach diesen Richtungen in seiner Familie erblich waren, und seine Tüchtigkeit und Wünschbarkeit als Hausarzt dadurch keine Veränderung erlitt, so kam man allgemein, nach der Sammlung vom ersten Schreck, darin überein, ihn weniger zu verdammen als zu bemitleiden, und alle Entrüstung in einem Brennpunkt auf die „alte Person" zu vereinigen, die seine unerfahrene Jugend benutzt habe, um ihn in ihrem, von langer Hand künstlich gesponnenen und geknoteten Netz für sich einzufangen.

Leider stellte sich heraus, da alle Papiere sich in vorschriftsmäßiger Ordnung befanden, auch weder Carsten Carstens noch Walburg Carstens ihre Zustimmung versagt hatten, daß der Heirat mit dem besten Willen, Tamo Fleming vor seinem Unglück zu behüten, kein Hindernis in den Weg gelegt werden konnte. Und im Bewußtsein, wenigstens versucht zu haben, was in ihren Kräften stand, fügten die männlichen und weiblichen Honoratioren sich am Hochzeitstag in die unabänderlich gewordene Thatsache und thaten wenigstens dem unschuldigen, durch seine Blindheit und arglistige Bestrickung zum Altar geführten Opfer nicht die Mißachtung an, ihm in schimpflicher Weise ihre Anwesenheit bei der Trauung zu verweigern. Getroffenem Übereinkommen gemäß fanden sie sich sämtlich in der Kirche ein, in der als Begleiter des Brautpaares einerseits auch Carsten Carstens mit seiner Frau und seinen Kindern und andererseits Walburg Carstens erschie-

nen. Es war zum erstenmal seit langen Jahren, daß die geschiedenen Eheleute sich wieder mit Augen sahen, denn obwohl eine verhältnismäßig nur geringe Entfernung zwischen ihren Wohnplätzen lag, hatte in der Zeit doch keiner von beiden je seinen Fuß an der Behausung des anderen vorbeigesetzt, und wie der Zufall es zwei- oder dreimal gefügt, daß sie sich in einer Straße entgegengekommen, waren sie, mit guten Augen sich von weitem wahrnehmend, zu den Seiten ausgebogen. Sie kamen auch jetzt nicht miteinander, sondern gleichfalls von verschiedenen Seiten in die Kirche, traten sich auf dem geräumigen Platz vor dem Altar auf ein Dutzend Schritte getrennt gegenüber und nickten sich gleichgültig kurz eine Begrüßung zu. Danach sahen sie ein paar Augenblicke zueinander herüber und hinüber, nahmen gewahr, daß ihr Haar angefangen hatte, sich gleichmäßig grau zu übersprenkeln, und dann drehten sie die Köpfe der beginnenden Rede des Pastors zu, die den Eindruck machte, eigentlich mehr für die Hörer und Hörerinnen im dichtgefüllten Zuschauerraum vorbedacht und bestimmt zu sein, als für das junge Paar und sein absonderliches Zeugengeleit. Denn das war überaus dürftig, nur auf das als notwendigst Vorgeschriebene beschränkt, und ebenso enttäuschte allgemein die lärgliche Kleidungserscheinung der Braut. Man hatte erwartet, sie werde nach der Art solcher noch unter die Haube gelangenden alten Jungfern bei dieser Gelegenheit mit einem möglichst kostspieligen Gewandstoff, vielleicht mit weißem Atlas, groß zu thun suchen, und auf jeder Zunge lag die schärfste Mißbilligung einer derartigen zugleich frivolen und ordinären Anmaßung bereit. Aber statt dessen sah der Unwille sich genötigt, eine völlig entgegengesetzte Richtung einzuschlagen, denn Barbe trug zum anfänglich ungläubigen Staunen aller Augen gar kein vorschriftsmäßiges weißes Brautkleid, auch keinen Schleier, sondern, wie nur Mädchen aus den ärmsten Ständen, einen der sommerlichen Jahreszeit entsprechend hellfarbigen, allerdings für sie recht kleidsamen, doch aus nichts weniger als kostbarem Stoff verfertigten Sonntagsanzug. Darin sprach sich eine Geringschätzung der versammelten Zuschauer aus, ja in Anbetracht der heiligen Stätte eine Mißachtung, welche innerlich aufs tiefste empören mußte, und der Pastor konnte nicht umhin, mit einer passend eingeflochtenen, kaum mißzuverstehenden Wendung auch laut darauf hinzuweisen, daß in solcher Stunde die Weihe des Gemütes sich durch die höchste Festlichkeit der äußeren Erscheinung kund gebe und nach dieser zu bemessen sei. Doch die Mienen der beiden Brautleute enthielten einen Ausdruck, als ob die ganze Rede sie gar nichts angehe, von ihnen nur ungefähr so hingenommen werde, wie von Leuten, die in einen Regensturz geraten, ein viertelstündiges Unterstehen unter einem tropfenden Baumdach, und so blieb dem Geistlichen schließlich nichts anderes übrig, als die beiden so Wollenden zu unlöslichem Ehebunde zusammen zu sprechen, bis der Tod sie scheide. Auf das letzte, wie auf die Unlöslichkeit legte der Pastor einen ungewöhnlich besonderen Nachdruckston, den er damit begleitete, daß er zur Befriedigung sämtlicher städtischer Zuhörer einen streng gehobenen Blick erst auf Carsten Carstens und dann auf Walburg Carstens hinüber richtete. Eigentlich war es ein Skandal, daß diese beiden hier bei dem göttlichen Segensspruch zu einer untrennbaren christlichen Ehegemeinschaft als Zeugen mit in der Kirche standen, in die sie sonst niemals einen Fuß setzten. Doch wie an manchen Unvollkommenheiten bestehender staatlicher Einrichtungen, hatte sich auch daran durch die gerechte moralische Entrüstung allein, ohne Beihilfe einer gesetzlichen Bestimmung, nichts abändern und behindern lassen, und dergestalt war Barbe Carstens im Beisein ihres Vaters wie ihrer Mutter und Stiefmutter Barbe Fleming geworden.

Weiter ließ sich bedauerlicherweise für die Augen der Zuschauer nichts wahrnehmen, denn das junge Ehepaar begab sich mit seinem Geleit in die Sakristei, und nur die Frau Pastorin sah sich durch einen Bericht des Küsters in den Stand gesetzt, mitzuteilen, was dort noch geschehen sei. „Sollte man es wohl glauben und für menschenmöglich halten, wenn es nicht einer mit eigenen Ohren gehört hätte? Er ist auf seine erste Frau zugegangen und hat gesagt: ‚Geht es dir gut, Walburg?‘ und sie hat geantwortet: ‚Ja, und ich sehe, dir auch, Carsten.‘ Danach

hat sie seiner zweiten Frau die Hand gegeben, ihre beiden Kinder angesehen und ihnen über den Kopf gestreichelt und ist nach ihrer Wohnung gegangen, wie die anderen nach der Eichenbuschmühle. Doktor Fleming ist allein mit seiner Frau nach Haus gefahren und kein Mensch bei ihnen zu Mittag eingeladen gewesen; was sie gegessen haben, weiß niemand zu sagen. Nun denkt doch jeder, daß sie danach zu einer kleinen Hochzeitsreise weggefahren sind, aber gar keine Rede, gegen Abend hat jemand sie mit einer Masse Wiesenblumen in der Hand von einem Spaziergang heimkommen gesehen, und am anderen Morgen sind sie beide ausgegangen, er auf Praxis und sie, um etwas für den Haushalt zu besorgen, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Dafür habe ich kein Wort, liebe Frau Rektorin, als daß etwas so Unpoetisches mir noch niemals vorgekommen ist, und ich meine, bei der Frau wenigstens kann man wohl ebenso von Schamlosigkeit reden. Wenn ich mir denke, daß ich mich am Tag nach der Hochzeit mit meinem lieben Mann hier öffentlich auf der Straße hätte zeigen sollen, ich wäre ja eher in die Erde gesunken. Und was für unvergeßliche Gemütserhebung wir damals von unserer Hochzeitsreise aus der herrlichen Gotteswelt mit nach Hause gebracht haben! Aber dafür haben solche Leute ja keine Augen und keine Seele, sondern nichts als das Allerroheste von irdischen Anschauungen und Gelüsten; Gott gebe nur, daß sie keine Kinder bekommen! Bei dem Herrn und der Frau Doktor Fleming werden wir wohl so bald nicht zum Kaffee invitiert werden, und aus Vergnügen würde ich auch sicher nicht hingehen, wenn ich nicht auf meines lieben Mannes Gesundheit Rücksicht nehmen müßte und deshalb es nicht zu einem gesellschaftlichen Zerwürfnis mit unserem Hausarzt kommen lassen darf. Das irdische Leben bringt ja eben seine Nötigungen mit, die uns von der Vorsehung auferlegt sind und denen wir uns — Sie, meine teuren Freundinnen, ja ebenso — in Ergebenheit fügen müssen. Denn als Arzt können wir Doktor Fleming ja einmal nicht entbehren, und wir dürfen vielleicht hoffen, wenn wir uns nicht zu schroff ablehnend gegen seine Frau verhalten, auf sie noch einen wohlthätigen Einfluß zu üben, so daß ihm sein häusliches Geschick dadurch vielleicht noch etwas erleichtert wird. Durch seine Unbedachtsamkeit hat er sich ja einmal in diese unglückliche Lage versetzt, und da ist es christliches Gebot, daß man sie ihm nicht noch mehr erschwert, sondern mit Selbstüberwindung sich bemüht, ob man nicht durch eine liebevolle Einwirkung auf seine neue Hausgenossin für ihn etwas daran verbessern kann. Ich bin überzeugt, daß Sie alle in dieser Gesinnung der eigennutzlosen Menschenfreundlichkeit und echten Nächstenliebe mit mir übereinstimmen."

* * *

Ach, auch über dieser, in richtiger Beurteilung der unabänderlich geschehenen Thatsache hochherzig sich überwindenden Sprecherin war schon wieder auf einer kleinen Erdwölbung das schließlich alles zudeckende Gras und Unkraut gewachsen, und sie hatte vorher schmerzlich noch erleben müssen, daß von ihren Bemühungen, Erwartungen und Hoffnungen eigentlich kein Teilchen in Erfüllung ging. Alles nahm anderen Verlauf, wie denn die Mutter Zeit sich manchmal einen Spaß damit macht, den Wunschzettel ihrer Kinder ganz unberücksichtigt zu lassen und ihnen völlig davon verschiedene Dinge zu bescheren. Niemand in der Stadt brauchte sich zu überwinden, um die Lage Tamo Flemings zu verbessern, denn er selbst empfand, daß sie unverbesserlich sei, und weder er noch seine Frau muteten ihren Mitbürgern und Mitbürgerinnen durch Besuche oder Einladungen das kleinste Opfer der Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe zu. Auch der Klugheitsnötigung, die ein gesellschaftliches Zerwürfnis mit dem Hausarzt verbot, enthob Tamo Fleming gleichmäßig alle Honoratiorenhäuser, da er seine Praxis aufgab, oder vielmehr nach seiner Willkür beschränkte. Dagegen ließ sich unter Berufung auf die gesetzlichen Vorschriften für Ärzte nichts ausrichten, denn wo er noch Rat und Beihilfe in Krankheitsfällen leistete, that er dies lächerlicherweise ohne Entgelt und bewährte dabei obendrein ganz die ihm angeborene Verständnislosigkeit für die richtige Auswahl, indem er seinen Beruf nur noch bei Zugehörigen der unteren und un-

gebildeten Klassen, Schiffern, Fischern und Leuten, die ihnen etwa im Stand gleichkamen, ausübte. Was außerdem noch besonders indignieren mußte, war, daß er sich außerhalb der Stadt nah am Waldrand ein Häuschen kaufte, dies wohnlich erweiterte und verbesserte, einen Garten umher anlegte und dorthin für Sommer und Winter übersiedelte. Allerdings mochte er wohl Grund besitzen, eine Nachbarschaft zu vermeiden, welche Einsicht in seine verwahrloste Haushaltung und triste Lebensführung nehmen könne. Aus diesem Gesichtspunkt war das Aufgeben seiner Praxis in den Häusern der Bildung und überhaupt sein nur höchst seltenes Erscheinen in der Stadt gleichfalls begreiflich; es mußte ihm zu peinlich sein, unter den jetzigen Verhältnissen an die angesehene Stellung erinnert zu werden, die man ihm allgemein vor seiner thörichten Heirat eingeräumt hatte. „Denn Sie glauben nicht, wie es in jeder Beziehung in seinem Hause zugeht, das ja von außen und von weitem ganz nett aussieht, aber, du lieber Gott, wenn man hineinkommt! Von der Wirtschaft drin will ich nichts sagen, die war ja natürlich bei einer so untüchtigen Frau nicht anders zu erwarten; woher hätte sie Fleiß und Ordnung und Sauberkeit lernen sollen. Das Schlimmste in einer Ehe, meine Liebe, ist immer die geistige Unebenbürtigkeit, und er ist doch von Haus aus ein Mann, der studiert hat und sich zu benehmen weiß; er konnte sich mit uns doch so einigermaßen unterhalten. Na, da sitzt er denn jetzt mit ihr tagaus, tagein und hat nichts, reinweg auch gar nichts für seine besseren Gedanken und Bedürfnisse; so ohne Bildung und Seele und Gemüt ist ja noch nicht leicht eine dagewesen, und was er sonst an ihr hat, davon wird er auch wohl schon genug haben. Mein Mann sagt öfter, wenn er so verheiratet wäre, glaubt er, käme er dazu, sich selbst umzubringen. Aber jeder ist eben seines Glückes Schmied, und wer nicht hören gewollt hat, muß fühlen."

Dies Mitgefühl mit den häuslichen Mißverhältnissen Tamo Flemings war gewiß um so höher zu schätzen, als es zu seiner lebhaften Erweckung gar nicht einmal einer Anschauung derselben in der Nähe bedurfte, sondern der Anblick des Häuschens von weitem schon ausreichte, jedem in der Entfernung Vorüberkommenden solche bedauerliche Anteilnahme einzuflößen. Denn auch die am tiefsten von dieser Erfüllten ließen sich doch von ihrer Empfindung nicht so weit fortreißen, unaufgefordert in die Thür einzutreten, und da sich nie jemand vor derselben befand, der eine derartige Bitte an sie richtete, so blieb mit erfreuender Gleichmäßigkeit allen der Schmerz erspart, den ein Wahrnehmen der Zustände im Hause durch das eigene Gesicht und Gehör jedenfalls in noch erhöhtem Maße mit sich gebracht haben würde. Das hätte nämlich zu der traurigen Erkenntnis geführt, daß Tamo Fleming bereits so weit geraten sei, von seiner eigenen Herabgekommenheit, wie von der seiner täglichen Umgebung nichts mehr zu empfinden. Sein Horizont hatte sich schon so stark verengt, daß er von der Außenwelt, wenigstens von den in ihr noch außer dem seinigen vorhandenen Häusern nicht das Geringste weiter verlangte und, was das schlimmste Symptom, nicht allein so vollzufrieden wie noch nie vorher im Leben aussah, sondern es auch war. Mit allem und jedem, mit Tag und Nacht, Morgen, Mittag und Abend; mit Sommer und Winter, Sonne und Regen, Arbeit und Muße. In erster Reihe aber mit allem, was die, welche ihn in diese Verfassung geschwächten Erkenntnisvermögens hineingebracht, die gewesene Barbe Carstens dachte, sagte und that; mit ihren Händen, obgleich diese keineswegs für die kleinste Handschuhnummer paßten, mit ihrer Stirn, trotz den beiden feinen Spinnwebfäden darüber, mit den mehr als früher geröteten Lippen darunter, dem dunklen Haar, und ganz besonders mit den in eigentümlichem Gegensatz dazu stehenden blauen Augen. Tamo Flemings Gesicht trug äußerlich immer eine ruhig vernünftige Miene zur Schau, aber es wäre betrübend gewesen, in ihn hineinblicken zu können, wie närrisch es in seinem Inneren aussah, denn darin hatte sich der Unverstand aller seiner Vorväter, gleichsam noch in die zweite Potenz versetzt, zusammengehäuft. Er kam sich vor wie einer, der unter Millionen von Mitspielern das große Los des Lebensglückes gezogen habe, und wenn ihm noch irgend etwas zur allerletzten, höchsten Befriedigung gefehlt, so hielt

sein Wahn auch diese Lücke für ausgefüllt, als er ungefähr nach einem Jahre eines Tags ein eben zur Welt gekommenes winziges Menschengeschöpf sorglich und sachkundig an die Brust seiner Frau legte und zusah, wie es herzhaft seine erste Mahlzeit im Leben zu sich nahm. Denn auch nach dieser Richtung war die zum mindesten auf das „späte Mädchen" gesetzte Hoffnung der Frau Pastorin nicht in Erfüllung gegangen, der Storch hatte Barbe Fleming für eine junge Frau wie andere angesehen, und obendrein befand sie sich in der — bei solchen nur aufs Körperliche veranlagten Naturen ja freilich häufigen — Befähigung, das arme Kind selbst zu stillen, dem so mit der ersten Nahrung schon unausbleiblich das Erbteil von seiner Mutter und ihren Eltern her noch vermehrt wurde. Aber in seiner Verblendung ließ Tamo Fleming dies natürlich zu, und da das Mitleid mit ihm bei dieser Gelegenheit doch noch einmal wieder rege geworden war, faßte man es in die Form, ihm bei einer Begegnung zugleich mit dem Glückwunsch das Bedauern auszudrücken, daß es kein Sohn, sondern eine Tochter sei. Doch brachte seine Erwiderung darauf ganz den traurigen Geisteszustand, in den er verfallen, zum Ausdruck, da er antwortete: „Das freut mich am meisten, Mädchen sind Sonnenschein im Hause, und man sieht's unserem schon an, es wird ganz wie seine Mutter." Denn nach der Art von Leuten mit allmählich mehr und mehr herabgekommenem Auffassungsvermögen schien er gar nicht zu merken und zu ahnen, wie genau man in den höheren Kreisen der Stadt seine Hausgenossin als sein Lebensunglück erkannt habe und wie man ihn in der Stille deshalb bedaure.

Abgesehen von seinem mangelhaften Verständnis, konnte er darüber auch kaum ins klare kommen, da er ja eigentlich mit niemandem im Verkehr stand als mit seinen Schwiegereltern. Sein Haus lag ziemlich in der Mitte zwischen den getrennten Wohnsitzen der beiden, und zu ihnen unterhielt er gleichmäßig freundliche, nahe Beziehungen. Carsten Carstens, seine zweite Frau und seine Kinder kamen regelmäßig von der Eichenbuschmühle herüber, wie Walburg Carstens von ihrer Seite her, doch trafen sie nie zusammen, denn beide Teile hatten bestimmte Wochentage festgesetzt, an denen sie bald nur kürzer im Flemingschen Hause vorsprachen, bald als Mittags- oder Abendgäste einkehrten. Und wie Barbe zu ihrem Vater und ihrer Mutter in gleichem Verhältnis stand, so that's auch ihr Mann. Er hatte kein Bedenken getragen, die Tochter eines geschiedenen Ehepaares zu heiraten, das zog allerdings mit einer gewissen Nötigung derartige Konsequenzen nach sich. Doch auf die moralische Grundlage seines Charakters warf fraglos kein günstiges Licht, daß er sich dazu nicht aus verwandtschaftlichen Rücksichten nur zu überwinden, sondern herzliche und gleiche Zuneigung für beide in sich zu hegen schien. Es machte den sittlich betrübenden Eindruck, wie wenn Tamo Fleming es nicht als ruchlos, vielmehr für vollkommen richtig gehandelt ansehe, daß zwei Leute, die vom Segensspruch des Geistlichen vor dem Altar im Namen Gottes und der staatlichen Ordnung bis an ihr Lebensende miteinander verbunden worden seien, sich nach eigenem Gutdünken trennen und, wenn's ihnen gefiel, anders wieder verheirateten. Aber bei der Flemingschen Art mußte man eben von je zuweilen auf laxe Anschauungen gefaßt sein, wo Religion und Sittlichkeit vollkommener und harmonischer ausgebildeten Gemütern unerschütterliche Grundsätze in die Brust legten.

Wodurch denn hatte Barbe Carstens eigentlich verursacht, daß sie nun seit Jahren schon Barbe Fleming hieß? Es war lächerlich, aber doch wirklich und wahr: durch nichts sonst, als daß sie zufällig auf der Straße Tamo Fleming einmal angeschaut und er in dem Moment in ihren Augen anderes als in denen aller übrigen jungen, hübschen und vermöglichen Mädchen der Stadt zu sehen gemeint hatte. Und es war wieder nach der Art der Fleminge gewesen, daß er sich kaum noch erst weiter von der Stichhaltigkeit seiner Mutmaßung überzeugt, sondern sie daraufhin sich zur Frau gewählt und nun mit dem im Hause saß, was seine Einbildungskraft ihm in den beiden blauen Augen — ihre Farbe war die von ungewöhnlich dunkel geratenen Veilchen — vorgespiegelt. Dabei hatte er sich im übrigen nach einer Richtung geirrt, wenn er geglaubt, Barbe sei ausschließlich von so still-ruhigem,

freundlichem Wesen wie ihre Mutter und gleich dieser zu ernster, nicht zu heiterer Gemütsstimmung veranlagt. Das war Barbe Carstens allerdings wohl gewesen, aber Barbe Fleming legte an den Tag, daß sie auch ebenso wie ihr Vater lachen konnte und mit der nämlichen helltönigen Stimme. Ihr Haar und ihre Augen bildeten ein äußeres Wahrzeichen, daß sie geistig und gemütlich gleichfalls die Art ihrer beiden Eltern in sich vereinigte, und so ernsthaft sie das eine Mal dachte, fühlte und sprach, so frohsinnig und glücksfreudig konnte sie seit ihrer Verheiratung in der nächsten Stunde in den sonnigen Tag hinein reden und singen. Denn zum letzteren hatte sie von ihrer Mutter auch die Begabung mitbekommen und sang ihr Kindchen von früh auf mit alten Volksliedern in den Wiegenschlaf.

Sie trug aus der heiligen Taufe auch einen geweihten Namen, den der heiligen Barbara, einer der vierzehn Nothelferinnen, der nach der christlichen Überlieferung ihr Vater mit eigener Hand den Kopf abgeschlagen, weil sie ihn zum Christentum zu bekehren gesucht, worauf ein Blitzstrahl vom blauen Himmel heruntergefahren, um ihn sofort wegen dieser Ruchlosigkeit ins Höllenfeuer davon zu schaffen. Doch es sah Tamo Fleming ähnlich, daß er, trotz solchem hohen Inhaltswert dieses Namens, von ihm bei seiner Frau keinen Gebrauch machte. Auch Barbe benannte er sie nicht, sondern nach den Abänderungen ihres Namens in allen möglichen Sprachen, bald englisch Bab, bald französisch Babet, dann friesisch Babe oder polnisch Bas, zuweilen auch altwendisch Frau Babusa. Jede dieser Anreden trug eine besondere Klangfarbe an sich, und Barbe wußte nach dem gerade in Betracht kommenden Umständen meistens genau vorher, wie sie im nächsten Augenblick heißen werde. Das war ein kindisches Treiben, dessen man sich vor allem von einem Arzt bei seinem so inhaltsschweren, ihm immer Not und Leid vor Augen führenden Beruf mit Recht nicht versehen hätte, aber seit Tamo Flemings Verheiratung war zum Vorschein gekommen, daß man den inneren Kern seines Wesens völlig überschätzt hatte. Man fand ihn auf einer sehr niedrigen Anschauungsstufe, und seine Natur war außer stande gewesen, ihn weiter emporzuheben. So fand er denn auch Geschmack an den kindlichen Namensspäßen mit seiner Frau. Mit diesen begnügte er sich indes nicht, sondern gesellte noch andere von verwunderlichster Art dazwischen. Denn obwohl Barbe ihm nie den geringsten Anlaß dazu gab, behauptete er steif und fest, ihre Natur sei aufbrausend, hitzköpfig, jähzornig und streitsüchtig; zugleich sei sie nur auch zu klug, um dies merken zu lassen, aber sie trage es verschlossen in sich. Er kenne jedoch jeden Zug ihres Gesichtes aufs genaueste und lese immer daran ab, was heimlich in ihr vorgehe, und wisse, wie sie, ohne ein Wort über die Lippen geraten zu lassen, innerlich über ihn räsonniere, sich erbittere und erbose. Danach hielt er eine ganze Liste und Stufenleiter von Benennungen im Vorrat. Er hieß sie Frau Nebel, Frau Landregen, Frau Unwetter, Frau Wolkenbruch, Frau Hagelschlag, Frau Blitzgefunkel, Frau Donnergepolter. Ab und zu klagte Barbe ihrem Vater und ihrer Mutter ihr Leid darüber: „Es giebt gar keine Witterung, die er nicht als Namen für mich hat,“ und dann lachte sie so hellstimmig und leider auch so gemütlos, wie Carsten Carstens, hinterdrein, während Tamo Fleming bestätigend versetzte: „Das ist richtig, es giebt gar keine Witterung, die sie nicht hat.“ Aber dadurch wurde auch bedingt, daß er sie unter anderen Umständen Frau Sonnenschein, Frau Sommerwolke, Frau Morgenrot, Frau Himmelsblau, Frau Mondlicht, Frau Sternennacht benennen mußte, und zwar sah er sich, ob gern oder ungern, zur Anwendung dieser meteorologischen Nomenklatur sehr viel häufiger als zu derjenigen der ersteren genötigt. Dazu jedoch lachte Barbe Fleming nicht, wie es jedenfalls passender angebracht gewesen wäre, sondern schaute eher mit einem etwas schwermütig überflorten Blick drein und that oft etwas für eine Frau höchst Unschickliches, indem sie die Hand ihres Mannes sich an die Lippen zog und küßte. Doch zum Glück befanden sich dabei nie fremde Augenzeugen zugegen.

(Fortsetzung folgt.)



Michelangelo.

Von

Oskar Bie.

I.

Bei Santa Croce in Florenz, dem Westminster seiner Berühmtheiten, biegen wir in eine Nebenstraße, und bei Nummer 64 der Via Ghibellina haben wir die Galleria Buonarotti erreicht. Galleria, nicht Casa Buonarotti heißt sie offiziell. Denn es ist nicht ein Haus, in dem Michelangelo Buonarotti gewohnt und gearbeitet hat, sondern eines, das er seinen Verwandten schenkte, die es schließlich der Stadt übergaben. Der berühmteste dieser Verwandten — o, wie peinlich ist die Verwandtschaft mit einer Weltpersönlichkeit — war des Meisters Großneffe, dem man gar den Namen „Michelangelo der Jüngere" beilegte; er hat sich diese Verwandtschaft viel Geld kosten lassen. Für mehr als 130000 Lire, heißt es, ließ er die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben seines großen Großonkels al fresco und all' olio malen, gab dessen Gedichte heraus (er „verbesserte" den Text), sammelte allerlei Hinterlassenschaften und richtete diese Galerie ein.

Nun, wenn man in Florenz ist, geht man

ja schließlich in die Galerie; man geht hinein aus der bekannten Angst des Gewissens auf Reisen. Aber wenn man herauskommt, ist man so klug wie zuvor. Was hat man gesehen? Jene bombastischen Fresken, in denen nach dem Muster des Lebens Mariä oder der heiligen Ursula die wichtigsten Ereignisse um Michelangelo berichtet werden, der so gar nicht feierlich war. Ein paar längst populäre gute Jugendwerke; einige falsche Michelangelos; eine Reihe Zeichnungen und Brieffaksimiles; einige angebliche Thonmodelle des Meisters; und hunderterlei Sächelchen, die nur auf den schwierigsten Gedankenwegen mit ihm in Beziehung zu bringen sind, wie zwei Genien des Giovanni mit vier Guirlanden, welche ein simbolo delle virtù di Michelangelo sein sollen. Ich erinnere mich, nicht eine Spur vom Geiste Michelangelos in diesen engen Zimmern empfunden zu haben. Ja, hätte er noch dort gewohnt, könnte man sich noch sagen: auf diesen Boden trat sein Fuß, in dieser Kapelle betete er, aus dieser Bibliothek nahm er sich in stillen Stunden seine Bücher. Aber da hiervon alles Phantasie bleibt und die Räume nur den Geist der etwas kindlichen Pietät seines Herrn Großneffen und den Geist der Fremdenindustrie atmen, so durchschreitet man schließlich wieder den Hof, den so langweilige Antiken umgeben, nicht erhoben, sondern ermüdet durch den Blick, der schwer und träge an so vielen Dingerchen herauf und herunter geglitten ist.

Die vielen, vielen Briefe von und an Michelangelo, die dort ruhen, gehen ja nur den Verstand an, und sehr begeisternd ist ihre Geschichte auch nicht. Es erscheint fast unbegreiflich, wie lange sich die sehr vollständigen Briefe Michelangelos in diesem Hausarchiv ausruhten. Nachdem vor etwa dreißig Jahren die ersten ganz schüchtern in der Michelangelolitteratur verwendet waren, sind sie erst 1875 von Milanesi, nicht einwandfrei, in der stattlichen Zahl von vierhundertfünfundneunzig Stück publiziert worden. Von diesem Datum an konnte man überhaupt erst ordentlich über Michelangelo studieren, denn es ist klar, daß die vierhundertfünfundneunzig Briefe einen Schatz für biographische Behandlung darstellen, wie man sie für manche Celebrität sich wünschte, selbst aus unserer Zeit, die doch im Herausgeben der Briefe so galoppierend schnell verfährt.

Aber mit diesen Briefen war der Schatz des Archivs keineswegs erschöpft. Es lagen da noch eine Anzahl Briefe an Michelangelo, die man auf nicht weniger als fünfhundert schätzte. Man wartete und wartete auf die Hebung dieses Schatzes. Immer, wenn eine neue Biographie des Meisters von Bedeutung erschien, suchte man auf dem Titelblatt, ob der Verfasser sich nicht wieder einige dieser Inedita zur Renovierung seiner Arbeit verschafft und sie freudig angezeigt hätte. So wurde Gottis Biographie auf diese Art von Wichtigkeit, und auch die kürzlich erschienene englische, das sehr anregende Life of Michelangelo von Seymonds, hat sich durch ein paar Griffe in das Archiv belebt. Aber eine regelrechte Ausgabe dieser Korrespondenz ist bis zum heutigen Tage nicht erschienen — es heißt, Milanesi arbeite daran.

Dieses Buonarottihaus in Florenz mit seiner Bronzebüste über der Thür und seinem römischen Adler im Hofe, unter dem das Danteſche »Che sovra gli altri come aquila vola!« steht, ist so zu sagen das Nationalmonument Michelangelos. Wie schwächlich gegen den Mann selbst! Gegen den größten bildenden Künstler, den die Erde bis jetzt gesehen, den ewigen Typus des modernen Künstlers. Diese moderne Zeit baut dem Viktor Emanuel den halben kapitolinischen Hügel mit seinem Denkmal voll und spickt Platz für Platz mit den Monumenten der Helden des Blutes und der Diplomatie. Für die Dichter räumt sie schon kleinere Plätzchen ein, und für die bildenden Künstler hat sie selten Zeit. Und doch kann man wohl sagen, daß Michelangelo wichtiger sei und denkmalswürdiger als die Brüder Cairoli. Er zählt unter die sieben Weltwunder der Menschenkultur. Er ist eine der Menschwerdungen eines bestimmten Geistes, die nur einmal geschehen, aber jahrhundertelang vorbereitet werden und jahrhundertelang ausklingen. Er ist der Künstler des Menschenkörpers.

* * *

Es ist unendlich viel Gutes über Michelangelo geschrieben worden, und die beiden Werke Grimms und Springers — das eine voll Empfindung, das andere voll Kritik — sind in Deutschland populäre Bücher. Eine kurze Abhandlung wie die vorliegende reizt besonders, ihn auf einen springenden Punkt zu betrachten, auf seine Kunst im Menschenkörper, welche mir der Titel seiner ganzen Kunst zu sein scheint. In jedem Künstler sprudelt ein Quell, der sein ganzes Schaffen tränkt, auch in den zahlreichen Nebenadern. Ein jeder hat einen Drang in sich, der sich in der frühesten Jugend meldet und zeitlebens alles Sinnen und Schaffen sich unterwirft. Bei Michelangelo ist diese grandiose Einseitigkeit so wunderbar, daß man ihre Behandlung direkt mit seiner Biographie gleichsetzen kann.

Seinen furiosen plastischen Formensinn bereitet die Jugend gleichsam vor. Er ringt stets mit den Verhältnissen. In kleiner Familie am 6. März 1475 geboren (sein Vater war ein armer Beamter des florentinischen Staates, seine Mutter starb früh), findet er nicht einmal zu Hause irgend eine Tradition der Kunst. Seine Vorfahren waren kleine Grundbesitzer und sein Vater widerstreitet seiner Laufbahn. Er scherzte später darüber, daß er zufällig die Frau eines Steinmetzen zur Amme gehabt hatte. Wie von fremd her kommt der rabiate Geist in ihn gefahren. Er besiegt den Widerstand seines Vaters schon zu dreizehn Jahren und tritt 1488 in ein Künstleratelier ein. Die Namen seiner Lehrer bleiben gleichgültig, weil sie ihn kaum beeinflussen. Er lernte mehr von den berühmten Fresken des Masaccio in der Karmeliterkirche und vor den Statuen im Garten der Medici bei San Marco, wo der alte Bertoldo als Custode und peripatetischer Lehrmeister fungierte. Dort lernt ihn Lorenzo Medici kennen, der sein Talent zu schätzen weiß und ihn auch in sein Privathaus zieht. Aber Lorenzo stirbt bald, und mit Piero kann sich der Künstler nicht gut stellen. Piero ist eine rücksichtslose Natur und hat bald ganz Florenz gegen sich. Noch ehe er verjagt wird, flüchtet Michelangelo infolge eines plötzlichen Überdrusses. Es ist, als ob ihm der Boden bereitet werden sollte für das Hin und Her seines stürmischen Lebens, das nicht am wenigsten zu seiner stürmischen Kunst beitrug.

Er flüchtet nach Bologna, wo ihm schnell der Auftrag zu teil wird, an dem Dominiksgrabe im Dom plastisch thätig zu sein. Schnell ist er aber wieder in Florenz zurück, wo die neue Regierung einen neuen Ratsaal bauen will und sich die Künstler dazu bestellt. Aber es wird nichts Rechtes dort, es sind zu unruhige Zeiten. Michelangelo beschließt überhaupt, diese Gegend zu verlassen und nach Rom zu wandern. Er hat eine Empfehlung an einen Kardinal und hofft auch von Piero Medici, der in Rom lebt, Arbeit. Aber beides bleibt Illusion. Endlich kommt ein Lichtstrahl: der französische Gesandte beim Papst, den er kennen lernte, bestellt bei ihm die Pietà für die Peterskirche. Nach vier Jahren kehrt er — der Vater drängte sehr — nach der Florentiner Gegend zurück. Der nächste größere Auftrag, wobei ihm wieder römische Freunde halfen, macht ihm allerdings wenig Freude. Er soll für eine feierliche Familienkapelle, welche sich die Piccolomini in Siena bauen, allerlei Statuenwerk liefern. Torrigiano, sein Vorgänger dort, war nämlich unter die Soldaten Cesare Borgias gegangen — es war derselbe, der als junger Mann Michelangelo die Nase platt geschlagen hatte. Trotz genauer Verträge arbeitete Michelangelo nur wenig für Siena und ließ es ganz liegen, als ihm der Domvorstand von Florenz den prachtvollen Auftrag gab, aus einem bereits daliegenden Riesenblock die Statue zu machen, welche dann als der berühmte David erstand. Auch aus dem Auftrag der Wollweberzunft, zwölf Apostelstatuen für den Dom zu meißeln, machte er sich so wenig, daß nur der Matthäus in Umrissen fertig wurde. Er lebte ganz dem David. Nach verschiedenen anderen Arbeiten fesselte ihn dann am meisten der Auftrag, den er von der Florentiner Regierung zur Ausschmückung des großen Ratsaales erhielt. Florenz glaubte ja immer, endlich zur Ruhe zu kommen. Jetzt war der Schrecken Italiens, Cesare Borgia, ungefährlich geworden, da Alexander VI. gestorben war; und Piero Medici, der letzte Prätendent, war im Garigliano untergegangen. Man wählte einen Republikpräsidenten auf Lebenszeit. Der Friede dauerte

nicht lange, und die Anstrengungen, welche die Künstler für das renovierte Rathaus machten, blieben auf dem Wege stecken. Lionardo sagte ab, Michelangelo vollendete nur den Carton. Papst Julius berief ihn nach Rom. Und er ging, wie die ganze Kunst von Florenz nach Rom ging; das Quattrocento wandelte sich zum Cinquecento. Die Zünfte der freien oberitalienischen Städte waren verarmt, die Fürsten vertrieben, der Staat in ewiger Unruhe. In Rom aber wurden die kunstsinnigen Päpste die höfischen Beschützer der Musen. Bis hierhin hatte sich Michelangelo redlich mit den bösen Verhältnissen der Kleinstaaten herumgeschlagen; in sein Sinnen und Schaffen mußte etwas von dieser gewaltsamen Heimatlosigkeit einfließen. Er mußte die Faust ballen.

* * *

Von den Werken, die Michelangelo in dieser ersten Zeit seines Lebens schuf, hat schon jedes einzelne sein großes Interesse. Wir besitzen über die Jugendwerke eine ganz vorzügliche Monographie des feinsinnigen Heinrich Wölfflin.

Wie ist der Künstler gleich an das erste Stück gegangen, das wir von ihm haben: das Relief der „Madonna an der Treppe". Er hat keine reich verhüllte Figur hingesetzt, mit einem hübschen, drallen Kinde, alles in schönen, wohlerwogenen Formen. Er hat die Scene wild aus dem Leben gerissen. Wohl sah er einst vor einer Brücke, auf der Kinder spielten, ein starkes Weib sitzen mit ihrem Kinde — und dieses wurde ihm die Madonna. Er ließ die Treppe im Hintergrunde, ließ die Kinder darauf, die ihm in ihren heftigen Bewegungen sympathisch waren, und setzte vorn auf einen Stein, ganz im Profil nach links, seine Madonna gewordene Florentinerin. Ihr Körper ist fest und sehnig, ihre Hände dick und groß. Der Körper ist unruhvoll und drängt in seinen Muskeln. Der eine Fuß ist über den anderen gesetzt, die Hände spreizen sich wie vor innerer Kraft, und das leichte, ideale Gewand, das über den Hinterkopf herunterfällt, ist nur eine leise Verhüllung dieser strotzenden Kraft. Man hat schon das echt michelangeleske Gefühl, daß es eigentlich sinken müßte, um diesen Körper in seiner göttlichen Nacktheit zu enthüllen, die seine wahre Natur ist. Das Kind aber, dem die Mutter die Brust reicht, ist der allerechteste Michelangelo. Vom Rücken gesehen, diesem scharf geschnittenen Rücken, windet es den Rumpf nach rechts, den Kopf nach links hin und streckt den rechten Arm nach hinten, die Hand nach oben umbiegend. Es ist eine Anstrengung, die schon über die gewöhnliche Natur hinausgeht, die fast unnatürlich, fast willenlos-tot aussieht, daß man wohl meinen könnte, dieses Kind sei eingeschlafen. Ein königlich ideales Gesicht versuchte Michelangelo seiner Madonna zu geben, es gelang ihm nicht, er konnte nichts „Schönes" machen. Nur wenig Tradition für ein Jugendwerk steckt in dem Relief. In der flachen Technik, in der leichtknitterigen Gewandbehandlung, im Typus der Jungen auf der Brücke hat man mit Recht Sympathien für Donatello und seine Schule gesehen, diesen großen Realisten des fünfzehnten Jahrhunderts, dessen Genie der wahre Vorläufer Michelangelos war. Der Steinsitz mit dem empfindungslos drapierten Gewandüberhängsel scheint durch antike Werke in Michelangelos Auge gelangt zu sein. Sonst steht er schon ganz auf eigenen Füßen. Dieses merkwürdige Christkind hat ihm niemand vorgemacht, denn niemand hatte bisher solche Sucht, den Körper zu recken und zu dehnen.

Aus derselben Zeit stammt das berühmte Relief des „Centaurenkampfes", welches so genannt wird, obwohl die Centauren numerisch nur eine geringe Rolle darin spielen. Allerdings ist der im Vordergrund liegende Centaur das echteste Stück Michelangelo im ganzen Werke. Mit Recht stellt man ihn mit dem erwähnten Christkind zusammen: dieselbe Freude am schweren Aufliegen der Gliedmaßen, am willenlosen und zusammenhangslosen Dasein der Muskelpartien, die wir uns nur an Leichnamen glaubhaft machen können. Im übrigen ist ein maßlos wilder Kampf von Männern dargestellt: Ausholen, Ringen, Reißen, Verteidigen, Gegenstemmen, Niederdrücken, Fliehen, Sterben — alles in engster Verquickung, eine unerhörte Konzentration von Kraft auf einen engen Raum. Das Relief ist auch schon nicht mehr so flach, es tritt stellenweise rund hervor, die-

sem Muskelstil entsprechend. Wohl streifte des Künstlers Blick einmal antike Sarkophage von Amazonen- oder Centaurenkämpfen. Aber das Gedränge, welches dort Unfähigkeit war und auch im Widerspruch stand zu dem antiken Kampfgruppenprincip, das Breite verlangt, wurde in seinem Geiste etwas ganz anderes: ein Aufschreien von dramatisch zusammengepreßter Kraft. Im einzelnen wurde er von manchem antiken Motiv leicht beeinflußt, aber auch diese werden bei ihm zu neuen Bildern. Es ist nicht einmal eine Fortsetzung pergamenischer Kampfverschlingungen, wie wir sie seit einigen Jahrzehnten kennen; es ist aus ganz individuellen Beweggründen entsprossen — aus dem Steigerungsbedürfnis des menschlichen Körpers.

Das erste Werk, in dem Michelangelo seine neue Kunst, die Kunst des gesteigerten Menschenkörpers in voller Monumentalität darbot, ein marmorner „Herkules“, lebensgroß, so recht gemacht für seinen Meißel, der in Muskeln und Fleisch wühlt, ein seiner Zeit viel berühmtes und bewundertes Werk, das seinen Namen wohl zuerst öffentlicher machte, dieser Herkules — ist verloren gegangen.

Dafür sind aus seiner oben beschriebenen Bologneser Episode einige der Arbeiten erhalten, die er für das Dominikusgrab machte. Doch bedeuten sie auch künstlerisch nur eine Episode. Sie sind ohne Liebe gemeißelt, ihre Eigentümlichkeiten sind nur Verlegenheiten. Es ist zuerst ein „Kandelabertragender Engel“. Ein Engel, der niemals einer war. Es ist ein wilder Gassenjunge, den man in Weiberkleider steckte. Man sagte ihm, er solle hübsch artig sein und den Kopf gerade halten. Er giebt sich nun die erdenklichste Mühe, das wilde, dicke Haar, das breite Gesicht, den Mund, der noch nie geschlossen war, das kräftige Kinn in das Engelsmilien zu stimmen. Das Gewand sitzt ihm wie eine Maske. Es ist ein derber Stoff, in dem die Falten ganze große Schluchten und Berge bilden — ein Stoff, der Michelangelo wohl sympathisch, aber kein Engelsstoff war. Große Flügel, schnell und grob behandelt wie das Haar, sitzen ihm am Rücken. Knieend hält er den Leuchter, aber man sieht, daß er noch nie einen gehalten hat. Er hat eine plumpe Angst, daß er fällt. Man glaubt, der Junge wird froh sein, wenn man ihm die Engelsmaskerade wieder abnimmt und ihn auf die Gasse frei läßt. An dem zweiten Stück vom Grabmal kann man eigentlich nur die Ungeschicklichkeit im Tragen des Baumodells und dieselbe Tiefschluchtigkeit des Gewandes nach den Erfahrungen an jenem Engel für michelangelesk halten, allenfalls auch die übertriebenen Zehen. Aber bei dem charakterlosen Kopf muß man daran denken, daß er nach einer Überlieferung nicht den ganzen „Petronius“ arbeitete. Selbst mit dem Einfluß des Jacopo della Quercia, des berühmten Bologneser Bildhauers, läßt sich das nicht erklären, den Wölfflin wundervoll als Zwitterwesen zwischen der schlanken, wellenliebenden Gotik und der kräftigen Renaissance schildert. Dieser Bologneser Auftrag war eben nichts für Michelangelo, dessen Sinn bereits nach ganz anderen Dingen stand.

Der Stolz der italienischen Skulpturensammlung Berlins ist ein junger „Johannes“, den man auf Michelangelo tauft. Geschmeidig und schlank steht er in der geschwungenen Position einer S-Linie da, bekleidet mit einem schmalen Schurz. In der Linken hält er eine Honigwabe, aus der er sich den süßen Saft in ein Hörnchen geträufelt hat, das er eben zum Munde führt. Alles ist lecker und süß und zierlich, das Gesicht zart, die Glieder schlank, das Motiv niedlich, und von der Rechten, die den Honig zum Munde führt, steht das kleine Fingerchen ab. Als die plötzlich auftauchende Figur in Florenz 1875 dem Michelangelo-Kongreß als neu entdeckter Michelangelo vorgestellt wurde, gingen die Ansichten auseinander, aber die Majorität war für diese Taufe. Indessen ist über die Figur viel hin und her geredet worden. Ihr feurigster Verteidiger ist Bode, ihr strengster Feind Wölfflin. Es ist geradezu tragisch und eine furchtbare Ironie für das Selbstbewußtsein unserer Kunstgeschichte, daß sich Forscher, welche beide nicht Philologen, sondern wirklich fein empfindende Naturen sind, über die Authenticität eines Michelangelo so ganz und gar gegenüberstehen können. In diesem Streit giebt es daher keinen Beweis und Gegenbeweis, son-



sem Muskelstil entsprechend. Wohl streifte des Künstlers Blick einmal antike Sarkophage von Amazonen- oder Centaurenkämpfen. Aber das Gedränge, welches dort Unfähigkeit war und auch im Widerspruch stand zu dem antiken Kampfgruppenprincip, das Breite verlangt, wurde in seinem Geiste etwas ganz anderes: ein Aufschreien von dramatisch zusammengepreßter Kraft. Im einzelnen wurde er von manchem antiken Motiv leicht beeinflußt, aber auch diese werden bei ihm zu neuen Bildern. Es ist nicht einmal eine Fortsetzung pergamenischer Kampfverschlingungen, wie wir sie seit einigen Jahrzehnten kennen; es ist aus ganz individuellen Beweggründen entsprossen — aus dem Steigerungsbedürfnis des menschlichen Körpers.

Das erste Werk, in dem Michelangelo seine neue Kunst, die Kunst des gesteigerten Menschenkörpers in voller Monumentalität darbot, ein marmorner „Herkules“, lebensgroß, so recht gemacht für seinen Meißel, der in Muskeln und Fleisch wühlt, ein seiner Zeit viel berühmtes und bewundertes Werk, das seinen Namen wohl zuerst öffentlicher machte, dieser Herkules — ist verloren gegangen.

Dafür sind aus seiner oben beschriebenen Bologneser Episode einige der Arbeiten erhalten, die er für das Dominikusgrab machte. Doch bedeuten sie auch künstlerisch nur eine Episode. Sie sind ohne Liebe gemeißelt, ihre Eigentümlichkeiten sind nur Verlegenheiten. Es ist zuerst ein „Kandelabertragender Engel“. Ein Engel, der niemals einer war. Es ist ein wilder Gassenjunge, den man in Weiberkleider steckte. Man sagte ihm, er solle hübsch artig sein und den Kopf gerade halten. Er giebt sich nun die erdenklichste Mühe, das wilde, dicke Haar, das breite Gesicht, den Mund, der noch nie geschlossen war, das kräftige Kinn in das Engelsmilieu zu stimmen. Das Gewand sitzt ihm wie eine Maske. Es ist ein derber Stoff, in dem die Falten ganze große Schluchten und Berge bilden — ein Stoff, der Michelangelo wohl sympathisch, aber kein Engelsstoff war. Große Flügel, schnell und grob behandelt wie das Haar, sitzen ihm am Rücken. Kniend hält er den Leuchter, aber man sieht, daß er noch nie einen gehalten hat. Er hat eine plumpe Angst, daß er fällt. Man glaubt, der Junge wird froh sein, wenn man ihm die Engelsmaskerade wieder abnimmt und ihn auf die Gasse frei läßt. An dem zweiten Stück vom Grabmal kann man eigentlich nur die Ungeschicklichkeit im Tragen des Baumodells und dieselbe Tiefschluchtigkeit des Gewandes nach den Erfahrungen an jenem Engel für michelangelesk halten, allenfalls auch die übertriebenen Zehen. Aber bei dem charakterlosen Kopf muß man daran denken, daß er nach einer Überlieferung nicht den ganzen „Petronius“ arbeitete. Selbst mit dem Einfluß des Jacopo della Quercia, des berühmten Bologneser Bildhauers, läßt sich das nicht erklären, den Wölfflin wundervoll als Zwitterwesen zwischen der schlanken, wellenliebenden Gotik und der kräftigen Renaissance schildert. Dieser Bologneser Auftrag war eben nichts für Michelangelo, dessen Sinn bereits nach ganz anderen Dingen stand.

Der Stolz der italienischen Skulpturensammlung Berlins ist ein junger „Johannes“, den man auf Michelangelo tauft. Geschmeidig und schlank steht er in der geschwungenen Position einer S-Linie da, bekleidet mit einem schmalen Schurz. In der Linken hält er eine Honigwabe, aus der er sich den süßen Saft in ein Hörnchen geträufelt hat, das er eben zum Munde führt. Alles ist lecker und süß und zierlich, das Gesicht zart, die Glieder schlank, das Motiv niedlich, und von der Rechten, die den Honig zum Munde führt, steht das kleine Fingerchen ab. Als die plötzlich auftauchende Figur in Florenz 1875 dem Michelangelo-Kongreß als neu entdeckter Michelangelo vorgestellt wurde, gingen die Ansichten auseinander, aber die Majorität war für diese Taufe. Indessen ist über die Figur viel hin und her geredet worden. Ihr feurigster Verteidiger ist Bode, ihr strengster Feind Wölfflin. Es ist geradezu tragisch und eine furchtbare Ironie für das Selbstbewußtsein unserer Kunstgeschichte, daß sich Forscher, welche beide nicht Philologen, sondern wirklich fein empfindende Naturen sind, über die Authenticität eines Michelangelo so ganz und gar gegenüberstehen können. In diesem Streit giebt es daher keinen Beweis und Gegenbeweis, son-





Michelangelo: Madonna von Brügge.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

dern nur eine Parteinahme im Geschmack, im Stilgefühl. Zu dem Bilde, das aus Michelangelos Gesamtwerken hervorgeht, will dieser Giovannino nicht passen. Es stimmt, daß die kleinlich-saubere Behandlung des umgelegten Bandes, daß seine virtuose Unterhöhlung vorn und hinten an der Hüfte, daß die ganze Honigwabengeschichte in ihrer Unbedeutendheit, daß die erdgeruchlose Arbeit am Baumstumpf und am Felsboden nicht michelangelesk erscheint. Die starke Bewegung ist bei ihm nicht, wie bei allen Werken Michelangelos, ein Quellen, sondern sie ist Geziertheit, die Geziertheit der französischen Spätrenaissance. Und doch, wenn man tausendmal aus allen anderen Werken bewiese, daß der Geist, der diese Statue schuf, ein ganz anderer war als der Geist Michelangelos, man könnte ein ehrliches Stilgefühl damit nicht widerlegen, welches behauptete, daß der Giovannino, der als Jugendwerk des Meisters litterarisch überliefert wird, eben dieser sei. Ich kann dies letztere Stilgefühl nicht beschreiben, da ich es nicht empfinde.

1498, bei seinem ersten römischen Aufenthalt, machte Michelangelo mit einem Kardinal einen Kontrakt, dessen Objekt die berühmte „Pietà" der Peterskirche war. Jeder, der der bildenden Kunst ein Interesse entgegenbringt, kennt dieses vielbewunderte Werk, und jeder hat den Eindruck von ihm im Gedächtnis: es ist die einfachste und größte Lösung des Pietà-Problems, das Jahrhunderte vorher und Jahrhunderte nachher die Kunst beschäftigt hat. Das Pietà-Problem ist wirklich ein Problem, es ist nicht bloß die Darstellung der Scene des beweinten Christus, sondern die Aufgabe präcisiert sich auf den Gegensatz der lebenden trauernden bekleideten Mutter und des toten, schmerzlosen, nackten Jünglings. Darin lag ein bestimmter formaler Reiz. Wie hat Michelangelo dies Problem am einfachsten gelöst? Er hat alle Nebenfiguren weggelassen und dadurch das Thema des Mutterschmerzes auf seine notwendigsten Darsteller reduziert. Er hat es wirklich als ein Thema über eine specifisch menschliche Seelenbegebenheit gefaßt. Dann hat er den Kontrast der bekleideten Mutter und des nackten Sohnes auf seine Schärfe gebracht, indem er nicht anders komponierte, als daß der nackte Körper in dem reichen Gefältel des Kleides gebettet lag, wie man eine Perle in Gold faßt, um die Perle und das Gold doppelt wirken zu lassen. Und endlich hat er allen Ausdruck auf das eine Motiv Schmerz gestellt. Die Gruppe der Mutter mit dem Sohn ist wie ein Monument des Schmerzes und diese starre Monumentalität findet nur seitlich einen ganz leisen, menschlichen, redenden Ausfluß in der geöffneten Linken der Maria, die uns sagt: Dies ist das Los der größten irdischen Liebe. Vergleichen wir zum Beispiel Böcklins Pietà. Böcklin — als Maler — verlegt die Scene in die Nacht: Christus liegt steif horizontal auf einem Marmorblock, und Maria, von der man nichts sieht als ein Meer des dunkelblauen Gewandes, hat sich über ihn geworfen. Auch das ist ein monumentaler Kontrast: der steife, nackte Leichnam und die wild hingeworfene, ganz Gewand gewordene Maria. Dieses Stück des Bildes predigt weniger Schmerz, als Tod. Aber Böcklin, der niemals ein Pessimist ist, differenziert nun wieder das Extrem Tod. Schon unten streut er in den bleichen, blaugrauen Schimmer des nächtigen Marmors seine wundervollen Rosen, und oben gar öffnet er den Himmel, und es wird Tag, und aus dem Lichte strömen die Engel hernieder, kleine unschuldige mit schillernden grünen Flügelchen, und der große mit dem brennend roten Kleide. Das ist der Gegensatz: der moderne Maler nimmt den Tod statt des Schmerzes und quittiert ihn wieder durch Rosen und Engel. Michelangelo nimmt den Schmerz, der in der tiefen Mitte liegt zwischen Tod und Leben, und stellt auf ihn seine ganze Gruppe ein. Dieses mittlere Einstellen finde ich in seiner Pietà so stark betont, daß mir die Einfachheit und Größe der Problemlösung thatsächlich einen speciell römischen Einfluß zu bedeuten scheint. Wie weit war er einst in der Centaurenschlacht davon entfernt. Man kennt den Unterschied vom Florenz des fünfzehnten und Rom des sechzehnten Jahrhunderts, wohin die Kunst immer stärker wanderte, als die Fürsten im Norden so unruhig und die Päpste im Süden so heidnisch wurden. Wie Raphael sein feines, sinniges Umbriertum verlor, als er in Rom

einzog, und seiner Kunst die „schöne“ formale Kontur gab, bis zur Trivialität in den Loggiabildern, so überkam alle, die durch die Porta del Popolo zogen, der Drang nach Größe, nach Formvollendung, nach Linienschönheit, und man gab die süßen lokalen Erinnerungen auf zu gunsten dieser von Antike und Triumphalsucht getränkten Welt.

In der Pietà Michelangelos ist etwas von diesem formalen Geiste. Nicht so sehr in der Komposition, die bei ihm immer echt romanisch blieb, als in der Gestaltung, die nicht aus jenem tiefsten Abgrund unseres Künstlers ihre Kräfte zog. Er gab sich damals nicht unwillig den lionardesken Einflüssen hin, die auf die Formvollendung des Gesichtes und der Gebärde hinzielten. Seine Maria kann man mit dem Christus des Lionardoschen Abendmahls wohl vergleichen, der in demselben Jahre entstand. Sie ist so süß und fein in ihrem Antlitz, daß sie fast vergißt, Mutter zu sein. Ihre Gebärde ist gemessen und zart; selbst die Hand öffnet sie nur halb, als ob sie das Gefühl hätte, daß schon dies eigentlich nicht göttlich sei. Sie hat, möchte ich sagen, ein monumentales Standesbewußtsein, das zu cinquecentistisch ist, um ganz michelangelesk zu sein. Denn Michelangelo ist größer als das Cinquecento, er ist ein Dämon, der über die Schönheit der Form hinausgeht. Und wie für mein Gefühl in dieser schönen Maria eine formelle Entwicklungsstufe steckt, die der volle Michelangelo später überwand, so stecken auch reichlich sinnfällige Beweise seiner Jugend in der Einzelarbeit, im Gewande findet er sich noch nicht. Ist es auch inhaltsreicher als bei den Bologneser Figuren, so giebt es doch nur eine einzige Stelle, die Schwunglinie zwischen den Füßen, die er später nicht desavouiert hätte. Oben weiß er die Fläche nicht in seinem großen Stile zu behandeln. Um zu wirken, wirft er tausend kleine Falten hinein, welche (noch schlimmer als drapiert) ängstlich ausgezipst zu sein scheinen. Über die Brust, halb um die Fältchen zu motivieren, legt er ein Band, welches nicht nur ziemlich unverständlich ist, sondern auch der organischen Empfindung an dieser Stelle direkt zuwiderläuft. Eine merkwürdige Ironie wollte es, daß er gerade auf dieses Band seine Künstlerinschrift setzte, die einzige, welche er überhaupt auf eine Statue gesetzt hat. Wie bei der Madonna an der Treppe das Christkind ein echterer Michelangelo war als die Maria, so ist es auch hier der Christus. Man kann überzeugt sein, daß ihn diese nackte Figur bedeutend mehr interessiert hat. Meisterhaft hat er ihn hingelegt. Alles steht in Divergenz miteinander, Beine, Hände und der Rumpf zu diesen und der Kopf zum Rumpfe. Durch diese Lage bekommt der Körper etwas Leichtes, das ihm den Leichnameindruck nimmt. Er scheint zu schlafen und mit der Rechten wie zufällig das Gewand der Maria zu fassen. Jene ewige Ruhe liegt über ihm, die ewiger ist als der Tod, die uns wie ein Mittelding zwischen Tod und Schlaf erscheint und eine der Domänen Michelangelos war. Über jenes Christkind und diesen Christus führt der Weg zu den liegenden Figuren der Medicigräber. Und steht das Werk unter dem Einfluß einer gewissen nivellierenden, vielleicht römischen Denkmalhaftigkeit, dieser Christus ist der Fingerzeig in das eigene Gebiet Michelangelos, wo die Erscheinung des Menschen in eine neue Form erhöht werden sollte. Bereits beleben sich auch die Einzelpartien reicher, die Anatomie spricht lebhafter, man ist förmlich Zeuge der neuen Adamschöpfung.

In diesem Zusammenhang gewinnt sein „Bacchus“, den er um diese Zeit arbeitete, ein besonderes Interesse. Es scheint, daß er die Florentiner Figur aus eigenem Antriebe erfunden hat. Ganz nackt, hebt Bacchus mit der Rechten eine Schale und stützt sich (in technischer Beziehung) auf einen kleinen Satyr, der ihm die Trauben fortißt. Sein Gesicht spricht von jenem ersten Grade der Trunkenheit, da die Glieder sich ganz leise lösen, die Muskulatur von selbst zu spielen beginnt und die berühmten inneren Schwingen sich heben. Man giebt sich dieser Kräfteübertragung vom Bewußtsein nach den Gelenken willig hin, man genießt die süße Automatie des Körpers. Michelangelo müssen solche Halb- und Viertelschlafzustände ungemein interessiert haben. In diesem Sinne hat er seinen Bacchus ausgeführt. Die Gelenke lösen sich überall, die Trunkenheit spielt zwischen Kraft und Hingabe, von allen Sei-



Michelangelo: David.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Michelangelo: Kopf des David.

ten sind die Linien unruhig und lavierend. Die Rechte hebt die Schale mit einer gewissen, nicht mehr völlig kontrollierten Willenskraft; die Linke stützt sich auf, ohne sich dabei eigentlich zu stützen; das rechte Bein spielt, ohne eigentlich den Antrieb dazu zu fühlen; das linke hält den Körper, ohne doch dessen volles Vertrauen zu genießen: der Rumpf pendelt ganz leicht und der Kopf auf ihm nicht minder. Das war die Stimmung, welche Michelangelo suchte. Halb werden die Muskeln angetrieben, halb wieder selbständig gemacht. In diesem Zustande geht er gleichsam den geheimen Bewegungskräften unseres Organismus leichter nach: er findet die Quellen des Lebens, da sie offener, unbewußter daliegen. Es mag stimmen, wie behauptet wird, daß er seine Anatomie am Leichnam studierte und die toten Muskeln in ein gewaltsames Leben zurückübersetzte, das sie im wirklichen Leben niemals vereinte. Aber wenn er so das Material für seinen plastischen Übermenschen auch sammelte, darum ließ er das lebende Modell sicher nicht beiseite. Er liebte es im Schlaf, im Halbschlaf, in der Trunkenheit, wo ihm der Organismus die Thüren öffnete, um ihm die Geheimnisse der Bewegung zu zeigen. Es ist kein Zufall: auch dieser Gott weckte seinen neuen Menschen aus dem Schlafe zum Leben.

In diese Epoche hinein spielen noch einige Statuen, über die man nur philologisch abhandeln kann, weshalb ich es unterlasse. Es sind zuerst zwei „Cupidos“. Den einen arbeitete Michelangelo in Florenz, machte ihn auf Anraten eines Vermittlers scheinbar antik und konnte vielleicht nichts dafür, als er auch als Antike verkauft wurde. Es scheint, daß diese Anknüpfung ihn auch zur Romreise bewog; jedenfalls ist für uns das merkwürdige Stück verschollen — es interessiert aber, daß der Cupido schlief. Ein anderer Cupido, heute im Kensingtonmuseum, wird Michelangelo zugeschrieben in der Lebendigkeit und Vertracktheit seiner Körperstellung: er kauert, das rechte Knie am Boden, den linken Fuß aufgesetzt, die Rechte (man weiß nicht warum) am Boden, die Linke mit dem Bogen erhoben. Die einen halten ihn für ein Jugendwerk, die anderen für ein späteres. Letztere stützen sich auf die Behandlung der anatomischen Einzelheiten. Drittens gehört hier-

her der angeblich von Michelangelo ergänzte Florentiner Bacchus, ein antiker Torso, der zu einem Bacchus gemacht wurde, welcher einem daneben knienden Knaben eine Maske abnimmt. Andere bestreiten überhaupt den Anteil Michelangelos daran, und es handelt sich dabei um die schwierige Identifizierung mit gewissen Werken des Meisters, die in alten litterarischen Quellen genannt sind. Nur widersprechen sich diese Quellen. Das ist ein „weites Feld“ — wir gehen vorwärts.

Zur „Madonna von Brügge“. In Brügge steht, von flandrischen Kaufleuten bestellt, eine Madonna Michelangelos. Dürer hat sie dort schon bewundert und darüber in sein Tagebuch geschrieben: „Darnach sahe ich das alabaser Marienbild zu unser Frauen, das Michael Angelo von Rohm gemacht hat.“ Er läßt sich weiter nicht darüber aus, denn er liebt es nicht, ins Tagebuch Empfindungen zu schreiben, nur Thatsachen, selbst jedes Trinkgeld für die Küster. Was aber hätte er geschrieben? Der Meister des intimen seelischen Ausdrucks hätte vielleicht lange darüber nachgedacht, eine verwandte Saite hätte er nicht gefunden. Dazu war diese Madonna zu undeutsch, zu romanisch. Sie ist noch romanischer als die Pietà. Denn sie ist in demselben Stile, aber reifer. Maria ist ganz in Monumentalität erstarrt, ganz groß und ewig, und ihr Gewand hat nun auch den großen Stil der ganzen Auffassung angenommen — es ist nicht mehr fältelig, sondern faltig, die Falten in weiten Linien, oft nicht unsymmetrisch, im einzelnen mit der Schärfe und Prägnanz ausgeführt, die in dieser Zeit Michelangelos Eigentümlichkeit wird, auch in den Gesichtszügen, wie der auffallend scharfen Nase dieser jungen Maria. Aber selbst das Kind verhält sich ruhig genug. Es steht mit dem linken Fuß auf dem Schemel und will den rechten herabsetzen, aber es ist äußerst vorsichtig und undämonisch. Die Hauptwirkung besteht vielmehr in dem Kontrast seines dicken, weichen Körpers zum Gewande der Maria, in das es hineingedrückt ist; dieselbe Wirkung, welche der schönen rechten Mariahand auf dem Schoße zu statten kommt. Durch diese monumentale Ruhe kommt in die Brügger Madonna ein klassischer Zug hinein, der denen zu hart ist, welche den Dämon in Michelangelo lieben. Es ist interessant zu sehen, wie der feinfühlige Hermann Grimm sich eine besondere Beleuchtung sucht, um etwas Leben in den Stein zu bringen. „Wir haben einen Abguß der Madonna in Berlin. Ich ging eines Morgens in das Museum, als die bleiche Januarsonne auf die Statue fiel. Ein leichtes goldenes Licht streifte sie von der Seite, das sanft leuchtete, ohne das übrige in Schatten zu bringen. Ein wunderbares Leben sah ich über die Gestalt ausgegossen. Das Antlitz als atmete es; ein liebliches Profil, eine entzückend sanfte Modellierung des Mundes und des Kinnes. Die Hände so weich, der Faltenwurf so leicht.“

* * *

In Florenz lag seit langer Zeit ein Kolossalmarmorblock, welcher von einer früheren unterbrochenen Bildhauerarbeit übrig geblieben war. Nach ihm gelüstete Michelangelo. Das war etwas für ihn, aus seinen Dimensionen einen „Kerl“ herauszuholen. Es freute ihn, als ihm die Signoria wirklich den Auftrag gab, so sehr, daß er andere Bestellungen vernachlässigte und mit Feuereifer an die Statue ging, aus der sein berühmter „David“ wurde. Sein David, der Jubel seiner Zeitgenossen, der Stolz von Florenz, sein Wahrzeichen, das noch vor kurzer Zeit im Freien vor dem Rathaus stand, bis man dem Wetter weichend das Original in die Akademie und eine Kopie auf die herrliche Piazza di Michelangelo, hoch oben am Hügelweg, aufbaute. Damals, als der Meister seinen David aus dem verhauenen Riesenblock holte, mag der schöne Gedanke in ihm entstanden sein, den er oft aussprach und der für seine künstlerische Empfindung so bezeichnend ist: die Statue stecke schon fertig im Marmor, aus dem man sie gleichsam nur heraushole. Er hat im David eine anatomische Figur ersten Ranges geschaffen. Auf dieses Ziel hin hat er alles isoliert. Er hat den David nicht, wie gewöhnlich, als Goliathbesieger dargestellt, sondern nur als allgemeinen Menschen, der gerade eine Schleuder in der Hand hat, sonst ganz nackt und ganz attributlos ist. Selbst die Schleuder hat er auf den Rücken verwiesen. Sie läuft

in Gestalt eines Riemens von der erhobenen Linken, die das eine Ende über der Schulter hält, zur gesenkten Rechten, die das andere Ende faßt. Wollte er sie gebrauchen, so müßte er erst das eine Ende mit der Linken über den Kopf heben, den ganzen gar nicht um das Motiv des Schleuderns. Die Schleuder ist nur um des Titels „David“ willen da, wie Paris auf dem Äginagiebel die phrygische Mütze hat, damit er sich als Paris legitimiert. Darum hängt auch die Stützung des Körpers auf das rechte Bein



Michelangelo: Grablegung.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Riemen zusammenfalten, beide Enden in die Rechte nehmen und in die Mitte den Stein legen. Man sieht daraus, daß Michelangelo gar nicht daran gedacht hat, ihn etwa im Moment kurz vor dem Schleudern darzustellen, wie viele Gelehrte glauben, die sich nun über die Schleuderhaltung den Kopf zerbrechen. Im Gegenteil, er kümmert sich nicht unmittelbar mit der Schleuderthätigkeit zusammen, und der aufmerksame Blick, den David in die Ferne sendet, mag auf den herannahenden Goliath bezogen werden, hat aber doch nur ein sekundäres Interesse. Das Hauptinteresse Michelangelos ging auf die reine nackte Erscheinung ohne besondere Betonung des Motivs. Die Florentiner haben

sich auch selten erinnert, daß hier eigentlich ein David dargestellt sei; sie nannten das Kolossalwerk immer Il Gigante, das heißt Riesenfigur.

In anatomisch-plastischer Beziehung ist der David mit einer Liebe gearbeitet, die dem für diese Seite der Bildhauerei empfänglichen Auge gestattet, wahre „Reisen" voller Entzücken über diese Welt von Muskelbergen und -thälern, von tausendfältigen Linienkreuzungen und Flächenbiegungen auf dem Riesenleibe zu machen. Man verweile bei der Halspartie, bei den Lendenteilen, bei den Adern der Hände, bei den Flächenschiebungen der gebogenen Arme. Es wird sich nicht der winzigste tote Punkt entdecken lassen, überall atmen wir durch den Stein die Empfindung des Lebens. Diese Empfindung konzentriert sich im Gesicht. Ist der Körper von den knochigeren Formen der älteren florentinischen Kunst zu einer spannkräftigen Fülle fortgeschritten, so hat das Gesicht noch etwas von dem sympathischen scharfen Zug der donatellesken Giovanni und Georgi. Nur unten, in Wangen und Kinn, strotzt es in kräftiger Breite; man meint, Nero als Achtzehnjähriger müsse so ausgesehen haben. Die schmalkantige Nase, über den Löchern eingezogen, der geschlossene, knappe Mund, um dessen Winkel, wie Wölfflin gut sagt, etwas wie Geringschätzung zuckt, die fest eingestellten Augen unter der niedrigen, lockenbeschatteten Stirn geben dem Ausdruck eine lebendige und doch über die Wirklichkeit erhöhte Aristokratie, so daß die Betrachtung dieses wundervollen Antlitzes fortwährend zwischen der Empfindung monumentaler Größe und pulsierenden Lebens schwanken wird, die sich hier ganz einzig gefunden haben.

Vasari, der alte Kunstschriftsteller des Cinquecento, hat nicht zufällig gerade den David mit antiken Werken verglichen. Er ist ihnen allerdings ebenbürtig, nicht in dem kindlichen Sinne, daß er so gut wie sie ist, sondern er bedeutet in Michelangelos Laufbahn eine Stufe, die ihn als Sieger über die Antike zeigt, als einen Künstler, der sie in sich ganz überwunden und darum auch in ihrem innersten Wesen empfunden hat. Äußerlich hat er ja die Antike nie viel nachgemacht; sie gab ihm Anregung zum Centaurenkampf, sie wies ihn darauf hin, Augenpupillen auszuhöhlen, wie man es bei den Pferdebändigern am Monte Cavallo sah. Im übrigen hatte er schon durch den Bacchus die Antike hinter sich, suchte hier schon neue Dinge, die diese nicht geahnt hatte. Auch das erste Problem der Antike war ja der menschliche Körper. Der Körper, welcher weder den Assyrern noch den Ägyptern ein Gegenstand künstlerischen Einzelstudiums gewesen war, ging erst den Hellenen als Aufgabe auf. Ihr rücksichtslos plastischer Sinn arbeitete aus den alten Idolen die stämmigen Apollofiguren heraus, und aus diesen die so reizvoll schwankenden Gestalten der Schule, in deren Mittelpunkt der sogenannte Omphalosapollo steht, und aus diesen den festen, strammen polykletischen Typus, bis ein Praxiteles kam, welcher die Weichheit und Grazie fand, und die Hellenisten, die aus Überfluß der Technik Virtuosen der Anatomie wurden. Millionenfach arbeiteten sie an der ewigen Schönheit des Leibes herum und stellten die Zeugen ihrer Kunst auf die heiligen Haine, wo sie nackte Ringer und Menschen in schmiegsamen Kleidern beobachtet hatten, oder sie brachten die Figuren nackter Kämpfer in dramatischer Beweglichkeit unermüdlich in zahllosen Reihen auf die Friese, die sie den Tempeln umlegten. Alles strahlte wieder von der Liebe zur Leibesschönheit. Ihre Figuren wurden so vollendete Abbilder der Schöpfung, daß sie zu keiner Zeit darin übertroffen werden konnten. Nur ein einziger hat es wagen können, dieser geschlossenen Welt eine eigene, neue Welt gegenüberzustellen. Michelangelo wurde ein Begriff, wie die Antike ein Begriff war. Wir haben gesehen, wie auch er mit einer rasenden Liebe zur Leibesschönheit in die Kunst eingriff, wie er mit Vorliebe in den Zuständen des Schlafes oder Halbschlafes die Geheimnisse des Organismus suchte, den er folgerichtig steigern wollte. Wie er sein Ziel erreichte, werden uns seine Werke lehren. An diesem Punkte aber, beim David, sehen wir ihn reif für solche Wege. An künstlerischer Arbeit war der David die erste Figur der modernen Kunst, welche der Antike die Stirn bieten durfte. Sie durfte es, gerade weil sie keine Nachahmung war. In ihrer Unbestimmtheit des Motivs, ihrer



Michelangelo: Madonna von Manchester.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

vegetierenden Existenz, ihrer innerlichen, nur plastisch empfundenen Körperlichkeit, die nur auf sich selber ruht, ist sie so urantik wie möglich. Es mußte ein Anatom kommen, der verstorbene Tübinger Henke, der Kunst und Medizin so fein zu verbinden wußte: er wies die Kunstwissenschaftler auf den durchgreifenden Unterschied der Antike und Michelangelos hin. Schon 1871 hielt er einen Vortrag über die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike, der heute noch den besten Aufschluß darüber giebt, welches die Verschiedenheiten sind in der Art, wie die Alten Körperstellungen be-

handelten, und wie sie Michelangelo behandelt. Die Alten haben dem Körper ein Motiv gegeben, dem er sich ganz unterordnet, so daß alle Bewegungen, alle Glieder, alle Muskeln dem einen Zweck dienen und so eine rhythmische Harmonie über die Figuren breiten. „In ruhiger, aber fester Haltung stehen sie da, oder auch, wenn sie in gewaltiger Anstrengung sich stemmen oder strecken, wie ein kämpfender Fechter, oder selbst ein leidender Laokoon, immer ist der ganze Körper von der einen Aktion ganz durchdrungen, eins mit sich und seiner Seele bis zum letzten Hauche.“ In diesen Worten ist genau die Stellung des Problems getroffen, das sich die Antike bei der Bildung des Körpers in ihrer stetigen fortlaufenden Entwickelung gab. Ein Michelangelo forcierte nicht das Motiv. Es war ihm nicht das Agens. Er hat das Glied des Körpers als solches fortbilden wollen, jedes Glied sucht er möglichst zu individualisieren, wenn auch die Einheit und die Möglichkeit des Ganzen dadurch leiden. Dies war der Krampf, der durch sein Leben geht, den Menschenkörper zu steigern in Anatomie und in Stellung; bei den Gliedern, den Gelenken, den Muskeln setzte er an, trieb sie auf, machte sie stärker, als die Gesamtstärke erforderte, und selbständiger, als die Gesamtheit verlangte. Darum liegen seine Gestalten gern in jenem dämmernden Halbschlaf, der diese Steigerung einerseits plausibler macht, andererseits wie die neue Offenbarung eines plastischen Übermenschen sich entfalten läßt. Wo einst die Antike aufgehört hatte, bei dem dekadenten farnesischen Herakles, der mit seiner gewaltigen Muskulosität dennoch so müde und so entwickelungsunfähig ist, da setzte dieser neue Geist ein, der den Leib zu einem neuen Leben wieder weckte. So dämmerte die neue Plastik. An ihrer Pforte aber steht der David, der von sich nichts weiß, als daß er existiert, als ein voller Mensch existiert mit der göttlichsten Leibesschönheit. Hier ward in imposanten Dimensionen die neue Epoche verkündet, in welche die menschliche Figur, nach der langen Arbeit der Antike und dem eisernen Naturstudium des Quattrocento, nun eintreten sollte.

* * *

Von der Naturwahrheit, die das Florentiner Blut war, schritt Michelangelo zur Monumentalität vor, die der römische Aufenthalt gefördert hatte; aus beiden wuchs sein Übermensch empor. Gute Beispiele dieses Weges bieten einige unvollendete Skulpturen, die man in diese Periode zwischen der ersten und zweiten Romreise setzt. Es sind zunächst zwei Rundreliefs, von denen sich das der „Madonna mit dem Buch“ in Florenz, das der „Madonna mit dem Vogel“ in London befindet. Das erstere Relief, welches das Christkind in einem Buche auf dem Schoß der Maria lesend darzustellen scheint (nur ist das Christkind mißlungen), bietet einzig eine Freude in der Gestalt der Madonna, die in dem großen Stil des Gewandes, in dem faszinierenden Blick auf den Beschauer, in der breiten, vollen Gesichtsbildung eine wunderbare monumentale Reife zeigt, wie sie sich dann in den Sibyllen so grandios fortentwickelte. Das andere Relief, in der Komposition gelungener — es zeigt den Johannes einen Vogel bringend, vor welchem der kleine Christus Reißaus nimmt —, ist immerhin so lieblich, daß es ein Bild Raphaels sein könnte, allerdings des Raphael in der römischen Periode, da er mit der großen dekorativen Ausführung des Madonnenmotivs in feinen, glatten Linien seine möglichste Monumentalität erreichte.

Über diese Lapidarität geht der dritte Marmortorso weit hinaus; er offenbart uns Michelangelo zum erstenmal in seiner eigensten Natur. Es handelt sich um das Fragment des „Matthäus“, den er für den Florentiner Dom arbeitete; heute sieht man diesen Block, aus dem sich der Apostel wie eine ferne Ahnung eben herauszulösen scheint, staunend in einem vergessenen Winkel der Kunstakademie. Dieser Torso hat für den modernen Menschen einen unsagbaren Reiz. Man glaubt, die Seele des Meisters sich enthüllen zu sehen. Seine Arbeit ist in dem geheimnisvollen Augenblick der ersten Schöpfung erstarrt, und der Nachgeborene sieht Thüren geöffnet in intime Kammern, die ihm sonst verborgen bleiben. Gerade, weil es so ein dämonischer Michelangelo ist. Ein feister, gewaltiger Mensch, der vor Kraft zu platzen scheint, der sich in dem engen

Raum des Blockes windet und dreht wie ein Löwe im schmalen Käfig. Das linke Bein, das auf einer Stufe steht, im rechtwinkeligen Knick hervorgebogen, das rechte nicht minder barock in den Konturen, der Rumpf nach rechts gedreht zur Hand, die das große Buch trägt, das Gesicht wieder in wildem Blicke nach links gewendet. Ein Krümmen der Gelenke, ein Aufrauschen der Linien, ein Überspannen der Kontraste, wie es die Plastik von Florenz, ja die Plastik der ganzen Welt noch nicht gesehen hatte. Als ob der Übermensch Michelangelos, der im Steine schlief, nun erwachte und den Orkan seiner Leidenschaften in wenigen Sekunden loslassen würde: dieser Torso ist wie die tuba mirabilis in des Meisters Kunst.

Ein ähnliches Material bieten einige Bilder, die aus dieser Zeit stammen. Es sind die ersten Bilder Michelangelos, auf die wir zu sprechen kommen. Er hat sich selbst mehr



Michelangelo: Aus dem Karton der „Badenden Soldaten“.

für einen Bildhauer gehalten und war über die Malereiaufträge niemals sehr begeistert, obwohl er wie ein echter Renaissancekünstler allen Musen, selbst den technischen, seiner Befähigung nach gleich nahe stand. Man trifft es oft, daß bedeutende Männer sich über die wesentlichen Eigenschaften ihrer Begabung täuschen und dort, wo sie eine größere eigene Anstrengung gewahren, auch ihre größere Kraft wähnen. So glaubte Goethe an seine Malerei, weil sie ihn mehr anstrengte als die Poesie; so glaubt Klinger nur der Form nachspüren zu müssen, weil ihm seine Phantasie selbstverständlich ist. Bei Michelangelo trifft dies nicht zu. Er war wirklich im Grunde seiner Natur Bildhauer. Man sehe sich seine Zeichnungen an; er geht nicht, wie Raphael, auf die einheitliche Kontur, sondern zieht seine kleinen krummen Federstriche nach dem einzelnen Muskel, nach dem vorspringenden Gliede. So zeichnet ein Bildhauer. Und er malt auch wie ein Bildhauer. Weder koloristisch, noch perspektivisch, noch impressionistisch hat er ein besonderes Interesse; Landschaft und Genre beschäftigen ihn wenig; es ist auch hier nur die Einzelfigur, die er weiterzubilden sucht. Seine Malerei hat so zu sagen ein indirektes Interesse, sie ist eine notgedrungene Flächendarstellung der plastischen Ideen, welche in ihm stets obenan waren. Man muß sie ins Körperliche zurückübersetzen. Doch gewinnen wir dadurch einen starken Vorteil. Die kürzere Arbeitszeit und die unbeschränkte Gruppierung erlauben ihm, die Fülle dieser plastischen Ideen viel reichhaltiger herausfluten zu lassen als die Bildhauerei. Die tausend Figuren seiner gemalten Plastik geben uns erst eine Ahnung von der Unersättlichkeit seines künstlerischen Genies. Wie seine erhaltenen Zeichnungen nicht alle mit seinen erhaltenen Werken übereinstimmen, sondern wieder neue, ungeborene Welten offenbaren, so sind seine Bilder, mit deren Menschen ein Künstlerland bevölkert werden könnte, erst die wahre Offenbarung seines unerschöpflichen Innenlebens. Die verhältnismäßig wenigen wirklich ausgeführten Bildhauereien erscheinen in diesem Gewimmel von Vorstellungen nur wie eine seltene Gnade, die ihm die von ihm am meisten geliebte Muse gewährte.

Von seinen beiden Londoner Bildern, der „Grablegung“ und der „Madonna, die das Christkind im Lesen stört“, will ich hier weniger reden. Es tobt der Streit um ihre Echtheit. Aber um die „Heilige Familie“ der Uffizien könnte dieser Streit schon gar nicht toben, weil sie niemand als Michelangelo sonst so aufgefaßt hätte. So unheilig, so untraditionell.

Wir glauben uns in einem Cirkus zu befinden, auf dessen Arena vorn ein Elternpaar beschäftigt ist, ihr Kind in den vertracktesten Stellungen sich zuzuwerfen; hinten aber an der Brüstung lehnen die übrigen Mitglieder der Akrobaten-Familie, nackte Menschen in zuwartender Haltung. Michelangelo war zu künstlerisch, um nur religiös sein zu können. In den Zeiten, da die Religion alles so zwang wie heute die sociale Frage, quälten sich alle Künstler, Nacktheit, Landschaft, Charakteristik, Genre und alle die anderen schönen Dinge, die in ihnen ruhten, in das überlieferte religiöse Gewand zu stecken. Die Stunde der niederländischen Befreiung hatte noch nicht geschlagen. Die Übermenschen, die in Michelangelo ruhten, legten sich gern biblische Namen zu, um überhaupt existieren zu können. Wie unwichtig war es dem David, daß er ein David war — er hieß nur so. Wie unwichtig ist es diesen drei Menschen, daß sie heilig sind, daß sie eine Familie sind — sie heißen nur so. Sie beschäftigen sich in Wahrheit mit ganz anderen Dingen. Sie strotzen von Kraft und Gewaltsamkeit. In dem so unschuldigen Schema der Dreieckskomposition wühlen sie sich herum mit ihren Gliedmaßen; hinten der derbe Joseph, vorn die hockende Maria, noch derber, nach rechts die Knie, nach links die Arme; um über sich hinüber das Kind zu heben. Oder — um es zu nehmen? Man weiß es nicht, selbst die Deutlichkeit dieses Motivs tritt zurück vor der Kraftproduktion der Einzelfigur. Es gärt und locht in ihnen, und niemals ist das intime Genre der Madonnenscenen mehr verachtet worden als hier. Den kleinen Johannes brauchte er nicht; hinten geht er an der Mauer vorbei. Die Landschaft unten machte er leicht und gering; lieber stellte er davor seine schönen nackten Menschen, die keinen Zweck haben, keinen Namen, nur so da sind,



Michelangelo: Grabmal des Papstes Julius II.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

wie der David nur so da war. Welch neue Welt!

Die erste, ganz gewaltige Kundgebung des Michelangeloschen Menschenparadieses war der berühmte Karton der „Badenden Soldaten", der kurz vor der zweiten römischen Reise, also 1505, entstand. Die Signoria wollte für die nuova sala grande ihres Regierungsgebäudes die Schlacht gegen die Pisaner von unserem Meister dargestellt haben. Über den Karton kam er nicht hinaus. Sein Wirken erhielt bereits die großen fragmentarischen Linien, die von nun an die Kontur seines gesamten Schaffens bilden sollten. Die lockenden römischen Aufträge zogen ihn von Florenz fort. Lange noch war der Karton

dort ausgestellt; die folgende Generation lernte an ihm, wie die vorhergehende an den Masacciofresken in der Carminekapelle gelernt hatte. Später riß man sich um die einzelnen Stücke, die herausgeschnitten wurden; bald sind auch diese für uns verschollen; und heute müssen wir uns mit alten italienischen Stichen zufrieden geben, die ein schwaches und unsicheres Echo des epochemachenden Werkes sind. Wir sehen, daß Michelangelo die Soldaten baden und auf ein Alarmsignal eiligst sich rüsten ließ. Warum — braucht kaum gesagt zu werden. Er gewann so die Möglichkeit, nackte Körper zu bilden, und die hastigen Bewegungen motivierten ihm kühne und gewaltsame Stellungen. Der Beginn der Schlacht scheint nur nebensächlich an einem Ende angedeutet worden zu sein — die berühmtesten Figuren befanden sich unter der Gruppe der dem Bade entsteigenden und sich schleunigst ankleidenden Krieger: einer, der sich mit wahnsinniger Anstrengung den Strumpf über den noch nassen Fuß zu ziehen sucht, einer, der eben am Felsufer emporklettert, einer, der sich weit herabbückt, um einen Ertrinkenden zu retten, einer, der sich mitten im Ankleiden scharf nach den Signalen umwendet — ein Gewimmel verkürzter, leidenschaftlich bewegter, mit den penibelsten Anatomieeinzelheiten ausgeführter Prachtkörper. Das bedeutete eine Probe von unerhörter Menschenschöpfungskunst, wie sie selbst Signorelli nicht hatte ahnen können.

* * *

Die römischen Anträge, welche an Michelangelo herantraten, waren nichts Geringeres, als das „Grabmal für den Papst Julius II.“ zu machen. Julius II., eine groß angelegte Natur, von einem herrlichen Heidentum beseelt für die Pracht der ewigen Stadt und seines Fürstentumes, der erste Papst, der seiner Natur nach ganz König war, er hatte den Plan gefaßt, wie die gewaltigen Dynasten des Altertums, sich schon bei Lebzeiten das Grab bauen zu lassen. Er vermochte es nicht, den Genuß eines schönen Grabes sich selbst zu entziehen. Er rief Michelangelo; dieser kam und machte Pläne, die gefielen. Aber als nun die Frage darauf kam, wohin man dies schöne Grab stelle, fiel es dem Papst schwer aufs künstlerische Herz, daß seine Peterskirche noch gar so mittelalterlich war. Bramante, der kühne Geist, zeigte ihm Pläne für einen Dom, der alle Bauten der Christenheit geschlagen hätte, ein Ewigkeitsdenkmal wie die angestaunten Reste der alten römischen Imperatoren. Das ging dem Papste im Kopfe herum. Sein Dynastenehrgeiz wich vor solchen Aussichten und er begann Bramante zuzulächeln und Michelangelo zu verzögern. Wie war es möglich, daß drei solche Geister sich vertrugen? Es gab bittere Enttäuschungen und wohl noch bitterere Intriguen. Michelangelo sollte das Grab vorläufig lassen, obgleich er den Marmor in Carrara selbst schon ausgesucht und genau berechnet hatte und seit Monaten ängstlich (es war schlechtes Transportwetter) auf die Ankunft der Blöcke wartete. Er sollte das Grab lassen und die Sixtinische Kapellendecke dafür ausmalen. Aber ihm lag nichts an der Malerei, er wollte grandiose Plastik. Er ward furchtbar erzürnt über diese Dinge, und eines Tages riß er aus, zurück in den Florentiner Schmollwinkel.

„Ich hörte am Karsamstag,“ schreibt er von dort an seinen Freund und Gönner San Gallo, „den Papst bei Tische zu einem Goldschmiede und zum Ceremonienmeister sagen, er wolle keinen Pfennig mehr hergeben, nicht für große und nicht für kleine Steine. Ich wunderte mich darüber nicht wenig. Doch ehe ich mich entfernte, verlangte ich einen Teil der Gelder, deren ich bedurfte, um das Werk fortzusetzen. Seine Heiligkeit beschied mich auf den Montag. Und so kam ich denn Montag, und kam Dienstag, Mittwoch und Donnerstag. Und zuletzt am Freitag-Morgen wurde ich hinausgeschickt, also weggejagt. Und der mich hinausschickte, sagte, daß er mich wohl kenne, daß er aber dazu den Befehl hätte. Darüber, was ich am Sonnabend gehört hatte und wie ich jetzt die Wirkungen davon sah, geriet ich schier in Verzweiflung. Doch war dies nicht die einzige Ursache ihres Wegganges; mich vertrieb noch etwas anderes, was ich nicht schreiben will. Genug, daß ich glauben mußte, bliebe ich länger in Rom,



Michelangelo: Christus.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

so würde eher noch mein Grab fertig als das des Papstes."

Auf die Ausführung des Juliusgrabmals, von dem jedermann den „Moses" kennt, kommen wir später zu sprechen. Auch die hier schon abgebildete, durch ihre Nacktheit merkwürdige „Christus-Statue" Michelangelos wird dann an ihrer Stelle noch Erwähnung finden.

Im Schmollwinkel blieb er recht lange und recht zäh. Briefe über Briefe gingen an ihn, Versicherungen, daß man ihm nichts nachtragen werde, da man solche Künstlernaturen kenne. Es half nichts. Er wollte schließlich eine offizielle Bürgschaft für seine Sicherheit. Endlich erhielt er auch diese. Aber er behielt sie für sich und dachte gar nicht daran, zurückzugehen.

An einem ganz anderen Orte traf er endlich mit dem Papst zusammen. Dieser war bei guter Gelegenheit nach Bologna gezogen, um die Stadt seiner Gründung, dem Kirchenstaate, einzuverleiben. Die Bologneser kamen ihm dabei entgegen, es war ein toller Jubel, man dachte bei Julius an Cäsar, man wunderte sich nicht, daß in diesem Winter die Rosen blühten. Es fehlte nur noch die Statue des Papstes. Wieder ward an den zornigen Achilleus in Florenz geschrieben. Und diesmal kam er. Was bei ihm zog — mag die „Statue" gewesen sein. Die Signoria gab ihm den Geleitsbrief mit, in dem sie versicherte, daß dieser treffliche junge Mann in seiner Kunst einzig in Italien, vielleicht in der Welt sei, und daß man mit Wohlwollen und Güte alles bei ihm erreiche. Die „Erzstatue des Papstes Julius II." ward verabredet, nach mehrfachen Verzögerungen auch fertiggestellt und throute über dem Domportal. Nicht gar zu lange. Die Politik hat sie zerschmettert. Als 1511 die Antipäpstlichen wieder einmal in Bologna zur Herrschaft gelangten, wurde das unschuldige Werk herabgerissen, zertrümmert, verstreut und fortgeschafft, und endete in Gestalt einer Kanone für Ferrara, die man aus seinem Metall gegossen hatte. Indessen war der Meister längst wieder in Rom. Er hatte sich gefügt, und im Jahre 1508 finden wir ihn auf den Gerüsten der Sixtinischen Kapelle, wo er die Decke ausmalt, ganz mutterseelenallein, nachdem er alle Gehilfen, selbst einen kleinen Handjungen, hinausgejagt hatte.

(Schluß folgt.)







Jll. d. Monatshefte. Oktober 1896.

Zu Bie: Michelangelo.

Michelangelo: Pietà.

(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Vignette aus der sogenannten Prachtausgabe des Robinson.
(Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter.)

Joachim Heinrich Campe.

Von

Friedrich Koldewey.

Wenn der geneigte Leser einmal mit der Eisenbahn von Kreiensen nach Holzminden fahren sollte, so wird er wenige Minuten jenseits der Station Stadtoldendorf zur Linken ein braunschweigisches Dorf erblicken, das am Abhange des baum- und sandsteinreichen Sollinger Waldes auf einer kahlen Hochebene von Fruchtbäumen rings umkränzt wird. Deersen heißt es im Munde des Volks, Deensen bei den Gebildeten; Dedenhusen, d. i. Dedos Haus, nannten es die Vorfahren. Von der Haltestelle Deensen-Arholzen aus ist es in fünfzehn Minuten zu erreichen.

Mitten im Orte, von dem gegenüberliegenden Herrenhofe durch die Landstraße und einen Teich geschieden, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe, von einer stattlichen Linde überschattet, ein bescheidenes Häuschen, das zur Zeit zu den Zwecken einer Gastwirtschaft verwandt wird. Nicht bloß der kühle Trunk ist es, der dort den Wandersmann zu Rast und Einkehr einladet. Er steht auf ehrwürdigem Boden. Am Thürpfosten meldet ihm eine eiserne Gedenktafel, daß in jenem Hause am 29. Juni 1746 Joachim Heinrich Campe, der berühmte Verfasser des jüngeren Robinson, der rastlose Vorkämpfer für die Reinheit der Muttersprache, das Licht der Welt erblickt hat.

Die hundertundfünfzigste Wiederkehr von Campes Geburtstag hat weiten Kreisen Anlaß gegeben, das Gedächtnis des würdigen Mannes in ernster Feier zu erneuern. Auch den Lesern der „Monatshefte“ wird es willkommen sein, wenn ihnen sein Leben und Wirken in kurzen Zügen vor die Augen geführt wird.

Campes Vater, der am 16. Juni 1689 in der Taufe die Vornamen Burchard Hilmer erhielt, entstammte als Sohn des Lieutenants Burchard von Campe dem altadeligen Geschlechte, das in Deensen das dortige Rittergut nachweislich von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart ununterbrochen in Besitz gehabt hat. Da seine Mutter, obwohl rechtmäßig verheiratet, bürgerlicher Herkunft war, so wurde

er von seinen ahnenstolzen Verwandten nicht für ebenbürtig angesehen. Er verzichtete daher, man darf annehmen freiwillig, vor seinem Namen auf das schwerwiegende Wörtchen „von“, führte aber das väterliche Wappen weiter. Als die adeligen Vettern dieserhalb klagbar wurden und er den Prozeß gewann, ließ er das Wappen, den Zürnenden zum Trotz und Verdruß, in buntem Glase in sein Fenster setzen. Dieser Vorgang ist auf den Sohn, wie es scheint, nicht ohne Einfluß geblieben. Wenigstens hat er gegen Kastengeist und Standesvorurteile stets einen tiefen Abscheu gehabt und sich, ebensowenig wie sein Vater, davor gescheut, seinen Gegnern gelegentlich keck und kampfesfreudig unter die Augen zu treten.

Schlicht und einfach in seiner Bildung, aber verständig und von zäher Willenskraft, betrieb Burchard Hilmer Campe neben der Bewirtschaftung der Scholle Landes, die ihm eigen gehörte, einen Handel mit Garn und Leinen, die damals in der Wesergegend in großen Mengen erzeugt wurden. Angesichts des elenden Zustandes, in dem sich damals die Dorfschule befand, ließ er seine Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, durch Hauslehrer unterrichten. Nach seinem Tode, am 26. Mai 1760, trat seine Witwe, Anna Lucia, eine Tochter des Accise-Inspektors Klingemann zu Eschershausen, an die Spitze des Geschäfts. Erst am 16. Dezember 1801 ist sie, mehr als neunzig Jahre alt, zu Holzminden gestorben. Von einem ihrer Enkel wird sie als eine sanfte, geduldige, geistesklare, weise und ehrwürdige Frau gekennzeichnet.

Von den Söhnen des Campeschen Ehepaares war Joachim Heinrich der zweite. Schon früh legte der wohlbefähigte Knabe neben einer starken Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur eine unersättliche Lern- und Wißbegierde an den Tag. Seinem glühenden Wunsche, sich einer gelehrten Berufsart widmen zu können, stand jedoch die Dürftigkeit, in die seine Familie durch Kriegsnot und Seuche geraten war, längere Zeit hindernd im Wege. Erst nach vielem Bitten erhielt der Vierzehnjährige von seiner Mutter die Erlaubnis, nach dem anmutig im Weserthale belegenen Städtchen Holzminden zu ziehen, wo kurz zuvor, am 15. Januar 1760, die an ihrem ursprünglichen Sitze aufgehobene Amelungsborner Klosterschule zu neuem Leben erwacht war. Bei seiner lückenhaften Vorbildung vermochte er den Anforderungen der Sekunda, in die er am 21. Juni 1760 aufgenommen wurde, — mehr als drei Klassen waren überhaupt nicht vorhanden — anfangs nicht zu genügen; aber sein eiserner Fleiß und die wohlwollenden und sachkundigen Ratschläge seines Rektors, des späteren Braunschweiger Generalsuperintendenten Friedrich Wilhelm Richter († 1791), halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg. Richter war es auch, der ihm eins von den mit freier Wohnung und freier Beköstigung verbundenen Stipendien verschaffte und damit seiner finanziellen Bedrängnis vorläufig ein Ende machte. Campe selbst hat sich seines Aufenthalts in Holzminden zeitlebens mit Vergnügen erinnert und gelegentlich dankbar hervorgehoben, daß er dort „zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit“ gewöhnt worden sei. Aus einem Programme der Schule erfährt man, daß er im Mai 1763 bei der Feier des Hubertsburger Friedens „über die fehlgeschlagenen Absichten der größten Mächte des Krieges“ öffentlich geredet hat.

Bald nach Ostern 1766 zog Campe nach Helmstedt, wo er am 20. April auf der dortigen Julia Carolina als Studiosus der Theologie immatrikuliert wurde. Diese Universität, eine Schöpfung des hochgesinnten Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, ließ damals noch nicht ahnen, daß sie dazu bestimmt sei, schon nach weniger als vierundvierzig Jahren durch das Machtwort eines fremdländischen Usurpators zu den Toten geworfen zu werden. Von jener Höhe freilich, zu der ein Caselius, ein Calixt, ein Conring sie emporgehoben, war sie heruntergestiegen, und den schweren Stoß, den ihr die Errichtung der Georgia Augusta in dem benachbarten Göttingen versetzt hatte, vermochte sie nicht zu verwinden. Aber immer noch zählte sie unter ihren Professoren tüchtige Gelehrte. Namen wie die des Theologen und Gräcisten Johann Benedikt Carpzov, des Juristen Johann Friedrich Eisenhart, des Historikers und Staatsrechtslehrers Franz Dominikus Häberlin, des Physikers und Mediziners Gottfried Christoph Beireis,

des Lehrers der Moral und Politik Georg Gottfried Keuffel, des Philologen Christian Gottlieb Wernsdorf, hatten auch außerhalb des Herzogtums einen guten Klang. Um dem theologischen Studium eine größere Anziehungskraft zu verleihen, hatte man 1762 zu dem orthodoxen Carpzov den aufgeklärten Wilhelm Abraham Teller berufen. Aber nun hatte die Fakultät gewissermaßen zwei Seelen, und als der neue Professor durch seine stürmischen Angriffe auf die Lehren der Kirche ein unliebsames Aufsehen erregte, erhielt sein Kollege höchsten Orts den Auftrag, der Julia Carolina durch eine besondere Schrift den Ruf der Rechtgläubigkeit zu retten. Der Erfolg war nicht von Dauer. Teller zog freilich 1768 davon, um in Berlin die Stelle eines Propstes und Oberkonsistorialrats zu übernehmen; aber Helmstedt ist trotzdem noch zu Carpzovs Lebzeiten, und zwar durch dessen eigenen Schwiegersohn, den Kirchenhistoriker Henke, zu einem Brennpunkte des theologischen Freisinns geworden.

Die tiefgreifende geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zu deren Vertretern der Professor Teller gehörte, hat von jeher viel Anfechtung erfahren, und auch heute noch fehlt es nicht an solchen, die sie bald geringschätzig belächeln, bald heftig befehden. In der That hatten die Männer der Aufklärung Verschiedenes an sich, was nicht gefällt oder als Irrtum und Verkehrtheit entschiedene Zurückweisung verdient. Die bei vielen von ihnen hervortretende Oberflächlichkeit, ihr Mangel an historischem Sinn, ihr absprechendes Urteil über alles, was ihnen nicht in den Kram paßte, wird vielleicht nur von dem übertroffen, was in dieser Hinsicht von manchem ihrer Gegner geleistet wird. Aber man sei gerecht! Neben unleugbaren Mängeln stehen bemerkenswerte Vorzüge: ein ernstes Ringen nach Wahrheit, ein mutiges Eintreten für die persönliche Überzeugung, eine echte und aufrichtige Begeisterung für das Wohl des Einzelnen und die Beglückung der Völker, vor allem aber ein überaus warmes Interesse am Gedeihen der Jugend, ein geradezu leidenschaftliches Streben nach einer gründlichen und allgemeinen Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts. Auf jeden Fall bildete die Aufklärung in der Kette der deutschen Geistesbildung einerseits ein notwendiges, andererseits auch ein fruchtbringendes Glied. Ihre Einwirkungen aber waren so kräftig, so umfassend, so tiefgehend, daß nur wenige sich ihnen zu entziehen vermocht haben.

Auch Campe wurde bei seinem leicht erregbaren Temperamente von den Ideen der Aufklärung erfaßt. Kein Wunder, daß er sich bei seinen Studien nicht Carpzov, sondern Teller zum Führer erwählte und dessen Lehren wie den Quell einer neuen und beglückenden Weisheit begierig in sich aufnahm. Die Folge davon war, daß ihm, als Teller in Ungnade fiel, ein Stipendium von hundert Reichsthalern, das ihm die Landschaft verliehen hatte, entzogen wurde. „Man wäre nicht gemeint," so wurde ihm geschrieben, „die Wohlthaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verführen ließe."

Der Verlust des Benefiziums war für einen unbemittelten jungen Mann fühlbar genug; aber Campe wurde durch das Martyrium, das man ihm aufdrängte, in seiner Anhänglichkeit an seinen Lehrer eher bestärkt als erschüttert. Mit Zähigkeit beharrte er bei den Grundsätzen der Aufklärung und ist ihnen treu geblieben als Mann und als Greis, solange sein Geist zu denken, sein Herz zu empfinden vermochte. Beachtenswert aber ist es, daß dieselbe Hochschule, auf der der Zwanzigjährige wegen seiner Hinneigung zum Irrglauben gemaßregelt wurde, den Sechzigjährigen noch fünf Vierteljahre vor ihrer Auflösung — es war am 31. Dezember 1808 — durch die Verleihung der theologischen Doktorwürde geehrt hat.

Von den einzelnen Zweigen der theologischen Wissenschaft waren es vornehmlich die Erklärung der Heiligen Schrift und die dazu erforderlichen griechischen und hebräischen Sprachstudien, die Campe während seines Aufenthalts auf der Julia Carolina beschäftigten. Daneben trieb er Philosophie und widmete auch der Muttersprache ein lebhaftes Interesse. Den Anlaß dazu bot ihm die „Deutsche Gesellschaft", die in Helmstedt seit 1748 bestand und, wie es bei ähnlichen Vereinigungen in anderen Städten

gleichfalls der Fall war, nach dem Muster der Accademia della Crusca zu Florenz den Zweck verfolgte, ihre Mitglieder mit der vaterländischen Litteratur bekannt zu machen und sie in dem Vortrage selbstgefertigter Reden und Gedichte zu üben. Campe schloß sich dieser Gesellschaft schon bald nach seiner Ankunft an und feierte in ihrem Namen 1767 am 1. August den Geburtstag des Landesherrn, des Herzogs Karl I., durch eine „gebundene Rede“ über „die Musen im Gefolge würdiger Regenten“, die, wie auch einige andere Erstlingsarbeiten des Verfassers, durch den Druck veröffentlicht wurde. An dem zügellosen Treiben aber, wie es damals unter den Söhnen der Julia Carolina üblich war, fand er wenig Gefallen, weshalb ihm denn auch Helmstedt, bevor er sich mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammengefunden hatte, wie ein „wüstes und wildes Sibirien“ vorkam. Vielfach wurde ihm auch die Freude am Leben durch ein Augenleiden getrübt, das er selbst durch sinnlosen Mißbrauch der Sehnerven hervorgerufen und verschlimmert hatte. Dazu kam die Sorge um das tägliche Brot, die ihn sogar dazu trieb, für Geld Verse zu machen. Wie sehr er darunter litt, erfährt man von ihm selbst. „Ich armer Tropf,“ so heißt es in einem seiner Briefe, „werde von allen geplagt. Bald muß ich bei Hochzeiten diejenige Lust besingen, die ich nicht schmecke und die andere Leute genießen. Bald muß ich Todesfälle mit poetischen Thränen beweinen, da ich doch die Verstorbenen niemals gesehen habe.“

Von Helmstedt begab sich Campe nach einem zweijährigen Aufenthalte nach Halle, wo damas Joh. Salomo Semler durch seine staunenswerte Gelehrsamkeit und durch die freimütige Kritik, der er Bibel und Kirchengeschichte unterwarf, zahlreiche Zuhörer um sich versammelte. Auch Campe wurde von dem Vater des theologischen Rationalismus mächtig angezogen und durch dessen Vorträge in seinen freisinnigen Anschauungen bestärkt und befestigt. Aber was ihn schon vorher bedrückt hatte, Augenschwäche und Mittellosigkeit, das hinderte ihn auch am Strande der Saale, seines Lebens wahrhaft froh zu werden. So war er denn der Vorsehung von Herzen dankbar, als er nach Jahresfrist, Ostern 1769, das „düstere melancholische Halle“ verlassen konnte, um zu Berlin im Hause des Majors und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt das Amt eines Erziehers oder Hofmeisters, wie man damals zu sagen pflegte, zu übernehmen. Zunächst war es nur der Sohn der Frau von Humboldt aus ihrer ersten Ehe mit einem Baron von Holwede, der seiner Leitung unterstellt wurde. Später hatte er sich auch mit den Sprößlingen der zweiten Ehe, Wilhelm (geb. 1767) und Alexander (geb. 1769), zu beschäftigen. Der ältere von ihnen, Wilhelm, schreibt darüber im achtunddreißigsten Briefe an seine Freundin Charlotte Diede geb. Hildebrand (Tegel, Dezember 1832): „Campe war Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. ... Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt und etwas Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen.“ Beide Brüder haben ihrem Lehrer noch lange nachher wiederholt Beweise von herzlicher Verehrung und Dankbarkeit gegeben; dieser aber vermochte zu jener Zeit noch nicht zu ahnen, welch hohen Flug seine Zöglinge im Reiche der Wissenschaft dermaleinst einschlagen würden.

Verschiedene Ursachen wirkten zusammen, um Campe den Aufenthalt im Humboldtschen Hause höchst angenehm zu machen: die Anhänglichkeit seiner Zöglinge, das Vertrauen der Eltern, die Erleichterung, die ihm hinsichtlich seiner finanziellen Verhältnisse zu teil ward. Den Sommer verlebte er auf dem Landsitze der Familie zu Tegel, den Winter in der Stadt, wo er „im vertrauten Umgange mit einigen Weltweisen“ Anregung und Unterhaltung fand. Auch mit Teller traf er wieder zusammen. Aber sein Augenleiden verschlimmerte sich in so hohem Grade, daß er zeitweilig dadurch an den Rand der Verzweiflung geführt wurde. Die Kunst der Ärzte erwies sich als machtlos. Erst nach vier qualvollen Jahren wurde ihm durch ein einfaches Hausmittel Linderung, schließlich auch Heilung zu teil.

Im Sommer 1773 ernannte der damalige



Joachim Heinrich Campes Geburtshaus in Deensen.
(Nach einer Zeichnung von Karl Büttger.)

Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm II. Campe zum Feldprediger bei seinem Regimente in Potsdam. Um dieselbe Zeit verheiratete er sich mit Dorothea Maria Hiller. Mit seinen früheren Zöglingen blieb er in enger Verbindung und kehrte auch 1775, ohne jedoch sein geistliches Amt aufzugeben, auf einige Zeit in das Humboldtsche Haus zurück. Im Sommer des folgenden Jahres wurde er in Potsdam, wo seine „vortrefflichen und erbaulichen moralischen Predigten" und sein „stiller exemplarischer Wandel" ihm viele Freunde gewonnen hatten, vom Magistrate der Stadt einstimmig zum lutherischen Prediger an der Heiligengeistkirche gewählt. Aber schon im September desselben Jahres kündigte er diese Stellung und folgte dem Rufe des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt, um in Dessau neben Basedow als dessen Mitkurator und mit dem eigens für ihn erfundenen Titel „Edukationsrat" die Leitung des Ende 1774 eröffneten Philanthropins in die Hand zu nehmen. An seine Mutter schrieb er darüber am 10. September 1776: „Ich höre also auf ein Geistlicher zu sein, vertausche Mantel und Kragen mit Haarbeutel und Degen und gehe in vier Wochen mit meiner ganzen Familie nach Dessau. Das hätte wohl keiner von Ihnen vermutet! Ich selbst nicht; aber es ist mir herzlich lieb, daß es so gekommen ist ... In Potsdam ist großes Wehklagen über unsere Abreise; aber das kann mich nicht davon abhalten."

Die Gründe, von denen sich Campe bei diesem Wechsel leiten ließ, sind unschwer zu erkennen. Einerseits vermochte er sich bei seinen freien Ansichten im Predigtamte nicht glücklich zu fühlen, fürchtete auch, daß seine Brust das Predigen am Ende nicht mehr würde aushalten können; andererseits drängte ihn sein Herz zu der Jugend zurück. Knaben zu vernünftigen, gesunden, guten und glücklichen Jünglingen und Männern heranzubilden, das erschien ihm als die höchste und edelste Aufgabe. Der Wunsch, an ihrer Lösung sich zu beteiligen, beherrschte ihn wie ein unüberwindlicher Trieb, wie eine glü-





Ill. D. Monatshefte. Oktober 1896. Zu Bie: Michelangelo.

Michelangelo: Pietà.

(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Vignette aus der sogenannten Prachtausgabe des Robinson.
(Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter.)

Joachim Heinrich Campe.

Von

Friedrich Koldewey.

Wenn der geneigte Leser einmal mit der Eisenbahn von Kreiensen nach Holzminden fahren sollte, so wird er wenige Minuten jenseits der Station Stadtoldendorf zur Linken ein braunschweigisches Dorf erblicken, das am Abhange des baum- und sandsteinreichen Sollinger Waldes auf einer kahlen Hochebene von Fruchtbäumen rings umkränzt wird. Deersen heißt es im Munde des Volks, Deensen bei den Gebildeten; Dedenhusen, d. i. Dedos Haus, nannten es die Vorfahren. Von der Haltestelle Deensen-Arholzen aus ist es in fünfzehn Minuten zu erreichen.

Mitten im Orte, von dem gegenüberliegenden Herrenhofe durch die Landstraße und einen Teich geschieden, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe, von einer stattlichen Linde überschattet, ein bescheidenes Häuschen, das zur Zeit zu den Zwecken einer Gastwirtschaft verwandt wird. Nicht bloß der kühle Trunk ist es, der dort den Wandersmann zu Rast und Einkehr einladet. Er steht auf ehrwürdigem Boden. Am Thürpfosten meldet ihm eine eiserne Gedenktafel, daß in jenem Hause am 29. Juni 1746 Joachim Heinrich Campe, der berühmte Verfasser des jüngeren Robinson, der rastlose Vorkämpfer für die Reinheit der Muttersprache, das Licht der Welt erblickt hat.

Die hundertundfünfzigste Wiederkehr von Campes Geburtstag hat weiten Kreisen Anlaß gegeben, das Gedächtnis des würdigen Mannes in ernster Feier zu erneuern. Auch den Lesern der „Monatshefte" wird es willkommen sein, wenn ihnen sein Leben und Wirken in kurzen Zügen vor die Augen geführt wird.

Campes Vater, der am 16. Juni 1689 in der Taufe die Vornamen Burchard Hilmer erhielt, entstammte als Sohn des Lieutenants Burchard von Campe dem altadeligen Geschlechte, das in Deensen das dortige Rittergut nachweislich von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart ununterbrochen in Besitz gehabt hat. Da seine Mutter, obwohl rechtmäßig verheiratet, bürgerlicher Herkunft war, so wurde

er von seinen ahnenstolzen Verwandten nicht für ebenbürtig angesehen. Er verzichtete daher, man darf annehmen freiwillig, vor seinem Namen auf das schwerwiegende Wörtchen „von", führte aber das väterliche Wappen weiter. Als die adeligen Vettern deshalb klagbar wurden und er den Prozeß gewann, ließ er das Wappen, den Zürnenden zum Trotz und Verdruß, in buntem Glase in sein Fenster setzen. Dieser Vorgang ist auf den Sohn, wie es scheint, nicht ohne Einfluß geblieben. Wenigstens hat er gegen Kastengeist und Standesvorurteile stets einen tiefen Abscheu gehabt und sich, ebensowenig wie sein Vater, davor gescheut, seinen Gegnern gelegentlich keck und kampfesfreudig unter die Augen zu treten.

Schlicht und einfach in seiner Bildung, aber verständig und von zäher Willenskraft, betrieb Burchard Hilmer Campe neben der Bewirtschaftung der Scholle Landes, die ihm eigen gehörte, einen Handel mit Garn und Leinen, die damals in der Wesergegend in großen Mengen erzeugt wurden. Angesichts des elenden Zustandes, in dem sich damals die Dorfschule befand, ließ er seine Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, durch Hauslehrer unterrichten. Nach seinem Tode, am 26. Mai 1760, trat seine Witwe, Anna Lucia, eine Tochter des Accise-Inspektors Klingemann zu Eschershausen, an die Spitze des Geschäfts. Erst am 16. Dezember 1801 ist sie, mehr als neunzig Jahre alt, zu Holzminden gestorben. Von einem ihrer Enkel wird sie als eine sanfte, geduldige, geistesklare, weise und ehrwürdige Frau gekennzeichnet.

Von den Söhnen des Campeschen Ehepaares war Joachim Heinrich der zweite. Schon früh legte der wohlbefähigte Knabe neben einer starken Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur eine unersättliche Lern- und Wißbegierde an den Tag. Seinem glühenden Wunsche, sich einer gelehrten Berufsart widmen zu können, stand jedoch die Dürftigkeit, in die seine Familie durch Kriegsnot und Seuche geraten war, längere Zeit hindernd im Wege. Erst nach vielem Bitten erhielt der Vierzehnjährige von seiner Mutter die Erlaubnis, nach dem anmutig im Weserthale belegenen Städtchen Holzminden zu ziehen, wo kurz zuvor, am 15. Januar 1760, die an ihrem ursprünglichen Sitze aufgehobene Amelungsborner Klosterschule zu neuem Leben erwacht war. Bei seiner lückenhaften Vorbildung vermochte er den Anforderungen der Sekunda, in die er am 21. Juni 1760 aufgenommen wurde, — mehr als drei Klassen waren überhaupt nicht vorhanden — anfangs nicht zu genügen; aber sein eiserner Fleiß und die wohlwollenden und sachkundigen Ratschläge seines Rektors, des späteren Braunschweiger Generalsuperintendenten Friedrich Wilhelm Richter († 1791), halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg. Richter war es auch, der ihm eins von den mit freier Wohnung und freier Beköstigung verbundenen Stipendien verschaffte und damit seiner finanziellen Bedrängnis vorläufig ein Ende machte. Campe selbst hat sich seines Aufenthalts in Holzminden zeitlebens mit Vergnügen erinnert und gelegentlich dankbar hervorgehoben, daß er dort „zu einer ordentlichen und rastlosen Selbstthätigkeit" gewöhnt worden sei. Aus einem Programme der Schule erfährt man, daß er im Mai 1763 bei der Feier des Hubertsburger Friedens „über die fehlgeschlagenen Absichten der größten Mächte des Krieges" öffentlich geredet hat.

Bald nach Ostern 1766 zog Campe nach Helmstedt, wo er am 20. April auf der dortigen Julia Carolina als Studiosus der Theologie immatrikuliert wurde. Diese Universität, eine Schöpfung des hochgesinnten Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, ließ damals noch nicht ahnen, daß sie dazu bestimmt sei, schon nach weniger als vierundvierzig Jahren durch das Machtwort eines fremdländischen Usurpators zu den Toten geworfen zu werden. Von jener Höhe freilich, zu der ein Caselius, ein Calixt, ein Conring sie emporgehoben, war sie heruntergestiegen, und den schweren Stoß, den ihr die Errichtung der Georgia Augusta in dem benachbarten Göttingen versetzt hatte, vermochte sie nicht zu verwinden. Aber immer noch zählte sie unter ihren Professoren tüchtige Gelehrte. Namen wie die des Theologen und Gräcisten Johann Benedikt Carpzov, des Juristen Johann Friedrich Eisenhart, des Historikers und Staatsrechtslehrers Franz Dominikus Häberlin, des Physikers und Mediziners Gottfried Christoph Beireis,

des Lehrers der Moral und Politik Georg Gottfried Keuffel, des Philologen Christian Gottlieb Wernsdorf, hatten auch außerhalb des Herzogtums einen guten Klang. Um dem theologischen Studium eine größere Anziehungskraft zu verleihen, hatte man 1762 zu dem orthodoxen Carpzov den aufgeklärten Wilhelm Abraham Teller berufen. Aber nun hatte die Fakultät gewissermaßen zwei Seelen, und als der neue Professor durch seine stürmischen Angriffe auf die Lehren der Kirche ein unliebsames Aufsehen erregte, erhielt sein Kollege höchsten Orts den Auftrag, der Julia Carolina durch eine besondere Schrift den Ruf der Rechtgläubigkeit zu retten. Der Erfolg war nicht von Dauer. Teller zog freilich 1768 davon, um in Berlin die Stelle eines Propstes und Oberkonsistorialrats zu übernehmen; aber Helmstedt ist trotzdem noch zu Carpzovs Lebzeiten, und zwar durch dessen eigenen Schwiegersohn, den Kirchenhistoriker Henke, zu einem Brennpunkte des theologischen Freisinns geworden.

Die tiefgreifende geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, zu deren Vertretern der Professor Teller gehörte, hat von jeher viel Anfechtung erfahren, und auch heute noch fehlt es nicht an solchen, die sie bald geringschätzig belächeln, bald heftig befehden. In der That hatten die Männer der Aufklärung Verschiedenes an sich, was nicht gefällt oder als Irrtum und Verkehrtheit entschiedene Zurückweisung verdient. Die bei vielen von ihnen hervortretende Oberflächlichkeit, ihr Mangel an historischem Sinn, ihr absprechendes Urteil über alles, was ihnen nicht in den Kram paßte, wird vielleicht nur von dem übertroffen, was in dieser Hinsicht von manchem ihrer Gegner geleistet wird. Aber man sei gerecht! Neben unleugbaren Mängeln stehen bemerkenswerte Vorzüge: ein ernstes Ringen nach Wahrheit, ein mutiges Eintreten für die persönliche Überzeugung, eine echte und aufrichtige Begeisterung für das Wohl des Einzelnen und die Beglückung der Völker, vor allem aber ein überaus warmes Interesse am Gedeihen der Jugend, ein geradezu leidenschaftliches Streben nach einer gründlichen und allgemeinen Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts. Auf jeden Fall bildete die Aufklärung in der Kette der deutschen Geistesbildung einerseits ein notwendiges, andererseits auch ein fruchtbringendes Glied. Ihre Einwirkungen aber waren so kräftig, so umfassend, so tiefgehend, daß nur wenige sich ihnen zu entziehen vermocht haben.

Auch Campe wurde bei seinem leicht erregbaren Temperamente von den Ideen der Aufklärung erfaßt. Kein Wunder, daß er sich bei seinen Studien nicht Carpzov, sondern Teller zum Führer erwählte und dessen Lehren wie den Quell einer neuen und beglückenden Weisheit begierig in sich aufnahm. Die Folge davon war, daß ihm, als Teller in Ungnade fiel, ein Stipendium von hundert Reichsthalern, das ihm die Landschaft verliehen hatte, entzogen wurde. „Man wäre nicht gemeint," so wurde ihm geschrieben, „die Wohlthaten des Vaterlandes an einen leichtsinnigen Jüngling zu verschwenden, der von verrufenen Irrlehrern sich zum Irrglauben verführen ließe."

Der Verlust des Benefiziums war für einen unbemittelten jungen Mann fühlbar genug; aber Campe wurde durch das Martyrium, das man ihm aufdrängte, in seiner Anhänglichkeit an seinen Lehrer eher bestärkt als erschüttert. Mit Zähigkeit beharrte er bei den Grundsätzen der Aufklärung und ist ihnen treu geblieben als Mann und als Greis, solange sein Geist zu denken, sein Herz zu empfinden vermochte. Beachtenswert aber ist es, daß dieselbe Hochschule, auf der der Zwanzigjährige wegen seiner Hinneigung zum Irrglauben gemaßregelt wurde, den Sechzigjährigen noch fünf Vierteljahre vor ihrer Auflösung — es war am 31. Dezember 1808 — durch die Verleihung der theologischen Doktorwürde geehrt hat.

Von den einzelnen Zweigen der theologischen Wissenschaft waren es vornehmlich die Erklärung der Heiligen Schrift und die dazu erforderlichen griechischen und hebräischen Sprachstudien, die Campe während seines Aufenthalts auf der Julia Carolina beschäftigten. Daneben trieb er Philosophie und widmete auch der Muttersprache ein lebhaftes Interesse. Den Anlaß dazu bot ihm die „Deutsche Gesellschaft", die in Helmstedt seit 1748 bestand und, wie es bei ähnlichen Vereinigungen in anderen Städten

gleichfalls der Fall war, nach dem Muster der Accademia della Crusca zu Florenz den Zweck verfolgte, ihre Mitglieder mit der vaterländischen Litteratur bekannt zu machen und sie in dem Vortrage selbstgefertigter Reden und Gedichte zu üben. Campe schloß sich dieser Gesellschaft schon bald nach seiner Ankunft an und feierte in ihrem Namen 1767 am 1. August den Geburtstag des Landesherrn, des Herzogs Karl I., durch eine „gebundene Rede“ über „die Musen im Gefolge würdiger Regenten“, die, wie auch einige andere Erstlingsarbeiten des Verfassers, durch den Druck veröffentlicht wurde. An dem zügellosen Treiben aber, wie es damals unter den Söhnen der Julia Carolina üblich war, fand er wenig Gefallen, weshalb ihm denn auch Helmstedt, bevor er sich mit einigen gleichgesinnten Freunden zusammengefunden hatte, wie ein „wüstes und wildes Sibirien“ vorkam. Vielfach wurde ihm auch die Freude am Leben durch ein Augenleiden getrübt, das er selbst durch sinnlosen Mißbrauch der Sehnerven hervorgerufen und verschlimmert hatte. Dazu kam die Sorge um das tägliche Brot, die ihn sogar dazu trieb, für Geld Verse zu machen. Wie sehr er darunter litt, erfährt man von ihm selbst. „Ich armer Tropf,“ so heißt es in einem seiner Briefe, „werde von allen geplagt. Bald muß ich bei Hochzeiten diejenige Lust besingen, die ich nicht schmecke und die andere Leute genießen. Bald muß ich Todesfälle mit poetischen Thränen beweinen, da ich doch die Verstorbenen niemals gesehen habe.“

Von Helmstedt begab sich Campe nach einem zweijährigen Aufenthalte nach Halle, wo damas Joh. Salomo Semler durch seine staunenswerte Gelehrsamkeit und durch die freimütige Kritik, der er Bibel und Kirchengeschichte unterwarf, zahlreiche Zuhörer um sich versammelte. Auch Campe wurde von dem Vater des theologischen Rationalismus mächtig angezogen und durch dessen Vorträge in seinen freisinnigen Anschauungen bestärkt und befestigt. Aber was ihn schon vorher bedrückt hatte, Augenschwäche und Mittellosigkeit, das hinderte ihn auch am Strande der Saale, seines Lebens wahrhaft froh zu werden. So war er denn der Vorsehung von Herzen dankbar, als er nach Jahresfrist, Ostern 1769, das „düstere melancholische Halle“ verlassen konnte, um zu Berlin im Hause des Majors und Kammerherrn Alexander Georg von Humboldt das Amt eines Erziehers oder Hofmeisters, wie man damals zu sagen pflegte, zu übernehmen. Zunächst war es nur der Sohn der Frau von Humboldt aus ihrer ersten Ehe mit einem Baron von Holwede, der seiner Leitung unterstellt wurde. Später hatte er sich auch mit den Sprößlingen der zweiten Ehe, Wilhelm (geb. 1767) und Alexander (geb. 1769), zu beschäftigen. Der ältere von ihnen, Wilhelm, schreibt darüber im achtunddreißigsten Briefe an seine Freundin Charlotte Diede geb. Hildebrand (Tegel, Dezember 1832): „Campe war Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. ... Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt und etwas Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen.“ Beide Brüder haben ihrem Lehrer noch lange nachher wiederholt Beweise von herzlicher Verehrung und Dankbarkeit gegeben; dieser aber vermochte zu jener Zeit noch nicht zu ahnen, welch hohen Flug seine Zöglinge im Reiche der Wissenschaft dermaleinst einschlagen würden.

Verschiedene Ursachen wirkten zusammen, um Campe den Aufenthalt im Humboldtschen Hause höchst angenehm zu machen: die Anhänglichkeit seiner Zöglinge, das Vertrauen der Eltern, die Erleichterung, die ihm hinsichtlich seiner finanziellen Verhältnisse zu teil ward. Den Sommer verlebte er auf dem Landsitze der Familie zu Tegel, den Winter in der Stadt, wo er „im vertrauten Umgange mit einigen Weltweisen“ Anregung und Unterhaltung fand. Auch mit Teller traf er wieder zusammen. Aber sein Augenleiden verschlimmerte sich in so hohem Grade, daß er zeitweilig dadurch an den Rand der Verzweiflung geführt wurde. Die Kunst der Ärzte erwies sich als machtlos. Erst nach vier qualvollen Jahren wurde ihm durch ein einfaches Hausmittel Linderung, schließlich auch Heilung zu teil.

Im Sommer 1773 ernannte der damalige



Joachim Heinrich Campes Geburtshaus in Deensen.
(Nach einer Zeichnung von Karl Büttger.)

Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm II. Campe zum Feldprediger bei seinem Regimente in Potsdam. Um dieselbe Zeit verheiratete er sich mit Dorothea Maria Hiller. Mit seinen früheren Zöglingen blieb er in enger Verbindung und kehrte auch 1775, ohne jedoch sein geistliches Amt aufzugeben, auf einige Zeit in das Humboldtsche Haus zurück. Im Sommer des folgenden Jahres wurde er in Potsdam, wo seine „vortrefflichen und erbaulichen moralischen Predigten“ und sein „stiller exemplarischer Wandel“ ihm viele Freunde gewonnen hatten, vom Magistrate der Stadt einstimmig zum lutherischen Prediger an der Heiligengeistkirche gewählt. Aber schon im September desselben Jahres kündigte er diese Stellung und folgte dem Rufe des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt, um in Dessau neben Basedow als dessen Mitkurator und mit dem eigens für ihn erfundenen Titel „Edukationsrat“ die Leitung des Ende 1774 eröffneten Philanthropins in die Hand zu nehmen. An seine Mutter schrieb er darüber am 10. September 1776: „Ich höre also auf ein Geistlicher zu sein, vertausche Mantel und Kragen mit Haarbeutel und Degen und gehe in vier Wochen mit meiner ganzen Familie nach Dessau. Das hätte wohl keiner von Ihnen vermutet! Ich selbst nicht; aber es ist mir herzlich lieb, daß es so gekommen ist ... In Potsdam ist großes Wehklagen über unsere Abreise; aber das kann mich nicht davon abhalten.“

Die Gründe, von denen sich Campe bei diesem Wechsel leiten ließ, sind unschwer zu erkennen. Einerseits vermochte er sich bei seinen freien Ansichten im Predigtamte nicht glücklich zu fühlen, fürchtete auch, daß seine Brust das Predigen am Ende nicht mehr würde aushalten können; andererseits drängte ihn sein Herz zu der Jugend zurück. Knaben zu vernünftigen, gesunden, guten und glücklichen Jünglingen und Männern heranzubilden, das erschien ihm als die höchste und edelste Aufgabe. Der Wunsch, an ihrer Lösung sich zu beteiligen, beherrschte ihn wie ein unüberwindlicher Trieb, wie eine glü-

hende Passion. Mit Begeisterung huldigte er dabei jener pädagogischen Strömung, die unter dem Einflusse von Rousseaus „Emil" (1762) diesseit des Rheins weite Kreise, vor allem in den mittleren und höheren, ja selbst in den höchsten Schichten der Bevölkerung, erfaßt hatte. Basedows Philanthropin war die erste Anstalt, in der die moderne pädagogische und didaktische Theorie zur praktischen Anwendung und Durchführung gelangte. Sie war es auch, von der die ganze Richtung den Namen erhielt.

Nicht mit Unrecht hat man Basedow und seinen Genossen mancherlei Wunderlichkeiten, Fehlgriffe und Irrtümer zur Last gelegt. Trotzdem sind die Verdienste, die jene Männer sich erworben haben, nicht gering. Zahllose Eltern und Lehrer, die vorher achtlos und gleichgültig in den alten ausgetretenen Geleisen einherschritten, wurden durch sie aus ihrem Schlendrian aufgerüttelt, viele mit Begeisterung für naturgemäße Erziehung, mildere Zucht und wohlüberlegte Unterrichtsweise erfüllt. Selbst die Gegner fühlten sich veranlaßt, über die Bedürfnisse der Kindesseele und die Mittel, wie ihnen genügt werden könne, gründlicher als vorher nachzudenken, und vieles von dem, was von den Philanthropinisten betont wurde, später aber wieder mehr oder weniger in Vergessenheit geriet, — Kräftigung des Körpers, Verbesserung der Methode, Beschaffung zweckmäßig eingerichteter Lehrmittel, Berücksichtigung der Realien, Selbständigkeit der Schule gegenüber der Kirche, sachgemäße Vorbildung und würdige Stellung des Lehrerstandes, — alles dieses wird heute als richtig und notwendig anerkannt. Campe gehörte mit Basedow und Salzmann zu den hervorragendsten Vertretern der philanthropinistischen Bewegung und hat ihr namentlich mit seiner gewandten und allzeit bereitwilligen Feder die größten Dienste geleistet. Der Hallesche Kanzler Aug. Herm. Niemeyer urteilte noch im Jahre 1825, er sei „unstreitig der gelesenste aller neuen Pädagogen". Die wichtigsten von seinen Schriften werden dem geneigten Leser im weiteren Verlauf dieser Mitteilungen, wenn auch nur flüchtig, bekannt werden.

Als Campe im Mai 1776 in Dessau dem berühmten dreitägigen Examen beiwohnte, in dem Basedow seine Zöglinge und Lehrer zahlreichen Gästen wie zu einer großartigen Parade vorführte, hatte die neue „Schule der Menschenfreundlichkeit" — das sollte ja der Name der Anstalt bedeuten — einen ungemein vorteilhaften Eindruck auf ihn gemacht. Bei seiner Ankunft im Oktober 1776 fand er alles ganz anders, als er es sich gedacht hatte. Infolge der unpraktischen, heftigen, eigensinnigen und willkürlichen Weise, mit der Basedow die Sache anfaßte, befand sich das Philanthropin in der größten Verwirrung. Nun trat zwar durch Campes ruhiges, besonnenes und namentlich auch haushälterisches Verfahren bald eine Besserung ein, und nach Verlauf eines halben Jahres schien sich die Anstalt zu einer erfreulichen Blüte entwickeln zu wollen. Aber es schien auch nur so. Den Lehrern fehlte es an Eintracht; vor allem aber bildete Basedow, der erziehen wollte, ohne selbst erzogen zu sein, ein unüberwindliches Hindernis des Gedeihens. Sobald Campe die Sachlage klar erkannt hatte, hielt er es für seine Pflicht, das Philanthropin zu verlassen. Im September 1777 eilte er auf einem Schimmel, der dadurch eine Art von schulgeschichtlicher Berühmtheit erlangt hat, bei Nacht und Nebel und ohne von seiner Absicht vorher ein Wort verlauten zu lassen, davon. Er begab sich nach Hamburg, und weder die Vorstellungen seiner Freunde, noch Basedows rührende Bitten, noch auch das persönliche Eingreifen des Fürsten vermochten ihn zur Rückkehr zu bewegen. Diese Festigkeit ist um so bemerkenswerter, als er zunächst noch gar nicht wußte, wie und wovon er sich und die Seinigen erhalten sollte. „Aus Gewissensdrang," so erzählt er später, „hatte ich Amt und Brot und alles aufgegeben, was einem Familienvater beruhigende Aussichten in die Zukunft gewähren kann, und meine ganze kleine Habe beschränkte sich nur auf einen Kopf mit mittelmäßigen Fähigkeiten und auf eine an rastlose Arbeitsamkeit gewöhnte Hand." Damals bemühte sich Immanuel Kant, dem Stellenlosen in Königsberg den erledigten Posten eines Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten zu verschaffen. Campe lehnte ab, blieb aber dem großen Philosophen für seine Hilfsbereitschaft allezeit

dankbar. Als sich 1794 das Gerücht verbreitete, Kant stehe in Gefahr, infolge der Unduldsamkeit des Wöllnerschen Regiments sein Amt zu verlieren, bot er dem verehrten „Lehrer des Menschengeschlechts" in seinem Hause zu Braunschweig eine Zuflucht an.

In Hamburg verbrachte Campe den Winter 1777/78 mit litterarischen Arbeiten; im nächsten Frühjahr aber hatte der vorteilhafte Ruf, dessen er sich als Pädagoge erfreute, zur Folge, daß drei angesehene Männer, zwei reiche Kaufherren, Böhl und Schuback, und der Legationsrat Leisching, ihm die Bitte aussprachen, ihre Söhne zu erziehen und sie zu diesem Zwecke in seine Familie aufzunehmen. Campe ging auf den Vorschlag ein und bezog in der Nähe der Stadt, auf dem Billwerder Ausschlag am Hammerdeiche, ein schönes Gartenhaus. Dort wohnte er bis ins fünfte Jahr und hat nach seiner eigenen Aussage „auf diesem ihm heiligen Fleckchen Erde die schönsten, fruchtbarsten und glücklichsten Abschnitte seines Daseins verlebt". Die Zahl seiner Zöglinge, von denen der älteste nicht mehr als acht Jahre zählte, belief sich anfangs auf fünf; bald stieg sie auf dreizehn, die der Lehrer, der „Freunde des Hauses", wie sie im Robinson genannt werden, von zwei auf drei. Weitere Anmeldungen wurden zurückgewiesen, damit die Erziehungsanstalt aus dem Rahmen des Familienlebens nicht allzusehr hinaustreten möchte. Mit inniger Liebe nahm sich Campe seiner Pfleglinge an, und diese haben ihm dafür zeitlebens Dankbarkeit und Treue gewahrt. Es war nur der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, wenn der eine von ihnen, Gottlieb Böhl, von London aus am 25. März 1791 an seine ehemalige Pflegemutter schrieb: „Vaters Gestalt, wie er so oft mit gerührter, ehrfurchtgebietender Miene in dem Kreise seiner Zöglinge stand, um uns eine neue Regel zur Tugend bekannt zu machen, uns dann so innig zur Befolgung derselben ermahnte, den Abend über unsere Aufführung mit uns sprach und einem jeden das verdiente Zeugnis gab — diese Gestalt begleitet mich wie mein Schatten und wird in einem hohen Grade wohlthätig für mich."

Die Persönlichkeiten, mit denen Campe in Hamburg verkehrte, gehörten meist dem geistig angeregten Kreise an, in dessen Mittelpunkte die Familien Reimarus und Sieveking standen. Vor allen trat er zu dem angesehenen Arzte und Professor Reimarus, dem Sohne des freisinnigen Verfassers der Wolfenbütteler Fragmente, in ein näheres Freundschaftsverhältnis; mit dessen Schwester Elise Reimarus führte seine Gattin einen lebhaften Briefwechsel. Auch mit dem Sänger der Messiade, der seit 1771 in Hamburg wohnte, sowie mit Matthias Claudius in dem benachbarten Wandsbeck, pflegte das Ehepaar Umgang. Mit Lessing wurde es bekannt, als dieser sich 1778 zum letztenmal in der Hansastadt aufhielt. Der Dichter des Nathan schätzte in dem Verfasser des Robinson „einen festen, unschwärmerischen Mann"; die Frau Rätin aber, die ihm bei seinem ersten Besuche mit dem Besen in der Hand entgegenkam, stellte er besonders hoch, wenn er sich auch scherzend über „ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei" lustig machte. Als Lessing bald darauf, am 15. Februar 1781, aus seiner irdischen Laufbahn abberufen wurde, bezeigte Campe seine Trauer durch einen poetischen Nachruf. Später hat er in Braunschweig das eingesunkene Grab des philosophischen Dichterfürsten, das ihm, obwohl seit dessen Tode erst wenige Jahre verflossen waren, fast niemand mehr nachzuweisen vermochte, mit Epheu und Pappeln bepflanzt und es durch einen Denkstein vor der Vergessenheit bewahrt. Beachtung verdient auch, daß Campe in ähnlicher Weise wie Lessing den Zorn des Hamburger Hauptpastors Göze auf sich lenkte. Er hatte die Gewohnheit, seine Zöglinge des Sonntags, statt zur Kirche, in die freie Natur zu führen, um sie dort nach der Weise der Aufklärungszeit zur Andacht zu stimmen. Daß dieses dem eifrigen Geistlichen mißfiel, ist erklärlich, und eine Vorstellung unter vier Augen wäre ihm nicht zu verargen gewesen. Göze aber zog es vor, Campe auf der Kanzel, wenn auch ohne Nennung seines Namens, „öffentlich zu verketzern und zu verdammen". Er wählte dazu einen Sonntag, an dem einer der Väter der Knaben, der Kaufherr Böhl, anwesend sein mußte, weil ihn nach der damaligen Kirchenverfassung die Reihe traf, während des Gottesdienstes mit dem Klingelbeutel sammelnd herumzugehen. Campe

hat sich in einer Schrift, die er dem Andenken seines früh verstorbenen Schülers Gottlieb Böhl widmete, gegen die ihm von Göze gemachten Vorwürfe verteidigt. Man erkennt daraus, wie auch aus vielen anderweitigen Zeugnissen, daß es ihm bei all seiner Abneigung gegen die kirchliche Orthodoxie an Gottesfurcht und Gottvertrauen nicht fehlte und daß es ihm ein heiliger Ernst damit war, wenn er seinen Zöglingen das Wort „Bete und arbeite!“ oft und dringend ans Herz legte.

Sehr umfassend war die litterarische Thätigkeit, für die Campe während seines Aufenthaltes in Hamburg neben seinen sonstigen Geschäften noch die Zeit gewann. „Wie viel ich jetzt arbeite,“ äußert er im Frühjahr 1779, „und ohne Erschlaffung arbeiten kann, davon haben Sie keine Idee. Ich schreibe beinahe immer für zwei Pressen.“ Vor allem waren es Jugendschriften, die er verfaßte. Er betrat damit ein Gebiet, das von ihm eigentlich erst erschlossen, man möchte sagen, geschaffen worden ist. Damals gerade entstand das berühmteste von allen seinen Werken, sein „Robinson der Jüngere“.

Das Thatsächliche, das dem Robinson zu Grunde liegt, sind die Erlebnisse des schottischen Matrosen Alexander Selkirk, der auf der Fahrt durch den Stillen Ocean, als sein Schiff bei der unbewohnten Insel Juan Fernandez anlegte, seinem Schiffsherrn, dem berühmten Seefahrer Dampier, davonlief und dann vier Jahre und vier Monate auf dem einsamen Eilande ohne menschlichen Verkehr zubrachte, bis ihn 1709 der Kapitän Woodes Roger auffand und in die Heimat zurückführte. Berichte über Selkirks abenteuerliche Schicksale boten dem Engländer Daniel Defoe den Stoff für seinen köstlichen Roman „The Life and strange surprising Adventures of Robinson Crusoe of York“, der 1719 erschien und bald in ganz Europa begierige Leser und eine große Zahl von mehr oder weniger geschickten Nachahmern fand. Allein in Deutschland sind von 1720 bis 1760 mehr als vierzig Robinsonaden gedruckt worden. Eine deutsche Übersetzung des Defoeschen Werkes hatte Campe schon als Knabe in Händen gehabt. Den Roman aber zu einer Jugendschrift umzuarbeiten, dazu wurde er erst durch Rousseau angeregt, der zur Empfehlung des Robinson im dritten Buche seines „Emil“ u. a. folgendes bemerkt: „Da wir Bücher durchaus haben müssen, so giebt es eins, das meines Erachtens die vorzüglichste Abhandlung über naturgemäße Erziehung an die Hand giebt. Dieses Buch soll das erste sein, das mein Emil liest; lange Zeit soll es allein seine ganze Bibliothek ausmachen, und stets wird es einen hervorragenden Platz darin behalten. Es wird der Text sein, dem alle unsere Unterhaltungen über naturwissenschaftliche Stoffe nur als Kommentar dienen. Es wird bei unseren Fortschritten den Prüfstein unserer Urteilskraft bilden, und solange unser Geschmack nicht verdorben ist, wird seine Lektüre uns beständig Unterhaltung gewähren. Und wie heißt dieses Wunder von Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein, es ist Robinson Crusoe.“

Das Verfahren, das Campe bei der Bearbeitung der Defoeschen Vorlage beobachtete, war frei und selbständig. Manches hat er verändert, anderes fortgelassen, mehr noch hinzugefügt. Charakteristisch ist dabei, daß er einen Hausvater einführt, der Robinsons Geschichte seiner Familie, im Garten unter einem Apfelbaume sitzend, an einer Reihe von schönen Sommerabenden vorträgt, von seinen Zuhörern oft durch Fragen unterbrochen wird und jeden Anlaß benutzt, um die Kinder durch bald längere, bald kürzere Bemerkungen zu belehren und vor allem „den Samen der Tugend, der Frömmigkeit und der Zufriedenheit mit den Wegen der göttlichen Vorsehung in die jungen Herzen auszustreuen“. Campe schließt sich damit an wirkliche Vorgänge an; denn ehe er Robinsons Erlebnisse niederschrieb, hat er sie seinen Zöglingen erzählt. Nach seiner eigenen Aussage war er „nur der Aufschreiber und Aufzeichner dessen, was seine wackeren Kinder ihm vorsagten und was sie unter seinen Augen thaten“. In dem Vorberichte bemerkt er ausdrücklich, „er habe lieber wirkliche als erdichtete Personen redend einführen und meistenteils wirklich vorgefallene Gespräche lieber nachschreiben, als nicht gehaltene künstlichere machen wollen“. Wie es dabei zugegangen, hat vor den ersten Auflagen Chodowiecki, in den späteren illustrier-

ten Ausgaben Ludwig Richter dargestellt. Beide Bilder, die wir dem geneigten Leser in getreuen Nachahmungen vor die Augen führen, sind bei aller Verschiedenheit der Auffassung vortrefflich; der ältere Kupferstich hat aber vor dem modernen Holzschnitte den Vorzug der Ähnlichkeit. Der geschickte Zeichner Christoph Heinrich Kniep, der Goethe 1787 auf seiner Reise durch Sicilien begleitete und 1825 zu Neapel als Professor an der dortigen Kunstakademie gestorben ist, hatte Campe und seine Hausgenossen, seine Gattin, sein Töchterchen Charlotte, die fünf ersten Zöglinge, Johannes, Gottlieb und Fritz Böhl, Nikolas Schuback und Dietrich Leisching, sowie die beiden noch etwas recht jugendlichen „Freunde des Hauses“ — von dem einen ist im Hintergrunde nur Stirn und Auge sichtbar — porträtiert. Die einzelnen Bildnisse wurden alsdann von Chodowiecki zu einer Gruppe zusammengestellt und mit kunstreichem Grabstichel auf die Platte gebracht.



Titelvignette zur ersten Auflage des Robinson, 1779.

Von Campes Robinson erschien der erste Teil 1779, ein Jahr später der zweite. Das Buch machte seinen Verfasser wie mit einem Schlage zum berühmten Manne. Binnen kurzer Zeit traten zahlreiche Auflagen davon in die Öffentlichkeit; in vielen Schulen fand es als Lesebuch Eingang; in alle europäischen Sprachen, sogar in die russische, neugriechische und altböhmische, wurde es übertragen, und Phil. Jul. Lieberkühn, Rektor zu Neuruppin und später zu Breslau, kleidete es sogar tironum causa, d. h. zum Besten der Anfänger auf den Gelehrtenschulen, in ein lateinisches Gewand; den Franzosen und Engländern wurde es in je fünf verschiedenen Übersetzungen zugänglich gemacht. Auch das neunzehnte Jahrhundert hat dem Werke seine Gunst zugewendet und sie bis zur Stunde ihm bewahrt. Im Jahre 1894 erschienen bei Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig die hundertsechzehnte und hundertsiebzehnte Original-Ausgabe; eine neue sogenannte Prachtausgabe befindet sich augenblicklich (Juli 1896) unter der Presse; Dutzende von Nachdrucken kommen hinzu; unter denen aber, die diese Zeilen lesen, fehlt es gewiß nicht an solchen, die heute noch, wie der Schreiber es thut, mit innigem Vergnügen an die Tage zurückdenken, da ihr kindlicher Geist durch den Zauberstab des alten Joachim Heinrich Campe zu dem armen Robinson und seinen Lamas, zu Freitag und dem Papagei auf die einsame Insel im fernen Ocean versetzt ward. Diesen Thatsachen gegenüber ist es schwer begreiflich, daß das Buch jetzt von manchen Seiten so geringschätzig behandelt und als ein „seichtes“ und „ungenießbares“ Machwerk in die Rumpelkammer verwiesen wird. Daß nicht alles darin dem jetzigen Geschmacke zusagen will, kann bei einem Werke, das vor fast hundertzwanzig Jahren und unter ganz anderen Schul- und Bildungsverhältnissen geschrieben wurde, nicht auffallen; aber selbst die vielberufenen „naseweisen“ Fragen der Kinder und die „langweiligen“ Erörterungen, durch die der Vater

den Faden der Erzählung so häufig unterbricht, werden eine mildere Beurteilung finden, wenn man die Entstehungsweise des Buches ins Auge faßt und vor allem bedenkt, daß es nach der ursprünglichen Absicht des Verfassers dazu bestimmt war, „erwachsenen Kinderfreunden zum Vorlesen zu dienen" und auch „durch eine treue Darstellung wirklicher Familienauftritte ein für angehende Erzieher nicht überflüssiges Beispiel des väterlichen und kindlichen Verhältnisses zu geben, welches zwischen dem Erzieher und seinen Zöglingen notwendig obwalten muß".

Auf den Robinson folgte 1781 die „Entdeckung von Amerika", die gleichfalls wirkliche Vorgänge, Campes mündliche Erzählung und die daran geknüpften Gespräche mit seinen Zöglingen, zur Voraussetzung hat. Daß von diesem Werke — in einer Umarbeitung von Dr. Adam Pfaff — 1881 die fünfundzwanzigste und sechsundzwanzigste Auflage erscheinen konnten, zeigt zur Genüge, wie lange es mit dem, was darin von Columbus, Cortez und Pizarro, von den federgeschmückten Kaziken und dem unglücklichen Montezuma berichtet wird, junge Gemüter zu fesseln vermocht hat.

Außer dem „Robinson" und der „Entdeckung von Amerika" hat Campe während seines Aufenthalts in Hamburg noch ein drittes Werk verfaßt, das an dieser Stelle nicht übergangen werden darf. Es ist sein „Theophron, oder der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend". Dieses Buch, das zum erstenmal 1783 herauskam, ist für Jünglinge bestimmt, die im Begriff stehen, das Elternhaus zu verlassen und in das Geschäftsleben einzutreten. Ihnen werden darin über die Wahl des Berufs und die Pflichten, die einem jungen Manne daraus erwachsen, sowie über den Umgang mit Menschen, ernste, verständige und wohlmeinende Ratschläge erteilt. Campe nahm dabei stellenweise die bekannten Briefe des Lord Chesterfield an seinen Sohn zum Vorbilde. Hieraus, sowie aus der ganzen Denkweise der Aufklärungszeit begreift es sich, daß im Theophron bei den Vorschriften für das sittliche Verhalten nicht sowohl Gottes Gebot und ein allgemein verbindliches Sittengesetz, als vielmehr Lebensklugheit und Rücksichten auf die irdische Glückseligkeit die Grundlage und den Leitstern bilden. Als „ein Gegenstück zum Theophron" erschien 1789 das Büchelchen „Väterlicher Rat an meine Tochter". Beide Werke haben lange Zeit in weiten Kreisen nicht ohne Segen gewirkt. Vom „Theophron" stammt die letzte rechtmäßige Ausgabe, die elfte, aus dem Jahre 1843, der letzte bekannte Nachdruck aus dem Jahre 1873. Der „Väterliche Rat" kam zuletzt in dreizehnter Auflage 1872 heraus. Was von Campe sonst noch in seiner Hamburger Zeit zu Nutz und Frommen der Jugend in die Öffentlichkeit trat, vor allem die zwölf Bändchen seiner „Kleinen Kinderbibliothek", sowie verschiedene pädagogische und didaktische Abhandlungen, ist der Vergessenheit anheimgefallen, obwohl es seiner Zeit der Beachtung und des Beifalls nicht entbehrt hat.

In dem Vorworte zum Theophron, das vom 31. Januar 1773 datiert, nahm Campe von Hamburg und seinen Pflegesöhnen Abschied. Die Unruhe und die Lebhaftigkeit der Kinder, das Übermaß seiner Schriftstellerei, eine ausgedehnte Korrespondenz und der lästige Zulauf von Fremden, die den berühmten Pädagogen wie eine Sehenswürdigkeit aufsuchten, hatten ihn geistig und körperlich so heruntergestimmt, daß er sein bisheriges Leben nicht weiter zu führen vermochte. Er zog mit nur vier Zöglingen nach Trittau, einem holsteinischen Dorfe, das drei bis vier Meilen von Hamburg an der Bille im Norden des Sachsenwaldes belegen ist. Dort beschäftigte er sich neben seiner verringerten erziehlichen Wirksamkeit mit der Bewirtschaftung eines erkauften Freigutes. Zugleich setzte er seine litterarische Thätigkeit fort und entwarf insbesondere den Plan für die „Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens", ein umfangreiches Sammelwerk, in welchem alle nur einigermaßen wichtigen Fragen der Erziehung und des Unterrichts im Sinne der philanthropinistischen Pädagogik erörtert werden sollten. Die Zahl der Bände stieg von 1785 bis 1791 auf sechzehn. Unter den darin enthaltenen Abhandlungen finden sich nur verhältnismäßig wenige, die aus Campes eigener Feder geflossen sind. Zu seinen Mitarbeitern gehörten u. a. der talentvolle, aber wegen seiner Frivolität berüchtigte Professor

Bahrdt zu Halle, der Rektor Johann Stuve zu Neu-Ruppin und vor allen der frühere Hallesche Professor der Pädagogik, Ernst Christian Trapp, der nach Campes Fortgange das Institut am Hammerdeiche mit wenig Glück weiterführte. Der neunte Band enthält eine Übersetzung von Lockes Some thoughts concerning education, der zwölfte bis fünfzehnte eine solche von Rousseaus „Emil", beide mit Anmerkungen der Mitarbeiter ausgestattet. Bei den Zeitgenossen fand die „Revision" großen Beifall. Jean Paul bezeichnete sie in der Vorrede zu seiner „Levana" als ein Werk, dem kein Volk etwas Ähnliches entgegenzustellen habe, als einen Juwel, an dem jede Mutter, besser noch jede Braut, sich bilden und schleifen solle. Wer jetzt einen Band davon zur Hand nimmt, wird diesen Enthusiasmus nicht leicht begreifen. Für den Fachmann aber, der über das Wesen und Wollen der Philanthropinisten nicht bloß fremde Worte nachsprechen, sondern ein eigenes und zutreffendes Urteil gewinnen will, bildet das Revisionswerk eine äußerst wertvolle, man darf sagen, unentbehrliche Quelle. Es ist ganz richtig, wenn man geurteilt hat, es sei darin der Philanthropinismus gewissermaßen kodifiziert worden.

Neben dem Plane der „Revision" beschäftigte Campe in Trittau auch der Gedanke, durch das Zusammenwirken einiger dazu befähigter Männer eine großartige „Schulencyklopädie" ins Leben zu rufen, d. h. „eine vollständige Folge von Schulbüchern, die gleich den Rädern einer Uhr ineinander griffen". In der That wurde später mit der Verwirklichung dieses Unternehmens der Anfang gemacht; es kam jedoch bald wieder ins Stocken. In neuerer Zeit sind ähnliche Vorschläge, gleich als wären sie der Ausfluß einer vorher ganz unbekannten pädagogischen Weisheit, verschiedentlich gemacht und befürwortet worden.

In Trittau geschah es auch, daß Campe die Herausgabe der Reisebeschreibungen begann, die er für die Jugend, meist mit glücklichem Griff, auswählte und bearbeitete. Die erste Sammlung davon erschien von 1785 bis 1793 in zwölf, die zweite von 1801 bis 1804 in sechs Teilen. Beide wurden später mit Campes übrigen Kinder- und Jugendschriften zu einer Gesamtausgabe vereinigt, wiederholt gedruckt und lange Zeit von Knaben und Jünglingen gern und mit Nutzen gelesen.

Inzwischen war Campes Ansehen so gestiegen, daß Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig seinen Rat zur Verbesserung des in seinem Lande tief daniederliegenden Schulwesens in Anspruch nahm. Der edle und hochgebildete Fürst, ein Schüler des ehrwürdigen Abts Jerusalem, huldigte, wie sein Oheim Friedrich der Große, den Grundsätzen der Aufklärung. Auf den Vorschlag Campes errichtete er 1786 das „Fürstliche Schuldirektorium" und übergab demselben an Stelle des Konsistoriums die oberste Verwaltung der sämtlichen Unterrichtsanstalten des Herzogtums. Es war dies der erste Fall in Deutschland, daß das Band, welches jahrhundertelang Schule und Kirche miteinander verknüpft hatte, mit scharfem Schnitte gelöst wurde. Campe kehrte im Frühjahr 1786 als Mitglied der neuen Behörde in die Heimat zurück und schlug zuerst im fürstlichen Lustschlosse zu Salzdahlum, später in der Hauptstadt des Landes seinen Wohnsitz auf. Der Herzog gab ihm die deutlichsten Beweise von Wohlwollen und Vertrauen. Er ließ ihn oft zu vertraulicher Besprechung in seinem eigenen Wagen zu sich holen, verlieh ihm den Titel „Schulrat", den vor ihm in Deutschland noch niemand geführt hatte, machte ihn 1789 zum Kanonikus, 1805 sogar zum Dechanten des Stiftes zu St. Cyriaci. Wichtiger noch und für Campes Wohlstand geradezu grundlegend war es, daß sein fürstlicher Gönner ihm die Erlaubnis erteilte, die „Braunschweigische Schulbuchhandlung" zu errichten, ihm für den Betrieb derselben Postfreiheit gewährte, zur Aufstellung der Pressen in Braunschweig ihm ein ansehnliches Gebäude zum Geschenk machte und ihm schließlich auch noch für die Aufbewahrung und den Verkauf der Bücher im Schlosse zu Wolfenbüttel die erforderlichen Räume zur Verfügung stellte.

An der Spitze seiner Buchhandlung zeigte sich Campe als tüchtiger Geschäftsmann und brachte sie, nicht zum wenigsten durch den Verlag seiner eigenen Schriften, zu hoher Blüte. Sie befindet sich, mit der Verlags-



Joachim Heinrich Campe.
(Nach einem im Besitz seines Urenkels Friedrich Westermann befindlichen Ölgemälde.)

firma Friedrich Vieweg u. Sohn verbunden, bis auf den heutigen Tag im Besitz des einen Zweiges seiner Nachkommen. Dagegen blieben seine Bemühungen um eine gründliche Verbesserung des braunschweigischen Schulwesens ohne Erfolg. Das auf seinen Vorschlag errichtete Schuldirektorium, zu dessen Mitgliedern u. a. auch seine Freunde und Gesinnungsgenossen Trapp und Stuve berufen waren, scheiterte an dem Widerspruche der Geistlichkeit und der Landstände und wurde vom Herzoge schon 1790 wieder aufgehoben. Campe selbst war dabei nicht ohne Schuld. Schon wenige Monate nach seiner



Dorothea Maria Campe.
(Nach einem im Besitz ihres Urenkels Friedrich Westermann befindlichen Ölgemälde.)

Ankunft in Braunschweig veröffentlichte er eine aus zwei „Fragmenten“ bestehende Schrift: „Über einige verkannte, wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Indüstrie, der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes“, in der er nicht bloß die Umwandlung der Volksschulen in Industrieschulen befürwortete, sondern auch hinsichtlich der Vorbildung und Wirksamkeit der Landgeistlichen eine tiefgreifende Umgestaltung vorschlug. Theologische und philosophische Gelehrsamkeit, so meinte er, sei ohne Wert für sie: wollten sie überhaupt noch nützen, so müßten sie sich dazu fähig machen, ihren

Pfarrkindern als pädagogische, landwirtschaftliche, ärztliche und tierärztliche Berater und Helfer zur Seite zu stehen. Das Buch rief einen Sturm von Entrüstung hervor. Verschiedene Proteste traten ans Licht, darunter auch einer von dem Helmstedter Professor Abt Velthusen. Campe antwortete 1787 mit dem Schriftchen „An meine Freunde" und übergab am Schlusse desselben „den unwürdigen Troß der mutwilligen und ungesitteten Knaben, falls sie fortfahren sollten, ihn mit litterarischem Kot zu bewerfen, samt und sonders der Verachtung des Publikums und einer löblichen Polizeianstalt, sowohl im Lande, als auch in der Gelehrtenrepublik, zur wohlverdienten Züchtigung". Damit goß er natürlich von neuem Öl ins Feuer, und die Erbitterung seiner Gegner ruhte nicht eher, als bis er ihnen in amtlicher Stellung nicht mehr zu schaden vermochte. So begreiflich das sein mag, so war es doch im Interesse des braunschweigischen Schulwesens zu beklagen; denn was Campe zu dessen Verbesserung in Vorschlag gebracht hatte, war in allen wesentlichen Punkten vortrefflich und ganz dazu angethan, dem Lande zum Segen zu gereichen. So aber sank man in die alten Geleise zurück, bis in neuerer Zeit eine erleuchtete Regierung die Campeschen Pläne, vielleicht ohne sie als solche zu kennen, wieder aufgenommen und großenteils mit besonnener und wohlwollender Hand zur Ausführung gebracht hat.

Um dieselbe Zeit, als Campe mit der Geistlichkeit wegen seiner „Fragmente" in Fehde lag, wurde ihm auch eine schnöde Herabwürdigung der Dichtkunst zum Vorwurf gemacht. Da die Sache vielfach zu Campes Ungunsten unzutreffend dargestellt wird, — früher hatte auch der Verfasser dieser Zeilen, von scheinbar zuverlässigen Gewährsmännern irre geführt, eine irrtümliche Meinung darüber — so erfordert es die Gerechtigkeit, etwas näher darauf einzugehen.

Von seinen Jünglingsjahren bis ins höhere Alter hatte Campe das Bedürfnis, der Göttin der Poesie gelegentlich ein Opfer zu bringen. Alle diese Versuche — meist Lieder, Satiren, Epigramme, auch eine längere Ballade — zeugen von Formgewandtheit, lassen jedoch jenen göttlichen Hauch vermissen, der den Dichter erst zum Dichter macht. Wie konnte es auch anders sein! Seinem innersten Wesen nach war Campe eine nüchterne, vorwiegend auf das Praktische und Brauchbare gerichtete Natur; das Versemachen bildete für ihn selbst im Grunde nichts weiter als eine nützliche, angenehme, zeitweilig auch tröstliche Beschäftigung. Daß im Kultus des Schönen die höchste Aufgabe eines menschenwürdigen Daseins zu suchen sei, wollte ihm nicht in den Sinn. Als nun im Gefolge der Sturm- und Drangbewegung in Deutschland die Dichter und Dichterlinge wie Pilze aus der Erde schossen, als eine Art von „poetischer Influenza" wie eine „epidemische Seelenkrankheit" sich verbreitete und dem heranwachsenden Geschlechte über „der ausschweifenden Neigung zum Poetisieren und zur Schöngeisterei" die Kraft zu ernster Arbeit zu verschwinden drohte, hielt es der wohlwollende Mann für seine Pflicht, der Jugend in seinem Theophron zuzurufen, unter den obwaltenden Verhältnissen „sei es in den meisten Fällen ein viel verdienstlicheres Werk, eine Quadratrute Moorland urbar gemacht oder einen Stein Flachs gesponnen zu haben, als der Verfasser eines Schauspiels, eines Romans oder eines Bändchens allerliebster Gedichtchen zu sein". Bei einer anderen Gelegenheit erhob er, gleichfalls zur Warnung der Jugend und unter Bezugnahme auf die damaligen krankhaften Zustände, das Verdienst der Erfinder der Braunschweiger Mumme und des Spinnrades über das Verdienst desjenigen, der nach den schon vorhandenen Meistersängern wie Haller, Hagedorn, Gellert, Zachariä, Klopstock, Lessing, Kleist u. a. die poetische Laufbahn betrete und die Welt mit Oden und Epopöen beschenke, woran doch gar kein Mangel mehr sei. Diese Aussprüche, die, so parador sie klingen, in dem Zusammenhange, in dem sie gemacht wurden, und im Hinblick auf den Zweck, dem sie dienen sollten, kaum etwas Anstößiges hatten, benutzten Campes Gegner als Anlaß, ihm schuld zu geben, er halte alles Ernstes „ein Spinnrad für etwas Größeres und Besseres als die Odyssee, ein Glas Mumme für etwas Köstlicheres als die Messiade". Campe erwies die Grundlosigkeit dieses Vorwurfs im ersten Jahrgange des „Braunschweigischen

Journals" (1788, I, 372 bis 384) in dem Aufsatze: „Statistische Nachrichten über die Progresse der Deutschen im Versemachen", und erinnerte darin auch an die hohe Anerkennung, die er gelegentlich der Dichtkunst gezollt habe. Vergeblich. Bis auf den heutigen Tag wird ihm die banausenhafte Äußerung in die Schuhe geschoben, „das Verdienst dessen, der das Spinnrad erfunden oder den Kartoffelbau bei uns eingeführt habe, sei höher anzuschlagen als das Verdienst des Dichters einer Ilias und Odyssee". Vielleicht, daß diese Zeilen dazu dienen, die vielberufenen Worte auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Allerdings, daß der aufgeklärte Pädagoge der Himmelstochter Poesie je völlig gerecht geworden sei, das zu beweisen, wird auch sein feurigster Verehrer nicht im stande sein.

Noch ehe das Schuldirektorium förmlich aufgelöst war, eilte Campe mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt, der eben in Göttingen seine Studien beendigt hatte, an das Ufer der Seine, um, wie er selbst es ausdrückte, „dem Leichenbegängnisse des französischen Despotismus beizuwohnen" und „die neuen Griechen und Römer zu sehen, die vor einigen Wochen noch — Franzosen waren". In Paris verweilte er vom 3. bis zum 27. August 1789 und ließ sich in dieser Zeit von dem, was er sah und hörte, zu einem so überschwenglichen Enthusiasmus fortreißen, daß Lessing, wenn er aus dem Reiche der Toten zurückgekehrt wäre, ihm schwerlich noch das Prädikat eines „unschwärmerischen Mannes" zuerkannt haben würde. In den „Briefen aus Paris zur Zeit der Revolution", die er in jenen Tagen an seine Freunde Trapp und Stuve richtete und bald darauf im Druck erscheinen ließ, gab er seiner Bewunderung für das französische Volk und seiner Zustimmung zu den Ideen der Revolution begeisterten Ausdruck. „Wo gab es jemals eine rechtmäßige Herrschaft!" ruft er im zweiten Briefe aus, und im achten und letzten heißt es: „Je länger ich hier bin und je aufmerksamer ich die Knospen, Blüte und Früchte der jungen französischen Freiheit betrachte, ... desto inniger und fester wird meine Überzeugung, daß diese französische Staatsumwälzung die größte und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung seit Luthers Glaubensverbesserung der Menschheit zugewandt hat, und daß daher das ganze weiße, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht, rund um den Erdball herum, ein allgemeines und feierliches Herr Gott dich loben wir dafür anstimmen sollte."

Um derartige Äußerungen zu begreifen, darf man nicht vergessen, daß die französische Revolution im Sommer 1789 noch ein verhältnismäßig mildes Aussehen hatte und von den Greueln der Schreckensherrschaft noch weit entfernt war. Auch andere, und nicht die schlechtesten deutschen Männer, haben sie in ihren ersten Anfängen als den Sieg der Freiheit und der Menschenrechte über Willkür und Despotismus mit Jubel begrüßt. Bei Campe aber erklärt sich seine Begeisterung um so leichter, als er von jeher zu den Verehrern Rousseaus gehörte, dessen feurige Feder so unendlich viel zu der Entfesselung des revolutionären Gedankens beigetragen hatte. Von Paris aus unternahm er eine Wallfahrt nach Ermenonville, um dort des großen Toten Grab und Sterbezimmer aufzusuchen. Eine alte Tabaksdose, die er als „Reliquie seines Heiligen" erwarb, veranlaßte ihn zu dem Ausrufe: „Halberstadt und Braunschweig können künftig sich rühmen, Reliquien der beiden größten Männer dieses Jahrhunderts zu besitzen; jenes den Hut von Friedrich dem Einzigen bei Vater Gleim, dieses die Dose von Rousseau dem Unvergleichlichen bei mir." In dem großen Saale seines Hauses aber standen unter Rousseaus Büste die Worte: „Er zerknickte die Ruten für Kinder und Völker." Das zeigt deutlich genug, daß nicht bloß die Gedanken des „Emil", sondern auch die des „Contrat social" wie ein Zauber auf ihn gewirkt hatten. Bei alledem war Campe im Innersten seines Herzens weit entfernt davon, ein roter Republikaner zu sein. Im Grunde waren die „Briefe aus Paris", wie er es selbst in der Vorrede bemerkt, nichts weiter als „der erste warme Erguß eines frisch gerührten und für die überschwengliche Menge neuer Empfindungen und Ideen, wovon es in einem so kurzen Zeitraume sich zugleich bestürmt sah, zu enge gewordenen Herzens", und es entspricht durchaus der Wahrheit, wenn er

wie eine Art politischen Glaubensbekenntnisses die Worte hinzufügt: „So sehr er auch die moralische und bürgerliche Freiheit liebe, so glaube er doch, daß man in einem wohleingerichteten monarchischen Staate und unter einem gerechten und weisen Regenten, der nicht willkürlich, sondern gesetzmäßig herrsche, viel ruhiger und glücklicher als in einem stürmischen Freistaate leben könne. Er danke daher Gott für das große Glück, in einem solchen Staate und unter einem solchen Regenten — Karl Wilhelm Ferdinand — zu leben."

Die „Briefe aus Paris" erschienen zuerst im „Braunschweigischen Journal", welches Campe in Verbindung mit Trapp, Stuve und Heusinger seit 1788 herausgab; später sind sie wiederholt für sich als gesondertes Werk aufgelegt worden. Sie erregten ein ungeheures Aufsehen; aber die Zustimmung einzelner verhallte in dem allgemeinen Schrei des Unwillens und der Entrüstung über den „Volksverführer", den „Revolutionsrat", den „deutschen Jakobiner". Der Herzog, der sich anfangs zuwartend verhalten und Campe sogar noch Gunst und Huld bewiesen hatte, ließ sich durch den Druck, der von Berlin aus auf ihn ausgeübt wurde, dazu bewegen, die unbedingte Preßfreiheit, die er Campe für seinen Verlag zugestanden hatte, zurückzuziehen. Erst als dieser gegen die „geistige Landesverweisung" mit Freimut und Festigkeit protestierte und die Absicht äußerte, seine Buchhandlung aufzugeben und Braunschweig zu verlassen, gestattete ihm der Fürst, bei den Publikationen seiner Buchhandlung „nach seiner eigenen Vernunft und seiner gewissenhaften Vorsicht" zu verfahren.

Verdrießlicher noch und wahrhaft kränkend waren die Anfeindungen, die Campe erfuhr, als ihm — es geschah am 10. Oktober 1792 — in gleicher Weise wie Klopstock, Schiller und Matthisson, das französische Bürgerrecht verliehen worden war. Nicht lange nachher fand sich eines Morgens an allen Straßenecken ein gegen ihn und den Professor und Oberstlieutenant Mauvillon, einen Freund von Mirabeau, gerichtetes Pasquill angeschlagen, worin es hieß: „Ihr infamen Kerls, ich meyne die hiesigen Französischgesinnten! Wo man euch von Obrigkeitswegen eure verdammte Zunge nicht bindet, ... so sollt ihr Schurken bey Abendzeit keinen sichern Schritt mehr thun können. Ja ihr seyd in in Gefahr! C. und M. hüte dich!" Mauvillon lachte; Campe aber verfaßte zu seiner Verteidigung eine kleine Schrift, „An meine Mitbürger" betitelt, und ließ sie im Dezember 1792 mit den „Braunschweigischen Anzeigen" verteilen. Er selbst schreibt über den Vorgang an seinen Freund, den Oberbaurat Peter Joseph Krahe, am 11. April 1808: „Die Aristokratie und der Pöbel waren so wildwütig gegen mich erbittert, daß man die schändlichsten Schmähschriften gegen mich anklebte, daß ich, wenn ich mich sehen lassen würde, ergriffen und an den ersten besten Laternenpfahl als ein Landesverräter gehängt werden sollte. Als die Wut aufs höchste gestiegen war, ließ ich ein paar Blätter ausgehen, worauf ich mit ebensoviel Ruhe als Wahrheit darlegte, was ich gethan und nicht gethan hätte, und hierauf jeden gerechten und billigen Menschen aufforderte, mich zu richten. Die Wirkung davon war wunderbar. Binnen 24 Stunden war die Wut beschwichtigt."

Trotz dieser üblen Erfahrungen ist Campe von seinen Sympathien für die Franzosen und von seiner Bewunderung für die Errungenschaften der Revolution niemals ganz frei geworden. Hierdurch wird es auch verständlicher, daß er nach dem Zusammenbruche des Welfenthrones den neuen, nach französischem Muster eingerichteten Staat und dessen jugendlichen Herrscher, den mit einer Enkelin seines früheren Gebieters verheirateten König Jerome, mit Hoffnungen und Erwartungen begrüßte, von deren Grundlosigkeit er sich als Deputierter zum Reichstage in Kassel nur allzubald selbst überzeugen mußte. Daß er aber bei alledem ein durch und durch deutscher Mann gewesen und geblieben ist, beweist vor allem das lebhafte und nachhaltige Interesse, das er der Reinheit und Vervollkommnung der Muttersprache gewidmet hat.

Die Zahl der Schriften, die von Campe auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung und Sprachreinigung veröffentlicht worden sind, ist nicht gering. Zuerst erschienen im „Braunschweigischen Journal" von 1790 seine „Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung". Dann



W. D. Monatshefte. Nach einem Pastellgemälde. October 1896.

J. H. Campe

Zeit Germanistik und vergleichende Sprachforschung noch in den Windeln lagen, und daß in der Wissenschaft neue und wahrhaft große Leistungen in der Regel nicht auf einmal, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, sondern erst nach mancherlei Vorarbeiten und tastenden Versuchen hervortreten. Viel ist schon gewonnen, wenn ein Mann, wie es bei Campe der Fall war, anderen zu weiterem Schaffen fruchtbringende Anregung giebt.

Den zweiten Anlaß zu Angriffen bot Campes sprachlicher „Purismus“, vermöge dessen er bei seinem Streben, die Muttersprache von fremden Eindringlingen zu befreien, nicht selten über das Ziel hinausschoß. In der That wollte er manchen Ausländer vertreiben, der längst schon das deutsche Bürgerrecht besaß, und was er an die Stelle des Fremden zu setzen vorschlug, forderte oft durch seine Wunderlichkeit zum Spott heraus. Überhaupt verfuhr er viel zu hastig und ungestüm, so daß ihm Wieland nicht ganz mit Unrecht eine Art von „Sprach-Jakobinismus“ schuld gab. Vor allem aber erregte er dadurch gewaltigen Anstoß, daß er Werke der ersten deutschen Schriftsteller, wie Herders Ideen, Wielands Grazien, Goethes Iphigenie, Voß' Gedichte und Kants Abhandlung vom ewigen Frieden, in den „Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache“ einer kleinlichen und einseitigen, man möchte sagen nergelnden und pedantischen Kritik teils selbst unterzog, teils durch seine Mitarbeiter unterziehen ließ. Kein Fremdwort blieb ungerügt; daneben wurde mit peinlicher Sorgfalt hervorgehoben, was hinsichtlich der äußeren Form, des Satzbaues, des Ausdrucks, der Wortstellung, der Orthographie, der Zeichensetzung u. dergl. irgendwie zu einer Ausstellung Anlaß zu geben vermochte. Inhalt und Gedankengang ließ man entweder ganz unberücksichtigt oder ging mit einigen anerkennenden Worten raschen Fußes darüber hinweg.

Die Folgen waren für Campe zunächst verdrießlich genug. Schiller widmete ihm und seinen Genossen in den Xenien, die er mit Goethe im Musenalmanach von 1797 veröffentlichte, vier beißende Epigramme: Eridanus, Gesellschaft der Sprachfreunde, der Purist, der Sprachforscher, worauf denn kleinere Geister über den „Sprachfeger“, wie man ihn nannte, einer entfesselten Meute nicht unähnlich, herfielen. Campe, der Goethe für den Verfasser der auf ihn gemünzten „Gastgeschenke“ hielt, antwortete in den „Beiträgen“ besonnen und nicht ohne Würde mit einigen „Gegengeschenken“ und zog sich damit aus dem üblen Handel geschickt heraus. Als er 1798 in der Lage war, Schiller seinen französischen Bürgerbrief zuzusenden, der fünf Jahre lang seinen Empfänger, den „Mr. Gille, publiciste allemand“, nicht zu finden vermocht hatte, schrieb ihm dieser einige verbindliche Zeilen; Goethe reichte ihm 1810 bei einem gelegentlichen Zusammentreffen am Brunnen in Karlsbad freundschaftlich die Hand. Inzwischen verfolgte er mit der ihm eigenen Zähigkeit und Ausdauer den einmal betretenen Weg. Der Druck der Fremdherrschaft mehrte die Zahl seiner Gesinnungs- und Parteigenossen; selbst seine Gegner wurden, wie dieses namentlich von Wieland, Goethe und Schiller nachgewiesen ist, infolge seiner Kritik im Gebrauche der Fremdwörter vorsichtiger; von den Neubildungen aber, die er in Vorschlag brachte, sind verhältnismäßig viele vom Organismus der Sprache willig aufgenommen und laufen heute in aller Munde um. Es gehören dazu Ausdrücke wie altertümlich für antik, Beweggrund für Motiv, Brüderlichkeit für Fraternität, sich eignen und geeignet für sich qualifizieren und qualifiziert, Fallbeil für Guillotine, Flugschrift für Pamphlet, folgerecht und Folgerichtigkeit für konsequent und Konsequenz, aufs Geratewohl für à coup perdu, handlich für traitabel, Hellseher für clair-voyant, Kerbtier für Insekt, Kunststraße für Chaussee, Lehrgang für Kursus, Öffentlichkeit für Publicität, prickelnd für pikant, Scherbengericht für Ostracismus, Staatsumwälzung für Revolution, Tondichter für Komponist, vaterländisch für patriotisch, Zartgefühl für Delikatesse in übertragener Bedeutung, Zerrbild für Karikatur und noch verschiedene andere. Nur wenige wissen, daß diese Wörter erst durch Campe als wertvolle Kleinode dem deutschen Sprachgute einverleibt worden sind. Man sollte meinen, ein Mann, der sein Volk so reich beschenkt hat, hätte trotz aller seiner

Übertreibungen und Fehlgriffe statt Tadel — Anerkennung, statt Geringschätzung — Hochachtung, statt Spott und Hohn — Dank und Beifall verdient!

Bei den Mühen und Sorgen, die ihm aus seinen geschäftlichen Beziehungen erwuchsen, bei den Verdrießlichkeiten, unter denen er infolge seiner litterarischen Fehden bald durch fremde bald durch eigene Schuld zu leiden hatte, fand Campe in seiner Häuslichkeit, wie in einem sicheren Hafen, Ruhe und Erquickung. Seine Gattin, die er im Juni 1773 heimgeführt hatte und die ihn um acht Jahre überlebte, — sie starb, sechsundachtzig Jahre alt, am 29. Januar 1827 — verstand es, dem vielgeplagten und in seinen späteren Jahren zur Hypochondrie geneigten Manne mit sanfter Hand die Falten von der Stirn zu streichen. Sie stammte aus Berlin, wo ihr Vater, der im Siebenjährigen Kriege unter Friedrichs des Großen Fahnen gefochten hatte, am Gefängnisse den Posten eines Inspektors bekleidete. Sorgfältig erzogen, wird sie von dem ältesten der Hamburger Zöglinge, Johannes Böhl, als „ein edles deutsches Herz von echtem Schrot und Korn" geschildert. Gottfried Philipp von Bülow, der ehemalige braunschweigische Kammer-Direktor, preist sie in seinen „Rückblicken auf mein Leben" noch siebzehn Jahre nach ihrem Tode als „eine der liebenswürdigsten und achtbarsten Frauen, die ihm in seinem langen Leben je begegnet seien", und Friedrich Perthes, der 1793 als Einundzwanzigjähriger mit den Campes auf einer Reise von Leipzig nach Hamburg zusammentraf und in ihrer Gesellschaft Wörlitz und Dessau besuchte, beschreibt den Eindruck mit folgenden Worten: „Herrn Rat Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Verfasser des Theophron gemacht hatte. Er ist ein langer, hagerer, aber schöner Mann; Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet; ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet auch aus der kleinsten seiner Handlungen hervor. Am meisten aber trägt zur Verherrlichung seiner Familie und zu seiner eigenen würdevollen Ruhe die vortreffliche Frau bei, welche die feinste Bildung der großen Welt mit dem besten Herzen, und die trefflichsten Kenntnisse mit den Pflichten der sorgsamen Hausfrau zu verbinden weiß." Das einzige Kind des würdigen Paares, eine Tochter, die Lotte des Robinson — geb. 25. Juli 1774 zu Potsdam, gest. 22. Juli 1834 — schildert Perthes als „das Meisterstück dieser Familie, das Muster der Erziehung und Bildung". „Sie zu loben, wie sie verdient," fügt er hinzu, „bin ich nicht im stande." Alexander von Humboldt, der im Herbst 1789 ein Gast des Campeschen Hauses gewesen war, gedenkt ihrer herzlich als „der den Eltern so ganz ähnlichen Lotte". Sie vermählte sich 1795 mit dem Buchhändler Friedrich Vieweg zu Berlin, der 1799 nach Braunschweig übersiedelte und später neben seiner eigenen Firma auch noch von seinem Schwiegervater die Schulbuchhandlung übernahm. Die Sprößlinge dieser Ehe — vier Knaben und sieben Mädchen, von denen jedoch einige in früher Jugend starben — bildeten für den Großvater die schönste Freude seines Alters.

In Braunschweig war Campes Haus oft der Schauplatz einer edlen Geselligkeit; denn Herr wie Herrin liebten es, gute Freunde um sich zu versammeln und bald ernster, bald heiterer Unterhaltung mit ihnen zu pflegen. Zu den Getreuesten dieses Kreises gehörten der auch als pädagogischer Schriftsteller bekannte Garnison-Prediger und Waisenhaus-Direktor Junker (gest. 1816), der schon erwähnte Oberbaurat Peter Joseph Krahe (gest. 1840), dem die Stadt Braunschweig ihre herrlichen Wallanlagen verdankt, Professor Trapp (gest. 1818), der nach der Auflösung des Schuldirektoriums in Wolfenbüttel ein Erziehungsinstitut begründet hatte und von dort zu seinem alten Freunde oft herüberkam. Der Kammer-Direktor von Bülow, der während seiner Wirksamkeit am obersten Gerichtshofe zu Wolfenbüttel (1793 bis 1812) viel und gern im Trappschen Hause verkehrte, wurde infolgedessen auch bei Campe eingeführt. „Der Ton in diesen beiden Häusern," so schreibt er in seinen Rückblicken, „hat mir einen Eindruck hinterlassen, der sich noch jetzt, von keiner späteren Erfahrung verdunkelt, erhält. Ein solcher Einklang und ein ähnliches Gleichgewicht der geselligen Tugenden werden selten angetroffen, und vorzüglich war die Milde in der Beurteilung der Träger entgegengesetzter

folgte u. a. 1794 die von der Akademie der Wissenschaften oder, wie Campe sich ausdrückt, von dem preußischen Gelehrtenverein zu Berlin gekrönte Preisschrift „Über die es mit den Worten: „Hier, mein lieber Sohn, haben Sie die letzten Bogen, aber auch meine letzte Kraft."

Campes Bemühungen um die Reinheit



Joachim Heinrich Campes Garten-Wohnhaus.

Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache". Von 1795 bis 1797 gab er in Verbindung mit einer „Gesellschaft von Sprachfreunden" die „Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache" heraus. Im Jahre 1801 trat sein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" ans Licht; drei Jahre später sein „Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter"; dann endlich von 1807 bis 1811 in fünf starken Bänden sein „Wörterbuch der deutschen Sprache", bei dem sich freilich seine eigene Beteiligung wesentlich auf den Entwurf des Planes, die Leitung des Ganzen und den Verlag beschränkte, während die 141 277 Artikel des Werkes fast ausnahmslos von seinen Mitarbeitern verfaßt worden sind. Seine letzte Arbeit war die zweite, bedeutend erweiterte Ausgabe seines Verdeutschungs-Wörterbuches. Als er im Mai 1813 seinem Schwiegersohne Vieweg den Schluß davon übergab, geschah und Ausbildung der deutschen Sprache verdienen, vom nationalen Standpunkte aus angesehen, volle und unbedingte Anerkennung. Sie haben in erfreulicher Weise dazu beigetragen, das gesunkene vaterländische Bewußtsein zu heben und neu zu beleben, haben manchem, der seiner Pflicht gegen die Muttersprache uneingedenk war, mit scharfem Stachel das Gewissen geschärft. Daß er für das „Wörterbuch der deutschen Sprache", welches in den Jahren eines tiefen wirtschaftlichen Niederganges gedruckt wurde, sogar einen Teil seines Vermögens opferte, war geradezu eine patriotische That. Andererseits aber sind der Tadel und der Widerspruch, die er als Sprachforscher und Sprachreiniger erfuhr, nicht ganz ohne Grund.

Das erste, was man Campes sprachlichen Schriften vorwarf, ist der Mangel an einer zureichenden wissenschaftlichen Grundlage. An diesem Urteile, dem u. a. auch Jakob Grimm zugestimmt hat, läßt sich nicht rütteln. Zu beachten ist aber, daß zu Campes

Zeit Germanistik und vergleichende Sprachforschung noch in den Windeln lagen, und daß in der Wissenschaft neue und wahrhaft große Leistungen in der Regel nicht auf einmal, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, sondern erst nach mancherlei Vorarbeiten und tastenden Versuchen hervortreten. Viel ist schon gewonnen, wenn ein Mann, wie es bei Campe der Fall war, anderen zu weiterem Schaffen fruchtbringende Anregung giebt.

Den zweiten Anlaß zu Angriffen bot Campes sprachlicher „Purismus", vermöge dessen er bei seinem Streben, die Muttersprache von fremden Eindringlingen zu befreien, nicht selten über das Ziel hinausschoß. In der That wollte er manchen Ausländer vertreiben, der längst schon das deutsche Bürgerrecht besaß, und was er an die Stelle des Fremden zu setzen vorschlug, forderte oft durch seine Wunderlichkeit zum Spott heraus. Überhaupt verfuhr er viel zu hastig und ungestüm, so daß ihm Wieland nicht ganz mit Unrecht eine Art von „Sprach-Jakobinismus" schuld gab. Vor allem aber erregte er dadurch gewaltigen Anstoß, daß er Werke der ersten deutschen Schriftsteller, wie Herders Ideen, Wielands Grazien, Goethes Iphigenie, Voß' Gedichte und Kants Abhandlung vom ewigen Frieden, in den „Beiträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache" einer kleinlichen und einseitigen, man möchte sagen nergelnden und pedantischen Kritik teils selbst unterzog, teils durch seine Mitarbeiter unterziehen ließ. Kein Fremdwort blieb ungerügt; daneben wurde mit peinlicher Sorgfalt hervorgehoben, was hinsichtlich der äußeren Form, des Satzbaues, des Ausdrucks, der Wortstellung, der Orthographie, der Zeichensetzung u. dergl. irgendwie zu einer Ausstellung Anlaß zu geben vermochte. Inhalt und Gedankengang ließ man entweder ganz unberücksichtigt oder ging mit einigen anerkennenden Worten raschen Fußes darüber hinweg.

Die Folgen waren für Campe zunächst verdrießlich genug. Schiller widmete ihm und seinen Genossen in den Xenien, die er mit Goethe im Musenalmanach von 1797 veröffentlichte, vier beißende Epigramme: Eridanus, Gesellschaft der Sprachfreunde, der Purist, der Sprachforscher, worauf denn kleinere Geister über den „Sprachfeger", wie man ihn nannte, einer entfesselten Meute nicht unähnlich, herfielen. Campe, der Goethe für den Verfasser der auf ihn gemünzten „Gastgeschenke" hielt, antwortete in den „Beiträgen" besonnen und nicht ohne Würde mit einigen „Gegengeschenken" und zog sich damit aus dem üblen Handel geschickt heraus. Als er 1798 in der Lage war, Schiller seinen französischen Bürgerbrief zuzusenden, der fünf Jahre lang seinen Empfänger, den „Mr. Gille, publiciste allemand", nicht zu finden vermocht hatte, schrieb ihm dieser einige verbindliche Zeilen; Goethe reichte ihm 1810 bei einem gelegentlichen Zusammentreffen am Brunnen in Karlsbad freundschaftlich die Hand. Inzwischen verfolgte er mit der ihm eigenen Zähigkeit und Ausdauer den einmal betretenen Weg. Der Druck der Fremdherrschaft mehrte die Zahl seiner Gesinnungs- und Parteigenossen; selbst seine Gegner wurden, wie dieses namentlich von Wieland, Goethe und Schiller nachgewiesen ist, infolge seiner Kritik im Gebrauche der Fremdwörter vorsichtiger; von den Neubildungen aber, die er in Vorschlag brachte, sind verhältnismäßig viele vom Organismus der Sprache willig aufgenommen und laufen heute in aller Munde um. Es gehören dazu Ausdrücke wie altertümlich für antik, Beweggrund für Motiv, Brüderlichkeit für Fraternität, sich eignen und geeignet für sich qualifizieren und qualifiziert, Fallbeil für Guillotine, Flugschrift für Pamphlet, folgerecht und Folgerichtigkeit für konsequent und Konsequenz, aufs Geratewohl für à coup perdu, handlich für traitabel, Hellseher für clair-voyant, Kerbtier für Insekt, Kunststraße für Chaussee, Lehrgang für Kursus, Öffentlichkeit für Publicität, prickelnd für pikant, Scherbengericht für Ostracismus, Staatsumwälzung für Revolution, Tondichter für Komponist, vaterländisch für patriotisch, Zartgefühl für Delikatesse in übertragener Bedeutung, Zerrbild für Karikatur und noch verschiedene andere. Nur wenige wissen, daß diese Wörter erst durch Campe als wertvolle Kleinode dem deutschen Sprachgute einverleibt worden sind. Man sollte meinen, ein Mann, der sein Volk so reich beschenkt hat, hätte trotz aller seiner

Übertreibungen und Fehlgriffe statt Tadel — Anerkennung, statt Geringschätzung — Hochachtung, statt Spott und Hohn — Dank und Beifall verdient!

Bei den Mühen und Sorgen, die ihm aus seinen geschäftlichen Beziehungen erwuchsen, bei den Verdrießlichkeiten, unter denen er infolge seiner litterarischen Fehden bald durch fremde bald durch eigene Schuld zu leiden hatte, fand Campe in seiner Häuslichkeit, wie in einem sicheren Hafen, Ruhe und Erquickung. Seine Gattin, die er im Juni 1773 heimgeführt hatte und die ihn um acht Jahre überlebte, — sie starb, sechsundachtzig Jahre alt, am 29. Januar 1827 — verstand es, dem vielgeplagten und in seinen späteren Jahren zur Hypochondrie geneigten Manne mit sanfter Hand die Falten von der Stirn zu streichen. Sie stammte aus Berlin, wo ihr Vater, der im Siebenjährigen Kriege unter Friedrichs des Großen Fahnen gefochten hatte, am Gefängnisse den Posten eines Inspektors bekleidete. Sorgfältig erzogen, wird sie von dem ältesten der Hamburger Zöglinge, Johannes Böhl, als „ein edles deutsches Herz von echtem Schrot und Korn" geschildert. Gottfried Philipp von Bülow, der ehemalige braunschweigische Kammer-Direktor, preist sie in seinen „Rückblicken auf mein Leben" noch siebzehn Jahre nach ihrem Tode als „eine der liebenswürdigsten und achtbarsten Frauen, die ihm in seinem langen Leben je begegnet seien", und Friedrich Perthes, der 1793 als Einundzwanzigjähriger mit den Campes auf einer Reise von Leipzig nach Hamburg zusammentraf und in ihrer Gesellschaft Wörlitz und Dessau besuchte, beschreibt den Eindruck mit folgenden Worten: „Herrn Rat Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Verfasser des Theophron gemacht hatte. Er ist ein langer, hagerer, aber schöner Mann; Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet; ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet auch aus der kleinsten seiner Handlungen hervor. Am meisten aber trägt zur Verherrlichung seiner Familie und zu seiner eigenen würdevollen Ruhe die vortreffliche Frau bei, welche die feinste Bildung der großen Welt mit dem besten Herzen, und die trefflichsten Kenntnisse mit den Pflichten der sorgsamen Hausfrau zu verbinden weiß." Das einzige Kind des würdigen Paares, eine Tochter, die Lotte des Robinson — geb. 25. Juli 1774 zu Potsdam, gest. 22. Juli 1834 — schildert Perthes als „das Meisterstück dieser Familie, das Muster der Erziehung und Bildung". „Sie zu loben, wie sie verdient," fügt er hinzu, „bin ich nicht im stande." Alexander von Humboldt, der im Herbst 1789 ein Gast des Campeschen Hauses gewesen war, gedenkt ihrer herzlich als „der den Eltern so ganz ähnlichen Lotte". Sie vermählte sich 1795 mit dem Buchhändler Friedrich Vieweg zu Berlin, der 1799 nach Braunschweig übersiedelte und später neben seiner eigenen Firma auch noch von seinem Schwiegervater die Schulbuchhandlung übernahm. Die Sprößlinge dieser Ehe — vier Knaben und sieben Mädchen, von denen jedoch einige in früher Jugend starben — bildeten für den Großvater die schönste Freude seines Alters.

In Braunschweig war Campes Haus oft der Schauplatz einer edlen Geselligkeit; denn Herr wie Herrin liebten es, gute Freunde um sich zu versammeln und bald ernster, bald heiterer Unterhaltung mit ihnen zu pflegen. Zu den Getreuesten dieses Kreises gehörten der auch als pädagogischer Schriftsteller bekannte Garnison-Prediger und Waisenhaus-Direktor Junker (gest. 1816), der schon erwähnte Oberbaurat Peter Joseph Krahe (gest. 1840), dem die Stadt Braunschweig ihre herrlichen Wallanlagen verdankt, Professor Trapp (gest. 1818), der nach der Auflösung des Schuldirektoriums in Wolfenbüttel ein Erziehungsinstitut begründet hatte und von dort zu seinem alten Freunde oft herüberkam. Der Kammer-Direktor von Bülow, der während seiner Wirksamkeit am obersten Gerichtshofe zu Wolfenbüttel (1793 bis 1812) viel und gern im Trappschen Hause verkehrte, wurde infolgedessen auch bei Campe eingeführt. „Der Ton in diesen beiden Häusern," so schreibt er in seinen Rückblicken, „hat mir einen Eindruck hinterlassen, der sich noch jetzt, von keiner späteren Erfahrung verdunkelt, erhält. Ein solcher Einklang und ein ähnliches Gleichgewicht der geselligen Tugenden werden selten angetroffen, und vorzüglich war die Milde in der Beurteilung der Träger entgegengesetzter

Ansichten hier um so mehr anzuerkennen, als eben Campe wie Trapp wegen ihrer neuen und liberalen Ansichten manche Unannehmlichkeit zu erfahren gehabt hatten und vielfältig verketzert worden waren." Oft weilten auch Fremde aus weiterer Ferne in dem gastfreien Hause; denn selten reiste eine namhafte Persönlichkeit durch Braunschweig, ohne bei Campe vorzusprechen. Es fehlt nicht an Zeugnissen, daß viele von ihnen der Stunden, die sie bei dem Herrn Rat und der Frau Rätin verlebt hatten, mit herzlichem Dank und dem Wunsche der Rückkehr noch oftmals gedacht haben.

Nicht lange Zeit nach seiner Ankunft in Braunschweig kaufte Campe vor den Thoren der Stadt einen umfangreichen Garten, in dem er, seiner alten Liebhaberei folgend, der Nachwelt zu Nutz und Freude zahlreiche Obstbäume pflanzte. In dem weitläufigen Parke legte er einen vielfach verschlungenen Pfad an, der, durch Denksteine und Inschriften allegorisch den Verlauf des menschlichen Lebens anzeigend, zu dem schattigen Plätzchen führte, das er für sich und seine Nachkommen zur letzten Ruhestätte auserſehen und eingerichtet hatte. In diesem Garten befand sich, nicht weit von dem Erbbegräbnisse, ein lieblich von Reben umsponnenes Haus, in dem Campe den Rest seines Lebens verbrachte. Der aber wurde durch ein schweres Gehirnleiden getrübt, welches anfangs kaum erkannt, dann trotz verschiedener Erholungsreisen und Brunnenkuren allmählich sich verschlimmernd, den einst so hellen Geist schließlich völlig umnachtete, bis ihn endlich am 22. Oktober 1818 der Tod von seinem qualvollen Dasein erlöste.

Seinem letzten Willen entsprechend, wurden Campes sterbliche Überreste an der dazu bestimmten Stelle seines Gartens ohne jegliches Gepränge, still und schlicht wie die des ärmsten Bürgers, bestattet. Die zweihundert Reichsthaler, die sonst das Begräbnis eines angesehenen Mannes in Braunschweig zu kosten pflegte, flossen den Armen zu; vom Robinson aber und vom Theophron wurden je zweitausend Exemplare besonders gedruckt und an Kinder und Jünglinge unbemittelter Eltern unentgeltlich verteilt. „Dankbar," so schreibt Friedrich Vieweg, „erfülle ich eine für mich so ehrenvolle Verpflichtung, mit dem herzlichen Wunsche, daß durch die allgemeinere Verbreitung dieser Bücher das viele Gute, welches die Schriften meines Schwiegervaters schon bewirkt haben, noch vermehrt und so der Hauptzweck seines Lebens, Gutes zu thun und nützlich zu sein, auch noch nach seinem Tode erreicht werden möge!"

Die Grabschrift, die Campe selbst für sich verfaßt hatte, ist nicht ohne Interesse. Sie lautete:

HIER RUHET
NACH EINEM LEBEN VOLL ARBEIT UND MÜHE
ZUM ERSTENMALE
DER PFLANZER
JOACHIM HEINRICH CAMPE.
ER PFLANZTE
WENN GLEICH NICHT IMMER
MIT GLEICHER EINSICHT UND MIT GLEICHEM GLÜCK
DOCH IMMER
MIT GLEICHEM EIFER UND MIT GLEICHER TREUE
BÄUME IN GÄRTEN UND WÄLDER,
WÖRTER IN DIE SPRACHE, UND
TUGENDEN IN DIE HERZEN DER JUGEND.

WANDERER!
HAST DU AUSGERUHT UNTER SEINEN
BÄUMEN,
SO GEHE HIN
UND THUE DESGLEICHEN!

Wer heute die Stätte betritt, wo Joachim Heinrich Campe wie ein Patriarch in der Mitte seines Stammes zur ewigen Ruhe gebettet liegt, sucht nach dieser Grabschrift vergebens. Sie wurde niemals zur Ausführung gebracht.

In der Mitte des von hohen, dichtbelaubten Bäumen umschatteten Begräbnisplatzes erblickt man einen von Epheu umfaßten, mit Immergrün bewachsenen Hügel, unter dem Joachim Heinrich Campe an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin ruht. In doppeltem weiten Kreise umgeben die Ruhestätte des Ahnherrn die Gräber seiner Kinder, Enkel und Urenkel, wie die einfachen schwarzen Marmortafeln verkünden, Mitglieder aus den Familien Rönckendorff, Vieweg und Westermann. Aus dem Gerank von Epheu ragt auf dem Campeschen Grabe ein Häuflein unbehauener Steine empor, und auf dem größten von ihnen findet sich nichts weiter geschrieben als die Namen der beiden Gatten, nebst der Zeit der Geburt und des Todes. Aber auch so wirkt das schlichte Grab wie eine Predigt. Es ist, als riefe es dir zu: Bete und arbeite, kämpfe und liebe wie er! Und du wirst selig sein in deiner That!



Grabstätte der Familie Campe.

Litterarische Notizen.

Trotz mancher unverdienter, oft gehässiger, roher Angriffe von seiten einiger „Jüngster“, deren Name längst in das wohlverdiente Nichts zurückgesunken ist, gehört **Paul Heyse** noch immer zu unseren ersten Novellisten. Auch das neueste Werk: **Einer von Hunderten — Hochzeit auf Capri**, zwei Novellen, illustriert von **F. Bergen** (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhdlg.), zeigt uns den Dichter als einen Meister seiner Kunst. Auch jener alte Vorzug bleibt ihm treu, ein psychologisches Problem so künstlerisch und lebensvoll aus- und wiederzugestalten, daß kein trüber Rest von dozierender Moral bleibt. Nicht umsonst hat der Dichter der „Kinder der Welt“ den Formenzauber des Südens jahrzehntelang auf sich wirken lassen: etwas Raphaelisches, an die Antike aus der Zeit des Praxiteles gemahnend, verklärt seine Schöpfungen. Das tritt selbst da zu Tage, wo, wie in der ersten Geschichte, München den Hintergrund der Erzählung bildet. Wie liebenswürdig, wie echt ist hier ein im Turgenjewschen Sinne überflüssiger Mensch geschildert, den ein braves Münchener Mädchen aus dem Volke selbst nicht mehr durch die reinste Liebe zu erlösen vermag! In der zweiten Geschichte handelt es sich um einen jungen deutschen Künstler, der die Untreue des armen italienischen Mädchens etwas tragisch auffaßt; wir nehmen aber die Gewißheit mit, daß der Held, wenn wieder daheim, um eine Erfahrung reicher ist, die ihm in reiferen Jahren sogar zu einer seiner angenehmsten Erinnerungen gehören wird. Vorzüglich ist das Volksleben auf Capri geschildert: ein gesunder Realismus, oft voll schallhaft graziösen Humors, der niemals abstoßend, gemein wird und doch immer wahr bleibt.

In ähnlicher Richtung nach dem Gesunden und herzhaft Erfreuenden bewegen sich die Geschichten von **Ernst Lenbach**: **Auf der Sonnenseite.** (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.) Der Verfasser, ein Rheinländer, zeigt eine besondere Vorliebe für die Tierwelt. In dieser Beziehung ist besonders gelungen die anmutige Humoreske „Stropp, der Hund“. Tiefere Probleme behandelt Lenbach freilich nicht. Es dreht sich fast in sämtlichen Geschichten immer um die bekannte Geschichte vom Kriegen oder auch — Nichtkriegen; allein über die bloße, angenehme, sogenannte Unterhaltungslektüre erhebt sich das auch künstlerisch schön ausgestattete Büchlein sehr weit durch eine stets vornehm wirkende stilistische Darstellungskunst.

In ähnlicher Weise dem Humor huldigend, nur daß er etwas derber und knorriger erscheint, als ein echtes Erzeugnis seiner nordischen Heimat, zeigen sich uns **Adolf Holms** Lebensbilder und Skizzen: **Holsteinische Gewächse.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Novellen im üblichen Sinne bietet das Büchlein nicht; aber der Verfasser zeigt, daß man auch, ohne nach bekannter Schablone zu schreiben, tiefe Wirkungen erzielen kann. Von ergreifender Anschaulichkeit ist das Lebensbild: „Hexenkram“, während das Bild: „Die Post holen“ uns einen kleinen Jungen schildert, der vor Einführung der Reichspost den Briefträger spielt. Von eigentlicher Handlung ist in dem Genrebildchen keine Rede, und doch wäre derjenige zu bedauern, dem die Empfänglichkeit für derartige humorvolle, nie die Grenzen der Wahrheit überschreitende Darstellungen abhanden gekommen wäre.

Die drei Erinnyen nennt **Erich Fließ** seine neueste Erzählung, welche wieder in dem ihm wohlvertrauten polnischen Osten unseres Landes spielt. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) Da die äußerst fesselnde, sich über die sogenannte Unterhaltungslitteratur weit erhebende Novelle zuerst in unseren Heften erschien, so dürfen wir uns an dieser Stelle weitere Worte des Lobes sparen. Erwähnt sei nur noch, daß das Miniaturbüchlein mit einer Reihe von wohlgelungenen Bilderchen illustriert ist und sich deshalb zu einem Gelegenheitsgeschenk besonders eignet, das jungen Mädchen unbedenklich in die Hände gegeben werden kann. **L.**

* * *

Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald — Uhlands Worte gelten noch heute und werden für alle Zeiten gelten; freilich vergessen sehr viele, daß in dem Wörtchen „gegeben“ ein besonderer Zauber liegt. Gerade heute singen gar zu viele, denen dieser Gesang

nicht von Himmelsgnaden gegeben ist, die nur dichten, weil sie eines auf diesem Gebiete ganz überflüssigen Nachahmungstriebes nicht Herr werden können. In dem Punkte könnten die jungen Herren der Schöpfung in der That etwas von ihren Schwestern in Apoll lernen, die sich nur in sehr seltenen Fällen auf eine derartige noch Kosten verursachende Beschäftigung einlassen. In Wirklichkeit, wer nicht etwas ganz Neues zu sagen hat, und sei auch die Form noch ungelenk, der sollte es vorziehen, zu schweigen. In der Lyrik besitzen wir jetzt schon kaum zu bewältigende Schätze. Wenn aber ein Neuerer die Berechtigung hat, mit lyrischen Versen auf den Markt des Lebens zu treten, so ist es Gustav Renner; seine **Gedichte** liegen bereits in dritter Auflage vor (Zürich, Th. Schröter) und haben diesen seltenen Erfolg wohl verdient. Wir haben es hier, abgesehen von zwei oder drei ganz artigen Liederchen, echten Perlen der Gesangeslyrik, meist mit schwerer Reflexionspoesie zu thun. Der Verfasser giebt eine oft tragisch und düster gestimmte Beichte seines Lebens, deren innere Wahrhaftigkeit jeder Leser nachempfindet. Die Sprachbehandlung ist durchaus nicht musikalisch im hergebrachten Sinne: man merkt, daß der Verfasser mit seinem Genius noch zu ringen hat; aber das eine läßt sich schon jetzt feststellen, daß Renner ein lyrisches Original ist, fast immer eigenen Spuren folgend, ohne Anklänge an vorbildliche Muster, und daß er für die Zukunft große Verheißungen erweckt.

Freundliche Erwähnung verdienen auch **Gedichte eines Arbeiters** von Ludwig Palmer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) In einem zierlichen Miniatur-Bändchen repräsentieren sich diese Verse eines deutschen Eisenarbeiters, der indessen mit den Erzeugnissen deutscher Kunstlyrik wohl vertraut ist und von ihnen zu lernen nicht verschmäht hat, bisweilen vielleicht zu seinem Nachteil, da manches konventionell behandelte Thema mit unterläuft, das andere und Größere schon vollendeter behandelt haben. Immerhin hätten diese Verse eines Mannes aus dem Volke den gleichen Erfolg zu beanspruchen wie etwa die Gedichte der Johanna Ambrosius, die, wenn vielleicht auch hier und da etwas überschätzt, doch nicht die Angriffe verdient hat, welche ihr in letzter Zeit von gewissen Seiten zu teil geworden sind.

Als moderner Kunstpoet, im Fahrwasser der neuesten Richtungen segelnd, voll jugendlichen Dranges und Überschwenglichkeit, aber einer gewissen Kraft und eigenartiger Sprachgewalt nicht entbehrend, zeigt sich Hans Benzmann in seiner Sammlung: **Im Frühlingssturm.** (Großenhain, Baumert u. Ronge.) Neben dem Erlebten begegnen wir auch vielem Erträumten und darunter gerade manchen Gedichten, die noch etwas Unreifes haben. Aber der Eindruck des Ganzen ist ein wohlthuender, wir empfinden es bei jeder Seite, daß Benzmann sein eigenes Instrument spielt.

Gleichfalls den Modernen gehört Paul Bornstein an mit seinen Gedichten **Aus Dämmerung und Nacht.** (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.) Dem symbolischen Titel entsprechend, ist der Grundton ein weich elegischer; nicht das jünglingshaft im Sonnenschein vorwärts Stürmende, sondern etwas weiblich Scheues und mimosenhaft Zartes spricht aus diesen Versen, in denen die Toten und das unbekannte Jenseits eine wichtige Rolle spielen. Vielfach wird der Leser an die Bestrebungen der englischen Präraphaeliten erinnert. Die Sprachbehandlung ist auch hier eine eigenartige und verrät nirgends den unbewußt etwa nachkopierenden Schüler.

Beschließen wollen wir unseren lyrischen Spaziergang mit Erwähnung des neuesten Buches von Adolf Schafheitlin: **Saturnische Phantasien.** (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) Ob der Verfasser zu dem etwas befremdlich anmutenden Titel durch Paul Verlaines Poèmes saturniens gekommen ist, wollen wir nicht untersuchen, jedenfalls enthält die mit obigem Titel versehene Sonderabteilung eine Reihe farbenglänzender Poeme, die allen jenen einen erhebenden Genuß bereiten, welche durch eine gewisse sangbare Lyrik voll Trivialität der Lyrik überhaupt skeptisch gegenüberstehen. Ein eigenartiges Reflexionsgedicht ist „Meister Melchior" — hier zeigt Schafheitlin, daß er wie Dante durch Himmel und Hölle gewandert ist, daß er die Menschen kennen gelernt hat und „nichts Menschliches als fremd" von sich weist. Das vornehm ausgestattete Werk ist freilich für unsere jungen Mädchen nicht geschrieben, obwohl es keine einzige indecente Stelle enthält; es wendet sich vielmehr an jene noch immer nicht ausgestorbenen idealen Naturen, die das Schöne um des Schönen willen verehren und vor dem Erhabenen, dem Unaussprechlichen in Andacht verstummen.

L.

* * *

Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schultheß. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) — Der Band enthält sechs umfangreiche Essays, von denen besonders hervorgehoben zu werden verdienen: „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Münchhausen", „Zeitgeschichte und Zeitgenossen in Immermanns Epigonen" und „Karl Immermann als Dramaturg". Fesselnd ist auch R. M. Meyers Studie über das humoristische Epos Tulifäntchen; der Verfasser zeigt eine seltene Belesenheit und Vertrautheit mit neuerer und neuester Litteratur. Nur geht er wohl manchmal in seinen Schlüssen zu weit. Gewiß war Immermann eine sehr receptive Natur — aber war es nach Meyers Auffassung dann nicht Goethe oder gar Shakespeare in noch weit höherem Maße? Für den Dichter ist eben alles Vorhandene einfacher Rohstoff. Ist sein Genie so groß, daß er ihm seinen langdauernden Stempel aufzudrücken vermag, dann ist es auch sein Eigentum ge-

worden, und die Frage des Plagiates, der Entlehnung u. s. w. wird eine müßige. Hier giebt es keinen Patentschutz. Wenn übrigens das deutsche Volk in seiner Gesamtheit in Karl Immermann nur noch den Dichter des „Oberhof", dieses herausgeschnittenen Teiles aus dem Münchhausen, mit warmer Anerkennung verehrt, so muß unbedingt eingeräumt werden, daß es das Richtige getroffen hat: Immermann war eine echte Epigonennatur, dem nur in obigem Dorfidyll der eine große poetische Wurf geglückt ist. Derartigen Erscheinungen begegnen wir in allen Litteraturen, und der „Oberhof" genügt auch, um Immermanns Dichternamen noch für lange Zeit unsterblich zu erhalten. Den Freunden neuerer deutscher Geschichte und Litteratur kann das Buch auf das angelegentlichste empfohlen werden, enthält es doch als Beiträge ein reichliches Material zur Geschichte unserer — Epigonenzeit.

Unter dem Titel: **Litterarische Begegnungen** giebt uns Alfred Beetschen zehn Dichterprofile in Pastellmanier. (Zürich, Th. Schröter.) Mit besonderer Vorliebe sind Hermann Lingg, C. F. Meyer und Widmann behandelt. Einige weniger bekannte Namen hätte man vermissen können. Jedenfalls ist der Verfasser für seine Helden begeistert und versteht es, durch eine vornehm feuilletonistische Schreibweise diese Begeisterung seinen Lesern mitzuteilen, so daß einige der in Pastellmanier vorgeführten Dichterprofile sicherlich ihrem Darsteller zu größtem Danke verpflichtet sind. L.

* * *

Pierre Loti: **Japanische Herbsteindrücke.** Übersetzt von Robert Prölß. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) — Loti, der Dichter der „Madame Chrysanthème" und des „Matelot", hochgeschätzt in seinem Heimatlande wegen seiner eigenartigen Werke, in denen Poesie und Reiseschilderung seltsam zu einem wunderbar wirkenden Ganzen verschmolzen sind, hat leider in Deutschland noch nicht die Beachtung gefunden, die ihm, gegenüber vielen seiner bei uns gern gelesenen und bevorzugten Landsleute, gebührt. Das vorliegende Buch enthält acht Schilderungen aus dem modernen Japan; alles ist so anschaulich und zugleich stimmungsvoll dargestellt, daß man Gemälde zu sehen glaubt. Hervorgehoben seien die „Kaiserin Frühling", „Am Grabe der Samurais" und das kleine, humoristisch angehauchte Genrebild „Außerordentliche Küche zweier Alten". Diese Art von farbenvoller Darstellung, welche durchaus die Prädikate meisterhaft und unübertrefflich verdient, sollten sich die meisten unserer deutschen Reiseschilderer zum Muster nehmen. Vielleicht entschließt sich der Übersetzer, dessen Übertragung das wärmste Lob verdient, dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit noch anderen und zwar bedeutenderen Werken dieses genialen Franzosen zu vermitteln, der bekanntlich seiner Zeit mit Zola um einen Sitz unter den „vierzig Unsterblichen" der Pariser Akademie wetteiferte und über ihn den Sieg davontrug. L.

* * *

Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. Herausgegeben von Alfred Beetschen. (Zürich, Th. Schröter.) — Die zahlreichen Musikfreunde, die zugleich der lyrischen Poesie nicht abhold sind, werden das Werkchen mit Freuden begrüßen. Ist auch manches minderwertige Gedichtchen aufgenommen, so fehlt doch keiner der Großen, die über Musik und deren Heroen etwas Bedeutendes zu sagen hatten. So treffen wir Paul Heyses herrliches Poem auf Beethoven, Felix Dahns Nachruf an Richard Wagner u. a. Peter Cornelius, der verstorbene geniale Komponist des „Barbier von Bagdad", giebt uns „Im Löwengarten" eine übermütige Humoreske über die Musikinstrumente mit der Pointe: Hoch lebe Liszt!, die nur wenigen bekannt sein dürfte. L.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

E. Doepler

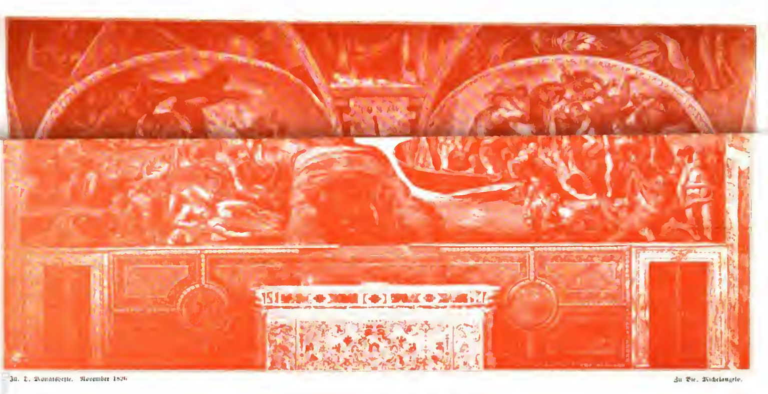
Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

November 1896. — Heft 482.

Inhalt.



Michelangelo: Das Jüngste Gericht.

(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie in Dornach i. E., Paris und New-York.)





Lore Fay.

Erzählung
von
Sophie Junghans.

II.

Ein Stelldichein in traulicher Abend- oder Nachtstunde — der schlanke Mann, der in einer ganz eigenen, sorglosen und stolzen Haltung am nächsten Nachmittag durch das Stadtthor schritt nach dem Dorfe Linden zu, sah aus, als ob ihm dergleichen nicht fremd sei. Aber in heißer Nachmittagsglut einer Trauten zuliebe gehen, das war neu, und ein flüchtiges Lächeln zog um seinen Mund, als er sich mit dem feinen weißen Tuche jetzt die Stirn tupfte, die ihm feucht wurde im dürftigen kurzen Schatten der Obstbäume an der staubigen Landstraße.

Herbert wußte heute nicht mehr von Lore, als er gestern gewußt hatte, da er den Garten verließ. Es lagen freilich wenig mehr als vierundzwanzig Stunden dazwischen, aber eine längere Frist hätte wahrscheinlich keinen Unterschied gemacht. Denn er kannte hier niemanden, den er nach dem Mädchen hätte fragen können, selbst wenn er ihren Namen bei anderen über die Lippen gebracht hätte, was ihm aber fast unmöglich schien. Den Kriegsdirektor selber, Senftenau, den einzigen ihm nicht völlig Fremden unter all den Fremden hier? Nein, gerade der wäre der letzte gewesen! Was brauchte er aber auch andere, um über sie zu hören, was ihm ihr rührender Mund heute selber sagen konnte? Gerade diese Lippen Lores sich vorzustellen, war seit gestern abend Herberts Hauptgeschäft gewesen, denn es wollte ihm nie völlig gelingen.

Und schon fürchtete er, sie auch heute nicht mit Augen zu sehen, und der junge Mann wunderte sich selber über die herbe Enttäuschung und das quälende Verlangen, das er da zu spüren begann. Die vordere Gartenpforte, durch die man gestern aus- und eingegangen war, fand er verschlossen und sah hinter den Gitterstäben den Ziergarten ganz leer. Aber vielleicht war hinten im Grasgarten noch ein Eingang, versteckter als dieser, und so umging er denn den Garten außen an der Mauer entlang, neben welcher innen der schattige Pfad zum Ziehbrunnen führte. Die Mauer, fest und glatt, stieg über mannshoch auf. Herbert sah sie prüfend an; überklettert hätte er sie wohl, und er hatte nicht übel Lust dazu, wenn sich

nicht bald ein Durchlaß zeigte, wenngleich die Sache für einen wohlgekleideten Spaziergänger mit feingefältelter Wäsche und zierlichem spanischem Rohr etwas Lächerliches haben würde. Erbaulich für den, der mich jetzt plötzlich wie einen Schornsteinfeger eine Wand hinaufklimmen sieht, dachte er und sandte einen flüchtigen Blick umher und nach den paar Bauersleuten, die drüben auf der Landstraße gingen. Sie würden ihn überdies für einen Obstdieb halten und Lärm schlagen; er bog jetzt um die Ecke der Mauer, wo er ihnen wenigstens aus dem Gesichte war. Und da, zwanzig Schritt weiter, in tiefer Nische, zu der man auf einer Stufe hinunterstieg, die ersehnte Pforte, dunkel beschattet von den überhängenden alten Obstbäumen!

Herbert atmete auf in der Kühle und legte die Hand auf die rostige Klinke. Sie gab nach, sein Herz jauchzte auf, er glitt in den schattigen Garten hinein. Nicht weit von hier mußte der Brunnen sein. Herbert, ein Mann, dessen entschlossener Wille schon mehr als einmal das Geschick gezwungen hatte, hatte denn auch in solchen Augenblicken ungefähr das Vorgefühl dessen, was kommen würde, kommen mußte. Und so war es hier. Auf die Gestalt, die, ihrer selbst kaum mächtig, an dem Brunnenrande lehnte, eilte er mit einem unterdrückten Ausruf zu: „O, ich wußte es!“ und er hätte sie in die Arme geschlossen, aber er stockte, zurückgehalten von dem flehenden, unbegreiflich mächtigen Ausdruck ihrer Augen.

Er faßte sich und nahm nun mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit nur ihre Hand, auf die er einen Kuß drückte, nicht anders, als wenn sie die Herzogin von Marlborough gewesen wäre, nein, noch viel ehrfurchtsvoller wahrscheinlich, und doch war diese hier nur ein verlassenes, namenloses Geschöpf und er mit ihr allein in tiefer Einsamkeit. Anders, ganz anders fiel überhaupt diese Zusammenkunft aus, als Monsieur Herbert vorher gedacht hatte. Hätte er es für möglich gehalten, er, der sich im Leben wenig zu versagen gebraucht hatte und in fast jedem Selbander, mit Männern oder Weibern, an freiem Geiste der Überlegenere, an Willen der Mächtigere gewesen war, hätte er es vorher zu fassen vermocht, daß ein junges, hilfloses Weib ihn durch den Reiz seines Wesens so ganz einnehmen würde, daß alle kecken Wünsche einschliefen, untergetaucht in einem ganz neuen Gefühl, einem Gemisch von unsäglichem Mitleid mit ihr und wonnigem Behagen in ihrer Nähe?

Was ihn vielleicht zuerst in die Schranke der Selbstbändigung wies und nach und nach ganz umwandelte, das war ihr keusches, wundervolles Zutrauen zu ihm, dem Fremden, dem jungen lebensvollen Mann. Er begriff es nicht, der Weltling in ihm hätte es verlachen mögen, aber es war da, es besiegte ihn.

Man mußte ja zunächst Gewöhnliches reden, um in Fluß zu kommen, auch war es gleich, was gesprochen wurde, solange es, für den einen Teilnehmer wenigstens, eine Wonne blieb, nur die Lippen seines Gegenüber in sanfter Anmut sich bewegen zu sehen. „Hatten Sie es nicht ernst gemeint, Mademoiselle, als Sie mich gestern einluden, um diese Stunde hierher zu kommen?“ fragte er daher lächelnd, „oder wollten Sie meinem Scharfsinn eine Probe auferlegen? Ich fand die Hauptthür verschlossen, und von dieser Pforte wußte ich nichts.“

Sie gestand, daß es allerdings auf eine Probe oder auf eine Versuchung des Schicksals abgesehen gewesen sei. Seit gestern sei sie hin und her geworfen worden zwischen der Furcht, etwas ganz Unziemliches gethan zu haben, und dem sehnlichen Verlangen, den wieder zu sprechen, der ihr vielleicht ein Freund in der Not werden konnte. „Und da habe ich in meiner Qual gedacht: Nun gut — findet er den Weg zu diesem Pförtchen nicht von selber und mich hier am Brunnen, so soll es nicht sein. Und hier sitzen bin ich geblieben, ach, in solcher Angst und zuweilen ganz ohne Hoffnung, denn wo sollte ich das Hoffen wohl gelernt haben? Als ich zuerst einen Schritt draußen längs der Mauer zu hören glaubte, da hat mein Herz still gestanden — und nun sind Sie hier —“

Sie sah ihn an wie in leidenschaftlicher Andacht; es fuhr ihm etwas durch den Sinn, so daß er leichthin fragte: „Sind Sie Katholikin, Mademoiselle?“

„Nein, Lutheranerin,“ sagte sie mit ruhigem Stolz. „Auch Sie, mein Herr, sind nicht Papist, das möchte ich wetten.“

„Nein.“ Er lächelte. „Sie sehen scharf. Lutheraner aber freilich ebensowenig. Und unsere anglikanische Kirche scheint, nach dem, was ich hier gemerkt habe, zwischen dem Papste und dem Doktor Luther so ziemlich die goldene Mitte zu halten.“

Eine Wolke flog über ihr Gesicht. Er ahnte ja nicht, woher sie stammte, und was man in ihrer Familie alles einem starren Luthertume zum Opfer gebracht hatte. Aber was kümmerte sie aller Kirchenstreit auf Erden jetzt, hier, in der köstlichen Einsamkeit, in der bienendurchsummten Stille und unter den wehenden Schatten! Das Gespräch über den Gegenstand erstarb, ohne daß sie es merkten; sie lehnten halb sitzend auf dem Brunnenmäuerchen, nahe beieinander, aber ohne sich zu berühren, und des Mannes ganzer Sinn, seine Seele und jede Fiber seines jugendkräftigen Körpers war erfüllt von dem Gefühl von Lores Nähe und dem hungrigen Verlangen, ihr noch näher zu sein. Er hatte die Augen gesenkt; sein Blick suchte ihren Fuß, der ein wenig unter dem Gewande vorsah. Schön auch dieser, wie alles an ihr; Herbert erkannte das trotz des derben Lederschuhs, in dem er steckte: schlank und edel. Ohne daß ihnen das Schweigen drückend geworden wäre, wechselten sie einzelne Worte über die Sonnenglut draußen, den erquicklichen Schatten hier, das Bienensummen in den früh erschlossenen Lindenblüten, und das alles halblaut, mehr und mehr bedrückt, alle beide, von einer heimlichen Wonne so groß, daß sie fast schmerzlich wurde.

Da, nach einem längeren Schweigen, regte sich Lore endlich wie erschauernd und hob langsam, mühsam die Lider dem Blick des Mannes entgegen. Ja, da war er und wartete auf sie, dieser heiße Blick; sie hatte ihn wohl auf sich ruhen gefühlt. Ihr Atem stockte und sie wendete sich halb ab, den Kopf neigend wie unter der Wucht des Schicksals. Und sein Antlitz kam dem ihren nah, näher und näher, und endlich lehnte sich seine männliche Wange an die ihre: er hatte sie umfaßt, aber nicht mit wildem Ungestüm, und nur so weit an sich gezogen, daß sie Rast fand an einem Herzen, dessen kräftiger Schläge sie nun jeden fühlte.

Einige Augenblicke lang mochte sie nur das tief Erquickliche dieser niegekannten Ruhe einatmen und keine Kraft zum Widerstande in sich finden. Dann richtete sie sich auf, sanft aber fest aus den Banden seiner Arme sich lösend, und that das, woran er sie hatte hindern wollen, sie wendete ihm das Antlitz und die flehenden Augen zu.

Diese Augen! ein solcher Ernst, ja ein solcher Jammer lag in ihren Tiefen, daß Herbert, abermals überwältigt, von ihr abließ, aber die Zähne zusammenbiß und mit dem Fuße stampfte. „Mädchen, kennst du deine Macht?“ murmelte er heiß. „Wen du so ansiehst, den machst du verrückt. Soll ich vergehen, verdursten neben dir?“

Und er mußte gewahren, daß keine sinnliche Flamme, in ihr auflodernd, der seinen entgegenzüngelte. Einen Stich ins Herz gab es ihm, sie zärtlich, innig, mit verschlossenen Schätzen unendlicher Hingabe, die er ahnte, aber zugleich rein wie Alpenschnee zu sehen. Und hätte Leidenschaft bei ihr, die bloße Jugendglut, des Mädchens Reiz für diese kurze Stunde erhöht, so schärfte das, was ihr fehlte, jetzt den Stachel der Sehnsucht und gab seinem inneren Brande nachhaltige Dauer.

„Was habe ich gethan?“ murmelte sie endlich vor sich hin, mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen dasitzend. Keine Antwort von ihm; er war in ihren Anblick verloren und lebte ein erhöhtes Dasein in diesen Minuten, für welches die Sprache ein zu armes Werkzeug der Mitteilung gewesen wäre. Er wußte, was sie meinte: ihr Zusammenkommen hier, in dieser tiefen Einsamkeit. Und er spendete ihrer Reue und Angst keinen Trost — er schwur ihr nicht, daß sie sicher sei neben ihm — war sie es denn? Herbert kannte sich selber kaum. Bisher hatte er stets nur das gethan, was er wollte. Sein Wille war zäh und stark und, ob nun auf das Gute oder das minder Gute gewendet, war stets seine einzige Richtschnur gewesen.

Und jetzt? Gestern und heute noch, bis vor einer Viertelstunde hatte er glauben können, daß er, wie er es gewohnt war, auch die Zügel dieses Abenteuers in der Hand werde behalten können. Jetzt waren sie ihm schon längst entschlüpft, aber er achtete es keinen Verlust — der kräftige Welt-

ling atmete noch mit Lust in dieser herben Atmosphäre der Leidenschaft, sog mit tiefen Zügen ein bisher Ungekanntes ein.

Lore war es wieder, die den Bann des seltsam beredten Schweigens brach. Sie richtete den Kopf auf und horchte: durch die Sommerluft summte ein tiefer Ton, eine Kirchenuhr der Stadt schlug die Stunde. „Ich muß fort," sagte sie und richtete sich auf die Füße.

„Fort?" Er lächelte ungläubig, seine weißen Zähne blinkten. „Fort?" wiederholte er leiser, mit einer Stimme, der noch kein Weib widerstanden hatte. Denn Herbert glich — und vielleicht nicht nur hierin — einem der bestrickendsten Männer, die gelebt haben, Heinrich dem Vierten von Navarra: il savait aimer. Und wo er einmal sich selber ganz einsetzen würde, da war auch vor dem Zauber dieser Natur kein Entrinnen.

Noch aber war Lore, ihrer selbst unbewußt, und vielleicht gerade deshalb, die Stärkere. „Ja — ich darf nicht länger ausbleiben, wenn man mir nicht nachspüren soll. Und dann —"

Sie stockte und er las ihr die Worte mit heimlichem Triumph von den Lippen: „Und dann?"

„— dann würde ich Sie gar nicht mehr allein sprechen können. Und ich muß doch — ich habe Ihnen ja noch nichts vertraut." Die letzten Worte, mit versagender Stimme gesprochen, pflückten ihr abermals seine leidenschaftlichen Augen vom Munde, mehr als daß sein Ohr sie vernommen hätte. Sie ging nach dem Gartenhause zu, und er, der stolze Herbert, folgte ihr schweigend, aufmerksam wie ein edler Hund. Er bückte sich, ihr vorgreifend, nach dem gefüllten Gemüsekorb, den sie dort stehen hatte, und trug ihn ihr nach dem Pförtchen zu: seine Art und Haltung adelte die Arbeit, wie ihre Anmut es that. Lore sah ihn dankbar an, als sie ihm an der Pforte den Korb abnahm, und er hatte auch, was er wollte, da er ihre Hände dabei berührt hatte. Und nun stand die hohe Gestalt vor ihr, mit einem leichten, bittenden Lächeln um die Lippen und in den Augen, ruhig zuwartend. „Was Sie erreden, Herbert, ist nichts im Vergleich zu dem, was sie erschweigen," hatte ihm einmal ein diplomatischer Gönner bewundernd gesagt. Das kluge Wort bewährte sich jetzt. „Wann?" fragte er zuletzt nur, und sie antwortete, in plötzliche Glut getaucht: „Ich weiß keine andere Zeit, als am nächsten Sonntag — ich gehe stets in die Frühkirche, um sechs Uhr morgens, in die Siechenhofskapelle, hart am Stadtthore, dahin auch die Weiber aus dem Spinnhause geführt werden," fügte sie mit einem bitteren Senken der Mundwinkel hinzu. „Erwarten Sie mich dann hier, in der Nähe der Pforte, wo Sie von der Landstraße aus nicht gesehen werden, so will ich versuchen, zu kommen." Sie schauderte plötzlich. „Wenn ich dann noch gehen und kommen kann mit dem wenigen freien Willen, der mir bis jetzt geblieben war. Wer weiß es?"

Er horchte auf, und mit einem Schlage fiel ihm ein, daß sie ja schon gestern wie eine von Gefahr Geängstigte gesprochen hatte. Jetzt legte er die feste Hand auf die Thürklinke, bevor Lore hatte öffnen können, und flüsterte hastig: „Ich lasse Sie nicht fort, ehe Sie mir mit einem Worte nur gesagt haben, was und wer Ihrer Freiheit droht. Ihr Geschick ist nicht mehr nur das Ihrige, Lore; es geht mich auch an."

„Geht Sie auch an?" sprach Sie träumerisch nach, als hätte ein Tropfen köstlicher Lethe allen Erinnerungsschmerz gelöscht. Ein Tropfen nur, und seine Wirkung zählte nach Sekunden. Dann schüttelte sie den Kopf. „Das sagen Sie heute — in einigen Tagen nicht mehr. Aber gleichviel — Sie waren gut — ach, mehr!" — nie sollte er den Ton dieser Worte vergessen. „Und nun gehen Sie. Gehen Sie, ich bitte, ein paar hundert Schritte nach Linden zu, indes ich auf dem Wege nach der Stadt einen Vorsprung gewinne; ich will auch nicht durch das Lindener Thor hinein — die müßigen Thorschreiber gaffen und reimen zusammen. Jetzt ist das Pförtchen am Fischersteg noch offen, da schlüpfe ich durch." Und nun erst, als habe sie sich absichtlich erst die letzten Augenblicke für diese Mitteilung gelassen, und mit einer sonderbaren unnatürlichen Ruhe: „Einiges, was ich gehört habe, läßt mich fürchten, man wolle mich aus dem Bubeschen Hause entfernen. Das Haus, wie es nun ist," — wieder der bittere Zug — „ist alles, was ich an Heimat auf der Welt

habe. Und wenn es etwa zu dem Kriegsdirektor Senftenau sein sollte, wohin ich geschickt werde, so wäre das für mich so viel wie der Tod."

„Ha!" ein scharfer Ausruf von ihm; wie ein Blitz hatten ihn die letzten Worte durchzuckt. Sie standen Auge in Auge — in den ihren zitterte das schamvolle Bekenntnis unverschuldeter Schmach, und schutzverheißend flammte es dagegen in den seinen. „Ich denke es hindern zu können, Mademoiselle, daß Senftenau Sie gegen Ihren Willen unter sein Dach zieht," sagte er nur. Sie sah ihn in flüchtiger Verwunderung über diese stolze Sprache an, dann schieden sie so, wie sie gewünscht hatte.

Als sie einander aus dem Gesicht waren, überkam es Herbert für einen Augenblick so, daß er die Zähne tief in die Lippen grub. Er hatte sie von sich gelassen, ohne mehr als ihre Hand noch einmal berührt zu haben. Er lachte unwillig über sich selber auf. „Ein Quäker oder ein puritanischer Rundkopf hätte jetzt seine Freude an mir und könnte Hoffnungen auf mich setzen," dachte er. „Keinen Kuß? keinen Kuß? Ist es wirklich wahr, daß ich diese Lippen von mir gelassen habe, ohne sie geküßt zu haben? Wer bin ich? Was hat sie aus mir gemacht?" In Gedanken holte er jetzt nach, was er versäumt hatte, nicht ein-, sondern hundertmal.

* * *

Der Herr Kriegsdirektor Senftenau kam, um seinen Freund, den kurfürstlichen Rat Bube, in dessen Wohnung zu besuchen. Ja, aber der Herr Rat waren doch um diese Zeit auf dem Amte, jetzt, um zehn Uhr morgens, einen wie alle Tage. Kurios, meinte bei sich die alte Stine, die dem frühen Besucher die Hausthür geöffnet hatte, daß der Herr Kriegsdirektor daran nicht gedacht haben sollte.

Da stand er aber, auf der über die Straße erhöhten Treppenrampe vor der grünen Hausthür, und da blieb er auch stehen, nachdem er seinen Bescheid erhalten hatte, und legte den Stockknopf an die Lippen. „Hm — und die Frau Rätin und die lieben Kinderchen? Melde Sie der Frau Rätin, daß ich mich nach dero Befinden zu erkundigen wünsche. Ja, liebe Frau, gehe Sie und melde Sie mich nur."

Die Stine hatte verdutzt ausgesehen und es war ihr anzumerken gewesen, wie sicher sie darauf rechnete, daß sie eine abweisende Antwort von ihrer Herrschaft werde zurückzubringen haben. Senftenau wartete aber ganz ruhig, länger allerdings, als er sonst gewohnt sein mochte. Und als dann die alte Dienerin wiederkam und ihn wirklich einließ und in das Staatsgemach führte, da flog es wie ein siegesgewisses Lächeln über das starke Gesicht. Er hatte Glück. Seines Freundes Eheliebste, die stets ihren Launen folgte, hatte heute die Laune gehabt, den immerhin ungewöhnlichen Morgenbesuch anzunehmen.

In dem stattlichen Zimmer, erhellt durch zwei große vielscheibige Fenster, kahl für die Augen späterer Geschlechter, aber im damaligen Geschmack ziemlich prächtig ausgestattet mit steiflehnigem Kanapee, Sesseln und einem langen Spiegel in Goldrahmen, hatte der Kriegsdirektor abermals eine Weile zu warten, bis seines Freundes dunkelblickende Juno erschien. Mit unvermindert galanter Laune sah er ihr trotzdem jetzt bewundernd entgegen, so wie sie sich im Thürrahmen zeigte, was sie wohl aufnahm. Sie war schon angekleidet; nach ihrer Weise, die ein allzu einfaches Auftreten verschmäht hätte, hielt sie in ihrem Anzuge die Mitte zwischen dem gut bürgerlichen und dem Hofton: der Schnitt gehörte ersterem Stande an, aber das Kleid war von Seide und das Kopfzeug von klaren Spitzen.

Redselig war Frau Bube nie, aber sie war gnädig heute, und das Gespräch ging eine Weile anständig ceremoniös hin und her. Senftenau lobte die lieben Kinderchen, die er neulich im Garten gesehen hatte, als Muster von Wohlerzogenheit und Schönheit, er lobte das Traktament jenes Nachmittags und besonders seine Anordnung wahrhaft begeistert; er pries seinen Freund Bube glücklich, der in einem so wohlgeordneten Hausstande lebe, und die Frau ließ sich das alles gern gefallen, bis der Kriegsdirektor mit einem edlen Eifer sagte: „Und wenn auch wirklich ein Teil der vorzüglichen hier in Haus und Garten ersichtlichen Ordnung auf Rechnung der stillen Geschäftigkeit

jenes Mädchens zu setzen sein mag, dem Sie eine Freistätte bieten, so gebührt doch die Krone stets der Gattin und Mutter selber" — er verneigte sich vor ihr —, „und mein vortrefflicher Freund soll in seiner christlichen Demut nicht überschätzen, was ihm an schuldigem Dank von jener Person wird, und nicht unterschätzen, was er und was vor allem seine Hausehre von jener Seite zu beanspruchen wohl berechtigt sind."

Das Gesicht der Rätin hatte sich längst verdunkelt, während sie einen mißtrauischen Blick nach dem Sprecher warf. Sie schwieg, als er geendet hatte; ihr langsames Verständnis kroch noch einmal zurück und an jedem Worte herum, was er da zuletzt gesagt hatte. Er wartete höflich, wollte aber endlich die zu lange Pause enden, als sie sprach. „Ich weiß nicht, was der Herr meint," sagte sie indessen nur, wobei ein böser Zug von Haß und Verachtung um die Lippen die Worte Lügen strafte.

Der Kriegsdirektor lächelte bewundernd, als wäre die lautere Weisheit von ihr ausgegangen. Dazu nickte er. „Ja, ja, wir Männer, in der Schwachheit unseres Geschlechtes, das man vielleicht mit Unrecht das stärkere nennt, werden zu leicht durch ein wenig Jugendreiz bestochen. Ich zwar kann mich vielleicht rühmen, daß mein Blick durch dergleichen nicht getrübt werde, der ich stets auf den Kern sehe. Und so habe ich auf das Äußere weniger acht gegeben. Wie ist Ihre Meinung, verehrte Frau? Finden Sie die Wohlgestalt dieser Person, dieser Lore, auch so auffällig, daß dadurch mit der Zeit von außen Störnis in den Frieden Ihrer Häuslichkeit gebracht werden könnte? Monsieur Herbert ist ja vielleicht in Sachen der Galanterie ein Leichtfuß — ich will nicht für ihn einstehen, noch auch sein Verhalten in betreff eben jener Person an jenem Nachmittage gutheißen, was dero Herr Gemahl, mein werter Freund Bube, mit äußerstem Mißfallen bemerkt hatte. Jedenfalls ein Ausfluß seiner christlichen Wachsamkeit über jene unerfahrene Jugend, hoch anzurechnen wie alles, was er im Verein mit Ihnen an dem Mädchen gethan hat und noch alle Tage thut."

„Und noch alle Tage thut ... und noch alle Tage thut —" Die Worte klangen der Frau im Ohre nach, wieder und wieder, während sie schwer dasaß, einem nun schon im Inneren kochenden Berge vergleichbar. Daß sie ihm wenig oder nichts erwiderte, störte aber den Kriegsdirektor gar nicht. Wie sich ihr volles Gesicht mit den schweren regelmäßigen Zügen verfärbt hatte, schien er nicht zu bemerken, noch die wutbebenden Lippen oder den wahrhaft unheimlichen Ausdruck, der in den schwarzen Augen zu lauern begann. Ob er diese drohenden Anzeichen sah oder nicht, war ihr aber auch völlig einerlei. Sie blieb wortkarg, wie sie von Anfang an gewesen war, und das Gespräch fristete sich noch eine Weile, ohne zu dem Thema von „jener jungen Person" zurückzukehren. Die Antwort, ob Frau Bube die unglückselige Lore schön finde oder nicht, war sie schuldig geblieben; die sollte in anderer Weise und einem anderen gegeben werden.

Der Kriegsdirektor verabschiedete sich nach schicklicher Zeit von der Gattin seines Freundes und ließ ihr eine Zuckerdüte für die Kinder zurück, wofür er aber auch seinen Lohn im Bewußtsein mit sich nehmen mußte, denn den Dank dafür vergaß sie. Sie hatte sich die Hand von ihm küssen lassen, die lange, volle und weiche Hand der Frau, die keine Arbeit kannte, und mit diesem Gnadenbeweis mochte Seustenau abziehen und wissen, daß das Gewitter, welches er heraufbeschworen hatte, sich nicht über ihm, sondern an der richtigen Stelle entladen würde.

Seustenau begab sich von Bubes wieder nach Hause, das heißt in die weitläufigen Räume, die er in einem Kanzleigebäude, einem ehemaligen Schlosse, als Amtswohnung inne hatte. Er mit einer Dienerin allein, das ganze obere Stockwerk des einen Flügels, während im unteren die von ihm beherrschten, mit seinen gehorsamen Untergebenen besetzten Amtsstuben sich befanden.

Der Kriegsdirektor ging durch alle seine Zimmer hindurch, mit einer Art Schmunzeln auf dem Gesicht, und was der Aktenmann an Phantasie besaß, das war jetzt an der Arbeit. In jeden leeren Raum citierte er die eine Gestalt voll herben Reiz, in allen möglichen Stellungen und Verrichtungen. Wie würden sich der schöne Arm und die

runde Brust abzeichnen, wenn sie zum Beispiel da von dem Bücherregal den Staub wischte; und dann, wie jetzt die Sonne durchs Fenster fiel, mußte sie gerade über den Scheitel und das wundervolle Haar des Mädchens spielen, wenn sie etwa beim Kehren und Säubern auf den Dielen kauerte. Und kam der Winter und er saß dort auf dem Sofa und blickte hinüber nach dem Ofen, vor dem sie kniete und das Feuer schürte, so sah er mit Bequemlichkeit auf den geneigten weißen Nacken hin, an den sich die goldbraunen Löckchen ankräuselten. Ah — der Kriegsdirektor spitzte unwillkürlich die Lippen und sein Blick schweifte zu dem breiten Sofa zurück, wo neben ihm wohl noch einer oder eine Platz hatte. Nicht immer nur vor dem Feuer knien oder sonst in niedriger Arbeit die Hände rühren sollte dies Wunderbild. Abends, wenn die Thüren geschlossen waren und man vor der Außenwelt sicher, dann würde er Zeit haben, sie zu belehren, was einer Schönheit wie ihrer würdiger sei. Sie war zwar stolz und spröde, aber er würde ihr Herr sein, ja, ihr Herr! Seine wulstige Stirn zog sich jetzt zusammen und etwas wie wilde Härte erschien auf dem großen Amtsgesicht. Wenn er so aussah, zitterten alle seine Schreiber vor ihm — und er sollte ein junges, hilfloses Geschöpf, ein Weib, nicht zwingen und unterjochen und endlich wie Wachs nach seinem Willen modeln können? Ein Weib, für welches diese Räume hier von der Stunde ihres Eintritts an bis zu seinem Tode wenigstens ein sicheres Gefängnis sein würden, ein Kerker im Meere gleichsam, weil draußen rings umher für sie nur das tödliche Elend brandete und wenn sie an Flucht dachte, nach ihr hinauf lecken würde!

Der schlimme Ausdruck milderte sich jetzt im Verlaufe der Gedanken zu einem würdigen kalten Ernst. Dieser letztere mußte die unveränderliche Maske sein, welche er, sobald Lore einmal in seinem Hause lebte, in Gegenwart anderer vor ihr nie einen Augenblick ablegen durfte. Senftenau trat sogar vor den Spiegel, um dies Gesicht sich zu merken, mit dem Einstudieren desselben zu beginnen. O, das sollte ihm nicht schwer werden: es war ja für alles, was unter ihm stand, seine gewöhnliche Amtsmiene. Nun aber die andere, die des gütigen, liebreichen Herrn, ja des väterlichen Freundes zunächst, für den Abend, wenn die Thüren geschlossen sein würden und kein Mensch nahe, der auch nur die Tritte hier oben hören konnte, unten in den leeren Amtsstuben! Senftenau versuchte es damit; die Äuglein, in dem Bestreben, zärtlich zu strahlen, wurden kleiner, und das Lächeln, das wohlwollende, saß nicht recht in den schweren Falten des massiven Untergesichts; sie waren sein zu wenig gewohnt, und nun, da er fortfuhr, wurde es, ehe er es sich versah, ein lüsternes Grinsen.

Ein Teufelchen, das ihm heimlich vom oberen Spiegelrande aus zugesehen hätte, würde boshaft gelacht haben; er selber fuhr ärgerlich zurück, denn er war klug und unbestechlichen Auges genug, um diese letztere Grimasse als das, was sie war, zu erkennen. Dann richtete er sich stramm auf, sich verächtlich über solche Nebensachen erhebend. Was kam es auf das Gesicht bei einem Manne an! Und nun gar bei einem Manne wie ihm, der sich solcher Leibesgestalt rühmen konnte. Breit und groß und kräftig war er, und der Fettansatz seiner Jahre vermehrte nur das Würdevolle der Figur. Er sah an sich hinab und streckte den Fuß, das Bein, in Schnallenschuh und seinem grauem Strumpf vor, ja er drehte und wendete es, um zum besseren Anblick der stattlichen Wade zu gelangen. Kraftstrotzend das alles noch — hatte er etwa Anlage, in wenigen Jahren ein spindeliger Greis zu werden? Bube noch viel eher; die Strümpfe brauchte Senftenau fast noch einmal so weit, als dieser sein Freund sie nötig hatte.

Von Zimmer zu Zimmer gehend, kam er in sein Schlafgemach und aus diesem in ein paar kaum noch benutzte Räume. Den letzten davon, eine hübsche helle Stube, betrachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit. Wenn er seine künftige Haushälterin, die Mamsell Lore, hier hinein logierte, so blieb der Anstand völlig gewahrt. Die bisherige Dienerin freilich schlief weit von hier, in einem Kämmerchen hinter der Küche. Aber um eine gewöhnliche Magd handelte es sich ja hier nicht mehr, sondern, trotz des Brandmals, das Lore unsichtbar trug, um etwas weit Besseres. Und nahm er sich deshalb

eine rüstige Pflegerin für seine, wenn auch noch aus einiger Ferne heranrückenden alten Tage ins Haus, um, wenn ihn etwa nächtliche Gesundheits-Bedrängnis befiel, hier allein zu liegen, ohne daß Hilfe in Hörweite gewesen wäre? Eine große Stube mit Schränken lag zwischen dem Schlafgemach mit dem Bette, von welchem der resolute Kriegsdirektor Krankheit und Altersnot aber noch recht lange fernzuhalten dachte, und dem Zimmer der künftigen Hausgouvernante. Die eine der beiden Durchgangsthüren, die letzte, war sogar durch einen großen Schrank verstellt, und das war ganz gut so. Dabei aber maß Senftenau mit den Augen das vermutliche Gewicht des Schrankes und den übrigen Raum an der Wand, an der er, wenn einmal zur Seite geschoben, Platz finden konnte. Ja, Platz war noch hinlänglich da.

Im Bubeschen Hause saß die Familie des kurfürstlichen Rates beim Abendbrot, so recht bürgerlich und brav, Vater, Mutter und Kinder. Die Eltern, am oberen Ende des Tisches, aßen ihre Suppe, und Rosette wartete ihnen auf; ganz unten am Tische saß Lore und hielt den Kleinsten auf den Knien, dem sie freundlich seine Milch mit Brocken einlöffelte. Der zweite Knabe, dicht an ihrem Ellbogen, war schon selbständiger, wenn er auch noch gelegentlicher Nachhilfe bedurfte, Sophiechen dagegen, den Eltern am nächsten sitzend, hielt sich offenbar zu der oberen, erwachsenen Seite. Dort war es ziemlich still, insofern der Rat dann und wann mit hausväterlicher Würde, seine Frau aber gar nicht sprach; unten am Tische ging es mit gedämpfter Stimme zwischen Lore und den Kleinen hin und her. Das Mädchen hatte keine gouvernantenhafte, sondern eine freundlich weiche, mütterliche Art; auf gar anmutige Weise regierte sie die Kinder, heute noch mit einer Zuthat von Rücksicht auf die Stille am oberen Tischende, die sich merklich von der dunkelblickenden Frau aus verbreitete. Denn der Rat war, nach einigen vergeblichen Versuchen, seiner Frau einige Worte abzulocken, auch in ein nachdenkliches Schweigen versunken, worin er seiner kleinen Kinder nicht mehr acht hatte.

Wer sich nun aber diese Abwesenheit aller Beachtung von seiten der Eltern zu nutze machte und auf eine nicht feine Weise, das war Sophiechen. Ihr selber merkte man zunächst nichts an; sie saß steif wie eine große Puppe da, aber der Bruder neben ihr stieß ein paarmal sonderbare unterdrückte Töne aus, und Lore, die da fragte und beschwichtigen wollte, entnahm aus seinem weinerlichen Flüstern, daß die gravitätische Schwester ihn heimlich unter dem Tisch trete und zwicke. Lore ermahnte mit sanftem Ernst; das Kind sah sie gar nicht an und wollte ganz unbeteiligt thun. Sie verstellte sich nicht schlecht, die Sechsjährige, nach dem oberen Ende des Tisches hin; nach unten aber gab sie sich nicht die Mühe, den boshaften Mutwillen zu bergen. Eben hatte der Junge ein in die Milch geweichtes Stück Semmel in dem dicken Fäustchen zum Munde führen wollen, da hatte ihn blitzschnell etwas am Ärmel gezupft, so daß der feuchte Brocken ihm erst auf die Nase geriet und dann auf den sandbestreuten Fußboden platschte. Sein lautes Weinen blieb ihm aus Angst vor den Eltern halb in der Kehle stecken; auch wußte er, wer sich seines zu Unrecht gestörten Friedens annehmen würde. Lore that es freilich nur, indem sie mit dem Kleinen auf dem Arm aufstand und den armen Jungen auf die andere Seite des Tisches sitzen ließ und ihm seine Geräte dorthin nachschob. „Du bleibst, wo du bist,“ sagte sie mit der Kälte tiefsten Unwillens zu dem Mädchen, das Miene gemacht hatte, nun auch von seinem Platze zu rücken. Lore, schön und sanft, hatte doch zuweilen das in Blick und Wesen, was sie zum Herrschen weit eher als zum Dienen gemacht erscheinen ließ, etwas, vor dem Unrecht, Frechheit und Lüge schwer stand hielten. „Du bleibst, wo du bist — du verdienst allein zu sitzen, heute und alte Tage, böses Kind, schlechte Schwester du.“

Die Worte der halblauten klaren Stimme waren kaum verklungen, als sich die Scene plötzlich und schrecklich änderte. Das eben noch ehrbar stille Bürgergemach hallte wieder von Schimpfen, Keifen und Toben; die Tropfen verschütteter Kindermilch sollten die kleine Ursache großer Wirkungen werden. „Was erfrecht sich die Person und was wagt sie meiner Tochter anzuhängen!“ hatte die Rätin noch von ihrem Platze aus geschrien.

Dann aber, ehe man es sich versah, waren sie alle von den Stühlen in die Höhe, und der Rat hatte Mühe, das furiengleiche Weib zurückzuhalten von dem todblassen Mädchen, in dessen Busen sich sein eigener Jüngster laut schreiend vor Furcht verkroch, während der zweite ihr, ebenfalls weinend, am Rocke hing. Frau Bube aber brach los wie ein Schlammvulkan; brodelnd stürzte der Gischt unreiner Schmähungen ihr ununterbrochen vom Munde, seit dem Augenblicke, wo ihr Mann Miene gemacht hatte, sie von einer thätlichen Mißhandlung Lores, auf die es anfangs abgesehen schien, zurückzuhalten. „Du lässest ihr kein Haar krümmen, nicht wahr? Ja du, du Tropf, einfältiger Narr, wenn du nichts Schlimmeres bist; du, auf den es dies abgefeimte Weibsbild, die Männerfängerin, längst abgesehen hat!“ schrie sie, und dann kam es schlimmer und schlimmer in zügelloser Gemeinheit der Bezeichnungen, so daß selbst Rosettes volles Gesicht blaß wurde; nachdem die Zofe erst dem Kitzel nachgegeben hatte, wie zufällig gerade beim Beginn dieses Wütens noch einmal das Zimmer zu betreten, drückte sie sich jetzt in die Ecke und sah aus, als ob sie sich fortwünsche.

Der Ehemann konnte das Weib nicht bändigen, wenigstens nicht vor der Zeit dem Ausbruch Einhalt thun; derselbe hatte etwas Unwiderstehliches, wie ein Sturm, und die physische Masse der Frau, die Wucht ihrer Stimme und ihrer Glieder, kam ihr bei solchen Scenen stets wieder zu statten. Die Kleinen verstanden ja zum Glück nichts, als daß die Mama böse sei — sie fürchteten sich so schon vor ihr in einem Grade, der durch diesen Orkan kaum noch erhöht werden konnte. Sophiechen dagegen spitzte die Ohren; sie hatte auch bei all dem Toben das schlaue Sicherheitsgefühl dessen etwa, der selber ungefährdet eines beneideten Nachbars Habe von den Elementen hinweggefegt und vernichtet sieht.

Ja, vernichtet, denn zwei von den Zuhörern, die halbwegs begriffen, das älteste Kind eben und Rosette, merkten, wie es sich hier um etwas Unwiederbringliches handelte, dessen die Geschmähte heute verlustig gehe; zu viele Male hatte die Rätin nun schon geschrien, daß ihr das Geschöpf jetzt sofort aus dem Hause müsse.

Alles hat ein Ende, also auch der Atem eines wütenden Weibes. Die erste Pause benutzte der Rat Bube, um zunächst einmal seine kleine Tochter und Rosette aus dem Zimmer zu schieben. Da seine Frau dabei nicht mit ausgespreizten Fingern auf ihn zuflog, wobei er denn von ihr die Hände voll gehabt hätte, so wagte er noch mehr. Er sagte ihr halblaut und nachdrücklich: „Du sollst deinen Willen haben, wenn du dich jetzt beruhigst.“ Und da sie keuchend noch immer schwieg, bedeutete er mit Miene und Wink das Opfer des fürchterlichen Angriffs, nun auch die Stube zu verlassen. Es bedurfte dieser stummen Aufforderung, denn Lore hatte wie versteinert dagestanden. Mit keinem Worte, mit keiner Bewegung hatte sie sich verteidigt; sie hatte die festgeschlossenen Lippen nicht einmal geöffnet. Mit ungläubigem Entsetzen hatte sie zuerst die Furie angestarrt; zuletzt gewann das schöne Gesicht einen stumpfen Ausdruck, der einem Freunde, wäre er dagewesen, erst recht das Herz zerrissen hätte. Sie schien kaum noch zu hören, fast fühllos vor Scham und Jammer.

Und so schleppte sie sich jetzt hinaus, den Kleinen noch immer auf dem Arm, während der zweite mit erstickten Schluchzen an ihren Kleidern hing und so mit fortgezogen wurde.

Nun erst holte der kurfürstliche Rat ein großes buntes Tuch aus der Tasche und wischte sich die feuchte Stirn ab. „Weib, du kannst die Geduld eines Hiob auf die Probe stellen,“ sagte er dann, ein wenig außer Atem, aber im ganzen doch weniger alteriert, als man hätte erwarten sollen. Sie sah ihn auch gleich mißtrauisch an. Die Leidenschaft schärfte ihren langsamen Verstand, und es fehlte nicht viel, so ahnte sie zwischen dem Besuche Senftenaus und der jetzigen Gefaßtheit ihres Mannes schon einen Zusammenhang.

Und der bestand in der That. Herr Bube wußte, daß der kluge Kriegsdirektor bei seiner Frau gewesen war. Und war es ihm eben während ihres Ausbruchs allerdings nicht wohl zu Mute gewesen, so wenig wie einem, der in ein Hagelwetter gerät und dem die taubeneiergroßen Schloßen um den Kopf fliegen; so dankte er nun im stillen Gott, daß das Schlimmste doch wohl vor-

über und damit zugleich eine Krisis in seinem Haushalte hoffentlich so gut wie überstanden sei. That es der brave Senftenau nun einmal nicht anders, nahm er ihm Lore fort und zwar nur im Austausch für einen respektablen Gegendienst, das versprach sich der Rat im stillen — nun, so war eine Hauptschwierigkeit bei diesem Unternehmen schon hinweggeräumt, wenn Frau Bube das Mädchen selber aus dem Hause warf.

Sein Blick flog zu ihr hinüber und traf auf ihre kleinen dunklen lauernden Augen. Zu rechter Zeit; sie warnten ihn, daß man selbst dieser Frau die Karten nicht zu offen hinlegen dürfe. Leidenschaft konnte die Trägheit ihres Geistes so weit überwinden, daß sie sich die Mühe nahm, wirklich hineinzublicken. „Die Geduld eines Hiob," wiederholte er, da ihm gerade nichts Besseres einfiel, und er wehte sich mit dem Taschentuche Luft zu. „Was, um Gottes willen, ist dir durch den Kopf gefahren? Was hat das Mädchen gethan? was hat sie verbrochen? Das will ich wissen, auf der Stelle —" Und nun pochte er wahrhaftig selber mit den Knöcheln auf den Tisch und redete sich in einen immer größeren Eifer, ja gerechten Zorn hinein. Denn sie schwieg verstockt; sie hatte, um bei dem Bilde des Schlammvulkans zu bleiben, die gerade in kochender Wallung befindliche fragwürdige Materie mit elementarer Gewalt ausgestoßen, und nun ruhte der Berg wieder als träge, wenn auch drohende Masse.

Der kurfürstliche Rat war der Mann, seinen Vorteil auszunutzen. Er begann, heftig im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregt die Arme in die Höhe zu werfen, während er sprach: „Ich glaube wahrhaftig, die Frau ist eifersüchtig! Eifersüchtig, ha, ha, auf dieses Mädchen" — hier gestattete er seiner Stimme, in die Fisteltöne äußersten Hohnes überzuschlagen — „diese verlassene Kreatur, die ich von der Straße aufgelesen, die ich so zu sagen dem Pöbel unter den Füßen weggezogen habe, damit sie nicht zertreten wurde, aus reiner dummer Gutmütigkeit, wenn du so willst. Sie war ein Kind, sie ist eine ausgewachsene Person jetzt, meinetwegen — ich wüßte es selber kaum, bei Gott, wenn du mich nicht mit der Nase darauf gestoßen hättest! Ich will nicht ehrlich sein, wenn nicht Tage und Wochen vergehen, ohne daß ich sie auch nur sehe, daß ich davon wüßte, wenn schon sie im Zimmer ist."

„So, und das soll man glauben!" sagte die Frau jetzt langsam und höhnisch. „Für so einfältig hältst du mich wirklich? Wie oft hast du denn nicht schon ihre Partei gegen dein eigen Fleisch und Blut genommen?"

„Wenn Fiekchen gar so naseweis war? Das thut man um des Kindes willen. Es muß doch Zucht merken! Aber Gott soll mich bewahren vor dem häuslichen Unfrieden, den ich nun hinfüro vor mir sehe, da das Mädchen wirklich in die Jahre kommt. Sie soll aus dem Hause, gut, ich halte sie nicht. Und da trifft es sich erwünscht, daß mein Freund Senftenau so etwas verlauten ließ, als gedenke er sich bei Abscheiden seiner jetzigen Magd mit einer jüngeren und rüstigeren Haushälterin zu versehen, und daß er an der Person der Lore auf meine Empfehlung hin keinen Anstoß nehmen wird, im Gegenteil. Hat er ihrer Tüchtigkeit doch nachgefragt — nun, da kann ich ihm genügenden Bescheid geben, denn arbeiten thut das Mädchen, das mußt selbst du ihr lassen. Heute noch suche ich ihn deswegen auf — er soll sie mir vom Halse nehmen, je eher je lieber; ich will Ruhe haben." Und die Arme ganz gewaltig schlenkernd, damit sie sehe, daß es bei ihm mit der Geduld auch einmal ein Ende nehmen könnte, rannte der sonst so trockene Rat vor seiner Frau im Zimmer hin und her.

Sie saß indessen brütend und lauernd vor sich hin, ihrer Gewohnheit nach nur immer halb auf das hörend, was der andere sagte, um dann gegen ein beliebiges Wort von ihm einen Angriff zu richten, dessen Berechtigung sie ja niemals kümmerte. Jetzt hatte sie zunächst eins zu begreifen für gut befunden: daß der Kriegsdirektor ihr die Magd, die nützliche Sklavin vielmehr, abzugewinnen trachtete. Ob er das schon im Sinne gehabt hatte, als er sie besuchte? Eine dumpfe Ahnung wachte auf in ihr, daß sie hier übertölpelt werden sollte. Und so sagte sie mit einemmal: „Dein Senftenau, der ist mir der wahre. Der ist es am Ende selber, der an der langen Stange, der Lore, etwas zu sehen findet" — sie lachte

grell, mit einem falschen Klang — „und der dich erst auf die Sprünge gebracht hat. Eingesperrt soll man sie halten, wo von dem Männervolke so leicht keiner ein Auge auf sie werfen kann.“

„Eingesperrt soll man sie halten“ — das klang schon nicht mehr wie aus dem Hause weisen! Der Rat merkte, daß der schwer erkaufte Vorteil ihm zu entschlüpfen drohte, und that einen Verzweiflungszug. „Ist sie wirklich das an Schönheit, wofür einige sie halten wollen, so wird uns das Einsperren nichts helfen, eine Maßregel übrigens, zu der ich als christlicher Hausvater meine Zustimmung verweigern müßte,“ sagte er. „Aber du hast recht: es wäre thöricht, wollten wir dies Muster von Schönheit und wirklicher Tugend, das wir demnach bei uns beherbergen, anderen zum Vorteil überlassen. Man muß sie eben vor Anfechtung hüten; ich werde von nun an selber ein Auge auf sie haben.“

Er hatte kaum ausgeredet, da war seine Frau dicht vor ihm — so schnell war sie wohl noch nie durch die ganze Länge des Zimmers gefahren, die er bei den letzten Worten wohlweislich zwischen sich und sie gebracht hatte — und hielt ihm mit funkelndem Blick beide Fäuste unter die Augen. „Emmerich, du kennst mich noch nicht, das merke ich,“ keuchte sie. „An der Kreatur verderb ich dir deine Lust, so wahr ich die Rätin Bube heiße. Die Pocken sollte man ihr andoktern, damit ihre Larve euch zum Ekel würde! Auf der Stelle muß sie aus dem Hause — sag mir nichts, mach mich nicht toll, sonst schreie ich die Leute auf der Straße zusammen und ruhe nicht, bis sie die Männerverführerin steinigen.“

Sie war auf die Thür zugeflogen, als ihr Bube mit einer raschen Wendung zuvorkam, zuschloß und den Schlüssel abzog. Er mochte sich später zu der rettenden Eingebung Glück wünschen, denn von dem Augenblick an, wo das Weib Ernst sah, hatte er gewonnenes Spiel. Ein sehniger, nicht unkräftiger Mann war er auch, und so setzte er ihrer physischen Wucht seine zähe Ausdauer entgegen so lange, bis sie sich bequemte, einigermaßen zur Besinnung zu kommen. Dann redete er auf sie ein, im guten und im schlimmen, und behielt dabei unverrückt sein Ziel im Auge: die Entfernung Lores aus dem Hause, ja, aber nur um sie in die Hände Senstenaus übergehen zu lassen. Und zu diesem Ende mußte ein Skandal bei der Entlassung des Mädchens durchaus vermieden werden, denn ein solcher hätte ihre Aufnahme in das hochansehnliche Haus des Kriegsdirektors zu einer Unmöglichkeit gemacht.

Er hatte es nicht leicht, der kurfürstliche Rat, und mehr als einmal wollte ihm von neuem der Angstschweiß ausbrechen. Glaubte er die Frau da zu haben, wo er sie haben wollte, so trat zu Tage, daß sie die tüchtige Magd und Verwalterin dem Kriegsdirektor nicht gönnte; da mußte dann wieder die Eifersucht als Bundesgenossin ins Spiel gezogen werden, aber vorsichtig, damit der so entfachte Brand ihnen nicht lichterloh über den Köpfen zusammenschlage. Bei weitem am liebsten hätte die Frau heute ihr Mütchen an jener Ärmsten gekühlt und — wenn ihr Haushalt sie dann verlieren sollte — sie vor allen ehrbaren Bürgersleuten ganz vernichtet und in den Staub getreten.

Zu guter Letzt war es denn doch die von Kind auf entwickelte Weltlichkeit der Tochter aus angesehenem und anspruchsvollem Hause, die selbst ihrer zügellosen Leidenschaft die Wage hielt. Der Rat Bube hatte seine Frau zu überzeugen gewußt, daß man den Kriegsdirektor sich durchaus nicht zum Feinde machen dürfe, er hier aber in der Hand habe, ihn sich dauernd zu verbinden.

Als Siegel gleichsam auf die Verhandlungen setzte der Ehemann einen Kuß, den er der Frau gab. Und derselbe kostete ihm durchaus nicht etwa Überwindung, wenn auch ihre zusammengekniffenen Lippen ihn nicht erwiderten. Fühlte der Rat doch, indem er den Arm um die üppigen Schultern seiner Juno legte, wieviel er, körperlich genommen, an ihr hatte. Ja, er hatte damals eine Schönheit geheiratet und er war nicht betrogen worden.

„Und nun soll das Mädchen heute noch erfahren, daß ihres Bleibens bei uns nicht lange mehr ist,“ sagte er dann rasch. „Ich selbst werde es ihr mitteilen, und sofort. Es ist nicht gut, mein Kind, die Wunde, die dein thörichter Argwohn ihr und damit auch meiner Ehre geschlagen hat, heimlich eitern

zu lassen. Sie muß vielmehr ausgebrannt werden, und das gleich.“ Damit wollte er hinaus, als sie ihn beim Arme faßte. „Nun?“ fragte er, heimlich erschrocken.

Das Weib mußte sich überwinden, ehe sie ruhig reden konnte. „Nicht allein mit ihr — hier, hier sage es ihr — rufe sie hierher,“ stieß sie endlich hervor.

„Meine liebe Juliane! Hast du dich auch völlig gefaßt? Man sollte dir, im Gegenteil, von jetzt ab den Anblick so viel wie möglich ersparen, der aufregend auf dich wirkt. Willst du mir wenigstens versprechen, mich reden zu lassen?“ Daß Juno weder sprach noch sich rührte, trieb ihren Gatten noch einmal aufs äußerste. Den Schlüssel hatte er noch immer in der Tasche, und nun trat er von der Thür zurück und rief: „So gehe die Sache, wie sie will — um keinen Preis in der Welt will ich die verwünschte Komödie von vorhin noch einmal aufgeführt haben.“

Ihre Hände zuckten. Sie versprach zwar nichts, aber sie ließ ihn doch die Überzeugung gewinnen, daß sie für jetzt gezähmt sei. „Mach ein Ende, rufe sie,“ raunte sie ihm zu. „Ich will wissen, was du ihr sagst und wie sie es aufnimmt.“

Und sie hatte ihr volles Genügen. Wenige Minuten vergingen, und dann stand die schlanke Lore da, hart an der Thür, noch immer mit dem stumpfen Ausdruck kaum begriffenen Jammers auf dem gequälten schönen Gesicht, an dem die andere ihre grausame Lust sehen konnte.

Der Rat begann nun seine Rede. Feindselig war er wenigstens nicht, und es soll ihm zur Ehre angerechnet werden, daß man ihm, als er dem Mädchen jetzt den Beschluß seiner Entfernung aus dem Hause ankündigte, einen gewissen Zwang anmerkte. Er ging auch über die Gründe rasch genug hinweg: zu rechtfertigen und zu erklären braucht sich ein Wohlthäter seinem Geschöpf gegenüber ja überhaupt nicht. Weit leichter hätte er es gehabt, wenn seine Frau nicht zugegen gewesen wäre; da hätte er den Hauptnachdruck auf den Umstand legen dürfen, daß sein geschätzter Freund, der Kriegsdirektor, der Dienste einer tüchtigen Haushälterin, wie sie eine sei, sich benötigt finde. Das durfte er aber nicht; er durfte der scharf aufhorchenden Frau nicht zu bemerklich machen, was sie an Lore verlieren werde.

Immerhin jedoch mußte jetzt der Kriegsdirektor erwähnt werden, und daß das Mädchen zu ihm ins Haus sollte. Der kurfürstliche Rat war kein sehr empfänglicher oder gar empfindsamer Mann, jetzt aber kroch ihm doch ein unbehagliches Gefühl den Rücken hinunter bei der Veränderung, die mit Lores Gesicht bei dieser Nachricht vor sich ging. Auch jetzt kam kein Laut von ihr. Einmal hatte sie wohl wie ein Mensch in Todesangst und Not die Lippen geöffnet und wieder geschlossen: es sah aus, als ob sie um Erbarmen flehend die Hände heben wollte. Aber wozu? An seiner Miene, die keineswegs hart und gehässig, sondern eher eine verlegene war, sah sie, daß doch alles umsonst sein würde; daß er, bisher eine Art Stütze für sie, in diesem Falle machtlos sei. Der Rat hatte solche Gesichter, verzogen von Qual und erstarrt in wilder hoffnungsloser Verzweiflung, wohl schon gesehen, auf der Armensünderbank, bei solchen, denen eben ihr Todesurteil vorgelesen worden ist. Er sprach hastig noch einiges, wußte aber jetzt selber nicht was, etwas von den nächsten Tagen, der nächsten Woche, da sie dort eintreten könne, nachdem er Rücksprache mit dem Herrn Kriegsdirektor genommen haben werde. Es war nur, um ihr begreiflich zu machen, daß man sie heute nicht auf die Straße werfen werde. Weder er hörte viel auf diese seine letzten Worte, noch that es augenscheinlich das unglückliche Mädchen; aber auch die Rätin hatte ihre lauernde Aufmerksamkeit auf etwas anderes gewendet als das, was ihr Mann da vorbrachte. Auch sie sah — sie mußte ja, wenn sie Augen hatte —, welche Wirkung die Ankündigung ihres neuen Schicksals auf Lore that. Sah sie wie dies verstörte, verzweifelte Geschöpf aus, die dreiste Männerverführerin, welche leichtfertig aus einer Hand in die andere geht? Nein, aber was kümmerte sie das? grausame Folgelosigkeit in ihren wilden Regungen gehörte eben zu ihr. Jetzt sah sie nur eins: daß das Mädchen halb von Sinnen schien vor Angst, weil es aus ihrem Hause fort mußte. Das fraß sich der Rätin tief ein, wie ein Gift. Sie brach nicht wieder in laute Wut aus, aber gefährlicher

war das, was sie in ihrem engen Sinne jetzt barg, als was sie vorhin herausgestoßen hatte. In der Anhänglichkeit Lores an das Bubesche Haus sah der arge Blick nur, was er sehen wollte, und nährte daran der Haß gegen das hilflose Geschöpf bis zur halben Tollheit.

* * *

„Nun, was giebt es Neues, Massing?" Der Sprechende, den der Hofsekretär Massing eben ehrerbietig in seine Stube geführt hatte, war ein Herr von vornehmer Haltung und mit herrischem Blick. Er trug dunkle Reisekleider, hatte aber den Kavaliersdegen an der Seite und gleichsam unsichtbar den heiligen Streif des Hosenbandordens unter dem Knie, so sehr drückte die ganze Person das Bewußtsein eines bevorzugten Standes aus. Dazu auf dem zarten Gesicht etwas wie früh erschöpfte Jugend; auffallend lange Oberlippe und langes Kinn, dazwischen der weiche Mund des Genußmenschen. „Nun, was giebt's Neues, Massing?" Er hatte sorglos gesprochen, seine Miene änderte sich aber sofort bei der Antwort des anderen.

„Heute hat man nun wirklich die Audienz bei der verwitweten Kurfürstin," lautete diese Erwiderung. Beide sprachen englisch, was auch dem Hofsekretär ziemlich geläufig schien.

„Den Teufel auch, das muß verhindert werden." Dabei war der Engländer aufgefahren.

Massing sah nach der Uhr. „Damit dürfte es zu spät sein, Eure Herrlichkeit. Mr. Herbert Grenville ist um neun Uhr hinbestellt; er wird in dieser Stunde gerade dort sein. Sobald ich von der Sache erfuhr, habe ich Ihnen meine Botschaft zukommen lassen. Das war vor drei Stunden. Aber selbst wenn Eure Herrlichkeit sich alsdann gleich hier eingefunden hätten, wäre wenig zu thun gewesen."

In dem „selbst wenn Eure Herrlichkeit sich dann gleich hier eingefunden hätten" lag vielleicht ein kleiner Vorwurf. Lord St. Albans merkte ihn und strich sich halb unzufrieden über das weiche Bärtchen; das Lächeln aber, welches Massing gerade noch sah, ehe es St. Albans mit hinweggestrichen hatte, galt wahrscheinlich der Erinnerung an die Ursache seines verzögerten Kommens. Der Kavalier wollte sie übrigens gar nicht verhehlen. „Verdammt," sagte er, „daß es überall Schürzen geben muß, und somit auch in diesem Puritanernest, wo man ihnen aus reiner Langerweile nachläuft. Aber zur Sache, Massing. Daß mein Gegner hier die Audienz früher oder später durchsetzen würde, unterstützt wie er von England aus war, das ließ sich erwarten, sobald ich nicht das äußerste thun und ihn vorher auf meinen Degen spießen wollte. Und das hieße meine Vollmachten vielleicht allzusehr dehnen, abgesehen davon, daß Grenville auch keine schlechte Klinge führt und verteufelt kaltblütig ist. Wie er seine Rolle des Unbedeutenden hier durchgeführt hat! Solch einem trockenen Hering von einem Burschen fällt das freilich leichter. Unser Blut verbirgt sich schwerer; es schäumt auf. Die gemächlich schleichende spießbürgerliche Vorsicht ist nie unsere Kardinaltugend gewesen, so wenig wie die unserer königlichen Herren, der Stuarts."

Der Hofsekretär Massing machte eine kleine zustimmende Verbeugung. Sie konnte bedeuten, daß die Thatsache selber nicht zu leugnen war, oder auch, daß die königlichen Stuarts in ihrem Exil zu St. Germain wie früher auf dem Throne von England zu jeglicher leidenschaftlicher Unvernunft ein unantastbares fürstliches Recht hätten. Dieser hier, ihr Anhänger und Sendling, ließ mitten in seine politischen Intriguen hinein die kleinen herzlosen Liebesabenteuer des vornehmen Lüstlings spielen — nun, das hätte ihm noch hingehen mögen. Aber sich nichts versagen wollen und können, im großen wie im kleinen — seinen König Jakob den Dritten, den heimat- und kronenlosen, in jedem Augenblick vergessen um den Genuß einer Schäferstunde, das war es — das war das Charakteristische an ihm und seinesgleichen und bildete zugleich ihr Schicksal wie das ihres Herrn, die auch in gefährlichen Zeiten herrschen und zugleich genießen wollten.

Dem Hofsekretär Massing lag an den Stuarts im Grunde nicht viel; in seinen Adern floß nicht, wie in den bläulich durchschimmernden des Kavaliers, das Blut von Geschlechtern, die schon seit Jahrhunderten einem Throne nahe gestanden hatten. Mas-

jenes Mädchens zu setzen sein mag, dem Sie eine Freistätte bieten, so gebührt doch die Krone stets der Gattin und Mutter selber" — er verneigte sich vor ihr —, „und mein vortrefflicher Freund soll in seiner christlichen Demut nicht überschätzen, was ihm an schuldigem Dank von jener Person wird, und nicht unterschätzen, was er und was vor allem seine Hausehre von jener Seite zu beanspruchen wohl berechtigt sind."

Das Gesicht der Rätin hatte sich längst verdunkelt, während sie einen mißtrauischen Blick nach dem Sprecher warf. Sie schwieg, als er geendet hatte; ihr langsames Verständnis kroch noch einmal zurück und an jedem Worte herum, was er da zuletzt gesagt hatte. Er wartete höflich, wollte aber endlich die zu lange Pause enden, als sie sprach. „Ich weiß nicht, was der Herr meint," sagte sie indessen nur, wobei ein böser Zug von Haß und Verachtung um die Lippen die Worte Lügen strafte.

Der Kriegsdirektor lächelte bewundernd, als wäre die lautere Weisheit von ihr ausgegangen. Dazu nickte er. „Ja, ja, wir Männer, in der Schwachheit unseres Geschlechtes, das man vielleicht mit Unrecht das stärkere nennt, werden zu leicht durch ein wenig Jugendreiz bestochen. Ich zwar kann mich vielleicht rühmen, daß mein Blick durch dergleichen nicht getrübt werde, der ich stets auf den Kern sehe. Und so habe ich auf das Äußere weniger acht gegeben. Wie ist Ihre Meinung, verehrte Frau? Finden Sie die Wohlgestalt dieser Person, dieser Lore, auch so auffällig, daß dadurch mit der Zeit von außen Störnis in den Frieden Ihrer Häuslichkeit gebracht werden könnte? Monsieur Herbert ist ja vielleicht in Sachen der Galanterie ein Leichtfuß — ich will nicht für ihn einstehen, noch auch sein Verhalten in betreff eben jener Person an jenem Nachmittage gutheißen, was dero Herr Gemahl, mein werter Freund Bube, mit äußerstem Mißfallen bemerkt hatte. Jedenfalls ein Ausfluß seiner christlichen Wachsamkeit über jene unerfahrene Jugend, hoch anzurechnen wie alles, was er im Verein mit Ihnen an dem Mädchen gethan hat und noch alle Tage thut."

„Und noch alle Tage thut ... und noch alle Tage thut —" Die Worte klangen der Frau im Ohre nach, wieder und wieder, während sie schwer dasaß, einem nun schon im Inneren kochenden Berge vergleichbar. Daß sie ihm wenig oder nichts erwiderte, störte aber den Kriegsdirektor gar nicht. Wie sich ihr volles Gesicht mit den schweren regelmäßigen Zügen verfärbt hatte, schien er nicht zu bemerken, noch die wutbebenden Lippen oder den wahrhaft unheimlichen Ausdruck, der in den schwarzen Augen zu lauern begann. Ob er diese drohenden Anzeichen sah oder nicht, war ihr aber auch völlig einerlei. Sie blieb wortkarg, wie sie von Anfang an gewesen war, und das Gespräch fristete sich noch eine Weile, ohne zu dem Thema von „jener jungen Person" zurückzukehren. Die Antwort, ob Frau Bube die unglückselige Lore schön finde oder nicht, war sie schuldig geblieben; die sollte in anderer Weise und einem anderen gegeben werden.

Der Kriegsdirektor verabschiedete sich nach schicklicher Zeit von der Gattin seines Freundes und ließ ihr eine Zuckerdüte für die Kinder zurück, wofür er aber auch seinen Lohn im Bewußtsein mit sich nehmen mußte, denn den Dank dafür vergaß sie. Sie hatte sich die Hand von ihm küssen lassen, die lange, volle und weiche Hand der Frau, die keine Arbeit kannte, und mit diesem Gnadenbeweis mochte Seuftenau abziehen und wissen, daß das Gewitter, welches er heraufbeschworen hatte, sich nicht über ihm, sondern an der richtigen Stelle entladen würde.

Seuftenau begab sich von Bubes wieder nach Hause, das heißt in die weitläufigen Räume, die er in einem Kanzleigebäude, einem ehemaligen Schlosse, als Amtswohnung inne hatte. Er mit einer Dienerin allein, das ganze obere Stockwerk des einen Flügels, während im unteren die von ihm beherrschten, mit seinen gehorsamen Untergebenen besetzten Amtsstuben sich befanden.

Der Kriegsdirektor ging durch alle seine Zimmer hindurch, mit einer Art Schmunzeln auf dem Gesicht, und was der Aktenmann an Phantasie besaß, das war jetzt an der Arbeit. In jeden leeren Raum citierte er die eine Gestalt voll herben Reiz, in allen möglichen Stellungen und Verrichtungen. Wie würden sich der schöne Arm und die

runde Brust abzeichnen, wenn sie zum Beispiel da von dem Bücherregal den Staub wischte; und dann, wie jetzt die Sonne durchs Fenster fiel, mußte sie gerade über den Scheitel und das wundervolle Haar des Mädchens spielen, wenn sie etwa beim Kehren und Säubern auf den Dielen kauerte. Und kam der Winter und er saß dort auf dem Sofa und blickte hinüber nach dem Ofen, vor dem sie kniete und das Feuer schürte, so sah er mit Bequemlichkeit auf den geneigten weißen Nacken hin, an den sich die goldbraunen Löckchen ankräuselten. Ah — der Kriegsdirektor spitzte unwillkürlich die Lippen und sein Blick schweifte zu dem breiten Sofa zurück, wo neben ihm wohl noch einer oder eine Platz hatte. Nicht immer nur vor dem Feuer knien oder sonst in niedriger Arbeit die Hände rühren sollte dies Wunderbild. Abends, wenn die Thüren geschlossen waren und man vor der Außenwelt sicher, dann würde er Zeit haben, sie zu belehren, was einer Schönheit wie ihrer würdiger sei. Sie war zwar stolz und spröde, aber er würde ihr Herr sein, ja, ihr Herr! Seine wulstige Stirn zog sich jetzt zusammen und etwas wie wilde Härte erschien auf dem großen Amtsgesicht. Wenn er so aussah, zitterten alle seine Schreiber vor ihm — und er sollte ein junges, hilfloses Geschöpf, ein Weib, nicht zwingen und unterjochen und endlich wie Wachs nach seinem Willen modeln können? Ein Weib, für welches diese Räume hier von der Stunde ihres Eintritts an bis zu seinem Tode wenigstens ein sicheres Gefängnis sein würden, ein Kerker im Meere gleichsam, weil draußen rings umher für sie nur das tödliche Elend brandete und wenn sie an Flucht dachte, nach ihr hinauf lecken würde!

Der schlimme Ausdruck milderte sich jetzt im Verlaufe der Gedanken zu einem würdigen kalten Ernst. Dieser letztere mußte die unveränderliche Maske sein, welche er, sobald Lore einmal in seinem Hause lebte, in Gegenwart anderer vor ihr nie einen Augenblick ablegen durfte. Senftenau trat sogar vor den Spiegel, um dies Gesicht sich zu merken, mit dem Einstudieren desselben zu beginnen. O, das sollte ihm nicht schwer werden; es war ja für alles, was unter ihm stand, seine gewöhnliche Amtsmiene. Nun aber die andere, die des gütigen, liebreichen Herrn, ja des väterlichen Freundes zunächst, für den Abend, wenn die Thüren geschlossen sein würden und kein Mensch nahe, der auch nur die Tritte hier oben hören konnte, unten in den leeren Amtsstuben! Senftenau versuchte es damit; die Äuglein, in dem Bestreben, zärtlich zu strahlen, wurden kleiner, und das Lächeln, das wohlwollende, saß nicht recht in den schweren Falten des massiven Untergesichts; sie waren sein zu wenig gewohnt, und nun, da er fortfuhr, wurde es, ehe er es sich versah, ein lüsternes Grinsen.

Ein Teufelchen, das ihm heimlich vom oberen Spiegelrande aus zugesehen hätte, würde boshaft gelacht haben; er selber fuhr ärgerlich zurück, denn er war klug und unbestechlichen Auges genug, um diese letztere Grimasse als das, was sie war, zu erkennen. Dann richtete er sich stramm auf, sich verächtlich über solche Nebensachen erhebend. Was kam es auf das Gesicht bei einem Manne an! Und nun gar bei einem Manne wie ihm, der sich solcher Leibesgestalt rühmen konnte. Breit und groß und kräftig war er, und der Fettansatz seiner Jahre vermehrte nur das Würdevolle der Figur. Er sah an sich hinab und streckte den Fuß, das Bein, in Schnallenschuh und seinem grauem Strumpf vor, ja er drehte und wendete es, um zum besseren Anblick der stattlichen Wade zu gelangen. Kraftstrotzend das alles noch — hatte er etwa Anlage, in wenigen Jahren ein spindeliger Greis zu werden? Bube noch viel eher; die Strümpfe brauchte Senftenau fast noch einmal so weit, als dieser sein Freund sie nötig hatte.

Von Zimmer zu Zimmer gehend, kam er in sein Schlafgemach und aus diesem in ein paar kaum noch benutzte Räume. Den letzten davon, eine hübsche helle Stube, betrachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit. Wenn er seine künftige Haushälterin, die Mamsell Lore, hier hinein logierte, so blieb der Anstand völlig gewahrt. Die bisherige Dienerin freilich schlief weit von hier, in einem Kämmerchen hinter der Küche. Aber um eine gewöhnliche Magd handelte es sich ja hier nicht mehr, sondern, trotz des Brandmals, das Lore unsichtbar trug, um etwas weit Besseres. Und nahm er sich deshalb

eine rüstige Pflegerin für seine, wenn auch noch aus einiger Ferne heranrückenden alten Tage ins Haus, um, wenn ihn etwa nächtliche Gesundheits-Bedrängnis befiel, hier allein zu liegen, ohne daß Hilfe in Hörweite gewesen wäre? Eine große Stube mit Schränken lag zwischen dem Schlafgemach mit dem Bette, von welchem der resolute Kriegsdirektor Krankheit und Altersnot aber noch recht lange fernzuhalten dachte, und dem Zimmer der künftigen Hausgouvernante. Die eine der beiden Durchgangsthüren, die letzte, war sogar durch einen großen Schrank verstellt, und das war ganz gut so. Dabei aber maß Senftenau mit den Augen das vermutliche Gewicht des Schrankes und den übrigen Raum an der Wand, an der er, wenn einmal zur Seite geschoben, Platz finden konnte. Ja, Platz war noch hinlänglich da.

Im Bubeschen Hause saß die Familie des kurfürstlichen Rates beim Abendbrot, so recht bürgerlich und brav, Vater, Mutter und Kinder. Die Eltern, am oberen Ende des Tisches, aßen ihre Suppe, und Rosette wartete ihnen auf; ganz unten am Tische saß Lore und hielt den Kleinsten auf den Knien, dem sie freundlich seine Milch mit Brocken einlöffelte. Der zweite Knabe, dicht an ihrem Ellbogen, war schon selbständiger, wenn er auch noch gelegentlicher Nachhilfe bedurfte, Sophiechen dagegen, den Eltern am nächsten sitzend, hielt sich offenbar zu der oberen, erwachsenen Seite. Dort war es ziemlich still, insofern der Rat dann und wann mit hausväterlicher Würde, seine Frau aber gar nicht sprach; unten am Tische ging es mit gedämpfter Stimme zwischen Lore und den Kleinen hin und her. Das Mädchen hatte keine gouvernantenhafte, sondern eine freundlich weiche, mütterliche Art; auf gar anmutige Weise regierte sie die Kinder, heute noch mit einer Zuthat von Rücksicht auf die Stille am oberen Tischende, die sich merklich von der dunkelblickenden Frau aus verbreitete. Denn der Rat war, nach einigen vergeblichen Versuchen, seiner Frau einige Worte abzulocken, auch in ein nachdenkliches Schweigen versunken, worin er seiner kleinen Kinder nicht mehr acht hatte.

Wer sich nun aber diese Abwesenheit aller Beachtung von seiten der Eltern zu nutze machte und auf eine nicht feine Weise, das war Sophiechen. Ihr selber merkte man zunächst nichts an; sie saß steif wie eine große Puppe da, aber der Bruder neben ihr stieß ein paarmal sonderbare unterdrückte Töne aus, und Lore, die da fragte und beschwichtigen wollte, entnahm aus seinem weinerlichen Flüstern, daß die gravitätische Schwester ihn heimlich unter dem Tisch trete und zwicke. Lore ermahnte mit sanftem Ernst; das Kind sah sie gar nicht an und wollte ganz unbeteiligt thun. Sie verstellte sich nicht schlecht, die Sechsjährige, nach dem oberen Ende des Tisches hin; nach unten aber gab sie sich nicht die Mühe, den boshaften Mutwillen zu bergen. Eben hatte der Junge ein in die Milch geweichtes Stück Semmel in dem dicken Fäustchen zum Munde führen wollen, da hatte ihn blitzschnell etwas am Ärmel gezupft, so daß der feuchte Brocken ihm erst auf die Nase geriet und dann auf den sandbestreuten Fußboden platschte. Sein lautes Weinen blieb ihm aus Angst vor den Eltern halb in der Kehle stecken; auch wußte er, wer sich seines zu Unrecht gestörten Friedens annehmen würde. Lore that es freilich nur, indem sie mit dem Kleinen auf dem Arm aufstand und den armen Jungen auf die andere Seite des Tisches sitzen ließ und ihm seine Geräte dorthin nachschob. „Du bleibst, wo du bist," sagte sie mit der Kälte tiefsten Unwillens zu dem Mädchen, das Miene gemacht hatte, nun auch von seinem Platze zu rücken. Lore, schön und sanft, hatte doch zuweilen das in Blick und Wesen, was sie zum Herrschen weit eher als zum Dienen gemacht erscheinen ließ, etwas, vor dem Unrecht, Frechheit und Lüge schwer stand hielten. „Du bleibst, wo du bist — du verdienst allein zu sitzen, heute und alle Tage, böses Kind, schlechte Schwester du."

Die Worte der halblauten klaren Stimme waren kaum verklungen, als sich die Scene plötzlich und schrecklich änderte. Das eben noch ehrbar stille Bürgergemach hallte wieder von Schimpfen, Keifen und Toben; die Tropfen verschütteter Kindermilch sollten die kleine Ursache großer Wirkungen werden. „Was erfrecht sich die Person und was wagt sie meiner Tochter anzuhängen!" hatte die Rätin noch von ihrem Platze aus geschrien.

Dann aber, ehe man es sich versah, waren sie alle von den Stühlen in die Höhe, und der Rat hatte Mühe, das furiengleiche Weib zurückzuhalten von dem todblassen Mädchen, in dessen Busen sich sein eigener Jüngster laut schreiend vor Furcht verkroch, während der zweite ihr, ebenfalls weinend, am Rocke hing. Frau Bube aber brach los wie ein Schlammvulkan: brodelnd stürzte der Gischt unreiner Schmähungen ihr ununterbrochen vom Munde, seit dem Augenblicke, wo ihr Mann Miene gemacht hatte, sie von einer thätlichen Mißhandlung Lores, auf die es anfangs abgesehen schien, zurückzuhalten. „Du lässest ihr kein Haar krümmen, nicht wahr? Ja du, du Tropf, einfältiger Narr, wenn du nichts Schlimmeres bist; du, auf den es dies abgefeimte Weibsbild, die Männerfängerin, längst abgesehen hat!" schrie sie, und dann kam es schlimmer und schlimmer in zügelloser Gemeinheit der Bezeichnungen, so daß selbst Rosettes volles Gesicht blaß wurde; nachdem die Zofe erst dem Kitzel nachgegeben hatte, wie zufällig gerade beim Beginn dieses Wütens noch einmal das Zimmer zu betreten, drückte sie sich jetzt in die Ecke und sah aus, als ob sie sich fortwünsche.

Der Ehemann konnte das Weib nicht bändigen, wenigstens nicht vor der Zeit dem Ausbruch Einhalt thun; derselbe hatte etwas Unwiderstehliches, wie ein Sturm, und die physische Masse der Frau, die Wucht ihrer Stimme und ihrer Glieder, kam ihr bei solchen Scenen stets wieder zu statten. Die Kleinen verstanden ja zum Glück nichts, als daß die Mama böse sei — sie fürchteten sich so schon vor ihr in einem Grade, der durch diesen Orkan kaum noch erhöht werden konnte. Sophiechen dagegen spitzte die Ohren; sie hatte auch bei all dem Toben das schlaue Sicherheitsgefühl dessen etwa, der selber ungefährdet eines beneideten Nachbars Habe von den Elementen hinweggefegt und vernichtet sieht.

Ja, vernichtet, denn zwei von den Zuhörern, die halbwegs begriffen, das älteste Kind eben und Rosette, merkten, wie es sich hier um etwas Unwiederbringliches handelte, dessen die Geschmähte heute verlustig gehe; zu viele Male hatte die Rätin nun schon geschrien, daß ihr das Geschöpf jetzt sofort aus dem Hause müsse.

Alles hat ein Ende, also auch der Atem eines wütenden Weibes. Die erste Pause benutzte der Rat Bube, um zunächst einmal seine kleine Tochter und Rosette aus dem Zimmer zu schieben. Da seine Frau dabei nicht mit ausgespreizten Fingern auf ihn zuflog, wobei er denn von ihr die Hände voll gehabt hätte, so wagte er noch mehr. Er sagte ihr halblaut und nachdrücklich: „Du sollst deinen Willen haben, wenn du dich jetzt beruhigst." Und da sie keuchend noch immer schwieg, bedeutete er mit Miene und Wink das Opfer des fürchterlichen Angriffs, nun auch die Stube zu verlassen. Es bedurfte dieser stummen Aufforderung, denn Lore hatte wie versteinert dagestanden. Mit keinem Worte, mit keiner Bewegung hatte sie sich verteidigt; sie hatte die festgeschlossenen Lippen nicht einmal geöffnet. Mit ungläubigem Entsetzen hatte sie zuerst die Furie angestarrt; zuletzt gewann das schöne Gesicht einen stumpfen Ausdruck, der einem Freunde, wäre er dagewesen, erst recht das Herz zerrissen hätte. Sie schien kaum noch zu hören, fast fühllos vor Scham und Jammer.

Und so schleppte sie sich jetzt hinaus, den Kleinen noch immer auf dem Arm, während der zweite mit erstickten Schluchzen an ihren Kleidern hing und so mit fortgezogen wurde.

Nun erst holte der kurfürstliche Rat ein großes buntes Tuch aus der Tasche und wischte sich die feuchte Stirn ab. „Weib, du kannst die Geduld eines Hiob auf die Probe stellen," sagte er dann, ein wenig außer Atem, aber im ganzen doch weniger alteriert, als man hätte erwarten sollen. Sie sah ihn auch gleich mißtrauisch an. Die Leidenschaft schärfte ihren langsamen Verstand, und es fehlte nicht viel, so ahnte sie zwischen dem Besuche Senftenaus und der jetzigen Gefaßtheit ihres Mannes schon einen Zusammenhang.

Und der bestand in der That. Herr Bube wußte, daß der kluge Kriegsdirektor bei seiner Frau gewesen war. Und war es ihm eben während ihres Ausbruchs allerdings nicht wohl zu Mute gewesen, so wenig wie einem, der in ein Hagelwetter gerät und dem die taubeneiergroßen Schloßen um den Kopf fliegen; so dankte er nun im stillen Gott, daß das Schlimmste doch wohl vor-

über und damit zugleich eine Krisis in seinem Haushalte hoffentlich so gut wie überstanden sei. That es der brave Senftenau nun einmal nicht anders, nahm er ihm Lore fort und zwar nur im Austausch für einen respektablen Gegendienst, das versprach sich der Rat im stillen — nun, so war eine Hauptschwierigkeit bei diesem Unternehmen schon hinweggeräumt, wenn Frau Bube das Mädchen selber aus dem Hause warf.

Sein Blick flog zu ihr hinüber und traf auf ihre kleinen dunklen lauernden Augen. Zu rechter Zeit; sie warnten ihn, daß man selbst dieser Frau die Karten nicht zu offen hinlegen dürfe. Leidenschaft konnte die Trägheit ihres Geistes so weit überwinden, daß sie sich die Mühe nahm, wirklich hineinzublicken. „Die Geduld eines Hiob," wiederholte er, da ihm gerade nichts Besseres einfiel, und er wehte sich mit dem Taschentuche Luft zu. „Was, um Gottes willen, ist dir durch den Kopf gefahren? Was hat das Mädchen gethan? was hat sie verbrochen? Das will ich wissen, auf der Stelle —" Und nun pochte er wahrhaftig selber mit den Knöcheln auf den Tisch und redete sich in einen immer größeren Eifer, ja gerechten Zorn hinein. Denn sie schwieg verstockt; sie hatte, um bei dem Bilde des Schlammvulkans zu bleiben, die gerade in kochender Wallung befindliche fragwürdige Materie mit elementarer Gewalt ausgestoßen, und nun ruhte der Berg wieder als träge, wenn auch drohende Masse.

Der kurfürstliche Rat war der Mann, seinen Vorteil auszunutzen. Er begann, heftig im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregt die Arme in die Höhe zu werfen, während er sprach: „Ich glaube wahrhaftig, die Frau ist eifersüchtig! Eifersüchtig, ha, ha, auf **dieses** Mädchen" — hier gestattete er seiner Stimme, in die Fisteltöne äußersten Hohnes überzuschlagen — „diese verlassene Kreatur, die ich von der Straße aufgelesen, die ich so zu sagen dem Pöbel unter den Füßen weggezogen habe, damit sie nicht zertreten wurde, aus reiner dummer Gutmütigkeit, wenn du so willst. Sie war ein Kind, sie ist eine ausgewachsene Person jetzt, meinetwegen — ich wüßte es selber kaum, bei Gott, wenn du mich nicht mit der Nase darauf gestoßen hättest! Ich will nicht ehrlich sein, wenn nicht Tage und Wochen vergehen, ohne daß ich sie auch nur sehe, daß ich davon wüßte, wenn schon sie im Zimmer ist."

„So, und das soll man glauben!" sagte die Frau jetzt langsam und höhnisch. „Für so einfältig hältst du mich wirklich? Wie oft hast du denn nicht schon ihre Partei gegen dein eigen Fleisch und Blut genommen?"

„Wenn Fiekchen gar so naseweis war? Das thut man um des Kindes willen. Es muß doch Zucht merken! Aber Gott soll mich bewahren vor dem häuslichen Unfrieden, den ich nun hinfüro vor mir sehe, da das Mädchen wirklich in die Jahre kommt. Sie soll aus dem Hause, gut, ich halte sie nicht. Und da trifft es sich erwünscht, daß mein Freund Senftenau so etwas verlauten ließ, als gedenke er sich bei Abscheiden seiner jetzigen Magd mit einer jüngeren und rüstigeren Haushälterin zu versehen, und daß er an der Person der Lore auf meine Empfehlung hin keinen Anstoß nehmen wird, im Gegenteil. Hat er ihrer Tüchtigkeit doch nachgefragt — nun, da kann ich ihm genügenden Bescheid geben, denn arbeiten thut das Mädchen, das mußt selbst du ihr lassen. Heute noch suche ich ihn deswegen auf — er soll sie mir vom Halse nehmen, je eher je lieber; ich will Ruhe haben." Und die Arme ganz gewaltig schlenkernd, damit sie sehe, daß es bei ihm mit der Geduld auch einmal ein Ende nehmen könnte, rannte der sonst so trockene Rat vor seiner Frau im Zimmer hin und her.

Sie saß indessen brütend und lauernd vor sich hin, ihrer Gewohnheit nach nur immer halb auf das hörend, was der andere sagte, um dann gegen ein beliebiges Wort von ihm einen Angriff zu richten, dessen Berechtigung sie ja niemals kümmerte. Jetzt hatte sie zunächst eins zu begreifen für gut befunden: daß der Kriegsdirektor ihr die Magd, die nützliche Sklavin vielmehr, abzugewinnen trachtete. Ob er das schon im Sinne gehabt hatte, als er sie besuchte? Eine dumpfe Ahnung wachte auf in ihr, daß sie hier übertölpelt werden sollte. Und so sagte sie mit einemmal: „Dein Senftenau, der ist mir der wahre. Der ist es am Ende selber, der an der langen Stange, der Lore, etwas zu sehen findet" — sie lachte

grell, mit einem falschen Klang — „und der dich erst auf die Sprünge gebracht hat. Eingesperrt soll man sie halten, wo von dem Männervolke so leicht keiner ein Auge auf sie werfen kann.“

„Eingesperrt soll man sie halten“ — das klang schon nicht mehr wie aus dem Hause weisen! Der Rat merkte, daß der schwer erkaufte Vorteil ihm zu entschlüpfen drohte, und that einen Verzweiflungszug. „Ist sie wirklich das an Schönheit, wofür einige sie halten wollen, so wird uns das Einsperren nichts helfen, eine Maßregel übrigens, zu der ich als christlicher Hausvater meine Zustimmung verweigern müßte,“ sagte er. „Aber du hast recht: es wäre thöricht, wollten wir dies Muster von Schönheit und wirklicher Tugend, das wir demnach bei uns beherbergen, anderen zum Vorteil überlassen. Man muß sie eben vor Anfechtung hüten; ich werde von nun an selber ein Auge auf sie haben.“

Er hatte kaum ausgeredet, da war seine Frau dicht vor ihm — so schnell war sie wohl noch nie durch die ganze Länge des Zimmers gefahren, die er bei den letzten Worten wohlweislich zwischen sich und sie gebracht hatte — und hielt ihm mit funkelndem Blick beide Fäuste unter die Augen. „Emmerich, du kennst mich noch nicht, das merke ich,“ keuchte sie. „An der Kreatur verderb ich dir deine Lust, so wahr ich die Rätin Bube heiße. Die Pocken sollte man ihr andoktern, damit ihre Larve euch zum Ekel würde! Auf der Stelle muß sie aus dem Hause — sag mir nichts, mach mich nicht toll, sonst schreie ich die Leute auf der Straße zusammen und ruhe nicht, bis sie die Männerverführerin steinigen.“

Sie war auf die Thür zugeflogen, als ihr Bube mit einer raschen Wendung zuvorkam, zuschloß und den Schlüssel abzog. Er mochte sich später zu der rettenden Eingebung Glück wünschen, denn von dem Augenblick an, wo das Weib Ernst sah, hatte er gewonnenes Spiel. Ein sehniger, nicht unkräftiger Mann war er auch, und so setzte er ihrer physischen Wucht seine zähe Ausdauer entgegen so lange, bis sie sich bequemte, einigermaßen zur Besinnung zu kommen. Dann redete er auf sie ein, im guten und im schlimmen, und behielt dabei unverrückt sein Ziel im Auge: die Entfernung Lores aus dem Hause, ja, aber nur um sie in die Hände Seustenaus übergehen zu lassen. Und zu diesem Ende mußte ein Skandal bei der Entlassung des Mädchens durchaus vermieden werden, denn ein solcher hätte ihre Aufnahme in das hochansehnliche Haus des Kriegsdirektors zu einer Unmöglichkeit gemacht.

Er hatte es nicht leicht, der kurfürstliche Rat, und mehr als einmal wollte ihm von neuem der Angstschweiß ausbrechen. Glaubte er die Frau da zu haben, wo er sie haben wollte, so trat zu Tage, daß sie die tüchtige Magd und Verwalterin dem Kriegsdirektor nicht gönnte; da mußte dann wieder die Eifersucht als Bundesgenossin ins Spiel gezogen werden, aber vorsichtig, damit der so entfachte Brand ihnen nicht lichterloh über den Köpfen zusammenschlage. Bei weitem am liebsten hätte die Frau heute ihr Mütchen an jener Ärmsten gekühlt und — wenn ihr Haushalt sie dann verlieren sollte — sie vor allen ehrbaren Bürgersleuten ganz vernichtet und in den Staub getreten.

Zu guter Letzt war es denn doch die von Kind auf entwickelte Weltlichkeit der Tochter aus angesehenem und anspruchsvollem Hause, die selbst ihrer zügellosen Leidenschaft die Wage hielt. Der Rat Bube hatte seine Frau zu überzeugen gewußt, daß man den Kriegsdirektor sich durchaus nicht zum Feinde machen dürfe, er hier aber in der Hand habe, ihn sich dauernd zu verbinden.

Als Siegel gleichsam auf die Verhandlungen setzte der Ehemann einen Kuß, den er der Frau gab. Und derselbe kostete ihm durchaus nicht etwa Überwindung, wenn auch ihre zusammengekniffenen Lippen ihn nicht erwiderten. Fühlte der Rat doch, indem er den Arm um die üppigen Schultern seiner Juno legte, wieviel er, körperlich genommen, an ihr hatte. Ja, er hatte damals eine Schönheit geheiratet und er war nicht betrogen worden.

„Und nun soll das Mädchen heute noch erfahren, daß ihres Bleibens bei uns nicht lange mehr ist,“ sagte er dann rasch. „Ich selbst werde es ihr mitteilen, und sofort. Es ist nicht gut, mein Kind, die Wunde, die dein thörichter Argwohn ihr und damit auch meiner Ehre geschlagen hat, heimlich eitern

zu lassen. Sie muß vielmehr ausgebrannt werden, und das gleich.“ Damit wollte er hinaus, als sie ihn beim Arme faßte. „Nun?“ fragte er, heimlich erschrocken.

Das Weib mußte sich überwinden, ehe sie ruhig reden konnte. „Nicht allein mit ihr — hier, hier sage es ihr — rufe sie hierher,“ stieß sie endlich hervor.

„Meine liebe Juliane! Hast du dich auch völlig gefaßt? Man sollte dir, im Gegenteil, von jetzt ab den Anblick so viel wie möglich ersparen, der aufregend auf dich wirkt. Willst du mir wenigstens versprechen, mich reden zu lassen?“ Daß Juno weder sprach noch sich rührte, trieb ihren Gatten noch einmal aufs äußerste. Den Schlüssel hatte er noch immer in der Tasche, und nun trat er von der Thür zurück und rief: „So gehe die Sache, wie sie will — um keinen Preis in der Welt will ich die verwünschte Komödie von vorhin noch einmal aufgeführt haben.“

Ihre Hände zuckten. Sie versprach zwar nichts, aber sie ließ ihn doch die Überzeugung gewinnen, daß sie für jetzt gezähmt sei. „Mach ein Ende, rufe sie,“ raunte sie ihm zu. „Ich will wissen, was du ihr sagst und wie sie es aufnimmt.“

Und sie hatte ihr volles Genügen. Wenige Minuten vergingen, und dann stand die schlanke Lore da, hart an der Thür, noch immer mit dem stumpfen Ausdruck kaum begriffenen Jammers auf dem gequälten schönen Gesicht, an dem die andere ihre grausame Lust sehen konnte.

Der Rat begann nun seine Rede. Feindselig war er wenigstens nicht, und es soll ihm zur Ehre angerechnet werden, daß man ihm, als er dem Mädchen jetzt den Beschluß seiner Entfernung aus dem Hause ankündigte, einen gewissen Zwang anmerkte. Er ging auch über die Gründe rasch genug hinweg: zu rechtfertigen und zu erklären braucht sich ein Wohlthäter seinem Geschöpf gegenüber ja überhaupt nicht. Weit leichter hätte er es gehabt, wenn seine Frau nicht zugegen gewesen wäre; da hätte er den Hauptnachdruck auf den Umstand legen dürfen, daß sein geschätzter Freund, der Kriegsdirektor, der Dienste einer tüchtigen Haushälterin, wie sie eine sei, sich benötigt finde. Das durfte er aber nicht; er durfte der scharf aufhorchenden Frau nicht zu bemerklich machen, was sie an Lore verlieren werde.

Immerhin jedoch mußte jetzt der Kriegsdirektor erwähnt werden, und daß das Mädchen zu ihm ins Haus sollte. Der kurfürstliche Rat war kein sehr empfänglicher oder gar empfindsamer Mann, jetzt aber kroch ihm doch ein unbehagliches Gefühl den Rücken hinunter bei der Veränderung, die mit Lores Gesicht bei dieser Nachricht vor sich ging. Auch jetzt kam kein Laut von ihr. Einmal hatte sie wohl wie ein Mensch in Todesangst und Not die Lippen geöffnet und wieder geschlossen: es sah aus, als ob sie um Erbarmen flehend die Hände heben wollte. Aber wozu? An seiner Miene, die keineswegs hart und gehässig, sondern eher eine verlegene war, sah sie, daß doch alles umsonst sein würde; daß er, bisher eine Art Stütze für sie, in diesem Falle machtlos sei. Der Rat hatte solche Gesichter, verzogen von Qual und erstarrt in wilder hoffnungsloser Verzweiflung, wohl schon gesehen, auf der Armensünderbank, bei solchen, denen eben ihr Todesurteil vorgelesen worden ist. Er sprach hastig noch einiges, wußte aber jetzt selber nicht was, etwas von den nächsten Tagen, der nächsten Woche, da sie dort eintreten könne, nachdem er Rücksprache mit dem Herrn Kriegsdirektor genommen haben werde. Es war nur, um ihr begreiflich zu machen, daß man sie heute nicht auf die Straße werfen werde. Weder er hörte viel auf diese seine letzten Worte, noch that es augenscheinlich das unglückliche Mädchen; aber auch die Rätin hatte ihre lauernde Aufmerksamkeit auf etwas anderes gewendet als das, was ihr Mann da vorbrachte. Auch sie sah — sie mußte ja, wenn sie Augen hatte —, welche Wirkung die Ankündigung ihres neuen Schicksals auf Lore that. Sah sie wie dies verstörte, verzweifelte Geschöpf aus, die dreiste Männerverführerin, welche leichtfertig aus einer Hand in die andere geht? Nein, aber was kümmerte sie das? grausame Folgelosigkeit in ihren wilden Regungen gehörte eben zu ihr. Jetzt sah sie nur eins: daß das Mädchen halb von Sinnen schien vor Angst, weil es aus ihrem Hause fort mußte. Das fraß sich der Rätin tief ein, wie ein Gift. Sie brach nicht wieder in laute Wut aus, aber gefährlicher

war das, was sie in ihrem engen Sinne jetzt barg, als was sie vorhin herausgestoßen hatte. In der Anhänglichkeit Lores an das Bubesche Haus sah der arge Blick nur, was er sehen wollte, und nährte daran der Haß gegen das hilflose Geschöpf bis zur halben Tollheit.

* *
*

„Nun, was giebt es Neues, Massing?" Der Sprechende, den der Hofsekretär Massing eben ehrerbietig in seine Stube geführt hatte, war ein Herr von vornehmer Haltung und mit herrischem Blick. Er trug dunkle Reisekleider, hatte aber den Kavaliersdegen an der Seite und gleichsam unsichtbar den heiligen Streif des Hosenbandordens unter dem Knie, so sehr drückte die ganze Person das Bewußtsein eines bevorzugten Standes aus. Dazu auf dem zarten Gesicht etwas wie früh erschöpfte Jugend; auffallend lange Oberlippe und langes Kinn, dazwischen der weiche Mund des Genußmenschen. „Nun, was giebt's Neues, Massing?" Er hatte sorglos gesprochen, seine Miene änderte sich aber sofort bei der Antwort des anderen.

„Heute hat man nun wirklich die Audienz bei der verwitweten Kurfürstin," lautete diese Erwiderung. Beide sprachen englisch, was auch dem Hofsekretär ziemlich geläufig schien.

„Den Teufel auch, das muß verhindert werden." Dabei war der Engländer aufgefahren.

Massing sah nach der Uhr. „Damit dürfte es zu spät sein, Eure Herrlichkeit. Mr. Herbert Grenville ist um neun Uhr hinbestellt; er wird in dieser Stunde gerade dort sein. Sobald ich von der Sache erfuhr, habe ich Ihnen meine Botschaft zukommen lassen. Das war vor drei Stunden. Aber selbst wenn Eure Herrlichkeit sich alsdann gleich hier eingefunden hätten, wäre wenig zu thun gewesen."

In dem „selbst wenn Eure Herrlichkeit sich dann gleich hier eingefunden hätten" lag vielleicht ein kleiner Vorwurf. Lord St. Albans merkte ihn und strich sich halb unzufrieden über das weiche Bärtchen; das Lächeln aber, welches Massing gerade noch sah, ehe es St. Albans mit hinweggestrichen hatte, galt wahrscheinlich der Erinnerung an die Ursache seines verzögerten Kommens. Der Kavalier wollte sie übrigens gar nicht verhehlen. „Verdammt," sagte er, „daß es überall Schürzen geben muß, und somit auch in diesem Puritanernest, wo man ihnen aus reiner Langerweile nachläuft. Aber zur Sache, Massing. Daß mein Gegner hier die Audienz früher oder später durchsetzen würde, unterstützt wie er von England aus war, das ließ sich erwarten, sobald ich nicht das äußerste thun und ihn vorher auf meinen Degen spießen wollte. Und das hieße meine Vollmachten vielleicht allzusehr dehnen, abgesehen davon, daß Grenville auch keine schlechte Klinge führt und verteufelt kaltblütig ist. Wie er seine Rolle des Unbedeutenden hier durchgeführt hat! Solch einem trockenen Hering von einem Burschen fällt das freilich leichter. Unser Blut verbirgt sich schwerer; es schäumt auf. Die gemächlich schleichende spießbürgerliche Vorsicht ist nie unsere Kardinaltugend gewesen, so wenig wie die unserer königlichen Herren, der Stuarts."

Der Hofsekretär Massing machte eine kleine zustimmende Verbeugung. Sie konnte bedeuten, daß die Thatsache selber nicht zu leugnen war, oder auch, daß die königlichen Stuarts in ihrem Exil zu St. Germain wie früher auf dem Throne von England zu jeglicher leidenschaftlicher Unvernunft ein unantastbares fürstliches Recht hätten. Dieser hier, ihr Anhänger und Sendling, ließ mitten in seine politischen Intriguen hinein die kleinen herzlosen Liebesabenteuer des vornehmen Lüstlings spielen — nun, das hätte ihm noch hingehen mögen. Aber sich nichts versagen wollen und können, im großen wie im kleinen — seinen König Jakob den Dritten, den heimat- und kronenlosen, in jedem Augenblick vergessen um den Genuß einer Schäferstunde, das war es — das war das Charakteristische an ihm und seinesgleichen und bildete zugleich ihr Schicksal wie das ihres Herrn, die auch in gefährlichen Zeiten herrschen und zugleich genießen wollten.

Dem Hofsekretär Massing lag an den Stuarts im Grunde nicht viel; in seinen Adern floß nicht, wie in den bläulich durchschimmernden des Kavaliers, das Blut von Geschlechtern, die schon seit Jahrhunderten einem Throne nahe gestanden hatten. Mas-

sing war vielmehr durch den Zufall, daß er der wenig zahlreichen katholischen Gemeinde in Hannover angehörte, zu seiner Verbindung mit St. Albans gekommen. Die Geistlichkeit hatte ihn ausgeforscht und dann dem Kavalier als einen verläßlichen Mann empfohlen, dessen Schaden es nicht sein sollte, daß er ein wenig gegen die hannoversche Thronfolge in England minieren half.

Er sah wieder nach der lang pendelnden Uhr an der Wand. „Ja, in dieser Stunde wird Mr. Grenville seine Botschaft, welcher Art sie nun ist, an unsere Kurfürstliche Hoheit Sophie los," sagte er noch einmal. „Ob damit viel genützt ist? Daß gerade unsere alte Kurfürstin der ganzen Sache bisher zweifelnd und eher ablehnend gegenüber gestanden hat, habe ich aus bester Quelle. Der Kurfürst denkt weit anders —"

„Ganz recht, man könnte vielleicht zu guter Letzt noch den steifen deutschen Rücken nach der Krone bücken, die uns in den Weg fällt," höhnte St. Albans.

„Denkt anders —" fuhr Massing bedächtig fort. „Aber die alte Kurfürstin ist hierin durchaus nicht nur scheinbar die Hauptperson, auf die alles ankommt: sie ist es in Wirklichkeit. Eine merkwürdige Frau — eine Frau von seltener Klugheit, mein Lord."

„Der Himmel schärfe ihren Verstand ferner, daß sie die Unterscheidung von Recht und Unrecht behält und ihre Hand von der Krone ihres erlauchten Vetters läßt! Eine Hand von einigen siebzig Jahren noch dazu!" rief St. Albans.

„Die Hand mag etwas zitterig sein, der Kopf ist aber noch völlig klar, darauf können sich Eure Herrlichkeit verlassen," sagte Massing. „Und hierin scheint mir eben die Hoffnung der Wohlgesinnten zu beruhen. Ein bloßes Werkzeug in fremden Händen wird die Kurfürstin nicht. Kommt sie nun aus Gewissenhaftigkeit bei ihren Lebzeiten zu keinem Entschlusse mehr in betreff dessen, was das englische Parlament ihr anbieten möchte, zögert sie denselben hin bis — nun, bis ihr Hintritt, der immerhin in einigen Jahren zu erwarten steht, der Sache eine andere Wendung giebt, so wäre damit schon viel für das erlauchte Haus Stuart gewonnen."

St. Albans ließ ungeduldig die Finger der wunderschönen schlanken Hand auf dem Tische spielen. Die Staatsweisheit des kleinen Subalternen da war eine Zumutung schlechten Geschmacks für seinen aristokratischen Gaumen, wenn der Mann auch recht hatte. Aber dergleichen mußte man bei dieser heiklen Sendung in den Kauf nehmen. Nahm man doch auch anderes mit: den frischen, nur halb geraubten Kuß zum Beispiel von der hübschen Zofe, der der hochgeborene Kavalier heute abend wohl eine Stunde in einem dunklen Thorwege aufgelauert hatte. Er hatte wenigstens nicht umsonst gestanden; das hübsche Wild war ihm endlich zugelaufen. Ein Anschlag ist immer gut, sobald er gelingt, und St. Albans hatte mehr Glück auf seinen Fahrten als sein Herr, der Prätendent, mit der Landung in Schottland, die jenem vor einigen Wochen schmählich fehlgeschlagen war! Seine Gedanken, die gerade bei dem hübschen Kinn und Hälschen Rosettes verweilen wollten, zurückrufend, sagte St. Albans jetzt: „Die Audienz haben wir nicht verhindern können: unser Freund Grunow hatte sich demnach geirrt, als er die Kurfürstin gegen den Empfang des nicht öffentlich auftretenden Emissärs gestimmt zu haben meinte. Ich muß nun sehen, dahinter zu kommen, was er davonträgt."

Massing nahm die Äußerung vielleicht wörtlich, denn er sagte halblaut und eifrig: „Nichts Schriftliches für heute, darauf möchte ich jede Wette legen. Ich kenne die Kurfürstin und ihre Bedächtigkeit zu gut. Es werden einstweilen nur mündliche Abmachungen stattgefunden haben, deren alleiniger Gewährsmann demnach Mr. Herbert Grenville ist."

„Und die er in seiner Person mit forträgt," vollendete St. Albans nachdenklich.

„Gut, daß Mr. Grenville nicht weiß, wie genau wir uns über alle seine Schritte unterrichten, seit Eure Herrlichkeit hier ist und ein so lebhaftes Interesse daran nimmt," sagte der Hofsekretär lächelnd.

Den Kavalier verdroß immer wieder die selbstgefällige Schlauheit dieses untergeordneten Helfers, und in diesem Augenblick so sehr, daß er hochmütig sagte: „Mein guter Freund, Herbert Grenville, ist der Mann nicht, den Euresgleichen überlistet. Wißt Ihr, wie Ihr Euch schmeichelt, um jeden Schritt

und Tritt von ihm, so ist das, weil es ihm nicht der Mühe wert war, sich weiter als hinter dem Schreiber Herbert zu verstecken, den er hier spielt. Ich kenne ihn; ich bin nicht umsonst mit ihm auf der Schule in Eton gewesen. Er weiß von mir hier so viel, wie ich von ihm weiß, oder er müßte nicht Herbert Grenville heißen."

Massing lächelte etwas boshaft. „Wer sollte nicht zugeben, daß die Herren einander selber am besten kennen. Hat nun Mr. Grenville Kunde von den kleinen Intermezzos Eurer Herrlichkeit, von der Art, auf die Sie eben bei Gelegenheit Ihres verspäteten Eintreffens hinzudeuten beliebten, so ist es gut für uns, die Beweise dafür zu haben, daß auch er kein Heiliger ist." Und Massing erzählte, wie Herbert schon zu wiederholten Malen im abgelegenen Garten des kurfürstlichen Rats Bube, jedenfalls zu zärtlichen Stelldichein, gewesen sei.

St. Albans horchte auf. „Rat Bube." Den Namen hatte er gehört, vor nicht mehr als einer halben Stunde, mit etwas gezierter Ängstlichkeit von den frischen Lippen gerade zwischen dem vorletzten und dem letzten Kusse. „Wenn das der Herr Rat — nein, jetzt lassen Sie mich — ich komme um meinen Platz —" Und er darauf: „Deinen Platz, du kleine Schönheit — ich weiß einen Platz für dich; was, so sträubst du dich! ah, gehängt werde dein Herr Rat; wie heißt er?" — „Der kurfürstliche Rat Bube, zu dienen," und damit, und mit einem impertinenten Knix war sie ihm wirklich entschlüpft. Er kostete die pikante Scene im Geiste rasch noch einmal durch, dann lachte er laut. „Der Rat Bube, ha, das ist ein Kenner, hat der mehr solcher hübschen Mädchen im Hause? Oder wie, wenn mein alter Schulkamerad auf derselben Fährte ging wie ich! Whig und Tory an der Nase geführt von demselben verwünschten Lärvchen! Ha, ha, das ist unübertrefflich!" Und der Kavalier der Stuarts, ohne jede Anwandlung von Eifersucht, schlug sich auf die Knie und lachte, lachte mit der ausgelassensten Laune, für die es in diesem Augenblick weder königliche Prinzen in einem tragischen Exil noch irgend sonst etwas Ernsthaftes auf der Welt gab.

Daß es dem schönen St. Albans überhaupt mit nichts so recht Ernst schien, konnte den Hofsekretär für den Ausgang der von jenem vertretenen guten Sache der Religion und Legitimität zuweilen bedenklich machen. Wenn sie alle so waren wie dieser, dann o weh! Aber gerade im Verlaufe dieser Unterredung noch kam es dazu, daß der Eifer des Edelmannes für jene beiden herrlichen Güter sich in vollem Lichte zeigte. Massing wollte für gewiß von einer ferner geplanten Schäferstunde des Mr. Herbert Grenville im Bubeschen Garten erfahren haben. Mit wem, das wußte er so recht nicht; es kam ja auch weiter nicht darauf an. „Es ist da noch eine junge Person im Hause — es hat eine besondere Bewandtnis mit ihr. Man sieht sie selten; schön soll sie aber sein."

„Ha, das will ich meinen," sagte St. Albans, der nur halb hingehört hatte, und spitzte die Lippen. „Zierlich wie eine Meise, mit schwarzen Schelmenaugen, niedlichen Füßen."

Massing schüttelte den Kopf, die Beschreibung paßte nicht. „Ich glaube kaum, daß Eure Herrlichkeit diese gesehen haben, und sie wäre auch vielleicht nicht nach Ihrem Geschmack. Das Zierlichthun mit kleinen Füßchen, hat sie sie nun oder nicht, sollte dieser wohl vergehen. Aber wohlgemerkt, mein Lord: hat Mr. Grenville noch einmal eine Zusammenkunft mit seiner unbekannten Schönen, so ist es aller Wahrscheinlichkeit nach, um Abschied von ihr zu nehmen. Sein Ziel hier hat er mit der heutigen Audienz erreicht, und selbst eine abermalige Vorlassung bei der Kurfürstin würde dann dieser ersten auf dem Fuße folgen und seine Abreise wenig verzögern."

„So wird es sein," gab St. Albans zu. „Und jetzt heißt es, nichts verpaßt, damit mir mein Mann keinen Vorsprung abgewinnt. Zwischen hier und dem Kanal treffe ich dann wohl irgendwo mit ihm zusammen," wobei der Kavalier wie zufällig links seine Hüfte entlang, an seinem Degen nämlich hinunter, blickte. Dieser, schlank wie sein Herr, war dennoch keineswegs nur Standeszierde. St. Albans war ungewöhnlich sorgsam in der Auswahl seiner Klingen und hielt sie stets gut im stande.

„Von hier bis zum Kanal La Manche ist eine ziemlich lange Strecke, mein Lord,"

sagte der Hofsekretär darauf. „Vom Stadtthore bis zum Garten des Herrn Rats die ist kürzer und bequemer, sollte ich denken, wenn man gern mit jemandem zusammentreffen möchte."

St. Albans hob rasch den Kopf, und die Blicke beider kreuzten sich. Nur eine Sekunde lang. Nie sah St. Albans hochmütiger aus, als wenn er sich auf einem unwillkürlichen Einverständnis mit dem Helfershelfer hier ertappt hatte. So auch jetzt. Er wölbte noch die hochgezeichneten Brauen und senkte die breiten Lider, unter denen hervor er den klugen Schreiber da kaum noch zu sehen schien. Auch sagte er wenig. Gewisse Abreden werden besser mit wenigen als mit vielen Worten getroffen. Und der Herr Hofsekretär konnte auch nicht versprechen, daß es ihm möglich sein werde, die Stunde von Mr. Herberts Spaziergang nach dem Garten vor dem Thore vorher genau auszukundschaften. Doch würde er sein Bestes thun. Er hatte zwar den Bedienten Herberts im Solde, aber der Kerl, nur zeitweise unwiderstehlicher Trunksucht ergeben, hatte dann wieder seine Anfälle von verzweifelter Reue und Unbestechlichkeit. In solchen Zeiten trat die starke Anhänglichkeit an Herbert, einen heiteren und wohlwollenden Herrn seiner Diener, in ihre Rechte, und aus dem Burschen war nichts herauszubringen.

Lore brachte indessen ihre Tage in hilf- und hoffnungslosem Schweigen, unter den gewohnten Arbeiten zwar, aber doch wie in einem bösen Traum befangen, hin. Denn weil in den nächsten Tagen alles um sie her beim alten blieb und von ihrem Verlassen des Hauses noch nicht wieder die Rede gewesen war, hätte sie an manchem Morgen, wenn sie zu der Last ihres Jammers erwachte, meinen können, sie habe nur schwer geträumt, und dachte es zuweilen, auch unter Tags, wirklich, und suchte den Alp abzuschütteln. Dann entsetzte sie sich wieder vor sich selber und dachte: komme ich denn von Sinnen vor lauter Qual, daß ich nicht mehr weiß, was Wahn und was Wirklichkeit ist!

Ach, wirklich war ihre völlige Verlassenheit in dem Hause, das die anderen doch so behaglich umschränkte, zwischen den Menschen, unter denen sie nun seit Jahren lebte. Wirklich war das steinerne feindliche Antlitz der Rätin, wie das der Meduse, und die hämische Feindschaft Rosettes und des ältesten Kindes, denen beiden sie doch nie etwas zuleide gethan hatte. Der Rat vermied sie und schlen sie, wenn er sie traf, nicht zu sehen, aus Furcht vor seiner Frau; ihr blieb nur die Liebe der kleinen Knaben; denn man gab sich nicht einmal die Mühe, die Kinder von ihr zu entwöhnen und so auf die Trennung vorzubereiten.

Wäre sie des Hoffens und alles Guten nicht so ungewohnt gewesen, so hätte sie am Ende in dieser Pause ihres Schicksals hoffen können, der schreckliche Plan mit Senftenau sei aufgegeben, die Sache werde einschlafen und alles beim alten bleiben. Sie that es vielleicht auch endlich wirklich, ganz in der Stille. Da sah sie in diesen Tagen, an einem Vormittage, als sie im Hintergrunde des Flurs die Treppenstufen kehrte, wie draußen auf der Straße der Rat mit dem Kriegsdirektor herankam und beide sich vor der Hausthür voneinander verabschiedeten. Sie war unwillkürlich noch tiefer in den Flur zurückgewichen, in dessen Dämmerung eben Senftenau von der sonnigen Straße aus einen kurzen suchenden Blick schickte. Gesehen hatte er sie nicht, aber sie sah — freilich nur, wie sich die beiden Herren zum Abschied die Hände gaben, ehe sie gravitätisch die Dreispitze von den stattlichen Perücken lüfteten. Sie schüttelten sich die Hände mit leisem Nicken, wie zur Bekräftigung eines Vertrags; sie waren offenbar in bestem Einvernehmen.

Von der Stunde an wußte Lore ohne Fehl, was ihrer wartete und daß aufgeschoben nicht aufgehoben war. Kein Entrinnen aus der Hölle ekler Schmach, als nur durch die Thür des Todes. Sie hatte wohl Kenntnis von einem anderen: am Brunnen unter den alten Linden im Garten hatte sie von seinem Dasein erfahren. Aber das erschien ihr keinen Augenblick lang als Wirklichkeit. Es schwebte über ihr, ungreifbar, wie eine goldene Wolke, die vor den Augen des verschmachtet Sterbenden in Äther und Duft sich auflöst.

Und doch begann, als es nun auf den Sonntag ging, ihr in der Qual zusammengepreßtes Herz sich zu regen und klopfte je

länger je höher jenem Morgen entgegen, und dann stand ihr wieder der Atem still vor Angst, ob er auch zu dem Kirchgang kommen oder ob irgend ein grausames Hindernis sich dazwischenschieben werde.

Nein, niemand legte ihr etwas in den Weg, schon aus dem guten Grunde, daß fast das ganze Haus noch schlief, als sie sich zu dem Frühgottesdienst rüstete. Sie that dies leise, mit zitternden Händen, in wahrer Todesangst. Wenn der kleine Emmerich, der mit dem Bruder bei ihr schlief, jetzt etwa zur Unzeit in seinem Bettchen zu lärmen und zu krähen begann, dann konnte sie nicht fort, denn sehr ungnädig würde man es vermerkt haben, hätte sie ihn nicht ruhig gehalten, damit er den sonntäglichen Morgenschlummer der Eltern nicht störe. Gerade als sie sich zur Thür hinausstehlen wollte, vor lauter Angst den Blick nach rückwärts auf das schlafheiße Kindergesicht mit den geschlossenen Lidern gewendet, da schlug der Junge, vielleicht von ihrem Blick geweckt, plötzlich groß die Augen auf. Sie sah ihn jammervoll an, wie mit der flehentlichen Bitte: bleib still, Herzchen, bleib still — und langsam sanken die Wimpern wieder herab, der Kleine schlief weiter, und ungehindert konnte Lore das Haus verlassen.

Jetzt nun saß sie, immer noch am ganzen Leibe zitternd, in der wurmstichigen Kirchenbank, nahe am Ausgang, tief im Schatten der oberen Galerie, deren Fußboden als niedrige bauchige Decke über diesen Bänken hing, als ob er jeden Augenblick einstürzen wollte. In ihrer Nähe nur einige armselige alte Weiber, deren geflickte Röcke zu schlecht waren, als daß sie sie am Tage und in einer anderen Kirche hätten sehen lassen dürfen. Kein einziges jugendliches Gesicht außer ihrem; der Jugend fällt es schwerer, sich den Schlaf abzubrechen, als dem dürren Greisenalter. Und vor ihr, im Hauptraum der baufälligen kleinen Siechenhofskapelle, das vergitterte Gestühl, wie ein großer Käfig, durch dessen Latten man nur undeutlich Köpfe mit stumpf schwarzen Hauben und graue Rücken sah — das war der Platz der Weiber aus dem Spinn- oder Zuchthause, für die eigentlich hier Gottesdienst gehalten wurde. Die Predigt auf der Kanzel, von schleppender Rhetorik und ohne jede Beziehung auf die Zuhörerschaft, pflegte die Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; der Pfarrer sprach sie gleichgültig dahin, als etwas, was zu seinem übrigens schlecht besoldeten Amte gehörte. Dabei konnte denn Lore die Augen kaum von dem vergitterten Platze der weiblichen Gefangenen wenden. Ein heimliches Grauen davor stieß sie zurück und fesselte sie zugleich, und zu ihrer Qual gehörte eine dumpfe Ahnung, die sie immer einmal beschleichen wollte, als ob sie früher oder später auch dort in dem Käfig sitzen werde.

Warum ging sie hier zur Kirche — denn der Kirchgang überhaupt war in einem achtbaren Bürgerhause wie dem Bubeschen unerläßlich —? Weil ihr dieser traurige Ort der Andacht als der einzige, zu dem sie berechtigt sei, von jeher angewiesen worden war. Hätte sie sich dagegen gesträubt, was ihr aber niemals einfiel, so hätte man gefragt, ob sie in der Kreuz- oder der Marienkirche die Bürgerstöchter wegrücken sehen wolle, wenn sie sich etwa in ihre Nähe setzte?

Da hing nun das verlassene Geschöpf auf der Armenbank, beperlt von dem Tau seiner edlen Jugendschönheit, wie eine verirrte Blume zwischen Abfall und Scherben. Denken konnte Lore jetzt gar nichts mehr, nur noch warten und sich sehnen. Nicht einmal an Gott dachte sie noch — zum Beten war sie zu sehr zerbrochen. Ob Gott hier war, an diesem verachteten, gemiedenen Orte, der freilich seinen Namen trug? Hier wie überall, freilich; aber seine Allgegenwart läßt so viel Elend, Marter und Jammer zu, daß sie zuweilen kein Trost mehr ist für diese Welt, die er nun einmal nur zum feurigen Ofen der Trübsal für einzelne seiner Geschöpfe bestimmt hat.

Das Amen war gesprochen: klang- und sanglos — denn eine Orgel hatte die Siechenhofskirche nicht — schmolz die kleine Gemeinde hinweg. Das vergitterte Gestühl der Gefangenen leerte sich unsichtbar für die wenigen übrigen Anwesenden durch eine innere Pforte. Lore schob sich mit zitternden Knien hinaus, gefeit wenigstens, durch größeres Leid, gegen die feindseligen Blicke der gemeinen alten Weiber, zwischen denen sie gesessen hatte. Warum nur war ihr so elend zu Mute, da sie doch hoffen durfte,

in wenigen Minuten den einzigen Menschen zu sehen, der Anteil an ihr gezeigt hatte? Jetzt, da sie durch den niedrigen Spitzbogen der äußeren Pforte ins Freie getreten war, wußte sie es. Sie fühlte mit einemmal ein Papier in der Hand und sah da erst an dem neugierigen Recken und Tuscheln ihrer Nachbarinnen, wie sie ihnen zum Schauspiel wurde dadurch, daß ein junger Mann in einem Bedientenrock sich dicht an sie gedrängt hatte. Von ihm kam das Papier; sie blickte ihm jetzt verwirrt ins Gesicht, ein gutmütiges rotes Gesicht übrigens, und hörte ihn rasch flüstern: „Lese Sie, Jungfer, lese Sie.“ Nun begriff sie, daß dies eine Nachricht von dem Schreiber Herbert sei — hielt der sich einen Bedienten? war ihr flüchtiger Gedanke — und daß er selber nicht kommen werde. Ach, sie hatte den Fehlschlag geahnt! Was konnte er schreiben? Den Abschied?

Sie trat vollends ins Freie und etwas beiseite auf den Kirchhof. In dreister Neugier wären ihr die Nachbarinnen geradezu nachgedrängt, wenn der Bote sich nicht breitspurig dazwischen gestellt hätte und gravitätisch mit seinem Stocke gewehrt: „Zurück, Gesindel!“

„Oho, selber Gesindel! Galgenholz! und die Armensünderhoffart! Da die Spinnhauspflanze!“ — das war der begleitende Chor zu dem, was Lore jetzt las. Unter solchen Umständen empfing sie den ersten Brief in ihrem Leben, sah zum erstenmal auf weißem Papier wohlgeschriebene Worte an sich gerichtet, wie an eine Person, der man mit Achtung, ja mit Ehrfurcht begegnet.

Ein Liebesbrief war es nicht; in Wahrheit nur ein flüchtiger Zettel, der ihr mitteilte, daß der Schreiber verhindert gewesen sei, sich jetzt einzustellen, wogegen er mit großem Ernst um eine Zusammenkunft an dem bewußten Ort, aber zu später Abendstunde, anhielt. Sie solle dem Überbringer nur ein Ja oder ein Nein sagen. „Aber ich beschwöre die werte Demoiselle bei Ihrem Glücke und dem meinen, daß es kein Nein sei, denn ich stehe vor meiner Abreise,“ hatte er noch zuletzt hinzugefügt. Und es lag für Lore etwas, was sie zwang und unterwarf, in dem so ungewohnt nur zu den Augen sprechenden und nur für ihre Augen bestimmten lautlosen Worte. Der Bote hatte ihr das Ja von den Lippen genommen, fast ehe sie es selber wußte. Jetzt nickte er ihr vertraulich zu: „Das ist recht; einem solchen Herrn sagt man auch nicht Nein,“ und dann ging er seiner Wege. Aber er schaute noch ein paarmal über die Schulter zurück. Er wunderte sich über die sanftblickende schöne junge Person in der Tracht, die schon halb und halb wie nach dem Spinnhause aussah, und in dieser Umgebung, unter den garstigen Weibern. Und daß er ihr noch keinmal sonst in der Stadt begegnet war, wunderte ihn auch. Einmal stockte sein Fuß, als er hörte, wie sie hinter ihr her schimpften, und er hatte nicht übel Lust, dazwischenzufahren. Da er sie aber so still und unbeirrt weitergehen sah wie den Mond, den die Hunde ankläffen, sagte er nachher, so enthielt er sich weiterer Einmischung, die ihr auch wohl kaum zum Heile gereicht hätte. Er blieb stehen, bis sie in eine zur inneren Stadt führende Gasse einbog, wodurch sie den anderen erbaulichen Kirchengängerinnen aus dem Gesicht kam, und dann hob auch er sich nach Hause.

(Schluß folgt.)





Die Präsidenten des deutschen Reichstags.

Erinnerungen und Skizzen
von
Hans Blum.

II. Max von Forckenbeck; Otto Theodor von Seydewitz; Graf Arnim-Boitzenburg; Gustav von Goßler; Albert von Levetzow; Wilhelm von Wedel-Piesdorf; Adolf Freiherr von Buol-Berenberg.

Nachdem Dr. Eduard Simson, wie früher berichtet wurde, mit Rücksicht auf seine Gesundheit die Wiederwahl zum Präsidenten des Reichstags abgelehnt hatte, wurde Max von Forckenbeck 1874 zu dieser Würde berufen, die er bis zum Mai 1879 bekleidete. Auch er hatte schon eine bedeutsame politische Laufbahn durchmessen, ehe er zu diesem höchsten Ehrenamte des deutschen Parlaments emporstieg.

Max von Forckenbeck war am 21. Oktober 1821 in Münster in Westfalen geboren. Ein echter Sohn roter Erde ist er sein Leben lang geblieben: fest und unerschütterlich in allem, was er für recht hielt. In den Jahren 1839 bis 1842 studierte er in Gießen und Berlin Rechts- und Staatswissenschaften, machte 1847 sein Staatsexamen und wurde im nämlichen Jahre beim Stadtgericht in Glogau angestellt. In dem Bewegungsjahre 1848 finden wir ihn zu Breslau, und zwar bereits als Vorsitzenden des dortigen demokratisch-konstitutionellen Vereins. Dieser Verein wirkte etwa im Geiste des berühmten Breslauer Stadtgerichtsrates a. D. Heinrich Simon, des hervorragenden Mitgliedes des Frankfurter Parlaments, in dem er eine konstitutionell-monarchische Verfassung für Deutschland und Preußen „auf breitester demokratischer Grundlage" erstrebte. Dieses Streben war bei Heinrich Simon in vormärzlicher Zeit von der preußischen Regierung mit seinem Richteramt nicht als vereinbar erachtet worden; ebensowenig nun bei Forckenbeck nach dem Wiedererstarken der preußischen Reaktion unter dem Ministerium Manteuffel. Der preußische Justizminister hatte damals — und noch lange nachher — nicht bloß die Macht, ihm politisch unliebsame Richter, sondern auch politisch ihm verdächtige oder unbequeme Rechtsanwälte in irgend eine stille nette Gegend der preußischen Monarchie zu versetzen. Wenn sie dort überhaupt ihr tägliches Brot fanden, so doch

jedenfalls keinen Tummelplatz für demagogische Umtriebe. Als ein besonders geeigneter Aufenthalt für den feurigen „Demokraten" Forckenbeck erschien dem Minister das friedliche Elbing in Westpreußen. Wie die meisten Städte des preußischen Ostens — mit Ausnahme von Königsberg — hatte es sich in den Jahren der Bewegung durch streng loyale Gesinnung ausgezeichnet, nachdem die Elbinger Bürgerschaft einige Jahre zuvor, als sie um Verleihung einer konstitutionellen Verfassung für Preußen gebeten hatte, durch das harte geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand" tief gekränkt und zum ewigen Stillschweigen verwiesen worden war.

In diese überaus friedliche Stadt wurde also im Jahre 1849 der Feuerkopf Max von Forckenbeck als Rechtsanwalt und Notar durch seinen wohlmeinenden Minister zwangsweise versetzt, und das Ministerium Manteuffel glaubte damit den unbequemen Störenfried auch zum ewigen Stillschweigen verwiesen und dessen beschränkten Unterthanenverstand für immer unschädlich gemacht zu haben. Aber es sollte ganz anders kommen. Zu der Zeit, als ich mit Forckenbeck später in der nationalliberalen Fraktion des norddeutschen Reichstags und deutschen Zollparlaments, während der Tagung dieser Körperschaften in den Jahren 1867 bis Ende 1870, täglich verkehrte, war in seinem Wesen viel Fröhlichkeit, selbst Schalkhaftigkeit. Aber kaum jemals habe ich ihn herzlicher lachen sehen, als da er mir erzählte, wie schwer der Minister sich in seinen klugen Berechnungen bei der Versetzung Forckenbecks nach Elbing getäuscht habe. Allerdings wurde der den Elbinger Gutgesinnten von vornherein gebührend verdächtigte strafversetzte Rechtsanwalt und Notar von Forckenbeck in diesen gutgesinnten Kreisen anfangs mit tiefstem Mißtrauen beobachtet und behandelt. Aber er kümmerte sich darum so wenig, wie in seiner ersten Elbinger Zeit um Politik überhaupt. Sein einziges Bestreben richtete er damals vielmehr mit vollem Rechte zunächst nur darauf, in seinem Berufe das Vertrauen seiner neuen Mitbürger sich zu erringen. Und bei seinen Kenntnissen, seiner Redlichkeit und seinem Fleiße glückte ihm das in überraschend kurzer Zeit. Sein Antlitz strahlte, als er mir erzählte, wie schnell er der Generalmandatar aller namhaften adeligen Standesgenossen der Gegend und in weiter Umgebung der gesuchteste Anwalt geworden sei. Bald übertrugen ihm die neuen Mitbürger nicht bloß ihre rechtlichen, sondern auch ihre gemeinsamen städtischen und provinziellen Angelegenheiten, indem sie ihn zum Mitglied der Stadtverordnetenversammlung und die Stadt Elbing ihn zum Mitglied des Kreistags wählten.

Damit aber war von selbst ein neuer fruchtbarer Boden für politische Thätigkeit gewonnen. Der gedankenreiche und begeisterte junge Anwalt sammelte einen Kreis Gleichgesinnter um sich, der sich „Jung-Litauen" nannte, vielleicht in Erinnerung an die kühnen Scharen freiwilliger Streiter, die einst der eiserne York 1813 ohne seines Königs Gnade und Befehl in diesen Ostmarken Preußens ausgehoben hatte, als den ersten festen Kern des großen Freiheitsheeres, das den Welteroberer niederwerfen sollte. Auch in den Jahren, da „Jung-Litauen" sich um Forckenbeck zusammenschloß, harrte ganz Preußen und Deutschland sehnsüchtig auf die Befreiung aus dem Jammer und der Schmach der trostlosen Reaktion, die seit 1849 wieder über alles deutsche Land gekommen war und alle freisinnigen und nationalen Bestrebungen und Hoffnungen im Keime erstickte. Sich und die Freunde für die politische Arbeit einer besseren Zukunft vorzubereiten, das stellte Forckenbeck als Ziel „Jung-Litauens" auf. Und auch für diese künftige politische Arbeit schien ihm die feste Richtschnur gegeben. Nicht mehr eine Idealverfassung galt es zu erstreben, wie 1848/49, sondern auf dem Boden der preußischen Verfassung die Rechte der preußischen Volksvertretung in vollem Maße der Regierung gegenüber zur Anerkennung zu bringen und zu bethätigen. Dann mußte Preußen auch von selbst wieder an die Spitze von Deutschland treten.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Jubel in diesen Kreisen im Jahre 1858 die Regentschaft des Prinzen von Preußen und die damit eingeleitete „liberale Ära" begrüßt wurde. Sofort ließ Forckenbeck sich nun bereit finden, einen Sitz im Abgeordnetenhause anzunehmen. Noch 1858 wählte ihn der Bezirk Mohrungen in die zweite

Kammer, in der Forckenbeck bald das gebührende Ansehen gewann. Auch hier hieß die Fraktion, welche sich um ihn sammelte, „Jung-Litauen“. Seine staatswissenschaftlichen Kenntnisse, die unbeugsame Festigkeit seiner Überzeugungen, sein unermüdlicher Pflichteifer und Fleiß, und die feine Liebenswürdigkeit und ehrliche Geradheit seines Wesens machten ihn aber bei allen Parteien geachtet. Unschätzbar ward er der liberalen Partei, als diese von 1858 an, teils aus eigener Kurzsichtigkeit und Übereilung, teils durch das Ungeschick der Minister der neuen Ära, bei der Opposition gegen die große Militärreform des Prinz-Regenten und späteren Königs Wilhelm in einen immer schwereren Verfassungskonflikt hinein gedrängt wurde.


Max von Forckenbeck.

Hier kann die „preußische Konfliktszeit“, die namentlich seit Einsetzung des Ministeriums Bismarck im September 1862 bis zum Ausbruch des Krieges 1866 sich scharf zuspitzte, natürlich nicht eingehend behandelt werden. Es genügt zu sagen, daß Forckenbeck in all diesen schweren Jahren von dem Vertrauen der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses die wichtige Aufgabe zugeteilt erhielt: als Berichterstatter der Budgetkommission über das Militärbudget in ausführlichen Denkschriften die Nichtgenehmigung der Armeereorganisation und die Streichung der dafür geforderten Mittel zu rechtfertigen. Alles, was zur rechtlichen Begründung des Standpunktes der fortschrittlichen Mehrheit in jenem Verfassungskonflikte gesagt werden konnte, ist in diesen Berichten mit großer Klarheit, Festigkeit und verhältnismäßiger Ruhe vorgetragen. Aber freilich fehlt ihnen, wie der gesamten Haltung der Fortschrittspartei in jenen Jahren, die richtige Erkenntnis für die zwingende nationale Notwendigkeit der großen Heeresreform des Königs Wilhelm und für die gewaltige deutsche Politik Bismarcks, deren letzte Ziele allerdings weder der König noch sein leitender Minister in jenen Jahren schon entschleiern konnten. Jener schwere Konflikt war gleichsam das letzte große Verhängnis unserer alten deutschen Zerrissenheit vor dem noch düsterern Verhängnis des blutigen Waffenganges des Jahres 1866. Die Kinder eines Volkes — bemerkte damals Bismarck treffend — verstanden sich nicht mehr in ihrer eigenen Sprache.

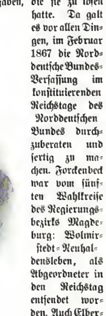
Jedenfalls gebührt Forckenbeck das Verdienst, daß er an den leidenschaftlichen Angriffen auf Bismarck, welche die Heißsporne des Fortschritts von der Tribüne des Abgeordnetenhauses täglich schleuderten, kaum jemals teilnahm. Er war als Berichterstatter der Budgetkommission der aufmerksamste Zeuge jener versöhnlichen und weit ausblickenden Worte gewesen, die der gewaltige neue Ministerpräsident Preußens wenige Tage nach seiner Ernennung, Ende September 1862, bei seinem ersten Erscheinen in der Budgetkommission sprach, als er den aus Avignon mitgebrachten Ölzweig vorzeigte. Und Forckenbeck wie sein vertrauter Freund, der Abgeordnete von Unruh, mochten wohl früher als andere Bismarcks nationale Politik und wahre Größe erkennen. Immer klarer erstrahlte diese, als der große Staatsmann, ungebeugt durch das jahre-

lange Ringen mit der preußischen Volksvertretung, im Dienste seines großen Königs, das preußische Heer stark genug machte, um 1864 die Elbherzogtümer Schleswig-Holstein vom Dänenjoche zu lösen und 1866 die Fremdherrschaft Österreichs über Deutschland und den Widerstand der deutschen Anhänger Österreichs gegen die deutsche Einheit unter Preußens Führung zu brechen. Am glänzendsten aber entfaltete sich die ganze Größe Bismarcks, als er im August 1866, im Glanze seiner Siege und seiner unvergleichlichen Machtfülle, der heimatlichen preußischen Volksvertretung die Hand zur herzlichen Versöhnung bot, indem er Indemnität forderte für die Jahre des budgetlosen Regiments.



Otto Theodor von Seydewitz.

Da mochten die alten Unversöhnlichen, wie Waldeck und Virchow, immer noch das alte non possumus rufen — Forckenbeck, Unruh, zahlreiche bisherige Führer der preußischen Fortschrittspartei mit ihnen, und Millionen treuer Preußen und Deutscher dagegen jubelten dem sieghaften greisen König zu, so ungestüm und herzlich wie nie zuvor, als dieser am 5. August 1866, von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt, in seiner Thronrede feierlich, nach Bismarcks Rat, um Indemnität für die Konfliktsjahre nachsuchte. Mit den alten unversöhnlichen Streitgenossen konnte keine Gemeinschaft mehr bestehen. Der Bruch war schon äußerlich dadurch besiegelt worden, daß Forckenbeck sich am 10. August 1866, nach Rücktritt des Konfliktspräsidenten Grabow, zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses hatte wählen lassen, von einer Mehrheit, die nach den Wahlen vom 3. Juli — dem Tage von Königgrätz — ohnehin durchaus zur Regierung stand. Die neue große Zeit verlangte eine neue große Partei, und Forckenbeck rief sie mit ins Leben: durch ganz Deutschland nannte sie sich die nationalliberale Partei. Forckenbeck war am 3. Juli von Königsberg ins Abgeordnetenhaus gewählt worden.



Die neue Partei stellte neben Bennigsen Forckenbeck mit an ihre Spitze bei den nächsten schwierigen Aufgaben, die sie zu lösen hatte. Da galt es vor allen Dingen, im Februar 1867 die Norddeutsche Bundes-Verfassung im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes durchzuberaten und fertig zu machen. Forckenbeck war vom fünften Wahlkreise des Regierungsbezirks Magdeburg: Wolmirstedt-Neuhaldensleben, als Abgeordneter in den Reichstag entsendet worden. Auch Elberfeld hatte ihn aufgestellt. Dort war er mit Bismarck in die engere Wahl gekommen, dem Bundeskanzler aber unterlegen. An der glücklichen Lösung jener ersten großen Aufgabe der nationalliberalen Partei, dem Zustandebringen der Norddeutschen Bundesverfassung, hat Forckenbeck wesentlichen Anteil. Namentlich gehörte er zu den sachkundigsten und einsichtigsten Abgeordneten, welche ein annehmbares Kompromiß suchten und fanden in der schwierigsten Frage, die den norddeutschen konstituierenden Reichstag beschäftigte: die Festlegung des „eisernen“ Militäretats bis Ende 1871.

Überhaupt ist die ganze Arbeit der ordentlichen norddeutschen Reichstage vom Herbst

1867 an, und der deutschen Zollparlamente vom Frühjahr 1868 an bis zu Ende 1870, im Grunde eine einzige Kette glücklicher Kompromisse, die zwischen den in fast steter Eintracht verbundenen Konservativen und Nationalliberalen auf der einen Seite und dem Bundeskanzler Grafen Bismarck auf der anderen Seite geschlossen wurden. Und da in den Parlamenten, namentlich im Reichstage, die Nationalliberalen durch ihre Zahl und ihre Abgeordneten das größte Gewicht hatten, und andererseits Bismarck bei den vorwiegend wirtschaftlichen Gesetzgebungsfragen jenes Trienniums fast ganz den Ratschlägen und den Anschauungen des liberalen Ministers Delbrück folgte, so kann man die deutsche parlamentarische Gesetzgebung jener Jahre als die Zeit der liberalen wie nationalen Flutbewegung bezeichnen, in der Forckenbeck selbstverständlich gehobenen Herzens dahinlebte. Sein Ansehen läßt sich an der Thatsache ermessen, daß Simson im Herbst 1867 ihm, dem Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, das Präsidium des ordentlichen norddeutschen Reichstags gleichfalls überlassen wollte.



Graf Arnim-Boitzenburg.

Auch zum deutschen Reichstage wurde Forckenbeck im Februar 1871 von Wolmirstedt-Neuhaldensleben gewählt. Auch hier erneute sich bekanntlich während der ersten sechs Jahre jene heilbringende Eintracht der bei den konservativen Fraktionen mit den Nationalliberalen in allen bedeutsamen nationalen und gesetzgeberischen Fragen der Zeit und das traute Einvernehmen dieser ganz überwiegenden Reichstagsmehrheit mit dem Leiter der Reichspolitik, dem Fürsten Bismarck. Das war auch um so notwendiger, als die bedeutsamsten Aufgaben damals an den deutschen Reichstag herantraten — es mag nur an das Septennatkompromiß über die deutsche Heeresbudgetfrage im Frühling 1874 und an die große, Ende 1876 durch umfassende Kompromisse glücklich erledigte deutsche Justizgesetzgebung erinnert werden. Zugleich aber waren bekanntlich das Deutsche Reich wie die namhaftesten Einzelstaaten desselben schon seit 1871 gezwungen worden, den politischen Kampf gegen die Übergriffe der Papstherrschaft, den sogenannten Kulturkampf, aufzunehmen, und hierdurch, wie durch das fortwährende Anwachsen der socialdemokratischen Umsturzpartei, waren tiefe Zerwürfnisse in die Volksmassen gedrungen.

Forckenbeck nahm als freisinniger Katholik an dem Kulturkampf persönlich den regsten Anteil, doch ohne sich im offenen Parlament bei den oft sehr gereizten Debatten in den Vordergrund zu stellen. Das lag schon bisher nicht in seiner Art und verbot sich, auch wenn er Neigung dazu gehabt hätte, von selbst, als er am 9. Februar 1874 zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt wurde. Zudem war er im Jahre 1873 von der Stadt Breslau, einer wesentlich katholischen Stadt, zum Oberbürgermeister gewählt worden, und dieses Amt versagte ihm gleichfalls eine lebhafte rednerische Teilnahme an den Kulturkampfdebatten der Parlamente. Dagegen nahm er im obersten kirchlichen Gerichtshof Preußens den ehrenvollen Sitz ein, den die preußische Regierung ihm anbot. Mit seiner Ernennung zum Oberbürgermeister Breslaus legte er auch das Präsidium und Mandat im preußischen Abgeordnetenhause nieder, da er auf Präsentation der Stadt Breslau

1873 ins preußische Herrenhaus berufen wurde. Sein Amt als Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstages übte er allezeit mit mustergültiger, taktvoller Unparteilichkeit, so namentlich in jener stürmischen Reichstagssitzung vom 4. Dezember 1874, in welcher Bismarck, durch den ultramontanen Abgeordneten Jörg und andere herausgefordert, dem Centrum den Mörder Kullmann „an die Rockschöße" hing.

Schon im Laufe dieser Jahre war, zumeist bei Budget- und wirtschaftlichen Fragen, eine Meinungsverschiedenheit, ein rechter und linker Flügel in der nationalliberalen Partei zu Tage getreten, wobei Forckenbeck mit Lasker, Stauffenberg, Bamberger u. a. durchaus auf dem linken Flügel stand. Namentlich war das bei der brennenden Militärbudgetfrage im Jahre 1874 geschehen, wenn auch schließlich die ganze Partei einmütig für das Septennat-Kompromiß, d. h. für die unantastbare Bewilligung der deutschen



Gustav von Goßler.

Heeresbedürfnisse auf sieben Jahre, stimmte. Aber von 1875 an tauchten neue Bewegungen und Parteibildungen auf, die von Bismarck mehr oder minder offen begünstigt wurden, während der linke Flügel der Nationalliberalen sie heftig bekämpfte: die Bildung einer agrarischen, einer Handwerker-, einer kathedersocialistischen, einer schutzzöllnerischen, endlich der deutschkonservativen Partei. Der Umschwung, der sich in Bismarcks Wirtschaftspolitik vorbereitete, fand im Rücktritt Delbrücks, Februar 1876, seinen deutlichsten Ausdruck. Infolge dieser Ereignisse vertiefte sich die Meinungsverschiedenheit unter den Anhängern des rechten und linken Flügels der Nationalliberalen.

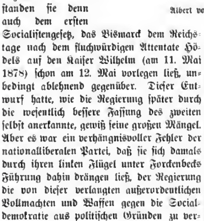
Fürst Bismarck aber glaubte diese weitaus stärkste Partei des Reichstags, die nach den Wahlen von 1874 hundertundzweiundfünfzig Mitglieder zählte, auch für seine neuen wirtschaftlichen Pläne gewinnen zu können, wenn er ihren hochverdienten Führer von Bennigsen zum preußischen Minister des Inneren ernannte. Zu diesem Zwecke verhandelte der Fürst gegen Ende Dezember 1877 mehrere Tage lang mit Bennigsen in Varzin. Dieser aber glaubte das ihm dargebotene Amt für seine Person nicht annehmen zu können, sondern gab anheim, ihm ein anderes zu verleihen, gleichzeitig aber Herrn von Forckenbeck als Minister des Inneren und den Freiherrn von Stauffenberg als Sekretär des Reichsschatzamtes zu berufen. Namentlich ohne Forckenbeck wollte Bennigsen nicht in das Ministerium treten. Die leitende Rolle aber, welche Forckenbeck seiner Zeit im Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses bei Verweigerung der Militärreform des Königs gespielt hatte, war auch dem Kaiser Wilhelm noch unvergessen, und schon deshalb lag es weder in des Fürsten Bismarck Absicht noch Macht, Herrn von Forckenbeck ein Portefeuille zu verschaffen. So scheiterten denn diese Varziner Verhandlungen vollständig und ebenso die später bis Mitte Februar 1878 in Berlin fortgesetzten.

Schon von dieser Zeit an trat Forckenbeck in eine reine Oppositionsstellung zu Bismarcks innerer Politik; nicht etwa aus kleinlicher persönlicher Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Ministerkandidatur, son-

dern weil er und seine nächsten Freunde von Bismarck politische und wirtschaftliche „Reaktionspläne“ erwarteten, die ihnen eine fernere Unterstützung des Reichskanzlers unmöglich erscheinen ließen. Forckenbeck tadelte deshalb auch, daß sein nationalliberaler Parteigenosse Hobrecht 1878 das Portefeuille des preußischen Finanzministers annahm. Forckenbeck und seine nächsten Freunde waren eben außer stande, das Berechtigte, ja Notwendige der großen Wirtschafts- und Socialpolitik des Kanzlers anzuerkennen. So standen sie denn auch dem ersten Socialistengesetz, das Bismarck dem Reichstage nach dem fluchwürdigen Attentate Hödels auf den Kaiser Wilhelm (am 11. Mai 1878) schon am 12. Mai vorlegen ließ, unbedingt ablehnend gegenüber. Dieser Entwurf hatte, wie die Regierung später durch die wesentlich bessere Fassung des zweiten selbst anerkannte, gewiß seine großen Mängel. Aber es war ein verhängnisvoller Fehler der nationalliberalen Partei, daß sie sich damals durch ihren linken Flügel unter Forckenbecks Führung dahin drängen ließ, der Regierung die von dieser verlangten außerordentlichen Vollmachten und Waffen gegen die Socialdemokratie aus politischen Gründen zu verweigern.



Albert von Levetzow.



Die Folgen zeigten sich sofort und unmittelbar. Denn nach dem zweiten ruchlosen Attentate Nobilings am 2. Juni 1878, dessen meuchlerische Schüsse den ehrwürdigen Kaiser schwer verwundeten, verfügte der Kronprinz in Stellvertretung seines Vaters schon am 11. Juni die Auflösung des Reichstags, und die Neuwahlen vom 30. Juli kosteten den Nationalliberalen zweiunddreißig, der Fortschrittspartei zehn Sitze und ergaben zum erstenmal eine klerikal-konservative Reichstagsmehrheit. Unter solchen Umständen und nach der überaus leidenschaftlichen Wahlbewegung war es gewiß die höchste Anerkennung der bisherigen unparteiischen und geschickten Leitung der Präsidialgeschäfte des Reichstags durch Forckenbeck, daß dieser auch im Oktober 1878 wieder zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt wurde. Und auch er und seine Freunde thaten nun das Notwendigste, indem sie einmütig mit der nationalliberalen und den beiden konservativen Fraktionen für das neue Socialistengesetz stimmten. Dabei mag allerdings bei Forckenbeck auch die Rücksicht auf den Kronprinzen mitgewirkt haben, bei dem er in hoher Gunst stand, so daß dieser Mitte Oktober 1878 zu ihm sagte: „Auf Sie verlasse ich mich vor allem in diesen schweren Zeiten.“ Der Kaiser war damals noch sehr schwach, so daß vielfach gezweifelt wurde, ob er die Regierung wieder werde übernehmen können.* Dieser Vorgang giebt uns wohl auch eine Erklärung für die weitere politische Haltung Forckenbecks überhaupt, die er mehr in Übereinstimmung mit den vermeintlichen oder wirklichen Anschauungen des von ihm hochverehrten Kronprinzen, des künftigen Kaisers, als mit denen des regierenden Herrn und vollends mit denen des Forckenbeck immer weniger sympathischen Reichskanzlers zu setzen suchte. Von nicht minder großem Einflusse auf die fortan durchweg oppositionelle Haltung Forckenbecks im Reichstag ist aber sicherlich auch seine stete enge Fühlung mit

* Nach den Briefen des württembergischen Abgeordneten und späteren Ministers Hölder, bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, Bd. III, S. 298.

den die städtische Verwaltung von Berlin beherrschenden fortschrittlichen Elementen gewesen, nachdem Forckenbeck am 21. November 1878 zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt worden war und mit dem Antritt dieses Amtes seinen Wohnsitz dauernd nach Berlin verlegt hatte — als Witwer, denn die Gattin war ihm schon im Februar 1876 gestorben, und dabei hatte ihm auch Fürst Bismarck brieflich sein herzliches Beileid ausgedrückt.

Forckenbecks Oppositionsstellung wurde besonders bemerkenswert, ja fast geflissentlich zur Schau getragen, als die große Zoll- und Wirtschaftsreform des Reichskanzlers in der Frühjahrssession des Reichstags 1879 die Gestalt gesetzgeberischer Vorlagen gewonnen hatte und Bismarck seine ganze Thatkraft und Macht einsetzte, um diese Reform zu verwirklichen. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm sprach sich damals schon am 3. April gegen den Fürsten Hohenlohe-Langenburg sehr ungehalten über Forckenbeck aus, weil dieser die Beratungen des Reichstags vom 3. bis 28. April durch „lange Ferien“ unterbrochen habe, offenbar um inzwischen seine freihändlerischen Anhänger zu sammeln, zu stärken und die Wirtschaftsreform thunlichst zum Scheitern zu bringen.* Aber fast noch überraschender und unziemlicher erschien, daß der Oberbürgermeister von Berlin, der zugleich Präsident des Reichstags war, zwei Tage vor dem Wiederzusammentritt des letzteren, am 26. April, an der Spitze des Magistrats von Berlin eine Kundgebung erließ, welche den bedeutsamsten aller Proteste gegen die in Bismarcks Vorlage geplanten Schutzzölle darstellen sollte: die Berufung eines deutschen Städtetages nach Berlin.

Dieser Städtetag trat dann am 17. Mai — an demselben Tage, da im Reichstag die Eisenzölle schon angenommen worden waren — in der That auch zusammen und erhob den von den Veranstaltern gewünschten „feierlichen Protest“ gegen alle Zölle auf „die notwendigsten Lebensbedürfnisse“. Aber damit nicht genug, führte der Berliner Radikalismus bei dem Festessen im Zoologischen Garten am Nachmittag das große Wort in heftigen Reden gegen Bismarcks ganze Politik, mit der Losung: eine allgemeine liberale Oppositionspartei zu bilden. Und als den Führer dieser Zukunftspartei ließ sich der Präsident des Reichstags, von Forckenbeck, bejubeln und beteiligte sich selbst an den heißen Reden der erregten Tafelrunde. Es hätte nicht des unerhörten Skandals bedurft, den am folgenden Tage der Abgeordnete von Ludwig wegen eben dieser Reden im Reichstag herbeiführte, so daß ihm durch Beschluß des Hauses das Wort entzogen wurde, um Forckenbeck zur Niederlegung des Präsidiums zu bewegen. Denn Simson war als Präsident sogar aus seiner Fraktion ausgeschieden und hatte bei öffentlichem Erscheinen immer nur den gesamten Reichstag, nicht eine Partei vertreten. Von der starken gegnerischen Mehrheit konnte Forckenbeck nach den Scenen des Städtetages nicht die Fortdauer des alten Vertrauens erwarten und entsagte daher am 20. Mai der Präsidentenwürde — freilich in der Gewißheit, daß diese seit 1867 von seiner Partei behauptete Würde durch sein Verschulden dieser Partei nun verloren ging und den Konservativen zufiel. Die Parteileidenschaft, die der jüngere Forckenbeck immer in weisen Schranken gehalten hatte, nahm von dem alternden leider mehr und mehr Besitz.

Das sollte sich im Zoologischen Garten in Berlin am 17. Mai nicht zum letztenmal gezeigt haben. Denn schon in der ersten Fraktionssitzung, die seit zwei Monaten jene alles beherrschende Frage des Tages, die Wirtschaftsreform, im eigenen Schoße wieder zu berühren wagte, richtete Forckenbeck so gröbliche Angriffe gegen Bennigsen, daß die Sitzung vertagt werden mußte. Durch Forckenbecks und seiner Freunde Ungestüm wurde dann noch am Ende dieser Session, am 12. Juli, die regierungsfreundliche Gruppe der wackeren süddeutschen Abgeordneten Völk-Schauß-Hölder mit dreizehn Gleichgesinnten zum Austritt aus der Fraktion gedrängt, obwohl der „linke Flügel“ um Forckenbeck doch schon selbst auf „Secession“ sann. Das Schlimmste aber war, daß Forckenbeck 1880 bei Erneuerung des Septennates und des Socialistengesetzes sich gegen diese Erneuerung erklärte, obwohl er 1874 und 1878 für beide gestimmt hatte, und daß er in der Fraktionssitzung vom 29. Februar 1880 einen

* Brief Hölders vom 8. April, a. a. O. S. 341.

noch heftigeren persönlichen Angriff gegen Bennigsen unternahm. Da zog er selbst Bennigsens Verhandlungen mit Bismarck um Weihnachten 1877 in den Kreis seiner bitteren Kritik. Und als Bennigsen daran erinnerte, wie loyal er damals die von Forckenbeck gestellten Bedingungen zu den seinigen gemacht habe, auch wenn die Verhandlungen daran scheiterten, da überraschte Forckenbeck die lautlos staunende Versammlung durch die Erklärung, er habe jene Bedingungen nur gestellt, um die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen. Selbst der unerschütterlich ruhige Bennigsen konnte seine Entrüstung nicht verhehlen.

Im August 1880 vollzog Forckenbeck mit seinen Freunden dann wirklich die „Secession“ aus der nationalliberalen Partei, gewiß nur in der ehrlichen Hoffnung und Absicht, an das Häuflein „Secessionisten“ werde sich allmählich die erträumte große allgemeine liberale Partei angliedern. Aber diese Hoffnung trog vollständig. Vielmehr vereinigte sich die kleine Partei Forckenbecks 1883 mit der Eugen Richters unter dem Namen des „Deutschfreisinns“, bis sie dann im Mai 1893, bei dem Streit um die neue Militärvorlage, ihrer nationalen Pflicht gehorchend, eine neue Secession vollzog und sich fortan „freisinnige Vereinigung“ nannte.

Forckenbeck aber sollte das nicht mehr erleben. Unter den radikalen Genossen verschwand seine immerhin maßvollere Natur fast völlig von der parlamentarischen Bildfläche. Dem „Kartellreichstag“ von 1887 bis 1890 gehörte er überhaupt nicht mehr an. Die deutsche Reichshauptstadt bewies ihrem Oberbürgermeister die volle Zufriedenheit mit seinen Leistungen, indem sie seine Wahl 1890 auf zwölf Jahre bestätigte. Er aber starb schon am 26. Mai 1892. Die katholische Kirche, der er angehörte, und die ihre Kirchenbeiträge von ihm bis zu seinem Tode unbedenklich eingezogen hatte, verweigerte dem einstigen Mitgliede des obersten preußischen kirchlichen Gerichtshofes die kirchlichen Ehren und das kirchliche Geleit beim Begräbnis. Durch diese häßliche und kleinliche Unduldsamkeit wurde aber die Leichenfeier des Verblichenen nur um so allgemeiner und großartiger gestaltet. Freund und Gegner gedachten jetzt nur des Guten, Tüchtigen in dem Leben und Wesen des Geschiedenen und waren einig in dem Urteil, daß der treue Sohn der roten Erde, auch wenn er irrte, nur Gutes und Edles erstrebt habe!

* * *

Im Gegensatze zu den beiden ersten Präsidenten des deutschen Reichstags, Simson und Forckenbeck, deren politisches Leben eingehender dargestellt wurde, weil es abgeschlossen hinter uns liegt, wirken die meisten der Reichstagspräsidenten, die jenen gefolgt sind, noch heute im öffentlichen Leben unseres Volkes, so daß ihnen gegenüber ein abschließendes Urteil zurückgehalten werden muß, und nur kurze biographische oder für ihr Präsidium besonders merkwürdige Begebenheiten angeführt werden können.

An Forckenbecks Stelle wurde am 21. Mai 1879, durch die Verbindung der Konservativen mit dem Centrum, der Abgeordnete von Seydewitz zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt. Er hat dieses Amt nur bis zum 13. Februar 1880 bekleidet und ist auch im übrigen als führender Politiker so wenig öffentlich hervorgetreten, daß wir uns mit einer kurzen Aufzählung seiner Lebensschicksale begnügen können.

Otto Theodor von Seydewitz war geboren am 11. Sept. 1818 zu Großbadegast (Oberlausitz). Er besuchte das Gymnasium zu Torgau und die Universität Berlin bis 1840, arbeitete dann zunächst als Auskultator beim dortigen Kammergericht und darauf bei dem Land- und Stadtgericht Görlitz, trat 1842 als Hilfsarbeiter in die Verwaltungslaufbahn bei der königlichen Regierung in Merseburg über, verwaltete 1844 bis 1845 das dortige Landratsamt und wurde 1855 zum Landesbestallten der Provinz Oberlausitz und 1858 zum Landrat des Görlitzer Kreises gewählt. Aus dieser Stellung schied er 1864 aus, um das Amt des Landeshauptmanns und Landesältesten des Markgrafentums Oberlausitz anzutreten. Zugleich ward er zum Vorsitzenden des Kommunallandtages der preußischen Oberlausitz gewählt, womit die Leitung aller ständischen Angelegenheiten und Verwaltungen dieses Landesteiles auf ihn überging. Bald nachher wurde er auch zum Mitglied der Cen-

jedenfalls keinen Tummelplatz für demagogische Umtriebe. Als ein besonders geeigneter Aufenthalt für den feurigen „Demokraten“ Forckenbeck erschien dem Minister das friedliche Elbing in Westpreußen. Wie die meisten Städte des preußischen Ostens — mit Ausnahme von Königsberg — hatte es sich in den Jahren der Bewegung durch streng loyale Gesinnung ausgezeichnet, nachdem die Elbinger Bürgerschaft einige Jahre zuvor, als sie um Verleihung einer konstitutionellen Verfassung für Preußen gebeten hatte, durch das harte geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand“ tief gekränkt und zum ewigen Stillschweigen verwiesen worden war.

In diese überaus friedliche Stadt wurde also im Jahre 1849 der Feuerkopf Max von Forckenbeck als Rechtsanwalt und Notar durch seinen wohlmeinenden Minister zwangsweise versetzt, und das Ministerium Manteuffel glaubte damit den unbequemen Störenfried auch zum ewigen Stillschweigen verwiesen und dessen beschränkten Unterthanenverstand für immer unschädlich gemacht zu haben. Aber es sollte ganz anders kommen. Zu der Zeit, als ich mit Forckenbeck später in der nationalliberalen Fraktion des norddeutschen Reichstags und deutschen Zollparlaments, während der Tagung dieser Körperschaften in den Jahren 1867 bis Ende 1870, täglich verkehrte, war in seinem Wesen viel Fröhlichkeit, selbst Schalkhaftigkeit. Aber kaum jemals habe ich ihn herzlicher lachen sehen, als da er mir erzählte, wie schwer der Minister sich in seinen klugen Berechnungen bei der Versetzung Forckenbecks nach Elbing getäuscht habe. Allerdings wurde der den Elbinger Gutgesinnten von vornherein gebührend verdächtigte strafversetzte Rechtsanwalt und Notar von Forckenbeck in diesen gutgesinnten Kreisen anfangs mit tiefstem Mißtrauen beobachtet und behandelt. Aber er kümmerte sich darum so wenig, wie in seiner ersten Elbinger Zeit um Politik überhaupt. Sein einziges Bestreben richtete er damals vielmehr mit vollem Rechte zunächst nur darauf, in seinem Berufe das Vertrauen seiner neuen Mitbürger sich zu erringen. Und bei seinen Kenntnissen, seiner Redlichkeit und seinem Fleiße glückte ihm das in überraschend kurzer Zeit. Sein Antlitz strahlte, als er mir erzählte, wie schnell er der Generalmandatar aller namhaften adeligen Standesgenossen der Gegend und in weiter Umgebung der gesuchteste Anwalt geworden sei. Bald übertrugen ihm die neuen Mitbürger nicht bloß ihre rechtlichen, sondern auch ihre gemeinsamen städtischen und provinziellen Angelegenheiten, indem sie ihn zum Mitglied der Stadtverordnetenversammlung und die Stadt Elbing ihn zum Mitglied des Kreistags wählten.

Damit aber war von selbst ein neuer fruchtbarer Boden für politische Thätigkeit gewonnen. Der gedankenreiche und begeisterte junge Anwalt sammelte einen Kreis Gleichgesinnter um sich, der sich „Jung-Litauen“ nannte, vielleicht in Erinnerung an die kühnen Scharen freiwilliger Streiter, die einst der eiserne York 1813 ohne seines Königs Gnade und Befehl in diesen Ostmarken Preußens ausgehoben hatte, als den ersten festen Kern des großen Freiheitsheeres, das den Welteroberer niederwerfen sollte. Auch in den Jahren, da „Jung-Litauen“ sich um Forckenbeck zusammenschloß, harrte ganz Preußen und Deutschland sehnsüchtig auf die Befreiung aus dem Jammer und der Schmach der trostlosen Reaktion, die seit 1849 wieder über alles deutsche Land gekommen war und alle freisinnigen und nationalen Bestrebungen und Hoffnungen im Keime erstickte. Sich und die Freunde für die politische Arbeit einer besseren Zukunft vorzubereiten, das stellte Forckenbeck als Ziel „Jung-Litauens“ auf. Und auch für diese künftige politische Arbeit schien ihm die feste Richtschnur gegeben. Nicht mehr eine Idealverfassung galt es zu erstreben, wie 1848/49, sondern auf dem Boden der preußischen Verfassung die Rechte der preußischen Volksvertretung in vollem Maße der Regierung gegenüber zur Anerkennung zu bringen und zu bethätigen. Dann mußte Preußen auch von selbst wieder an die Spitze von Deutschland treten.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Jubel in diesen Kreisen im Jahre 1858 die Regentschaft des Prinzen von Preußen und die damit eingeleitete „liberale Ära“ begrüßt wurde. Sofort ließ Forckenbeck sich nun bereit finden, einen Sitz im Abgeordnetenhause anzunehmen. Noch 1858 wählte ihn der Bezirk Mohrungen in die zweite

Kammer, in der Forckenbeck bald das gebührende Ansehen gewann. Auch hier hieß die Fraktion, welche sich um ihn sammelte, „Jung-Litauen“. Seine staatswissenschaftlichen Kenntnisse, die unbeugsame Festigkeit seiner Überzeugungen, sein unermüdlicher Pflichteifer und Fleiß, und die feine Liebenswürdigkeit und ehrliche Geradheit seines Wesens machten ihn aber bei allen Parteien geachtet. Unschätzbar ward er der liberalen Partei, als diese von 1858 an, teils aus eigener Kurzsichtigkeit und Übereilung, teils durch das Ungeschick der Minister der neuen Ära, bei der Opposition gegen die große Militärreform des Prinz-Regenten und späteren Königs Wilhelm in einen immer schwereren Verfassungskonflikt hinein gedrängt wurde.



Max von Forckenbeck.

Hier kann die „preußische Konfliktszeit“, die namentlich seit Einsetzung des Ministeriums Bismarck im September 1862 bis zum Ausbruch des Krieges 1866 sich scharf zuspitzte, natürlich nicht eingehend behandelt werden. Es genügt zu sagen, daß Forckenbeck in all diesen schweren Jahren von dem Vertrauen der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses die wichtige Aufgabe zugeteilt erhielt: als Berichterstatter der Budgetkommission über das Militärbudget in ausführlichen Denkschriften die Nichtgenehmigung der Armeereorganisation und die Streichung der dafür geforderten Mittel zu rechtfertigen. Alles, was zur rechtlichen Begründung des Standpunktes der fortschrittlichen Mehrheit in jenem Verfassungskonflikte gesagt werden konnte, ist in diesen Berichten mit großer Klarheit, Festigkeit und verhältnismäßiger Ruhe vorgetragen. Aber freilich fehlt ihnen, wie der gesamten Haltung der Fortschrittspartei in jenen Jahren, die richtige Erkenntnis für die zwingende nationale Notwendigkeit der großen Heeresreform des Königs Wilhelm und für die gewaltige deutsche Politik Bismarcks, deren letzte Ziele allerdings weder der König noch sein leitender Minister in jenen Jahren schon entschleiern konnten. Jener schwere Konflikt war gleichsam das letzte große Verhängnis unserer alten deutschen Zerrissenheit vor dem noch düsterern Verhängnis des blutigen Waffenganges des Jahres 1866. Die Kinder eines Volkes — bemerkte damals Bismarck treffend — verstanden sich nicht mehr in ihrer eigenen Sprache.

Jedenfalls gebührt Forckenbeck das Verdienst, daß er an den leidenschaftlichen Angriffen auf Bismarck, welche die Heißsporne des Fortschritts von der Tribüne des Abgeordnetenhauses täglich schleuderten, kaum jemals teilnahm. Er war als Berichterstatter der Budgetkommission der aufmerksamste Zeuge jener versöhnlichen und weit ausblickenden Worte gewesen, die der gewaltige neue Ministerpräsident Preußens wenige Tage nach seiner Ernennung, Ende September 1862, bei seinem ersten Erscheinen in der Budgetkommission sprach, als er den aus Avignon mitgebrachten Ölzweig vorzeigte. Und Forckenbeck wie sein vertrauter Freund, der Abgeordnete von Unruh, mochten wohl früher als andere Bismarcks nationale Politik und wahre Größe erkennen. Immer klarer erstrahlte diese, als der große Staatsmann, ungebeugt durch das jahre-

lange Ringen mit der preußischen Volksvertretung, im Dienste seines großen Königs, das preußische Heer stark genug machte, um 1864 die Elbherzogtümer Schleswig-Holstein vom Dänenjoche zu lösen und 1866 die Fremdherrschaft Österreichs über Deutschland und den Widerstand der deutschen Anhänger Österreichs gegen die deutsche Einheit unter Preußens Führung zu brechen. Am glänzendsten aber entfaltete sich die ganze Größe Bismarcks, als er im August 1866, im Glanze seiner Siege und seiner unvergleichlichen Machtfülle, der heimatlichen preußischen Volksvertretung die Hand zur herzlichen Versöhnung bot, indem er Indemnität forderte für die Jahre des budgetlosen Regiments.

Da mochten die alten Unversöhnlichen, wie Waldeck und Virchow, immer noch das alte non possumus rufen — Forckenbeck, Unruh, zahlreiche bisherige Führer der preußischen Fortschrittspartei mit ihnen, und Millionen treuer Preußen und Deutscher dagegen jubelten dem sieghaften greisen König zu, so ungestüm und herzlich wie nie zuvor, als dieser am 5. August 1866, von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt, in seiner Thronrede feierlich, nach Bismarcks Rat, um Indemnität für die Konfliktsjahre nachsuchte. Mit den alten unversöhnlichen Streitgenossen konnte keine Gemeinschaft mehr bestehen. Der Bruch war schon äußerlich dadurch besiegelt worden, daß Forckenbeck sich am 10. August 1866, nach Rücktritt des Konfliktspräsidenten Grabow, zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses hatte wählen lassen, von einer Mehrheit, die nach den Wahlen vom 3. Juli — dem Tage von Königgrätz — ohnehin durchaus zur Regierung stand. Die neue große Zeit verlangte eine neue große Partei, und Forckenbeck rief sie mit ins Leben: durch ganz Deutschland nannte sie sich die nationalliberale Partei. Forckenbeck war am 3. Juli von Königsberg ins Abgeordnetenhaus gewählt worden.

Die neue Partei stellte neben Bennigsen Forckenbeck mit an ihre Spitze bei den nächsten schwierigen Aufgaben, die sie zu lösen hatte. Da galt es vor allen Dingen, im Februar 1867 die Norddeutsche Bundes-Verfassung im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes durchzuberaten und fertig zu machen. Forckenbeck war vom fünften Wahlkreise des Regierungsbezirks Magdeburg: Wolmirstedt-Neuhaldensleben, als Abgeordneter in den Reichstag entsendet worden. Auch Elberfeld hatte ihn aufgestellt. Dort war er mit Bismarck in die engere Wahl gekommen, dem Bundeskanzler aber unterlegen. An der glücklichen Lösung jener ersten großen Aufgabe der nationalliberalen Partei, dem Zustandebringen der Norddeutschen Bundesverfassung, hat Forckenbeck wesentlichen Anteil. Namentlich gehörte er zu den sachkundigsten und einsichtigsten Abgeordneten, welche ein annehmbares Kompromiß suchten und fanden in der schwierigsten Frage, die den norddeutschen konstituierenden Reichstag beschäftigte: die Festlegung des „eisernen" Militäretats bis Ende 1871.

Otto Theodor von Seydewitz.

Überhaupt ist die ganze Arbeit der ordentlichen norddeutschen Reichstage vom Herbst

1867 an, und der deutschen Zollparlamente vom Frühjahr 1868 an bis zu Ende 1870, im Grunde eine einzige Kette glücklicher Kompromisse, die zwischen den in fast steter Eintracht verbundenen Konservativen und Nationalliberalen auf der einen Seite und dem Bundeskanzler Grafen Bismarck auf der anderen Seite geschlossen wurden. Und da in den Parlamenten, namentlich im Reichstage, die Nationalliberalen durch ihre Zahl und ihre Abgeordneten das größte Gewicht hatten, und andererseits Bismarck bei den vorwiegend wirtschaftlichen Gesetzgebungsfragen jenes Trienniums fast ganz den Ratschlägen und den Anschauungen des liberalen Ministers Delbrück folgte, so kann man die deutsche parlamentarische Gesetzgebung jener Jahre als die Zeit der liberalen wie nationalen Flutbewegung bezeichnen, in der Forckenbeck selbstverständlich gehobenen Herzens dahinlebte. Sein Ansehen läßt sich an der Thatsache ermessen, daß Simson im Herbst 1867 ihm, dem Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, das Präsidium des ordentlichen norddeutschen Reichstags gleichfalls überlassen wollte.

Auch zum deutschen Reichstage wurde Forckenbeck im Februar 1871 von Wolmirstedt-Neuhaldensleben gewählt. Auch hier ernente sich bekanntlich während der ersten sechs Jahre jene heilbringende Eintracht der bei den konservativen Fraktionen mit den Nationalliberalen in allen bedeutsamen nationalen und gesetzgeberischen Fragen der Zeit und das traute Einvernehmen dieser ganz überwiegenden Reichstagsmehrheit mit dem Leiter der Reichspolitik, dem Fürsten Bismarck. Das war auch um so notwendiger, als die bedeutsamsten Aufgaben damals an den deutschen Reichstag herantraten — es mag nur an das Septennatkompromiß über die deutsche Heeresbudgetfrage im Frühling 1874 und an die große, Ende 1876 durch umfassende Kompromisse glücklich erledigte deutsche Justizgesetzgebung erinnert werden. Zugleich aber waren bekanntlich das Deutsche Reich wie die namhaftesten Einzelstaaten desselben schon seit 1871 gezwungen worden, den politischen Kampf gegen die Übergriffe der Papstherrschaft, den sogenannten Kulturkampf, aufzunehmen, und hierdurch, wie durch das fortwährende Anwachsen der socialdemokratischen Umsturzpartei, waren tiefe Zerwürfnisse in die Volksmassen gedrungen.

Graf Arnim-Boitzenburg.

Forckenbeck nahm als freisinniger Katholik an dem Kulturkampf persönlich den regsten Anteil, doch ohne sich im offenen Parlament bei den oft sehr gereizten Debatten in den Vordergrund zu stellen. Das lag schon bisher nicht in seiner Art und verbot sich, auch wenn er Neigung dazu gehabt hätte, von selbst, als er am 9. Februar 1874 zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt wurde. Zudem war er im Jahre 1873 von der Stadt Breslau, einer wesentlich katholischen Stadt, zum Oberbürgermeister gewählt worden, und dieses Amt versagte ihm gleichfalls eine lebhafte rednerische Teilnahme an den Kulturkampfdebatten der Parlamente. Dagegen nahm er im obersten kirchlichen Gerichtshof Preußens den ehrenvollen Sitz ein, den die preußische Regierung ihm anbot. Mit seiner Ernennung zum Oberbürgermeister Breslaus legte er auch das Präsidium und Mandat im preußischen Abgeordnetenhause nieder, da er auf Präsentation der Stadt Breslau

1873 ins preußische Herrenhaus berufen wurde. Sein Amt als Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstages übte er allezeit mit mustergültiger, taktvoller Unparteilichkeit, so namentlich in jener stürmischen Reichstagssitzung vom 4. Dezember 1874, in welcher Bismarck, durch den ultramontanen Abgeordneten Jörg und andere herausgefordert, dem Centrum den Mörder Kullmann „an die Rockschöße" hing.

Schon im Laufe dieser Jahre war, zumeist bei Budget- und wirtschaftlichen Fragen, eine Meinungsverschiedenheit, ein rechter und linker Flügel in der nationalliberalen Partei zu Tage getreten, wobei Forckenbeck mit Lasker, Stauffenberg, Bamberger u. a. durchaus auf dem linken Flügel stand. Namentlich war das bei der brennenden Militärbudgetfrage im Jahre 1874 geschehen, wenn auch schließlich die ganze Partei einmütig für das Septennat-Kompromiß, d. h. für die unantastbare Bewilligung der deutschen



Gustav von Goßler.

Heeresbedürfnisse auf sieben Jahre, stimmte. Aber von 1875 an tauchten neue Bewegungen und Parteibildungen auf, die von Bismarck mehr oder minder offen begünstigt wurden, während der linke Flügel der Nationalliberalen sie heftig bekämpfte: die Bildung einer agrarischen, einer Handwerker-, einer kathedersocialistischen, einer schutzzöllnerischen, endlich der deutschkonservativen Partei. Der Umschwung, der sich in Bismarcks Wirtschaftspolitik vorbereitete, fand im Rücktritt Delbrücks, Februar 1876, seinen deutlichsten Ausdruck. Infolge dieser Ereignisse vertiefte sich die Meinungsverschiedenheit unter den Anhängern des rechten und linken Flügels der Nationalliberalen.

Fürst Bismarck aber glaubte diese weitaus stärkste Partei des Reichstags, die nach den Wahlen von 1874 hundertundzweiundfünfzig Mitglieder zählte, auch für seine neuen wirtschaftlichen Pläne gewinnen zu können, wenn er ihren hochverdienten Führer von Bennigsen zum preußischen Minister des Inneren ernannte. Zu diesem Zwecke verhandelte der Fürst gegen Ende Dezember 1877 mehrere Tage lang mit Bennigsen in Varzin. Dieser aber glaubte das ihm dargebotene Amt für seine Person nicht annehmen zu können, sondern gab anheim, ihm ein anderes zu verleihen, gleichzeitig aber Herrn von Forckenbeck als Minister des Inneren und den Freiherrn von Stauffenberg als Sekretär des Reichsschatzamtes zu berufen. Namentlich ohne Forckenbeck wollte Bennigsen nicht in das Ministerium treten. Die leitende Rolle aber, welche Forckenbeck seiner Zeit im Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses bei Verweigerung der Militärreform des Königs gespielt hatte, war auch dem Kaiser Wilhelm noch unvergessen, und schon deshalb lag es weder in des Fürsten Bismarck Absicht noch Macht, Herrn von Forckenbeck ein Portefeuille zu verschaffen. So scheiterten denn diese Varziner Verhandlungen vollständig und ebenso die später bis Mitte Februar 1878 in Berlin fortgesetzten.

Schon von dieser Zeit an trat Forckenbeck in eine reine Oppositionsstellung zu Bismarcks innerer Politik; nicht etwa aus kleinlicher persönlicher Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Ministerkandidatur, son-

dern weil er und seine nächsten Freunde von Bismarck politische und wirtschaftliche „Reaktionspläne“ erwarteten, die ihnen eine fernere Unterstützung des Reichskanzlers unmöglich erscheinen ließen. Forckenbeck tadelte deshalb auch, daß sein nationalliberaler Parteigenosse Hobrecht 1878 das Portefeuille des preußischen Finanzministers annahm. Forckenbeck und seine nächsten Freunde waren eben außer stande, das Berechtigte, ja Notwendige der großen Wirtschafts- und Socialpolitik des Kanzlers anzuerkennen. So standen sie denn auch dem ersten Socialistengesetz, das Bismarck dem Reichstage nach dem fluchwürdigen Attentate Hödels auf den Kaiser Wilhelm (am 11. Mai 1878) schon am 12. Mai vorlegen ließ, unbedingt ablehnend gegenüber. Dieser Entwurf hatte, wie die Regierung später durch die wesentlich bessere Fassung des zweiten selbst anerkannte, gewiß seine großen Mängel. Aber es war ein verhängnisvoller Fehler der nationalliberalen Partei, daß sie sich damals durch ihren linken Flügel unter Forckenbecks Führung dahin drängen ließ, der Regierung die von dieser verlangten außerordentlichen Vollmachten und Waffen gegen die Socialdemokratie aus politischen Gründen zu verweigern.



Albert von Levetzow.

Die Folgen zeigten sich sofort und unmittelbar. Denn nach dem zweiten ruchlosen Attentate Nobilings am 2. Juni 1878, dessen meuchlerische Schüsse den ehrwürdigen Kaiser schwer verwundeten, verfügte der Kronprinz in Stellvertretung seines Vaters schon am 11. Juni die Auflösung des Reichstags, und die Neuwahlen vom 30. Juli kosteten den Nationalliberalen zweiunddreißig, der Fortschrittspartei zehn Sitze und ergaben zum erstenmal eine klerikal-konservative Reichstagsmehrheit. Unter solchen Umständen und nach der überaus leidenschaftlichen Wahlbewegung war es gewiß die höchste Anerkennung der bisherigen unparteiischen und geschickten Leitung der Präsidialgeschäfte des Reichstags durch Forckenbeck, daß dieser auch im Oktober 1878 wieder zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt wurde. Und auch er und seine Freunde thaten nun das Notwendigste, indem sie einmütig mit der nationalliberalen und den beiden konservativen Fraktionen für das neue Socialistengesetz stimmten. Dabei mag allerdings bei Forckenbeck auch die Rücksicht auf den Kronprinzen mitgewirkt haben, bei dem er in hoher Gunst stand, so daß dieser Mitte Oktober 1878 zu ihm sagte: „Auf Sie verlasse ich mich vor allem in diesen schweren Zeiten.“ Der Kaiser war damals noch sehr schwach, so daß vielfach gezweifelt wurde, ob er die Regierung wieder werde übernehmen können.* Dieser Vorgang giebt uns wohl auch eine Erklärung für die weitere politische Haltung Forckenbecks überhaupt, die er mehr in Übereinstimmung mit den vermeintlichen oder wirklichen Anschauungen des von ihm hochverehrten Kronprinzen, des künftigen Kaisers, als mit denen des regierenden Herrn und vollends mit denen des Forckenbeck immer weniger sympathischen Reichskanzlers zu setzen suchte. Von nicht minder großem Einflusse auf die fortan durchweg oppositionelle Haltung Forckenbecks im Reichstag ist aber sicherlich auch seine stete enge Fühlung mit

* Nach den Briefen des württembergischen Abgeordneten und späteren Ministers Hölder, bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, Bd. III, S. 298.

den die städtische Verwaltung von Berlin beherrschenden fortschrittlichen Elementen gewesen, nachdem Forckenbeck am 21. November 1878 zum Oberbürgermeister von Berlin gewählt worden war und mit dem Antritt dieses Amtes seinen Wohnsitz dauernd nach Berlin verlegt hatte — als Witwer, denn die Gattin war ihm schon im Februar 1876 gestorben, und dabei hatte ihm auch Fürst Bismarck brieflich sein herzliches Beileid ausgedrückt.

Forckenbecks Oppositionsstellung wurde besonders bemerkenswert, ja fast geflissentlich zur Schau getragen, als die große Zoll- und Wirtschaftsreform des Reichskanzlers in der Frühjahrssession des Reichstags 1879 die Gestalt gesetzgeberischer Vorlagen gewonnen hatte und Bismarck seine ganze Thatkraft und Macht einsetzte, um diese Reform zu verwirklichen. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm sprach sich damals schon am 3. April gegen den Fürsten Hohenlohe-Langenburg sehr ungehalten über Forckenbeck aus, weil dieser die Beratungen des Reichstags vom 3. bis 28. April durch „lange Ferien" unterbrochen habe, offenbar um inzwischen seine freihändlerischen Anhänger zu sammeln, zu stärken und die Wirtschaftsreform thunlichst zum Scheitern zu bringen.* Aber fast noch überraschender und unziemlicher erschien, daß der Oberbürgermeister von Berlin, der zugleich Präsident des Reichstags war, zwei Tage vor dem Wiederzusammentritt des letzteren, am 26. April, an der Spitze des Magistrats von Berlin eine Kundgebung erließ, welche den bedeutsamsten aller Proteste gegen die in Bismarcks Vorlage geplanten Schutzzölle darstellen sollte: die Berufung eines deutschen Städtetages nach Berlin.

Dieser Städtetag trat dann am 17. Mai — an demselben Tage, da im Reichstag die Eisenzölle schon angenommen worden waren — in der That auch zusammen und erhob den von den Veranstaltern gewünschten „feierlichen Protest" gegen alle Zölle auf „die notwendigsten Lebensbedürfnisse". Aber damit nicht genug, führte der Berliner Radikalismus bei dem Festessen im Zoologischen Garten am Nachmittag das große Wort in heftigen Reden gegen Bismarcks ganze Politik, mit der Losung: eine allgemeine liberale Oppositionspartei zu bilden. Und als den Führer dieser Zukunftspartei ließ sich der Präsident des Reichstags, von Forckenbeck, bejubeln und beteiligte sich selbst an den heißen Reden der erregten Tafelrunde. Es hätte nicht des unerhörten Skandals bedurft, den am folgenden Tage der Abgeordnete von Ludwig wegen eben dieser Reden im Reichstag herbeiführte, so daß ihm durch Beschluß des Hauses das Wort entzogen wurde, um Forckenbeck zur Niederlegung des Präsidiums zu bewegen. Denn Simson war als Präsident sogar aus seiner Fraktion ausgeschieden und hatte bei öffentlichem Erscheinen immer nur den gesamten Reichstag, nicht eine Partei vertreten. Von der starken gegnerischen Mehrheit konnte Forckenbeck nach den Scenen des Städtetages nicht die Fortdauer des alten Vertrauens erwarten und entsagte daher am 20. Mai der Präsidentenwürde — freilich in der Gewißheit, daß diese seit 1867 von seiner Partei behauptete Würde durch sein Verschulden dieser Partei nun verloren ging und den Konservativen zufiel. Die Parteileidenschaft, die der jüngere Forckenbeck immer in weisen Schranken gehalten hatte, nahm von dem alternden leider mehr und mehr Besitz.

Das sollte sich im Zoologischen Garten in Berlin am 17. Mai nicht zum letztenmal gezeigt haben. Denn schon in der ersten Fraktionssitzung, die seit zwei Monaten jene alles beherrschende Frage des Tages, die Wirtschaftsreform, im eigenen Schoße wieder zu berühren wagte, richtete Forckenbeck so gröbliche Angriffe gegen Bennigsen, daß die Sitzung vertagt werden mußte. Durch Forckenbecks und seiner Freunde Ungestüm wurde dann noch am Ende dieser Session, am 12. Juli, die regierungsfreundliche Gruppe der wackeren süddeutschen Abgeordneten Völk-Schauß-Hölder mit dreizehn Gleichgesinnten zum Austritt aus der Fraktion gedrängt, obwohl der „linke Flügel" um Forckenbeck doch schon selbst auf „Secession" sann. Das Schlimmste aber war, daß Forckenbeck 1880 bei Erneuerung des Septennates und des Socialistengesetzes sich gegen diese Erneuerung erklärte, obwohl er 1874 und 1878 für beide gestimmt hatte, und daß er in der Fraktionssitzung vom 29. Februar 1880 einen

* Brief Hölders vom 8. April, a. a. O. S. 341.

noch heftigeren persönlichen Angriff gegen Bennigsen unternahm. Da zog er selbst Bennigsens Verhandlungen mit Bismarck um Weihnachten 1877 in den Kreis seiner bitteren Kritik. Und als Bennigsen daran erinnerte, wie loyal er damals die von Forckenbeck gestellten Bedingungen zu den seinigen gemacht habe, auch wenn die Verhandlungen daran scheiterten, da überraschte Forckenbeck die lautlos staunende Versammlung durch die Erklärung, er habe jene Bedingungen nur gestellt, um die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen. Selbst der unerschütterlich ruhige Bennigsen konnte seine Entrüstung nicht verhehlen.

Im August 1880 vollzog Forckenbeck mit seinen Freunden dann wirklich die „Secession" aus der nationalliberalen Partei, gewiß nur in der ehrlichen Hoffnung und Absicht, an das Häuflein „Secessionisten" werde sich allmählich die erträumte große allgemeine liberale Partei angliedern. Aber diese Hoffnung trog vollständig. Vielmehr vereinigte sich die kleine Partei Forckenbecks 1883 mit der Eugen Richters unter dem Namen des „Deutschfreisinns", bis sie dann im Mai 1893, bei dem Streit um die neue Militärvorlage, ihrer nationalen Pflicht gehorchend, eine neue Secession vollzog und sich fortan „freisinnige Vereinigung" nannte.

Forckenbeck aber sollte das nicht mehr erleben. Unter den radikalen Genossen verschwand seine immerhin maßvollere Natur fast völlig von der parlamentarischen Bildfläche. Dem „Kartellreichstag" von 1887 bis 1890 gehörte er überhaupt nicht mehr an. Die deutsche Reichshauptstadt bewies ihrem Oberbürgermeister die volle Zufriedenheit mit seinen Leistungen, indem sie seine Wahl 1890 auf zwölf Jahre bestätigte. Er aber starb schon am 26. Mai 1892. Die katholische Kirche, der er angehörte, und die ihre Kirchenbeiträge von ihm bis zu seinem Tode unbedenklich eingezogen hatte, verweigerte dem einstigen Mitgliede des obersten preußischen kirchlichen Gerichtshofes die kirchlichen Ehren und das kirchliche Geleit beim Begräbnis. Durch diese häßliche und kleinliche Unduldsamkeit wurde aber die Leichenfeier des Verblichenen nur um so allgemeiner und großartiger gestaltet. Freund und Gegner gedachten jetzt nur des Guten, Tüchtigen in dem Leben und Wesen des Geschiedenen und waren einig in dem Urteil, daß der treue Sohn der roten Erde, auch wenn er irrte, nur Gutes und Edles erstrebt habe!

* * *

Im Gegensatze zu den beiden ersten Präsidenten des deutschen Reichstags, Simson und Forckenbeck, deren politisches Leben eingehender dargestellt wurde, weil es abgeschlossen hinter uns liegt, wirken die meisten der Reichstagspräsidenten, die jenen gefolgt sind, noch heute im öffentlichen Leben unseres Volkes, so daß ihnen gegenüber ein abschließendes Urteil zurückgehalten werden muß, und nur kurze biographische oder für ihr Präsidium besonders merkwürdige Begebenheiten angeführt werden können.

An Forckenbecks Stelle wurde am 21. Mai 1879, durch die Verbindung der Konservativen mit dem Centrum, der Abgeordnete von Seydewitz zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt. Er hat dieses Amt nur bis zum 13. Februar 1880 bekleidet und ist auch im übrigen als führender Politiker so wenig öffentlich hervorgetreten, daß wir uns mit einer kurzen Aufzählung seiner Lebensschicksale begnügen können.

Otto Theodor von Seydewitz war geboren am 11. Sept. 1818 zu Großbadegast (Oberlausitz). Er besuchte das Gymnasium zu Torgau und die Universität Berlin bis 1840, arbeitete dann zunächst als Auskultator beim dortigen Kammergericht und darauf bei dem Land- und Stadtgericht Görlitz, trat 1842 als Hilfsarbeiter in die Verwaltungslaufbahn bei der königlichen Regierung in Merseburg über, verwaltete 1844 bis 1845 das dortige Landratsamt und wurde 1855 zum Landesbestallten der Provinz Oberlausitz und 1858 zum Landrat des Görlitzer Kreises gewählt. Aus dieser Stellung schied er 1864 aus, um das Amt des Landeshauptmanns und Landesältesten des Markgrafentums Oberlausitz anzutreten. Zugleich ward er zum Vorsitzenden des Kommunallandtages der preußischen Oberlausitz gewählt, womit die Leitung aller ständischen Angelegenheiten und Verwaltungen dieses Landesteiles auf ihn überging. Bald nachher wurde er auch zum Mitglied der Cen-

trallandschafts-Direktion für die preußischen Staaten und zum Vorsitzenden des Provinzialausschusses von Schlesien sowie zum



Wilhelm von Wedel Piesdorf.

Präsidenten der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. Er war zugleich als Rittergutsbesitzer auf Biesig und Reichenbach (Oberlausitz) einer der bedeutendsten Landwirte seiner Heimat. Von dem Wahlkreise Rothenburg-Hoyerswerda (Regierungsbezirk Liegnitz) wurde er schon in den konstituierenden und ordentlichen norddeutschen Reichstag gewählt. Seit dieser Zeit steht er mir in angenehmer persönlicher Erinnerung, als eine kräftige, hohe Gestalt, trotz der Jahre noch erfüllt von frischer Begeisterung und Arbeitsfreude an dem großen nationalen Werke, zugleich als eine sich von dem lauten Parteistreit der parlamentarischen Arena vornehm zurückhaltende Natur, die dagegen fest und klar bei ihren Überzeugungen und Entschlüssen stand. Während des Krieges 1870/1871 war von Seydewitz Delegierter beim Vereins-Reserve-Depot für Schlesien und Posen in Görlitz. Von 1871 an bis 1880 gehörte er auch dem deutschen Reichstag an. Er war streng konservativ und einer der Gründer der „deutsch-konservativen Partei" 1875/1876. Aber die Bismarckhetze der „Kreuzzeitungs-Deklaranten" hatte er, bei seiner großen Verehrung des gewaltigen Staatsmannes, nicht mitgemacht, und so war er denn auch vorzüglich geeignet, 1876 und 1877 die Versöhnung der von Bismarck in leidenschaftlichem Zorn zuvor abgefallenen Mitglieder der neuen Partei mit dem eisernen Kanzler zu vollziehen. Er auch verhandelte und erlangte vor seiner Wahl zum Präsidenten des Reichstags 1879 vornehmlich die Zustimmung Bismarcks zur sogenannten „Franckensteinschen Klausel", jener Bedingung, die das Centrum für die Genehmigung der großen Wirtschafts- und Zollreform des Kanzlers forderte. An Puttkamers Stelle wurde dann von Seydewitz im August 1880 zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt, und diese schon während der Reichstagssession von 1880 schwebende Ernennung sowie die Rücksicht auf seine Jahre und die Anstrengungen der Präsidentenwürde veranlaßten ihn, im Frühjahr 1880 nicht mehr als Bewerber dieses Amtes aufzutreten.

An seiner Stelle wurde am 13. Februar 1880 Graf Arnim-Boitzenburg als erster Präsident des Reichstags gewählt. Er hatte bis dahin dem rechten Flügel der deutschen Reichspartei (der Freikonservativen) als Hospitant angehört und war Vicepräsident des preußischen Herrenhauses, Präsident der ersten preußischen Generalsynode und Oberpräsident der Provinz Schlesien gewesen, zugleich Besitzer der Grafschaft Boitzenburg in der Uckermark. Hier war er am 12. Dezember 1832 geboren, hatte bis 1851 die Gymnasien zu Posen, Berlin und Torgau besucht und dann in Göttingen, Bonn und Berlin studiert. Auskultator ward er in Berlin und Merseburg, trat hier auch als Regierungsreferendar und von 1862 bis 1863 als Regierungsassessor ein. Den Krieg gegen Dänemark 1864 machte er im Ziethen-Husaren-Regiment mit als Ordonnanzoffizier des Prinzen Friedrich Karl und des Gene-

rals Herwarth von Bittenfeld. In den Jahren 1864 bis 1866 war er Hilfsarbeiter im preußischen Ministerium des Inneren, darauf Landratsamtverweser und von 1868 an Landrat des Kreises Templin; später, 1873 bis November 1874, Präsident der deutschen Regierung und Verwaltung in Lothringen, mit dem Sitze in Metz, seit dem Dezember 1874 Oberpräsident in Schlesien. Den Krieg gegen Frankreich 1870/1871 hatte er als Ordonnanzoffizier des dritten brandenburgischen Armeecorps mitgemacht. Seit 1874 gehörte er dem Reichstag an als Abgeordneter des dritten Wahlkreises des Regierungsbezirks Potsdam (Ruppin-Templin).

Auch er sollte oder wollte die hohe Würde des ersten Reichstagspräsidenten nicht lange bekleiden, denn an seine Stelle wurde am 17. Februar 1881 der Abgeordnete und damalige Staatssekretär im Kultusministerium Gustav von Goßler gewählt. Er war am 13. April 1838 in Naumburg geboren, hatte die Gymnasien zu Potsdam und Königsberg (Ostpreußen), sowie die Universitäten Berlin, Heidelberg und Königsberg besucht, und war dann 1859 Auskultator, 1861 Referendar in Königsberg, 1864 aber Gerichtsassessor bei den Kreisgerichten Insterburg und Gumbinnen und bei den Staatsanwaltschaften zu Tilsit und Insterburg geworden. Im Jahre 1865 hatte er das Landratsamt des Kreises Darkehmen im Regierungsbezirk Gumbinnen angetreten; 1874 war er Hilfsarbeiter im Ministerium des Inneren, 1878 Oberverwaltungsgerichtsrat, 1879 Unterstaatssekretär im Kultusministerium geworden. Seit 1877 wurde er als Abgeordneter des vierten Wahlkreises des Regierungsbezirks Gumbinnen, für Stallupönen u. s. w., in den Reichstag gewählt und hatte sich hier als Hospitant der deutsch-konservativen Fraktion angeschlossen. Da er schon im Sommer 1881 zum Kultusminister ernannt wurde, so waltete er des hohen Amtes als Präsident des Reichstags nur im Frühjahr 1881. Für Bismarcks hohen Sinn ist bezeichnend, daß er diese Wahl für bedenklich hielt, weil Goßler ein hoher Staatsbeamter sei. So mochten auch viele andere denken. Aber Goßlers Geschäftsleitung war so musterhaft unparteiisch und geschickt, daß sich auch das Vorurteil der fortgeschrittensten Liberalen in diesem kurzen Frühling seiner Amtsführung rasch zu seinen Gunsten änderte. Hier mag nur noch kurz erwähnt sein, daß Goßler nach seinem Rücktritt vom Kultusministerium Oberpräsident in Danzig wurde.

Am Anfang der Wintersitzung des Reichstags von 1881, nach Verkündung der denkwürdigen kaiserlichen Botschaft vom 17. November, wurde am 19. November der Abgeordnete und Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Rittergutsbesitzer auf Gossow (Berlin), Albert von Levetzow, zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt. Er war am 12. September 1828 in Gossow geboren, hatte das Gymnasium zu Stettin, die Universitäten Berlin, Heidelberg und Halle besucht und dann längere Reisen gemacht durch Deutschland, Österreich, die



Adolf Freiherr von Buol-Berenberg.

Schweiz, Frankreich und Italien. Während seiner amtlichen Laufbahn war er Gerichtsassessor im Bezirk Frankfurt a. O., Regierungsassessor in Potsdam und im Kultusministerium. Um sich der Bewirtschaftung

seines Gutes zu widmen, trat er in den Jahren 1860 bis 1867 aus dem Staatsdienst aus, wurde dafür aber von seinen Heimatgenossen zum Kreisdeputierten und in andere Kommunalämter gewählt. Den Krieg von 1866 machte er gegen Österreich mit als Führer der Landwehrschwadron, mit Majorsrang. Von 1867 bis 1876 bekleidete er das Landratsamt seines heimatlichen Kreises Königsberg i. d. Neumark, wurde Mitglied des brandenburgischen Provinzial- und neumärkischen Kommunallandtages, auch — wie schon bemerkt — des Kreistages, und 1876 zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg ernannt. Sein heimatlicher Wahlkreis Königsberg i. d. Neumark (der dritte des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.) hatte ihn schon 1867 in den norddeutschen Reichstag gewählt, wo ich ihn persönlich kennen und schätzen lernte, als einen offenen, lebhaften, festen Mann, der zugleich viel Neigung und Talent zu heiterer geselliger Unterhaltung besaß und uns in der „Fraktion Müller" (der damaligen Restauration im Reichstag) oder in der nahen Kapwein-Stube von Niquet manche trübselige parlamentarische Wartestunde oder Dauerrede fröhlich verkürzte. Denn nicht bloß beim Glase, auch in der ernsten parlamentarischen Arbeit war der Konservative von Levetzow uns Nationalliberalen ein wohlmeinender Kollege.

Erst bei den Wahlen von 1877, 1878 und 1884 nahm Levetzow wieder ein Mandat in den Reichstag an und war von 1881 bis 1884 erster Präsident des deutschen Parlaments. In dieser dreijährigen Amtsdauer hat er sich durch seine geschickte und unparteiische Leitung der Geschäfte, trotz der oft sehr stürmischen Debatten, die ungeteilte Anerkennung aller Parteien erworben. Dabei befolgte er den Grundsatz,* zum Reichskanzler Fürsten Bismarck nicht in ein intimes Verhältnis zu treten, da er von einem solchen, bei der in jenen Jahren äußerst heftigen und mißtrauischen Opposition des Centrums, der Freisinnigen, Elsässer, Polen, Welfen und Socialdemokraten, eine Schmälerung seiner Autorität befürchtete. Er gab auch seinem Nachfolger im Präsidium, Herrn von Wedel, den Rat, diese Richtschnur zu befolgen, wofür ihm dieser, Angesichts der in den Jahren von 1884 bis 1887 noch wesentlich gesteigerten Heftigkeit und Zahl der Oppositionsparteien, dankbar war, den erhaltenen Wink befolgend. Nach Lage der Verhältnisse mag diese Taktik auch geschickt gewesen sein. Aber ihre Notwendigkeit war der beste Beweis für das Ungesunde unserer damaligen politischen und parlamentarischen Verhältnisse. Denn warum soll und kann der deutsche Reichstag aus den guten Beziehungen seines Präsidenten zu dem obersten Reichsbeamten Argwohn schöpfen? Für die Erledigung der Reichstagsgeschäfte ist die enge Fühlung des Reichstagspräsidenten mit dem Reichskanzler — wie sie zu Simsons Zeit stets bestand — erfahrungsgemäß am förderlichsten.

Als Herr von Levetzow bei den Wahlen von 1884 unterlag, wählte der Reichstag am 22. November 1884 den Abgeordneten und Magdeburger Regierungspräsidenten, Kammerherrn und Besitzer des Rittergutes Piesdorf bei Magdeburg, **Wilhelm von Wedel-Piesdorf**, zum ersten Präsidenten. von Wedel war am 20. Okt. 1837 geboren in Frankfurt a. O., besuchte die Klosterschule Roßleben und die Universitäten Heidelberg und Berlin. Er begann seine amtliche Laufbahn als Auskultator in Berlin, wurde dann Regierungsreferendar in Erfurt, Regierungsassessor in Magdeburg und Eisleben und schied 1876 zeitweilig aus dem Staatsdienst aus, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. Im Jahre 1881 wurde er zum Regierungspräsidenten in Magdeburg ernannt. Seit 1879 war er für Sangerhausen Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1884 für den dritten Wahlkreis des Regierungsbezirks Erfurt (Mühlhausen-Langensalza) auch Mitglied des Reichstags. Dieser neue aber hochansehnliche Abgeordnete wurde schon zu Beginn der ersten Tagung, an der er teilnahm, zur höchsten Würde des Reichstags berufen, und da er 1887 wieder gewählt wurde, so war es ihm beschieden, die Sitzungen und Geschäfte des deutschen Reichstags zu leiten sowohl während des tiefsten Verfalls unseres Parlaments von 1884 bis 1887, unter dem übermächtigen

* Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, Bd. III, S. 77.

Triumvirate Windthorst-Richter-Grillenberger, als auch in den schwungvollsten Tagen unseres gesamtdeutschen Parlaments, nach den Wahlen des „Kartellreichstags“ im Februar 1887, da die Bedürfnisse unseres Heeres und unserer Landesverteidigung einstimmig und debattelos bewilligt wurden, und da Bismarck am 6. Februar 1888 die berühmteste Rede seines Lebens hielt und das Wort sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“ Nicht minder waltete Herr von Wedel auf dem Präsidentenstuhle des Reichstags in jenen erschütternden Stunden, da die deutsche Volksvertretung vernahm, daß die ersten beiden Kaiser des neuen Reiches in der kurzen Zeitspanne von neunundneunzig Tagen in den Tod gesunken seien, und da ihr jugendlich kraftvoller Nachfolger, Kaiser Wilhelm II., das heilige Gelöbnis ablegte, in den Bahnen seiner hochseligen Vorfahren an der Kaiserkrone fest und kühn fortzuschreiten! Im November 1888 wurde von Wedel durch das ehrende Wohlwollen und Vertrauen seines jungen Herrn zum Minister des königlichen Hauses berufen und legte deshalb sein Reichstagsmandat nieder.

Die erledigte Präsidentenwürde des Reichstags wurde nun am 23. November 1888 von neuem Herrn von Levetzow übertragen, der sie, im Februar 1890 und im Juni 1893 von neuem in den Reichstag gewählt, in alter Tüchtigkeit weiterführte bis zum 23. März 1895. In diese beinahe siebenjährige Dauer seiner zweiten Amtsführung fällt das für ganz Deutschland schmerzlichste und schwerste Ereignis, die Entlassung Bismarcks am 20. März 1890, von der mein hochverehrter, soeben verstorbener Geschichtslehrer Heinrich von Treitschke mir noch zu Ende 1893 schrieb: „Sein Sturz bleibt ein unauslöschlicher Flecken in unserer Geschichte; seit Themistokles hat die Welt ein so tragisches Schicksal nicht mehr gesehen.“ Mit Grund ist Herrn von Levetzow verdacht worden, daß er sich nicht einmal veranlaßt fühlte, dem Reichstag auch nur eine Anzeige von diesem weltgeschichtlichen Vorgang zu machen. Aber was er damals unterließ, machte er wieder gut am 23. März 1895, als die Mehrheit des jetzigen Reichstags sogar einen Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck, des Schöpfers des deutschen Reichstags und Reiches, ablehnte! Da legten Präsident von Levetzow und mit ihm der nationalliberale Vicepräsident Dr. Bürklin ihre Ämter nieder, und von Levetzow fuhr an der Spitze von etwa hundert Reichsboten nach Friedrichsruh, um hier „leider ohne offiziellen Auftrag“ dem Schmied der deutschen Einheit, Größe und Macht die Glückwünsche der deutschen Volksvertretung darzubringen. Seither ist von Levetzow wegen Alters auch von seinem hohen Staatsamte zurückgetreten. Am 18. Januar d. J. bei der Kaiserfeier im Weißen Saal des ehrwürdigen Königsschlosses zu Berlin habe ich dem alten Mitkämpfer vor dem Kaiserthrone noch einmal herzlich die Hand gedrückt.

Die knappe Mehrheit des Reichstags, welche am 23. März 1895 dem Fürsten Bismarck die einfachste Ehrung versagt hatte, wählte alsbald aus ihren Reihen allein den Abgeordneten des katholischen Centrums, großherzoglich badischen Kammerherrn und Landgerichtsrat in Mannheim, Adolf Freiherrn von Buol-Beerenberg, zum ersten Präsidenten des Reichstags. Er ist geboren in Zizenhausen (Baden) am 24. Mai 1842, besuchte die Universitäten Freiburg, München und Heidelberg und ist seit 1870 Richter in Mannheim. Mitglied des badischen Landtags seit 1881, wurde er von der zweiten Kammer desselben von 1891 auf 1892 zum Vicepräsidenten gewählt. Mitglied des deutschen Reichstags ist er als Erwählter des vierzehnten badischen Wahlkreises (Tauberbischofsheim) seit 1884 ununterbrochen, besitzt also bereits eine reiche parlamentarische Erfahrung. Über seine Amtsführung als Präsident des Reichstags ein abschließendes Urteil zu fällen, ist natürlich die Zeit noch nicht gekommen. Wesentlich erschwert wird ihm diese Amtsführung durch das nationale Mißtrauen, welches sich an den Vorgang heftet, der zu seiner Wahl Anlaß gab, ferner durch die böse Zerfahrenheit der Parteien im jetzigen Reichstage, endlich durch ein lästiges Gehörleiden. Trotz alledem aber war dem Präsidium Buol beschieden, die wichtigste Gesetzgebungsarbeit der letzten fünfundzwanzig Jahre, das deutsche bürgerliche Gesetzbuch, zu gedeihlichem Ende zu führen.

Bei den großen nationalen Festen, bei

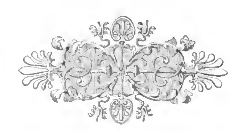
welchen Herr von Buol den deutschen Reichstag zu vertreten hatte: bei Eröffnung des Kaiser-Wilhelm- (Nord-Ostsee) Kanals im Juni 1895, bei der Kaiserfeier zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs am 18. Januar d. J. in Berlin, und bei dem Jubelfest der ersten Reichstagssitzung vom 21. März 1871, hat Herr von Buol das deutsche Parlament durch nicht gerade bedeutende, aber warme und würdige Reden vertreten.

* * *

Noch einmal kehren wir zum Schlusse dieser kurzen Lebensbilder unserer Reichstagspräsidenten zu dem Gedanken zurück, den wir zu Anfang aussprachen: in ihrem Leben und amtlichen Wirken prägt sich ein wesentliches Stück neuester deutscher Geschichte aus.

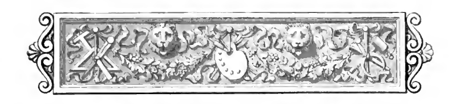
In dem streng monarchischen Deutschland und in den bundesstaatlichen Verfassungsformen des Deutschen Reiches kann und wird allerdings das Parlament, der deutsche Reichstag, niemals jene selbstherrliche und allein maßgebende Rolle spielen können wie in dem scheinmonarchischen England und in Republiken. Immer werden die beiden anderen, nach der Reichsverfassung gleichberechtigten Faktoren neben dem Reichstag bestehen und wirken: die Machtbefugnis der kaiserlichen Würde und der Bundesrat als Vertreter der einzelnen Bundesfürsten und Bundesstaaten.

Aber durch die Rechte des Kaisers und des Bundesrates ist der deutsche Reichstag mit nichten behindert, die erhabene Aufgabe zu erfüllen, welche Geschichte und Verfassung ihm zugewiesen haben: in edlem Wetteifer mit dem Träger der Kaiserkrone und dem Bundesrate jenes Gelöbnis einzulösen, das Kaiser Wilhelm I. am 18. Januar 1871 in Versailles aussprach, so daß auch der deutsche Reichstag „allezeit Mehrer des Reiches“ sei, „nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!“ Und in dem Ringen nach diesem erhabenen Ziele ist den Präsidenten des deutschen Reichstags ein ebenso hervorragender als verantwortlicher Anteil beschieden. Wenn ihr Parteistandpunkt bei Führung ihres Amtes auch durchaus zurücktreten wird und muß, so sind sie doch geradezu die leitenden Führer bei Erfüllung der nationalen Pflichten des Reichstags, welche Artikel 29 der Reichsverfassung klar andeutet, indem er vorschreibt: „Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volkes“ — also nicht einzelner Klassen-, Standes- und Parteiinteressen — „und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden.“ Diese Vorschrift deckt sich in ihrem tieferen Sinne mit der Losung: „Das Vaterland über alles!“





Zu Gurlitt: Engl. Landschaftsmalerei



Die Anfänge der englischen Landschaftsmalerei.

Von

Cornelius Gurlitt.

II.

Die Schule Wilsons, welche sich bald vereinte mit der ihr grundsätzlich verwandten, welche in Reynolds ihren Meister sah, hielt inzwischen die Macht in London fest in der Hand. Eine Reihe von Stilisten befriedigten das Kunstbedürfnis der weniger nach künstlerischer Anregung wie nach wissenschaftlicher Aufklärung strebenden englischen Gesellschaft.

Wilsons unmittelbarer Schüler war William Hodges (1744 bis 1797). Sein Entwickelungsgang ist bezeichnend: Früh ging er nach Indien, das er in seinen Bildern darstellte, später besuchte er den Rhein, Rußland. Er malte mit bescheidenem Können bestimmte Gegenden, Ansichten, Erinnerungsblätter für Reisende, Studien für solche, welche von den Sälen der Londoner Akademie aus die Welt kennen lernen wollten. Das war den leitenden Männern eine bessere, inhaltsreichere Kunst als die der Hütten und Marschen von Norfolk; solcher Bilder freute man sich, solche Kunst unterstützte man in London. Man muß sich vergegenwärtigen, wen damals die Akademie zum Mitglied erwählte, nachdem sie 1768 unter Reynolds' Führung als die öffentliche Vertreterin des Schönen in England gegründet wurde. Da war zunächst der Bekannteste: George Barret (1728 [?] bis 1784), welchen Burke beschützte, weil er ein „fühlender Mann war, der treu und keusch die englische Landschaft zeichnete, die er mit dem Auge des Künstlers sah und mit Geschmack auszuwählen wußte". Seine trockenen, kalten, ganz konventionellen Bilder sind längst vergessen. Dann war da Charles Catton (1728 bis 1798), obgleich aus Norwich geboren, doch kein Held der Landschaft, welche er gelegentlich mit dem Malen von Kutschen vertauschte. Da war ferner Paul Sandby (1725 bis 1809), der Vater der britischen Aquarellmalerei, und zwar zunächst jener Schule, welche man sehr bezeichnend die topographische genannt hat.

Sie verdienen eine kurze Berücksichtigung, diese Topographen, nicht um ihr Verdienst herauszustreichen, sondern um es der etwas übereifrigen Lobeserhebung der neueren englischen Kritik gegenüber auf das rechte Maß zu setzen. Was Sandby und seine Genossen, wie John Webber (1752 bis 1793), Edward Dayes († 1804), Thomas Hearne (1744 bis 1817), William Alexander (1767 bis 1816), von den älteren Holländern unterscheidet, ist vor allem der wissenschaftliche Wert ihrer Darstellungen, welche als Reisebilder oder Aufnahmen zu betrachten sind. Der reiste mit Cook um die Welt, jener nach China, der zeichnete alte Dome, jener bemerkenswerte Gärten. In der Farbe, wenn von solcher die Rede sein kann, wo Sepia, Neutraltinte und Tusche oder ein weißliches Blau mit gelben Lichtern fast allein verwendet wurden, stehen sie ihren Vorgängern erheblich nach. Aber nach und nach, am stärksten bei Sandby, spürt man die Lust, aus der Schablone zu individueller Darstellung zu gelangen. Es mag den Engländern jener Zeit diese Kunst um deswillen wohlthuend gewesen sein, weil in ihr leise, unauffällig

durch die unvollkommene Nachbildung des Fremden das besondere Volkstum sich vordrängt, das in Crome allzu mächtig herausgeplatzt war. War dieser dem gebildeten Engländer zu englisch, so brachte jener die Freude, welche das Finden des Landsmanns im Auslande schafft. Die Völker erkennen ihre großen Männer und sich selbst in ihnen ja so oft erst dann, wenn sie an ihnen vorübergegangen sind!

Der Schwerpunkt des landschaftlichen Schaffens auf britischem Boden, wenigstens nach der Ansicht der „Gebildeten", lag damals in den London überflutenden Ausländern. Unter den Landschaftern stand in erster Reihe Francesco Zuccharelli (1702 bis 1788), dessen Bilder in England reißenden Absatz fanden, lustige, luftige Improvisationen von kräftiger Barockfarbe, für die man noch heute dort Sinn und Geld hat. Er wurde neben dem unbedeutenden Gascogner Dominic Serres († 1793), obgleich Ausländer, Mitglied der Akademie. Man muß darüber hinaus aber auch bedenken, daß ein Meister wie Antonio Canale (1697 bis 1768) in London längere Zeit lebte und malte, daß Bernardo Bellotto (1720 bis 1780) ihm dahin folgte, daß also die beiden ersten Meister des Silbertones in England wirkten, ehe Constable geboren wurde, daß mithin nicht nur Holland, sondern auch Venedig die Brücke von der alten zur jungen englischen Kunst bildete. Es ist dies um so mehr zu betonen, als die Engländer selbst es eifrig zu verschweigen bemüht sind.

Nicht minder waren Deutsche dort thätig. Philipp Jakob Lautherburg (1740 bis 1812) war zwar Elsässer von Geburt, aber mit seiner Vaterstadt französisch geworden, oder gehörte doch jener internationalen Künstlergesellschaft an, die in Paris ihren Mittelpunkt sah. Er malte farbigere, frischere Bilder, als man es in London damals gewohnt war. Oft erlangt er eine Kraft des Tones, die wie eine Vorahnung der romantischen Kunst erscheint. Johann Zoffany aus Frankfurt a. M. (1733 bis 1810), vorzugsweise Figurenmaler, folgte dem Zug seiner neuen Heimat, indem er nach Indien ging.

Aber auf den Gang der Dinge in der Akademie gewannen sie keinen Einfluß. Die meisten von diesen für die „Unsterblichkeit" berufenen Landschafter verdienten diese Wahl nur hinsichtlich ihrer gesetzmäßig geregelten Langenweile: Edmund Garvey († 1813) war ein Schüler eines wegen seiner Lufteffekte beachtenswerten Malers, Joseph Wright (1734 bis 1797), Wright of Derby nach seiner Heimat genannt. Dieser war zum Stilisten geworden, seit er 1773 nach Italien ging: der Vesuv hatte es ihm angethan. Etwas mehr ist Joseph Farrington (1747 bis 1821), dessen Schüler Constable wurde, um seine Lehre dann so schnell als möglich zu vergessen, dessen sichere Zeichnung und scharfe Beobachtung des zeichnerisch Eigenartigen aber doch den großen Einfluß erklärt, den er auf seine Genossen gewann. Hodges und Webber wurden 1791 Akademiker, 1791 folgte Francis Wheatley (1747 bis 1801), ein so außerordentlich beliebter Zeichner für Genrebilder, deren Stiche durch die ganze Welt gingen, und zugleich ein Landschafter, der stramm in der Schule aushielt. Dann wurde 1793 Sir Francis Bourgeois (1756 bis 1811) gewählt, den man für eine Leuchte der Kunst hielt, Schüler Lautherburgs, vielgereist, in Polen, später in England zum Hofmaler ernannt und geadelt; jetzt ist er gänzlich vergessen. Thomas Dancell (1749 bis 1840) folgte 1799, der Maler indischer Altertümer und englischer Ausgrabungen. Ein Rattenkönig von Mittelmäßigkeiten sammelte sich um die Hochschule des großen Geschmackes. Der Troß der Maler und Kunstfreunde hielt natürlich fest zu diesen Vorbildern. Sie waren ja die Maler der „interessanten" Gegenden, sie waren die Begleiter der das Reisen zur Modesache erhebenden englischen Welt, sie verbildlichten die Schilderungen der Dichter, sie erklärten die Entdeckungen der Geographen, sie unterstützten das Schaubedürfnis der Nation, welche im Begriff war, über die Erde sich zu verbreiten.

Die in London betriebene Landschaftsmalerei beschränkte sich fast ganz auf das Aquarell. Man beherrschte die an sich so leichte und armselige Kunstart der gefärbten Zeichnung genügend, um mit ihr dem Zug nach Sachlichkeit zu dienen, der die Briten stets auszeichnete. Das Aquarell schuf Gelegenheit zu schnellem Festhalten einer Ansicht. Da es künstlerisch wenig bot, konnte bei ihm der Gegenstand in gewünschter Weise

in den Vordergrund treten, war das zeichnerische Eingehen in die Einzelheit möglich, welches auch in der naturbeschreibenden Dichtung jener Zeit vorwiegt. Aber wie diese bald nach Inhalt und nach Empfindung suchte, wie nach Lessings Urteil „der männliche Pope auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung blickte", seine frühere Schilderungssucht mit einem „Gastgebot auf lauter Brühen" verglich, wie schon Horaz den Stümper daran erkannte, daß er, wo Empfindungen fehlen, in Schilderungen sich ergeht, so forderte man jetzt im Landschaftsbilde allgemein mehr Gegenstand als Darstellung, namentlich aber Darstellung einer bedeutenden Sache. Reynolds beklagt selbst an Rubens' Landschaften, daß sie Ansichten eines bestimmten Fleckchens Erde, einseitig Bildnisse eines solchen seien. Claude aber habe eine höhere Kunst: er stelle aus einer Fülle von Beobachtungen das Typische der Natur fest, er schaffe auch für die Landschaft den großen Stil, welcher die Kunst über die Naturnachahmung erhebe. Das heißt also: man komponierte entweder eine Landschaft oder schuf, wenn man das Bildnis einer besonderen Gegend aufnehmen wollte, diese zur typischen, verallgemeinerten Form um. Man idealisierte selbst die „topographische" Ansicht und erlangte durch die Kraft der Idealisierung den Beifall der Zeit. Denn Idealisieren heißt, ein Bild der Vorstellung des betreffenden Gegenstandes nähern. Man schuf jede Landschaft im Bilde nach den Vorstellungen der klassisch Gebildeten in eine klassische um. Zu jedem anders Gebildeten sprechen aber andere Ideale. Wie sich die Vorstellungen der Nation änderten, erkannte man die Unsachlichkeit, den Mangel an Wirklichkeit in den einst als ideal gepriesenen Landschaften; selbst die für wissenschaftliche Zwecke damals gemachten Aufnahmen sind jetzt unbrauchbar: sie sind sachlich unwahr, weil sie schön sein sollten; die Bilder aber sind unschön, weil sie nicht wahr sind.

Die Akademiker waren keineswegs die einzigen, welche diese Kunst zu leisten vermochten. Aber es lohnt kaum, die Reihe der Landschafter zu nennen, aus welchen heraus sie keineswegs immer nach Maßstab ihrer künstlerischen Gaben gewählt wurden. Julius Cäsar Ibbetson (1759 bis 1817) hätte Anspruch auf die amtlich bestätigte Unsterblichkeit gehabt, wäre seine moralische Aufführung eine bessere gewesen. Seine Tierlandschaften hatten bei aller Anlehnung an Holland ein frischeres Gepräge; Sir George Howlard Beaumont (1753 bis 1827), seiner Zeit ein berühmter Sammler, einer der Gründer der National-Galerie, Maler von idealen Landschaften, die sich auf Dichterstellen beziehen und in welchen sich Dramen abspielen, zugleich ein Kritiker und Sammler aus der alten Schule, der Wilsons Ansichten ins neunzehnte Jahrhundert hinübertrug und um ihretwillen nach seinem Tode viel Spott erfuhr. Zu Lebzeiten schwieg dieser aus dem sehr triftigen Grund, daß Beaumont gut bei Kasse und kauflustig war. George Arnald (1763 bis 1841), Thomas Barker (1769 bis 1847), die vorzugsweise durch italienische Landschaften bekannten, William Marlow (1740 bis 1813), William Pars (1742 bis 1782), John Hamilton Mortimer (1741 bis 1779), der Bruder des Ästhetikers der Schule, des W. Gilpin, und Illustrator von dessen „Forest Scenery", Sawrey Gilpin (1733 bis 1807), letztere vorzugsweise Aquarellisten, gehören hierher. Der bedeutendste unter den Idealisten aber dürfte John Robert Cozens (1752 bis 1799) gewesen sein. Er war der Sohn eines Malers, der sich rühmte, daß seine Mutter Kaiser Peter dem Großen, als er in Deptford den Schiffbau lernte, gefällig gewesen und sogar nach Rußland gefolgt sei. Früh zog ihn das fremde kaiserliche Blut in die Fremde. Die Campagna wurde seine malerische Heimat. Dort lernte er ruhigen Ton und große Zeichnung mit malerischer Kraft verbinden. Er hat etwas Schweres, Düsteres, ein tiefer, blauer Duft liegt über seinen Bildern, an denen die echt englische Auffassung des Südens sich bemerkenswert der sonst beliebten italienischen Auffassung Englands entgegenstellt. Manchmal erhebt sich die farbige Kraft bis zum Phantastischen. Es ist kein Wunder, daß dieser in der Schule fast einzige Kolorist die jüngeren Künstler kräftig anregte.

Mehr noch that dies Thomas Girtin (1775 bis 1802), dessen früher Tod den Anstieg zu großen Erfolgen abbrach. In seinen früheren Arbeiten steckt noch die akademische Zeichnung,

der Schokoladenton des alten Aquarells, die kindlich anmaßende Manier des „idealen" Baumschlages. Nach und nach wird er bunt, tritt namentlich das Blau mehr hervor, das Braun, welches er Crome entlehnte, gewinnt an innerem Leben, die Gegenstände werden ernster beobachtet, der englische Baum, der so schön und so gesund ist, tritt in den Mittelpunkt der Beobachtung, die Stimmung erhält Eigenart, wird schärfer beobachtet, und beobachteter dargestellt. Das Aquarell wird bildmäßig, tieftönig, oft sogar schwer im Ton, die Farbe wird entschiedener, oft sogar hart. Er versteht die Sonne in breiten Massen festzuhalten, Luft in die Landschaft zu bringen.

Man hat Girtins frühen Tod dem wilden Londoner Leben zugeschrieben. Zweifellos gehörte er dem Kreise von Künstlern an, welche sich um George Morland (1763 bis 1804) in der Hauptstadt sammelten; Wildlinge, von welchen sich die vornehmen oder doch auf bürgerlichen Anstand haltenden Akademiker mit Entrüstung fernhielten. Denn in London war stets die Wohlanständigkeit eine unbedingte Vorstufe für den offiziellen Ruhm. Gegen Talentlosigkeit war die Akademie nachsichtig, nie aber gegen Verstöße wider die geheiligte Form!

Morland war ein Trunkenbold schlimmster Art, ein Gewohnheitssäufer, der von Stufe zu Stufe tiefer sank, ein Mensch ohne sittlichen Halt, das Opfer seines Lasters. Solange er die Kraft hatte, sich über Wasser zu halten, machte er großen Aufwand, war er auf den Rennen heimisch, trug er sich auffallend, spielte er bei rohen Sitten den feinen Herrn. Späterhin blieben nur die rohen Sitten: er wurde der Zechgenosse der Fuhrleute, der Freund der Kneipwirte, die sich mit seinen Bildern bezahlt machten. Er hatte den Witz des Trinkers und die Lustigkeit des Alkohols, er wußte auf Augenblicke für sich einzunehmen, bis der Trunk ihn den Verehrern seiner Kunst immer aufs neue entfremdete. Aber ein Zug war stark in Morland. Inmitten der nach französischer Bildung strebenden Gesellschaft, inmitten der Überfeinerung der Sitten, der Trennung der Nation in ein bettelhaftes Arbeitervolk und eine frischer Sinnlichkeit sich verschließende Vornehmheit, stellte er das breitspurig behäbige Altengland dar, zwar im Zerrbild, doch wenigstens in seiner Lustigkeit, zwar in rauhen, ja ekelhaften Zügen, doch aus einem unverbildeten Sinn für einfache Lebensgenüsse heraus. Nicht, wie die Engländer sich weismachen wollen, in der vornehmen Schule ihres Reynolds oder Lawrence liegt die Kraft ihrer Kunstentwickelung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo sonst von einer solchen kaum die Rede ist, sondern in dem gesunden Sinn der unakademisch schaffenden „kleinen Leute", der Halbgebildeten, der aus bürgerlichem Mittelstand hervorgehenden und in diesem verweilenden Meister.

Morland ist der Künstler, der die Landschaft Cromes und Gainsboroughs in London heimisch machte. Jene hatten noch für Feinschmecker gemalt, und zwar für solche, denen die Leckerbissen des Idealismus überdrüssig geworden waren, die mit höchst verfeinerten Sinnen wieder zum Schwarzbrot griffen. Morland malte für die breite Menge der Londoner. Er malte London und seine Kneipen, die Umgebung, Londoner Menschen und Tiere. Er ging selten einmal weiter zur Stadt hinaus, als um ein paar Bäume neben dem Gasthaus zu finden. Die Landschaft war ihm Nebensache, er suchte das Volksleben. Aber nicht mit dem vornehmen Lächeln, welches Gainsborough noch hatte. Seine Bauern sind nicht ungeschliffene Edelsteine, sondern ebenso ausgelassene Rüpel, als wie er selbst einer war. Nicht im Gegenstand liegt der feinere Wert des Bildes — er war meist zu „niedrig", um in die der Schönheit geweihten Räume der Akademie gelangen zu können —, sondern im Maler, der bei allem äußeren Verfall tief innen eine goldig durchsonnte Seele besaß, der ganz Künstler war und daher rein künstlerisch sah und schuf. Noch spielt die holländische Schule in seinen Arbeiten eine starke Rolle, Teniers und Ostade standen zu groß vor seinen Augen, als daß er sie hätte überwinden können, aber aus der malerischen Gebundenheit tritt hier zum erstenmal ein Londoner, in kräftigen und selbständigen Werten sich selbst darbietend, hervor. Er war auch der Anker, an den eine eigenartige Malerschule ihr Schiffchen festlegen konnte.

Morlands Schwager James Ward (1769 bis 1859) steht ihm nicht nur verwandtschaft-

lich nahe. Auch er ist vorzugsweise Tiermaler. Aber er erhob sich doch aus der Nachahmung der Niederländer zu der Absicht, sie



John Linnell: Die Windmühle.

zu übertreffen. Selbst Rubens fürchtete er nicht. Er hat in vielen Bildern eine Größe des Tones, eine Steigerung der farbigen Wirkung, die wohl nicht ganz Natur, sicher aber ein Beweis starken Künstlertums ist.

Unter der Londoner Jugend machte sich seit den achtziger Jahren nun meist ein frischerer Ton geltend. George Barret d. J. (1774 bis 1842) hielt sich zwar noch an die klassische Regel, Robert Hill (1769 bis 1844) fand schon bei manchem Süßlichen freiere, echtere Töne, Nicolas Pocock (1741 [?] bis 1821), William Sawrey Gilpin (1753 bis

1844), Richard Corbould (1757 bis 1831), John Thomas Serres (1759 bis 1825), Francis Swaine (1763 bis 1782) und viele andere mehr befriedigten das mit dem Wohlstand steigende Bedürfnis Englands an Kunstwerken.

Der eigentliche Mittelpunkt der Kunstbewegung in London war damals das Haus eines Dr. Monro. Hier fand sich Gilpin mit einer Reihe tüchtiger Mitstrebender zusammen. So die beiden Brüder John (1778 bis 1842) und Cornelius ([?] bis 1873) Varley, die sehr fein, manchmal wohl porzellanartig glatt und anmutig im Ton ihrer Aquarelle sind, aber mehr und mehr zur Tonmalerei hindrängten, so daß sich in ihren späteren Bildern das Gegenständliche fast ganz auflöst; sie malten bereits mit nassem, breitem Pinsel, bildmäßig, mit Benutzung des Papiers für das immer noch etwas dünne, weiße Licht. Zumeist legte Cornelius Varley zunächst über das Papier eine bräunliche Schicht, aus der er dann die Lichter herauskratzte, eine lange Zeit für England maßgebende Technik, mit der er manchmal eine sehr kräftige Wirkung erzielte. John Varley erwies sich vor allem als ein vortrefflicher Lehrer. Seine eigene, etwas hastige und oft mehr mit zusammengestoppelten Details als mit echtem Natursinn unterstützte Thätigkeit steht ganz erheblich an Bedeutung dem nach, was aus seiner Schule hervorging. Ja, es ist die in gleicher technischer Vollendung früher nie geübte Aquarellmalerei, welche zweifellos England aus der Herrschaft der klassischen Geister befreite. Die beiden Künstler, welche zumeist hierzu halfen, Turner und David Cox, sind freilich nicht gerade als Schüler aus dem Kreise des Dr. Monro zu bezeichnen — die Schüler blieben alle an die ältere Kunst mehr oder minder gebunden —, sie sind aber zweifellos von dorther durch Varley oder Girtin stark beeinflußt gewesen.

Eine ganze Reihe von Landschaften, die ihrer Zeit im hohen Grade genügten, gingen aber unmittelbar aus Dr. Monros schon ursprünglich durch Thomas Hearne (1744 bis 1817) zu einer farbigen Richtung gebrachten Schule hervor. Wohl der älteste Künstler aus dieser Schule ist Joshua Cristall (1767 bis 1847), noch ein Klassicist und als solcher hoch angesehen unter den Malern mit Wasserfarben, die ihn zum Vorsitzenden ihrer neu begründeten Gesellschaft ernannten. Neben ihm steht Henry Edridge (1768 bis 1821), der schon die Landschaft mehr unter dem Gesichtspunkte des Anmutigen auffaßte, mit herzlicher Freude die englischen unter großen Bäumen schlummernden Katen in ihrer malerischen Baufälligkeit darstellte. Thomas Girtins wurde schon gedacht. Auch er hat aus der schönen, lehrreichen Sammlung von Vorbildern, welche Monro seinen jungen Freunden zur Verfügung stellte, vielerlei gelernt und durch seine kühnen Luftwirkungen auf Varley und dessen Richtung eingewirkt. Um 1800 begann dieser dort die leitende Stellung einzunehmen. In Anthony Vandyke Copley Fielding (1787 bis 1850), François Louis Thomas Francia (1772 bis 1839), William Henry Hunt (1790 bis 1864), George Fennell Robson (1788 bis 1833), John Linnell (1792 bis 1882), William Turner (of Oxford, 1789 bis 1862), William Traies (1787 bis 1872), Samuel Palmer (1805 bis 1881) und vielen anderen kennt England eine Reihe seiner besten Künstler, welche ein halbes Jahrhundert hindurch ihm das Bewußtsein verliehen, in der Landschaft sich mit den Leistungen anderer Völker ruhig messen zu können, ja sie zu übertreffen.

In Fieldings Aquarellen findet sich ein köstlicher Reichtum des Tones, namentlich bei der Darstellung des Himmels: er leuchtet morgendlich in frischem Gelb auf, er ist von fast allzu dramatisch bewegten Sturmwolken oder mächtigen Gewitterballen belebt, er erscheint in rötlicher Abendglut. Das Meer ist nicht minder des Malers Gebiet, grünlich, lebendig bewegt, trägt es die kräftig sich abhebenden Schiffe. Wenn es sich um duftige Stimmung handelt, fällt der Maler freilich leicht in eine bunte Leere, kommt jener speckige Glanz hervor, der den Farbendrucken eigen ist. Das Kobalt als Aufklärer der Schatten, die gebrannte Terra di Siena als Bringer des warmen Sonnentones werden etwas zu viel angewendet. Es geht schon ein romantischer Zug durch die gern zu lebhafter Wirkung gesteigerten Bilder, der mehr und mehr zur Übertreibung der Stimmungswerte führt. Aber Fielding hatte die Weisheit, mit seiner Kunst

daheim zu bleiben, als Engländer England zu studieren und darzustellen. Und das giebt Ton von Herzlichkeit bewahrt. Ihm steht Robson nahe, bei dem die Romantik oft



John Glover: Landschaft.

ihm eine gewisse innere Festigkeit, eine anheimelnde Sicherheit, die, wenn auch zur Manier fortgebildet, seinen Bildern einen schon deutlicher hervortritt, nicht nur in der Staffage, sondern in der Neigung für starke, packende Wirkungen. Auch Francia bewegt

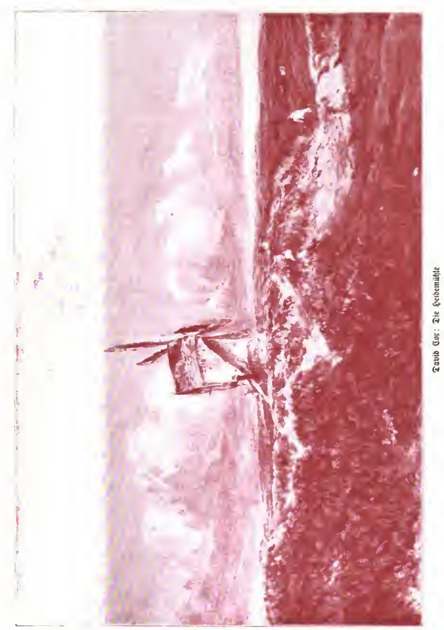
sich in ähnlicher Richtung. Er ist von Haus aus Franzose, kam früh nach London, lebte aber von 1816 an in Calais als eine bemerkenswerte Mittelperson für die sich enger verknüpfenden künstlerischen Bestrebungen beider Länder. Wir werden den eigentlichen Zwischenträger, Bonington, als ihm nahe stehend kennen lernen. Die Brüder Chalon, John James (1778 bis 1854) und Alfred Edward († 1860), Genfer von Geburt, gehören auch hierher, der erstere Landschafter, doch fast mehr ein beliebter Lehrer, der zweite mehr als Figurenmaler thätig. Die Chalon hatten die gleiche auf kräftige, farbige Wirkung hinweisende Richtung wie Fielding.

Weicher, sinniger, empfundener gestaltet sich Linnells Kunst, die sich in der Landschaft — er malte auch viel Bildnisse — durch sorgfältige Ausführung und Liebe für die kleinste Einzelheit auszeichnete. Der große Zug Linnells liegt wieder in der Behandlung der Lüfte. Er läßt über seine weit hingestreckten Gegenden prächtige Wolken ziehen, er verliebt sich in die abendlich roten „Schäfchen", welche den Sommerhimmel beleben, er vertieft sich in das, was an der englischen Landschaft das Schönste ist, in das wunderbare Spiel des Lichts in der feuchten Luft. „Er umkleidet die irdischen Dinge mit den sanften runden Formen der Luft," sagte ein englischer Kritiker, als 1875 eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet wurde, das französische »entouré de l'air«, das Schlagwort der Schule von Barbizon, umschreibend. Man hat ihn darum mit Corot verglichen, man hat andererseits seine Kunst Manier genannt. Aber es ist eine solche, welche so viel Weite, so viel Kühnheit in der Farbe und Sachlichkeit im Ton hat, daß man sie wohl im Genuß der Werke vergessen darf. Linnell strebt nicht so stark auf Linie, er zeichnet weniger als seine Kunstgenossen, er will die Stimmung erkennen und im Bilde festhalten. Dabei ist er ganz englisch. Er malt nicht klassische Bergumrisse und sich systematisch in Tönen abstufende Coulissen, sondern seine fruchtbare Heimat, mit einem oft von den akademischen Gesetzen merkwürdig freien Schönheitsgefühl. Er hat mit Constable die Freude an den Landschaften gemein, auf welchen der schwerste Weizen gedeiht, es ist in ihm noch so viel von der verständigen Naturanschauung der vorromantischen Zeit geblieben, daß er die „pittoreske" Schönheit nicht nur in wüsten Felsblöcken und Wasserfällen, sondern auch in der freien, fruchtbaren Weite der Ebene sieht. Noch sind freilich bei ihm diese Gegenden von einem Volk belebt, welchem nur lächelnde Idyllen beschieden zu sein scheinen, das selbst unter Thränen glücklich in seiner weichen Gefühlsseligkeit ist; noch ist der Anklang an Ludwig Richter, die gemeinsame germanische Kindlichkeit unverkennbar, noch ist ein Zug von absichtlicher Süßheit, von Schönmalerei in den Bildern, die nicht eine unmittelbare Wirkung auf die Nachlebenden gestatten, ein Zug von Gefälligkeit gegen den Zeitgeschmack — aber man würde dem liebenswürdigen Künstler sicher auch in Deutschland nicht die höchste Achtung versagt haben — hätte man ihn gekannt.

Aber wie er selbst und seine Söhne William und James Thomas Linnell, die gleich ihm gelegentlich sich mit geringerem Erfolg in der biblischen Geschichte versuchten, im Grunde nie über Sussex, Surrey und Wales hinauskamen, so ist in der ganzen an Varley sich anschließenden Landschafterschule die Heimatsliebe die eigentlich treibende Kraft. Sehr entschieden greift wieder die Provinz in das Getriebe ein und entringt wieder in mancher Beziehung London die Führung.

* * *

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann der westlich von den englischen Grafschaften liegende Teil Englands sich künstlerisch zu regen. Manchester, vor 1724 ein am Webstuhle fleißiges Dorf von 2400 Familien, hatte 1757 mit Salford 20000, 1801 schon 90000 Einwohner; Liverpool wuchs im achtzehnten Jahrhundert von 5000 auf etwa 80000 Einwohner, Birmingham von 15000 auf 74000, Sheffield, Nottingham, Leeds, Hull begannen sich zu regen. Es entstanden dort neue Werte, neuer Reichtum, die Nation begann sich geistig in Bewegung zu setzen zu jenem großen gewerblichen Kampfe, der durch die Kolonialpolitik, durch die Ausfuhr nach Indien und Amerika angeregt wurde und zur Eroberung auch fast ganz



David Cox: Die Heidemühle

Europas für englische Waren führte. Aus dem Ringen mit Napoleon I. kam die englische Industrie gestärkt hervor und begann nun erst recht für den Weltmarkt sich einzurichten. Ein nüchtern berechnendes, kühn unternehmendes Geschlecht von Großkaufleuten sammelte sich in jenen Städten, ein Geschlecht, welches über Tausende von Arbei-

durch die unvollkommene Nachbildung des Fremden das besondere Volkstum sich vordrängt, das in Crome allzu mächtig herausgeplatzt war. War dieser dem gebildeten Engländer zu englisch, so brachte jener die Freude, welche das Finden des Landsmanns im Auslande schafft. Die Völker erkennen ihre großen Männer und sich selbst in ihnen ja so oft erst dann, wenn sie an ihnen vorübergegangen sind!

Der Schwerpunkt des landschaftlichen Schaffens auf britischem Boden, wenigstens nach der Ansicht der „Gebildeten", lag damals in den London überflutenden Ausländern. Unter den Landschaftern stand in erster Reihe Francesco Zuccharelli (1702 bis 1788), dessen Bilder in England reißenden Absatz fanden, lustige, luftige Improvisationen von kräftiger Barockfarbe, für die man noch heute dort Sinn und Geld hat. Er wurde neben dem unbedeutenden Gascogner Dominic Serres († 1793), obgleich Ausländer, Mitglied der Akademie. Man muß darüber hinaus aber auch bedenken, daß ein Meister wie Antonio Canale (1697 bis 1768) in London längere Zeit lebte und malte, daß Bernardo Bellotto (1720 bis 1780) ihm dahin folgte, daß also die beiden ersten Meister des Silbertones in England wirkten, ehe Constable geboren wurde, daß mithin nicht nur Holland, sondern auch Venedig die Brücke von der alten zur jungen englischen Kunst bildete. Es ist dies um so mehr zu betonen, als die Engländer selbst es eifrig zu verschweigen bemüht sind.

Nicht minder waren Deutsche dort thätig. Philipp Jakob Lautherburg (1740 bis 1812) war zwar Elsässer von Geburt, aber mit seiner Vaterstadt französisch geworden, oder gehörte doch jener internationalen Künstlergesellschaft an, die in Paris ihren Mittelpunkt sah. Er malte farbigere, frischere Bilder, als man es in London damals gewohnt war. Oft erlangt er eine Kraft des Tones, die wie eine Vorahnung der romantischen Kunst erscheint. Johann Zoffany aus Frankfurt a. M. (1733 bis 1810), vorzugsweise Figurenmaler, folgte dem Zug seiner neuen Heimat, indem er nach Indien ging.

Aber auf den Gang der Dinge in der Akademie gewannen sie keinen Einfluß. Die meisten von diesen für die „Unsterblichkeit" berufenen Landschafter verdienten diese Wahl nur hinsichtlich ihrer gesetzmäßig geregelten Langenweile: Edmund Garvey († 1813) war ein Schüler eines wegen seiner Lufteffekte beachtenswerten Malers, Joseph Wright (1734 bis 1797), Wright of Derby nach seiner Heimat genannt. Dieser war zum Stilisten geworden, seit er 1773 nach Italien ging: der Vesuv hatte es ihm angethan. Etwas mehr ist Joseph Farrington (1747 bis 1821), dessen Schüler Constable wurde, um seine Lehre dann so schnell als möglich zu vergessen, dessen sichere Zeichnung und scharfe Beobachtung des zeichnerisch Eigenartigen aber doch den großen Einfluß erklärt, den er auf seine Genossen gewann. Hodges und Webber wurden 1791 Akademiker, 1791 folgte Francis Wheatley (1747 bis 1801), ein so außerordentlich beliebter Zeichner für Genrebilder, deren Stiche durch die ganze Welt gingen, und zugleich ein Landschafter, der stramm in der Schule aushielt. Dann wurde 1793 Sir Francis Bourgeois (1756 bis 1811) gewählt, den man für eine Leuchte der Kunst hielt, Schüler Lautherburgs, vielgereist, in Polen, später in England zum Hofmaler ernannt und geadelt; jetzt ist er gänzlich vergessen. Thomas Daniell (1749 bis 1840) folgte 1799, der Maler indischer Altertümer und englischer Ausgrabungen. Ein Rattenkönig von Mittelmäßigkeiten sammelte sich um die Hochschule des großen Geschmackes. Der Troß der Maler und Kunstfreunde hielt natürlich fest zu diesen Vorbildern. Sie waren ja die Maler der „interessanten" Gegenden, sie waren die Begleiter der das Reisen zur Modesache erhebenden englischen Welt, sie verbildlichten die Schilderungen der Dichter, sie erklärten die Entdeckungen der Geographen, sie unterstützten das Schaubedürfnis der Nation, welche im Begriff war, über die Erde sich zu verbreiten.

Die in London betriebene Landschaftsmalerei beschränkte sich fast ganz auf das Aquarell. Man beherrschte die an sich so leichte und armselige Kunstart der gefärbten Zeichnung genügend, um mit ihr dem Zug nach Sachlichkeit zu dienen, der die Briten stets auszeichnete. Das Aquarell schuf Gelegenheit zu schnellem Festhalten einer Ansicht. Da es künstlerisch wenig bot, konnte bei ihm der Gegenstand in gewünschter Weise

in den Vordergrund treten, war das zeichnerische Eingehen in die Einzelheit möglich, welches auch in der naturbeschreibenden Dichtung jener Zeit vorwiegt. Aber wie diese bald nach Inhalt und nach Empfindung suchte, wie nach Lessings Urteil „der männliche Pope auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung blickte“, seine frühere Schilderungssucht mit einem „Gastgebot auf lauter Brühen“ verglich, wie schon Horaz den Stümper daran erkannte, daß er, wo Empfindungen fehlen, in Schilderungen sich ergeht, so forderte man jetzt im Landschaftsbilde allgemein mehr Gegenstand als Darstellung, namentlich aber Darstellung einer bedeutenden Sache. Reynolds beklagt selbst an Rubens' Landschaften, daß sie Ansichten eines bestimmten Fleckchens Erde, einseitig Bildnisse eines solchen seien. Claude aber habe eine höhere Kunst: er stelle aus einer Fülle von Beobachtungen das Typische der Natur fest, er schaffe auch für die Landschaft den großen Stil, welcher die Kunst über die Naturnachahmung erhebe. Das heißt also: man komponierte entweder eine Landschaft oder schuf, wenn man das Bildnis einer besonderen Gegend aufnehmen wollte, diese zur typischen, verallgemeinerten Form um. Man idealisierte selbst die „topographische“ Ansicht und erlangte durch die Kraft der Idealisierung den Beifall der Zeit. Denn Idealisieren heißt, ein Bild der Vorstellung des betreffenden Gegenstandes nähern. Man schuf jede Landschaft im Bilde nach den Vorstellungen der klassisch Gebildeten in eine klassische um. Zu jedem anders Gebildeten sprechen aber andere Ideale. Wie sich die Vorstellungen der Nation änderten, erkannte man die Unsachlichkeit, den Mangel an Wirklichkeit in den einst als ideal gepriesenen Landschaften; selbst die für wissenschaftliche Zwecke damals gemachten Aufnahmen sind jetzt unbrauchbar: sie sind sachlich unwahr, weil sie schön sein sollten; die Bilder aber sind unschön, weil sie nicht wahr sind.

Die Akademiker waren keineswegs die einzigen, welche diese Kunst zu leisten vermochten. Aber es lohnt kaum, die Reihe der Landschafter zu nennen, aus welchen heraus sie keineswegs immer nach Maßstab ihrer künstlerischen Gaben gewählt wurden. Julius Cäsar Ibbetson (1759 bis 1817) hätte Anspruch auf die amtlich bestätigte Unsterblichkeit gehabt, wäre seine moralische Aufführung eine bessere gewesen. Seine Tierlandschaften hatten bei aller Anlehnung an Holland ein frischeres Gepräge; Sir George Howlard Beaumont (1753 bis 1827), seiner Zeit ein berühmter Sammler, einer der Gründer der National-Galerie, Maler von idealen Landschaften, die sich auf Dichterstellen beziehen und in welchen sich Dramen abspielen, zugleich ein Kritiker und Sammler aus der alten Schule, der Wilsons Ansichten ins neunzehnte Jahrhundert hinübertrug und um ihretwillen nach seinem Tode viel Spott erfuhr. Zu Lebzeiten schwieg dieser aus dem sehr triftigen Grund, daß Beaumont gut bei Kasse und kauflustig war. George Arnald (1763 bis 1841), Thomas Barker (1769 bis 1847), die vorzugsweise durch italienische Landschaften bekannten, William Marlow (1740 bis 1813), William Pars (1742 bis 1782), John Hamilton Mortimer (1741 bis 1779), der Bruder des Ästhetikers der Schule, des W. Gilpin, und Illustrator von dessen „Forest Scenery“, Sawrey Gilpin (1733 bis 1807), letztere vorzugsweise Aquarellisten, gehören hierher. Der bedeutendste unter den Idealisten aber dürfte John Robert Cozens (1752 bis 1799) gewesen sein. Er war der Sohn eines Malers, der sich rühmte, daß seine Mutter Kaiser Peter dem Großen, als er in Deptford den Schiffbau lernte, gefällig gewesen und sogar nach Rußland gefolgt sei. Früh zog ihn das fremde kaiserliche Blut in die Fremde. Die Campagna wurde seine malerische Heimat. Dort lernte er ruhigen Ton und große Zeichnung mit malerischer Kraft verbinden. Er hat etwas Schweres, Düsteres, ein tiefer, blauer Duft liegt über seinen Bildern, an denen die echt englische Auffassung des Südens sich bemerkenswert der sonst beliebten italienischen Auffassung Englands entgegenstellt. Manchmal erhebt sich die farbige Kraft bis zum Phantastischen. Es ist kein Wunder, daß dieser in der Schule fast einzige Kolorist die jüngeren Künstler kräftig anregte.

Mehr noch that dies Thomas Girtin (1775 bis 1802), dessen früher Tod den Anstieg zu großen Erfolgen abbrach. In seinen früheren Arbeiten steckt noch die akademische Zeichnung,

der Schokoladenton des alten Aquarells, die kindlich anmaßende Manier des „idealen“ Baumschlages. Nach und nach wird er bunt, tritt namentlich das Blau mehr hervor, das Braun, welches er Crome entlehnte, gewinnt an innerem Leben, die Gegenstände werden ernster beobachtet, der englische Baum, der so schön und so gesund ist, tritt in den Mittelpunkt der Beobachtung, die Stimmung erhält Eigenart, wird schärfer beobachtet, und beobachteter dargestellt. Das Aquarell wird bildmäßig, tieftönig, oft sogar schwer im Ton, die Farbe wird entschiedener, oft sogar hart. Er versteht die Sonne in breiten Massen festzuhalten, Luft in die Landschaft zu bringen.

Man hat Girtins frühen Tod dem wilden Londoner Leben zugeschrieben. Zweifellos gehörte er dem Kreise von Künstlern an, welche sich um George Morland (1763 bis 1804) in der Hauptstadt sammelten; Wildlinge, von welchen sich die vornehmen oder doch auf bürgerlichen Anstand haltenden Akademiker mit Entrüstung fernhielten. Denn in London war stets die Wohlanständigkeit eine unbedingte Vorstufe für den offiziellen Ruhm. Gegen Talentlosigkeit war die Akademie nachsichtig, nie aber gegen Verstöße wider die geheiligte Form!

Morland war ein Trunkenbold schlimmster Art, ein Gewohnheitssäufer, der von Stufe zu Stufe tiefer sank, ein Mensch ohne sittlichen Halt, das Opfer seines Lasters. Solange er die Kraft hatte, sich über Wasser zu halten, machte er großen Aufwand, war er auf den Rennen heimisch, trug er sich auffallend, spielte er bei rohen Sitten den feinen Herrn. Späterhin blieben nur die rohen Sitten: er wurde der Zechgenosse der Fuhrleute, der Freund der Kneipwirte, die sich mit seinen Bildern bezahlt machten. Er hatte den Witz des Trinkers und die Lustigkeit des Alkohols, er wußte auf Augenblicke für sich einzunehmen, bis der Trunk ihn den Verehrern seiner Kunst immer aufs neue entfremdete. Aber ein Zug war stark in Morland. Inmitten der nach französischer Bildung strebenden Gesellschaft, inmitten der Überfeinerung der Sitten, der Trennung der Nation in ein bettelhaftes Arbeitervolk und eine frischer Sinnlichkeit sich verschließende Vornehmheit, stellte er das breitspurig behäbige Altengland dar, zwar im Zerrbild, doch wenigstens in seiner Lustigkeit, zwar in rauhen, ja ekelhaften Zügen, doch aus einem unverbildeten Sinn für einfache Lebensgenüsse heraus. Nicht, wie die Engländer sich weismachen wollen, in der vornehmen Schule ihres Reynolds oder Lawrence liegt die Kraft ihrer Kunstentwickelung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo sonst von einer solchen kaum die Rede ist, sondern in dem gesunden Sinn der unakademisch schaffenden „kleinen Leute“, der Halbgebildeten, der aus bürgerlichem Mittelstand hervorgehenden und in diesem verweilenden Meister.

Morland ist der Künstler, der die Landschaft Cromes und Gainsboroughs in London heimisch machte. Jene hatten noch für Feinschmecker gemalt, und zwar für solche, denen die Leckerbissen des Idealismus überdrüssig geworden waren, die mit höchst verfeinerten Sinnen wieder zum Schwarzbrot griffen. Morland malte für die breite Menge der Londoner. Er malte London und seine Kneipen, die Umgebung, Londoner Menschen und Tiere. Er ging selten einmal weiter zur Stadt hinaus, als um ein paar Bäume neben dem Gasthaus zu finden. Die Landschaft war ihm Nebensache, er suchte das Volksleben. Aber nicht mit dem vornehmen Lächeln, welches Gainsborough noch hatte. Seine Bauern sind nicht ungeschliffene Edelsteine, sondern ebenso ausgelassene Rüpel, als wie er selbst einer war. Nicht im Gegenstand liegt der feinere Wert des Bildes — er war meist zu „niedrig“, um in die der Schönheit geweihten Räume der Akademie gelangen zu können —, sondern im Maler, der bei allem äußeren Verfall tief innen eine goldig durchsonnte Seele besaß, der ganz Künstler war und daher rein künstlerisch sah und schuf. Noch spielt die holländische Schule in seinen Arbeiten eine starke Rolle, Teniers und Ostade standen zu groß vor seinen Augen, als daß er sie hätte überwinden können, aber aus der malerischen Gebundenheit tritt hier zum erstenmal ein Londoner, in kräftigen und selbständigen Werten sich selbst darbietend, hervor. Er war auch der Anker, an den eine eigenartige Malerschule ihr Schiffchen festlegen konnte.

Morlands Schwager James Ward (1769 bis 1859) steht ihm nicht nur verwandtschaft-

lich nahe. Auch er ist vorzugsweise Tiermaler. Aber er erhob sich doch aus der Nachahmung der Niederländer zu der Absicht, sie



John Linnell: Die Windmühle.

zu übertreffen. Selbst Rubens fürchtete er nicht. Er hat in vielen Bildern eine Größe des Tones, eine Steigerung der farbigen Wirkung, die wohl nicht ganz Natur, sicher aber ein Beweis starken Künstlertums ist.

Unter der Londoner Jugend machte sich seit den achtziger Jahren nun meist ein frischerer Ton geltend. George Barret d. J. (1774 bis 1842) hielt sich zwar noch an die klassische Regel, Robert Hill (1769 bis 1844) fand schon bei manchem Süßlichen freiere, echtere Töne, Nicolas Pocock (1741 [?] bis 1821), William Sawrey Gilpin (1753 bis

1844), Richard Corbould (1757 bis 1831), John Thomas Serres (1759 bis 1825), Francis Swaine (1763 bis 1782) und viele andere mehr befriedigten das mit dem Wohlstand steigende Bedürfnis Englands an Kunstwerken.

Der eigentliche Mittelpunkt der Kunstbewegung in London war damals das Haus eines Dr. Monro. Hier fand sich Gilpin mit einer Reihe tüchtiger Mitstrebender zusammen. So die beiden Brüder John (1778 bis 1842) und Cornelius ([?] bis 1873) Varley, die sehr fein, manchmal wohl porzellanartig glatt und anmutig im Ton ihrer Aquarelle sind, aber mehr und mehr zur Tonmalerei hindrängten, so daß sich in ihren späteren Bildern das Gegenständliche fast ganz auflöst; sie malten bereits mit nassem, breitem Pinsel, bildmäßig, mit Benutzung des Papiers für das immer noch etwas dünne, weiße Licht. Zumeist legte Cornelius Varley zunächst über das Papier eine bräunliche Schicht, aus der er dann die Lichter herauskratzte, eine lange Zeit für England maßgebende Technik, mit der er manchmal eine sehr kräftige Wirkung erzielte. John Varley erwies sich vor allem als ein vortrefflicher Lehrer. Seine eigene, etwas hastige und oft mehr mit zusammengestoppelten Details als mit echtem Natursinn unterstützte Thätigkeit steht ganz erheblich an Bedeutung dem nach, was aus seiner Schule hervorging. Ja, es ist die in gleicher technischer Vollendung früher nie geübte Aquarellmalerei, welche zweifellos England aus der Herrschaft der klassischen Geister befreite. Die beiden Künstler, welche zumeist hierzu halfen, Turner und David Cox, sind freilich nicht gerade als Schüler aus dem Kreise des Dr. Monro zu bezeichnen — die Schüler blieben alle an die ältere Kunst mehr oder minder gebunden —, sie sind aber zweifellos von dorther durch Varley oder Girtin stark beeinflußt gewesen.

Eine ganze Reihe von Landschaften, die ihrer Zeit im hohen Grade genügten, gingen aber unmittelbar aus Dr. Monros schon ursprünglich durch Thomas Hearne (1744 bis 1817) zu einer farbigen Richtung gebrachten Schule hervor. Wohl der älteste Künstler aus dieser Schule ist Joshua Cristall (1767 bis 1847), noch ein Klassicist und als solcher hoch angesehen unter den Malern mit Wasserfarben, die ihn zum Vorsitzenden ihrer neu begründeten Gesellschaft ernannten. Neben ihm steht Henry Edridge (1768 bis 1821), der schon die Landschaft mehr unter dem Gesichtspunkte des Anmutigen auffaßte, mit herzlicher Freude die englischen unter großen Bäumen schlummernden Katen in ihrer malerischen Baufälligkeit darstellte. Thomas Girtins wurde schon gedacht. Auch er hat aus der schönen, lehrreichen Sammlung von Vorbildern, welche Monro seinen jungen Freunden zur Verfügung stellte, vielerlei gelernt und durch seine kühnen Luftwirkungen auf Varley und dessen Richtung eingewirkt. Um 1800 begann dieser dort die leitende Stellung einzunehmen. In Anthony Vandyke Copley Fielding (1787 bis 1850), François Louis Thomas Francia (1772 bis 1839), William Henry Hunt (1790 bis 1864), George Fennell Robson (1788 bis 1833), John Linnell (1792 bis 1882), William Turner (of Oxford, 1789 bis 1862), William Traies (1787 bis 1872), Samuel Palmer (1805 bis 1881) und vielen anderen kennt England eine Reihe seiner besten Künstler, welche ein halbes Jahrhundert hindurch ihm das Bewußtsein verliehen, in der Landschaft sich mit den Leistungen anderer Völker ruhig messen zu können, ja sie zu übertreffen.

In Fieldings Aquarellen findet sich ein köstlicher Reichtum des Tones, namentlich bei der Darstellung des Himmels: er leuchtet morgendlich in frischem Gelb auf, er ist von fast allzu dramatisch bewegten Sturmwolken oder mächtigen Gewitterballen belebt, er erscheint in rötlicher Abendglut. Das Meer ist nicht minder des Malers Gebiet, grünlich, lebendig bewegt, trägt es die kräftig sich abhebenden Schiffe. Wenn es sich um duftige Stimmung handelt, fällt der Maler freilich leicht in eine bunte Leere, kommt jener speckige Glanz hervor, der den Farbendrucken eigen ist. Das Kobalt als Aufklärer der Schatten, die gebrannte Terra di Siena als Bringer des warmen Sonnentones werden etwas zu viel angewendet. Es geht schon ein romantischer Zug durch die gern zu lebhafter Wirkung gesteigerten Bilder, der mehr und mehr zur Übertreibung der Stimmungswerte führt. Aber Fielding hatte die Weisheit, mit seiner Kunst

daheim zu bleiben, als Engländer England zu studieren und darzustellen. Und das giebt



John Glover: Landschaft.

ihm eine gewisse innere Festigkeit, eine anheimelnde Sicherheit, die, wenn auch zur Manier fortgebildet, seinen Bildern einen Ton von Herzlichkeit bewahrt. Ihm steht Robson nahe, bei dem die Romantik oft schon deutlicher hervortritt, nicht nur in der Staffage, sondern in der Neigung für starke, packende Wirkungen. Auch Francia bewegt

sich in ähnlicher Richtung. Er ist von Haus aus Franzose, kam früh nach London, lebte aber von 1816 an in Calais als eine bemerkenswerte Mittelperson für die sich enger verknüpfenden künstlerischen Bestrebungen beider Länder. Wir werden den eigentlichen Zwischenträger, Bonington, als ihm nahe stehend kennen lernen. Die Brüder Chalon, John James (1778 bis 1854) und Alfred Edward († 1860), Genfer von Geburt, gehören auch hierher, der erstere Landschafter, doch fast mehr ein beliebter Lehrer, der zweite mehr als Figurenmaler thätig. Die Chalon hatten die gleiche auf kräftige, farbige Wirkung hinweisende Richtung wie Fielding.

Weicher, sinniger, empfundener gestaltet sich Linnells Kunst, die sich in der Landschaft — er malte auch viel Bildnisse — durch sorgfältige Ausführung und Liebe für die kleinste Einzelheit auszeichnete. Der große Zug Linnells liegt wieder in der Behandlung der Lüfte. Er läßt über seine weit hingestreckten Gegenden prächtige Wolken ziehen, er verliebt sich in die abendlich roten „Schäfchen", welche den Sommerhimmel beleben, er vertieft sich in das, was an der englischen Landschaft das Schönste ist, in das wunderbare Spiel des Lichts in der feuchten Luft. „Er umkleidet die irdischen Dinge mit den sanften runden Formen der Luft," sagte ein englischer Kritiker, als 1875 eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet wurde, das französische »entouré de l'air«, das Schlagwort der Schule von Barbizon, umschreibend. Man hat ihn darum mit Corot verglichen, man hat andererseits seine Kunst Manier genannt. Aber es ist eine solche, welche so viel Weite, so viel Kühnheit in der Farbe und Sachlichkeit im Ton hat, daß man sie wohl im Genuß der Werke vergessen darf. Linnell strebt nicht so stark auf Linie, er zeichnet weniger als seine Kunstgenossen, er will die Stimmung erkennen und im Bilde festhalten. Dabei ist er ganz englisch. Er malt nicht klassische Bergumrisse und sich systematisch in Tönen abstufende Coulissen, sondern seine fruchtbare Heimat, mit einem oft von den akademischen Gesetzen merkwürdig freien Schönheitsgefühl. Er hat mit Constable die Freude an den Landschaften gemein, auf welchen der schwerste Weizen gedeiht, es ist in ihm noch so viel von der verständigen Naturanschauung der vorromantischen Zeit geblieben, daß er die „pittoreske" Schönheit nicht nur in wüsten Felsblöcken und Wasserfällen, sondern auch in der freien, fruchtbaren Weite der Ebene sieht. Noch sind freilich bei ihm diese Gegenden von einem Volk belebt, welchem nur lächelnde Idyllen beschieden zu sein scheinen, das selbst unter Thränen glücklich in seiner weichen Gefühlsseligkeit ist; noch ist der Anklang an Ludwig Richter, die gemeinsame germanische Kindtichkeit unverkennbar, noch ist ein Zug von absichtlicher Süßheit, von Schönmalerei in den Bildern, die nicht eine unmittelbare Wirkung auf die Nachlebenden gestatten, ein Zug von Gefälligkeit gegen den Zeitgeschmack — aber man würde dem liebenswürdigen Künstler sicher auch in Deutschland nicht die höchste Achtung versagt haben — hätte man ihn gekannt.

Aber wie er selbst und seine Söhne William und James Thomas Linnell, die gleich ihm gelegentlich sich mit geringerem Erfolg in der biblischen Geschichte versuchten, im Grunde nie über Sussex, Surrey und Wales hinauskamen, so ist in der ganzen an Varley sich anschließenden Landschafterschule die Heimatsliebe die eigentlich treibende Kraft. Sehr entschieden greift wieder die Provinz in das Getriebe ein und entringt wieder in mancher Beziehung London die Führung.

* * *

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann der westlich von den englischen Grafschaften liegende Teil Englands sich künstlerisch zu regen. Manchester, vor 1724 ein am Webstuhle steißiges Dorf von 2400 Familien, hatte 1757 mit Salford 20000, 1801 schon 90000 Einwohner; Liverpool wuchs im achtzehnten Jahrhundert von 5000 auf etwa 80000 Einwohner, Birmingham von 15000 auf 74000, Sheffield, Nottingham, Leeds, Hull begannen sich zu regen. Es entstanden dort neue Werte, neuer Reichtum, die Nation begann sich geistig in Bewegung zu setzen zu jenem großen gewerblichen Kampfe, der durch die Kolonialpolitik, durch die Ausfuhr nach Indien und Amerika angeregt wurde und zur Eroberung auch fast ganz



David Cox: Die Heidemühle

Europas für englische Waren führte. Aus dem Ringen mit Napoleon I. kam die englische Industrie gestärkt hervor und begann nun erst recht für den Weltmarkt sich einzurichten. Ein nüchtern berechnendes, kühn unternehmendes Geschlecht von Großkaufleuten sammelte sich in jenen Städten, ein Geschlecht, welches über Tausende von Arbei-

tern zu verfügen lernte und mehr noch als durch diese, durch die Herrschaft über die Naturkräfte, durch den Dampf Reichtum auf Reichtum sammelte; freilich ein künstlerisch ungebildetes Geschlecht. Es wurde wenig Ästhetik in den Fabrikstädten studiert, man frug wenig nach den gerade damals gültigen „ewigen“ Gesetzen des Schönen. Man kaufte, was gefiel, und es gefiel, was Bekanntes bot. Aus den dampfenden Städten sehnte man sich ins Freie, nicht nach Neapel oder ins Berner Oberland, sondern nach den Höhenzügen der Umgegend, über deren waldige Rücken frischer Seewind strich.

Einer der frühesten Künstler aus jenen englischen Gegenden war John Glover (1767 bis 1849), ein Bauernsohn aus Leicester, der erst 1805 als fertiger Künstler nach London, später nach Paris und endlich 1831 nach Van Diemensland ging. Glover ist stets sein Fleiß im Studium der Natur nachgerühmt worden. Namentlich in seinen frischen, lebhaft getönten Aquarellen spricht sich dies aus. Er stellt sich in diesen große Aufgaben, schildert reiche Landschaften mit fleißig beobachteten Einzelheiten. Schon spricht das romantische Naturempfinden vielfach aus den Bildern hervor. Aber es ist eine kräftige Romantik, nicht die der Thränen und des Entsagens. Er sucht die Farbenwirkung mächtig zu steigern, manchmal über sein Können hinaus, scheut sich nicht, Deckfarbe zur Verstärkung der Wirkung ins Aquarell zu bringen. In seinen Ölbildern ist er feiner, vorsichtiger, glätter.

Seinem Wege folgte bald ein größerer aus dem Kreise Varleys: David Cox (1783 bis 1859), der Sohn eines Birminghamer Schmiedes. Wenn man in raschem Überblick Cox kennen lernen wollte, so bot die Ausstellung in Manchester 1887 die beste Gelegenheit. Auch das Museum seiner Vaterstadt hat einen reichen Besitz. Man findet in ihm einen feinsinnigen Beobachter der ihm heimischen Natur, einen durchaus selbständigen Mann, der in der Zeit, in welcher er in London sich von Malunterricht nährte, der Akademie und ihrem Schulwesen sich weislich fern hielt, und sobald er konnte, London wieder den Rücken kehrte. In den sechsunddreißig Aquarellen, die sich in Manchester befanden, durchschreitet er das ganze Land mit seinem allzeit fertigen und sicheren Pinsel: er liebt es, die Dunkel des Waldes zu malen, die weiten Felder, die englischen Hügel, die Berglehnen bis hinauf nach Wales, wo er Bettws-y-Coed, den Lieblingsort der britischen Landschaftsmaler, mit Eifer sich anzueignen strebt: Vieh und Häuser, Meer und Wolken, Schlösser und Dünen — was Cox sieht, weiß er auch mit breiter Frische wiederzugeben. Er malt den warmen Sommerabend und die Frühlingskämpfe, die wehenden Wolken und das rauschende, aufblitzende Laub; er malt sie in vollen, saftigen, flockigen Tönen, ohne Tüftelei und doch klar und eindringlich. Er steht dabei an Vielseitigkeit der Naturbeobachtung seinem großen Zeitgenossen Turner nicht nach, er ist ihm an innerer Abgeglichenheit, an klarer Erkenntnis des Erreichbaren sogar entschieden überlegen, wenn ihm gleich das Siegel ausgesprochenen Malergeistes nicht so deutlich auf die Stirn gedrückt ist. Die Tüchtigkeit eines echten Handwerkers befähigte ihn, in rascher Folge Bild auf Bild zu schaffen, das auf uns wirkt wie treffliches Brot: nicht anregend, nicht reizend, aber eine immer willkommene Kost bietend, eine Kost, die nach den gewaltigen Preisen, welche Cox' Bilder jetzt ergeben — 1872 über 72000 Mark für ein Aquarell, welches einst etwa 1000 Mark kostete —, noch heute für seine Landsleute unverminderten Wert besitzt.

Der dritte in der Reihe ist Peter de Wint (1784 bis 1849), von holländischen Eltern in der Grafschaft Stafford geboren, der zwar bald nach London zog, aber sein Leben lang zwischen Hull und Nottingham im Hügelgelände von Lincoln seine Vorwürfe sich suchte: grüne Wiesen und Kornfelder, über welche die Wolkenschatten ziehen, Heuschober und arbeitendes Volk, auf denen ein warmer Sonnenton sich ausbreitet, aber auch den Schneesturm, der über die Ebene pfeift, die ragenden Bauten des Landes — fast in gleicher Vielseitigkeit wie Cox. Es ist zwar nie das volle Saftgrün der Wiesen, das beide malen, es kommt nicht jede Farbe ganz so glänzend heraus, wie sie beabsichtigt war, es werden die kalten Töne noch mit Absicht als unmalerisch und der Bildwirkung schädlich vermieden, aber durch ihre Bilder geht

ein so echt künstlerisches Gefühl, sie haben so ganz die Inhaltlichkeit der alten „Topographen“ über Bord geworfen, sie sind so prächtig unbefangen und Zeugnisse einer so warmen, echten Naturliebe, daß mit Recht die beiden Maler in der Achtung der Nation immer höher steigen, obgleich ihre Schüler nun wieder durch Meister einer neuen Kunstart verdrängt sind.

Nicht ganz so glücklich sind sie im Ölbild: aber de Wint erlangt hier doch in den englischen Baumlandschaften manchmal eine Wucht, in den Fernblicken in das hügelige Land eine Tiefe der Perspektive, in der Luft eine Tonfeinheit, die erstaunlich sind: da ist etwas, was an die großen französischen Landschafter mahnt, eine ganz auf die Wiedergabe des Eindruckes berechnete Malerei und dabei eine solche, welche ganz erfüllt ist von der Schönheit der englischen, warm gefärbten, tonreichen Natur.

Die Zahl jener als »local artists« nur widerwillig von der Londoner Kritik anerkannter, meist in Aquarell arbeitender Künstler ist keine geringe. In Oxford hatte ein vierter Varley-Schüler seinen Sitz, William Turner, meist zum Unterschied von seinem größeren Namensvetter Turner von Oxford genannt, gleich den vorigen vorzugsweise Aquarellist. Seine Arbeiten sind sehr durchgebildet, trotz der Vorliebe für die blauen Halbtöne, welche der englischen Luftfeuchtigkeit entspringen. Oft geht freilich über die Einzelheiten das Ganze an Wirkung zurück, überwiegt die Vielheit über die Einheit. Aber es giebt doch manche schöne, weite Ausblicke, mit großem Sinn und kräftiger Hand erfassende Landschaften von ihm, die dem de Wint an Feinheit der Beobachtung der wechselnden Luft gleichen.

Es reihen sich hier noch zahlreiche andere Künstler an, welche diese echt englische Schule in die Breite trugen. Unter den Aquarellisten waren sie besonders zahlreich vertreten, weil diese sich von jenen akademischen Einflüssen freier hielten, die auf das klassische Italien hinwiesen. So ist William Havell (1782 bis 1857) ein Engländer gewesen, der England für seine Bewohner in stimmungsvollen, tieffarbigen Bildern von schönem, sicherem Halbton und trefflicher Darstellung des Waldes malte, bis ihn ein Lord mit nach China nahm; hat Miß Anne Frances Byrne (1775 bis 1837) redlich empfundene, wenngleich technisch nicht immer reife Arbeiten geschaffen; behauptet Samuel Jackson (1795 [?] bis 1870) mit Ehren seine Stellung zwischen Glover und de Wint; müht sich Francis Nicholson (1753 bis 1844), aus der alten Manier und dem allzu großen Thema zu einer mehr malerischen Naturbeobachtung zu kommen; wirkt Paul Sandby Munn (1773 bis 1845) als Landschafter und mehr noch als Lehrer des Francis Stevens (von Exeter, 1781 bis [?]), eines der feinsten unter den Provinzmalern. Benjamin Barker (1776 bis 1838), der im Southkensingtonmuseum ein herrliches Blatt hat; James Bayres (1766 bis 1837), in dessen trefflichen Nachtbildern der Tiefton die hervortretende Manier doch nicht ganz zu decken vermag; John Thirtle (1774 bis 1839), einer aus dem Norwicher Kreise, dessen Braun er auch nicht verleugnet; Samuel Owen (1768 bis 1857), ein mit ziemlich kalten und bunten Tönen arbeitender Sammler, und mancher andere haben in gleichen Bahnen Achtenswertes geleistet.

Man thäte einem Maler wie Frederick Richard Lee (1799 bis 1879), der so feine, liebenswürdige englische Landschaften schuf, die Dünen und die Wandel der Stimmungen am Himmel, das offene Land und die Bäume so stimmungsvoll zu malen wußte, vielleicht unrecht, wollte man seinen Namen nur dieser Liste beifügen. Aber auch er bildet nicht einen Abschnitt in der Kunst, sondern ist nur ein Beweis für den hohen Stand des mittleren Könnens. Ähnlich steht es um M. Exton Lee (1799 bis 1879 [?]), um Richard Barret Davies (1782 bis 1854), den Iren James A. O'Connor (1793 bis 1841), der freundliche Ausblicke in etwas blühenden Tönen darstellte, um William Trayes (1787 bis 1872), den Claude von Devon — es gab damals in jeder Grafschaft einen Claude, und das war eben das Schlimme —! Auf Francis Danby (1793 bis 1861) und James Holland (1800 bis 1870) wird noch zurückzukommen sein. Bei allen diesen werden mit den Jahren im Ölbilde die Farben trockener, die Lüfte gelber, die Lasuren glasiger als im Aquarell, das sie meist selbst mit größerem Geschick

übten. Die klassischen Vorbilder drückten hier auf sie.

Der größte aus dieser Künstlerreihe und ihr eigentlicher Führer ist aber Augustus Wall Callcott (1779 bis 1844). Er war der erste Landschafter, der in England selbst geadelt wurde, er machte diese „niedere Kunst“ erst hoffähig. In London geboren, als Sohn einer Musikerfamilie von Ansehen, hoch gebildet, wurde er erst Maler, nachdem er sich in der Kunst seines Hauses versucht hatte. Sein Streben ging darauf hin, Figurenmaler zu werden. Und es blieb ein „Raphael mit der Fornarina“ das Werk, welches er — nicht ganz mit Unrecht — unter seinen Arbeiten am höchsten stellte. Er war ein verständig lebender, zurückhaltender Mann, der nicht leicht jemanden in seine Werkstätte eindringen ließ, ein Staatsbürger von durchaus reinen Sitten und glücklich mit der Tochter eines Admirals verheiratet, die über Kunst schriftstellerte. Um ihn breitete sich die Ruhe der Bildung und Vornehmheit; und diese zog auch in seine Bilder ein.

Wir haben es hier mit seinen Landschaften zu thun. In diesen offenbart sich das völlig ausgeglichene Wesen des Mannes. Er arbeitete langsam, aber seine Bilder sind »finished«, vollendet, wenn man darunter versteht: zum vollen Ende gebracht. Nie ist der Sturm der Leidenschaft in sie hineingebrochen, sie sind wohlgesetzte Loblieder auf die Milde und Freundlichkeit der englischen Luft. Jede Herbheit fehlt, jeder harte Gegensatz ist vermieden. Der Goldton der Niederländer, die etwas glasige, durch wenige bunte Flecke gehobene Farbe, die Glätte des Auftrages ist allen seinen Bildern gleichmäßig eigen. Nur in den späteren Jahren malt er „mit dem Silberpinsel“, kälter. Aber er wahrt sich die Feinheit des Vortrages, der Abstufung in den Halbtönen, den heiteren Glanz des Lichtes. Seine Vorliebe galt dem Wasser. Aber bei diesem reizte ihn nicht die Bewegung, sondern die Spiegelung. Das Wasser verdoppelte, verbreiterte ihm die Lichtmasse. Und dieses Licht erhellt das Bild gleichmäßig, bringt auch den nebensächlichsten Gegenstand zum vollen Ausdruck, zeigt ihn als eifrig beobachtet, eifrig dargestellt. Callcott gehörte nicht mehr zu den Malern, welche der Landschafter W. J. Müller »the tree-in-the-corner-men« nannte. Seine Kompositionen sind frei und schlicht, scheinbar unbeabsichtigt, doch wohl abgewogen. Die mit Vorliebe behandelte, oft stark hervortretende Staffage giebt ihm Mittel an die Hand, den landschaftlichen Werten in geistiger und malerischer Beziehung Massen an beliebiger Stelle entgegenzusetzen.

Man wird Callcotts Bilder stets mit Freude sehen. Sie sind wie zum Schmuck des Zimmers geschaffen: angenehme, heitere Freunde von bescheidenen, guten Sitten. Am vornehmsten sind die frühesten Darstellungen Englands, seine tief gestimmte Farbenkompositionen von vorsichtiger Abwägung der Töne. Die italienischen Bilder, entstanden nach einer Reise im Jahre 1827, entbehren der Frische. Sie sind sehr fein in den Tönen, aber oft von fast gläserner Durchsichtigkeit, namentlich in den Fernen nach strengem Gesetz aufgebaut, wirken manchmal fast wie Rückfälle auf Wilson. Man kann sehr wohl begreifen, daß den Zeitgenossen dieser klassische Zug als höchste Kunst galt, als ein Zusammenfassen und mithin als Übertreffen dessen, was Holland und Italien jemals in der Landschafterei geleistet haben. Heute wird zwar niemand Callcott die Achtung versagen, ein tüchtiger Meister gewesen zu sein. Aber der kunstgeschichtlichen Betrachtung bietet er nur noch bescheidenen Stoff, er schält sich nicht entschieden genug aus der Menge der Gleichstrebenden heraus, er ist nicht genug ein harter, scharf umrissener Fels von dämmender Widerstandskraft, um in dem Fluß der Erscheinungen ein Aufsprudeln der Wellen zu bewirken.

Um ihn stand wieder eine Reihe von Künstlern, welche ihrer Zeit die Nation glauben machen halfen, sie stände auf einer unübersteigbaren Höhe des Schaffens. Und wirklich war der mittlere Stand des Könnens ganz mächtig gesteigert. Es wurde in den ersten Jahrzehnten alljährlich zur Akademieausstellung eine Reihe von Bildern gebracht, die sich dauernd behaupten werden; daß sie noch heute, nach siebzig Jahren, beliebt und geschätzt sind, giebt hierfür eine gewisse Sicherheit. Wieviel erhielt sich von dem, was zwischen 1810 und 1820 in Deutschland, Frankreich und Italien geschaffen wurde?

Nicht so sehr eine bedeutende, als eine ungewöhnlich liebenswürdige Künstlererscheinung ist William Collins (1788 bis 1847). Es ist gewiß nicht ohne einschneidende Bedeutung für diesen Künstler irischer Abstammung gewesen, daß er, anfangs Maler von sehr weichherzig empfundenen Rührscenen, 1815 unter den Einfluß des Norfolker James Stark kam. Man muß sein Hauptbild der ersten Zeit, „Der Verkauf des Lieblingsschafes“, mit Späterem vergleichen. Man habe Kinder vor jenem Bilde, auf dem der Metzger das Schaf entführt, weinen sehen, sagt eine gleichzeitige Kritik. Es sei höchst pathetisch, von unwiderstehlicher Wirkung, ein beredtes Zeugnis veredelter Moral. Gegenüber diesem hohen Lobe ethischer Art erntet Collins mit seinen späteren Arbeiten, meist Küstenscenen aus der Grafschaft Norfolk, für den Künstler wohl wertvollere Anerkennung für die malerischen Vorzüge. „Fischers Abschied“, „Ländliche Gastfreundschaft“, „Sonntag-Morgen“ sind Bilder, die etwa mit jenen der Düsseldorfer Schule auf gleicher Stufe stehen. Oft glaubt der deutsche Kunstfreund den Landsmann Rudolf Jordan in ihnen wiederzufinden. Auch an die feine, sinnige Weise, an den leicht und freundlich scherzenden, warmherzigen Ton Ludwig Richters wird man vielfach gemahnt. Collins folgte aber nicht dem Beispiel dieser Deutschen, sondern er geht ihnen zeitlich voraus. Er hat mit seinen Kunstgenossen namentlich auf die Düsseldorfer einen starken Einfluß ausgeübt, denen er in der Gedankenrichtung eng verwandt war: das Erzählende, Neckische, etwas überlegen aber doch gutmütig Lächelnde seiner Menschendarstellung war jenen ganz nach dem Sinn. „Glücklich wie ein König“ — ein Junge, der auf einem Gitterthore sitzt, welches von seinen Gespielen auf und zu geschlagen wird, das giebt ein so heiteres, sonniges Bild und eine so treffliche Landschaft von urenglischem Grundwesen, daß man wohl die Begeisterung großer und kleiner Leute für dieses vielfach nachgebildete Werk versteht. Wie aber Collins sein eigentliches Gebiet und namentlich wie er



David Cox: Hafen von Calais.

England verläßt, erscheint er entwurzelt, ratlos. Eine Reise nach Paris 1817 ließ ihn noch unberührt, außer daß seine Farbe noch etwas holländisch gläserner wurde. Eine zweite nach Italien 1837 und 1838 brachte ihn aus der Fassung. In Rom verlor er sich selbst. Seine klassisch komponierten, ledersarbenen Landschaften aus Italien sind so akademisch trocken wie jene des Callcott. Und selbst bei seinem Versuch, sich wieder in England malerisch einzuleben, fand er die alte Frische nicht wieder: ein Künstler mehr, verdorben zu Rom!

Neben ihm genoß als Seemaler William Clarkson Stanfield (1793 bis 1867) mit Recht einen weitverbreiteten Ruhm. Von Haus aus war er ein Seemann aus Sunderland, dessen beste Bilder die englische Heimat und die Nordküste von Frankreich darstellen, Werke, die an die Bilder aus Andreas Achenbachs Jugend mahnen. Man hat ihn neben dem jüngeren Cooke für Englands größten Seemaler erklärt, und gewiß ist die Frische seiner Auffassung, der festliche Glanz, namentlich in seiner Darstellung der stillen See, von sehr hohem Wert. Aber uns Nachlebenden ist doch die Anlehnung an die Holländer allzu deutlich: es ist Van de Velde in einer zweiten, durch modernes Naturempfinden bereicherten, aber in der Unmittelbarkeit des Tones beeinträchtigten Auflage, eine höchst achtbare und den Beschauer mit stillem Behagen erfüllende Kunst, nicht aber eine solche, welche in die Welt neue malerische Werte einfügte. Stanfields Dasein war zu eng mit der Schiffahrt verknüpft, als daß er dem Zug seines Volkes in die Ferne nicht gern gefolgt sei. Nachdem er sich genug gethan an der Verherrlichung der Thaten Nelsons und seiner Flotte, nachdem er die englische Malerei auf den von ihr stets mit neuem Eifer dargestellten einsamen, von prächtiger Kirche bekrönten Mont St. Michel bei St. Malo malerisch hingewiesen, suchte auch er das Mittelmeer auf, vertiefte sich in die Schönheiten Neapels und Venedigs, Vietris und Comos, um auch hier über eine in feinen Düften und einem warmen Ockerton schwärmende Gegenständlichkeit nicht hinauszukommen. Eine gewisse Gefallsüchtigkeit des Tones, ein dem Beschauer schmeichelnder Glanz liegt auf seinen Bildern, in denen die Genauigkeit der Wiedergabe des Ortes, die bildnisartige Wahrheit neben der durch oft recht durchsichtige Kompositionsmittel gesteigerten Wirkung bei den Zeitgenossen den Eindruck höchster Vollendung erweckte. Auch sein ältester Sohn George Clarkson Stanfield (1828 [?] bis 1878) bewegte sich in gleicher Richtung. Auch er erwarb dadurch noch akademische Würden, wie sein Vater. Das harte Urteil, welches kurz nach seinem Tode über ihn gefällt wurde, ist berechtigt: bloß der Schatten von seines Vaters Mantel fiel auf des Sohnes Schultern. Er malte wie sein Vater, aber er war nicht wie dieser.

All diese Künstler stehen unverkennbar auf den Schultern Cromes und Constables. Der Weg war gewiesen, sie wanderten ihn in stetiger Entwickelung fort. Aber das Ziel war auch festgestellt. Es war ein Wandern in umschlossenem Gebiet. Der Zaun mußte aufs neue überstiegen werden, welcher den Garten der Schönheit umzog, auch die mehr und mehr erweiterte akademische Regel mußte endgültig durchbrochen werden.

* * *

Aus dem Kreise des Dr. Monro ging der Erretter hervor, der Londoner, welcher den Zopf der Akademie brach und sie durch die Kraft seiner Künstlerschaft zwang, den neuen Bahnen freies Feld zu geben: Joseph Mallord William Turner (1775 bis 1851). Er zerschlug die Schulüberlieferung. Es war ihm dies aber nur dadurch möglich, daß er sie nie kennen gelernt hatte. Zwar hat er eine Zeit lang an der Akademie gearbeitet, aber er ist nicht eigentlich als deren Schüler zu betrachten. Der Sohn eines kleinen Barbiers, hat ihn nicht Lehre, sondern der innere Drang zur künstlerischen Bethätigung, zum Künstler gemacht. Und er wurde ein so großer Maler, daß die Akademie sich ihm nicht verschließen konnte, obgleich man zu seinem gesellschaftlichen Tone arg den Kopf schüttelte. Hier war einmal die Künstlerschaft so groß, daß sie den Mangel an Wohlanständigkeit zu übersehen zwang. 1799 wurde er Associate, 1802 Mitglied. Erst 1829 folgte ihm Constable in dieser Würde.

Turners Charakter hat die englischen Kunstfreunde stets besonders lebhaft beschäf-

tigt. Es gehört zu den grundlegenden Sätzen der Kunstanschauung, selbst des neueren Ästhetikers Ruskin, daß nur aus einer großen Künstlerseele große Kunst geboren werden könne, daß die Kunst inhaltlicher Werte bedürfe, um geistig bedeutsam zu sein, und daß nur ein tugendhafter, geistig bedeutender Mensch diesen Inhalt geben kann. Unter einer geistigen Bedeutung hat uns aber das achtzehnte Jahrhundert gelehrt, fast ausschließlich eine solche zu verstehen, deren Werte in Worten sich ausdrücken lassen. Andere als litterarisch faßbare Größe zu würdigen, hatte man völlig verlernt. Geistreich sein, hieß viel gedacht oder gesprochen und viel Lesenswertes erzeugt zu haben. Dem nun genügte der Mann selbst wenig. Seine kleine untersetzte Gestalt mit schwerem Kopf, seine große Judennase zwischen blitzenden, scheuen Augen, sein schmutziger, verwahrloster Anzug erweckten im Lande der »Respectability« Bedenken. Er besaß vor allem nichts von jenen Formen, auf welche England so stolz ist! Turner erweckte dem echten Gentleman geradezu Abscheu, der eher ein Verbrechen als ein Vergehen gegen die gute Form erträgt. Das borstige Wesen des Malers regte endlose Gespräche an, ob es dem höheren Geiste gestattet sei, sich über die Regel des guten Tones zu erheben. Bei allen echten Briten brauchte es hierüber keiner besonderen Entscheidung: die Form ist für sie der Kern und Inhalt alles geselligen Daseins. Wer sich außer dieser stellt, gehört nicht in diese Welt. Der formlose Londoner Kleinbürger, welcher seine Sonntage in Gesellschaft von Matrosen verzechte, statt in die Kirche zu gehen und nur verstohlen seinen Whisky zu trinken, der widerhaarige Junggeselle, welcher den über seine Haushälterinnen empörten Tugendbolden nicht gestattete, sich in seinem Hause in sittlich entrüsteter Neugier umzuschauen, der reich gewordene Künstler, der fest auf seinem Geld saß und nicht mit zahlte, wenn ein Essen zu idealen Zwecken oder eine Wohlthätigkeitskomödie angerichtet wurden, der Mann, der nicht richtig und nicht einmal fließend sprechen, geschweige denn schreiben konnte, der keine Bücher las, als etwa die Metamorphosen des Ovid — eine für Junggesellen immerhin bedenkliche Lektüre —, der daher auch dem Umgang mit „Gebildeten“ den mit der Natur und der Natur Näherstehenden vorzog — kurz, dieses keineswegs zum Vorstellen im Kreis kunstliebender Damen geeignete Rauhbein kann die englische Kritik noch heute nicht verwinden.

Wenn Ruskin ihn und sein Werk immer als den höchsten Gedanken geweiht für sich und seine Kunstlehre zu erobern strebt, so legen die anderen meist mit mehr Recht gegen ihn seine trockene Geschäftsmäßigkeit und den Hohn ins Gewicht, mit dem er selbst die behandelte, welche seine Kunst begeisterte. Was Ruskin auch für ihn that, er paßte eben seinem ganzen Wesen nach nicht zum Geistesheros. Ruskin erklärt das erste Blatt von Turners »Liber studiorum«: „Tyrus bei Sonnenuntergang, mit dem Raub der Europa, verkündet im Merkbilde den Niedergang Europas durch jenen von Tyrus, erläutert, wie dessen Schönheit sich verflüchtet in Schrecken und Gericht. Denn Europa ist die Mutter des Minos und Rhadamanthus!“

Aber Turner selbst sagt: es stellt das Blatt dar Proben verschiedener Landschaftsarten: Geschichtliche, Berglandschaften, Hirten-, See-, Architekturbilder. Das klingt freilich viel nüchterner, minder beziehungs- und geistreich. Es ist eben sehr zweifelhaft, ob Turner, als er das Bild malte, je etwas von Minos und Rhadamanthus gehört hatte!

Da haben denn Ruskins Gegner gut lachen und ihn in der Schilderung von Turners Wesen leerer Schönrednerei zu zeihen. Es bleibt aber doch etwas an der begeisterten Kritik, was jene nicht beseitigen können und wollen. Die Meister dieser fühlen sich doch als Ruskins Schüler, und gerade Turner gegenüber am stärksten. Hier hat eben ein starker Mann in einem anderen die Stärke erkannt. Er hat ihn zu verstehen geglaubt, indem er ihm die eigenen Kräfte andichtete. Ruskin sah in Turner zunächst sich selbst in verdoppelter, erweiterter Gestalt. Es schwand dabei alles Turnersche immer mehr aus dem Mischbilde. Zuletzt wurde Turner und sein Werk nur die Unterlage für Ruskins kühnen Gedankenflug. Der Kritiker schuf sich seinen eigenen Turner in der Phantasie, denn er war zugleich Dichter, ein leidenschaftlicher Denker, das heißt ein solcher, der mit dem Herzen mehr als mit dem Hirn denkt. Tur-

ner wurde für ihn fast zur unendlichen Natur, er sah alles in ihm und durch ihn, was die Welt nur bot, denn er suchte im Künstler den Erklärer aller schönheitlichen und bedeutungsvollen Gaben der Welt. Turner bot ihm dies, und Ruskin bereitete ihm dafür bei seiner Nation das vollste, tiefste, dauerndste Verständnis, obgleich diese den Maler selbst mißachtete. Er zwang selbst dem Widerstrebendsten Achtung vor dem Künstler auf, dessen koloristische „Verrücktheiten" ein deutscher Professor auf eine krankhafte Bildung des Auges zurückführen zu müssen glaubte; er zwang selbst den Unwilligen unter Turners Landsleuten, nicht verschweigen zu dürfen, daß der Maler bis in seine letzten Tage, wie viele Skizzen beweisen, richtig sah, also jene für krankhaft gehaltene Farbe schaffen wollte. Er vermittelte das Verständnis der Nation für Turner, indem er dessen Werk mit der zeitgenössischen Kunstanschauung versöhnte. Und so revolutionär sich Ruskin gebärdete, der Maler übertraf ihn an Neuheit seiner Formenwelt.

Früh ist Turner Akademiker geworden, früh sogar Professor der Perspektive, die er selbst nie systematisch zu erlernen vermochte und von der er noch in seinem Alter sagte, daß er sie selbst nie recht begriffen habe. Aber der Ehrentitel änderte den Mann nicht. Seine gewaltige Bedeutung für England besteht darin, daß er an Stelle des Reynoldsschen Klassicismus und der ästhetischen Regel einen Menschen, einen ganzen Künstler setzte. Freilich dem Äußeren nach einen „schäbigen Bacchus", freilich keinen so fein gebildeten Akademieredner, freilich keinen Mann der sorgfältig die Bedeutung abwägenden Wahl des Gegenstandes, keinen Vertreter des in litterarischen Erinnerungen an vergangene große Zeiten lebenden England — dafür aber einen echten Maler, der gerade jene erlösende Eigenschaft im höchsten Grade hatte, welche Reynolds an Gainsborough tadelte, daß er nämlich die Welt nicht mit Augen des Dichters, sondern ausschließlich mit denen des Malers ansah.

Turner hat keine Schule besucht, nicht einmal eine Zeichenschule. Er hat nur die Natur sich Vorbild sein lassen. Nicht ein Witz von ihm ist trotz der Neigung der englischen Kunstgeschichte für das Anekdotische erhalten, nicht eine verständige Kunstäußerung. Er war geistig beschränkt im höchsten Grade. Der Schweizer Maler Mind, der sonst ein völliger Kretin war, besaß neben der Liebe für die Katzen die Fähigkeit, diese meisterhaft darzustellen. Sein ganzer Geist hatte nur eine Ausdruckform, die des Zeichnens und Malens. Turner war bei gesunden aber beschränkten Sinnen ihm ähnlich. Er hat nie danach gestrebt, sich nach anderer Richtung zu bilden, als im künstlerischen Schaffen. Konnte Turner malen, so war er im Innersten befriedigt. Selbst das Essen und Trinken, die Weiber wie das Wohlleben hatten für ihn nicht Selbstzweck, sondern nur den Zweck der Erholung. Er nahm sie, wie er sie eben fand, ohne Wahl, ohne sie ernstlich zu prüfen. Als er reich wurde, hatte er weder einen besseren Tisch, einen feineren Trunk, ein reinlicheres Haus, noch hübschere Haushälterinnen. Er wußte mit seinem Gelde nichts anzufangen, als es festzuhalten. Im Hergeben war er, wie sein Testament verriet, ebenso ungeschickt und unklar wie im Ausdruck durch das Wort. Testamente ließen sich eben nicht malen!

Ein Organ allein war bei ihm geistig entwickelt: das Auge. Er sah schnell, scharf und ruhelos emsig. Es giebt kaum einen Menschen, der so viel und so eindringend gesehen hat wie Turner. Das sonst wenig aufnahmefähige Gehirn füllte sich mit Anschauung, mit Merkbildern. Er folgte anfangs den Lehren, welche die ihn umgebende Kunst bot. Erst gebärdete er sich wie ein Schüler seines Freundes Girtin, dann ging er zu Van de Velde, später zu Rubens und Claude Lorrain in die Lehre. Das heißt: er sah Bilder, Darstellungen von der Hand dieser Künstler. Und alsbald fand er in der Natur die Formen, die Farben, die Effekte wieder, welche jene beschäftigt hatten. Er malte nicht nach ihren Bildern, sondern er fand draußen in Feld und See durch die Natur jene Bilder bestätigt. Und daher war es nie sein Bestreben, Gemälde zu schaffen, welche anderer Schöpfung glichen, sondern er war alsbald dabei, zu zeigen, daß er die Natur besser erkannt habe als jene. Er sah sich in die Welt der Erscheinungen im Geist des Vorbildes hinein und prüfte, ob dieses

die Natur erreicht habe. Und da er nie ganz derselbe werden konnte, als eben Van de Velde oder Claude gewesen waren, so fand Wettbewerb erkannte er auch, daß so, wie er die Natur sehe, nur er sie malen könne. Und da ihn keine Grübelei im Schaffen auf-



A. W. Callcott: Rückkehr vom Markt.

er, daß deren Bildwerke sich mit der Natur nicht deckten, wie er sie sah. So wurden die Alten für ihn nicht zur Grenze, sondern zur Vorstufe der Freiheit. Mit jedem neuen hielt, wurde er mit jeder Nachahmung nur um so selbständiger und selbstbewußter. Er schenkte eines seiner Hauptwerke der Nationalgalerie mit der Verpflichtung, daß es

stets neben deren herrlichen Claude hängen sollte, denn Turner wollte der Welt zeigen, daß er einen besseren Claude zu malen wisse als dieser selbst!

Er begann im Geist der Briten jener Zeit mit Gegenständlichem. Er zeichnete und malte englische Ansichten für eine Ortsbeschreibung, für ein Buch, wie sie damals allgemein beliebt waren. Ein romantischer Zug, welcher von Schottland ausging, nährte seine Kraft an den Resten des eigenen Mittelalters. Damals maß man die Dome des Landes auf und gab über die Burgen und Märkte Bücher heraus, damals wurde jedes Kreuz am Wege und jedes alte Schwert zum Gegenstand liebevoller Betrachtung. Selbst das Unscheinbare umflocht das Alter mit seinem Reiz, das Nüchterne umfaßte die Romantik mit ihren in die Ferne versetzenden Nebeln. Man wollte die Wahrheit, aber man wollte sie unschleiert, im Sinn der Geschichte erfaßt, als ein Stück der Fortentwickelung von alters her. Man sah die Gegenwart, aber als Ergebnis der Geschichte, als Kind der Vergangenheit. Diese Wünsche traf Turner mit der Sicherheit eines angeborenen Triebes. Der Kreis um Dr. Monro hatte ihm diesen Weg gewiesen. Girtin, der die vom akademischen Braun ins Blaue überschlagende Stimmung bis auf die Wahl der dem Aquarell zu Grunde liegenden Papierfarbe erstreckte, hatte zugleich eine bildmäßige Ruhe, ein volles, einheitliches Licht, eine scharf beobachtete Stimmung angestrebt.

Da setzte Turner ein. Was jener mit seinen Freunden versuchte, das führte er rasch und sicher durch. Suchten jene aus der bemalten Zeichnung zur bildmäßigen Wirkung zu gelangen, so sah Turner vom ersten Augenblick nur das Ganze, Farbe und Zeichnung vereint, bildmäßig. Wenn er nach der Natur malte, so legte er stets seine Studie in Farben an. Das war damals ein ganz verpönter Vorgang. Er skizzirte nicht bloß den Gegenstand, sondern zugleich den Ton, in welchem er ihn vorfand. Die Einseitigkeit seines Geistes befähigte ihn zur völligsten Sammlung: mit rascher Hand hielt er fest, was sein rasches Auge gesehen hatte. Keine Erwägung ästhetischer Art hielt ihn von der unbefangenen Wahrhaftigkeit ab. Die Einzelheiten wurden in den Gesamteindruck hineingesetzt, soweit sie zu diesem gehörten, oft mit der Feinheit des Miniaturmalers, öfter mit völliger Vernachlässigung der Form, nur als ein Hauch, nur als Andeutung, als ein Fleck in der Masse des Tones.

Das war ein neues System, welches dem der Akademien völlig widersprach. Es war das erste Erscheinen des Impressionismus, der Bruch mit der alten Kunst. Später haben die Franzosen gleiche Grundsätze entwickelt, mühsam durchgefochten und unter heißem Kampf zum Sieg gebracht. Es gehörte eine völlige Überwindung der zu einem sich erhaben dünkenden System verdickten klassicistischen Ästhetik dazu, diesen Anschauungen Bürgerrecht in der Kunst zu verschaffen. In Deutschland, wo das Denken am tiefsten in den Köpfen saß und das einfache Empfinden am schwächsten entwickelt war, ist heute noch Turners System nicht zu voller Anerkennung gelangt. Man fordert hier noch Klarheit im Gegenstand als erste Erfordernis, man will im Bilde eine bestimmte Sache genau erkennen, man will beim Bilde sich etwas denken können. Für Turner, der selbst nicht dachte, sondern nur sinnlich empfand, bedurfte es keines Kampfes, um rein künstlerisch, rein aus dem Eindruck heraus zu schaffen. Der Gegenstand war ihm nur von Wert als der Haubenstock, an den er den ihn packenden Eindruck hängen konnte. Ob man den Gegenstand im Bilde erkannte, war ohne Bedeutung für ihn. Er bereiste zwar halb Europa. Es bezeichnet verschiedene Staffeln seines Könnens und Schaffens, daß er den Rhein, die Schweiz, Südfrankreich, Italien, und als letztes Venedig sah, denn mit der Vielheit und Kraft der Eindrücke wuchs der Umfang seines malerischen Gebietes. Er wußte von seiner frühesten Zeit an architektonische Formen zu beherrschen und erkannte deutlich die Einwirkung der Baukunst auf die trauliche Stimmung. Aber wie der schottische Ästhetiker Home in seinen Elements of Criticism (1762) zu dem Schluß gekommen war, die Gartenkunst stehe über der Baukunst, weil sie mehr als Natur, nämlich verschönte Natur sei, so war auch ihm der Bau nur ein Teil, ein bestimmendes Glied der Gegend. Nie wird er eigentlicher Architekturmaler, denn die besondere Form war ihm auch hier nur eine

der Unterlagen für den Gesamteindruck. Der sondernde Verstand der „Topographie" hat mit der Darstellung der englischen Schlösser oder der Dogana von Venedig nichts zu thun. Es ist nur die Empfindung für die innere Notwendigkeit des Zusammengehörens jener Formen mit der örtlichen Stimmung, welche Turner die volle Sicherheit in der Behandlung des Landschaftsbildnisses verleiht.

Sein Augenmerk richtet sich aber immer über diese Einzelheiten hinweg auf das Augenblickliche der Wirkung. Lange bevorzugte Turner die bewegte See: gerade das Ruhelose der Bewegung reizte ihn, das schwer Trennbare, formal Schwankende der sich überstürzenden, überflutenden, durcheinander brodelnden Wellen, das Formlose und doch Stimmungsvolle, dessen Wesen nicht durch den Fleiß eines seßhaften Studiums, sondern nur durch die blitzartige Raschheit der Beobachtung begriffen werden kann. Gerade weil das stürmische Meer nicht still hält, suchte es Turner zu malen. Dabei suchte er nicht nach der Form, welche das Meer in einem bestimmten Augenblick hat: er wollte es nicht malen, wie es aussah, wenn ein Götterwort es plötzlich in seiner vollsten Bewegung zur Starrheit gebracht hatte, sondern er wollte im verharrenden Bilde die Bewegung darstellen, und es drängte ihn immer mehr zur Lösung gerade dieser Aufgabe.

Die Physiologie hat festgestellt, daß das Auge etwa fünf Eindrücke in der Sekunde in sich aufnehmen und dem Gehirn übermitteln könne. Nicht was die so außerordentlich viel schneller arbeitende, den Augenblick festhaltende Momentphotographie giebt, will Turner malen, nicht die Bewegung in Stillstand umsetzen, nicht das Rad eines Wagens in seinen Speichen auch im Vorbeifahren genau abbilden, sondern das Schwanken des Eindruckes vor dem Auge, das eben jene Speichen nicht sieht, sondern nur ihr Aufblitzen in wechselndem Licht will er darstellen, das, was das Auge mit einem Blick erkennt. Und in der Fortführung dieser Absicht kommt er auch dazu, auch das zu malen, was das Auge nicht erkannte, das heißt, nur den großen Gesamteindruck zu schildern, den wir beim raschen Anschauen gewinnen, bei diesem stärksten entscheidenden Eindruck für die Beurteilung einer Sache, für die Würdigung eines Gegenstandes. Schon Burke hatte 1756 in seiner Jugendschrift über das Schöne und Erhabene die Engländer belehrt, daß der erste Blick auf eine schöne Landschaft mächtiger wirke als der zweite, daß durch Sorgfalt der Beobachtung jener Schlag der Überraschung, jener Krampf des Entzückens nicht ersetzt werden kann, der bei plötzlicher Enthüllung einer neuen Naturschönheit den Menschen befällt. Turner verzichtet auf die später erfolgende genaue Umschau, welche uns die Einzelheiten erst erklären soll. Hatten wir doch den Eindruck früher als die Sachkenntnis, besteht dieser doch in voller Schärfe ohne die Einzelheit. Nicht klar abgewogenen Gründen, sondern seiner rein malerischen Natur folgend, ja wohl ohne jede Kenntnis von Burkes Gedanken, malte Turner daher eine Wirkung des Lichtes, des Tones, einen Ausblick in irgend ein Stück Erde als eine Zusammenstellung von Farben gelegentlich so, daß man so wenig den Gegenstand erkennt, wie wir es in der Natur auf den ersten Blick vermögen, aber mit einer Kraft und Wahrheit in der Stimmung, die jeden, der sich seiner Eindrücke erinnern gelernt hat, mit Bewunderung vor der Deutlichkeit erfüllt, mit der so wichtige Teile der Naturschönheit hier im Bilde festgehalten wurden.

All diese Bestrebungen wiesen Turner immer mehr darauf hin, ein Maler des Lichtes zu werden. Die Sonne, das Feuer wurden die Gegenstände seines Fleißes. Anfangs malte er die Wirkung eines Lichtstrahles in einer im Halbton liegenden Landschaft, später verschwand die Landschaft und der Halbton mehr und mehr und ging Turner darauf aus, das Licht allein zu malen. Wäre es möglich, so würde Turners letzte Aufgabe gewesen sein, im Bilde den Blick unmittelbar in die Sonne wiederzugeben, nur Licht ohne jede Gegenständlichkeit zu malen. Weil aber „das stolze Licht verhaftet an den Körpern klebt", weil über Weiß hinaus zum Selbstleuchten der Farbe der Maler nicht fortschreiten kann, so hat Turner stets dem Glanz den Schatten hinzufügen, dem Lichte jenen Körper entgegenstellen müssen, welcher es in seinem Gange hemmt. Aber was eine aufs höchste verfeinerte Sinnlichkeit des

Auges zu leisten vermag, das sieht man noch heute, wenn gelegentlich die volle Sonne auf Turners Bilder in der Berliner Nationalgalerie scheint, welche diese Sonnenbilder zum künstlerischen Dasein bedürfen: durch die vergilbenden Firnisse hindurch schaut die königliche Leuchtkraft der unvergleichlichen Werke in siegesgewaltigem Reichtum.

Wie jeder wahre Künstler war Turner rücksichtsloser Realist, das heißt ein Mann, der die Welt malte, wie er sie sah. Und wie jeder Realist war er Phantast. Das heißt: aus der innigen Vertrautheit mit der Natur lernte er das Unbegreifliche in dieser erkennen. Er lebte in dem Lande Newtons und Addisons, des tiefsinnigen Ergründers und des frommen Schilderers der Natur. Eine breite Menge trat die Wege der beiden Führer nach, und man fühlte sich der aller Zweifel freien, unbedingten Naturerkenntnis sehr nahe, durch wissenschaftliche Gründe sowohl wie durch aufmerksame Beobachtung ihrer Einzelerscheinungen. Die Vorgänge der Welt waren so ziemlich bis auf den Grund „aufgeklärt". Dieser selbstgefälligen Überwältigung der Natur mittels der Oberflächlichkeit und mittels der mühelosen Annahme der Lehren tiefer Beobachtender, dieser also mehr auf Treu und Glauben als auf eigener Erkenntnis, mehr auf Schulung als auf Selbstprüfung beruhenden Weltanschauung setzt der Realist die eigene Prüfung entgegen. Er sieht klarer als die Idealisten, das heißt die Anhänger anerlernter Ideale, aber er sieht alsbald, daß der Grund aller Dinge unerforschlich ist. Und wenn er ein Künstler ist, so regt sich für ihn in der unerforschlichen Tiefe doch ein Leben, freilich ein solches, welches er selbst erst hineinzaubert. Alle Märchen, alle Sagen entstanden aus der Naturbeobachtung, sind die Fortgestaltung des Unbegreiflichen nach dem Geiste des sinnend Schauenden: der Zug der Nebel wird zum Erlkönig, und das Spiel der Sonnenflecke im Schatten des Waldbaches zum Reigen der Elfen. So sah auch Turner Wundergebilde in die Natur hinein. Er malte Drachen und Drachentöter, er malte gespenstige Geisterzüge über dem Meeresgischt, und wie der bergegroße Prometheus über Berge gefesselt liegt. Er verflüchtete die Formen bestimmter Landschaften, bestimmter Bauten bis zur Unkenntlichkeit, um sie mit unerhörten Lichtspielen zu umgaukeln, er mißhandelt die einzelne Form aufs rücksichtsloseste, um eine Stimmung völlig seiner Empfindung gemäß darzustellen. Er knetet sich eine Natur zurecht, um die letzte Natur, so wie er sie in sich selbst sah, anderen zu zeigen.

Aber es giebt auch nichts in der Welt, was ihm „unmalerisch" erscheint. Schon im Jahre 1844 malte Turner sein Bild „Regen, Sturm und Geschwindigkeit", eine Eisenbahnbrücke und den darüber brausenden Zug. Davon war man sonst in der Welt noch sehr weit entfernt, Poesie auch in der Eisenbahn zu finden: dieser Greis sah sie sofort. Die geistige Unabhängigkeit Turners, deren letzter Grund in seiner Einseitigkeit, ja seiner Beschränktheit liegt, machte ihn von aller Romantik frei, von allen jenen Gefühlsempfindungen, welche die zeitliche oder räumliche Entfernung von einem Gegenstande brauchen, um diesen in höherem Sinne würdigen zu können. Wenn Turner den Zug durch Sturm und Regen brausen sah, wenn er durch die wunderbar reich sich mischenden Lichtspiele, welche das scheidende Abendlicht im Regensturm äußert, wenn er durch den niedergießenden Wasserschwall noch jenseit des Thales die Lokaltöne und hier und da ein Licht in den kleinen Hütten eines Dorfes erkennt, so umspielt volle Poesie das Werk des neunzehnten Jahrhunderts und zeigt sich in der Unbefangenheit dieses nur malerisch Denkenden eine vertiefende Kraft, welcher selbst die Nüchternheit der modernen Technik nicht zu widerstehen vermag. Keine Allegorisierung hätte so das Wesen der Schnelligkeit darstellen können, wie es hier der schnelle Blick eines Mannes that, der nichts war als ein Maler, freilich ein großer Maler.

Wilkie Collins hat ihn uns trefflich geschildert, wie er an den Firnistagen vor der Eröffnung der Akademie-Ausstellung vor seinen Bildern rittlings auf einer Kiste saß, nicht mehr ganz im Gleichgewicht infolge des Frühstücksweines, welchen die erlauchte Körperschaft darbot, wie ein Mandarin sein Bild annickend, das er mit der Bewegung des Pendels nur mit dem Pinsel berührte und dann zurücktretend überflog. Trotz des

reichlich genossenen Sherry, trotz seines Alters, des schwankenden Sitzes schuf er da einen wunderbaren Farbentraum; jeder Strich besagte etwas, jedes Tüpfelchen Farbe war



W. C. Stanfield: Von der Insel Texel.

eine Sprosse in seiner Farbenleiter. Und mit Zorn sahen ihm die anderen Akademiker zu, welche ihm Mangel an Phantasie vorwarfen, weil er nichts machen könne ohne Vorbild in der Natur, mit Abscheu blickten sie in sein rotes finniges Gesicht, auf den die Augenwinkel umspielenden Zug befriedigter Genugthuung, hörten sie das unterdrückte Kichern, wie er in raschen, hastigen Strichen an einem dieser Tage sein ganzes Bild übermalte, damit es an Wirkung vom Nachbarn nicht überflügelt werde, hörten sie, die sich selbst so erschrecklich ernst nahmen, ihn, den Höchstbezahlten, seine eigenen Werke verhöhnen: „Haben Sie meine Jessika im Senftopf gesehen?“ frug er von einem in braunen Tönen schwelgenden Bild. Laute Klage wurde erhoben, er betrüge die Kunst-

freunde, er lasse sich seine Bilder ohne Arbeit und Mühe bezahlen, er habe nicht den rechten Fleiß und den rechten Ernst, er sei kaum viel mehr als ein geschickter Schwindler. Man sehe ihn nur, wie er malt! Ohne aufzusehen, in wilder Hast fortschaffend, die Farben breit mit dem Spachtel hinstreichend. Und dann geht er kichernd fort, ohne sich auch nur umzusehen — er weiß, daß er wieder einmal ein kleines Vermögen verdient hat.

Das, was nämlich die englische Nation ihrem großen Landschafter gegenüber, der so viel mißverstanden wurde, glänzend auszeichnete, ist, daß sie ihn gut bezahlte. Schon zwischen 1803 und 1815, also inmitten der kriegerischen Wirren, erhielt Turner 3000 bis 4000 Mark für ein Bild, später stiegen die Preise auf 6000 bis 7000 Mark. Noch zu seinen Lebzeiten bot ihm ein Händler zwei Millionen Mark für die in seinem Hause befindlichen Arbeiten, 20000 Mark allein für sein Skizzenbuch. Turner hinterließ ein Vermögen von 2,8 Millionen Mark. Achtundneunzig seiner besten Ölbilder, Hunderte von angefangenen Arbeiten und Skizzen sowie 400000 Mark vermachte er der Nationalgalerie: „Aus Eitelkeit," sagt die undankbare englische Nation, welche nicht erkennt, daß dieser sonderbare Mann mit sich und seinem Gut überhaupt nichts anzufangen wußte. Aber sie rechnet sich ihren Besitz doch gelegentlich im Geiste nach, wenn sie liest, daß fünfundfünfzig Zeichnungen Turners 1879 auf einer Auktion über 415000 Mark brachten, daß eines jener Bilder, dessen 1844 4000 Mark betragender Preis den Neid der Künstler weckte, sechsundzwanzig Jahre später mit 53760 Mark und dreißig Jahre später mit 147000 Mark bezahlt wurde. Das Bild „Sheerneß" brachte 1890 gar 149000 Mark. Schon längst stehen Turners Arbeiten in gleichem Preise mit den klassischen Werken vergangener Jahrhunderte, der englische Landschafter in der Achtung seiner Landsleute neben den größten Meistern aller Zeiten.

Turner gilt in Deutschland für „ein bißchen verrückt". Und mit Recht. Wäre er in den damals beliebten Bahnen geblieben, so wäre er nicht er selbst geworden. In seinem von den Bildungswerten der Zeit unberührten, gänzlich unbefangenen Wesen lag die Kraft, sich selbst außer den gewohnten, schematischen Formen zu bewegen, das Ziel und dies Streben nach diesem, also den ganzen Idealismus zu verrücken. Er war nicht so wie die anderen, er war eben ein völlig eigenartiger Mensch. Und daher war er mehr als die anderen, weil er sich von seiner Zeit abhob. Turner ist der Ausgangspunkt der modernen Kunst geworden. Er ist ein gewaltiger Reformator. Nur ein solcher, der sein ganzes Leben lang nicht daran gedacht hat, daß er reformiere; der überhaupt nicht dachte, sondern handelte, lebte, wirkte. Aus dem „tintenklecksenden Säkulum" ging ein reiner Künstler hervor; ein Mann von Vernunft, nicht von Verstand; ein Mann, der sah, nicht hörte; ein Mann, der malte, nicht schrieb; ein Mann der Sinne, nicht der Gründe!

* * *

Turner konnte seiner ganzen Natur nach keine Schüler haben. Jede Lehre ist eine Beschränkung. Von ihm aber ging nur Freiheit aus, die jeder in seiner Weise benutzte.

Viel phantastisches Wollen tritt hervor. Man glaubte in England alle technischen Mittel zu besitzen, um das Ungeheuerste glaubwürdig machen zu können. Man schreckte vor keiner Aufgabe zurück, welche die Phantasie der Nation des Lord Byron stellte. Auch die Landschaft erweiterte sich ins Bild ungeschauter Welten.

John Martin (1789 bis 1854) ist der typische Künstler dieser Richtung. Sagt doch Bulwer von ihm, er sei selbständiger, unabhängiger als selbst Raphael und Michelangelo. Malte doch auch er die Zerstörung von Pompeji und Herkulanum, welche jener dichterisch beschrieb, in einem mächtigen Bilde. Oder er schuf „den letzten Menschen" nach Thomas Campbells Gedicht:

I saw a vision in my sleep
That gave my spirit strength to sweep
  Adown the golf of Time! . . .
The Sun's eye had a sickly glare,
  The earth with age was wan,
The skeletons of nations were
  Around that lonely man!

Jetzt ist es ein furchtbar schwarzer Schinken, im Museum zu Liverpool in den dunkelsten

Raum gehängt, noch unsichtbarer in seinen Schauern durch das darüber gebreitete Spiegelglas, durch welches man es zu retten hoffte. Oder das „Fest des Belsazar", die „Zerstörung von Sodom und Gomorrha", die „Sintflut" und andere große Natur- oder Geschichtsereignisse hat er gemalt und radiert, um dabei eine oft wirklich erstaunliche Größe der Raumauffassung zu zeigen. Denn in allen diesen Bildern überwiegt das Landschaftliche, verschwindet der einzelne Mensch unter den gewaltigen Massen der Natur. Martin ist ein Phantast, der sich in die Natur hineinsieht, in dieser seine Träume findet, bei dem die realistische Absicht zur Überschwenglichkeit des Schauens führt. Und dabei ist er ein Mann, der groß empfindet, in welchem ein gewaltiger Schwung des malerischen Denkens sich äußert — obgleich seine Bilder infolge des Verderbens der benutzten Farben heute völlig ungenießbar sind.

Nicht minder phantastische Landschaften schuf Francis Danby (1793 bis 1861). Sein erstes Bild, der 1824 gemalte Sonnenuntergang auf der See, dessen einfache Größe und farbigen Reichtum man allgemein bewunderte, gab alsbald die Richtung an: der „Durchgang der Juden durch das Rote Meer", die „Einschiffung der Kleopatra", die „Sintflut", „Christus schreitet über die See" haben nicht nur in England, sondern auch in Paris begeisterte Lobesworte geweckt. Und wirklich ist eine entschiedene Größe in ihnen, seine Welt ist weit und leuchtend, seine Ausblicke schauen in die fernste Ferne und sehen dabei das Treiben der winzigen Menschen in voller Deutlichkeit. Ein Zug von Phantastik, eine traumhafte Erweiterung des Umblickes ist ihm eigen. Er ist dabei koloristisch gesunder als Martin, glaubhafter, wenn auch nicht minder märchenartig, lyrischer, wundersam. Ein natürlicher Trieb des Herzens zog ihn in den Orient. Dort wurde er der Maler dessen, was Byron besungen hatte, der Phantastik, der schwülen Sinnlichkeit. Er ist in mehr als einer Beziehung der Vorgänger des Gustave Doré.

Von gleichen Absichten beseelt, aber akademischer und schwungloser als diese beiden ist William Linton (1800 bis 1876), dessen griechische Landschaften sich ganz in Duft aufzulösen drohen, dessen „Abfahrt der Griechen von Euböa" an pittoresker Unwahrscheinlichkeit schon mehr leistet als angenehm ist. Auch von Edmund Gill (geb. 1820) und Joseph Charles Reed (1822 bis 1877) giebt es ähnlich gedachte historische Landschaften. Den Ruhm des „größten Lichtmalers" mußte seiner Zeit Turner teilen mit James Baker Pyne (1800 bis 1870), und zwar neigte sich die gleichzeitige Kritik diesem mehr zu als dem größeren Nebenbuhler. Pyne hatte von diesem gelernt, ein Bild in Licht aufzulösen, so daß die Tiefen, welche auch die Aquarellisten noch brauchten, ganz verschwanden, nicht hell auf dunkel, sondern Licht in Licht zu malen. Man sah daher in ihm die Vollendung Turnerscher Schule, da er nicht die „Extravaganzen und Nachlässigkeiten" seines Meisters zeigte. Ein Beurteiler von 1849 sagt, Pynes Bilder werden den höchsten Wert erlangen, wenn erst die Zeit die Härten im Ton gemildert haben werde, denn in ihnen seien alle Teile kräftig und harmonisch zu einem Ganzen zusammengestimmt.

Einst stand er im Sonnenschein am Meer. Man frug ihn nach der Farbe der Landschaft, welche vor ihm lag. „Weiß," sagte er, „vom Horizont bis an unsere Füße, zusammenklingend mit einem zarten Blau, soweit das Auge reicht, links und rechts. Die meisten haben eben nicht sehen gelernt und wissen nicht, was wahr ist!" Vom Lustton, von dem, was man damals „Chiarobscuro" nannte, dem unfaßbaren opaken Medium der Turnerschen und der eigenen Bilder, sagt er, er solle alle Teile des Bildes durchdringen, diesem Tiefe geben, indem es die untergeordneten zeichnerischen Einzelheiten ganz in sich aufnimmt und das Licht allein vorherrschen läßt. Bilder ohne Licht seien unnützer Wandschmuck: das Licht mache sie zu Öffnungen in der Wand, durch welche der Sonnenschein eindringt, hell, ohne heiß zu sein, glänzend, ohne zu blenden, den Raum erfüllend mit Wohlbehagen, Jugend, Schönheit und wohlthuender Wärme — es ist das Evangelium der Hellmalerei, welches der Turnerschüler 1843 in seinem Aufsatze Nomenclature of Pictorial Art in Worte faßt.

Freilich ist das Erwünschte nicht ganz erreicht. Den Weißton in der Luft, den er sah, vermochte er nicht überzeugend darzustellen. Dazu kam, daß er wieder nach dem



J. M. W. Turner: Landschaftsentwurf.

Süden sich wendete und dort in dessen toniges Licht sich versenkte. Aber er ist einer der ersten, welcher den Spott zu tragen hatte, seine Bilder haben einen „kalkigen“ Ton. Er begann zu sehen, Turner hatte ihm das Braun der Galerien aus den Augen gewischt! Seine Bilder haben nicht, wie jener Beurteiler meinte, den höchsten Wert

erlangt: der feine, abwägende, vorsichtig schaffende Mann hatte nicht die Kraft, seine Kunstanschauung klar im Bild zum Ausdruck zu bringen. Unvergessen soll ihm aber sein, daß er zu den ersten Verteidigern jener großen Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts, der Helllichtmalerei, wurde.

Berühmter als er wurde um dieses Verdienst Richard Parkes Bonington (1801 bis 1828), dessen Namen neben jenem des Constable die französischen Befreier der Landschaft aus akademischer Regel auf ihr Panier schrieben. Als Maler nicht über einer Reihe seiner englischen Zeitgenossen stehend, mit Cox und de Wint nicht zu vergleichen, hat er kunsthistorisch den größten Einfluß als Mittelsmann zwischen zwei Nationen gespielt. Aus Nottingham, seiner heimatlichen Grafschaft, brachte er, als er fünfzehn Jahre alt an der Pariser Akademie Schüler von Gros wurde, ein gesundes Schönheitsgefühl mit, welches ihn über alle komponierte Landschaften hinweg die Reize einer einfachen Natur, die künstlerischen Werte des Tons schätzen lehrte. Ihm war der Blick eben durch die Maler Englands für die Malbarkeit von Ausblicken eröffnet, die man in Paris noch für ganz und gar nicht „pittoresk“ erklärte und deren Darstellung man für ein Verbrechen am Geiste des Claude Lorrain hielt. Schon in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Paris erweckte der Knabe helles Erstaunen: er malte, was er sah, „ohne irgend ein Princip“, ohne nur etwas von der Wissenschaft zu wissen, auf welcher alles schönheitliche Schaffen beruht. Man bewunderte nicht nur diese frische Naturauffassung, man riß sich um die Skizzen des jungen Engländers, man anerkannte ihren Wert; schon 1825 erhielt auf einer Ausstellung im Louvre der gefeierte Präsident der Akademie, Sir Lawrence, die Ehrenlegion und wurde drei Landschaftern: Constable, Fielding und dem vierundzwanzigjährigen Bonington, die goldene Medaille zu teil. In der Akademie zu London mag man hierüber ebenso verwundert gelächelt haben als vor wenig Jahren, als die Glasgower ihr die Ehrenpreise fortschnappten. Damals hatte Gros den jungen Bonington schon aus seinem Atelier gewiesen — einen Revolutionär, den er auf die Dauer nicht um sich dulden wollte. Später malte dieser freilich romantische Scenen — König Franz I. und Margarete von Navarra, Heinrich IV. und der spanische Gesandte — Bilder, in welchen er über das, was sonst von den romantischen Neuerern in Paris geleistet wurde, wesentlich nicht hinauskam, und die Gros veranlaßten, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Bedeutung behielten aber allein seine Landschaften, die man, als er sie 1826 in London ausstellte, für Werke des Collins hielt. Mit siebenundzwanzig Jahren starb er in London, ein glänzend in Paris aufleuchtender Komet.

Zwei Einflüsse wirkten auf Bonington außer seiner englischen Natur und englischen Kunstanschauung: er studierte die Holländer, vielleicht Cuyp am meisten, und er vertiefte sich in Venedig in den Ton der Canaletti. Turner bewunderte die schlichte Breite seines Vortrages. Bonington übertraf ihn in der Einfachheit, mit welcher er sein Ziel erreichte: nämlich eine Lichtwirkung zu malen. Die Franzosen aber sahen in seinen Bildern der französischen Küste die „Magie“ eines klaren Sonnentones, einen auf Farbe, nicht auf Zeichnung begründeten Aufbau, einen auf Stimmung, nicht auf den Gegenstand gerichteten Inhalt des Bildes, eine Harmonie in vorzugsweise silbernen, nicht goldenen Tönen — sie sahen in ihm den endlichen Zusammenbruch der akademischen Gesetze: an Bonington knüpfen Corot und Daubigny, Rousseau und Millet an. Er wurde zum Bette, durch welches die englische Landschaftsmalerei nach Paris hinüberströmte, dort die Entscheidungsschlachten schlug: Atelierluft gegen Sonne, idealer Braunton gegen den vollen Reichtum der Wahrheit, Inhaltlichkeit gegen Empfindung!



Luv und lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

II.

Und so kamen Jahre über das Häuschen am Waldrand und den busch- und blumenreich heranwachsenden Garten einhergezogen und nahmen wieder Abschied. Wie der Kalender und der Breitengrad es ihnen zur Vorschrift machten, stellten sie sich bei ihrem Antritt fast immer in weißem Kleid ein und trugen dies auch bei ihrem Abgang, und sie legten es Tamo Fleming nah, seine Frau zu Zeiten auch als Frau Schnee, Frau Eis, Frau Frost anzureden; indes für einsilbige Namen mochte er keine Neigung besitzen, denn er wandte die letzteren nie an. Nach dem alten Herkommen aber brachten die Jahre auch das mit sich, daß allmählich in der Stadt, wenigstens von den Honoratioren, sich niemand mehr anhaltend um die Bewohner des von weitem und von außen ganz nett aussehenden Hauses bekümmerte. Wer sich, sei es aus Scham, Einfalt, Verblendung oder Störrigkeit, der Teilnahme und Bereitwilligkeit zum Trösten und Bessern verschloß, der verdiente es nicht anders, und die Tage glichen den Seewellen, die immer Neues anlockend in feuchter Frische glimmernde und glitzernde Kiesel und Muscheln auf den Vorstrand ausspülten. Was sich hinter diesem weiter hinauf angesammelt, war ein abgesuchter Sandstrich, der nichts die Mühe des Nachspürens Lohnendes mehr enthielt, und so lag das Flemingsche Haus landeinwärts als eine kleine, schon mit Strandhafer bewachsene Dünenrippe, an der Wind und Wasser nichts veränderten und die deshalb achtsam umhergehenden Augen keinen neuen Fund versprach.

Man erfuhr sehr wenig über das Betreiben Tamo Flemings darin, aber was dann und wann davon verlautete, war wohl geeignet, das Gleichnis des dürren Sandhaufens noch zutreffender zu gestalten. Wenn seine willkürliche und obendrein nichts eintragende ärztliche Praxis ihn nicht abberief, so beschäftigte er sich, eines ernsthaften und denkenden Menschen unwürdig, fast ausschließlich, wie schon früher, mit unnützem Getier und Pflanzen, vermehrte seine angelegten Sammlungen und schrieb die zwecklosen Wahrnehmungen und Beobachtungen, die er dabei machte, nieder. Auch in dieser,

bis auf jene Praxisfortübung, nutzlosen Vergeudung seines Daseins, das keinen ernsten Thätigkeitsdrang kannte, ähnelte er seinem Schwiegervater Carsten Carstens und gleichfalls, so viel oder so wenig davon ruchbar ward, in der unpädagogischen Erziehung seiner nach und nach schon höher vom Boden aufgewachsenen Tochter. Unverantwortlich hatte er sie bereits von klein auf bei Hitze und Kälte, Wind und Regen mit sich in Wald und Feld hinausgenommen, um auch ihr seine kindische Liebhaberei an Vögeln, Insekten, Gewürm und Unkräutern beizubringen, und dazu war es mehrfach geschehen, daß Fremde sie nicht für ein Mädchen, sondern für einen Jungen angesehen. Denn er ließ sie, kaum glaublich, auf solchen Wegen einen langen Kittel mit Knabenhosen darunter tragen und ebenso unter einem Knabenstrohhut das Haar kurz nach Knabenart geschnitten. Daraus ergab sich allerdings zur Genüge ein Rückschluß darauf, von welcher Beschaffenheit der Einfluß sein mußte, den er auf die Verstandes- und Gemütsbildung des armen Kindes ausübe, und wie er in seiner grenzenlosen Verkehrtheit die für die Entwickelung aller Weiblichkeit wichtigste und notwendigste Grundlage, das stätige Bewußtsein ihrer Geschlechtsangehörigkeit, systematisch untergrabe. Wie zu erwarten stand, gab er ihr auch niemals ihren vollen christlichen Taufnamen Magdalena, sondern kürzte diesen willkürlich bald so, bald so in Madlena, Marlen, Madelon, Maud, Malin, Leentje und Lyntje ab. Doch wie bei seiner Frau begnügte er sich damit noch nicht, häufte vielmehr, statt wie bei der letzteren nach Witterungserscheinungen, für seine Tochter ein ganzes Register von Namen aus dem Tier- und Pflanzenreich voll: Hamster, Ziesel, Hausmaus und Haselmaus, Spechtmeise, Wendehals, Laufkäfer, Grundel, Nachteule, Federmotte, Weißling, Gundermann, Krauseminz, Trollblume. Das waren nur ein paar solcher Namen unter unzähligen, fast täglich konnte ein neuer hinzukommen, und niemals fand sich ein mit poetischem Zartgefühl ausgewählter von schönem Klang und anmutiger Symbolik darunter, wie jemand mit ästhetischem Sinn für Madlene Fleming nach ihrer äußeren Erscheinung wohl manche zu wählen verstanden hätte. Auf alles aber mußte die unglückliche Kleine beim Anruf hören und war so darauf gefaßt und daran gewöhnt, daß sie bei jedem häßlichen neuen Namen, der ihr unversehens an den Kopf flog, lachte und auf ihn hin heransprang, so lange die Laune ihres Vaters ihn im Mund führte, wie ein willenlos abgerichtetes Hündchen. „Denn das, meine Liebe, leckt ja auch die Hand, die ihm weh thut, und ein Kindergemüt ist so biegsam, daß es sich, ohne Widerstand zu leisten, fürs ganze Leben verkrümmen und verkrüppeln läßt. Wir haben ja gottlob nicht die Verantwortung dafür zu tragen."

Eine wünschenswerte Folge hatte indes die Eheschließung Tamo Flemings mit einem „späten Mädchen" doch vielleicht gehabt: Madlena blieb das einzige Kind im Hause. Sie trat in ihr achtes Lebensjahr, ohne daß der Storch sich veranlaßt sah, ein weiteres zu bringen; ob er indes aus Nachlässigkeit oder richtiger Einsicht sich nicht mehr blicken ließ, ohne sein Zuthun fand sich trotzdem noch ein neuer Ankömmling ein. Doch auch erheblich stärker an Gewicht, als daß ein Storchschnabel ihn durch die Luft herbeizutragen vermocht hätte. Fleming hatte eine früh verstorbene Schwester besessen, die mit einem Schiffskapitän Overbel verheiratet gewesen. Eines Tages kam plötzlich die Nachricht, daß dieser im Hafen von Plymouth durch einen Sturz verunglückt sei; er hinterließ einen ungefähr elfjährigen Jungen, den er immer auf seinen Fahrten mit sich an Bord gehabt. Wie ein Brief Tamo Fleming diesen unerwarteten Todesfall gemeldet, blickte er eine Weile durch sein offenes Fenster auf eine blühende Waldwiese hinaus, über der nach ihrem Junibrauch ein dichtes Geflatter von vielfarbigen Schmetterlingen sich durcheinander tummelte. Dann nickte er einmal mit dem Kopf, ging ins Zimmer zu Barbe hinunter, der er die Nachricht mitteilte, und nachdem er noch einiges hinzugefügt hatte, sagte er: „Der Tod ist nichts Trauriges für den, der von ihm betroffen wird, nur für die Nachbleibenden. Die müssen danach trachten, ihre Gedanken und ihr Gefühl nicht zu viel mit ihm zu beschäftigen, sondern auf ihr Leben bedacht zu sein. Ich meine, wir wollen den Zurück-

gebliebenen zu uns ins Haus nehmen und ihn mit Magda zusammen aufwachsen lassen. Die Post geht in einer Stunde, mit der will ich abfahren und Adolf Overbek von Plymouth zu uns holen, Frau Nebelgrau. Denn ich sehe dir am Gesicht, daß dir nichts mehr zuwider sein könnte, als meinen Schwestersohn ins Haus zu bekommen und dich auch noch mit ihm abplagen zu sollen, und du wünschst heimlich, wir möchten beide unterwegs mit dem Schiff untergehen. Aber darauf darfst du dir nicht die geringste Hoffnung machen, die Fahrt ist vollkommen ungefährlich und das Gute daran nur, daß du mich für ungefähr vierzehn Tage los wirst. Vielleicht bessert sich mittlerweile das Wetter etwas, daß wir bei unserer Rückkunft die Frau Mittagssonne im Hause finden. Es ist Zeit, daß ich fortkomme, denn nun wird aus der Frau Nebel sogar die Frau Landregen."

Ein schlimmeres Zeichen von Gemütlosigkeit hatte Tamo Fleming vielleicht noch kaum je abgelegt, als daß er nach dem Empfang der Todesnachricht seines Schwagers so sprach und seine Frau, weil sich ihr Thränen zwischen den Wimpern hervordrängten, herzlos mit dem häßlichen Namen „Frau Landregen" belegte, von der schnellmöglichst fortzukommen, ihm das Wünschenswerteste sei.

* * *

Hügel und Holzungen, Waldwiesen und Heide machten aber nicht allein und eigentlich nicht den Hauptteil der Einrahmung des Stadtbildes aus, sondern die Hälfte derselben bestand aus gluckſendem Wasser, und so gab es im Ort außer den Honoratioren noch andere Leute, die so zu sagen auch eine Gesellschaft bildeten. Über die Zahl der Bildungsstufen, mit denen sie von jenen abstanden, mochten sie sich allerdings nicht ganz im klaren sein, doch sie fanden sich, ohne viel darüber nachzudenken, in ihrer Art gleichfalls täglich zusammen. Oder richtiger, hatten sich zusammengefunden, denn wann ihre Gesellschaft zuerst entstanden, wußte auch ihr ältestes Mitglied nicht anzugeben; sie war immer gewesen und riß nie ab, wie das Schmetterlingsgeflatter über der blühenden Wiese, von dem Tamo Fleming einmal seinem Schwestersohn Alf Overbek gesagt, daß es die größte Ähnlichkeit mit dem Kommen und Verschwinden der Menschen auf der Erde habe. Was sich da aber vereinigt hatte, war aus allerlei wunderlichen Bestandteilen vermengselt, die im Grunde anfänglich manchmal wenig zueinander gepaßt haben mochten. Doch auch daran dachte niemand mehr, die Gewohnheit von vielen Jahren hatte einen Verband zwischen ihnen hergestellt, der jedem gleicherweise ein Platzrecht zuerkannte, und es fehlte etwas, wenn einmal einer von seinem Stuhl ausblieb. Das geschah indes fast nie, eigentlich nur, wenn eines Tages die Ohren der Säumigen zu stark mit darüber gefallener Erde verstopft worden waren, als daß ihm der mahnende Glockenschlag der alten Kirchenuhr noch zu Gehör kommen konnte. Das entschuldigte dann freilich seine Abwesenheit, und bei diesem ersten Wegbleiben verhandelten die ordnungsmäßig zur Stelle Befindlichen ein Weilchen über den Ausfall im speciellen und des weiteren noch ein bißchen im allgemeinen. Es war ein Vorkommnis, das bei dem Herumsegeln in der Zeit diesem früher, dem anderen später, jedem aber einmal zustieß, und der davon redete, that's ziemlich im gleichen Ton, mit dem er, die kalte Asche aus seinem leergewordenen Pfeifenkopfe auf den Fußboden klopfend, sagte: „Ja, er is aus, und es wird wohl Zeit, zu Haus zu gehn."

Im übrigen ließ sich, von außen angesehen, nicht leicht eine größere Verschiedenartigkeit erdenken, als zwischen einer Blütenwiese mit Schmetterlingen und jener Gesellschaft, sowie der Örtlichkeit, an der sie sich zusammenfand. Die erstere bestand nicht aus Tagfaltern, die den Sonnenschein aufsuchten, sondern alle gehörten zur Sippe der Dämmerungs- und Nachtschwärmer und fast ausschließlich auch zu Gattungen, die als solche ihre Flugzeit bereits seit längerem abgeschlossen und von ihrem Schwarm nur noch das eine und andere stark abgeflogene Individuum verspätet übrig gelassen hatten. Doch diese kamen, wenn der Abend anbrach, da und dort aus einer Hausthür und schritten, stapften oder schlingerten einem gemeinsamen, für keinen unbillig weit abgelegenen Zielpunkt entgegen. Das Steinpflaster des Städtchens nahm mit-

fühlende Rücksicht auf die Füße der Einwohner und beschränkte sich darauf, nur die Hauptstraßen ungangbar zu machen; die Seitengäßchen blieben dem milderen Walten der Natur anheimgegeben, die höchstens weiche Sümpfe und knusperige Gletscher aus ihnen herstellen konnte, oder gelegentlich vom Strande her einige Trillionen von Sandkörnern je nachdem zu fußtiefen oder armhohen trockenen Wellen zusammenblies. Wo der Ostwind sich dies Vergnügen am häufigsten verstattete und außerdem mit Vorliebe Ziergeflechte von Seetang rundum an den Lattenzäunen, Dachrinnen und Thürdrückern aufhängte, lag etwa steinwurfsweit vom Ufergegluck des Wassers ein letztes, auf die Stranddüne wie auf einen Ausguck hinausgeschobenes Bauwerk, und dies bildete das allabendlich angestrebte Vereinigungsziel der Wanderer. Wenn irgend ein Wind ging, schnob er hier gewiß aus besonders grober und auch feuchter Kehle, denn er prustete den Ankömmlingen nicht gerade selten einen dicken Schwall von Schaumgerinnsel mit in Augen und Bart. Aber das war eine Zukost, mit der sie schon als Dreingabe zur Muttermilch aufgepäppelt worden, und wenn etwas Gutes zwischen den Zähnen herein nachlaufen sollte, gehörte vorher erst der Salzgeschmack auf die Zunge. Vielleicht knurrte es einmal durch die Lippen heraus über den alten Racker, den speienden Seekater, doch ein Grimm war's, der dem Angeschnupften zugleich über das triefend borstige Fell streichelte, und einer nach dem anderen steuerte, kreuzte und lotste sich unter bester Ausnutzung des steifen Luftgangs dem kleinen Ankerplatz zu. Der befand sich, in Gestalt eines vorgebauten Windfangs, natürlich auf der Leeseite des Hauses, der dem bei Taglicht Herangewehten auf einem Gastwirtschaftsschild ein gemaltes Symbol vor die Augen hielt. Zweifellos hatten die wohl etwas fragwürdig gewesenen Künstlerfinger des Verfertigers die Absicht damit verfolgt, einen Fisch darzustellen, Wind, Wasser und Wetter von Jahrzehnten jedoch nicht zur wissenschaftlichen Verdeutlichung desselben beigetragen. Und so war es für ichthyologische Wißbegier befriedigend, daß eine nachhelfende In- oder Umschrift „Zum stillen Butt" die Gattungszugehörigkeit des Weichflossers außer Frage brachte.

Wann der stille Butt sich hier herauf ans Land begeben, davon wußte keiner der heute unter seinem Zeichen Versammelten etwas; es zerbrach sich auch niemand unnötig den Kopf darüber, sondern jeder nahm sein Vorhandensein als so selbstverständlich und vermutlich immer gewesen an, als das von Wind und Wasser. Er selbst war natürlich nach seiner sprichwörtlichen Art auch nicht benüßigt, darüber zu reden, aber einige Dinge in seinem Inneren führten doch eine gewisse lautlose Sprache im Munde. Wenn man durch den Windfang hereinkam, bestand das Eingeweide des plattbäuchigen Fisches eigentlich nur aus einem einzigen Magenraum, in der Mitte zwischen klein und groß ausgerundet, aber der Flunderordnung entsprechend die Wandungen des Fußbodens und der Bodendecke ungewöhnlich nah gegeneinander rückend. Die letztere sah mit dunkelbraunem Holz herunter, ohne sich im übrigen dadurch abzuheben oder auszuzeichnen, denn eine andere Farbe gab's rundumher überhaupt kaum; Wände und Schränke, Tische und Bänke waren ebenso und auch wie die Balkenenden droben vielfach zu allerhand närrischen oder greulichen Ungetierfratzen ausgeschnitzt. Nur ein breitschulteriger, innerlich aus Backsteinen aufgemauerter Ofen stach schwarz heraus, da er nach außen einen großen Mantel von Gußeisenplatten trug, auf denen an der Vorderseite Adam und Eva zusammen einen Apfel verzehrten und daneben Judith ihrer Magd den Kopf des Holofernes in einen Kornsack packte. Das bildete eine Art von Sprache, in welcher der stumme Butt über die Anfangszeit seines Hierseins Auskunft gab, denn diese Ofen-Pfänderplatten mit alttestamentarischem Bildwerk stammten aus ältesten westfälischen Eisengießereien, waren jedenfalls eines Tags auf der schwimmenden Planke rheinabwärts ums Skager Rak herum bis hierher geschaukelt worden und mußten nach mäßiger Berechnung etwa zwei bis drei Jahrhunderte an diesem Platz Wärme von sich ausgestrahlt haben. Diese unter guter Obhut zu halten, leisteten die Fenster durch ihr umgekehrtes Größenverhältnis redliche und augenscheinlich auch schon altgewohnte Beihilfe; sie waren so winzig, wie der Ofen riesig, eigentlich mehr aus einem Trallengitterwerk, als aus

den dickglasigen Scheibchen dazwischen bestehend. Der Wind suchte natürlich unablässig an ihnen nach Fugen und Ritzen herum, um Sandkörner durchzuquetschen oder gelegentlich einige von der Ostsee mitgenommene Salzwassertonnen hineinzusieben. Aber die Liliputer zwischen den Trallen konnten auch ihre Steifnackigkeit aufsetzen, sie hielten dicht gegen ihn wie ein Ölrock; wenn er's einmal dahin brachte, das alte klatschsüchtige Wellengesindel aufzustiften, daß es über den ganzen Vorstrand und den Altsand mit bis unters Haus belferte, so gab's auch noch dicke Eichenbohlenluken, die Jochen Mahn dem Lumpenpack lachend über die Fenster vor der triefenden Nase zuschlug. Und dann mochte es draußen winseln, heulen, schnauben, platschen und alle Wasserorgel-Register aufziehen, das focht den stillen Butt drinnen nicht im geringsten an, bildete für seine Insassen nur eine äußerst wohlthuende, ohrenerquickliche Musik.

Und da saß die Gesellschaft allabendlich — leider ließ sich nicht ableugnen, daß sie, wenn bei den Honoratioren einmal auf sie die Rede kam, gemeinhin einfach die „schlechte" betitelt wurde — und jedes Mitglied hielt die Federposenspitze einer langen weißen Kalkpfeife zwischen den Zähnen oder den von diesen durch die Havarien der Lebensfahrt geretteten Überbleibseln. Dazu stand vor jedem, nicht allein während des nordischen Winterfeldzugs, sondern ebenso vom Mai bis zum Oktober ein breitbauchiges Grogglas, und Jochen Mahn, der Wirt zum stillen Butt, sorgte dafür, daß keines je für längere Dauer seinem ernsten Zweck durch leere Hohlheit Schaude anthat. Zu Zeiten fiel's ihm nicht ganz leicht, dieser Pflichterfüllung nachzukommen, denn es konnte sich aus den Pfeifenköpfen eine so haarige Luft über die Tische hinlagern, daß ungeübte Augen auf ihnen nicht mehr einen ledernen Tabaksbeutel von einer Schildkrotschnupfdose unterschieden. Aber zum Glück war Jochen Mahn selbst früher ein paar Jahrzehnte lang als Matrose durch den Küstennebel an allen Erdteilen herumgeraten und seinem Blick auf dem kalten Wasser dadurch eine Schärfe eingeübt worden, die ihm auch in der dicksten Haarrauchschicht von keinem Glas ein X für ein U vormachen ließ, wenn es wieder heiß Wasser brauchte. Außerdem hatte er schon von jeher unter allen Himmelsstrichen sein Augenmerk so achtsam auf die verschiedene Art des Blinkerns und Dampfens von Flüssigkeiten in den landesbräuchlich unterschiedlichen Trinkgefäßen verlegt gehabt, daß er über dieser eifrigen Beschäftigung nie zur Ablegung des Steuermannsexamens gekommen und schließlich mit Überspringung dieser nautischen Zwischenstufe zum Kapitän des stillen Butt avanciert war.

Der aber trug sein Gallionbild und seinen Namen mit Recht, denn es ging niemals laut in ihm zu. Sein Inneres stellte eine ruhige Kajüte dar, in der alles seine hergebrachte, bedachtsame und feste Ordnung besaß. Was in ihr umhersaß, gehörte natürlich zumeist Leuten an, die ihr Lebelang in den Takelagen herumgeklettert waren, an der Pinne und zuletzt auf der Kommandobrücke gestanden, doch hatte sich auch eine Handvoll zufällig einmal und jetzt schon lange mit an Bord geratener Passagiere beigesellt, die durch die Gewöhnung aus Landratten, wenn auch nicht zu wirklichen Seeratten, doch zu heimatberechtigten Schiffsratten geworden. Fast konnten sie indes auf den Gedanken bringen, es müsse noch irgend etwas anderes dazu gehören, um ihnen solch ein Mitsitzer-Anrecht im stillen Butt einzutragen. Etwas, das sich geradezu mit Worten nicht wohl ausdrücken ließ, ohne übers Ziel hinauszuschießen, wofür aber die Sprache andeutende Redewendungen von einem etwas schiefgerückten Sparren im Oberdach oder einer ein bißchen locker gewordenen Schraube besaß.

Von diesen recipierten Kajütengästen hockten zwei stets unzertrennlich wie ein Taubenpaar nebeneinander, sie stammten auch aus einem gleichartigen Schlag, und ihre Namen verhielten sich ähnlich wie der eines Männchens zu dem eines Weibchens der gleichen Gattung. Beide waren grau- oder mehr kahlköpfige Eigentümer einträglicher Krämerläden, hatten lange ihr Schäflein aufs Trockene gebracht und führten die ihnen passend auf ihren verdienstvollen Lebensberuf zugeschnittenen Namen Lorenz Piper und Jakob Peper. Die sprichwörtliche Friedfertigkeit der Tauben lag ihnen jedoch nicht im Blut, oder nur während der sanftmütigen

Wirkung des ersten Groggglases; beim zweiten dagegen ließ Jakob Peper beständig einmal eine Äußerung fallen, die Heringe auf dem Stadtwappen über der Rathausthür wären nachgerade so abgewaschen, daß es not thäte, sie kriegten mal einen neuen Anstrich. Dann räusperte sich Lorenz Piper und sagte: „Makrelen sind das.“

„Das haben Sie all oft gesagt, darum bleiben es doch Heringe.“

„Das ist schon in Richtigkeit, wer sich für'n Hering ausgiebt, bleibt es auch, und wird keine Makrele daraus wie vorm Rathaus.“

„Wer so was behauptet, der muß sich besser auf Fische verstehen, Herr Piper, und es beweisen können.“

„Das kann ich, wenn Sie's verstehen können, auch wohl beweisen, mein lieber Herr Peper. Sehen Sie, Sie sind ein plattdeutscher Pfeffer und ich bin ein lateinischer. Auf lateinisch aber heißt die Makrele, wie ich Ihnen sagen will, scomber, und was in unserem Wappen is, das sind zwei Skombern.“

Um sich von der Wucht dieses niederdrückenden Beweises zu erholen, bedurfte es für Jakob Peper immer erst einiger Züge an seiner Kalkpfeifenspitze, ehe er etwa die Erwiderung fand: „Das is wohl so ein Lateinisch, Herr Piper, was aus dem Spanischen herkommt, wie der spanische Pfeffer, denn so kommt mir das vor.“

„Mit Verlaubnis, Herr Peper, Sie sollten mal in das Land gehen, wo der Pfeffer wächst, das wär manch einem gewiß nicht unangenehm, und dann würden Sie vielleicht auch Heringe und Makrelen voneinander kennen lernen.“

In dieses Stadium des Zwiegesprächs der beiden Namensvettern pflegte von oben am Tisch her gemütsruhig die Stimme Sievert Bramsegels, des weiland Ostindienfahrer-Kapitäns, herüber zu klingen: „Twee Dösch-köpp sind dat.“ Wen er damit meine, ob die Zwillingsfische im Stadtwappen oder sonst irgendwo ein paar Dorschköpfe, erläuterte der Sprecher gemeiniglich nicht weiter, sondern fügte nur etwas drein wie: „Nu laßt uns mal klar Deck an Bord machen, daß man Salzwasser um die Ohren kriegt und keinen Pfefferstaub. Wächst noch Zuckerrohr in der Kambüse, Jochen, so könnt ein bischen davon auch nich schaden.“ Daraufhin schoß Jochen Mahn von seiner Schenktischecke herzu: „Heiß Wasser, Kaptein? Der Nebel is was dick heut,“ und er griff hurtig nach dem leergewordenen Glas, schüttete es aus der „Zuckerrohrbüchse“ mit einer braunen Flüssigkeit halb voll und füllte den Rest aus dem dampfenden Kessel auf. Von seinem Wandsitz her aber äußerte wohl der Baron Matthias Hinrich von Gapendorp mit einer höflichen, doch leicht vornehm-geringschätzigen Miene: „Ich bin ebenfalls der Meinung, meine Herren, daß Ihre Kolonialunterhaltung sich mehr für die Lokalitäten Ihrer Berufsübung eignen dürfte.“

Der solchergestalt Sievert Bramsegel Beipflichtende nahm schon seit vielen Jahren seinen Stammsitz seitwärts in einer kleinen Wandausbucht auf einer alten „Brautkiste“ ein, die vorn kunstvoll ausgeschnitzt die Herdenteilung Labans und Jakobs im gelobten Land zeigte. Er war sehr lang aufgeschossen und so dürr, daß der „Kaptein“ mit Leichtigkeit den Stoff für zwei von seinem Durchmesser geliefert hätte; seine Stimme kratzte etwas im Ohr, wie eine angerostete Säge, und er trug über einem Auge eine stark verschabte Binde, weil es ihm in einem Duell von der Degenspitze ausgestoßen worden. Dabei hatte sich niemand aus der Stadt und Umgegend zugegen befunden, denn es war geschehen, als er irgendwo an einem Hof in diplomatischen Diensten gestanden, und die Kajütenleute im stillen Butt besaßen zu wenig Ahnung davon, wie es in jener großen Welt zugehe, so daß sie sich die Sache dahin ausgelegt hatten, der Herr Baron habe einmal bei einer Prügelei unglücklich einen mit der Faust oder mit einem Knüppel ins Gesicht abbekommen, davon rühre seine Einäugigkeit her. Aber mit seinem Adel verhielt es sich unangezweifelt richtig, er stammte aus einer alten Freiherrnfamilie und hatte vor mehr als zwanzig Jahren in dem Städtchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, weil er der unablässigen Verpflichtungen in den hohen und höchsten Kreisen müde geworden und ein Gemüt besaß, das nach Einsamkeit und ruhiger Beschaulichkeit verlangte. Deshalb war auch seine Wahl auf eine Stube in dem alten halbverfallenen

Schloß geraten, deren bauliche Verfassung zwar seinem Stande keineswegs entsprach, doch ihm durch ihre allem Geräusch entrückte Lage die gewünschte, seiner Natur sympathische Idylle darbot. So hauste er dort, eigentlich seit Menschengedenken, und hatte es, als er gekommen, nicht unter seiner Würde gehalten, in der Amtsstube sich zu täglich achtstündigen Dienstleistungen als Altenregistrator, Protokollführer und Abschreiber zu erbieten. „Denn der Mann muß sich einer Thätigkeit widmen, um Selbstbefriedigung zu erlangen, meine Herren, und welche andere hätte sich in diesem — ich will Ihr patriotisches Gefühl nicht verletzen — in diesem ohne Ansprüche auftretenden Ort mir als eine bessere Reminiscenz an meine verlassene Carriere geboten?“ Auch Mathias von Gapendorp selbst trat in pekuniärer Beziehung durchaus ohne unbillige Ansprüche auf und begnügte sich deshalb mit einer höchst geringfügigen Entschädigung für seinen gemeinnützigen Zeit- und Mühaufwand. Ebenso legte er keinerlei Gewicht auf Äußerlichkeiten, sondern trug noch den nämlichen Anzug, mit dem er zuerst in der Stadt erschienen; nur die Knöpfe daran hatte er mehrfach mit eigener Hand erneuert, da er den Rock militärisch immer vom Hals bis an die Taille fest geschlossen hielt, so daß niemals ein Blick etwas Weißes vor seiner Brust wahrgenommen hatte. Mit den städtischen Honoratioren pflegte er keinerlei Umgang; er besaß keine Standesgenossen unter ihnen und fand demgemäß in ihrem Kreise nicht das seiner gesellschaftlichen Stellung und Gewöhnung entsprechende Niveau. Anders verhielt es sich mit den Kajüteninsassen im stillen Butt; sie nahmen eine so tiefe sociale Rangstufe unter ihm ein, daß es keinem in den Sinn geraten konnte, sich etwa als ihm gleichstehend anzusehen, wie es seiner Kleidungsgewohnheit gegenüber der bürgerliche Hochmut wahrscheinlich gethan hätte. So fühlte er sich hier weit weniger deplaciert als in den Honoratiorenhäusern und erhob durch seine Anwesenheit die „schlechte“ Gesellschaft zur vornehmsten des Ortes. Er hatte schon manche ihrer Mitglieder überdauert, trat zu den von Wind und Wetter neu Hinzugewehten stets in das gleiche Verhältnis, das eine menschliche Wertschätzung seiner täglichen Verkehrsgenossen mit dann und wann durchschimmernder leutseliger Herablassung verband. Von früher nur an edle Weinsorten gewöhnt, die der stille Butt nicht in seiner Kambüse beherbergte, hegte er eine Abneigung gegen starke Getränke, und sein abendliches Glas ließ durch die helle Färbung des Inhalts ein Abkommen erkennen, das er von Anfang an ein für allemal mit Jochen Mahn getroffen, wonach dieser ihm nur einen winzigen Schuß Rum zum kochenden Wasser that und, da der Herr Baron auch die Süßigkeit nicht liebte, ebenfalls nur ein Bröselchen Zucker darin zerschmelzen ließ. Selbstverständlich aber trachtete Jochen Mahn nicht danach, von dieser enthaltsamen Liebhaberei seines vornehmen Stammgastes für sich Vorteil zu ziehen, sondern berechnete die ihn selbst jedesmal mit einem Hautschauder überlaufende farblose Mischung aufs billigste zum Kostenpreise, so daß die ständige Abendzeche des Freiherrn von Gapendorp sich auf einen Hamburger Schilling belief.

Mit ihm teilte noch eine zweite Persönlichkeit den festen Sitz in der kleinen Wandnische, und die alte Brautkiste ward danach im stillen Butt kurz „de Adelskist“ benannt. Denn der Baron besaß in der Stadt doch noch einen Standesgenossen, wenigstens eine Art oder Abart davon, in dem weitgereisten Gewürzhändler F. M. von Aspern, dem einzigen, der mit eigenen Augen zwischen den Städten Nürnberg und Fürth eine Dampflokomotive schnauben gesehen. Wie sein fremdländischer Name mit einem Träger desselben hierher in den Norden gekommen, widerstand einer Aufhellung, denn Familienurkunden waren darüber nicht vorhanden, mutmaßlich bei einer Ortsveränderung verloren gegangen. Den zeitigen Namensinhaber bedünkte am wahrscheinlichsten, daß sein Großvater für strategische Auszeichnung vom Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum „Edlen von Aspern“ erhoben worden sei, während Christian Larsen in seiner Voreingenommenheit für alles Fischige steif und fest bei dem Glauben blieb, der Name komme von den Aspern her, die sich im Donaufluß aufhalten sollten und so zu sagen Vettern von den gewöhnlichen Seebarschen und Kaulbarschen wären. Da könnte dann einmal jemand gesagt haben,

der komme wohl von den Aspern her, und wie's oft mit Namen sonderbar zugehe, hätte er den auf den Hals gekriegt.

Das war eine etymologische Erläuterung aus dem Fischkasten, die natürlich nicht ernsthaft genommen werden, noch weniger Licht in das Dunkel werfen konnte, und der heutige Namensträger selbst, wie alle andere Wißbegier mußten sich damit bescheiden, daß seit vierzig Jahren das Schild der Gewürzhandlung den Inhaber als „von Aspern" auf den Markt hinaus verkündigt hatte. Es war ein Geschäft, das sich lediglich mit überseeischen Bodenerzeugnissen abgab, doch neben den genießbaren Produkten auch eine schillernde Fülle von tropischen, nicht für Mund und Magen geeigneten Raritäten an Muscheln, Korallen, fliegenden Fischen und Riesenschwämmen für den Liebhaber ausbot; so erhob sich der Besitzer auch auf der kaufmännischen Stufenleiter um mehrere Sprossen über der untergeordneten Krämerladengattung, der Piper und Peper angehörten. Mehr indes noch durch seine Abkunft, wenngleich sein ziemlich plattgedrückter, unbehaarter Kopf, eine große, über die Oberlippe herunternickende Nase und kleine Hechelzähne etwas für die ichthyologische Hypothese Christian Larsens ins Gewicht zu fallen schienen. Aber F. M. von Aspern mußte selbst das richtigste etymologische Gefühl in sich tragen und bewährte dies, indem er seit schon nicht mehr ausdenklicher Zeit gemäß einem ihm angeborenen noblesse oblige seinen Stammsitz auf der Brautkiste neben dem Baron von Gapendorp einnahm. Dieser unterließ dem einzigen Standesgenossen gegenüber gleichfalls niemals die schuldigen Honneurs, denn während er den übrigen Ankömmlingen im stillen Butt nur mit einer beflissenen Höflichkeit leicht den Kopf entgegenneigte, stand er beim Herzutritt seines Bankteilhabers stets zur Begrüßung mit der Ansprache auf: „Ich hoffe, Ihr Wohlbefinden läßt nichts zu wünschen, Herr von Aspern." Daraufhin verbeugte sich der mit solcher Auszeichnung Empfangene, ein wenig in der Leichtbeweglichkeit durch den Vorbau seiner unteren Leibeshälfte beeinträchtigt, und legte im Ton seiner Erwiderung an den Tag, daß er die ihm widerfahrende Ehre mit seiner eigenen Lebensstellung in ein richtiges Maßverhältnis zu setzen wisse. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, Herr Baron, das Nämliche bei Ihnen annehmen zu dürfen."

„Nun, bis so auf einige kleine Reminiszenzen, die man sich im Leichtsinn der Jugend als Attaché wohl zuzieht, kann ich gerechtfertigterweise nicht Beschwerde über meinen Zustand führen. Ihr Herr Großvater würde jedenfalls zufrieden gewesen sein, wenn er von seinen Campagnen nicht erheblichere leibliche Inkommoditäten davongetragen hätte."

„Das läßt sich allerdings wohl als ziemlich gewiß annehmen, Herr Baron," entgegnete der Nachkömmling des Edlen von Aspern mit verbindlicher Miene beipflichtend, und ließ sich auf der Brautkiste zur Linken seines Sitzpartners nieder. Denn, wenn er auch von dem letzteren als Standesgenosse behandelt und dadurch selbst zum Empfinden seiner Ebenbürtigkeit veranlaßt wurde, so fühlte er doch um so mehr die aristokratische Verpflichtung, einem trotzdem zwischen dem Freiherrn von Gapendorp und ihm verbleibenden Abstandsunterschied nach den Vorschriften adliger Etikette genau Rechnung zu tragen. Jochen Mahn aber, wie jeder seiner Gäste sahen als selbstverständlich an: „De twee hört oppe Adelskist tosam."

So nahmen sie vor einem Tischchen ihren exklusiven Seitenplatz ein; am Oberende des großen Haupttisches aber, über dem bei heftigem Windanprall draußen die Hängelampe wohl etwas ins Schaukeln geriet, saß gewissermaßen als Kapitän des stillen Butt der ehemalige Ostindienfahrer Sievert Bramsegel, wohlbehaglich, mit breitem Gesicht und weißem, von Ohr zu Ohr unterm Kinn durchgehendem Bartkranz, der ein bißchen von weitem wie ein gegen Zahnweh umgeschlungenes wolliges Halstuch aussah. Er war ein Vollschiff, eine Bark, deren Planken Bürgschaft leisteten, daß sie auch gegen den stärksten Seegang aus Jochen Mahns Kessel stich halte, aber Besorgnis in dieser Richtung flößte eigentlich nichts ein, was hier abendlich um ihn herum an sonstigen Dreimastern, Schonern, Briggs, Kuffs, Jachten, Kuttern, Tjallen, Ewern und Gott mochte wissen was für Fahrzeugen mit vor Anker lag. Da war Peter Jankens, der frühere Walfischfänger, dem das Haar wie lauter grönländische Eisstacheln um den Kopf stand, und Clas Tenhan



Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

II.

Und so kamen Jahre über das Häuschen am Waldrand und den busch- und blumenreich heranwachsenden Garten einhergezogen und nahmen wieder Abschied. Wie der Kalender und der Breitengrad es ihnen zur Vorschrift machten, stellten sie sich bei ihrem Antritt fast immer in weißem Kleid ein und trugen dies auch bei ihrem Abgang, und sie legten es Tamo Fleming nah, seine Frau zu Zeiten auch als Frau Schnee, Frau Eis, Frau Frost anzureden; indes für einsilbige Namen mochte er keine Neigung besitzen, denn er wandte die letzteren nie an. Nach dem alten Herkommen aber brachten die Jahre auch das mit sich, daß allmählich in der Stadt, wenigstens von den Honoratioren, sich niemand mehr anhaltend um die Bewohner des von weitem und von außen ganz nett aussehenden Hauses bekümmerte. Wer sich, sei es aus Scham, Einfalt, Verblendung oder Störrigkeit, der Teilnahme und Bereitwilligkeit zum Trösten und Bessern verschloß, der verdiente es nicht anders, und die Tage glichen den Seewellen, die immer Neues anlockend in feuchter Frische glimmernde und glitzernde Kiesel und Muscheln auf den Vorstrand ausspülten. Was sich hinter diesem weiter hinauf angesammelt, war ein abgesuchter Sandstrich, der nichts die Mühe des Nachspürens Lohnendes mehr enthielt, und so lag das Flemingsche Haus landeinwärts als eine kleine, schon mit Strandhafer bewachsene Dünenrippe, an der Wind und Wasser nichts veränderten und die deshalb achtsam umhergehenden Augen keinen neuen Fund versprach.

Man erfuhr sehr wenig über das Betreiben Tamo Flemings darin, aber was dann und wann davon verlautete, war wohl geeignet, das Gleichnis des dürren Sandhaufens noch zutreffender zu gestalten. Wenn seine willkürliche und obendrein nichts eintragende ärztliche Praxis ihn nicht abberief, so beschäftigte er sich, eines ernsthaften und denkenden Menschen unwürdig, fast ausschließlich, wie schon früher, mit unnützem Getier und Pflanzen, vermehrte seine angelegten Sammlungen und schrieb die zwecklosen Wahrnehmungen und Beobachtungen, die er dabei machte, nieder. Auch in dieser,

bis auf jene Praxisfortübung, nutzlosen Vergeudung seines Daseins, das keinen ernsten Thätigkeitsdrang kannte, ähnelte er seinem Schwiegervater Carsten Carstens und gleichfalls, so viel oder so wenig davon ruchbar ward, in der unpädagogischen Erziehung seiner nach und nach schon höher vom Boden aufgewachsenen Tochter. Unverantwortlich hatte er sie bereits von klein auf bei Hitze und Kälte, Wind und Regen mit sich in Wald und Feld hinausgenommen, um auch ihr seine kindische Liebhaberei an Vögeln, Insekten, Gewürm und Unkräutern beizubringen, und dazu war es mehrfach geschehen, daß Fremde sie nicht für ein Mädchen, sondern für einen Jungen angesehen. Denn er ließ sie, kaum glaublich, auf solchen Wegen einen langen Kittel mit Knabenhosen darunter tragen und ebenso unter einem Knabenstrohhut das Haar kurz nach Knabenart geschnitten. Daraus ergab sich allerdings zur Genüge ein Rückschluß darauf, von welcher Beschaffenheit der Einfluß sein mußte, den er auf die Verstandes- und Gemütsbildung des armen Kindes ausübe, und wie er in seiner grenzenlosen Verkehrtheit die für die Entwickelung aller Weiblichkeit wichtigste und notwendigste Grundlage, das stätige Bewußtsein ihrer Geschlechtsangehörigkeit, systematisch untergrabe. Wie zu erwarten stand, gab er ihr auch niemals ihren vollen christlichen Taufnamen Magdalena, sondern kürzte diesen willkürlich bald so, bald so in Madlena, Marlen, Madelon, Maud, Malin, Leentje und Lyntje ab. Doch wie bei seiner Frau begnügte er sich damit noch nicht, häufte vielmehr, statt wie bei der letzteren nach Witterungserscheinungen, für seine Tochter ein ganzes Register von Namen aus dem Tier- und Pflanzenreich voll: Hamster, Ziesel, Hausmaus und Haselmaus, Spechtmeise, Wendehals, Laufkäfer, Grundel, Nachteule, Federmotte, Weißling, Gundermann, Krauseminz, Trollblume. Das waren nur ein paar solcher Namen unter unzähligen, fast täglich konnte ein neuer hinzukommen, und niemals fand sich ein mit poetischem Zartgefühl ausgewählter von schönem Klang und anmutiger Symbolik darunter, wie jemand mit ästhetischem Sinn für Madlene Fleming nach ihrer äußeren Erscheinung wohl manche zu wählen verstanden hätte. Auf alles aber mußte die unglückliche Kleine beim Anruf hören und war so darauf gefaßt und daran gewöhnt, daß sie bei jedem häßlichen neuen Namen, der ihr unversehens an den Kopf flog, lachte und auf ihn hin heransprang, so lange die Laune ihres Vaters ihn im Mund führte, wie ein willenlos abgerichteles Hündchen. „Denn das, meine Liebe, leckt ja auch die Hand, die ihm weh thut, und ein Kindergemüt ist so biegsam, daß es sich, ohne Widerstand zu leisten, fürs ganze Leben verkrümmen und verkrüppeln läßt. Wir haben ja gottlob nicht die Verantwortung dafür zu tragen."

Eine wünschenswerte Folge hatte indes die Eheschließung Tamo Flemings mit einem „späten Mädchen" doch vielleicht gehabt: Madlena blieb das einzige Kind im Hause. Sie trat in ihr achtes Lebensjahr, ohne daß der Storch sich veranlaßt sah, ein weiteres zu bringen; ob er indes aus Nachlässigkeit oder richtiger Einsicht sich nicht mehr blicken ließ, ohne sein Zuthun fand sich trotzdem noch ein neuer Ankömmling ein. Doch auch erheblich stärker an Gewicht, als daß ein Storchschnabel ihn durch die Luft herbeizutragen vermocht hätte. Fleming hatte eine früh verstorbene Schwester besessen, die mit einem Schiffskapitän Overbek verheiratet gewesen. Eines Tages kam plötzlich die Nachricht, daß dieser im Hafen von Plymouth durch einen Sturz verunglückt sei; er hinterließ einen ungefähr elfjährigen Jungen, den er immer auf seinen Fahrten mit sich an Bord gehabt. Wie ein Brief Tamo Fleming diesen unerwarteten Todesfall gemeldet, blickte er eine Weile durch sein offenes Fenster auf eine blühende Waldwiese hinaus, über der nach ihrem Junibrauch ein dichtes Geflatter von vielfarbigen Schmetterlingen sich durcheinander tummelte. Dann nickte er einmal mit dem Kopf, ging ins Zimmer zu Barbe hinunter, der er die Nachricht mitteilte, und nachdem er noch einiges hinzugefügt hatte, sagte er: „Der Tod ist nichts Trauriges für den, der von ihm betroffen wird, nur für die Nachbleibenden. Die müssen danach trachten, ihre Gedanken und ihr Gefühl nicht zu viel mit ihm zu beschäftigen, sondern auf ihr Leben bedacht zu sein. Ich meine, wir wollen den Zurück-

gebliebenen zu uns ins Haus nehmen und ihn mit Magda zusammen aufwachsen lassen. Die Post geht in einer Stunde, mit der will ich abfahren und Adolf Overbek von Plymouth zu uns holen, Frau Nebelgrau. Denn ich sehe dir am Gesicht, daß dir nichts mehr zuwider sein könnte, als meinen Schwestersohn ins Haus zu bekommen und dich auch noch mit ihm abplagen zu sollen, und du wünschst heimlich, wir möchten beide unterwegs mit dem Schiff untergehen. Aber darauf darfst du dir nicht die geringste Hoffnung machen, die Fahrt ist vollkommen ungefährlich und das Gute daran nur, daß du mich für ungefähr vierzehn Tage los wirst. Vielleicht bessert sich mittlerweile das Wetter etwas, daß wir bei unserer Rückkunft die Frau Mittagssonne im Hause finden. Es ist Zeit, daß ich fortkomme, denn nun wird aus der Frau Nebel sogar die Frau Landregen."

Ein schlimmeres Zeichen von Gemütlosigkeit hatte Tamo Fleming vielleicht noch kaum je abgelegt, als daß er nach dem Empfang der Todesnachricht seines Schwagers so sprach und seine Frau, weil sich ihr Thränen zwischen den Wimpern hervordrängten, herzlos mit dem häßlichen Namen „Frau Landregen" belegte, von der schnellmöglichst fortzukommen, ihm das Wünschenswerteste sei.

* *
*

Hügel und Holzungen, Waldwiesen und Heide machten aber nicht allein und eigentlich nicht den Hauptteil der Einrahmung des Stadtbildes aus, sondern die Hälfte derselben bestand aus gluckendem Wasser, und so gab es im Ort außer den Honoratioren noch andere Leute, die so zu sagen auch eine Gesellschaft bildeten. Über die Zahl der Bildungsstufen, mit denen sie von jenen abstanden, mochten sie sich allerdings nicht ganz im klaren sein, doch sie fanden sich, ohne viel darüber nachzudenken, in ihrer Art gleichfalls täglich zusammen. Oder richtiger, hatten sich zusammengefunden, denn wann ihre Gesellschaft zuerst entstanden, wußte auch ihr ältestes Mitglied nicht anzugeben; sie war immer gewesen und riß nie ab, wie das Schmetterlingsgeflatter über der blühenden Wiese, von dem Tamo Fleming einmal seinem Schwestersohn Alf Overbek gesagt, daß es die größte Ähnlichkeit mit dem Kommen und Verschwinden der Menschen auf der Erde habe. Was sich da aber vereinigt hatte, war aus allerlei wunderlichen Bestandteilen vermengselt, die im Grunde anfänglich manchmal wenig zueinander gepaßt haben mochten. Doch auch daran dachte niemand mehr, die Gewohnheit von vielen Jahren hatte einen Verband zwischen ihnen hergestellt, der jedem gleicherweise ein Platzrecht zuerkannte, und es fehlte etwas, wenn einmal einer von seinem Stuhl ausblieb. Das geschah indes fast nie, eigentlich nur, wenn eines Tages die Ohren der Säumigen zu stark mit darüber gefallener Erde verstopft worden waren, als daß ihm der mahnende Glockenschlag der alten Kirchenuhr noch zu Gehör kommen konnte. Das entschuldigte dann freilich seine Abwesenheit, und bei diesem ersten Wegbleiben verhandelten die ordnungsmäßig zur Stelle Befindlichen ein Weilchen über den Ausfall im speciellen und des weiteren noch ein bißchen im allgemeinen. Es war ein Vorkommnis, das bei dem Herumsegeln in der Zeit diesem früher, dem anderen später, jedem aber einmal zustieß, und der davon redete, that's ziemlich im gleichen Ton, mit dem er, die kalte Asche aus seinem leergewordenen Pfeifenkopfe auf den Fußboden klopfend, sagte: „Ja, er is aus, und es wird wohl Zeit, zu Haus zu gehn."

Im übrigen ließ sich, von außen angesehen, nicht leicht eine größere Verschiedenartigkeit erdenken, als zwischen einer Blütenwiese mit Schmetterlingen und jener Gesellschaft, sowie der Örtlichkeit, an der sie sich zusammenfand. Die erstere bestand nicht aus Tagfaltern, die den Sonnenschein aufsuchten, sondern alle gehörten zur Sippe der Dämmerungs- und Nachtschwärmer und fast ausschließlich auch zu Gattungen, die als solche ihre Flugzeit bereits seit längerem abgeschlossen und von ihrem Schwarm nur noch das eine und andere stark abgeflogene Individuum verspätet übrig gelassen hatten. Doch diese kamen, wenn der Abend anbrach, da und dort aus einer Hausthür und schritten, stapften oder schlingerten einem gemeinsamen, für keinen unbillig weit abgelegenen Zielpunkt entgegen. Das Steinpflaster des Städtchens nahm mit-

fühlende Rücksicht auf die Füße der Einwohner und beschränkte sich darauf, nur die Hauptstraßen ungangbar zu machen; die Seitengäßchen blieben dem milderen Walten der Natur anheimgegeben, die höchstens weiche Sümpfe und knusperige Gletscher aus ihnen herstellen konnte, oder gelegentlich vom Strande her einige Trillionen von Sandkörnern je nachdem zu fußtiefen oder armhohen trockenen Wellen zusammenblies. Wo der Ostwind sich dies Vergnügen am häufigsten verstattete und außerdem mit Vorliebe Ziergeflechte von Seetang rundum an den Lattenzäunen, Dachrinnen und Thürdrückern aufhängte, lag etwa steinwurfsweit vom Ufergegluck des Wassers ein letztes, auf die Stranddüne wie auf einen Ausguck hinausgeschobenes Bauwerk, und dies bildete das allabendlich angestrebte Vereinigungsziel der Wanderer. Wenn irgend ein Wind ging, schnob er hier gewiß aus besonders grober und auch feuchter Kehle, denn er prustete den Ankömmlingen nicht gerade selten einen dicken Schwall von Schaumgerinnsel mit in Augen und Bart. Aber das war eine Zukost, mit der sie schon als Dreingabe zur Muttermilch aufgepäppelt worden, und wenn etwas Gutes zwischen den Zähnen herein nachlaufen sollte, gehörte vorher erst der Salzgeschmack auf die Zunge. Vielleicht knurrte es einmal durch die Lippen heraus über den alten Racker, den speienden Seekater, doch ein Grimm war's, der dem Angeschimpften zugleich über das triefend borstige Fell streichelte, und einer nach dem anderen steuerte, kreuzte und lotste sich unter bester Ausnutzung des steifen Luftgangs dem kleinen Ankerplatz zu. Der befand sich, in Gestalt eines vorgebauten Windfangs, natürlich auf der Leeseite des Hauses, der dem bei Taglicht Herangewehten auf einem Gastwirtschaftsschild ein gemaltes Symbol vor die Augen hielt. Zweifellos hatten die wohl etwas fragwürdig gewesenen Künstlerfinger des Verfertigers die Absicht damit verfolgt, einen Fisch darzustellen, Wind, Wasser und Wetter von Jahrzehnten jedoch nicht zur wissenschaftlichen Verdeutlichung desselben beigetragen. Und so war es für ichthyologische Wißbegier befriedigend, daß eine nachhelfende In- oder Umschrift „Zum stillen Butt“ die Gattungszugehörigkeit des Weichflossers außer Frage brachte.

Wann der stille Butt sich hier herauf ans Land begeben, davon wußte keiner der heute unter seinem Zeichen Versammelten etwas; es zerbrach sich auch niemand unnötig den Kopf darüber, sondern jeder nahm sein Vorhandensein als so selbstverständlich und vermutlich immer gewesen an, als das von Wind und Wasser. Er selbst war natürlich nach seiner sprichwörtlichen Art auch nicht bemüßigt, darüber zu reden, aber einige Dinge in seinem Inneren führten doch eine gewisse lautlose Sprache im Munde. Wenn man durch den Windfang hereinkam, bestand das Eingeweide des plattbäuchigen Fisches eigentlich nur aus einem einzigen Magenraum, in der Mitte zwischen klein und groß ausgerundet, aber der Flunderordnung entsprechend die Wandungen des Fußbodens und der Bodendecke ungewöhnlich nah gegeneinander rückend. Die letztere sah mit dunkelbraunem Holz herunter, ohne sich im übrigen dadurch abzuheben oder auszuzeichnen, denn eine andere Farbe gab's rundumher überhaupt kaum; Wände und Schränke, Tische und Bänke waren ebenso und auch wie die Balkenenden droben vielfach zu allerhand närrischen oder greulichen Ungetierfratzen ausgeschnitzt. Nur ein breitschulteriger, innerlich aus Backsteinen aufgemauerter Ofen stach schwarz heraus, da er nach außen einen großen Mantel von Gußeisenplatten trug, auf denen an der Vorderseite Adam und Eva zusammen einen Apfel verzehrten und daneben Judith ihrer Magd den Kopf des Holofernes in einen Kornsack packte. Das bildete eine Art von Sprache, in welcher der stumme Butt über die Anfangszeit seines Hierseins Auskunft gab, denn diese Ofen-Pfänderplatten mit alttestamentarischem Bildwerk stammten aus ältesten westfälischen Eisengießereien, waren jedenfalls eines Tags auf der schwimmenden Planke rheinabwärts ums Skager Rak herum bis hierher geschaukelt worden und mußten nach mäßiger Berechnung etwa zwei bis drei Jahrhunderte an diesem Platz Wärme von sich ausgestrahlt haben. Diese unter guter Obhut zu halten, leisteten die Fenster durch ihr umgekehrtes Größenverhältnis redliche und augenscheinlich auch schon altgewohnte Beihilfe; sie waren so winzig, wie der Ofen riesig, eigentlich mehr aus einem Trallengitterwerk, als aus

gebliebenen zu uns ins Haus nehmen und ihn mit Magda zusammen aufwachsen lassen. Die Post geht in einer Stunde, mit der will ich abfahren und Adolf Overbek von Plymouth zu uns holen, Frau Nebelgrau. Denn ich sehe dir am Gesicht, daß dir nichts mehr zuwider sein könnte, als meinen Schwestersohn ins Haus zu bekommen und dich auch noch mit ihm abplagen zu sollen, und du wünschst heimlich, wir möchten beide unterwegs mit dem Schiff untergehen. Aber darauf darfst du dir nicht die geringste Hoffnung machen, die Fahrt ist vollkommen ungefährlich und das Gute daran nur, daß du mich für ungefähr vierzehn Tage los wirst. Vielleicht bessert sich mittlerweile das Wetter etwas, daß wir bei unserer Rückkunft die Frau Mittagssonne im Hause finden. Es ist Zeit, daß ich fortkomme, denn nun wird aus der Frau Nebel sogar die Frau Landregen."

Ein schlimmeres Zeichen von Gemütlosigkeit hatte Tamo Fleming vielleicht noch kaum je abgelegt, als daß er nach dem Empfang der Todesnachricht seines Schwagers so sprach und seine Frau, weil sich ihr Thränen zwischen den Wimpern hervordrängten, herzlos mit dem häßlichen Namen „Frau Landregen" belegte, von der schnellmöglichst fortzukommen, ihm das Wünschenswerteste sei.

* * *

Hügel und Holzungen, Waldwiesen und Heide machten aber nicht allein und eigentlich nicht den Hauptteil der Einrahmung des Stadtbildes aus, sondern die Hälfte derselben bestand aus gluckfendem Wasser, und so gab es im Ort außer den Honoratioren noch andere Leute, die so zu sagen auch eine Gesellschaft bildeten. Über die Zahl der Bildungsstufen, mit denen sie von jenen abstanden, mochten sie sich allerdings nicht ganz im klaren sein, doch sie fanden sich, ohne viel darüber nachzudenken, in ihrer Art gleichfalls täglich zusammen. Oder richtiger, hatten sich zusammengefunden, denn wann ihre Gesellschaft zuerst entstanden, wußte auch ihr ältestes Mitglied nicht anzugeben; sie war immer gewesen und riß nie ab, wie das Schmetterlingsgeflatter über der blühenden Wiese, von dem Tamo Fleming einmal seinem Schwestersohn Alf Overbek gesagt, daß es die größte Ähnlichkeit mit dem Kommen und Verschwinden der Menschen auf der Erde habe. Was sich da aber vereinigt hatte, war aus allerlei wunderlichen Bestandteilen vermengselt, die im Grunde anfänglich manchmal wenig zueinander gepaßt haben mochten. Doch auch daran dachte niemand mehr, die Gewohnheit von vielen Jahren hatte einen Verband zwischen ihnen hergestellt, der jedem gleicherweise ein Platzrecht zuerkannte, und es fehlte etwas, wenn einmal einer von seinem Stuhl ausblieb. Das geschah indes fast nie, eigentlich nur, wenn eines Tages die Ohren der Säumigen zu stark mit darüber gefallener Erde verstopft worden waren, als daß ihm der mahnende Glockenschlag der alten Kirchenuhr noch zu Gehör kommen konnte. Das entschuldigte dann freilich seine Abwesenheit, und bei diesem ersten Wegbleiben verhandelten die ordnungsmäßig zur Stelle Befindlichen ein Weilchen über den Ausfall im speciellen und des weiteren noch ein bißchen im allgemeinen. Es war ein Vorkommnis, das bei dem Herumsegeln in der Zeit diesem früher, dem anderen später, jedem aber einmal zustieß, und der davon redete, that's ziemlich im gleichen Ton, mit dem er, die kalte Asche aus seinem leergewordenen Pfeifenkopfe auf den Fußboden klopfend, sagte: „Ja, er is aus, und es wird wohl Zeit, zu Haus zu gehn."

Im übrigen ließ sich, von außen angesehen, nicht leicht eine größere Verschiedenartigkeit erdenken, als zwischen einer Blütenwiese mit Schmetterlingen und jener Gesellschaft, sowie der Örtlichkeit, an der sie sich zusammenfand. Die erstere bestand nicht aus Tagfaltern, die den Sonnenschein aufsuchten, sondern alle gehörten zur Sippe der Dämmerungs- und Nachtschwärmer und fast ausschließlich auch zu Gattungen, die als solche ihre Flugzeit bereits seit längerem abgeschlossen und von ihrem Schwarm nur noch das eine und andere stark abgeflogene Individuum verspätet übrig gelassen hatten. Doch diese kamen, wenn der Abend anbrach, da und dort aus einer Hausthür und schritten, stapften oder schlingerten einem gemeinsamen, für keinen unbillig weit abgelegenen Zielpunkt entgegen. Das Steinpflaster des Städtchens nahm mit-

fühlende Rücksicht auf die Füße der Einwohner und beschränkte sich darauf, nur die Hauptstraßen ungangbar zu machen; die Seitengäßchen blieben dem milderen Walten der Natur anheimgegeben, die höchstens weiche Sümpfe und knusperige Gletscher aus ihnen herstellen konnte, oder gelegentlich vom Strande her einige Trillionen von Sandkörnern je nachdem zu fußtiefen oder armhohen trockenen Wellen zusammenblies. Wo der Ostwind sich dies Vergnügen am häufigsten verstattete und außerdem mit Vorliebe Ziergeflechte von Seetang rundum an den Lattenzäunen, Dachrinnen und Thürdrückern aufhängte, lag etwa steinwurfsweit vom Ufergegluck des Wassers ein letztes, auf die Stranddüne wie auf einen Ausguck hinausgeschobenes Bauwerk, und dies bildete das allabendlich angestrebte Vereinigungsziel der Wanderer. Wenn irgend ein Wind ging, schnob er hier gewiß aus besonders grober und auch feuchter Kehle, denn er prustete den Ankömmlingen nicht gerade selten einen dicken Schwall von Schaumgerinnsel mit in Augen und Bart. Aber das war eine Zukost, mit der sie schon als Dreingabe zur Muttermilch aufgepäppelt worden, und wenn etwas Gutes zwischen den Zähnen herein nachlaufen sollte, gehörte vorher erst der Salzgeschmack auf die Zunge. Vielleicht knurrte es einmal durch die Lippen heraus über den alten Racker, den speienden Seekater, doch ein Grimm war's, der dem Angeschimpften zugleich über das triefend borstige Fell streichelte, und einer nach dem anderen steuerte, kreuzte und lotste sich unter bester Ausnutzung des steifen Luftgangs dem kleinen Ankerplatz zu. Der befand sich, in Gestalt eines vorgebauten Windfangs, natürlich auf der Leeseite des Hauses, der dem bei Taglicht Herangewehten auf einem Gastwirtschaftsschild ein gemaltes Symbol vor die Augen hielt. Zweifellos hatten die wohl etwas fragwürdig gewesenen Künstlerfinger des Verfertigers die Absicht damit verfolgt, einen Fisch darzustellen, Wind, Wasser und Wetter von Jahrzehnten jedoch nicht zur wissenschaftlichen Verdeutlichung desselben beigetragen. Und so war es für ichthyologische Wißbegier befriedigend, daß eine nachhelfende In- oder Umschrift „Zum stillen Butt" die Gattungszugehörigkeit des Weichflossers außer Frage brachte.

Wann der stille Butt sich hier herauf ans Land begeben, davon wußte keiner der heute unter seinem Zeichen Versammelten etwas; es zerbrach sich auch niemand unnötig den Kopf darüber, sondern jeder nahm sein Vorhandensein als so selbstverständlich und vermutlich immer gewesen an, als das von Wind und Wasser. Er selbst war natürlich nach seiner sprichwörtlichen Art auch nicht bemüßigt, darüber zu reden, aber einige Dinge in seinem Inneren führten doch eine gewisse lautlose Sprache im Munde. Wenn man durch den Windfang hereinkam, bestand das Eingeweide des plattbäuchigen Fisches eigentlich nur aus einem einzigen Magenraum, in der Mitte zwischen klein und groß ausgerundet, aber der Flunderordnung entsprechend die Wandungen des Fußbodens und der Bodendecke ungewöhnlich nah gegeneinander rückend. Die letztere sah mit dunkelbraunem Holz herunter, ohne sich im übrigen dadurch abzuheben oder auszuzeichnen, denn eine andere Farbe gab's rundumher überhaupt kaum; Wände und Schränke, Tische und Bänke waren ebenso und auch wie die Balkenenden droben vielfach zu allerhand närrischen oder greulichen Ungetierfratzen ausgeschnitzt. Nur ein breitschulteriger, innerlich aus Backsteinen aufgemauerter Ofen stach schwarz heraus, da er nach außen einen großen Mantel von Gußeisenplatten trug, auf denen an der Vorderseite Adam und Eva zusammen einen Apfel verzehrten und daneben Judith ihrer Magd den Kopf des Holofernes in einen Kornsack packte. Das bildete eine Art von Sprache, in welcher der stumme Butt über die Anfangszeit seines Hierseins Auskunft gab, denn diese Ofen-Pfänderplatten mit alttestamentarischem Bildwerk stammten aus ältesten westfälischen Eisengießereien, waren jedenfalls eines Tags auf der schwimmenden Planke rheinabwärts ums Skager Rak herum bis hierher geschaukelt worden und mußten nach mäßiger Berechnung etwa zwei bis drei Jahrhunderte an diesem Platz Wärme von sich ausgestrahlt haben. Diese unter guter Obhut zu halten, leisteten die Fenster durch ihr umgekehrtes Größenverhältnis redliche und augenscheinlich auch schon altgewohnte Beihilfe; sie waren so winzig, wie der Ofen riesig, eigentlich mehr aus einem Trallengitterwerk, als aus

den dickglasigen Scheibchen dazwischen bestehend. Der Wind suchte natürlich unablässig an ihnen nach Fugen und Ritzen herum, um Sandkörner durchzuquetschen oder gelegentlich einige von der Ostsee mitgenommene Salzwassertonnen hineinzufieben. Aber die Liliputer zwischen den Trallen konnten auch ihre Steifnackigkeit aufsetzen, sie hielten dicht gegen ihn wie ein Ölrock; wenn er's einmal dahin brachte, das alte klatschsüchtige Wellengesindel aufzustiften, daß es über den ganzen Vorstrand und den Altsand mit bis unters Haus belferte, so gab's auch noch dicke Eichenbohlenluken, die Jochen Mahn dem Lumpenpack lachend über die Fenster vor der triefenden Nase zuschlug. Und dann mochte es draußen winseln, heulen, schnauben, platschen und alle Wasserorgel-Register aufziehen, das focht den stillen Butt drinnen nicht im geringsten an, bildete für seine Insassen nur eine äußerst wohlthuende, ohrenerquickliche Musik.

Und da saß die Gesellschaft allabendlich — leider ließ sich nicht ableugnen, daß sie, wenn bei den Honoratioren einmal auf sie die Rede kam, gemeinhin einfach die „schlechte" betitelt wurde — und jedes Mitglied hielt die Federposenspitze einer langen weißen Kalkpfeife zwischen den Zähnen oder den von diesen durch die Havarien der Lebensfahrt geretteten Überbleibseln. Dazu stand vor jedem, nicht allein während des nordischen Winterfeldzugs, sondern ebenso vom Mai bis zum Oktober ein breitbauchiges Grogglas, und Jochen Mahn, der Wirt zum stillen Butt, sorgte dafür, daß keines je für längere Dauer seinem ernsten Zweck durch leere Hohlheit Schande anthat. Zu Zeiten fiel's ihm nicht ganz leicht, dieser Pflichterfüllung nachzukommen, denn es konnte sich aus den Pfeifenköpfen eine so haarige Luft über die Tische hinlagern, daß ungeübte Augen auf ihnen nicht mehr einen ledernen Tabaksbeutel von einer Schildkrotschnupfdose unterschieden. Aber zum Glück war Jochen Mahn selbst früher ein paar Jahrzehnte lang als Matrose durch den Küstennebel an allen Erdteilen herumgeraten und seinem Blick auf dem kalten Wasser dadurch eine Schärfe eingeübt worden, die ihm auch in der dicksten Haarrauchschicht von keinem Glas ein X für ein U vormachen ließ, wenn es wieder heiß Wasser brauchte. Außerdem hatte er schon von jeher unter allen Himmelsstrichen sein Augenmerk so achtsam auf die verschiedene Art des Blinkerns und Dampfens von Flüssigkeiten in den landesbräuchlich unterschiedlichen Trinkgefäßen verlegt gehabt, daß er über dieser eifrigen Beschäftigung nie zur Ablegung des Steuermannsexamens gekommen und schließlich mit Überspringung dieser nautischen Zwischenstufe zum Kapitän des stillen Butt avanciert war.

Der aber trug sein Gallionbild und seinen Namen mit Recht, denn es ging niemals laut in ihm zu. Sein Inneres stellte eine ruhige Kajüte dar, in der alles seine hergebrachte, bedachtsame und feste Ordnung besaß. Was in ihr umhersaß, gehörte natürlich zumeist Leuten an, die ihr Lebelang in den Takelagen herumgeklettert waren, an der Pinne und zuletzt auf der Kommandobrücke gestanden, doch hatte sich auch eine Handvoll zufällig einmal und jetzt schon lange mit an Bord geratener Passagiere beigesellt, die durch die Gewöhnung aus Landratten, wenn auch nicht zu wirklichen Seeratten, doch zu heimatberechtigten Schiffsratten geworden. Fast konnten sie indes auf den Gedanken bringen, es müsse noch irgend etwas anderes dazu gehören, um ihnen solch ein Mitsitzer-Anrecht im stillen Butt einzutragen. Etwas, das sich geradezu mit Worten nicht wohl ausdrücken ließ, ohne übers Ziel hinauszuschießen, wofür aber die Sprache andeutende Redewendungen von einem etwas schiefgerückten Sparren im Oberdach oder einer ein bißchen locker gewordenen Schraube besaß.

Von diesen recipierten Kajütengästen hockten zwei stets unzertrennlich wie ein Taubenpaar nebeneinander, sie stammten auch aus einem gleichartigen Schlag, und ihre Namen verhielten sich ähnlich wie der eines Männchens zu dem eines Weibchens der gleichen Gattung. Beide waren grau- oder mehr kahlköpfige Eigentümer einträglicher Krämerläden, hatten lange ihr Schäflein aufs Trockene gebracht und führten die ihnen passend auf ihren verdienstvollen Lebensberuf zugeschnittenen Namen Lorenz Piper und Jakob Peper. Die sprichwörtliche Friedfertigkeit der Tauben lag ihnen jedoch nicht im Blut, oder nur während der sanftmütigen

Wirkung des ersten Grogglases; beim zweiten dagegen ließ Jakob Peper beständig einmal eine Äußerung fallen, die Heringe auf dem Stadtwappen über der Rathausthür wären nachgerade so abgewaschen, daß es not thäte, sie kriegten mal einen neuen Anstrich. Dann räusperte sich Lorenz Piper und sagte: „Makrelen sind das."

„Das haben Sie all oft gesagt, darum bleiben es doch Heringe."

„Das ist schon in Richtigkeit, wer sich für'n Hering ausgiebt, bleibt es auch, und wird keine Makrele daraus wie vorm Rathaus."

„Wer so was behauptet, der muß sich besser auf Fische verstehen, Herr Piper, und es beweisen können."

„Das kann ich, wenn Sie's verstehen können, auch wohl beweisen, mein lieber Herr Peper. Sehen Sie, Sie sind ein plattdeutscher Pfeffer und ich bin ein lateinischer. Auf lateinisch aber heißt die Makrele, wie ich Ihnen sagen will, scomber, und was in unserem Wappen is, das sind zwei Skombern."

Um sich von der Wucht dieses niederdrückenden Beweises zu erholen, bedurfte es für Jakob Peper immer erst einiger Züge an seiner Kalkpfeifenspitze, ehe er etwa die Erwiderung fand: „Das is wohl so ein Lateinisch, Herr Piper, was aus dem Spanischen herkommt, wie der spanische Pfeffer, denn so kommt mir das vor."

„Mit Verlaubnis, Herr Peper, Sie sollten mal in das Land gehen, wo der Pfeffer wächst, das wär manch einem gewiß nicht unangenehm, und dann würden Sie vielleicht auch Heringe und Makrelen voneinander kennen lernen."

In dieses Stadium des Zwiegesprächs der beiden Namensvettern pflegte von oben am Tisch her gemütsruhig die Stimme Sievert Bramsegels, des weiland Ostindienfahrer-Kapitäns, herüber zu klingen: „Twee Döschköpp sind dat." Wen er damit meine, ob die Zwillingsfische im Stadtwappen oder sonst irgendwo ein paar Dorschköpfe, erläuterte der Sprecher gemeiniglich nicht weiter, sondern fügte nur etwas drein wie: „Nu laßt uns mal klar Deck an Bord machen, daß man Salzwasser um die Ohren kriegt und keinen Pfefferstaub. Wächst noch Zuckerrohr in der Kambüse, Jochen, so könnt ein bischen davon auch nich schaden." Daraufhin schoß Jochen Mahn von seiner Schenktischecke herzu: „Heiß Wasser, Kaptein? Der Nebel is was dick heut," und er griff hurtig nach dem leergewordenen Glas, schüttete es aus der „Zuckerrohrbüchse" mit einer braunen Flüssigkeit halb voll und füllte den Rest aus dem dampfenden Kessel auf. Von seinem Wandsitz her aber äußerte wohl der Baron Matthias Hinrich von Gapendorp mit einer höflichen, doch leicht vornehm-geringschätzigen Miene: „Ich bin ebenfalls der Meinung, meine Herren, daß Ihre Kolonialunterhaltung sich mehr für die Lokalitäten Ihrer Berufsübung eignen dürfte."

Der solchergestalt Sievert Bramsegel Beipflichtende nahm schon seit vielen Jahren seinen Stammsitz seitwärts in einer kleinen Wandausbucht auf einer alten „Brautkiste" ein, die vorn kunstvoll ausgeschnitzt die Herdenteilung Labans und Jakobs im gelobten Land zeigte. Er war sehr lang aufgeschossen und so dürr, daß der „Kaptein" mit Leichtigkeit den Stoff für zwei von seinem Durchmesser geliefert hätte; seine Stimme kratzte etwas im Ohr, wie eine angerostete Säge, und er trug über einem Auge eine stark verschabte Binde, weil es ihm in einem Duell von der Degenspitze ausgestoßen worden. Dabei hatte sich niemand aus der Stadt und Umgegend zugegen befunden, denn es war geschehen, als er irgendwo an einem Hof in diplomatischen Diensten gestanden, und die Kajütenleute im stillen Butt besaßen zu wenig Ahnung davon, wie es in jener großen Welt zugehe, so daß sie sich die Sache dahin ausgelegt hatten, der Herr Baron habe einmal bei einer Prügelei unglücklich einen mit der Faust oder mit einem Knüppel ins Gesicht abbekommen, davon rühre seine Einäugigkeit her. Aber mit seinem Adel verhielt es sich unangezweifelt richtig, er stammte aus einer alten Freiherrnfamilie nnd hatte vor mehr als zwanzig Jahren in dem Städtchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, weil er der unablässigen Verpflichtungen in den hohen und höchsten Kreisen müde geworden und ein Gemüt besaß, das nach Einsamkeit und ruhiger Beschaulichkeit verlangte. Deshalb war auch seine Wahl auf eine Stube in dem alten halbverfallenen

Schloß geraten, deren bauliche Verfassung zwar seinem Stande keineswegs entsprach, doch ihm durch ihre allem Geräusch entrückte Lage die gewünschte, seiner Natur sympathische Idylle darbot. So hauste er dort, eigentlich seit Menschengedenken, und hatte es, als er gekommen, nicht unter seiner Würde gehalten, in der Amtsstube sich zu täglich achtstündigen Dienstleistungen als Aktenregistrator, Protokollführer und Abschreiber zu erbieten. „Denn der Mann muß sich einer Thätigkeit widmen, um Selbstbefriedigung zu erlangen, meine Herren, und welche andere hätte sich in diesem — ich will Ihr patriotisches Gefühl nicht verletzen — in diesem ohne Ansprüche auftretenden Ort mir als eine bessere Reminiscenz an meine verlassene Carriere geboten?“ Auch Matthias von Gapendorp selbst trat in pekuniärer Beziehung durchaus ohne unbillige Ansprüche auf und begnügte sich deshalb mit einer höchst geringfügigen Entschädigung für seinen gemeinnützigen Zeit- und Mühaufwand. Ebenso legte er keinerlei Gewicht auf Äußerlichkeiten, sondern trug noch den nämlichen Anzug, mit dem er zuerst in der Stadt erschienen; nur die Knöpfe daran hatte er mehrfach mit eigener Hand erneuert, da er den Rock militärisch immer vom Hals bis an die Taille fest geschlossen hielt, so daß niemals ein Blick etwas Weißes vor seiner Brust wahrgenommen hatte. Mit den städtischen Honoratioren pflegte er keinerlei Umgang; er besaß keine Standesgenossen unter ihnen und fand demgemäß in ihrem Kreise nicht das seiner gesellschaftlichen Stellung und Gewöhnung entsprechende Niveau. Anders verhielt es sich mit den Kajüteninsassen im stillen Butt; sie nahmen eine so tiefe sociale Rangstufe unter ihm ein, daß es keinem in den Sinn geraten konnte, sich etwa als ihm gleichstehend anzusehen, wie es seiner Kleidungsgewohnheit gegenüber der bürgerliche Hochmut wahrscheinlich gethan hätte. So fühlte er sich hier weit weniger deplaciert als in den Honoratiorenhäusern und erhob durch seine Anwesenheit die „schlechte“ Gesellschaft zur vornehmsten des Ortes. Er hatte schon manche ihrer Mitglieder überdauert, trat zu den von Wind und Wetter neu Hinzugewehten stets in das gleiche Verhältnis, das eine menschliche Wertschätzung seiner täglichen Verkehrsgenossen mit dann und wann durchschimmernder leutseliger Herablassung verband. Von früher nur an edle Weinsorten gewöhnt, die der stille Butt nicht in seiner Kambüse beherbergte, hegte er eine Abneigung gegen starke Getränke, und sein abendliches Glas ließ durch die helle Färbung des Inhalts ein Abkommen erkennen, das er von Anfang an ein für allemal mit Jochen Mahn getroffen, wonach dieser ihm nur einen winzigen Schuß Rum zum kochenden Wasser that und, da der Herr Baron auch die Süßigkeit nicht liebte, ebenfalls nur ein Bröselchen Zucker darin zerschmelzen ließ. Selbstverständlich aber trachtete Jochen Mahn nicht danach, von dieser enthaltsamen Liebhaberei seines vornehmen Stammgastes für sich Vorteil zu ziehen, sondern berechnete die ihn selbst jedesmal mit einem Hautschauder überlaufende farblose Mischung aufs billigste zum Kostenpreise, so daß die ständige Abendzeche des Freiherrn von Gapendorp sich auf einen Hamburger Schilling belief.

Mit ihm teilte noch eine zweite Persönlichkeit den festen Sitz in der kleinen Wandnische, und die alte Brautkiste ward danach im stillen Butt kurz „de Adelskist“ benannt. Denn der Baron besaß in der Stadt doch noch einen Standesgenossen, wenigstens eine Art oder Abart davon, in dem weitgereisten Gewürzhändler F. M. von Aspern, dem einzigen, der mit eigenen Augen zwischen den Städten Nürnberg und Fürth eine Dampflokomotive schnauben gesehen. Wie sein fremdländischer Name mit einem Träger desselben hierher in den Norden gekommen, widerstand einer Aufhellung, denn Familienurkunden waren darüber nicht vorhanden, mutmaßlich bei einer Ortsveränderung verloren gegangen. Den zeitigen Namensinhaber bedünkte am wahrscheinlichsten, daß sein Großvater für strategische Auszeichnung vom Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum „Edlen von Aspern“ erhoben worden sei, während Christian Larsen in seiner Voreingenommenheit für alles Fischige steif und fest bei dem Glauben blieb, der Name komme von den Aspern her, die sich im Donaufluß aufhalten sollten und so zu sagen Vettern von den gewöhnlichen Seebarschen und Kaulbarschen wären. Da könnte dann einmal jemand gesagt haben,

der komme wohl von den Aspern her, und wie's oft mit Namen sonderbar zugehe, hätte er den auf den Hals gekriegt.

Das war eine etymologische Erläuterung aus dem Fischkasten, die natürlich nicht ernsthaft genommen werden, noch weniger Licht in das Dunkel werfen konnte, und der heutige Namensträger selbst, wie alle andere Wißbegier mußten sich damit bescheiden, daß seit vierzig Jahren das Schild der Gewürzhandlung den Inhaber als „von Aspern“ auf den Markt hinaus verkündigt hatte. Es war ein Geschäft, das sich lediglich mit überseeischen Bodenerzeugnissen abgab, doch neben den genießbaren Produkten auch eine schillernde Fülle von tropischen, nicht für Mund und Magen geeigneten Raritäten an Muscheln, Korallen, fliegenden Fischen und Riesenschwämmen für den Liebhaber ansbot; so erhob sich der Besitzer auch auf der kaufmännischen Stufenleiter um mehrere Sprossen über der untergeordneten Krämerladengattung, der Piper und Peper angehörten. Mehr indes noch durch seine Abkunft, wenngleich sein ziemlich plattgedrückter, unbehaarter Kopf, eine große, über die Oberlippe herunternickende Nase und kleine Hechelzähne etwas für die ichthyologische Hypothese Christian Larsens ins Gewicht zu fallen schienen. Aber F. M. von Aspern mußte selbst das richtigste etymologische Gefühl in sich tragen und bewährte dies, indem er seit schon nicht mehr ausdenklicher Zeit gemäß einem ihm angeborenen noblesse oblige seinen Stammsitz auf der Brautkiste neben dem Baron von Gapendorp einnahm. Dieser unterließ dem einzigen Standesgenossen gegenüber gleichfalls niemals die schuldigen Honneurs, denn während er den übrigen Ankömmlingen im stillen Butt nur mit einer beflissenen Höflichkeit leicht den Kopf entgegenneigte, stand er beim Herzutritt seines Bankteilhabers stets zur Begrüßung mit der Ansprache auf: „Ich hoffe, Ihr Wohlbefinden läßt nichts zu wünschen, Herr von Aspern.“ Daraufhin verbeugte sich der mit solcher Auszeichnung Empfangene, ein wenig in der Leichtbeweglichkeit durch den Vorbau seiner unteren Leibeshälfte beeinträchtigt, und legte im Ton seiner Erwiderung an den Tag, daß er die ihm widerfahrende Ehre mit seiner eigenen Lebensstellung in ein richtiges Maßverhältnis zu setzen wisse. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, Herr Baron, das Nämliche bei Ihnen annehmen zu dürfen.“

„Nun, bis so auf einige kleine Reminiscenzen, die man sich im Leichtsinn der Jugend als Attaché wohl zuzieht, kann ich gerechtfertigterweise nicht Beschwerde über meinen Zustand führen. Ihr Herr Großvater würde jedenfalls zufrieden gewesen sein, wenn er von seinen Campagnen nicht erheblichere leibliche Inkommoditäten davongetragen hätte.“

„Das läßt sich allerdings wohl als ziemlich gewiß annehmen, Herr Baron,“ entgegnete der Nachkömmling des Edlen von Aspern mit verbindlicher Miene beipflichtend, und ließ sich auf der Brautkiste zur Linken seines Sitzpartners nieder. Denn, wenn er auch von dem letzteren als Standesgenosse behandelt und dadurch selbst zum Empfinden seiner Ebenbürtigkeit veranlaßt wurde, so fühlte er doch um so mehr die aristokratische Verpflichtung, einem trotzdem zwischen dem Freiherrn von Gapendorp und ihm verbleibenden Abstandsunterschied nach den Vorschriften adliger Etikette genau Rechnung zu tragen. Jochen Mahn aber, wie jeder seiner Gäste sahen als selbstverständlich an: „De twee hört oppe Adelskist tosam.“

So nahmen sie vor einem Tischchen ihren exklusiven Seitenplatz ein; am Oberende des großen Haupttisches aber, über dem bei heftigem Windanprall draußen die Hängelampe wohl etwas ins Schaukeln geriet, saß gewissermaßen als Kapitän des stillen Butt der ehemalige Ostindienfahrer Sievert Bramsegel, wohlbehaglich, mit breitem Gesicht und weißem, von Ohr zu Ohr unterm Kinn durchgehendem Bartkranz, der ein bißchen von weitem wie ein gegen Zahnweh umgeschlungenes wolliges Halstuch aussah. Er war ein Vollschiff, eine Bark, deren Planken Bürgschaft leisteten, daß sie auch gegen den stärksten Seegang aus Jochen Mahns Kessel stichhalte, aber Besorgnis in dieser Richtung stößte eigentlich nichts ein, was hier abendlich um ihn herum an sonstigen Dreimastern, Schonern, Briggs, Kuffs, Jachten, Kuttern, Tjalken, Ewern und Gott mochte wissen was für Fahrzeugen mit vor Anker lag. Da war Peter Jankens, der frühere Walfischfänger, dem das Haar wie lauter grönländische Eisstacheln um den Kopf stand, und Clas Tenhan

hatte dreißig Jahre lang immer die Fahrt durch die Magelhaenstraße von Valparais nach Rio gemacht, so daß er abwechselnd eingefroren und zum Gesottenwerden aufgetaut gewesen, man sah's ihm an der Haut an; von der tropischen Hitze war ihm der Durst geblieben und von der Bärenkälte das Bedürfnis nach heißem Getränk. Jan Lafrenz hatte drei Viertel seiner Lebenszeit durch die verfluchte Gelbe See Reis, Kulis und Teifune von den Chinesen zu den Spaniern auf den Philippinen gefrachtet, und beim dritten Glas konnte ihm wohl die Erinnerung daran kommen, was für Gesichter die Zopfkerle manchmal geschnitten, wenn sie sich seekrank wie ein Gebalge von jungen Hunden auf dem Deck herumgewälzt, so daß ihm vor Lachen der Grog wieder tropfenweise aus den Augen lief. Bis auf die beiden adligen und die zwei Krämer-Passagiere an Bord waren es lauter alte Kapitäne, Steuerleute, Schiffsmate von jeder Gattung, und jeder war bis zur Haarbleiche geschwommen, aufs Riff gelaufen, gekentert, auseinandergeborsten, mit Mann und Maus untergegangen, ertrunken und wieder zum Leben gekommen, einmal, zehnmal und nach Dutzend Malen zu zählen. Wohl als der einzige, der das Kielholen unter der Linie nur von Hörensagen kannte, saß Christian Larsen dabei, aber mit dem Salzwasser hatte er bis vor kurzem als Fischergildenmeister mehr als genug zu schaffen gehabt und wußte von mancher Erfahrung her, daß die Flüssigkeit aus Jochen Mahns Kessel mit der westindischen Zuthat besser in den Hals einging als ein Schluck aus der Ostsee. Mit der Spitznase und den paar unter der Lippe grad herunterhängenden Bartfäden erinnerte er an einen Störkopf, wie neben ihm der Friese Jeppe Rimmert mit seiner rauhgeschuppten Haut an einen Strukbutt.

Gegenüber saß „de ol Knut“, von dem kaum jemand mehr wußte, daß er den Familiennamen Duselkopp führte, denn die echten Wasserratten im stillen Butt redeten sich überhaupt nur mit ihrem Rufnamen an. Der alte Knut machte eine doppelte Ausnahme in der Kajüte, er rauchte keine lange Kalkpfeife, sondern aus einem kurzen „Bräsel“, und er las täglich mehrere Stunden lang mit besonderem Verständnis im Alten Testament. Daraus war ihm als zweifellos hervorgegangen, daß in diesem Jahrhundert eine neue Sündflut zu erwarten sei, und er hatte sich deshalb über einem großen alten Holzewer mit eigenen Händen ein Helmdach zurechtgezimmert und auch selbst ein paar winzige Fenster hineingeglasert. Das breitbäuchige Ding schwamm angetaut auf einem Seewassertümpel neben seiner dicht am Strande belegenen Fischerhütte und sah wie eine Noaharche von einem Neuruppiner Bilderbogen aus, der dem Schiffsbaumeister vermutlich auch als Vorbild für sein Werk gedient. Im Inneren war ein Verschlußkasten mit Schiffszwieback und etlichen Flaschen Rum ausgerüstet; was sonst noch nötig ward, sollte vom Haus herüber verstaut werden, wenn die Anzeichen kamen, daß die Sündflut losbrechen wollte. Ab und zu heulten wohl einmal abends Sturm und Wasser derartig um den stillen Butt, daß der Archenbesitzer, die großen Muschelohren ausstreckend, vor sich hinsagte: „Nu kümmt dat.“ Dann pflegte einer zu nicken: „Jo, Knut, nu kümmt dat wul; wenn blot de Rum nich ut dat Glas utlapen is!“ Denn das Gerücht ging, der alte Knut traue dem Zwieback wohl genug Dauerhaftigkeit zu, glaube aber nicht recht an die lange Haltbarkeit des Inhaltes in den Flaschen und hole deshalb öfter eine davon aus dem Kasten, um sich zu vergewissern, daß der Rum noch nicht verdorben sei.

Wenn jedoch einer so der Arche Erwähnung that, geschah's in durchaus ernsthaftem Tone, wie alle im stillen Butt ihn beständig im Munde führten, denn jeder hatte seine eigene, mit Aberglauben, Schrullen und spanischen Fliegen vollgepfropfte „Muuskist“ im Kopf, deren Inhalt er, wenn etwas daraus zum Vorschein kam, mit Ernst und Würde behandelt sehen wollte und darum als erste Pflicht fühlte, auch jedem anderen das Gleiche zu thun. Seinen gutartigen Spaß trieb man nur ab und zu mit den beiden Pfefferschoten und denen auf der Adelskiste; was eine Seeratte von sich gab, ward ernsthaft aufgenommen, denn ob es häufig auch dem trockenen Landverstand unmöglich scheinen mochte, so wußte doch jeder, der selbst damit zu thun gehabt, daß es noch unglaublicher war, was auf dem Wasser wirklich und

leibhaftig vorfallen konnte, und wenn einer etwas erzählte, so mußte er es erlebt haben, sonst hätte er es nicht alles so genau bis auf die Toppspitze gewußt. Wenn der Wind sich zu stark in die Segel legte, schwappte das Wasser übers Deck, und so mochte auch die Einbildungskraft wohl einmal mit einer besonders steifen Bö über die Zunge blasen, daß diese in dem Windgekreisel Luv und Lee nicht ganz sicher auseinandergehalten. Dann gab's natürlich eine etwas kuriose Geschichte ab, von der jeder sich im stillen zurecht denken konnte, wie es sich bei Abzug der lebhaft aufgestümten Phantasie damit verhalten haben möge; aber um so interessanter war es, und in seiner Art blieb es jedenfalls streng wahrheitsgemäß, denn einer von der Wasserkante hatte es so gesehen und gehört, und daß der etwas aus der leeren Luft griff, war noch nie im Leben vorgekommen.

Die Sprache am Tische wechselte zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch ab, beiden kam gleiches Recht zu, öfter mengselten sie sich auch durcheinander; bei längeren Ausführungen überwog indes im ganzen mehr das Hochdeutsche. Es verlieh absonderlichen Ereignissen mehr Bedeutsamkeit, zeigte gewissermaßen an, daß sie kein Ohr zu scheuen brauchten und vor aller Augen ein volles Licht vertragen konnten. Hinsichtlich des Stils, der Syntax und der Grammatik hätten freilich pedantische Schulmeister ihren Jungen, wenn sie sich jene in einem Aufsatz zum Muster genommen, manchen dicken Strich an den Rand gekreidet, und auch die Sprechweise erinnerte zumeist nur recht entfernt an die von tragischen Helden oder ersten Konversations-Liebhabern auf einer Hofbühne. Vorzugsweise war sie breitspurig, vorm Mund weg hin und her schlingernd, als müsse sie sich gegen rollenden Seegang halten, während der Tonfall der Stimmen gleichsam in gedämpft abgeschwächtem Maßstab das Gesamtorchester eines üblichen Schiffskonzerts wiedergab, das Knarren der Taue und Knurren des Windes, Ächzen in den Planken, Geknatter beim Segelbrassen, Klatschen, Rohren, Pfeifen und Brummen um alles zwischen Backbord und Steuerbord herum. Im allgemeinen herrschte im stillen Butt keine überschwengliche Anschauung des schönen Geschlechts vor, sondern der Grundsatz Sievert Bramfegels: „Man soll sich hüten, daß man keine böse Frau als Kapteinin an Deck kriegt und 'ne gute soll man nicht ans Steuer lassen“, bezeichnete die Windrichtung. Wenn diese Tonart zum Anschlag kam, meinte Peter Jankens: „Wenn Jonas Ünnerröck an'n Lief hat harr, würr de Walfisch sick wul bedacht hebbn, ehr öwer to slucken“, und neben irgendeiner Pfeifenfederpose heraus klang es wohl hinterdrein: „Dwatsch, heff ick hört, schall blot enkelt mal een sin, awer dat is narrsch, mit de een krigt man't jümmer to dohn.“

Von jüngeren Leuten befanden sich nur ein paar bei der abendlichen Tischrunde. Einer kam ab und zu, ein fremder Bestandteil zwischen den einheimischen Gesichtern, mit dunklem Krauskopf und schwarzen Augen und ebenso fremdländischem Namen, Karl oder eigentlich Carlos Mazeras. Doch er verstand die Sprache der anderen, denn er stammte von einer deutschen Mutter, die in Bahia einen Brasilianer geheiratet oder nicht geheiratet gehabt, das machte schließlich an ihm keinen Unterschied aus. Er mochte ungefähr ein Vierteljahrhundert alt sein, in dem er schon an manchem Bord als Matrose gefahren war, um eines Tags hier ans Land zu gehen und sich Arbeit auf einer Schiffswerft zu suchen. Die hatte er auch gefunden, da er Tüchtigkeit und Fleiß mitgebracht; so blieb er dabei und stand sich gut mit einem Verdienst, der ihm am Abend mehr als ein Glas erlaubte. Mit jüngeren Kameraden hielt er nicht Verkehr, fand sich nur seit ein paar Jahren manchmal im stillen Butt ein. Ein sonderbares Kraut von einem Menschen, denn seitdem er sich hier aufs Trockene gelegt, war er nicht mehr aufs Wasser hinauszubringen, nicht zur kleinsten Bootfahrt, beinah wie ein Hund, der wasserscheu geworden. Bei Leuten in seinem „Deckjungen“-Alter dachten Erfahrene, wenn einem solche Grappen in den Kopf gesickert, natürlich zunächst, das Leck müsse von einem Frauenzimmer herrühren, zumal bei Carlos Mazeras, der ein ungewöhnlich schmucker Kerl war; aber es ließ sich nicht das Geringste von einer Schürze, die ihn an ihren Bändern ins Schlepptau genommen haben könnte, auswittern. Er lachte nie mit seinen weiß etwas vorschim-

den dickglasigen Scheibchen dazwischen bestehend. Der Wind suchte natürlich unablässig an ihnen nach Fugen und Ritzen herum, um Sandkörner durchzuquetschen oder gelegentlich einige von der Ostsee mitgenommene Salzwassertonnen hineinzusieben. Aber die Liliputer zwischen den Trallen konnten auch ihre Steifnackigkeit aufsetzen, sie hielten dicht gegen ihn wie ein Ölrock; wenn er's einmal dahin brachte, das alte klatschsüchtige Wellengesindel aufzustiften, daß es über den ganzen Vorstrand und den Altsand mit bis unters Haus belferte, so gab's auch noch dicke Eichenbohlenluken, die Jochen Mahn dem Lumpenpack lachend über die Fenster vor der triefenden Nase zuschlug. Und dann mochte es draußen winseln, heulen, schnauben, platschen und alle Wasserorgel-Register aufziehen, das focht den stillen Butt drinnen nicht im geringsten an, bildete für seine Insassen nur eine äußerst wohlthuende, ohrenerquickliche Musik.

Und da saß die Gesellschaft allabendlich — leider ließ sich nicht ableugnen, daß sie, wenn bei den Honoratioren einmal auf sie die Rede kam, gemeinhin einfach die „schlechte“ betitelt wurde — und jedes Mitglied hielt die Federposenspitze einer langen weißen Kalkpfeife zwischen den Zähnen oder den von diesen durch die Havarien der Lebensfahrt geretteten Überbleibseln. Dazu stand vor jedem, nicht allein während des nordischen Winterfeldzugs, sondern ebenso vom Mai bis zum Oktober ein breitbauchiges Grogglas, und Jochen Mahn, der Wirt zum stillen Butt, sorgte dafür, daß keines je für längere Dauer seinem ernsten Zweck durch leere Hohlheit Schande anthat. Zu Zeiten fiel's ihm nicht ganz leicht, dieser Pflichterfüllung nachzukommen, denn es konnte sich aus den Pfeifenköpfen eine so haarige Luft über die Tische hinlagern, daß ungeübte Augen auf ihnen nicht mehr einen ledernen Tabaksbeutel von einer Schildkrotschnupfdose unterschieden. Aber zum Glück war Jochen Mahn selbst früher ein paar Jahrzehnte lang als Matrose durch den Küstennebel an allen Erdteilen herumgeraten und seinem Blick auf dem kalten Wasser dadurch eine Schärfe eingeübt worden, die ihm auch in der dicksten Haarrauchschicht von keinem Glas ein X für ein U vormachen ließ, wenn es wieder heiß Wasser brauchte. Außerdem hatte er schon von jeher unter allen Himmelsstrichen sein Augenmerk so achtsam auf die verschiedene Art des Blinkerns und Dampfens von Flüssigkeiten in den landesbräuchlich unterschiedlichen Trinkgefäßen verlegt gehabt, daß er über dieser eifrigen Beschäftigung nie zur Ablegung des Steuermannsexamens gekommen und schließlich mit Überspringung dieser nautischen Zwischenstufe zum Kapitän des stillen Butt avanciert war.

Der aber trug sein Gallionbild und seinen Namen mit Recht, denn es ging niemals laut in ihm zu. Sein Inneres stellte eine ruhige Kajüte dar, in der alles seine hergebrachte, bedachtsame und feste Ordnung besaß. Was in ihr umhersaß, gehörte natürlich zumeist Leuten an, die ihr Lebelang in den Takelagen herumgeklettert waren, an der Pinne und zuletzt auf der Kommandobrücke gestanden, doch hatte sich auch eine Handvoll zufällig einmal und jetzt schon lange mit an Bord geratener Passagiere beigesellt, die durch die Gewöhnung aus Landratten, wenn auch nicht zu wirklichen Seeratten, doch zu heimatberechtigten Schiffsratten geworden. Fast konnten sie indes auf den Gedanken bringen, es müsse noch irgend etwas anderes dazu gehören, um ihnen solch ein Mitsitzer-Anrecht im stillen Butt einzutragen. Etwas, das sich geradezu mit Worten nicht wohl ausdrücken ließ, ohne übers Ziel hinauszuschießen, wofür aber die Sprache andeutende Redewendungen von einem etwas schiefgerückten Sparren im Oberdach oder einer ein bißchen locker gewordenen Schraube besaß.

Von diesen recipierten Kajütengästen hockten zwei stets unzertrennlich wie ein Taubenpaar nebeneinander, sie stammten auch aus einem gleichartigen Schlag, und ihre Namen verhielten sich ähnlich wie der eines Männchens zu dem eines Weibchens der gleichen Gattung. Beide waren grau- oder mehr kahlköpfige Eigentümer einträglicher Krämerläden, hatten lange ihr Schäflein aufs Trockene gebracht und führten die ihnen passend auf ihren verdienstvollen Lebensberuf zugeschnittenen Namen Lorenz Piper und Jakob Peper. Die sprichwörtliche Friedfertigkeit der Tauben lag ihnen jedoch nicht im Blut, oder nur während der sanftmütigen

Wirkung des ersten Grogglases; beim zweiten dagegen ließ Jakob Peper beständig einmal eine Äußerung fallen, die Heringe auf dem Stadtwappen über der Rathausthür wären nachgerade so abgewaschen, daß es not thäte, sie kriegten mal einen neuen Anstrich. Dann räusperte sich Lorenz Piper und sagte: „Makrelen sind das."

„Das haben Sie all oft gesagt, darum bleiben es doch Heringe."

„Das ist schon in Richtigkeit, wer sich für'n Hering ausgiebt, bleibt es auch, und wird keine Makrele daraus wie vorm Rathaus."

„Wer so was behauptet, der muß sich besser auf Fische verstehen, Herr Piper, und es beweisen können."

„Das kann ich, wenn Sie's verstehen können, auch wohl beweisen, mein lieber Herr Peper. Sehen Sie, Sie sind ein plattdeutscher Pfeffer und ich bin ein lateinischer. Auf lateinisch aber heißt die Makrele, wie ich Ihnen sagen will, scomber, und was in unserem Wappen is, das sind zwei Skombern."

Um sich von der Wucht dieses niederdrückenden Beweises zu erholen, bedurfte es für Jakob Peper immer erst einiger Züge an seiner Kalkpfeifenspitze, ehe er etwa die Erwiderung fand: „Das is wohl so ein Lateinisch, Herr Piper, was aus dem Spanischen herkommt, wie der spanische Pfeffer, denn so kommt mir das vor."

„Mit Verlaubnis, Herr Peper, Sie sollten mal in das Land gehen, wo der Pfeffer wächst, das wär manch einem gewiß nicht unangenehm, und dann würden Sie vielleicht auch Heringe und Makrelen voneinander kennen lernen."

In dieses Stadium des Zwiegesprächs der beiden Namensvettern pflegte von oben am Tisch her gemütsruhig die Stimme Sievert Bramsegels, des weiland Ostindienfahrer-Kapitäns, herüber zu klingen: „Twee Döschköpp sind dat." Wen er damit meine, ob die Zwillingsfische im Stadtwappen oder sonst irgendwo ein paar Dorschköpfe, erläuterte der Sprecher gemeiniglich nicht weiter, sondern fügte nur etwas drein wie: „Nu laßt uns mal klar Deck an Bord machen, daß man Salzwasser um die Ohren kriegt und keinen Pfefferstaub. Wächst noch Zuckerrohr in der Kambüse, Jochen, so könnt ein bischen davon auch nich schaden." Daraufhin schoß Jochen Mahn von seiner Schenktischecke herzu: „Heiß Wasser, Kaptein? Der Nebel is was dick heut," und er griff hurtig nach dem leergewordenen Glas, schüttete es aus der „Zuckerrohrbüchse" mit einer braunen Flüssigkeit halb voll und füllte den Rest aus dem dampfenden Kessel auf. Von seinem Wandsitz her aber äußerte wohl der Baron Matthias Hinrich von Gapendorp mit einer höflichen, doch leicht vornehm-geringschätzigen Miene: „Ich bin ebenfalls der Meinung, meine Herren, daß Ihre Kolonialunterhaltung sich mehr für die Lokalitäten Ihrer Berufsübung eignen dürfte."

Der solchergestalt Sievert Bramsegel Beipflichtende nahm schon seit vielen Jahren seinen Stammsitz seitwärts in einer kleinen Wandausbucht auf einer alten „Brautkiste" ein, die vorn kunstvoll ausgeschnitzt die Herdenteilung Labans und Jakobs im gelobten Land zeigte. Er war sehr lang aufgeschossen und so dürr, daß der „Kaptein" mit Leichtigkeit den Stoff für zwei von seinem Durchmesser geliefert hätte; seine Stimme kratzte etwas im Ohr, wie eine angerostete Säge, und er trug über einem Auge eine stark verschabte Binde, weil es ihm in einem Duell von der Degenspitze ausgestoßen worden. Dabei hatte sich niemand aus der Stadt und Umgegend zugegen befunden, denn es war geschehen, als er irgendwo an einem Hof in diplomatischen Diensten gestanden, und die Kajütenleute im stillen Butt besaßen zu wenig Ahnung davon, wie es in jener großen Welt zugehe, so daß sie sich die Sache dahin ausgelegt hatten, der Herr Baron habe einmal bei einer Prügelei unglücklich einen mit der Faust oder mit einem Knüppel ins Gesicht abbekommen, davon rühre seine Einäugigkeit her. Aber mit seinem Adel verhielt es sich unangezweifelt richtig, er stammte aus einer alten Freiherrnfamilie und hatte vor mehr als zwanzig Jahren in dem Städtchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, weil er der unablässigen Verpflichtungen in den hohen und höchsten Kreisen müde geworden und ein Gemüt besaß, das nach Einsamkeit und ruhiger Beschaulichkeit verlangte. Deshalb war auch seine Wahl auf eine Stube in dem alten halbverfallenen

Schloß geraten, deren bauliche Verfassung zwar seinem Stande keineswegs entsprach, doch ihm durch ihre allem Geräusch entrückte Lage die gewünschte, seiner Natur sympathische Idylle darbot. So hauste er dort, eigentlich seit Menschengedenken, und hatte es, als er gekommen, nicht unter seiner Würde gehalten, in der Amtsstube sich zu täglich achtstündigen Dienstleistungen als Aktenregistrator, Protokollführer und Abschreiber zu erbieten. „Denn der Mann muß sich einer Thätigkeit widmen, um Selbstbefriedigung zu erlangen, meine Herren, und welche andere hätte sich in diesem — ich will Ihr patriotisches Gefühl nicht verletzen — in diesem ohne Ansprüche auftretenden Ort mir als eine bessere Reminiscenz an meine verlassene Carriere geboten?“ Auch Matthias von Gapendorp selbst trat in pekuniärer Beziehung durchaus ohne unbillige Ansprüche auf und begnügte sich deshalb mit einer höchst geringfügigen Entschädigung für seinen gemeinnützigen Zeit- und Mühaufwand. Ebenso legte er keinerlei Gewicht auf Äußerlichkeiten, sondern trug noch den nämlichen Anzug, mit dem er zuerst in der Stadt erschienen; nur die Knöpfe daran hatte er mehrfach mit eigener Hand erneuert, da er den Rock militärisch immer vom Hals bis an die Taille fest geschlossen hielt, so daß niemals ein Blick etwas Weißes vor seiner Brust wahrgenommen hatte. Mit den städtischen Honoratioren pflegte er keinerlei Umgang; er besaß keine Standesgenossen unter ihnen und fand demgemäß in ihrem Kreise nicht das seiner gesellschaftlichen Stellung und Gewöhnung entsprechende Niveau. Anders verhielt es sich mit den Kajüteninsassen im stillen Butt; sie nahmen eine so tiefe sociale Rangstufe unter ihm ein, daß es keinem in den Sinn geraten konnte, sich etwa als ihm gleichstehend anzusehen, wie es seiner Kleidungsgewohnheit gegenüber der bürgerliche Hochmut wahrscheinlich gethan hätte. So fühlte er sich hier weit weniger deplaciert als in den Honoratiorenhäusern und erhob durch seine Anwesenheit die „schlechte“ Gesellschaft zur vornehmsten des Ortes. Er hatte schon manche ihrer Mitglieder überdauert, trat zu den von Wind und Wetter neu Hinzugewehten stets in das gleiche Verhältnis, das eine menschliche Wertschätzung seiner täglichen Verkehrsgenossen mit dann und wann durchschimmernder leutseliger Herablassung verband. Von früher nur an edle Weinsorten gewöhnt, die der stille Butt nicht in seiner Kambüse beherbergte, hegte er eine Abneigung gegen starke Getränke, und sein abendliches Glas ließ durch die helle Färbung des Inhalts ein Abkommen erkennen, das er von Anfang an ein für allemal mit Jochen Mahn getroffen, wonach dieser ihm nur einen winzigen Schuß Rum zum kochenden Wasser that und, da der Herr Baron auch die Süßigkeit nicht liebte, ebenfalls nur ein Bröselchen Zucker darin zerschmelzen ließ. Selbstverständlich aber trachtete Jochen Mahn nicht danach, von dieser enthaltsamen Liebhaberei seines vornehmen Stammgastes für sich Vorteil zu ziehen, sondern berechnete die ihn selbst jedesmal mit einem Hautschauder überlaufende farblose Mischung aufs billigste zum Kostenpreise, so daß die ständige Abendzeche des Freiherrn von Gapendorp sich auf einen Hamburger Schilling belief.

Mit ihm teilte noch eine zweite Persönlichkeit den festen Sitz in der kleinen Wandnische, und die alte Brautkiste ward danach im stillen Butt kurz „de Adelskist“ benannt. Denn der Baron besaß in der Stadt doch noch einen Standesgenossen, wenigstens eine Art oder Abart davon, in dem weitgereisten Gewürzhändler F. M. von Aspern, dem einzigen, der mit eigenen Augen zwischen den Städten Nürnberg und Fürth eine Dampflokomotive schnauben gesehen. Wie sein fremdländischer Name mit einem Träger desselben hierher in den Norden gekommen, widerstand einer Aufhellung, denn Familienurkunden waren darüber nicht vorhanden, mutmaßlich bei einer Ortsveränderung verloren gegangen. Den zeitigen Namensinhaber bedünkte am wahrscheinlichsten, daß sein Großvater für strategische Auszeichnung vom Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum „Edlen von Aspern“ erhoben worden sei, während Christian Larsen in seiner Voreingenommenheit für alles Fischige steif und fest bei dem Glauben blieb, der Name komme von den Aspern her, die sich im Donaufluß aufhalten sollten und so zu sagen Vettern von den gewöhnlichen Seebarschen und Kaulbarschen wären. Da könnte dann einmal jemand gesagt haben,

der komme wohl von den Aspern her, und wie's oft mit Namen sonderbar zugehe, hätte er den auf den Hals gekriegt.

Das war eine etymologische Erläuterung aus dem Fischkasten, die natürlich nicht ernsthaft genommen werden, noch weniger Licht in das Dunkel werfen konnte, und der heutige Namensträger selbst, wie alle andere Wißbegier mußten sich damit bescheiden, daß seit vierzig Jahren das Schild der Gewürzhandlung den Inhaber als „von Aspern“ auf den Markt hinaus verkündigt hatte. Es war ein Geschäft, das sich lediglich mit überseeischen Bodenerzeugnissen abgab, doch neben den genießbaren Produkten auch eine schillernde Fülle von tropischen, nicht für Mund und Magen geeigneten Raritäten an Muscheln, Korallen, fliegenden Fischen und Riesenschwämmen für den Liebhaber ausbot; so erhob sich der Besitzer auch auf der kaufmännischen Stufenleiter um mehrere Sprossen über der untergeordneten Krämerladengattung, der Piper und Peper angehörten. Mehr indes noch durch seine Abkunft, wenngleich sein ziemlich plattgedrückter, unbehaarter Kopf, eine große, über die Oberlippe herunternickende Nase und kleine Hechelzähne etwas für die ichthyologische Hypothese Christian Larsens ins Gewicht zu fallen schienen. Aber F. M. von Aspern mußte selbst das richtigste etymologische Gefühl in sich tragen und bewährte dies, indem er seit schon nicht mehr ausdenklicher Zeit gemäß einem ihm angeborenen noblesse oblige seinen Stammsitz auf der Brautkiste neben dem Baron von Gapendorp einnahm. Dieser unterließ dem einzigen Standesgenossen gegenüber gleichfalls niemals die schuldigen Honneurs, denn während er den übrigen Ankömmlingen im stillen Butt nur mit einer beflissenen Höflichkeit leicht den Kopf entgegenneigte, stand er beim Herzutritt seines Bankteilhabers stets zur Begrüßung mit der Ansprache auf: „Ich hoffe, Ihr Wohlbefinden läßt nichts zu wünschen, Herr von Aspern.“ Daraufhin verbeugte sich der mit solcher Auszeichnung Empfangene, ein wenig in der Leichtbeweglichkeit durch den Vorbau seiner unteren Leibeshälfte beeinträchtigt, und legte im Ton seiner Erwiderung an den Tag, daß er die ihm widerfahrende Ehre mit seiner eigenen Lebensstellung in ein richtiges Maßverhältnis zu setzen wisse. „Ich gebe mich der Hoffnung hin, Herr Baron, das Nämliche bei Ihnen annehmen zu dürfen.“

„Nun, bis so auf einige kleine Reminiscenzen, die man sich im Leichtsinn der Jugend als Attachés wohl zuzieht, kann ich gerechtfertigterweise nicht Beschwerde über meinen Zustand führen. Ihr Herr Großvater würde jedenfalls zufrieden gewesen sein, wenn er von seinen Campagnen nicht erheblichere leibliche Inkommoditäten davongetragen hätte.“

„Das läßt sich allerdings wohl als ziemlich gewiß annehmen, Herr Baron,“ entgegnete der Nachkömmling des Edlen von Aspern mit verbindlicher Miene beipflichtend, und ließ sich auf der Brautkiste zur Linken seines Sitzpartners nieder. Denn, wenn er auch von dem letzteren als Standesgenosse behandelt und dadurch selbst zum Empfinden seiner Ebenbürtigkeit veranlaßt wurde, so fühlte er doch um so mehr die aristokratische Verpflichtung, einem trotzdem zwischen dem Freiherrn von Gapendorp und ihm verbleibenden Abstandsunterschied nach den Vorschriften adliger Etikette genau Rechnung zu tragen. Jochen Mahn aber, wie jeder seiner Gäste sahen als selbstverständlich an: „De twee hört oppe Adelskist tosam.“

So nahmen sie vor einem Tischchen ihren exklusiven Seitenplatz ein; am Oberende des großen Haupttisches aber, über dem bei heftigem Windanprall draußen die Hängelampe wohl etwas ins Schaukeln geriet, saß gewissermaßen als Kapitän des stillen Butt der ehemalige Ostindienfahrer Sievert Bramsegel, wohlbehaglich, mit breitem Gesicht und weißem, von Ohr zu Ohr unterm Kinn durchgehendem Bartkranz, der ein bißchen von weitem wie ein gegen Zahnweh umgeschlungenes wolliges Halstuch aussah. Er war ein Vollschiff, eine Bark, deren Planken Bürgschaft leisteten, daß sie auch gegen den stärksten Seegang aus Jochen Mahns Kessel stichhalte, aber Besorgnis in dieser Richtung stößte eigentlich nichts ein, was hier abendlich um ihn herum an sonstigen Dreimastern, Schonern, Briggs, Kuffs, Jachten, Kuttern, Tjalken, Ewern und Gott mochte wissen was für Fahrzeugen mit vor Anker lag. Da war Peter Jankens, der frühere Walfischfänger, dem das Haar wie lauter grönländische Eisstacheln um den Kopf stand, und Clas Tenhan

hatte dreißig Jahre lang immer die Fahrt durch die Magelhaenstraße von Valparais nach Rio gemacht, so daß er abwechselnd eingefroren und zum Gesottenwerden aufgetaut gewesen, man sah's ihm an der Haut an; von der tropischen Hitze war ihm der Durst geblieben und von der Bärenkälte das Bedürfnis nach heißem Getränk. Jan Lafrenz hatte drei Viertel seiner Lebenszeit durch die verfluchte Gelbe See Reis, Kulis und Teifune von den Chinesen zu den Spaniern auf den Philippinen gefrachtet, und beim dritten Glas konnte ihm wohl die Erinnerung daran kommen, was für Gesichter die Zopfkerle manchmal geschnitten, wenn sie sich seekrank wie ein Gebalge von jungen Hunden auf dem Deck herumgewälzt, so daß ihm vor Lachen der Grog wieder tropfenweise aus den Augen lief. Bis auf die beiden adligen und die zwei Krämer-Passagiere an Bord waren es lauter alte Kapitäne, Steuerleute, Schiffsmate von jeder Gattung, und jeder war bis zur Haarbleiche geschwommen, aufs Riff gelaufen, gekentert, auseinandergeborsten, mit Mann und Maus untergegangen, ertrunken und wieder zum Leben gekommen, einmal, zehnmal und nach Dutzend Malen zu zählen. Wohl als der einzige, der das Kielholen unter der Linie nur vom Hörensagen kannte, saß Christian Larsen dabei, aber mit dem Salzwasser hatte er bis vor kurzem als Fischergildenmeister mehr als genug zu schaffen gehabt und wußte von mancher Erfahrung her, daß die Flüssigkeit aus Jochen Mahns Kessel mit der westindischen Zuthat besser in den Hals einging als ein Schluck aus der Ostsee. Mit der Spitznase und den paar unter der Lippe grad herunterhängenden Bartfäden erinnerte er an einen Störkopf, wie neben ihm der Friese Jeppe Rimmert mit seiner rauhgeschuppten Haut an einen Strukbutt.

Gegenüber saß „de ol Knut", von dem kaum jemand mehr wußte, daß er den Familiennamen Duselkopp führte, denn die echten Wasserratten im stillen Butt redeten sich überhaupt nur mit ihrem Rufnamen an. Der alte Knut machte eine doppelte Ausnahme in der Kajüte, er rauchte keine lange Kalkpfeife, sondern aus einem kurzen „Bräsel", und er las täglich mehrere Stunden lang mit besonderem Verständnis im Alten Testament. Daraus war ihm als zweifellos hervorgegangen, daß in diesem Jahrhundert eine neue Sündflut zu erwarten sei, und er hatte sich deshalb über einem großen alten Holzewer mit eigenen Händen ein Helmdach zurechtgezimmert und auch selbst ein paar winzige Fenster hineingeglasert. Das breitbäuchige Ding schwamm angetaut auf einem Seewassertümpel neben seiner dicht am Strande belegenen Fischerhütte und sah wie eine Noaharche von einem Neuruppiner Bilderbogen aus, der dem Schiffsbaumeister vermutlich auch als Vorbild für sein Werk gedient. Im Inneren war ein Verschlußkasten mit Schiffszwieback und etlichen Flaschen Rum ausgerüstet; was sonst noch nötig ward, sollte vom Haus herüber verstaut werden, wenn die Anzeichen kamen, daß die Sündflut losbrechen wollte. Ab und zu heulten wohl einmal abends Sturm und Wasser derartig um den stillen Butt, daß der Archenbesitzer, die großen Muschelohren ausstreckend, vor sich hinsagte: „Nu kümmt dat." Dann pflegte einer zu nicken: „Jo, Knut, nu kümmt dat wul; wenn blot de Rum nich ut dat Glas utlapen is!" Denn das Gerücht ging, der alte Knut traue dem Zwieback wohl genug Dauerhaftigkeit zu, glaube aber nicht recht an die lange Haltbarkeit des Inhaltes in den Flaschen und hole deshalb öfter eine davon aus dem Kasten, um sich zu vergewissern, daß der Rum noch nicht verdorben sei.

Wenn jedoch einer so der Arche Erwähnung that, geschah's in durchaus ernsthaftem Tone, wie alle im stillen Butt ihn beständig im Munde führten, denn jeder hatte seine eigene, mit Aberglauben, Schrullen und spanischen Fliegen vollgepfropfte „Munskist" im Kopf, deren Inhalt er, wenn etwas daraus zum Vorschein kam, mit Ernst und Würde behandelt sehen wollte und darum als erste Pflicht fühlte, auch jedem anderen das Gleiche zu thun. Seinen gutartigen Spaß trieb man nur ab und zu mit den beiden Pfefferschoten und denen auf der Adelskiste; was eine Seeratte von sich gab, ward ernsthaft aufgenommen, denn ob es häufig auch dem trockenen Landverstand unmöglich scheinen mochte, so wußte doch jeder, der selbst damit zu thun gehabt, daß es noch unglaublicher war, was auf dem Wasser wirklich und

leibhaftig vorfallen konnte, und wenn einer etwas erzählte, so mußte er es erlebt haben, sonst hätte er es nicht alles so genau bis auf die Toppspitze gewußt. Wenn der Wind sich zu stark in die Segel legte, schwappte das Wasser übers Deck, und so mochte auch die Einbildungskraft wohl einmal mit einer besonders steifen Bö über die Zunge blasen, daß diese in dem Windgekreisel Luv und Lee nicht ganz sicher auseinandergehalten. Dann gab's natürlich eine etwas kuriose Geschichte ab, von der jeder sich im stillen zurecht denken konnte, wie es sich bei Abzug der lebhaft aufgestümten Phantasie damit verhalten haben möge; aber um so interessanter war es, und in seiner Art blieb es jedenfalls streng wahrheitsgemäß, denn einer von der Wasserkante hatte es so gesehen und gehört, und daß der etwas aus der leeren Luft griff, war noch nie im Leben vorgekommen.

Die Sprache am Tische wechselte zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch ab, beiden kam gleiches Recht zu, öfter mengselten sie sich auch durcheinander; bei längeren Ausführungen überwog indes im ganzen mehr das Hochdeutsche. Es verlieh absonderlichen Ereignissen mehr Bedeutsamkeit, zeigte gewissermaßen an, daß sie kein Ohr zu scheuen brauchten und vor aller Augen ein volles Licht vertragen konnten. Hinsichtlich des Stils, der Syntax und der Grammatik hätten freilich pedantische Schulmeister ihren Jungen, wenn sie sich jene in einem Aufsatz zum Muster genommen, manchen dicken Strich an den Rand gekreidet, und auch die Sprechweise erinnerte zumeist nur recht entfernt an die von tragischen Helden oder ersten Konversations-Liebhabern auf einer Hofbühne. Vorzugsweise war sie breitspurig, vorm Mund weg hin und her schlingernd, als müsse sie sich gegen rollenden Seegang halten, während der Tonfall der Stimmen gleichsam in gedämpft abgeschwächtem Maßstab das Gesamtorchester eines üblichen Schiffskonzerts wiedergab, das Knarren der Taue und Knurren des Windes, Ächzen in den Planken, Geknatter beim Segelbrassen, Klatschen, Rohren, Pfeifen und Brummen um alles zwischen Backbord und Steuerbord herum. Im allgemeinen herrschte im stillen Butt keine überschwengliche Anschauung des schönen Geschlechts vor, sondern der Grundsatz Sievert Bramsegels: „Man soll sich hüten, daß man keine böse Frau als Kapteinin an Deck kriegt und 'ne gute soll man nicht ans Steuer lassen", bezeichnete die Windrichtung. Wenn diese Tonart zum Anschlag kam, meinte Peter Jankens: „Wenn Jonas Ünnerröck an'n Lief hat harr, würr de Walfisch sick wul bedach hebbn, ehr öwer to sluken", und neben irgendeiner Pfeifenfederpose heraus klang es wohl hinterdrein: „Dwatsch, heff ick hört, schall blot enkelt mal een sin, awer dat is narrsch, mit de een krigt man't jümmer to dohn."

Von jüngeren Leuten befanden sich nur ein paar bei der abendlichen Tischrunde. Einer kam ab und zu, ein fremder Bestandteil zwischen den einheimischen Gesichtern, mit dunklem Krauskopf und schwarzen Augen und ebenso fremdländischem Namen, Karl oder eigentlich Carlos Mazeras. Doch er verstand die Sprache der anderen, denn er stammte von einer deutschen Mutter, die in Bahia einen Brasilianer geheiratet oder nicht geheiratet gehabt, das machte schließlich an ihm keinen Unterschied aus. Er mochte ungefähr ein Vierteljahrhundert alt sein, in dem er schon an manchem Bord als Matrose gefahren war, um eines Tags hier ans Land zu gehen und sich Arbeit auf einer Schiffswerft zu suchen. Die hatte er auch gefunden, da er Tüchtigkeit und Fleiß mitgebracht; so blieb er dabei und stand sich gut mit einem Verdienst, der ihm am Abend mehr als ein Glas erlaubte. Mit jüngeren Kameraden hielt er nicht Verkehr, fand sich nur seit ein paar Jahren manchmal im stillen Butt ein. Ein sonderbares Kraut von einem Menschen, denn seitdem er sich hier aufs Trockene gelegt, war er nicht mehr aufs Wasser hinauszubringen, nicht zur kleinsten Bootfahrt, beinah wie ein Hund, der wasserscheu geworden. Bei Leuten in seinem „Deckjungen"-Alter dachten Erfahrene, wenn einem solche Grappen in den Kopf gesickert, natürlich zunächst, das Leck müsse von einem Frauenzimmer herrühren, zumal bei Carlos Mazeras, der ein ungewöhnlich schmucker Kerl war; aber es ließ sich nicht das Geringste von einer Schürze, die ihn an ihren Bändern ins Schlepptau genommen haben könnte, auswittern. Er lachte nie mit seinen weiß etwas vorschim-

mernden Zähnen und saß meist nur stumm zuhörend; wenn er selbst einmal sprach, kam es ihm wie ein paar sich rasch nachjagende Sturzwellen vom Munde; sie kippten ihm über den Lippenrand, und danach war's wieder still. Weil er die Decklukeu gewöhnlich halb über die Augen heruntergedrückt hielt, meinte Jan Lafrenz, der Brasilianer habe einmal den „Fliegenden“ gesehen, denn ihm selbst war das auch vorgekommen, aber er hatte die Luken noch rechtzeitig zugeklappt, so daß der Holländer ihm am Nasenbugsprit vorbeigeflitzt war, ohne ihm von seinem Kielwasser in die Augen spritzen zu können. Andere hielten dafür, der junge Mensch herberge einen wunderlichen amerikanischen „Schippraad“ im Kopf, und dazu gutachtete Jappe Rimmert: „Na, wenn's bloß keiner mit langer Haartakelage is, denn von der Sorte giebt's auch welche, die sind im Kopf wie die spansche See bei Nordwest, alles drüber und drunter. Ist's man ein Mannsbild von Schippraad, der mal 'nen Drehwind zwischen die Muscheln gekriegt, mit dem kommt man wohl wieder in den Kurs.“ Und das besaß unzweifelhaft seine Richtigkeit, denn männliche und weibliche „Schiffsräte“, von denen jedes Fahrzeug einen unsichtbar an Bord führte, verhielten sich zueinander gerade ebenso, wie auf dem Lande Männer und Frauenzimmer, und alles Malheur auf der See rührte davon her, wenn bei einem Unwetter ein Schippraad im Unterrock an die Steuerpinne geriet.

Was für einen wunderlichen derartigen Gesellen Niels Iwersen im Kopf herumtrug, wußte dagegen jeder im stillen Butt. Er gehörte auch noch zu den Jungen, obgleich er schon vierzigmal mit der Erde um die Sonne gesegelt sein mußte; unter der Sonne auch um die Erde herum hatte er wenigstens ein halbdutzendmal die gleiche Rundfahrt gemacht, war dann aber hier geblieben, vom Dreimaster zum Einmaster kleinster Sorte geworden und ging nur noch in seinem Segelboot an Bord. Das war eine schnakische Geschichte; vorm Steuermann hatte er gestanden, und einen bessern hätte der Hundsfott von „Kanal“ zu seinem Verdruß vielleicht nie zu Gesicht gekriegt. Statt dessen hielt er's schon seit bald zehn Jahren mit der Fischerei, ohne je einen Dorsch oder Butt im Netz mit nach Haus zu bringen; wegen Hunger und Durst brauchte er es auch nicht, denn vom Alten her hatte er Haus, Garten und einen Mehlsack voll Hamburger Courantthaler. Aber so kam's, wenn einem das Unglück zustieß, einen Schiffsrat mit langem Haar in die Kopfkajüte hinein zu kriegen. Sonst merkte man es ihm nicht an, jeder mochte ihn gern; er saß nicht wie ein Fisch nach der Manier Carlos Mazeras', sondern konnte mit seinem ernsthaften Gesicht die lustigsten Begebenheiten von allen Weltenden und Wasserecken auftischen, und manchmal kam es ihm auch auf ein drittes Glas nicht an. Nur hatte er bei allem immer einen Glimp in den Augen, als ob er mit ihnen in grünes Tanggeflecht am Seegrund hinuntersähe, um noch etwas dazwischen zu suchen, und an jedem Abend genau um die gleiche Zeit trank Niels Iwersen den Rest aus seinem Glase, stand wortlos auf und ging fort. Mond und Sterne mochten am Himmelsdeck Leuchtfeuer ausgesteckt halten, oder die Nacht schwarz wie eine Teertonne sein, ob keine Maus übers Wasser tanzte oder Walfische und Haifische sich vom Sturm aufspießen ließen und herumbalgten, er machte im Sommer und Winter sein Boot los und fuhr hinaus, um zu fischen; wenn man die Finsternis mit dem Messer in Lappen schneiden konnte, steckte er am Bug eine Fackel auf. So sicherer Verlaß war auf ihn, daß im stillen Butt gewöhnlich jemand sagte: „Dat is tein, Niels is all gahn,“ und um den Tisch kam aus den breiten Taschen ein halbes Dutzend von Zeitmessern in faustdicken Silbergehäusen zum Vorschein, deren Besitzer die Stellung der Zeiger auf dem abgewaschenen Zifferblatt mit dem unfehlbaren Gang der Kopfuhr Niels Iwersens verglichen. Dann ließ sich wohl noch eine Stimme hinterdrein hören: „Schad is dat jo vör em, awers wat schall een dabi dohn, un em makt dat jo Pläseer. Dat is alleus as das Ledder is an de Föt vun de Minschen un in ehr Köpp; de Schostermeister mutt jo weeten, as worum he dat so tosneden hett. Ick weet ok nich, dat makt hüt mal schudderig vunnach, noch en beten hitt Water künn wul nich schaden, Jochen.“

* * *

Wie flogen die Jahre, und ein Sommertag des Nordens war doch so lang, so unausdenkbar lang! Zwischen seinem Sonnenaufgang und -untergang konnte es liegen, wie wenn jener in einem anderen Leben gewesen sei als dieser.

Im fernen Osten umgürtete sich der Horizont mit einem blauen Stahlgürtel, der langsam breiter vom Himmelsrande aufwuchs. Das nachtbedeckte Land löste er noch nicht aus dem Schlafdunkel, nur in der See begann er sich zu spiegeln, da und dort einen Glimmerschein herauszuziehen, als streue er silberne Funken herab. Mit leise schwellenden Dünwellen lag die weite Wasserfläche wie eine in gleichmäßiger Bewegung sich hebende und senkende Brust, sacht atmend und traumvergessen. Doch allmählich wurden ihre Atemzüge unruhiger, sie regte sich stärker, dehnte und reckte den grauen Leib. Sonderbar singend kam es von Osten her, und wo es über sie hinging, da lockerte sich's empor, wie wenn eine spielende Hand über einen glatten Scheitel hinstreicht und sein Haar zu flockigem Gelock aufkraust. Das färbte sich zu blauen Lichttönen um und mit rötlichem Schimmer, und hurtig lief der Morgenwind über das raunende Gekräusel vor gegen den weißen Strand, denn hinter ihm stieg, ihn mit goldenem Flügelschlag vor sich auftreibend, sein Gebieter empor, der Tag. Nun fuhr er durch die leeren Straßen der Stadt, um alle Simse summend: Die See wacht auf!" Doch die Schläfer in den Betten achteten nicht auf seinen Weckruf, denn in diesen hinein klang die Turmglocke erst mit drei Schlägen. So lief er über die Dächer weiter gen Westen, auf den frischgrünen Waldrand zu und stieß vorher ein paarmal schüttelnd in die Kirschbaumwipfel des Flemingschen Gartens hinein. Blüten konnte er aus ihnen nicht mehr herabstäuben, es war schon Juni, aber die kleinen, langgestielten Früchte zwirbelte er rasch durcheinander. Dann haschte er drunten am Hause nach einem loshängenden Spalierzweig, schwang ihn hin und her, schlug ihn einmal klitschend gegen eine Fensterscheibe und setzte eilig seinen Weg zum Walde fort, sich zwischen den Stämmen zur Ruhe zu kauern.

Hier aber hatte sein Wecken Erfolg, denn bei dem Schlag ans Fenster flog Adolf Overbek mit einem Sprung aus dem Bett, tauchte den braunumflockten Kopf in die Wasserschüssel, stand nach fünf Minuten angekleidet und auch schon draußen im Garten und klopfte trommelnd an ein anderes, von wildem Wein umgittertes Fenster im Erdgeschoß. Nichts rührte sich, und seine Finger wirbelten immer kräftiger auf der Scheibe, bis hinter dieser eine verschlafene Stimme klang: „Ja — was giebt's —?"

„Maud — Hamsterratte — Siebenschläfer — Murmeltier, hast du Watte oder Wachs oder Wollgras in den Ohren?"

„Ja — ist's denn schon Zeit, Dolf?"

Da klirrte das Fenster auf, und zugleich warf die Sonne einen ersten wagerechten Goldblitz drauf, auf das blonde Haar, das Gesicht, in die blauen Augen Madlene Flemings, die im weißen Nachtzeug plötzlich zwischen dem grünen Blätterrahmen auftauchte, wie eine durch Strandweiden vorschießende Möwe. „Ich schlief noch so gut, Dolf."

„Wenn du nicht mit willst, leg dich wieder zu Bett, mir ist's gleich."

„Nein, ich komme ja."

Das Fenster blieb offen, und Adolf Overbek pflückte sich Blätter und schnalzte drauf mit der Zunge. Sie hatten natürlich andere Namen für sich, als die übrigen Hausbewohner; er nannte sie „Maud", das kannte er von England her und paßte ihm am besten zu ihr, und sie rief ihn nicht „Alf", sondern „Dolf". Anders war es ihr nicht denkbar gewesen, denn für sie war er eben Dolf.

„Wo bleibst du denn? Es wird bald Mittag."

„Ich bin ja schon da."

„Davon sehe ich nichts."

„Aber ich muß mich doch erst anziehen, Dolf."

„Das sagen die Frauenzimmer immer."

„Woher weißt du denn das?"

„Das kann ich mir denken."

Madlenes Kopf erschien über bloßen Schultern wieder im Fensterrahmen. „Du, ich bin kein Frauenzimmer, ich bin ein Mädchen."

„Bist du noch nicht weiter? Ist das 'ne Langstieligkeit, das kann man ja nicht mehr ansehen! Seit einer halben Stunde steh ich

hier, brich dir nur nicht deine dünnen Arme ab. Und vergiß das Brot nicht!"

„Ja, ihr habt's gut, ihr habt nicht so viel zu binden und zu haken."

„Das ist deine Schuld, warum bist du kein Junge geworden!"

Nun hatte sie die dünnen Oberarme und die bloßen Schultern in das sandgraue Kleid hineingebracht, aber es mußte hinten zugeknöpft werden, das konnte sie selbst nicht, setzte sich auf die Fensterbank und sagte, ihm den Rücken kehrend: „Bitte, mach mir's zu, Dolf." Man sah, er hatte Übung darin, war hurtig mit der Knopfreihe fertig, und sie wippte gelenkig mit einem Schwunge herum und schnellte sich zu ihm in den Garten hinaus. „Du willst wohl mit den Heupferden wettspringen lernen?" lachte er; „deine Beine sind zum Glück nicht so stöckerig wie die Arme, sonst würd ich mich bedenken, dich mitzunehmen und nach Haus schleppen zu müssen."

In der Hand hielt sie zwei am Abend vorher zurechtgelegte Brotschnitten, die in seine umgehängte Blechbüchse kamen. Es schrie eigentlich zum Himmel, daß sie eine halbe Stunde zum Anziehen gebraucht haben sollte; man konnte es vom Schattenstrich an der Hauswand ablesen, höchstens zehn Minuten mochten darüber vergangen sein. Aber sie sagte nichts mehr, es spielte jeden Morgen so; die Jungen waren so ungeduldig und man bekam nie recht bei ihnen. Am wenigstens bei Dolf; sie hatte es recht übel, daß sie gerade seine Schwester sein mußte. Daran ließ sich aber nichts ändern, und es war auch wieder gut, denn ein anderer hätte sie vielleicht nicht schon bei Sonnenaufgang geweckt, um vor der Schule noch stundenlang mit ihr draußen herumzulaufen. Im dritten Sommer, denn so lange war er nun schon ihr Bruder, oder erst; daß es vorher eine Zeit gegeben, in der er es nicht gewesen, konnte sie sich eigentlich nicht gut mehr vorstellen. Aber es ließ sich ausrechnen, er war elf Jahre geworden, als ihr Vater ihn aus England mitgebracht, und in diesem Sommer wurde er dreizehn.

Durch die hintere Gartenpforte auf die Wiese hinaus, die von lauter Taudiamanten funkelte. Auf den Blütenköpfen hockte da und dort mit zusammengeschlagenen Flügeln, ohne sich zu rühren, ein kleiner grüner oder rotbetüpfelter Falter, und Alf Overbek fragte im Vorbeigehen: „Wie heißt die Blume? Was ist das für ein Schmetterling?" Darauf blieb sie keine Antwort schuldig, und eigentümlich und hellstimmig klangen ihr die lateinischen Namen Zygaena und Sesia vom Munde. An der Richtigkeit ließ sich nichts mäkeln, doch ihr Begleiter sagte geringschätzig: „Das hast du vom Papa gehört und im Kopf behalten, sonst wüßtest du's nicht."

„Ja, woher weißt du es sonst?"

„Ich kann lateinisch und verstehe, was alles heißt. Aber ihr Mädchen wißt nichts aus euch selbst."

„Du konntest dir ja gestern nicht mal den Ratsch in deiner Hose flicken, und ohne mich liefst du heut noch ebenso damit."

„So lottrig wie du hätt ich's auch noch gekonnt. Hier, zeig mal, was du kannst. Eins — zwei — drei!"

Sie waren vor einen ziemlich breiten Graben gekommen, er hatte ihre Hand gefaßt, und bei „drei" sprangen sie zusammen hinüber. Leicht flog das Mädchen, wie er, so daß er diesmal lobte: „Das war gut, wenn man denkt, daß du die dummen Kleider anhast," und er behielt ihre Hand beim Weiterlauf in seiner. Vor ihnen schoß die Sonne erste Goldpfeile in den Buchenwald, es sah aus, als treffe sie mit jedem einen sich noch zwischen den grauen Stämmen zur Wehr setzenden Schatten der Nacht und scheuche ihn wie ein verwundetes Wild ins Dickicht hinein. So kämpften Licht und Dunkel unter den hohen Laubkronen in lautloser Schlacht, und totenstill war's ringshin, als lausche alles, jedes Blatt und jeder Halm atemverhalten auf den Ausgang des Kampfes. Aber nun ein einzelner aufjubelnder Ton und hastig hinterdrein fast gleichzeitig überall her ein dutzendfältiger Fanfarengruß aus schmetternden Buchfinkenkehlen. Die Sonne war die Gewaltigere im Streit, und sie jauchzten der großen Siegerin entgegen, der lust- und lebenerneuenden. Die Heerscharen der Nacht irrten haltlos zersprengt, sanken in die Erde, zerstoben in Luft, und triumphierend zog die mächtig und glanzblendend Prangende mit ihrem tausendfältigen Geleit klingenden, flimmernden, freudigen Lebens

in das letzte erstürmte Bollwerk der dunkelgelockten Gegnerin ein.

Der Knabe und das Mädchen hatten ein kleines Weilchen angehalten und dem geheimnisvollen Vordringen der Strahlen in die dämmernde Waldtiefe zugesehen. Jetzt stürmten sie, auch zum siegreichen Leben gehörig, ihnen nach, Geleucht in ihren Augensternen sprach, sie waren trunken von Licht, Frühluft und Vogelsang. Über knackendes Gezweig und lautlos den Auftritt dämpfende Moosdecken, kreuz und quer, ziellos Hügel hinan und hinunter, durch Busch und Bachschlucht, wie Füllen, die zum erstenmal aus dem Winterstall ins Freie gekommen, bis Madlene sagte: „Dolf, ich habe Hunger."

„Ich auch, da ist die Milch zum Frühstück."

Er wies auf einen über Wurzeln herabspringenden Quell, und sie machten Rast, ihre Brotschnitten essend, dann schöpften sie mit hohler Hand sich Wasser. Es schmeckte köstlich, ein Ruf klang droben hoch über den Baumwipfeln. Das Mädchen drehte den Kopf auf: „Kuckuck, sag eben, wie lang soll ich noch leben?"

Er hörte nicht auf, zu rufen; Alf Overbek lachte: „Bis du eine alte Großmutter bist wie deine; so lange will ich gar nicht leben. Hast du dein Brot noch nicht auf? Ihr macht alles so langsam. Wollen wir einmal sehen, ob Onkel Carstens noch eine Kreuzotter übrig gelassen hat?"

Natürlich wollten sie es, und westwärts gedreht ging es fort durch den Wald, über Stock und Stein, bis die Bäume wichen und unabsehbar die Heide vor ihnen lag mit Sand, Moor und Eichenkratt. Lerchen trillerten darüber, Frösche sprangen quarkend von braunen Tümpelrändern in schwarze Lachen, und ein Mäusebussard kreiste, ab und zu einen Schrei ausstoßend, hoch in der blauen Luft. Suchend strichen sie herum, und da zischte es einmal neben ihnen aus einem Heidebult, und über zusammengeringeltem Leib richtete eine Kreuzotter züngelnd den beschilderten Kopf auf. „Da ist eine," stieß Alf aus, „und sogar eine ganz schwarze, eine Höllennatter, die wird den Onkel freuen." Er hatte schon manche gefangen, doch Madlene griff ängstlich nach seinem Arm: „Nein, laß sie, Dolf, die sieht so bös aus." Aber er drückte blitzgeschwind den gegabelten Zweig, den er sich vorher zurechtgebrochen, schon über den Hals der Schlange, preßte sie so auf den Boden, faßte sie furchtlos mit zwei Fingern fest hinter den Kopfschildern und hatte die vergeblich den Leib Krümmende im nächsten Augenblick behenden Wurfs in seine Blechbüchse geschleudert, deren Deckel er nun sorgfältig verschloß. Das Mädchen stand zusehend daneben und sagte: „Wenn sie dich gebissen hätte, müßtest du jetzt sterben."

„Ja, dann wär ich tot." Er drehte ihr das Gesicht zu. „Thäte dir's leid?"

„Natürlich, wir könnten dann nicht mehr miteinander herumlaufen. Aber hübsch wär's auch, denn ich würde immer auf den Kirchhof gehen, dich zu besuchen und dir aus unserem Garten Hepatika aufs Grab pflanzen."

„Nein, die will ich nicht, ich will nicht in der Erde begraben werden, sondern im Wasser, unten am Grund, und dann soll der Seetang so über mir wachsen und sich bewegen, wenn die Fische zwischen ihm durchschwimmen."

Das erläuterte Alf Overbek, indem er sich auf den Rücken zwischen einige hohe Heidesträuche zu Boden warf, deren schwankende Spitzen halb über seinem Gesicht zusammenschlugen. Auch Madlene streckte sich daneben hin, und sie lagen und sahen, ohne weiter zu sprechen, zum blauen Himmel über sich. Nur die Lerchen füllten die Luft mit Tongezitter, und nach einiger Zeit kam einmal aus der Weite von einem Heidedorfe her, nur eben noch vernehmbar, ein Hahnenschrei. Das ließ Alf den Kopf heben, daß Madlene fragte: „Wonach hörst du?"

„Auf den Hahn."

Er stützte sich auf den Ellbogen halb in die Höhe und sagte hinterdrein: „Klingt's dir auch so sonderbar, Maud? Ich hab einmal geschlafen, wo's war, weiß ich nicht mehr, in einem fremden Land. Die Sonne schien und es war furchtbar heiß, und ich hörte einen Hahn krähen. Erst einmal und nachher wieder, davon wachte ich auf, glaub ich, und sah aus einem Fenster, noch so mit Augen, weißt du, wenn man geschlafen hat. Da standen Bäume draußen, an denen bogen sich alle Zweige und drehten die Blätter um

und flogen im Wind alle nach einer Seite, so wie wenn dein Haar beim Laufen losgegangen ist und hinter dir nachfliegt. Das Laub aber sah wie lauter gelbrote Feuerzungen aus, so grell war die Sonne drauf, aber nur ganz kurz, denn auf einmal war's weg und wurde wie Nacht. Der ganze Himmel wurde eine schwarze Wolke, daraus fuhr ein fürchterlicher Sturm herunter und Hagel, das knatterte, als ob lauter Dachpfannen von einem Turm stürzten. Und dicht vor mir schoß eine brandgelbe Schlange in einen von den Bäumen herunter, die roch wie Schwefel und zischte wie die Höllennatter, und gleich drauf kam ein Krachen von einem Donnerschlag, daß ich meinte, über mir bräche das Haus zusammen, denn der Fußboden ging auf und nieder unter mir. Das war alles so anders, als wie ich eingeschlafen war, und wenn ich einen Hahn krähen höre, ist es mir immer, als müßt es im nächsten Augenblick so wieder kommen."

Madiene hatte sich auch aufgestützt, um zuzuhören, sah am Himmel rund und sagte: „Nein, das kann's nicht, es ist gar keine Wolke da. Was hast du denn in den Augen, Dolf?"

Zwischen seinen Lidern flackerte ein eigentümlicher Glanz, als sei die gelbe Blitzschlange, von der er gesprochen, ihm eben wieder vor den Augen heruntergefahren und funkele noch aus ihnen mit einem Spiegelschein zurück. Man sah, in dem Kopf des Knaben hauste eine leicht entzündbare, ihn packende und mit sich reißende Phantasie; das Mädchen aber stieß jetzt aus: „Dolf, die Sonne steht schon über Thyß Einfeldts Kate, es muß nach sechs sein und wir müssen laufen, sonst kommen wir zu spät."

Das war mit Recht gemahnt, und sie sprangen auf und liefen in gerader Richtung den über eine Stunde langen Weg nach Haus, wo bei ihrer Ankunft die Eltern am Frühstückstisch saßen. Fast unbegreiflich, denn hinter den beiden Hereinstürmenden lag's schon beinah wie ein ganzer Tag, als müßte es bald Abend werden. Barbe Fleming sah erschreckt die nassen Kleidsäume Madienes: „Kinder, wo seid ihr wieder gewesen! Alf sollte doch für dich vernünftig sein, Lene."

„Ach, Mama, wenn ich's nicht für ihn bin, Dolf denkt an gar nichts."

„Doch, Mama, ich bin immer vernünftig, aber Maud hört ja auf nichts, was ich sage."

Beide hielten sich die Hand vor den Mund, um nicht in Lachen auszuprasseln, während Barbe, die auch Alfs Mama geworden, sorglich den Staub aus dem Kleide des Mädchens klopfte und an den feuchten Flecken putzte. Tamo Fleming aber sagte: „Wer vor Tau und Tag in die Wiesen geht, kommt naß heim; das ist auf der Welt nicht anders eingerichtet, Frau Babusa. In der Kehle aber wird's trocken bei ihnen aussehen, da muß man umgekehrt für Flüssigkeit sorgen."

Das thaten sie schon selbst, tranken ihre großen Milchhumpen in zwei Zügen leer, und die frischen Semmeln mundeten herrlich. Sie hatten wohl ihre Brotschnitten im Wald gegessen, doch ihr Magen wußte nichts mehr davon, als wär's bereits gestern abend geschehen, und mit dem letzten Bissen noch im Munde griffen sie nach dem Bücherranzen und der Schultasche und rannten wieder zusammen aus der Hausthür. Barbe schaute ihnen mit etwas bedenklicher Miene nach, während Tamo Fleming ihr einen Arm um die Schulter legte und sagte: „Deine Kindheit war nicht so froh, und ich sehe, du bist mißgünstig und neidest ihnen ihr Treiben, Frau Regenschauer. Aber es ist vernünftig, dafür zu sorgen, daß ein Mädchen nicht allein bei seiner griesgrämigen Mutter aufwächst, und deshalb, denke ich, haben wir den unvernünftigen Alf ins Haus genommen, Frau Mittagssonne."

Die beiden Schulweggenossen zogen aber schon durch die Straße auf den Marktplatz zu, wo der Zeiger auf dem Zifferblatt der Turmuhr doch noch ein kleines bißchen vor der goldenen Acht stand, so daß ihnen auch noch Zeit blieb, fünf Minuten vor dem Schaufenster des Gewürzladens von F. M. von Aspern stehen zu bleiben und die ausländischen Seeherrlichkeiten hinter den Scheiben zu begaffen. Zwar die meisten davon, die schillernden Perlmuscheln ohne Perlen, die verstaubten Korallenstöcke und die vertrocknet zusammengeschnurrten Seeanemonen, Wasserigel, fliegenden Fische, Schlangensterne, Nautilus und Einsiedlerkrebse, aus dem Muschelhorn hervorguckend, kannten sie schon seit Jahr und Tag, denn die Stadt besaß wenig Kaufliebhaber für solche zweck-

lose Meerwunder, und so konnten sie ihren Aushängeberuf zum Anlocken neugieriger Augen lange unbehelligt fortsetzen. Doch heute war einmal etwas Neues hinzugeraten, ein kleines, sonderbares, verdorrtes, bestacheltes Getier wie mit einem Pferdeköpfchen. Das hatte Madlene noch nie gesehen, und es entzückte sie ungeheuer. „Du, was ist das, Dolf?"

Er wußte es natürlich, und natürlich nannte er auch zuerst den lateinischen Namen: „Ein Hippokampus," dem er für ein Mädchenverständnis herablassend nachfügte: „Ein Seepferd."

„Das kostet gewiß mehr als einen Thaler, Dolf."

„Unsinn, das ist etwas ganz Gemeines, anderswo, nur hier bei uns nicht."

„Aber so köstlich, man kann sich gar nicht denken, daß einem so etwas gehörte."

Da holte die Glocke aus, um acht zu schlagen, und die beiden liefen nach ihren Schulen auseinander, er mit einem kurzen: „Ich wart auf dich an der Ecke." Sie drehte noch einmal den Kopf nach ihm, aber er sah sich nicht mehr um, das war in der Stadt unter seiner Würde.

Dafür war's gegen seine Neigung, drinnen auf der Holzbank in der dumpfdunklen Stube aufmerksam zu sitzen, heute besonders, und der Rektor Scholinus hatte noch mehr als tagesüblich Ärgernis an ihm. Daran litt er freilich bei keinem Schüler Mangel; man sah ihm hervorragende Befähigung zur Verdrossenheit an, seine Seele besaß in seinem Leibe eine Mietswohnung von allerhand mit Wissensartikeln angefüllten Stuben, Gelassen und Vorratskammern, aber alle waren gleich eng, naßkalt und muffig; wenn er sittlichen Abscheu vor einem seiner Schüler offenbaren wollte, redete er ihn mit „Er" an. Dies Unglück traf Alf Overbek heute mehrfach; in der ersten Stunde ging's noch, denn bei der Geographie hielt er beide Ohren gespannt offen. Aber danach kam Religion, und er dachte an die Frühsonne im Wald, die Lerchen über der Heide und die Kreuzotter, und die Bibelsprüche, die er wissen sollte, waren alle aus dem Kopf weggeblasen. „Du wirst noch an den Platz kommen, wohin du gehörst, wo Heulen und Zähneklappern ist," sagte der Rektor. Und später fuhr er plötzlich einmal drein: „Mach Er die Hand mal auf, was hat Er sich da aus der Tasche geholt?" Es ergab sich, daß es ein halbes Dutzend kupferner Sechslinge und Dreilinge mit einem oder zwei Silberschillingen dazwischen war, die Alf unterm Tisch zusammenaddiert halte. In Anbetracht, daß der augenblickliche höchste Unterrichtsgegenstand sich in möglichstem Abstand von einer irdischen Rechenstunde befand, ging der Sturmausbruch mit einem: „Hat Er gebettelt? da soll der Büttel Ihn beim Kragen fassen!" noch unerwartet glimpflich vorüber, und der Inhaber der metallenen Schätze konnte sich wenigstens innerlich wieder der ihm durch den Kopf gehenden Frage überlassen, ob es wohl reiche. Etwas bange war es ihm doch auch dabei geworden, denn von weither kam's immerhin. Das mußte sich nachher herausstellen, und um sich die Wartezeit zu verkürzen, nahm er eine Handthätigkeit vor, zog in der lateinischen Stunde sein Taschenmesser heraus und schnitt ein großes lateinisches M vor sich in den Tisch. Mille fing so an, Magister, Minerva, Mundus, es konnte alles auf der Welt daraus werden; wie es weitergehen sollte, wußte er selbst noch nicht. Doch es kam ihm: Mare, das Meer, war ihm von allem das liebste, und er fügte ein a nach. Dann indes hatte er gedankenlos weitergearbeitet, statt des r war ein u hinzugekommen, daran noch ein d, und es stand Maud da. Aber nun ereilte ihn das Geschick aus einem jähen Seitenblickwurf des Rektors Scholinus, der vom Katheder heruntergefahren kam: „Treibt Er ein Tischlergeschäft? dazu hat Er allenfalls noch gerade Grütze genug im Kopf. Da will ich Ihm helfen, daß Er eine Stunde länger in Seiner Werkstätte hier bleiben kann. Was hat Er da für ein Meisterstück fertig gebracht? Maul? Da kann Er denn hier nachher eine Stunde maulen." Doch Alf Overbek hob mit einer merkwürdigen Entschiedenheit den Kopf: „Heute kann ich nicht nachsitzen, Herr Rektor." — „Kann Er nicht? Warum sollte Er nicht können?" — „Weil ich meiner Schwester versprochen habe, nach der Schule auf sie zu warten." — „Ei, sieh mal, Er ist ja ein ganz genialer Mensch und verspricht sich auf der Schulbank. Das ist ein

argumentum, das sich hören lassen kann. Woher hat Er denn eine Schwester, Er großmäuliger Taugenichts, ist die Ihm heute nacht vom Mond heruntergefallen? Da wollen wir Ihn einmal von der Mondsucht kurieren und Ihm das verlogene Maulwerk zustopfen. Er sitzt zwei Stunden nach, und wenn Er herausgelassen wird, kommt Er zu mir ins Haus und bedankt sich für die Kur." Aber Alf Overbek hatte seinen Kopf, der nicht that, was er nicht wollte, und nachsitzen wollte er heute nicht. Als er in der Schulstube allein geblieben und der Rektor die Thür hinter ihm abgeschlossen hatte, lief er ans Fenster und sah hinaus. Das Zimmer lag im ersten Stock mit der Rückseite nach einem halb verwilderten Garten, und altes Lattenwerk, das wahrscheinlich ehemals als Obstbaumspalier gedient, zog sich an der Mauer herauf. Das mußte halten, und wenn's nicht hielt, dann brach's. Rasch saß er rittlings auf der Fensterbank, versuchte einmal mit dem Fuß, hängte sich an, kletterte wie ein Matrose auf der Strickleiter. Da knackte das morsche Holz in der That unter ihm weg und er schlug purzelnd herunter, doch nicht so hoch mehr, um Hals oder Gliedmaßen zu brechen. Nur an den Händen zerschrammt und zerschunden hatte er sich, das nahm er ohne Blick in den Kauf, und noch gleichgültiger konnte es sein, daß nachher der Pedell kam und dem Rektor meldete, Adolf Overbek habe nicht nachgesessen, sondern sei aus dem Fenster gestiegen. Denn es war Sonnabend, am Nachmittag keine Schule, am Sonntag auch nicht und eine Ewigkeit bis zum Montagmorgen. Dann konnte Scholinus sagen: „Daß Er nicht das Genick gebrochen hat, ist ein Schade für unsere Stadt, aber ich hoffe es noch zu erleben, daß man Ihm einen Strick um den Hals knotet."

Nun rannte er wie ein Jagdhund hinter einem Hasen durch die Straße, auf den Markt, atemlos und blindlings in den Laden von F. M. von Aspern hinein und schoß nach einer Minute wieder heraus mit einem ähnlichen Glanzgeflacker in den Augen, wie am Frühmorgen auf der Heide, als er von dem Hahnschrei erzählt. Und er stand an der täglichen Ecke, ehe Madlene mit ihrer Schultasche kam, und empfing sie: „Hast du lange getrödelt, ich warte künftig nicht mehr auf dich."

„Ich bin gleich gekommen, Dolf, es dauert bei uns immer etwas länger."

„Natürlich, du hast nachsitzen müssen, das geschieht dir ganz recht."

Er ging so schnell, daß sie laufen mußte, um mitzukommen. „Warum bist du so häßlich gegen mich?" Aber er machte nur noch längere Beine, und dann draußen auf dem Feldweg stieß das Mädchen plötzlich einmal einen lauten Freudenschrei aus, bückte sich und hob etwas vor ihr Liegendes vom Boden. „Dolf — Dolf — sieh — du hast nichts gesehen und bist vorbeigelaufen — ein Seepferd! Wie kommt das hierher?"

Ihr Gesicht strahlte vor Glück; er drehte sich mit geringschätzigem Blick um: „Ein Hippokampus? Das weiß ich nicht, wie's hierherkommt. Es wird wohl aus der See aufs Land geschwommen sein, oder einer hat's verloren."

„Darf ich's denn behalten, Dolf?"

„Das wird keiner ausklingeln lassen, thu doch nicht, als wär's von Gold. Wenn du mal was findest, muß es immer was Wunderbares sein, wenn auch gar nichts dran ist. Keine vier Schillinge ist's wert, sagte ich dir schon heute morgen."

Er lief weiter, und bald saßen sie beide eßlustig am Tisch, von dem Barbe Fleming noch nie jemand unbefriedigt aufstehen gelassen. Das Haus, von draußen her zwischen den Bäumen und Büschen des Gartens kaum mehr wahrnehmbar, hatte etwas von einer grünen Insel, die von der Welt umher abgetrennt lag; ein kleines Reich seiner Art und mit eigenem Gesetz. Das ließ keinen rauhen Ton und keinen frostigen Anhauch zu dem Eiland herüber; an seiner Grenze machten Neid und Lieblosigkeit, leeres Geschwätz und verdrossene Gesichter Halt. Tamo Fleming war ein Souverän, der seine Herrschaft mit absolutistischer Strenge aufrecht erhielt. Unweigerlich versagte er jeden Eindringling, der Miene machte, sich nicht der von ihm festgestellten Haussatzung zu fügen; hierher kam nur, wem er Zutritt verstattete. Kein Wort, kein Gedanke wagte sich über die Schwelle, den er nicht einlud und als willkommen begrüßte. Es war ein ungastliches Haus, das sich der städtischen Nach-

barschaft verschloß, als gehörten seine Insassen einer Menschenrasse von anderer Abkunft und Sprache an. Das hatte man allerdings von solchen Leuten erwarten müssen und alle Teilnahme an den geistig Verbauerten am Waldrand aufgegeben. Auch in die beiden Kinder war's gedrungen, daß hier alles anders sei als in den Häusern der Stadt; sie benannten sich's nicht mit Worten, aber sie empfanden es stets, sobald sie von dorther in die Luft des Hauses zurückkamen. Von Tamo Fleming, dem Vater und Onkel ging es aus, und sie hegten eine entsetzliche Furcht vor ihm, die einzige, die es für sie auf der Welt gab, daß er sie einmal mit einem Blick ansehen könne, sie hätten etwas gethan oder gesagt, was ihm nicht gefalle. Denn ab und zu hörten sie sich in der Stadt bedauern, er sei ein unglaublicher und entsetzlicher Tyrann, bei dem sie immer auf das Schlimmste gefaßt sein müßten. Und neben ihm, ganz von der gleichen Art und deshalb ebenso von ihnen gefürchtet, saß heute wie an jedem Tag die Frau Mittagssonne am Tisch.

Der ging es freilich selbst schlimm genug, denn Tamo Fleming entdeckte von der Suppe bis zum Ende der Mahlzeit alle nur erdenkbaren Witterungsanzeichen an ihr, und was er darüber äußerte, enthielt eigentlich beständig eine Warnung für Madlene, sich zu hüten, daß sie nicht so launisch, wetterwendisch, aufbrausend und jähzornig werde wie ihre Mama, und wenn sie selbst einmal verheiratet sei, nicht ihrem Mann und ihren Kindern das Haus auch ebenso trübselig vernebele. Doch Frau Babusa that das Klügste, was sich dabei anfangen ließ, gab sich möglichste Mühe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, oder brachte dies vielleicht auch, ihrer oberflächlichen Natur gemäß, ohne besondere Anstrengung fertig, denn sie lachte jedesmal zu ihren Übelwetternamen und steckte die Kinder damit an. Und als die Teller leer geworden, wußten jene nicht, ob sie während des Essens mehr gelacht, oder von anderem, was Tamo Fleming zufällig dazwischen gesprochen, mehr gelernt hatten; Dinge, von denen in der Schule nie die Rede war, und die alle das Merkwürdige besaßen, daß man sie nicht wieder vergaß und für sich später darüber nachdenken mußte, weil man sie nicht aus dem Kopf los wurde. Heute nachmittag aber war keine Schule, und nach Tisch ging's nicht in die Stadt, sondern gleich wieder in den Garten und wie am Morgen weiter hinaus in den Wald, nach einer der in ihn eingebetteten, seitab von Straße und Weg belegenen Wiesen.

(Fortsetzung folgt.)




Aino Familie.

Auf Yezo.

Unter den Ainos, den Ureinwohnern Japans.

Von

Adolf Fischer.

Yezo, Japans nördlichste Hauptinsel, war das Endziel meiner Exkursion von Tokio aus. Es reizte mich, den Ainos, den Ureinwohnern, so zu sagen den Indianern Japans, einen Besuch abzustatten, dem Volksstamme, der von der heutigen Bevölkerung, die auf Hondo, Japans Hauptinsel, lebt, verdrängt wurde.

Zwanzig Stunden fuhr ich von Sendai (das sechzehn Stunden von Tokio aus mit der Bahn entfernt ist), bis ich Hondos nördlichsten Hafen, Aomori, erreichte, den für Nordjapan wichtigsten Handelsplatz.

Es war schon elf Uhr nachts, als ich in einem Theehause, welches gleichzeitig das Bureau der japanischen Dampfergesellschaft ist und den Verkehr nach Yezo bewerkstelligt, mich etwas restaurierte, um alsdann zum Hafen zu fahren. Ein Sampang (Ruderboot) brachte uns an Bord des japanischen Steamers, dessen Besatzung ausschließlich Japaner waren und der sich durch winzige Kajüten wie durch mangelhafte Reinlichkeit auszeichnete. Trotz großer Müdigkeit, die mich beherrschte, wollte ich noch die Ausfahrt aus dem Hafen genießen und setzte mich zu diesem Zwecke auf Deck.

Die Gebirge, welche die Bai einfaßten, sowie der Meeresspiegel erstrahlten vom Silberglanze des hellleuchtenden Mondes in zauberhaftem Lichte. Nach ziemlich bewegter, acht- bis neunstündiger Fahrt über die Tsugaru-Straße, die Hondo von Yezo trennt, liefen wir in den Hafen von Hakodate ein, den besten und sichersten von ganz Yezo, zugleich den einzigen, der den Europäern geöffnet ist.

Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, so stellte sich dichter Nebel ein, eine an den Küsten Yezos häufige, gefürchtete und vielen Fahrzeugen gefahrbringende Erscheinung.

Hakodate hat seiner Lage nach viel Ahn-

tichkeit mit Gibraltar. An der Spitze einer schmalen Landzunge erhebt sich der über elfhundert Fuß hohe, isoliert dastehende Hakushiyama. Hakodate liegt teils auf dieser Landzunge, teils baut es sich terrassenförmig an der Bergwand eines Gebirgszuges auf, welcher den Rücken der weit im Bogen sich erstreckenden Bai einschließt.

Es ist zweifellos sehr malerisch, und besonders charakteristisch wirkt die im Norden stolz aufragende, ungefähr viertausend Fuß hohe scharfzackige Spitze des Vulkans Komagatake.

Die etwa dreißigtausend Einwohner zählende, monotone und reizlose Stadt macht einen tristen Eindruck. Die flachen Dächer der dürftigen Holzhäuser sind der vielen Stürme halber derartig mit Steinen beschwert, daß man fürchtet, sie könnten von der Last erdrückt werden.

rung kümmerte sich nicht viel um Yezo und that nichts zu dessen Entwickelung. Bemerkenswert ist, daß der heutige Handels- und Agrikulturminister Enomoto, der während des Bürgerkrieges 1868 Admiral war, mit der Flotte des Shoguns nach Yezo floh, die Städte Hakodate und Fukuyama eroberte und dann die Republik proklamierte.

Ende Juni 1869 jedoch mußten sich die Shogunatstruppen nach mancherlei Entbehrungen und Niederlagen dem Mikado ergeben; die Republik hatte hiermit ihr Ende erreicht. 1872 wurde Yezo definitiv japanische Kolonie, erhielt den Namen Hokkaido, d. h. „Nordseestraße", und wurde in neun Provinzen geteilt.

Unter Leitung von Amerikanern, an der Spitze General Capron, setzte man 1876 eine Kolonisations-Kommission ein, „Kaitakushi", d. h. Entwickelungsdepartement, genannt, die das bisher nur als Fischplatz geschätzte Yezo zu einem Agrikulturlande umwandeln, alle Hilfsquellen desselben heben, erschöpfen, sowie die Einwanderung dorthin aus anderen übervölkerten Distrikten Japans befördern sollte.

Diese im größten Stile unternommenen Kolonisationsversuche verschlangen Unsummen, ohne einen entsprechenden Erfolg aufzuweisen. So entschloß man sich 1881, das Kolonisationsdepartement wieder aufzulösen, und nun wurde Yezo gleich den übrigen Inseln in Präfekturen eingeteilt. Dieses Schei-



Aino Häuptling.

Das Eiland gehört erst seit kurzem vollkommen zu Japan; bis zur Niederwerfung des Shogunates 1868 war der Zusammenhang mit dem Hauptreiche ein mehr oder weniger loser. Die japanische Regie-

tern der Kolonisationsversuche liegt zum großen Teile an dem kalten Klima. Denn obgleich Yezo geographisch zwischen 41 Grad 30 Min. und 45 Grad 30 Min. nördlicher Breite liegt, also ungefähr die Lage hat wie der Landstrich zwischen Neapel und Venedig, ist dennoch das Klima sehr rauh, da Yezos Küsten teilweise von arktischen Strömungen bestrichen werden, die im Ochotskischen Meerbusen, sowie im Beringsmeere ihren Ursprung haben.

Die Kälte der Kurilenströmung, die dem Ochotskischen Meerbusen entspringt, den Norden und Osten Yezos bestreicht, von den Japanern Oya-shiwo genannt, ist so groß, daß das Meer dort selbst im Hochsommer kaum 5 Grad Celsius haben soll; im Winter jedoch erstreckt sich die Eisdecke sogar ein bis zwei Meilen von der Küste ins Meer hinein.

Die Fauna und Flora Yezos ist daher von der des übrigen Japan großenteils grundverschieden. Es liegt dies einerseits an dem fast sieben Monate umfassenden Winter Yezos, andererseits an dem warmen südlichen japanischen Strome, dem Kuroshiwo, der zwischen Luzon und Formosa entspringt und die Süd- und Ostküste Japans bestreicht.

Yezos Wälder ähneln mehr den nordeuropäischen Laubwäldern; Affen, Fasanen, die im übrigen Japan vorkommen, sind dort nicht mehr anzutreffen, hingegen Bären, Wölfe und andere Raubtiere.

Zum allergrößten Teil ist die Insel gebirgig. Bei einem Flächeninhalte von etwa 78500 Quadratkilometern zählt sie bloß etwa 320000 Seelen. Es kommen also vier Einwohner auf den Quadratkilometer, im Gegensatz zu Japan, wo etwa hundertundsechs dieselbe Fläche bewohnen. Dieses Land, das, wenn erst die noch unbebauten brachliegenden aber fruchtbaren Flächen kultiviert würden, etwa sechs Millionen ernähren könnte, ist, wie man sieht, noch sehr wenig ausgenutzt. Denn wenn auch das Klima für den Reisbau wenig geeignet ist, so gedeihen doch Hirse, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln und alle anderen Feldfrüchte trotz des strengen Winters vortrefflich, die im übrigen Japan wegen des zu heißen und zu feuchten Sommers weniger gut fortkommen. Doch die Japaner haben eine Abneigung, sich in diesem rauhen Klima anzusiedeln, welchem ihre luftigen Behausungen allerdings nicht annähernd genügenden Widerstand entgegensetzen. Würde jedoch die Regierung den Kolonisten feste, gemauerte Häuser bieten, oder ihnen beim Bau derselben hilfreich beistehen, so möchte wohl die Furcht vor den Unbilden des rauhen Klimas schwinden.

Allerdings würden sich die Kosten der Errichtung solcher Wohnstätten ungleich höher stellen als die luftigen Wohnhäuser, für welche die an dem mannigfaltigsten Bauholze überreichen Wälder Yezos billigstes Material liefern.

Was die Gebirge auf Yezo anbelangt, die zum Teil vulkanischer Natur sind (der höchste Vulkan ist der 2400 Meter hohe Shiribetsudake), so bilden dieselben gleichsam eine Fortsetzung der vulkanischen Gebirge auf Sachalin und den Kurileninseln.

Wie über den Ursprung der Einwohner, die heute auf den verschiedenen Inseln Japans leben, die Ethnographen sehr verschiedener Meinung sind, so sind sie auch im Zweifel über den Ursprung der Ainos, welche früher — so viel ist unumstößlich nachgewiesen — den Norden und Osten Japans bewohnten, von dort jedoch vertrieben wurden und sich auf Yezo zurückzogen.

Man vermutet, daß auch die Ainos Vorgänger hatten und ein Volk verdrängten, dessen Existenz in ein sagenhaftes Dunkel gehüllt ist. Der alten japanischen Chronik „Nihongi“ zufolge sind diese Ureinwohner gefährliche, grausame Wilde von zwergenhafter Gestalt gewesen, welche in Gruben, die man auf Yezo und den umliegenden Inseln vielfach antrifft und in denen man Knochen, Steinäxte, steinerne Pfeilspitzen sowie zahlreiche Scherben vorfand, gelebt haben sollen.

Die Form dieser Gruben ist eine rechteckige; sie sind etwa vier Fuß tief und messen 20 : 15 Fuß. In dieselben waren Pfosten gerammt, über welchen ein Dach von Stroh oder Schilf lag. Sie dienten wahrscheinlich nur als Winterbehausungen.

Die Ethnographen nehmen an, daß diese Gruben von einer Rasse herstammen, die Yezo und das nördliche Japan vor den Ainos bewohnten, von letzteren vertrieben

wurden, und daß die heutigen Bewohner der Kurilen Reste derselben seien.

Wie ich bereits früher bemerkt, sind die Ethnographen über den Ursprung der Ainos sehr verschiedener Ansicht. Die richtigste dürfte wohl die Rittichs sein. Dieser Forscher rechnet die Ainos gleich den stammverwandten Kamtschadaten zu den arktischen Stämmen, die er von den Mongolen trennt, deren Ursprung aber ebenfalls noch im völligen Dunkel liegt.

Die Ainos ähneln auffallend den südrussischen Bauern. Sie sind breitschultriger, größer, von dunklerer Hautfarbe als die Japaner. Ihre Augen sind nicht so schiefstehend wie bei diesen, ihre Nase ist flach, breit, nach unten abgeplattet. Sie sind unserem ästhetischen Empfinden nach ungleich schöner als diese, und vor allen Dingen imponieren sie durch ihren überreichen Haar- und Bartwuchs. Besonders den älteren Männern verleiht ihr bis zu den Schultern herabfallendes, in der Mitte gescheiteltes Haar, ihre langen, herabwallenden Bärte etwas ungemein Ehrwürdiges, Patriarchalisches, während die Japaner selten Vollbärte haben und wenn, es dann nur zu steifen Bocksbärten bringen.

Ihre Zahl beläuft sich auf etwa sechzehntausend. Außer auf Yezo kommen sie nur in ganz geringer Zahl (cirka fünfhundert) auf den Kurilen vor.

Aus einer Steininschrift bei Shiogama, nahe von Sendai, geht hervor, daß die Ainos im siebenten Jahrhundert n. Chr. dort ihre Grenze hatten und den Norden Japans beherrschten. In der alten Geschichte Japans wird ihrer nicht erwähnt; zum erstenmal im zwölften Jahrhundert, wo Yoshitsune 1159 n. Chr., nach einer, übrigens unverbürgten, Mythe dorthin geflohen sein soll. Yoshitsune war der verdienstvolle jüngere Bruder des ersten Shogun Yoritomo, dem dieser aus Eifersucht und Furcht, daß er sich des Thrones bemächtigen könnte, nach dem Leben trachtete. Yoshitsune genießt heute noch bei den Ainos göttliche Verehrung, da er ein Gönner und Freund des Volkes gewesen sein soll.

Wurden doch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Ainos von den siegreich vordringenden Japanern grausam verfolgt, ähnlich den Indianern in Amerika; verboten doch die Fürsten von Matsumä, welche Shogun Jeyasu 1604 zu Herren der Insel Yezo einsetzte, bei Todesstrafe, Ainos schreiben zu lehren oder sie sonst zu unterrichten.

Diese Verhältnisse haben sich jetzt allerdings gründlich geändert, denn heutzutage werden die Ainos von der Regierung geschont, man versucht sie zu civilisieren, zu Ackerbauern heranzuziehen, obgleich alle diese Versuche bisher kläglich ausgefallen sind. Denn wenn auch die Ainos keineswegs Nomaden sind, wie so manche andere uncivilisierte Völkerstämme, sondern ein seßhaftes Volk, so fühlen sie sich doch nur zur Jagd und Fischerei hingezogen.

Mit der Zeit werden die Ainos aber in gewissen Distrikten notgedrungen, da die Jagd allmählich wenig ergiebig wird, wenn auch gegen ihre Neigung zum Pfluge greifen müssen.

Die Religion der Ainos, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde, ist ein ganz roher Naturdienst; von einem Kultus kann man kaum reden, da es weder Tempel, noch Priester, noch eine kirchliche Litteratur bei ihnen giebt, wie sie denn überhaupt keine Schriftzeichen besitzen.

Es giebt unter den Ainos verhältnismäßig mehr Christen als bei den Japanern, ihre Anzahl beträgt fast fünfhundert, also ungefähr den dreißigsten Teil des gesamten Volksstammes. Dies ist das ausschließliche Verdienst Mr. Batchelors, des rühmlich bekannten englischen Missionärs und besten Kenners der Ainos, welcher bereits sechzehn Jahre seines Lebens der Erforschung dieses Volksstammes gewidmet hat.

Derselbe hat in Saporo, der im Nordwesten gelegenen Hauptstadt Yezos, in einem Gemüsegarten bei seinem Hause ein Hospital errichtet, zu welchem die kranken Ainos von weit und breit gepilgert kommen, um dort unentgeltliche Pflege zu finden, und wo auch Mädchen und Frauen von Mrs. Batchelor in häuslichen Arbeiten unterwiesen werden. Zugleich ist dieser Freund und Wohlthäter des Ainovolkes eben damit beschäftigt, demselben ein geistiges Denkmal zu setzen, das vielleicht allein den künftigen Generationen Kunde von dem einstigen Dasein dieses Volkes geben wird, welches keine dem Zahne

der Zeit trotzenden Bauten, keinerlei Kunstschätze, keinerlei Denkmäler hinterläßt. Mr. Batchelor arbeitet nämlich seit Jahren an einem aino-englischen Lexikon, das, wie er mir sagte, im nächsten Jahre vollendet sein und zwischen fünfzehn- bis sechzehntausend Wörter enthalten wird, so daß beinah jeder lebende Aino ein Wort für sich beanspruchen könnte.

In fünfzig Jahren, so meint Mr. Batchelor, dürfte es keinen Aino mehr geben, denn die Kinder der bisher so gesunden und kräftigen Ainos kämen alle mit der Anlage zur Schwindsucht zur Welt. Obgleich es nahe läge, daß man auf Yezo, sowie auch in Nordjapan vielfach Mischlinge antreffen sollte, da die Ainos sich mit den Japanern in den Besitz des Landes teilten, so ist dies dennoch nicht der Fall. Denn es sterben diese Mischlinge in der dritten oder vierten Generation stets ab, eine Erscheinung, die man übrigens auch in Indien verfolgen kann.

Überhaupt scheint es das Los aller Ureinwohner zu sein, sobald sie in die Minderheit geraten, schnell verdrängt zu werden: so die Indianer in Amerika, die Kanaken auf den Sandwich-Inseln, welche, zu Beginn des Jahrhunderts über dreihunderttausend, heute kaum noch dreißigtausend Seelen sind. So scheinen denn auch die Tage der Ainos gezählt zu sein, deren schlimmster Feind, schlimmer als die fortschreitende Kultur, der von ihnen in übermäßigen Quantitäten genossene japanische Reiswein, der Sake, ist.

* * *

Ich gehe nunmehr über zu der Schilderung meiner Exkursion nach Piratori, der alten Aino-Ansiedelung, der bedeutendsten im Südwesten Yezos.



Junger Aino.

Stürmisches, nebliges Wetter war die Ursache, daß der Dampfer nicht nach Mororan ging, das in einer fjordartigen Bucht an der südöstlichen Spitze der großen Vulkanbai gelegen ist. So mußte ich denn einen Tag in dem berüchtigten Windnest Hakodate verweilen. Es genießt den Ruf, daß Futen, der Windgott, den die Japaner mit einem windgefüllten Sack um den Nacken abbilden, den Inhalt dieses Sackes stets gegen Hakodate auslasse.

Sehenswertes bietet der eintönige Ort mit seinen grauen Häusern gar nichts, falls man nicht einen kümmerlichen, verwahrlosten und von Stürmen zerzausten Park, sowie einige Stände für Bogenschützen dazu rechnen will. Das Bogenschießen ist in Japan ein sehr beliebtes populäres Vergnügen, das auch vielfach von Mädchen ausgeübt wird.

Am nächsten Morgen aber hatte sich das Wetter aufgeklärt, die garstigen graugelblichen Nebel waren verzogen, wir stachen in See.

Während der acht bis neun Stunden dauernden Fahrt von Hakodate bis Mororan streicht der Dampfer zuerst dicht längs der bewaldeten Südküste hin, dann an steil abfallenden, rötlich-braunen Felswänden entlang, welche deutliche Spuren aufweisen, daß darin unzählige Seemöwen ihr Heim aufgeschlagen haben.

Allmählich entfernte sich der Dampfer von der Küste, die große Vulkanbai durchquerend, welche ein hoher, spitzer, markanter Vulkangipfel überragt, und wir näherten uns dem Lande erst wieder, als wir in die schöne, aber stürmisch bewegte Mororanbai einfuhren. Dieselbe ist nur nach Norden zu offen, mehrere dichtbewaldete Inseln, welche

vor derselben liegen, schließen sie auf den anderen Seiten ab. Die Scenerie hat dort entschieden einen fjordartigen Charakter und gehört landschaftlich zu dem Schönsten, was Yezo bietet.

Ein gutes nettes Theehaus in hübscher Lage, mit dem Blick auf die Bai, macht den dortigen Aufenthalt zu einem angenehmen; auch gab es hier, den Göttern sei Dank, keine Moskitos mehr, von denen ich diesen Sommer in Japan außerordentlich geplagt worden war.



Nestor der Ainos.

Bald sollte ich auch die ersten Ainos sehen, einen Mann und eine Frau, die aus einem nahegelegenen Dorfe gekommen waren. Sie erregten selbstverständlich mein lebhaftestes Interesse; besonders setzte mich die Frau in Erstaunen, zwar nicht gerade durch ihre Schönheit, sondern durch einen breiten, in spitze Enden auslaufenden Wachtmeisterschnurrbart, den sie über der Oberlippe tättowiert hatte; desgleichen war die Unterlippe durch einen ebensolchen Streifen verziert.



Ainoweib mit tättowiertem Schnurrbart.

Seit drei Jahren geht auf Yezo eine Eisenbahn, die wegen der großen Kohlenbergwerke von Yubari, den größten im Reiche des Mikado, angelegt worden ist, und die Mororan mit Saporo, der im Nordwesten gelegenen Hauptstadt Yezos, verbindet. Da täglich nur *ein* Zug geht — man sieht, der Verkehr ist kein allzu lebhafter —, benutzte ich den am nächsten Morgen abfahrenden, um Tamakomai zu erreichen.

Unterwegs bekam ich schon auf den verschiedenen Stationen Ainofamilien zu sehen. In Tamakomai verließ ich endgültig den Pfad der Kultur. In einer federlosen zweiräderigen Karre, die keineswegs für Personentransport berechnet war, fuhr ich auf sandiger Straße gegen Yubetsu die Dünen entlang.

Vielfache Einschnitte in die hügeligen, mehrere Coulissen tiefen Dünen gewährten Ausblicke auf die stürmisch bewegte See, welche in breiten, schäumenden Wogen mit Donnergetöse brandete.

Zuweilen lag vereinsamt, auf dem Rücken der vordersten Dünenreihe verstreut, ein armseliges, halbverfallenes Fischerdorf, welches einen geisterhaft öden Eindruck machte. Es war die verkörperte Melancholie, aber diese eintönigen Behausungen harmonierten mit dem trüben Himmel, den bräunlich-grauen Wolken über der schmutziggrauen See.

Üppige Vegetation bedeckte die mehr landeinwärts sich hinziehenden Dünen, vorwiegend waren es wilde Rosen, Himbeerbüsche und weißblühende

Sträucher, während den Untergrund langes, spitzes Gras bedeckte. Zur Linken aber lag vielfach üppiges Weideland, auf welchem Tausende von Blumenkelchen und -kronen gierig nach den Sonnenstrahlen, die nur ab und zu spärlich durch das Gewölk blitzten, ihre Köpfchen steckten.

Vielfach stieß ich auf Pferdeherden, welche sich lustig umhertummelten und, wie mir versichert wurde, das ganze Jahr im Freien zubringen. Die Pferdezucht ist auf Yezo sehr bedeutend; sie deckt hauptsächlich den Bedarf von ganz Japan, wo die Pferde in den Bergen vornehmlich zum Tragen der Lasten verwandt werden.

Um die dem Japaner bis vor kurzem so gut wie fremde Viehzucht zu heben, hatte das Kolonisationsdepartement seiner Zeit in dieser Gegend mehrere Musterfarmen errichtet. So sah man denn auch stellenweise prachtvolles Vieh weiden. Nun inkliniert das japanische Volk zur Viehzucht sehr wenig, da die größte Mehrzahl keine Fleischesser sind und ihm auch die Produkte derselben, wie Milch und Käse, Widerwillen einflößen. Auch der Kuhmilch, für uns schier unentbehrlich, bedarf man im japanischen Reiche nicht, denn die Mütter stillen ihre Kinder stets selbst. Auf meine Frage, was denn eigentlich mit all der prachtvollen Milch geschehe, antwortete man mir, daß man damit die Kälber aufzöge.

Mühsam schleppte der Gaul die Karre durch den hohen Dünensand, oftmals tief einsinkend. Das Gerüttele und Geschüttele war schier unerträglich; wer keinen Kopfschmerz hatte, mußte ihn bald bekommen, und das Gekrächze der uns umkreisenden Raben und Dohlen wirkte nichts weniger als beruhigend auf die gepeinigten Nerven.

Aber abgesehen davon war die Fahrt, trotz einer gewissen Eintönigkeit der Natur, nicht ohne Reiz. Die vielen Ausblicke auf die heranstürmenden Wogen des Stillen Oceans, die armseligen, unreinlichen, aber trotzdem ungemein malerischen Fischerdörfer, die braun-gelblichen Wolken, dann wieder erschütternde Windstöße, die ab und zu wie Klagetöne der im Ocean Ertrunkenen schaurig durch die sonst schweigsame Landschaft über die Dünen heulten, erhöhten die Stimmung dieser einsamen, nicht reichen Natur, die doch eines großen packenden Zuges nicht entbehrte.

Zu meiner Freude erreichten wir nach dreistündiger martervoller Fahrt das Fischerdorf Yubetsu, nachdem noch in der letzten halben Stunde der Triebsand, der von den Dünen her gepeitscht wurde, das Sehen fast zur Unmöglichkeit gemacht hatte.

Leichten Herzens nahm ich von dem Marterkasten Abschied und setzte mich, nachdem ich mein Gepäck auf zwei Saumtiere geladen, in den Sattel. Bei Sturmgeheul ritt ich zwischen hohem Heidekraute, schilfigem Grase, Gestrüpp und Buschwerk die sandige Straße entlang, zur Linken die brandende See, zur Rechten einen fernen Waldgürtel, formlose blau und grau schimmernde, sich lang hinstreckende bewaldete Höhenzüge.

Nach drei Stunden Reitens, wobei meine vom eiskalten Wind durchpeitschten Glieder fast erstarrten, zog ich mit meinen Gäulen in Mukawa ein. Es war ein Nest, gerade so eintönig und traurig wie alle anderen, die ich passierte. Melancholisch heulend raschelte der Wind durch die Dächer.

Wohin das Auge blickte, nur kalte, stumpfe Töne; es war, als ob die Natur ängstlich jedweden hellen freundlichen Ton vermied, an dem ihre Palette doch so überreich ist.

Obgleich es erst fünfeinhalb Uhr war, so war die nächste Station doch zu weit entfernt, und ich mußte mich, wenn auch unwillig, darein finden, in Mukawas wenig einladendem Theehause zu übernachten, in das der Dünensand durch alle Ritzen und Fugen hineingeweht wurde. Ich benutzte die Zeit, um den Abend auszufüllen, indem ich das jenseit des Flusses gelegene, etwa dreiviertel Stunden entfernte Ainodorf Kinaushi besuchte.

Mit klopfendem Herzen, mit einer gewissen Ungeduld, schritt ich der merkwürdigen Ansiedelung zu, die von einem Urvolke bewohnt wird, das nur noch wie eine Mythe aus alten Zeiten in die Gegenwart hineinragt.

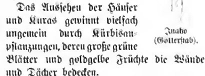
Es dunkelte bereits, als ich mich dem Aino-Orte näherte, um welchen Hirse, Tabak, türkischer Weizen und Kürbisse in Feldern angebaut waren, doch machten diese einen so verwahrlosten Eindruck, daß sie sichtlich Zeugnis für die geringe Befähigung der Ainos zum Ackerbau ablegten.

Diese Felder erstrecken sich regelmäßig hinter den Häusern. Jedes Ainohaus besteht eigentlich aus zwei Hütten, einer kleineren, niedrigen, fensterlosen Hütte, vor welcher ein bambusüberdeckter Thorweg sich befindet, und an diese gebaut, manchmal durch einen mit Rohrmatten überdeckten Gang verbunden, das Haupthaus, der eigentliche Wohnraum. In letzterem brennt stets in der Mitte das offene Feuer, über welchem vom Gebälk herab an eiserner Kette ein Kessel hängt, während längs der Wände erhöhte muldenartige Plätze als Schlafstellen dienen, vor denen zuweilen ein mattenartiger Vorhang herabfällt.

Es befindet sich in der kleinen fensterlosen Hütte stets ein ausgehöhlter Baumstamm, der beim Zerstampfen des Getreides als Mörser dient. Sonst wird dieser Raum nur noch verwandt zur Aufbewahrung von Netzen, Schlingen, Bogen, Speeren, Gewehren und anderen Gerätschaften.

Die Hütten bestehen aus in die Erde gerammten Holzpfosten, über welchen Querbalken befestigt sind. Auf diese sind zwei Schichten Rohrbündel aufgebunden, die eine von außen, die andere von innen, das Ganze also eine Art Doppelmauer bildend.

Das über zwanzig Fuß hohe Dachgebälk ist roh gezimmert; hingegen wird große Sorgfalt auf das Dach verwandt, das sehr dicht mit Schilfrohr reihenweise bedeckt ist, so daß das Wasser leicht darüber ablaufen kann. Unterhalb des Giebelbaues ersetzt eine Öffnung den Schornstein. Viereckige Öffnungen an einer Wand bilden die Fenster des Hauses. Weiß geschälte Stäbe, Inahos, von welchen gekräuselte Späne herabhängen, gelten als Hausgottheiten. Teils stecken sie in der Wand in der Nähe des Einganges, teils im Gebälle, das vom Ruße geschwärzt ist, welcher den Weibern beim Tättowieren des Schnurrbartes als Farbstoff dient.


Tättowierter Frauenarm.

Vom Feuerschein erhellt, glänzt die alte rauchgeschwärzte Schilfdecke, als ob sie mit schwarzem Lack überzogen wäre. Den Wohnhäusern gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, befinden sich die auf etwa sechs Fuß hohen Pfählen über dem Erdboden ruhenden Vorratshäuser, Kura genannt, welche von den Frauen verwaltet werden, wie überhaupt jedwede Arbeit im Hause den Weibern obliegt. Diese Kuras haben bei einer Tiefe von neun Fuß eine Breite von ungefähr sechs; sie sind aus Bambusmatten und Rohrbüscheln verfertigt; auch das Thor besteht meist aus einer Bambusmatte, vor welche ein Querbalken vorgeschoben wird.


Inaho (Götterstab).

Das Aussehen der Häuser und Kuras gewinnt vielfach ungemein durch Kürbisanpflanzungen, deren große grüne Blätter und goldgelbe Früchte die Wände und Dächer bedecken.

Charakteristisch, ja beinahe unzertrennlich von jedem Ainohause, sind die hellgelben wolfsartigen Hunde; diese scheinen ebenso harmloser Gemütsart wie ihre freundlichen, unterwürfigen Herren zu sein.

Die Weiber, deren struppiges, in der Mitte gescheiteltes Haar nur bis zu den Schultern herabfällt, hatten sämtlich Schnurrbärte tättowiert. Mit dieser Procedur wird begonnen, wenn sie sechsjährig, und von Zeit zu Zeit fortgefahren, bis sie ausgewachsen sind. Auch die Außenseite der Hände und Arme wird bis zu den Ellbogen mit geradlinigen, centimeterbreiten, ineinander verschlungenen Ornamenten von blauer Farbe verziert.

Im Gegensatze zu den Japanerinnen tragen die Ainoweiber Schmuck, und zwar große, fünf bis sechs Centimeter im Durchmesser starke Ohrringe, Halsketten, an welchen zuweilen Münzen hängen, auch Armbänder, vorwiegend aus Messing, Zinn, mitunter auch aus Silber.

Gar seltsam ist sowohl der Gruß der Männer als auch besonders der der Weiber.

Letztere bestreichen, wenn sie grüßen, mit dem Zeigefinger der Rechten die linke Handfläche, hierauf reiben sie sich die Wangen. Würdevoll hingegen ist der Gruß der Männer, die mit den Händen nach innen schwenken, sich hierauf mehrmals durch den lang herabwallenden Bart fahren. Es sind ganz herrliche Typen, die man unter den alten Ainos findet; sie könnten jeden Augenblick als Modelle für alle, sagenhafte Könige oder Propheten dienen.



Aino-Wohnhaus.

Vielfach standen vor ihren Behausungen die Männer und Kinder halb oder ganz nackt, mit ihren außerordentlich lang behaarten Körpern, und staunten mich ihrerseits ebenso an, als ich sie.

Die meisten jedoch trugen ein schlafrockartiges Gewand, aus dem Bast der Rinde eines ulmenartigen Baumes geflochten, von einem ebensolchen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Weiße Ornamente, auf spannbreiten Streifen blauen Zeuges aufgenäht, säumen die Kleider ein, die zur Winterszeit durch Tierfelle ersetzt werden.

* * *

Dunkle Nacht, die hereinbrach und Wald und Flur mit Finsternis bedeckte, zwang mich, meine Beobachtungen bis auf weiteres einzustellen und mein Nachtquartier in Mukawa aufzusuchen. Nach dem frugalen Abendessen in dem dortigen Theehause — es war eine Konservensuppe, die ich mir in dem Kessel über dem offenen Feuer des Küchenraumes bereitete — sollte ich die Bekanntschaft eines berühmten Aino machen, des als Bärenjäger großen Ruf genießenden Ya-you aus Sunmuloji. Er war ein Mann, Mitte der Dreißig, mit einem intelligenten, gutmütigen Gesichtsausdruck, aus welchem eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit sprach, die ihm der ungewohnte Anblick eines Europäers einflößte. Vor fünf Jahren hätte ihm bald ein Bär, den er angeschossen hatte, den Garaus gemacht. Man konnte die Verheerungen, welche die Tatzen und Zähne des wütenden Ungetüms angerichtet, noch deutlich auf seinem rechten Arm und Schenkel erkennen.

Die Yezo-Bären sind gewaltige Tiere, ungleich größer als die kleinen, auf Japan vorkommenden, ja sie nehmen es an Größe und Stärke mit dem amerikanischen Grizzley-Bären auf.

Außerdem war Ya-you auch ein großer Pferdezüchter; er nannte über hundert Pferde sein eigen, was für dortige Verhältnisse ein recht bedeutender Besitzstand ist. Von diesen waren ihm vier Stück gestohlen worden, und nun setzte er dem Räuber nach, der, wie er vermutete, mit seiner Beute nach Saporo geritten war, um sie dort an den Mann zu bringen. Er wollte dort früher als der Pferdedieb eintreffen und zu diesem Zwecke vor Morgengrauen nach Tamakomai reiten, um von dort die Eisenbahn nach Saporo zu benutzen.

Zu Beginn unserer Unterhaltung war Ya-you sichtlich sehr scheu, mißtrauisch und zurückhaltend, doch wußte ich, daß der Sake (Reiswein) der Schlüssel sei, der jedes braven Aino Herz aufschließt, und so filtrierte ich ihm denn ansehnliche Dosen dieser Flüssigkeit ein, wodurch er alsbald mitteilsamer wurde und mir manches über die Gebräuche und Sitten seines Volkes erzählte.

In seinem Dorfe, in dem er eine Ehrenstelle bekleidete, wurden im vorigen Jahre, wie er erzählte, sieben junge Bären großgezogen, von denen zwei noch so jung waren, daß sie zuerst mit Milch der Ainofrauen

genährt wurden, wie es in solchen Fällen bei den Ainos stets üblich ist.

Der Bär nimmt bei diesem Volksstamm eine ganz merkwürdige Stellung ein, einesteils genießt er göttliche Verehrung, andererteils aber wird er getötet, und so ein Bärenschlachtefest ist bei den Ainos das größte Fest, das es überhaupt giebt. Nachdem der oder die Bären in einem aus starken Holzpflöcken erbauten Zwinger großgefüttert worden, werden sie an einem von dem Dorfältesten bestimmten Tage, gewöhnlich im Spätherbst, nachdem man sie ceremoniell begrüßt und dann zur Wut gereizt, losgelassen und mit vergifteten Pfeilen erlegt.

Das Pfeilgift, das in einem Einschnitte unter der Pfeilspitze eingelassen wird, hat fast das Aussehen von eingetrocknetem Teer und wird wie alle Arzneien aus Waldkräutern bereitet, zu welchen die Ainos viel größeres Zutrauen haben als zu den Heilmitteln der Japaner oder Europäer. Nun sollte man glauben, daß das Fleisch eines mit so tödlich wirkendem Gift erlegten Tieres ungenießbar sei, doch ist dies nicht der Fall, denn die Schützen schneiden bloß ein ungefähr handgroßes Stück um die Wunde aus, das übrige wird ohne Scheu verzehrt.

Noch bis vor kurzem wurden die Festbären auf eine sehr grausame Weise umgebracht, doch hat die japanische Regierung diese wie manch andere barbarische Bräuche verboten.

Am Abend vor dem Opferfest umtanzten früher, nachdem dem Bären getrocknete Fische ehrfurchtsvoll in seinem aus mächtigen Holzpflöcken verfertigten Käfig vorgesetzt worden, Männer und Weiber denselben. In den Händen hielten sie dabei Inahos, das sind die bereits erwähnten geschnitzten Götterstäbe, von welchen gekräuselte Holzspäne herabhängen. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang breiteten Weiber eine schöne neue Rohrmatte vor dem Zwinger aus, entfernten mehrere schließende Querbalken und baten nun die Bestie höflich, herauszukommen. Kaum war der Bär dieser freundlichen Aufforderung gefolgt, als einer von den stärksten Ainos ihn von hinten bei den Ohren packte und sich auf seinen Rücken setzte. Um die Hinterbeine des Tieres schlang man sodann Seile, die an dem Käfig befestigt wurden, so daß ein Entwischen des Opfers, das nun von alt und jung zur Wut gereizt und mit stumpfen Pfeilen beschossen wurde, unmöglich war.

Nachdem man dem Tiere auf diese etwas sonderbare Weise den Tribut seiner Gottheit gezollt hatte, wurde es in seinen Käfig zurückgetrieben, um den folgenden Morgen wieder herausgelassen zu werden. Kaum war es aber auf den von Ainos umringten Platz getreten, als man ihm einen Klotz in den Rachen trieb und mit zwei langen starken Pflöcken den Bären blitzschnell auf den Rücken warf. Eine Menge Ainos setzte sich nun auf die Pflöcke, um so dem armen Tiere, das furchtbar röchelte und stöhnte, das Leben aus dem Leibe zu quetschen.



Vorratshaus der Ainos.

Die Aino-Nährmutter des auf diese abscheuliche Art in ein besseres Jenseits beförderten Bären setzte sich nun zu Häupten des Tieres nieder, überhäufte seine Mörder mit Vorwürfen, stieß Weh- und Klagelaute

aus, indes die Männer mit ihren Schwertern des toten Bären Augen, Schnauze und Ohren berührten, denn das macht sie, wie sie glauben, auf der Jagd stark.

Tags darauf wurden noch dem Felle des erlegten Bären, das in feierlichem Zuge durch den Ort getragen wurde, große Ehren erwiesen; das Fleisch hingegen war bereits am Abend vorher verteilt und als Festbraten verzehrt worden.

Nun sei dies leider anders geworden, klagte mit einem Seufzer des Bedauerns Ya-you.

Auch in verschiedenen anderen Beziehungen haben sich im Leben der Ainos Wechsel vollzogen, z. B. insofern, als früher die Dorfhäuptlinge Gewalt über Leben und Tod der Dorfinsassen hatten; heute werden allerdings auch noch kleine Differenzen von ihnen geschlichtet, hingegen schwere Vergehen vor den japanischen Richtern verhandelt.

So sah ich selbst in Saporo noch ein Ainopaar, das von seinem Dorfältesten gerichtet worden: es zeichnete sich durch Fehlen der Nasen aus, die man ihm zur Strafe abgeschnitten hatte.

Auch die früher bei den Ainos so beliebte Heißwasserprobe, Saimon genannt, hat die japanische Regierung als nicht mehr zeitgemäß befunden. Gerieten früher z. B. zwei Leute miteinander über die Rechtmäßigkeit des Besitzes eines Gegenstandes in Streit, so ließ der Häuptling einen großen Kessel kochenden Wassers bringen und in denselben Steine hineinwerfen. Wer nun von beiden streitenden Parteien mehr Steine herausholen konnte, der Standhaftere, oder besser gesagt: der Abgebrühtere, war im Recht.

Wenn auch weniger schmerzvoll, doch ebensowenig verlockend als die Heißwasser- war die Kaltwasserprobe. Bei letzterem Verfahren wurde Tabakasche mit Wasser vermischt, und wer mehr von diesem Gebräu vertragen konnte, hatte gewonnen. Ein guter, widerstandsfähiger Magen war und ist also, wie in der ganzen Welt, auch bei den Ainos ein höchst wertvolles Gut. Auch Prügelstrafen, die z. B. einem Diebe, dessen Hände vorher auf dem Rücken aufgebunden wurden, stehend auf den entblößten Oberkörper so lange erteilt wurden, bis der arme Schächer halbtot zusammenstürzte, sind nicht mehr üblich.

Eigentümlich ist auch folgender, bei den Ainos heute noch zu Recht bestehender Verlobungsbrauch. Ähnlich den europäischen Potentaten, die, wenn sie sich besuchen, einer des anderen Uniform tragen, macht es der Ainobursche und das Ainomädchen. Verlobt er sich nämlich mit einem Mädchen aus einem anderen Dorfe, so sendet er seiner Braut, die nie unter siebzehn Jahren sein darf, seine Kleider, wogegen diese ihm die ihrigen zuschickt. Nachdem die Verlobten gegenseitig ihre Kleider ein bis drei Monate aufgetragen, findet die Hochzeit statt. Da die Männer- und die Frauenkleider der Ainos nur sehr wenig voneinander abweichen, so sieht das gegenseitige Tragen der Kleider lange nicht so absurd aus, als dies in unseren Verhältnissen der Fall wäre.

Die Hochzeitsceremonien beschränken sich, da es keine Priester giebt, auf Saketrinken, sowie auf eine Anrede des Brautvaters, eine Ermahnung an den jungen Ehemann, sein Weib zu beschützen.

Wohlhabende Ainos hätten, versicherte mich Ya-you, eine Mekake, eine Nebenfrau, doch sei dies wegen der großen Kosten selten. In neuerer Zeit komme es öfter vor, daß ein Japaner ein Ainomädchen heirate, niemals jedoch nehme eine Japanerin einen Aino zum Manne, da ihr derselbe zu unrein wäre.

Sterbe einem Aino ein naher Verwandter, so lasse er sich, wie Ya-you sagte, drei Jahre lang die Haare wachsen.

Durch unausgesetzten Sakegenuß wurde mein Gewährsmann immer gesprächiger, und so erzählte er mir auf mein Befragen noch so manche Eigentümlichkeiten seines Volkes; z. B. warum kein Aino es liebe, wenn man ihm durch die Fensteröffnungen ins Haus sehe. Dies komme nämlich daher: In alten Zeiten lebte ein Gott Namens Kocha, der über sechs Fuß hoch und von gewaltiger Körperkraft gewesen sein soll und Wohnungen über das ganze Land verstreut besaß. Seine Geschicklichkeit im Fischen und Jagen bewunderte jedermann, auch war er sehr großmütig, denn oftmals reichte er durch die Fenster der Ainohütten Bärenfleisch und Fische, obgleich er die Ainos nicht lehrte, wie er Bären und Seehunde fing. Einmal jedoch wurde Gott Kocha von den unwissen-



Lachsspießender Aino.

den Ainos beleidigt, worauf er das Land für immer verließ. Seit dieser Zeit mögen es die Ainos nicht, wenn man ihnen durch die Fensteröffnungen sieht, denn dies, meinen sie, schicke sich nur für Götter.

Ziehen jedoch die Ainos auf die Seehund- und Bärenjagd, oder auf den Fischfang, so werden Harpunen, Bogen, Speere, Netze zum Fenster hinausbefördert, denselben Weg geht auch bei der Heimkehr die Beute ins Haus. Der Götterstab Inaho über einem toten Vogel an der Fensteröffnung ist dem Andenken des Gottes Kocha geweiht. Auf mein Befragen, warum die Ainoweiber sich tättowierten, gab Ya-yon mir zur Antwort, daß Gott Kochas Ehehälfte, die von wunderbarer Schönheit war, Mund, Arme und Hände tättowiert hatte. Um nun das Andenken an die Göttin zu wahren und ihre Tugenden zu erreichen, tättowierten sich die Ainoweiber.

Eine große Rolle spielt in dem Begriffsvermögen der Ainos der Hund. Aino bedeutet in der Ainosprache „Mensch", die Japaner jedoch leiten das Wort von Inu „Hund" ab. Die Ainos halten den Hund für ein, man könnte beinah sagen ebenbürtiges Geschöpf, so daß sie sogar keine Schande darin erblicken, ihn als Stammvater zu betrachten. Auch aus ihren Erzählungen geht dies hervor, von denen einzelne suchen, gewisse Naturerscheinungen zu begründen.

So mag folgende naive Geschichte, die ich ebenfalls aus Ya-yons Munde habe, als Beispiel dienen. Sie heißt: „Wie es kommt, daß Hunde nicht mehr sprechen können."

Einst konnten die Hunde sprechen. Heute aber sind sie dessen nicht mehr fähig. Der Grund liegt darin, daß ein Hund, der vor langer Zeit einem Manne gehörte, seinen Herrn unter dem Vorwande, ihm Wild zu zeigen, in den Wald lockte. Dort aber veranlaßte er, daß der Herr von einem Bären aufgefressen wurde. Hierauf kehrte er zu seines Herrn Witwe zurück und log ihr vor: Mein Herr wurde von einem Bären getötet. Als er im Sterben lag, trug er mir auf, daß du mich an seiner Statt heiraten solltest. Die Witwe wußte jedoch, daß der Hund die Unwahrheit sagte, und weigerte sich. Der Hund aber wurde immer zudringlicher und bestand darauf, daß sie ihn zum

Gatten nähme. Darüber wurde nun die Witwe, hingerissen von Zorn und Gram, so ärgerlich, daß sie ihm eine Hand voll Staubes in den offenen Rachen warf. Dies machte ihn unfähig, weiter zu reden, und seit dieser Zeit kann bis auf den heutigen Tag kein Hund mehr sprechen.

Unter vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, daß er müde sei und morgen mit dem Frühesten aufbrechen müsse, verabschiedete sich Ya-yon von mir, bedauernd, mich nicht nach einem neun Meilen von Mukawa gelegenen Dorfe führen zu können, wo gerade zwei junge Bären aufgezogen würden, die man zum Spätherbste opfern wolle.

Mir that es sehr leid, diesen tapferen Aino fortziehen lassen zu müssen; wäre er doch ein vortrefflicher Führer gewesen, unter dessen Leitung man sich über die verschiedenen Ansiedelungen, sowie über die Ainobräuche genauestens hätte informieren können.

* * *



Ya-yon, der Bärenjäger.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl saß ich schon im Sattel, um zu meinem Endziele, Piratori, zu gelangen. Auf dem Wege dorthin sollte ich ein Stück unberührtester Natur, einen Urwald mit üppigster Vegetation kennen lernen.

Alles triefte von Tau.

Mannshohe Gräser, sowie struppiges Dickicht, durch das ich reiten mußte, durchnäßten mich gänzlich. Blätter, Gräser, überhängende Äste beschrieben oft die seltsamst verzweigten Linien, strebten keck durcheinander und bildeten ein beinahe undurchdringliches Wirrsal, so daß mein vor mir reitender Führer manchmal gänzlich meinen Augen entschwand. In der Schattenkühle des Waldes ging es über armdicke Wurzeln von Schlingpflanzen, über umgestürzte, halbvermoderte Baumstämme, bald durch Bäche, bald durch große Pfützen oder Moräste. So gelangte ich nach stundenlangem Reiten zu einer Lichtung, in welcher Ainohütten standen. Hier bekam ich endlich den blauen Himmel wieder zu sehen, an welchem flockige Wolken, vielgestaltig zerrissen, umherirrten. Doch bald ging es weiter. Mächtige uralte Eichen, Buchen, Ahorne und Ulmen waren von wildem Wein und üppig wuchernden Rankengewächsen bedeckt. Gleich einer Schlange, die ein Wild verfolgt, und deren Umarmung Tod bringt, umschlangen diese unheimlich üppigen Schmarotzer, die eine Überfülle von Kraft verrieten, die Bäume mit wildem Ungestüm, indem sie bis zu den höchsten Wipfeln hinaufkletterten. Der Untergrund des Waldes, über welchen honigsuchende Bienen hinschwirrten, war mit dunkelblätterigem Zwergbambus, Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt.

Ohne eine Menschenseele anzutreffen, ritt ich Abhänge hinauf, Abhänge hinab, dann über wild schäumende Bäche, dann wieder an metergroßen tellerförmigen Blattkolossen, von hohen Stielen getragen, vorbei, auf welchen durch die Baumzweige das ab und zu durchblitzende weiche Sonnenlicht sich tänzelnd spiegelte.

Auf einmal bemerkte mein Führer, daß er sich verirrt, wir hatten die Richtung des Weges verloren. Plötzlich befanden wir uns, nachdem wir einen halsbrecherisch steilen Abhang hinter uns hatten, den die Tiere, auf die Hinterfüße sich niederlassend, mehr hinunterrutschten als gingen, am krystallklaren, smaragdgrünen Saruſutogawa, dem Affenflusse, der den Urwald durchströmte.

Verblüffend wirkte dort auf mich der Anblick eines in einem Boote, einem ausgehöhlten großen Baumstamme, stehenden Ainos, der mit seinem kraus über der Brust herabwallenden Barte, einen Dreizack in der

Hand, mit welchem er Lachse spießte, sich wie eine mythenhafte Gestalt, wie ein Neptun, ausnahm.

Nach fünfstündigem Ritte stießen wir auf den von Wäldern und Bergen eingeschlossenen Thalkessel, auf welchem Piratori lag.

Bei dem alten würdigen Penrinku, dem angesehensten Häuptlinge der Ainos, hielt mein Vorreiter. Penrinku, mich ceremoniell begrüßend, geleitete mich sofort in seine Hütte, in deren Mitte auf dem erhöhten Feuerplatze ein mächtiges Feuer brannte.

Selbstverständlich war mein Besuch ein sensationelles Ereignis für Piratori. So kamen denn aus der Nachbarschaft alle, die nicht im Walde jagten, fischten oder auf den arg verwahrlosten Feldern beschäftigt waren, eilig zu Penrinkus Haus gepilgert.

Auf mein Begehren schleppte man, da ich Ainogeräte zu kaufen wünschte, Bogen, vergiftete Pfeile, Köcher, Schwerter, Opferstäbe, Kleider aus Birkenrinde, hölzerne Tabaksbüchsen, Messer mit geschnitzter Scheide und geschnitztem Hefte herbei, wovon ich manches erstand.

Neugierig befragte mich Penrinku, woher ich käme. Bei Nennung meines Heimatlandes kratzte er sich verlegen den Kopf, fragte meinen Dolmetsch, ob dies dasselbe wie England wäre, denn hierauf allein beschränkten sich seine geographischen Kenntnisse; das kannte er durch die Missionäre dem Namen nach.

Da jedoch der Mensch von neuen Eindrücken allein nicht satt wird und ich gewaltigen Hunger verspürte, so machte ich mich über meine mitgebrachten Vorräte, die mir denn auch nach dem scharfen Ritte vortrefflich mundeten. Zwischendurch mußte ich immer die Fragen der mich umkauernden Ainos beantworten, deren behaarte Gesichter und bis zu den Schultern reichende Kopfhaare von dem Reflexe der glimmenden Holzscheite feurig erglänzten.

Heutzutage sprechen fast alle Ainos japanisch. Sie jammerten gar sehr, daß die Jagd nicht mehr so ergiebig wie früher sei, daß das Verbot, das Wild mit vergifteten Pfeilen zu erlegen oder mit Schlingen zu fangen, die Beute sehr schmälere. Allzu genau sollen es übrigens die biederen Wilden, die ungemein kindlich und gutmütig dreinsahen, mit dem betreffenden Verbote nicht nehmen.



Penrinku.

Auf einem breiten Simse in einer Ecke des sonst leeren Raumes standen alle Kostbarkeiten, die von Häuptling auf Häuptling vererbt werden; es waren dies allerlei Lackgefäße, Rüstungen, Waffen und andere Gegenstände, meist Geschenke eines Fürsten aus früherer Zeit.

Geheimnisvoll zog mich Penrinku in eine Ecke. Dort nahm er aus einem Verschlage ein Schwert, das von Yoshitsune, dem schon erwähnten Bruder des ersten Shoguns, aus dem zwölften Jahrhundert stammen soll und

Sträucher, während den Untergrund langes, spitzes Gras bedeckte. Zur Linken aber lag vielfach üppiges Weideland, auf welchem Tausende von Blumenkelchen und -kronen gierig nach den Sonnenstrahlen, die nur ab und zu spärlich durch das Gewölk blitzten, ihre Köpfchen steckten.

Vielfach stieß ich auf Pferdeherden, welche sich lustig umhertummelten und, wie mir versichert wurde, das ganze Jahr im Freien zubringen. Die Pferdezucht ist auf Yezo sehr bedeutend; sie deckt hauptsächlich den Bedarf von ganz Japan, wo die Pferde in den Bergen vornehmlich zum Tragen der Lasten verwandt werden.

Um die dem Japaner bis vor kurzem so gut wie fremde Viehzucht zu heben, hatte das Kolonisationsdepartement seiner Zeit in dieser Gegend mehrere Musterfarmen errichtet. So sah man denn auch stellenweise prachtvolles Vieh weiden. Nun inkliniert das japanische Volk zur Viehzucht sehr wenig, da die größte Mehrzahl keine Fleischesser sind und ihm auch die Produkte derselben, wie Milch und Käse, Widerwillen einflößen. Auch der Kuhmilch, für uns schier unentbehrlich, bedarf man im japanischen Reiche nicht, denn die Mütter stillen ihre Kinder stets selbst. Auf meine Frage, was denn eigentlich mit all der prachtvollen Milch geschehe, antwortete man mir, daß man damit die Kälber aufzöge.

Mühsam schleppte der Gaul die Karre durch den hohen Dünensand, oftmals tief einsinkend. Das Gerüttele und Geschüttele war schier unerträglich; wer keinen Kopfschmerz hatte, mußte ihn bald bekommen, und das Gekrächze der uns umkreisenden Raben und Dohlen wirkte nichts weniger als beruhigend auf die gepeinigten Nerven.

Aber abgesehen davon war die Fahrt, trotz einer gewissen Eintönigkeit der Natur, nicht ohne Reiz. Die vielen Ausblicke auf die heranstürmenden Wogen des Stillen Oceans, die armseligen, unreinlichen, aber trotzdem ungemein malerischen Fischerdörfer, die braun-gelblichen Wolken, dann wieder erschütternde Windstöße, die ab und zu wie Klagetöne der im Ocean Ertrunkenen schaurig durch die sonst schweigsame Landschaft über die Dünen heulten, erhöhten die Stimmung dieser einsamen, nicht reichen Natur, die doch eines großen packenden Zuges nicht entbehrte.

Zu meiner Freude erreichten wir nach dreistündiger martervoller Fahrt das Fischerdorf Yubetsu, nachdem noch in der letzten halben Stunde der Triebsand, der von den Dünen her gepeitscht wurde, das Sehen fast zur Unmöglichkeit gemacht hatte.

Leichten Herzens nahm ich von dem Marterkasten Abschied und setzte mich, nachdem ich mein Gepäck auf zwei Saumtiere geladen, in den Sattel. Bei Sturmgeheul ritt ich zwischen hohem Heidekraute, schilfigem Grase, Gestrüpp und Buschwerk die sandige Straße entlang, zur Linken die brandende See, zur Rechten einen fernen Waldgürtel, formlose blau und grau schimmernde, sich lang hinstreckende bewaldete Höhenzüge.

Nach drei Stunden Reitens, wobei meine vom eiskalten Wind durchpeitschten Glieder fast erstarrten, zog ich mit meinen Gäulen in Mukawa ein. Es war ein Nest, gerade so eintönig und traurig wie alle anderen, die ich passierte. Melancholisch heulend raschelte der Wind durch die Dächer.

Wohin das Auge blickte, nur kalte, stumpfe Töne; es war, als ob die Natur ängstlich jedweden hellen freundlichen Ton vermied, an dem ihre Palette doch so überreich ist.

Obgleich es erst fünfeinhalb Uhr war, so war die nächste Station doch zu weit entfernt, und ich mußte mich, wenn auch unwillig, darein finden, in Mukawas wenig einladendem Theehause zu übernachten, in das der Dünensand durch alle Ritzen und Fugen hineingeweht wurde. Ich benutzte die Zeit, um den Abend auszufüllen, indem ich das jenseit des Flusses gelegene, etwa dreiviertel Stunden entfernte Ainodorf Kinaushi besuchte.

Mit klopfendem Herzen, mit einer gewissen Ungeduld, schritt ich der merkwürdigen Ansiedelung zu, die von einem Urvolke bewohnt wird, das nur noch wie eine Mythe aus alten Zeiten in die Gegenwart hineinragt.

Es dunkelte bereits, als ich mich den Aino-Orte näherte, um welchen Hirse, Tabak, türkischer Weizen und Kürbisse in Feldern angebaut waren, doch machten diese einen so verwahrlosten Eindruck, daß sie sichtlich Zeugnis für die geringe Befähigung der Ainos zum Ackerbau ablegten.

Diese Felder erstrecken sich regelmäßig hinter den Häusern. Jedes Ainohaus besteht eigentlich aus zwei Hütten, einer kleineren, niedrigen, fensterlosen Hütte, vor welcher ein bambusüberdeckter Thorweg sich befindet, und an diese gebaut, manchmal durch einen mit Rohrmatten überdeckten Gang verbunden, das Haupthaus, der eigentliche Wohnraum. In letzterem brennt stets in der Mitte das offene Feuer, über welchem vom Gebälk herab an eiserner Kette ein Kessel hängt, während längs der Wände erhöhte muldenartige Plätze als Schlafstellen dienen, vor denen zuweilen ein mattenartiger Vorhang herabfällt.

Es befindet sich in der kleinen fensterlosen Hütte stets ein ausgehöhlter Baumstamm, der beim Zerstampfen des Getreides als Mörser dient. Sonst wird dieser Raum nur noch verwandt zur Aufbewahrung von Netzen, Schlingen, Bogen, Speeren, Gewehren und anderen Gerätschaften.

Die Hütten bestehen aus in die Erde gerammten Holzpfosten, über welchen Querbalken befestigt sind. Auf diese sind zwei Schichten Rohrbündel aufgebunden, die eine von außen, die andere von innen, das Ganze also eine Art Doppelmauer bildend.

Das über zwanzig Fuß hohe Dachgebälk ist roh gezimmert; hingegen wird große Sorgfalt auf das Dach verwandt, das sehr dicht mit Schilfrohr reihenweise bedeckt ist, so daß das Wasser leicht darüber ablaufen kann. Unterhalb des Giebelbaues ersetzt eine Öffnung den Schornstein. Viereckige Öffnungen an einer Wand bilden die Fenster des Hauses. Weiß geschälte Stäbe, Inahos, von welchen gekräuselte Späne herabhängen, gelten als Hausgottheiten. Teils stecken sie in der Wand in der Nähe des Einganges, teils im Gebälke, das vom Ruße geschwärzt ist, welcher den Weibern beim Tättowieren des Schnurrbartes als Farbstoff dient.

Tättowierter Frauenarm.

Vom Feuerschein erhellt, glänzt die alte rauchgeschwärzte Schilfdecke, als ob sie mit schwarzem Lack überzogen wäre. Den Wohnhäusern gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, befinden sich die auf etwa sechs Fuß hohen Pfählen über dem Erdboden ruhenden Vorratshäuser, Kura genannt, welche von den Frauen verwaltet werden, wie überhaupt jedwede Arbeit im Hause den Weibern obliegt. Diese Kuras haben bei einer Tiefe von neun Fuß eine Breite von ungefähr sechs; sie sind aus Bambusmatten und Rohrbüscheln verfertigt; auch das Thor besteht meist aus einer Bambusmatte, vor welche ein Querbalken vorgeschoben wird.



Inaho (Götterstab).

Das Aussehen der Häuser und Kuras gewinnt vielfach ungemein durch Kürbisanpflanzungen, deren große grüne Blätter und goldgelbe Früchte die Wände und Dächer bedecken.

Charakteristisch, ja beinahe unzertrennlich von jedem Ainohause, sind die hellgelben wolfsartigen Hunde; diese scheinen ebenso harmloser Gemütsart wie ihre freundlichen, unterwürfigen Herren zu sein.

Die Weiber, deren struppiges, in der Mitte gescheiteltes Haar nur bis zu den Schultern herabfällt, hatten sämtlich Schnurrbärte tättowiert. Mit dieser Procedur wird begonnen, wenn sie sechsjährig, und von Zeit zu Zeit fortgefahren, bis sie ausgewachsen sind. Auch die Außenseite der Hände und Arme wird bis zu den Ellbogen mit geradlinigen, centimeterbreiten, ineinander verschlungenen Ornamenten von blauer Farbe verziert.

Im Gegensatze zu den Japanerinnen tragen die Ainoweiber Schmuck, und zwar große, fünf bis sechs Centimeter im Durchmesser starke Ohrringe, Halsketten, an welchen zuweilen Münzen hängen, auch Armbänder, vorwiegend aus Messing, Zinn, mitunter auch aus Silber.

Gar seltsam ist sowohl der Gruß der Männer als auch besonders der der Weiber.

Letztere bestreichen, wenn sie grüßen, mit dem Zeigefinger der Rechten die linke Handfläche, hierauf reiben sie sich die Wangen. Würdevoll hingegen ist der Gruß der Männer, die mit den Händen nach innen schwenken, sich hierauf mehrmals durch den lang



Aino-Wohnhaus.

herabwallenden Bart fahren. Es sind ganz herrliche Typen, die man unter den alten Ainos findet; sie könnten jeden Augenblick als Modelle für alte, sagenhafte Könige oder Propheten dienen.

Vielfach standen vor ihren Behausungen die Männer und Kinder halb oder ganz nackt, mit ihren außerordentlich lang behaarten Körpern, und staunten mich ihrerseits ebenso an, als ich sie.

Die meisten jedoch trugen ein schlafrockartiges Gewand, aus dem Bast der Rinde eines ulmenartigen Baumes geflochten, von einem ebensolchen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Weiße Ornamente, auf spannbreiten Streifen blauen Zeuges aufgenäht, säumen die Kleider ein, die zur Winterszeit durch Tierfelle ersetzt werden.

* * *

Dunkle Nacht, die hereinbrach und Wald und Flur mit Finsternis bedeckte, zwang mich, meine Beobachtungen bis auf weiteres einzustellen und mein Nachtquartier in Mukawa aufzusuchen. Nach dem frugalen Abendessen in dem dortigen Theehause — es war eine Konservensuppe, die ich mir in dem Kessel über dem offenen Feuer des Küchenraumes bereitete — sollte ich die Bekanntschaft eines berühmten Aino machen, des als Bärenjäger großen Ruf genießenden Ya-you aus Sumukoji. Er war ein Mann, Mitte der Dreißig, mit einem intelligenten, gutmütigen Gesichtsausdruck, aus welchem eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit sprach, die ihm der ungewohnte Anblick eines Europäers einflößte. Vor fünf Jahren hätte ihm bald ein Bär, den er angeschossen hatte, den Garaus gemacht. Man konnte die Verheerungen, welche die Tatzen und Zähne des wütenden Ungetüms angerichtet, noch deutlich auf seinem rechten Arm und Schenkel erkennen.

Die Yezo-Bären sind gewaltige Tiere, ungleich größer als die kleinen, auf Japan vorkommenden, ja sie nehmen es an Größe und Stärke mit dem amerikanischen Grizzley-Bären auf.

Außerdem war Ya-you auch ein großer Pferdezüchter; er nannte über hundert Pferde sein eigen, was für dortige Verhältnisse ein recht bedeutender Besitzstand ist. Von diesen waren ihm vier Stück gestohlen worden, und nun setzte er dem Räuber nach, der, wie er vermutete, mit seiner Beute nach Saporo geritten war, um sie dort an den Mann zu bringen. Er wollte dort früher als der Pferdedieb eintreffen und zu diesem Zwecke vor Morgengrauen nach Tamakomai reiten, um von dort die Eisenbahn nach Saporo zu benutzen.

Zu Beginn unserer Unterhaltung war Ya-you sichtlich sehr scheu, mißtrauisch und zurückhaltend, doch wußte ich, daß der Sake (Reiswein) der Schlüssel sei, der jedes braven Aino Herz aufschließt, und so filtrierte ich ihm denn ansehnliche Dosen dieser Flüssigkeit ein, wodurch er alsbald mitteilsamer wurde und mir manches über die Gebräuche und Sitten seines Volkes erzählte.

In seinem Dorfe, in dem er eine Ehrenstelle bekleidete, wurden im vorigen Jahre, wie er erzählte, sieben junge Bären großgezogen, von denen zwei noch so jung waren, daß sie zuerst mit Milch der Ainofrauen

gewährt wurden, wie es in solchen Fällen bei den Ainos stets üblich ist.

Der Bär nimmt bei diesem Volksstamm eine ganz merkwürdige Stellung ein, einesteils genießt er göttliche Verehrung, anderenteils aber wird er getötet, und so ein Bärenschlachtefest ist bei den Ainos das größte Fest, das es überhaupt giebt. Nachdem der oder die Bären in einem aus starken Holzpflöcken erbauten Zwinger großgefüttert worden, werden sie an einem von dem Dorfältesten bestimmten Tage, gewöhnlich im Spätherbst, nachdem man sie ceremoniell begrüßt und dann zur Wut gereizt, losgelassen und mit vergifteten Pfeilen erlegt.

Das Pfeilgift, das in einem Einschnitte unter der Pfeilspitze eingelassen wird, hat fast das Aussehen von eingetrocknetem Teer und wird wie alle Arzneien aus Waldkräutern bereitet, zu welchen die Ainos viel größeres Zutrauen haben als zu den Heilmitteln der Japaner oder Europäer. Nun sollte man glauben, daß das Fleisch eines mit so tödlich wirkendem Gift erlegten Tieres ungenießbar sei, doch ist dies nicht der Fall, denn die Schützen schneiden bloß ein ungefähr handgroßes Stück um die Wunde aus, das übrige wird ohne Scheu verzehrt.

Noch bis vor kurzem wurden die Festbären auf eine sehr grausame Weise umgebracht, doch hat die japanische Regierung diese wie manch andere barbarische Bräuche verboten.

Am Abend vor dem Opferfest umtanzten früher, nachdem dem Bären getrocknete Fische ehrfurchtsvoll in seinem aus mächtigen Holzpflöcken verfertigten Käfig vorgesetzt worden, Männer und Weiber denselben. In den Händen hielten sie dabei Inahos, das sind die bereits erwähnten geschnitzten Götterstäbe, von welchen gekräuselte Holzspäne herabhängen. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang breiteten Weiber eine schöne neue Rohrmatte vor dem Zwinger aus, entfernten mehrere schließende Querbalken und baten nun die Bestie höflich, herauszukommen. Kaum war der Bär dieser freundlichen Aufforderung gefolgt, als einer von den stärksten Ainos ihn von hinten bei den Ohren packte und sich auf seinen Rücken setzte. Um die Hinterbeine des Tieres schlang man sodann Seile, die an dem Käfig befestigt wurden, so daß ein Entwischen des Opfers, das nun von alt und jung zur Wut gereizt und mit stumpfen Pfeilen beschossen wurde, unmöglich war.

Nachdem man dem Tiere auf diese etwas sonderbare Weise den Tribut seiner Gottheit gezollt hatte, wurde es in seinen Käfig zurückgetrieben, um den folgenden Morgen wieder herausgelassen zu werden. Kaum war es aber auf den von Ainos umringten Platz getreten, als man ihm einen Klotz in den Rachen trieb und mit zwei langen starken Pflöcken den Bären blitzschnell auf den Rücken warf. Eine Menge Ainos setzte sich nun auf die Pflöcke, um so dem armen Tiere, das furchtbar röchelte und stöhnte, das Leben aus dem Leibe zu quetschen.



Vorratshaus der Ainos.

Die Aino-Nährmutter des auf diese abscheuliche Art in ein besseres Jenseits beförderten Bären setzte sich nun zu Häupten des Tieres nieder, überhäufte seine Mörder mit Vorwürfen, stieß Weh- und Klagelaute

aus, indes die Männer mit ihren Schwertern des toten Bären Augen, Schnauze und Ohren berührten, denn das macht sie, wie sie glauben, auf der Jagd stark.

Tags darauf wurden noch dem Felle des erlegten Bären, das in feierlichem Zuge durch den Ort getragen wurde, große Ehren erwiesen; das Fleisch hingegen war bereits am Abend vorher verteilt und als Festbraten verzehrt worden.

Nun sei dies leider anders geworden, klagte mit einem Seufzer des Bedauerns Ya-you.

Auch in verschiedenen anderen Beziehungen haben sich im Leben der Ainos Wechsel vollzogen, z. B. insofern, als früher die Dorfhäuptlinge Gewalt über Leben und Tod der Dorfinsassen hatten; heute werden allerdings auch noch kleine Differenzen von ihnen geschlichtet, hingegen schwere Vergehen vor den japanischen Richtern verhandelt.

So sah ich selbst in Saporo noch ein Ainopaar, das von seinem Dorfältesten gerichtet worden: es zeichnete sich durch Fehlen der Nasen aus, die man ihm zur Strafe abgeschnitten hatte.

Auch die früher bei den Ainos so beliebte Heißwasserprobe, Saimon genannt, hat die japanische Regierung als nicht mehr zeitgemäß befunden. Gerieten früher z. B. zwei Leute miteinander über die Rechtmäßigkeit des Besitzes eines Gegenstandes in Streit, so ließ der Häuptling einen großen Kessel kochenden Wassers bringen und in denselben Steine hineinwerfen. Wer nun von beiden streitenden Parteien mehr Steine herausholen konnte, der Standhaftere, oder besser gesagt: der Abgebrühtere, war im Recht.

Wenn auch weniger schmerzvoll, doch ebensowenig verlockend als die Heißwasser- war die Kaltwasserprobe. Bei letzterem Verfahren wurde Tabakasche mit Wasser vermischt, und wer mehr von diesem Gebräu vertragen konnte, hatte gewonnen. Ein guter, widerstandsfähiger Magen war und ist also, wie in der ganzen Welt, auch bei den Ainos ein höchst wertvolles Gut. Auch Prügelstrafen, die z. B. einem Diebe, dessen Hände vorher auf dem Rücken aufgebunden wurden, stehend auf den entblößten Oberkörper so lange erteilt wurden, bis der arme Schächer halbtot zusammenstürzte, sind nicht mehr üblich.

Eigentümlich ist auch folgender, bei den Ainos heute noch zu Recht bestehender Verlobungsbrauch. Ähnlich den europäischen Potentaten, die, wenn sie sich besuchen, einer des anderen Uniform tragen, macht es der Ainobursche und das Ainomädchen. Verlobt er sich nämlich mit einem Mädchen aus einem anderen Dorfe, so sendet er seiner Braut, die nie unter siebzehn Jahren sein darf, seine Kleider, wogegen diese ihm die ihrigen zuschickt. Nachdem die Verlobten gegenseitig ihre Kleider ein bis drei Monate aufgetragen, findet die Hochzeit statt. Da die Männer- und die Frauenkleider der Ainos nur sehr wenig voneinander abweichen, so sieht das gegenseitige Tragen der Kleider lange nicht so absurd aus, als dies in unsren Verhältnissen der Fall wäre.

Die Hochzeitsceremonien beschränken sich, da es keine Priester giebt, auf Saketrinken, sowie auf eine Anrede des Brautvaters, eine Ermahnung an den jungen Ehemann, sein Weib zu beschützen.

Wohlhabende Ainos hätten, versicherte mich Ya-you, eine Mekake, eine Nebenfrau, doch sei dies wegen der großen Kosten selten. In neuerer Zeit komme es öfter vor, daß ein Japaner ein Ainomädchen heirate, niemals jedoch nehme eine Japanerin einen Aino zum Manne, da ihr derselbe zu unrein wäre.

Sterbe einem Aino ein naher Verwandter, so lasse er sich, wie Ya-you sagte, drei Jahre lang die Haare wachsen.

Durch unausgesetzten Sakegenuß wurde mein Gewährsmann immer gesprächiger, und so erzählte er mir auf mein Befragen noch so manche Eigentümlichkeiten seines Volkes; z. B. warum kein Aino es liebe, wenn man ihm durch die Fensteröffnungen ins Haus sehe. Dies komme nämlich daher: In alten Zeiten lebte ein Gott Namens Kocha, der über sechs Fuß hoch und von gewaltiger Körperkraft gewesen sein soll und Wohnungen über das ganze Land verstreut besaß. Seine Geschicklichkeit im Fischen und Jagen bewunderte jedermann, auch war er sehr großmütig, denn oftmals reichte er durch die Fenster der Ainohütten Bärenfleisch und Fische, obgleich er die Ainos nicht lehrte, wie er Bären und Seehunde fing. Einmal jedoch wurde Gott Kocha von den unwissen-



Lachsspießender Aino.

den Ainos beleidigt, worauf er das Land für immer verließ. Seit dieser Zeit mögen es die Ainos nicht, wenn man ihnen durch die Fensteröffnungen sieht, denn dies, meinen sie, schicke sich nur für Götter.

Ziehen jedoch die Ainos auf die Seehund- und Bärenjagd, oder auf den Fischfang, so werden Harpunen, Bogen, Speere, Netze zum Fenster hinausbefördert, denselben Weg geht auch bei der Heimkehr die Beute ins Haus. Der Götterstab Inaho über einem toten Vogel an der Fensteröffnung ist dem Andenken des Gottes Kocha geweiht. Auf mein Befragen, warum die Ainoweiber sich tättowierten, gab Ya-yon mir zur Antwort, daß Gott Kochas Ehehälfte, die von wunderbarer Schönheit war, Mund, Arme und Hände tättowiert hatte. Um nun das Andenken an die Göttin zu wahren und ihre Tugenden zu erreichen, tättowierten sich die Ainoweiber.

Eine große Rolle spielt in dem Begriffsvermögen der Ainos der Hund. Aino bedeutet in der Ainosprache „Mensch", die Japaner jedoch leiten das Wort von Inu „Hund" ab. Die Ainos halten den Hund für ein, man könnte beinah sagen ebenbürtiges Geschöpf, so daß sie sogar keine Schande darin erblicken, ihn als Stammvater zu betrachten. Auch aus ihren Erzählungen geht dies hervor, von denen einzelne suchen, gewisse Naturerscheinungen zu begründen.

So mag folgende naive Geschichte, die ich ebenfalls aus Ya-yons Munde habe, als Beispiel dienen. Sie heißt: „Wie es kommt, daß Hunde nicht mehr sprechen können."

Einst konnten die Hunde sprechen. Heute aber sind sie dessen nicht mehr fähig. Der Grund liegt darin, daß ein Hund, der vor langer Zeit einem Manne gehörte, seinen Herrn unter dem Vorwande, ihm Wild zu zeigen, in den Wald lockte. Dort aber veranlaßte er, daß der Herr von einem Bären aufgefressen wurde. Hierauf kehrte er zu seines Herrn Witwe zurück und log ihr vor: Mein Herr wurde von einem Bären getötet. Als er im Sterben lag, trug er mir auf, daß du mich an seiner Statt heiraten solltest. Die Witwe wußte jedoch, daß der Hund die Unwahrheit sagte, und weigerte sich. Der Hund aber wurde immer zudringlicher und bestand darauf, daß sie ihn zum

Gatten nähme. Darüber wurde nun die Witwe, hingerissen von Zorn und Gram, so ärgerlich, daß sie ihm eine Hand voll Staubes in den offenen Rachen warf. Dies machte ihn unfähig, weiter zu reden, und seit dieser Zeit kann bis auf den heutigen Tag kein Hund mehr sprechen.

Unter vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, daß er müde sei und morgen mit dem Frühesten aufbrechen müsse, verabschiedete sich Ya-you von mir, bedauernd, mich nicht nach einem neun Meilen von Mukawa gelegenen Dorfe führen zu können, wo gerade zwei junge Bären aufgezogen würden, die man zum Spätherbste opfern wolle.

Mir that es sehr leid, diesen tapferen Aino fortziehen lassen zu müssen; wäre er doch ein vortrefflicher Führer gewesen, unter dessen Leitung man sich über die verschiedenen Ansiedelungen, sowie über die Ainobräuche genauestens hätte informieren können.

* * *



Ya-you, der Bärenjäger.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl saß ich schon im Sattel, um zu meinem Endziele, Piratori, zu gelangen. Auf dem Wege dorthin sollte ich ein Stück unberührtester Natur, einen Urwald mit üppigster Vegetation kennen lernen.

Alles triefte von Tau.

Mannshohe Gräser, sowie struppiges Dickicht, durch das ich reiten mußte, durchnäßten mich gänzlich. Blätter, Gräser, überhängende Äste beschrieben oft die seltsamst verzweigten Linien, strebten keck durcheinander und bildeten ein beinahe undurchdringliches Wirrsal, so daß mein vor mir reitender Führer manchmal gänzlich meinen Augen entschwand. In der Schattenkühle des Waldes ging es über armdicke Wurzeln von Schlingpflanzen, über umgestürzte, halbvermoderte Baumstämme, bald durch Bäche, bald durch große Pfützen oder Moräste. So gelangte ich nach stundenlangem Reiten zu einer Lichtung, in welcher Ainohütten standen. Hier bekam ich endlich den blauen Himmel wieder zu sehen, an welchem flockige Wolken, vielgestaltig zerrissen, umherirrten. Doch bald ging es weiter. Mächtige uralte Eichen, Buchen, Ahorne und Ulmen waren von wildem Wein und üppig wuchernden Rankengewächsen bedeckt. Gleich einer Schlange, die ein Wild verfolgt, und deren Umarmung Tod bringt, umschlangen diese unheimlich üppigen Schmarotzer, die eine Überfülle von Kraft verrieten, die Bäume mit wildem Ungestüm, indem sie bis zu den höchsten Wipfeln hinaufkletterten. Der Untergrund des Waldes, über welchen honigsuchende Bienen hinschwirrten, war mit dunkelblätterigem Zwergbambus, Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt.

Ohne eine Menschenseele anzutreffen, ritt ich Abhänge hinauf, Abhänge hinab, dann über wild schäumende Bäche, dann wieder an metergroßen tellerförmigen Blattlotoffen, von hohen Stielen getragen, vorbei, auf welchen durch die Baumzweige das ab und zu durchblitzende weiche Sonnenlicht sich tänzelnd spiegelte.

Auf einmal bemerkte mein Führer, daß er sich verirrt, wir hatten die Richtung des Weges verloren. Plötzlich befanden wir uns, nachdem wir einen halsbrecherisch steilen Abhang hinter uns hatten, den die Tiere, auf die Hinterfüße sich niederlassend, mehr hinunterrutschten als gingen, am krystallklaren, smaragdgrünen Sarufutogawa, dem Affenflusse, der den Urwald durchströmte.

Verblüffend wirkte dort auf mich der Anblick eines in einem Boote, einem ausgehöhlten großen Baumstamme, stehenden Ainos, der mit seinem kraus über der Brust herabwallenden Barte, einen Dreizack in der

Hand, mit welchem er Lachse spießte, sich wie eine mythenhafte Gestalt, wie ein Neptun, ausnahm.

Nach fünfstündigem Ritte stießen wir auf den von Wäldern und Bergen eingeschlossenen Thalkessel, auf welchem Piratori lag.

Bei dem alten würdigen Penrinku, dem angesehensten Häuptlinge der Ainos, hielt mein Vorreiter. Penrinku, mich ceremoniell begrüßend, geleitete mich sofort in seine Hütte, in deren Mitte auf dem erhöhten Feuerplatze ein mächtiges Feuer brannte.

Selbstverständlich war mein Besuch ein sensationelles Ereignis für Piratori. So kamen denn aus der Nachbarschaft alle, die nicht im Walde jagten, fischten oder auf den arg verwahrlosten Feldern beschäftigt waren, eilig zu Penrinkus Haus gepilgert.

Auf mein Begehren schleppte man, da ich Ainogeräte zu kaufen wünschte, Bogen, vergiftete Pfeile, Köcher, Schwerter, Opferstäbe, Kleider aus Birkenrinde, hölzerne Tabaksbüchsen, Messer mit geschnitzter Scheide und geschnitztem Hefte herbei, wovon ich manches erstand.

Neugierig befragte mich Penrinku, woher ich käme. Bei Nennung meines Heimatlandes kratzte er sich verlegen den Kopf, fragte meinen Dolmetsch, ob dies dasselbe wie England wäre, denn hierauf allein beschränkten sich seine geographischen Kenntnisse; das kannte er durch die Missionäre dem Namen nach.

Da jedoch der Mensch von neuen Eindrücken allein nicht satt wird und ich gewaltigen Hunger verspürte, so machte ich mich über meine mitgebrachten Vorräte, die mir denn auch nach dem scharfen Ritte vortrefflich mundeten. Zwischendurch mußte ich immer die Fragen der mich umkauernden Ainos beantworten, deren behaarte Gesichter und bis zu den Schultern reichende Kopfhaare von dem Reflexe der glimmenden Holzscheite feurig erglänzten.

Heutzutage sprechen fast alle Ainos japanisch. Sie jammerten gar sehr, daß die Jagd nicht mehr so ergiebig wie früher sei, daß das Verbot, das Wild mit vergifteten Pfeilen zu erlegen oder mit Schlingen zu fangen, die Beute sehr schmälere. Allzu genau sollen es übrigens die biederen Wilden, die ungemein kindlich und gutmütig



Penrinku.

dreinsahen, mit dem betreffenden Verbote nicht nehmen.

Auf einem breiten Simse in einer Ecke des sonst leeren Raumes standen alle Kostbarkeiten, die von Häuptling auf Häuptling vererbt werden; es waren dies allerlei Lackgefäße, Rüstungen, Waffen und andere Gegenstände, meist Geschenke eines Fürsten aus früherer Zeit.

Geheimnisvoll zog mich Penrinku in eine Ecke. Dort nahm er aus einem Verschlage ein Schwert, das von Yoshitsune, dem schon erwähnten Bruder des ersten Shoguns, aus dem zwölften Jahrhundert stammen soll und

Letztere bestreichen, wenn sie grüßen, mit dem Zeigefinger der Rechten die linke Handfläche, hierauf reiben sie sich die Wangen. Würdevoll hingegen ist der Gruß der Männer, die mit den Händen nach innen schwenken, sich hierauf mehrmals durch den lang



Aino-Wohnhaus.

herabwallenden Bart fahren. Es sind ganz herrliche Typen, die man unter den alten Ainos findet; sie könnten jeden Augenblick als Modelle für alte, sagenhafte Könige oder Propheten dienen.

Vielfach standen vor ihren Behausungen die Männer und Kinder halb oder ganz nackt, mit ihren außerordentlich lang behaarten Körpern, und staunten mich ihrerseits ebenso an, als ich sie.

Die meisten jedoch trugen ein schlafrockartiges Gewand, aus dem Bast der Rinde eines ulmenartigen Baumes geflochten, von einem ebensolchen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Weiße Ornamente, auf spannbreiten Streifen blauen Zeuges aufgenäht, säumen die Kleider ein, die zur Winterszeit durch Tierfelle ersetzt werden.

* * *

Dunkle Nacht, die hereinbrach und Wald und Flur mit Finsternis bedeckte, zwang mich, meine Beobachtungen bis auf weiteres einzustellen und mein Nachtquartier in Mukawa aufzusuchen. Nach dem frugalen Abendessen in dem dortigen Theehause — es war eine Konservensuppe, die ich mir in dem Kessel über dem offenen Feuer des Küchenraumes bereitete — sollte ich die Bekanntschaft eines berühmten Aino machen, des als Bärenjäger großen Ruf genießenden Ya-you aus Sumunkoji. Er war ein Mann, Mitte der Dreißig, mit einem intelligenten, gutmütigen Gesichtsausdruck, aus welchem eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit sprach, die ihm der ungewohnte Anblick eines Europäers einflößte. Vor fünf Jahren hätte ihm bald ein Bär, den er angeschossen hatte, den Garaus gemacht. Man konnte die Verheerungen, welche die Tatzen und Zähne des wütenden Ungetüms angerichtet, noch deutlich auf seinem rechten Arm und Schenkel erkennen.

Die Yezo-Bären sind gewaltige Tiere, ungleich größer als die kleinen, auf Japan vorkommenden, ja sie nehmen es an Größe und Stärke mit dem amerikanischen Grizzley-Bären auf.

Außerdem war Ya-you auch ein großer Pferdezüchter; er nannte über hundert Pferde sein eigen, was für dortige Verhältnisse ein recht bedeutender Besitzstand ist. Von diesen waren ihm vier Stück gestohlen worden, und nun setzte er dem Räuber nach, der, wie er vermutete, mit seiner Beute nach Saporo geritten war, um sie dort an den Mann zu bringen. Er wollte dort früher als der Pferdedieb eintreffen und zu diesem Zwecke vor Morgengrauen nach Tamakomai reiten, um von dort die Eisenbahn nach Saporo zu benutzen.

Zu Beginn unserer Unterhaltung war Ya-you sichtlich sehr scheu, mißtrauisch und zurückhaltend, doch wußte ich, daß der Sake (Reiswein) der Schlüssel sei, der jedes braven Aino Herz aufschließt, und so filtrierte ich ihm denn ansehnliche Dosen dieser Flüssigkeit ein, wodurch er alsbald mitteilsamer wurde und mir manches über die Gebräuche und Sitten seines Volkes erzählte.

In seinem Dorfe, in dem er eine Ehrenstelle bekleidete, wurden im vorigen Jahre, wie er erzählte, sieben junge Bären großgezogen, von denen zwei noch so jung waren, daß sie zuerst mit Milch der Ainofrauen

genährt wurden, wie es in solchen Fällen bei den Ainos stets üblich ist.

Der Bär nimmt bei diesem Volksstamm eine ganz merkwürdige Stellung ein, einesteils genießt er göttliche Verehrung, anderenteils aber wird er getötet, und so ein Bärenschlachtefest ist bei den Ainos das größte Fest, das es überhaupt giebt. Nachdem der oder die Bären in einem aus starken Holzpflöcken erbauten Zwinger großgefüttert worden, werden sie an einem von dem Dorfältesten bestimmten Tage, gewöhnlich im Spätherbst, nachdem man sie ceremoniell begrüßt und dann zur Wut gereizt, losgelassen und mit vergisteten Pfeilen erlegt.

Das Pfeilgift, das in einem Einschnitte unter der Pfeilspitze eingelassen wird, hat fast das Aussehen von eingetrocknetem Teer und wird wie alle Arzneien aus Waldkräutern bereitet, zu welchen die Ainos viel größeres Zutrauen haben als zu den Heilmitteln der Japaner oder Europäer. Nun sollte man glauben, daß das Fleisch eines mit so tödlich wirkendem Gift erlegten Tieres ungenießbar sei, doch ist dies nicht der Fall, denn die Schützen schneiden bloß ein ungefähr handgroßes Stück um die Wunde aus, das übrige wird ohne Scheu verzehrt.

Noch bis vor kurzem wurden die Festbären auf eine sehr grausame Weise umgebracht, doch hat die japanische Regierung diese wie manch andere barbarische Bräuche verboten.

Am Abend vor dem Opferfest umtanzten früher, nachdem dem Bären getrocknete Fische ehrfurchtsvoll in seinem aus mächtigen Holzpflöcken verfertigten Käfig vorgesetzt worden, Männer und Weiber denselben. In den Händen hielten sie dabei Inahos, das sind die bereits erwähnten geschnitzten Götterstäbe, von welchen gekräuselte Holzspäne herabhängen. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang breiteten Weiber eine schöne neue Rohrmatte vor dem Zwinger aus, entfernten mehrere schließende Querbalken und baten nun die Bestie höflich, herauszukommen. Kaum war der Bär dieser freundlichen Aufforderung gefolgt, als einer von den stärksten Ainos ihn von hinten bei den Ohren packte und sich auf seinen Rücken setzte. Um die Hinterbeine des Tieres schlang man sodann Seile, die an dem Käfig befestigt wurden, so daß ein Entwischen des Opfers, das nun von alt und jung zur Wut gereizt und mit stumpfen Pfeilen beschossen wurde, unmöglich war.

Nachdem man dem Tiere auf diese etwas sonderbare Weise den Tribut seiner Gottheit gezollt hatte, wurde es in seinen Käfig zurückgetrieben, um den folgenden Morgen wieder herausgelassen zu werden. Kaum war es aber auf den von Ainos umringten Platz getreten, als man ihm einen Klotz in den Rachen trieb und mit zwei langen starken Pflöcken den Bären blitzschnell auf den Rücken warf. Eine Menge Ainos setzte sich nun auf die Pflöcke, um so dem armen Tiere, das furchtbar röchelte und stöhnte, das Leben aus dem Leibe zu quetschen.



Vorratshaus der Ainos

Die Aino-Nährmutter des auf diese abscheuliche Art in ein besseres Jenseits beförderten Bären setzte sich nun zu Häupten des Tieres nieder, überhäufte seine Mörder mit Vorwürfen, stieß Weh- und Klagelaute

aus, indes die Männer mit ihren Schwertern des toten Bären Augen, Schnauze und Ohren berührten, denn das macht sie, wie sie glauben, auf der Jagd stark.

Tags darauf wurden noch dem Felle des erlegten Bären, das in feierlichem Zuge durch den Ort getragen wurde, große Ehren erwiesen; das Fleisch hingegen war bereits am Abend vorher verteilt und als Festbraten verzehrt worden.

Nun sei dies leider anders geworden, klagte mit einem Seufzer des Bedauerns Ya-you.

Auch in verschiedenen anderen Beziehungen haben sich im Leben der Ainos Wechsel vollzogen, z. B. insofern, als früher die Dorfhäuptlinge Gewalt über Leben und Tod der Dorfinsassen hatten; heute werden allerdings auch noch kleine Differenzen von ihnen geschlichtet, hingegen schwere Vergehen vor den japanischen Richtern verhandelt.

So sah ich selbst in Saporo noch ein Ainopaar, das von seinem Dorfältesten gerichtet worden: es zeichnete sich durch Fehlen der Nasen aus, die man ihm zur Strafe abgeschnitten hatte.

Auch die früher bei den Ainos so beliebte Heißwasserprobe, Saimon genannt, hat die japanische Regierung als nicht mehr zeitgemäß befunden. Gerieten früher z. B. zwei Leute miteinander über die Rechtmäßigkeit des Besitzes eines Gegenstandes in Streit, so ließ der Häuptling einen großen Kessel kochenden Wassers bringen und in denselben Steine hineinwerfen. Wer nun von beiden streitenden Parteien mehr Steine herausholen konnte, der Standhaftere, oder besser gesagt: der Abgebrühtere, war im Recht.

Wenn auch weniger schmerzvoll, doch ebensowenig verlockend als die Heißwasser- war die Kaltwasserprobe. Bei letzterem Verfahren wurde Tabakasche mit Wasser vermischt, und wer mehr von diesem Gebräu vertragen konnte, hatte gewonnen. Ein guter, widerstandsfähiger Magen war und ist also, wie in der ganzen Welt, auch bei den Ainos ein höchst wertvolles Gut. Auch Prügelstrafen, die z. B. einem Diebe, dessen Hände vorher auf dem Rücken aufgebunden wurden, stehend auf den entblößten Oberkörper so lange erteilt wurden, bis der arme Schächer halbtot zusammenstürzte, sind nicht mehr üblich.

Eigentümlich ist auch folgender, bei den Ainos heute noch zu Recht bestehender Verlobungsbrauch. Ähnlich den europäischen Potentaten, die, wenn sie sich besuchen, einer des anderen Uniform tragen, macht es der Ainobursche und das Ainomädchen. Verlobt er sich nämlich mit einem Mädchen aus einem anderen Dorfe, so sendet er seiner Braut, die nie unter siebzehn Jahren sein darf, seine Kleider, wogegen diese ihm die ihrigen zuschickt. Nachdem die Verlobten gegenseitig ihre Kleider ein bis drei Monate aufgetragen, findet die Hochzeit statt. Da die Männer- und die Frauenkleider der Ainos nur sehr wenig voneinander abweichen, so sieht das gegenseitige Tragen der Kleider lange nicht so absurd aus, als dies in unseren Verhältnissen der Fall wäre.

Die Hochzeitsceremonien beschränken sich, da es keine Priester giebt, auf Saketrinken, sowie auf eine Anrede des Brautvaters, eine Ermahnung an den jungen Ehemann, sein Weib zu beschützen.

Wohlhabende Ainos hätten, versicherte mich Ya-you, eine Mekake, eine Nebenfrau, doch sei dies wegen der großen Kosten selten. In neuerer Zeit komme es öfter vor, daß ein Japaner ein Ainomädchen heirate, niemals jedoch nehme eine Japanerin einen Aino zum Manne, da ihr derselbe zu unrein wäre.

Sterbe einem Aino ein naher Verwandter, so lasse er sich, wie Ya-you sagte, drei Jahre lang die Haare wachsen.

Durch unausgesetzten Sakegenuß wurde mein Gewährsmann immer gesprächiger, und so erzählte er mir auf mein Befragen noch so manche Eigentümlichkeiten seines Volkes; z. B. warum kein Aino es liebe, wenn man ihm durch die Fensteröffnungen ins Haus sehe. Dies komme nämlich daher: In alten Zeiten lebte ein Gott Namens Kocha, der über sechs Fuß hoch und von gewaltiger Körperkraft gewesen sein soll und Wohnungen über das ganze Land verstreut besaß. Seine Geschicklichkeit im Fischen und Jagen bewunderte jedermann, auch war er sehr großmütig, denn oftmals reichte er durch die Fenster der Ainohütten Bärenfleisch und Fische, obgleich er die Ainos nicht lehrte, wie er Bären und Seehunde fing. Einmal jedoch wurde Gott Kocha von den unwissen-



Lachsspießender Aino.

den Ainos beleidigt, worauf er das Land für immer verließ. Seit dieser Zeit mögen es die Ainos nicht, wenn man ihnen durch die Fensteröffnungen sieht, denn dies, meinen sie, schicke sich nur für Götter.

Ziehen jedoch die Ainos auf die Seehund- und Bärenjagd, oder auf den Fischfang, so werden Harpunen, Bogen, Speere, Netze zum Fenster hinausbefördert, denselben Weg geht auch bei der Heimkehr die Beute ins Haus. Der Götterstab Inaho über einem toten Vogel an der Fensteröffnung ist dem Andenken des Gottes Kocha geweiht. Auf mein Befragen, warum die Ainoweiber sich tättowierten, gab Ya-you mir zur Antwort, daß Gott Kochas Ehehälfte, die von wunderbarer Schönheit war, Mund, Arme und Hände tättowiert hatte. Um nun das Andenken an die Göttin zu wahren und ihre Tugenden zu erreichen, tättowierten sich die Ainoweiber.

Eine große Rolle spielt in dem Begriffsvermögen der Ainos der Hund. Aino bedeutet in der Ainosprache „Mensch", die Japaner jedoch leiten das Wort von Inu „Hund" ab. Die Ainos halten den Hund für ein, man könnte beinah sagen ebenbürtiges Geschöpf, so daß sie sogar keine Schande darin erblicken, ihn als Stammvater zu betrachten. Auch aus ihren Erzählungen geht dies hervor, von denen einzelne suchen, gewisse Naturerscheinungen zu begründen.

So mag folgende naive Geschichte, die ich ebenfalls aus Ya-yous Munde habe, als Beispiel dienen. Sie heißt: „Wie es kommt, daß Hunde nicht mehr sprechen können."

Einst konnten die Hunde sprechen. Heute aber sind sie dessen nicht mehr fähig. Der Grund liegt darin, daß ein Hund, der vor langer Zeit einem Manne gehörte, seinen Herrn unter dem Vorwande, ihm Wild zu zeigen, in den Wald lockte. Dort aber veranlaßte er, daß der Herr von einem Bären aufgefressen wurde. Hierauf kehrte er zu seines Herrn Witwe zurück und log ihr vor: Mein Herr wurde von einem Bären getötet. Als er im Sterben lag, trug er mir auf, daß du mich an seiner Statt heiraten solltest. Die Witwe wußte jedoch, daß der Hund die Unwahrheit sagte, und weigerte sich. Der Hund aber wurde immer zudringlicher und bestand darauf, daß sie ihn zum

Gatten nähme. Darüber wurde nun die Witwe, hingerissen von Zorn und Gram, so ärgerlich, daß sie ihm eine Hand voll Staubes in den offenen Rachen warf. Dies machte ihn unfähig, weiter zu reden, und seit dieser Zeit kann bis auf den heutigen Tag kein Hund mehr sprechen.

Unter vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, daß er müde sei und morgen mit dem Frühesten aufbrechen müsse, verabschiedete sich Ya-you von mir, bedauernd, mich nicht nach einem neun Meilen von Mukawa gelegenen Dorfe führen zu können, wo gerade zwei junge Bären aufgezogen würden, die man zum Spätherbste opfern wolle.

Mir that es sehr leid, diesen tapferen Aino fortziehen lassen zu müssen; wäre er doch ein vortrefflicher Führer gewesen, unter dessen Leitung man sich über die verschiedenen Ansiedelungen, sowie über die Ainobräuche genauestens hätte informieren können.

* * *



Ya-you, der Bärenjäger.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl saß ich schon im Sattel, um zu meinem Endziele, Piratori, zu gelangen. Auf dem Wege dorthin sollte ich ein Stück unberührtester Natur, einen Urwald mit üppigster Vegetation kennen lernen.

Alles triefte von Tau.

Mannshohe Gräser, sowie struppiges Dickicht, durch das ich reiten mußte, durchnäßten mich gänzlich. Blätter, Gräser, überhängende Äste beschrieben oft die seltsamst verzweigten Linien, strebten keck durcheinander und bildeten ein beinahe undurchdringliches Wirrsal, so daß mein vor mir reitender Führer manchmal gänzlich meinen Augen entschwand. In der Schattenkühle des Waldes ging es über armdicke Wurzeln von Schlingpflanzen, über umgestürzte, halbvermoderte Baumstämme, bald durch Bäche, bald durch große Pfützen oder Moräste. So gelangte ich nach stundenlangem Reiten zu einer Lichtung, in welcher Ainohütten standen. Hier bekam ich endlich den blauen Himmel wieder zu sehen, an welchem flockige Wolken, vielgestaltig zerrissen, umherirrten. Doch bald ging es weiter. Mächtige uralte Eichen, Buchen, Ahorne und Ulmen waren von wildem Wein und üppig wuchernden Rankengewächsen bedeckt. Gleich einer Schlange, die ein Wild verfolgt, und deren Umarmung Tod bringt, umschlangen diese unheimlich üppigen Schmarotzer, die eine Überfülle von Kraft verrieten, die Bäume mit wildem Ungestüm, indem sie bis zu den höchsten Wipfeln hinaufkletterten. Der Untergrund des Waldes, über welchen honigsuchende Bienen hinschwirrten, war mit dunkelblätterigem Zwergbambus, Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt.

Ohne eine Menschenseele anzutreffen, ritt ich Abhänge hinauf, Abhänge hinab, dann über wild schäumende Bäche, dann wieder an metergroßen tellerförmigen Blattkolossen, von hohen Stielen getragen, vorbei, auf welchen durch die Baumzweige das ab und zu durchblitzende weiche Sonnenlicht sich tänzelnd spiegelte.

Auf einmal bemerkte mein Führer, daß er sich verirrt, wir hatten die Richtung des Weges verloren. Plötzlich befanden wir uns, nachdem wir einen halsbrecherisch steilen Abhang hinter uns hatten, den die Tiere, auf die Hinterfüße sich niederlassend, mehr hinunterrutschten als gingen, am krystallklaren, smaragdgrünen Sarufutogawa, dem Affenflusse, der den Urwald durchströmte.

Verblüffend wirkte dort auf mich der Anblick eines in einem Boote, einem ausgehöhlten großen Baumstamme, stehenden Ainos, der mit seinem kraus über der Brust herabwallenden Barte, einen Dreizack in der

Hand, mit welchem er Lachse spießte, sich wie eine mythenhafte Gestalt, wie ein Neptun, ausnahm.

Nach fünfstündigem Ritte stießen wir auf den von Wäldern und Bergen eingeschlossenen Thalkessel, auf welchem Piratori lag.

Bei dem alten würdigen Penrinku, dem angesehensten Häuptlinge der Ainos, hielt mein Vorreiter. Penrinku, mich ceremoniell begrüßend, geleitete mich sofort in seine Hütte, in deren Mitte auf dem erhöhten Feuerplatze ein mächtiges Feuer brannte.

Selbstverständlich war mein Besuch ein sensationelles Ereignis für Piratori. So kamen denn aus der Nachbarschaft alle, die nicht im Walde jagten, fischten oder auf den arg verwahrlosten Feldern beschäftigt waren, eilig zu Penrinkus Haus gepilgert.

Auf mein Begehren schleppte man, da ich Ainogeräte zu kaufen wünschte, Bogen, vergiftete Pfeile, Köcher, Schwerter, Opferstäbe, Kleider aus Birkenrinde, hölzerne Tabaksbüchsen, Messer mit geschnitzter Scheide und geschnitztem Hefte herbei, wovon ich manches erstand.

Neugierig befragte mich Penrinku, woher ich käme. Bei Nennung meines Heimatlandes kratzte er sich verlegen den Kopf, fragte meinen Dolmetsch, ob dies dasselbe wie England wäre, denn hierauf allein beschränkten sich seine geographischen Kenntnisse; das kannte er durch die Missionäre dem Namen nach.

Da jedoch der Mensch von neuen Eindrücken allein nicht satt wird und ich gewaltigen Hunger verspürte, so machte ich mich über meine mitgebrachten Vorräte, die mir denn auch nach dem scharfen Ritte vortrefflich mundeten. Zwischendurch mußte ich immer die Fragen der mich umkauernden Ainos beantworten, deren behaarte Gesichter und bis zu den Schultern reichende Kopfhaare von dem Reflexe der glimmenden Holzscheite feurig erglänzten.

Heutzutage sprechen fast alle Ainos japanisch. Sie jammerten gar sehr, daß die Jagd nicht mehr so ergiebig wie früher sei, daß das Verbot, das Wild mit vergifteten Pfeilen zu erlegen oder mit Schlingen zu fangen, die Beute sehr schmälere. Allzu genau sollen es übrigens die biederen Wilden, die ungemein kindlich und gutmütig dreinsahen, mit dem betreffenden Verbote nicht nehmen.



Penrinku.

Auf einem breiten Simse in einer Ecke des sonst leeren Raumes standen alle Kostbarkeiten, die von Häuptling auf Häuptling vererbt werden; es waren dies allerlei Lackgefäße, Rüstungen, Waffen und andere Gegenstände, meist Geschenke eines Fürsten aus früherer Zeit.

Geheimnisvoll zog mich Penrinku in eine Ecke. Dort nahm er aus einem Verschlage ein Schwert, das von Yoshitsune, dem schon erwähnten Bruder des ersten Shoguns, aus dem zwölften Jahrhundert stammen soll und

das wie eine Reliquie verehrt wird. Aber diese Reliquie ist, gleich so vielen anderen in europäischen Ländern, zweifelsohne falsch. Denn der ornamentale Schmuck derselben ließ deutlich erkennen, daß sie aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte.

Ich versuchte, Verschiedenes über die Religion der Ainos zu erfahren, einen auf niedrigster Stufe stehenden Naturdienst, über den sie sich weiter nicht viel Rechenschaft ablegen. Sie verehren Sonne, Mond, Sterne, Flüsse, aber ihr Glaube scheint mehr Aberglaube zu sein, der sich an gewisse Begriffe knüpft; im übrigen kümmern sie sich um die Götter nur beim Saketrinken, einem sehr gottgefälligen Werke, wie sie sagen, wobei sie stets die üblichen Trankopfer bringen.

Im Grunde genommen führen die Ainos ein Leben, das sich wenig über das tierische erhebt; ihr Wünschen und Denken dreht sich nur um ihre materiellen Bedürfnisse.

In Penrinku regte sich auf einmal die Frömmigkeit, er legte mir nahe, daß es sehr edel von mir wäre und mir gewiß großes Glück brächte, wenn ich ihnen Gelegenheit gäbe, die Götter zu ehren, also zu deutsch gesagt, wenn ich Geld für Kneipzwecke herausrückte.

So opferte ich denn mehrere Yen, worauf ein Aino auf einem meiner Pferde ins nächste Dorf ritt, um bei einem japanischen Krämer für die Männer Sake und für die Weiber Zuckerwerk zu holen.

Nach Verlauf einer Stunde kam, mit hellem Jubel von den durstigen Wilden empfangen, der Abgesandte mit dem ersehnten Naß zurück.

Nun legte Penrinku, als er sah, daß es Ernst wurde, sein Staats- und Ceremonienkleid an, hing sein silberbeschlagenes Schwert um und setzte seine aus Birkenfasern geflochtene Krone auf. Auf dieser Krone befand sich statt einer Edelsteinagraffe ein roh in Holz geschnitzter Bärenkopf von der Größe eines Eies, von den Seiten aber hingen goldgestickte Lappen herunter. Penrinku, in dessen Augen es in Hoffnung bevorstehender Freuden feurig aufblitzte, sah mit seiner weißen Löwenmähne, dem lang herabwallenden Barte, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, herrlich aus, ein König Lear in der Erscheinung, wie man ihn sich nicht vollendeter denken konnte.

Von dem Gesimse wurden nun die großen Lackschalen, aus welchen in Japan Suppe getrunken wird, herabgeholt und um den Feuerplatz gestellt, wohin man auch Matten und Felle schleppte.

Jedenfalls von dem Sakegeruch angezogen, erschien nun auch der zweite Häuptling auf der Bildfläche, ebenfalls mit einer Krone auf dem Haupte.

Nachdem er unterwürfig unter vielen Verbeugungen mir seine Ehrfurcht bezeigt hatte, zog er sich zu den Übrigen zurück, die sich unwillkürlich höchst malerisch um das Feuer gruppiert hatten.

Die Weiber, die sich hinter die Männer setzen wollten, konnten sich — wie dies auch in anderen Weltteilen vorkommen soll — über den Vorrang nicht einigen und begannen zu zanken. Da zog, um dem Lärm ein Ende zu machen, Penrinku das Schwert und fuhr gleich einer zürnenden Gottheit zwischen sie. Mit hellem Gekreisch stoben die Weiber nach allen Windrichtungen, worauf sich der gutmütige Tyrann, sichtlich befriedigt, durch den weißen Bart strich und das Schwert in die Scheide steckte.

Nun wurde in die Lackschalen, auf welchen fingerdick der Staub lag, Sake eingeschenkt. Denn ein echter Aino quält sich in seinem Leben nicht viel mit Reinigen und Waschen. Gegen Wasser und Seife haben nun mal die Ainos die Antipathie! Sie genießen daher den Ruf, das schmutzigste Volk auf Erden zu sein, doch mit Unrecht. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Bewohner von Silim, Tibet, Kaschmir, sowie anderer Himalaya-Staaten, besonders die verehrten Damen letztgenannter Länder, übertreffen an Unappetitlichkeit weit ihre Schwestern auf Yezo.

Als die weitbauchigen Suppenschalen mit Sake gefüllt waren, legten die Zecher die falzbeinartig geschnitzten Opferstäbe, Ikubashi geheißen, quer über die Gefäße, tauchten die Spitzen der Stäbe mehrmals in die Schalen und träufelten mehrere Tropfen der Flüssigkeit in das Feuer. Dies galt den Göttern. Hierauf hoben sie die Schalen bis zur Stirnhöhe, schoben mit dem Ikubashi den Schnurrbart zur Seite und tranken. — Sie

tranken und tranken immer noch eins — natürlich den Göttern zur Ehre!

Sie thaten, als ob der Reisschnaps Limonade wäre. So währte es denn gar nicht lange, so waren all die Frommen sternhagelvoll.

Das zarte Geschlecht hatte sich nun auch, den Schreck inzwischen vergessend, wieder eingefunden. Es wurde mit Zuckerzeug bedacht, worauf sie die um das Feuer zechenden Männer singend und händeklatschend zu umtanzen begannen, und zwar sprangen sie mit beiden Füßen zugleich in die Luft nach einem gewissen Rhythmus. Diesem Rundtanze folgte der höchst originelle sogenannte Vogeltanz. Er bestand darin, daß die Weiber die Arme in die breiten Ärmel ihres Gewandes zurückzogen, so daß dieselben das Ansehen von Flügeln hatten; alsdann begannen sie mit den Ärmeln wie Vögel herumzuschlagen, gleichzeitig das Geräusch auffliegender Rebhühner nachahmend.

Penriuku forderte nun auch die Männer auf, zu tanzen, worauf der Anführer, der den Reigen eröffnete, ein Schwert erhielt, das er an die Lippen drückte, bevor er die Klinge aus der Scheide zog. Ein eintöniger Gesang mit taktmäßigem Händeklatschen begleitete den Tanz der Männer, die im Kreise um das Feuer sprangen und während des Sprunges Armstreckübungen ausführten.

Mit dem steigenden Genuß des Sake schien auch Penriukus Neigung zu mir zu wachsen. Er wollte mich durchaus dazu bewegen, die Nacht über in seiner Hütte zu bleiben, und mir sogar den Verschlag einräumen, in welchem bei seinen Inspektionsbesuchen stets der bereits genannte verdienstvolle Ainomissionär Mr. Batchelor liegt.

Aber aus verschiedenen Gründen lehnte ich dankend ab.

Denn erstens hatte ich nun gesehen, was zu sehen war, zweitens hatte ich keine Zeit zu verlieren, und endlich war die ganze Gesellschaft schon so voll süßen Reisweines; die Kneiperei konnte dann abends, wenn noch all die Ainos, die jetzt in Wald und Hain staken, heimkehrten, ganz unheimliche Dimensionen annehmen.

Es hätte mir, wäre ich geblieben, gehen können wie dem Goetheschen Zauberlehrling, daß ich die Geister, die ich gerufen, nicht mehr losgeworden wäre.

Heimlich beorderte ich daher meinen Dolmetsch, sofort zu veranlassen, daß die Pferde gesattelt würden, damit wir noch, bevor es dunkelte, den Urwald passieren könnten.

Aber Penriuku konnte und wollte sich durchaus nicht in meinen Entschluß finden, denn von einem sakespendenden Fremden scheiden, das thut dem Ainoherzen weh.

Die ganze Bande, der würdige Penriuku an der Spitze, umringte mich, mir ihre unbegrenzte Liebe und Hingebung beteuernd, und schwörend, daß ich, wenn ich auch nach Jahren wiederkäme, unvergessen sein würde.

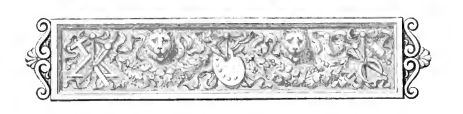
Mein animierter König Lear verfolgte mich; mit der Zunge lallend hielt er krampfhaft meine Rechte, sah mich mit thränenfeuchten Augen an und wollte mich, trotz meines Sträubens, gnadenvoll in seine königlichen Arme schließen. Das ging mir denn doch über den Spaß. Gewaltsam riß ich mich los und schwang mich in den Sattel. Penriuku aber, dessen Krone auf dem Haupte wackelte, hatte schon meinen Gaul beim Schwanze und schrie aus Leibeskräften.

Mein Pferd bäumte sich.

Die anderen Ainos, bemüht, ihr verehrtes Oberhaupt vom Pferdeschwanze loszureißen, hingen sich an ihn, und so hatte ich im Umsehen ein ganzes Dutzend, statt einem, hinter mir. Meinen Namen müsse er haben, schrie Penriuku, meinen Namen, früher lasse er mich nicht los.

Da griff ich denn in die Tasche und drückte ihm eine beliebige Karte in die Hand, worauf er den Pferdeschwanz losließ.

Diesen Moment benützend, gab ich meinem Pferde die Sporen und sauste unter dem Wehgeschrei der Ainos im Galopp dahin — hinter mir lassend eine nun bald für immer versinkende, verschwindende Welt.



Michelangelo.

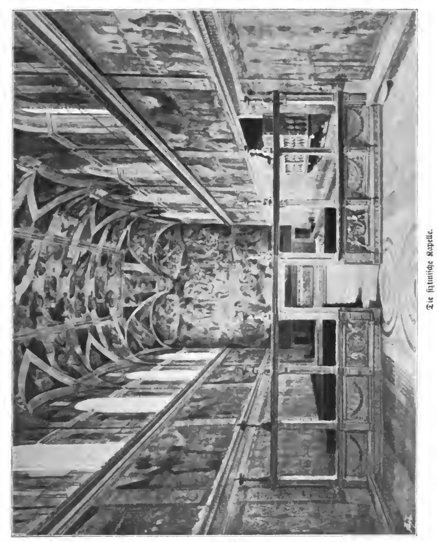
Von
Oskar Bie.

II.

Die Decke der sixtinischen Kapelle, des alten päpstlichen Hausheiligtums, ist die gewaltigste Kundgebung Michelangelos. Sie ist seine Bibel geworden, in der die Glaubenssätze seines künstlerischen Empfindens in deutlichen Linien und in überzeugender Ausdehnung eingegraben sind. Er selbst ahnte zuerst, als er 1508 an die Arbeit ging, nicht im entferntesten die Bedeutung, welche sie für ihn gewinnen sollte. Aus den Briefen dieser Zeit spricht seine Unlust und die Langsamkeit in der Fortführung des Werkes. Den Schmerz, vorläufig um das Juliusgrab gebracht zu sein, kann er lange nicht überwinden. Als gar der Papst ihm mit dem Vorschlag kommt, auf der Decke bloß die zwölf Apostel zu malen, fiehl er keinen Reiz darin. Er bestimmt ihn, ihm doch wenigstens die ganze Decke bis hinunter zu den alten, unter Sixtus IV. gemalten Wandbildern zu überlassen und ihm im Stoffe volle Freiheit zu gewähren. Der Papst willigt ein, und der Künstler, allein wie er dasteht, hat nun diese Riesenfläche vor sich, um sie mit seiner Welt zu bevölkern. Pläne wirbeln durch seinen Kopf, Skizzen, wie sie im Oxforder Buch erhalten, bannen schnelle Eingebungen. Geld giebt es spärlich, der Papst braucht es zu seinen Kriegen. Enttäuschungen am Werk selbst erlebt der Künstler reichlich. Er ändert mitten in der Arbeit den Maßstab. In den zuerst ausgeführten großen Mittelbildern hält er an der Technik des Florentiner Schlachtkartons fest: viele, wimmelnde Figuren. Allmählich fühlt er, daß diese sich in den Dimensionen der Kapelle verlieren. Er beschränkt sich nun auf große, wirksame, einfache Figuren. Dann, nachdem er die Mittelbilder fertig gestellt, geht er die Seiten entlang und gebiert jene Fülle namenloser Gestalten rechts und links der Bilder, die auch namenlos bleiben, wenn ihnen auch die Namen auf gemalten Erztafeln scheinbar beigegeben sind. 1512 ist das Werk fertig.

Die malerische Architektur, welche Michelangelo auf der sixtinischen Decke konstruierte, bildet ein interessantes Mittelglied zwischen der früher üblichen Flächendekoration und der späteren perspective curieuse. Früher behandelte man die Decke einfach als Fläche wie jede andere, setzte große Bilder darauf und füllte die unteren Partien des Deckenspiegels mit kleineren Gemälden, die nach unten zu ihre Basis hatten. Eine alte byzantinische Kuppel in Athen führt uns Semper vor, der in seinem immer noch wundervollen Werke „Der Stil“ auf diese Entwickelung zuerst hinwies: im Mittelteil sitzt Christus, seitlich ist ein Kranz von Halbkreisen mit Engelgruppen. Man weiß, wie später noch und zu allen Zeiten diese einfache Flächenbehandlung der Decke üblich war: in der Villa Farnesina Raphaels nicht anders als in den venetianischen Palästen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kommt aber noch eine andere Art auf. Man sucht perspektivisch zu wirken, die Figuren an der Decke so zu zeichnen, daß sie wie von unten gesehen, in Verkürzung dargestellt

sind und auf den Simsen und Pfeilern wirklich zu sitzen oder zu stehen scheinen. Melozzo da Forli, der noch vor 1500 starb, hat solche Kühnheiten schon in seinen Malereien von Santi Apostoli zu Rom gewagt, und auch Mantegna, der große Zeichner, hat schon 1474 im Castello di Corte zu Mantua sich in dieser Beziehung die größten Verkürzungen erlaubt. Diese Art nahm schnell an Beliebtheit zu; ihre erste monumentale Heiligung fand sie in den viel verspotteten und viel bewunderten Fresken des Correggio im Dom von Parma, wo die Himmelfahrt Mariä mit allen Heiligen in der kühnsten Unteransicht dargestellt war. Heute ist ja die perspective curieuse ein gewöhnliches Verfahren, selbst in den Kuppelsälen der Ausstellungen zu finden.



Die sixtinische Kapelle.

Michelangelo hielt bei seiner Decke zunächst an dem alten Princip der Flächen-

bilder fest, die er — abwechselnd größer und kleiner — im Mittelstreifen sich folgen ließ; nach beiden Seiten aber entwickelt er eine reiche gemalte Architektur, deren Gesichtspunkt er nicht nach unten verlegt, sondern in ihre eigene Mitte, also ungefähr dorthin, wo die Spitzen der Stichkappen, welche über den Seitenfenstern aufwachsen, den Spiegel der Decke treffen. Den Gesichtspunkt jedes einzelnen Querfeldes verlegt er auch wieder in dessen eigene Mitte. In recht freier und nicht streng konstruktiv gedachter Gliederung sieht man gleichsam ein wenig unter sich eine Reihe Konsolen, auf denen die Propheten und Sibyllen sitzen; sie werden immer von Pfeilern umrahmt, in die je zwei Knaben als Karyatiden eingefügt sind; auf diesen Pfeilern sitzen immer nackte Figuren, von denen je zwei zwischen sich ein Bronzemedaillon drapieren; die Pfeiler gehen hinter ihrem Rücken in breiterer Gliederung weiter und auf der anderen Seite der Decke hinab, wo sie wieder den Hintergrund der nackten Figuren mit den Bronzemedaillons bilden, unterhalb deren sich nun dieselbe Architektur wiederholt. Diese Pfeiler wirken daher halb als Bänder, die quer über die Decke laufen, halb als Rahmen für die großen Mittelbilder. Die Stichkappen selbst — die einzige real gegliederte Architektur der Decke — verwendet Michelangelo so, daß er zu den Seiten der Spitze allgemeine Figuren hinlegt, die Spitzen und die Lünetten mit Familienscenen ausfüllt (die „Vorfahren Christi“), und zwischen die Kappen Figuren als Träger von Bronzetafeln stellt, die also genau unter die Konsolen der Propheten und Sibyllen kommen. Außerdem finden sich noch Vollbilder in den vier Eckzwickeln der Decke.

Dies ist das System der Deckengliederung. Es ist für Michelangelos Natur von großem Interesse. Denn es zeigt, daß er damit — obwohl Melozzo und Mantegna schon vor ihm gearbeitet hatten — nichts weniger als eine perspektivische Täuschung erzielen will. Dieser widerspricht die flächenhafte Hinlegung der großen Mittelbilder und der Gesichtspunkt der ganzen Architektur von ihrer eigenen Mitte aus sowohl in horizontaler wie in vertikaler Beziehung. Er hat sich vielmehr mit diesem System, das ja immerhin von gewaltiger ornamentaler Wirkung ist, nur eine Art Begründung geschaffen zur zahlreichen Einführung seiner grandiosen Figuren, die ihm als Einzelgestalten das Wichtigste waren. Allen malerischen Versuchungen geht er aus dem Wege, er schafft ganz als Plastiker mit dem Pinsel.

Ich komme nun zu den Figuren selbst. Bände sind über ihre Deutung geschrieben worden. Wie die Kapitel aus dem Alten Testament und die Darstellungen der Propheten und Sibyllen und der Christivorfahren in ihrem Zusammenhang und ihrer geistigen Dokumentation zu verstehen sind, darüber läßt sich viel reden. Nach allem, was wir bisher an Michelangelo gelernt haben, werden wir glauben, daß ihm an dieser sachlichen Auslegung nicht viel gelegen sein würde. Er ist so ganz Künstler der Menschengestalt an sich, daß die Themata für ihn nur Vorwände werden, nur Unterschriften, die ihn nicht in seinem Innersten berühren. Es ist gut, bei den Höllenschilderungen des Trecento im Pisaner Campo Santo Dante nachzuschlagen und Kirchenväter zu vergleichen, hier giebt es nur einen fruchtbaren Vergleich: die rasende Liebe dieser ganzen Renaissancekultur zum Menschen als Individuum. Als volles Lebewesen, mit Nietzschescher Bejahung aller zur Kraft führenden Eigenschaften, so steht das Ideal des Renaissancemenschen vor uns, wie man es heute wieder mit gefährlicher Bewunderung heimsucht. Diese Renaissancekultur ist in die Heiligen des Michelangelo gefahren. So fromm und gläubig er uns in seinen Briefen erscheint, im Innersten seines Künstlerherzens war er ein Heide, der das Diesseits bejaht. Wenn der Papst nach Vollendung des Cyklus seine Bilder lobte, so wußte er nicht, oder wollte nicht wissen, daß sie eine gar unchristliche Lebensbejahung predigen. Das Dogma an der Überlieferung ließ der Künstler beiseite, aus dem Stoffe angelte er sich die Menschen, und die Menschen trieb er zu Göttern auf. Wohl schrieb er auf die Tafeln über den Fenstern die obskuren Namen der Christivorfahren und unter die Propheten und Sibyllen deren Bezeichnungen, wie sie die spätchristliche Mythologie ersonnen hatte. Aber damit hatte er den Stoff erledigt. Nun war er frei und ließ der Phantasie die Zügel. Jenseits von

christlich und unchristlich schuf er die Welt seiner dämonischen Gestalten. In diesem an sich so nüchtern-einfachen Frührenaissanceraum der sixtinischen Kapelle, an deren Wänden die Bilder der Quattrocentisten episch breit Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament in geheimen gelehrten Vergleichen erzählten, wuchs seine Decke empor, das so gar nicht epische, so ganz von der Kraft der Hochrenaissance erfüllte Bekenntnis eines echten Lyrikers in bildender Kunst.

Unter den Michelangelo-Schriften kommt vielleicht nur ein einziges kurzes Kapitel diesem wahren Wesen unseres Künstlers bei der Betrachtung der Sixtina nahe. Der schon erwähnte Anatom Henke, der ja zu wenig philologisch belastet war, als daß er den „Menschen" im Werke Michelangelos nicht hätte sehen müssen, hielt in Tübingen 1885 über die Sixtina einen Vortrag, der dann auch in den Jahrbüchern der königlich preußischen Kunstsammlungen und in der Henkeschen Sammlung „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama" erschien. Ich habe das Gefühl, daß von allem, was über die Sixtina geschrieben wurde, wenn es unserem Meister hätte vorgelegt werden können, dieser Vortrag seinen größten Beifall gefunden hätte. Er würde sagen: dieser Mann hat mich an der Wurzel verstanden.

Henke geht bei seiner Analyse nur auf die namenlosen oder so gut wie namenlosen Figuren ein, die sich zu beiden Seiten der Mittelbilder gruppieren. Obwohl Michelangelo diese später gemalt hat, sind sie doch sein Eigentlichstes. Bei ihnen war er durch gar keine Stoffrücksichten gebunden. Und je dekorativer sie sind, desto näher stehen sie ihm. Den allgemeinsten Wert dürfen jene, nur in Bronze- oder Holzfarben ausgeführten nackten Wesen beanspruchen, die sich links und rechts von den Zwickelspitzen eingelagert haben. Immer zu zweien sich den Rücken zukehrend, beschäftigen sie sich mit weiter nichts, als wie sie in recht michelangelesker Haltung den kleinen dreieckigen Raum ausfüllen können. Sie stemmen sich, kriechen, hocken, wälzen sich, wie wenn Kinder seines Geistes in einen Käfig gesperrt werden. Aber dies Einsperren thut ihnen im Grunde wohl, sie gelangen so allmählich in jenen übersinnlichen Zustand der Ansammlung aller Kräfte, wie in einem elektrischen Accumulator, welches der Lieblingszustand aller Kinder Michelangelos ist.

Ein wenig bewußteres Leben herrscht schon in den Kinderfiguren, die, immer ein Paar bildend, als Träger in die Pfeiler zu seiten der Propheten und Sibyllen eingefügt sind. Sie vergessen meist völlig, daß ihr Beruf eigentlich der von Karyatiden ist. Sie wissen wohl, daß es Michelangelo mit der Konstruktivität dieses Gebälkes nicht so ernst nahm, obwohl er ihnen die Farbe von Stein gab. Ihr seid vor allem naive kleine Menschen, hören sie den Meister sagen. Darum stemmen sie wohl die Arme etwas gegen das Gebälk, aber geben sich im übrigen — gerade in diesem Zwange sehr reizvoll — ganz unbefangen allerlei scherzhaften Tändeleien hin. Es sind ja meist ein Junge und ein Mädchen, die mitunter schon beinahe wie Jüngling und Jungfrau aufgewachsen sind. Und sie stehen nackt nebeneinander: und einige machen den schüchternen Versuch, sich mit Schleiern zu verhüllen. Sie legen sich bald die Hände auf die Schulter oder den Kopf, bald drängen die Männchen heftiger auf die Weibchen ein, wollen sie umarmen und küssen — und die Mädchen wehren ab oder eilen davon: wo bleibt dann das Gebälk? Eine reine Poesie ist über den Gedanken dieser einzigen Karyatiden gegossen. Der echte Künstler offenbart sich überraschend auf diesen Nebenwegen, wo ein Alltagsgeist nur die Konvention kennt.

Die anderen Knaben, welche unter den Bronzetafeln der Propheten und Sibyllen stehen, behandelte Michelangelo ruhiger, in der richtigen Erwägung des Kontrastes. Sie sind fleischfarben gemalt, sollen also nicht einmal eine direkte bauliche Funktion erfüllen. Ganz nackt oder leicht bekleidet setzen sie sich meist in eine leichte Beziehung zu der Inschrifttafel, ohne sie immer ordentlich zu tragen.

Um so gewaltiger bewegt sind die Figuren, die zu beiden Seiten der Propheten und Sibyllen hoch oben auf den Pfeilern sitzen und völlig erwachsene Menschen darstellen. Man hat schon immer beobachtet, daß diese Figuren, die völlig naturwahr, nicht architektonisch ausgeführt sind, hier eine bestimmte Funktion verrichten, nämlich mit

Gatten nähme. Darüber wurde nun die Witwe, hingerissen von Zorn und Gram, so ärgerlich, daß sie ihm eine Hand voll Staubes in den offenen Rachen warf. Dies machte ihn unfähig, weiter zu reden, und seit dieser Zeit kann bis auf den heutigen Tag kein Hund mehr sprechen.

Unter vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, daß er müde sei und morgen mit dem Frühesten aufbrechen müsse, verabschiedete sich Ya-you von mir, bedauernd, mich nicht nach einem neun Meilen von Mukawa gelegenen Dorfe führen zu können, wo gerade zwei junge Bären aufgezogen würden, die man zum Spätherbste opfern wolle.

Mir that es sehr leid, diesen tapferen Aino fortziehen lassen zu müssen; wäre er doch ein vortrefflicher Führer gewesen, unter dessen Leitung man sich über die verschiedenen Ansiedelungen, sowie über die Ainobräuche genauestens hätte informieren können.

* * *



Ya-you, der Bärenjäger.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl saß ich schon im Sattel, um zu meinem Endziele, Piratori, zu gelangen. Auf dem Wege dorthin sollte ich ein Stück unberührtester Natur, einen Urwald mit üppigster Vegetation kennen lernen.

Alles triefte von Tau.

Mannshohe Gräser, sowie struppiges Dickicht, durch das ich reiten mußte, durchnäßten mich gänzlich. Blätter, Gräser, überhängende Äste beschrieben oft die seltsamst verzweigten Linien, strebten keck durcheinander und bildeten ein beinahe undurchdringliches Wirrsal, so daß mein vor mir reitender Führer manchmal gänzlich meinen Augen entschwand. In der Schattenkühle des Waldes ging es über armdicke Wurzeln von Schlingpflanzen, über umgestürzte, halbvermoderte Baumstämme, bald durch Bäche, bald durch große Pfützen oder Moräste. So gelangte ich nach stundenlangem Reiten zu einer Lichtung, in welcher Ainohütten standen. Hier bekam ich endlich den blauen Himmel wieder zu sehen, an welchem flockige Wolken, vielgestaltig zerrissen, umherirrten. Doch bald ging es weiter. Mächtige uralte Eichen, Buchen, Ahorne und Ulmen waren von wildem Wein und üppig wuchernden Rankengewächsen bedeckt. Gleich einer Schlange, die ein Wild verfolgt, und deren Umarmung Tod bringt, umschlangen diese unheimlich üppigen Schmarotzer, die eine Überfülle von Kraft verrieten, die Bäume mit wildem Ungestüm, indem sie bis zu den höchsten Wipfeln hinaufkletterten. Der Untergrund des Waldes, über welchen honigsuchende Bienen hinschwirrten, war mit dunkelblätterigem Zwergbambus, Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt.

Ohne eine Menschenseele anzutreffen, ritt ich Abhänge hinauf, Abhänge hinab, dann über wild schäumende Bäche, dann wieder an metergroßen tellerförmigen Blattkolossen, von hohen Stielen getragen, vorbei, auf welchen durch die Baumzweige das ab und zu durchblitzende weiche Sonnenlicht sich tänzelnd spiegelte.

Auf einmal bemerkte mein Führer, daß er sich verirrt, wir hatten die Richtung des Weges verloren. Plötzlich befanden wir uns, nachdem wir einen halsbrecherisch steilen Abhang hinter uns hatten, den die Tiere, auf die Hinterfüße sich niederlassend, mehr hinunterrutschten als gingen, am krystallklaren, smaragdgrünen Sarufutogawa, dem Affenflusse, der den Urwald durchströmte.

Verblüffend wirkte dort auf mich der Anblick eines in einem Boote, einem ausgehöhlten großen Baumstamme, stehenden Ainos, der mit seinem kraus über der Brust herabwallenden Barte, einen Dreizack in der

Hand, mit welchem er Lachse spießte, sich wie eine mythenhafte Gestalt, wie ein Neptun, ausnahm.

Nach fünfstündigem Ritte stießen wir auf den von Wäldern und Bergen eingeschlossenen Thalkessel, auf welchem Piratori lag.

Bei dem alten würdigen Penriuku, dem angesehensten Häuptlinge der Ainos, hielt mein Vorreiter. Penriuku, mich ceremoniell begrüßend, geleitete mich sofort in seine Hütte, in deren Mitte auf dem erhöhten Feuerplatze ein mächtiges Feuer brannte.

Selbstverständlich war mein Besuch ein sensationelles Ereignis für Piratori. So kamen denn aus der Nachbarschaft alle, die nicht im Walde jagten, fischten oder auf den arg verwahrlosten Feldern beschäftigt waren, eilig zu Penriukus Haus gepilgert.

Auf mein Begehren schleppte man, da ich Ainogeräte zu kaufen wünschte, Bogen, vergiftete Pfeile, Köcher, Schwerter, Opferstäbe, Kleider aus Birkenrinde, hölzerne Tabaksbüchsen, Messer mit geschnitzter Scheide und geschnitztem Hefte herbei, wovon ich manches erstand.

Neugierig befragte mich Penriuku, woher ich käme. Bei Nennung meines Heimatlandes kratzte er sich verlegen den Kopf, fragte meinen Dolmetsch, ob dies dasselbe wie England wäre, denn hierauf allein beschränkten sich seine geographischen Kenntnisse; das kannte er durch die Missionäre dem Namen nach.

Da jedoch der Mensch von neuen Eindrücken allein nicht satt wird und ich gewaltigen Hunger verspürte, so machte ich mich über meine mitgebrachten Vorräte, die mir denn auch nach dem scharfen Ritte vortrefflich mundeten. Zwischendurch mußte ich immer die Fragen der mich umkauernden Ainos beantworten, deren behaarte Gesichter und bis zu den Schultern reichende Kopfhaare von dem Reflexe der glimmenden Holzscheite feurig erglänzten.

Heutzutage sprechen fast alle Ainos japanisch. Sie jammerten gar sehr, daß die Jagd nicht mehr so ergiebig wie früher sei, daß das Verbot, das Wild mit vergifteten Pfeilen zu erlegen oder mit Schlingen zu fangen, die Beute sehr schmälere. Allzu genau sollen es übrigens die biederen Wilden, die ungemein kindlich und gutmütig



Penriuku.

dreinsahen, mit dem betreffenden Verbote nicht nehmen.

Auf einem breiten Simse in einer Ecke des sonst leeren Raumes standen alle Kostbarkeiten, die von Häuptling auf Häuptling vererbt werden; es waren dies allerlei Lackgefäße, Rüstungen, Waffen und andere Gegenstände, meist Geschenke eines Fürsten aus früherer Zeit.

Geheimnisvoll zog mich Penriuku in eine Ecke. Dort nahm er aus einem Verschlage ein Schwert, das von Yoshitsune, dem schon erwähnten Bruder des ersten Shoguns, aus dem zwölften Jahrhundert stammen soll und

das wie eine Reliquie verehrt wird. Aber diese Reliquie ist, gleich so vielen anderen in europäischen Ländern, zweifelsohne falsch. Denn der ornamentale Schmuck derselben ließ deutlich erkennen, daß sie aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte.

Ich versuchte, Verschiedenes über die Religion der Ainos zu erfahren, einen auf niedrigster Stufe stehenden Naturdienst, über den sie sich weiter nicht viel Rechenschaft ablegen. Sie verehren Sonne, Mond, Sterne, Flüsse, aber ihr Glaube scheint mehr Aberglaube zu sein, der sich an gewisse Begriffe knüpft; im übrigen kümmern sie sich um die Götter nur beim Saketrinken, einem sehr gottgefälligen Werke, wie sie sagen, wobei sie stets die üblichen Trankopfer bringen.

Im Grunde genommen führen die Ainos ein Leben, das sich wenig über das tierische erhebt; ihr Wünschen und Denken dreht sich nur um ihre materiellen Bedürfnisse.

In Penrinku regte sich auf einmal die Frömmigkeit, er legte mir nahe, daß es sehr edel von mir wäre und mir gewiß großes Glück brächte, wenn ich ihnen Gelegenheit gäbe, die Götter zu ehren, also zu deutsch gesagt, wenn ich Geld für Kneipzwecke herausrückte.

So opferte ich denn mehrere Yen, worauf ein Aino auf einem meiner Pferde ins nächste Dorf ritt, um bei einem japanischen Krämer für die Männer Sake und für die Weiber Zuckerwerk zu holen.

Nach Verlauf einer Stunde kam, mit hellem Jubel von den durstigen Wilden empfangen, der Abgesandte mit dem ersehnten Naß zurück.

Nun legte Penrinku, als er sah, daß es Ernst wurde, sein Staats- und Ceremonienkleid an, hing sein silberbeschlagenes Schwert um und setzte seine aus Birkenfasern geflochtene Krone auf. Auf dieser Krone befand sich statt einer Edelsteinagraffe ein roh in Holz geschnitzter Bärenkopf von der Größe eines Eies, von den Seiten aber hingen goldgestickte Lappen herunter. Penrinku, in dessen Augen es in Hoffnung bevorstehender Freuden feurig aufblitzte, sah mit seiner weißen Löwenmähne, dem lang herabwallenden Barte, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, herrlich aus, ein König Lear in der Erscheinung, wie man ihn sich nicht vollendeter denken konnte.

Von dem Gesimse wurden nun die großen Lackschalen, aus welchen in Japan Suppe getrunken wird, herabgeholt und um den Feuerplatz gestellt, wohin man auch Matten und Felle schleppte.

Jedenfalls von dem Sakegeruch angezogen, erschien nun auch der zweite Häuptling auf der Bildfläche, ebenfalls mit einer Krone auf dem Haupte.

Nachdem er unterwürfig unter vielen Verbeugungen mir seine Ehrfurcht bezeigt hatte, zog er sich zu den Übrigen zurück, die sich unwillkürlich höchst malerisch um das Feuer gruppiert hatten.

Die Weiber, die sich hinter die Männer setzen wollten, konnten sich — wie dies auch in anderen Weltteilen vorkommen soll — über den Vorrang nicht einigen und begannen zu zanken. Da zog, um dem Lärm ein Ende zu machen, Penrinku das Schwert und fuhr gleich einer zürnenden Gottheit zwischen sie. Mit hellem Gekreisch stoben die Weiber nach allen Windrichtungen, worauf sich der gutmütige Tyrann, sichtlich befriedigt, durch den weißen Bart strich und das Schwert in die Scheide steckte.

Nun wurde in die Lackschalen, auf welchen fingerdick der Staub lag, Sake eingeschenkt. Denn ein echter Aino quält sich in seinem Leben nicht viel mit Reinigen und Waschen. Gegen Wasser und Seife haben nun mal die Ainos die Antipathie! Sie genießen daher den Ruf, das schmutzigste Volk auf Erden zu sein, doch mit Unrecht. Ehre, dem Ehre gebührt! Die Bewohner von Silim, Tibet, Kaschmir, sowie anderer Himalaya-Staaten, besonders die verehrten Damen letztgenannter Länder, übertreffen an Unappetitlichkeit weit ihre Schwestern auf Yezo.

Als die weitbauchigen Suppenschalen mit Sake gefüllt waren, legten die Zecher die falzbeinartig geschnitzten Opferstäbe, Ikubashi geheißen, quer über die Gefäße, tauchten die Spitzen der Stäbe mehrmals in die Schalen und träufelten mehrere Tropfen der Flüssigkeit in das Feuer. Dies galt den Göttern. Hierauf hoben sie die Schalen bis zur Stirnhöhe, schoben mit dem Ikubashi den Schnurrbart zur Seite und tranken. — Sie

tranken und tranken immer noch eins — natürlich den Göttern zur Ehre!

Sie thaten, als ob der Reisschnaps Limonade wäre. So währte es denn gar nicht lange, so waren all die Frommen sternhagelvoll.

Das zarte Geschlecht hatte sich nun auch, den Schreck inzwischen vergessend, wieder eingefunden. Es wurde mit Zuckerzeug bedacht, worauf sie die um das Feuer zechenden Männer singend und händeklatschend zu umtanzen begannen, und zwar sprangen sie mit beiden Füßen zugleich in die Luft nach einem gewissen Rhythmus. Diesem Rundtanze folgte der höchst originelle sogenannte Vogeltanz. Er bestand darin, daß die Weiber die Arme in die breiten Ärmel ihres Gewandes zurückzogen, so daß dieselben das Ansehen von Flügeln hatten; alsdann begannen sie mit den Ärmeln wie Vögel herumzuschlagen, gleichzeitig das Geräusch auffliegender Rebhühner nachahmend.

Penriuku forderte nun auch die Männer auf, zu tanzen, worauf der Anführer, der den Reigen eröffnete, ein Schwert erhielt, das er an die Lippen drückte, bevor er die Klinge aus der Scheide zog. Ein eintöniger Gesang mit taktmäßigem Händeklatschen begleitete den Tanz der Männer, die im Kreise um das Feuer sprangen und während des Sprunges Armstreckübungen ausführten.

Mit dem steigenden Genuß des Sake schien auch Penriukus Neigung zu mir zu wachsen. Er wollte mich durchaus dazu bewegen, die Nacht über in seiner Hütte zu bleiben, und mir sogar den Verschlag einräumen, in welchem bei seinen Inspektionsbesuchen stets der bereits genannte verdienstvolle Ainomissionär Mr. Batchelor liegt.

Aber aus verschiedenen Gründen lehnte ich dankend ab.

Denn erstens hatte ich nun gesehen, was zu sehen war, zweitens hatte ich keine Zeit zu verlieren, und endlich war die ganze Gesellschaft schon so voll süßen Reisweines; die Kneiperei konnte dann abends, wenn noch all die Ainos, die jetzt in Wald und Hain staken, heimkehrten, ganz unheimliche Dimensionen annehmen.

Es hätte mir, wäre ich geblieben, gehen können wie dem Goetheschen Zauberlehrling, daß ich die Geister, die ich gerufen, nicht mehr losgeworden wäre.

Heimlich beorderte ich daher meinen Dolmetsch, sofort zu veranlassen, daß die Pferde gesattelt würden, damit wir noch, bevor es dunkelte, den Urwald passieren könnten.

Aber Penriuku konnte und wollte sich durchaus nicht in meinen Entschluß finden, denn von einem sakespendenden Fremden scheiden, das thut dem Ainoherzen weh.

Die ganze Bande, der würdige Penriuku an der Spitze, umringte mich, mir ihre unbegrenzte Liebe und Hingebung beteuernd, und schwörend, daß ich, wenn ich auch nach Jahren wiederkäme, unvergessen sein würde.

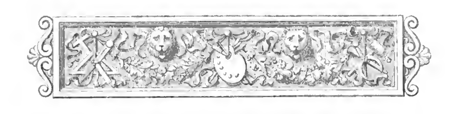
Mein animierter König Lear verfolgte mich; mit der Zunge lallend hielt er krampfhaft meine Rechte, sah mich mit thränenfeuchten Augen an und wollte mich, trotz meines Sträubens, gnadenvoll in seine königlichen Arme schließen. Das ging mir denn doch über den Spaß. Gewaltsam riß ich mich los und schwang mich in den Sattel. Penriuku aber, dessen Krone auf dem Haupte wackelte, hatte schon meinen Gaul beim Schwanze und schrie aus Leibeskräften.

Mein Pferd bäumte sich.

Die anderen Ainos, bemüht, ihr verehrtes Oberhaupt vom Pferdeschwanze loszureißen, hingen sich an ihn, und so hatte ich im Umsehen ein ganzes Dutzend, statt einem, hinter mir. Meinen Namen müsse er haben, schrie Penriuku, meinen Namen, früher lasse er mich nicht los.

Da griff ich denn in die Tasche und drückte ihm eine beliebige Karte in die Hand, worauf er den Pferdeschwanz losließ.

Diesen Moment benützend, gab ich meinem Pferde die Sporen und sauste unter dem Wehgeschrei der Ainos im Galopp dahin — hinter mir lassend eine nun bald für immer versinkende, verschwindende Welt.



Michelangelo.

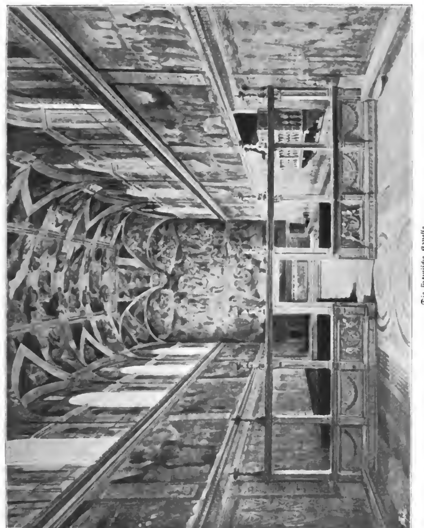
Von
Oskar Bie.

II.

Die Decke der sixtinischen Kapelle, des alten päpstlichen Hausheiligtums, ist die gewaltigste Kundgebung Michelangelos. Sie ist seine Bibel geworden, in der die Glaubenssätze seines künstlerischen Empfindens in deutlichen Linien und in überzeugender Ausdehnung eingegraben sind. Er selbst ahnte zuerst, als er 1508 an die Arbeit ging, nicht im entferntesten die Bedeutung, welche sie für ihn gewinnen sollte. Aus den Briefen dieser Zeit spricht seine Unlust und die Langsamkeit in der Fortführung des Werkes. Den Schmerz, vorläufig um das Juliusgrab gebracht zu sein, kann er lange nicht überwinden. Als gar der Papst ihm mit dem Vorschlag kommt, auf der Decke bloß die zwölf Apostel zu malen, sieht er keinen Reiz darin. Er bestimmt ihn, ihm doch wenigstens die ganze Decke bis hinunter zu den alten, unter Sixtus IV. gemalten Wandbildern zu überlassen und ihm im Stoffe volle Freiheit zu gewähren. Der Papst willigt ein, und der Künstler, allein wie er dasteht, hat nun diese Riesenfläche vor sich, um sie mit seiner Welt zu bevölkern. Pläne wirbeln durch seinen Kopf, Skizzen, wie sie im Oxforder Buch erhalten, bannen schnelle Eingebungen. Geld giebt es spärlich, der Papst braucht es zu seinen Kriegen. Enttäuschungen am Werk selbst erlebt der Künstler reichlich. Er ändert mitten in der Arbeit den Maßstab. In den zuerst ausgeführten großen Mittelbildern hält er an der Technik des Florentiner Schlachtkartons fest: viele, wimmelnde Figuren. Allmählich fühlt er, daß diese sich in den Dimensionen der Kapelle verlieren. Er beschränkt sich nun auf große, wirksame, einfache Figuren. Dann, nachdem er die Mittelbilder fertig gestellt, geht er die Seiten entlang und gebiert jene Fülle namenloser Gestalten rechts und links der Bilder, die auch namenlos bleiben, wenn ihnen auch die Namen auf gemalten Erztafeln scheinbar beigegeben sind. 1512 ist das Werk fertig.

Die malerische Architektur, welche Michelangelo auf der sixtinischen Decke konstruierte, bildet ein interessantes Mittelglied zwischen der früher üblichen Flächendekoration und der späteren perspective curieuse. Früher behandelte man die Decke einfach als Fläche wie jede andere, setzte große Bilder darauf und füllte die unteren Partien des Deckenspiegels mit kleineren Gemälden, die nach unten zu ihre Basis hatten. Eine alte byzantinische Kuppel in Athen führt uns Semper vor, der in seinem immer noch wundervollen Werke „Der Stil" auf diese Entwickelung zuerst hinwies: im Mittelteil sitzt Christus, seitlich ist ein Kranz von Halbkreisen mit Engelgruppen. Man weiß, wie später noch und zu allen Zeiten diese einfache Flächenbehandlung der Decke üblich war: in der Villa Farnesina Raphaels nicht anders als in den venetianischen Palästen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kommt aber noch eine andere Art auf. Man sucht perspektivisch zu wirken, die Figuren an der Decke so zu zeichnen, daß sie wie von unten gesehen, in Verkürzung dargestellt

sind und auf den Simsen und Pfeilern wirklich zu sitzen oder zu stehen scheinen. Melozzo da Forli, der noch vor 1500 starb, hat solche Kühnheiten schon in seinen Malereien von Santi Apostoli zu Rom gewagt, und auch Mantegna, der große Zeichner, hat schon 1474 im Castello di Corte zu Mantua sich in dieser Beziehung die größten Verkürzungen erlaubt. Diese Art nahm schnell an Beliebtheit zu; ihre erste monumentale Heiligung fand sie in den viel verspotteten und viel bewunderten Fresken des Correggio im Dom von Parma, wo die Himmelfahrt Mariä mit allen Heiligen in der kühnsten Unteransicht dargestellt war. Heute ist ja die perspective curieuse ein gewöhnliches Verfahren, selbst in den Kuppelsälen der Ausstellungen zu finden.



Die sixtinische Kapelle.

Michelangelo hielt bei seiner Decke zunächst an dem alten Princip der Flächen-

bilder fest, die er — abwechselnd größer und kleiner — im Mittelstreifen sich folgen ließ; nach beiden Seiten aber entwickelt er eine reiche gemalte Architektur, deren Gesichtspunkt er nicht nach unten verlegt, sondern in ihre eigene Mitte, also ungefähr dorthin, wo die Spitzen der Stichkappen, welche über den Seitenfenstern aufwachsen, den Spiegel der Decke treffen. Den Gesichtspunkt jedes einzelnen Querfeldes verlegt er auch wieder in dessen eigene Mitte. In recht freier und nicht streng konstruktiv gedachter Gliederung sieht man gleichsam ein wenig unter sich eine Reihe Konsolen, auf denen die Propheten und Sibyllen sitzen; sie werden immer von Pfeilern umrahmt, in die je zwei Knaben als Karyatiden eingefügt sind; auf diesen Pfeilern sitzen immer nackte Figuren, von denen je zwei zwischen sich ein Bronzemedaillon drapieren; die Pfeiler gehen hinter ihrem Rücken in breiterer Gliederung weiter und auf der anderen Seite der Decke hinab, wo sie wieder den Hintergrund der nackten Figuren mit den Bronzemedaillons bilden, unterhalb deren sich nun dieselbe Architektur wiederholt. Diese Pfeiler wirken daher halb als Bänder, die quer über die Decke laufen, halb als Rahmen für die großen Mittelbilder. Die Stichkappen selbst — die einzige real gegliederte Architektur der Decke — verwendet Michelangelo so, daß er zu den Seiten der Spitze allgemeine Figuren hinlegt, die Spitzen und die Lünetten mit Familienscenen ausfüllt (die „Vorfahren Christi"), und zwischen die Kappen Figuren als Träger von Bronzetafeln stellt, die also genau unter die Konsolen der Propheten und Sibyllen kommen. Außerdem finden sich noch Vollbilder in den vier Eckzwickeln der Decke.

Dies ist das System der Deckengliederung. Es ist für Michelangelos Natur von großem Interesse. Denn es zeigt, daß er damit — obwohl Melozzo und Mantegna schon vor ihm gearbeitet hatten — nichts weniger als eine perspektivische Täuschung erzielen will. Dieser widerspricht die flächenhafte Hinlegung der großen Mittelbilder und der Gesichtspunkt der ganzen Architektur von ihrer eigenen Mitte aus sowohl in horizontaler wie in vertikaler Beziehung. Er hat sich vielmehr mit diesem System, das ja immer hin von gewaltiger ornamentaler Wirkung ist, nur eine Art Begründung geschaffen zur zahlreichen Einführung seiner grandiosen Figuren, die ihm als Einzelgestalten das Wichtigste waren. Allen malerischen Versuchungen geht er aus dem Wege, er schafft ganz als Plastiker mit dem Pinsel.

Ich komme nun zu den Figuren selbst. Bände sind über ihre Deutung geschrieben worden. Wie die Kapitel aus dem Alten Testament und die Darstellungen der Propheten und Sibyllen und der Christivorfahren in ihrem Zusammenhang und ihrer geistigen Dokumentation zu verstehen sind, darüber läßt sich viel reden. Nach allem, was wir bisher an Michelangelo gelernt haben, werden wir glauben, daß ihm an dieser sachlichen Auslegung nicht viel gelegen sein würde. Er ist so ganz Künstler der Menschengestalt an sich, daß die Themata für ihn nur Vorwände werden, nur Unterschriften, die ihn nicht in seinem Innersten berühren. Es ist gut, bei den Höllenschilderungen des Trecento im Pisaner Campo Santo Dante nachzuschlagen und Kirchenväter zu vergleichen, hier giebt es nur einen fruchtbaren Vergleich: die rasende Liebe dieser ganzen Renaissancekultur zum Menschen als Individuum. Als volles Lebewesen, mit Nietzschescher Bejahung aller zur Kraft führenden Eigenschaften, so steht das Ideal des Renaissancemenschen vor uns, wie man es heute wieder mit gefährlicher Bewunderung heimsucht. Diese Renaissancekultur ist in die Heiligen des Michelangelo gefahren. So fromm und gläubig er uns in seinen Briefen erscheint, im Innersten seines Künstlerherzens war er ein Heide, der das Diesseits bejaht. Wenn der Papst nach Vollendung des Cyklus seine Bilder lobte, so wußte er nicht, oder wollte nicht wissen, daß sie eine gar unchristliche Lebensbejahung predigen. Das Dogma an der Überlieferung ließ der Künstler beiseite, aus dem Stoffe angelte er sich die Menschen, und die Menschen trieb er zu Göttern auf. Wohl schrieb er auf die Tafeln über den Fenstern die obskuren Namen der Christivorfahren und unter die Propheten und Sibyllen deren Bezeichnungen, wie sie die spätchristliche Mythologie ersonnen hatte. Aber damit hatte er den Stoff erledigt. Nun war er frei und ließ der Phantasie die Zügel. Jenseits von

christlich und unchristlich schuf er die Welt seiner dämonischen Gestalten. In diesem an sich so nüchtern-einfachen Frührenaissanceraum der sixtinischen Kapelle, an deren Wänden die Bilder der Quattrocentisten episch breit Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament in geheimen gelehrten Vergleichen erzählten, wuchs seine Decke empor, das so gar nicht epische, so ganz von der Kraft der Hochrenaissance erfüllte Bekenntnis eines echten Lyrikers in bildender Kunst.

Unter den Michelangelo-Schriften kommt vielleicht nur ein einziges kurzes Kapitel diesem wahren Wesen unseres Künstlers bei der Betrachtung der Sixtina nahe. Der schon erwähnte Anatom Henke, der ja zu wenig philologisch belastet war, als daß er den „Menschen“ im Werke Michelangelos nicht hätte sehen müssen, hielt in Tübingen 1885 über die Sixtina einen Vortrag, der dann auch in den Jahrbüchern der königlich preußischen Kunstsammlungen und in der Henkeschen Sammlung „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“ erschien. Ich habe das Gefühl, daß von allem, was über die Sixtina geschrieben wurde, wenn es unserem Meister hätte vorgelegt werden können, dieser Vortrag seinen größten Beifall gefunden hätte. Er würde sagen: dieser Mann hat mich an der Wurzel verstanden.

Henke geht bei seiner Analyse nur auf die namenlosen oder so gut wie namenlosen Figuren ein, die sich zu beiden Seiten der Mittelbilder gruppieren. Obwohl Michelangelo diese später gemalt hat, sind sie doch sein Eigentlichstes. Bei ihnen war er durch gar keine Stoffrücksichten gebunden. Und je dekorativer sie sind, desto näher stehen sie ihm. Den allgemeinsten Wert dürfen jene, nur in Bronze- oder Holzfarben ausgeführten nackten Wesen beanspruchen, die sich links und rechts von den Zwickelspitzen eingelagert haben. Immer zu zweien sich den Rücken zukehrend, beschäftigen sie sich mit weiter nichts, als wie sie in recht michelangelesker Haltung den kleinen deieckigen Raum ausfüllen können. Sie stemmen sich, kriechen, hocken, wälzen sich, wie wenn Kinder seines Geistes in einen Käfig gesperrt werden. Aber dies Einsperren thut ihnen im Grunde wohl, sie gelangen so allmählich in jenen übersinnlichen Zustand der Ansammlung aller Kräfte, wie in einem elektrischen Accumulator, welches der Lieblingszustand aller Kinder Michelangelos ist.

Ein wenig bewußteres Leben herrscht schon in den Kinderfiguren, die, immer ein Paar bildend, als Träger in die Pfeiler zu seiten der Propheten und Sibyllen eingefügt sind. Sie vergessen meist völlig, daß ihr Beruf eigentlich der von Karyatiden ist. Sie wissen wohl, daß es Michelangelo mit der Konstruktivität dieses Gebälkes nicht so ernst nahm, obwohl er ihnen die Farbe von Stein gab. Ihr seid vor allem naive kleine Menschen, hören sie den Meister sagen. Darum stemmen sie wohl die Arme etwas gegen das Gebälk, aber geben sich im übrigen — gerade in diesem Zwange sehr reizvoll — ganz unbefangen allerlei scherzhaften Tändeleien hin. Es sind ja meist ein Junge und ein Mädchen, die mitunter schon beinahe wie Jüngling und Jungfrau aufgewachsen sind. Und sie stehen nackt nebeneinander: und einige machen den schüchternen Versuch, sich mit Schleiern zu verhüllen. Sie legen sich bald die Hände auf die Schulter oder den Kopf, bald drängen die Männchen heftiger auf die Weibchen ein, wollen sie umarmen und küssen — und die Mädchen wehren ab oder eilen davon: wo bleibt dann das Gebälk? Eine reine Poesie ist über den Gedanken dieser einzigen Karyatiden gegossen. Der echte Künstler offenbart sich überraschend auf diesen Nebenwegen, wo ein Alltagsgeist nur die Konvention kennt.

Die anderen Knaben, welche unter den Bronzetafeln der Propheten und Sibyllen stehen, behandelte Michelangelo ruhiger, in der richtigen Erwägung des Kontrastes. Sie sind fleischfarben gemalt, sollen also nicht einmal eine direkte bauliche Funktion erfüllen. Ganz nackt oder leicht bekleidet setzen sie sich meist in eine leichte Beziehung zu der Inschrifttafel, ohne sie immer ordentlich zu tragen.

Um so gewaltiger bewegt sind die Figuren, die zu beiden Seiten der Propheten und Sibyllen hoch oben auf den Pfeilern sitzen und völlig erwachsene Menschen darstellen. Man hat schon immer beobachtet, daß diese Figuren, die völlig naturwahr, nicht architektonisch ausgeführt sind, hier eine bestimmte Funktion verrichten, nämlich mit



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Daniel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

einer Draperie aus Tüchern, Schnüren und Guirlanden um die Rundreliefs in ihrer Mitte paarweise beschäftigt sind. Sie erhielten daher den Namen „Sklaven". Aber während man sonst leicht dazu neigte, ihre gewaltsamen Körperverrenkungen für unwillkürlich zu halten, hat Henke gezeigt, daß sie recht willkürlich sind und aus den Konflikten herstammen, in die ein Mensch, wenn er auf solchem exponierten schmalen Pfeiler mit Dekorationsstücken beschäftigt ist, notwendigerweise mit seinen Gliedern kommen muß. „Die Dekorationen bestehen," so beschreibt Henke, „in erster Linie in langen schmalen Draperien von Stoff, und diese werden zuerst in einem Ringe angeschlungen, der an dem Postamente, worauf die Sklaven sitzen, in die Wand eingelassen ist: dann werden sie durch ein Loch unten am Seitenrande der Bronzeplatte hinein- und durch ein obe-



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Jeremias.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

res wieder hinausgesteckt; von da aber wieder weiter auf- und seitwärts angezogen, wie um irgendwo mit ihrem Ende wieder angeschlungen zu werden," — ein Vorgang, der noch komplizierter wird, wenn jener Ring einmal fehlt und die Befestigung am Postament nötig ist. Michelangelo mag einmal in natura Arbeiter in solchen gewagten Beschäftigungen beobachtet haben; ihn freute diese Körperbiegsamkeit, die dabei vonnöten ist und ganz nach seinem Princip sich wesentlich auf die Isolierung und Einzelbenutzung jedes besonderen Gliedes gründet. An diesen Arbeitern schuf seine Phantasie weiter, und er erfand die kraftstrotzenden, sich windenden nackten Gestalten, die er in einer ähnlichen Beschäftigung auf seiner Scheinarchitektur anbrachte. Man gehe ihre Reihe

durch; diese furiosen Rümpfe, Hände, Beine gehören den wahren Aristokraten in der Welt Michelangelos; daß sie Dekorateure sind, war ja schließlich nur ein Vorwand ihrer Existenz.

Wie diese Sklaven die äußersten Anstrengungen einer körperlichen Thätigkeit vergegenwärtigen, so die „Propheten" und „Sibyllen" die äußersten Stadien geistiger Ekstase. Was waren das für neue Dinge! Wer hatte bis dahin nur entfernt daran gedacht, Menschen zu bilden, lediglich auf ihre geistige Macht hin? In diesen Gestalten wurde die Seele Michelangelos lebendig. In freier Phantasie umgiebt er sie mit idealen Knaben und Mädchen, deren Thätigkeit wie ein feiner Oberton mit dem Temperament der Propheten und Sibyllen mitklingt. In einen Zirkel des menschgewordenen, übersinnlichen Geistes geraten wir. Der eine, ein schöner nackter Mann, ist ganz Staunen über die Größe der Welt, deren plötzliche Offenbarung selbst seinen Götterkörper im ekstatischen Schreck zurückschlagen läßt. Der andere hat seinen alten Eremitenkopf in die Hand gestützt und sendet einen langen, langen Blick nach unten, ein ewiges, geklärtes Nachdenken über die Ewigkeit selbst. Ein hageres Weib sitzt daneben, mit aufgezogenem Knie, tief in die Lektüre vergraben, aus der das heilige Wort ihr aufklingt, welches den Lärm von Jahrhunderten um sie übertönt. Fanatisch predigt neben ihr der Prophet mit dem Papierstreifen in der Hand; seine Reden sind voll der südlichen Leidenschaft, die bezaubern und hinreißen muß, über die Alltagssorgen hinaus. Nebenan die Sibylle hat wieder eine ruhige Größe, die Größe stiller, intimer Nachtandacht, zu der ihr der Knabe die Lampe anzündet; in dem Buche auf dem Pulte weiß sie die Welt eingeschlossen. Andere Propheten lesen in selbstbewußter Glaubensseligkeit ihre Streifen ab oder fahren mit dem Daumen an den Bücherseiten entlang, wie man es mit viel und gern gelesenen Büchern thut, deren Sätze zu Lebensmonumenten geworden sind. Eine Sibylle will ein solches gewaltiges aufgeschlagenes Buch gerade von hinten auf ihre Knie heben: wie lebendig ist dieses Buch, wie wenig ist es ein Attribut — es predigt Ewigkeiten, wie ein uraltes Missale. Ein jüngerer Prophet sucht aus einem solchen Monumentalbuche, das ein Knabe ihm zwischen den Knien tragen muß, sich auf einem Papier Stellen zu notieren, wie man wertvolle Dichtungen sich abschreibt. Eine Sibylle schlägt das Buch leise auf, wie wenn ein Duft der Lektüre ihr genügt; der Prophet daneben hält den Finger noch hinein und sinnt den Gedanken aus, den er dem Buche entnommen; und die letzte Sibylle, einen Papierstreifen in der Hand, blickt mit der Größe einer schönen Meduse starr nach vorn, ihre Gedanken in die Ewigkeit einsinken lassend. Es ist eine hehre Versammlung geistiger Wesen, eine Ewigkeitskultur zur Wirklichkeit geworden und doch so ganz getragen von der Kraft und Freiheit michelangelesker Körper.

Zu den naiven Kindern, den körperlich Angestrengten, den geistig Ekstatischen kommt in dem Katechismus der michelangelesken Welt noch die Familie. Der Familie hat er in den Gewölbezwickeln den Platz angewiesen, sowohl in den Dreiecken der Kappen, als in den zu Interieurs umgestalteten Lünetten an beiden Seiten der Fenster. Auf den Tafeln inmitten sind Namen der biblischen „Vorfahren Christi" aufgeschrieben, aber sie stimmen nicht zu den Bildern und bleiben leerer Schall, wie in der Bibel selbst. Auf die Idee dieser Vorfahren kam Michelangelo naturgemäß in dem Plane seiner Sixtina, die ja das Vorbereiten und das Erwarten des Messias — ein echt michelangelesker Gedanke — zur Grundlage hat. Aber die Idee der Vorfahren gab ihm nur die Idee der Familie: michelangeleske Familien sind es, die sich in diesen engen Rahmen pressen. Sie beschäftigen sich in der mannigfachsten Weise mit Toilettengegenständen, mit Lektüre, mit Garnwickeln, mit Spazierengehen, mit Kindererziehung, vor allem aber mit Schlafen. Daß die erste größere, von Religion emancipierte Genrewelt, die hier in der italienischen Kunst auftritt, so wenig freudig, so schwer belastet, so eng erscheint, ist echter Geist Michelangelos. Auf all seinen Werken ruht ein Geheimnis der Erwartung, ein Bedrücktsein, in allen steckt ein aufsteigender Schrei nach Erlösung. Wir erkannten es: seine Menschen, aus denen sich diese neue Welt bevölkert, haben noch etwas Vegetie-

rendes, Unausgegorenes. So vegetieren auch diese Familien. Es ist das Leben der Niederen, der Beladenen oder geistig Armen, denen der Messias nahen wird, ohne daß sie selbst sich in dieser Hoffnung klar sind.

Zuletzt habe ich über die großen Bilder der Decke zu sprechen. Wir wissen, daß Michelangelo nicht mit der Schöpfung, sondern mit der Noahpartie an der anderen Seite begann. Da wir das wissen, können wir die großartige Entfaltung seines Geistes verfolgen. Denn die drei Noahbilder müssen uns noch an den Florentiner Karton erinnern; die weiteren Bilder sind grandioser, aus dem Verständnis der entfernten Deckenwirkung entwickelt. Zuerst treffen wir auf die Verspottung Noahs durch Cham, dem Japhet wehrt, während Sem den Vater zudeckt. Warum hat der Meister dieses Motiv gewählt? Vielleicht werden einige sagen: weil er hier einen Anfang sittlicher Kultur darstellen konnte. Mag sein, ich glaube: der nackte trunkene Noah, so gewaltig in seiner Gliedererschlaffung, reizte ihn zunächst rein künstlerisch. Wir wissen, warum er solche Körperzustände liebte. Das zweite Bild, die Sintflut, erklärt sich von selbst aus seinem Geiste. Die Fülle der Menschenkörper, die sich hier vor dem Wasser retten, hat gleich an das Motiv der aus dem Bade stürzenden Soldaten vom Florentiner Karton erinnert. Schrecken, Angst, Verzweiflung, stumpfe Trauer, sinnloses Verzagen, nacktester Egoismus, elementarster Kampf um die reine Existenz — das waren gute Vorbedingungen für seine Kunst. Männer, die ihre Weiber im Sturm auf Inseln schleppen, oder die Leichen ihrer Freunde hinaustragen, Menschen mit der letzten Kraft ihr schweres Hab und Gut rettend, heißes Umarmen im Angesicht des Todes, Verzweifelte, die auf Bäume klettern oder Kähne anklammern, von Weibern mit Keulen davon zurückgetrieben, brütende schwerbrüstige Mütter mit ihrem letzten weinenden Kind, ein Gedränge von Familien unter dem Zeltdach, das den ewigen Regen abhalten soll — alles nackt, nur wenige wogende Gewandzipfel, nur markierte Andeutung der Landschaft: das war ein Tummelplatz für die Kinder Michelangelos. Auch das dritte Bild wird wohl in den Kreis Noahs gehören, nicht ein Opfer Abels und Kains darstellen, wie die alten Chronisten wollen. Unter der Assistenz von Menschen und Tieren wird ein Widderopfer von frisch bewegten nackten Menschen dargebracht, das sehr gut als das Dankopfer Noahs verstanden werden kann.

Neben diese Noahbilder treten die Schöpfungsbilder. Zunächst drei aus dem Kreise von Adam und Eva. Adams Erschaffung: Adam hat als leblose Masse am Abhang hoch an den Wolken gelegen (die Landschaft ist voll Weltgefühl), Gott rauschte mit seinen Engeln, die sein Gedanke sind, einem Weibe, die auch noch sein Gedanke ist, alles in sein wallendes Gewand geborgen, an ihm vorbei, er streckte — eine Sekunde in den Ewigkeiten — den Finger aus, und von diesem Finger kam Leben in den Menschenkörper, so plötzlich, daß die rechte Seite noch wie träge am Boden liegt, die linke aber elektrisch aufzuckt, das Knie ganz zusammengezogen, den Arm erhoben in das Fluidum hinein, das von Gottes Finger ausgeht. Evas Erschaffung: der Herrgott hat mehr Zeit gewonnen, ist gemütvoller geworden, als „Wanderer" ist er zur Erde gestiegen und hat sich in Adams Seelenleben vertieft, er hat die Notwendigkeit des Weibes erkannt und aus dem tief und fest schlafenden Manne die Frau emporsteigen lassen, die — nichts als Dank, nichts als Hingebung — händefaltend zu ihm aufblickt: hinter dieser wunderbar großen, schlichten Figurendreiheit Felsen und Baumstrunke, wie sie Michelangelos ernstes Auge in der Landschaft liebt. Drittens das Paradies, ein Doppelbild: links Eva zu Füßen Adams sitzend, die Schlange am Baume (mit menschlichem Oberkörper) giebt ihr einen Apfel, während Adam sich selbst einen pflückt — rechts der Engel mit dem Schwert die beiden ausweisend, Adam resigniert die Hände hebend, Eva schüchtern sich duckend. Das Bild grenzt an den Noahcyklus, auch in künstlerischer Beziehung. Es ist nicht so befreiend und so neu wie die beiden anderen. Der enge Rahmen wirkt für die Doppelscene beschränkend. Die Figuren, so menschlich sie erfaßt sind, stechen nicht so ins Gedächtnis.

Die volle Freiheit bot erst die dritte Bildertrias: die Schöpfung vor dem Menschen. Gott hat den unbeschränkten Raum.



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Joel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New York)

Unbeschreiblich groß ist es, wie er durch den leeren Weltenraum stürmt, die Hände erhoben, den Kopf zurückgeworfen, in dem eigenen so elementar sicheren Schwerpunkt sich wiegend, ganz Kraft und, wie Nietzsche sagen würde, aus sich selbst rollende Bewegung: es werde Licht! Dann blickt er nicht mehr nach oben, schon geradeaus, schon etwas beruhigter, und, seinem Schöpfungstriebe folgend, sind Engel in sein bauschiges Gewand gekommen, wie menschgewordene Gedanken in diesem Sturme, der alles ins Leben ruft. Leben — Leben, tönt es in Millionen Stimmen durch den Raum. Gott streckt die Arme nach den Seiten aus, es werden Sterne und Sonne und Mond, und Erde und Wasser teilen sich, und im selben Augenblick, auf demselben Bilde, sehen wir ihn schon wieder von rückwärts über der Erde schweben, und die Pflanzen sprießen



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Ezechiel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

unter seiner Hand. Dann ist er viel ruhiger geworden, und das Leben der Engel schwirrt reicher um ihn, jetzt öffnet er die Flächen der Hände nach unten und wir fühlen, daß nun die lebenden Wesen sprießen. Fast nichts von der Schöpfung sahen wir, wir sahen nur den Schaffenden, nur diesen Übermenschen „Gott“ in seiner persönlichen elementaren Kraft, der wir die Schöpfung glauben. Das war etwas Unerhörtes!

In den vier Ecken schließlich hat Michelangelo noch je eine „Rettung Israels“ angebracht: Goliaths Tötung, Judith, die eherne Schlange und Hamans Kreuzigung. Bis in diese Winkel hinein tost seine Kraft. Es sind die eigentlichen Dramen der sixtinischen Decke. Aber der erste Wert dieser Decke ruht in der Weltanschauung, die sie predigt, keine religiöse oder philosophische Weltanschauung, sondern eine künstlerische. Wie

bilder fest, die er — abwechselnd größer und kleiner — im Mittelstreifen sich folgen ließ; nach beiden Seiten aber entwickelt er eine reiche gemalte Architektur, deren Gesichtspunkt er nicht nach unten verlegt, sondern in ihre eigene Mitte, also ungefähr dorthin, wo die Spitzen der Stichkappen, welche über den Seitenfenstern aufwachsen, den Spiegel der Decke treffen. Den Gesichtspunkt jedes einzelnen Querfeldes verlegt er auch wieder in dessen eigene Mitte. In recht freier und nicht streng konstruktiv gedachter Gliederung sieht man gleichsam ein wenig unter sich eine Reihe Konsolen, auf denen die Propheten und Sibyllen sitzen; sie werden immer von Pfeilern umrahmt, in die je zwei Knaben als Karyatiden eingefügt sind; auf diesen Pfeilern sitzen immer nackte Figuren, von denen je zwei zwischen sich ein Bronzemedaillon drapieren; die Pfeiler gehen hinter ihrem Rücken in breiterer Gliederung weiter und auf der anderen Seite der Decke hinab, wo sie wieder den Hintergrund der nackten Figuren mit den Bronzemedaillons bilden, unterhalb deren sich nun dieselbe Architektur wiederholt. Diese Pfeiler wirken daher halb als Bänder, die quer über die Decke laufen, halb als Rahmen für die großen Mittelbilder. Die Stichkappen selbst — die einzige real gegliederte Architektur der Decke — verwendet Michelangelo so, daß er zu den Seiten der Spitze allgemeine Figuren hinlegt, die Spitzen und die Lünetten mit Familienscenen ausfüllt (die „Vorfahren Christi"), und zwischen die Kappen Figuren als Träger von Bronzetafeln stellt, die also genau unter die Konsolen der Propheten und Sibyllen kommen. Außerdem finden sich noch Vollbilder in den vier Eckzwickeln der Decke.

Dies ist das System der Deckengliederung. Es ist für Michelangelos Natur von großem Interesse. Denn es zeigt, daß er damit — obwohl Melozzo und Mantegna schon vor ihm gearbeitet hatten — nichts weniger als eine perspektivische Täuschung erzielen will. Dieser widerspricht die flächenhafte Hinlegung der großen Mittelbilder und der Gesichtspunkt der ganzen Architektur von ihrer eigenen Mitte aus sowohl in horizontaler wie in vertikaler Beziehung. Er hat sich vielmehr mit diesem System, das ja immerhin von gewaltiger ornamentaler Wirkung ist, nur eine Art Begründung geschaffen zur zahlreichen Einführung seiner grandiosen Figuren, die ihm als Einzelgestalten das Wichtigste waren. Allen malerischen Versuchungen geht er aus dem Wege, er schafft ganz als Plastiker mit dem Pinsel.

Ich komme nun zu den Figuren selbst. Bände sind über ihre Deutung geschrieben worden. Wie die Kapitel aus dem Alten Testament und die Darstellungen der Propheten und Sibyllen und der Christivorfahren in ihrem Zusammenhang und ihrer geistigen Dokumentation zu verstehen sind, darüber läßt sich viel reden. Nach allem, was wir bisher an Michelangelo gelernt haben, werden wir glauben, daß ihm an dieser sachlichen Auslegung nicht viel gelegen sein würde. Er ist so ganz Künstler der Menschengestalt an sich, daß die Themata für ihn nur Vorwände werden, nur Unterschriften, die ihn nicht in seinem Innersten berühren. Es ist gut, bei den Höllenschilderungen des Trecento im Pisaner Campo Santo Dante nachzuschlagen und Kirchenväter zu vergleichen, hier giebt es nur einen fruchtbaren Vergleich: die rasende Liebe dieser ganzen Renaissancekultur zum Menschen als Individuum. Als volles Lebewesen, mit Nietzschescher Bejahung aller zur Kraft führenden Eigenschaften, so steht das Ideal des Renaissancemenschen vor uns, wie man es heute wieder mit gefährlicher Bewunderung heimsucht. Diese Renaissancekultur ist in die Heiligen des Michelangelo gefahren. So fromm und gläubig er uns in seinen Briefen erscheint, im Innersten seines Künstlerherzens war er ein Heide, der das Diesseits bejaht. Wenn der Papst nach Vollendung des Cyklus seine Bilder lobte, so wußte er nicht, oder wollte nicht wissen, daß sie eine gar unchristliche Lebensbejahung predigen. Das Dogma an der Überlieferung ließ der Künstler beiseite, aus dem Stoffe angelte er sich die Menschen, und die Menschen trieb er zu Göttern auf. Wohl schrieb er auf die Tafeln über den Fenstern die obskuren Namen der Christivorfahren und unter die Propheten und Sibyllen deren Bezeichnungen, wie sie die spätchristliche Mythologie ersonnen hatte. Aber damit hatte er den Stoff erledigt. Nun war er frei und ließ der Phantasie die Zügel. Jenseits von

christlich und unchristlich schuf er die Welt seiner dämonischen Gestalten. In diesem an sich so nüchtern-einfachen Frührenaissanceraum der sixtinischen Kapelle, an deren Wänden die Bilder der Quattrocentisten episch breit Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament in geheimen gelehrten Vergleichen erzählten, wuchs seine Decke empor, das so gar nicht epische, so ganz von der Kraft der Hochrenaissance erfüllte Bekenntnis eines echten Lyrikers in bildender Kunst.

Unter den Michelangelo-Schriften kommt vielleicht nur ein einziges kurzes Kapitel diesem wahren Wesen unseres Künstlers bei der Betrachtung der Sixtina nahe. Der schon erwähnte Anatom Henke, der ja zu wenig philologisch belastet war, als daß er den „Menschen“ im Werke Michelangelos nicht hätte sehen müssen, hielt in Tübingen 1885 über die Sixtina einen Vortrag, der dann auch in den Jahrbüchern der königlich preußischen Kunstsammlungen und in der Henkeschen Sammlung „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama“ erschien. Ich habe das Gefühl, daß von allem, was über die Sixtina geschrieben wurde, wenn es unserem Meister hätte vorgelegt werden können, dieser Vortrag seinen größten Beifall gefunden hätte. Er würde sagen: dieser Mann hat mich an der Wurzel verstanden.

Henke geht bei seiner Analyse nur auf die namenlosen oder so gut wie namenlosen Figuren ein, die sich zu beiden Seiten der Mittelbilder gruppieren. Obwohl Michelangelo diese später gemalt hat, sind sie doch sein Eigentlichstes. Bei ihnen war er durch gar keine Stoffrücksichten gebunden. Und je dekorativer sie sind, desto näher stehen sie ihm. Den allgemeinsten Wert dürfen jene, nur in Bronze- oder Holzfarben ausgeführten **nackten Wesen** beanspruchen, die sich links und rechts von den Zwickelspitzen eingelagert haben. Immer zu zweien sich den Rücken zukehrend, beschäftigen sie sich mit weiter nichts, als wie sie in recht michelangelesker Haltung den kleinen deieckigen Raum ausfüllen können. Sie stemmen sich, kriechen, hocken, wälzen sich, wie wenn Kinder seines Geistes in einen Käfig gesperrt werden. Aber dies Einsperren thut ihnen im Grunde wohl, sie gelangen so allmählich in jenen übersinnlichen Zustand der Ansammlung aller Kräfte, wie in einem elektrischen Accumulator, welches der Lieblingszustand aller Kinder Michelangelos ist.

Ein wenig bewußteres Leben herrscht schon in den **Kinderfiguren**, die, immer ein Paar bildend, als Träger in die Pfeiler zu seiten der Propheten und Sibyllen eingefügt sind. Sie vergessen meist völlig, daß ihr Beruf eigentlich der von Karyatiden ist. Sie wissen wohl, daß es Michelangelo mit der Konstruktivität dieses Gebälkes nicht so ernst nahm, obwohl er ihnen die Farbe von Stein gab. Ihr seid vor allem naive kleine Menschen, hören sie den Meister sagen. Darum stemmen sie wohl die Arme etwas gegen das Gebälk, aber geben sich im übrigen — gerade in diesem Zwange sehr reizvoll — ganz unbefangen allerlei scherzhaften Tändeleien hin. Es sind ja meist ein Junge und ein Mädchen, die mitunter schon beinahe wie Jüngling und Jungfrau aufgewachsen sind. Und sie stehen nackt nebeneinander: und einige machen den schüchternen Versuch, sich mit Schleiern zu verhüllen. Sie legen sich bald die Hände auf die Schulter oder den Kopf, bald drängen die Männchen heftiger auf die Weibchen ein, wollen sie umarmen und küssen — und die Mädchen wehren ab oder eilen davon: wo bleibt dann das Gebälk? Eine reine Poesie ist über den Gedanken dieser einzigen Karyatiden gegossen. Der echte Künstler offenbart sich überraschend auf diesen Nebenwegen, wo ein Alltagsgeist nur die Konvention kennt.

Die anderen **Knaben**, welche unter den Bronzetafeln der Propheten und Sibyllen stehen, behandelte Michelangelo ruhiger, in der richtigen Erwägung des Kontrastes. Sie sind fleischfarben gemalt, sollen also nicht einmal eine direkte bauliche Funktion erfüllen. Ganz nackt oder leicht bekleidet setzen sie sich meist in eine leichte Beziehung zu der Inschrifttafel, ohne sie immer ordentlich zu tragen.

Um so gewaltiger bewegt sind die Figuren, die zu beiden Seiten der Propheten und Sibyllen hoch oben auf den Pfeilern sitzen und völlig erwachsene Menschen darstellen. Man hat schon immer beobachtet, daß diese Figuren, die völlig naturwahr, nicht architektonisch ausgeführt sind, hier eine bestimmte Funktion verrichten, nämlich mit



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Daniel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

einer Draperie aus Tüchern, Schnüren und Guirlanden um die Rundreliefs in ihrer Mitte paarweise beschäftigt sind. Sie erhielten daher den Namen „Sklaven“. Aber während man sonst leicht dazu neigte, ihre gewaltsamen Körperverrenkungen für unwillkürlich zu halten, hat Henke gezeigt, daß sie recht willkürlich sind und aus den Konflikten herstammen, in die ein Mensch, wenn er auf solchem exponierten schmalen Pfeiler mit Dekorationsstücken beschäftigt ist, notwendigerweise mit seinen Gliedern kommen muß. „Die Dekorationen bestehen,“ so beschreibt Henke, „in erster Linie in langen schmalen Draperien von Stoff, und diese werden zuerst in einem Ringe angeschlungen, der an dem Postamente, worauf die Sklaven sitzen, in die Wand eingelassen ist: dann werden sie durch ein Loch unten am Seitenrande der Bronzeplatte hinein- und durch ein obe-



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Jeremias.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

res wieder hinausgesteckt; von da aber wieder weiter auf- und seitwärts angezogen, wie um irgendwo mit ihrem Ende wieder angeschlungen zu werden," — ein Vorgang, der noch komplizierter wird, wenn jener Ring einmal fehlt und die Befestigung am Postament nötig ist. Michelangelo mag einmal in natura Arbeiter in solchen gewagten Beschäftigungen beobachtet haben; ihn freute diese Körperbiegsamkeit, die dabei vonnöten ist und ganz nach seinem Princip sich wesentlich auf die Isolierung und Einzelbenutzung jedes besonderen Gliedes gründet. An diesen Arbeitern schuf seine Phantasie weiter, und er erfand die kraftstrotzenden, sich windenden nackten Gestalten, die er in einer ähnlichen Beschäftigung auf seiner Scheinarchitektur anbrachte. Man gehe ihre Reihe

durch; diese furiosen Rümpfe, Hände, Beine gehören den wahren Aristokraten in der Welt Michelangelos; daß sie Dekorateure sind, war ja schließlich nur ein Vorwand ihrer Existenz.

Wie diese Sklaven die äußersten Anstrengungen einer körperlichen Thätigkeit vergegenwärtigen, so die „Propheten“ und „Sibyllen“ die äußersten Stadien geistiger Ekstase. Was waren das für neue Dinge! Wer hatte bis dahin nur entfernt daran gedacht, Menschen zu bilden, lediglich auf ihre geistige Macht hin? In diesen Gestalten wurde die Seele Michelangelos lebendig. In freier Phantasie umgiebt er sie mit idealen Knaben und Mädchen, deren Thätigkeit wie ein feiner Oberton mit dem Temperament der Propheten und Sibyllen mitklingt. In einen Zirkel des menschgewordenen, übersinnlichen Geistes geraten wir. Der eine, ein schöner nackter Mann, ist ganz Staunen über die Größe der Welt, deren plötzliche Offenbarung selbst seinen Götterkörper im ekstatischen Schreck zurückschlagen läßt. Der andere hat seinen alten Eremitenkopf in die Hand gestützt und sendet einen langen, langen Blick nach unten, ein ewiges, geklärtes Nachdenken über die Ewigkeit selbst. Ein hageres Weib sitzt daneben, mit aufgezogenem Knie, tief in die Lektüre vergraben, aus der das heilige Wort ihr aufklingt, welches den Lärm von Jahrhunderten um sie übertönt. Fanatisch predigt neben ihr der Prophet mit dem Papierstreifen in der Hand; seine Reden sind voll der südlichen Leidenschaft, die bezaubern und hinreißen muß, über die Alltagssorgen hinaus. Nebenan die Sibylle hat wieder eine ruhige Größe, die Größe stiller, intimer Nachtandacht, zu der ihr der Knabe die Lampe anzündet; in dem Buche auf dem Pulte weiß sie die Welt eingeschlossen. Andere Propheten lesen in selbstbewußter Glaubensseligkeit ihre Streifen ab oder fahren mit dem Daumen an den Bücherseiten entlang, wie man es mit viel und gern gelesenen Büchern thut, deren Sätze zu Lebensmonumenten geworden sind. Eine Sibylle will ein solches gewaltiges aufgeschlagenes Buch gerade von hinten auf ihre Knie heben; wie lebendig ist dieses Buch, wie wenig ist es ein Attribut — es predigt Ewigkeiten, wie ein uraltes Missale. Ein jüngerer Prophet sucht aus einem solchen Monumentalbuche, das ein Knabe ihm zwischen den Knien tragen muß, sich auf einem Papier Stellen zu notieren, wie man wertvolle Dichtungen sich abschreibt. Eine Sibylle schlägt das Buch leise auf, wie wenn ein Duft der Lektüre ihr genügt; der Prophet daneben hält den Finger noch hinein und sinnt den Gedanken aus, den er dem Buche entnommen; und die letzte Sibylle, einen Papierstreifen in der Hand, blickt mit der Größe einer schönen Meduse starr nach vorn, ihre Gedanken in die Ewigkeit einsinken lassend. Es ist eine hehre Versammlung geistiger Wesen, eine Ewigkeitskultur zur Wirklichkeit geworden und doch so ganz getragen von der Kraft und Freiheit michelangelesker Körper.

Zu den naiven Kindern, den körperlich Angestrengten, den geistig Ekstatischen kommt in dem Katechismus der michelangelesken Welt noch die Familie. Der Familie hat er in den Gewölbezwickeln den Platz angewiesen, sowohl in den Dreiecken der Kappen, als in den zu Interieurs umgestalteten Lünetten an beiden Seiten der Fenster. Auf den Tafeln inmitten sind Namen der biblischen „Vorfahren Christi“ aufgeschrieben, aber sie stimmen nicht zu den Bildern und bleiben leerer Schall, wie in der Bibel selbst. Auf die Idee dieser Vorfahren kam Michelangelo naturgemäß in dem Plane seiner Sixtina, die ja das Vorbereiten und das Erwarten des Messias — ein echt michelangelesker Gedanke — zur Grundlage hat. Aber die Idee der Vorfahren gab ihm nur die Idee der Familie: michelangeleske Familien sind es, die sich in diesen engen Rahmen pressen. Sie beschäftigen sich in der mannigfachsten Weise mit Toilettengegenständen, mit Lektüre, mit Garnwickeln, mit Spazierengehen, mit Kindererziehung, vor allem aber mit Schlafen. Daß die erste größere, von Religion emancipierte Genrewelt, die hier in der italienischen Kunst auftritt, so wenig freudig, so schwer belastet, so eng erscheint, ist echter Geist Michelangelos. Auf all seinen Werken ruht ein Geheimnis der Erwartung, ein Bedrücktsein, in allen steckt ein aufsteigender Schrei nach Erlösung. Wir erkannten es: seine Menschen, aus denen sich diese neue Welt bevölkert, haben noch etwas Vegetie-

rendes, Unausgegorenes. So vegetieren auch diese Familien. Es ist das Leben der Niederen, der Beladenen oder geistig Armen, denen der Messias nahen wird, ohne daß sie selbst sich in dieser Hoffnung klar sind.

Zuletzt habe ich über die großen Bilder der Decke zu sprechen. Wir wissen, daß Michelangelo nicht mit der Schöpfung, sondern mit der Noahpartie an der anderen Seite begann. Da wir das wissen, können wir die großartige Entfaltung seines Geistes verfolgen. Denn die drei Noahbilder müssen uns noch an den Florentiner Karton erinnern; die weiteren Bilder sind grandioser, aus dem Verständnis der entfernten Deckenwirkung entwickelt. Zuerst treffen wir auf die Verspottung Noahs durch Cham, dem Japhet wehrt, während Sem den Vater zudeckt. Warum hat der Meister dieses Motiv gewählt? Vielleicht werden einige sagen: weil er hier einen Anfang sittlicher Kultur darstellen konnte. Mag sein, ich glaube: der nackte trunkene Noah, so gewaltig in seiner Gliedererschlaffung, reizte ihn zunächst rein künstlerisch. Wir wissen, warum er solche Körperzustände liebte. Das zweite Bild, die Sintflut, erklärt sich von selbst aus seinem Geiste. Die Fülle der Menschenkörper, die sich hier vor dem Wasser retten, hat gleich an das Motiv der aus dem Bade stürzenden Soldaten vom Florentiner Karton erinnert. Schrecken, Angst, Verzweiflung, stumpfe Trauer, sinnloses Verzagen, nacktester Egoismus, elementarster Kampf um die reine Existenz — das waren gute Vorbedingungen für seine Kunst. Männer, die ihre Weiber im Sturm auf Inseln schleppen, oder die Leichen ihrer Freunde hinaustragen, Menschen mit der letzten Kraft ihr schweres Hab und Gut rettend, heißes Umarmen im Angesicht des Todes, Verzweifelte, die auf Bäume klettern oder Kähne anklammern, von Weibern mit Keulen davon zurückgetrieben, brütende schwerbrüstige Mütter mit ihrem letzten weinenden Kind, ein Gedränge von Familien unter dem Zeltdach, das den ewigen Regen abhalten soll — alles nackt, nur wenige wogende Gewandzipfel, nur markierte Andeutung der Landschaft: das war ein Tummelplatz für die Kinder Michelangelos. Auch das dritte Bild wird wohl in den Kreis Noahs gehören, nicht ein Opfer Abels und Kains darstellen, wie die alten Chronisten wollen. Unter der Assistenz von Menschen und Tieren wird ein Widderopfer von frisch bewegten nackten Menschen dargebracht, das sehr gut als das Dankopfer Noahs verstanden werden kann.

Neben diese Noahbilder treten die Schöpfungsbilder. Zunächst drei aus dem Kreise von Adam und Eva. Adams Erschaffung: Adam hat als leblose Masse am Abhang hoch an den Wolken gelegen (die Landschaft ist voll Weltgefühl), Gott rauschte mit seinen Engeln, die sein Gedanke sind, einem Weibe, die auch noch sein Gedanke ist, alles in sein wallendes Gewand geborgen, an ihm vorbei, er streckte — eine Sekunde in den Ewigkeiten — den Finger aus, und von diesem Finger kam Leben in den Menschenkörper, so plötzlich, daß die rechte Seite noch wie träge am Boden liegt, die linke aber elektrisch aufzuckt, das Knie ganz zusammengezogen, den Arm erhoben in das Fluidum hinein, das von Gottes Finger ausgeht. Evas Erschaffung: der Herrgott hat mehr Zeit gewonnen, ist gemütvoller geworden, als „Wanderer" ist er zur Erde gestiegen und hat sich in Adams Seelenleben vertieft, er hat die Notwendigkeit des Weibes erkannt und aus dem tief und fest schlafenden Manne die Frau emporsteigen lassen, die — nichts als Dank, nichts als Hingebung — händefaltend zu ihm aufblickt: hinter dieser wunderbar großen, schlichten Figurendreiheit Felsen und Baumstrunke, wie sie Michelangelos ernstes Auge in der Landschaft liebt. Drittens das Paradies, ein Doppelbild: links Eva zu Füßen Adams sitzend, die Schlange am Baume (mit menschlichem Oberkörper) giebt ihr einen Apfel, während Adam sich selbst einen pflückt — rechts der Engel mit dem Schwert die beiden ausweisend, Adam resigniert die Hände hebend, Eva schüchtern sich duckend. Das Bild grenzt an den Noahcyklus, auch in künstlerischer Beziehung. Es ist nicht so befreiend und so neu wie die beiden anderen. Der enge Rahmen wirkt für die Doppelscene beschränkend. Die Figuren, so menschlich sie erfaßt sind, stechen nicht so ins Gedächtnis.

Die volle Freiheit bot erst die dritte Bildertrias: die Schöpfung vor dem Menschen. Gott hat den unbeschränkten Raum.



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Joel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New York)

Unbeschreiblich groß ist es, wie er durch den leeren Weltenraum stürmt, die Hände erhoben, den Kopf zurückgeworfen, in dem eigenen so elementar sicheren Schwerpunkt sich wiegend, ganz Kraft und, wie Nietzsche sagen würde, aus sich selbst rollende Bewegung: es werde Licht! Dann blickt er nicht mehr nach oben, schon geradeaus, schon etwas beruhigter, und, seinem Schöpfungstriebe folgend, sind Engel in sein bauschiges Gewand gekommen, wie menschgewordene Gedanken in diesem Sturme, der alles ins Leben ruft. Leben — Leben, tönt es in Millionen Stimmen durch den Raum. Gott streckt die Arme nach den Seiten aus, es werden Sterne und Sonne und Mond, und Erde und Wasser teilen sich, und im selben Augenblick, auf demselben Bilde, sehen wir ihn schon wieder von rückwärts über der Erde schweben, und die Pflanzen sprießen



Michelangelo, sixtinische Decke: Prophet Ezechiel.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

unter seiner Hand. Dann ist er viel ruhiger geworden, und das Leben der Engel schwirrt reicher um ihn, jetzt öffnet er die Flächen der Hände nach unten und wir fühlen, daß nun die lebenden Wesen sprießen. Fast nichts von der Schöpfung sahen wir, wir sahen nur den Schaffenden, nur diesen Übermenschen „Gott" in seiner persönlichen elementaren Kraft, der wir die Schöpfung glauben. Das war etwas Unerhörtes!

In den vier Ecken schließlich hat Michelangelo noch je eine „Rettung Israels" angebracht: Goliaths Tötung, Judith, die eherne Schlange und Hamans Kreuzigung. Bis in diese Winkel hinein tost seine Kraft. Es sind die eigentlichen Dramen der sixtinischen Decke. Aber der erste Wert dieser Decke ruht in der Weltanschauung, die sie predigt, keine religiöse oder philosophische Weltanschauung, sondern eine künstlerische. Wie

Michelangelo „den Menschen“ sah, hat er hier in allen Lagen des Lebens, des Alters, der Beschäftigung kundgeben können. Daß ein Erwarten der Erlösung, ein dunkles Ahnen des Messias über dieser Welt ruht, ließ ihn die Lebenszustände bevorzugen, die ihm die liebsten waren: bloßes Schaffen, bloßes Existieren, bloßes An-Sich-Sein. Die Krone seiner Schöpfung war der einzige Rivale, den er anerkennen mochte: der Herrgott selbst. Sein Herrgott, eine der seltensten Offenbarungen unseres Menschengeistes, ward fortan ein unveränderlicher Typus.

* * *

Wir erinnern uns: vor der Sixtinadecke hatte Michelangelo mit dem Grabdenkmal für Julius II. begonnen. Dieses Grabdenkmal sollte noch sein Martyrium werden. Da nicht einmal sein Plan feststand, war es kein Wunder, daß vor der Sixtina-Arbeit und nachher, als er die bereitliegenden Blöcke wieder in Angriff nahm, der Plan des Ganzen einer fortwährenden Änderung unterworfen wurde. Es bildet ein eigenes historisches Kapitel, diese Pläne zu sichten und zu beschreiben. Nachdem der erste Plan verworfen war, schien der zweite ihn sogar an Größe zu übertreffen. Vierundzwanzig Statuen zählte man am Unterbau, elf über Lebensgröße am Oberbau. Und dieses Werk war ja die ganze Hoffnung des Meisters, der hier in seiner eigensten Sprache, der Plastik, breiter und gewichtiger dachte ausdrücken zu können, wozu ihm die Malerei, ein Surrogat, nie genügt hatte. Aber bald, nach dem plötzlichen Tode des Papstes, ging man ans Reduzieren, und das Denkmal schrumpfte zusehends ein. Die Tabernakel, in welche siegende Figuren zu stehen kommen sollten, und die Pfeiler, vor denen sich Michelangelo besiegte Gestalten dachte, wurden immer geringer an Zahl. Auf jene Sieger führt man einige Statuen zurück, die in Florenz und Petersburg zerstreut sind. Von den Besiegten, mit denen schon nach den erhaltenen Skizzen Michelangelo sich eifriger beschäftigte, haben sich zwei sichere Exemplare erhalten, die berühmten „Sklaven“ des Louvre. Einige meinen, es seien die Künste, die mit dem Tode Julius' II. gefesselt seien. Doch im Ernst kann wohl davon nicht die Rede sein. Brauchen wir eine andere Erklärung, als daß sie eben durch ihren Typus nur das Los der Besiegten markieren, eine Folie des Triumphes dieses kriegerischen Papstes, wie sie sich auf römischen Imperatorendenkmälern nicht anders fand? Was der Künstler Michelangelo an solchen Figuren liebte, wissen wir jetzt. Man sehe sich die Oxforder Skizzen an, diese verschränkten nackten Körper, die aus den Fesseln sich lösen möchten. Oder man studiere die feine Erschlaffung aller Glieder, die der eine Pariser Gefangene zeigt, der wenige Augenblicke vor dem Tode gedacht ist, und den Krampf der letzten Kräfte, den der andere Gefesselte durch seinen machtvollen Körper zwängt. Es ist jener Zwitterzustand zwischen höchstem Leben und zwingendem Tode, zwischen Kraft und Erschlaffung, den er in hundert Formen besungen hat. Die dritte Statue, die von den Entwürfen zum Juliusgrab ausgeführt wurde, ist der berühmte „Moses“. Der Moses ist eine Probe auf die Wirklichkeit, welche die Propheten und Sibyllen der Sixtina annehmen würden. In dieser plastischen Form schwebten die Gestalten in Michelangelos Geiste. Wir müssen ihm recht geben: die Malereien der Sixtina erscheinen dagegen wie Skizzen. In unerhörter Eindringlichkeit sitzt dieser Übermensch da mit seinem steinernen Barte, seinem steinernen Mantel, seinen steinernen Muskeln, seinem steinernen Zorn. Kein Zorn, der aus irgend einem Grunde nun ausbrechen wird, sondern der Zorn, der in jedem Großen immer lebt, der die großen Thaten webt. Eine menschgewordene geistige Kraft, die die Erde zwingt. Man sehe diesem Moses nicht, wie es die Bürgersleute thun, wenn sie ihn sich zur Hochzeit schenken, vom rechten Knie her ins Profil, sondern man sehe ihm von vorn ins Gesicht, in den Sturm der Linien im Gewande, Arm und Barte: dann wird man Michelangelos inne werden. Denn auch hier ist das höchste Leben in der eigentümlichen Spannung der Ruhe eingeschlossen: wieder ein elektrischer Accumulator.

Der Moses ist die einzige der erwähnten Statuen, welche in schlechter Aufstellung schließlich an dem wirklichen Juliusgrab



Michelangelo, sixtinische Decke: Erythräische Sibylle.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York)

Verwendung fand, das man fern von den ursprünglichen Plänen in der Kirche San Pietro in vincoli 1545 errichtete. So lange sollte sich diese Tragödie noch hinziehen. Päpste kamen und Päpste gingen, mit anderen Aufträgen in Florenz und schließlich wieder in Rom ward Michelangelo belastet. Leo X., der Nachfolger Julius', ein Mediceer, den Springers strenge Feder mit einer besonders grausam-egoistischen Physiognomie gezeichnet hat, that das Meiste, den Ruhm seines Vorgängers zu schmälern. Hundert Wirren stürmten über Italien. In ruhigeren Augenblicken schlossen die Erben Julius' einen Kontrakt mit Michelangelo, die nächsten Wirren vernichteten ihn wieder und die Erben standen mit dem Scheine ratlos da. Wieder wurden Kontrakte geschlossen, wieder

wurden sie nicht gehalten, bis zuletzt alle die Lust verloren. Vierzig Jahre, nachdem Michelangelo mit der größten Begeisterung seines Lebens an dieses Werk gegangen war, wurde der geschmacklose Fassadenbau an der Wand von Pietro in vincoli errichtet, der die Reste des Unternehmens aufnahm. Andere Bildhauer halfen aus, Michelangelo war nicht einmal mit ihnen zufrieden. Ob er selbst schließlich noch die beiden weiblichen Statuen des thätigen und des beschaulichen Lebens gearbeitet hat, die rechts und links vom Moses stehen und mit der Lea und Rahel der schönen Danteverse Purg. 27, 97 in etwas unklarer Weise in Zusammenhang gebracht worden sind? Die eine hält Spiegel und Kranz, die andere betet. Bei Dante legt sich aber Lea auf weiter Wiese einen Kranz an, während Rahel den ganzen Tag ihre Augen im Spiegel bewundert.

* * *

Neben der Tragödie des Juliusdenkmals steht in Michelangelos Leben die Tragödie des „Mediceergrabes“. Aus einem Wust von Verhandlungen, Aufträgen, Marmorrechnungen, Arbeitsanfängen der verschiedensten Art, die aus den Briefen der zwanziger Jahre bekannt werden, lösen sich die Mediceergräber als das einzige Werk los, an dem wirklich etwas geschaffen wurde. Bücher lassen sich schreiben über die nicht auszudenkenden Ärgernisse, die der Meister mit seinem Samson (Pendant zum Florentiner David), mit seiner Christusstatue, mit der gewaltig ins Werk gesetzten Fassade der Lorenzokirche, mit seiner Apollofigur, seinem Ledabild, mit der Generalleitung der Festungswerke von Florenz durchzumachen hatte, ganz heterogene Aufträge, die in dieser politisch gänzlich verwirrten Zeit untereinander trafen, um nach unendlich qualvollen Wandlungen im Nichts sich aufzulösen oder ein Torso zu bleiben. Wir sehen den Meister in rasender Verzweiflung zwischen den konkurrierenden Marmorbrüchen verschiedener Städte, die ihn mit ihren Intriguen und falschen Versprechungen zermürben, wir sehen ihn aus dem bedrängten Florenz, in das ihn die verhängnisvolle Gunst der Medici wieder zurückgeholt hatte, plötzlich aus politischen Gründen fliehen und in demselben Momente, wo ihn neue Angebote Frankreichs treffen, wieder dorthin zurückkehren, dann jahrelang an der Arbeit verzweifeln und darauf wieder in wenige Monate eine übermenschliche Fülle von Entwürfen zusammendrängen — ein wüstes Chaos von eitlen Aufträgen, eitlen Entschlüssen, eitlen Hoffnungen, in deren Gewirr seine Person seltsam doppelseitig erscheint, einmal verzagt bis zur Sterbenssehnsucht, dann wieder von Hunderten mächtiger Gönner und Freunde umworben als der erste lebende Künstler der Welt. Seine Briefe schreien von dieser Qual.

Wie das Juliusgrab, so begann das Mediceergrab in der Florentiner Lorenzokirche mit den imposantesten Entwürfen, um, durch die bitteren Erfahrungen von Jahrzehnten mürbe gemacht, in einem elenden Kompromiß zu schließen. Von all den großen Mediceern, denen hier ein monumentales Familiengrab errichtet werden sollte, blieben die beiden kleinsten übrig: Giuliano und Lorenzo. Und was ihnen da errichtet wurde, ist weder ein Denkmal ihrer Persönlichkeiten, noch ist es überhaupt in Liebe zu ihnen geschaffen. Es ist ein ganz allgemeines Monument von Feldherren, und seine Note ist nicht Triumph, sondern Trauer. Die eigene Schwermut Michelangeloschen Geistes ruht auf ihm. Es ist wie eine Vergangenheit, die mit einem schwarzen Schleier behängt wurde. Michelangelo liebte bei aller Klugheit und Höflichkeit das Mediceergeschlecht nicht mehr; die einst Florenz seinen Ruhm gemacht hatten, machten jetzt seinen Untergang. Und er war ein Florentiner Patriot, der sich weder im Leben noch in der Kunst jemals für Tyrannei und Byzantinismus hat erwärmen können. Seine Welt steht über der einzelnen Person, seine Welt ist kein Hymnus auf irgend ein Porträt. Es ist merkwürdig, wie aus den Resten des Mediceerdenkmals, die da in der Lorenzokapelle aufgebaut worden sind, die Stimmung einer grandiosen Ruine einheitlich uns anweht. Bei dem Torso des Juliusdenkmals fühlen wir den Schmerz des Torsos; hier aber geht das Bewußtsein des Fragmentes und die marmorne Melancholie wunderbar ineinander.

Wenn gerade die sechs Mediceergrab-

Statuen — daneben steht noch eine unvollendete Madonna — jahrhundertelang das Evangelium der nachfolgenden Bildhauergeschlechter geworden sind, so ist das daraus ein üppiger Wechsel der Muskelberge und Muskelthäler auf, daß man fühlt, wie der Meißel tanzte. Keine Kleinlichkeit, kein armes Detail, keine Verlegenheitswirkung, alles in



Michelangelo, sixtinische Decke: Gott, Sonne, Mond und Pflanzen schaffend.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

erklärlich, daß Michelangelo selten eine so günstige Folie für seine Eigenart fand. Es sind alles Kraftmenschen in Ruhe, alles Accumulatoren, und auf den Körpern, die in diese Ruhe gebannt sind, spielt der Meißel mit wahrer Wonne. Es geht eine schwellende Bewegung über die Haut, es blüht großem Guß und großem Wurf, ein Nachempfinden des Lebens, daß selbst gewagte Stellungen überzeugen.

Da ist zuerst „Giuliano“, ein jüngerer Moses in der verhaltenen Kraft, die aus seiner Stellung spricht. Ein Bein eingezogen, den Kommandostab leicht und wie außer Ge-

brauch über die Knie gelegt, die Hände voll Mark und Knochen, über dem wulstigen Panzer ein langer Hals und darauf der Kopf barhaupt im Profil nach rechts, nach etwaiger Gefahr ausblickend. Als sein Pendant erscheint „Lorenzo" wie ein jüngerer Jeremias. Aber auch er ist ganz verhaltene Kraft. Die Kraft ruht im Nachsinnen. Er stützt den behelmten und beschatteten Kopf in die Linke, während die Rechte so lässig am Schenkel lehnt, daß die Handfläche nach außen gekehrt ist: eine echt michelangeleske Auflösung der körperlichen Kontinuität in einer regen geistigen Anstrengung. Dann die vier liegenden Figuren der Tageszeiten: auch diese alle Symbole verhaltener Kraft. Die „Nacht" ist der tiefste Schlaf, den je ein Künstler darstellte; denn dieses nackte, kräftige Weib ist so ermattet, daß sie gleichsam in der Blüte ihrer Kraft im Schlaf versteinert ist — sie zieht das linke Knie auf, setzt auf dieses den rechten Ellenbogen und stützt in die Rechte den gesenkten Kopf. Man meint, hier müsse Michelangelo an einem Leichnam probiert haben, so barock ist die Bewegung, die für einen Lebenden nicht auszuhalten scheint. Aber aus dieser Nachtstimmung ist auch sein „Tag" geschaffen. Dieser Tag ist kein Kerl, der Sonnenhöhen erklimmt und Sonnengewalten sprüht, sondern auch er liegt in träger Ruhe da, und seine spielenden Gelenke sind auf einen Haufen gefallen. Er rekelt sich, schlägt das linke Bein übers rechte, wirft den rechten Arm über die Brust, dreht den Rücken und doch den Kopf (nicht vollendet) dem Beschauer zu, der seinen Körper so gleichsam von vorn und von hinten mit einemmal sieht. Dieser so wild gewachsene Tag will nicht erwachen, will nicht Tag sein, er wäre kein Kind Michelangelos, wenn er nicht die Ruhe liebte, die seiner Kraft so paradox gegenübersteht und darum so leicht melancholisch wirkt. Die milderen Personen in dieser einzigartigen pessimistischen Vereinigung der Tageszeiten sind die „Aurora" und der „Crepusculo". Die Aurora ist ein junges und doch mächtiges Weib, das die schönen Glieder regt und den Tag wie in leiser, sinnender Klage begrüßt, mit der Linken den Schleier lüftend; der Crepusculo ist ein kräftiger Mann, der sich in den friedlichen Schatten des Abends zur Ruhe gelegt hat und traurig sinnend nach unten blickt. Morgen und Abend, die nachdenksamen Tageszeiten, sitzen auf dem Sarkophag des Lorenzo, dessen sinnende Statue, darüber in der Nische, in ihnen differenziert erscheint. Und ebenso liegen Tag und Nacht unter dem sanguinischen Giuliano, dessen unwilliges Spähen und gebundener Trotz in diesen Statuen ebenso zerlegt wird — denn der Schlaf dieser Nacht ist ein trotziger Schlaf und des Tages Wachen ein unwilliges. Einst sollten Flüsse, und Himmel und Erde, und Zeit und Raum sich an dieser Medicеertrauer beteiligen. „Himmel und Erde, Tag und Nacht" — so schrieb Michelangelo erklärend auf ein Skizzenblatt zur Zeit der großen Pläne — „reden und sagen: wir haben in unserem raschen Laufe den Herzog Giuliano zu Tode geführt und so ist es gerecht, daß er Rache nimmt. Die Rache aber ist die, daß er, nun wir ihn getötet, tot wie er ist, uns das Licht geraubt und mit seinen geschlossenen Augen die unseren geschlossen hat, so daß wir nicht mehr auf Erden leuchten. Was würde er erst aus uns gemacht haben, wenn er am Leben geblieben!"

* * *

Am Ende des langen Lebens von Michelangelo steht wieder ein Bild. Das Schicksal hatte ihm versagt, in der Plastik, wie er sich sehnte, den Genuß ungestörten Schaffens zu finden. Und obwohl er rechten Grund hatte, nach den Erfahrungen am Juliusdenkmal und an den Mediceergräbern an der Plastik zu verzweifeln, blieb sie dennoch immer so sehr seine Sehnsucht, daß seine Briefe wieder voller Flüche sind, als ihm die neue große Malerei übertragen wird. Paul III., der nunmehrige Papst, ein Farnese, hatte jahrzehntelang schon den heißen Wunsch gehegt, Michelangelo in seine Dienste zu nehmen. Als er nach langem Warten zur Regierung kam, duldete er keine Minute Aufschub. Er hatte für seinen Künstler einen schönen Auftrag auf dem Herzen: die Altarwand der Sixtina mit dem „Jüngsten Gericht" zu bemalen. Zwar waren da schon Fresken des alten Perugino und selbst zwei Lünetten von Michelangelos Hand, welche sich an die Decke anschlossen: aber die konn-



Madonna von Michelangelo, unvollendet (Medicigräber).
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

ten ja zerstört werden. Man hielt ihm die schwebenden Verträge wegen des Juliusgrabes entgegen: der Moses allein, meinte der Papst, genüge schon zur Ehre des Julius, für dessen monumentale Nekrologe er kein Interesse hatte. Schließlich besuchte Paul mit seinem ganzen Hofstaat den Meister selbst. Und solchem Drängen, wie es

noch nie ein Künstler erfahren hatte, durfte auch er nicht widerstehen. Er entschloß sich schweren Herzens wieder einige Jahre seines immer kostbareren Lebens der Malerei zu wid-



Michelangelo: Grabmal des Giuliano Medici.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

men. Sechs Jahre, bis Ende 1541, sehen wir ihn auf dem Gerüste der Altarwand. Wieder ganz allein. Die Hilfe des Sebastiano de Piombo, der schon lange Zeit nach dieser ehrenhaften Mitarbeiterschaft strebte, schlug er ab, zumal dieser auf eine seiner Lieblingsideen, die Verwendung der nordischen Ölmalerei an der Wand, zu sprechen kam. Ölmalen, meinte Michelangelo, sei für Weiber gut.

Das „Jüngste Gericht“ tritt uns heute in stark zerstörter Gestalt vor die Augen. Wir besitzen nicht mehr die Anleitung, welche ein frischer Farbenton der Analyse bietet. Es ist ein Gewühl dunkler Figuren, als ob die

Centaurenschlacht, die Michelangelo in seiner Jugend arbeitete, zu einer Riesenwand ausgestaltet worden wäre. Kaum vermögen wir von weitem zu unterscheiden, ob diese zurecht. Dann treffen wir den Mittelpunkt, den zornig hervorschreitenden Christus, dem sich mitleidsvoll Maria anschmiegt. Wir sehen über ihm Engel, deren Attribute wir



Michelangelo: Grabmal des Lorenzo Medici.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

oder jene Figur freudig oder traurig bewegt ist; selten fällt eine scharfe Silhouette auf. Langsam erst finden wir uns in dem Gewimmel steigender, fallender, kommender, gehender, aufrechter und verkürzter Menschen als die Marterwerkzeuge Christi erkennen. Um ihn herum verdichtet sich ein Kreis von Heiligen und Märtyrern, die ihre Symbole in den Händen tragen. Rechts sind sie deutlicher charakterisiert, links gehen sie über

Michelangelo „den Menschen“ sah, hat er hier in allen Lagen des Lebens, des Alters, der Beschäftigung kundgeben können. Daß ein Erwarten der Erlösung, ein dunkles Ahnen des Messias über dieser Welt ruht, ließ ihn die Lebenszustände bevorzugen, die ihm die liebsten waren: bloßes Schaffen, bloßes Existieren, bloßes An-Sich-Sein. Die Krone seiner Schöpfung war der einzige Rivale, den er anerkennen mochte: der Herrgott selbst. Sein Herrgott, eine der seltensten Offenbarungen unseres Menschengeistes, ward fortan ein unveränderlicher Typus.

* * *

Wir erinnern uns: vor der Sixtinadecke hatte Michelangelo mit dem **Grabdenkmal für Julius II.** begonnen. Dieses Grabdenkmal sollte noch sein Martyrium werden. Da nicht einmal sein Plan feststand, war es kein Wunder, daß vor der Sixtina-Arbeit und nachher, als er die bereitliegenden Blöcke wieder in Angriff nahm, der Plan des Ganzen einer fortwährenden Änderung unterworfen wurde. Es bildet ein eigenes historisches Kapitel, diese Pläne zu sichten und zu beschreiben. Nachdem der erste Plan verworfen war, schien der zweite ihn sogar an Größe zu übertreffen. Vierundzwanzig Statuen zählte man am Unterbau, elf über Lebensgröße am Oberbau. Und dieses Werk war ja die ganze Hoffnung des Meisters, der hier in seiner eigensten Sprache, der Plastik, breiter und gewichtiger dachte auszudrücken zu können, wozu ihm die Malerei, ein Surrogat, nie genügt hatte. Aber bald, nach dem plötzlichen Tode des Papstes, ging man ans Reduzieren, und das Denkmal schrumpfte zusehends ein. Die Tabernakel, in welche siegende Figuren zu stehen kommen sollten, und die Pfeiler, vor denen sich Michelangelo besiegte Gestalten dachte, wurden immer geringer an Zahl. Auf jene Sieger führt man einige Statuen zurück, die in Florenz und Petersburg zerstreut sind. Von den Besiegten, mit denen schon nach den erhaltenen Skizzen Michelangelo sich eifriger beschäftigte, haben sich zwei sichere Exemplare erhalten, die berühmten „**Sklaven**“ des Louvre. Einige meinen, es seien die Künste, die mit dem Tode Julius' II. gefesselt seien. Doch im Ernst kann wohl davon nicht die Rede sein. Brauchen wir eine andere Erklärung, als daß sie eben durch ihren Typus nur das Los der Besiegten markieren, eine Folie des Triumphes dieses kriegerischen Papstes, wie sie sich auf römischen Imperatorendenkmälern nicht anders fand? Was der Künstler Michelangelo an solchen Figuren liebte, wissen wir jetzt. Man sehe sich die Oxforder Skizzen an, diese verschränkten nackten Körper, die aus den Fesseln sich lösen möchten. Oder man studiere die feine Erschlaffung aller Glieder, die der eine Pariser Gefangene zeigt, der wenige Augenblicke vor dem Tode gedacht ist, und den Krampf der letzten Kräfte, den der andere Gefesselte durch seinen machtvollen Körper zwängt. Es ist jener Zwitterzustand zwischen höchstem Leben und zwingendem Tode, zwischen Kraft und Erschlaffung, den er in hundert Formen besungen hat. Die dritte Statue, die von den Entwürfen zum Juliusgrab ausgeführt wurde, ist der berühmte „**Moses**“. Der Moses ist eine Probe auf die Wirklichkeit, welche die Propheten und Sibyllen der Sixtina annehmen würden. In dieser plastischen Form schwebten die Gestalten in Michelangelos Geiste. Wir müssen ihm recht geben: die Malereien der Sixtina erscheinen dagegen wie Skizzen. In unerhörter Eindringlichkeit sitzt dieser Übermensch da mit seinem steinernen Barte, seinem steinernen Mantel, seinen steinernen Muskeln, seinem steinernen Zorn. Kein Zorn, der aus irgend einem Grunde nun ausbrechen wird, sondern der Zorn, der in jedem Großen immer lebt, der die großen Thaten webt. Eine menschgewordene geistige Kraft, die die Erde zwingt. Man sehe diesem Moses nicht, wie es die Bürgersleute thun, wenn sie ihn sich zur Hochzeit schenken, vom rechten Knie her ins Profil, sondern man sehe ihm von vorn ins Gesicht, in den Sturm der Linien im Gewande, Arm und Barte: dann wird man Michelangelos inne werden. Denn auch hier ist das höchste Leben in der eigentümlichen Spannung der Ruhe eingeschlossen: wieder ein elektrischer Accumulator.

Der Moses ist die einzige der erwähnten Statuen, welche in schlechter Aufstellung schließlich an dem wirklichen Juliusgrab



Michelangelo, sixtinische Decke: Erythräische Sibylle.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York)

Verwendung fand, das man fern von den ursprünglichen Plänen in der Kirche San Pietro in vincoli 1545 errichtete. So lange sollte sich diese Tragödie noch hinziehen. Päpste kamen und Päpste gingen, mit anderen Aufträgen in Florenz und schließlich wieder in Rom ward Michelangelo belastet. Leo X., der Nachfolger Julius', ein Mediceer, den Springers strenge Feder mit einer besonders grausam-egoistischen Physiognomie gezeichnet hat, that das Meiste, den Ruhm seines Vorgängers zu schmälern. Hundert Wirren stürmten über Italien. In ruhigeren Augenblicken schlossen die Erben Julius' einen Kontrakt mit Michelangelo, die nächsten Wirren vernichteten ihn wieder und die Erben standen mit dem Scheine ratlos da. Wieder wurden Kontrakte geschlossen, wieder

wurden sie nicht gehalten, bis zuletzt alle die Lust verloren. Vierzig Jahre, nachdem Michelangelo mit der größten Begeisterung seines Lebens an dieses Werk gegangen war, wurde der geschmacklose Fassadenbau an der Wand von Pietro in vincoli errichtet, der die Reste des Unternehmens aufnahm. Andere Bildhauer halfen aus, Michelangelo war nicht einmal mit ihnen zufrieden. Ob er selbst schließlich noch die beiden weiblichen Statuen des thätigen und des beschaulichen Lebens gearbeitet hat, die rechts und links vom Moses stehen und mit der Lea und Rahel der schönen Danteverse Purg. 27, 97 in etwas unklarer Weise in Zusammenhang gebracht worden sind? Die eine hält Spiegel und Kranz, die andere betet. Bei Dante legt sich aber Lea auf weiter Wiese einen Kranz an, während Rahel den ganzen Tag ihre Augen im Spiegel bewundert.

* *
*

Neben der Tragödie des Julinsdenkmals steht in Michelangelos Leben die Tragödie des „Mediceergrabes“. Aus einem Wust von Verhandlungen, Aufträgen, Marmorrechnungen, Arbeitsanfängen der verschiedensten Art, die aus den Briefen der zwanziger Jahre bekannt werden, lösen sich die Mediceergräber als das einzige Werk los, an dem wirklich etwas geschaffen wurde. Bücher lassen sich schreiben über die nicht auszudenkenden Ärgernisse, die der Meister mit seinem Samson (Pendant zum Florentiner David), mit seiner Christusstatue, mit der gewaltig ins Werk gesetzten Fassade der Lorenzokirche, mit seiner Apollofigur, seinem Ledabild, mit der Generalleitung der Festungswerke von Florenz durchzumachen hatte, ganz heterogene Aufträge, die in dieser politisch gänzlich verwirrten Zeit untereinander trafen, um nach unendlich qualvollen Wandlungen in Nichts sich aufzulösen oder ein Torso zu bleiben. Wir sehen den Meister in rasender Verzweiflung zwischen den konkurrierenden Marmorbrüchen verschiedener Städte, die ihn mit ihren Intrigen und falschen Versprechungen zermürben, wir sehen ihn aus dem bedrängten Florenz, in das ihn die verhängnisvolle Gunst der Medici wieder zurückgeholt hatte, plötzlich aus politischen Gründen fliehen und in demselben Momente, wo ihn neue Angebote Frankreichs treffen, wieder dorthin zurückkehren, dann jahrelang an der Arbeit verzweifeln und darauf wieder in wenige Monate eine übermenschliche Fülle von Entwürfen zusammendrängen — ein wüstes Chaos von eitlen Aufträgen, eitlen Entschlüssen, eitlen Hoffnungen, in deren Gewirr seine Person seltsam doppelseitig erscheint, einmal verzagt bis zur Sterbenssehnsucht, dann wieder von Hunderten mächtiger Gönner und Freunde umworben als der erste lebende Künstler der Welt. Seine Briefe schreien von dieser Qual.

Wie das Julinsgrab, so begann das Mediceergrab in der Florentiner Lorenzokirche mit den imposantesten Entwürfen, um, durch die bitteren Erfahrungen von Jahrzehnten mürbe gemacht, in einem elenden Kompromiß zu schließen. Von all den großen Mediceern, denen hier ein monumentales Familiengrab errichtet werden sollte, blieben die beiden kleinsten übrig: Giuliano und Lorenzo. Und was ihnen da errichtet wurde, ist weder ein Denkmal ihrer Persönlichkeiten, noch ist es überhaupt in Liebe zu ihnen geschaffen. Es ist ein ganz allgemeines Monument von Feldherren, und seine Note ist nicht Triumph, sondern Trauer. Die eigene Schwermut Michelangeloschen Geistes ruht auf ihm. Es ist wie eine Vergangenheit, die mit einem schwarzen Schleier behängt wurde. Michelangelo liebte bei aller Klugheit und Höflichkeit das Mediceergeschlecht nicht mehr; die einst Florenz seinen Ruhm gemacht hatten, machten jetzt seinen Untergang. Und er war ein Florentiner Patriot, der sich weder im Leben noch in der Kunst jemals für Tyrannei und Byzantinismus hat erwärmen können. Seine Welt steht über der einzelnen Person, seine Welt ist kein Hymnus auf irgend ein Porträt. Es ist merkwürdig, wie aus den Resten des Mediceerdenkmals, die da in der Lorenzokapelle aufgebaut worden sind, die Stimmung einer grandiosen Ruine einheitlich uns anweht. Bei dem Torso des Juliusdenkmals fühlen wir den Schmerz des Torsos; hier aber geht das Bewußtsein des Fragmentes und die marmorne Melancholie wunderbar ineinander.

Wenn gerade die sechs Mediceergrab-

Statuen — daneben steht noch eine unvollendete Madonna — jahrhundertelang das Evangelium der nachfolgenden Bildhauergeschlechter geworden sind, so ist das daraus erklärlich, daß Michelangelo selten eine so günstige Folie für seine Eigenart fand. Es sind alles Kraftmenschen in Ruhe, alles Accumulatoren, und auf den Körpern, die in diese Ruhe gebannt sind, spielt der Meißel mit wahrer Wonne. Es geht eine schwellende Bewegung über die Haut, es blüht ein üppiger Wechsel der Muskelberge und Muskelthäler auf, daß man fühlt, wie der Meißel tanzte. Keine Kleinlichkeit, kein armes Detail, keine Verlegenheitswirkung, alles in großem Guß und großem Wurf, ein Nachempfinden des Lebens, daß selbst gewagte Stellungen überzeugen.



Michelangelo, sixtinische Decke: Gott, Sonne, Mond und Pflanzen schaffend.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Da ist zuerst „Giuliano“, ein jüngerer Moses in der verhaltenen Kraft, die aus seiner Stellung spricht. Ein Bein eingezogen, den Kommandostab leicht und wie außer Ge-

brauch über die Knie gelegt, die Hände voll Mark und Knochen, über dem wulstigen Panzer ein langer Hals und darauf der Kopf barhaupt im Profil nach rechts, nach etwaiger Gefahr ausblickend. Als sein Pendant erscheint „Lorenzo" wie ein jüngerer Jeremias. Aber auch er ist ganz verhaltene Kraft. Die Kraft ruht im Nachsinnen. Er stützt den behelmten und beschatteten Kopf in die Linke, während die Rechte so lässig am Schenkel lehnt, daß die Handfläche nach außen gekehrt ist: eine echt michelangeleske Auflösung der körperlichen Kontinuität in einer regen geistigen Anstrengung. Dann die vier liegenden Figuren der Tageszeiten: auch diese alle Symbole verhaltener Kraft. Die „Nacht" ist der tiefste Schlaf, den je ein Künstler darstellte; denn dieses nackte, kräftige Weib ist so ermattet, daß sie gleichsam in der Blüte ihrer Kraft im Schlaf versteinert ist — sie zieht das linke Knie auf, setzt auf dieses den rechten Ellenbogen und stützt in die Rechte den gesenkten Kopf. Man meint, hier müsse Michelangelo an einem Leichnam probiert haben, so barock ist die Bewegung, die für einen Lebenden nicht auszuhalten scheint. Aber aus dieser Nachtstimmung ist auch sein „Tag" geschaffen. Dieser Tag ist kein Kerl, der Sonnenhöhen erklimmt und Sonnengewalten sprüht, sondern auch er liegt in träger Ruhe da, und seine spielenden Gelenke sind auf einen Haufen gefallen. Er rekelt sich, schlägt das linke Bein übers rechte, wirft den rechten Arm über die Brust, dreht den Rücken und doch den Kopf (nicht vollendet) dem Beschauer zu, der seinen Körper so gleichsam von vorn und von hinten mit einemmal sieht. Dieser so wild gewachsene Tag will nicht erwachen, will nicht Tag sein, er wäre kein Kind Michelangelos, wenn er nicht die Ruhe liebte, die seiner Kraft so paradox gegenübersteht und darum so leicht melancholisch wirkt. Die milderen Personen in dieser einzigartigen pessimistischen Vereinigung der Tageszeiten sind die „Aurora" und der „Crepusculo". Die Aurora ist ein junges und doch mächtiges Weib, das die schönen Glieder regt und den Tag wie in leiser, sinnender Klage begrüßt, mit der Linken den Schleier lüftend; der Crepusculo ist ein kräftiger Mann, der sich in den friedlichen Schatten des Abends zur Ruhe gelegt hat und traurig sinnend nach unten blickt. Morgen und Abend, die nachdenksamen Tageszeiten, sitzen auf dem Sarkophag des Lorenzo, dessen sinnende Statue, darüber in der Nische, in ihnen differenziert erscheint. Und ebenso liegen Tag und Nacht unter dem sanguinischen Giuliano, dessen unwilliges Spähen und gebundener Trotz in diesen Statuen ebenso zerlegt wird — denn der Schlaf dieser Nacht ist ein trotziger Schlaf und des Tages Wachen ein unwilliges. Einst sollten Flüsse, und Himmel und Erde, und Zeit und Raum sich an dieser Mediceertrauer beteiligen. „Himmel und Erde, Tag und Nacht" — so schrieb Michelangelo erklärend auf ein Skizzenblatt zur Zeit der großen Pläne — „reden und sagen: wir haben in unserem raschen Laufe den Herzog Giuliano zu Tode geführt und so ist es gerecht, daß er Rache nimmt. Die Rache aber ist die, daß er, nun wir ihn getötet, tot wie er ist, uns das Licht geraubt und mit seinen geschlossenen Augen die unseren geschlossen hat, so daß wir nicht mehr auf Erden leuchten. Was würde er erst aus uns gemacht haben, wenn er am Leben geblieben!"

* * *

Am Ende des langen Lebens von Michelangelo steht wieder ein Bild. Das Schicksal hatte ihm versagt, in der Plastik, wie er sich sehnte, den Genuß ungestörten Schaffens zu finden. Und obwohl er rechten Grund hatte, nach den Erfahrungen am Juliusdenkmal und an den Mediceergräbern an der Plastik zu verzweifeln, blieb sie dennoch immer so sehr seine Sehnsucht, daß seine Briefe wieder voller Flüche sind, als ihm die neue große Malerei übertragen wird. Paul III., der nunmehrige Papst, ein Farnese, hatte jahrzehntelang schon den heißen Wunsch gehegt, Michelangelo in seine Dienste zu nehmen. Als er nach langem Warten zur Regierung kam, duldete er keine Minute Aufschub. Er hatte für seinen Künstler einen schönen Auftrag auf dem Herzen: die Altarwand der Sixtina mit dem „Jüngsten Gericht" zu bemalen. Zwar waren da schon Fresken des alten Perugino und selbst zwei Lünetten von Michelangelos Hand, welche sich an die Decke anschlossen: aber die konn-



Madonna von Michelangelo, unvollendet (Medicigräber).
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

ten ja zerstört werden. Man hielt ihm die schwebenden Verträge wegen des Juliusgrabes entgegen: der Moses allein, meinte der Papst, genüge schon zur Ehre des Julius, für dessen monumentale Nekrologe er kein Interesse hatte. Schließlich besuchte Paul mit seinem ganzen Hofstaat den Meister selbst. Und solchem Drängen, wie es

noch nie ein Künstler erfahren hatte, durfte auch er nicht widerstehen. Er entschloß sich schweren Herzens wieder einige Jahre seines immer kostbareren Lebens der Malerei zu widab, zumal dieser auf eine seiner Lieblingsideen, die Verwendung der nordischen Ölmalerei an der Wand, zu sprechen kam. Ölmalen, meinte Michelangelo, sei für Weiber gut.



Michelangelo: Grabmal des Giuliano Medici.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

men. Sechs Jahre, bis Ende 1541, sehen wir ihn auf dem Gerüste der Altarwand. Wieder ganz allein. Die Hilfe des Sebastiano de Piombo, der schon lange Zeit nach dieser ehrenhaften Mitarbeiterschaft strebte, schlug er

Das „Jüngste Gericht" tritt uns heute in stark zerstörter Gestalt vor die Augen. Wir besitzen nicht mehr die Anleitung, welche ein frischer Farbenton der Analyse bietet. Es ist ein Gewühl dunkler Figuren, als ob die

Centaurenschlacht, die Michelangelo in seiner Jugend arbeitete, zu einer Riesenwand ausgestaltet worden wäre. Kaum vermögen wir von weitem zu unterscheiden, ob diese zurecht. Dann treffen wir den Mittelpunkt, den zornig hervorschreitenden Christus, dem sich mitleidsvoll Maria anschmiegt. Wir sehen über ihm Engel, deren Attribute wir



Michelangelo: Grabmal des Lorenzo Medici.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York)

oder jene Figur freudig oder traurig bewegt ist; selten fällt eine scharfe Silhouette auf. Langsam erst finden wir uns in dem Gewimmel steigender, fallender, kommender, gehender, aufrechter und verkürzter Menschen als die Marterwerkzeuge Christi erkennen. Um ihn herum verdichtet sich ein Kreis von Heiligen und Märtyrern, die ihre Symbole in den Händen tragen. Rechts sind sie deutlicher charakterisiert, links gehen sie über

in die allgemeine, titellose Schar der Seligen, die wir aufsteigen sehen aus den Tiefen der Erde, immer freier in der Bewegung, immer muskulöser und lebensähnlicher, bis zu den Gerippen, die unten den Gräbern entsteigen. Rechts unten finden wir die Hölle, der gerade durch Charon eine neue, zusammengepackte Portion Unseliger zugeführt wird; bis in die Mitte hinauf sehen wir Unselige durch Teufel hinabgezogen, deren Scharen sich nach rechts in unzähligen Köpfen so weit fortsetzen, wie die Scharen der Seligen links. Unter Christus aber trägt eine Wolke die Posaunenengel, deren aufweckende Töne brausend durch das Weltall eilen. Allmählich gewinnen die Gestalten in diesem Riesenbilde, zu dem die Zeit und Geduld vergangener Jahrhunderte gehören, für den gar zu hastigen Blick des modernen Menschen feste Form und Empfindung, und wir begrüßen den Geist Michelangelos nach seinen drei Seiten hin: wie er seine Menschenlandschaft auffaßte, wie er den einzelnen Personen Gestalt gab, wie er die Stimmung seiner Scenerie festlegte.

Menschen-Landschaft! Der gewöhnliche Sterbliche sieht die Schönheit der Natur in Bergen, Wäldern und Wassern, die im zögernden Morgenlicht daliegen oder in dem goldenen Frieden des Abends, und in dieser Umgebung steht der Mensch wie ein Teil des Ganzen, ein Stückchen, das Leben gewann. Michelangelo hat diese Landschaft nie gesehen, er hat sie übersehen, weil seine Phantasie die Natur sich vorstellt in lauter Gebilden körperlicher Formen — ein neuer Anthropomorphismus. Der Mensch, der Michelangelos letztes Ziel allüberall blieb, konnte ihm ausreichen für die Sprache der Natur und die Symbole ihrer Landschaft. Er nimmt seine Hand voll Menschen und wirft sie in großen Zügen durch die Himmel, und dort stehen ihre Massen und die Massen ihrer Empfindungen und Sehnsüchte, wie wenn Gott eine zweite Welt nach der ersten geschaffen hätte, in der alles Unorganische wegblieb und das letzte Stück der alten Welt, der Mensch, ganz allein den Inhalt der neuen füllte. Die Danteische Scenerie ist überwunden, und eine Metaphysik der seelischen Landschaft tritt an ihre Stelle. In unendlichen Scharen steigen die Seligen auf, in unendlichen Scharen sinken die Unseligen hinab, Engel und Teufel führen den Krieg um die Seelen, und Christus, unter Posaunenstößen, rollt durch die Ewigkeiten daher, vom Stabe der Heiligen umgeben, und er wird Ewigkeiten weiter dahinstürmen, und in jeder Sekunde des ewigen Gerichts werden zu seinen Seiten die Seligen und Unseligen zu Millionen steigen und fallen. Das ist Menschenlandschaft! Der Gedanke ist Fleisch und Blut geworden und die Natur fließt in den großen Strömen der Empfindungssummen.

Den einzelnen Menschen aber löst er ganz von der Erde los. Die Naturgesetze sind aufgehoben, Schwerkraft, Raum und Zeit haben ihre Macht eingebüßt. Jedes Individuum ist auf sich selbst gestellt, nur von dieser einen Empfindung des anbrechenden Gerichts erfüllt, ohne Traditionen und ohne Rücksichten seinen Körper auslebend. Eine Gemeinschaft losgelöster, in sich ruhender Menschen, nach dem Ideale Michelangelos. An der Spitze Christus, nicht nur ganz unbekleidet, wie schon die Florentiner Statue war, sondern auch unbärtig, wie man es seit den Zeiten des ersten Kaiserreichs nirgends gesehen hatte. Christus hat nur noch eine schwache Erinnerung an den mittelalterlichen Typus des Richters, wenn er die Seligen mit der Rechten hinauf, die Unseligen mit der Linken hinunter weist. Die gehobene Rechte und gesenkte Linke sind Gebärden des zornigen Königs geworden, der nicht mehr zeigt, sondern nur empfindet, und von seiner Empfindung geht das Urteil in die Menschenscharen unsichtbar über. Christus ist kein Typus mehr, er ist die unerhört kühne und neue Gestalt des Weltenrichters an sich. Dem königlichen Richter tragen die Engel seine Marter-Insignien nach, die Heiligen quälen sich selbst mit ihrer Last und sind irdisch bedacht, ihren Ruhm zu zeigen, Bartholomäus seine Haut, Laurentius den Rost. Der neronische Kopf des Christus blickt über sie, wie Bagatellen, hinweg — kann solches Vorrechnen der Schuld seinen Zorn wirklich steigern? Ungeschmätt bewährt sich Michelangelos Körperkunst in den zahlreichen Gruppen der Seligen und Unseligen. Das Paar, welches am Rosenkranze heraufgezogen wird, die verkürzten

Männer, welche von den Wolkenstufen hinabblicken, der Unselige, welcher kauernd, das Gesicht in der Hand, der Hölle zugleitet, brennen sich in das Gedächtnis ein. Wie viel Kinder hat dieser Unselige, en face sitzend, seitdem in der Kunst gezeugt!

Ein Michelangelo nahm davon Abstand, das „Jüngste Gericht“ episch auszugestalten. Er schilderte nicht etwa nach Orcagnas Muster die verschiedenen Dutzend Qualen, welche in der Hölle verübt werden, noch griff er in Fiesoles Saiten, um einen Hymnus auf die thatsächlichen Freuden des Paradieses zu singen, sondern der Ernst des Gerichtes gab ihm die ganze Stimmung des Bildes. Nur so konnte er ganz der Menschenbildner bleiben, nur so konnte er seine Körper in die Zustände der Erwartung, der tastenden Empfindung, des seelischen Erwachens bringen, die er liebte. Die letzten der Unseligen hoffen noch, die letzten der Seligen fürchten noch, der Schauer der Zukunft liegt über ihnen. Es ist ein großes Wachwerden, wie bei allen Werken Michelangelos.

Im „Jüngsten Gericht“ hatte der Meister sein letztes großes Wort gesprochen, zum letztenmal ein Weltbild seiner Kunst gegeben. Noch werden seine Fresken in der Capella Paolina erwähnt, aber sie sind zerstört und nur in Nachbildungen kenntlich. Auch dort war in dem Thema „Bekehrung des Paulus“ ein Motiv michelangelesker Seelendramatik mit den gleichen Mitteln behandelt. Wer weiß es nicht, daß sein „Jüngstes Gericht“ beinahe einer mutwilligen Zerstörung zum Opfer gefallen ist? Was würden uns da Kopien helfen? Es ist fürchterlich, daran zu denken, daß es Männer gab, welche diese edle nackte Welt für Badestubenmalerei erklärten und ihre Entfernung beantragten. Hat Gott Adam und Eva in Kleidern geschaffen, und war das Feigenblatt nicht das Symbol der Sünde? Es kann keine Sittlichkeit geben, welche sich auf dieser Sünde aufbaut. Es ist ein Glück, daß die Männer, welche Nacktheit und Unsittlichkeit, zwei so grundverschiedene Dinge, miteinander verwechselten, nicht ganz ihr Ziel erreichten. Halb gelang es ihnen. Man kaufte einen Maler, den armen Daniele da Volterra, der davon den Beinamen „Hosenmacher“ behielt, und ließ ihn über alle Blößen Kleiderfetzen malen. In diesem lächerlichen Zustande ist das „Jüngste Gericht“ bis heute geblieben. Michelangelo aber, der in diesem Bilde ein großes Künstlertemperament über das orthodoxe Christentum siegen ließ, hatte seine Rache schon darin einverleibt. Das Porträt des päpstlichen Ceremonienmeisters, der schon während der Arbeit über diese „lutheranische“ Ketzerei die Hände zusammengeschlagen hatte, benutzte er für Minos, den schlangenumgürteten, herzlosen Richter der Hölle.

* * *

Faust beschäftigt sich am Ende seines Lebens voll Sehnsucht und Erfahrung mit dem Bau eines großen Kanals. Es ist psychologisch kein Rätsel, warum der Denker und der Künstler, nachdem sein Schaffensdrang tausend Illusionen durchgemacht und die Schmerzen aller geistigen Ideale erfahren hat, am Schlusse gern exakt wird. Es ist eine beseligende Rückkehr zur Natur, deren Walten ohne Illusionen und ohne Schmerzen ist, treu, ehrlich und massiv. Alles Leben, welches eine Entfernung von der Natur war, betet man ihr in dieser letzten Stunde wieder ab, da sie dem müden Wanderer ihre Pforten öffnet. Einen Schlüter finden wir als alten Mann mit dem perpetuum mobile beschäftigt, einen Eosander mit Chemie. Welchen unendlichen Reiz mußte es haben, der exakten Natur nachspürend, rein sinnlich nun schaffen zu können. Raphael war in seinen letzten Tagen Architekt, und auch Michelangelo hat sich der Architektur zuletzt willig in die Arme geworfen. Was Plastik? Was Malen? Aus dem Boden der Erde in Riesendimensionen den Geist lebendig werden lassen, Denkmäler aufschichten, die Jahrtausende überdauern!

Einst hatte Michelangelo die Fassade der Florentiner Lorenzokirche gezeichnet, so gewaltig, wie nie eine Fassade war. Sie wurde nicht ausgeführt. Was Florenz an ihm verloren, gewann Rom. Rom hätte unter seinen Händen ein einziges Riesendenkmal der Renaissance werden können. Um den Kapitolsplatz entwarf er eine Glanzarchitektur, in deren Mitte als Hüter der ewigen Stadt der alte Mark Aurel stand —



Michelangelo, Medicigräber: Die Nacht.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

einiges davon ward später ausgeführt. Den Palazzo Farnese dachte er sich als Beginn einer großen Prachtstraße in Trastevere, die von einer Monumentalbrücke eingeleitet wurde — nur an dem Hof des Palazzo hat er schließlich mitgearbeitet. Die Peterskirche hatte er, nachdem ihn der Papst an die Bauleitung berufen, als gewaltiges gleichschenkeliges Kreuz mit einer Kolossalkuppel entworfen — die Kuppel wurde nach seinem Tode ausgeführt und das Kreuz in unglaublichem Mißverständnis nach vorn verlängert.

In die Geschichte der Peterskirche, die in der neuen Gestalt seit 1506 aufwuchs, spielen allerlei antike Einflüsse. Bald begegnen wir den gewaltigen Tonnengewölben der Konstantinsbasilika, bald der Pantheonkuppel, bald der Kolosseums Kreisfassade. Seitdem Bramante das gleichschenkelige Kreuz, den Centralbau, als Grundriß festgestellt hatte, war man über diesen Punkt wenigstens einig, daß die Vierung aus einer Kuppel über vier starken, im Quadrat stehenden Pfeilern sich bilden sollte. Man baute vorsichtig, an vierzig Jahre vergingen über der ordentlichen Fundamentierung und dem Ausbau dieser Pfeiler, deren Größe in der ganzen mittelalterlichen Basilika-Architektur unerhört gewesen war. Aber während man an den Pfeilern herumprobierte, änderten sich die Pläne des übrigen Baues. Jeder der berühmten Architekten, die seit Bramante die Leitung gehabt hatten, brachte sein Privatplänchen mit, das sich um die Riesenpfeiler gruppierte. Der eine verwarf das griechische Kreuz und befürwortete ein Langhaus nach alter abendländischer Art (das war Raphael), der andere machte nach dem Muster des Kolosseums eine Kreisfassade und erhielt so die merkwürdigsten Winkel und Ecken im Inneren (das war San Gallo). Michelangelo verwarf das Langhaus und den Kreis und stellte die Reinheit des Bramanteschen Gedankens wieder her. Sein Petersgrundriß ist groß und einfach: zwei konzentrische Quadrate, über deren mittlerem die Kuppel ruht, an der Vorderseite ein Säulenportal,



Michelangelo, Medicigräber: Der Tag.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

an den drei Seiten des gleichschenkeligen Kreuzes Rundnischen. Er erlebte nur noch den Riesentambour, auf dem die doppelschalige Kuppel, ungefähr nach seinem Holzmodell, später innerhalb eines Jahres aufgeführt wurde. Aber die Wirkung seiner Kuppel vernichtete man dadurch, daß man bei dem Weiterbau der Kirche nach vorn wieder das Langhaus wählte, das dem Nahestehenden die Kuppel verdeckt. Als man diese Sünde einsah und Bernini zur vermeintlichen Verschiebung des Gesichtspunktes seine beiden großen Kolonnaden vor die Fassade baute, die heute den Petersplatz umrahmen, war es zu spät. Die Kolonnaden stehen als eine bittere Ironie auf Michelangelo da, ein steinernes pater peccavi.

Michelangelos Aufriß der Peterskirche überwältigt durch den Eindruck dieser Kuppel, die mit ihrem Tambour gewaltiger ist als der Kirchenbau selbst. Die Fassade der Kirche, auch da, wo das Säulenportal in drei Risalitecken vorspringt, ist wesentlich in einen Unterbau von Säulenhöhe und einen Attika-Oberbau geteilt, auf dessen Balustrade Statuen stehen. Zwischen den Säulen und Pfeilern sind Fenster und Nischen wechselnder, oft schon barocker Formen. Auf den Kreuz-Enden sitzen kleinere Kuppeln, auf den Chorabschlüssen barocke Statuentempelchen. Aber alles das ist nur wie ein Fundament zur überragenden Kuppel. Sie steigt auf einem runden Tambour auf, der durch gekröpfte Doppelsäulen mit Statuen, dazwischen Fenstern und Guirlanden (ähnlich wie er es bei der Lorenzobibliothek gemacht) gegliedert ist. Die Kuppel selbst erscheint noch mit drei Reihen Fenstern durchbrochen und schließt in einer gewaltigen Laterne. Es war die erste ganz selbständig wirkende Kuppel der Welt! Kuppeln hatte schon der antike Orient. Sie saßen flach oder glockenförmig über assyrischen Häusern. Der Hellenismus entwickelte sie weiter, liebte sie bei öffentlichen Gebäuden und monumentalen Straßenkreuzungen. Das römische Reich nahm das Motiv gern auf. Die flache Pantheonskuppel über dem Rundbau ist für uns die älteste. Bald trat das

Problem schärfer auf, über Polygonen oder gar Quadraten Kuppeln zu wölben. Über Polygonen konnte man leicht Rippenkuppeln bauen, wie sie das Achteck der Caracallathermen oder das Zehneck der sogenannten Minerva Medica in Rom zeigt. Schwieriger war das Quadrat. Langsam verfolgen wir in syrischen Bauten die Lösung. Entweder ist es eine Hängekuppel, die über dem umschriebenen Kreis konstruiert und von Bogenwänden getragen wird, oder es ist die richtige Kuppel des einbeschriebenen Kreises, zu deren Überleitung man allmählich die sphärischen Dreiecke, die Pendentifs, in die Zwickel der Bogenwände einschiebt. Erst im sechsten Jahrhundert, in der Sophienkirche, ist das Problem ganz gelöst. Aber die Kuppel ist flach und von kleinen Strebepfeilern umkränzt. Man hat sie von innen konstruiert, ihre Außenansicht interessiert so wenig, wie hin, in die byzantinische Kunst, in die maurische Kunst. Man ahnt nicht, was eine Kuppel formell bedeuten kann. Erst die Renaissance beginnt es zu ahnen, die ja zuerst Außenarchitektur folgerichtig entwickelte. Brunellesco macht seine hohe Florentiner Domkuppel, aber es ist eine Rippenkuppel, ein aufgewölbtes Polygon. Kleine Kuppeln wachsen hier und da auf. Erst Michelangelo thut den großen Griff. Keine flache Konstruktionskuppel mehr, wie tausend Jahre vorher in Byzanz, wächst über dem Quadrat empor, sondern ein stolzes, selbstbewußtes Gewölbe, ein neugewonnenes monumentales Glied der Baukunst.

In dieser Entdeckung sehen wir Michelangelos Geist walten. Wie die Welt seiner Menschen steht dieser Bau in großen, einfachen Linien da, ein Stück Schöpfung, das in sich selbst ruht und in seiner bezwingen-



Michelangelo, Medicigräber: Der Abend.
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

je eine Außenansicht die Antike interessiert hat. Man umbaut sogar die Kuppel mit Treppen oder Zeltdächern. Die flache Kuppel bleibt, über das Grabmal des Theodorich den Erscheinung ohne Tradition, ohne Rücksicht seine ganze Existenzberechtigung trägt. Und wie eine neue Schöpfung nach Gottvater wölbt sich die erste Riesenkuppel der

Erde, kein Körper mehr aus dem geraden und rechtwinkeligen Material des naturgemäßen Bauens, sondern eine zweite Natur, eine Fortsetzung durch den Menschen und größte Offenbarung seines rechnenden, sinnenden, verknüpfenden Geistes.

* * *

Fast neunzig Jahre hielt die dämonische Kraft Michelangelos an. Gegen den Abend des 18. Februar 1564, ungefähr um die Zeit, da Shakespeare drüben im Norden geboren wurde, schloß er die Augen. Keine bestimmte Krankheit hat ihn hinweggerafft, er starb an Müdigkeit, den natürlichsten Tod des Greises. Zugleich mit der Nachricht von seinem Tode an den Herzog Cosimo in Florenz ging schon die Bewerbung des Baumeisters Nanni um Protektion für die Nachheimlich nach Florenz gebrachten Leiche Patroklusfeste und trauerte in großen Gebärden. Aber die Sonne stand nicht in ihrem Laufe still.

Und doch schied mit Michelangelo eine Persönlichkeit von so außerordentlicher, überirdischer Bedeutung. Es geht uns mit solchen Männern, wie mit den großen Kunstwerken, die uns nach jeder neuen Kenntnisnahme tiefer, vieldeutiger, transscendentaler erscheinen. Man hat sich wieder in sein Leben und Wirken hineinversenkt, man hat wieder neue Beziehungen, neue Einheiten gefunden: und doch sagt man sich zum Schluß: wie fremd ist uns immerhin seine wahre Natur, wie erhebt er sich himmelweit über diesen kleinen Maßstab, den man so gewohnt ist, von Menschen an Menschen anlegen zu lassen. Wie aus einer anderen Welt gesendet saß er auf dieser Erde, und es giebt



Michelangelo, Medicigräber: Aurora.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

folgerschaft in der Leitung des Petersbaues. So ist die Welt. Schweigen die kleinen Berufssorgen der Menschen, wenn ein Herz wie dieses stille steht? Man rüstete der stille Stunden, in denen es eine frivole Sünde erscheinen muß, seine Werke zu deuten, über seine Kunst zu schreiben!

Man steige in die Tiefen der Gedichte

hinab, die dieser Mann, ein Beherrscher aller Künste, nicht unter der Absicht der Veröffentlichung geschrieben hat. Die andere Welt thut sich da am wunderbarsten auf. Hohe Ideale wachsen von der Erde in den Himmel auf, Klänge wie von ewigen Hymnen schlagen an unser Ohr. Eine platonische, aristokratische Geisteswelt umfängt uns. Wir finden uns mit unseren irdischen Gefühlen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr darin zurecht und wir ahnen, wie fern uns schließlich die ersten Quellen dieser Persönlichkeit sein müssen, deren Rauschen wir nur aus einem weiten Walde seiner, gerader, bronzener Stämme vernehmen.

Ludwig von Scheffler hat vor einigen Jahren ein merkwürdiges Buch über diese Geisteswelt Michelangelos geschrieben, die sich in den Gedichten wiederspiegelt. Er geht von ihrer gereinigten Gestalt aus, die von allen Interpolationen der späteren Herausgeber — wie jeder Große wurde auch dieser nach seinem Tode von den Hofhistoriographen gefälscht —, aber auch von gewissen Rücksichten, die der Meister bei seinen Lebzeiten schon nehmen mußte, befreit ist. Ein stolzes Geistesgebäude erhebt sich da, eigenartig und ganz persönlich entwickelt auf den platonistischen Anregungen, die in der Frührenaissance gepflegt worden waren. Es ist eine eigene Wiedergeburt des griechisch-plastischen Geistes, aber ganz aufgegangen in dem schwärmerischen, leidenschaftlichen, subjektiven Milieu dieser ersten Jahrhunderte des modernen Wesens. Und ist dies nicht dasselbe, was wir auch als die Essenz der bildenden Kunst Michelangelos erkannt hatten?

Auch das Einzelne bestätigt es uns. Michelangelo ist in den Gedichten ein begeisterter Lobredner körperlicher Schönheit, wie schon sein alter Biograph Condivi von ihm sagte: „die Schönheit des Körpers hat er geliebt, als einer, der sie auf das beste kennt, und dermaßen hat er sie geliebt, daß dies gewissen niedrig gesinnten Menschen, die keine andere Liebe zur Schönheit als die sinnliche begreifen, Ursache gegeben hat, von ihm Übles zu denken.“ In der That erscheint die Liebe Michelangelos fast niemals sinnlich, sondern so platonisch in dem antiken Sinne, daß er sich über einen männlichen schönen Körper nicht minder freut wie über einen weiblichen. Eine große Reihe seiner Gedichte sind an den schönen Freund Tomaso di Cavalieri gerichtet und besingen die Leibesschönheit ganz in der Art des platonischen Symposions, wo der Sinn für die Harmonie des Körpers philosophisch zu dem religiösen Organ für alle Harmonie der Dinge, für die „Idee des Einen Schönen“ erhöht wird. Es stehen sich zwei Auffassungen der Körperschönheit in der Weltgeschichte gegenüber. Die eine, die griechische, liebt überhaupt in dem schönen Körper an sich ohne Unterschied des Geschlechtes den Triumph der Natur. Die andere, die sich durch christliche Hingebung und ritterliche Galanterie im Mittelalter ausbildete und bis heute populär geblieben ist, verbindet das Schönheitsideal wesentlich mit der Liebe des Mannes zur Frau. Die beiden Auffassungen spiegelten sich in der Kunst wieder. Der Gipfel der griechischen Kunst wurde der nackte männliche Körper, der der christlichen Kunst das Maria-Ideal. Michelangelo verkörperte, ganz aus seiner Zeit herausfallend, den antiken Typus, welcher nur eben durch das Renaissancemilieu entsprechend modifiziert wurde. Er fühlte selbst den innigen Zusammenhang dieses Naturells mit seiner Kunst. Noch als alter Mann dichtet er an einen Jüngling: „Wenn jemand glaubt, daß ich zufrieden sein muß (durch die Liebe zu dir) zum Leben zurückzukehren, so will ich dir dienen unter der Bedingung, daß auch die Kunst selbst zum Leben wieder gelange.“ Zu höchster Begeisterung treibt ihn der Anblick der Schönheit. „Die Macht eines schönen Antlitzes,“ beginnt das einundachtzigste Sonett (Schefflersche Übersetzung), „spornt mich, zu den seligen Geistern mich zu schwingen. Eine höhere Huld giebt es nicht, nichts anderes ergötzt mich auf Erden.“

Nè Dio, suo grazia, mi si mostra altrove,
Più ch' 'n alcun leggiadro e mortal velo.
(Sonett 56.)

Es ist kein Wunder, daß bei dieser weiten Auffassung des körperlichen Schönheitsideals die Frau in Michelangelos Leben niemals eine große Rolle gespielt zu haben scheint. Während er seinem Freunde Riccio einen ganzen Haufen von Sonetten sendet auf den



Michelangelo: Kuppel der Peterskirche, Rom.

schönen Cecchino, der mit ihm innig in Freundschaft verbunden war und durch einen plötzlichen Tod dahingerafft wurde, während er selbst zahlreiche Sonette auf den Cavalieri und andere Freunde dichtet, finden sich gewöhnliche Liebesgedichte an Frauen gar nicht. Denn die Sonette an die geistvolle Markgräfin von Pescara, die berühmte Vittoria Colonna, stehen auf einem anderen Blatte. In der That war diese die einzige Frau, welcher Michelangelo einmal näher getreten ist. Viel ist über ihr Verhältnis erzählt und viel auch gefabelt worden; große Bilder wurden gemalt, um die Scene zu schildern, da Michelangelo der toten Freundin die Hand küßt. Aber in den Sonetten spiegelt sich die Beziehung nur in religiösen Farben wieder. Die Markgräfin war eine

in die allgemeine, titellose Schar der Seligen, die wir aufsteigen sehen aus den Tiefen der Erde, immer freier in der Bewegung, immer muskulöser und lebensähnlicher, bis zu den Gerippen, die unten den Gräbern entsteigen. Rechts unten finden wir die Hölle, der gerade durch Charon eine neue, zusammengepackte Portion Unseliger zugeführt wird; bis in die Mitte hinauf sehen wir Unselige durch Teufel hinabgezogen, deren Scharen sich nach rechts in unzähligen Köpfen so weit fortsetzen, wie die Scharen der Seligen links. Unter Christus aber trägt eine Wolke die Posaunenengel, deren aufweckende Töne brausend durch das Weltall eilen. Allmählich gewinnen die Gestalten in diesem Riesenbilde, zu dem die Zeit und Geduld vergangener Jahrhunderte gehören, für den gar zu hastigen Blick des modernen Menschen feste Form und Empfindung, und wir begrüßen den Geist Michelangelos nach seinen drei Seiten hin: wie er seine Menschenlandschaft auffaßte, wie er den einzelnen Personen Gestalt gab, wie er die Stimmung seiner Scenerie festlegte.

Menschen-Landschaft! Der gewöhnliche Sterbliche sieht die Schönheit der Natur in Bergen, Wäldern und Wassern, die im zögernden Morgenlicht daliegen oder in dem goldenen Frieden des Abends, und in dieser Umgebung steht der Mensch wie ein Teil des Ganzen, ein Stückchen, das Leben gewann. Michelangelo hat diese Landschaft nie gesehen, er hat sie übersehen, weil seine Phantasie die Natur sich vorstellt in lauter Gebilden körperlicher Formen — ein neuer Anthropomorphismus. Der Mensch, der Michelangelos letztes Ziel allüberall blieb, konnte ihm ausreichen für die Sprache der Natur und die Symbole ihrer Landschaft. Er nimmt seine Hand voll Menschen und wirft sie in großen Zügen durch die Himmel, und dort stehen ihre Massen und die Massen ihrer Empfindungen und Sehnsüchte, wie wenn Gott eine zweite Welt nach der ersten geschaffen hätte, in der alles Unorganische wegblieb und das letzte Stück der alten Welt, der Mensch, ganz allein den Inhalt der neuen füllte. Die Dantesche Scenerie ist überwunden, und eine Metaphysik der seelischen Landschaft tritt an ihre Stelle. In unendlichen Scharen steigen die Seligen auf, in unendlichen Scharen sinken die Unseligen hinab, Engel und Teufel führen den Krieg um die Seelen, und Christus, unter Posaunenstößen, rollt durch die Ewigkeiten daher, vom Stabe der Heiligen umgeben, und er wird Ewigkeiten weiter dahinstürmen, und in jeder Sekunde des ewigen Gerichts werden zu seinen Seiten die Seligen und Unseligen zu Millionen steigen und fallen. Das ist Menschenlandschaft! Der Gedanke ist Fleisch und Blut geworden und die Natur fließt in den großen Strömen der Empfindungssummen.

Den einzelnen Menschen aber löst er ganz von der Erde los. Die Naturgesetze sind aufgehoben, Schwerkraft, Raum und Zeit haben ihre Macht eingebüßt. Jedes Individuum ist auf sich selbst gestellt, nur von dieser einen Empfindung des anbrechenden Gerichts erfüllt, ohne Traditionen und ohne Rücksichten seinen Körper auslebend. Eine Gemeinschaft losgelöster, in sich ruhender Menschen, nach dem Ideale Michelangelos. An der Spitze Christus, nicht nur ganz unbekleidet, wie schon die Florentiner Statue war, sondern auch unbärtig, wie man es seit den Zeiten des ersten Kaiserreichs nirgends gesehen hatte. Christus hat nur noch eine schwache Erinnerung an den mittelalterlichen Typus des Richters, wenn er die Seligen mit der Rechten hinauf, die Unseligen mit der Linken hinunter weist. Die gehobene Rechte und gesenkte Linke sind Gebärden des zornigen Königs geworden, der nicht mehr zeigt, sondern nur empfindet, und von seiner Empfindung geht das Urteil in die Menschenscharen unsichtbar über. Christus ist kein Typus mehr, er ist die unerhört kühne und neue Gestalt des Weltenrichters an sich. Dem königlichen Richter tragen die Engel seine Marter-Insignien nach, die Heiligen quälen sich selbst mit ihrer Last und sind irdisch bedacht, ihren Ruhm zu zeigen, Bartholomäus seine Haut, Laurentius den Rost. Der neronische Kopf des Christus blickt über sie, wie Bagatellen, hinweg — kann solches Vorrechnen der Schuld seinen Zorn wirklich steigern? Ungeschmälert bewährt sich Michelangelos Körperkunst in den zahlreichen Gruppen der Seligen und Unseligen. Das Paar, welches am Rosenkranze heraufgezogen wird, die verkürzten

Männer, welche von den Wolkenstufen hinabblicken, der Unselige, welcher kauernd, das Gesicht in der Hand, der Hölle zugleitet, brennen sich in das Gedächtnis ein. Wie viel Kinder hat dieser Unselige, en face sitzend, seitdem in der Kunst gezeugt!

Ein Michelangelo nahm davon Abstand, das „Jüngste Gericht" episch auszugestalten. Er schilderte nicht etwa nach Orcagnas Muster die verschiedenen Dutzend Qualen, welche in der Hölle verübt werden, noch griff er in Fiesoles Saiten, um einen Hymnus auf die thatsächlichen Freuden des Paradieses zu singen, sondern der Ernst des Gerichtes gab ihm die ganze Stimmung des Bildes. Nur so konnte er ganz der Menschenbildner bleiben, nur so konnte er seine Körper in die Zustände der Erwartung, der tastenden Empfindung, des seelischen Erwachens bringen, die er liebte. Die letzten der Unseligen hoffen noch, die letzten der Seligen fürchten noch, der Schauer der Zukunft liegt über ihnen. Es ist ein großes Wachwerden, wie bei allen Werken Michelangelos.

Im „Jüngsten Gericht" hatte der Meister sein letztes großes Wort gesprochen, zum letztenmal ein Weltbild seiner Kunst gegeben. Noch werden seine Fresken in der Capella Paolina erwähnt, aber sie sind zerstört und nur in Nachbildungen kenntlich. Auch dort war in dem Thema „Bekehrung des Paulus" ein Motiv michelangelesker Seelendramatik mit den gleichen Mitteln behandelt. Wer weiß es nicht, daß sein „Jüngstes Gericht" beinahe einer mutwilligen Zerstörung zum Opfer gefallen ist? Was würden uns da Kopien helfen? Es ist fürchterlich, daran zu denken, daß es Männer gab, welche diese edle nackte Welt für Badestubenmalerei erklärten und ihre Entfernung beantragten. Hat Gott Adam und Eva in Kleidern geschaffen, und war das Feigenblatt nicht das Symbol der Sünde? Es kann keine Sittlichkeit geben, welche sich auf dieser Sünde aufbaut. Es ist ein Glück, daß die Männer, welche Nacktheit und Unsittlichkeit, zwei so grundverschiedene Dinge, miteinander verwechselten, nicht ganz ihr Ziel erreichten. Halb gelang es ihnen. Man kaufte einen Maler, den armen Daniele da Volterra, der davon den Beinamen „Hosenmacher" behielt, und ließ ihn über alle Blößen Kleidersetzen malen. In diesem lächerlichen Zustande ist das „Jüngste Gericht" bis heute geblieben. Michelangelo aber, der in diesem Bilde ein großes Künstlertemperament über das orthodoxe Christentum siegen ließ, hatte seine Rache schon darin einverleibt. Das Porträt des päpstlichen Ceremonienmeisters, der schon während der Arbeit über diese „lutheranische" Ketzerei die Hände zusammengeschlagen hatte, benutzte er für Minos, den schlangenumgürteten, herzlosen Richter der Hölle.

* * *

Faust beschäftigt sich am Ende seines Lebens voll Sehnsucht und Erfahrung mit dem Bau eines großen Kanals. Es ist psychologisch kein Rätsel, warum der Denker und der Künstler, nachdem sein Schaffensdrang tausend Illusionen durchgemacht und die Schmerzen aller geistigen Ideale erfahren hat, am Schlusse gern exakt wird. Es ist eine beseligende Rückkehr zur Natur, deren Walten ohne Illusionen und ohne Schmerzen ist, treu, ehrlich und massiv. Alles Leben, welches eine Entfernung von der Natur war, betet man ihr in dieser letzten Stunde wieder ab, da sie dem müden Wanderer ihre Pforten öffnet. Einen Schlüter finden wir als alten Mann mit dem perpetuum mobile beschäftigt, einen Eosander mit Chemie. Welchen unendlichen Reiz mußte es haben, der exakten Natur nachspürend, rein sinnlich nun schaffen zu können. Raphael war in seinen letzten Tagen Architekt, und auch Michelangelo hat sich der Architektur zuletzt willig in die Arme geworfen. Was Plastik? Was Malen? Aus dem Boden der Erde in Riesendimensionen den Geist lebendig werden lassen, Denkmäler aufschichten, die Jahrtausende überdauern!

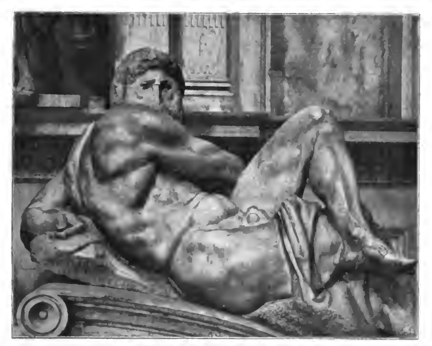
Einst hatte Michelangelo die Fassade der Florentiner Lorenzokirche gezeichnet, so gewaltig, wie nie eine Fassade war. Sie wurde nicht ausgeführt. Was Florenz an ihm verloren, gewann Rom. Rom hätte unter seinen Händen ein einziges Riesendenkmal der Renaissance werden können. Um den Kapitolsplatz entwarf er eine Glanzarchitektur, in deren Mitte als Hüter der ewigen Stadt der alte Mark Aurel stand —



Michelangelo, Mediceigräber: Die Nacht.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

einiges davon ward später ausgeführt. Den Palazzo Farnese dachte er sich als Beginn einer großen Prachtstraße in Trastevere, die von einer Monumentalbrücke eingeleitet wurde — nur an dem Hof des Palazzo hat er schließlich mitgearbeitet. Die Peterskirche hatte er, nachdem ihn der Papst an die Bauleitung berufen, als gewaltiges gleichschenkeliges Kreuz mit einer Kolossalkuppel entworfen — die Kuppel wurde nach seinem Tode ausgeführt und das Kreuz in unglaublichem Mißverständnis nach vorn verlängert.

In die Geschichte der Peterskirche, die in der neuen Gestalt seit 1506 aufwuchs, spielen allerlei antike Einflüsse. Bald begegnen wir den gewaltigen Tonnengewölben der Konstantinsbasilika, bald der Pantheonkuppel, bald der Kolosseums-Kreisfassade. Seitdem Bramante das gleichschenkelige Kreuz, den Centralbau, als Grundriß festgestellt hatte, war man über diesen Punkt wenigstens einig, daß die Vierung aus einer Kuppel über vier starken, im Quadrat stehenden Pfeilern sich bilden sollte. Man baute vorsichtig, an vierzig Jahre vergingen über der ordentlichen Fundamentierung und dem Ausbau dieser Pfeiler, deren Größe in der ganzen mittelalterlichen Basilika-Architektur unerhört gewesen war. Aber während man an den Pfeilern herumprobierte, änderten sich die Pläne des übrigen Baues. Jeder der berühmten Architekten, die seit Bramante die Leitung gehabt hatten, brachte sein Privatplänchen mit, das sich um die Riesenpfeiler gruppierte. Der eine verwarf das griechische Kreuz und befürwortete ein Langhaus nach alter abendländischer Art (das war Raphael), der andere machte nach dem Muster des Kolosseums eine Kreisfassade und erhielt so die merkwürdigsten Winkel und Ecken im Inneren (das war San Gallo). Michelangelo verwarf das Langhaus und den Kreis und stellte die Reinheit des Bramanteschen Gedankens wieder her. Sein Petersgrundriß ist groß und einfach: zwei konzentrische Quadrate, über deren mittlerem die Kuppel ruht, an der Vorderseite ein Säulenportal,



Michelangelo, Mediceigräber: Der Tag.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

an den drei Seiten des gleichschenkeligen Kreuzes Rundnischen. Er erlebte nur noch den Riesentambour, auf dem die doppelschalige Kuppel, ungefähr nach seinem Holzmodell, später innerhalb eines Jahres aufgeführt wurde. Aber die Wirkung seiner Kuppel vernichtete man dadurch, daß man bei dem Weiterbau der Kirche nach vorn wieder das Langhaus wählte, das dem Nahestehenden die Kuppel verdeckt. Als man diese Sünde einsah und Bernini zur vermeintlichen Verschiebung des Gesichtspunktes seine beiden großen Kolonnaden vor die Fassade baute, die heute den Petersplatz umrahmen, war es zu spät. Die Kolonnaden stehen als eine bittere Ironie auf Michelangelo da, ein steinernes pater peccavi.

Michelangelos Aufriß der Peterskirche überwältigt durch den Eindruck dieser Kuppel, die mit ihrem Tambour gewaltiger ist als der Kirchenbau selbst. Die Fassade der Kirche, auch da, wo das Säulenportal in drei Risalitecken vorspringt, ist wesentlich in einen Unterbau von Säulenhöhe und einen Attila-Oberbau geteilt, auf dessen Balustrade Statuen stehen. Zwischen den Säulen und Pfeilern sind Fenster und Nischen wechselnder, oft schon barocker Formen. Auf den Kreuz-Enden sitzen kleinere Kuppeln, auf den Chorabschlüssen barocke Statuentempelchen. Aber alles das ist nur wie ein Fundament zur überragenden Kuppel. Sie steigt auf einem runden Tambour auf, der durch gekröpfte Doppelsäulen mit Statuen, dazwischen Fenstern und Guirlanden (ähnlich wie er es bei der Lorenzobibliothek gemacht) gegliedert ist. Die Kuppel selbst erscheint noch mit drei Reihen Fenstern durchbrochen und schließt in einer gewaltigen Laterne. Es war die erste ganz selbständig wirkende Kuppel der Welt! Kuppeln hatte schon der antike Orient. Sie saßen flach oder glockenförmig über assyrischen Häusern. Der Hellenismus entwickelte sie weiter, liebte sie bei öffentlichen Gebäuden und monumentalen Straßenkreuzungen. Das römische Reich nahm das Motiv gern auf. Die flache Pantheonskuppel über dem Rundbau ist für uns die älteste. Bald trat das

Problem schärfer auf, über Polygonen oder gar Quadraten Kuppeln zu wölben. Über Polygonen konnte man leicht Rippenkuppeln bauen, wie sie das Achteck der Caracallathermen oder das Zehneck der sogenannten Minerva Medica in Rom zeigt. Schwieriger war das Quadrat. Langsam verfolgen wir in syrischen Bauten die Lösung. Entweder ist es eine Hängekuppel, die über dem umschriebenen Kreis konstruiert und von Bogenwänden getragen wird, oder es ist die richtige Kuppel des einbeschriebenen Kreises, zu deren Überleitung man allmählich die sphärischen Dreiecke, die Pendentifs, in die Zwickel der Bogenwände einschiebt. Erst im sechsten Jahrhundert, in der Sophienkirche, ist das Problem ganz gelöst. Aber die Kuppel ist flach und von kleinen Strebepfeilern umkränzt. Man hat sie von innen konstruiert, ihre Außenansicht interessiert so wenig, wie hin, in die byzantinische Kunst, in die maurische Kunst. Man ahnt nicht, was eine Kuppel formell bedeuten kann. Erst die Renaissance beginnt es zu ahnen, die ja zuerst Außenarchitektur folgerichtig entwickelte. Brunellesco macht seine hohe Florentiner Domkuppel, aber es ist eine Rippenkuppel, ein aufgewölbtes Polygon. Kleine Kuppeln wachsen hier und da auf. Erst Michelangelo thut den großen Griff. Keine flache Konstruktionskuppel mehr, wie tausend Jahre vorher in Byzanz, wächst über dem Quadrat empor, sondern ein stolzes, selbstbewußtes Gewölbe, ein neugewonnenes monumentales Glied der Baukunst.

In dieser Entdeckung sehen wir Michelangelos Geist walten. Wie die Welt seiner Menschen steht dieser Bau in großen, einfachen Linien da, ein Stück Schöpfung, das in sich selbst ruht und in seiner bezwingen-



Michelangelo, Medicigräber: Der Abend.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

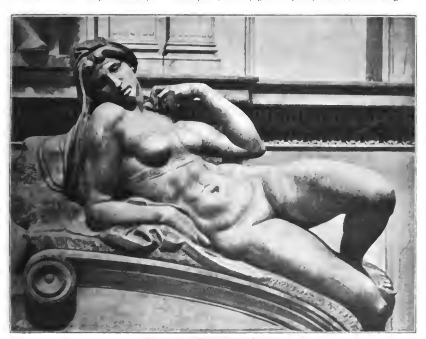
je eine Außenansicht die Antike interessiert hat. Man umbaut sogar die Kuppel mit Treppen oder Zeltdächern. Die flache Kuppel bleibt, über das Grabmal des Theodorich den Erscheinung ohne Tradition, ohne Rücksicht seine ganze Existenzberechtigung trägt. Und wie eine neue Schöpfung nach Gottvater wölbt sich die erste Riesenkuppel der

Erde, kein Körper mehr aus dem geraden und rechtwinkeligen Material des naturgemäßen Bauens, sondern eine zweite Natur, eine Fortsetzung durch den Menschen und größte Offenbarung seines rechnenden, sinnenden, verknüpfenden Geistes.

* * *

Fast neunzig Jahre hielt die dämonische Kraft Michelangelos an. Gegen den Abend des 18. Februar 1564, ungefähr um die Zeit, da Shakespeare drüben im Norden geboren wurde, schloß er die Augen. Keine bestimmte Krankheit hat ihn hinweggerafft, er starb an Müdigkeit, den natürlichsten Tod des Greises. Zugleich mit der Nachricht von seinem Tode an den Herzog Cosimo in Florenz ging schon die Bewerbung des Baumeisters Nanni um Protektion für die Nachfolgerschaft in der Leitung des Petersbaues. So ist die Welt. Schweigen die kleinen Berufssorgen der Menschen, wenn ein Herz wie dieses stille steht? Man rüstete der heimlich nach Florenz gebrachten Leiche Patroklusfeste und trauerte in großen Gebärden. Aber die Sonne stand nicht in ihrem Laufe still.

Und doch schied mit Michelangelo eine Persönlichkeit von so außerordentlicher, überirdischer Bedeutung. Es geht uns mit solchen Männern, wie mit den großen Kunstwerken, die uns nach jeder neuen Kenntnisnahme tiefer, vieldeutiger, transscendentaler erscheinen. Man hat sich wieder in sein Leben und Wirken hineinversenkt, man hat wieder neue Beziehungen, neue Einheiten gefunden; und doch sagt man sich zum Schluß: wie fremd ist uns immerhin seine wahre Natur, wie erhebt er sich himmelweit über diesen kleinen Maßstab, den man so gewohnt ist, von Menschen an Menschen anlegen zu lassen. Wie aus einer anderen Welt gesendet saß er auf dieser Erde, und es giebt stille Stunden, in denen es eine frivole Sünde erscheinen muß, seine Werke zu deuten, über seine Kunst zu schreiben!



Michelangelo, Mediceigräber: Aurora.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Man steige in die Tiefen der Gedichte

hinab, die dieser Mann, ein Beherrscher aller Künste, nicht unter der Absicht der Veröffentlichung geschrieben hat. Die andere Welt thut sich da am wunderbarsten auf. Hohe Ideale wachsen von der Erde in den Himmel auf, Klänge wie von ewigen Hymnen schlagen an unser Ohr. Eine platonische, aristokratische Geisteswelt umfängt uns. Wir finden uns mit unseren irdischen Gefühlen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr darin zurecht und wir ahnen, wie fern uns schließlich die ersten Quellen dieser Persönlichkeit sein müssen, deren Rauschen wir nur aus einem weiten Walde seiner, gerader, bronzener Stämme vernehmen.

Ludwig von Scheffler hat vor einigen Jahren ein merkwürdiges Buch über diese Geisteswelt Michelangelos geschrieben, die sich in den Gedichten wiederspiegelt. Er geht von ihrer gereinigten Gestalt aus, die von allen Interpolationen der späteren Herausgeber — wie jeder Große wurde auch dieser nach seinem Tode von den Hofhistoriographen gefälscht —, aber auch von gewissen Rücksichten, die der Meister bei seinen Lebzeiten schon nehmen mußte, befreit ist. Ein stolzes Geistesgebäude erhebt sich da, eigenartig und ganz persönlich entwickelt auf den platonistischen Anregungen, die in der Frührenaissance gepflegt worden waren. Es ist eine eigene Wiedergeburt des griechisch-plastischen Geistes, aber ganz aufgegangen in dem schwärmerischen, leidenschaftlichen, subjektiven Milieu dieser ersten Jahrhunderte des modernen Wesens. Und ist dies nicht dasselbe, was wir auch als die Essenz der bildenden Kunst Michelangelos erkannt hatten?

Auch das Einzelne bestätigt es uns. Michelangelo ist in den Gedichten ein begeisterter Lobredner körperlicher Schönheit, wie schon sein alter Biograph Condivi von ihm sagte: „die Schönheit des Körpers hat er geliebt, als einer, der sie auf das beste kennt, und dermaßen hat er sie geliebt, daß dies gewissen niedrig gesinnten Menschen, die keine andere Liebe zur Schönheit als die sinnliche begreifen, Ursache gegeben hat, von ihm Übles zu denken.“ In der That erscheint die Liebe Michelangelos fast niemals sinnlich, sondern so platonisch in dem antiken Sinne, daß er sich über einen männlichen schönen Körper nicht minder freut wie über einen weiblichen. Eine große Reihe seiner Gedichte sind an den schönen Freund Tomaso di Cavalieri gerichtet und besingen die Leibesschönheit ganz in der Art des platonischen Symposions, wo der Sinn für die Harmonie des Körpers philosophisch zu dem religiösen Organ für alle Harmonie der Dinge, für die „Idee des Einen Schönen“ erhöht wird. Es stehen sich zwei Auffassungen der Körperschönheit in der Weltgeschichte gegenüber. Die eine, die griechische, liebt überhaupt in dem schönen Körper an sich ohne Unterschied des Geschlechtes den Triumph der Natur. Die andere, die sich durch christliche Hingebung und ritterliche Galanterie im Mittelalter ausbildete und bis heute populär geblieben ist, verbindet das Schönheitsideal wesentlich mit der Liebe des Mannes zur Frau. Die beiden Auffassungen spiegelten sich in der Kunst wieder. Der Gipfel der griechischen Kunst wurde der nackte männliche Körper, der der christlichen Kunst das Maria-Ideal. Michelangelo verkörperte, ganz aus seiner Zeit herausfallend, den antiken Typus, welcher nur eben durch das Renaissancemilieu entsprechend modifiziert wurde. Er fühlte selbst den innigen Zusammenhang dieses Naturells mit seiner Kunst. Noch als alter Mann dichtet er an einen Jüngling: „Wenn jemand glaubt, daß ich zufrieden sein muß (durch die Liebe zu dir) zum Leben zurückzukehren, so will ich dir dienen unter der Bedingung, daß auch die Kunst selbst zum Leben wieder gelange.“ Zu höchster Begeisterung treibt ihn der Anblick der Schönheit. „Die Macht eines schönen Antlitzes,“ beginnt das einundachtzigste Sonett (Schefflersche Übersetzung), „spornt mich, zu den seligen Geistern mich zu schwingen. Eine höhere Huld giebt es nicht, nichts anderes ergötzt mich auf Erden.“

> Nè Dio, suo grazia, mi si mostra altrove,
> Più ch' 'n alcun leggiadro e mortal velo.
> (Sonett 56.)

Es ist kein Wunder, daß bei dieser weiten Auffassung des körperlichen Schönheitsideals die Frau in Michelangelos Leben niemals eine große Rolle gespielt zu haben scheint. Während er seinem Freunde Riccio einen ganzen Haufen von Sonetten sendet auf den



Michelangelo: Kuppel der Peterskirche, Rom.

schönen Cecchino, der mit ihm innig in Freundschaft verbunden war und durch einen plötzlichen Tod dahingerafft wurde, während er selbst zahlreiche Sonette auf den Cavalieri und andere Freunde dichtet, finden sich gewöhnliche Liebesgedichte an Frauen gar nicht. Denn die Sonette an die geistvolle Markgräfin von Pescara, die berühmte Vittoria Colonna, stehen auf einem anderen Blatte. In der That war diese die einzige Frau, welcher Michelangelo einmal näher getreten ist. Viel ist über ihr Verhältnis erzählt und viel auch gefabelt worden; große Bilder wurden gemalt, um die Scene zu schildern, da Michelangelo der toten Freundin die Hand küßt. Aber in den Sonetten spiegelt sich die Beziehung nur in religiösen Farben wieder. Die Markgräfin war eine

sehr fromme Frau, und von der Kunst verstand sie nicht viel mehr, als daß sie sich über die Sorgsamkeit der Zeichnungen freute, die ihr Michelangelo sandte und die sie unter der Lupe studierte. Sie scheint in erster Linie gegen den Heiden in Michelangelo ihren persönlichen Einfluß geltend gemacht zu haben. Wohl gestand ihr der Meister seine freie, antike Anschauung von Körperschönheit, sie aber legte christliche Hüllen darüber und wies ihm die „Sünde“ in seiner Irdischkeit. Sie muß einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, und es scheint fast, daß diese Frau — gerade als Frau — ein strengeres Christentum an die Stelle der antiken Erdenfreudigkeit in seiner Seele gesetzt hat, so daß er durch sie dieselbe Entwickelung durchmachte, wie einst die ganze antike Kultur bei ihrer Wandlung in die christliche. Zuletzt treten die religiösen Stimmungen in den Sonetten noch deutlicher hervor, und der „Herr“, den er ansingt, ist nun oft kein Herr Nobile mehr, sondern der Herr Christus.

Alle unsere Betrachtungen, die ganze Folge der Werke und der Anschauungen, haben uns das eine Bild Michelangelos geliefert: er war eine Wiedergeburt des plastisch-antiken Künstlers, ein begeisterter Bildner des Menschenkörpers, als höchster Stufe der Schöpfung; aber dieser antike Geist wird modifiziert durch die Renaissance-Umgebung, seine Menschen wachen wie zu einer neuen, geheimnisvollen Welt auf, und ihre Glieder haben die ruhige Harmonie der Antike vergessen, um sich ganz zu individualisieren in der Übermenschenkraft der rauschenden Renaissancekultur. Michelangelo steht so zwischen zwei Welten, der antiken und der modernen, und in dieser Zwitterstellung erscheint er überreich an schöpferischen Gewalten und vielseitigen Beziehungen, sein Werk ist wie eine zweite Naturschöpfung, eine potenzierte, auf den Menschen als Centrum gestellte, und wie die Natur selbst ist diese zweite Natur ein unendlich variables Objekt für alle Betrachtung, unendlich auslegbar. In Michelangelo tritt der große Begriff „barock“ zum erstenmal auf den Weltschauplatz. Denn eben das Barocke ist das Durchringen des modernen Geistes durch die klassizistische Überlieferung. Darum zieht Michelangelo Jahrhunderte in seinen persönlichen Bann. Barocke Architektur, barocke Plastik, barocke Malerei durch alle Lande und alle Zeiten geht von seinem Werke aus. Es war das erste Mal, daß ein Künstler mit seiner reinen Persönlichkeit einen solchen Sieg erfocht, einen Sieg, der sogar so groß war, daß — ein seltener Fall — ihm schon bei Lebzeiten mit geringen Ausnahmen die höchste Verehrung gezollt wurde. In dieser Macht der Persönlichkeit, die allumfassend war und auf seinem ganzen Menschentum basierte, ist Michelangelo das Ideal des modernen Künstlers geworden, ist er „Michelangelo der Erzieher“. Denn der moderne Künstler, wie sich sein Typus besonders seit dem siebzehnten Jahrhundert langsam herausbildete, geht von seiner Individualität aus, erringt die größten Siege in der Bekämpfung der Tradition, und sucht sich von dem handwerklichen Dienst immer mehr zur umfassenden und selbständigen geistigen Kundgebung zu erhöhen. Er wird darin, je größer er ist, ein desto größerer Ringer und Kämpfer gegen seine Zeit sein müssen. Der größte Ringer war ja Michelangelo selbst. Sein langes Leben war eine Enttäuschung nach der anderen; was er liebte, zerschellte an der eigenen Pracht; und was er ausführte, hat er gegen seinen Willen begonnen. Er mußte das Schicksal furchtbar erfahren, seine große Initiative, der er hätte freien Lauf geben wollen, an den Dienst und die Bestellung preiszugeben, die noch in seiner Zeit ganz allein die nährenden Kräfte der künstlerischen Kultur waren. Er war ein aristokratischer Geist, der das Handwerk und die Verdingung aus seiner stolzen Seele haßte. Ein König der Kunst. Wenn man ihn auf der Adresse Michelangelo scultore nannte, sagte er: „Ich bin hier nur unter dem Namen Michelangelo Buonarotti bekannt und war niemals ein Maler oder ein Bildhauer, die in einer Bottega sitzen. Davon habe ich mich, meinem Vater und meinen Brüdern zu Ehren, stets fern gehalten. Und wenn ich drei Päpsten gedient habe, so geschah es nur gezwungen.“



Heinrich von Treitschke.

Von

Georg Stamper.

Wie stark ist doch der Gegensatz zwischen der socialen Staatsgesinnung, die im Staate nur das Mittel sieht, den mannigfachsten Kulturzwecken der tausendköpfigen Gesellschaft gerecht zu werden, die eine leicht bewegliche Verfassung fordert, in deren Rahmen jede sociale Kraft ihren Willen durchzusetzen vermag, wo stets neue Ziele, neue Forderungen an den Staat dem Bestreben gegenübertreten, der Steuerkraft wie der Arbeitskraft des Volkes eine allzu geringe Leistung aufzuerlegen, wie stark ist der Gegensatz dieser Staatsgesinnung zu jener anderen, notwendigen und in allem politischen Ringen freier Völker uns entgegentretenden Meinung über den Staatszweck, jener politischen Staatsgesinnung, der der Staat Selbstzweck ist, deren Streben vorerst dahin geht, die Einheit des Staatswillens zu festigen und zu behaupten, sein Wesen, das allein in der Macht ruht, kräftig zu gestalten und gegen die Angriffe von links und rechts, von oben und von unten zu sichern. Ihr liegt an einer fest und zweckmäßig geordneten Verwaltung, und spart sie die Staatsmittel, um sie zur Wohlfahrt der Gesellschaft am gegebenen Orte zu verwenden, so sind ihre Anforderungen an die Steuerkraft und an die Arbeitskraft des Volkes die höchsten, und der Gedanke der politischen Pflicht wird ihr zur eigentlichen Lebenskraft. Bei jeder neuen Aufgabe, jedem neuen Ziele prüft diese politische Auffassung vom Staate die zu überwindenden Schwierigkeiten, die Hemmnisse, die dem Staatswillen entgegenstehen, und sucht die Gewissen mit der unerschütterlichen Überzeugung zu erfüllen, daß jeder Bürger in den politischen Kämpfen sich so entscheide, als ob alle Wucht der Verantwortung für das Wohl und Wehe seines Landes auf ihn allein gelegt sei. Diese politische Staatsgesinnung beseelt alle großen Staatsmänner des Altertums und jene Denker, die über den Staat am tiefsten und wahrsten gedacht, voran den großen Lehrer Alexanders; sie wird sich auch in Zukunft für unser modernes Leben desto fruchtbarer erweisen, je mehr wir uns den Anschauungen der Alten in unbefangener Betrachtung und realistischer Auffassung ihrer Lehren wieder hinzugeben lernen und ihrem Leben nicht mehr leichthin den Vorwurf des socialen Unrechts entgegenzuhalten uns erkühnen werden, weil selbst ihr freiester Kopf das Bestehen der Sklaverei nicht als ein Unrecht schlechthin empfand. Ein Zeugnis der Kraft solcher Überzeugung, wo fänden wir es herrlicher offenbart als in der Natur der großen Volksführer und Volkslehrer, die in That und Rede, ein jeder die fleischgewordene Volkspersönlichkeit, ihrer Nation zu den höchsten, ihrem Wohl dienenden Zielen den Weg gewiesen und die Bahn gebrochen.

Als ein unbestreitbares Recht müssen wir, mit dieser politischen Staatsanschauung durchtränkt, für unsere Gegenwart fordern das Recht der Beurteilung all der wachsenden und werbenden Kräfte als wertvoller Fruchtkeime und Segen schaffende Kulturarbeit so weit, als durch ihr Wirken unser deutscher Staat in unendlich schweren Mühen des Hirns und der Hände aus einer kaum er-

meßbaren Flut von Blut und Thränen sich ins Dasein gerungen hat, dann wird ein gefesteter Nationalstolz uns leicht davor bewahren, auf manche bösen und dunklen Stunden unserer Vergangenheit, da unser Volk fast seiner Art zu vergessen schien, mit bitterer Ungerechtigkeit zu blicken. Wie lebendig und wie reizbar lebte dieser nationale Stolz in der Seele Heinrich von Treitschkes! Kaum einem unserer historischen und politischen Schriftsteller danken wir mit reicherer Belehrung über diesen modernen Staat eine kräftigere Bethätigung vaterländischen Sinnes, eine lebendigere Erfassung unserer nationalen Schicksale im starken, der heißesten Liebe wie des heiligsten Zornes fähigen Herzen, ganz wie persönliches Leid und persönliche Freude, als jener machtvollen Persönlichkeit, deren unerwarteter Heimgang uns Jüngeren eine Lücke in unser Leben gerissen, die schwerlich ausgefüllt werden kann. Es mag als Tröstung und Aufrichtung erscheinen, wenn wir den schweren, aber so wohlthuenden Versuch machen, das helle Bild des herrlichen deutschen Mannes noch einmal im Geiste zu erfassen.

Dem obersächsischen Lande danken wir seit dem neuen Aufsteigen unseres Volkes nach dem Jammer des Krieges der dreißig Jahre eine Reihe kühner, wahrhafter, treuer Männer, die, in ihrer Individualität mannigfach verschieden, oft einander schroff entgegengesetzt, dennoch alle einen Familienzug gemeinsam haben: die treue Beharrlichkeit der Überzeugung. Neben Leibniz tritt Samuel Pufendorf, neben Gellert, Lessing und Fichte, neben den Künstlernaturen Rietschels und Ludwig Richters erscheint das ursprüngliche, trotzige Genie Richard Wagners, und wie verwandt im Ernst und Eifer der geistigen Arbeit sind Moriz Haupt und Heinrich Gotthard von Treitschke, dessen Wiege in Dresden gestanden! Als Sohn eines protestantischen Soldatengeschlechts (geboren am 15. September 1834) hat er stets eine herzhafte Freude empfunden an den Thaten des Schwertes, in denen das letzte Heil auch für die Einigung Deutschlands lag. Seine Familie gehört zu jenen deutschen Adelsgeschlechtern, die infolge der religiösen Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts ihre böhmische Ketzerheimat verließen und in Kursachsen eine neue Stätte des Wirkens fanden. Legten die Treitschkes auch später den Adel ab, so behielten sie dennoch ihr Familienwappen bei, ein bloßes, mit der Spitze nach oben gekehrtes Schwert an goldenem Griffe, fürwahr ein sinniges Symbol für die Eigenart des größten Sohnes tapferer Ahnen. Durch königliches Patent vom 25. Juli 1821 ward den Souslieutenants der königlich sächsischen Infanterie Friedrich Adolf und Eduard Heinrich von Treitschke, dem Oheim und dem Vater unseres Geschichtschreibers, das Adelsdiplom erneuert, und der letztere, dessen hundertster Geburtstag in diese Tage fällt, stieg in der sächsischen Armee zu den höchsten Stellen empor und war, eine für das Gemüt des Sohnes so bittere Schicksalsfügung, in jenen entscheidenden heißen Sommertagen vor dreißig Jahren der Kommandant des Königsteins, während sein anderer Sohn bei Königgrätz gegen Preußen focht. Einen Großvater Heinrich von Treitschkes mütterlicherseits finden wir unter den zahlreichen kühnen deutschen Offizieren, die im Freiheitskriege der jungen nordamerikanischen Union in den Reihen der Rebellen fochten. Auf der alten Dresdener Kreuzschule legte der hochbegabte, geweckte und muntere Knabe den festen Grund zu seiner umfassenden, aber tief im geistigen Leben des Altertums wurzelnden Bildung. Neben dem pädagogischen Walten einiger barocken schnupfenden Konrektorengestalten, mit denen die Jugend weidlich ihren Spott trieb, war vor fünfzig Jahren auf den guten kursächsischen Gymnasien unter den kräftigeren Lehrern die Methode vorherrschend, die Jugend sich ein gut Stück einlesen und einleben zu lassen in die unvergleichlichen Schätze der klassischen Litteratur des Altertums. Doch blieb den tüchtigeren Schülern immerhin noch Muße zur freien Beschäftigung. Der gestrenge Rektor der Kreuzschule, Klee, schonte keineswegs die jugendlichen Kräfte, allein wie oft hat Treitschke es uns erzählt, wie er, am offenen Fenster sitzend, an schönen Sommerabenden einst nach und nach den ganzen Homer nach seinem guten Rechte kursorisch, aber Wort für Wort las, bis fern hinter der Kuppel der Frauenkirche die Sonne sank. Aus den Erzählungen der edlen Mut-



Heinrich von Treitschke.

ter stiegen zuerst in der Seele des Knaben die Bilder auf von den Helden unseres Volkes, aus dem Munde seiner Mutter ward dem Herzen des Sohnes jene edle Sprache offenbart, deren Zauber einst Tausende entzücken sollte. Der früh Reife, der mit Bewußtsein in der Gegenwart lebte, verfocht seinem Vater gegenüber als Vierzehnjähriger die Ideen einer deutschen Republik, wie sie in den vierziger Jahren lebendig waren, doch die Schrecken des Dresdener Maiaufstandes von 1849 zerstörten ihm diese Traumbilder, und in einer öffentlichen Rede des Fünfzehnjährigen bei Gelegenheit einer Schulfeier ist schon deutlich der Gedanke eines Einheitsstaates für Deutschland ausgesprochen, zugleich klingt ein Ton edlen Patriotismus durch die jugendlichen Worte. Auf den Grafen von Beust, der als Kultusminister jener Feier beigewohnt hat, müssen diese Gedanken einen tiefen Eindruck gemacht haben; denn noch im Schicksalsjahre 1866 hatte er das unangenehme Gefühl nicht überwunden, das sie ihm einst bereitet.

Ein Gehörleiden, das ihm schon in jungen Jahren den Verkehr mit anderen erschwerte und das diesen der Mitteilung so sehr bedürftigen Geist dennoch nie vom Streben nach den heiß ersehnten wissenschaftlichen und nationalen Zielen abzulenken vermochte, zwang den jungen Mann, der in der Familie als Tradition geltenden militärischen Laufbahn zu entsagen, und er entschloß sich zum Studium der Geschichte und Staatswissenschaften. Von 1853 an finden wir ihn auf den Universitäten Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg eifrig historischen, rechts- und staatswissenschaftlichen Studien hingegeben. Nicht auf die Worte der Lehrer zu lauschen war ihm vergönnt; nein,

mühsam und mit eiserner Energie drang er in das Verständnis der Wissenschaft ein, und sein Wissen war ganz die Frucht eigener Erkenntnis und geistiger Arbeit. Doch kam seine Frohnatur nicht selten in heiterer Laune im Kreise gleichstrebender Freunde zum Ausdruck. Allen geistigen Strömungen dieser Jahre wandte er seine rege Aufmerksamkeit zu, und der ästhetischen Stimmung, die ihn beherrschte, lieh er Ausdruck in Versen, in denen früh schon ein patriotisches Pathos erklingt. Dem Heftchen „Vaterländischer Gedichte“, das der Student 1856 herausgab, folgten 1857 die „Studien“, poetische Stimmungsbilder, in denen ein melancholischer Zug vorherrscht. Schmerzlich empfinden wir, wie sehr in trüben Stunden diesen lebendigen temperamentvollen Mann sein körperliches Gebrechen bedrückt, wenn wir die Verse lesen, in denen er es ausspricht, wie er im glänzenden Gesellschaftssaal keinen Laut vernimmt und sich müht, den Sinn der Gespräche von den Lippen der Redenden zu deuten. Der ästhetischen Richtung dieser Studienjahre danken wir den feinen litterarischen Geschmack und das sichere Urteil, das der junge Schriftsteller in seinen Essays bekundete, die er 1858 und 1860 Heinrich von Kleist, Otto Ludwig und Friedrich Hebbel gewidmet hat, und das auch den Partien der „Deutschen Geschichte“, in denen die geistigen und litterarischen Bewegungen und Strömungen dargestellt sind, ihren hohen Wert verleiht.

Nach erfolgter Promotion lebte Treitschke eine Zeit lang in Göttingen und habilitierte sich gegen Ende 1858 an seiner heimatlichen Universität für Staatswissenschaften. In seiner Habilitationsschrift: „Die Gesellschaftswissenschaft“, die er seinem Vater zueignete, erkennen wir schon die entschiedene Richtung des fertigen Gelehrten. Gegen seinen Lehrer Robert von Mohl, der damals die Notwendigkeit verfocht, die Lehre von der Gesellschaft aus der Lehre vom Staate auszuscheiden, tritt Treitschke hier auf. Die Gesellschaft, die sich aus den durch je ein bestimmtes Interesse geschaffenen Genossenschaften aufbaut, bietet dem Denker die mannigfachsten Probleme, allein nur dann vermag die Wissenschaft an deren Lösung zu arbeiten, wenn sie den Staat als die einheitliche Ordnung dieser Gesellschaft und als das zu einer Gesamtmacht zusammengefaßte Volksleben auffaßt. Daraus erhellt die Notwendigkeit, die politischen Fragen zu vertiefen, die Politik als Hauptdisciplin der Lehre vom Staat zur wirklichen Wissenschaft auszubauen, die alle Erscheinungen des Volkslebens zu untersuchen hat und das Notwendige, die historischen Gesetze nachweisen muß, die in der politischen Geschichte der Völker sich dem forschenden Blicke offenbaren. Keineswegs bedarf es nach seiner Ansicht einer Trennung der Wissenschaft von der Gesellschaft von der Lehre vom Staate; denn durch das, was die Bürger einigt, durch die politischen Pflichten und Rechte, nicht durch die sie trennenden socialen Gegensätze, ist eine gedeihliche Leitung und Fortentwickelung im Staate bedingt, den der junge Politiker, ganz in hellenischer Weise, als den Mittelpunkt des Volkslebens zu begreifen sucht. Diesen Anschauungen ist auch der Mann im ganzen treu geblieben.

Die ersten Kollegien des Leipziger Dozenten behandelten die vergleichende Geschichte des französischen und englischen Staates, die Geschichte der politischen Theorien, ein Lieblingsthema sein Leben lang, daneben die Geschichte des preußischen Staates, deren Behandlung indessen vom königlich sächsischen Ministerium keineswegs mit Unbefangenheit betrachtet wurde. Vom Frühjahr 1861 bis zum Januar 1862 finden wir Heinrich von Treitschke in München, ausschließlich und ungestört mit historischen Studien beschäftigt, auch mögen einige dramatische Entwürfe und Vorarbeiten in diese Tage fallen. In Leipzig fühlte sich der junge deutsche Patriot nicht wohl. Seine politischen Anschauungen standen zum kursächsischen Leben in Widerspruch. Das Land, seit alters her von einem intelligenten, betriebsamen deutschen Stamme bewohnt, hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einen mehr städtischen Charakter seiner Kultur angenommen, es stand im vollen Gegensatze zu den aristokratischen Ackerbaulanden an der Ostsee. Hier war Leipzig mit seinen reichen kaufmännischen und wissenschaftlichen Interessen weitaus die erste Stadt des deutschen Buchhandels, und während seine Messen zeitweise einen freien Markt für den deutschen

Verkehr bildeten, war das betriebsame Erzgebirge ein Centrum für die aufsteigende deutsche Industrie geworden. Die Hauptstadt, die in ihrer Pracht des Rokoko den Schönheitssinn des Knaben angeregt hatte, entbehrte des rechten politischen Lebens; war auch seit den Februartagen von 1848 der adligen Herrschaft, die hier ihre schönsten Blüten getrieben hatte, ein Damm entgegengesetzt worden, so hatte auch die Reaktion in den sächsischen Landen wie im übrigen Deutschland ihren Einzug gehalten mit Polizeiwillkür, Rechtsbruch und kleinlicher Ränkesucht; vollends fanden die unverlierbaren Gedanken der Paulskirche, da zum erstenmal eine Partei sich gebildet hatte, die den Gedanken auf ihr Banner schrieb, es sei Preußens Beruf, an die Spitze des geeinten Deutschlands zu treten, wenig fördernde Ermunterung. Längst hatte sich um Gustav Freytag ein Kreis ernster, politisch reifer, gelehrter und feingebildeter Männer geschart; zu den jüngsten zählten die Landsleute Alfred von Gutschmid, der spätere geistvolle Geschichtschreiber des alten Orients, und Heinrich von Treitschke. Sie waren alle die Mitarbeiter an den seit Anfang 1858 unter Hayms Leitung erscheinenden „Preußischen Jahrbüchern“, die dem Gedanken nach der Herstellung des deutschen Staates vollen Ausdruck geben sollten. Der jüngste in diesem edlen Kreise, Heinrich von Treitschke, war zugleich der fleißigste Mitarbeiter an der neuen Zeitschrift, mit der sein Name für alle Zeiten verbunden sein wird. Es brachen damals die Tage der neuen Ära an, da wieder ein fester, selbstbewußter Manneswille die preußische Politik lenkte, der die Zeichen der Zeit erkannt hatte und seine Erkenntnis in die That umzusetzen bereit war. Ganz soldatisch und doch wie weise klangen die Worte des Prinz-Regenten: „daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist, und was dem Staate an materieller Macht fehlt, das muß die Besonnenheit, Konsequenz und Energie seiner Politik ersetzen!“ Ganz Deutschland lauschte diesen Worten. Nach angestrengter Tagesarbeit eilte Treitschke damals Abend für Abend ins Café, um die neuesten Berliner Telegramme und politischen Nachrichten zu lesen; denn seine jugendliche Ungeduld nach der Herstellung des deutschen Staates ward durch die Vorgänge in Preußen noch gesteigert. Schon zeigte sich die glänzende Begabung des jungen Dozenten ebenso wie sein wahrhaft ritterlicher, vornehmer und durchaus jeder Furcht abholder Charakter. Seine Vorlesungen fanden reiche Teilnahme, und durch eine Reihe prächtiger Essays über Milton, den eigentümlichen poetischen Heros der englischen Revolution, Hans von Gagern, den Vater des Heinrich von Gagern, der einst in den Frankfurter Tagen der Held des nationalen Gedankens gewesen war, erwarb er sich rasch den Ruf eines eigenartigen, kraftvollen Denkers wie eines formgewandten Schriftstellers. Dem alten Föderalisten Gagern mußte Treitschke seine Vertrauensseligkeit dem deutschen Bunde gegenüber zur Schuld anrechnen, und er forderte kühn, da nach den „Grundzügen“ Gagerns eine Bundesverfassung sich als unausführbar erwiesen hatte, den Neubau des deutschen Staates. In seinen Charakterbildern Fichtes und Lessings hat er neben einer wunderbaren Gestaltungskraft auch die tiefsten Bekenntnisse seines patriotischen und menschlichen Empfindens offenbart und allgemeine Erkenntnissätze niedergelegt, die als ein gesichertes Ergebnis ernster Forschung ebenso wie als helle Bilder einer glücklichen Intuition von dauerndem Werte sind. Der genialen Persönlichkeit des zuchtlosen britischen Feuerkopfes Byron und seiner Wirkung auf den modernen Radikalismus vermochte dieser klare Verstand und das reiche, im Grunde so weiche Gemüt des Obersachsen ebenso gerecht zu werden, wie der edelsten Erscheinung demokratischer Gesinnung in Deutschland, dem schwäbischen Dichter und Volksmanne Ludwig Uhland. Was schon in jenen Tagen die Hörer fesselte, die dichtgedrängt den größten Hörsaal des Augusteums füllten, das war weniger die Fülle der in den Vorträgen des jungen Dozenten dargebotenen historischen Thatsachen, als vielmehr die Art der Mitteilung und die Durchtränkung des Stoffes mit dem Pathos und dem Ethos des mächtigen Redners. Er wirkte unwiderstehlich und bot den Studenten zugleich eine politische Überzeugung dar, die später viele zu ihrer eigenen gemacht haben. Was bot auch damals Leipzig

hinab, die dieser Mann, ein Beherrscher aller Künste, nicht unter der Absicht der Veröffentlichung geschrieben hat. Die andere Welt thut sich da am wunderbarsten auf. Hohe Ideale wachsen von der Erde in den Himmel auf, Klänge wie von ewigen Hymnen schlagen an unser Ohr. Eine platonische, aristokratische Geisteswelt umfängt uns. Wir finden uns mit unseren irdischen Gefühlen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr darin zurecht und wir ahnen, wie fern uns schließlich die ersten Quellen dieser Persönlichkeit sein müssen, deren Rauschen wir nur aus einem weiten Walde seiner, gerader, bronzener Stämme vernehmen.

Ludwig von Scheffler hat vor einigen Jahren ein merkwürdiges Buch über diese Geisteswelt Michelangelos geschrieben, die sich in den Gedichten wiederspiegelt. Er geht von ihrer gereinigten Gestalt aus, die von allen Interpolationen der späteren Herausgeber — wie jeder Große wurde auch dieser nach seinem Tode von den Hofhistoriographen gefälscht —, aber auch von gewissen Rücksichten, die der Meister bei seinen Lebzeiten schon nehmen mußte, befreit ist. Ein stolzes Geistesgebäude erhebt sich da, eigenartig und ganz persönlich entwickelt auf den platonistischen Anregungen, die in der Frührenaissance gepflegt worden waren. Es ist eine eigene Wiedergeburt des griechisch-plastischen Geistes, aber ganz aufgegangen in dem schwärmerischen, leidenschaftlichen, subjektiven Milieu dieser ersten Jahrhunderte des modernen Wesens. Und ist dies nicht dasselbe, was wir auch als die Essenz der bildenden Kunst Michelangelos erkannt hatten?

Auch das Einzelne bestätigt es uns. Michelangelo ist in den Gedichten ein begeisterter Lobredner körperlicher Schönheit, wie schon sein alter Biograph Condivi von ihm sagte: „die Schönheit des Körpers hat er geliebt, als einer, der sie auf das beste kennt, und dermaßen hat er sie geliebt, daß dies gewissen niedrig gesinnten Menschen, die keine andere Liebe zur Schönheit als die sinnliche begreifen, Ursache gegeben hat, von ihm Übles zu denken.“ In der That erscheint die Liebe Michelangelos fast niemals sinnlich, sondern so platonisch in dem antiken Sinne, daß er sich über einen männlichen schönen Körper nicht minder freut wie über einen weiblichen. Eine große Reihe seiner Gedichte sind an den schönen Freund Tomaso di Cavalieri gerichtet und besingen die Leibesschönheit ganz in der Art des platonischen Symposions, wo der Sinn für die Harmonie des Körpers philosophisch zu dem religiösen Organ für alle Harmonie der Dinge, für die „Idee des Einen Schönen“ erhöht wird. Es stehen sich zwei Auffassungen der Körperschönheit in der Weltgeschichte gegenüber. Die eine, die griechische, liebt überhaupt in dem schönen Körper an sich ohne Unterschied des Geschlechtes den Triumph der Natur. Die andere, die sich durch christliche Hingebung und ritterliche Galanterie im Mittelalter ausbildete und bis heute populär geblieben ist, verbindet das Schönheitsideal wesentlich mit der Liebe des Mannes zur Frau. Die beiden Auffassungen spiegelten sich in der Kunst wieder. Der Gipfel der griechischen Kunst wurde der nackte männliche Körper, der der christlichen Kunst das Maria-Ideal. Michelangelo verkörperte, ganz aus seiner Zeit herausfallend, den antiken Typus, welcher nur eben durch das Renaissancemilieu entsprechend modifiziert wurde. Er fühlte selbst den innigen Zusammenhang dieses Naturells mit seiner Kunst. Noch als alter Mann dichtet er an einen Jüngling: „Wenn jemand glaubt, daß ich zufrieden sein muß, (durch die Liebe zu dir) zum Leben zurückzukehren, so will ich dir dienen unter der Bedingung, daß auch die Kunst selbst zum Leben wieder gelange.“ Zu höchster Begeisterung treibt ihn der Anblick der Schönheit. „Die Macht eines schönen Antlitzes,“ beginnt das einundachtzigste Sonett (Schefflersche Übersetzung), „spornt mich, zu den seligen Geistern mich zu schwingen. Eine höhere Huld giebt es nicht, nichts anderes ergötzt mich auf Erden.“

> **Nè Dio, suo grazia, mi si mostra altrove,**
> **Più ch' 'n alcun leggiadro e mortal velo.**
> (Sonett 56.)

Es ist kein Wunder, daß bei dieser weiten Auffassung des körperlichen Schönheitsideals die Frau in Michelangelos Leben niemals eine große Rolle gespielt zu haben scheint. Während er seinem Freunde Riccio einen ganzen Haufen von Sonetten sendet auf den



Michelangelo: Kuppel der Peterskirche, Rom.

schönen Cecchino, der mit ihm innig in Freundschaft verbunden war und durch einen plötzlichen Tod dahingerafft wurde, während er selbst zahlreiche Sonette auf den Cavalieri und andere Freunde dichtet, finden sich gewöhnliche Liebesgedichte an Frauen gar nicht. Denn die Sonette an die geistvolle Markgräfin von Pescara, die berühmte Vittoria Colonna, stehen auf einem anderen Blatte. In der That war diese die einzige Frau, welcher Michelangelo einmal näher getreten ist. Viel ist über ihr Verhältnis erzählt und viel auch gefabelt worden; große Bilder wurden gemalt, um die Scene zu schildern, da Michelangelo der toten Freundin die Hand küßt. Aber in den Sonetten spiegelt sich die Beziehung nur in religiösen Farben wieder. Die Markgräfin war eine

sehr fromme Frau, und von der Kunst verstand sie nicht viel mehr, als daß sie sich über die Sorgsamkeit der Zeichnungen freute, die ihr Michelangelo sandte und die sie unter der Lupe studierte. Sie scheint in erster Linie gegen den Heiden in Michelangelo ihren persönlichen Einfluß geltend gemacht zu haben. Wohl gestand ihr der Meister seine freie, antike Anschauung von Körperschönheit, sie aber legte christliche Hüllen darüber und wies ihm die „Sünde" in seiner Irdischkeit. Sie muß einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, und es scheint fast, daß diese Frau — gerade als Frau — ein strengeres Christentum an die Stelle der antiken Erdenfreudigkeit in seiner Seele gesetzt hat, so daß er durch sie dieselbe Entwickelung durchmachte, wie einst die ganze antike Kultur bei ihrer Wandlung in die christliche. Zuletzt treten die religiösen Stimmungen in den Sonetten noch deutlicher hervor, und der „Herr", den er ansingt, ist nun oft kein Herr Nobile mehr, sondern der Herr Christus.

Alle unsere Betrachtungen, die ganze Folge der Werke und der Anschauungen, haben uns das eine Bild Michelangelos geliefert: er war eine Wiedergeburt des plastisch-antiken Künstlers, ein begeisterter Bildner des Menschenkörpers, als höchster Stufe der Schöpfung; aber dieser antike Geist wird modifiziert durch die Renaissance-Umgebung, seine Menschen wachen wie zu einer neuen, geheimnisvollen Welt auf, und ihre Glieder haben die ruhige Harmonie der Antike vergessen, um sich ganz zu individualisieren in der Übermenschenkraft der rauschenden Renaissancekultur. Michelangelo steht so zwischen zwei Welten, der antiken und der modernen, und in dieser Zwitterstellung erscheint er überreich an schöpferischen Gewalten und vielseitigen Beziehungen, sein Werk ist wie eine zweite Naturschöpfung, eine potenzierte, auf den Menschen als Centrum gestellte, und wie die Natur selbst ist diese zweite Natur ein unendlich variables Objekt für alle Betrachtung, unendlich auslegbar. In Michelangelo tritt der große Begriff „barock" zum erstenmal auf den Weltschauplatz. Denn eben das Barocke ist das Durchringen des modernen Geistes durch die klassicistische Überlieferung. Darum zieht Michelangelo Jahrhunderte in seinen persönlichen Bann. Barocke Architektur, barocke Plastik, barocke Malerei durch alle Lande und alle Zeiten geht von seinem Werke aus. Es war das erste Mal, daß ein Künstler mit seiner reinen Persönlichkeit einen solchen Sieg erfocht, einen Sieg, der sogar so groß war, daß — ein seltener Fall — ihm schon bei Lebzeiten mit geringen Ausnahmen die höchste Verehrung gezollt wurde. In dieser Macht der Persönlichkeit, die allumfassend war und auf seinem ganzen Menschentum basierte, ist Michelangelo das Ideal des modernen Künstlers geworden, ist er „Michelangelo der Erzieher". Denn der moderne Künstler, wie sich sein Typus besonders seit dem siebzehnten Jahrhundert langsam herausbildete, geht von seiner Individualität aus, erringt die größten Siege in der Bekämpfung der Tradition, und sucht sich von dem handwerklichen Dienst immer mehr zur umfassenden und selbständigen geistigen Kundgebung zu erhöhen. Er wird darin, je größer er ist, ein desto größerer Ringer und Kämpfer gegen seine Zeit sein müssen. Der größte Ringer war ja Michelangelo selbst. Sein langes Leben war eine Enttäuschung nach der anderen; was er liebte, zerschellte an der eigenen Pracht; und was er ausführte, hat er gegen seinen Willen begonnen. Er mußte das Schicksal furchtbar erfahren, seine große Initiative, der er hätte freien Lauf geben wollen, an den Dienst und die Bestellung preiszugeben, die noch in seiner Zeit ganz allein die nährenden Kräfte der künstlerischen Kultur waren. Er war ein aristokratischer Geist, der das Handwerk und die Verdingung aus seiner stolzen Seele haßte. Ein König der Kunst. Wenn man ihn auf der Adresse Michelangelo scultore nannte, sagte er: „Ich bin hier nur unter dem Namen Michelangelo Buonarotti bekannt und war niemals ein Maler oder ein Bildhauer, die in einer Bottega sitzen. Davon habe ich mich, meinem Vater und meinen Brüdern zu Ehren, stets fern gehalten. Und wenn ich drei Päpsten gedient habe, so geschah es nur gezwungen."



Heinrich von Treitschke.

Von

Georg Stamper.

Wie stark ist doch der Gegensatz zwischen der socialen Staatsgesinnung, die im Staate nur das Mittel sieht, den mannigfachsten Kulturzwecken der tausendköpfigen Gesellschaft gerecht zu werden, die eine leicht bewegliche Verfassung fordert, in deren Rahmen jede sociale Kraft ihren Willen durchzusetzen vermag, wo stets neue Ziele, neue Forderungen an den Staat dem Bestreben gegenübertreten, der Steuerkraft wie der Arbeitskraft des Volkes eine allzu geringe Leistung aufzuerlegen, wie stark ist der Gegensatz dieser Staatsgesinnung zu jener anderen, notwendigen und in allem politischen Ringen freier Völker uns entgegentretenden Meinung über den Staatszweck, jener politischen Staatsgesinnung, der der Staat Selbstzweck ist, deren Streben vorerst dahin geht, die Einheit des Staatswillens zu festigen und zu behaupten, sein Wesen, das allein in der Macht ruht, kräftig zu gestalten und gegen die Angriffe von links und rechts, von oben und von unten zu sichern. Ihr liegt an einer fest und zweckmäßig geordneten Verwaltung, und spart sie die Staatsmittel, um sie zur Wohlfahrt der Gesellschaft am gegebenen Orte zu verwenden, so sind ihre Anforderungen an die Steuerkraft und an die Arbeitskraft des Volkes die höchsten, und der Gedanke der politischen Pflicht wird ihr zur eigentlichen Lebenskraft. Bei jeder neuen Aufgabe, jedem neuen Ziele prüft diese politische Auffassung vom Staate die zu überwindenden Schwierigkeiten, die Hemmnisse, die dem Staatswillen entgegenstehen, und sucht die Gewissen mit der unerschütterlichen Überzeugung zu erfüllen, daß jeder Bürger in den politischen Kämpfen sich so entscheide, als ob alle Wucht der Verantwortung für das Wohl und Wehe seines Landes auf ihn allein gelegt sei. Diese politische Staatsgesinnung beseelt alle großen Staatsmänner des Altertums und jene Denker, die über den Staat am tiefsten und wahrsten gedacht, voran den großen Lehrer Alexanders; sie wird sich auch in Zukunft für unser modernes Leben desto fruchtbarer erweisen, je mehr wir uns den Anschauungen der Alten in unbefangener Betrachtung und realistischer Auffassung ihrer Lehren wieder hinzugeben lernen und ihrem Leben nicht mehr leichthin den Vorwurf des socialen Unrechts entgegenzuhalten uns erkühnen werden, weil selbst ihr freiester Kopf das Bestehen der Sklaverei nicht als ein Unrecht schlechthin empfand. Ein Zeugnis der Kraft solcher Überzeugung, wo fänden wir es herrlicher offenbart als in der Natur der großen Volksführer und Volkslehrer, die in That und Rede, ein jeder die fleischgewordene Volkspersönlichkeit, ihrer Nation zu den höchsten, ihrem Wohl dienenden Zielen den Weg gewiesen und die Bahn gebrochen.

Als ein unbestreitbares Recht müssen wir, mit dieser politischen Staatsanschauung durchtränkt, für unsere Gegenwart fordern das Recht der Beurteilung all der wachsenden und werbenden Kräfte als wertvoller Fruchtkeime und Segen schaffende Kulturarbeit so weit, als durch ihr Wirken unser deutscher Staat in unendlich schweren Mühen des Hirns und der Hände aus einer kaum er-

meßbaren Flut von Blut und Thränen sich ins Dasein gerungen hat, dann wird ein gefesteter Nationalstolz uns leicht davor bewahren, auf manche bösen und dunklen Stunden unserer Vergangenheit, da unser Volk fast seiner Art zu vergessen schien, mit bitterer Ungerechtigkeit zu blicken. Wie lebendig und wie reizbar lebte dieser nationale Stolz in der Seele Heinrich von Treitschkes! Kaum einem unserer historischen und politischen Schriftsteller danken wir mit reicherer Belehrung über diesen modernen Staat eine kräftigere Bethätigung vaterländischen Sinnes, eine lebendigere Erfassung unserer nationalen Schicksale im starken, der heißesten Liebe wie des heiligsten Zornes fähigen Herzen, ganz wie persönliches Leid und persönliche Freude, als jener machtvollen Persönlichkeit, deren unerwarteter Heimgang uns Jüngeren eine Lücke in unser Leben gerissen, die schwerlich ausgefüllt werden kann. Es mag als Tröstung und Aufrichtung erscheinen, wenn wir den schweren, aber so wohlthuenden Versuch machen, das helle Bild des herrlichen deutschen Mannes noch einmal im Geiste zu erfassen.

Dem obersächsischen Lande danken wir seit dem neuen Aufsteigen unseres Volkes nach dem Jammer des Krieges der dreißig Jahre eine Reihe kühner, wahrhafter, treuer Männer, die, in ihrer Individualität mannigfach verschieden, oft einander schroff entgegengesetzt, dennoch alle einen Familienzug gemeinsam haben: die treue Beharrlichkeit der Überzeugung. Neben Leibniz tritt Samuel Pufendorf, neben Gellert, Lessing und Fichte, neben den Künstlernaturen Rietschels und Ludwig Richters erscheint das ursprüngliche, trotzige Genie Richard Wagners, und wie verwandt im Ernst und Eifer der geistigen Arbeit sind Moriz Haupt und Heinrich Gotthard von Treitschke, dessen Wiege in Dresden gestanden! Als Sohn eines protestantischen Soldatengeschlechts (geboren am 15. September 1834) hat er stets eine herzhafte Freude empfunden an den Thaten des Schwertes, in denen das letzte Heil auch für die Einigung Deutschlands lag. Seine Familie gehört zu jenen deutschen Adelsgeschlechtern, die infolge der religiösen Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts ihre böhmische Ketzerheimat verließen und in Kursachsen eine neue Stätte des Wirkens fanden. Legten die Treitschkes auch später den Adel ab, so behielten sie dennoch ihr Familienwappen bei, ein bloßes, mit der Spitze nach oben gekehrtes Schwert an goldenem Griffe, fürwahr ein sinniges Symbol für die Eigenart des größten Sohnes tapferer Ahnen. Durch königliches Patent vom 25. Juli 1821 ward den Souslieutenants der königlich sächsischen Infanterie Friedrich Adolf und Eduard Heinrich von Treitschke, dem Oheim und dem Vater unseres Geschichtschreibers, das Adelsdiplom erneuert, und der letztere, dessen hundertster Geburtstag in diese Tage fällt, stieg in der sächsischen Armee zu den höchsten Stellen empor und war, eine für das Gemüt des Sohnes so bittere Schicksalsfügung, in jenen entscheidenden heißen Sommertagen vor dreißig Jahren der Kommandant des Königsteins, während sein anderer Sohn bei Königgrätz gegen Preußen focht. Einen Großvater Heinrich von Treitschkes mütterlicherseits finden wir unter den zahlreichen kühnen deutschen Offizieren, die im Freiheitskriege der jungen nordamerikanischen Union in den Reihen der Rebellen fochten. Auf der alten Dresdener Kreuzschule legte der hochbegabte, geweckte und muntere Knabe den festen Grund zu seiner umfassenden, aber tief im geistigen Leben des Altertums wurzelnden Bildung. Neben dem pädagogischen Walten einiger barocken schnupfenden Konrektorengestalten, mit denen die Jugend weidlich ihren Spott trieb, war vor fünfzig Jahren auf den guten kursächsischen Gymnasien unter den kräftigeren Lehrern die Methode vorherrschend, die Jugend sich ein gut Stück einlesen und einleben zu lassen in die unvergleichlichen Schätze der klassischen Litteratur des Altertums. Doch blieb den tüchtigeren Schülern immerhin noch Muße zur freien Beschäftigung. Der gestrenge Rektor der Kreuzschule, Klee, schonte keineswegs die jugendlichen Kräfte, allein wie oft hat Treitschke es uns erzählt, wie er, am offenen Fenster sitzend, an schönen Sommerabenden einst nach und nach den ganzen Homer nach seinem guten Rechte kursorisch, aber Wort für Wort las, bis fern hinter der Kuppel der Frauenkirche die Sonne sank. Aus den Erzählungen der edlen Mut-



Heinrich von Treitschke.

ter stiegen zuerst in der Seele des Knaben die Bilder auf von den Helden unseres Volkes, aus dem Munde seiner Mutter ward dem Herzen des Sohnes jene edle Sprache offenbart, deren Zauber einst Tausende entzücken sollte. Der früh Reife, der mit Bewußtsein in der Gegenwart lebte, verfocht seinem Vater gegenüber als Vierzehnjähriger die Ideen einer deutschen Republik, wie sie in den vierziger Jahren lebendig waren, doch die Schrecken des Dresdener Maiaufstandes von 1849 zerstörten ihm diese Traumbilder, und in einer öffentlichen Rede des Fünfzehnjährigen bei Gelegenheit einer Schulfeier ist schon deutlich der Gedanke eines Einheitsstaates für Deutschland ausgesprochen, zugleich klingt ein Ton edlen Patriotismus durch die jugendlichen Worte. Auf den Grafen von Beust, der als Kultusminister jener Feier beigewohnt hat, müssen diese Gedanken einen tiefen Eindruck gemacht haben; denn noch im Schicksalsjahre 1866 hatte er das unangenehme Gefühl nicht überwunden, das sie ihm einst bereitet.

Ein Gehörleiden, das ihm schon in jungen Jahren den Verkehr mit anderen erschwerte und das diesen der Mitteilung so sehr bedürftigen Geist dennoch nie vom Streben nach den heiß ersehnten wissenschaftlichen und nationalen Zielen abzulenken vermochte, zwang den jungen Mann, der in der Familie als Tradition geltenden militärischen Laufbahn zu entsagen, und er entschloß sich zum Studium der Geschichte und Staatswissenschaften. Von 1853 an finden wir ihn auf den Universitäten Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg eifrig historischen, rechts- und staatswissenschaftlichen Studien hingegeben. Nicht auf die Worte der Lehrer zu lauschen war ihm vergönnt; nein,

mühsam und mit eiserner Energie drang er in das Verständnis der Wissenschaft ein, und sein Wissen war ganz die Frucht eigener Erkenntnis und geistiger Arbeit. Doch kam seine Frohnatur nicht selten in heiterer Laune im Kreise gleichstrebender Freunde zum Ausdruck. Allen geistigen Strömungen dieser Jahre wandte er seine rege Aufmerksamkeit zu, und der ästhetischen Stimmung, die ihn beherrschte, lieh er Ausdruck in Versen, in denen früh schon ein patriotisches Pathos erklingt. Dem Heftchen „Vaterländischer Gedichte“, das der Student 1856 herausgab, folgten 1857 die „Studien“, poetische Stimmungsbilder, in denen ein melancholischer Zug vorherrscht. Schmerzlich empfinden wir, wie sehr in trüben Stunden diesen lebendigen temperamentvollen Mann sein körperliches Gebrechen bedrückt, wenn wir die Verse lesen, in denen er es ausspricht, wie er im glänzenden Gesellschaftssaal keinen Laut vernimmt und sich müht, den Sinn der Gespräche von den Lippen der Redenden zu deuten. Der ästhetischen Richtung dieser Studienjahre danken wir den feinen litterarischen Geschmack und das sichere Urteil, das der junge Schriftsteller in seinen Essays bekundete, die er 1858 und 1860 Heinrich von Kleist, Otto Ludwig und Friedrich Hebbel gewidmet hat, und das auch den Partien der „Deutschen Geschichte“, in denen die geistigen und litterarischen Bewegungen und Strömungen dargestellt sind, ihren hohen Wert verleiht.

Nach erfolgter Promotion lebte Treitschke eine Zeit lang in Göttingen und habilitierte sich gegen Ende 1858 an seiner heimatlichen Universität für Staatswissenschaften. In seiner Habilitationsschrift: „Die Gesellschaftswissenschaft“, die er seinem Vater zueignete, erkennen wir schon die entschiedene Richtung des fertigen Gelehrten. Gegen seinen Lehrer Robert von Mohl, der damals die Notwendigkeit verfocht, die Lehre von der Gesellschaft aus der Lehre vom Staate auszuscheiden, tritt Treitschke hier auf. Die Gesellschaft, die sich aus den durch je ein bestimmtes Interesse geschaffenen Genossenschaften aufbaut, bietet dem Denker die mannigfachsten Probleme, allein nur dann vermag die Wissenschaft an deren Lösung zu arbeiten, wenn sie den Staat als die einheitliche Ordnung dieser Gesellschaft und als das zu einer Gesamtmacht zusammengefaßte Volksleben auffaßt. Daraus erhellt die Notwendigkeit, die politischen Fragen zu vertiefen, die Politik als Hauptdisciplin der Lehre vom Staat zur wirklichen Wissenschaft auszubauen, die alle Erscheinungen des Volkslebens zu untersuchen hat und das Notwendige, die historischen Gesetze nachweisen muß, die in der politischen Geschichte der Völker sich dem forschenden Blicke offenbaren. Keineswegs bedarf es nach seiner Ansicht einer Trennung der Wissenschaft von der Gesellschaft von der Lehre vom Staate; denn durch das, was die Bürger einigt, durch die politischen Pflichten und Rechte, nicht durch die sie trennenden socialen Gegensätze, ist eine gedeihliche Leitung und Fortentwickelung im Staate bedingt, den der junge Politiker, ganz in hellenischer Weise, als den Mittelpunkt des Volkslebens zu begreifen sucht. Diesen Anschauungen ist auch der Mann im ganzen treu geblieben.

Die ersten Kollegien des Leipziger Dozenten behandelten die vergleichende Geschichte des französischen und englischen Staates, die Geschichte der politischen Theorien, ein Lieblingsthema sein Leben lang, daneben die Geschichte des preußischen Staates, deren Behandlung indessen vom königlich sächsischen Ministerium keineswegs mit Unbefangenheit betrachtet wurde. Vom Frühjahr 1861 bis zum Januar 1862 finden wir Heinrich von Treitschke in München, ausschließlich und ungestört mit historischen Studien beschäftigt, auch mögen einige dramatische Entwürfe und Vorarbeiten in diese Tage fallen. In Leipzig fühlte sich der junge deutsche Patriot nicht wohl. Seine politischen Anschauungen standen zum kursächsischen Leben in Widerspruch. Das Land, seit alters her von einem intelligenten, betriebsamen deutschen Stamme bewohnt, hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einen mehr städtischen Charakter seiner Kultur angenommen, es stand im vollen Gegensatze zu den aristokratischen Ackerbaulanden an der Ostsee. Hier war Leipzig mit seinen reichen kaufmännischen und wissenschaftlichen Interessen weitaus die erste Stadt des deutschen Buchhandels, und während seine Messen zeitweise einen freien Markt für den deutschen

Verkehr bildeten, war das betriebsame Erzgebirge ein Centrum für die aufsteigende deutsche Industrie geworden. Die Hauptstadt, die in ihrer Pracht des Rokoko den Schönheitssinn des Knaben angeregt hatte, entbehrte des rechten politischen Lebens; war auch seit den Februartagen von 1848 der adligen Herrschaft, die hier ihre schönsten Blüten getrieben hatte, ein Damm entgegengesetzt worden, so hatte auch die Reaktion in den sächsischen Landen wie im übrigen Deutschland ihren Einzug gehalten mit Polizeiwillkür, Rechtsbruch und kleinlicher Ränkesucht; vollends fanden die unverlierbaren Gedanken der Paulskirche, da zum erstenmal eine Partei sich gebildet hatte, die den Gedanken auf ihr Banner schrieb, es sei Preußens Beruf, an die Spitze des geeinten Deutschlands zu treten, wenig fördernde Ermunterung. Längst hatte sich um Gustav Freytag ein Kreis ernster, politisch reifer, gelehrter und feingebildeter Männer geschart; zu den jüngsten zählten die Landsleute Alfred von Gutschmid, der spätere geistvolle Geschichtschreiber des alten Orients, und Heinrich von Treitschke. Sie waren alle die Mitarbeiter an den seit Anfang 1858 unter Hayms Leitung erscheinenden „Preußischen Jahrbüchern", die dem Gedanken nach der Herstellung des deutschen Staates vollen Ausdruck geben sollten. Der jüngste in diesem edlen Kreise, Heinrich von Treitschke, war zugleich der fleißigste Mitarbeiter an der neuen Zeitschrift, mit der sein Name für alle Zeiten verbunden sein wird. Es brachen damals die Tage der neuen Ära an, da wieder ein fester, selbstbewußter Manneswille die preußische Politik lenkte, der die Zeichen der Zeit erkannt hatte und seine Erkenntnis in die That umzusetzen bereit war. Ganz soldatisch und doch wie weise klangen die Worte des Prinz-Regenten: „daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist, und was dem Staate an materieller Macht fehlt, das muß die Besonnenheit, Konsequenz und Energie seiner Politik ersetzen!" Ganz Deutschland lauschte diesen Worten. Nach angestrengter Tagesarbeit eilte Treitschke damals Abend für Abend ins Café, um die neuesten Berliner Telegramme und politischen Nachrichten zu lesen; denn seine jugendliche Ungeduld nach der Herstellung des deutschen Staates ward durch die Vorgänge in Preußen noch gesteigert. Schon zeigte sich die glänzende Begabung des jungen Dozenten ebenso wie sein wahrhaft ritterlicher, vornehmer und durchaus jeder Furcht abholder Charakter. Seine Vorlesungen fanden reiche Teilnahme, und durch eine Reihe prächtiger Essays über Milton, den eigentümlichen poetischen Heros der englischen Revolution, Hans von Gagern, den Vater des Heinrich von Gagern, der einst in den Frankfurter Tagen der Held des nationalen Gedankens gewesen war, erwarb er sich rasch den Ruf eines eigenartigen, kraftvollen Denkers wie eines formgewandten Schriftstellers. Dem alten Föderalisten Gagern mußte Treitschke seine Vertrauensseligkeit dem deutschen Bunde gegenüber zur Schuld anrechnen, und er forderte kühn, da nach den „Grundzügen" Gagerns eine Bundesverfassung sich als unausführbar erwiesen hatte, den Neubau des deutschen Staates. In seinen Charakterbildern Fichtes und Lessings hat er neben einer wunderbaren Gestaltungskraft auch die tiefsten Bekenntnisse seines patriotischen und menschlichen Empfindens offenbart und allgemeine Erkenntnissätze niedergelegt, die als ein gesichertes Ergebnis ernster Forschung ebenso wie als helle Bilder einer glücklichen Intuition von dauerndem Werte sind. Der genialen Persönlichkeit des zuchtlosen britischen Feuerkopfes Byron und seiner Wirkung auf den modernen Radikalismus vermochte dieser klare Verstand und das reiche, im Grunde so weiche Gemüt des Obersachsen ebenso gerecht zu werden, wie der edelsten Erscheinung demokratischer Gesinnung in Deutschland, dem schwäbischen Dichter und Volksmanne Ludwig Uhland. Was schon in jenen Tagen die Hörer fesselte, die dichtgedrängt den größten Hörsaal des Augusteums füllten, das war weniger die Fülle der in den Vorträgen des jungen Dozenten dargebotenen historischen Thatsachen, als vielmehr die Art der Mitteilung und die Durchtränkung des Stoffes mit dem Pathos und dem Ethos des mächtigen Redners. Er wirkte unwiderstehlich und bot den Studenten zugleich eine politische Überzeugung dar, die später viele zu ihrer eigenen gemacht haben. Was bot auch damals Leipzig

an geschichtlichen Vorlesungen! Wachsmuth war ein Greis; an seinen Lehnstuhl im Zimmer festgebannt, lud er eine Handvoll Zuhörer zu sich, während Wuttke, den Treitschke einmal wohl in nachhaltigem Grimm einen „kleinen Molch“ genannt hat, ein Demagoge seiner Vergangenheit nach und dazu ein österreichischer großdeutscher Fanatiker war, der eine giftige Parteilichkeit offenbarte. Ist es daher wunderbar, daß dieser Mann, dem die deutsche Einheit damals schon eine starke Überzeugung, nicht nur wie Millionen anderen ein großes wohltönendes Wort war, dieser seiner Überzeugung, der schwer erkämpften, auf dem dritten deutschen Turnfeste in den ersten Augusttagen des Jahres 1863 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft aus allen deutschen Gauen die beredtesten und herrlichsten Worte geliehen? In großen Zügen führte er aus, wie alle deutschen Stämme zur Größe unseres Volkes seit Jahrhunderten wetteifernd mitwirkten; jede Scheelsucht will er verbannt wissen, und er fürchtet sich zu versündigen an den blutigen Schatten, die ob dem Gefilde um Leipzig schweben, wenn er nicht Worte der Mahnung an die Festgenossen fände, den tapferen Geist der Väter fortzubilden mit der wachsenden Zeit und mitzuwirken an der Arbeit politischer Erziehung. Welch eine wunderbare Erscheinung, der schlanke, kräftige, breitschulterige Mann, den Kopf ein wenig erhoben, dessen dunkles dichtes Haar zu dem ebenso dunklen starken Schnurrbart paßt, die dunklen leuchtenden Augen fest auf ein Ziel geheftet, giebt er seiner Rede mit einem leichten Gestus der rechten Hand hier und da einen Nachdruck, während die Linke sich ungezwungen auf das Pult stützt. In tiefer, klangvoller und eigenartiger Stimme, die dem Hörer zu Herzen gehen muß, und an der etwas ist, das eine Empfindung der Zuneigung in ihm wachruft, spricht er bald prägnant geformte Sätze, bald schöne, aber wuchtig dahinstürmende Perioden, die in dem Redner einen ganzen deutschen Mann, eine vulkanische Natur vermuten lassen. Und doch welche inneren Kämpfe hatte er schon durchgekostet und wieviel Schmerzliches hatte ihm das Geschick noch vorbehalten! Zu allen Überlieferungen seiner Familie, seines Standes und seines Heimatstaates hatte ihn sein Leben in einen heftigen Gegensatz gebracht; in seinem Essay über Lessing, wo er den Hader Lessings mit seinem Vater berührt, klingt die starke Empfindung eigener leidvoller Erfahrung des Herzens hindurch, daß sie stets sich wiederholen jene aufsteigenden Zeiten eigentümlicher Zerwürfnisse zwischen dem jungen Geschlecht und den Alten, die dessen Sehnen nicht mehr verstehen dürfen, und die um so schwerer lasten, weil auf keiner Seite ein sittliches Unrecht besteht. Als der beliebte Lehrer im Herbst 1863 als Professor nach Freiburg im Breisgau berufen ward, und die Studentenschaft in einer Adresse den Minister vergeblich ersucht hatte, ihn der Leipziger Hochschule zu erhalten, da war der Fackelzug unter Vorantritt des schwarzgoldenen Banners der Leipziger Burschenschaften das Dankeszeichen, das die akademische Jugend dem Scheidenden darbrachte. In diesen Leipziger Tagen noch hatte Treitschke jene beiden Abhandlungen niedergeschrieben, die an der Spitze seiner Untersuchungen stehen, über „die Einheitsbestrebungen zerteilter Völker“ und über „Freiheit und Königtum“.

Ehrgeiz und Thatkraft und jene Wucht des Willens, die alle männlichen Tugenden der Seele entfesselt, den erbarmungslosen Wagemut und den beherrschenden Verstand, die allein die Macht der Staaten zu gründen und ihre Freiheit zu wahren und zu lenken vermögen in den Rassenkämpfen der Geschichte, sie leben in allen großen Staatsmännern, und welchen Anteil an ihnen besaß der Geist des Schriftstellers, der es unternahm, die Schicksale des deutschen Ordens, seiner großartigen erobernden und kultivierenden Thätigkeit zu zeichnen, an der alle Stämme des alten Deutschland teilgenommen, dessen Gebiet außerhalb des Reichsverbandes dennoch dem Staate den Namen gab, auf dessen Schultern die Zukunft des deutschen Volkes einst gelegt werden sollte. Zugleich wies Treitschke nach, wie diese ritterliche Aristokratie zu Grunde gehen mußte, da sie sich nicht von unten auf aus den Volkskräften verjüngte, dergestalt, daß sie der Übermacht fremden Volkstums unterlag und mit ihrem Schwerte zunächst keinen bedeutsamen Gewinn für deutsche Gesittung einbrachte. In der Schrift über „die Frei-

heit" kritisiert der junge Denker die Gedanken Laboulayes und J. St. Mills über diesen Gegenstand und zeigt sich darin als einen in religiöser Hinsicht durchaus wahrhaften und freidenkenden Mann, der er sein Leben lang geblieben ist, trotz manchen scheinbaren Rückzugs in späteren Tagen. Er fordert maßvolle politische und sociale Freiheit und will vor allem das Recht der freien Persönlichkeit des Einzelnen zum Wohle für das gesamte Volksleben ausgebildet wissen.

Währenddem war die deutsche Nordmark gemeinsam mit den Waffen durch Preußen und Österreich dem deutschen Wesen zurückerobert worden. Von Freiburg aus schrieb Treitschke damals, als der Hader um die Elbherzogtümer begann, daß mit einer schrittweise erfolgenden Vergrößerung Preußens die Lösung der deutschen Frage ebenso sicher sich ergeben müsse, als man dies von einer europäischen Krisis oder einer Volksbewegung erhoffen könnte, die von einer energievollen preußischen Regierung in diesem Sinne benutzt werden würde. Er war unter den vielen, die die deutsche Einheit erhofften, der einzige, der den Zeitpunkt ihrer Verwirklichung als ganz nahe empfand. Wie hat der tapfere Mann seine Gegner belächelt und selbst seine politischen Freunde, die kleinmütig an der Erfüllung ihrer nationalen Hoffnungen verzagten! Mit wie beißendem Spotte hat er von dem „neuesten k. k. Manifest", dem „liebenswürdigen k. k. Wesen", dem „Chaos der k. k. inneren Zustände" gesprochen! Und als endlich Preußens gutes Schwert im Geschützdonner und Pulverqualm von Sadowa der Zukunft des deutschen Staates ein blutgetränktes Fundament gelegt hatte, da erhob der kühne Publicist seine Stimme und sagte den norddeutschen Mittelstaaten ihre Zukunft vorher. Hannover, Kurhessen und Kursachsen sollten nach seiner Ansicht als selbständige Staaten zu leben aufhören, und wenn eine weise Politik es vorzog, den Albertinern ihre Krone zu lassen und die auch als Feinde so treuen Sachsen zu versöhnen, so konnte für den politischen Schriftsteller darin nichts liegen, das ihn als Patrioten herabsetzte. Mit heiligem Eifer war Treitschke für Preußens Handeln eingetreten, er hatte wie einst Vittorio Alfieri das Los sich erwählt: di far con penna ai falsi imperi offesa, und er zog auch für sich persönlich die Konsequenz aus seinem Thun. Denn so eng war all sein Wesen und Leben mit der Idee verknüpft, für die er stritt, er wollte einem Staate nicht dienen, der gegen Preußen focht, und legte deshalb seine Professur in Freiburg nieder, um in Berlin die Leitung der „Preußischen Jahrbücher" zu übernehmen, die er von da ab dreiundzwanzig Jahre hindurch behielt. Wie seine eigenen politischen Arbeiten mit dem Entstehen, Wachsen und Gedeihen des neuen Deutschen Reiches so innig verwuchsen wie kaum eine andere publicistische Leistung der folgenden Jahrzehnte, da sie selbst ein Stück Zeitgeschichte, nicht allein Beiträge zur Zeitgeschichte sind, so spiegelt sich in den „Preußischen Jahrbüchern" unter Heinrich von Treitschkes Leitung das deutsche Geistesleben dieser Zeit in einem Bilde wieder, das dem Geschichtschreiber kommender Zeiten zur wichtigen Quelle der Erkenntnis werden muß. Als die köstlichste Frucht der deutschen Entwickelung sah Treitschke in jenen Tagen die Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens an, die Karl August von Wangenheim, der alte Triaspolitiker, einst mit den schwachen Kräften der Mittelstaaten herzustellen hoffte, als er den Kampf des deutschen Liberalismus gegen Österreich unternahm, dem Preußen sich hartnäckig versagte. Einen tief schmerzlichen Eindruck mußte es dem liebenden Gemüte des Sohnes machen, und dieser Schmerz blieb ein nachhaltiger, als sein Vater jene Erklärung in die Welt sandte, die des Sohnes politische Richtung streng verurteilte. Der Herbst 1866 führte ihn nach Kiel auf Dahlmanns ehemaligen Lehrstuhl, und schon 1867 geht er nach Heidelberg, um die Musenstadt am Neckar zu Ostern 1874 mit dem Berliner Katheder zu vertauschen. Mit tiefem Ernst und wachsender Freude folgt Treitschke seit den Anfängen des Norddeutschen Bundes dem Aufsteigen Deutschlands. In Heidelberg, wo er Ludwig Häussers Lehrstuhl inne hatte, gab er den ins Feld ziehenden Studierenden die Worte mit: „Fichte sagte: Siegen oder sterben, wir aber sagen: Siegen um jeden Preis, mag uns auch der erste,

der zweite oder dritte Schlag mißlingen, der endliche Sieg muß dennoch unser sein."

> Auf denn, auf, ihr deutschen Streiter!
> Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
> — — — — — — — —
> Holt uns wieder Straßburgs Dom
> Und befreit den deutschen Strom!

Also klang es von seinen Lippen, und er schrieb jene herrliche Abhandlung: „Was fordern wir von Frankreich?" den schönsten schlichtesten Ausdruck der nationalen Wünsche jener Tage. Der fleißige Gelehrte hatte nunmehr, aus der lebendigen Gegenwart lernend, seine politischen und historischen Studien über die „Einheitsbestrebungen zerteilter Völker" wie über „Freiheit und Königtum" in allen ihren Teilen vollendet. Überall lebt der tapfere Sinn in ihnen, unerschrockenes, oft abstoßendes Urteil offenbart das Temperament des Autors, der jeden historischen Stoff, den er behandelt, vollkommen beherrscht. Sein geschichtliches Wissen ist ebenso tiefgehend wie weit umfassend. Deutsche, italienische, französische und niederländische Geschichte betrachtete er sowie die Bedingungen parlamentarischer Freiheit unter dem Bonapartismus und unter einem konstitutionellen Königtum in Deutschland. Den Grundaccord, in dem alle diese Betrachtungen zusammenstimmen, hat er in dem berühmten Essay „Bundesstaat und Einheitsstaat" angeschlagen, in dem er der deutschen Einheit ihre staatsrechtliche Gestaltung vorzuzeichnen suchte. Meisterhaft hat Treitschke den politischen und sittlichen Verfall des französischen Staatslebens durch das Wirken des Bonapartismus gezeichnet, nirgends erkennt er ein erreichbares Ziel, nirgends selbst ein falsches Ideal. Eine frohe Zuversicht spricht aus den Blättern, die er Cavour gewidmet hat. Ein persönlicher Liebling des Autors zu sein darf der große Piemontese sich nicht schmeicheln, und doch, trotzdem unerbittlich die Grenzen seiner Begabung gekennzeichnet wurden, deutete der warme Ton der Erzählung auf die herzliche Hingabe des Geschichtschreibers an seinen Helden. Die historische Wahrheit, der er Ausdruck giebt, steht hier mit seiner Sympathie für den Gegenstand im Einklang. Gleich einer Marmorstatue, an deren Sockel die Zeitgenossen und Mitstrebenden in Reliefs dargestellt sind, also steigt die Gestalt des Einigers Italiens vor unseren Augen aus Treitschkes Darstellung auf.

Der diskussiven Geschichtschreibung ist es bei wahrem Streben vergönnt, hier und da den Schleier zu lüften vor dem Walten der ewigen Gesetze geschichtlichen Werdens und Vergehens, die sonst meist dem Auge des Forschers verborgen bleiben. Deutlich erkennen wir, welche Fruchtbarkeit der Gedanken, welch ungleich tiefere historische Einsicht und lebendigere politische Anschauung einer solchen Betrachtung entspringt, wenn wir die sichere Hand Treitschkes die Hauptepochen zeichnen sehen der Geschichte jenes kleinen Ketzervolkes am Niederrhein, dessen Staatswesen im siebzehnten Jahrhundert so groß und so frei, der erste moderne Staat der neuen Geschichte, einen Höhepunkt der Macht erreicht hat, die sich wiederspiegelt im Thun und Leben, in Sitten und Einrichtungen, in Kunst und Wissenschaft dieses niederdeutschen Stammes, und wenn dieselbe Hand des Künstlers uns eine kurze und dennoch vollständig überzeugende Darlegung der Gründe des raschen Verfalls dieser Machtfülle darbietet. In den Darlegungen, die dem konstitutionellen Königtum gewidmet sind, dessen Widersacher ihm in Deutschland das Durchdringen erschwert haben, kommt der Politiker zu dem Schlusse, den sein Lehrer Dahlmann schon in den gedrückten fünfziger Jahren ausgesprochen, daß, da uns Macht in Europa in erster Linie not thut, wir vor allem eine starke Krone besitzen müssen, die den Zuwachs an Macht, dessen wir bedürfen, am ehesten zu erwerben vermag. War es nicht ein berechtigter Wunsch, daß unser erster historisch-politischer Essayist, der Prophet und begeisterte wissenschaftliche Herold der deutschen Einheit, dem die Wissenschaft nichts galt ohne das Leben, teilnehmen wollte an dem Ausbau des neuen Reiches! Als Abgeordneter für den Wahlkreis Kreuznach hat er dem deutschen Reichstage von 1871 bis 1888 angehört, wo er, obgleich radikaler Unitarier im Anfang, sich später der nationalliberalen Partei anschloß; dennoch paßt die Parteischablone auf diesen freien Kopf nicht. Sein Gehörleiden hinderte ihn an einer regen Teilnahme an den gesetzgeberischen

Arbeiten, dennoch sprach er zu den großen nationalen wie wirtschaftlichen Fragen. Bezeichnend für seine Anschauungen vom Charakter des neuen Reiches ist die Rede, die er bei Gelegenheit des Münzgesetzes hielt. Er wollte auf den Reichsmünzen neben dem Reichswappen, dem Wesen des Bundesstaates entsprechend, die Bildnisse der Landesfürsten beibehalten wissen und schloß mit dem alten guten Satze: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas! Hatten sich doch die Zeiten völlig verwandelt, da Leopold von Ranke es für unvereinbar erklärte, zugleich Historiker und Politiker zu sein. H. von Treitschke, der Geschichtschreiber des Herzens und des Erlebten, hielt das Urteil des Geschichtschreibers für dilettantisch, der keinen thätigen Anteil an dem Leben seines Staates genommen. Das Berliner Katheder war seit 1874 für Treitschke der Ort seiner weitreichenden, zündenden Wirkung auf die Jugend, aber ihn hörten nicht allein Studierende aller Fakultäten; den größten Hörsaal der Universität füllten neben den Studenten Offiziere, ältere Herren, die alle dem gewaltigen Redner lauschten. Mit den zunehmenden Jahren hatte seine Gestalt eine starke Fülle angenommen, so daß er fast reckenhaft erschien. Der starke schwarze Bart, der das energisch geprägte Gesicht umrahmte und der erst in den letzten Jahren ergraut war, während das Haupthaar seine glänzende schwarze Farbe noch bewahrt hatte, gab dem durch das so geistvolle lebendige Auge, mit dem bald strengen, bald milden Ausdruck geadelten Antlitz etwas Gebietendes. Die Mischung von Kraft und Geschmeidigkeit, von Wucht und Eleganz zog unwiderstehlich an, während die Worte sich den Hörern in die Seele bohrten und sie innerlich umwandelten. Wie viele seiner ehemaligen Gegner hat Treitschke nicht bekehrt und belehrt! Sein persönlicher Einfluß war eine Macht, wie sie wenigen Menschen auszuüben beschieden ist. Er las stets in freier Rede, nur durch wenige Aufzeichnungen unterstützt, über Politik als Geschichte der Verfassungsentwickelung bei den Kulturvölkern, über französische, englische, italienische, preußische und neueste deutsche Geschichte, das Reformationszeitalter und die Geschichte der französischen Revolution. Seine Vorträge gaben ihm stets Anlaß, die Ereignisse des Tages in Zusammenhang und Beziehung zur Vergangenheit zu setzen. Die Vorlesung über Geschichte und Politik der Staatenbünde und die über „Staat und Kirche“ knüpfte er an seine Arbeiten über „Bund und Reich“ wie an das biographische Denkmal an, das er seinem Landsmanne, dem als politischen Kämpfer und temperamentvollen Publizist ihm innerlich verwandten Samuel Pufendorf, gesetzt hat. Hier ist wieder die Persönlichkeit auf dem breiten Hintergrunde ihrer Zeit dargestellt und zugleich die wissenschaftliche Bedeutung Pufendorfs ins rechte Licht gesetzt; denn dieser Obersachse war der erste, der in den Tagen nach dem Dreißigjährigen Kriege neben dem Rechte des Einzelnen auf Freiheit des Glaubens, das Bayle und Locke schon zu erweisen und zu fordern unternommen hatten, das Recht des souveränen Staates wissenschaftlich begründete, die Kirche zugleich zu schützen und in den Schranken des öffentlichen Friedens zu halten, jene Grundsätze, die der deutsche Staat im Kampfe mit den Klerikalen durchsetzen mußte. Wenn H. von Treitschke den Protestantismus als die befreiende Macht der modernen Welt pries, so war dies seine Pflicht als Historiker. Er war persönlich so weit von Intoleranz entfernt, daß er selbst in gemischter Ehe lebte. Seine Gattin, mit der er sich nach 1866 verlobt hatte, vermittelte ihm den Verkehr mit der Außenwelt; denn für jeden anderen taub, verstand er, ein Zeugnis für die echte Liebe dieses reichen, goldenen Gemüts, alles, was sie sprach.

Niemand hat treffender und wahrer das Wesen der Parteiung und den Zweck ihres Bestehens dargethan als Treitschke, und ihm doch ward das eigentümliche Geschick, da er sich anschickte, mit dem Rüstzeug seiner weiten Weltbildung vermeintliche Anmaßungen der modernen deutschen historischen Schule der Nationalökonomie zurückzuweisen, völlig mißverstanden zu werden von seinen eigenen Parteigenossen. In den Aufsätzen über den „Socialismus und seine Gönner“, die er 1874 schrieb, erschien er in der That fast als ein Gegner der socialen Reform, er betonte die Notwendigkeit, den socialen Forderungen einen entschiedenen Widerstand ent-

gegenzusetzen, an dessen Wirkung, wie er meinte, die sociale Begehrlichkeit eine Schranke finden müsse. Hatte sich der Politiker seinen Freunden entfremdet, war er in das Lager harter Geschäftsmänner übergegangen? In seiner Schrift über „Einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" hat Gustav Schmoller damals in seiner klaren und entschiedenen Art diesen Angriffen auf den „Kathedersocialismus" die Erwägung entgegengestellt, daß allein durch die sociale Reform und die Fortentwickelung des Staates der Hohenzollern in dieser Richtung, die für diesen Staat sich aus seiner Geschichte mit Notwendigkeit ergebe, das deutsche Reich gedeihlicher Zukunft entgegensehe, und daß namentlich die Erhaltung der freiheitlichen Institutionen, die Treitschke durch den Ansturm des Socialismus als gefährdet ansah, durch sociale Reformen allein garantiert werden könne. Wollen wir den geistigen Charakterkopf H. von Treitschkes richtig erfassen, so ist es unerläßlich, neben dem Umstande, der in seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt lag, und den Einwürfen, die ihm daher kamen, ihn keine allzu große Bedeutung beimessen ließ, die Persönlichkeiten zu betrachten, deren Wesen als das seiner Lehrer am eindringlichsten auf ihn gewirkt hat. Da war vor allem Fr. Chr. Dahlmann, dem er einen seiner schönsten Essays gewidmet hat, der einstige Führer des deutschen Liberalismus; ein demantener, deutscher Charakter, gestählt im politischen Leben durch Kampf und Mißgeschick, wies er in seinem Alter das junge Geschlecht auf die Notwendigkeit hin, auf die gegebenen Zustände seine politischen Forderungen zu gründen und vor der Freiheit im Staate den Staat, also die Macht, erst zu begründen, ein Ziel, dessen Erfüllung allein von Preußens Krone kommen konnte. Neben Dahlmann haben dann der scharfsinnige Jurist und ehrenhafte ostpreußische Liberale W. Ed. Albrecht und Robert von Mohl, alle drei eng verknüpft mit jenen Bestrebungen des ersten deutschen Parlaments, nachhaltig auf die Elemente der Bildung des Jüngeren eingewirkt und ihn der sittlichen und streng logischen Schulung, zugleich der modernen Staatsauffassung zugeführt, die eine Lösung der Kulturaufgaben in weitestem Sinne im Staate, wenn auch nicht allein durch den Staat, fordert. Wilhelm Roscher, dem großen Kulturhistoriker und besonnenen Politiker, dankt Heinrich von Treitschke jenes feine, psychologisch erfaßte Verständnis socialer Thatsachen und der sie bedingenden äußeren Zustände und Lebensformen der Völker, das ihn in seinen durchdachten, ernsten und jeden Gegenstand von Grund aus erschöpfenden Studien so sehr auszeichnet. Alle Arbeiten des Publizisten neigten dem Ziele zu, das Treitschke seit der Mitte der siebziger Jahre sich gesteckt: den Deutschen ihre Geschichte im neunzehnten Jahrhundert zu erzählen, darzustellen, wie wir, ein altes Kulturvolk, zugleich das jüngste und mächtigste Staatsgebilde der europäischen Großmächte als unseren nationalen Staat uns geschaffen haben. Die Arbeiten über „Preußen auf dem Wiener Kongreß" und die „Begründung des Zollvereins" waren Bausteine zu diesem Werke, das der Autor ursprünglich auf zwei starke Bände berechnet hatte, in denen er mit einem Schlage eine deutsche nationale und moderne Geschichtschreibung neben die Werke der Engländer und Franzosen zu stellen gedachte. Allein der Stoff wuchs unter seinen Händen, es ward ihm nicht möglich, ihn derart zusammenzudrängen, wie er gehofft hatte, ohne unverständlich zu werden. Als 1879 der erste Band seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" erschien, mußte man dieses Ereignis als eine politische That begrüßen. Er stellte in einer zusammenfassenden Einleitung den Untergang des Reiches dar, die durch Revolution und Fremdherrschaft sich vollziehende Verschmelzung der neuen deutschen Bildung mit den Kräften des preußischen Staates, den beiden bedeutsamsten Faktoren unserer modernen Entwickelung, den Freiheitskampf gegen das napoleonische Weltreich und die Versuche einer Neugestaltung der deutschen Dinge auf dem Wiener Kongreß. Hier steigt die prophetische Gestalt des Mannes lebhaft vor uns auf, wie er richtet und straft, kein sogenannter „objektiver" Historiker, nein, ein warmer Patriot vom Wirbel bis zur Zehe! Es ist unmöglich, in einer kurzen Skizze all die Vorzüge seiner Geschichtschreibung im einzelnen herauszuheben, die den Leser fesseln, oder die Fehler und

Schwächen eingehend zu besprechen, die, wie allem Menschenwerk, diesem Epos anhaften und die seinem Verfasser nachhaltig, oft vom Standpunkte des Parteimannes gegen den Parteimann vorgehalten worden sind, bisweilen auch von politischen Freunden, die seine Methode als den wissenschaftlichen Forderungen nicht entsprechend erkannten; das Erscheinen jedes neuen Bandes, der fünfte erschien 1894, war ein öffentliches Ereignis. Aus den Archiven hat Treitschke mit unendlichem Fleiße darzustellen gesucht, wie Deutschland von 1815 bis 1848 gewesen ist. Er behandelt den Lebensprozeß eines aufsteigenden Volkes, in dem er als politischer Streiter mitten inne steht, und wir müssen ihm die in heißer Kampfeszeit von 1858 bis 1866 erworbenen und oft mit übertriebener Heftigkeit angewandten Gewohnheiten des Streites zu gute halten, wenn wir daneben diese Künstlernatur walten sehen, die die produktivste historische Phantasie aller modernen Geschichtschreiber besitzt, das was Niebuhr einst von dem großen Historiker forderte. Sein Verkehr mit den historischen Gestalten ist fast ein persönlicher, daneben ist er ein herrlicher Genremaler, der den Volksgeist in allen seinen Äußerungen auf sich wirken läßt, das so erfaßte Bild in dem Schmelztiegel seiner Empfindung formt und dann aus vollem Herzen hinzeichnet. Überall steht er mit seiner ganzen kraftstrotzenden Persönlichkeit für seine sittliche und wissenschaftliche Überzeugung ein. Kaum jemals sind die Gestalten der Helden unserer Befreiungskriege wie die deutschen Staatsmänner aus den Zeiten des Bundestages, die Persönlichkeiten um Friedrich Wilhelm IV., die Stolberg, Thile, Radowitz, Bunsen, in hellerem Farbenglanz gezeichnet worden, bald ist es die Farbengebung eines Rubens, bald das feine, geistreiche Kolorit eines Lenbach, das er seiner Palette entnimmt, bei den großen und bedeutsamen Persönlichkeiten, die bei ihm alle unruhiger und darum noch lebendiger als bei Ranke sich zeigen, ein Umstand, der die beiden Meister am treffendsten in ihrer verschiedenen Art kennzeichnet, wird er zum plastischen Künstler in allen Formen der Darstellung und Gruppierung. Und wieviel Neues hat Treitschke aus dem zersplitterten und ungeordneten Stoffe in mühseligstem, oft durch Widerstand ihm fast unmöglich gemachtem umfassendem Studium der Archive zu Tage gefördert! Es galt sich durch ein fast undurchdringliches Dickicht getrübter Traditionen englischer, französischer, polnischer und litterarischer Parteilegenden hindurchzuwinden zu einer wahrheitstreuen und deutschen Auffassung unserer neuesten Geschichte. Fast allein Treitschke hat Deutschlands politische Geschichte von 1815 bis 1848 erst dargestellt; Preußens Erstarken, seine geordnete Verwaltung, seine auswärtige Politik zu den Westmächten und auf der anderen Seite zu Österreich und Rußland, seine deutsche Einigungsarbeit durch den Zollverein, als dessen Urheber er Motz, nicht Nebenius das volle Verdienst zuerkannt hat; die Wirkungen des liberalen süddeutschen Parlamentarismus und des „altständischen Stilllebens" in Nord- und Mitteldeutschland auf unsere Geschicke, endlich die litterarischen Bewegungen in all ihren Verzweigungen und ihren Vertretern, die er immer mit wenigen Strichen zu beleben weiß, finden in ihm einen gewissenhaften, ehrlichen, freimütigen, wenn auch nicht immer gerechten Geschichtschreiber; denn von seinem politischen Standpunkt aus, der uns als ein durchweg berechtigter erscheint, bekämpft er die Gegner selbst auf dem Boden der Vergangenheit. Und welchen Zorns und Unwillens ist diese edle Kämpfernatur fähig gegenüber dem Niedrigen und Gemeinen, wo es ihr entgegentritt! wahrhaft zermalmend ist die Kraft seines Hasses, und doch mit welcher Liebe vermag er sich in eine Natur von tragischem Geschick zu versenken, wie sie uns in König Friedrich Wilhelm IV. mit so erschütternder Stärke entgegentritt!

Treitschke ist, wenn er auch keineswegs den ungeheuren Stoff annähernd erschöpfen konnte — denn darin besteht der Gegensatz alter und neuer Geschichte, daß hier ein Sichten viel schwerer ist, als dort ein Sammeln, und deshalb einem jeden modernen Historiker aus der ungeheuren Fülle des Materials Irrtümer leichter nachzuweisen sind, als dem kritischen Forscher der Überlieferung des Altertums —, es durch die Macht seines geistigen Lebens und durch den Reichtum seiner künstlerischen Begabung ge-

lungen, eine in ihrer Art in Deutschland und in ihrer Vollendung so im Ausland bisher noch nicht erschienene Verbindung aller die realistische Geschichtschreibung darstellenden Richtungen, der kulturgeschichtlichen, wirtschaftsgeschichtlichen und politischen Forschungen herzustellen, ein Verdienst, das ihn neben Ranke und zugleich in den Gegensatz zu dem Weisen stellt, der namentlich aus den religiösen Ideen die moderne Entwickelung der Kulturvölker herzuleiten suchte.

Nach einem reichen Familienglücke, das er genoß, ward diesem zärtlichen und sorgsamen Vater der einzige hochbegabte Sohn in blühendem Jugendalter von der Seite gerissen, ein unendlicher Schmerz für seine Seele; seine treue Gattin versank ob der Wucht dieser Schicksalsfügung in Gemütskrankheit, so daß der tapfere Mann, der diese Schläge nie ganz verwunden hat, und den seine zunehmende Taubheit noch mehr zu einem reinen Innenleben führte, sich fast vereinsamt sah. Es war eine herbe Fügung für den heiteren, humorvollen, des geselligen Verkehrs und der Aussprache mit Freunden und Schülern so bedürftigen Mann. Diese Abgeschlossenheit hat ihn denn auch, da er den Gedanken, den er einmal erfaßt, mit zäher Liebe festhielt, und der Widerspruch ihn nur zur Verteidigung seiner eigenen Ideen reizte, ihn selten bei dem Gegner volle Beachtung seiner Gründe anerkennen ließ, von seinen treuesten Freunden losgerissen und ihn in manchen Fragen der Gegenwart an die Seite von Parteibestrebungen geführt, denen seine vornehme, adlige Natur im Grunde fern stand. Er hat nicht selten in der Leidenschaft geirrt und gefehlt, allein eben wegen seiner Fehler und trotz ihrer ist der Mensch, der sein Temperament offenbaren muß, der keine Verstellung und Heuchelei kennt, unserer Liebe wert, und vor dem Ruhm und der Herrlichkeit des Patrioten und Geschichtschreibers müssen die Sünden des Blutes zurücktreten. In Freud und Leid war Treitschke seit Jahren der, von dessen Lippen die Worte des Zuspruchs an das Herz der Nation schlugen, der stets der Empfindung des Augenblicks die treffendsten Worte lieh, er war unser lebendiges historisches Gewissen. Man konnte sich, namentlich wenn man preußische Herrscher und Staatsmänner der Vergangenheit betrachtete, jedesmal bei ihren Handlungen fragen, welche Beurteilung sie bei ihm finden würden. In aller Erinnerung sind die prächtigen Bilder, die er durch den Feuerzauber seiner Beredsamkeit bei Gelegenheit des Gedächtnisses an den großen Krieg von den damals führenden Männern vor uns erstehen ließ, und zugleich als Mahner an die Jugend Worte richtete, gut deutsch allerwegen sich zu bewähren. Auch seine Rede über Martin Luther, gleich ausgezeichnet nach Form und Gedankengehalt, sein rührendes Bild der Königin Luise, die schöne Darstellung des politischen Königtums der Hohenzollern, die gerechte und liebevolle Charakterzeichnung eines Gustav Adolf sind allen, die sie gehört oder gelesen, unvergessen. Wir werden seine sympathische Stimme und seine von Bildern geschmückten Erzählungen von Reisen, von Zuständen und von Menschen nicht mehr vernehmen. Wir beklagen um des nationalen Geschichtswerks willen, das nun ein Torso bleiben muß, den Heimgang des mutigen Mannes, den ein Nierenleiden, dem schwächere Menschen, als er war, längeren Widerstand leisten, am Morgen des 28. April von uns gerissen. Sein Verlust ist unersetzlich. In seiner Jugend empfand er einst sein Gebrechen mit trotzigem Unmut gegen das Geschick. Die geringe Bedeutung des Individuums gegenüber den gewaltigen Mächten des sittlichen Lebens der Menschheit machte ihn keineswegs zum Pessimisten. In frohem Vertrauen rief er noch in seinen letzten Lebenstagen aus: „Es ist doch nicht möglich, daß mich Gott verlassen wird; was soll denn aus meinem Werke werden?!“ Es läßt sich nur ahnen, wie sich das Bild Bismarcks, des Unvergleichlichen, unter Heinrich von Treitschkes Händen gestaltet haben würde, der alle dem handelnden Staatsmann eigentümlichen Gaben in hohem Grade besaß, dazu die dichterische Phantasie und den Gedankenflug des deutschen Genius. Daß äußere Anerkennung ihm nicht gefehlt hat, ist kaum zu erwähnen nötig; unter den Ordenszeichen, die seine Brust schmückten, prangt auch der Orden pour le mérite, die Akademie gab seiner „Deutschen Geschichte“ einst den Preis und nahm ihn, den „Histo-

riographen des preußischen Staates", als Nachfolger Rankes seit 1886, im letzten Jahre in ihre Körperschaft auf. Wir freuten uns schon, am Leibniztage dieses Jahres die Geschichte seines Strebens aus seinem eigenen beredten Munde zu vernehmen, der nun auf immer geschlossen ist. Die „Historische Zeitschrift", deren Leitung er nach von Sybels Tode mit jenem schönen Programm übernahm, das die ganze, in schwerer Gedankenarbeit errungene wissenschaftliche und sittliche Überzeugung des Mannes enthält, ist seit Jahresfrist nun zum zweitenmal verwaist. Die ganze Bedeutung von Treitschkes reicher Persönlichkeit in knappe Worte zusammenzudrängen, gleicht dem Bemühen dessen, der es unternimmt, das Meer mit einer Schale auszuschöpfen. Er gehört in die Reihe der größten Geschichtschreiber aller Zeiten; solche Naturen erscheinen nur selten im Laufe von Jahrhunderten; er zählt zu den Lehrern des Jahrhunderts. Die Sehnsucht, mit der die Darstellung seines Lebens uns erfüllt, vermag einzig die Betrachtung zu lindern, wie er zu den großen Meistern der Geschichtschreibung in Vergleich zu setzen ist, obgleich wir uns wohl bewußt sind, daß solche Vergleichungen niemals voll befriedigen können. Man hat ihn einen liberalen Tory genannt, der neben einer freien Selbstverwaltung und einer konstitutionellen Regierung eine starke Monarchie als das Wichtigste an unserem politischen Leben schätzte; allein wie hoch stand er doch über der polternden Ungebundenheit eines Randolph Churchill, oder der aufdringlichen Anmaßung eines Disraeli! Wenn Tacitus ihm zur Seite gestellt wird, so stehen beide, abgesehen von allem anderen, so weit voneinander, wie die antike nationale Lebensanschauung der ungleich reicheren, duldsameren, modernen Weltanschauung gegenüber steht. Im Gegensatz zu Macaulay, dem van Dyck unter den Geschichtschreibern, der ein echter anticarlylescher Engländer aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist, vertritt Treitschke die universelle deutsche Bildung; und wenn man Voltaire und Thiers, die nationalen Geschichtschreiber der Franzosen, mit ihm vergleicht, so übersieht man leicht den Gegensatz, der zwischen den Schriften und dem Leben dieser Geister besteht. Voltaire schrieb die Geschichte des Zeitalters des vierzehnten Ludwig, dessen System er sonst unerbittlich bekämpfte und untergrub. Der Republikaner Thiers ward durch sein Geschichtswerk der Vater der napoleonischen Legende und, ohne es zu wollen, ein Förderer des Bonapartismus, zu dem er als Politiker und als sittlicher Mensch in schärfste Opposition treten mußte. Solcher Widerspruch existiert bei Treitschke nicht. Seine Schriften werden immer wieder gelesen werden und werden ihres Eindrucks niemals verfehlen. Sie werden dem deutschen Volke teuer werden als ein Vermächtnis aus großen kampfreichen und kampffrohen Tagen. Viele seiner Worte werden in Zukunft noch Bedeutung gewinnen in dem Sinne, daß sie uns ein ritornar al segno im Geiste des großen Florentiners zurufen, ein Gedenken daran, was wir unserem Volke und seiner Geschichte schuldig sind: ein bewußtes und kühn zugreifendes Handeln, um des Vaterlandes Macht zu erweitern und zu steigern zur dauernden Förderung seiner Wohlfahrt und Gesittung.



an geschichtlichen Vorlesungen! Wachsmuth war ein Greis; an seinen Lehnstuhl im Zimmer festgebannt, lud er eine Handvoll Zuhörer zu sich, während Wuttke, den Treitschke einmal wohl in nachhaltigem Grimm einen „kleinen Molch“ genannt hat, ein Demagoge seiner Vergangenheit nach und dazu ein österreichischer großdeutscher Fanatiker war, der eine giftige Parteilichkeit offenbarte. Ist es daher wunderbar, daß dieser Mann, dem die deutsche Einheit damals schon eine starke Überzeugung, nicht nur wie Millionen anderen ein großes wohltönendes Wort war, dieser seiner Überzeugung, der schwer erkämpften, auf dem dritten deutschen Turnfeste in den ersten Augusttagen des Jahres 1863 vor einer zahlreichen Zuhörerschaft aus allen deutschen Gauen die beredtesten und herrlichsten Worte geliehen? In großen Zügen führte er aus, wie alle deutschen Stämme zur Größe unseres Volkes seit Jahrhunderten wetteifernd mitwirkten; jede Scheelsucht will er verbannt wissen, und er fürchtet sich zu versündigen an den blutigen Schatten, die ob dem Gefilde um Leipzig schweben, wenn er nicht Worte der Mahnung an die Festgenossen fände, den tapferen Geist der Väter fortzubilden mit der wachsenden Zeit und mitzuwirken an der Arbeit politischer Erziehung. Welch eine wunderbare Erscheinung, der schlanke, kräftige, breitschulterige Mann, den Kopf ein wenig erhoben, dessen dunkles dichtes Haar zu dem ebenso dunklen starken Schnurrbart paßt, die dunklen leuchtenden Augen fest auf ein Ziel geheftet, giebt er seiner Rede mit einem leichten Gestus der rechten Hand hier und da einen Nachdruck, während die Linke sich ungezwungen auf das Pult stützt. In tiefer, klangvoller und eigenartiger Stimme, die dem Hörer zu Herzen gehen muß, und an der etwas ist, das eine Empfindung der Zuneigung in ihm wachruft, spricht er bald prägnant geformte Sätze, bald schöne, aber wuchtig dahinstürmende Perioden, die in dem Redner einen ganzen deutschen Mann, eine vulkanische Natur vermuten lassen. Und doch welche inneren Kämpfe hatte er schon durchgekostet und wieviel Schmerzliches hatte ihm das Geschick noch vorbehalten! Zu allen Überlieferungen seiner Familie, seines Standes und seines Heimatstaates hatte ihn sein Leben in einen heftigen Gegensatz gebracht; in seinem Essay über Lessing, wo er den Hader Lessings mit seinem Vater berührt, klingt die starke Empfindung eigener leidvoller Erfahrung des Herzens hindurch, daß sie stets sich wiederholen jene aufsteigenden Zeiten eigentümlicher Zerwürfnisse zwischen dem jungen Geschlecht und den Alten, die dessen Sehnen nicht mehr verstehen dürfen, und die um so schwerer lasten, weil auf keiner Seite ein sittliches Unrecht besteht. Als der beliebte Lehrer im Herbst 1863 als Professor nach Freiburg im Breisgau berufen ward, und die Studentenschaft in einer Adresse den Minister vergeblich ersucht hatte, ihn der Leipziger Hochschule zu erhalten, da war der Fackelzug unter Vorantritt des schwarzgoldenen Banners der Leipziger Burschenschaften das Dankeszeichen, das die akademische Jugend dem Scheidenden darbrachte. In diesen Leipziger Tagen noch hatte Treitschke jene beiden Abhandlungen niedergeschrieben, die an der Spitze seiner Untersuchungen stehen, über „die Einheitsbestrebungen zerteilter Völker“ und über „Freiheit und Königtum“.

Ehrgeiz und Thatkraft und jene Wucht des Willens, die alle männlichen Tugenden der Seele entfesselt, den erbarmungslosen Wagemut und den beherrschenden Verstand, die allein die Macht der Staaten zu gründen und ihre Freiheit zu wahren und zu lenken vermögen in den Rassenkämpfen der Geschichte, sie leben in allen großen Staatsmännern, und welchen Anteil an ihnen besaß der Geist des Schriftstellers, der es unternahm, die Schicksale des deutschen Ordens, seiner großartigen erobernden und kultivierenden Thätigkeit zu zeichnen, an der alle Stämme des alten Deutschland teilgenommen, dessen Gebiet außerhalb des Reichsverbandes dennoch dem Staate den Namen gab, auf dessen Schultern die Zukunft des deutschen Volkes einst gelegt werden sollte. Zugleich wies Treitschke nach, wie diese ritterliche Aristokratie zu Grunde gehen mußte, da sie sich nicht von unten auf aus den Volkskräften verjüngte, dergestalt, daß sie der Übermacht fremden Volkstums unterlag und mit ihrem Schwerte zunächst keinen bedeutsamen Gewinn für deutsche Gesittung einbrachte. In der Schrift über „die Frei-

heit" kritisiert der junge Denker die Gedanken Laboulayes und J. St. Mills über diesen Gegenstand und zeigt sich darin als einen in religiöser Hinsicht durchaus wahrhaften und freidenkenden Mann, der er sein Leben lang geblieben ist, trotz manchen scheinbaren Rückzugs in späteren Tagen. Er fordert maßvolle politische und sociale Freiheit und will vor allem das Recht der freien Persönlichkeit des Einzelnen zum Wohle für das gesamte Volksleben ausgebildet wissen.

Währenddem war die deutsche Nordmark gemeinsam mit den Waffen durch Preußen und Österreich dem deutschen Wesen zurückerobert worden. Von Freiburg aus schrieb Treitschke damals, als der Hader um die Elbherzogtümer begann, daß mit einer schrittweise erfolgenden Vergrößerung Preußens die Lösung der deutschen Frage ebenso sicher sich ergeben müsse, als man dies von einer europäischen Krisis oder einer Volksbewegung erhoffen könnte, die von einer energievollen preußischen Regierung in diesem Sinne benutzt werden würde. Er war unter den vielen, die die deutsche Einheit erhofften, der einzige, der den Zeitpunkt ihrer Verwirklichung als ganz nahe empfand. Wie hat der tapfere Mann seine Gegner belächelt und selbst seine politischen Freunde, die kleinmütig an der Erfüllung ihrer nationalen Hoffnungen verzagten! Mit wie beißendem Spotte hat er von dem „neuesten k. k. Manifest", dem „liebenswürdigen k. k. Wesen", dem „Chaos der k. k. inneren Zustände" gesprochen! Und als endlich Preußens gutes Schwert im Geschützdonner und Pulverqualm von Sadowa der Zukunft des deutschen Staates ein blutgetränktes Fundament gelegt hatte, da erhob der kühne Publicist seine Stimme und sagte den norddeutschen Mittelstaaten ihre Zukunft vorher. Hannover, Kurhessen und Kursachsen sollten nach seiner Ansicht als selbständige Staaten zu leben aufhören, und wenn eine weise Politik es vorzog, den Albertinern ihre Krone zu lassen und die auch als Feinde so treuen Sachsen zu versöhnen, so konnte für den politischen Schriftsteller darin nichts liegen, das ihn als Patrioten herabsetzte. Mit heiligem Eifer war Treitschke für Preußens Handeln eingetreten, er hatte wie einst Vittorio Alfieri das Los sich erwählt: di far con penna ai falsi imperi offesa, und er zog auch für sich persönlich die Konsequenz aus seinem Thun. Denn so eng war all sein Wesen und Leben mit der Idee verknüpft, für die er stritt, er wollte einem Staate nicht dienen, der gegen Preußen focht, und legte deshalb seine Professur in Freiburg nieder, um in Berlin die Leitung der „Preußischen Jahrbücher" zu übernehmen, die er von da ab dreiundzwanzig Jahre hindurch behielt. Wie seine eigenen politischen Arbeiten mit dem Entstehen, Wachsen und Gedeihen des neuen Deutschen Reiches so innig verwachsen wie kaum eine andere publicistische Leistung der folgenden Jahrzehnte, da sie selbst ein Stück Zeitgeschichte, nicht allein Beiträge zur Zeitgeschichte sind, so spiegelt sich in den „Preußischen Jahrbüchern" unter Heinrich von Treitschkes Leitung das deutsche Geistesleben dieser Zeit in einem Bilde wieder, das dem Geschichtschreiber kommender Zeiten zur wichtigen Quelle der Erkenntnis werden muß. Als die köstlichste Frucht der deutschen Entwickelung sah Treitschke in jenen Tagen die Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens an, die Karl August von Wangenheim, der alte Triaspolitiker, einst mit den schwachen Kräften der Mittelstaaten herzustellen hoffte, als er den Kampf des deutschen Liberalismus gegen Österreich unternahm, dem Preußen sich hartnäckig versagte. Einen tief schmerzlichen Eindruck mußte es dem liebenden Gemüte des Sohnes machen, und dieser Schmerz blieb ein nachhaltiger, als sein Vater jene Erklärung in die Welt sandte, die des Sohnes politische Richtung streng verurteilte. Der Herbst 1866 führte ihn nach Kiel auf Dahlmanns ehemaligen Lehrstuhl, und schon 1867 geht er nach Heidelberg, um die Musenstadt am Neckar zu Ostern 1874 mit dem Berliner Katheder zu vertauschen. Mit tiefem Ernst und wachsender Freude folgt Treitschke seit den Anfängen des Norddeutschen Bundes dem Aufsteigen Deutschlands. In Heidelberg, wo er Ludwig Häussers Lehrstuhl inne hatte, gab er den ins Feld ziehenden Studierenden die Worte mit: „Fichte sagte: Siegen oder sterben, wir aber sagen: Siegen um jeden Preis, mag uns auch der erste,

der zweite oder dritte Schlag mißlingen, der endliche Sieg muß dennoch unser sein."

Auf denn, auf, ihr deutschen Streiter!
Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
— — — — — — — — —
Holt uns wieder Straßburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom!

Also klang es von seinen Lippen, und er schrieb jene herrliche Abhandlung: „Was fordern wir von Frankreich?" den schönsten schlichtesten Ausdruck der nationalen Wünsche jener Tage. Der fleißige Gelehrte hatte nunmehr, aus der lebendigen Gegenwart lernend, seine politischen und historischen Studien über die „Einheitsbestrebungen zerteilter Völker" wie über „Freiheit und Königtum" in allen ihren Teilen vollendet. Überall lebt der tapfere Sinn in ihnen, unerschrockenes, oft abstoßendes Urteil offenbart das Temperament des Autors, der jeden historischen Stoff, den er behandelt, vollkommen beherrscht. Sein geschichtliches Wissen ist ebenso tiefgehend wie weit umfassend. Deutsche, italienische, französische und niederländische Geschichte betrachtete er sowie die Bedingungen parlamentarischer Freiheit unter dem Bonapartismus und unter einem konstitutionellen Königtum in Deutschland. Den Grundaccord, in dem alle diese Betrachtungen zusammenstimmen, hat er in dem berühmten Essay „Bundesstaat und Einheitsstaat" angeschlagen, in dem er der deutschen Einheit ihre staatsrechtliche Gestaltung vorzuzeichnen suchte. Meisterhaft hat Treitschke den politischen und sittlichen Verfall des französischen Staatslebens durch das Wirken des Bonapartismus gezeichnet, nirgends erkennt er ein erreichbares Ziel, nirgends selbst ein falsches Ideal. Eine frohe Zuversicht spricht aus den Blättern, die er Cavour gewidmet hat. Ein persönlicher Liebling des Autors zu sein darf der große Piemontese sich nicht schmeicheln, und doch, trotzdem unerbittlich die Grenzen seiner Begabung gekennzeichnet wurden, deutete der warme Ton der Erzählung auf die herzliche Hingabe des Geschichtschreibers an seinen Helden. Die historische Wahrheit, der er Ausdruck giebt, steht hier mit seiner Sympathie für den Gegenstand im Einklang. Gleich einer Marmorstatue, an deren Sockel die Zeitgenossen und Mitstrebenden in Reliefs dargestellt sind, also steigt die Gestalt des Einigers Italiens vor unseren Augen aus Treitschkes Darstellung auf.

Der diskussiven Geschichtschreibung ist es bei wahrem Streben vergönnt, hier und da den Schleier zu lüften vor dem Walten der ewigen Gesetze geschichtlichen Werdens und Vergehens, die sonst meist dem Auge des Forschers verborgen bleiben. Deutlich erkennen wir, welche Fruchtbarkeit der Gedanken, welch ungleich tiefere historische Einsicht und lebendigere politische Anschauung einer solchen Betrachtung entspringt, wenn wir die sichere Hand Treitschkes die Hauptepochen zeichnen sehen der Geschichte jenes kleinen Ketzervolkes am Niederrhein, dessen Staatswesen im siebzehnten Jahrhundert so groß und so frei, der erste moderne Staat der neuen Geschichte, einen Höhepunkt der Macht erreicht hat, die sich wiederspiegelt im Thun und Leben, in Sitten und Einrichtungen, in Kunst und Wissenschaft dieses niederdeutschen Stammes, und wenn dieselbe Hand des Künstlers uns eine kurze und dennoch vollständig überzeugende Darlegung der Gründe des raschen Verfalls dieser Machtfülle darbietet. In den Darlegungen, die dem konstitutionellen Königtum gewidmet sind, dessen Widersacher ihm in Deutschland das Durchdringen erschwert haben, kommt der Politiker zu dem Schlusse, den sein Lehrer Dahlmann schon in den gedrückten fünfziger Jahren ausgesprochen, daß, da uns Macht in Europa in erster Linie not thut, wir vor allem eine starke Krone besitzen müssen, die den Zuwachs an Macht, dessen wir bedürfen, am ehesten zu erwerben vermag. War es nicht ein berechtigter Wunsch, daß unser erster historisch-politischer Essayist, der Prophet und begeisterte wissenschaftliche Herold der deutschen Einheit, dem die Wissenschaft nichts galt ohne das Leben, teilnehmen wollte an dem Ausbau des neuen Reiches! Als Abgeordneter für den Wahlkreis Kreuznach hat er dem deutschen Reichstage von 1871 bis 1888 angehört, wo er, obgleich radikaler Unitarier im Anfang, sich später der nationalliberalen Partei anschloß: dennoch paßt die Parteischablone auf diesen freien Kopf nicht. Sein Gehörleiden hinderte ihn an einer regen Teilnahme an den gesetzgeberischen

Arbeiten, dennoch sprach er zu den großen nationalen wie wirtschaftlichen Fragen. Bezeichnend für seine Anschauungen vom Charakter des neuen Reiches ist die Rede, die er bei Gelegenheit des Münzgesetzes hielt. Er wollte auf den Reichsmünzen neben dem Reichswappen, dem Wesen des Bundesstaates entsprechend, die Bildnisse der Landesfürsten beibehalten wissen und schloß mit dem alten guten Satze: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas! Hatten sich doch die Zeiten völlig verwandelt, da Leopold von Ranke es für unvereinbar erklärte, zugleich Historiker und Politiker zu sein. H. von Treitschke, der Geschichtschreiber des Herzens und des Erlebten, hielt das Urteil des Geschichtschreibers für dilettantisch, der keinen thätigen Anteil an dem Leben seines Staates genommen. Das Berliner Katheder war seit 1874 für Treitschke der Ort seiner weitreichenden, zündenden Wirkung auf die Jugend, aber ihn hörten nicht allein Studierende aller Fakultäten; den größten Hörsaal der Universität füllten neben den Studenten Offiziere, ältere Herren, die alle dem gewaltigen Redner lauschten. Mit den zunehmenden Jahren hatte seine Gestalt eine starke Fülle angenommen, so daß er fast reckenhaft erschien. Der starke schwarze Bart, der das energisch geprägte Gesicht umrahmte und der erst in den letzten Jahren ergraut war, während das Haupthaar seine glänzende schwarze Farbe noch bewahrt hatte, gab dem durch das so geistvolle lebendige Auge, mit dem bald strengen, bald milden Ausdruck geadelten Antlitz etwas Gebietendes. Die Mischung von Kraft und Geschmeidigkeit, von Wucht und Eleganz zog unwiderstehlich an, während die Worte sich den Hörern in die Seele bohrten und sie innerlich umwandelten. Wie viele seiner ehemaligen Gegner hat Treitschke nicht belehrt und bekehrt! Sein persönlicher Einfluß war eine Macht, wie sie wenigen Menschen auszuüben beschieden ist. Er las stets in freier Rede, nur durch wenige Aufzeichnungen unterstützt, über Politik als Geschichte der Verfassungsentwickelung bei den Kulturvölkern, über französische, englische, italienische, preußische und neueste deutsche Geschichte, das Reformationszeitalter und die Geschichte der französischen Revolution. Seine Vorträge gaben ihm stets Anlaß, die Ereignisse des Tages in Zusammenhang und Beziehung zur Vergangenheit zu setzen. Die Vorlesung über Geschichte und Politik der Staatenbünde und die über „Staat und Kirche“ knüpfte er an seine Arbeiten über „Bund und Reich“ wie an das biographische Denkmal an, das er seinem Landsmanne, dem als politischen Kämpfer und temperamentvollen Publizist ihm innerlich verwandten Samuel Pufendorf, gesetzt hat. Hier ist wieder die Persönlichkeit auf dem breiten Hintergrunde ihrer Zeit dargestellt und zugleich die wissenschaftliche Bedeutung Pufendorfs ins rechte Licht gesetzt; denn dieser Obersachse war der erste, der in den Tagen nach dem Dreißigjährigen Kriege neben dem Rechte des Einzelnen auf Freiheit des Glaubens, das Bayle und Locke schon zu erweisen und zu fordern unternommen hatten, das Recht des souveränen Staates wissenschaftlich begründete, die Kirche zugleich zu schützen und in den Schranken des öffentlichen Friedens zu halten, jene Grundsätze, die der deutsche Staat im Kampfe mit den Klerikalen durchsetzen mußte. Wenn H. von Treitschke den Protestantismus als die befreiende Macht der modernen Welt pries, so war dies seine Pflicht als Historiker. Er war persönlich so weit von Intoleranz entfernt, daß er selbst in gemischter Ehe lebte. Seine Gattin, mit der er sich nach 1866 verlobt hatte, vermittelte ihm den Verkehr mit der Außenwelt; denn für jeden anderen taub, verstand er, ein Zeugnis für die echte Liebe dieses reichen, goldenen Gemüts, alles, was sie sprach.

Niemand hat treffender und wahrer das Wesen der Parteiung und den Zweck ihres Bestehens dargethan als Treitschke, und ihm doch ward das eigentümliche Geschick, da er sich anschickte, mit dem Rüstzeug seiner weiten Weltbildung vermeintliche Anmaßungen der modernen deutschen historischen Schule der Nationalökonomie zurückzuweisen, völlig mißverstanden zu werden von seinen eigenen Parteigenossen. In den Aufsätzen über den „Socialismus und seine Gönner“, die er 1874 schrieb, erschien er in der That fast als ein Gegner der socialen Reform, er betonte die Notwendigkeit, den socialen Forderungen einen entschiedenen Widerstand ent-

gegenzusetzen, an dessen Wirkung, wie er meinte, die sociale Begehrlichkeit eine Schranke finden müsse. Hatte sich der Politiker seinen Freunden entfremdet, war er in das Lager harter Geschäftsmänner übergegangen? In seiner Schrift über „Einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft“ hat Gustav Schmoller damals in seiner klaren und entschiedenen Art diesen Angriffen auf den „Kathedersocialismus“ die Erwägung entgegengestellt, daß allein durch die sociale Reform und die Fortentwickelung des Staates der Hohenzollern in dieser Richtung, die für diesen Staat sich aus seiner Geschichte mit Notwendigkeit ergebe, das deutsche Reich gedeihlicher Zukunft entgegensehe, und daß namentlich die Erhaltung der freiheitlichen Institutionen, die Treitschke durch den Ansturm des Socialismus als gefährdet ansah, durch sociale Reformen allein garantiert werden könne. Wollen wir den geistigen Charakterkopf H. von Treitschkes richtig erfassen, so ist es unerläßlich, neben dem Umstande, der in seiner Abgeschlossenheit von der Außenwelt lag, und den Einwürfen, die ihm daher kamen, ihn keine allzu große Bedeutung beimessen ließ, die Persönlichkeiten zu betrachten, deren Wesen als das seiner Lehrer am eindringlichsten auf ihn gewirkt hat. Da war vor allem Fr. Chr. Dahlmann, dem er einen seiner schönsten Essays gewidmet hat, der einstige Führer des deutschen Liberalismus; ein demantener, deutscher Charakter, gestählt im politischen Leben durch Kampf und Mißgeschick, wies er in seinem Alter das junge Geschlecht auf die Notwendigkeit hin, auf die gegebenen Zustände seine politischen Forderungen zu gründen und vor der Freiheit im Staate den Staat, also die Macht, erst zu begründen, ein Ziel, dessen Erfüllung allein von Preußens Krone kommen konnte. Neben Dahlmann haben dann der scharfsinnige Jurist und ehrenhafte ostpreußische Liberale W. Ed. Albrecht und Robert von Mohl, alle drei eng verknüpft mit jenen Bestrebungen des ersten deutschen Parlaments, nachhaltig auf die Elemente der Bildung des Jüngeren eingewirkt und ihn der sittlichen und streng logischen Schulung, zugleich der modernen Staatsauffassung zugeführt, die eine Lösung der Kulturaufgaben in weitestem Sinne im Staate, wenn auch nicht allein durch den Staat, fordert. Wilhelm Roscher, dem großen Kulturhistoriker und besonnenen Politiker, dankt Heinrich von Treitschke jenes feine, psychologisch erfaßte Verständnis socialer Thatsachen und der sie bedingenden äußeren Zustände und Lebensformen der Völker, das ihn in seinen durchdachten, ernsten und jeden Gegenstand von Grund aus erschöpfenden Studien so sehr auszeichnet. Alle Arbeiten des Publizisten neigten dem Ziele zu, das Treitschke seit der Mitte der siebziger Jahre sich gesteckt: den Deutschen ihre Geschichte im neunzehnten Jahrhundert zu erzählen, darzustellen, wie wir, ein altes Kulturvolk, zugleich das jüngste und mächtigste Staatsgebilde der europäischen Großmächte als unseren nationalen Staat uns geschaffen haben. Die Arbeiten über „Preußen auf dem Wiener Kongreß“ und die „Begründung des Zollvereins“ waren Bausteine zu diesem Werke, das der Autor ursprünglich auf zwei starke Bände berechnet hatte, in denen er mit einem Schlage eine deutsche nationale und moderne Geschichtschreibung neben die Werke der Engländer und Franzosen zu stellen gedachte. Allein der Stoff wuchs unter seinen Händen, es ward ihm nicht möglich, ihn derart zusammenzudrängen, wie er gehofft hatte, ohne unverständlich zu werden. Als 1879 der erste Band seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ erschien, mußte man dieses Ereignis als eine politische That begrüßen. Er stellte in einer zusammenfassenden Einleitung den Untergang des Reiches dar, die durch Revolution und Fremdherrschaft sich vollziehende Verschmelzung der neuen deutschen Bildung mit den Kräften des preußischen Staates, den beiden bedeutsamsten Faktoren unserer modernen Entwickelung, den Freiheitskampf gegen das napoleonische Weltreich und die Versuche einer Neugestaltung der deutschen Dinge auf dem Wiener Kongreß. Hier steigt die prophetische Gestalt des Mannes lebhaft vor uns auf, wie er richtet und straft, kein sogenannter „objektiver“ Historiker, nein, ein warmer Patriot vom Wirbel bis zur Zehe! Es ist unmöglich, in einer kurzen Skizze all die Vorzüge seiner Geschichtschreibung im einzelnen herauszuheben, die den Leser fesseln, oder die Fehler und

Schwächen eingehend zu besprechen, die, wie allem Menschenwerk, diesem Epos anhaften und die seinem Verfasser nachhaltig, oft vom Standpunkte des Parteimannes gegen den Parteimann vorgehalten worden sind, bisweilen auch von politischen Freunden, die seine Methode als den wissenschaftlichen Forderungen nicht entsprechend erkannten; das Erscheinen jedes neuen Bandes, der fünfte erschien 1894, war ein öffentliches Ereignis. Aus den Archiven hat Treitschke mit unendlichem Fleiße darzustellen gesucht, wie Deutschland von 1815 bis 1848 gewesen ist. Er behandelt den Lebensprozeß eines aufsteigenden Volkes, in dem er als politischer Streiter mitten inne steht, und wir müssen ihm die in heißer Kampfeszeit von 1858 bis 1866 erworbenen und oft mit übertriebener Heftigkeit angewandten Gewohnheiten des Streites zu gute halten, wenn wir daneben diese Künstlernatur walten sehen, die die produktivste historische Phantasie aller modernen Geschichtschreiber besitzt, das was Niebuhr einst von dem großen Historiker forderte. Sein Verkehr mit den historischen Gestalten ist fast ein persönlicher, daneben ist er ein herrlicher Genremaler, der den Volksgeist in allen seinen Äußerungen auf sich wirken läßt, das so erfaßte Bild in dem Schmelztiegel seiner Empfindung formt und dann aus vollem Herzen hinzeichnet. Überall steht er mit seiner ganzen kraftstrotzenden Persönlichkeit für seine sittliche und wissenschaftliche Überzeugung ein. Kaum jemals sind die Gestalten der Helden unserer Befreiungskriege wie die deutschen Staatsmänner aus den Zeiten des Bundestages, die Persönlichkeiten um Friedrich Wilhelm IV., die Stolberg, Thile, Radowitz, Bunsen, in hellerem Farbenglanz gezeichnet worden, bald ist es die Farbengebung eines Rubens, bald das feine, geistreiche Kolorit eines Lenbach, das er seiner Palette entnimmt, bei den großen und bedeutsamen Persönlichkeiten, die bei ihm alle unruhiger und darum noch lebendiger als bei Ranke sich zeigen, ein Umstand, der die beiden Meister am treffendsten in ihrer verschiedenen Art kennzeichnet, wird er zum plastischen Künstler in allen Formen der Darstellung und Gruppierung. Und wieviel Neues hat Treitschke aus dem zersplitterten und ungeordneten Stoffe in mühseligstem, oft durch Widerstand ihm fast unmöglich gemachtem umfassendem Studium der Archive zu Tage gefördert! Es galt sich durch ein fast undurchdringliches Dickicht getrübter Traditionen englischer, französischer, polnischer und litterarischer Parteilegenden hindurchzuwinden zu einer wahrheitstreuen und deutschen Auffassung unserer neuesten Geschichte. Fast allein Treitschke hat Deutschlands politische Geschichte von 1815 bis 1848 erst dargestellt: Preußens Erstarken, seine geordnete Verwaltung, seine auswärtige Politik zu den Westmächten und auf der anderen Seite zu Österreich und Rußland, seine deutsche Einigungsarbeit durch den Zollverein, als dessen Urheber er Motz, nicht Nebenius das volle Verdienst zuerkannt hat; die Wirkungen des liberalen süddeutschen Parlamentarismus und des „altständischen Stilllebens" in Nord- und Mitteldeutschland auf unsere Geschicke, endlich die litterarischen Bewegungen in all ihren Verzweigungen und ihren Vertretern, die er immer mit wenigen Strichen zu beleben weiß, finden in ihm einen gewissenhaften, ehrlichen, freimütigen, wenn auch nicht immer gerechten Geschichtschreiber; denn von seinem politischen Standpunkt aus, der uns als ein durchweg berechtigter erscheint, bekämpft er die Gegner selbst auf dem Boden der Vergangenheit. Und welchen Zorns und Unwillens ist diese edle Kämpfernatur fähig gegenüber dem Niedrigen und Gemeinen, wo es ihr entgegentritt! wahrhaft zermalmend ist die Kraft seines Hasses, und doch mit welcher Liebe vermag er sich in eine Natur von tragischem Geschick zu versenken, wie sie uns in König Friedrich Wilhelm IV. mit so erschütternder Stärke entgegentritt!

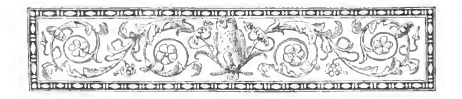
Treitschke ist, wenn er auch keineswegs den ungeheuren Stoff annähernd erschöpfen konnte — denn darin besteht der Gegensatz alter und neuer Geschichte, daß hier ein Sichten viel schwerer ist, als dort ein Sammeln, und deshalb einem jeden modernen Historiker aus der ungeheuren Fülle des Materials Irrtümer leichter nachzuweisen sind, als dem kritischen Forscher der Überlieferung des Altertums —, es durch die Macht seines geistigen Lebens und durch den Reichtum seiner künstlerischen Begabung ge-

lungen, eine in ihrer Art in Deutschland und in ihrer Vollendung so im Ausland bisher noch nicht erschienene Verbindung aller die realistische Geschichtschreibung darstellenden Richtungen, der kulturgeschichtlichen, wirtschaftsgeschichtlichen und politischen Forschungen herzustellen, ein Verdienst, das ihn neben Ranke und zugleich in den Gegensatz zu dem Weisen stellt, der namentlich aus den religiösen Ideen die moderne Entwickelung der Kulturvölker herzuleiten suchte.

Nach einem reichen Familienglücke, das er genoß, ward diesem zärtlichen und sorgsamen Vater der einzige hochbegabte Sohn in blühendem Jugendalter von der Seite gerissen, ein unendlicher Schmerz für seine Seele; seine treue Gattin versank ob der Wucht dieser Schicksalsfügung in Gemütskrankheit, so daß der tapfere Mann, der diese Schläge nie ganz verwunden hat, und den seine zunehmende Taubheit noch mehr zu einem reinen Innenleben führte, sich fast vereinsamt sah. Es war eine herbe Fügung für den heiteren, humorvollen, des geselligen Verkehrs und der Aussprache mit Freunden und Schülern so bedürftigen Mann. Diese Abgeschlossenheit hat ihn denn auch, da er den Gedanken, den er einmal erfaßt, mit zäher Liebe festhielt, und der Widerspruch ihn nur zur Verteidigung seiner eigenen Ideen reizte, ihn selten bei dem Gegner volle Beachtung seiner Gründe anerkennen ließ, von seinen treuesten Freunden losgerissen und ihn in manchen Fragen der Gegenwart an die Seite von Parteibestrebungen geführt, denen seine vornehme, adlige Natur im Grunde fern stand. Er hat nicht selten in der Leidenschaft geirrt und gefehlt, allein eben wegen seiner Fehler und trotz ihrer ist der Mensch, der sein Temperament offenbaren muß, der keine Verstellung und Heuchelei kennt, unserer Liebe wert, und vor dem Ruhm und der Herrlichkeit des Patrioten und Geschichtschreibers müssen die Sünden des Blutes zurücktreten. In Freud und Leid war Treitschke seit Jahren der, von dessen Lippen die Worte des Zuspruchs an das Herz der Nation schlugen, der stets der Empfindung des Augenblicks die treffendsten Worte lieh, er war unser lebendiges historisches Gewissen. Man konnte sich, namentlich wenn man preußische Herrscher und Staatsmänner der Vergangenheit betrachtete, jedesmal bei ihren Handlungen fragen, welche Beurteilung sie bei ihm finden würden. In aller Erinnerung sind die prächtigen Bilder, die er durch den Feuerzauber seiner Beredsamkeit bei Gelegenheit des Gedächtnisses an den großen Krieg von den damals führenden Männern vor uns erstehen ließ, und zugleich als Mahner an die Jugend Worte richtete, gut deutsch allerwegen sich zu bewähren. Auch seine Rede über Martin Luther, gleich ausgezeichnet nach Form und Gedankengehalt, sein rührendes Bild der Königin Luise, die schöne Darstellung des politischen Königtums der Hohenzollern, die gerechte und liebevolle Charakterzeichnung eines Gustav Adolf sind allen, die sie gehört oder gelesen, unvergessen. Wir werden seine sympathische Stimme und seine von Bildern geschmückten Erzählungen von Reisen, von Zuständen und von Menschen nicht mehr vernehmen. Wir beklagen um des nationalen Geschichtswerks willen, das nun ein Torso bleiben muß, den Heimgang des mutigen Mannes, den ein Nierenleiden, dem schwächere Menschen, als er war, längeren Widerstand leisten, am Morgen des 28. April von uns gerissen. Sein Verlust ist unersetzlich. In seiner Jugend empfand er einst sein Gebrechen mit trotzigem Unmut gegen das Geschick. Die geringe Bedeutung des Individuums gegenüber den gewaltigen Mächten des sittlichen Lebens der Menschheit machte ihn keineswegs zum Pessimisten. In frohem Vertrauen rief er noch in seinen letzten Lebenstagen aus: „Es ist doch nicht möglich, daß mich Gott verlassen wird; was soll denn aus meinem Werke werden?!“ Es läßt sich nur ahnen, wie sich das Bild Bismarcks, des Unvergleichlichen, unter Heinrich von Treitschkes Händen gestaltet haben würde, der alle dem handelnden Staatsmann eigentümlichen Gaben in hohem Grade besaß, dazu die dichterische Phantasie und den Gedankenflug des deutschen Genius. Daß äußere Anerkennung ihm nicht gefehlt hat, ist kaum zu erwähnen nötig; unter den Ordenszeichen, die seine Brust schmückten, prangt auch der Orden pour le mérite, die Akademie gab seiner „Deutschen Geschichte“ einst den Preis und nahm ihn, den „Histo-

riographen des preußischen Staates“, als Nachfolger Rankes seit 1886, im letzten Jahre in ihre Körperschaft auf. Wir freuten uns schon, am Leibniztage dieses Jahres die Geschichte seines Strebens aus seinem eigenen beredten Munde zu vernehmen, der nun auf immer geschlossen ist. Die „Historische Zeitschrift“, deren Leitung er nach von Sybels Tode mit jenem schönen Programm übernahm, das die ganze, in schwerer Gedankenarbeit errungene wissenschaftliche und sittliche Überzeugung des Mannes enthält, ist seit Jahresfrist nun zum zweitenmal verwaist. Die ganze Bedeutung von Treitschkes reicher Persönlichkeit in knappe Worte zusammenzudrängen, gleicht dem Bemühen dessen, der es unternimmt, das Meer mit einer Schale auszuschöpfen. Er gehört in die Reihe der größten Geschichtschreiber aller Zeiten; solche Naturen erscheinen nur selten im Laufe von Jahrhunderten; er zählt zu den Lehrern des Jahrhunderts. Die Sehnsucht, mit der die Darstellung seines Lebens uns erfüllt, vermag einzig die Betrachtung zu lindern, wie er zu den großen Meistern der Geschichtschreibung in Vergleich zu setzen ist, obgleich wir uns wohl bewußt sind, daß solche Vergleichungen niemals voll befriedigen können. Man hat ihn einen liberalen Tory genannt, der neben einer freien Selbstverwaltung und einer konstitutionellen Regierung eine starke Monarchie als das Wichtigste an unserem politischen Leben schätzte; allein wie hoch stand er doch über der polternden Ungebundenheit eines Randolph Churchill, oder der aufdringlichen Anmaßung eines Disraeli! Wenn Tacitus ihm zur Seite gestellt wird, so stehen beide, abgesehen von allem anderen, so weit voneinander, wie die antike nationale Lebensanschauung der ungleich reicheren, duldsameren, modernen Weltanschauung gegenüber steht. Im Gegensatz zu Macaulay, dem van Dyck unter den Geschichtschreibern, der ein echter anticarlylescher Engländer aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist, vertritt Treitschke die universelle deutsche Bildung; und wenn man Voltaire und Thiers, die nationalen Geschichtschreiber der Franzosen, mit ihm vergleicht, so übersieht man leicht den Gegensatz, der zwischen den Schriften und dem Leben dieser Geister besteht. Voltaire schrieb die Geschichte des Zeitalters des vierzehnten Ludwig, dessen System er sonst unerbittlich bekämpfte und untergrub. Der Republikaner Thiers ward durch sein Geschichtswerk der Vater der napoleonischen Legende und, ohne es zu wollen, ein Förderer des Bonapartismus, zu dem er als Politiker und als sittlicher Mensch in schärfste Opposition treten mußte. Solcher Widerspruch existiert bei Treitschke nicht. Seine Schriften werden immer wieder gelesen werden und werden ihres Eindrucks niemals verfehlen. Sie werden dem deutschen Volke teuer werden als ein Vermächtnis aus großen kampfreichen und kampffrohen Tagen. Viele seiner Worte werden in Zukunft noch Bedeutung gewinnen in dem Sinne, daß sie uns ein ritornar al segno im Geiste des großen Florentiners zurufen, ein Gedenken daran, was wir unserem Volke und seiner Geschichte schuldig sind: ein bewußtes und kühn zugreifendes Handeln, um des Vaterlandes Macht zu erweitern und zu steigern zur dauernden Förderung seiner Wohlfahrt und Gesittung.





Litterarische Notizen.

Deutsche Herzen nennt Karl Woermann eine Sammlung „erzählender Dichtungen und anderer Gedichte“. (Dresden, Louis Ehlermann.) Das deutsche Herz und die ganze menschlich liebenswerte Persönlichkeit des trefflichen Kunstgelehrten, die sich zumal in den „anderen Gedichten“ erfreulich spiegelt, in allen Ehren, aber in seinen schön geglätteten Versen mit ihrem bunten, phantasievoll kombinierten Inhalte, ihrem ästhetischen und ethischen Schwunge kann ich doch nur Bildungspoesie eines formgewandten Anempfindens sehen, nicht mehr. Kein Laut aus der Tiefe der Natur und der dichterischen Persönlichkeit, bei dem es einem rieselnd über den Rücken rinnt, durchbricht die klug berechnete schmuckvolle Wohlredenheit, keine Stimmung teilt sich zwingend mit aus der Freude oder dem Schmerze, an dem wir teilnehmen sollen, mit einem schönen Geibelschen Worte: „Kein Unnennbares rührt mich an.“ Auch die Stoffe lassen vielfach erkennen, wie weit die Kluft ist, die den bildungsfrohen Dichter von dem einfachen ursprünglichen Empfinden des Volkes scheidet, für das sein Herz schlägt. Wir zahlen eben für alles, auch für das Beste, was wir haben, indem wir ein anderes Gut, das jenem gegenüberliegt, entbehren müssen.

Da ist sein Halbkollege, der Bremer Maler-Dichter Arthur Fitger, dessen zweite Gedichtsammlung **Winternächte** in vierter Auflage vorliegt (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhdlg. [A. Schwartz]), ein anderer Mann. Eine dämonische Natur, die sich in leidenschaftlichem Ringen nach Erkennen und Können, nach Kunst und Glück, nun verzweifelnd, nun triumphierend, nun resignierend verzehrt, ein Grübler, den höchsten Problemen zugewandt, ein Mensch, dem nichts fremd ist von des Lebens Lust und Jammer, tritt uns aus diesem Buche entgegen. Aber nicht etwa, daß er dieser besten Welt pessimistisch gegenübersteht, daß er immer und überall die Galle mitten in dem Honig schweben sieht, wo Woermann im Grunde doch alles herrlich und alles Herrliche erreichbar findet und Gott für das „reine menschliche Glück“ des ignorabimus dankt, macht seine dichterische Überlegenheit aus — man kann streiten, welche Weltanschauung an sich poetisch fruchtbarer ist —, sondern daß ihm wirklich ein Gott gegeben hat zu sagen, was er leide, und es in seiner eigenen Weise, anders als andere, zu sagen. Das beste Zeugnis seines Dichterberufes ist, daß sich ihm nicht bloß Erlebtes und Empfundenes, sondern auch die Resultate seines Denkens zu sinnlicher Bildlichkeit verdichten, und zu einer Bildlichkeit von überzeugender, oft erschreckender Wahrheit. Wie er im „Centaur“ die Menschenqual, zwischen Gott und Tier inmitten zu stehen, ausklagt — „wenn mich aus Himmelsträumen leis der Schall des eignen Hufs erweckt“ —, wie er ein anderes Mal in einem Hymnus von äschyleischer Bildkraft und Sprachgewalt den Tod feiert als den Ordner des Alls, das findet in der zeitgenössischen deutschen Dichtung schwerlich seinesgleichen. Manches freilich in der Sammlung wird manchen Leser durch die rücksichtslose, mitunter ruchlose Offenheit verletzen und abstoßen (dahin gehören die „satanischen Fragmente“, ein Teil der als „Idyllen“ bezeichneten realistischen Lebensbilder und vor allem die schnöden „Schnadahupfeln“ am Schluß), aber der poetischen Gewalt wird er auch hier seine Anerkennung nicht versagen. Daß der grimmige Weltverächter und Gottverbesserer auch harmlos scherzen und lachen kann, wenn er es will, zeigt die reizende Erzählung vom Meisterdieb, die gut und gern ein Dutzend unserer minniglichen Goldschnitt-Epen aufwiegt. Br.

* * *

Adolf L'Arronge: **Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst.** (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.) — Allen Theaterfreunden wird dieses Buch des bekannten ehemaligen Bühnenleiters des Deutschen Theaters in Berlin eine willkommene Gabe sein; aber durch seinen Inhalt, durch Behandlung einiger Fragen, die für unsere moderne Gesittung von einschneidender Bedeutung sind, sollten auch viele andere sich das Studium dieses Bandes nicht entgehen lassen. Der Verfasser des lustigen „Doktor Klaus“ hat seinen Lesern viel Ernstes, Bedeutliches zu sagen, ohne darüber jedoch den Humor zu verlieren. Gleich der erste Aufsatz: „Die Theater-

freiheit", giebt viel zu denken, und man wird dem Verfasser mit seiner pessimistischen Auffassung recht geben. „Die Meininger" sind ein Lobhymnus, ein wohlverdienter, und weisen nach, daß derereinst die Bestrebungen des herzoglichen Hoftheaters von durchschlagendem, bleibendem Erfolge gewesen sind und den üblichen Schlendrian bei Ausstattung und Inscenierung klassischer Dramen gründlich und hoffentlich für immer beseitigt haben. Von eingreifender Bedeutung sind die „Vorschläge zur Besserung unserer Theaterzustände". Hier mahnt und warnt kein ehemaliger grollender Direktor, sondern ein warmherziger Theaterfreund, dem das Wohl der deutschen Bühne am Herzen liegt, der sich aber nicht der betrübenden Einsicht verschließen kann, daß die moderne Konkurrenz, das gegenseitige Wegfangen von schauspielerischen Größen, das Überhandnehmen von neuen, oft überflüssigen Theatergründungen zu einem unausbleiblichen Krache führen muß, zumal die entsprechende Anzahl wirklicher Bühnenkünstler und neuer Stücke eben nicht vorhanden ist. Besondere Würze erhält das trotz seines ernsten Grundtones sehr unterhaltend geschriebene Buch durch eine Reihe charakteristischer Anekdoten aus dem Bühnenleben.

Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. (Berlin, Hermann Walther.) — Avonianus? Wir wissen nicht, welcher erfahrene Dramaturg oder Theaterkritiker sich hinter diesem Pseudonym verbirgt, aber die ganze Tendenz des Werkes deutet darauf hin, daß der Verfasser das Heil aller dramatischen Kunst in den Werken des „Schwanes von Avon" erblickt. Gleichsam eine Fortsetzung von Gustav Freytags Technik des Dramas, ist das Buch doch in völlig anderem Tone gehalten. Es giebt nicht gelehrte Abhandlungen und Auseinandersetzungen in logischer Gliederung, sondern es enthält eine Reihe von Aufsätzen, Studien über einzelne Dramen, nur durch einen gemeinsamen Grundgedanken miteinander verknüpft. Der „Hamlet" giebt ihm Gelegenheit, die kunstvolle Anlage des Dramas vorzuführen, alle vermeintlichen Fehler als irrige nachzuweisen, während er an Scribes „Glas Wasser" die vielgerühmte Technik dieses in seiner Art meisterhaften historischen Lustspiels dem Leser und Lernenden vor Augen führt. Wenn der Verfasser auf die Mehrzahl unserer allerjüngsten Dramatiker nur wenig gut zu sprechen ist, wenn er selbst gegen Ibsen einige scharfe Pfeile zu versenden hat, so darf das nicht hindern, anzuerkennen, daß das Werk mit seinen wirklich praktischen Ratschlägen angehenden Dramatikern die trefflichsten Dienste leisten und manchen Jüngeren, für den Shakespeare, Schiller und Goethe überwundene Standpunkte sind, der erst bei Arno Holz und anderen anfängt zu lernen, vor späteren, meist bösen Erfahrungen bewahren kann. Besonders sei hingewiesen auf die Kapitel: Die Wahl des Stoffes; Der Anfang; Einführung und Vorbereitung. L.

* * *

Gedanken eines Japaners über die Frauen, insbesondere die japanischen. Von Dr. Riotaro Hata. Aus dem Japanischen übersetzt vom Verfasser. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Der Verfasser, kaiserlich japanischer Gesandtschaftssekretär in Wien, bietet hier den europäischen Lesern ein Büchlein, das wohl geeignet ist, viele bei uns noch herrschende irrtümliche Ansichten über die Frauen und das Eheleben in Japan zu beseitigen. Der Verfasser ist durchaus national gesinnt, ohne dabei ein Feind des wirklich Guten zu sein, was die europäische Kultur seiner Heimat vermitteln kann. Er giebt nicht nur eine Schilderung der japanischen Frauen, wobei er offen bekennt, daß die besseren Stände infolge jahrhundertelang während der, offen angegebener Mißbräuche sich im Zustande körperlicher Degeneration befinden; er stellt auch das Muster einer idealen Frau auf. Vielfach gemahnt das Werk an ähnliche Schriften aus dem klassischen Altertum, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es den Eindruck des Originellen nicht machte. Das eigenartige Buch dürften auch deutsche Leser und zumal Leserinnen sich nicht entgehen lassen; sie werden sicherlich den Begleitzeilen zustimmen, die der Wirkliche Geheimerat M. Motoda in Tokio der vornehm gehaltenen Arbeit mit auf den Weg gegeben hat: „Dieses Buch bildet sanfte, brave, folgsame Charaktere heran; es erzieht zur Bescheidenheit, Sparsamkeit, Selbstbeherrschung und Aufrichtigkeit." Für europäische Leser besonders anziehend ist ein mitgeteilter Brief des ersten Shogun aus der Familie Tokugawa, des Iyeyasu Tokugawa (1542 bis 1616), an seine Schwiegertochter über Hausfrauenpflichten und Kindererziehung. L.

* * *

Graf Leo Tolstoi: **Patriotismus oder Frieden?** Vom Verfasser autorisierte Übersetzung aus dem Manuskript von Sophie Behr. (Berlin, August Deubner.) — Eine Kritik über die beiden Schreiben zu geben, ist eigentlich unmöglich. Jeder Patriot, und sei er in China zu Hause, wird den großen Dichter von „Krieg und Frieden" und vieler hochpoetischer Volksgeschichten einfach für einen verschrobenen Moralisten erklären, der sich das wahre Christentum in düsterster altmönchischer Auffassung zurecht gelegt hat: Tolstoi behauptet nämlich, daß der Friede unmöglich sei, solange es einen Patriotismus gebe, und daß ein Patriot kein echter Christ nach seiner Auffassung von Jesu Lehre sein könne. Wie gesagt, kritisieren lassen sich derartige Ausführungen nicht, vielleicht noch nicht — dazu steht auch Tolstoi in seiner grenzenlosen Vereinsamung zu hoch da. Immerhin ist es jedoch nicht unmöglich, daß man dem Dichter der Kreuzersonate in diesem Punkte nach zehn bis zwanzig Jahrtausenden recht geben wird, wann der Differenzierungsprozeß der Völker und der Sprachen der Erde ein Ende genommen und die vielersehnte Menschheit mit ihrer einheitlichen, noch unvorstellbaren Sprache ihren Anfang genommen hat!

Die deutschen Leser unseres Jahrhunderts werden aber sicherlich das Büchlein kopfschüttelnd beiseite legen trotz der vielen geistreichen und oft tiefsinnigen Einzelbemerkungen, die es enthält.

Eine eigenartige Betrachtung über den Kulturbegriff, eine ganz neue Geschichtsphilosophie, ein wenig al fresco gemalt, bietet uns Willy Pastor in seinen **Stimmen der Wüste.** (Leipzig, Max Spohr, „Kreisende Ringe“.) Aus der Einsamkeit, wo nur die kahle, nackte Erde und der ferne, sternenreiche Himmel sich begrüßen, erwächst ewig der Menschheit das Heil. Es ist mehr als bloßes Symbol, wenn ein Moses, ein Mohammed, der Heiland die Wüste aufsuchen, um aus ihrer Sprache Belehrung zu schöpfen, wenn die Wüste frische Barbaren aussendet, um überreif gewordene Kulturen erbarmungslos hinwegzufegen. Freilich solche Glanzpunkte in der Wüste werden dem Verfasser allmählich und zuletzt auch die Großstädte, die Centren der Bildung, des Fortschritts und der — Unzufriedenheit! In eigentümlicher Beleuchtung erscheint die kulturgeschichtliche Aufgabe des israelitischen Volkes. Vielfach wird man mit dem Verfasser nicht einverstanden sein; hin und wieder muß seine Phantasie aushelfen, wo er die Spuren des Realen in der Geschichte verloren hat. Aber neu ist eine derartige Behandlung der höchsten kulturgeschichtlichen Fragen trotz einiger Irrtümer; und die Art der Darstellung ist so frisch und anregend, der Stil glänzend und geistvoll, daß man das Buch nur ungern wieder aus der Hand legt und selbst an den Stellen noch gefesselt wird, wo man sich nicht bloß in Widerspruch mit dem Verfasser befindet, sondern auch weiß, ganz bestimmt weiß, daß man ihm unrecht geben darf, geben muß! L.

Grundriß der Schulgesundheitspflege. Unter Zugrundelegung der für Preußen gültigen Bestimmungen bearbeitet von Dr. Wehmer. (Berlin, Richard Schoetz.) — Wehmers Buch enthält die geltenden Bestimmungen und Anweisungen, wie sie aus Gründen der Gesundheitspflege für die Schulen von den preußischen Behörden erlassen sind, ihrem Wortlaut nach. Es ist dies an sich schon ein Verdienst, da Fachleute und Laien, die sich über diese Bestimmungen orientieren wollen, gewiß nicht immer Gelegenheit haben, sich diese überall zerstreuten Verordnungen zusammenzusuchen. Das Buch zerfällt in drei Teile. Der erste betrachtet das Schulhaus und seine Einrichtungen, der zweite die gesundheitsgemäße Erteilung des Schulunterrichts und der dritte die Gesundheitsstörungen der Schüler. Das Buch scheint mir in recht vollständiger Weise und dabei ziemlich kurz alle notwendigen Fragen zu besprechen. Mit Recht läßt sich auch der Verfasser nicht viel auf Theorien ein, sondern er berücksichtigt wesentlich das, was wissenschaftlich feststeht. Die Vielseitigkeit des Inhalts mag eine kurze Angabe der einzelnen Unterabteilungen des zweiten Teiles zeigen. Die Schulpflicht, die Trennung der Geschlechter, die Kleidung der Schüler, der Unterrichtsplan, Beginn und Pausen des Unterrichts, Leibesübungen, Gesangunterricht, Lese-, Schreib- und Zeichenunterricht finden ihre Erörterung; ebenso die häuslichen Arbeiten, private Nebenbeschäftigungen, Schulstrafen, Schulferien, Ausschluß vom Schulunterricht, vorübergehende Befreiung und die Schließung der Schule. Entsprechend dem gegenwärtigen Zuge der Zeit tritt der Verfasser besonders für körperliche Thätigkeit der Schüler ein, während er unter anderem seine Bedenken gegen die sogenannten Schülerbälle und den Tanzunterricht älterer Zöglinge nicht unterdrückt. Ohne sich in zu viele Einzelheiten und in gewöhnliche Moralpredigten zu verlieren, berücksichtigt er auch die Gefahren, die für die Sittlichkeit in den Schulen und besonders in Alumnaten nicht selten bestehen. Als einen besonderen Vorzug des Werkes möchte ich die Verdeutschung von Fremdwörtern anführen. Für den, dem die Fremdwörter Vergnügen machen, sind sie übrigens gewöhnlich in Klammern hinzugefügt. Jedenfalls aber kann das Buch durch diese Verdeutschung nur gewinnen; seine Wissenschaftlichkeit wird dadurch nicht beeinträchtigt. Man erkennt im Gegenteil, daß man wissenschaftliche Bücher auch ohne Fremdwörterballast schreiben kann. M.

Eine Osterreise nach Jerusalem über Ägypten und Griechenland. Von Bernhard Rogge. (Hannover, Carl Meyer.) — Der Verfasser des Buches ist königlicher Hofprediger in Potsdam, und sein Beruf spricht schon dafür, daß er mit anderen Gedanken eine Reise nach Jerusalem unternehmen wird als die meisten, die heute die Hauptmasse der Touristen in Jerusalem bilden. Diese besonderen Empfindungen und Gedanken des Verfassers zeigen sich zwar in seinem Buche vielfach; aber deshalb braucht der Leser nicht etwa zu glauben, daß er hier nur die Eindrücke eines Geistlichen fände. Im Gegenteil, es zeigt der Verfasser gerade in dem Werke, wie man auch als Geistlicher sich den Blick für das Allgemeine bewahren kann. Die Schreibweise Rogges ist außerordentlich frisch. Er reiste mit einer Stangenschen Reisegesellschaft. (Nebenbei möchte ich bemerken, daß es ja Geschmacksache ist, ob man eine Orientreise überhaupt in einer solchen geschlossenen Gesellschaft macht oder nicht; wer sich dazu aber einmal entschlossen hat, der wird gewiß mit dem Reisebureau von Hugo Stangen ebenso zufrieden sein, wie es der Verfasser des vorliegenden Buches ist.) Die Tour, die Rogge machte, war die gewöhnliche: erst nach Ägypten, von da hinüber nach Palästina und von dort zurück nach Griechenland, dann über Korfu nach Hause. Rogge betrachtet es als ein ungünstiges Zusammentreffen, daß in dem Jahre, wo er in Jerusalem war, das griechische Osterfest mit dem abendländischen zusammenfiel. Er hat zwar dadurch manche Unbequemlichkeit gehabt, z. B., worüber er besonders klagt, eine schlechte Unter-

kunst, andererseits aber ist doch kulturhistorisch unbedingt das griechische Osterfest in Jerusalem so wichtig, daß sich der Verfasser nur darüber freuen kann, diese Zeit dort verlebt zu haben. Denn wenn auch die vielen Tausende von russischen und anderen Pilgern, die man in dieser Zeit dort sieht, nicht gerade das Muster der Reinlichkeit sind, so bieten doch schon die vielen Aufzüge der fremden Pilger, die Prozessionen in der heiligen Grabeskirche das allergrößte Interesse. Am Schluß des interessanten Werkes bringt der Verfasser eine Osterpredigt, die er in Jerusalem in der evangelischen Kapelle auf dem Muristan gehalten hat. Das Werk Rogges sei allen empfohlen. M.

* * *

Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) — Das vorliegende Buch ist aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser im Königsberger Verein für fortbildende Vorträge gehalten hat. Es giebt bekanntlich Männer der Wissenschaft, die mit einem ausgesprochenen Zunftgeist alles verwerfen, was zu einer Popularisierung der Wissenschaft dienen könnte. Sie meinen, daß die Wissenschaft wie eine Art Geschäftsgeheimnis gehütet und Unberufenen möglichst verborgen bleiben müsse. Die Gründe mögen manchmal egoistische sein, indem diese Leute glauben, daß das Abgeschlossene der Wissenschaft dem Laien mehr imponiere. Viele aber sind gegen die populäre Bearbeitung wissenschaftlicher Gebiete aus ehrlicher Überzeugung nur deshalb, weil sie glauben, daß der Laie die Fragen doch nicht verstehe und deshalb am besten ihnen fern bleibe. Das Buch von Lassar-Cohn kann als die beste Widerlegung derartiger zünftlerischer Gesinnungen angesehen werden. Welches Blatt man aufschlägt, man wird finden, daß ein Mann der Wissenschaft gleichzeitig wissenschaftlich und doch für Gebildete verständlich schreiben kann. Gerade für die Chemie ist dies gar nicht etwas so Einfaches. Wenn wir bedenken, wie trocken zahlreiche Berechnungen in der Chemie sind, und wenn wir sehen, wie der Verfasser es verstand, auch solche Fragen anziehend zu schildern, so wird man ihm für die Herausgabe seiner Vorträge Dank wissen. Es sind im ganzen zwölf Vorträge, die der Verfasser wiedergiebt. Die verschiedenartigsten chemischen Probleme sind besprochen: die Zusammensetzung der Luft, das Ozon, die Zündhölzer, die Zusammensetzung der Fette, die Leuchtgasfabrikation und ihre Nebenprodukte, das Kochen auf Gas sind erörtert. Wie „modern" der Verfasser ist, zeigt er auch in der Besprechung des Gasglühlichtes. Die Pflanzen, andere Nahrungsmittel, Gärungsprozesse, Gerberei, Malerei, Glasfabrikation, Photographie, die Gewinnung von edlen und unedlen Metallen, Legierungen, Alkaloide, Antiseptica u. s. w., alles findet der Leser in diesem Buche besprochen, und es wird ihm dessen Lektüre noch durch ein ausführliches alphabetisches Sachregister erleichtert. Eine Reihe von Abbildungen dienen dazu, manche chemische Prozesse besser verständlich zu machen. M.

* * *

Der Altmärker. Zweite Auflage, neu bearbeitet. (Neuhaldensleben, C. A. Eyraud.) — Der Altmärker ist ein Werk von Fritz Schwerin, der im Jahre 1829 geboren wurde und 1870 starb. Schwerin war Kantor in Altenhausen, wo er offenbar eine segensvolle Thätigkeit für Schule und Kirche ausgeübt hat. Von seinen Werken ist ein großer Teil, anscheinend durch Übereilung, verbrannt worden, ebenso auch sein Briefwechsel mit Reuter, unter dessen Einfluß er stand. Das Buch, das uns der Verlag von Eyraud bietet, zerfällt in vier Teile. Der erste Teil enthält Sprichwörter, die plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt sind. Der zweite Teil bringt uns, im Gegensatz zu dem ersten Teil, der in plattdeutscher Prosa geschrieben ist, plattdeutsche Gedichte. Der dritte Teil ist überschrieben „der Altmärker Wonne und Freude im Verkehr mit den Vögeln der heimischen Flur". Er gilt für die lieblichste Leistung von Fritz Schwerin. Wie schon die Überschrift andeutet, besteht dieser Teil aus Gedichten, die sich auf die Vogelwelt beziehen. Der vierte Teil endlich umfaßt wieder plattdeutsche Gedichte und einige Prosadarstellungen verschiedenen Inhalts. Ein Abriß von Schwerins Leben, der von Pflugge verfaßt ist, beschließt die Sammlung. Die Verlagsbuchhandlung und der Herausgeber — wie aus S. 192 hervorzugehen scheint, dürfte es Friedrich Felcke sein — haben sich sicher durch das vorliegende Werk ein großes Verdienst erworben, aber es sei mir eine Bemerkung gestattet. Nach der Vorrede, die sich beispielsweise vor dem dritten Teil befindet, muß man annehmen, daß der Verfasser aller Gedichte, die in ihm stehen, Fritz Schwerin ist. Man findet aber einmal auch eine andere Unterschrift, nämlich ein Gedicht, von Felcke unterschrieben, das doch wohl von diesem letzteren zu stammen scheint; etwas Ähnliches findet sich auch anderweitig. Es wäre immerhin richtiger, wenn im Vorwort dies deutlich gesagt würde, ob es sich ausschließlich um Schwerinsche Gedichte handle oder nicht. Damit will ich nichts gegen den Wert des Buches sagen, sondern nur gegen die Form desselben, das allen, die an plattdeutscher Mundart Gefallen finden, großen Genuß gewähren dürfte. M.

* * *

Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Von Dr. P. J. Möbius. (Berlin, S. Karger.) — Dieser Aufsatz, wie die Arbeit vom Verfasser selbst bezeichnet wird, ist durchaus populär geschrieben, richtet sich aber doch mehr an die Ärzte als an das große Publikum, und dürfte daher kaum seinen Zweck erreichen: die Errichtung von wohl verstandenen Anstalten, wo auch Unbemittelte

individuell und rationell behandelt würden, anzuregen. Mit den Ausführungen des Verfassers kann man durchgehends einverstanden sein. Er macht darauf aufmerksam, daß man mit dem „naturwissenschaftlich" Denken beim Nervenkranken nicht durchkommt, sondern sich hier mit der Seele des Patienten befassen muß — es handelt sich natürlich nur um Nervenkranke im populären Sinne des Wortes —, und daß daher auch seelische Mittel angewendet werden müssen, z. B. Religion, Kunst u. a., vor allem aber die Arbeit, und zwar die richtige Arbeit. Möbius weist darauf hin, daß in dieser Hinsicht in den bestehenden Anstalten gar nicht gesorgt ist, diese vielmehr einem Hotel meist allzu ähnlich sind. Er denkt sich die zu gründende Heilstätte mehr als eine Art Arbeitskolonie, mit Garten, Wiese, Wald und Feld, auch verschiedenen Werkstätten, wo die Kranken beschäftigt würden, und zwar Männer und Frauen getrennt. Eine einzige Bemerkung möchten wir machen: der Autor bezeichnet die Wachsuggestion als zwar fromme Lüge, aber doch als Lüge, die jedem ehrlichen Arzt zuwider sein müsse, da er wisse, daß seine Verordnung an sich nichts leiste, sondern erst durch des Kranken Glauben Kraft erlange. Ganz abgesehen davon, daß es sich hier wohl nur um gewisse Wachsuggestionen, nicht aber um diese im allgemeinen handelt, scheint uns, als könne jeder ehrliche Arzt ruhig die berühmten Brotpillen verordnen, sobald er annimmt, daß sie helfen werden oder könnten, da doch nicht gesagt ist, daß ein Mittel chemisch wirken muß, um „ehrlich" zu sein. D.

* * *

Arzt und Patient. Winke für beide. Von Dr. Robert Gersung. Zweite Auflage. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Aus dem kleinen Buche spricht eine große Erfahrung und ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit des Verfassers, der offenbar mit viel natürlichem Takt begnadet ist. Da er wohl selbst fühlt, daß man dies nicht von jedem verlangen kann, so giebt er in knapper Form einige Anweisungen, wie sich der junge Arzt in schwierigen Fällen durch Regeln helfen kann. Im ganzen richtet sich das Buch mehr an die Ärzte als an das Publikum, das vom Arzt eben erzogen werden muß, was der Autor zwar nicht ausspricht, aber überall durchblicken läßt. Auf manche Schäden wird der Finger gelegt, und man bedauert nur, daß Gersung gar so knapp verfahren ist und seine Ausführungen nicht weiter ausgesponnen hat. Das ist vor allem bei den beiden letzten Kapiteln über die Kollegialität und den sogenannten Niedergang des ärztlichen Standes der Fall, zwei Fragen, die wohl besser gar nicht angeregt worden wären, da sie sich unmöglich auf vier Seiten abthun lassen, zumal sie eigentlich nicht mehr in den Rahmen des Buches gehören. D.

* * *

Das Recht am eigenen Bilde. Von Hugo Keyßner. (Berlin, J. Guttentag.) — Der Verfasser behandelt die an und für sich trockene Rechtsfrage mehr feuilletonistisch und weiß sie dadurch auch für den Laien interessant zu machen. Das gemalte und in Stein gehauene Bildnis wird nur gestreift, um so ausführlicher hingegen ist die Photographie behandelt, die ja auch das größte Interesse beansprucht, seit diese Kunst Gemeingut weiter Kreise geworden ist. Eine reiche Quellenkenntnis unterstützt die Ansichten des Verfassers und zeigt, daß er sein Thema gründlich studiert hat. Das Büchlein sei all den Dilettanten, die lustig drauf los photographieren, zur Durchsicht empfohlen. Nur eine kleine Bemerkung: S. 30 spricht der Verfasser von Rubens' Gattin, Helene Formant, während die allgemein angenommene Schreibweise wohl Fourment ist. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.



Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Dezember 1896. — Heft 483.

Sechs Hefte bilden einen Band. — Preis vierteljährl. 4 M.

Inhalt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig, Breitestraße 2.



Lore Fay.

Erzählung
von
Sophie Junghans.

III.

Eine wehende Unruhe war in der Luft, unter dem dunkelnden Himmel, an dem Abend, der diesen Sonntag schloß. Der Tag war noch sonnig, aber kühl gewesen; gegen Abend nahm das Gewölk überhand, und die Sterne blickten nur dann und wann in wechselnder Gruppierung zwischen schwarzen Massen hervor. Alle Schatten waren beweglich, und Bäume und Gewässer rauschten lauter als sonst, so daß der Mann, der an der Mauer des Bubeschen Gartens sich aufhielt, mit Augen und Ohren in das Dunkel spähen und horchen mußte, damit ihm kein leise fallender Schritt entgehe.

Er war vor kurzem eilig herangekommen und ging jetzt unruhig hin und her, wie einer, dem das Warten schwer fällt. „Gott sei Dank," kam es leise und sehr ernstlich von seinen Lippen, als er der Erwarteten jetzt endlich inne wurde. Auch sie war atemlos und schien eine andere als bisher; mit fliegender Brust lehnte sie gegen die Mauer, litt es aber, daß er sie dann stützte, und sprach, als wisse sie kaum von sich: „Ich bin da, ich bin gekommen ... es ist alles aus, so oder so —" Die letzten Worte so leise, daß er sie nicht völlig verstand. Dann aber kam sie nach und nach zu sich: während er ihr, zärtlich gehalten noch, dankte, daß sie gekommen sei, sah sie ihm ernstlich nach den Augen, die sie in dem wechselnden Lichte des unruhigen Abendhimmels nur gerade leuchten sehen konnte, und fragte: „Dies ist ein Abschied, nicht wahr? Alles geht von mir — alle Hoffnung —"

„Nein, nein, ich komme wieder." Er fühlte in ihr heute etwas, wie Hingebung der Verzweiflung, zugleich aber auch, wie teuer, ja unschätzbar sie ihm schon war. „Ich komme wieder — aber sage mir, wer du bist, Mädchen — wir haben nur noch eine kurze Frist heute" — immer wieder sah er sich flüchtig um, und es war, als horchte er hinaus — „sage mir alles."

Wäre er nur ein roher selbstsüchtiger Lüstling gewesen, wie anders hätte er diese halbe Stunde benutzt, als indem er nach ihrem Jammerschicksal fragte! Sie fühlte das; sein letztes Wort nahm sie auf. „Ja alles — noch einmal in dem Garten hier,

am Brunnen." Sie führte, er drängte nach, und gleich darauf saßen sie nebeneinander auf der niedrigen Brunnenmauer, bald völlig in Schatten gehüllt, bald in dem unsicheren Sternenlicht, das eine mit tiefem Ernste an dem weißen Gesicht des anderen, den undeutlichen, teuren Zügen, hängend.

Und nun begann sie mit leiser klarer Stimme: erst saßen sie nebeneinander, ohne sich zu berühren, bald aber hatte er ihre Hände gefaßt und ließ sie nicht wieder los. „Noch nie ist einer Menschenseele gegenüber dies alles über meine Lippen gekommen. Hier in der Stadt wissen sie es ja auch, die Menschen, und wissen doch wieder nichts, nichts. Aber rasch — wo fange ich an, wo ende ich? Sie sind ein Fremder; mich in dem Hause zu sehen, in dem man mir Obdach gab und mich zugleich mißhandelte, muß Ihnen ein trauriges Rätsel gewesen sein. Und zugleich ist es fast ein Wunder, das weiß ich am besten, daß uns überhaupt zugelassen worden ist, einander zu sehen; hält man mich doch sonst wie einen Flecken, ein böses Mal, vor allen fremden Blicken versteckt. Der andere muß die Ursache sein," sie schauderte, „er hat mich sehen wollen, ehe er sein Gebot auf die Ware that, die er kaufen wollte. Und doch bin ich kein verlorenes Geschöpf von Geburt, wie Sie vielleicht geglaubt haben, wohl aber das Kind eines Unglückseligen. Er war ein hochansehnlicher Mann vor Jahren, Amtmann von Klötze, und ich als Kind habe nicht anders gedacht, als ein Amtmann wäre fast ein König, käme wenigstens gleich hinter jenem. Denn ein solcher Mann, den sie in Stadt und Land weit und breit umher als den ersten ansahen, war mein Vater. Er regierte alles, so mußte es mir scheinen: über ihm war keiner, und der Pfarrherr kam neben ihm. Ich war ein kleines Kind damals, und allein mit dem Vater, in dem stattlichen Hause mit dem Gesinde, denn die Mutter und ein Brüderchen waren gestorben. Ich fing auch schon an, das Regieren zu lernen von ihm, und wie ich zu Verstande kam, bemühte ich mich nur, es so gut zu machen wie er, der doch auch, obwohl er die Macht hatte, jedem, auch dem Geringsten, sein Recht werden ließ. Ja, jedem sein Recht," wiederholte sie leise, „und das brachte ihn von seiner Höhe in die tiefste Tiefe und zu dem schmählichen Tode —"

„Weiter, weiter," drängte er, da sie gestockt hatte. Sie merkte aber wohl, daß er nicht mahnte, weil ihm die Zeit zu lang wurde: er hörte ihr leidenschaftlich zu.

„Acht Jahre bin ich alt gewesen," fuhr sie fort, „als sich eine Veränderung begab. Wie es anfing, wüßte ich nicht zu sagen. Die anderen ansehnlichen Männer des Ortes kamen beim Vater zusammen, auch der Pfarrer; sie sprachen alle voll Eifer, am meisten Gewicht aber hatte, wie immer, das, was mein Vater sagte. Ich war stets in der Nebenstube und konnte alles hören. Sie achteten es auch nicht, wenn die Thür offen blieb, denn was sie verhandelten, war kein Geheimnis: das ganze Amt Klötze, das mein Vater verwaltete, war von der Landesregierung an Preußen abgetreten worden, im Frieden, gegen das Lauenburgische diesseit der Elbe. Hier in Hannover, in den Amtsstuben, hatten sie das verhandelt, ohne die, die es zumeist anging, um ihre Meinung zu fragen; dies alles habe ich, wenn nicht damals schon völlig, so doch später begriffen. Niemand von den Herren hier mag gedacht haben, daß das den Amtmann Fay mehr kümmern würde als einen anderen; er sollte in dem neuen Bezirk angestellt werden, oder gar hier in Hannover in eine hohe Stelle einrücken, denn wie tüchtig er als Beamter war, ist ihnen wohl bekannt gewesen. Aber wie furchtbar hatten sie sich in ihm verrechnet. Er hing, wie alle seine Freunde, mit ganzer Seele am lutherischen Bekenntnis; drüben in Preußen waren sie reformiert. Nicht um ein Haar breit wäre er je in Religionssachen von dem, was er sein ganzes Leben lang geglaubt hatte, abgewichen, und für schnödes, himmelschreiendes Unrecht hielt er es, daß man so viele Gemeinden treuer Lutheraner in Stadt und Land unter ein Konsistorium bringen wollte, das weit anders glaubte als sie. Vielleicht lächeln Sie jetzt — Sie denken anders über solche Dinge als mein armer Vater —"

„Nein, nein, ich lächle nicht," sagte er hastig und bog sich aus dem Dunkel vor, damit sie seine gespannten Züge sehe. „Ich denke vielleicht anders über kirchliche Dinge, ja, aber ich verstehe einen solchen Mann,

und wie er sich verstricken konnte. — Weiter."

„Wenn Sie meinen Vater gekannt hätten: starr, unbiegsam wie Eisen und dann wieder wie ein Kind. Einen Rechtskundigen wie wenige habe ich ihn nennen hören. Und auch als solcher setzte er sich jenem Austausch von Land und Leuten entgegen, mit seinem Gewissen und seiner ganzen Gelehrsamkeit. Es sei ein schweres Unrecht nach den Landesgesetzen, die er als Beamter beschworen habe, sagte er. Ich erzähle Ihnen das, was ich damals auffing, mit dem Verstande, den mir meine späteren Jahre dazu verliehen haben ... ich brüte ja darüber, so lange ich wie ein vernünftiges Wesen denken kann. Was sollte ich anderes thun in meiner bitteren Verlassenheit? Ja, mein Vater wußte, was recht war, wie wenige, und ist doch in das Unrecht verfallen. Sie wollten protestieren gegen den Beschluß der Kollegien, hieß es; Abteilungen aus allen Gemeinden. Das geschah, sie waren hier in Hannover, mein Vater an der Spitze, und es ist umsonst gewesen. Alle diese erregten Menschen nun waren noch zusammen, immer sah man ganze Haufen von ihnen in den Straßen unserer kleinen Stadt; mir ist, als wäre das eine lange Zeit hindurch so gewesen, viele Tage lang, aber das ist wohl nicht möglich. An einem Tage waren sie alle in der Kirche versammelt, weil kein anderer Raum sie alle gefaßt hätte, und mein Vater sprach zu ihnen, vorn am Altar. Und dann schwuren sie alle etwas, und unser Pfarrer reichte ihnen das Abendmahl, so, wie sie es als Lutheraner stets gehalten hatten, meinem Vater zuerst. Ich war mit unserer Magd versteckt in einem Kirchstuhl hinten; sie hatte mich mitgeführt, als auch andere Frauen den Männern nachdrängten. Da, noch in der Kirche, hörten wir Trommeln. Da bemächtigte sich aller dieser Männer eine unglaubliche Erregung. Mit dem Strom wurden wir aus der Kirche gerissen; auf den Straßen war alles Verwirrung. Auf dem Markte hielt ein Trupp hannoversche Soldaten, in ihrer Mitte waren Herren in schwarzer Amtstracht und mit Perücken, gekleidet wie mein Vater an Gerichts- oder Festtagen. Das ist die Kommission! hörte ich flüstern und rufen, auch meinen Vater sah ich vorbeieilen, nach dem Amtshause, mit furchtbarer Miene. ‚Ich weiche nicht!‘ hörte ich ihn rufen, und andere Stimmen, die da schrien: ‚Gewalt gegen Gewalt!‘

In seiner Gerichtsstube hat er sich dann vor den Aktenschränken aufgestellt und die Übergabe der Schlüssel und Siegel an die preußische Kommission verweigert. So wolle es das Recht und sein Eid, hat er gesagt. Und dort zwischen den vier Wänden hat der Kampf angefangen, wie, das wird nun kein Mensch mehr der Wahrheit nach zu sagen wissen; mein Vater wußte es selbst damals nicht. Wissen Sie, wann ich ihn zuerst wieder gesehen habe nach jenem Kirchgang? Im Gefängnis, als Missethäter, als Rebellen, zu diesem Abschied von mir nur begnadigt, in der letzten bitteren Nacht vor seiner Hinrichtung —"

„Herr Gott!" fuhr Herbert auf. „Der Unglückliche! So weit ist es gekommen!"

„Ja — er ist mit den Waffen in der Hand gefangen worden, als Anführer einer Rotte von Rebellen, haben sie gesagt. Denn an jenem Tage brach wirklich der Aufruhr los. Aus allen Häusern kamen sie, ehrbare Männer, die ich so gut kannte, meist ältere Leute, hatten Flinten in den Händen, viele auch Gewehr an der Seite, und ich selber habe sie rufen hören: ‚Der Amtmann, der Amtmann soll uns führen — wir wollen keine Preußen werden, wir wollen lutherisch bleiben!‘ Daß er die Seele jener Masse war, ohne welche sie sich nicht selbständig bewegt hätte, mag wahr sein — sie alle aber waren keine leichtfertigen Bösewichter, es waren ernste, brave Leute, Herr —"

Herbert nickte: „Wie er — ein Rechtsfanatiker, ein starrer Kirchenmann," murmelte er.

„Es ist Blut geflossen," fuhr Lore fort. „An der Seite meines Vaters haben sie einen Kirchenältesten, einen starken, zornigen Greis, der die Soldaten von den Aktenschränken zurückstieß, zu Tode gestochen, und darauf hat mein Vater einen von ihnen niedergeschossen. Viele Menschen sind noch verwundet worden, getötet weiter keiner. Aber wie in Kriegszeiten hat das Gerät aus vielen Bürgerhäusern abends zerbrochen auf der Straße gelegen, und die Soldaten, die zur Verstärkung jener ersten Abteilung nach-

geschickt wurden, haben verfahren wie in einer feindlichen eroberten Stadt. Unser Haus wurde voll Soldaten gelegt, alle Vorräte wurden hervorgeholt, und was nicht verbraucht wurde, herumgeworfen und verdorben. Ich brachte jämmerliche Stunden zu, in Verstecken hockend, dahin mich die Mägde mit sich zogen: die Nacht hindurch ohne Bett, auf den Fliesen des Kellers. So ist das Herzeleid über mich gekommen wie ein Dieb in der Nacht — eine gute Stunde habe ich seitdem nicht wieder gehabt, nicht eine —"

„Armes Geschöpf," murmelte er zärtlich. „Aber weiter!" Er wollte alles wissen.

„Zu Hause war ich nun nirgends mehr," erzählte sie mit ihrer klaren, leisen, herzbewegenden Stimme: „meines Vaters Eigentum war ja verfallen, er selbst saß gefangen. Mitleidige Menschen stillten meinen Hunger und gaben mir auch Unterkunft, aber ich merkte, daß selbst die Besten es mit Scheu thaten, und ihre Wohlthaten an mir eher verbargen als sehen ließen. Mit einemmal aber griff der Arm der Regierenden nach mir, ich wurde hervorgezogen; meines Vaters Fleisch und Blut mußte dazu dienen, das Strafgericht über ihn vollständig zu machen. Beim Stadtboten kam ich zu wohnen, der auch zugleich der Büttel war. Die Leute, er und seine Frau, sahen mich sonderbar an. Sie waren von denen, für die der Herr Amtmann früher gleich nach dem lieben Gott gekommen war; desto furchtbarer mußte ihnen sein jäher Fall erscheinen und ihnen die Gedanken verwirren. Schlimm meinten sie es nicht, aber sie waren ängstlich; da sie es nicht vermochten, mir hart zu begegnen, so thaten sie fremd und hielten mich von sich ab, als käme ich aus einem Pesthause. Ich erhielt Trauerkleider und mußte sie anziehen, als eine Waise. Und mein Vater lebte doch noch, war in seiner vollen Kraft — grausam, grausam —

Dann gab es wieder eine Bewegung in der Stadt, über die nach dem Aufruhr eine tödliche Ruhe gekommen war. Aus den Dachfenstern des kleinen Hauses, in dem ich untergebracht war, konnte man über die Mauer des Gefängnishofes hinweg auf den Marktplatz sehen. Und eines Morgens ließen die Frau und die Magd die Treppen hinauf, wieder und wieder, wie zum Ausschauen, und ich hörte draußen auf dem Markte ein Laufen und Treiben, wie von vielen Menschen, dazu sägen und pochen. Sie sahen mich wie mit Grauen und Mitleid an, die Weiber, wenn sie an jenem Tage an mir vorüberkamen, aber sie sagten nichts. Dann war es still im Hause geworden, bis gegen Abend Nachbarinnen kamen, geringe Frauen aus den kleinen Hintergassen. Sie wußten von mir nichts; ich saß still genug in meiner Kammer. Aber das Haus war eng; ihre lauten Stimmen durchhallten es und drangen deutlich zu mir. Eifrig schwatzten sie davon, daß der Marktplatz nun abgesperrt sei. ‚Das Gerüst ist auch fast fertig, es wird aber noch schwarz ausgeschlagen. Ja, für einen geringen Mann thäten sie so viel nicht, und der wäre auch nur an den Galgen gekommen. Herr Gott, wer hätte gedacht, daß der Herr Amtmann einmal so seinen Hals lassen müßte.' Diese Worte hörte ich, Herr, und ich höre sie heute noch."

Sie hatte zuletzt mit leiser, von innerem Grauen halb erstickter Stimme gesprochen. Da fühlte sie, wie die Hände Herberts nach den ihren griffen; er neigte tief den Kopf darüber und küßte sie ohne ein Wort. Und kein Zeichen, das er ihr hätte geben können, hätte der Tochter des Amtmanns Fay so wohl gethan wie gerade dieses.

„In später Nacht noch holten sie mich," fuhr sie nach einem schweren Atemzuge fort. „Harte Worte hörte ich nicht; ihre Grausamkeit bestand darin, daß sie mit dem Kinde thaten, als sei es kein Kind, überhaupt kein empfindendes Geschöpf; nur die Hinterlassenschaft eines Verbrechers, an der das Gesetz jetzt nicht nur Strafe übte, nein, Rache nahm für sein Verschulden.

Und doch, einen guten Augenblick hatte ich noch: als ich mit meinem Jammer, der das kindische Herz beinahe brach, endlich vor der Thür stand und die Riegel zurückgeschoben wurden, der Schlüssel sich drehte, und ich dann da drinnen in dem Gemache meinen lebenden Vater fand, kaum verändert, gütig für mich, wie immer. Ich rettete mich in seine Arme, an seine Brust, an der er mich lange festhielt, und ich war noch einmal glücklich, ja selig, denn ich dachte nicht anders, als auch ich sollte gerichtet werden und mit ihm sterben. Und sobald ich nur

bei ihm war, fürchtete ich nichts, auch den Tod nicht.

Wie er mir diesen Glauben nun alsbald benahm, wurde wieder alles wie dunkel um mich her. Immer aber war ich doch noch bei ihm, und er sprach zu mir, Dinge freilich, die über meine Jahre gingen. ‚Suche meine Worte zu behalten, Kind,' sagte er; ‚bewahre sie für später, für die Zeit, wo du sie verstehen wirst.' Und das habe ich gethan."

Herbert hatte eben den Kopf erhoben und nach der Landstraße hinübergespäht und gelauscht; jetzt rückte er der Erzählerin wieder näher, und sie nahm das als ein Zeichen, daß sie weiter sprechen sollte. „Er sagte, er habe das Recht gewollt und sei ins Unrecht verfallen. Und dann: ‚Daß ich sterbe, damit geschieht mir mein Recht. Christus hat zu Petrus gesagt: stecke dein Schwert ein; wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Diese Dinge sind dem Verstande schwer. Die Obrigkeit darf Blut vergießen, nach gerechtem Spruche; der Soldat darf es auch. Mich dauert das junge Leben, das ich geopfert habe' — er meinte den Soldaten, den er erschossen hatte. ‚Der Mann stand da unter seinem Eide des Gehorsams; sein Blut verklagt mich bei Gott; ich zahle mit meinem die Sühne. Wären mehr Leben verloren, so lägen sie auch auf meinem Gewissen, denn ich hielt die Herzen meiner Mitbürger in der Hand, sie folgten mir. Daran merke ich, daß ich vom Rechte, das mir doch alles galt, abgewichen bin. Hier hat der Teufel Fallstricke gelegt; der Weg des Rechts, wo er viel betreten wird, ist glatt und breit, aber die Bahn kann eng werden, der Pfad fast schmäler als des Fußes Sohle, wer soll da nicht straucheln?' Und dann zu mir: ‚Merke dir, Kind, daß des Lebens beste Güter alle einen hohen Preis haben, und wenn auch spät erst dafür gezahlt wird. Aber die Stunde kommt, hier oder drüben, oder sie war da — ob vor, ob nach dem Genusse — unerbittlich wird von uns eingefordert, was das Genossene wert war. Ich habe über den anderen gestanden, das mache ich jetzt wett durch den tiefen Fall.' Das einzelne entschwand ihm; es war schon fast, als blickte er von der jenseitigen Höhe auf die Dinge nieder: daß die Gemeinden nun unter das reformierte Konsistorium kamen, mag er Gott anheim gegeben haben in der Überzeugung, es könne eines auch so selig werden. Aber auch meiner grenzenlosen Verlassenheit dachte er kaum, bis zuletzt. Erst als Schließer und Gerichtsbeamte vortraten und mahnten, da die Zeit bald um sei, da besann er sich gleichsam auf mich. Ich hatte so dicht an ihn geschmiegt gesessen, jetzt zog er mich in die Höhe, hielt mich von sich ab, daß das Licht der Leuchte an der Wand ihm seine kleine Tochter noch einmal bescheine, und da sah er das schwarze Kleid — und nun ging das über sein Gesicht, was ich nie, und wenn ich hundert Jahre alt würde, vergessen werde. Ja, er konnte sterben als ein Mann — aber da hat ihm doch das Furchtbare, das Unwahrscheinliche und doch Gewisse des gewaltsamen Todes ins Herz geschnitten wie mit tausend Messern. Da stand er in seiner vollen Kraft und war doch so gut wie tot, er sah es an mir, denn ich trug schon das Gewand der Waise.

Da hat er geweint, über mich, ich fühlte seine Thränen auf meinem Gesicht, als er es küßte. Und ich schrie laut vor Jammer und klammerte mich an ihn fest, so daß sie mich mit Gewalt losreißen mußten, und so schreiend haben sie mich fortgebracht.

Und dann kam das letzte," hob sie nach kurzer Pause mit veränderter Stimme wieder an; „aber davon kann ich nicht erzählen."

„Das letzte? was noch?" fragte er, ganz rauh in seinem Mitgefühl für das gequälte Kind von damals. „Sie haben doch nicht — unmöglich!"

„Ja," ergänzte sie leise und deutlich, „sie haben das zehnjährige Kind am anderen Morgen in der Frühe auf das Gerüst geführt — die Zehnjährige, Herr! alt genug, um zu begreifen, und doch nicht alt genug, um sich zu wappnen gegen das Ungeheuerliche. Hierher" — sie neigte sich gegen ihn und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle an ihrer aus dem Dunkel weiß leuchtenden Stirn — „hierher ist sein Blut gespritzt gleich nach dem dumpfen Tone des Beilhiebes — den Ton habe ich nachher wochenlang in meinem brennenden Hirn gehört. Gesehen habe ich nichts mehr, die Natur war barmherziger als die Menschen, sie hat ein Maß für das, was ihre Geschöpfe er-

tragen sollen, und dies Maß war für mich in jenem Augenblick voll: ich bin in eine schwere Krankheit verfallen. Die Fieberträume während derselben waren auch furchtbar, aber doch nicht so furchtbar wie die Wirklichkeit, als ich gesund wurde."

Was war das? Was hatte sie eben gefühlt auf der Stelle, die sie ihm an ihrer Stirn gezeigt hatte? eine leise Berührung, die seiner Lippen; er hatte den Fleck geküßt, an den damals ihres Vaters Blut gespritzt war. Jetzt aber küßte er auch ihren Mund, voll Liebessehnsucht; außer dem halb unbewußten Getändel der kleinen Knaben zu Hause war das die erste menschliche Liebkosung für sie nach so vielen öden Jahren. Und Lore? Sie war zu grenzenlos verlassen gewesen, als daß jetzt mädchenhafter Stolz sich hätte regen sollen und gegen den einen, dem ihre ganze scheue Seele zuflog. Auch küßte er mit unendlicher Zärtlichkeit mehr als mit sinnlicher Glut, die sie hätte erschrecken können. So schlang sie denn die herrlichen Arme um seinen Hals und flüsterte außer sich: „Ihr habt mich nicht verachtet von Anfang an, Herbert — und Ihr scheut Euch jetzt nicht vor mir; ach, wie dank ich Euch das? und wie soll ich weiter leben, wenn Ihr fortgeht?"

Er drückte sie fest an sich, den vollkommenen Körper, in dessen Hingebung der erfahrene Mann selbst jetzt den Adel ihrer reinen Jugend spürte, und sagte in tiefer Bewegung: „Ja, ich muß fort, aber bewahre dich mir, Lore, hörst du" — fast drohend — „bewahre dich mir! Mir ahnt, daß das Schicksal uns einander nicht umsonst hat finden lassen. Ich komme zurück, und bald."

Sie hatte nur eins herausgehört. „Du mußt fort, du gehst — ich werde verlassen sein, wie ich vordem war — ach, ich Elende!" Alle die herbe Fassung, durch die sie wie mit einer Dornenwehr ihr Inneres jahrelang umgeben und geschützt hatte, war von ihr gewichen; sie schlug die Hände vor das Gesicht und wand sich wie in körperlicher Pein.

Das schnitt ihm ins Herz. „Höre alles, Geliebte du," sagte er. „Ich bin jetzt nicht mein eigen, ich bin in wichtiger Sendung hier an Eurem Hofe gewesen."

Sie ließ die Hände sinken, und er sah über das feuchte Antlitz einen neuen Schrecken sich breiten. „Mir ist schon die Ahnung gekommen, daß Ihr mehr seid, als Ihr scheint, Herbert. Ach, und ich hatte leise gehofft, Ihr gehörtet auch zu den Unterdrückten wie ich, das wäre ein Band mehr gewesen. Wie, seid Ihr ein vornehmer Herr?" Jetzt beugte sie sich in wilder Angst vor. „Sprecht, treibt Ihr Euer Spiel mit mir? aber nein, nein," tief aufatmend, „das ist nicht möglich. Nur — Ihr wußtet nicht, wer ich war, und daß auf ewig kein ehrlicher Mann sich mir zuwenden darf."

„Warum nicht? Weil Ihr neben Eurem Vater auf dem Schafott gestanden habt? Ha, Liebchen" — das klang fast wie wilder Spott — „ich komme aus einem Lande, wo jenes Gerüst ein sehr vornehmer Aufstieg zum Himmel ist; ja, jenen Weg ins Jenseits weisen wir in England besonders gern denen mit den besten adeligsten Namen. Ich sollte Euren Vater schelten, ich, aus einem Geschlechte der Covenanters und derer, die mit Schwert und Bibel gegen ihre Obrigkeit blutige Schlachten geliefert haben — wenn ich auch ein unwürdiger Sproß dieser gar so unhöflichen Frommen bin? Und wieder, ich sollte mich von Euch wenden, weil Euer Vater so wie Karl Stuart geendet hat? Der Amtmann ist wie ein König gestorben, Lore, nur daß er, Euer Vater, der bessere Mann und der Ehre weit würdiger gewesen ist."

Sie trank seine Worte ein; sie rannen heiß durch ihre Adern und entzündeten ihr Blut; sie empfand zuerst jetzt die wilde Größe ihres Geschickes, das sie bisher vom Glück, aber auch von der gemeinen Alltäglichkeit geschieden und für diese Stunde aufbewahrt hatte. Und Herbert ahnte, daß er eine neue Kraft zum Widerstande gegen ihr jetziges elendes Los in ihr entfacht habe; er sah sie aus ihren schönen Augen leuchten und fühlte für Lore Fay, was er noch niemals für ein Weib empfunden hatte. Ein Mann wie er aber vergißt sich auch in der Liebe nicht, wenigstens nicht, wenn die Wage seines Schicksals und damit zugleich anderer, großer Geschicke gerade im Lot steht, wenn jeder Augenblick und jedes Sandkorn in der einen und anderen Schale wichtig ist. „In einer Viertelstunde geht der Mond auf; dann besteige ich mein Pferd dort in Linden

und reite auf Osnabrück und weiter," sagte er jetzt. „Diese Minuten gehören uns noch; sage mir rasch, Lore, wie kamst du ins Bubesche Haus?"

„Der kurfürstliche Rat Bube ist ein weitläufiger Verwandter meiner verstorbenen Mutter," gab sie gleichgültig Auskunft. „Einen anderen Grund dafür, daß er von allen Menschen mich aufgenommen hat, weiß ich nicht. Seine Barmherzigkeit gegen mich ist das Sprichwort der Stadt geworden: sie war seltsamer Art. In meiner Vaterstadt Klötze haftete an einem Hause von alten Zeiten her die Pflicht, die Geräte aufzubewahren, mit denen arme Sünder gestäupt, in die Eisen geschlossen, auf den Bock gesetzt oder sonst auf eine halb lächerliche, halb schreckliche Weise gestraft wurden. Unter meinem Vater ist das alles wenig gebraucht worden," schob sie ein. „Nun gut, das Haus wurde dadurch nicht entehrt, wenn auch diese Gegenstände, die es für gewöhnlich in einem Winkel barg, ehrlos waren. So ist mir zuweilen das Haus des Rats Bube, da es mir eine Stätte gewährte, vorgekommen. Ich war vom Tage der Hinrichtung meines Vaters an ein Ding ganz für mich, mit keinem anderen zu vergleichen. Gesellen konnte ich nie haben — ich war immer allein, wie mit einer besonderen Luft umgeben, selbst wenn ich zugleich mit den Dienstboten unten an ihrem Tische aß. Die Arbeit, selbst die niederste Hausarbeit, die oft kein anderer thun wollte, ist mein Glück gewesen. Durch diese nur konnte ich noch teil am Leben der Menschen nehmen, das merkte ich bald, und die Arbeit liebte ich. Bis die kleineren Kinder kamen. Sophie ist böse von innen heraus, wie ihre Mutter; seit ihr der Verstand gekommen ist, hat sie mich zu kränken gesucht, wo sie konnte, obwohl ich auch sie in Krankheiten gepflegt habe. Die kleinen Buben aber hängen an mir."

„Gott segne sie dafür," sagte Herbert. Er hatte wieder mit emporgerecktem Kopfe in die Ferne gelauscht, jetzt zog er Lore noch einmal fester an sich, und sie litt es: sie hatte noch etwas zu sagen.

Die Hände legte sie auf seine Brust und hob ernstlich das Antlitz zu dem seinen. „Du einziger Mann, in die Stelle meines Vaters trittst du, der mein Alles war. Jetzt erst werde ich es inne: mein Herz ist übervoll von Liebe, die bisher niemand begehrt hat, und die weiß und kennt nun nichts als dich und wird nie etwas anderes kennen. Und wenn ich dich nie wiedersehen soll — dies bleibt so, wisse es, bis an das Ende meiner Tage. Jetzt segne ich den Bann, in dem ich gelebt habe: ich bin nicht wie ein anderes Mädchen, Herbert; ich bin wie mit einem Zeichen gezeichnet, das mich zu deinem alleinigen Eigentum stempelt, und so kann keine dich geliebt haben und dich lieben, wie ich dich liebe und lieben werde. Du glaubst es? du wirst es nicht vergessen?" Nichts konnte herzergreifender sein als ihre Stimme bei diesen Worten. „Es wird vielleicht das einzige sein, was dir von mir in dieser Stunde bleibt."

„Das wolle Gott nicht," sagte er und versuchte zu lächeln und gegen eine Bewegung zu kämpfen, die dem stolzen und heiteren Manne doch seltsam gut stand. Und jetzt verschwand das Lächeln auch rasch genug unter dem Einflusse einer Erinnerung; Lore fühlte einen plötzlichen stärkeren Druck seiner Arme, und er fragte: „Wie steht es mit dem, was dich in diesen letzten Tagen geängstet hat, Lore? dem Plane mit dem Kriegsdirektor?" Indem Herbert die Worte sprach, durchzuckte ihn Reue darüber, daß er, im Drange der Staatsangelegenheiten allerdings, versäumt hatte, Senftenau zu warnen, daß er die Hand nicht ferner nach diesem Mädchen ausstrecke. Ein kräftiger Wink, das durfte er sich sagen, hätte wahrscheinlich genügt, da der Kriegsdirektor mehr als nur ahnte, welchem Stande der sogenannte Schreiber Herbert angehörte. Doch das sollte in der ersten Ruhestunde jenseit der Grenze nachgeholt werden.

Lore indessen wich seiner Frage aus. Sie glaubte, Herbert könne ihr doch nicht helfen, und ihr einziges Schicksal hatte sie gewöhnt, sofort, wenn etwas selbst ihr unerträglich Scheinendes herandrohte, an den Ausweg zu denken, vor dem doch das Leben sonst sich zurückbäumt, an den nur einmal beschreitbaren, letzten und — sichersten. Leider konnte er das nicht ahnen, und als sie jetzt hastig sagte: „Ich weiß es nicht — noch zögert sich die Sache hin; sprich jetzt nicht mehr von mir, sprich von dir, Herbert: unter-

[illegible]

... nur daß sie mich [illegible] von [illegible] konnten! [illegible] die [illegible] von meinem Wege hier [illegible] Zeit brauchte [illegible] wollte ich nicht warten lassen, und da mir [illegible] den Weg [illegible] überhaupt schon keinen Schritt im [illegible] verlegen wollte, so brauchte ich [illegible] sie sah jetzt ein, daß er [illegible] „Ich hatte mehr Glück [illegible] er liegt dort, bis ihn [illegible] und kommt er [illegible] so werde ich ihn doch [illegible] ist nämlich ein Landsmann [illegible] von mir, der zu dem [illegible] gehört.“

[illegible] noch schlummerlang, bis sie [illegible] hatte, was sie hörte. Dann [illegible] „Du hast einen [illegible] Herbert, du hast einen [illegible] einen vornehmen [illegible] ich merke es [illegible] und doch gab [illegible] „Er liegt dort [illegible] nein, [illegible] gefunden haben und [illegible] und [illegible] hier, bei mir!“ [illegible] Lore,“ sagte [illegible] hinein, leise, mit [illegible] Ton, während er sie noch einmal [illegible] an sein Herz gerafft hatte. [illegible] an seiner breiten Brust so sicher, so geborgen, als könnte sie von nun an niemals verstoßen und preisgegeben sein. Und völlig würde sie es auch niemals sein, seit die Erinnerung wenigstens diese Augenblicke besitzen würde und die Gedanken sich von nun an auf ewig hierher zurückflüchten konnten, aus aller Not, hierher unter die Linde, in seine Arme.

Sie selber drängte ihn nun hinaus, doch wieder leise jammernd, daß sie ihn unwissend [illegible] hingehalten habe. Darüber suchte er sie

[illegible]

„[illegible] sein,“ antwortete [illegible] sein Echo. „[illegible] glücklich!“

„Das klingt, als [illegible] versuchen,“ sagte er [illegible] hätte der Mann, dem [illegible] war, sich ganz in die [illegible] hilflosen Geschöpfes [illegible] „Nein, Lore, von Glück und [illegible] reden wir, wenn ich wieder [illegible] dich so lange noch und [illegible] kleine Buben ruhig weiter. [illegible] nicht retten —“ Leiser, obwohl [illegible] wahrlich niemand hörte: „Wer weiß [illegible] dafür einmal deine Kinder einwiegen [illegible].“

Seltsam, daß Lore aus den Worten [illegible] Verheißung für sich heraushörte. Sie war zu wenig an Hoffnung gewöhnt: ihr Auge fand den Weg zum Ausblick in eine bessere Zukunft nicht. Und dennoch war sie jetzt nicht mehr unglücklich; selbst der schneidende Trennungsschmerz war noch Seligkeit gegen die Leiden, deren bitterer Kelch ihr bisher täglich an die Lippen gehalten worden war.

Noch zuletzt, außerhalb des Pförtchens in der Gartenmauer, fanden sich die Lippen der beiden zu einem Kusse, der nicht enden zu wollen schien. Dann riß Herbert sich mit Gewalt los — das heißt, er hatte die Gewalt gegen sich selber zu brauchen —

und sein Schritt verklang bald auf dem weichen Boden, sowie die Dunkelheit unter dem jetzt fast ganz umzogenen Himmel rasch, ach, viel zu rasch, seine Gestalt verschlang.

Lore stand allein in der Nacht, hoch aufgerichtet, schöner als je, wenn die Schönheit schön sein kann da, wo kein menschliches Auge sie sieht. Sie horchte, aber von da, wohin Herbert sich entfernt hatte, von der Straße nach Linden her, klang kein Laut. Wohl aber glaubte ihr scharfes Ohr in der entgegengesetzten Richtung, aus der Nähe des Stadtthores, ein undeutliches Stimmengewirr zu vernehmen. Und als sie an der Gartenmauer entlang ein Stück vorwärts nach der Landstraße zu gegangen war, sah sie auch in weiter Entfernung, in der aber auf dem ebenen Boden kein Hindernis vor den Blick sich schob, hin und her eilende Lichter, die Laternen der Wächter wahrscheinlich.

Der blutige Waffengang war demnach doch schon entdeckt. Und im Nu begriff Lore, mit dem neuen Scharfsinn der Liebe, daß es ihm, Herbert, nicht frommen konnte, wenn man etwa auch sie hier in der Nähe betraf. Es schien ihr, als seien damit den Verfolgern ihres Geliebten die Wege gewiesen. Dort, in der Nähe des Stadtthores, wo der Kampf vor sich gegangen war, hatte sich die Straße noch nicht geteilt; wenig später führten drei Chausseen weit auseinander, nach Osten, Norden und Westen. Wurde sie erkannt, so war — ihrer Angst um Herbert kam dies wenigstens so vor — zugleich wie mit Fingern auf den Garten des Rates Bube gewiesen, in dem sie mit ihm ein Zusammentreffen gehabt hatte. Dann wußten sie auch, daß er nach Linden zu, also auf Osnabrück, sich entfernt hatte, und das durfte heute noch nicht sein.

Heute abend noch nicht; morgen früh, wenn er den Vorsprung der ganzen Nacht haben würde, dann war es ein anderes. Um keinen Preis also durfte sie sich der Möglichkeit aussetzen, den Wächtern oder den aufgescheuchten Bewohnern der äußeren Gassen zu begegnen. So kehrte denn Lore in den dunklen Garten zurück, achtlos des Umstandes, daß für sie selber mit jedem Augenblick die Gefahr wuchs, für die Nacht aus der Stadt ausgeschlossen zu werden. Dann aber geschah es, daß ihr auch dies einfiel, als ihre Gedanken überhaupt erst wieder mit dem „morgen“, welches mit der neuen Sonne für sie anbrechen würde, sich beschäftigten. Und da war es, als ob die übermächtige Lebensempfindung vorhin, Glück und Leid in sich fassend, und die etwas Höheres war als beide, neue Kräfte ihrer Seele entbunden hätte. Sie sah klarer, rückwärts und vorwärts: die untrügliche Erkenntnis kam ihr, daß über ihr Los der Beschluß zwischen dem kurfürstlichen Rat und Senftenau gefaßt sei und daß sie dem Kriegsdirektor geopfert werden sollte. Und nebenher ging die Gewißheit, sie werde jetzt, hier einen Ausweg finden, um sich, ihre Person, vor diesem Äußersten zu retten.

Ja, sie fand ihn. Sie brauchte nur zu bleiben, wo sie war, und es morgen an den Tag kommen zu lassen, daß sie, ein Mädchen, die Nacht außer dem Hause zugebracht habe. Dann verfiel sie den entehrenden Strafen, mit denen die strenge städtische Justiz, indem sie über der öffentlichen Moral wachte, die nächtlichen Herumtreiberinnen heimsuchte. Sie kannte deren Pön wohl, oder glaubte sie zu kennen. Wenn sie aber zurückbeben wollte vor diesen Peinigungen, vor dem rohen Antlitz des Büttels, wie sie es im Geiste sah, und den Fäusten seiner Knechte, dann ließ sie den Blick, mit dem Senftenaus Augen auf ihr geruht hatten, vor sich aufleben und sah den Ausdruck um seine vollen Lippen und dachte weiter, was notwendig kommen mußte, wenn sie mit ihm in seinem verschwiegenen Hause allein sein würde — und gegen dies alles erschien ihr das andere Rettung und das Spinnhaus selber eine wahre Zufluchtsstätte. Wenigstens wußte sie keine andere, es wäre denn der Tod im Flusse gewesen. Der blieb ihr aber immer noch, wenn das, was sie jetzt auf sich nehmen wollte, sich als unerträglich erwies. Der blieb ihr, nachdem sie Herbert, dafern er wirklich zurückkam, noch einmal aus der Ferne gesehen hatte!

Und so faßte denn Lore ihren Entschluß, wie allerdings nur sie, die Tochter des Amtmanns Fay, ihn fassen konnte. Jetzt brauchte es, wenigstens für die nächsten Stunden, der Hast und Angst nicht mehr. Sie begab sich noch einmal hinaus und spähte

am Brunnen." Sie führte, er drängte nach, und gleich darauf saßen sie nebeneinander auf der niedrigen Brunnenmauer, bald völlig in Schatten gehüllt, bald in dem unsicheren Sternenlicht, das eine mit tiefem Ernste an dem weißen Gesicht des anderen, den undeutlichen, leeren Zügen, hängend.

Und nun begann sie mit leiser klarer Stimme: erst saßen sie nebeneinander, ohne sich zu berühren, bald aber hatte er ihre Hände gefaßt und ließ sie nicht wieder los. „Noch nie ist einer Menschenseele gegenüber dies alles über meine Lippen gekommen. Hier in der Stadt wissen sie es ja auch, die Menschen, und wissen doch wieder nichts, nichts. Aber rasch — wo fange ich an, wo ende ich? Sie sind ein Fremder; mich in dem Hause zu sehen, in dem man mir Obdach gab und mich zugleich mißhandelte, muß Ihnen ein trauriges Rätsel gewesen sein. Und zugleich ist es fast ein Wunder, das weiß ich am besten, daß uns überhaupt zugelassen worden ist, einander zu sehen; hält man mich doch sonst wie einen Flecken, ein böses Mal, vor allen fremden Blicken versteckt. Der andere muß die Ursache sein," sie schauderte, „er hat mich sehen wollen, ehe er sein Gebot auf die Ware that, die er kaufen wollte. Und doch bin ich kein verlorenes Geschöpf von Geburt, wie Sie vielleicht geglaubt haben, wohl aber das Kind eines Unglückseligen. Er war ein hochansehnlicher Mann vor Jahren, Amtmann von Klötze, und ich als Kind habe nicht anders gedacht, als ein Amtmann wäre fast ein König, käme wenigstens gleich hinter jenem. Denn ein solcher Mann, den sie in Stadt und Land weit und breit umher als den ersten ansahen, war mein Vater. Er regierte alles, so mußte es mir scheinen: über ihm war keiner, und der Pfarrherr kaum neben ihm. Ich war ein kleines Kind damals, und allein mit dem Vater, in dem stattlichen Hause mit dem Gesinde, denn die Mutter und ein Brüderchen waren gestorben. Ich fing auch schon an, das Regieren zu lernen von ihm, und wie ich zu Verstande kam, bemühte ich mich nur, es so gut zu machen wie er, der doch auch, obwohl er die Macht hatte, jedem, auch dem Geringsten, sein Recht werden ließ. Ja, jedem sein Recht," wiederholte sie leise, „und das brachte ihn von seiner Höhe in die tiefste Tiefe und zu dem schmählichen Tode —"

„Weiter, weiter," drängte er, da sie gestockt hatte. Sie merkte aber wohl, daß er nicht mahnte, weil ihm die Zeit zu lang wurde: er hörte ihr leidenschaftlich zu.

„Acht Jahre bin ich alt gewesen," fuhr sie fort, „als sich eine Veränderung begab. Wie es anfing, wüßte ich nicht zu sagen. Die anderen ansehnlichen Männer des Ortes kamen beim Vater zusammen, auch der Pfarrer; sie sprachen alle voll Eifer, am meisten Gewicht aber hatte, wie immer, das, was mein Vater sagte. Ich war stets in der Nebenstube und konnte alles hören. Sie achteten es auch nicht, wenn die Thür offen blieb, denn was sie verhandelten, war kein Geheimnis: das ganze Amt Klötze, das mein Vater verwaltete, war von der Landesregierung an Preußen abgetreten worden, im Frieden, gegen das Lauenburgische diesseit der Elbe. Hier in Hannover, in den Amtsstuben, hatten sie das verhandelt, ohne die, die es zumeist anging, um ihre Meinung zu fragen; dies alles habe ich, wenn nicht damals schon völlig, so doch später begriffen. Niemand von den Herren hier mag gedacht haben, daß das den Amtmann Fay mehr kümmern würde als einen anderen; er sollte in dem neuen Bezirk angestellt werden, oder gar hier in Hannover in eine hohe Stelle einrücken, denn wie tüchtig er als Beamter war, ist ihnen wohl bekannt gewesen. Aber wie furchtbar hatten sie sich in ihm verrechnet. Er hing, wie alle seine Freunde, mit ganzer Seele am lutherischen Bekenntnis; drüben in Preußen waren sie reformiert. Nicht um ein Haar breit wäre er je in Religionssachen von dem, was er sein ganzes Leben lang geglaubt hatte, abgewichen, und für schnödes, himmelschreiendes Unrecht hielt er es, daß man so viele Gemeinden treuer Lutheraner in Stadt und Land unter ein Konsistorium bringen wollte, das weil anders glaubte als sie. Vielleicht lächeln Sie jetzt — Sie denken anders über solche Dinge als mein armer Vater —"

„Nein, nein, ich lächle nicht," sagte er hastig und bog sich aus dem Dunkel vor, damit sie seine gespannten Züge sehe. „Ich denke vielleicht anders über kirchliche Dinge, ja, aber ich verstehe einen solchen Mann,

und wie er sich verstricken konnte. — Weiter."

„Wenn Sie meinen Vater gekannt hätten: starr, unbiegsam wie Eisen und dann wieder wie ein Kind. Einen Rechtskundigen wie wenige habe ich ihn nennen hören. Und auch als solcher setzte er sich jenem Austausch von Land und Leuten entgegen, mit seinem Gewissen und seiner ganzen Gelehrsamkeit. Es sei ein schweres Unrecht nach den Landesgesetzen, die er als Beamter beschworen habe, sagte er. Ich erzähle Ihnen das, was ich damals auffing, mit dem Verstande, den mir meine späteren Jahre dazu verliehen haben ... ich brüte ja darüber, so lange ich wie ein vernünftiges Wesen denken kann. Was sollte ich anderes thun in meiner bitteren Verlassenheit? Ja, mein Vater wußte, was recht war, wie wenige, und ist doch in das Unrecht verfallen. Sie wollten protestieren gegen den Beschluß der Kollegien, hieß es; Abteilungen aus allen Gemeinden. Das geschah, sie waren hier in Hannover, mein Vater an der Spitze, und es ist umsonst gewesen. Alle diese erregten Menschen nun waren noch zusammen, immer sah man ganze Haufen von ihnen in den Straßen unserer kleinen Stadt; mir ist, als wäre das eine lange Zeit hindurch so gewesen, viele Tage lang, aber das ist wohl nicht möglich. An einem Tage waren sie alle in der Kirche versammelt, weil kein anderer Raum sie alle gefaßt hätte, und mein Vater sprach zu ihnen, vorn am Altar. Und dann schwuren sie alle etwas, und unser Pfarrer reichte ihnen das Abendmahl, so, wie sie es als Lutheraner stets gehalten hatten, meinem Vater zuerst. Ich war mit unserer Magd versteckt in einem Kirchstuhl hinten; sie hatte mich mitgeführt, als auch andere Frauen den Männern nachdrängten. Da, noch in der Kirche, hörten wir Trommeln. Da bemächtigte sich aller dieser Männer eine unglaubliche Erregung. Mit dem Strom wurden wir aus der Kirche gerissen; auf den Straßen war alles Verwirrung. Auf dem Markte hielt ein Trupp hannoversche Soldaten, in ihrer Mitte waren Herren in schwarzer Amtstracht und mit Perücken, gekleidet wie mein Vater an Gerichts- oder Festtagen. Das ist die Kommission! hörte ich flüstern und rufen, auch meinen Vater sah ich vorbeieilen, nach dem Amtshause, mit furchtbarer Miene. ‚Ich weiche nicht!‘ hörte ich ihn rufen, und andere Stimmen, die da schrien: ‚Gewalt gegen Gewalt!‘

In seiner Gerichtsstube hat er sich dann vor den Aktenschränken aufgestellt und die Übergabe der Schlüssel und Siegel an die preußische Kommission verweigert. So wolle es das Recht und sein Eid, hat er gesagt. Und dort zwischen den vier Wänden hat der Kampf angefangen, wie, das wird nun kein Mensch mehr der Wahrheit nach zu sagen wissen; mein Vater wußte es selbst damals nicht. Wissen Sie, wann ich ihn zuerst wieder gesehen habe nach jenem Kirchgang? Im Gefängnis, als Missethäter, als Rebellen, zu diesem Abschied von mir nur begnadigt, in der letzten bitteren Nacht vor seiner Hinrichtung —"

„Herr Gott!" fuhr Herbert auf. „Der Unglückliche! So weit ist es gekommen!"

„Ja — er ist mit den Waffen in der Hand gefangen worden, als Anführer einer Rotte von Rebellen, haben sie gesagt. Denn an jenem Tage brach wirklich der Aufruhr los. Aus allen Häusern kamen sie, ehrbare Männer, die ich so gut kannte, meist ältere Leute, hatten Flinten in den Händen, viele auch Gewehr an der Seite, und ich selber habe sie rufen hören: ‚Der Amtmann, der Amtmann soll uns führen — wir wollen keine Preußen werden, wir wollen lutherisch bleiben!‘ Daß er die Seele jener Masse war, ohne welche sie sich nicht selbständig bewegt hätte, mag wahr sein — sie alle aber waren keine leichtfertigen Bösewichter, es waren ernste, brave Leute, Herr —"

Herbert nickte: „Wie er — ein Rechtsfanatiker, ein starrer Kirchenmann," murmelte er.

„Es ist Blut geflossen," fuhr Lore fort. „An der Seite meines Vaters haben sie einen Kirchenältesten, einen starken, zornigen Greis, der die Soldaten von den Aktenschränken zurückstieß, zu Tode gestochen, und darauf hat mein Vater einen von ihnen niedergeschossen. Viele Menschen sind noch verwundet worden, getötet weiter keiner. Aber wie in Kriegszeiten hat das Gerät aus vielen Bürgerhäusern abends zerbrochen auf der Straße gelegen, und die Soldaten, die zur Verstärkung jener ersten Abteilung nach-

geschickt wurden, haben verfahren wie in einer feindlichen eroberten Stadt. Unser Haus wurde voll Soldaten gelegt, alle Vorräte wurden hervorgeholt, und was nicht verbraucht wurde, herumgeworfen und verdorben. Ich brachte jämmerliche Stunden zu, in Verstecken hockend, dahin mich die Mägde mit sich zogen: die Nacht hindurch ohne Belt, auf den Fliesen des Kellers. So ist das Herzeleid über mich gekommen wie ein Dieb in der Nacht — eine gute Stunde habe ich seitdem nicht wieder gehabt, nicht eine —"

„Armes Geschöpf," murmelte er zärtlich. „Aber weiter!" Er wollte alles wissen.

„Zu Hause war ich nun nirgends mehr," erzählte sie mit ihrer klaren, leisen, herzbewegenden Stimme: „meines Vaters Eigentum war ja verfallen, er selbst saß gefangen. Mitleidige Menschen stillten meinen Hunger und gaben mir auch Unterkunft, aber ich merkte, daß selbst die Besten es mit Scheu thaten, und ihre Wohlthaten an mir eher verbargen als sehen ließen. Mit einemmal aber griff der Arm der Regierenden nach mir, ich wurde hervorgezogen; meines Vaters Fleisch und Blut mußte dazu dienen, das Strafgericht über ihn vollständig zu machen. Beim Stadtboten kam ich zu wohnen, der auch zugleich der Büttel war. Die Leute, er und seine Frau, sahen mich sonderbar an. Sie waren von denen, für die der Herr Amtmann früher gleich nach dem lieben Gott gekommen war; desto furchtbarer mußte ihnen sein jäher Fall erscheinen und ihnen die Gedanken verwirren. Schlimm meinten sie es nicht, aber sie waren ängstlich; da sie es nicht vermochten, mir hart zu begegnen, so thaten sie fremd und hielten mich von sich ab, als käme ich aus einem Pesthause. Ich erhielt Trauerkleider und mußte sie anziehen, als eine Waise. Und mein Vater lebte doch noch, war in seiner vollen Kraft — grausam, grausam —

Dann gab es wieder eine Bewegung in der Stadt, über die nach dem Aufruhr eine tödliche Ruhe gekommen war. Aus den Dachfenstern des kleinen Hauses, in dem ich untergebracht war, konnte man über die Mauer des Gefängnishofes hinweg auf den Marktplatz sehen. Und eines Morgens ließen die Frau und die Magd die Treppen hinauf, wieder und wieder, wie zum Ausschauen, und ich hörte draußen auf dem Markte ein Laufen und Treiben, wie von vielen Menschen, dazu sägen und pochen. Sie sahen mich wie mit Grauen und Mitleid an, die Weiber, wenn sie an jenem Tage an mir vorüberkamen, aber sie sagten nichts. Dann war es still im Hause geworden, bis gegen Abend Nachbarinnen kamen, geringe Frauen aus den kleinen Hintergassen. Sie wußten von mir nichts; ich saß still genug in meiner Kammer. Aber das Haus war eng; ihre lauten Stimmen durchhallten es und drangen deutlich zu mir. Eifrig schwatzten sie davon, daß der Marktplatz nun abgesperrt sei. ‚Das Gerüst ist auch fast fertig, es wird aber noch schwarz ausgeschlagen. Ja, für einen geringen Mann thäten sie so viel nicht, und der wäre auch nur an den Galgen gekommen. Herr Gott, wer hätte gedacht, daß der Herr Amtmann einmal so seinen Hals lassen müßte.' Diese Worte hörte ich, Herr, und ich höre sie heute noch."

Sie hatte zuletzt mit leiser, von innerem Grauen halb erstickter Stimme gesprochen. Da fühlte sie, wie die Hände Herberts nach den ihren griffen; er neigte tief den Kopf darüber und küßte sie ohne ein Wort. Und kein Zeichen, das er ihr hätte geben können, hätte der Tochter des Amtmanns Fay so wohl gethan wie gerade dieses.

„In später Nacht noch holten sie mich," fuhr sie nach einem schweren Atemzuge fort. „Harte Worte hörte ich nicht; ihre Grausamkeit bestand darin, daß sie mit dem Kinde thaten, als sei es kein Kind, überhaupt kein empfindendes Geschöpf; nur die Hinterlassenschaft eines Verbrechers, an der das Gesetz jetzt nicht nur Strafe übte, nein, Rache nahm für sein Verschulden.

Und doch, einen guten Augenblick hatte ich noch: als ich mit meinem Jammer, der das kindische Herz beinahe brach, endlich vor der Thür stand und die Riegel zurückgeschoben wurden, der Schlüssel sich drehte, und ich dann da drinnen in dem Gemache meinen lebenden Vater fand, kaum verändert, gütig für mich, wie immer. Ich rettete mich in seine Arme, an seine Brust, an der er mich lange festhielt, und ich war noch einmal glücklich, ja selig, denn ich dachte nicht anders, als auch ich sollte gerichtet werden und mit ihm sterben. Und sobald ich nur

bei ihm war, fürchtete ich nichts, auch den Tod nicht.

Wie er mir diesen Glauben nun alsbald benahm, wurde wieder alles wie dunkel um mich her. Immer aber war ich doch noch bei ihm, und er sprach zu mir, Dinge freilich, die über meine Jahre gingen. ‚Suche meine Worte zu behalten, Kind,‘ sagte er; ‚bewahre sie für später, für die Zeit, wo du sie verstehen wirst.‘ Und das habe ich gethan."

Herbert hatte eben den Kopf erhoben und nach der Landstraße hinübergespäht und gelauscht; jetzt rückte er der Erzählerin wieder näher, und sie nahm das als ein Zeichen, daß sie weiter sprechen sollte. „Er sagte, er habe das Recht gewollt und sei ins Unrecht verfallen. Und dann: ‚Daß ich sterbe, damit geschieht mir mein Recht. Christus hat zu Petrus gesagt: stecke dein Schwert ein; wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Diese Dinge sind dem Verstande schwer. Die Obrigkeit darf Blut vergießen, nach gerechtem Spruche; der Soldat darf es auch. Mich dauert das junge Leben, das ich geopfert habe‘ — er meinte den Soldaten, den er erschossen hatte. ‚Der Mann stand da unter seinem Eide des Gehorsams; sein Blut verklagt mich bei Gott; ich zahle mit meinem die Sühne. Wären mehr Leben verloren, so lägen sie auch auf meinem Gewissen, denn ich hielt die Herzen meiner Mitbürger in der Hand, sie folgten mir. Daran merke ich, daß ich vom Rechte, das mir doch alles galt, abgewichen bin. Hier hat der Teufel Fallstricke gelegt; der Weg des Rechts, wo er viel betreten wird, ist glatt und breit, aber die Bahn kann eng werden, der Pfad fast schmäler als des Fußes Sohle, wer soll da nicht straucheln?‘ Und dann zu mir: ‚Merke dir, Kind, daß des Lebens beste Güter alle einen hohen Preis haben, und wenn auch spät erst dafür gezahlt wird. Aber die Stunde kommt, hier oder drüben, oder sie war da — ob vor, ob nach dem Genusse — unerbittlich wird von uns eingefordert, was das Genossene wert war. Ich habe über den anderen gestanden, das mache ich jetzt wett durch den tiefen Fall.‘ Das einzelne entschwand ihm; es war schon fast, als blickte er von der jenseitigen Höhe auf die Dinge nieder: daß die Gemeinden nun unter das reformierte Konsistorium kamen, mag er Gott anheim gegeben haben in der Überzeugung, es könne eines auch so selig werden. Aber auch meiner grenzenlosen Verlassenheit dachte er kaum, bis zuletzt. Erst als Schließer und Gerichtsbeamte vortraten und mahnten, da die Zeit bald um sei, da besann er sich gleichsam auf mich. Ich hatte so dicht an ihn geschmiegt gesessen, jetzt zog er mich in die Höhe, hielt mich von sich ab, daß das Licht der Leuchte an der Wand ihm seine kleine Tochter noch einmal bescheine, und da sah er das schwarze Kleid — und nun ging das über sein Gesicht, was ich nie, und wenn ich hundert Jahre alt würde, vergessen werde. Ja, er konnte sterben als ein Mann — aber da hat ihm doch das Furchtbare, das Unwahrscheinliche und doch Gewisse des gewaltsamen Todes ins Herz geschnitten wie mit tausend Messern. Da stand er in seiner vollen Kraft und war doch so gut wie tot, er sah es an mir, denn ich trug schon das Gewand der Waise.

Da hat er geweint, über mich, ich fühlte seine Thränen auf meinem Gesicht, als er es küßte. Und ich schrie laut vor Jammer und klammerte mich an ihn fest, so daß sie mich mit Gewalt losreißen mußten, und so schreiend haben sie mich fortgebracht.

Und dann kam das letzte," hob sie nach kurzer Pause mit veränderter Stimme wieder an; „aber davon kann ich nicht erzählen."

„Das letzte? was noch?" fragte er, ganz rauh in seinem Mitgefühl für das gequälte Kind von damals. „Sie haben doch nicht — unmöglich!"

„Ja," ergänzte sie leise und deutlich, „sie haben das zehnjährige Kind am anderen Morgen in der Frühe auf das Gerüst geführt — die Zehnjährige, Herr! alt genug, um zu begreifen, und doch nicht alt genug, um sich zu wappnen gegen das Ungeheuerliche. Hierher" — sie neigte sich gegen ihn und bezeichnete mit dem Finger eine Stelle an ihrer aus dem Dunkel weiß leuchtenden Stirn — „hierher ist sein Blut gespritzt gleich nach dem dumpfen Tone des Beilhiebes — den Ton habe ich nachher wochenlang in meinem brennenden Hirn gehört. Gesehen habe ich nichts mehr, die Natur war barmherziger als die Menschen, sie hat ein Maß für das, was ihre Geschöpfe er-

tragen sollen, und dies Maß war für mich in jenem Augenblick voll: ich bin in eine schwere Krankheit verfallen. Die Fieberträume während derselben waren auch furchtbar, aber doch nicht so furchtbar wie die Wirklichkeit, als ich gesund wurde."

Was war das? Was hatte sie eben gefühlt auf der Stelle, die sie ihm an ihrer Stirn gezeigt hatte? eine leise Berührung, die seiner Lippen; er hatte den Fleck geküßt, an den damals ihres Vaters Blut gespritzt war. Jetzt aber küßte er auch ihren Mund, voll Liebessehnsucht; außer dem halb unbewußten Getändel der kleinen Knaben zu Hause war das die erste menschliche Liebkosung für sie nach so vielen öden Jahren. Und Lore? Sie war zu grenzenlos verlassen gewesen, als daß jetzt mädchenhafter Stolz sich hätte regen sollen und gegen den einen, dem ihre ganze scheue Seele zuflog. Auch küßte er mit unendlicher Zärtlichkeit mehr als mit sinnlicher Glut, die sie hätte erschrecken können. So schlang sie denn die herrlichen Arme um seinen Hals und flüsterte außer sich: „Ihr habt mich nicht verachtet von Anfang an, Herbert — und Ihr scheut Euch jetzt nicht vor mir; ach, wie dank ich Euch das? und wie soll ich weiter leben, wenn Ihr fortgeht?"

Er drückte sie fest an sich, den vollkommenen Körper, in dessen Hingebung der erfahrene Mann selbst jetzt den Adel ihrer reinen Jugend spürte, und sagte in tiefer Bewegung: „Ja, ich muß fort, aber bewahre dich mir, Lore, hörst du" — fast drohend — „bewahre dich mir! Mir ahnt, daß das Schicksal uns einander nicht umsonst hat finden lassen. Ich komme zurück, und bald."

Sie hatte nur eins herausgehört. „Du mußt fort, du gehst — ich werde verlassen sein, wie ich vordem war — ach, ich Elende!" Alle die herbe Fassung, durch die sie wie mit einer Dornenwehr ihr Inneres jahrelang umgeben und geschützt hatte, war von ihr gewichen; sie schlug die Hände vor das Gesicht und wand sich wie in körperlicher Pein.

Das schnitt ihm ins Herz. „Höre alles, Geliebte du," sagte er. „Ich bin jetzt nicht mein eigen, ich bin in wichtiger Sendung hier an Eurem Hofe gewesen."

Sie ließ die Hände sinken, und er sah über das feuchte Antlitz einen neuen Schrecken sich breiten. „Mir ist schon die Ahnung gekommen, daß Ihr mehr seid, als Ihr scheint, Herbert. Ach, und ich hatte leise gehofft, Ihr gehörtet auch zu den Unterdrückten wie ich, das wäre ein Band mehr gewesen. Wie, seid Ihr ein vornehmer Herr?" Jetzt beugte sie sich in wilder Angst vor. „Sprecht, treibt Ihr Euer Spiel mit mir? aber nein, nein," tief aufatmend, „das ist nicht möglich. Nur — Ihr wußtet nicht, wer ich war, und daß auf ewig kein ehrlicher Mann sich mir zuwenden darf."

„Warum nicht? Weil Ihr neben Eurem Vater auf dem Schafott gestanden habt? Ha, Liebchen" — das klang fast wie wilder Spott — „ich komme aus einem Lande, wo jenes Gerüst ein sehr vornehmer Aufstieg zum Himmel ist; ja, jenen Weg ins Jenseits weisen wir in England besonders gern denen mit den besten adeligsten Namen. Ich sollte Euren Vater schelten, ich, aus einem Geschlechte der Covenanters und derer, die mit Schwert und Bibel gegen ihre Obrigkeit blutige Schlachten geliefert haben — wenn ich auch ein unwürdiger Sproß dieser gar so unhöflichen Frommen bin? Und wieder, ich sollte mich von Euch wenden, weil Euer Vater so wie Karl Stuart geendet hat? Der Amtmann ist wie ein König gestorben, Lore, nur daß er, Euer Vater, der bessere Mann und der Ehre weit würdiger gewesen ist."

Sie trank seine Worte ein; sie rannen heiß durch ihre Adern und entzündeten ihr Blut; sie empfand zuerst jetzt die wilde Größe ihres Geschickes, das sie bisher vom Glück, aber auch von der gemeinen Alltäglichkeit geschieden und für diese Stunde aufbewahrt hatte. Und Herbert ahnte, daß er eine neue Kraft zum Widerstande gegen ihr jetziges elendes Los in ihr entfacht habe; er sah sie aus ihren schönen Augen leuchten und fühlte für Lore Fay, was er noch niemals für ein Weib empfunden hatte. Ein Mann wie er aber vergißt sich auch in der Liebe nicht, wenigstens nicht, wenn die Wage seines Schicksals und damit zugleich anderer, großer Geschicke gerade im Lot steht, wenn jeder Augenblick und jedes Sandkorn in der einen und anderen Schale wichtig ist. „In einer Viertelstunde geht der Mond auf; dann besteige ich mein Pferd dort in Linden

und reite auf Osnabrück und weiter," sagte er jetzt. „Diese Minuten gehören uns noch; sage mir rasch, Lore, wie kamst du ins Bubesche Haus?"

„Der kurfürstliche Rat Bube ist ein weitläufiger Verwandter meiner verstorbenen Mutter," gab sie gleichgültig Auskunft. „Einen anderen Grund dafür, daß er von allen Menschen mich aufgenommen hat, weiß ich nicht. Seine Barmherzigkeit gegen mich ist das Sprichwort der Stadt geworden: sie war seltsamer Art. In meiner Vaterstadt Klötze haftete an einem Hause von alten Zeiten her die Pflicht, die Geräte aufzubewahren, mit denen arme Sünder gestäupt, in die Eisen geschlossen, auf den Bock gesetzt oder sonst auf eine halb lächerliche, halb schreckliche Weise gestraft wurden. Unter meinem Vater ist das alles wenig gebraucht worden," schob sie ein. „Nun gut, das Haus wurde dadurch nicht entehrt, wenn auch diese Gegenstände, die es für gewöhnlich in einem Winkel barg, ehrlos waren. So ist mir zuweilen das Haus des Rats Bube, da es mir eine Stätte gewährte, vorgekommen. Ich war vom Tage der Hinrichtung meines Vaters an ein Ding ganz für mich, mit keinem anderen zu vergleichen. Gesellen konnte ich nie haben — ich war immer allein, wie mit einer besonderen Luft umgeben, selbst wenn ich zugleich mit den Dienstboten untenan an ihrem Tische aß. Die Arbeit, selbst die niederste Hausarbeit, die oft kein anderer thun wollte, ist mein Glück gewesen. Durch diese nur konnte ich noch teil am Leben der Menschen nehmen, das merkte ich bald, und die Arbeit liebte ich. Bis die kleineren Kinder kamen. Sophie ist böse von innen heraus, wie ihre Mutter; seit ihr der Verstand gekommen ist, hat sie mich zu kränken gesucht, wo sie konnte, obwohl ich auch sie in Krankheiten gepflegt habe. Die kleinen Buben aber hängen an mir."

„Gott segne sie dafür," sagte Herbert. Er hatte wieder mit emporgerecktem Kopfe in die Ferne gelauscht, jetzt zog er Lore noch einmal fester an sich, und sie litt es: sie hatte noch etwas zu sagen.

Die Hände legte sie auf seine Brust und hob ernstlich das Antlitz zu dem seinen. „Du einziger Mann, in die Stelle meines Vaters trittst du, der mein Alles war. Jetzt erst werde ich es inne: mein Herz ist übervoll von Liebe, die bisher niemand begehrt hat, und die weiß und kennt nun nichts als dich und wird nie etwas anderes kennen. Und wenn ich dich nie wiedersehen soll — dies bleibt so, wisse es, bis an das Ende meiner Tage. Jetzt segne ich den Bann, in dem ich gelebt habe: ich bin nicht wie ein anderes Mädchen, Herbert; ich bin wie mit einem Zeichen gezeichnet, das mich zu deinem alleinigen Eigentum stempelt, und so kann keine dich geliebt haben und dich lieben, wie ich dich liebe und lieben werde. Du glaubst es? du wirst es nicht vergessen?" Nichts konnte herzergreifender sein als ihre Stimme bei diesen Worten. „Es wird vielleicht das einzige sein, was dir von mir in dieser Stunde bleibt."

„Das wolle Gott nicht," sagte er und versuchte zu lächeln und gegen eine Bewegung zu kämpfen, die dem stolzen und heiteren Manne doch seltsam gut stand. Und jetzt verschwand das Lächeln auch rasch genug unter dem Einflusse einer Erinnerung; Lore fühlte einen plötzlichen stärkeren Druck seiner Arme, und er fragte: „Wie steht es mit dem, was dich in diesen letzten Tagen geängstet hat, Lore? dem Plane mit dem Kriegsdirektor?" Indem Herbert die Worte sprach, durchzuckte ihn Reue darüber, daß er, im Drange der Staatsangelegenheiten allerdings, versäumt hatte, Senftenau zu warnen, daß er die Hand nicht ferner nach diesem Mädchen ausstrecke. Ein kräftiger Wink, das durfte er sich sagen, hätte wahrscheinlich genügt, da der Kriegsdirektor mehr als nur ahnte, welchem Stande der sogenannte Schreiber Herbert angehörte. Doch das sollte in der ersten Ruhestunde jenseit der Grenze nachgeholt werden.

Lore indessen wich seiner Frage aus. Sie glaubte, Herbert könne ihr doch nicht helfen, und ihr einziges Schicksal hatte sie gewöhnt, sofort, wenn etwas selbst ihr unerträglich Scheinendes herandrohte, an den Ausweg zu denken, vor dem doch das Leben sonst sich zurückbäumt, an den nur einmal beschreitbaren, letzten und — sichersten. Leider konnte er das nicht ahnen, und als sie jetzt hastig sagte: „Ich weiß es nicht — noch zögert sich die Sache hin; sprich jetzt nicht mehr von mir, sprich von dir, Herbert: unter-

nimmst du etwas Gefährliches?" da ließ er sich verleiten von dem Behagen des überlegenen Mannes in einer bewegten Zeit, das Ernsteste leicht zu nehmen, und gestand ihr:

„Das Gefährlichste an der Sache wird wohl hinter mir liegen, und zwar nicht zweihundert Schritte von hier. Meine guten Freunde und Widersacher hier in Hannover, ohne deren Vorwissen ich nicht leicht einen Schritt gethan habe — nur daß sie mich an keinem hindern konnten! — die hatten auch Kundschaft von meinem Wege hier hinaus. Nun, die Zeit drängte: Euch, Schönste, wollte ich nicht warten lassen, und da mir eine vorwitzige Degenspitze den Weg hierher und überhaupt jeden ferneren Schritt im Leibesleben verlegen wollte, so brauchte ich die Waffe auch" — sie sah jetzt erst, daß er den Degen trug. „Ich hatte mehr Glück als mein Widerpart; er liegt dort, bis ihn ein paar nach Hause tragen, und kommt er wieder auf die Beine, so werde ich ihm doch das Tanzen in St. Germain wohl auf ewig gelegt haben. Es ist nämlich ein Landsmann und alter Schulkamerad von mir, der zu dem französischen Hofhalt der Stuarts gehört."

Lore schwieg noch sekundenlang, bis sie völlig begriffen hatte, was sie hörte. Dann sagte sie, plötzlich zitternd: „Du hast einen Zweikampf gehabt, Herbert; du hast einen anderen schwer verwundet, einen vornehmen Herrn, wie du einer bist; ach, ich merke es wohl" — ja, sie wußte es jetzt, und doch gab sie ihm das Du — „er liegt dort — nein, sie werden ihn längst gefunden haben und sind vielleicht schon auf deiner Spur — und du verlierst die kostbare Zeit hier, bei mir!"

„Sie war nicht verloren, Lore," sagte Herbert ihr in das Ohr hinein, leise, mit eigenem Ton, während er sie noch einmal fest an sein Herz gerafft hatte. Sie lag da an seiner breiten Brust so sicher, so geborgen, als könnte sie von nun an niemals verstoßen und preisgegeben sein. Und völlig würde sie es auch niemals sein, seit die Erinnerung wenigstens diese Augenblicke besitzen würde und die Gedanken sich von nun an auf ewig hierher zurückflüchten konnten, aus aller Not, hierher unter die Linde, in seine Arme.

Sie selber drängte ihn nun hinaus, doch wieder leise jammernd, daß sie ihn unwissentlich hingehalten habe. Darüber suchte er sie zu beruhigen. Das Pferd hätte er nicht eher als zur Zeit des Mondaufgangs in Linden vorgefunden; so war die Abrede. Des Mondlichts, soviel es bei abnehmender Scheibe nun sein würde, bedurfte man: in völliger Dunkelheit wäre der Weg, über Moorgrund hinführend, gefährlich, ja unmöglich zu machen gewesen. Und dann hatten der verwundete St. Albans und ganz besonders die, welche in Hannover hinter ihm standen, alle Ursache, den Handel nicht der städtischen Justiz in die Hände geraten zu lassen. Der an Schulter und Knie verwundete Mann war wahrscheinlich längst von vertrauten Leuten aufgehoben und vor den Wächtern in Sicherheit gebracht worden.

Jetzt galt es aber, sich zu trennen. „Wie kommst du in die Stadt, Lore?" fragte er noch. „Das Siechenhofspförtchen wird doch offen sein?" Das war der Weg, den sie beide hinaus genommen hatten.

„Offen — ja; ich denke, es wird offen sein," antwortete sie träumerisch und wie sein Echo. „Leb wohl, Herbert. Ach — sei glücklich!"

„Das klingt, als sollte ich es ohne dich versuchen," sagte er in halbem Scherz. Wie hätte der Mann, dem bisher alles gelungen war, sich ganz in die Verlassenheit dieses hilflosen Geschöpfes hineinversetzen sollen! „Nein, Lore, von Glück und dergleichen reden wir, wenn ich wiederkomme. Gedulde dich so lange noch und wiege des Rats kleine Buben ruhig weiter. Laß es dich nicht reuen —" Leiser, obwohl sie doch wahrlich niemand hörte: „Wer weiß, wer dafür einmal deine Kinder einwiegen wird."

Seltsam, daß Lore aus den Worten keine Verheißung für sich heraushörte. Sie war zu wenig an Hoffnung gewöhnt; ihr Auge fand den Weg zum Ausblick in eine bessere Zukunft nicht. Und dennoch war sie jetzt nicht mehr unglücklich; selbst der schneidende Trennungsschmerz war noch Seligkeit gegen die Leiden, deren bitterer Kelch ihr bisher täglich an die Lippen gehalten worden war. Noch zuletzt, außerhalb des Pförtchens in der Gartenmauer, fanden sich die Lippen der beiden zu einem Kusse, der nicht enden zu wollen schien. Dann riß Herbert sich mit Gewalt los — das heißt, er hatte die Gewalt gegen sich selber zu brauchen —

und sein Schritt verklang bald auf dem weichen Boden, sowie die Dunkelheit unter dem jetzt fast ganz umzogenen Himmel rasch, ach, viel zu rasch, seine Gestalt verschlang.

Lore stand allein in der Nacht, hoch aufgerichtet, schöner als je, wenn die Schönheit schön sein kann da, wo kein menschliches Auge sie sieht. Sie horchte, aber von da, wohin Herbert sich entfernt hatte, von der Straße nach Linden her, klang kein Laut. Wohl aber glaubte ihr scharfes Ohr in der entgegengesetzten Richtung, aus der Nähe des Stadtthores, ein undeutliches Stimmengewirr zu vernehmen. Und als sie an der Gartenmauer entlang ein Stück vorwärts nach der Landstraße zu gegangen war, sah sie auch in weiter Entfernung, in der aber auf dem ebenen Boden kein Hindernis vor den Blick sich schob, hin und her eilende Lichter, die Laternen der Wächter wahrscheinlich.

Der blutige Waffengang war demnach doch schon entdeckt. Und im Nu begriff Lore, mit dem neuen Scharfsinn der Liebe, daß es ihm, Herbert, nicht frommen konnte, wenn man etwa auch sie hier in der Nähe betraf. Es schien ihr, als seien damit den Verfolgern ihres Geliebten die Wege gewiesen. Dort, in der Nähe des Stadtthores, wo der Kampf vor sich gegangen war, hatte sich die Straße noch nicht geteilt; wenig später führten drei Chausseen weit auseinander, nach Osten, Norden und Westen. Wurde sie erkannt, so war — ihrer Angst um Herbert kam dies wenigstens so vor — zugleich wie mit Fingern auf den Garten des Rates Bube gewiesen, in dem sie mit ihm ein Zusammentreffen gehabt hatte. Dann wußten sie auch, daß er nach Linden zu, also auf Osnabrück, sich entfernt hatte, und das durfte heute noch nicht sein.

Heute abend noch nicht; morgen früh, wenn er den Vorsprung der ganzen Nacht haben würde, dann war es ein anderes. Um keinen Preis also durfte sie sich der Möglichkeit aussetzen, den Wächtern oder den aufgescheuchten Bewohnern der äußeren Gassen zu begegnen. So kehrte denn Lore in den dunklen Garten zurück, achtlos des Umstandes, daß für sie selber mit jedem Augenblick die Gefahr wuchs, für die Nacht aus der Stadt ausgeschlossen zu werden.

Dann aber geschah es, daß ihr auch dies einfiel, als ihre Gedanken überhaupt erst wieder mit dem „morgen", welches mit der neuen Sonne für sie anbrechen würde, sich beschäftigten. Und da war es, als ob die übermächtige Lebensempfindung vorhin, Glück und Leid in sich fassend, und die etwas Höheres war als beide, neue Kräfte ihrer Seele entbunden hätte. Sie sah klarer, rückwärts und vorwärts: die untrügliche Erkenntnis kam ihr, daß über ihr Los der Beschluß zwischen dem kurfürstlichen Rat und Senftenau gefaßt sei und daß sie dem Kriegsdirektor geopfert werden sollte. Und nebenher ging die Gewißheit, sie werde jetzt, hier einen Ausweg finden, um sich, ihre Person, vor diesem Äußersten zu retten.

Ja, sie fand ihn. Sie brauchte nur zu bleiben, wo sie war, und es morgen an den Tag kommen zu lassen, daß sie, ein Mädchen, die Nacht außer dem Hause zugebracht habe. Dann verfiel sie den entehrenden Strafen, mit denen die strenge städtische Justiz, indem sie über der öffentlichen Moral wachte, die nächtlichen Herumtreiberinnen heimsuchte. Sie kannte deren Pön wohl, oder glaubte sie zu kennen. Wenn sie aber zurückbeben wollte vor diesen Peinigungen, vor dem rohen Antlitz des Büttels, wie sie es im Geiste sah, und den Fäusten seiner Knechte, dann ließ sie den Blick, mit dem Senftenaus Augen auf ihr geruht hatten, vor sich aufleben und sah den Ausdruck um seine vollen Lippen und dachte weiter, was notwendig kommen mußte, wenn sie mit ihm in seinem verschwiegenen Hause allein sein würde — und gegen dies alles erschien ihr das andere Rettung und das Spinnhaus selber eine wahre Zufluchtsstätte. Wenigstens wußte sie keine andere, es wäre denn der Tod im Flusse gewesen. Der blieb ihr aber immer noch, wenn das, was sie jetzt auf sich nehmen wollte, sich als unerträglich erwies. Der blieb ihr, nachdem sie Herbert, dafern er wirklich zurückkam, noch einmal aus der Ferne gesehen hatte!

Und so faßte denn Lore ihren Entschluß, wie allerdings nur sie, die Tochter des Amtmanns Fay, ihn fassen konnte. Jetzt brauchte es, wenigstens für die nächsten Stunden, der Hast und Angst nicht mehr. Sie begab sich noch einmal hinaus und spähte

und horchte nach dem Stadtthore zu. Die ungewöhnliche Bewegung war zur Ruhe gekommen; alles war dunkle, stille Nacht, wie sonst. So kehrte sie denn langsam in den Garten zurück und ging langsam dem Gartenhause zu, in dem sie bis zum Morgen bleiben wollte. Die Nachtstunden verbrachte sie dort, auf dem Schemel an dem gemauerten Herd, manchmal in Halbschlummer fallend, in dem dann ihre Stirn gegen die Steine des Herdes sank. Und wenn sie erwachte, schien sie sich immer noch im Traume und mußte sich lange besinnen, was mit ihr vorgegangen war. Und wenn Angst sie ergreifen wollte vor dem, was ihr bevorstand, so dachte sie an die Stunde mit Herbert. Daß dieses Glück Wirklichkeit und kein Traum gewesen war, dafür war ja eben ihr Hiersein Bürge. Gegen Morgen fand sie keine Ruhe mehr. Sie ordnete ihren Anzug und ihr Haar, dessen lichtbraune weiche Fülle selbst gegen ihren Willen immer wie ein auffallender Schmuck erschien; sie trat hinaus und spähte nach dem sich rötenden Himmel. Wie herrlich die Luft; der junge Tag an sich schien zur Freude einzuladen und sollte doch mit Qual gefüllt werden: es kam ihr mit einemmal fremdartig vor. Jetzt klangen die Glocken von den Stadttürmen; fünf Schläge summten durch die Stille. Jeder einzelne war Lore aufs Herz gefallen wie ein Hammer, bis sie nach dem fünften aufatmete, als keiner mehr kam. Noch eine Stunde — um sechs Uhr wurden die Stadtthore geöffnet. Aber wie eilte diese letzte Stunde dahin! An ihrem unglaublich raschen Fluge hätte Lore doch die heimliche Todesangst vor dem, was sie thun wollte, bemessen können. Keinen Augenblick aber wurde sie wankend in ihrem Vorhaben. Im hellen Sonnenschein verließ sie endlich den Garten; sehnsüchtig und zärtlich waren ihre sanften Augen noch einmal über das Plätzchen am Brunnen hingeglitten. Auf der Landstraße geriet sie alsbald unter Bauernvolk aus den Dörfern, das seine ländlichen Erzeugnisse nach Hannover zum Markte brachte, und wurde mißtrauisch angestarrt. Das schöne hohe Mädchen im Hauskleide, mit leeren Händen, war wohl eine sonderbare Erscheinung hier; zudem hatte sie das in dem hellen, vergeistigten Gesicht mit dem edlen Profil, den jugendrunden, aber entfärbten Wangen, dem ausdrucksvollen Munde, was sie für den Pöbel jeder Art zum Stichblatt, wenn auch nur der Aufmerksamkeit, machen mußte. So hatte denn hier draußen der Passionsweg schon begonnen; Lore ging ihn ohne Zweifeln und Wanken; gerade vor sich hinblickend, in stillem Heldenmute, ging sie der Schmach und dem Hohne entgegen.

* * *

Am Stadtthore schon wurde Lore, wie sie erwartet hatte, aufgehalten. Doch dachten es die Stadtsoldaten da mit ihr noch nicht ernst zu nehmen; sie hätten sich mit jeder Antwort zufrieden gegeben und die hübsche Jungfer passieren lassen, ausgenommen mit der einen, welche die Wahrheit enthielt; diese mußte sie stutzig machen. Als die junge Person auf die Frage, wohin sie gehöre, mit niedergeschlagenen Augen erwidert hatte, in das Haus des kurfürstlichen Rats Bube, da mußte dieser Titel schon die Aufmerksamkeit auf diejenige lenken, die mit einem solchen großmächtigen Herrn zu thun haben wollte. „So? und wo kommt man denn her?" hieß es nun.

„Aus dem Garten des Herrn Rats, vor dem Dorfe Linden."

„Zu dieser Tageszeit?" Jetzt wurden hinter dem Rücken des fragenden Korporals von den Wachtsoldaten schon Scherze laut, die nicht fein waren, während er fortfuhr: „Das sieht ja fast aus, als wäre man über Nacht da draußen gewesen? Wa—as? wie? Und Sie leugnet es gar nicht? Oho! Und Ihre Herrschaft? Die weiß davon, natürlich — die hat die Jungfer wohl hinausgeschickt, um aufzupassen, daß in der Nacht kein Kohlkopf abhanden kommt, he?"

„Aber etwas anderes vielleicht!" klang es von hinten, und dann noch handgreiflichere Scherze.

„Schweigt!" rief der Korporal über die Schulter: sein Spott noch war der Versuch gewesen, ihr eine Brücke zu bauen, über die sie sich mit einer Ausflucht retten konnte, aber diese Närrin hatte ja offenbar allen ihren Witz verloren. Was mochte die für eine Nacht hinter sich haben, daß sie immer

noch wie halb im Traume war! „Wird Sie sich denn nun nach Hause scheren?" fragte er noch einmal, gutmütig, trotz des groben polternden Tones, denn diese sah doch gar nicht nach einer abgefeimten Dirne aus.

„Wenn man mich ins Haus läßt," gab darauf Lore leise zurück. Der Mann sagte nun nichts mehr; er zuckte die Achseln und winkte zwei Soldaten; diese wies er an, das Weibsbild nach dem Hause zu bringen, zu welchem sie gehören wollte. Da kam einem von diesen, während er sich zu dem Gange den großen Pallasch festschnallte, eine kluge Idee. Und da das Dienstverhältnis dieser ehrsamen Miliz kein allzu straffes war, trat er auch gleich an seinen Korporal heran und meinte: ob hinter dem Duell und Blutvergießen gestern abend etwa auch so was Galantes gesteckt habe — „dann hätten wir hier vielleicht einen Vogel, den sie auf dem Stadtgericht wohl zum Pfeifen bringen werden, wenn die Sache untersucht wird."

Der Korporal knurrte; was brauchte der Kerl klüger zu sein als er selber! Und es behielt bei dem Befehl, das Mädchen nach dem bezeichneten Hause zu führen, sein Bewenden.

Und nun konnte es nicht fehlen, daß trotz der frühen Stunde Neugierige zuliefen, und schon ein ganzer Zug folgte, als die Stadtsoldaten mit Lore zwischen sich vor das Bubesche Haus kamen. Stine, die alte Magd, öffnete die Thür und fuhr sich unter einem Schreckensruf mit beiden Händen nach dem Kopf, als sie Lores blasses Gesicht zwischen den Soldaten sah. Sie meinte es gut mit dem Mädchen auf ihre einfältige Weise und hatte das nächtliche Ausbleiben Lores bis jetzt nicht verraten. Begriffen hatte sie davon nichts, und nun verlor sie völlig den Kopf und lief heulend in das Haus zurück, in das sie doch das Mädchen in aller Stille einzulassen gedacht hatte, wenn es wieder käme.

Jetzt war der Straßenskandal da, denn nun konnten die draußen, die mit hergelaufen waren, auf ein Schauspiel hoffen, und sie fanden sich auch nicht betrogen. Die Stadtsoldaten, in mißwollendem Phlegma, blieben mit Lore mitten auf der Gasse stehen; nicht einmal die Steintreppe, die zur Thür führte und sie näher in den Schutz des Hauses gebracht hätte, ließen sie sie betreten. Und oben in der Thür und auf dem Podium der Rampe ging nun wie auf einer Bühne für die Zuschauer das Übrige vor sich. Da erschien zuerst der Rat, in häuslicher Zipfelmütze und buntem Schlafrock und Pantoffeln; er kam aber auch nur, um mit wirklichem Entsetzen auf Lore zu starren; erst als neben seinem Ellbogen die schnippische Rosette durchschlüpfte, die Hände zusammenschlug und schrill ausrief: „Herr Gott, da bringen sie sie ja schon gefangen: die Schmach für unser Haus! Wer hat nun recht gehabt? — die Bagage! Ich habe nie was mit ihr zu thun haben wollen!" — erst da faßte er sich so weit, daß er an das Geländer der Rampe vortrat und die Soldaten fragte, was dies bedeute und was man dem Mädchen schuld gebe.

Die Buben und Weiber, die den neugierigen Haufen bildeten, schrien ihm die Antwort zu, ehe noch einer der Stadtsoldaten mit amtlichem Räuspern und sich Zurechtrücken in der steifen Halsbinde fertig war. Rat Bube hätte jetzt noch der Sache ein Ende machen und seinen Pflegling retten können, wenn er sie ohne weiteres bei der Hand genommen und in das Haus geführt hätte: und eine eindringliche Stimme in seinem Inneren sagte ihm selbst jetzt, daß Lores Ausbleiben mit einem Vergehen des niedrigen Lasters nichts gemein habe. Er hätte es thun können ohne das Bewußtsein der drohenden Gegenwart hinter ihm im Hause. So versäumte er den richtigen Augenblick, und daß er jetzt schlechter und feiger war, als eigentlich in seiner Natur lag, damit zahlte er auch heute wieder an dem Preise für seine damalige Heirat mit dieser Frau. Wahrlich, auch ihm wurde nichts geschenkt.

Indessen bekam die Menge auf der Gasse mehr und mehr zu sehen, aber mit dem Höhepunkte des Schauspiels nahte auch schon sein Abschluß. Neugierig gafften sie eben noch die drollige kleine Figur des Mädchens in Nachtrock und Häubchen an, die neben der Zofe herausgeschlüpft war, und nahmen es wahr, wie dies Ratstöchterchen ebenso fremd und gierig auf die liederliche Herumtreiberin dort starrte, wie sie selber thaten. Da wurde wieder die alte Magd hinten im Flur nur eben gerade sichtbar, und man

tragen sollen, und dies Maß war für mich in jenem Augenblick voll: ich bin in eine schwere Krankheit verfallen. Die Fieberträume während derselben waren auch furchtbar, aber doch nicht so furchtbar wie die Wirklichkeit, als ich gesund wurde."

Was war das? Was hatte sie eben gefühlt auf der Stelle, die sie ihm an ihrer Stirn gezeigt hatte? eine leise Berührung, die seiner Lippen; er hatte den Fleck geküßt, an den damals ihres Vaters Blut gespritzt war. Jetzt aber küßte er auch ihren Mund, voll Liebessehnsucht; außer dem halb unbewußten Getändel der kleinen Knaben zu Hause war das die erste menschliche Liebkosung für sie nach so vielen öden Jahren. Und Lore? Sie war zu grenzenlos verlassen gewesen, als daß jetzt mädchenhafter Stolz sich hätte regen sollen und gegen den einen, dem ihre ganze scheue Seele zuflog. Auch küßte er mit unendlicher Zärtlichkeit mehr als mit sinnlicher Glut, die sie hätte erschrecken können. So schlang sie denn die herrlichen Arme um seinen Hals und flüsterte außer sich: „Ihr habt mich nicht verachtet von Anfang an, Herbert — und Ihr scheut Euch jetzt nicht vor mir; ach, wie dank ich Euch das? und wie soll ich weiter leben, wenn Ihr fortgeht?"

Er drückte sie fest an sich, den vollkommenen Körper, in dessen Hingebung der erfahrene Mann selbst jetzt den Adel ihrer reinen Jugend spürte, und sagte in tiefer Bewegung: „Ja, ich muß fort, aber bewahre dich mir, Lore, hörst du" — fast drohend — „bewahre dich mir! Mir ahnt, daß das Schicksal uns einander nicht umsonst hat finden lassen. Ich komme zurück, und bald."

Sie hatte nur eins herausgehört. „Du mußt fort, du gehst — ich werde verlassen sein, wie ich vordem war — ach, ich Elende!" Alle die herbe Fassung, durch die sie wie mit einer Dornenwehr ihr Inneres jahrelang umgeben und geschützt hatte, war von ihr gewichen; sie schlug die Hände vor das Gesicht und wand sich wie in körperlicher Pein.

Das schnitt ihm ins Herz. „Höre alles, Geliebte du," sagte er. „Ich bin jetzt nicht mein eigen, ich bin in wichtiger Sendung hier an Eurem Hofe gewesen."

Sie ließ die Hände sinken, und er sah über das feuchte Antlitz einen neuen Schrecken sich breiten. „Mir ist schon die Ahnung gekommen, daß Ihr mehr seid, als Ihr scheint, Herbert. Ach, und ich hatte leise gehofft, Ihr gehörtet auch zu den Unterdrückten wie ich, das wäre ein Band mehr gewesen. Wie, seid Ihr ein vornehmer Herr?" Jetzt beugte sie sich in wilder Angst vor. „Sprecht, treibt Ihr Euer Spiel mit mir? aber nein, nein," tief aufatmend, „das ist nicht möglich. Nur — Ihr wußtet nicht, wer ich war, und daß auf ewig kein ehrlicher Mann sich mir zuwenden darf."

„Warum nicht? Weil Ihr neben Eurem Vater auf dem Schafott gestanden habt? Ha, Liebchen" — das klang fast wie wilder Spott — „ich komme aus einem Lande, wo jenes Gerüst ein sehr vornehmer Aufstieg zum Himmel ist; ja, jenen Weg ins Jenseits weisen wir in England besonders gern denen mit den besten adeligsten Namen. Ich sollte Euren Vater schelten, ich, aus einem Geschlechte der Covenanters und derer, die mit Schwert und Bibel gegen ihre Obrigkeit blutige Schlachten geliefert haben — wenn ich auch ein unwürdiger Sproß dieser gar so unhöflichen Frommen bin? Und wieder, ich sollte mich von Euch wenden, weil Euer Vater so wie Karl Stuart geendet hat? Der Amtmann ist wie ein König gestorben, Lore, nur daß er, Euer Vater, der bessere Mann und der Ehre weit würdiger gewesen ist."

Sie trank seine Worte ein; sie rannen heiß durch ihre Adern und entzündeten ihr Blut; sie empfand zuerst jetzt die wilde Größe ihres Geschickes, das sie bisher vom Glück, aber auch von der gemeinen Alltäglichkeit geschieden und für diese Stunde aufbewahrt hatte. Und Herbert ahnte, daß er eine neue Kraft zum Widerstande gegen ihr jetziges elendes Los in ihr entfacht habe; er sah sie aus ihren schönen Augen leuchten und fühlte für Lore Fay, was er noch niemals für ein Weib empfunden hatte. Ein Mann wie er aber vergißt sich auch in der Liebe nicht, wenigstens nicht, wenn die Wage seines Schicksals und damit zugleich anderer, großer Geschicke gerade im Lot steht, wenn jeder Augenblick und jedes Sandkorn in der einen und anderen Schale wichtig ist. „In einer Viertelstunde geht der Mond auf; dann besteige ich mein Pferd dort in Linden

und reite auf Osnabrück und weiter," sagte er jetzt. „Diese Minuten gehören uns noch; sage mir rasch, Lore, wie kamst du ins Bubesche Haus?"

„Der kurfürstliche Rat Bube ist ein weitläufiger Verwandter meiner verstorbenen Mutter," gab sie gleichgültig Auskunft. „Einen anderen Grund dafür, daß er von allen Menschen mich aufgenommen hat, weiß ich nicht. Seine Barmherzigkeit gegen mich ist das Sprichwort der Stadt geworden: sie war seltsamer Art. In meiner Vaterstadt Klötze haftete an einem Hause von alten Zeiten her die Pflicht, die Geräte aufzubewahren, mit denen arme Sünder gestäupt, in die Eisen geschlossen, auf den Bock gesetzt oder sonst auf eine halb lächerliche, halb schreckliche Weise gestraft wurden. Unter meinem Vater ist das alles wenig gebraucht worden," schob sie ein. „Nun gut, das Haus wurde dadurch nicht entehrt, wenn auch diese Gegenstände, die es für gewöhnlich in einem Winkel barg, ehrlos waren. So ist mir zuweilen das Haus des Rats Bube, da es mir eine Stätte gewährte, vorgekommen. Ich war vom Tage der Hinrichtung meines Vaters an ein Ding ganz für mich, mit keinem anderen zu vergleichen. Gesellen konnte ich nie haben — ich war immer allein, wie mit einer besonderen Luft umgeben, selbst wenn ich zugleich mit den Dienstboten untenan an ihrem Tische aß. Die Arbeit, selbst die niederste Hausarbeit, die oft kein anderer thun wollte, ist mein Glück gewesen. Durch diese nur konnte ich noch teil am Leben der Menschen nehmen, das merkte ich bald, und die Arbeit liebte ich. Bis die kleineren Kinder kamen. Sophie ist böse von innen heraus, wie ihre Mutter; seit ihr der Verstand gekommen ist, hat sie mich zu kränken gesucht, wo sie konnte, obwohl ich auch sie in Krankheiten gepflegt habe. Die kleinen Buben aber hängen an mir."

„Gott segne sie dafür," sagte Herbert. Er hatte wieder mit emporgerecktem Kopfe in die Ferne gelauscht, jetzt zog er Lore noch einmal fester an sich, und sie litt es: sie hatte noch etwas zu sagen.

Die Hände legte sie auf seine Brust und hob ernstlich das Antlitz zu dem seinen. „Du einziger Mann, in die Stelle meines Vaters trittst du, der mein Alles war. Jetzt erst werde ich es inne: mein Herz ist übervoll von Liebe, die bisher niemand begehrt hat, und die weiß und kennt nun nichts als dich und wird nie etwas anderes kennen. Und wenn ich dich nie wiedersehen soll — dies bleibt so, wisse es, bis an das Ende meiner Tage. Jetzt segne ich den Bann, in dem ich gelebt habe: ich bin nicht wie ein anderes Mädchen, Herbert; ich bin wie mit einem Zeichen gezeichnet, das mich zu deinem alleinigen Eigentum stempelt, und so kann keine dich geliebt haben und dich lieben, wie ich dich liebe und lieben werde. Du glaubst es? du wirst es nicht vergessen?" Nichts konnte herzergreifender sein als ihre Stimme bei diesen Worten. „Es wird vielleicht das einzige sein, was dir von mir in dieser Stunde bleibt."

„Das wolle Gott nicht," sagte er und versuchte zu lächeln und gegen eine Bewegung zu kämpfen, die dem stolzen und heiteren Manne doch seltsam gut stand. Und jetzt verschwand das Lächeln auch rasch genug unter dem Einflusse einer Erinnerung; Lore fühlte einen plötzlichen stärkeren Druck seiner Arme, und er fragte: „Wie steht es mit dem, was dich in diesen letzten Tagen geängstet hat, Lore? dem Plane mit dem Kriegsdirektor?" Indem Herbert die Worte sprach, durchzuckte ihn Reue darüber, daß er, im Drange der Staatsangelegenheiten allerdings, versäumt hatte, Senftenau zu warnen, daß er die Hand nicht ferner nach diesem Mädchen ausstrecke. Ein kräftiger Wink, das durfte er sich sagen, hätte wahrscheinlich genügt, da der Kriegsdirektor mehr als nur ahnte, welchem Stande der sogenannte Schreiber Herbert angehörte. Doch das sollte in der ersten Ruhestunde jenseit der Grenze nachgeholt werden.

Lore indessen wich seiner Frage aus. Sie glaubte, Herbert könne ihr doch nicht helfen, und ihr einziges Schicksal hatte sie gewöhnt, sofort, wenn etwas selbst ihr unerträglich Scheinendes herandrohte, an den Ausweg zu denken, vor dem doch das Leben sonst sich zurückbäumt, an den nur einmal beschreitbaren, letzten und — sichersten. Leider konnte er das nicht ahnen, und als sie jetzt hastig sagte: „Ich weiß es nicht — noch zögert sich die Sache hin; sprich jetzt nicht mehr von mir, sprich von dir, Herbert: unter-

nimmst du etwas Gefährliches?" da ließ er sich verleiten von dem Behagen des überlegenen Mannes in einer bewegten Zeit, das Ernsteste leicht zu nehmen, und gestand ihr:

„Das Gefährlichste an der Sache wird wohl hinter mir liegen, und zwar nicht zweihundert Schritte von hier. Meine guten Freunde und Widersacher hier in Hannover, ohne deren Vorwissen ich nicht leicht einen Schritt gethan habe — nur daß sie mich an keinem hindern konnten! — die hatten auch Kundschaft von meinem Wege hier hinaus. Nun, die Zeit drängte: Euch, Schönste, wollte ich nicht warten lassen, und da mir eine vorwitzige Degenspitze den Weg hierher und überhaupt jeden ferneren Schritt im Leibesleben verlegen wollte, so brauchte ich die Waffe auch" — sie sah jetzt erst, daß er den Degen trug. „Ich hatte mehr Glück als mein Widerpart; er liegt dort, bis ihn ein paar nach Hause tragen, und kommt er wieder auf die Beine, so werde ich ihm doch das Tanzen in St. Germain wohl auf ewig gelegt haben. Es ist nämlich ein Landsmann und alter Schulkamerad von mir, der zu dem französischen Hofhalt der Stuarts gehört."

Lore schwieg noch sekundenlang, bis sie völlig begriffen hatte, was sie hörte. Dann sagte sie, plötzlich zitternd: „Du hast einen Zweikampf gehabt, Herbert; du hast einen anderen schwer verwundet, einen vornehmen Herrn, wie du einer bist; ach, ich merke es wohl" — ja, sie wußte es jetzt, und doch gab sie ihm das Du — „er liegt dort — nein, sie werden ihn längst gefunden haben und sind vielleicht schon auf deiner Spur — und du verlierst die kostbare Zeit hier, bei mir!"

„Sie war nicht verloren, Lore," sagte Herbert ihr in das Ohr hinein, leise, mit eigenem Ton, während er sie noch einmal fest an sein Herz gerafft hatte. Sie lag da an seiner breiten Brust so sicher, so geborgen, als könnte sie von nun an niemals verstoßen und preisgegeben sein. Und völlig würde sie es auch niemals sein, seit die Erinnerung wenigstens diese Augenblicke besitzen würde und die Gedanken sich von nun an auf ewig hierher zurückflüchten konnten, aus aller Not, hierher unter die Linde, in seine Arme.

Sie selber drängte ihn nun hinaus, doch wieder leise jammernd, daß sie ihn unwissentlich hingehalten habe. Darüber suchte er sie zu beruhigen. Das Pferd hätte er nicht eher als zur Zeit des Mondaufgangs in Linden vorgefunden; so war die Abrede. Des Mondlichts, soviel es bei abnehmender Scheibe nun sein würde, bedurfte man: in völliger Dunkelheit wäre der Weg, über Moorgrund hinführend, gefährlich, ja unmöglich zu machen gewesen. Und dann hatten der verwundete St. Albans und ganz besonders die, welche in Hannover hinter ihm standen, alle Ursache, den Handel nicht der städtischen Justiz in die Hände geraten zu lassen. Der an Schulter und Knie verwundete Mann war wahrscheinlich längst von vertrauten Leuten aufgehoben und vor den Wächtern in Sicherheit gebracht worden.

Jetzt galt es aber, sich zu trennen. „Wie kommst du in die Stadt, Lore?" fragte er noch. „Das Siechenhofspförtchen wird doch offen sein?" Das war der Weg, den sie beide hinaus genommen hatten.

„Offen — ja; ich denke, es wird offen sein," antwortete sie träumerisch und wie sein Echo. „Leb wohl, Herbert. Ach — sei glücklich!"

„Das klingt, als sollte ich es ohne dich versuchen," sagte er in halbem Scherz. Wie hätte der Mann, dem bisher alles gelungen war, sich ganz in die Verlassenheit dieses hilflosen Geschöpfes hineinversetzen sollen! „Nein, Lore, von Glück und dergleichen reden wir, wenn ich wiederkomme. Gedulde dich so lange noch und wiege des Rats kleine Buben ruhig weiter. Laß es dich nicht reuen —" Leiser, obwohl sie doch wahrlich niemand hörte: „Wer weiß, wer dafür einmal deine Kinder einwiegen wird."

Seltsam, daß Lore aus den Worten keine Verheißung für sich heraushörte. Sie war zu wenig an Hoffnung gewöhnt; ihr Auge fand den Weg zum Ausblick in eine bessere Zukunft nicht. Und dennoch war sie jetzt nicht mehr unglücklich; selbst der schneidende Trennungsschmerz war noch Seligkeit gegen die Leiden, deren bitterer Kelch ihr bisher täglich an die Lippen gehalten worden war. Noch zuletzt, außerhalb des Pförtchens in der Gartenmauer, fanden sich die Lippen der beiden zu einem Kusse, der nicht enden zu wollen schien. Dann riß Herbert sich mit Gewalt los — das heißt, er hatte die Gewalt gegen sich selber zu brauchen —

und sein Schritt verklang bald auf dem weichen Boden, sowie die Dunkelheit unter dem jetzt fast ganz umzogenen Himmel rasch, ach, viel zu rasch, seine Gestalt verschlang.

Lore stand allein in der Nacht, hoch aufgerichtet, schöner als je, wenn die Schönheit schön sein kann da, wo kein menschliches Auge sie sieht. Sie horchte, aber von da, wohin Herbert sich entfernt hatte, von der Straße nach Linden her, klang kein Laut. Wohl aber glaubte ihr scharfes Ohr in der entgegengesetzten Richtung, aus der Nähe des Stadtthores, ein undeutliches Stimmengewirr zu vernehmen. Und als sie an der Gartenmauer entlang ein Stück vorwärts nach der Landstraße zu gegangen war, sah sie auch in weiter Entfernung, in der aber auf dem ebenen Boden kein Hindernis vor den Blick sich schob, hin und her eilende Lichter, die Laternen der Wächter wahrscheinlich.

Der blutige Waffengang war demnach doch schon entdeckt. Und im Nu begriff Lore, mit dem neuen Scharfsinn der Liebe, daß es ihm, Herbert, nicht frommen konnte, wenn man etwa auch sie hier in der Nähe betraf. Es schien ihr, als seien damit den Verfolgern ihres Geliebten die Wege gewiesen. Dort, in der Nähe des Stadtthores, wo der Kampf vor sich gegangen war, hatte sich die Straße noch nicht geteilt; wenig später führten drei Chausseen weit auseinander, nach Osten, Norden und Westen. Wurde sie erkannt, so war — ihrer Angst um Herbert kam dies wenigstens so vor — zugleich wie mit Fingern auf den Garten des Rates Bube gewiesen, in dem sie mit ihm ein Zusammentreffen gehabt hatte. Dann wußten sie auch, daß er nach Linden zu, also auf Osnabrück, sich entfernt hatte, und das durfte heute noch nicht sein.

Heute abend noch nicht; morgen früh, wenn er den Vorsprung der ganzen Nacht haben würde, dann war es ein anderes. Um keinen Preis also durfte sie sich der Möglichkeit aussetzen, den Wächtern oder den aufgescheuchten Bewohnern der äußeren Gassen zu begegnen. So kehrte denn Lore in den dunklen Garten zurück, achtlos des Umstandes, daß für sie selber mit jedem Augenblick die Gefahr wuchs, für die Nacht aus der Stadt ausgeschlossen zu werden.

Dann aber geschah es, daß ihr auch dies einfiel, als ihre Gedanken überhaupt erst wieder mit dem „morgen“, welches mit der neuen Sonne für sie anbrechen würde, sich beschäftigten. Und da war es, als ob die übermächtige Lebensempfindung vorhin, Glück und Leid in sich fassend, und die etwas Höheres war als beide, neue Kräfte ihrer Seele entbunden hätte. Sie sah klarer, rückwärts und vorwärts: die untrügliche Erkenntnis kam ihr, daß über ihr Los der Beschluß zwischen dem kurfürstlichen Rat und Senftenau gefaßt sei und daß sie dem Kriegsdirektor geopfert werden sollte. Und nebenher ging die Gewißheit, sie werde jetzt, hier einen Ausweg finden, um sich, ihre Person, vor diesem Äußersten zu retten.

Ja, sie fand ihn. Sie brauchte nur zu bleiben, wo sie war, und es morgen an den Tag kommen zu lassen, daß sie, ein Mädchen, die Nacht außer dem Hause zugebracht habe. Dann verfiel sie den entehrenden Strafen, mit denen die strenge städtische Justiz, indem sie über der öffentlichen Moral wachte, die nächtlichen Herumtreiberinnen heimsuchte. Sie kannte deren Pön wohl, oder glaubte sie zu kennen. Wenn sie aber zurückbeben wollte vor diesen Peinigungen, vor dem rohen Antlitz des Büttels, wie sie es im Geiste sah, und den Fäusten seiner Knechte, dann ließ sie den Blick, mit dem Senftenaus Augen auf ihr geruht hatten, vor sich aufleben und sah den Ausdruck um seine vollen Lippen und dachte weiter, was notwendig kommen mußte, wenn sie mit ihm in seinem verschwiegenen Hause allein sein würde — und gegen dies alles erschien ihr das andere Rettung und das Spinnhaus selber eine wahre Zufluchtsstätte. Wenigstens wußte sie keine andere, es wäre denn der Tod im Flusse gewesen. Der blieb ihr aber immer noch, wenn das, was sie jetzt auf sich nehmen wollte, sich als unerträglich erwies. Der blieb ihr, nachdem sie Herbert, dafern er wirklich zurückkam, noch einmal aus der Ferne gesehen hatte!

Und so faßte denn Lore ihren Entschluß, wie allerdings nur sie, die Tochter des Amtmanns Fay, ihn fassen konnte. Jetzt brauchte es, wenigstens für die nächsten Stunden, der Hast und Angst nicht mehr. Sie begab sich noch einmal hinaus und spähte

und horchte nach dem Stadtthore zu. Die ungewöhnliche Bewegung war zur Ruhe gekommen; alles war dunkle, stille Nacht, wie sonst. So kehrte sie denn langsam in den Garten zurück und ging langsam dem Gartenhause zu, in dem sie bis zum Morgen bleiben wollte. Die Nachtstunden verbrachte sie dort, auf dem Schemel an dem gemauerten Herd, manchmal in Halbschlummer saltend, in dem dann ihre Stirn gegen die Steine des Herdes sank. Und wenn sie erwachte, schien sie sich immer noch im Traume und mußte sich lange besinnen, was mit ihr vorgegangen war. Und wenn Angst sie ergreifen wollte vor dem, was ihr bevorstand, so dachte sie an die Stunde mit Herbert. Daß dieses Glück Wirklichkeit und kein Traum gewesen war, dafür war ja eben ihr Hiersein Bürge. Gegen Morgen fand sie keine Ruhe mehr. Sie ordnete ihren Anzug und ihr Haar, dessen lichtbraune weiche Fülle selbst gegen ihren Willen immer wie ein auffallender Schmuck erschien; sie trat hinaus und spähte nach dem sich rötenden Himmel. Wie herrlich die Luft; der junge Tag an sich schien zur Freude einzuladen und sollte doch mit Qual gefüllt werden: es kam ihr mit einemmal fremdartig vor. Jetzt klangen die Glocken von den Stadttürmen; fünf Schläge summten durch die Stille. Jeder einzelne war Lore aufs Herz gefallen wie ein Hammer, bis sie nach dem fünften aufatmete, als keiner mehr kam. Noch eine Stunde — um sechs Uhr wurden die Stadtthore geöffnet. Aber wie eilte diese letzte Stunde dahin! An ihrem unglaublich raschen Fluge hätte Lore doch die heimliche Todesangst vor dem, was sie thun wollte, bemessen können. Keinen Augenblick aber wurde sie wankend in ihrem Vorhaben. Im hellen Sonnenschein verließ sie endlich den Garten; sehnsüchtig und zärtlich waren ihre sanften Augen noch einmal über das Plätzchen am Brunnen hingeglitten. Auf der Landstraße geriet sie alsbald unter Bauernvolk aus den Dörfern, das seine ländlichen Erzeugnisse nach Hannover zum Markte brachte, und wurde mißtrauisch angestarrt. Das schöne hohe Mädchen im Hauskleide, mit leeren Händen, war wohl eine sonderbare Erscheinung hier; zudem hatte sie das in dem hellen, vergeistigten Gesicht mit dem edlen Profil, den jugendrunden, aber entfärbten Wangen, dem ausdrucksvollen Munde, was sie für den Pöbel jeder Art zum Stichblatt, wenn auch nur der Aufmerksamkeit, machen mußte. So hatte denn hier draußen der Passionsweg schon begonnen; Lore ging ihn ohne Zweifeln und Wanken; gerade vor sich hinblickend, in stillem Heldenmute, ging sie der Schmach und dem Hohne entgegen.

* * *

Am Stadtthore schon wurde Lore, wie sie erwartet hatte, aufgehalten. Doch dachten es die Stadtsoldaten da mit ihr noch nicht ernst zu nehmen; sie hätten sich mit jeder Antwort zufrieden gegeben und die hübsche Jungfer passieren lassen, ausgenommen mit der einen, welche die Wahrheit enthielt: diese mußte sie stutzig machen. Als die junge Person auf die Frage, wohin sie gehöre, mit niedergeschlagenen Augen erwidert hatte, in das Haus des kurfürstlichen Rats Bube, da mußte dieser Titel schon die Aufmerksamkeit auf diejenige lenken, die mit einem solchen großmächtigen Herrn zu thun haben wollte. „So? und wo kommt man denn her?“ hieß es nun.

„Aus dem Garten des Herrn Rats, vor dem Dorfe Linden.“

„Zu dieser Tageszeit?“ Jetzt wurden hinter dem Rücken des fragenden Korporals von den Wachtsoldaten schon Scherze laut, die nicht fein waren, während er fortfuhr: „Das sieht ja fast aus, als wäre man über Nacht da draußen gewesen? Wa—as? wie? Und Sie leugnet es gar nicht? Oho! Und Ihre Herrschaft? Die weiß davon, natürlich — die hat die Jungfer wohl hinausgeschickt, um aufzupassen, daß in der Nacht kein Kohlkopf abhanden kommt, he?“

„Aber etwas anderes vielleicht!“ klang es von hinten, und dann noch handgreiflichere Scherze.

„Schweigt!“ rief der Korporal über die Schulter: sein Spott noch war der Versuch gewesen, ihr eine Brücke zu bauen, über die sie sich mit einer Ausflucht retten konnte, aber diese Närrin hatte ja offenbar allen ihren Witz verloren. Was mochte die für eine Nacht hinter sich haben, daß sie immer

noch wie halb im Traume war! „Wird Sie sich denn nun nach Hause scheren?“ fragte er noch einmal, gutmütig, trotz des groben polternden Tones, denn diese sah doch gar nicht nach einer abgefeimten Dirne aus.

„Wenn man mich ins Haus läßt,“ gab darauf Lore leise zurück. Der Mann sagte nun nichts mehr; er zuckte die Achseln und winkte zwei Soldaten; diese wies er an, das Weibsbild nach dem Hause zu bringen, zu welchem sie gehören wollte. Da kam einem von diesen, während er sich zu dem Gange den großen Pallasch festschnallte, eine kluge Idee. Und da das Dienstverhältnis dieser ehrsamen Miliz kein allzu straffes war, trat er auch gleich an seinen Korporal heran und meinte: ob hinter dem Duell und Blutvergießen gestern abend etwa auch so was Galantes gesteckt habe — „dann hätten wir hier vielleicht einen Vogel, den sie auf dem Stadtgericht wohl zum Pfeifen bringen werden, wenn die Sache untersucht wird.“

Der Korporal knurrte; was brauchte der Kerl klüger zu sein als er selber! Und es behielt bei dem Befehl, das Mädchen nach dem bezeichneten Hause zu führen, sein Bewenden.

Und nun konnte es nicht fehlen, daß trotz der frühen Stunde Neugierige zuliefen, und schon ein ganzer Zug folgte, als die Stadtsoldaten mit Lore zwischen sich vor das Bubesche Haus kamen. Stine, die alte Magd, öffnete die Thür und fuhr sich unter einem Schreckensruf mit beiden Händen nach dem Kopf, als sie Lores blasses Gesicht zwischen den Soldaten sah. Sie meinte es gut mit dem Mädchen auf ihre einfältige Weise und hatte das nächtliche Ausbleiben Lores bis jetzt nicht verraten. Begriffen hatte sie davon nichts, und nun verlor sie völlig den Kopf und lief heulend in das Haus zurück, in das sie doch das Mädchen in aller Stille einzulassen gedacht hatte, wenn es wieder käme.

Jetzt war der Straßenskandal da, denn nun konnten die draußen, die mit hergelaufen waren, auf ein Schauspiel hoffen, und sie fanden sich auch nicht betrogen. Die Stadtsoldaten, in mißwollendem Phlegma, blieben mit Lore mitten auf der Gasse stehen; nicht einmal die Steintreppe, die zur Thür führte und sie näher in den Schutz des Hauses gebracht hätte, ließen sie sie betreten. Und oben in der Thür und auf dem Podium der Rampe ging nun wie auf einer Bühne für die Zuschauer das Übrige vor sich. Da erschien zuerst der Rat, in häuslicher Zipfelmütze und buntem Schlafrock und Pantoffeln; er kam aber auch nur, um mit wirklichem Entsetzen auf Lore zu starren; erst als neben seinem Ellbogen die schnippische Rosette durchschlüpfte, die Hände zusammenschlug und schrill ausrief: „Herr Gott, da bringen sie sie ja schon gefangen: die Schmach für unser Haus! Wer hat nun recht gehabt? — die Bagage! Ich habe nie was mit ihr zu thun haben wollen!“ — erst da faßte er sich so weit, daß er an das Geländer der Rampe vortrat und die Soldaten fragte, was dies bedeute und was man dem Mädchen schuld gebe.

Die Buben und Weiber, die den neugierigen Haufen bildeten, schrien ihm die Antwort zu, ehe noch einer der Stadtsoldaten mit amtlichem Räuspern und sich Zurechtrücken in der steifen Halsbinde fertig war. Rat Bube hätte jetzt noch der Sache ein Ende machen und seinen Pflegling retten können, wenn er sie ohne weiteres bei der Hand genommen und in das Haus geführt hätte: und eine eindringliche Stimme in seinem Inneren sagte ihm selbst jetzt, daß Lores Ausbleiben mit einem Vergehen des niedrigen Lasters nichts gemein habe. Er hätte es thun können ohne das Bewußtsein der drohenden Gegenwart hinter ihm im Hause. So versäumte er den richtigen Augenblick, und daß er jetzt schlechter und feiger war, als eigentlich in seiner Natur lag, damit zahlte er auch heute wieder an dem Preise für seine damalige Heirat mit dieser Frau. Wahrlich, auch ihm wurde nichts geschenkt.

Indessen bekam die Menge auf der Gasse mehr und mehr zu sehen, aber mit dem Höhepunkte des Schauspiels nahte auch schon sein Abschluß. Neugierig gafften sie eben noch die drollige kleine Figur des Mädchens in Nachtrock und Häubchen an, die neben der Zofe herausgeschlüpft war, und nahmen es wahr, wie dies Ratstöchterchen ebenso fremd und gierig auf die liederliche Herumtreiberin dort starrte, wie sie selber thaten. Da wurde wieder die alte Magd hinten im Flur nur eben gerade sichtbar, und man

hörte Kindergeschrei, bis der Rat sich ärgerlich und verlegen umwandte; er konnte aber die Person kaum zurückhalten, denn auf ihrem Arm streckte schreiend ein rundbackiger rotgeschlafener Bube die Arme aus, und jeder sah, wem es galt: die Missethäterin war auf einmal vorwärts geschnellt, so daß die Soldaten sie am Arm packen mußten! Das kleine Kind schrie nach ihr, und sie winkte ihm mit weinenden Augen! Das konnte einem ja beinahe leid thun!

Jetzt aber sollten sie erst die Augen aufreißen. Die breite Hausthür wurde fast ausgefüllt durch eine große weiße Gestalt. Neben ihr waren die Zofe und das kleine Mädchen verschwunden, wie hineingewirbelt durch den Sturmwind, den sie erregte. Sie schoß heraus und war neben dem Herrn im Schlafrock, sie auch im weißgefalbelten, mächtig bauschenden Morgenkleide; aber sie schien eben aus dem Bette gefahren zu sein, die schwarzen Haare flogen ihr wüst um den Kopf wie Schlangen. Jetzt streckte sie einen mächtigen nackten Arm aus, unbekümmert um die gaffenden Zuschauer, deutete mit dem Zeigefinger auf das Mädchen unten, „als wäre eine Klaue daran und sie wollte ihr damit in die Augen“, wie ein Weib nachher sagte — und keuchte: „Fort mit ihr — fort, wohin ihr wollt — peitscht sie mit Ruten blutig, peitscht sie zur Stadt hinaus, peitscht sie tot — drauf, ihr Weiber, die ihr Männer habt! dies ist die Dirne, die euch darum bringt — Gott sei Dank, aus diesem Hause bin ich die Pest los!“ Und dann hatte sie den Mann, hatte der Mann das wütende Weib mit sich gerissen, um dem Schauspiel ein Ende zu machen. Dann war mit einemmal der Platz auf der Rampe leer und verschlossen die schwere Hausthür mit dem mächtigen blinkenden Messingklopfer in Delphinengestalt. Verschlossen die Thür und verschlossen alle Fenster; das vornehme Bürgerhaus lag in seiner Morgenruhe da, als sei sie nie gestört worden, und das, was nun und nimmermehr hineingehört hatte, hatte es ausgestoßen.

„Nun, dann ins Spinnhaus mit ihr,“ sagten die Soldaten zueinander. Verfluchter Weiberspektakel! Je länger je weniger behagte ihnen das Stückchen Dienst, mit dem diese Woche für sie begonnen hatte. Lore hörte das Wort mit wilder Genugthuung. Das Spinnhaus also doch, vor dem ihr ahnend gegraut hatte! Aus dem Spinnhause aber würde sich der Kriegsdirektor Senftenau seine Haushälterin nimmermehr holen!

Senftenau knirschte mit den Zähnen vor Wut, als er an jenem Vormittage noch den schmählichen Handel, von dem die ganze Stadt voll war, zu hören bekam. Kaum daß er vor anderen seine Fassung bewahrte; doch konnte freilich von seiner Umgebung niemand ahnen, wie es in dieser Beziehung mit ihm stand, ja daß eine Person wie Lore Fay dem Herrn Kriegsdirektor überhaupt bekannt war.

Längst hatte das Gerücht den Namen des Mädchens mit dem blutigen Zusammentreffen von zwei Ausländern, ebenfalls einem Ereignis der verwichenen Nacht, in Verbindung gebracht. Die Dirne hatte mit dem einen geliebelt, oder vielleicht, ja wahrscheinlich, mit beiden. Da war nun der eine hinter das Stelldichein gekommen, das sie nächtlicherweile im Garten des Herrn Rats Bube dem anderen gegeben, und hatte es ihnen versalzen wollen. Er war gestochen, sie sagten ihn tot, um desto entsetzter die Hände aufheben zu können über ein solches schlechtes Stück, um dessentwillen ansehnliche Herren sich die Hälse brechen. Um ein ehrbares Frauenzimmer kommt es so weit nicht — da geben sie es wohlfeiler!

Der Stand des verwundeten St. Albans sowohl wie des verschwundenen angeblichen Schreibers Herbert kümmerte dabei die Leute weniger, als man hätte denken sollen. Engländer von Rang waren in den letzten Jahren in Hannover keine seltenen Erscheinungen gewesen. Und auch hinter Herbert vermuteten sie jetzt den Engländer, obwohl die wenigen, die ihn gekannt hatten, bezeugen konnten, daß er das Deutsche ebensogut gesprochen habe wie sie selber.

Was Senftenau hierüber hätte mitteilen können, fraß er ingrimmig hinunter. Seltsam zu sagen, anstatt daß er Eifersucht auf Herbert empfunden hätte, zwischen dem und Lore er jetzt eine Beziehung ahnte, würde er am liebsten geglaubt haben, der Verschwundene habe das Mädchen wirklich besessen. Um desto erreichbarer erschien sie seiner wilden Gier. Ihren inneren Adel

hatte er wohl geahnt und heimlich gefürchtet. Was lag ihm an ihrer Reinheit? die wäre ihm im Wege gewesen wie dem Teufel das Kreuz. Dachte er sie sich aber erniedrigt, eingeweiht in die Sünde, so hungerte ihn erst recht nach ihr, wie einem Raubtier. Über den Heuchler, den falschen Ehrenmann war ein eigenes Verhängnis gekommen mit diesem Aufruhr der Sinne. Die innere Glut dörrte ihm die Lippen und ließ ihm die Zunge am Gaumen kleben. Und alles, wonach er lechzte, hätte er vielleicht in wenig Tagen, wenn nicht Stunden, haben können ohne dies verfluchte Ungefähr, ohne das öffentliche Aufgreifen des Mädchens; war das nicht zum Rasendwerden!

Ein großer Teil seiner Wut wendete sich gegen das Ehepaar Bube, weil sie das Äußerste nicht verhindert hatten. Lore hatte ganz richtig empfunden: aus dem Spinnhause konnte er sich seine Haushälterin nicht nehmen. Seinem werten Freunde, dem kurfürstlichen Rat, dachte Senftenau mit der Zeit den Streich einzutränken, den seine Feigheit ihm gespielt hatte. Die Rätin, das Weib, um dessentwillen er Worte gewogen, dem er nach dem Munde geredet, gegen dessen schwerfällige Bosheit er seine ganze Schlauheit ins Treffen hatte führen müssen, sie hätte er jetzt erwürgen können!

Es kam denn auch zu nicht viel weniger als einem Wortwechsel zwischen den beiden Herren. Die ungewöhnliche Erregung brach durch den Schnörkelstil ihrer pomphaften Rederei und versah besonders den Kriegsdirektor mit ganz ungewöhnlichen Wendungen, wenn er zum Beispiel ausrief:

„Und wäre die Bewußte auf einem Besen oder einer Gabel reitend zu euch durch den Schlot gefahren, so hättet ihr sie nichtsdestoweniger wieder aufnehmen müssen, wissend, was ich von euch in betreff ihrer verlangte. Ich war dann schon der Mann, um ihr die nächtlichen Fahrten auszutreiben! Das sollte meine Sorge sein!"

Worauf der kurfürstliche Rat empfindlich erwiderte: „Daß ich höllische Gabelreiterinnen in meinem christlichen Hause beherbergen sollte, ist ein ganz wunderliches Ansinnen des werten Herrn und Freundes. Solche gehören auf den Holzstoß, was wir noch Anno sechs erfahren haben, da ihrer zwei auf dem Galberge durch Feuer gerichtet worden sind. Ich sehe nicht ein, was dies mit der betreffenden Person zu thun hat. Sie las in der heiligen Schrift und ist von mir stets zur Kirche angehalten worden. Ich glaube auch gar nicht," fuhr es ihm heraus, „daß sie sich in jener Nacht groß was hat zu schulden kommen lassen."

Der Kriegsdirektor feuchtete sich die Lippen. Ein jeder Wind, er mochte wehen, woher er wollte, schürte bei ihm den Brand. „Um so schlimmer," zischte er. „Um so schlimmer, sie dann preiszugeben! Aber die Rätin Bube weiß nicht," — und er reckte drohend die Faust aus — „was sie damit angerichtet hat!"

Der Rat Bube, in die Enge getrieben, gab zuletzt gute Worte und ließ den Kriegsdirektor bedenken, daß man ja doch alle Tage von einflußreicher Seite aus in das Verfahren gegen das Mädchen eingreifen könnte. Ließe man diesem den Lauf — ja dann freilich, dann war ihr öffentliche Kirchenbuße oder das Halseisen gewiß.

Senftenau schüttelte den Kopf. „Sie ist das Stadtgespräch, so wie so," murmelte er ingrimmig. „Seit Jahren hatte kein Mensch an sie gedacht, und das war mir gerade recht. Nahm ich sie als ehrbaren Dienstboten zu mir und hielt sie häuslich und still, so durfte niemand das Maul verziehen. Damit ist es vorbei. Der Makel von ihrem Vater her war ganz besonderer Art und kam denen zu statten, die die Geschicklichkeiten dieses Frauenzimmers genießen wollten, was man bei Ihnen, Herr Rat, in Ihrem Hause redlich gethan hat! Sie begehrte dadurch nicht hinaus, zu Lustbarkeiten, und man hatte sie in der Hand, indem man ihr bei etwaiger Unbotmäßigkeit stets zu Gemüte führen konnte, wer denn sie eigentlich sei. Das ist jetzt anders. Sie ist im Spinnhause gewesen, auf ihre eigene Rechnung: für mein Haus taugt sie nicht mehr."

Sein volles Gesicht war gerötet, die Augen flackerten, und als würge ihn etwas, griff er sich jetzt lockernd in die Halsbinde. Der Rat Bube entsetzte sich im stillen. Es sah aus, als könnte den vollblütigen Mann leicht vor Ärger der Schlag rühren. Da nun aber sein Freund sich so vor ihm gehen ließ, zeigte der Rat, bildlich gesprochen, auch mit

einemmal den Pferdefuß. Er trat dicht an den Kriegsdirektor heran und flüsterte ihm einige Worte zu. Als dieser stutzte und ihn ansah, winkte er schon ängstlich mit der Hand und legte den Finger auf den Mund. Dann aber raunte er doch wieder weiter:

„Vielleicht, daß ihr der Hochmut jetzt vergangen ist. Zeigen Sie sich jetzt als ihren Freund, so erreichen Sie vielleicht, was Sie sonst in Jahr und Tag nicht erreicht hätten. Und was Sie dagegen versprechen, halten Sie nachher oder nicht, ganz wie es Ihnen beliebt — übrigens wächst Gras auch über diese Geschichte. Daß das Mädchen so lange im Spinnhause bleibt, bis man sie hier so ziemlich vergessen hat, das dürfte zu machen sein. Und wer sie dann da herauszieht, der hat sie völlig in der Hand; und will jemand sie dann noch als Magd annehmen, so wird die Bürgerschaft das seinem christlichen Mitleid hoch anrechnen."

Die Laune des Kriegsdirektors war um etwas verbessert aus dieser Unterredung hervorgegangen. Er nahm jetzt hier und da vor anderen das Wort in der Angelegenheit dieser Lore Fay und hob hervor, wie man nicht streng genug über die öffentliche Sitte wachen könne; es sei an der Zeit, daß achtbare Männer eingriffen und den Gesetzen Ansehen verschafften. Übrigens sei er nicht unbekümmert um das Schicksal des einen der beiden Duellanten, und zwar des Verschwundenen, der kein gewöhnlicher Mann gewesen sei, und den er doch wohl etwas näher gekannt habe als andere. Mehr ließ er nicht verlauten, aber es war zu merken, daß er mehr wußte, und nur zu erklärlich erschien von jetzt an der Anteil, den der Kriegsdirektor an diesem ganzen verdächtigen Handel nahm. Die Kreatur im Spinnhause mußte zum Reden genötigt werden, erst einmal auf gütlichem Wege, und zu dem Versuche erschien kaum ein Mann geeigneter als der Kriegsdirektor, wenn er seinen natürlichen Widerwillen gegen die Zuchthausluft und den Anblick ehrlosen Gesindels würde bewältigen können.

Gut, daß Lore nicht ahnte, was ihr drohte. Sie glaubte, daß Thüren mit Eisenbarren und dick vergitterte Fenster nicht nur sie von der Außenwelt, sondern auch die Außenwelt von ihr absperrten und sie wirksam trennten von allem, was ihr dort gedroht hätte. Eine Pein, schlimmer, als Worte sie auszudrücken vermögen, war ihr die Gesellschaft der übrigen Insassen des Spinnhauses gewesen, der man sie einen Tag und eine Nacht hindurch ausgesetzt hatte. Sie hatte aufgeatmet wie befreit, als sie dann am zweiten Morgen von den anderen abgesondert und in ein elendes Gelaß für sich allein eingeschlossen worden war. Hätte sie gewußt, daß der Wechsel auf Betreiben einflußreicher Männer draußen vor sich gegangen sei, so würde sie sich zu den übrigen rohen und bösartigen Weibern, ja in ihre widerliche physische Nähe zurückzuflüchten begehrt haben wie zu einem Asyl, kirchenrein in Vergleich zu dem, was aus ihrer Zelle gemacht werden sollte.

Drei, vier Tage hielt der Kriegsdirektor an sich, dann machte er sich eines Nachmittags zu dem Gang nach dem Spinnhause fertig. Etwas mußte ohnedem in dieser Sache geschehen; machte man auch nicht viel Federlesens mit überführten Herumtreiberinnen, zu deren schändlichem Orden sich dieses Mädchen ja so gut wie bekannt hatte, so mußte doch der Anschein einer Verurteilung durch die Justiz gewahrt bleiben. Schon dem Vogte im Spinnhause gegenüber: der hatte genug Mäuler zu verköstigen und trug geringes Verlangen nach solchen, die eigentlich nicht hinein gehörten.

Das Teufelchen über dem Spiegelrande hätte wieder seine Freude haben können, so aufmerksam beschaute sich der Kriegsdirektor und zupfte an der Weste und den Manschetten, als wenn er eine Staatsvisite und nicht den Besuch bei einer Delinquentin im Gefängnis vor sich habe. Da trat sein ältester Schreiber herein, ein verkümmertes Männchen, dessen jede zweite Bewegung ein ängstlicher Bückling war, und wollte submissest erinnert haben, daß heute der Tag für die reitende Post gewesen sei. „Die Sachen liegen unten — wenn vielleicht der Herr Kriegsdirektor —"

„Nachher, das hat Zeit, bis ich wiederkomme," sagte Senftenau ungeduldig. Skriba verneigte sich gleich zweimal, ging aber doch noch nicht — er zog vielmehr ein Papier unter dem linken Arm hervor und schlug es jetzt auseinander; da er gewöhnlich Akten=

stücke herumtrug, hatte Senftenau auf dieses hier nicht acht gehabt. Zum Vorschein kam ein wohlversiegelter Brief von ausländischem Ansehen. „Da ist dies hier — es war dabei — ich dachte doch, der Herr Kriegsdirektor nähmen erst Einsicht, im Falle es etwas Wichtiges wäre."

„Ha — gut!" und Senftenau winkte den Schreiber, diesmal etwas gnädiger, hinweg. Sobald er allein war, betrachtete er den Brief mit reger Aufmerksamkeit von allen Seiten; erst die schöne, große, männliche, man hätte sagen können herrische Hand der Aufschrift, dann aber, und augenscheinlich betroffen, das Siegel, denn dieses wies ein hochadeliges Wappen. Seine Miene wurde amtlich und seine Gestalt streckte sich; er fühlte sich voll als der Mann, den vornehme Ausländer als eine wichtige Person in der Umgebung des hannoverschen Kurfürsten der Ehre ihrer Korrespondenz würdigten. Davor mußte alles andere zurückstehen; er setzte sich in seinen Lehnstuhl und öffnete den Brief, ohne unziemliche Hast und mit Kanzleiaccuratesse. Er las die verbindliche Anrede an sich mit unbewölkter, nein mit strahlender Stirn; — er wendete langsam das Blatt und las die Unterschrift. Herbert Grenville, Lord Fitzroy — das fuhr ihm schon durch die Glieder, aber die Überraschung war immer noch keine unangenehme. Das änderte sich erst, als er nun endlich an den Inhalt des Briefes kam, dann aber auch sehr schnell, denn seine Lordschaft hatte keine langen Umschweife gebraucht, um seine Absicht deutlich zu machen. Schurke, laß die Hand von dem, was mein ist — das war, kurz gefaßt, der Inhalt dieses Briefes aus London. Der Wortlaut freilich nicht, nein, der war ein ganz anderer. Lord Fitzroy schrieb französisch, was seiner Feder geläufiger sein mochte als das umständliche Deutsch des Briefstils, und mit weltmännischer Höflichkeit. Die Demoiselle Fay, deren Bekanntschaft er damals im Garten des kurfürstlichen Rates und im Beisein des Herrn Kriegsdirektors gemacht habe, interessiere ihn, und besonders, seit er aus ihrem eigenen Munde ihre Geschichte und Herkunft kenne. Er habe nicht versäumen wollen, den Herrn Kriegsdirektor auf diesen seinen ehrlichen Anteil — cet intérêt parfaitement honnête — an der Demoiselle nachdrücklich aufmerksam zu machen. Er wünsche, daß sie in dem Bubeschen Hause bleibe, und hoffe über kurz oder lang jemanden nach ihr senden zu können, der sie dann, so hoffe er ferner, dort finden werde. Von der Absicht, sollte sie wirklich bestanden haben, die Betreffende in sein, des Kriegsdirektors, Haus zu ziehen, bitte er ein und für allemal Abstand zu nehmen. Der Herr Kriegsdirektor werde sich gewiß nicht weigern, diese Bitte zu erfüllen demjenigen, der sich einigen Einflusses an dem Hofe seiner Königin und ebenso an dem hannöverschen wohl rühmen dürfe, und der inzwischen hoffe, er werde niemals Ursache haben, sich anders zu zeichnen, denn „als Ihr wohl affektionierter Freund" Herbert Grenville, Lord Fitzroy.

Die in den letzten Worten versteckte Drohung war demnach deutlich genug. Der Kriegsdirektor saß vor sich hin mit schlaffen Knien, die geballten Hände auf die Lehnen des Sessels stützend. Er hatte jetzt Zeit: an den Besuch im Spinnhause war jetzt nicht zu denken. Und er durfte nicht rasen und toben, die Schreiber waren unten, wenn ihm auch zu Mute war wie dem lechzenden Rüden, den die starke Hand, welche ihm zu Zeiten die Peitsche zeigt, an die Kette gelegt hat. Im Gesicht unter der mächtigen Perücke, mit dem grausamen eckigen Unterkiefer, war er in diesem Augenblick einem solchen so unähnlich nicht.

Der Hund freilich denkt nicht, er empfindet oder will nur, daher er am Halfter heult und schäumt. Und wenn der empfindende und begehrende Teil des Herrn mit der Perücke es am liebsten ebenso gemacht hätte — der denkende mußte das naturgemäß verhindern. Und der gab ihm auch einen weiteren Vorteil über die in ihrer wilden Gier gehemmte Bestie, die Möglichkeit nämlich der Rache an demjenigen, von dem die Hemmung ausging, der die Herrenhand mit der Peitsche gezeigt hatte.

Senftenau blieb stundenlang auf einem Fleck sitzen und machte seinen Plan. Die Forderung des vornehmen Herrn in den Wind schlagen durfte er nicht; keinen Augenblick war ihm darüber ein Zweifel gekommen. Anders vielleicht, wenn er weiter nichts als das, was sein Titel besagte, ein Rechnungs-

beamter schlechtweg und nicht ein nach weitgehendem Einflusse strebender und schon jetzt auf die immerhin leicht wechselnde Hofgunst gestellter Intrigant gewesen wäre. Er vergegenwärtigte sich jetzt wieder den simplen Monsieur Herbert in jeder Bewegung und Miene und jedem Worte, und ein jedes von diesen allen gab dem Briefe Gewicht und überzeugte Senftenau nachträglich von dem Range des englischen Sendlings, der wahrlich bei all seinem sorglosen und spöttischen Wesen oder gerade vermöge desselben eine überlegene Persönlichkeit gewesen war. Mehr und mehr quoll aber auch während dieser Betrachtung Haß und Wut gegen diesen vornehmen Günstling des Glückes in dem Kriegsdirektor auf. Mußten denn wirklich diese großen Herren von allem den Schaum abschöpfen? Dieser kam und so ganz nebenher, wie im Vorbeigehen, raffte er die Blume an sich, nach der nun einmal eines anderen ganzes wildes Verlangen stand. Auch nur um ihren ersten Duft zu nippen, natürlich, und sie dann fortzuwerfen, denn an eine redliche Absicht des Lord Herbert auf das Mädchen dachte Senftenau keinen Augenblick. Es wäre auch schwer gewesen, zu sagen, wohin diese mit ihr zielen sollte. Herbert war ihr Liebhaber, war es gewesen; und alles andere, was er nachher sein konnte, ihr Gönner, Beschützer im besten Falle, der sie irgendwo unterbrachte, wo sie ihr Brot finden konnte — alles dies konnte sie ja doch nur für einen Abfall von sich halten, nach den Vorspiegelungen, womit er die Thörin in jener Nacht, wie üblich, gewonnen hatte.

So dachte sich der Kriegsdirektor die Sache, den anderen nach sich beurteilend. Je länger er aber brütete, desto wahrscheinlicher erschien es ihm, daß das Verlangen auch des vornehmen Herrn noch nicht gesättigt sei. Viel Zeit hatten ja die beiden nicht gehabt; sie konnten sich, damit kam er der Wahrheit nahe genug, höchstens zwei- bis dreimal getroffen haben. Und diese Lore war kein Weib wie andere. Hirnverbrennend war der Reiz, der von ihren schlanken Gliedern ausging, das wußte Senftenau selber am besten. Wie gut es der Engländer haben wollte — er würde irgend einen kupplerischen Kammerdiener schicken, der ihm das Liebchen ohne weiteres hinüber holte. Der Kriegsdirektor erstickte fast vor Wut bei dem Gedanken. Sein Blut kam erst notdürftig zur Ruhe, als er sich an das Planen begab. Im Geiste schrieb er schon an einer devoten Antwort auf den Brief da vor ihm, in der er alles versprach und mit der kriechendsten Höflichkeit jeden Wunsch seines hohen Gönners als einen Befehl für sich erklärte. So dachte er sich den Rücken zu decken. Der Brief sollte zur wohlgewählten und berechneten Zeit abgehen, und inzwischen würde es das Geschäft des Herrn Kriegsdirektors sein, einem jeden, wer es auch sei, den Spaß an einer Liebschaft mit Lore Fay zu verderben.

* * *

Die kurfürstliche Residenz Hannover war, soweit besonders ihre untersten Volksschichten in Betracht kamen, in ungewöhnlicher Bewegung. Die geringen Leute zogen durch die Gassen, offenbar in Erwartung eines Schauspiels, aber auch in den guten Bürgerhäusern sah man die Fenster mit den erwartungsvollen Insassen besetzt, in den Gassen wenigstens, die zum Marienkirchplatze führten. In der Nähe dieses Gotteshauses nahm die Menge eine andere Zusammensetzung an; da wurde sie auch von ehrbaren Kirchgängern, mit dem Gesangbuche im Arm, gebildet; Ratsherren und Beamte unter diesen, an ihrer Tracht kenntlich. Es war kein Sonntag, aber die Glocken läuteten dennoch einen Gottesdienst ein.

Werkeltäglich genug war denn auch der Anblick der neugierigen Weiber, mit ihren kleinen Kindern auf dem Arm und am Rock, die, wie sie gingen und standen, von Hause fortgelaufen waren. Daß die Dirne, die man neulich früh morgens am Stadtthore gegriffen hatte, öffentliche Kirchenbuße thun sollte, das ging die Herren von der Ratsbank und ihre Weiber an, die da bequem in ihren Gestühlen in der Kirche sitzen mochten und sich nicht zu drängen brauchten. Wer außer diesen nicht zur Mariengemeinde gehörte und seinen Platz drinnen hatte, kam da gar nicht hinein. Nachher aber sollte die Person auf eine Stunde im Halseisen stehen, auf dem Platze am Rathaus, und das war gut gemeint von den Herren, damit nicht nur die großen Hänse, sondern sie auch,

das geringe Volk, das sich lange auf einen solchen Tag freute, sein Schauspiel hätte.

Im kurfürstlichen Residenzschlosse nahm man wie billig von derartigen Vorgängen unter der Bürgerschaft keine Notiz. Daß man aber genau wußte, was vorging, verstand sich von selbst. Dafür sorgten schon die unteren Schloßbeamten; durch die kam es dann an die Kammerfrauen und immer höher; zu den stillschweigenden Obliegenheiten einer langjährigen Kammerfrau am Hofe gehört es, von allen Stadtgeschichten, alten und neuen, genau unterrichtet zu sein. Und in der nächsten Umgebung der höchsten Personen, vor allem im Kreise der verwitweten Kurfürstin Sophie, war man besonders wohl damit zufrieden, daß die Aufmerksamkeit der getreuen Hannoveraner gerade heute durch jenes Schauspiel abgelenkt wurde, dessen Abscheulichkeit niemand fühlte. Denn eben am heutigen Tage sollte eine Abordnung von London eintreffen und die Akte überbringen, nach welcher durch Parlamentsbeschluß die Erbfolge in den drei Königreichen von Großbritannien an das Haus Hannover überging. Aber ohne allen Prunk, in aller Stille sollte die Übergabe dieses inhaltschweren Dokuments geschehen: die kluge Kurfürstin Sophie — die es zunächst anging, da sie die Nachfolgerin der Königin Anna wurde — legte besonderen Wert auf diesen Umstand: es sollten die Gemüter der alt angestammten Unterthanen nicht durch diese seltsam blendende Aussicht auf den Königsprunk jenseit des Kanals, der ihre Herrscherfamilie zugleich zu erhöhen und von ihnen zu entfernen drohte, vor der Zeit verwirrt werden. In der Residenzstadt war demnach nichts davon bekannt geworden, daß an diesem Augusttage eine Stunde vor Mittag eine geschlossene Hofkutsche aus dem Gasthofe zum Kurprinzen, wo die Herren abgestiegen waren, die englische Deputation abholen und in das Residenzschloß führen würde. Sie bestand aus drei Personen: einem Mitgliede des englischen Ober- und einem solchen des Unterhauses und einem Vertreter der Londoner Gilden in ihrer Gesamtheit.

Um elf Uhr also — er durfte sich für vollständig sicher unterrichtet halten, der Mann, der bis zu diesem Tage wie ein Maulwurf gearbeitet und dabei Angst und Pein ausgestanden hatte in der Befürchtung, es könne der Gang, den er wühlte, an einem anderen als gerade dem einen Punkte, auf den alles ankam, an die Oberwelt münden; mit anderen Worten: das Eintreffen der Deputation und die Vollziehung der Strafe an der Delinquentin im Spinnhause könnte etwa ein tückisches Schicksal doch wieder zeitlich auseinander rücken wollen, seinem so wohl angelegten Plane entgegen.

Daß das vornehmste Mitglied der Abordnung Herbert Lord Fitzroy sein würde, derselbe Mann, dem die unauffällige Sondierung der Stimmung am Hofe und in Hannover so außerordentlich gut geglückt war, das zu erfahren war dem Kriegsdirektor Senftenau nicht schwer geworden. Seitdem hatte er Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, denn ein Gedanke hatte von ihm Besitz ergriffen und beherrschte ihn bis zur Tollheit: das rasende Verlangen, den vornehmen Herrn zum Zeugen der öffentlichen Entehrung seiner Geliebten zu machen.

Schon die so harte Ahndung[*] eines zwar nicht geleugneten, aber auch nicht eingestandenen und völlig unerwiesenen Vergehens bei dem Magistrate durchzusetzen, und zwar so, daß niemand auf ihn als den eigentlichen Betreiber der Sache den Finger legen konnte, schon dies war für Senftenau nicht ganz leicht gewesen. Erleichtert hatte es freilich diese gottverlassene Person durch ihr Verhalten, indem sie allem Zureden, dem gütlichen und milden wie dem strengen, das gleiche verstockte Schweigen entgegensetzte. Wenn man verstockt nennen konnte, was sich so still und sanft gab, wie diese hier. Sanft, nachgiebig und hilfreich — so hatte sie sich unter dem Auswurf des weiblichen Geschlechts erwiesen, mit dem sie nun seit Wochen zusammengesperrt war. Als echte Tochter ihres Vaters empfand Lore mit diesen verwahrlosten und zum Teil niederträchtigen Geschöpfen ein göttlich überlegenes Mitleid. Und verwahrlost und niederträchtig, wie sie waren — das hatten sie mit sicherem Instinkt bald herausgefühlt. Wer von ihnen krank war an alten Schäden oder krank wurde, dem hatte sie nach ihren Kräften beigestanden. Undank verletzte sie nicht, weil Dank etwas war, was in ihr Leben

noch niemals eingetreten war; hier aber gerade, auf diesem Unrathaufen, wäre ihr vielleicht mit der Zeit dies seltene Blümchen entgegengesprießt. Der Vogt sah der Sache gelassen zu. Er war ein durch sein Amt verhärteter Geselle und vermaß sich keiner Meinung über das, was die Oberen thaten, sonst hätte er sich vielleicht gewundert über die scharfen Maßregeln gegen diese stille Person. Übrigens that er vom seinen nichts dazu, um dieselben schärfer zu machen. Im Gegenteil: er fand, daß er sein sonst aufsässiges Weibervolk leichter regierte, seit dies Element der Stille in das schnöde Haus gezogen war, und so ließ er es sich nicht ungern gefallen, einmal eine Insassin darin zu haben, von der eigentlich niemand wußte, womit sie dies verdient hatte.

Erst als die Verurteilung erging, erfuhr das Spinnhaus, mit was für einer Schlimmen man es hier zu thun hatte, und sogar das Spinnhaus geriet in eine Art Aufruhr darüber. Bei diesen verwilderten Weibern und Mädchen, meist wegen Diebereien, Herumstreifens und Sittenlosigkeit bestraft und thöricht nach Art bösartiger Kinder und in einem unglaublichen Grade, schlug der Respekt, den Lore ihnen abgezwungen hatte, jetzt in sein wildes Gegenteil um. Kirchenbuße thun und im Halseisen stehen! das war nicht einmal unter ihnen einer zuerkannt worden, und die hatte sich noch für etwas Besseres als sie alle halten lassen! Über Lore hergefallen wären sie und hätten sie mißhandelt, wenn man das Mädchen jetzt unter sie gestoßen hätte, und das wäre nur die Äußerung des jähen Rückschlags in ihrem zügellosen Empfinden gewesen.

Lore aber war wieder einmal allein, in der elenden Kammer, in welche man sie schon einmal auf einige Tage eingeschlossen hatte. Vor einigen Stunden war sie dorthin gebracht worden, und dann war mit dem Herrn Vogt, damit auch der übelste Wille keinen Grund zum Argwohn finde, der Kriegsdirektor Senftenau bei ihr eingetreten.

Die gehaltene Amtsmiene mußte er wahren und that es. Aber seinen Augen konnte niemand wehren, die weideten sich gierig an der Gestalt vor ihm und durchdrangen das graue Gewand der Spinnhäuslerin nach den Reizen, die ihm Tag und Nacht in der Seele brannten. Mit heimlichem Staunen, mit Wut und Verlangen nahm er wahr, wie bis jetzt der schmähliche Aufenthalt noch nichts über die Jugendblüte der herrlichen Gestalt vermocht hatte. Die weiche Masse des lichtbraunen Haars mit dem Goldglanz war unter die grobe Haube gedrückt, auch das sah er, und er dachte daran, den Befehl zu geben, daß man es der Dirne vor ihrer Pön abschnitt. Nachher war noch Zeit dazu — jetzt räusperte er sich, schluckte und begann zu reden. Es wurde ihm schwerer, als er gedacht hatte, denn aus dem zartschönen weißen Gesicht unter der Haube sahen ihn ein Paar wundersame Augen an, furchtlos, wie ihm schien, und als läsen sie auf dem Grunde seiner Seele und sagten: nichts, was du ersinnen kannst, wird mich bezwingen können.

Wirklich nichts? Seine starken Züge verzogen sich zum Hohn, und dann überwand er die Trockenheit in der Kehle völlig und verkündete, teils aus einem Aktenstücke vorlesend, den Beschluß des Magistrats, dem als Sittenpolizei die Ahndung jener Art von Vergehen zustand, und die Strafe, die er zum abschreckenden Beispiel einer schamlosen Herumtreiberin, Leonore oder Lore Fay geheißen, auferlege. Dabei hatte er eine Art Furcht vor ihren Augen zu überwinden bei jedem scheuen Blick, mit dem er ihr Gesicht streifte, um darauf die Wirkung dessen, was sie hörte, zu suchen. Endlich that er es freier, denn ihre starrer werdenden Pupillen sahen ihn offenbar nicht mehr. Das Entsetzen hatte sie verglast; Lore sah jetzt, was hier in ihrer Nähe war, nicht; sie sah sich in der Schmach, die ihr bevorstand, an der Kirchenthür, wo alle die mitleidslosen Augen der ganzen Stadt auf ihr brennen würden. Und als jene Stimme dann fortfuhr und zu dem Fürchterlichen ein Mehr — ein unbegreiflich Fürchterlicheres sich gesellte, der erhöhte Schandpfahl mit dem an der Kette locker herabhängenden Eisen, wie sie ihn kannte, und sie nun fassen sollte, daß sie an jener Stelle stehen würde, das arme Antlitz unbedeckt unter der grausamen Sonne, da wühlte ein Schmerz sich ihr ins Herz, dem sie nicht mehr stand hielt: ihre Knie brachen unter ihr und sie sank in sich zusammen und suchte mit der Stirn den Boden.

Senftenau, über ihr stehend, verschlang

mit den Blicken den schönen Nacken, wie er jetzt sichtbar wurde. Sie kniete vor ihm, so wähnte er, und wollte ihn anflehen, ihr zu helfen. Und sofort begannen seine Gedanken in Fieberhast zu arbeiten auf das alte Ziel hin. War sie schon geschmeidigt? Wie entfernte man dann jetzt rasch den lästigen Zeugen, den Vogt? Das mußte möglich werden. Und dann würde Senftenau, gegen das Versprechen, ihr Frist und dann die Erlassung der schimpflichen Strafen zu erwirken, alles von ihr erlangen, was er wollte, und sofort — Und dann — dann würde es gerade noch an der Zeit sein, sie dem Büttel zu überliefern, der draußen wartete, um die Delinquentin in Empfang zu nehmen und zum Pranger zu führen!

Wenn sein Schicksal dem Herrn Kriegsdirektor diese äußerste Niedertracht ersparte, so geschah das nicht um seinetwillen: er hatte sie in Gedanken und mit dem festen Willen dazu vor Gott auch schon so gut wie begangen. Im Taumel der Sinne wußte er kaum, wie die Zeit verging und wie lange das Mädchen schon da kniete. Seine Hände tasteten endlich vorwärts nach ihr, und er feuchtete schon die von innerem Brande gedörrten Lippen und würgte an dem Worte, dem verräterischen Lügenworte, mit dem er sie jetzt aufrichten wollte und ahnen lassen, daß nach Rettung möglich sei, ohne sich doch vor dem Vogte bloßzustellen.

Da mochte er sie mit den äußersten Spitzen seiner heißen Finger berührt haben, und Lore Fay richtete sich langsam auf. Sie zeigte ein bläulich weißes, verstörtes Antlitz, sie bewegte auch die Lippen und sagte etwas, aber von einem Flehen um Erbarmen war es nichts. Senftenau, in dem die wilde Gier raste, wie ein Bluthund auf der Fährte, konnte sich jetzt ebensowenig in eine Hemmung finden, wie ein solcher. Er starrte das Mädchen verständnislos an, so daß endlich der Vogt vortrat: „Sie fragt, wann? Herr Kriegsdirektor,“ und statt dieses Herrn, der noch immer schwieg, als wäre er nicht recht bei sich, gab nun er die Antwort: „Jetzt gleich soll die Sache vor sich gehen, und das nehme Sie sich nur weiter nicht zu Herzen, denn desto eher ist alles vorüber.“

Lore nickte dem Manne, dem eine Regung des Erbarmens die letzten Worte eingegeben hatte, langsam zu. Sie schien aufgestanden als eine andere, als die sie zusammengesunken war. Das Jähe in dem Hereinbrechen dieser letzten Schmach hatte sie überwältigt. Jetzt empfand sie anders. Gott sei Dank, keine Nacht mehr zwischen ihr und dem Furchtbaren, keine Nacht, in welcher sie es mit stets sich schärfender Qual tausendmal voraus empfinden und in der Einbildung erleiden würde; vielleicht vor Erschöpfung sekundenweis im Halbschlaf das Bewußtsein verlieren und dann ungezählte Male auffahren zu der fast unerträglichen Folter des Gedankens, daß sie alles noch vor sich habe. Nein, heute nacht würde alles vorüber sein!

Und nicht erst heute nacht, in wenigen Stunden schon! Die unmittelbar bevorstehende Nähe des schmachvollen Prozesses wirkte auf Lore wie ein wunderbares Stärkungsmittel. Die edelkräftige Natur faßte zusammen, was sie an Spannkraft besaß, um sich gegen das Leiden zu stählen, und dabei entzündete sich ein eigenes Feuer in den Adern des jungen Geschöpfes, dasselbe fieberhafte Feuer der Märtyrerlust, welches in den christlichen Bekennern gelodert und sie oft den Qualen entgegengetrieben hat.

Der Kriegsdirektor und der Vogt sahen, sogar der letztere mit Erstaunen, welche Veränderung unter ihren Augen mit dem Mädchen vor sich gegangen war. Jene bläuliche Totenblässe hatte sie entstellt; jetzt war ein leiser Schimmer von Rot in Wangen und Lippen zurückgekehrt, und in den Augen lag nicht mehr Entsetzen, sondern Ergebung. Dieses alles drohte den Kriegsdirektor um den Verstand zu bringen; achtlos des Vogtes kam er auf Lore zu, mit brennenden Augen und zitternden Händen und Lippen; noch im letzten Augenblick ließ ihn ein Rest von Besinnung den Kopf wenden und halb über die Schulter zu dem Aufseher, mit einem Versuche des Amtstones, sagen: „Erwarte Er mich draußen, Freund; ich habe zu ihrem Besten noch ein Wort mit der Delinquentin zu reden.“ Da stockte er mitten im Schritt: Lore hatte ein paar starre Arme, wie von plötzlichem Krampf gehoben, zur Abwehr weit gegen ihn ausgestreckt. „Fort! fort! Ihr rührt mich nicht an!“ kam es dabei in fremder Stimme von

ihren Lippen, und so überwältigend war der Eindruck des Unbezwinglichen und einer ihr nur gerade jetzt verliehenen übernatürlichen Kraft, die von ihr ausging, daß der Elende knirschend vor ihr zurückwich und dann, halb sinnlos vor Wut und unbefriedigter Gier, den Vogt fast überrennend, hinausfuhr.

Zu eben dieser Zeit hatte sich im kurfürstlichen Residenzschlosse zu Hannover jener Akt von großer politischer Bedeutung in aller Stille vollzogen. In Gegenwart ihres Sohnes, des regierenden Kurfürsten Georg, hatte in ihren Gemächern die verwitwete Kurfürstin Sophie das Dokument der englischen Parlamentsakte über die Thronfolge in Empfang genommen. Das Protokoll darüber war vom Geheimschreiber aufgenommen und die Audienz der englischen Abgesandten zu Ende, das alles eine halbe Stunde früher, als es nach der Kenntnis aller außer den Mitwirkenden überhaupt hatte beginnen sollen: so war es das Belieben der ungemein vorsichtigen alten Kurfürstin gewesen.

Von den drei englischen Herren hatte der eine wenigstens keine Lust verspürt, die geschlossene, schwer drapierte Hofkutsche, die sie nach dem Schlosse geführt hatte, ein zweites Mal zu besteigen. Ihn erwartete im Schloßhofe sein Reitknecht mit einem Pferde; lächelnd sagte er, indem er sich in den Sattel schwang, zu dem Kammerherrn Grafen Kielmannsegg, daß er ja kein Fremdling in der Residenzstadt sei und seinen Weg auch so zu finden sich getraue. Das war eine Anspielung, die Graf Kielmannsegg ebenfalls mit einem wissenden Lächeln erwiderte. Denn es war jetzt kein Geheimnis mehr, daß dieser vornehme und wagemutige englische Kavalier kürzlich als geheimer Emissär seines Hofes die Maske eines namenlosen Schreibers nicht verschmäht hatte; wahrscheinlich war die abenteuerliche Rolle überhaupt seine eigenste Erfindung gewesen und seiner ihm nachsichtig günstigen Herrscherin durch ihn erst plausibel gemacht worden. Wie es sich auch damit verhalten mochte, Lord Herbert Fitzroy hatte sie, wie alles, was er angriff, mit Erfolg durchgeführt. Und daß er in derselben noch zu guter Letzt beim Abgang von der Scene einem Vertreter der sich nie überwunden gebenden Gegner, der Stuarts, einen Denkzettel hinterlassen hatte, das hatte ihm hier am Hofe billig nichts schaden dürfen.

Graf Kielmannsegg bestieg ebenfalls ein Pferd und begleitete den Lord Herbert. Sie hatten beide den mantelartigen Reitrock über das Hofkleid angelegt, um in den Straßen nicht allzusehr aufzufallen. Das hätten sie aber kaum zu fürchten gebraucht, wie sich jetzt zeigte: in den dicht gefüllten Gassen achtete man der beiden Reiter wenig; ihre Anwesenheit wurde offenbar hingenommen als etwas, was heute zu der ungewöhnlichen Straßenphysiognomie gehörte. Die Leute schoben sich alle nach einer Richtung hin, über den Markt nach dem Marienkirchhofe zu, und unwillkürlich folgten die beiden Herren dem allgemeinen Zuge. Natürlich fragte der aufmerksame Engländer, was es denn heute so Besonderes gebe. Graf Kielmannsegg mußte sich besinnen; erst der Anblick des Pfahles mit dem Halseisen, auf einer etwas erhöhten Bühne vor dem Rathause, brachte ihn auf die Sprünge, denn eine Menge von geringem Volk umstand schon das Schandgericht und gaffte hinauf in Erwartung des eigentlichen Schauspiels, das ihnen heute geboten werden sollte. Ganz recht, er hatte davon gehört: eine liederliche Dirne sollte heute für nächtliches Herumtreiben öffentlich abgestraft werden. Man ritt freilich nicht aus als vornehmer Kavalier, um dergleichen mit anzusehen; solche Akte der Justiz waren eine Unterhaltung für den Pöbel. Aber da man nun einmal hier war — so von weitem, vom Pferde aus — warum nicht? Und vielleicht war das Weibsbild sogar jung, wenn nicht hübsch!

Graf Kielmannsegg, während sie die ungeduldigen Pferde etwas mühsam an den Häusern entlang zum Schritt zügelten, machte eine gewandte Bemerkung, dahingehend, daß Seine Lordschaft diese Bereicherung ihrer Kenntnis der kontinentalen Sitten und Bräuche vielleicht ganz gern im Vorbeigehen mitnehme. In seiner Heimat habe man wohl diese etwas altmodischen Strafverfahren nicht mehr.

„Den Pranger? O doch — ich kenne ihn wohl — wir in England pflegen unsere besten Männer daran zu stellen. Unseren Daniel Defoe zum Beispiel, der seinen Richtern von dort aus stolz zurufen konnte:

„Könntet Ihr mein Verbrechen begehen!“ Das Verbrechen, ein Genie zu sein, meinte er damit.“ Dies war des Lord Herbert ziemlich unerwartete Antwort. Aber er war nicht recht bei der Sache; sein Falkenblick strebte vorwärts, dem Punkte zu, nach welchem die meisten Fußgänger sich hinbewegten, und seine Züge verrieten eine eigene Spannung. „Wäre es Ihnen genehm, Graf, etwas rascher zu reiten?“ sagte er plötzlich, und ohne die Antwort abzuwarten, setzte er seinen Fuchs in Trab. Graf Kielmannsegg folgte erstaunt, und er ahnte doch noch nicht einmal, daß er jetzt Zeuge des seltsamsten Vorgangs werden sollte, den er unter seinen Erlebnissen einmal würde zu erzählen haben

Rücksichtslos ritt Lord Herbert immer rascher durch die Menge, und es fehlte nicht an Schimpfen und Flüchen hinter ihm her von denen, welche erschrocken beiseite gesprungen waren. Unbeirrt behielt er einen dichten Knäuel im Auge, der, wie er wohl unterschied, sich von der Pforte der Marienkirche her bewegte. Was ihn vorhin ergriffen hatte und jetzt trieb, war zuerst ein ahnender Gedanke gewesen, der Gedanke an eine wilde Möglichkeit, und dann ein einziger Blick auf Kopf und Schultern eines Weibes, die für Sekunden nur mitten in jenem Knäuel für ihn sichtbar geworden waren.

Jetzt flog zum Glücke schon die Furcht, niedergeritten zu werden von diesem Tollen, vor ihm her durch das Gedränge und machte Platz für ihn. Die aber kreischend vor seinem Pferde flohen — und das wurden ihrer mehr und mehr, weil die kopflose Angst des einen immer gleich drei andere ansteckte —, die rannten nach der Kirche zu und so dem anderen Zuge entgegen, der sich um den Büttel und seine Gehilfen mit der Spinnhäuslerin in ihrer Mitte angesammelt hatte. Noch im Angesichte des altersschwarzen, tiefbogigen Kirchenportals staute sich das alles zu wüstem Getümmel; dort in der offenen Kirchenthür erschienen wichtige Amtsperücken, vorgeschoben von anderen, die aus dem dämmernden Raum ihnen nachdrängten, die Gesichter alle in kaltem Unwillen starrend oder auch in zorniger Bewegung. Und die galt nicht, wie einige erst geglaubt hatten, dem durch den Reiter veranlaßten unziemlichen Gedränge und Getümmel hier draußen: es flog vielmehr jetzt von Mund zu Mund, daß drinnen in der Kirche sich auch schon Unerhörtes abgespielt hatte. Wozu anders waren die vornehmsten Glieder der Mariengemeinde da eben zu kurzem Gottesdienste versammelt gewesen, als damit am Schlusse desselben jener Dirne das Bekenntnis ihres schändlichen Lebenswandels vor ihrer aller Ohren in den Mund gelegt und von ihr zu schicklicher Buße öffentlich nachgesprochen werde? Aber „sie hat nicht bekannt! Geweigert hat sie sich, auch nur ein Wort nachzusprechen! Der verstockte Teufelsbraten, nicht zu zwingen ist sie gewesen!“ Diese Kunde hatte sich von der Kirchenthür aus nach draußen fortgepflanzt, und eine Art Wut darüber griff unter dem Gassenpöbel um sich wie Feuer im Stroh. Drohende Fäuste reckten sich aus der Menge gegen die Gefangene in die Höhe; Verwünschungen wurden laut, und Buben und Männer und Weiber sogar rafften Steine auf: die Besorgnis mochte sie erfaßt haben, daß ihnen nun vielleicht durch etwas Unvorhergesehenes auch das eigentliche Schauspiel, das Stehen der Dirne im Halseisen, vergällt werden könnte. Dann aber wehe ihr — dann sollte sie vorher noch etwas erleben: mit ganzen Gliedern, das schwuren sie sich, und mit ihren frechen Augen unversehrt im Kopfe sollte dann kein Büttel und kein Stadtknecht sie davonbringen!

Die Allernächsten an dem eigentlichen schmählichen Zuge, in dessen Mitte sich Lore befand, hätten sich freilich beruhigen können: sie hatten es aus der Stadtknechte eigenem Munde, daß diese verstockte Person nun auf zwei Stunden statt einer in das Halseisen komme. Aber sie schrien und schimpften mit, bis ihnen wie allen, die in nächster Nähe waren, das Wort im offenen Munde erstarrte vor dem, was ihren Augen, die es sehend kaum glauben wollten, nun geboten wurde.

Lore Fay war seit der letzten halben Stunde, seit man sie aus dem Spinnhause und durch die Gassen in die Kirche geführt hatte, nicht mehr elend und unglücklich gewesen, sondern von einer Empfindung gehalten und getragen, deren Rückschlag freilich sie vielleicht auf die Zeit ihres Lebens gebrochen hätte. Mit einem Leben hiernach

rechnete sie aber auch in diesen Augenblicken nicht: war dies vorüber, dann war nur noch Gott für sie da, in dessen allbarmherzige Arme sie sich zu werfen gedachte. Und an dieser Flucht — aus dem Leben nämlich — sollte niemand sie hindern können.

Hätte sie in dieser Verfassung vor dem Altare, vor den man sie geschleppt hatte, lügen sollen? Ohne Trotz stand sie da, vor den in weltlichem Dünkel verhärteten Männern und Weibern, die sich für eine christliche Gemeinde hielten, ohne Trotz, mit sanftem Munde, aber mit einem unbezwinglichen Licht in den groß geöffneten Augen. Diese Augen, aus denen die Ekstase blickte — nur daß niemand hier war, der es erkannt hätte — sahen die Umgebung, Kirchenpfeiler und Altar und die Reihen harter Gesichter, undeutlich wie durch einen Schleier; und ebenso undeutlich, wie durch Wasserbrausen hindurch, klangen die Stimmen des Geistlichen und des Ratsschreibers an ihr Ohr: ihre eigene Stimme, mit der sie sagte: „ich kann diese Dinge nicht bekennen, denn sie sind mir fremd, ich habe sie nicht begangen," drang zu ihr zurück wie aus weiter Ferne, und sie wußte nicht, ob sie laut oder leise gesprochen habe. Und undeutlich blieb ihr alles, was zunächst geschah; für ihre schnöde Umgebung, als man sie nun aus der Kirche stieß, für das Hohngekreisch der Menge und ihre verzerrten Fratzen waren ihre Sinne so gut wie verschlossen. Etwas wie wilde Leidenswonne trug sie, und so ging sie, ohne es zu wissen, mit erhobenem Kopfe, und herzzerschneidend und berückend zugleich war für den, der sie nicht mit den Augen dieses niedrigen Pöbels ansah, der Schatten eines stolzen Lächelns um ihre Lippen.

Und so, von einer fast unirdischen Schönheit, wie sie selten ein Weib umkleiden wird, sah sie der Mann jetzt vor sich, den der Gedanke an sie über das Meer und wieder zurück verfolgt hatte mit einer ihm selber kaum begreiflichen Hartnäckigkeit. Jetzt plötzlich aber begriff er. Diese ganze schmähliche Scene war wie ein Meer läuternder Flammen, die alles Zufällige äußeren Beiwerks verzehrten: des Mädchens stolze adlige Seele stand gleichsam nackt vor ihm, und die seine, hingerissen von der verwandten Größe, flog ihr entgegen.

„Lore!" — Seltsam zu sagen, wie ein helles Jauchzen drang der Ruf über die Köpfe der Menge, durch die sich der Reiter Bahn brach. Die Stimme erreichte das Ohr des unglücklichen Mädchens und sie erwachte davon wie eine Schlafwandlerin, zunächst aber nur zum Bewußtsein ihrer Schmach und ihres grenzenlosen Elends. Über das Meer der wogenden Köpfe hinweg sah und erkannte sie Herbert; nichts kam ihr zum Bewußtsein als sein unvergeßliches stolzes Gesicht und darin die sprühenden Augen, deren Blick sie jetzt traf wie die Spitze eines Schwertes, mitten ins Herz. Überwältigt wurde sie von brennender Scham, daß er sie so sah; jetzt fühlte sie erst ihre Lage; jeder Nerv erwachte plötzlich zur Empfindung der Außenwelt, und Qual hüllte sie ein wie ein Gewand von fressendem Feuer.

Als sie aber aus der Tiefe dieses Elends wieder mühsam die Lider hob, da glaubte sie zu träumen, denn Herbert war dicht vor ihr, und jetzt war es nicht mehr zu verkennen, was aus seinen Augen leuchtete. Er lächelte, stolz und verächtlich: er fragte gar nicht, was diese ganze Burleske der lächerlich bewaffneten Gesellen zur Seite Lores bedeute: mit einigen Hieben der flachen Klinge trieb er die Stadtknechte zurück und — jetzt handelte der Engländer in ihm, der in unverkümmertem Bewußtsein aller Möglichkeiten eines persönlichen Wagemutes zu leben gewohnt ist — mit einem Griff schwang er Lore vor sich aufs Pferd und mit dem hellen Rufe: „Zurück, wem sein ganzer Schädel lieb ist! hier auf dem Gaule ist England!" setzte er buchstäblich über einige der gedrängt und kreischend zu Boden Fallenden hinweg, bald aber auf freier Bahn, leer, als habe sie der Sturmwind gefegt, durch die Gassen und nach dem Gasthofe zu, in dem er mit seinen Gefährten abgestiegen war.

Auf dem Wege dahin aber änderte er jenen ersten, rasch geborenen Entschluß. „Hältst du es eine Weile so aus, Lore?" fragte er zärtlich zu ihr geneigt. „Ja," sagte sie leise, „und alles, was du willst, geschehe." So vollendete Lord Herbert das Wagstück, indem er mit dem Weibe vor sich die Stadt durchsauste und zuletzt in leichtem Galopp in heller Mittagsstunde durch das Stadtthor ritt, ohne daß ihn einer angehalten

hätte. Auch an Verfolgen hatte kein Mensch aus der gänzlich verwirrten Menge gedacht, und am letzten dasjenige von Justiz, was durch den Büttel und seine Gehilfen dargestellt wurde. Wohl aber hatte des Lord Herbert ergebener Reitknecht die stillschweigende Losung richtig verstanden. Nur einmal hatte sich sein Herr nach ihm umgedreht, in der Nähe der Herberge, und sich nicht gewundert, als er des Burschen eifriges Gesicht mit den Augen des klugen Jagdhundes hinter sich sah. Er hatte ihm ein paar Worte in englischer Sprache zugerufen, darauf war Thomas in das Thor des Gasthauses hineingeritten und nach zehn Minuten schon wieder heraus, den Mantelsack hinter sich auf dem Pferde.

Thomas war ein Deutscher, von dem Lord Herbert vor zehn Jahren auf seiner großen Tour aus diesem Lande mit davongebracht und doppelsprachig wie der beste Kurier. Er ritt jetzt, nach der Weisung seines Herrn, voran nach Minden; und so gut hatte er die Goldstücke Herberts zu verwenden gewußt, daß er am Saume eines Gehölzes, eine halbe Stunde vor dieser letzteren Stadt, in einsam ländlicher Gegend, das Paar erwartete mit einem dritten Pferde und einem langen Reitrock und Hut, wie sie vornehme Damen, wenn sie zu Pferde reisten, zu tragen pflegten.

Lord Herbert wußte jetzt, was Lore, und zum großen Teile um seinetwillen, seit jenem Abend im Garten des Rats Bube und seit dem Abschied dort erlitten hatte. Ein seltsames Beieinandersein — Brust an Brust stundenlang, im hastigen Reiten; kein ruhiges Genießen der gegenseitigen Nähe, aber Sekunden heißer, beklemmender, atemversetzender Wonne. Auch für das junge Weib sogar, obwohl sie nicht wußte und auch nicht danach fragte, welchem Schicksal sie entgegengetragen würde. — Der ungewöhnlichen Kühnheit pflegt sich ganz von selber dasjenige Maß von Vorsicht zu gesellen, welches erforderlich ist, um ein einmal begonnenes Wagstück durchzuführen. Die Besonnenheit selbst in unerhörter Lage ist eben ein Bestandteil der Wagehalsigkeit. Herbert Fitzroy besaß sie, und dazu den Ortssinn des Jägers und im Freien den geschärften Blick des Hinterwäldlers. Er umritt die Dörfer und schnitt auf einsamen Wegen über glatten Heideboden Stücke der Landstraße ab. Einzeln und paarweise blieben wohl begegnende Wanderer stehen, um dem Pferde mit der Doppellast nachzuschauen, aber aufgehalten wurde er nirgends, und niemand hatte auch nur Anstalt dazu gemacht. Denn trocken und unbekümmert und ohne eine Spur von Scheu glitt der Blick des Reiters über die, die zu ihm hinaufstarrten, hinweg, und er machte ein Gesicht, als sei es das Alltäglichste von der Welt, mit einer Frau vor sich auf dem Buge des Pferdes durch die Welt zu galoppieren.

Lore hatte ihrem Freunde nichts verhehlt von dem, was man sie hatte erfahren lassen. Eine Sicherheit des Daseins kannte sie ja nicht: ihre Zukunft war von jeher in trübe Nebel gehüllt gewesen und eine Fortsetzung des Leidens der Gegenwart im allerbesten Falle. Und daran hatte sich noch nichts geändert: sie hatte noch nicht gelernt, zu hoffen. Und weltfern lag es ihr zugleich, sich etwa durch Verschweigen ein Glück erreichbar machen zu wollen. Sie ahnte nicht, wie sie sich diesem stolzen Manne immer tiefer ins Herz stahl durch ihre herbe Wahrhaftigkeit. „Weißt du, Herbert, was dies für ein Kleid ist?“ hatte sie ihn gefragt. „Das Gewand der Spinnhäuslerinnen. Um dich kränkt es mich, daß ich es jetzt trage,“ fügte sie leise, mit einem verlorenen Seufzer hinzu.

„Die Tracht der Gefangenen?“ Er lächelte eigen. „Das Kamisol bewahren wir auf — es verdient einen Schrein, zu dem treue Weiber für alle Zukunft wallfahrten müßten.“

Nach einer Weile aber war Lore ein Gedanke gekommen, unter dem sie hastig die dunkle Haube vom Kopf streifte. „Die Leute vom Lande hier kennen vielleicht noch dies schmähliche Abzeichen,“ sagte sie dabei, und ihr war es darum zu thun, nicht dadurch etwa Verfolger auf seine Fersen zu ziehen.

Der Gedanke an Verfolgung schien Herbert wenig zu kümmern; er hatte statt aller Antwort einen Kuß auf das herrliche braune Haar gehaucht, das nun unbedeckt war. Sie näherten sich jetzt der Stadt Minden: ihre Kirchtürme waren schon seit einer Weile am dem flachen Horizont sichtbar. War alles gut gegangen, dann mußte auch Thomas nun in Sicht kommen. Gut, daß Herr und

Diener diesen Weg schon einmal zusammen geritten waren; das war der knappen Verabredung heute zu statten gekommen.

Lord Herbert spähte scharf aus und erkannte seinen Mann mit zwei Pferden an der bezeichneten Waldecke. Jetzt war der übermäßig kecke Handstreich so gut wie gelungen; welche Folgen demselben aber ferner zu geben waren, das hatte Herbert indessen mit sich selber fertig gemacht, indem er über sein künftiges Leben entschied und zwar als ein Mann unter Tausenden. Etwa fünfzig Schritte entfernt von dem braven Thomas hielt er sein Pferd an: die Lage ergab es, daß es hier sein mußte, wenn sie beide noch ein paar ungestörte Worte mit einander haben wollten. Herbert bog sich zurück, um so viel Entfernung, wie auf dem Pferde möglich war, zwischen sich und seine Gefährtin bringen und ihr desto besser in das Gesicht sehen zu können. „Lore, sieh mich an," raunte er, mit dem straffen Zügel zugleich ihre Hände haltend. „Du liebst mich — du hast es mir gesagt — im Garten des Rates, und daß du dich mir zu eigen geben wolltest. Ich nehme dich — hörst du — ich halte dich beim Worte. Sage es noch einmal, willst du dem tollen Gesellen gehören?"

Da sah sie ihm in die Augen und sagte: „Ja — ich kann nicht anders. Du weißt es, ich habe nur dich — angehört hätte ich im Herzen dir und keinem anderen, auch wenn du mich nicht von dort fortgebracht hättest. Hätte ich heute dort dem Volke zum Schauspiel stehen müssen, so hätte ich das nicht um viele Tage überlebt. So hast du das fortgerafft, wonach der Tod schon seine Arme ausgestreckt hatte. Mit diesem Rechte bin ich dein Eigentum; thue an mir, wie es dir gefällt."

Seltsam stimmten zu dem Tone leiser Traurigkeit, in dem sie gesprochen hatte, seine aufleuchtenden Augen und der kurze, fast jauchzende Laut, den er ausstieß. Lore hatte in ihrer eigenen Meinung jetzt wieder etwas wie den Tod, einen süßen freilich, gewählt. Mit vollem Empfinden hatte sie um Herberts willen da eben dem, was ein Weib seine Ehre nennt, entsagt. Sie trauerte, ja, um die verlorene Möglichkeit eines anderen, eines reinen und wirkenden Lebens. Auch um ihn vielleicht, dem sie nicht dies sollte weihen dürfen. Aber so wollte es ihr Geschick; hätte sie jetzt bei ihm, diesem einzigen Freunde, um ihr armes, verstoßenes und verachtetes Selbst markten sollen?

Er las ihr das alles von dem sanften schmerzlichen Munde und enthielt sich mit Mühe, diesen zu küssen. Ohne ein Wort hatte er den Zügel angezogen; in wenigen Augenblicken waren sie zur Stelle und Thomas, schon aus dem Sattel, hielt ihr Pferd am Zügel, während sein Herr sich abschwang und dann Lore in seinen Armen sorgfältig zur Erde herabließ.

Ehrfurchtsvoll, wie er seinen Herrn diesen Schützling behandeln sah, brachte ihr nun auch der kluge Thomas jede Dienstleistung entgegen. Man durfte sich hier einige Ruhe erlauben: der Diener hatte Stärkungsmittel aus der Stadt mitgebracht; geschickt richtete er eine Art Mahl auf dem trockenen Boden an: selbst das weiße Damasttüchlein zum Unterbreiten fehlte nicht. „Meine Herrschaft, reisende Engländer," das war das Zauberwort gewesen, mit dem er jeder Verwunderung über seine Einkäufe wirksam begegnet war und, im Verein mit den Goldstücken seines Herrn und deren reichlicher Anzahl, jedes Hindernis beseitigt hatte.

Lore, nicht hungrig, nur tief erschöpft, trank von dem Wein und aß mühsam einige Bissen; schon dies, was man ihr reichte, war keine grobe, einfache Wegekost, sondern das Beste, was aufzutreiben gewesen war. Und nun legte ihr Herbert mit liebevoller Sorgfalt den langen mantelartigen Reitrock an, mit Kragen und Tressen, der das unselige graue Friesgewand zum Glück fast ganz verdeckte. Auf das schöne weiche Haar, dessen Fülle sie zuvor zusammendrücken mußten, wurde der Dreispitz gesetzt. Die Umwandlung war eine so überwältigende, daß beide Männer staunend zurücktraten und Thomas der Reitknecht, als wisse er nicht davon, den Hut herunterriß. Fürstinnen pflegten kurze Reisen zu Pferde in einer Kleidung zu machen, die nach Schnitt und Art dieser glich, und auf dieses Mädchens Gestalt, Züge und Miene hätte das älteste Fürstenblut stolz sein dürfen. Das Gesicht drückte freilich nur völlige Ahnungslosigkeit aller dieser Vorzüge aus, und das war vielleicht das Adligste daran.

Sie selber sah erstaunt an sich hernieder, und nun, indem sie den Blick zu dem geliebten Manne hob, kamen ihr die Worte in den Mund: „Herbert, was wird aus mir?"

Da leuchteten seine Augen so stolz an: „Ei, was anderes als die Lady Fitzroy, mein Weib? Komm, Thomas, küsse deiner Gebieterin die Hand! Und du magst es dir gut schreiben bei mir bis an dein Lebensende, daß du als erster meines Haushaltes zu dieser Ehre gekommen bist."

Thomas verdiente Bewunderung, so rasch überwand er jetzt sein Staunen und beugte sich, selber wirklich hingerissen, tief und ehrfurchtsvoll über die Hand, die gestern noch im Gefängnis Werg gezupft hatte. Aber sie schien sich ihm zu entziehen; was war das? Der ganze Körper Lores sank zurück, und Lord Herbert konnte gerade noch die bleich und leblos Scheinende in seinen Armen auffangen. Was alter Ansturm des wildesten Jammers nicht vermocht hatte, das that das ungewohnte Glück: es raubte ihr auf lange Minuten die Besinnung.

* * *

Es war eine Seite des ungewöhnlichen Geschickes von Lore Fay, der jetzigen Lady Fitzroy, daß dasjenige gerade, was bisher ihr junges Leben verfemt hatte, ihr ihre neue Stellung unter dem stolzen Adel Englands erst festigen sollte, das tragische Ende ihres Vaters nämlich. Hätte Lord Herbert ein gewöhnliches Bürgermädchen auf den Platz an seiner Seite erhoben, so würde diese Frau einen schweren Stand gehabt haben. Nun erfuhr man von dieser aber, daß sie die Tochter eines Mannes sei, der in irregeleiteter Vaterlandsliebe einen Aufruhr erregt und dies mit dem Tode gebüßt habe, und darauf hin sahen des Lord Herbert Standesgenossen sein schönes junges Weib mit besonderen Augen an. Dergleichen zog sie an. Jener Mann mußte auf nicht gewöhnlichem Platze gestanden haben, um so tief fallen zu können. Und sein Ende war fast so gut wie ein Adelsbrief für die Tochter in den Augen der Söhne und Töchter stolzer Geschlechter, die sich des Blutes rühmten, das hier und da ein Vorfahr in stürmischen Zeiten auf dem Block unter dem Beile des Henkers vergossen hatte. Gerade dem edelsten Blute des Landes war sein Feuer wieder und wieder auf diese Weise gekühlt worden.

Hierzu kam die wider alles Erwarten unveränderte Gunst der Königin. Ja, diese Gunst hatte die Laune, dem Lord Herbert beständig zu bleiben. Königin Anna erwirkte die Verzeihung des kurfürstlichen Hofes in Hannover für die Beleidigung, welche der städtischen Justiz der Residenz durch einen britischen Unterthan zugefügt worden war. Daß eben dieser Körperschaft nach einiger Untersuchung des Falles ein sehr ungnädiger Verweis vom Kurfürsten wegen unziemlichen Verfahrens zu teil wurde, hatte sie für einige Folgezeit vorsichtiger in der Verhängung scharfer Strafen gemacht. Einen würdigen Mann, den Kriegsdirektor Senstenau, konnte man damals oft hören, wie er die Mangelhaftigkeit menschlicher Einsicht beklagte, die den Magistrat kürzlich so übel beraten habe. Er selber blieb nach wie vor in hohem Ansehen und in unbeweibtem Stande und behalf sich mit Haushälterinnen. Die Freundschaft zwischen ihm und dem kurfürstlichen Rat Bube hatte aber einen Riß bekommen, der sich nicht wieder schloß: in aller Vorsicht suchte von da an jeder der beiden Herren dem anderen in Geschäften ein Bein zu stellen.

Die Lady Lore Fitzroy und ihr Gemahl gehörten einander so vollkommen an, wie dies selten in der Ehe erreicht wird, am seltensten vielleicht in dem Stande, in dem sie lebten — nicht nur sie ihm, sondern er ihr auch. Und dies erhöhte Dasein war ihnen durch eine Reihe von Jahren vergönnt, dann starb Lord Herbert, noch im rüstigen Mannesalter. Seine Witwe, die Mutter hochsinniger Söhne und schöner Töchter und immer noch eine der schönsten Frauen in England, wie Georg II. selber gesagt hatte, rundete nun still den Ring ihres eigenen wundersamen Lebens, indem sie ihm die stete Richtung nach innen gab und das Bewußtsein dessen, was sie besessen hatte, zu seinem alleinigen Inhalt machte.

Diener diesen Weg schon einmal zusammen geritten waren; das war der knappen Verabredung heute zu statten gekommen.

Lord Herbert spähte scharf aus und erkannte seinen Mann mit zwei Pferden an der bezeichneten Waldecke. Jetzt war der übermäßig kecke Handstreich so gut wie gelungen; welche Folgen demselben aber ferner zu geben waren, das hatte Herbert indessen mit sich selber fertig gemacht, indem er über sein künftiges Leben entschied und zwar als ein Mann unter Tausenden. Etwa fünfzig Schritte entfernt von dem braven Thomas hielt er sein Pferd an: die Lage ergab es, daß es hier sein mußte, wenn sie beide noch ein paar ungestörte Worte mit einander haben wollten. Herbert bog sich zurück, um so viel Entfernung, wie auf dem Pferde möglich war, zwischen sich und seine Gefährtin bringen und ihr desto besser in das Gesicht sehen zu können. „Lore, sieh mich an," raunte er, mit dem straffen Zügel zugleich ihre Hände haltend. „Du liebst mich — du hast es mir gesagt — im Garten des Rates, und daß du dich mir zu eigen geben wolltest. Ich nehme dich — hörst du — ich halte dich beim Worte. Sage es noch einmal, willst du dem tollen Gesellen gehören?"

Da sah sie ihm in die Augen und sagte: „Ja — ich kann nicht anders. Du weißt es, ich habe nur dich — angehört hätte ich im Herzen dir und keinem anderen, auch wenn du mich nicht von dort fortgebracht hättest. Hätte ich heute dort dem Volke zum Schauspiel stehen müssen, so hätte ich das nicht um viele Tage überlebt. So hast du das fortgerafft, wonach der Tod schon seine Arme ausgestreckt hatte. Mit diesem Rechte bin ich dein Eigentum; thue an mir, wie es dir gefällt."

Seltsam stimmten zu dem Tone leiser Traurigkeit, in dem sie gesprochen hatte, seine aufleuchtenden Augen und der kurze, fast jauchzende Laut, den er ausstieß. Lore hatte in ihrer eigenen Meinung jetzt wieder etwas wie den Tod, einen süßen freilich, gewählt. Mit vollem Empfinden hatte sie um Herberts willen da eben dem, was ein Weib seine Ehre nennt, entsagt. Sie trauerte, ja, um die verlorene Möglichkeit eines anderen, eines reinen und wirkenden Lebens. Auch um ihn vielleicht, dem sie nicht dies sollte weihen dürfen. Aber so wollte es ihr Geschick; hätte sie jetzt bei ihm, diesem einzigen Freunde, um ihr armes, verstoßenes und verachtetes Selbst markten sollen?

Er las ihr das alles von dem sanften schmerzlichen Munde und enthielt sich mit Mühe, diesen zu küssen. Ohne ein Wort hatte er den Zügel angezogen; in wenigen Augenblicken waren sie zur Stelle und Thomas, schon aus dem Sattel, hielt ihr Pferd am Zügel, während sein Herr sich abschwang und dann Lore in seinen Armen sorgfältig zur Erde herabließ.

Ehrfurchtsvoll, wie er seinen Herrn diesen Schützling behandeln sah, brachte ihr nun auch der kluge Thomas jede Dienstleistung entgegen. Man durfte sich hier einige Ruhe erlauben: der Diener hatte Stärkungsmittel aus der Stadt mitgebracht; geschickt richtete er eine Art Mahl auf dem trockenen Boden an: selbst das weiße Damasttüchlein zum Unterbreiten fehlte nicht. „Meine Herrschaft, reisende Engländer," das war das Zauberwort gewesen, mit dem er jeder Verwunderung über seine Einkäufe wirksam begegnet war und, im Verein mit den Goldstücken seines Herrn und deren reichlicher Anzahl, jedes Hindernis beseitigt hatte.

Lore, nicht hungrig, nur tief erschöpft, trank von dem Wein und aß mühsam einige Bissen; schon dies, was man ihr reichte, war keine grobe, einfache Wegekost, sondern das Beste, was aufzutreiben gewesen war. Und nun legte ihr Herbert mit liebevoller Sorgfalt den langen mantelartigen Reitrock an, mit Kragen und Tressen, der das unselige graue Friesgewand zum Glück fast ganz verdeckte. Auf das schöne weiche Haar, dessen Fülle sie zuvor zusammendrücken mußten, wurde der Dreispitz gesetzt. Die Umwandlung war eine so überwältigende, daß beide Männer staunend zurücktraten und Thomas der Reitknecht, als wisse er nicht davon, den Hut herunterriß. Fürstinnen pflegten kurze Reisen zu Pferde in einer Kleidung zu machen, die nach Schnitt und Art dieser glich, und auf dieses Mädchens Gestalt, Züge und Miene hätte das älteste Fürstenblut stolz sein dürfen. Das Gesicht drückte freilich nur völlige Ahnungslosigkeit aller dieser Vorzüge aus, und das war vielleicht das Adligste daran.

Sie selber sah erstaunt an sich hernieder, und nun, indem sie den Blick zu dem geliebten Manne hob, kamen ihr die Worte in den Mund: „Herbert, was wird aus mir?“

Da leuchteten seine Augen sie stolz an: „Ei, was anderes als die Lady Fitzroy, mein Weib? Komm, Thomas, küsse deiner Gebieterin die Hand! Und du magst es dir gut schreiben bei mir bis an dein Lebensende, daß du als erster meines Haushaltes zu dieser Ehre gekommen bist.“

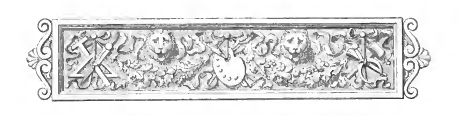
Thomas verdiente Bewunderung, so rasch überwand er jetzt sein Staunen und beugte sich, selber wirklich hingerissen, tief und ehrfurchtsvoll über die Hand, die gestern noch im Gefängnis Werg gezupft hatte. Aber sie schien sich ihm zu entziehen; was war das? Der ganze Körper Lores sank zurück, und Lord Herbert konnte gerade noch die bleich und leblos Scheinende in seinen Armen auffangen. Was aller Ansturm des wildesten Jammers nicht vermocht hatte, das that das ungewohnte Glück: es raubte ihr auf lange Minuten die Besinnung.

* * *

Es war eine Seite des ungewöhnlichen Geschickes von Lore Fay, der jetzigen Lady Fitzroy, daß dasjenige gerade, was bisher ihr junges Leben verfemt hatte, ihr ihre neue Stellung unter dem stolzen Adel Englands erst festigen sollte, das tragische Ende ihres Vaters nämlich. Hätte Lord Herbert ein gewöhnliches Bürgermädchen auf den Platz an seiner Seite erhoben, so würde diese Frau einen schweren Stand gehabt haben. Nun erfuhr man von dieser aber, daß sie die Tochter eines Mannes sei, der in irregeleiteter Vaterlandsliebe einen Aufruhr erregt und dies mit dem Tode gebüßt habe, und darauf hin sahen des Lord Herbert Standesgenossen sein schönes junges Weib mit besonderen Augen an. Dergleichen zog sie an. Jener Mann mußte auf nicht gewöhnlichem Platze gestanden haben, um so tief fallen zu können. Und sein Ende war fast so gut wie ein Adelsbrief für die Tochter in den Augen der Söhne und Töchter stolzer Geschlechter, die sich des Blutes rühmten, daß hier und da ein Vorfahr in stürmischen Zeiten auf dem Block unter dem Beile des Henkers vergossen hatte. Gerade dem edelsten Blute des Landes war sein Feuer wieder und wieder auf diese Weise gekühlt worden.

Hierzu kam die wider alles Erwarten unveränderte Gunst der Königin. Ja, diese Gunst hatte die Laune, dem Lord Herbert beständig zu bleiben. Königin Anna erwirkte die Verzeihung des kurfürstlichen Hofes in Hannover für die Beleidigung, welche der städtischen Justiz der Residenz durch einen britischen Unterthan zugefügt worden war. Daß eben dieser Körperschaft nach einiger Untersuchung des Falles ein sehr ungnädiger Verweis vom Kurfürsten wegen unziemlichen Verfahrens zu teil wurde, hatte sie für einige Folgezeit vorsichtiger in der Verhängung scharfer Strafen gemacht. Einen würdigen Mann, den Kriegsdirektor Senftenau, konnte man damals oft hören, wie er die Mangelhaftigkeit menschlicher Einsicht beklagte, die den Magistrat kürzlich so übel beraten habe. Er selber blieb nach wie vor in hohem Ansehen und in unbeweibtem Stande und behalf sich mit Haushälterinnen. Die Freundschaft zwischen ihm und dem kurfürstlichen Rat Bube hatte aber einen Riß bekommen, der sich nicht wieder schloß: in aller Vorsicht suchte von da an jeder der beiden Herren dem anderen in Geschäften ein Bein zu stellen.

Die Lady Lore Fitzroy und ihr Gemahl gehörten einander so vollkommen an, wie dies selten in der Ehe erreicht wird, am seltensten vielleicht in dem Stande, in dem sie lebten — nicht nur sie ihm, sondern er ihr auch. Und dies erhöhte Dasein war ihnen durch eine Reihe von Jahren vergönnt, dann starb Lord Herbert, noch im rüstigen Mannesalter. Seine Witwe, die Mutter hochsinniger Söhne und schöner Töchter und immer noch eine der schönsten Frauen in England, wie Georg II. selber gesagt hatte, rundete nun still den Ring ihres eigenen wundersamen Lebens, indem sie ihm die stete Richtung nach innen gab und das Bewußtsein dessen, was sie besessen hatte, zu seinem alleinigen Inhalt machte.



Hans Holbein der Jüngere.

Eine Studie
von
Franz Hermann Meißner.

I.

Mit dem Bildnisstil eines Volkes ist es ein eigenes Ding. Will man Rasse und Menschenschlag kennen lernen, so giebt es keinen schärferen und näheren, keinen interessanteren Wertmesser für deren Wesensgrundzüge als ihre Bildniskunst. Die Monumentalkunst eines Volkes, die Kunstdarstellungen aus dem Leben sind bei manchen Völkern und zu manchen Zeiten Maskeraden gewesen, die nur eine verschwommene, mit Absicht verwischte Anschauung geben, — in der Bildnisdarstellung ist solche Möglichkeit zur Maskierung sehr begrenzt, — der Künstler hat sich da seinen Besteller anzusehen und dann in jedem Pinselstrich und Fingerdruck auf die größtmögliche Ähnlichkeit auszugehen; je mehr er hierbei mit einer der Natur widersprechenden Auffassung schauspielert, desto größer ist die Gefahr des Mißlingens, und da er Bildnisse in der Regel nicht zum Vergnügen, sondern für Geld schafft, muß er bei schwacher Ähnlichkeit Ablehnung oder schädigenden Verruf fürchten. Im Bildnis wird darum durchgängig trotz aller „Idealisierungen" immer am getreuesten die Naturerscheinung abgeschrieben, und hier verraten sich auch am wenigsten geschminkt die Rasseanschauungen eines Künstlers, der unbewußte Instinkt, welcher ihn treibt, dies oder jenes als das Wesentliche einer Erscheinung anzusehen und es deshalb in seinem Werk herauszuarbeiten. Diese Thatsache bestätigt der allgemeinste Überblick über die berühmtesten Bildnismeister. Beim Spanier Velasquez ist es die imponierende, herausfordernd-selbstbewußte, ja von Anmaßung nicht ferne Pose, — beim Italiener Lionardo die schlichte, gluterfüllte, wahre Vornehmheit edlen Menschentums und hoher Bildung, — bei dem Deutschen Dürer ist es der offene, festumrissene Charakter, — beim Niederländer Rembrandt die feine Stimmung, welche die Nähe einer Person, ihr farbiges Äußere, ihr Parfum gleichsam hervorruft, — die diesen Künstlern als das Hervorstechende an jeder Person, als die Ursache ihrer eigentümlichen Wirkung auf andere erschienen sind. Das suchten sie denn auch mit allem Nachdruck durch ihr Bild festzuhalten. Immer interessanter aber wird ein also beobachtender Vergleich, dringt man in die feineren Einzelheiten von diesen allgemeinen Unterschieden her. Da entdeckt man die fesselndsten Eigentümlichkeiten von Jahrzehnten und kleinen Landschaften, von Lebenseinflüssen, von gekreuzter Abstammung der Künstler, welche sich sicher wie Urkunden lesen lassen, sobald man die Sprache erst kennt. Man sieht die enge Verwandtschaft der wesentlich florentinischen Künstler Michelangelo, Raphael, Lionardo trotz einer streng gesonderten Eigenart, — man sieht, wie tief die gemeinsame Grundlage dieser drei sich von jener des Venetianers Tizian scheidet, dessen bezwingende Farbensymphonien nicht Menschen darzustellen, vielmehr in schmeichlerischen Hymnen vom süßen Frauenliebreiz, von der Glorie

heldischer oder erhabener Manneserscheinung zu singen scheinen. Bei den Niederländern ist solcher Kontrast zwischen dem germanischen Rembrandt, dem die Person als solche die Hauptsache ist, und Rubens. Dieser lebte im französisch-spanischen Teil der Niederlande, war Romane in Denk- und Gefühlsweise, war Hofmann mit spanischen Allüren. Wie seine Kunst, aus italienischer und flämischer Spätrenaissance gemischt, Teilblüte des sogenannten „Jesuitenstils“ mit seiner Absicht auf blendenden Rausch in allen Sinnen war, so tragen seine Bildnisse sichtbares Zeichen davon, — sie erscheinen in der Auffassung mit einem selbstbewußten Gepräge; man vermutet immer unsichtbare Fanfarenbläser hinter den Menschen, die gleich das Nahen ankünden werden.

Der gleiche interessante Gegensatz ist in Deutschland zwischen Dürer und Holbein, zwischen der fränkischen und schwäbischen Kunstschule. Welches Bild des Nürnberger Meisters wir auch nehmen, stets finden wir die knorrige Buckeligkeit, die Lust des Meisters an der krausen Natur, ja keine Scheu sogar vor deren ausgesprochenster Häßlichkeit, wenn das wirkliche Menschengesicht nur den Charakter der Person deutlich genug verrät. Wie anders ist der Schwabe Holbein dagegen, der seine vaterstädtische Eignung zum Weltmann in Basel und England immer mehr entwickelte. Auch er ist deutsch durch und durch, auch ihm namentlich in Jugendschaffen die Bloßlegung des Charakters die Hauptsache, aber die italienische Renaissance ist lebendig in ihm und ein seltsam ansprechendes, beinahe modernes Virtuosentum, das nach der schönen Form in antikischem Sinne strebt und seine deutsche Kunstsprache in ein elegantes Neugriechisch zu wandeln sucht. Wie alle deutschen Künstler seiner Zeit ist Dürer in seiner braven Sonnigkeit, seinem sinnigen, tief eindringenden, zünftlerisch gewissenhaften Wesen ein gelehrter Handwerksmann, — Holbein ist großherrlich und der Ahne aller modernen Künstler, was die gesellschaftliche Anschauung und Stellung betrifft; sein leises spöttisches Lächeln verachtet die „Canaille Publikum“ innerlich und würde, in weniger despotische Verhältnisse, als es die englischen waren, versetzt, mit Beethovens innerem Selbstgefühl von Fürsten erwartet haben, daß sie ihm beim Begegnen ausweichen, — er hat als Charakter seiner Kunst einen fest abgeschlossenen Klassicismus und ist Aristokrat, während Dürer trotz aller Größe über die Bürgersphäre und über die Gotik nie ganz hinausgekommen ist.

Diesen Künstler Hans Holbein, zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater „der Jüngere“ genannt, der so merkwürdig aus dem bürgerlichen Typus der Reformationszeit herausfällt, trotzdem sie an Kraftnaturen die Hülle und Fülle hervorgebracht, wollen wir uns ein wenig näher anschauen.

* * *

Die Zeit um 1500, der Holbein angehört als der leuchtenden Sterne einer, ist diejenige des großen Aufschwungs der beiden großen Kulturländer Italien und Deutschland. Dort heißt der beherrschende Geist der Epoche „Renaissance“, — hier heißt er „Reformation“. Ursprung und Wesen des Aufschwungs ist jenseit und diesseit der Alpen etwas ganz anderes, nur die Blüte fast zu gleicher Zeit ist beiden Ländern gemeinsam. Seit Beginn des Quattrocento folgen sich in Italien in der Kunst auffälliger als in der Wissenschaft immer begabtere und bedeutendere Künstler, welche mit allmählich wachsender Kenntnis die Reste der Antike studieren, neu zu Tage geförderte Funde sich zum Vorbild nehmen, um aus diesem Vorbild und dem Erbe des großen Giotto wie des ihm befreundeten Dante eine neue Kunstweise zu entwickeln, die schon um 1500 sich in üppiger Pracht entfaltet hat. Die politischen Verhältnisse begünstigten diesen künstlerischen Drang gleichsam mit Treibhauswärme, — durch die Streitlust der kleinen Stadt- und Land-Adligen im Trecento und Quattrocento war allmählich ein Kleinfürstentum der Stärkeren entstanden, das unter sich und mit dem Papsttum auf Leben und Tod um die politische Führung wie um die Selbstbehauptung rang. Den zahlreich aufschießenden Kraftnaturen aus Bürgerstand und Klein-Adel gegenüber gab es eine stattliche Anzahl von fürstlichen Übermenschen, die, ebenso genial als lasterhaft, ebenso bewundernswert als verwerflich, durch hohe,

tiefsichtige Bildung und Vornehmheit der adligen Gesinnung in Bezug auf Kulturaufgaben wie durch verruchte Gewissenlosigkeit sich aus der Zeit abhoben. Diese Fürsten und Päpste, die als eisernen Bestand ihrer Dienerschaft stets einen oder mehrere Mordbuben zu besolden pflegten, griffen mit einem feinen Instinkt nach der aufblühenden Kunst, — sie begriffen, daß es für ihre dynastischen Zwecke kein bestechenderes Prachtgewand gab, daß keine volkstümlichere und schlagendere Formel ihrem Geschlechtsnamen beizufügen war als berauschende Werke der monumentalen Kunst, — mit einer Opferwilligkeit ohnegleichen, wie nur die Antike sie gekannt, stellten sie ihren Künstlern die gewaltigsten Aufgaben und streuten dafür Gold mit vollen Händen aus. Alle die großen Künstlernamen Italiens sind mit Fürsten oder Staaten auf das engste verknüpft, — von ihrer Unsterblichkeit haben jene an diese abgegeben, — in der Kunst ist zuerst der Gedanke eines gemeinsamen Vaterlandes Italien erwacht, und die Kultur der Renaissance stellt sich uns heute als eine ausschließlich ästhetische dar.

Von Grund aus anders war das Bedürfnis, welches diesseit der Alpen den Aufschwung hervorrief. Seit den glänzenden Tagen der Hohenstaufenzeit, als der romanische Kunststil blühte und die ritterliche Litteratur ganz wundersam aufstrahlte, war Deutschland in langsamem Verfall. Daß die Volkskraft nicht versiegt war, beweist die sich reich entwickelnde Gotik zwischen den Staufern und der Reformation, aber das Kaisertum war durch die Verfassung zur Ohnmacht verurteilt, der Mangel einer gewährleisteten Erblichkeit machte es gleichgültig gegen Kunst und Wissenschaft, für welche ernstlich nur vereinzelte glänzende Erscheinungen wie Karl IV. wirkten, — es rieb sein Interesse an kleinen Händeln und in einem ruhelosen Wanderleben auf. Der Adel, seiner ursprünglichen kriegerischen Aufgaben entwöhnt, saß thatlos auf seinen Burgen, ohne ein neues Feld für segensreiche Kulturarbeit zu finden, denn die Kaiser kümmerten sich nicht darum und wußten diese Kräfte nicht fruchtbar zu machen; zu einer bösartigen Verwahrlosung aber war die Geistlichkeit gesunken, die ohnehin nur die Interessen der römischen Hierarchie, keine nationalen hatte. Die niederen, aus dem Volke hervorgegangenen Priester waren verbauert, — die höheren, habsüchtigem Erwerb und den schändlichsten Lastern frönend, gaben das schlechteste Beispiel. Ein in der Tiefe grollender Vulkan war dazu die agrarische Frage, — Wertlosigkeit des Bodens, geringe Verzinsung wirkten am schlimmsten auf den vorwiegend hörigen und verschuldeten Bauernstand, — der fürchterliche Wutausbruch der Bauernbewegung in den ersten Jahrzehnten der Reformation lag in seinen Anfängen weit zurück. Mitten in diesen schwülen Zuständen machte die Not das deutsche Bürgertum, das sich in demokratischen Gemeinden fest zusammen- und nach außen abschloß, erstarken, — auf Handel und Gewerbe, auf Kapital und Händegeschicklichkeit gestützt, blühten die Städte auf, die wie festes Erdreich mitten in unabsehbaren Sümpfen ringsum scheinen. Der Widerspruch gegen die äußeren unhaltbaren Zustände weckte starke Geister aller Art innerhalb der Stadtmauern, die sich in der künstlichen Isolierung gegen das für sie Nächstliegende, nämlich die kirchlichen Zustände, wandten. Diese gelehrten und kunstausübenden und Lokalpolitik treibenden Bürger sogen ihre Energie aus den politischen Reichszuständen so gut als aus der socialen Frage, aber beide gingen sie persönlich erst in zweiter Linie an, — in nationaler Aufbäumung gegen die römische Hierarchie in Deutschland, die sie für die Wurzel alles Übels hielten, begannen sie die Reformationsbewegung, und damit stellt sich die Kultur wesentlich als eine ethische diesseit der Alpen dar. Der Kunstfrage aber stand das kurzsichtig-nüchterne Bürgertum genau so verständnislos in der Mehrzahl gegenüber wie Kaiser und Adel, — von ihrer kulturellen Wichtigkeit hatte man keine Ahnung, — sie war ein besseres Handwerk in seinen Augen, wie die Künstler in der That fast nur Zunftgenossen waren, — die künstlerische Größe war Privatsache, von der der Staat erst eine verständnisdämmernde Kenntnis nahm, wenn ein auswärtiger Herrscher wie Heinrich VIII. oder ausländische Städte wie Venedig und Antwerpen ihm seine Holbein und Dürer wegfischen wollten. Charakteri-



Hans Holbein d. J.: Selbstbildnis in farbiger Zeichnung. (Baseler Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

stisch genug bot er aber dann seinem Mitbürger statt der von auswärts angetragenen fürstlichen Jahrgehälter im Vergleich dazu wahre Trinkgelder.

* * *

Holbeins Kunst ist von einer für jene Zeit auffälligen Klarheit und Durchsichtigkeit, sie spricht in knappen Sätzen vorwiegend wie ein mathematischer Beweis, — trauliche Winkel und geheimnisvolle Ecken, die zum Grübeln und Ausdeuten auffordern, giebt es kaum bei ihm; Holbeins Leben dagegen ist ein dunkles Geheimnis, das jeder Lüftung zu spotten scheint. Wann er geboren und ob der ältere Hans Holbein sein Vater (oder Oheim?) gewesen, können wir nur wahrscheinlichkeitsweise feststellen. Aus seiner ganzen Jugend erhalten wir von ihm Kunde nur durch zwei Zeichnungen des älteren Holbein, sonst kein Datum keine Thatsache,

nicht einmal eine Anekdote. Sehr viel besser steht es um die Kenntnis seines späteren Lebens auch nicht, — wir wissen einige Daten, weiter nichts. Sein Charakter, seine Anschauungen sind uns unbekannt, Briefe oder Tagebücher sind nicht vorhanden, kaum daß die Physiognomie auf seinem gezeichneten Selbstbildnis, wenige Thatsachen, für den Graphologen auch wohl noch Vermerke auf einigen Blättern von seiner Hand, die Unterlage für eine Charakteranalyse geben können. Dreihundert Jahre lang hat man seinen Tod um elf Jahre später angesetzt, bis sein unterschriftsloses, nur von den Zeugen beglaubigtes Testament gefunden ward, um welches das Grauen vor der Pestkrankheit des Testators schwebt. Die paar Schnurren, welche die beiden Vasaris diesseit der Alpen, nämlich Karl van Mander und Sandrart, erzählen, hat Woltmann in seiner klassischen Holbeinmonographie längst widerlegt, — es ist ein seltsames Halbdunkel im Leben dieses Mannes, der unsichtbar hinter seinen unsterblichen Werken steht und in ihnen geheimnisvoll umgeht. Aber das ist schließlich nicht ohne Reiz, — es verlockt zu einer Analyse des Menschen aus seinen Werken, und der liegt immerhin begreifbar darin, — ob ein einzelner Zug schließlich fehlt oder mehr vorhanden ist, scheint für die innere Wahrheit eines Künstlerbildes belanglos.

Der Name Holbein ist oberdeutsch. Der ältere Hans Holbein ist seit Beginn der 1490er Jahre aus den Steuerbüchern von Augsburg als dort wohnhaft beglaubigt. Persönlichkeit und Schicksal sind denen des jüngeren Hans sehr ähnlich. In jener Entwickelungslinie der schwäbisch-deutschen Kunst: van Eyck — Schongauer — Zeitblom, ist der ältere Hans der logische Fortsetzer und der Vorläufer seines großen Sohnes, er ist ein bedeutender Künstler, dessen Ruhm nur eben vom jungen Hans verdunkelt ist, und auch er lernte alle Leiden hohen Strebens kennen. Bald geht es ihm gut, er kauft ein Haus, dann sinkt sein Glück anscheinend, Klagen um Geldwiedergabe sind verzeichnet, darunter eine solche seines eigenen Bruders Siegmund, der auch Augsburger Maler war, aber wohl als Anstreicher das Vermögen erwarb, welches er später seinem Neffen Hans hinterließ. Auf dem gezeichneten Bildnis des Bruders von Vater Hans sieht der schäbige Kerl allerdings sehr banditenhaft und gesinnungslos aus. Die Gattin des Vater Hans ist nicht bekannt, nur die Söhne Ambrosius und Hans lernen wir früh auf einer Berliner Zeichnung kennen, bei deren Photographie eine verwischte, im Original nicht mehr erkennbare Datierung 1511 zu Tage trat. Die Zahl 14 und der Name Hanns über dem Kopf des hübschen jüngeren Knaben mit den hellen Augen ergiebt im Vergleich damit dessen Geburtsjahr als etwa 1497. In der Basilika des heiligen Paulus zu Augsburg hat sich der Vater dann neben den beiden Söhnen und fernerhin seinen Kopf in einem gezeichneten Selbstbildnis dargestellt, — es ist mit dem in jener Zeit nicht üblichen üppigen Vollbart ein gutmütig offenes, sorgloses, gedankenvolles und hochsinnig begeistertes Künstlergesicht. Die Jugend der beiden Söhne wird nicht hart, und getrübt wohl nur durch den materiellen Krebsgang im Elternhaus gewesen sein. Daß beide Söhne beim Vater gelernt, ist aus den Jugendwerken wie der charakteristischen Art des Sohnes Hans sicher festzustellen, — der Alte entwickelte sich später ganz zur Renaissance, der Junge konnte ihre Vorbilder kaum von einer anderen Seite haben, und seine geniale Sicherheit darin von Anfang an ist unmöglich nebenbei abgelauscht, er ist vielmehr darin erzogen und hat in ihrem Stil als Maler zuerst denken gelernt.

Um 1515 muß der Vermögenszusammenbruch des Vaters stattgefunden haben, er verschwindet aus Augsburg unter Hinterlassung seines Hauses und seiner Gläubiger und geht wandernd in die weite Welt. Er ist fortab verschollen und wird nur noch in der Augsburger Malerzunftrolle 1524 erwähnt, mit einem Kreuz, als in der Fremde verdorben und gestorben. Die beiden Söhne, von denen Hans jetzt etwa achtzehn Jahre, Ambrosius ein wenig älter war, müssen schon vor dem Bankerott nach Basel gegangen sein, denn sie sind dort auf Arbeiten seit 1515 erwähnt. Es scheint, als ob beide Brüder eine gemeinsame Werkstatt für illustrative Arbeiten gehalten, aber wohl nicht lange, denn Ambrosius stirbt schon nach wenigen Jahren.

Basel, in das der helläugige junge Künstler gegen 1515 zukunftsfroh einzog, befand sich in jenen Jahren auf der Höhe seines Glanzes. Für dieses etwas kühle, ein wenig kritische, doch aber so leicht dramatischen Impulsen hingegebene Temperament, — für diesen feinen, mit Renaissance getränkten, für die Humanistik offenen Geist, — für sein auf große Verhältnisse weisendes, nichtbürgerliches, weltmännisches Wesen war hier die rechte Stätte der Entfaltung. In kluger Politik hatte sich 1501 die Stadt vom morschen Kadaver des deutschen Reichs losgelöst und zu den Eidgenossen geschlagen, was ihr langen und schikanelosen Frieden sicherte. Die Lage am Ausgang der „Pfaffengasse", wie der Rhein wegen der vielen geistlichen Städte, Stifte und Klöster an seinen Ufern genannt wurde, verschaffte Basel den Durchgangsverkehr nach Italien und riesige Gewinne daraus, eine reiche Kaufmannschaft saß dort und mehrte sich, und gerade in jener Zeit fing der sorglose Menschenschlag daselbst an, Gefallen an malerischem Prunk und Pracht, von den drei Zierden des Lebens mindestens an Wein und Weib zu finden; es gab ein bewegtes, bilderreiches öffentliches Leben. — Vielseitiger und noch charakteristischer wurde die örtliche Erscheinung aber durch die Universität, die 1460 von dem Humanisten-Papst Pius II. (Äneas Sylvius) gegründet und eine Art von Asyl für die berühmtesten europäischen Gelehrten geworden war. Denn die Vorboten der Reformation wurden überall vertrieben. Namen wie Geiler von Kaisersberg, Reuchlin, Sebastian Brandt, Beatus Rhenanus, Erasmus von Rotterdam sind eng mit der Baseler Hochschule verknüpft. Letzterer, welcher ja zuerst die Gedanken der Reformation ausgesprochen, aber sich später etwas zweideutig zurückhielt, weil er Luthers Kampfesweise nicht billigte und die ganze Angelegenheit als eine interne der Gelehrten behandelt sehen wollte, kam seit 1513 jährlich dorthin und ließ sich 1521 ganz daselbst nieder; er hat auch als Freund und Gönner Holbeins in dessen Leben eine größere Rolle gespielt. Hand in Hand mit dieser internationalen Gelehrtenrepublik in Basel entfaltete sich dazu in glänzendem Aufschwung das Buchdruckgewerbe. Basel ward Hauptort dafür, — von 1474 ist das erste dort gedruckte Buch datiert, hier entstand die erste Papiermühle in Deutschland, hier saßen die weltberühmten Buchdrucker Cratander, Langendorf, Amerbach, Froben, Gengenbach, und für einen phantasievollen jungen Zeichner war zahlreiche Gelegenheit zum Geldverdienst.

Hier setzt sich Holbein jetzt fest. 1517 ist er für kurze Zeit, um Hausansichten zu malen, in Luzern, wird wegen Prügelei mit einem ruppigen Goldschmied um eine Kleinigkeit Geld daselbst gestraft; 1519 schreibt man ihn als Mitglied in die Baseler Malerzunft, er wird 1520 Stubenältester in ihr und erwirbt das Bürgerrecht. Sein Glücksschiff scheint jetzt alle Segel aufgespannt zu haben, denn ergiebige Aufträge sind bekannt, und etwa 1520 heiratet er die Witwe Elsbeth Schmidt. Ist sie wirklich das Modell für die „Madonna von Solothurn", dann muß sie ein bethörend holdes Weib gewesen sein; Holbein ist in seiner Kunst außerdem viel zu sehr Schönheitsgenießer, als daß diese Behauptung nicht viel für sich haben sollte. Als er dann 1528 von seiner ersten Londoner Reise zurückkehrte, hat er Frau Elsbeth mit dem ältesten Knaben, der schwermütig zur Mutter aufblickt, und dem dreijährigen Töchterchen auf dem Schoß gemalt, und zwar mit sichtbarer Liebe in der ebenso edlen als malerisch ausgezeichneten Darstellung. Aber hier ist die breite, plumpe Frau mit der lässigen Haltung weder schön noch anziehend, sie ist gealtert, und der harte, vergrämte Zug mancher Bürgerfrauen liegt im Gesicht, ja die Lider scheinen vom Weinen müde herabzuhängen. Unbewiesen ist, daß Frau Elsbeth ein jähzorniges, sehr schnell entzündliches Temperament besessen hat, aber sicher ist, daß die Ehe eine sehr unglückliche war und die Gatten deshalb auch späterhin getrennt lebten, als Holbein nach London übersiedelte. Unglückliche Ehen haben meist Ursachen, die ein Außenstehender nicht beurteilen kann und die darum auch sonderbar erscheinen, wenn z. B. zwei seelensgute, aller Welt sympathische Menschen gereizt werden, sobald sie einander sehen. Will man aber in diesem Fall nach Ursachen suchen, so scheinen sie kaum so sehr, als behauptet wird, nach dem Konterfei bei der Frau zu liegen. Zu jener Zeit war die Quelle des ersten

Anstoßes in jeder Künstlerfamilie die sociale Stellung; der berühmt gewordene Mann konnte bei den Gelehrten und Patriciern der Stadt mit einem leisen Stich von Duldung als geehrter Gast verkehren, wie es Dürer und Holbein gethan, — die Frau war Handwerkerfrau und wurde nie gesellschaftsfähig, mochte der Mann sie geistig noch so sehr zu sich emporgezogen haben. Vielleicht liegt aber eine zweite Ursache bei Holbein selbst. Vor seiner ersten Londoner Reise hat er sich mit Farbenstift auf einem zu Basel befindlichen Blatt gezeichnet. Halbfigur, in braungrauer, von schwarzem Sammet besetzter Schaube, mit rotem Barett auf dem schlicht gekämmten braunen Haar steht er zwanglos da. Ein sanfter Träumer ist das so wenig wie einer, der heiß an tiefe Empfindungen hingegeben ist. Vielmehr ist dieser prachtvoll hübsche Kerl, dem die Frauen sehr gut gewesen sein müssen, mit dem länglich-runden Gesicht, dem sehr kleinen gewölbten Mund, der schmalen, edlen, nervös-genüsterten Nase, dem ebenso schmalen gerundeten Kinn und dem lebhaften, kleinen und braunen Auge ein frisches, natürlich-vornehmes, — ein rasches, aber auch kritisches Weltkind voll Sorglosigkeit und Lebensmut. Aber es ist etwas Spöttisch-Kühles darin, etwas von Frauengunst Verwöhntes in dieser zarten Männlichkeit. Ein schüchterner Fant ist er nicht gewesen, und vielleicht hat er zaglos jede Lust gekostet, die sich bot. Solch ein bewegliches Künstlerblut verstehen Bürgerfrauen nicht recht, — sie wissen es nicht zu behandeln. Ein Säufer und Liederjahn ist er indessen sicher nicht gewesen, denn dem widerspricht geradezu seine künstlerische Handschrift. Dieser psychologische Zusammenhang zwischen Technik, Stil und Lebenstemperament des Künstlers ist systematisch bisher noch nicht behandelt, aber sicher vorhanden, wie alle Kenner übrigens wissen. Als Rembrandt liederlich wurde, büßte er an Genialität nichts ein, aber sein Pinselstrich bekam sofort einen kecken, wilden, sinnlich-unruhigen Zug; man kann dies auch bei Hals beobachten, der sich zeitweise derber Lebenslust hingegeben zu haben scheint, und Rubens' feinerer, geistvoller, aber frischer Lebensrausch ist in jeder echten Tafel abgedrückt. Holbein mochte ein Weltkind sein, keck und rasch zugreifen, wie es das ererbte Blut ihm gebot, — ausschweifend, wie Anekdotenerzähler behauptet haben, war er kaum. Für seine mögliche Schuld am Eheunfrieden würde dagegen ein unauffälliger und bisher nicht betrachteter Umstand sprechen, — nämlich die Bildung seines Ohres, wie sie dies Selbstbildnis zeigt. Auffällig ist das anscheinend fehlende Läppchen; das deutet auf Genialität, auf intensives Gehirnleben, aber im Zusammenhang damit verrät es große Reizbarkeit und Jähzorn, die ebenso schnell und heftig auftauchen als verschwinden. Nehmen wir dazu die spöttische Kühle, die sein Gesicht verrät, so haben wir einige Eigenschaften, die nur eine sehr hingebende und sich selbstbeherrschende Frau ertragen kann, — eine selbst nervöse nicht. Betrachten wir danach aber die Sachlage, so ergiebt sich für Frau Elsbeth, daß sie eine keineswegs sympathische, eine schwerfällige Frau gewesen zu sein scheint, der ein jähzorniges Temperament aber nicht nachgewiesen ist, während ein solches andererseits bei Holbein aus charakteristischen körperlichen Zeichen ziemlich sicher ermittelt werden kann.

Bis 1524 hat Holbein anscheinend bei fleißiger Arbeit in Basel gesessen. Nicht unmöglich ist, daß er in diesen Jahren einen kurzen Ausflug nach Oberitalien gemacht, was aus Einflüssen der dortigen Schulen auf ihn sich zu ergeben scheint. Sicher ist nichts darüber. Die Ausbildung seiner Kenntnis von Renaissanceformen konnte er übrigens ebensogut aus italienischen Kupferstichen holen wie aus den Kunstsammlungen des jungen Amerbach und den Unterweisungen des Erasmus. Ob er reformiert gewesen ist, weiß man ebenfalls nicht, aber die schonungslose, fast fanatische Satire auf die römisch-deutsche Geistlichkeit in seinen Todesbildern und der satirischen Passion macht es ziemlich sicher. Auch das Ziel einer 1524 unternommenen Reise ist ungewiß, — vermutlich war es Lyon, vielleicht Paris. Seine Holzschnittfolgen waren teilweis fertig und erschienen später in Lyon, — vielleicht bahnte er die ersten Beziehungen jetzt mit dem Verleger an.

1526 ging Holbein zum erstenmal nach Antwerpen, besuchte dort den Quintin Messys, und dann nach England, wohin ihn



Hans Holbein d. J.: Erasmus von Rotterdam. (Paris, Louvre.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Hans Holbein d. J.: Aus der gezeichneten Passion von 1521. (Baseler Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Erasmus an den berühmten Staatsmann und Gelehrten Sir Thomas Morus warm empfohlen hatte. Er blieb bis 1528 dort und begann die ersten seiner berühmten englischen Bildnisse. Zu dieser Reise veranlaßten ihn Not und Sorge, welche durch die der Reformation folgenden Wirren, das Gären im Bauernstand, den allgemeinen Druck hervorgerufen waren. Trotz der nicht großen Zahl der Bildnisse aus diesem ersten

Aufenthalt von 1526 bis 1528, den er als Gast des Morus in dessen Hause verbrachte, muß Holbein doch viel verdient haben, denn zurückgekehrt, kaufte er seiner Familie in Basel ein Haus und fügte 1531 demselben ein kleineres Nachbarhaus wohl nach gemeinsamem Ausbau bei. Er hatte jedenfalls die Londoner Verhältnisse kennen gelernt und gefühlt, welch ein aussichtsvoller Boden hier für einen geschickten Bildnismaler sei, — es trieb ihn bald zurück, ihn sich fruchtbar zu machen. Damals war ja noch die glänzende Zeit der Regierung Heinrichs VIII.; der sehr energische, aber hochgebildete, liebenswürdige und ritterliche König war noch ein guter Landesvater, beim Volke beliebt, und vom Cäsarenwahnsinn, der bald aus ihm den Typus des frauenmörderischen Ritter Blaubart schuf, noch keine Spur bei ihm. Das niedere Volk von Old-England war so roh, wie es heute noch ist, und auch der bessere Bürgerstand konnte sich mit dem des damaligen Deutschland nicht messen, aber der Adel und die vornehmen Bürgerkreise waren durchweg feingebildet, für Kunst und Wissenschaft empfänglich, was dem geistvollen Realismus Holbeins bald unter den wenig bedeutenden englischen Künstlern den Vorrang schaffen mußte. Konnte etwas die Absicht einer Rückkehr befördern, so waren es die Zustände in der Heimat, welche in ihrem Verlauf seinen Künstlerstolz tief verletzen mußten; vernichteten doch 1529 die schweizerischen Anhänger des 1522 von Karlstadt zuerst in Wittenberg angefachten Bildersturms zahlreiche Kunstwerke in den Kirchen, und die Annahme ist berechtigt, daß auch solche von Holbeins Hand sich dabei befanden. Er schließt jetzt seinen Gemäldecyklus im Baseler Rathaus ab und geht 1532 nun für immer nach England, während die Familie, von ihm wohl versorgt, in Basel blieb. Jetzt aber war der Rat dahinter gekommen, welch ein weißer Rabe Meister Hans unter den guten Baselern war; kaum war er in England, als ein Ratsschreiben vom 2. September 1532 an ihn gelangte, daß es dem Rat gefallen würde, wollte Meister Hans bald heimkehren. Damit er besser zu Hause bliebe, wollte man ihm jährlich dreißig Stück Geldes (Gulden?) so lange zahlen, bis man besser für ihn sorgen könne. Wenn man bedenkt, daß zu damaliger Zeit für einen mäßigen Haushalt auf ein Jahr etwa siebzig Gulden erforderlich waren, so bekommt man einen Maßstab für die Niedrigkeit dieses Angebots. Holbein war es jedenfalls nicht hoch genug. Er war fünfunddreißig Jahre alt, ein hochgeachteter Künstler, und hatte seit Jahren nichts als Not und Sorge kennen gelernt, — nicht ganz drei Jahre des ersten englischen Aufenthalts hatten ihm die Kosten eines doppelten Haushalts in Basel und London wie genug für einen Hausankauf eingebracht, — wer will es seiner Verbitterung verdenken, wenn er die undankbare Heimat mied und standhaft bei den einmal aufgesuchten Fleischtöpfen Ägyptens blieb? Das verbitterte Gemüt eines Geistesfürsten und ein knurrender Magen dazu sind die schlechtesten Anwälte für Vaterlandsliebe. Zudem ist Genie ein aufgespeichertes Kapital, das keine Zinsen giebt, sondern allmählich aufgezehrt wird. Es muß mit Anerkennung und Gold geheizt werden wie jede kaufmännische und technische Intelligenz, will es nicht Gefahr laufen, bei zu spätem Erfolg bereits verbraucht zu sein und die Anregungen einer reichlichen und sorglosen Lebensführung nicht mehr aufnehmen zu können. — Man hat auf Dürers Aushalten in dem noch undankbareren Nürnberg hingewiesen und einen Vorwurf für Holbein daraus hergeleitet. Nichts ist verfehlter. Raphael hat von Dürer gesagt, daß der sie alle in Schatten stellen würde, hätte er wie sie Kenntnis von der Antike. Das ist eher zu schwach als zu stark ausgedrückt. Das persönliche Genie Dürers hat seinesgleichen in der italienischen Kunst nicht, aber in der Höhe einer allgemein gültigen Kunstform und universeller Ideen muß Michelangelo als ihm überlegen gelten, übertrifft ihn in der Grenze des Bildnisses sogar Holbein. Wer weiß denn, ob Dürer als Venedigs oder vielleicht auch Antwerpens Stadtmaler nicht eine kaum zu ahnende Bilderwelt geschaffen, wenn er sich als vornehme Person in reichen Verhältnissen und unter dem so mächtig die Kraft steigernden Zurufe begeisterter Gemeinden je hätte selbst empfinden können, wie Rubens dies vergönnt war? Sein Deutschtum steckte in seinem Blute und wäre unverlierbar gewesen.

Und dann ist große Kunst das Ergebnis lebensmörderischer Seelenqual, die kein Gold und kein Ruhm ersetzt, der Künstler bleibt über die größten Gegenwerte hinweg immer noch der Gläubiger seines Volkes, das zu einem Vorwurf kein Recht hat, verweigert es ihm die selbstverständliche Gegenleistung. — Der Fall Holbein ist einer von den vielen charakteristischen Fällen bei uns in Deutschland und ein thatsächlicher Verlust für uns geworden, denn auf die deutsche Kunst hat Holbein, weil die Mehrzahl seiner Werke sich in England lange befand und zum Teil noch befindet, späterhin nur einen mittelbaren Einfluß ausgeübt, während er bis heute für die englische Kunst, für ihr außerordentliches Stilgefühl, ihren feinen Geschmack, ihre tonschöne Koloristik eine unerschöpfliche Quelle blieb. Die Leser dieser Zeitschrift kennen den geistvollen Aufsatz von Cornelius Gurlitt über die englische Präraphaelitenschule, welcher Deutschland nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, — nun, Holbein schwebt als Genius über derselben mit seinen künstlerischen Eigenschaften, und unsere Kunst hat von der kurzsichtigen Thorheit der Vorfahren den Schaden gehabt.

Von Holbeins zweitem englischem Aufenthalt von 1532 bis 1538 sind wir nur äußerst dürftig unterrichtet. Er wohnte wahrscheinlich im „Stahlhof", dem Magazinviertel der deutschen Hansa, konterfeite dort ein halbes Dutzend deutscher Kaufleute. Morus war nämlich inzwischen gestürzt und konnte ihm nicht mehr nützen; dann finden wir ihn ziemlich rasch als Maler der Hofaristokratie in Blüte und wachsendem Ruhm. Seit 1536 ist er unter einer sehr anständigen Besoldung als Hofmaler Heinrichs VIII. mit dem für diese Stellung üblichen Titel als Kammerdiener beglaubigt; er macht als solcher wiederholt für den König Reisen nach Burgund, Brüssel und Kleve, um die Erkorenen der Heiratspläne des Königs zu malen. 1538 kommt er auf Besuch nach Basel zu den Seinen, und jetzt ist er ein großer Mann. Der Rat giebt ein Festessen ihm zu Ehren und sucht ihn durch Freiheiten, ein Angebot von fünfzig Gulden Jahrgehalt und das Versprechen lohnender Aufträge an die Heimat zu fesseln. Es kommt ein Vertrag über eine zweijährige Bedenkzeit mit der Pflicht für den Rat, an Frau Elsbeth während derselben vierzig Gulden jährlich zu zahlen, zu stande. Holbein kam aber nicht wieder. Diesmal geht er über Paris, wohin er seinen Sohn Philipp in die Goldschmiedslehre bringt, zurück, und neue Meisterwerke reihen sich in den folgenden fünf Jahren den schon geschaffenen an.

Im Jahre 1543 raste die Pest in London und forderte zahllose Opfer. Ihr verfiel auch Holbein. Sein hastiges, augenscheinlich schnell abgefaßtes Testament, das nicht seine Unterschrift, sondern die von vier Zeugen trägt, — was bei einem Pestkranken erklärlich ist, — wurde 1861 im Archiv der Paulskathedrale entdeckt; es ordnet den Verkauf seiner Habe, seines Reitpferdes, die Bezahlung einiger Schulden davon an, setzt ein Pflegegeld für zwei unbekannte Kinder von ihm, wohl uneheliche, aus, so daß sein Lebensende wenigstens nicht liebesarm gewesen sein wird, — mit keinem Wort gedenkt es der Seinigen in der Heimat! Er hatte schon vorher ausreichend für sie gesorgt, wie es scheint, indem er ihnen zu den früher übergebenen beiden Häusern und Legaten noch das stattliche Erbe seines 1540 in Bern gestorbenen Oheims Siegmund überließ, denn Hauptteile davon finden sich im Nachlaß der 1549 verstorbenen Frau Elsbeth Holbeinin. Wo Holbein in jenen Tagen des grausigen Massensterbens bestattet ist, ist nicht zu ermitteln, und schon hundert Jahre nach dem Tode des Künstlers soll es laut Woltmann der Sammler und glühende Holbein-Verehrer Lord Arundel vergeblich gesucht haben. So ist denn geheimnisvoll auch die Ruhestätte dieses dunklen Menschenlebens. — Holbeins vier ehelichen Kindern, von denen die beiden Knaben Goldschmiede waren, scheint das Leben mehr gelächelt zu haben als dem Vater; sie lassen sich in ruhigen Verhältnissen weiter verfolgen; ein Enkel heiratet in die berühmte Familie Merian hinein; ein anderer Nachkomme wird 1612 geadelt; ein fernerer 1787 als Edler von Holbeinsberg in den Reichsritterstand erhoben. Bin ich recht berichtet, dann blüht das Geschlecht noch heute.

Ein dramatisches Schicksal ist Holbeins geheimnisvolles Leben gewesen, — in düsterer

Tragik eines frühen, jähen, scheußlichen Todes ist es abgebrochen, — sein Werk aber lebt in seltener und einziger Klarheit als eine Ergänzung zu Albrecht Dürer, dessen Renaissancetraum es schlagend verbildlicht. Es ist ganz eng mit dem Geisteraufschwung des Reformationszeitalters verbunden, und dessen geläutertste Frucht. Albrecht Dürers und Luthers Sprache und Handschrift gehen uns in ihrer Größe erst bei liebevollem Eindringen und Begreifen auf, — Holbein ist durchsichtig und von klassischer Reinheit wie die Antike, — sein Werk ist allgemein verständlich für den ersten Blick und gewinnt auch beim Eindringen immer höheren Wert, — es war immer und wird immer modern sein.

* * *

Der Unstern, welcher über dem Lebenslauf des großen Baseler Künstlers geleuchtet, hat indessen vor seinem Grabe nicht Halt gemacht, — es scheint geradezu lächerlich, feststellen zu müssen, daß etwa ein Drittel des Holbeinwerks fehlt und zwar als ein ganzes Gebiet die Monumentalmalerei. Nicht eine einzige Fläche ist davon erhalten, und zu ahnen ist die vielgepriesene Bedeutung dieses Teils nur aus erbärmlichen Spuren. Es ist bezeichnend für Holbeins Können, daß sein Werk trotzdem nichts an Wert verliert. — Nach drei Seiten hat sich der Künstler hauptsächlich bethätigt: in der graphischen Darstellung sowohl als kunstgewerblicher Zeichner für Buchdruck, Glasmalerei, Gold- und Waffenschmiedekunst wie als erfindender Dichter von geschlossenen Cyklen, die teils Handzeichnung blieben, teils von Holzschneidern geschnitten wurden. Er selbst hat so wenig als Dürer in Holz geschnitten, vielmehr überließ er das meiste dem eminent geschickten, für Holbein viel zu früh schon 1526 verstorbenen Hans Lützelburger. Diese graphische Thätigkeit gehört vorzugsweise der Jugend an, obgleich er sie nebenbei auch noch später ausübt, — sie hat mit dem Erfolg seines dreimal behandelten Totentanzes seinen Ruhm in allen Landen schon bei seinen Lebzeiten verbreitet, — und sie charakterisiert auch Holbeins Kunst in ihrer Höhe wie ihrer Art als die einer edlen Renaissance. Man kann es kurz bezeichnen: wo Dürer aufhörte, fing Holbein an. Jener steht noch jenseit der Schwelle von 1517, — in seiner herzigen Poesie, seiner Gedankentiefe läutet der herrliche, tiefdeutsche Kunststil der Gotik aus, welchen er mit der südlichen Wunderblume der Renaissance am Lebensende mehr und mehr zu verschmelzen sucht, — Holbein aber steht schon ganz diesseit der Schwelle, er hat kaum noch Erinnerungen an die Gotik, seine Renaissanceformen haben sich anfangs noch aus Mißverständnissen, befangener Auffassung, sachlichen Fehlern zu lösen, aber er denkt vollkommen und fühlt sicher innerhalb der klaren, abgekanteten und einfachen Sprache der Renaissance, ihrer Quadrate und Rechtecke, ihrer normalen und schönen Rundbogen und Gewölbe, ihrer festlichen und ruhigen Ornamentenpracht. Beim Vater ist es ihm anerzogen, Erasmus hat ihm das feinere Verständnis aufgethan, aus italienischen Kupferstichen und vielleicht auf einem oberitalischen Ausflug hat er den letzten Schliff empfangen. Dabei ist er kein Nachahmer, vielmehr bleibt ein schwäbischer Zug von herber Festigkeit, von Charakter und von Seele vorhanden.

Das verraten fast alle diese zahlreich überlieferten Büchertitel, Buch-Illustrationen, Druckerzeichen (Wappen der einzelnen Werkstätten), diese Initialen, d. h. kunstvoll gezeichnete Anfangsbuchstaben. Nicht minder zeichnet es die Vorbilder für Glasmalereien (Glasvisierungen) aus wie die oft einzig schönen kunstgewerblichen Entwürfe für Gold- und Waffenschmiede, von denen Einzelblätter und aus seiner englischen Zeit sogar von ursprünglich drei jetzt noch zwei Skizzenbücher vorhanden sind: Dolchscheiden, Degengriffe, Pokale, Ohrgehänge, ein Uhrgehäuse für Heinrich, eine Toilettenausstattung für eine fürstliche Dame, — alles beherrscht er in gleicher Vollendung. Seine „gezeichnete Passion" von 1521 ist lediglich solch eine Vorlage für Glasmalerei und aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Von den Initialen wetteifern das Bauern-, Kinder- und Todesalphabet um den Preis idealer Schönheit, — die gemalte Tischplatte von 1515 mit den Abenteuern des „Herrn Niemand", das Schulmeister-Aushängeschild von 1516 zeigen den lächelnden Humoristen in schwä-



Hans Holbein d. J.: Aus der gezeichneten Passion von 1521. (Baseler Museum.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

bischer Breite, — er hat von dieser Art unendlich viel geschaffen. Von monumentalerem Charakter ist sein bekannter Holzschnitt „Erasmus im Gehäus", d. h. im Rahmen, welcher um 1530 entstand, und der spätere „Heinrich VIII. im Rat", von denen namentlich der erstere von hoher Schönheit ist.

Unter diesen graphischen Werken der früheste Cyklus, der Holbein rasch bekannt machte, ist jene Folge von satirischen Zeichnungen von

1515, welche Holbein wohl als Überraschung für Erasmus auf den Rand des ersten Exemplars vom „Lob der Narrheit“ leicht und flüchtig mit schlagendem Spott, Witz und boshafter Karikatur hinkritzelte. Das Buch des Erasmus ist bekanntlich der berühmteste jener damals üblichen satirischen Zeitspiegel, erlebte noch bei Lebzeiten des Erasmus siebenundzwanzig Auflagen und ist aus seinem lateinischen Urtext vielmals seitdem übersetzt, wobei Holbeins nie geschnittene Illustrationen offen und geheim nachgeschnitten und gestochen wurden. Auffällig herbe und scharf hat der achtzehnjährige Künstler die Welt betrachtet, es liegt viel Menschenverachtung hier offen, die mit seinen Gesichtszügen zu stimmen scheint. Da sieht man die Narrheit den Thoren vom Katheder aus Weisheit predigen, — ein alter Eremit wird zärtlich gegen eine hübsche Bauerndirne, — da reiben sich, wo im Text von der Schmeichelei die Rede ist, zwei Esel liebkosend aneinander, — ein sehr würdiger Ratsherr guckt starr nach einem Mädchen und tritt dabei unversehens in den Eierkorb eines loszeternden Weibes u. s. w. — augenblicklich und ungefeilt sind diese Einfälle hingeworfen, aber vielfach sind sie von schneidender Schärfe.



Hans Holbein d. J.: Aus der Holzschnittfolge der „Todesbilder“.

Außer den Todesbildern verrät aber unter den graphischen Werken Holbeins nichts so sehr den Adel seiner Künstlernatur als seine Illustrationen zu verschiedenen Bibelausgaben, und hier ist dann wieder die Krone jene Folge zur Offenbarung St. Johannis vom Anfang der 1520er Jahre, bei deren Zeichnung Holbein sicher Dürers großartige gleiche Darstellung gekannt hat. Aber wo dieser mit urfrischer Phantasie seltsam neue Motive erfand und in den tiefsinnigen Text bildnerisch noch mehr hineingeheimniste und in seinen Formen von gesättigter Kraft erscheint, — da frägt man bei Holbein gar nicht nach dem Inhalt. Er sucht immer ein dekorativ-einfaches, klares, schönheitseliges Linienbild zu geben, er hat statt Dürers krauser Spätgotik einen so flüssigen Klassicismus, daß man sich vergeblich nach Ähnlichem in der deutschen Kunst jener Zeit umsehen wird.

Derjenige Teil von Holbeins graphischem Werk jedoch, welcher in erster Linie mit seinem Namen verknüpft ist, ihn auf einer phänomenalen Höhe zeigt und als klassische Schöpfung unvergänglich frisch die Jahrhunderte überdauert hat, betrifft seine drei Folgen vom Todesthema. Holbein und der Totentanz sind verbundene Begriffe so sehr, daß lange ältere und jüngere Darstellungen auf seinen Namen getauft wurden. Alles, was seit Holbein an Totentänzen, mindestens in der deutschen Kunst, geschaffen ist, ist auf ihn zurückzuführen, — seine eigene Folge ist nachgedruckt und nachgestochen worden, ein Bischof hat sie sich auf die Wand seines Palastes kopieren lassen, — die späteren Künstler sind alle von seinem Ideengang ausgegangen. Selbst Max Klinger ist im ersten Teil seines gewaltigen Todeswerkes nicht ganz frei von diesem Vorbild, und erst im zweiten Teil vermochte er eine ganz neue Auffassung zu entwickeln. — Das Motiv ist uralt, stammt in der Form des Totentanzes aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der „schwarze Tod“ in Europa Opfer forderte, deren Verhältniszahlen uns heute kaum glaublich erscheinen. Man war hilflos dagegen, die Geistlichkeit benutzte klug die verzweifelte Stimmung, ein bußfertiger Zug ging durch die Welt, der in der Kunst sich abdrückte. Man zeichnete und stach den höhnisch tanzenden Tod in jeder Art, man malte ihn an Kirchen- und Klosterwände, auch an Kirchhofsmauern. In Lübeck und Straßburg, in der Marienkirche zu Berlin befinden sich noch heute berühmte Darstellungen. Holbein hatte eine solche nahe seiner Wohnung an der Kirchhofsmauer des

Predigtklosters zu Großbasel, die heute verschwunden ist, aber im Namen des Platzes „Am Totentanz" noch fortlebt, — und er konnte sie so oft sehen, als er wollte.

Sein erster und sehr reizvoller Versuch im Thema ist der mehrfach vorhandene Entwurf einer Dolchscheide, auf der der Tod einen sehr graziösen Reigen mit einem Königspaar, Landsknecht u. s. w. tanzt. Und Graf hat 1521 diesen Entwurf auf eine datierte Dolchscheide graviert, die sich in Wien befindet, — woraus sich dieser Cyklus als der früheste ergiebt.

Der zweite ist derjenige der berühmten „Todesbilder", nicht ganz richtig Totentanz genannt, welche zwischen 1524 bis 1526 gezeichnet, aber erst 1538 zu Lyon, als Holbein schon ein gefeierter Maler war, anonym erschienen sind. Das späte Erscheinen ist wohl durch Lützelburgers Tod vor Abschluß der Schnitte 1526 verursacht, die Anonymität dagegen wegen der fanatischen Geißelung des Priestertums darin vorgezogen, zumal Holbein in England mit seinen freien Anschauungen vorsichtig sein mußte. Um die Blätter aber auf alle Fälle unbeanstandet passieren zu lassen, gebrauchte man den nicht neuen, aber stets wirksamen Kniff, sie einer

Der Ackerman.



Hans Holbein d. J.: Aus der Holzschnittfolge der „Todesbilder".

sehr angesehenen Äbtissin zu widmen, die darauf hereinfiel, die Widmung ohne vorherige Prüfung des Werks anzunehmen. Man sieht daraus, daß Holbein ein Weltmann ohne Furcht und Tadel und ein ganz moderner „Übermensch" war. Die erste Ausgabe hatte

Der Krâmer.



Hans Holbein d. J.: Aus der Holzschnittfolge der „Todesbilder".

einundvierzig Blätter, die von 1545, also nach Holbeins Tod veranstaltete zweite brachte acht neue Motive, die von 1562 abermals eine Vermehrung um zwei anscheinend schon sehr früh entworfene, aber nicht veröffentlichte Zeichnungen, und in diesen beiden Folgen befanden sich zusammenhanglos sehr schöne Kinderkompositionen von Holbeins Hand, die wohl eigenmächtig aus dem Verlegerbesitz beigegeben scheinen. — Von sehr bedeutender Wirkung ist der Gedankengang in der Folge wegen seiner schlichten Einfachheit, und dies einer der Hauptgründe für die Popularität des Werkes: der Tod bricht unbarmherzig und stets überraschend in das Leben ein, — er schont keinen, — und wenn er „als der Sünden Sold" eine Wahl in Form und Zeit seines Kommens macht, so ist es die, daß er den Elenden mitten in der Mühe als Friedenshauch, — den Mächtigen und Reichen aber boshaft im schönsten Genuß der Welt oder beim pflichtvergessenen Thun überfällt. — Die Erschaffung der Eva, der Sündenfall, die Vertreibung (in der der Tod als stetiger Begleiter zuerst erscheint), das harte Erdenlos bilden das Vorspiel. In ganz knappen, oft sehr schönen Darstellungen spielt sich der Reigen jetzt ab, —



Hans Holbein d. J.: Der Astronom Nik. Kratzer. (Paris, Louvre.)

der Tod erscheint dem Papst, welcher einen demütigen König krönen will; dem Kardinal beim Erteilen eines Ablaßbriefes; den schreienden feisten Abt faßt er auf einem Spaziergang, und holt den Kaiser, welcher auf den Mächtigen hört und den Armen mißachtet. Dem König gießt er als Mundschenk den Todestrank auf den Teller; durchstößt den Ritter mit dessen eigener Lanze; zerbricht über dem ungerechten Richter dessen eigenen Stab und bringt den bestechlichen Ratsherrn zu Fall. Als Kavalier leitet der Tod die Kaiserin unversehens in die Grube; weckt die erschrockene Herzogin aus dem Schlaf; bläst der am Betschemel knienden Nonne das Licht aus, während sie mit halber Wendung dem auf ihrem Bett sitzenden und ein Liebeslied spielenden Buhlen lauscht. Den Ackerer holt er beim Pflügen; den Krämer hält er auf eiligem Gang auf, während ein zweites Gerippe ausgelassen auf einem altertümlichen Instrument fiedelt; dem



Jll. D. Monatshefte. Dezember 1896.

Hans Holbein d. J.: Madonna von Solothurn. (Privatbesitz.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Arzt führt er einen Kranken zu, — so geht es immer neu und interessant, immer in knappen, treffenden, lebendig bewegten Umrissen, mit reicher Phantasie bis zum Schluß. Zwei Blätter schließen alle Ausgaben: das Jüngste Gericht und das sogenannte Wappen des Todes, eine jener damals sehr beliebten heraldischen Allegorien, auf der ein Schild mit Schädel und eine ringelnde Schlange in dessen Zähnen, eine Sanduhr als Helmzier, ein paar Armknochen einen Stein darüber haltend zu sehen sind. Als Schildhalter stehen ein Mann und eine Frau in vornehmer Tracht daneben, die als das Holbeinsche Ehepaar trotz seines Backenbarts gelten.

Die mächtige Einwirkung, welche dies Holbeinsche Werk auf die Zeitgenossen wie die Epigonen ausgeübt, wird sofort verständlich, wenn man die Blätter nebeneinander sieht. Dies in der Luft jener Zeit gleichsam liegende Thema und seine fabelhaft einfache und doch so schlagende Form, über der eine allgemein verständliche Schönheit als Genius schwebt, — dieser durchsichtig schlichte Gedankengang, der das Weiteste und Tiefste eben mit dem bewußten einen Wort erschöpfend ausspricht, und in seiner Anwendung dieser volkstümliche Priesterhaß und dieses demokratische Gerechtigkeitsgefühl des Volks darin gehen in diesen kaum jünglinghandgroßen Formaten eine innige Verbindung ein; dazu lacht kecker Humor und naive Schadenfreude aus allen Winkeln, und jene dramatische Gespanntheit ist vorhanden, die so bestechend für ein einfaches Gemüt ist, — die Weisen bewundern in diesem einzig vollendeten Werk die einfache Größe, die ja das erstrebte Ziel aller Kunst ist, — den Thoren ist's lachende Augenweide des Augenblicks. Holbein bliebe unvergessen, wenn er nichts sonst geschaffen hätte. Für ihn selbst aber wird es zum Selbstbildnis, sieht man es auf den persönlichen Charakter hin an, — neben schon Bekanntem finden wir hier eine Dramatik, die stechend und von durchaus nervösem Wesen ist, — auch hier wie in seinen Passionen fehlt die warme Leidenschaft, an deren Stelle eine grausame Freude an fremder Qual, an rohen Scenen sich findet, die übrigens mit der oben berührten neuropathischen Ohrbildung Holbeins eng zusammenhängt. Diese Werke geben uns die einzigen Tiefblicke in seinen Charakter, den zu verdecken und zu überwinden die nach Marmorkühle suchenden späteren Werke des Künstlers sich mühen.

Noch ein drittes Mal hat Holbein den Tod behandelt, und zwar in dem sogenannten Todesalphabet. Hier finden sich auf kleinsten Raum zusammengepreßt verschiedene Wiederholungen vom vorigen Cyklus, aber auch viele neue, und auch in diesen schönen und dramatisch bewegten Blättchen, deren erste seit 1524 vorkommen, ist im einzelnen anscheinend die Wirkung noch mehr gesteigert, so daß man mit höchstem Interesse ihre dunklen Reliefs betrachten muß.

Schließlich ist unter den Arbeiten auf diesem Gebiete aus Holbeins englischer Zeit nach 1535 die „satirische Passion" zu nennen, deren nur als Handzeichnung vorhanden gewesenes, natürlich nur im vertrautesten Kreise gezeigtes Original verschollen, aber teilweis in späteren Kopie-Stichen (sechzehn) des geschickten Wenzel Hollar bekannt geblieben ist. Anlaß waren grauenhafte Zustände in englischen Kirchen und Klöstern, die 1535 durch Cromwell aufgedeckt wurden. Holbeins Pfaffenhaß zog hiervon neue Nahrung, er stellte in dieser Passion Mönche als die rohen Henker und Peiniger des Heilands dar, — auf der Dornenkrönung z. B. Klosterbrüder, welche mit Meßbuch, Leuchter und Hirtenstab die Dornen tiefer in den Kopf hineindrücken, während eine andere feiste Kutte dem Dulder höhnisch aus seinem Kruge zutrinkt. Solche Bilder hätten, wenn sie in die Öffentlichkeit gekommen wären, selbst im halb protestantischen England Holbein den Hals kosten können, — man erkennt aus ihrem Vorhandensein immer wieder denselben pathologischen Zug, hastigen und nervösen Impulsen um den Preis des Lebens für einen satirischen Kitzel nachzugeben.

(Schluß folgt.)



Die socialen Fragen
im Lichte der dramatischen Dichtung.

Von

Max Haushofer.

Es giebt kaum ein Schlagwort, welches in der Gegenwart eine größere Rolle spielte als das Wort „social“. Wir sprechen von socialen Zuständen, von socialen Fragen, socialen Zwistigkeiten, socialen Reformen.

Was ist social?

Wenn wir irgend welche Zustände oder Schicksale eines Menschen ins Auge fassen, so sind diese Zustände oder Schicksale entweder individuelle oder sociale. Als individuelle bezeichnen wir sie dann, wenn sie nur in dem einzelnen Individuum wurzeln, nur das Individuum angehen. Als sociale dann, wenn sie hervorgehen aus der Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft seiner Mitmenschen; aus den Beziehungen des Einzelnen zu den Übrigen.

Vollständig wird sich Individuelles und Sociales kaum jemals abgrenzen lassen. Denn jeder Mensch — es sei denn, daß er sich als Einsiedler von seinen Mitmenschen ganz zurückgezogen habe oder daß er als Robinson auf eine einsame Insel verschlagen sei — steht in der menschlichen Gesellschaft. Selbst der Zuchthäusler hat seine sociale Stellung, indem ihn die Gesellschaft zu einer bestimmten Lebensweise zwingt und ihn verhindert, ihr zu schaden.

Der Ausdruck „social“ bezeichnet demnach einen relativen Begriff. Das „Sociale“ tritt gegenüber dem Individuellen um so mehr hervor, je deutlicher die Fäden werden, die den Einzelnen mit der ihn umgebenden Gesellschaft verbinden, je klarer es sich zeigt, daß seine Zustände, Schicksale und Handlungen nicht von ihm allein und nicht von Naturgesetzen, sondern auch von den Menschen bestimmt werden, in deren Kreis er lebt.

Jeder Mensch hat ein Milieu, in welchem er lebt, d. h. eine Summe von äußeren Einflüssen, die auf ihn einwirken. Dieses Milieu besteht nur zum Teil aus Menschen, die den Einzelnen umleben und auf ihn einwirken; zum Teil besteht es aber auch aus der Natur, in welcher der Mensch lebt, und aus leblosen Dingen, in deren Kreis er geraten ist: aus seinem Heimathaus und seiner Heimatgasse; aus seiner Arbeitsstätte und seinen Werkzeugen; aus den Büchern und Kunstwerken, die seinen Geist anregen. Das Milieu ist demnach bald mehr, bald weniger lebendig, bald enger oder weiter, ärmer oder reicher; bald gleichbleibend, bald veränderlich.

Die große Mehrzahl der Menschen sind Durchschnittsmenschen und stehen als solche im Banne ihres Milieus, ohne sich demselben entziehen zu können. Sie nehmen die guten und die schlechten Züge an, welche ihr Milieu ihnen zu verleihen unablässig bestrebt ist. Sie werden Typen ihres Milieus.

Daneben giebt es aber auch Ausnahmsmenschen, die sich nicht dem Banne ihres Milieus gefangen geben, sondern ihr Wesen selbständiger ausgestalten. Sie lassen sich nur die wenigsten Züge ihres Wesens von ihrem Milieu aufnötigen, sondern bemühen sich im Gegenteil, einen umgestaltenden, be-

herrschenden Einfluß auf ihr Milieu zu nehmen; sie wählen sich dasselbe mit souveräner Freiheit, wechseln es nach Laune, erheben oder verschlechtern es.

Auch die Grenzlinie zwischen dem Durchschnittsmenschen und dem Ausnahmsmenschen ist eine durchaus nicht fest ausgezogene. Nur selten ist es, daß wir bei sehr bedeutenden Leuten oder bei Verbrechern sagen können: hier haben wir wirklich Ausnahmsmenschen vor uns. Sehr häufig erscheint eine Ausnahmsnatur uns als Durchschnittsmensch und zeigt erst in besonderen Situationen ihr abnormes Wesen.

Dies nur nebenbei.

Wenn wir nun zu der Stellung des Menschen in seinem Milieu zurückkehren, müssen wir den persönlichen Teil des Miliens näher ins Auge fassen.

Dieser persönliche Teil des Milieus besteht aus jenen kleineren oder größeren Kreisen, welche sich innerhalb der gesamten Gesellschaft gebildet haben und den Einzelnen umgeben. Der Einzelne ist ja nicht bloß Angehöriger der ganzen Gesellschaft, sondern auch Angehöriger kleinerer Kreise der Gesellschaft. Diese kleineren Kreise sind: Familien, Freundeskreise, Vereine, Kameradschaften, Gemeinden, Berufs- und Einkommenklassen, Standeskreise, politische und religiöse Parteien, Cliquen. Die Zugehörigkeit zu diesen Kreisen beruht bald in natürlichen Verhältnissen, bald in der wirtschaftlichen Lage, bald in freier Wahl des Einzelnen. Und der Einzelne ist an keinen dieser socialen Kreise fest und unauflöslich gebunden; selbst aus jenen gesellschaftlichen Kreisen, denen er durch Geburt und Abstammung angehört, kann er sich losreißen. Er vermag den persönlichen Teil seines Miliens zu wechseln, wie er das Ganze wechseln kann. Er kann aber auch in einem oder in mehreren dieser Kreise eine mehr aktive, tonangebende, oder eine mehr passive Rolle spielen.

Fassen wir die Ziele ins Auge, die das einzelne Mitglied der Gesellschaft verfolgen kann, so müssen wir diese Ziele unterscheiden in individuelle und sociale.

Die individuellen Ziele sind jene, die der Einzelne für sich verfolgt, zu deren Erreichung er nicht notwendig eines gesellschaftlichen Kreises bedarf, sondern die er eventuell selbst in einer gegensätzlichen, feindlichen Stellung gegenüber der Gesellschaft verfolgen kann. Sie werden gegeben durch die mannigfachen Lebensbedürfnisse des Einzelnen und sind teils höhere, teils gemeinere, teils notwendige, teils freie. Neben diesen individuellen Zielen ist aber zwar nicht allen, aber doch sehr vielen Mitgliedern der Gesellschaft etwas anderes noch angeboren oder anerzogen: das Streben, die Individualität in kleineren oder größeren Gesellschaftskreisen zur Geltung zu bringen. Dieses Verlangen veranlaßt den Einzelnen, Macht, Einfluß, Ansehen, Ehre oder auch Ruhm zu erstreben, etwas zu gelten. Und das ist es, was wir als sociale Ziele zu bezeichnen haben. Diese socialen Ziele können für den Einzelnen Endzweck sein oder auch nur als Mittel zur Erreichung individueller Ziele von ihm gedacht werden. Das Streben nach Reichtum aber kann sowohl als durch sociale, wie als durch individuelle Endziele veranlaßt erscheinen.

Wenn wir nun beobachten, wie, mit welcher Energie und mit welchen Mitteln der Einzelne seine Ziele verfolgt, können wir beobachten, wie verschieden das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Gesamtheit ausgebildet ist. Wir stoßen auf den im socialen Leben so ungemein wichtigen Gegensatz von Egoismus und Gemeinsinn. Egoismus und Gemeinsinn sind der große Gegensatz, der uns entgegentritt, wenn wir das Denken und Treiben des Menschen als eines Mitgliedes der Gesellschaft betrachten. Denn der Einzelne kann ja seine Ziele verfolgen ohne Rücksicht auf die Gesellschaft: dann nennen wir den Grundzug seines Charakters Egoismus. Oder er kann diese Rücksicht haben: dann ist es Gemeinsinn, der sein Handeln beherrscht. Der Gemeinsinn kann und muß sich schon in der kleinsten Gemeinschaft, in der Familie zeigen; er kann bei ihr stehen bleiben, aber auch zu höheren Stufen sich entwickeln, die sich in weiteren Gesellschaftskreisen offenbaren. Wir haben sogar Bezeichnungen für die verschiedenen Abstufungen des Gemeinsinnes, indem wir von Familiensinn, Bürgersinn, Kollegialität, Kameradschaftlichkeit, Patriotismus reden. Gemeinsinn und Egoismus sind ein Gegensatz, aber kein unversöhnlicher; sie gehen ineinander über; sie ergänzen sich.

Das sind alles Dinge, die wir wenigstens streifen müssen, um zum Begriff der socialen Fragen zu gelangen.

Was aber nennen wir sociale Fragen?

Zur Klarstellung in diesem Punkte muß gesagt sein, daß es nicht bloß eine, sondern eine ganze Reihe von socialen Fragen giebt. Wenn wir häufig von der socialen Frage im Singular sprechen hören, kommt dies davon, daß entweder diejenige sociale Frage gemeint ist, die sich gerade in den Vordergrund drängt, oder daß man den Zusammenhang aller socialen Fragen ins Auge faßt.

Thut man das letztere, so kann man unter „der socialen Frage“ nur die Frage verstehen, wie die ganze Gesellschaft eingerichtet sein müsse, um für jedes ihrer Mitglieder das denkbarste Wohlergehen zu sichern. Daß das eine Frage ist, die nicht durch eine That der Menschheit, nicht durch einen Menschen und auch nicht durch ein Jahrhundert gelöst werden kann, sieht jeder Vernünftige ein. Wohl aber kann man daran denken, die einzelnen Teilfragen, aus welchen diese sociale Frage sich zusammensetzt, einer Lösung näher zu bringen, und zwar entweder auf dem Wege politischer Reformen, oder aber indem man sie wenigstens dem allgemeinen Verständnis näher bringt, sie von verschiedenen Seiten her beleuchtet und von verschiedenen Standpunkten aus erörtert.

Und hier kommen wir zu der Stellung, welche die Kunst und speciell die Poesie zu den socialen Fragen zu nehmen hat. Die Poesie hat nicht die Aufgabe, Wahrheit zu suchen — das ist die Aufgabe der Wissenschaft. Aber wenn die Poesie, welche in erster Linie die Aufgabe hat, Schönheit zu suchen und darzustellen, nebenher mit ihrem göttlichen Instinkt Wahrheiten findet und Aufklärungen über die großen Rätsel des Daseins giebt, muß man ihr dafür dankbar sein.

Die socialen Zustände können und dürfen Probleme der bildenden Kunst und der Poesie werden. Aber sie müssen sich damit bescheiden, in erster Linie unter dem Gesichtspunkte künstlerischer Ziele angefaßt zu werden.

Niemals soll die Agitation für irgend eine sociale Veränderung oder Umstimmung das erste Ziel eines poetischen Werkes sein. Sobald das geschähe, würde das Werk aufhören, ein Kunstwerk zu sein; es würde dann zu einer in Verse oder in eine dramatische Form gegossenen Abhandlung. Und eine solche hat niemals gewirkt, niemals begeistert. Wo in wirklichen Dichtungen einzelne Stellen sociale oder politische Bedeutung gewannen: da waren es immer nur einzelne Zeilen, in welchen die ganze Kraft und Feuerwirkung eines großen umgestaltenden Gedankens sich konzentrierte.

Die Fragen, mit welchen die dramatische Dichtung sich beschäftigt, können psychologische sein oder politische, religiöse, ökonomische oder sociale; es können aber auch verschiedene Fragen im Rahmen einer Dichtung sich kreuzen oder sich durchdringen und ineinander übergehen.

So bilden politische Fragen unzweifelhaft den Kern in Schillers „Wallenstein“, in der „Jungfrau von Orleans“, im „Wilhelm Tell“, im „Götz von Berlichingen“, in einer ganzen Anzahl von Shakespeare-Dramen. Aber diese politischen Fragen wären für sich allein nicht im stande, die Handlung eines Dramas zu beleben, wenn sie nicht mit psychologischen Fragen und Konflikten verquickt und verschmolzen wären.

Religiöse Fragen bilden nur ausnahmsweise den Mittelpunkt von dramatischen Dichtungen, wie etwa in Lessings „Nathan“, in „Uriel Akosta“, in „Iphigenie“, bei Lope und Calderon. Aber sie spielen doch mächtig in manche sehr bedeutende Dichtung herein. So vor allem in Goethes „Faust“; so auch in vielen der Tragödien des klassischen Altertums.

Ökonomische Fragen sind eigentlich zu gemein für die Dichtung überhaupt und für das Drama insbesondere. Daß sie aber doch mit Glück selbst zu Angelpunkten dramatischer Dichtungen gemacht werden können, zeigen uns vor allem Ferdinand Raimunds „Verschwender“, Björnsons „Fallissement“ und noch manches andere wertvolle Drama. Und in unzähligen anderen Dramen treibt die Geldfrage wenigstens als mächtige bewegende Kraft eine oder die andere der handelnden Personen. Sie schafft durch ihre verschiedene Auffassung fühlbare Gegensätze zwischen edlen und gemeinen Naturen — Gegensätze, die im Leben wie im Drama unvermeidlich sind.

Die häufigsten Fragen, welche als Triebkräfte dramatischer Handlung auftreten, sind psychologischer Natur: gesunde und kranke Seelenzustände; begangene Schuld in ihren so unendlich verschiedenen Wirkungen, je nachdem sie als eigene oder als fremde Schuld erscheint, die auf dem Leben der handelnden Personen lastet und ihr Empfinden und Thun beeinflußt; tragische oder komische Konflikte, in welche die Menschen durch ihre eigenen und durch fremde Handlungen, sowie durch die Verkettungen des Zufalls versetzt werden und in welchen sich dann die Gegensätze von starken und schwachen, von edlen und gemeinen, von wahren und lügnerischen, von gesunden und kranken Naturen offenbaren.

Wo nun die dramatische Dichtung eine sociale Frage zu ihrem Hauptproblem gemacht hat, kann sie sich oft dabei begnügen, bloß die gesellschaftlichen Kreise zu schildern, in deren Bann ihre Menschen stehen, sowie die Schatten- und Lichtseiten dieser Kreise. Sie kann aber auch weiter gehen und uns zeigen, wie sich Durchschnittsmenschen und Ausnahmsmenschen im Banne ihres Gesellschaftskreises benehmen, welchen Irrtümern sie ausgesetzt sind, mit welchen Mitteln sie ihre individuellen und ihre socialen Ziele verfolgen, wie weit sie ihren Egoismus und ihren Gemeinsinn walten lassen können und in welche Arten von Konflikten sie dabei geraten.

Und wenn die dramatische Dichtung hierbei dort in das Menschenleben greift, wo dasselbe am heißesten pulsiert: dann wird sie, mag sie wollen oder nicht, von Zeit zu Zeit die brennendsten der socialen Fragen aufrühren müssen. Und wenn sie dies thut, von der Hochwarte des wirklichen Dichters aus: dann wird sie für den, der sie durch den Wechsel der Zeiten verfolgt, zu einem wunderbaren Spiegelbilde der wechselnden Weltanschauung und Gesittung.

Ehe das moderne sociale Drama anfing, mit vollem Bewußtsein sociale Fragen zu behandeln, gab es schon sentimentale bürgerliche Familiendramen. Zu jenen Familiendramen ließ aber der Dichter, wie wir es namentlich an den Ifflandschen Stücken sehen, die Charaktere, die Situationen und Konflikte immer bloß aus der Naturanlage der handelnden Personen und ihren einseitigen Richtungen hervorwachsen; während das moderne sociale Drama die Situationen und Konflikte zugleich aus den Zuständen, Irrtümern und Ungerechtigkeiten der Gesellschaft zu entwickeln und die Gesellschaft dafür verantwortlich zu machen strebt. (Vgl. Prölß: Geschichte des neueren Dramas II, 1. 443.)

Das moderne sociale Drama fand einen Vorläufer in Deutschland schon in Schillers „Kabale und Liebe“. Aber während die deutsche dramatische Litteratur danach eine bedenkliche Lücke auf diesem Gebiete eintreten läßt, fand in Frankreich eine viel organischere Entwickelung statt. Dramen von Dumas dem Älteren, von Soulié, Balzac, Sue, Bourgeois, d'Ennery, Alfred de Vigny kann man zum Teile schon als Anfänge des modernen socialen Dramas bezeichnen, nach welchen sodann Eugen Scribe, Octave Feuillet, George Sand einen Übergang bilden zu dem socialen Drama der Gegenwart, als dessen Bahnbrecher meistens Alexander Dumas d. J. bezeichnet wird. Seit ihm ward das Leben der Gegenwart zum Lieblingsinhalt des Dramas: die moderne Gesellschaft mit ihren Tugenden, Leidenschaften und Lastern, mit ihrer Habsucht und Genußsucht, ihrer Frivolität, ihrem Strebertum und Cliquenwesen, mit ihren Modethorheiten und ihrer eleganten Gottlosigkeit, mit ihrer Korruption, Spekulation und Reklame.

Ihm folgten Theodor Barrière, Emile Augier und endlich Victorien Sardou, durch dessen erfindungsreichen Geist das sociale Drama Frankreichs auf seinen heutigen Höhepunkt gehoben ward.

Weder in Italien, wo einst Goldoni, Alfieri und Manzoni geschrieben hatten, noch in Spanien, wo Lope de Vega und Calderon einst als Sterne glänzten, noch auch in England, wo der größte Dramatiker aller Zeiten eine glänzende Schule bildete, konnte das sociale Drama eine annähernd so reiche Entwickelung nehmen als in Frankreich. Zu solcher internationaler Bedeutung wie die Franzosen sind auf diesem Gebiete annähernd nur zwei norwegische Dramatiker gekommen: Björnson und Henrik Ibsen.

Bei uns in Deutschland findet sich wie erwähnt nach Schiller eine bedenkliche Lücke in der Entwickelung. Was man von Goethes

dramatischen Werken allenfalls als sociales Drama bezeichnen könnte, hat zum Ruhme des großen Dichters nichts beigetragen. Heinrich von Kleist war groß im Gebiete des psychologischen Dramas; aber für das sociale Drama war seine Zeit nicht angethan. Die folgenden deutschen Dramatiker: Zacharias Werner, Adolf Müllner, Houwald verloren sich in der Schicksalstragödie. Nur hier und da zeigt sich ein Ansatz zur Behandlung socialer Probleme, so namentlich bei Ferdinand Raimund, Bauernfeld, Otto Ludwig, Gutzkow, während geniale Naturen wie Hebbel, Julius Mosen, Wildenbruch sich mit Vorliebe dem historischen Trauerspiel zuwandten.

Erst als in Frankreich das sociale Drama schon eine Reihe seiner glänzendsten Produkte gezeitigt hatte, ward man in Deutschland wirklich aufmerksam auf dieses Gebiet, welches seither aber auch mit steigendem Erfolge bebaut ward, insbesondere durch Gustav Freytag, Adolf Wilbrandt, Paul Lindau; und dann mit noch kühneren Griffen in das Herz der modernen Gesellschaft durch Richard Voß, Ludwig Fulda, endlich durch Hermann Sudermann und Gerhard Hauptmann.

Daß die Zahl der socialen Dramen in Deutschland im ganzen geringer ist als in Frankreich, darf uns dabei wenig kümmern. Hier entscheidet nicht die Zahl, sondern die Wirkung des Einzelnen auf die Anschauung der Zeitgenossen.

Wenn wir nach diesen allgemeinen und einleitenden Bemerkungen daran gehen, die einzelnen socialen Fragen und ihr Erscheinen in der dramatischen Dichtung ins Auge zu fassen, müssen wir zunächst zwei Gruppen von gesellschaftlichen Körpern unterscheiden. Die eine Gruppe ist die Familie, die andere umfaßt die übrigen gesellschaftlichen Körper.

Die Familie ist ein naturgesetzliches und zugleich ein sociales Gebild. Sie ist unter den socialen Gebilden dasjenige, welches seine Mitglieder mit den denkbar stärksten Bändern zusammenhält, mit Bändern, welche vor die Existenz des Einzelnen hinausreichen und mit dem Tode nicht enden, wenn sie auch im Leben scheinbar zerrissen werden können.

Die kleinsten unter den gesellschaftlichen Körpern, die Familien, sind zugleich diejenigen, welche der dramatischen Dichtung das reichste, das ewig unerschöpfliche Feld darbieten. Es läßt sich leicht nachweisen, warum dies so ist. Die Familie ist ja, obgleich der kleinste gesellschaftliche Körper, doch zugleich derjenige, der notwendig die verschiedensten menschlichen Gegensätze in sich vereinigen soll. Mann und Weib, Altes und Junges, Reiches und Armes, Kluges und Einfältiges, Kaltes und Leidenschaftliches, Träges und Feuriges — alle diese Gegensätze und noch eine Unzahl anderer können innerhalb der Familien sich finden und sollen, wenn sie sich in ihr finden, zu einem harmonischen Zusammenleben sich ineinander schmiegen.

Das ist ein Anforderniß der socialen Moral, welches von vornherein eine Quelle der mannigfaltigsten dramatischen Konflikte werden muß. Was überhaupt an Beziehungen in der Familie denkbar ist, kann den Keim zu solchen Konflikten enthalten.

Der Bestand und das Gefüge der Familie, ihre Gefahren, die Gründe ihrer Zerrüttungen: das sind denn auch jene socialen Fragen, die schon von der dramatischen Dichtung des klassischen Altertums voll gewürdigt worden sind, und die, solange die Familie bestehen wird, stets am ergreifendsten zum Menschenherzen reden werden.

Seit Äschylos, der Gewaltige, in seiner Danaiden-Trilogie die Gründung der Familie auf Liebe, Sitte und freiem Gehorsam als Bürgschaft aller Ordnung und Keim aller Kultur erscheinen ließ; seit Sophokles die düsteren tragischen Schicksale einer griechischen Königsfamilie zum Gegenstande seiner mächtigsten Tragödien gemacht hat: seit jener Zeit sind es immer wieder die tausendfach veränderlichen Lebenserscheinungen, Konflikte und Schicksalsbilder der Familie, die in erster Linie das Interesse der dramatischen Dichter angezogen haben.

Daß die Monogamie die Grundlage der Familie und damit die Grundlage unserer ganzen Gesittung ist: darüber herrscht bei der großen Mehrzahl der Gesellschaft kein Zweifel. Sowohl die konservativen, als auch die liberalen Parteien der heutigen Kulturgesellschaft denken nicht daran, an der Ehe und Familie rütteln zu lassen.

Andererseits aber ist es nicht bloß eine starke Partei, welche theoretisch diese Grundlagen angreift, sondern auch zahllose Indi-

viduen, welche, ohne sich mit theoretischen Fragen abzuquälen, sich gegen die Ehe und Familie auflehnen und gegen diese Institutionen sündigen — aus wohlüberlegtem Egoismus oder im Drange besinnungsloser Leidenschaft.

Von den mannigfachen Einzelfragen, die das Institut der Ehe auftauchen läßt und die durch die dramatische Dichtung zu Problemen gemacht wurden, möchte ich nur die folgenden erwähnen.

Da ist zunächst die große Frage, wie weit die Thätigkeit des Verstandes und wie weit die Stimme des Herzens bei der Eheschließung Berechtigung haben sollen. Ist die Konvenienz-Ehe ohne alle Liebe berechtigt? Und ist die reine Liebesheirat berechtigt, wenn sie ohne jede Spur von Verstand abgeschlossen wird? Allein schon diese Frage hat den Dramatikern genug Kopfzerbrechen gekostet. Die Verwerflichkeit und Gefährlichkeit der bloßen Konvenienz-Ehe ist in einer großen Zahl von ernsten und von heiteren Dramen der Kern des Konfliktes. Um aus vielen eines hervorzuheben, sei hier nur Scribes meisterhaftes Lustspiel „Fesseln" erwähnt. Aber nicht bloß die Gegenwart hat sich mit aus der Konvenienz-Ehe hervorgehenden Konflikten beschäftigt; wir finden diese Konflikte in den Dramen aller Jahrhunderte; denn sie müssen notwendig so alt sein als der Irrtum, der ihnen zu Grunde liegt.

Aber wie viel lebenslängliches Elend, wie viel herzzerreißender Jammer ist im Lauf der Geschichte der Gesellschaft aus der Konvenienz-Ehe hervorgegangen!

Die Ehe zwischen Menschen, die sich nicht verstehen und nicht zur seelischen Harmonie gelangen können: das ist im Leben bei weitem der häufigste Grund aller Konflikte und ist es natürlich auch im Drama. Je nachdem nun diese Konflikte dauernd und tiefer oder bloß mehr oberflächlich und vorübergehend sind, erscheinen sie bald unlösbar, bald lösbar. Wo diese Konflikte im Leben unlösbar sind: da führen sie zu der unglücklichen Ehe, die in unzähligen Fällen bis ans Lebensende eines Teils wie eine Kette fortgeschleppt wird, in anderen Fällen durch Scheidung endet. Der dramatische Dichter führt ein jähes Ende solcher Konflikte herbei, wie Henrik Ibsen in seiner „Hedda Gabler", Richard Voß in seiner „Eva" und viele der neueren Franzosen. Daß ernste und tiefgehende Konflikte zwischen Ehegatten gelöst werden können, kommt im Leben vor; aber da währt die Arbeit der Lösung meist jahrelang. Eine rasche Lösung solcher Konflikte — wenn sie überhaupt gelöst werden — kommt meist nur im Drama vor, wo der Gedanke der Lösung im Vorleben der Menschen schon begründet und durch besondere Schicksalsfügungen, durch Ausnahmezustände, durch die Aufhellung von tiefgewurzelten und scheinbar berechtigten Mißverständnissen herbeigeführt werden kann.

Wo die ehelichen Konflikte keine tiefgehenden sind, wo sie von Anbeginn — etwas guten Willen und einigermaßen glückliche Umstände vorausgesetzt — als lösbar erscheinen: da bilden sie unerschöpfliche Probleme für das Lustspiel, wie die Geschichte des letzteren von Shakespeares „Bezähmter Widerspenstigen" bis herunter zu Sardous „Cyprienne" uns zeigt.

Nur müssen wir uns dabei erinnern, daß, wenn eine Dichtung eine sociale Lehre vortragen will, diese Lehre mit einem gewissen Ernste vorgetragen sein muß. Fehlt dieser Ernst, so lacht man einfach über die Lehre.

Und gerade zu einer leichtfertigen oder scherzhaften Auffassung ehelicher Konflikte und Zerwürfnisse kann der dramatische Dichter sehr leicht kommen, wenn eine derartige Auffassung im Geiste der Zeit liegt. Das zeigt uns selbst ein Genius, wie der des Molière, wenn er, in seinen Stücken „Amphitryon" und „George Dandin", in ganz übermütiger Art die Verletzung der ehelichen Treue zu einem Gegenstande des Gelächters macht. Und das that ein Dichter, der grundsätzlich von dem Gedanken ausging, die Gesellschaft von ihren Lastern zu befreien, indem er diese Laster geißelte!

Ganz anderer Art, aber auch aus dem Institute der Ehe hervorgewachsen, sind jene Fragen und Konflikte, die das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern entstehen läßt. Wie weit erstrecken sich die Rechte und die Pflichten der Eltern gegenüber den Kindern und umgekehrt? Wenn von einer Seite diese Rechte zu weit ausgedehnt, diese Pflichten vernachlässigt werden wollen — befreit dies die andere Seite von ihren Verpflichtungen? Und wie soll es gehalten werden,

[illegible]

[illegible] Ahnen" [illegible] versucht, wie leicht, eine alte Verschuldung zum unheimlichen Erbe einer neuen Generation werden kann. Er ging zu weit in seiner Betonung dieser grausamen und unmenschlichen Fügung. Denn wenn wir die Eigenschaften unserer Väter und Großväter erben, so sind es nicht bloß ihre schlimmen, sondern auch ihre guten Eigenschaften.

Einen Übergang von jenen socialen Fragen, die auf dem Boden der einzelnen Familie erwachsen, zu denjenigen, die weiteren Gesellschaftskreisen angehören, finden wir dort, wo die Familie als geschlossenes Ganzes einem fremden Eindringling oder gar einer andren Familie gegenübersteht. Der

[illegible]

[illegible] Dadurch entstehen Gegensätze, welche manchmal tiefer einschneidend, manchmal leichter überbrückbar, häufiger sind. Das Bewußtsein der Klassenangehörigkeit, das Interesse des Einzelnen an seiner Klasse ist manchmal in hohem Grade, bis zum Fanatismus, ausgebildet, manchmal höchst oberflächlich, ja völlig verschwindend.

Als Angehöriger einer Klasse kann nun jeder Einzelne wieder die Interessen seiner Klasse gegenüber anderen Klassen, aber auch seine persönlichen Interessen gegenüber den Interessen seiner Klasse vertreten.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter

zueinander ist nicht bloß von Bedeutung für die Ehe und in der Ehe, sondern auch im weiteren gesellschaftlichen Kreise; und es ist eine der brennendsten socialen Fragen, welche Stellung — ganz abgesehen von ihrer Stellung in der Familie — die Frau in der Gesellschaft einzunehmen hat. Wie verschieden im Laufe der Kulturgeschichte auch die Stellung der Frau gewesen ist: im allgemeinen hebt sich diese Stellung allmählich. Und das findet auch im Drama seinen Ausdruck.

Dasjenige unter allen dramatischen Werken des hellenischen Altertums, welches den Stempel eines socialpolitischen Dramas am deutlichsten trägt, sind die „Ekklesiazusen" des Aristophanes. Diese Komödie beschäftigt sich geradezu mit Problemen der Frauenemancipation, der Weibergemeinschaft und Gütergemeinschaft. Aristophanes läßt eine lustige Bürgerin, die Praxagora, auftreten, welche ihrem Manne nächtlicherweile die Kleider und damit auch die Zügel der Herrschaft entwendet hat. Der arme Gatte, Blepyros mit Namen, wird am frühen Morgen mit dem fait accompli der stattgefundenen Frauenemancipation überrascht, und seine Gattin Praxagora predigt ihm mit einer ganz unglaublichen Zungenfertigkeit die Grundsätze des Kommunismus und der Weibergemeinschaft. Und schließlich lassen sich die Männer das Frauenregiment gefallen. Der Stachel des geistvollen Dichters ist aber in diesem Falle weniger gegen die herrschsüchtigen Frauen gerichtet, als vielmehr gegen die entarteten Männer, welche sich diese Herrschaft gefallen lassen. Dreiundzwanzig Jahrhunderte sind verflossen, seit Aristophanes dichtete — und doch möchte man glauben, er habe mit vorahnenden Sinnen August Bebels Buch über die Frau gelesen und seine „Ekklesiazusen" dazu geschrieben!

Die Emancipation der Frau hat seit Aristophanes wohl noch manchmal den socialen Inhalt eines Dramas gebildet, bis herab zu dem gemütlichen „Doktor Wespe" von Roderich Benedix; aber es ist eigenartig, daß keines dieser Werke zu einem der Lieblingsdramen der Kulturwelt werden konnte. Einer bedeutsamen Dichtung aber darf ich an dieser Stelle nicht vergessen: es ist Sudermanns „Heimat".

Es ist nicht die Frau als solche, nicht schlechthin die Vertreterin ihres Geschlechts, die sich in Sudermanns „Heimat" emancipiert, sondern es ist die Frau und die Tochter zugleich, die sich aus einer von verknöcherten Standesvorurteilen beherrschten klein denkenden Familie losreißt, weil sie als geniale Natur, die sich selbst ihr Leben geschaffen hat, nichts mehr mit dem Geiste dieser Heimat gemein hat. Wäre Sudermanns Magda nur eine Durchschnittsnatur: dann könnte man dieses Drama als ein solches gelten lassen, das die Emancipation der Frau behandelt; aber sie ist eine Ausnahmsnatur und ihr Kampf ist nicht der Kampf der Frau überhaupt, sondern der Kampf der genial veranlagten Frau, und nicht der Kampf um Frauenrechte gegen Männer, sondern ein Kampf gegen einen klein denkenden Teil der Gesellschaft.

Der Gegensatz von Herr und Diener ist unter allen socialen Gegensätzen der älteste. Er ist der einzige, der auch den dramatischen Dichtern des Altertums völlig geläufig war; bei Shakespeare begegnet er uns fast überall. Da aber bis in die neueste Zeit herauf die Anschauung tonangebend war, daß es herrschende und dienende Klassen geben müsse, kann man es den dramatischen Dichtern nicht verargen, wenn sie Konflikte, die etwa aus diesem Gegensatz hervorgingen, entweder ganz ignorierten oder wenigstens nicht lösen wollten oder konnten. Da die dramatischen Dichter auch dann, wenn sie etwa wegen Geldmangels ihre Stiefel selbst putzen mußten, sich doch immer zur herrschenden Klasse zählten, ist es natürlich, welche Stellung sie der Dienerschaft einräumten. Wie bei den Dichtern des klassischen Altertums der Sklave und bei Shakespeare der Bediente Possen reißt, so ist, als in Deutschland der Hanswurst von der Bühne verschwand, der Bediente an seine Stelle getreten. Man überläßt es den herrschenden Klassen, die ernsthaften Konflikte herbeizuführen und wieder zu lösen; das Dienstpersonal macht seine Possen dazu.

So hoch wir auch die althellenische Kultur stellen mögen: für eine grundsätzliche Gleichberechtigung der Menschen hatte sie absolut kein Verständnis. Der Gegensatz von Herren und Sklaven galt als ein absolut notwendiger. Wenn ein griechischer Komödiendichter, Menander, die Armen auf die

wenn bei solchen Konflikten das Recht der aufstrebenden mit dem der absterbenden Generation, das Naturrecht und das geschriebene Recht sich entgegenstehen? Wie weit ist jede Generation befugt, von der anderen eine richtige Lebensführung zu fordern?

Zwei der größten Dramen Shakespeares, „König Lear" und „Hamlet", schwingen um solche Fragen — daneben zahllose andere Dichtungen, welche ähnliches berühren. Daß aber selbst das heiligste und natürlichste aller Rechte, das Recht der Eltern auf den Gehorsam und auf die Liebe der Kinder, seine Grenzen und seine Kehrseite hat, lehrt uns in erschütternden Tönen ein durchaus modernes Drama: Anzengrubers „Viertes Gebot".

Im Leben wie im Drama werden die einfachen und großen Konflikte, die auf dem Boden des Familienlebens erwachsen können, aber noch unendlich vielgestaltiger gemacht durch Ungewißheiten und Unregelmäßigkeiten, welche sich verdunkelnd zwischen die bekannten und unanfechtbaren Thatsachen eindrängen. Die Fälle, wo irgend eine alte Verschuldung, wo die Quelle eines Familienkonfliktes geheim gehalten werden konnte und dann wie ein unheimliches Gespenst jahrelang auf einem oder mehreren Gemütern lastet, immer neue Rätsel, neue Lügen, neue Verwickelungen und Verschuldungen erzeugt: diese Fälle wiederholen sich ja immer und können in verschiedenster Art verwoben werden mit den offenkundigen, aus der Verschiedenheit der Naturen und der Verhältnisse sich ergebenden Konflikten.

Der große Norweger Henrik Ibsen hat in seinem Drama „Gespenster" zu entwickeln versucht, wie solch eine alte Verschuldung zum unheimlichen Erbe einer neuen Generation werden kann. Er ging zu weit in seiner Betonung dieser grausamen und unmenschlichen Fügung. Denn wenn wir die Eigenschaften unserer Väter und Großväter erben, so sind es nicht bloß ihre schlimmen, sondern auch ihre guten Eigenschaften.

Einen Übergang von jenen socialen Fragen, die auf dem Boden der einzelnen Familie erwachsen, zu denjenigen, die weiteren Gesellschaftskreisen angehören, finden wir dort, wo die Familie als geschlossenes Ganzes einem fremden Eindringling oder gar einer anderen Familie gegenübersteht. Der Familiensinn kann sich unmerklich zum Klassenstandpunkt, zum Standesbewußtsein erweitern. Aber auch abgesehen davon kann traditioneller Familienhaß zu einer Ursache von eigenartigen Konflikten werden. Wie schicksalsreich sie sich entwickeln können: davon giebt die dramatische Litteratur Beweise genug. Ich möchte hier nur den bekanntesten derselben anführen: die feindlichen Häuser der Montecchi und Capulet in Shakespeares „Romeo und Julie".

Der Einzelne hängt eben zunächst durch seine Familie mit der Gesellschaft zusammen. Er kann diesen Zusammenhang durchbrechen, aber mit Erfolg nur dann, wenn er kräftig genug angelegt und wenn die moralische Berechtigung auf seiner Seite ist. Über diese Berechtigung urteilt aber auch wieder die Gesellschaft, die immer geneigt sein wird, die Familie gegen den einzelnen Abtrünnigen in Schutz zu nehmen.

Neben der Familie erscheinen alle anderen gesellschaftlichen Körper weniger natürlich, weniger intim, mehr künstlich, historisch und veränderlich. Aber was den socialen Fragen, welche sich an diese anderen Gesellschaftskörper knüpfen, an elementarer Kraft und Schicksalsbedeutung fehlt, wird ihnen ersetzt durch den Umstand, daß sie immer größere Massen von Menschen zugleich in Mitleidenschaft ziehen.

Wir sehen die ganze Gesellschaft in Klassen gegliedert. Die Klassenunterschiede werden teils durch die Natur, durch Heimat und Stammverschiedenheit, durch geschichtliche Entwickelung und Recht, durch Bildung und Sitte, durch Besitz, Einkommen und Berufsthätigkeit voneinander geschieden. Dadurch entstehen Gegensätze, welche manchmal tiefer einschneidend, manchmal leichter überbrückbar, flüssiger sind. Das Bewußtsein der Klassenangehörigkeit, das Interesse des Einzelnen an seiner Klasse ist manchmal in hohem Grade, bis zum Fanatismus, ausgebildet, manchmal höchst oberflächlich, ja völlig verschwindend.

Als Angehöriger einer Klasse kann nun jeder Einzelne wieder die Interessen seiner Klasse gegenüber anderen Klassen, aber auch seine persönlichen Interessen gegenüber den Interessen seiner Klasse vertreten.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter

zueinander ist nicht bloß von Bedeutung für die Ehe und in der Ehe, sondern auch im weiteren gesellschaftlichen Kreise; und es ist eine der brennendsten socialen Fragen, welche Stellung — ganz abgesehen von ihrer Stellung in der Familie — die Frau in der Gesellschaft einzunehmen hat. Wie verschieden im Laufe der Kulturgeschichte auch die Stellung der Frau gewesen ist: im allgemeinen hebt sich diese Stellung allmählich. Und das findet auch im Drama seinen Ausdruck.

Dasjenige unter allen dramatischen Werken des hellenischen Altertums, welches den Stempel eines socialpolitischen Dramas am deutlichsten trägt, sind die „Ekklesiazusen“ des Aristophanes. Diese Komödie beschäftigt sich geradezu mit Problemen der Frauenemancipation, der Weibergemeinschaft und Gütergemeinschaft. Aristophanes läßt eine lustige Bürgerin, die Praxagora, auftreten, welche ihrem Manne nächtlicherweile die Kleider und damit auch die Zügel der Herrschaft entwendet hat. Der arme Gatte, Blepyros mit Namen, wird am frühen Morgen mit dem fait accompli der stattgefundenen Frauenemancipation überrascht, und seine Gattin Praxagora predigt ihm mit einer ganz unglaublichen Zungenfertigkeit die Grundsätze des Kommunismus und der Weibergemeinschaft. Und schließlich lassen sich die Männer das Frauenregiment gefallen. Der Stachel des geistvollen Dichters ist aber in diesem Falle weniger gegen die herrschsüchtigen Frauen gerichtet, als vielmehr gegen die entarteten Männer, welche sich diese Herrschaft gefallen lassen. Dreiundzwanzig Jahrhunderte sind verflossen, seit Aristophanes dichtete — und doch möchte man glauben, er habe mit vorahnenden Sinnen August Bebels Buch über die Frau gelesen und seine „Ekklesiazusen“ dazu geschrieben!

Die Emancipation der Frau hat seit Aristophanes wohl noch manchmal den socialen Inhalt eines Dramas gebildet, bis herab zu dem gemütlichen „Doktor Wespe“ von Roderich Benedix; aber es ist eigenartig, daß keines dieser Werke zu einem der Lieblingsdramen der Kulturwelt werden konnte. Einer bedeutsamen Dichtung aber darf ich an dieser Stelle nicht vergessen: es ist Sudermanns „Heimat“.

Es ist nicht die Frau als solche, nicht schlechthin die Vertreterin ihres Geschlechts, die sich in Sudermanns „Heimat“ emancipiert, sondern es ist die Frau und die Tochter zugleich, die sich aus einer von verknöcherten Standesvorurteilen beherrschten klein denkenden Familie losreißt, weil sie als geniale Natur, die sich selbst ihr Leben geschaffen hat, nichts mehr mit dem Geiste dieser Heimat gemein hat. Wäre Sudermanns Magda nur eine Durchschnittsnatur: dann könnte man dieses Drama als ein solches gelten lassen, das die Emancipation der Frau behandelt; aber sie ist eine Ausnahmsnatur und ihr Kampf ist nicht der Kampf der Frau überhaupt, sondern der Kampf der genial veranlagten Frau, und nicht der Kampf um Frauenrechte gegen Männer, sondern ein Kampf gegen einen klein denkenden Teil der Gesellschaft.

Der Gegensatz von Herr und Diener ist unter allen socialen Gegensätzen der älteste. Er ist der einzige, der auch den dramatischen Dichtern des Altertums völlig geläufig war; bei Shakespeare begegnet er uns fast überall. Da aber bis in die neueste Zeit herauf die Anschauung tonangebend war, daß es herrschende und dienende Klassen geben müsse, kann man es den dramatischen Dichtern nicht verargen, wenn sie Konflikte, die etwa aus diesem Gegensatz hervorgingen, entweder ganz ignorierten oder wenigstens nicht lösen wollten oder konnten. Da die dramatischen Dichter auch dann, wenn sie etwa wegen Geldmangels ihre Stiefel selbst putzen mußten, sich doch immer zur herrschenden Klasse zählten, ist es natürlich, welche Stellung sie der Dienerschaft einräumten. Wie bei den Dichtern des klassischen Altertums der Sklave und bei Shakespeare der Bediente Possen reißt, so ist, als in Deutschland der Hanswurst von der Bühne verschwand, der Bediente an seine Stelle getreten. Man überläßt es den herrschenden Klassen, die ernsthaften Konflikte herbeizuführen und wieder zu lösen; das Dienstpersonal macht seine Possen dazu.

So hoch wir auch die althellenische Kultur stellen mögen: für eine grundsätzliche Gleichberechtigung der Menschen hatte sie absolut kein Verständnis. Der Gegensatz von Herren und Sklaven galt als ein absolut notwendiger. Wenn ein griechischer Komödiendichter, Menander, die Armen auf die

Fürsorge der Götter verweist und die Sklaven mit Aussprüchen tröstet, wie „Am Ende hat der Sklave so gut Menschenfleisch am Leibe wie wir“ oder „Mensch bleibt Mensch, auch in der Sklaverei“ — so sind das eben schöne Phrasen, um derentwillen niemand im griechischen Volk daran dachte, durch ein Gesetz das Los der Sklaven zu erleichtern oder gar sie zu emancipieren. In der griechischen Komödie ist der Sklave zugleich der Ränkespinner und Verführer, der schließlich gepeitscht wird.

Auch die römischen Lustspieldichter, Plautus voran, lassen den Sklaven gern als den Ränkeschmied und possenhaften Schurken erscheinen. Und wenn uns die Komödien des Plautus ahnen lassen, wie das aus Asien herüber vererbte Eunuchen- und Sklaventum vergiftend in die Seele der antiken Kulturvölker eindrang, begreifen wir auch den sittlichen Zorn des Dichters über diese Sklavenbrut. Daß diese Verderbtheit und moralische Fäulnis des Sklaventums ihren tiefsten Grund im Wesen der Unfreiheit hatte: davon sagen uns freilich die römischen Dramatiker nichts.

Auch in der Blütezeit des spanischen und englischen Dramas, in der Zeit Calderons und Shakespeares, war die notwendige Unterordnung dienender unter herrschende Klassen noch ein ganz allgemeines Dogma, an welchem niemand zu rütteln dachte. Aber die Unterwürfigkeit des Dieners gegenüber seinem Herrn ist keine sklavische mehr; ein edleres Gefühlsmoment drängt sich in den Vordergrund: die Treue des Dieners gegen seinen Herrn, ein Gefühlsmoment, welches im modernen Drama immer mehr das Übergewicht gewinnt, bis es jene köstlichen Gestalten entstehen läßt, wie sie Ferdinand Raimund in seinen Bedienten auf die Bretter führt; oder Gestalten wie den Just und die Franziska in „Minna von Barnhelm“.

Während des Mittelalters war die Gliederung der Gesellschaft eine viel ausgeprägtere als heutzutage. Die historischen Stände: Adel, Bürgertum und Bauernschaft, daneben die Geistlichkeit, waren nicht bloß gesellschaftlich, sondern auch rechtlich durch Schranken getrennt, die unübersteiglich schienen und die erst durch die französische Revolution endgültig niedergeworfen wurden.

Diese ständische Gliederung spiegelt sich im Drama bis zum neunzehnten Jahrhundert herauf. Die Dramen Shakespeares und seiner großen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sind in der Hauptsache Dramen des Adels. Könige, Prinzen, Herzoge, Fürsten, Lords und Ritter sind bei weitem am häufigsten Träger der Handlung; das Bürgertum spielt in diesen Dramen fast überall nur eine bescheidene, das Bauerntum so gut wie keine Rolle. Es ist, als traute man alle feineren Schattierungen menschlichen Empfindens und alle höhere Weltanschauung überhaupt nur dem Adel zu. Und wenn die dramatischen Dichter von diesem Urteil befangen waren, so muß man es ihnen verzeihen; denn sie waren ja der Ausdruck der zeitgenössischen Gesellschaft.

Das Verdienst, als erster unter den dramatischen Dichtern die Hinfälligkeit der Adelsvorrechte mit Erfolg aufgedeckt zu haben, wird bekanntlich dem Franzosen Beaumarchais zugeschrieben. Als im Jahre 1784 der „Tolle Tag“ oder die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais zum erstenmal aufgeführt ward, bedeutete diese Aufführung nicht bloß ein litterarisches, sondern auch ein socialpolitisches Ereignis.

Die socialpolitische Anschauung des Bürgertums gegenüber dem Adel kommt in dem berühmten fünften Akte dieses Lustspiels deutlich zum Ausdrucke, wo der ergrimmte Figaro in die Worte ausbricht: „Adel, Reichtum, Rang, Ämter — das alles macht euch so keck? Was habt ihr denn gethan, um alle diese Vorteile zu verdienen? Ihr habt euch die Mühe gegeben, geboren zu werden — weiter nichts!“

Das war der Fehdehandschuh, den das Bürgertum dem Adel hinwarf und der von dem letzteren damals mit hellem Gelächter aufgenommen ward. Mit Recht hat die Litteraturgeschichte das tolle Stück des Beaumarchais als eine Revolutionsbombe bezeichnet — wer hätte damals geahnt, welche gewaltige weltgeschichtliche Tragödie voll Blut und Schrecken durch diese lustige aberwitzige Komödie inauguriert werden sollte?

Es ist seltsam und wie ein düsteres Verhängnis, daß in demselben Jahre, in welchem der „Tolle Tag“ von Beaumarchais achtundsechzig Aufführungen hintereinander erlebte,

ein deutscher Dichter ein Jugendwerk vollendete, in welchem das getretene Bürgertum einem übermütigen Hofadel gegenüber seinen empörten Racheschrei ausstieß.

Es war Schillers „Kabale und Liebe“.

Aber wie anders hier! Sprühend und bis zum tollsten Übermute behandelt der Franzose sein Problem, schwerfällig und mit erschütternder herzbrechender Tragik der Deutsche. Der Graf Almaviva des Beaumarchais ist und bleibt Grandseigneur; die kleinen Tyrannen Schillers dagegen sind gemeine, in die Höhe geschlichene Hofschranzen, Schurken und Schwächlinge, die nur von der Gnadensonne eines Fürsten und seiner Maitressen ihren Einfluß haben.

„Kabale und Liebe“ ist wirklich ein sociales Problem. Hier steht das hochmütige und herrschsüchtige Hofschranzentum der absolutistischen Zeit dem armen gedrückten Bürgertum gegenüber. Hier ist ein wirklicher Klassengegensatz. Und wie der Ferdinand der einen Klasse zur Luise der anderen Klasse heruntergestiegen ist, um in heißer Leidenschaft den Klassengegensatz zu überbrücken: da beginnt um ihn der Klassenkampf. Dieser Klassenkampf endet mit dem physischen Untergang der zwei schönen und hochfliegenden Naturen, die ihn überbrücken wollten. Moralisch aber unterliegen die Vertreter der herrschenden Klasse. Der Dichter traf mit seiner Meisterhand den faulsten Punkt seiner Gesellschaft. Heute liegt dieser Punkt in der Vergangenheit. Der Präsident von Walter und sein Sekretär Wurm wären im Rechtsstaate unmöglich; die arme Luise würde sich heute nicht mehr zwingen lassen, den Brief zu schreiben, der sie in den Tod jagen mußte. Damals aber war dieser Klassenkonflikt ein verständlicher und brennender; denn sieben Jahre, nachdem „Kabale und Liebe“ geschrieben war, brach die französische Revolution aus und besiegelte den Sieg des Bürgertums für das neunzehnte Jahrhundert.

Im „Wilhelm Tell“ dagegen handelt sich's um ein rein politisches Problem: um das Selbstbestimmungsrecht eines Volkes, das seine alten Freiheiten wahren will. Nur ganz flüchtig wird im „Tell“ eine sociale Frage gestreift: der Gegensatz zwischen Junkertum und Bauerntum. Aber dieser Gegensatz verschwindet gegenüber der gewaltigen nationalen Begeisterung, die das ganze Drama beseelt. In dem Zwiegespräch zwischen Attinghausen und Ulrich von Rudenz findet dieser sociale Gegensatz einen ziemlich deutlichen Ausdruck; aber nur, um sich bald wieder zu lösen. Der schweizerische Junker, obwohl er nicht auf dem Rütli mitgeschworen, wird freiwillig ein Parteigänger der eidgenössischen Bauern; er ist eben doch in erster Linie Schweizer und erst in zweiter Linie Junker. Daß er schließlich noch weiter geht, als für den Verlauf des Dramas nötig ist, daß er vollends zum Demokraten wird und alle seine Knechte frei erklärt, gehört nicht mehr zum wesentlichen Inhalt des Dramas; es ist ein Irrtum des Dichters, zu glauben, daß die Befreiung einer Nation von politischem Druck auch die Aufhebung socialer Unterschiede notwendig zur Folge haben müsse. Aber dieser Irrtum ist doch schön und verzeihlich.

Man muß sich hier fragen, ob nicht auch Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“ die Adelsfrage aufgerollt hat. In dem Sinne, wie es zu Goethes Tagen im Zuge der Zeit gelegen hätte, geschah dies nicht. Die Gegensätze im „Götz“ sind nicht Adel und Bürgertum, sondern das versinkende Rittertum und der Polizeistaat. In der Zeit des Ritters mit der eisernen Hand war es nicht der Adel als solcher, der niederging, sondern nur das Stegreifrittertum mit seinen Kleinfehden und seiner Straßenplackerei. Der politisch klügere Teil des Adels konnte damals durch Anschluß an die Fürstenhöfe neuen Boden gewinnen; er mußte trachten, aus einem Strauchrittertum zu einem Hof- und Beamtenadel zu werden. Das ist's, was der biedere Götz von Berlichingen versäumte. Goethe hätte aus dem „Götz“ ein im hohen Grade socialpolitisches Drama machen können, wenn er die Stellung der aufrührerischen Bauern als Vorläufer der deutschen Demokratie zum Angelpunkte seines Dramas gemacht hätte. Trotzdem müssen wir Goethe für seinen Götz ewig dankbar sein; — war es doch das erste nationale, durch und durch von deutschem Geiste gesättigte Drama, welches dem deutschen Volke geboten ward!

Seit Beaumarchais ist die Stellung des Adels noch oft, aber nie mehr mit so elementarem Erfolge vom Drama ergriffen

worden. Am glücklichsten vielleicht noch von Jules Sandeau mit seinem „Fräulein von Seiglière" und von Ohnet mit seinem „Hüttenbesitzer", während Paul Heyse in „Getrennte Welten" und Graf Moy in „Ein deutscher Standesherr" nicht mehr zu erwärmen vermochten. Die Zeit, in welcher die Stellung des Adels zum Bürgertum eine brennende Frage war, ist eben vorüber. Sie ist vorüber, seit der moderne Rechtsstaat dem Adel die meisten und wichtigsten seiner politischen Vorrechte entrissen hat, seit neben den alten Stammesadel ein moderner Verdienstadel getreten ist, seit die finanziell brüchig gewordene Stellung so mancher alten Adelsfamilie durch Heiraten mit den Töchtern bürgerlicher Millionäre aufgebessert werden mußte.

Eins der schwierigsten socialen Probleme, aber auch eins der interessantesten, ist die gesellschaftliche Ehre, ihr Ursprung, ihre Sicherung und Wertung, ihre Entartungen, ihre Minderung und ihr Untergang. Jeder gesellschaftliche Kreis hat seinen eigenen Ehrbegriff, und wie der Jurist und der Socialpolitiker alle Ursache hat, die Ehrbegriffe der verschiedenen gesellschaftlichen Kreise sorgfältig zu studieren: so auch der dramatische Dichter.

Die Ehre wird durch Handlungen, aber auch durch Unterlassung gewisser Handlungen erworben und gesteigert, geschwächt und verloren. Und der Ehrbegriff bleibt im Laufe der Zeiten nicht der gleiche; er ändert sich langsam mit den Wandlungen der Weltanschauung. Ihn richtig und rein zu erhalten, ist die Aufgabe derjenigen einzelnen Persönlichkeiten, welche von ihren gesellschaftlichen Kreisen als leitende und tonangebende anerkannt sind.

Wie verschieden die Ehrbegriffe der einzelnen Zeitalter und in ihnen der einzelnen Gesellschaftsklassen waren, lehrt uns die Kulturgeschichte. Wir wissen, daß es Zeiten gab, in welchen ausgedehnte Gebiete menschlicher Arbeit mit dem Makel einer geminderten Ehre behaftet waren, daß der ungeschriebene Codex der Ehre eben solche Wandlungen durchlebt hat wie unsere geschriebenen Gesetzbücher.

Eine besondere Betonung und scharfe Unterscheidung des Ehrbegriffes finden wir in der antiken Welt zwar schon bei politischen Schriftstellern, nicht aber im Drama. Im Drama tritt sie uns aber schon sehr deutlich bei Lope de Vega und anderen entgegen, denen ja, da sie selbst ritterliche Naturen waren, der Ehrbegriff ihres Standes durchaus geläufig sein mußte. Wurde doch zu ihrer Zeit der alte rittermäßige Begriff der Ehre aufs neue in subtilster Weise ausgebildet, so daß er anfing, „eine wahrhaft tyrannische Gewalt auf das Leben, besonders in den Verhältnissen der Loyalität, der Ehe und Liebe auszuüben" (Prölß: Geschichte des neueren Dramas I, 1. 284). So bilden den Hauptinhalt der spanischen Dramen während jener Blütezeit der spanischen Litteratur die Konflikte zwischen den natürlichen Gefühlen und Leidenschaften einerseits und jenen künstlichen Gefühlen und Regungen, die sich aus dem Ehrbegriff, aus der Unterthanentreue und Glaubenspflicht ergaben. Namentlich Calderon hat in einer Reihe von Stücken gezeigt, wie in der guten Gesellschaft Spaniens der Ehrbegriff geradezu ein furchtbarer Moloch geworden war, welchem erbarmungslos schuldige und unschuldige Opfer hingeschlachtet wurden. Unter den ganz modernen Dramen, welche sich mit dem Ehrbegriff befassen, möchten wir nur zwei hervorheben, die ein großes und berechtigtes Aufsehen gemacht haben.

Das eine ist die „Satisfaktion" von A. von Roberts, ein Schauspiel, welches sich mit dem Ehrbegriff der gebildeten Klassen, insbesondere des Offizierstandes beschäftigt und welches besonders charakteristisch dadurch ist, daß der Verfasser in einer gleichnamigen Erzählung, die die Grundlage des Dramas bildet, zu etwas anderer Grundanschauung über den Ehrbegriff gelangt als in dem genannten Drama. Wirkungsvoller als dieses Drama war Sudermanns „Ehre", wirkungsvoller deshalb, weil es sich hier nicht bloß um den Ehrbegriff eines kleinen Teils der Gesellschaft handelt, sondern um eine Gegenüberstellung des Ehrbegriffs armer und halbgebildeter Leute mit demjenigen der oberen Zehntausend; und zugleich um eine schonungslose Enthüllung falscher Vorstellungen über innere und äußere Ehre, die sich im gesellschaftlichen Gewissen breit machen. Bei allen großen und guten Zügen dieses Dramas leidet

es an dem Fehler, daß seine Vertreter der wahren, der inneren Ehrenhaftigkeit unwahrscheinliche Menschen sind, während die Vertreter des hohlen konventionellen äußerlichen Ehrbegriffs höchst lebenswahre Erscheinungen sind.

Rein sociale Fragen können nur durch die Gesellschaft einer Lösung näher gebracht werden, also durch die freien Anschauungen und den Willen einer unorganisierten Masse.

Dagegen giebt es auch sociale Fragen, an deren Lösung die organisierten Teile der Gesellschaft, der Staat und andere politische Körperschaften arbeiten, mit welchen sich das politische Leben und die Gesetzgebung beschäftigen. Solche Fragen bezeichnen wir als socialpolitische.

Sie sind eigentlich nur in ihren Anfangsstadien geeignete Probleme für die Dichtkunst; nur dann, wenn sie noch als rohe Ideen bloß in großen Zügen das Bewußtsein der Kulturwelt durchgeistern. Sind sie einmal so weit aus dem Rohesten herausgewachsen, daß sie zu Erörterungen in politischen Vereinen und Versammlungen, in Gesetzgebungsausschüssen und Parlamenten geführt haben und die politischen Wissenschaften beschäftigen: dann taugen sie für die Poesie nicht mehr, weil sich ihre großen Züge in prosaische Einzelnfragen zersplittern. Um einen modernen Ausdruck hierfür zu finden: die Dichtung kann in die Generaldiskussion, aber nicht mehr in die Specialdiskussion eingreifen.

Solche socialpolitische Fragen sind insbesondere die auf die Stellung des vierten Standes bezüglichen, jene Fragen, die wir als Arbeiterfragen bezeichnen: die Lohnfrage, die Frage des Arbeiterschutzes, des Normalarbeitstages, der Arbeiterwohnungsnot und ähnliche. Wenn das sociale Drama vor dreißig Jahren diese Fragen angerührt hätte: dann konnte es mächtig zündende Anregungen geben. Heute, wo diese Fragen in den Parlamenten lang und breit behandelt werden, ist es zu spät. Der Dichter kann in die Entwickelung des socialen Geistes nur dann epochemachend eingreifen, wenn er vorahnend Gedanken der Zukunft entrollt. Wenn er dem Geiste der Zeit erst nachfolgt: dann mag sein Ruf wohl noch Interesse erregen; aber es ist kein prophetischer Weckruf mehr, sondern eine Konzession an die zeitgenössische Weltanschauung.

Auch diese aber hat ihre Berechtigung. Dramatische Werke wie Fuldas „Verlorenes Paradies", Wildenbruchs „Haubenlerche" und vor allen Gerhard Hauptmanns „Weber" verdienten wohl geschrieben zu werden, wenn sie auch für die Entwickelung der Dinge etwas spät gekommen sind. Sie mögen immerhin als ernste Mahnrufe gelten — nicht notwendig für jene, die dem Zeitgeiste fortschreitend folgen; wohl aber für jene, die hinter ihm zurückgeblieben sind.

Ob wohl in Schillers „Räubern" eine sociale Frage steckt?

Wenn man die Vorrede des Dichters zu diesem seinem Erstlingsdrama liest, wird man sich ohne weiteres sagen, daß Schiller hier nicht entfernt daran dachte, ein sociales Problem zu behandeln.

Und dennoch ward ihm ein solches daraus. Karl Moor und seine Spießgesellen sind nicht eine Klasse von Menschen, die anderen Klassen gegenüber steht, sondern sie sind Auswürflinge anderer Klassen und verdanken es ihrem eigenen wüsten Lebenswandel, daß sie deklassiert sind. Es weht ein mächtiger anarchistischer Zug durch diese Räuber. Sie sind die bewußte freche Negation der ganzen Gesellschaft — ganz wie die modernen Anarchisten. Und nur weil sie doch noch ein bißchen Logik im Kopfe haben, denkt der eine oder andere von ihnen einen Grund ausfindig zu machen, der ihm eine gewisse Berechtigung zu seinem Haß gegen die Gesellschaft verleiht. Die modernen Anarchisten dagegen haben die Gründe zum Haß gegen die Gesellschaft in ein System gebracht; sie sind Anhänger dieses Systems, wenn es auch ein ruchloses und unmenschliches System ist.

Es giebt noch andere Auswürflinge der Gesellschaft, die sogenannten bedenklichen Klassen: bestrafte Verbrecher, Bettler, Vaganten und Gauner aller Art. Während die Gesellschaft von diesen Auswürflingen möglichst wenig wissen will und es der Polizei und einzelnen humanen Vereinen überläßt, jene sociale Frage, deren Inhalt diese Klassen bilden, zwar nicht zu lösen, aber doch einigermaßen in die Hand zu nehmen, mag es dem dramatischen Dichter wohl erlaubt sein, auch in diese Tiefen hinabzusteigen.

Es ist ein düsteres Problem, die Frage, ob der Verbrecher ein Recht und eine Möglichkeit hat, in die Gesellschaft zurückzukehren. Jene Barmherzigkeit, die keinem, der der Gesellschaft nicht mehr schaden will und schaden kann, verweigert werden darf — sie gewährt freilich auch dem Verbrecher wiederum eine Stellung in der Gesellschaft; aber eine Stellung, die ihn stündlich daran erinnert, daß er doch ein Ausgeworfener war.

Einige der ergreifendsten modernen Dramen sind's, in welchen diese Frage behandelt wird. Nennen wir nur „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Wilbrandt und die Dramen „Alexandra" und „Schuldig" von Richard Voß.

Wenn auch die Dichter, welche in diese entlegenen und traurigen Tiefen der Gesellschaft hinabsteigen, nicht hoffen dürfen, die Frage der Ausgestoßenen zu lösen: eins können sie doch. Sie können uns zeigen, wie furchtbar leicht es ist, einen falschen Schritt zu thun, wenn zu natürlichem Leichtsinn oder heißem Blute die verführende Anregung besonders gelagerter Verhältnisse hinzutritt. Und sie können uns auch zeigen, wie selbst in dem von den tiefsten Schatten umzogenen Gemüt eines Ausgestoßenen noch irgend ein Lichtpunkt sein kann, der, wenn man ihn herausfindet aus dem verdunkelnden Gewölk, leuchtet wie die Tugend selbst.

Und wenn der Dichter das vermag; wenn er es vermag, das Mitleid für die Verlorensten und Gesunkensten aufzurufen: dann hat er nicht bloß ein sociales Drama geschrieben, sondern ein Drama der edelsten und reinsten Menschlichkeit, ein Drama, welches Schuld und Schmach verwandelt in Vergebung und schmerzliches Mitleid. —

Es wäre noch mancher socialen Frage zu gedenken, die in der dramatischen Dichtung der Gegenwart eine eigenartige und treffende Beleuchtung gefunden hat. Wenn Ibsen in seinen „Stützen der Gesellschaft" die Heuchelei der tonangebenden Gesellschaftskreise geißelt; wenn Sudermann in „Sodoms Ende" das Fäulnisgift extrahiert, welches die Genußsucht in das Blut des gesellschaftlichen Körpers fließen läßt; wenn Fulda in seiner „Jagd nach dem Glücke" das hetzende Strebertum der Gegenwart uns hinzeichnet; wenn wir in einer Reihe von anderen Dramen die Intriguen der Clique, die tollgewordene Reklame, die Käuflichkeit einer verdorbenen Presse, die Unnatur moderner Erziehung, die eitlen Vorurteile eines falschen Standesgefühls, die protzige Selbstgenügsamkeit vererbten Reichtums, das Drängen der Landbevölkerung in die krankhaft gesteigerten Zustände der Großstadt: wenn wir diese und andere ungesunde Züge aus dem Leben der heutigen Kulturgesellschaft im Rahmen der dramatischen Dichtung finden: dann mögen wir dem socialen Drama eine sehr bedeutende Stellung im Leben der Gegenwart einräumen. Alles, was der Einzelne an Lebenserfahrung und an Einblick in das gesellschaftliche Gewebe gewonnen zu haben glaubt: im socialen Drama tritt es ihm konzentriert und gesteigert entgegen.

Hier erkennt er sie deutlich, jene Strömungen, die ihn manchmal freundlich trugen, manchmal abwärts reißen wollten; jene Hebel, die ihm manchmal hilfreich waren, manchmal feindlich entgegenwirkten; jene Atmosphären, die dem einen Lebensluft sind, während sie den anderen ersticken.

Es ist ein reiches Gebiet — die volle Hälfte des Menschenlebens, das in den zwei Worten „sociale Fragen" sich erschließt. Wenn wir es gewagt haben, dieses Gebiet hier zu durchstreifen, möge das seine Entschuldigung darin finden, daß wir nicht allein gingen, sondern uns führen ließen von einer Reihe glänzender Dichternamen. Auf diese wollten wir die Aufmerksamkeit hinlenken und die Leser ermahnen, sich an die unsterblichen Lehren und Anregungen zu erinnern, die wir unseren großen dramatischen Dichtern verdanken.



Der Sündenfall. Flämischer Wandteppich der Florentiner Sammlung nach dem Entwurf eines unbekannten Meisters. Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Florentiner Wandteppiche

der Hochrenaissance und Barockzeit.

Von

Luise Hagen.

Die Kindheitserinnerungen des Wandteppichs reichen jahrtausendeweit zurück in die Tage, wo Hirtenfürsten die mesopotamischen Ebenen durchzogen und ihre beweglichen Paläste in Form von Zeltstangen und Zeltdecken mit sich führten. Schutz gegen den glühenden Brand der Sonne, gegen die sengende Hitze des Landes im Mittag zu gewähren, lag ihnen ob. Daneben auch hatten sie die Würde des Patriarchen nach außen hin zu vertreten, sie wurden Symbole seines Reichtums, seiner Muskelstärke und Geistesmacht, vermöge deren er seine Hörigen und Knechte, seine Freundschaft und Sippe sich unterthan machte. Schlankgegliederte Töchter des Pharaonenlandes führten bereits mit klugen Fingern die schiffchenähnliche, plumpe Stopfnadel durch die hochgespannten, senkrecht vor ihnen stehenden Kettenfäden. Die großen, nachttraurigen Augen der Kinder des uralten Kulturlandes schauten sich so müde an der peinlich feinen Hautelisse-Arbeit (lisse = Webekette), wie die mäßig entlohnten Gobelinsticker und -stickerinnen der bourbonischen Teppichmanufakturen zu Paris es dreitausend Jahre später thaten. Am Nil eine Kultur- und Kultusform, welche die Hauptsumme der Arbeitskraft aller Lebenden in den Dienst der Toten stellte; an der Seine eine wirtschaftliche Entwickelung, die den Lebensgenuß der Bevorzugten zum Lebenszweck der Gesamtheit erhebt. Dazwischen eine lange Reihe von Jahrhunderten mit wechselnden Geschicken der Menschen und Völker, ein großer Teppich der Erinnerung, den die Geschichte

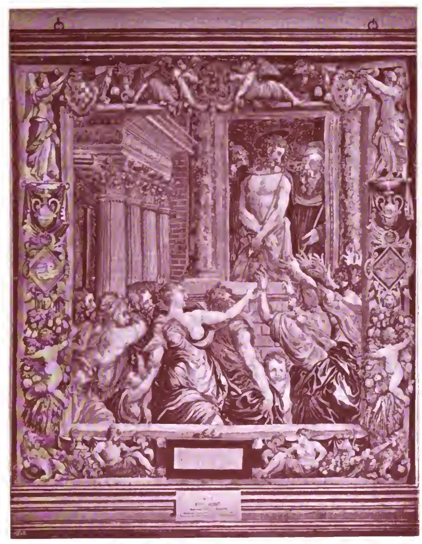
gewebt hat, so bunt, so farbig, so voll Thatendurst und Leidensmut, wie ihn die kühnste menschliche Phantasie nur sich herzuzaubern vermag. Ein langer, langer Zug von Erinnerungen!

Das berühmte Gewand, mit dessen Hilfe sich die verschlagene Gattin des verschlagenen Helden der Odyssee die lästigen Freier vom Leibe hielt, wird uns in bildlichen Darstellungen alter Reliefs in der Form der Hautelisse-Arbeit gezeigt. So allein können wir begreifen, wie es der schlauen Strohwitwe von Ithaka möglich war, in der Nacht zu entwirren, was tagsüber die behenden Finger schufen. Semiramis und Sardanapal, Salomo, Nebukadnezar und die Wiedererbauer des zerstörten Tempels von Kanaan, das prunksüchtige Rom, das schwelgende Alexandria, Tyrus, die blutsaugerische, und Karthago, ihre finster grausame Tochterstadt mit dem versöhnenden Pathos eines tragischen Ausganges, Korinth mit der kaufmännischen Leichtlebigkeit, alle diese stolzen Königinnen des Ostens und Mittelmeeres schätzten den Teppich als eines der kostbarsten Güter der Erde und woben ihre Geschichte in die seinige hinein. Die Zeltstangen der Patriarchen waren längst dem stolzen Bau der Säule gewichen, der Teppich aber blieb und steigerte seine Pracht und Ausdrucksfähigkeit: Zeitstimmungen und Zwecken aller Art vermochte er sich anzupassen. Zwischen den Säulenhallen am Palast des Theodorich strecken sich Stangen hin, an welche Ringe aus Metall die schweren, steifbrüchigen Basselisse-Gewebe befestigt halten. Basselisse heißen sie, weil in diesem Fall der Kettenfaden wagerecht liegt; im übrigen bleibt die Arbeit der Schiffchennadel dieselbe.

Nur ein matter Kohlenstrich zeichnet notdürftig auf der derben Kette den Weg vor, den die Nadel nehmen muß, um die Figur zu gestalten, die dem Auge vorschwebt. Aber der Wollfaden ist von Farbe tief durchtränkt, von einer Weichheit, die im eigentlichen Webeschiffchen fortwährendes Zerreißen zur Folge haben würde. An der Oberfläche ist daher das Gewirkte von so weichem, mildem und gleichzeitig glühendem Glanze, wie ihn kein anderes Erzeugnis menschlicher Handfertigkeit sein eigen nennt.

Das Bild des teppichbehangenen Theodorichpalastes — welche Farbenfülle schüttet es für unsere Phantasie über das Straßenbild der alten Weltstädte aus, deren Herrlichkeit wir aus marmorkühlen Trümmern uns zu konstruieren gewöhnt sind! Aber die alte Kulturwelt ist zusammengestürzt, die braune, thatenlose Dürre der Campagna hält den Atemzug der hohen Kunst gefangen, nur mühsam ringt sie gegen die starr gesetzmäßigen Formen. Vom fernsten Osten her haben Mönche, sinnbildlich für ihr Treiben als Kulturträger jener Tage, die Seidenraupen in Hohlstäben nach Westen hinübergetragen. Das Hauptinteresse der Reichen wendet sich jetzt dem Seidenwirker zu, der kostbare Stoffe von hoher ornamentaler Vollendung liefert zu einer Zeit, wo alle übrige Kunst sich der geringen Beweglichkeit der Mosaiktechnik unterordnet. Dann endlich weht von Süden her ein warmer Hauch über das Mittelmeer. Unter maurischem Einfluß ersteht auf Sizilien eine neue Kunst des Webens und Wirkens. Gleichzeitig aber regt sich's in den germanischen Ländern, wo die Frauen frühzeitig gelernt haben, mit Wolle und Flachs umzugehen, besonders mit Wolle, weil das rauhe Klima sorgfältige Herstellung der Kleidung doppelt und dreifach zur Pflicht macht. Zum heiligen Dunstan kommt die angelsächsische Nonne, daß er ihr einen Entwurf zeichne, der als Stickerei das Heiligtum Gottes zieren soll. Denn wie bei den Griechen der tiefreligiösen alten Zeit, so sind auch jetzt wieder Purpur und kostbare Stoffe das Vorrecht des Erhabensten, des Heiligen. In der Dichtung des Äschylos breitet die verräterische Klytämnestra Purpurteppiche zu den Füßen des heimkehrenden Agamemnon aus. Er aber verweist ihr das, damit nicht der Neid der olympischen Götter gegen ihn rege werde.

Schneller als im klassischen Altertum entwickelt sich im Mittelalter der Brauch, den Teppich in den Dienst des täglichen Lebens zu stellen. Die Fenster in den gewaltigen Granitmauern der alten Burgen hätten kaum Glasscheiben zu halten vermocht, wären diese auch damals schon so leicht erreichbar für jedermann gewesen, wie sie es seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts sind. Die Weidengeflechte, mit deren Hilfe sich die



Ecce Homo. Wandteppich von Nikolas Karcher nach einem Karton des Salviati.
Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

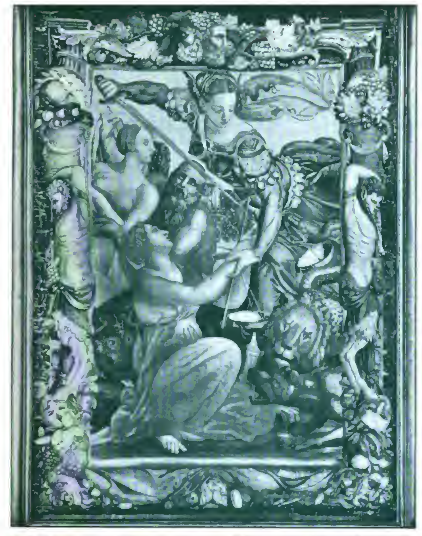
Minderbemittelten gegen die Unbilden des Wetters verteidigten, wenn Regen, Hagel und Schnee zum Fenster hineindrangen, genügten nicht für die höheren Ansprüche der Grafen und Ritter. Auch die rauhen Steinwände der Gemächer bedurften der Bekleidung. So wurde allmählich der Gebrauch der Wandteppiche allgemein. Gemälde der älteren Meister, z. B. das Kölner Altarbild des Stephan Lochner u. a. m., veranschaulichen zur Genüge, in welcher Weise man die Teppiche brauchte und befestigte. Nicht alle diese Wandbehänge waren gewirkt, viele bestanden aus Erzeugnissen des Webestuhls. Es war jedoch inzwischen, besonders in Deutschland, durch die Tapicii der Dom-

stifte und Klöster, der Stil des gotischen Wandteppichs ausgebildet worden. Diese Tapicii mochten etwa eine Stellung einnehmen, wie sie der alte Chasublier, der Kaselsticker in Zolas „Traum“, innehat. Sie wirkten im Schutze des stillen Kirchenfriedens, ob auch Domherren und Bischöfe hinausziehen mochten zu Fehde und Unrast. Dieselben Kirchenfürsten, denen man schuld gab, so mancherlei nutzloses Blutvergießen veranlaßt zu haben, gewährten wenigstens einer Kunst, dieser Kunst der Wirkerei, die Möglichkeit, sich zu vervollkommnen und auszugestalten, während so manche andere über dem allgemeinen Hadern zu Grunde ging. Es war keine kleine Aufgabe, die diese Tapicii zu erfüllen hatten. Von der schwerfälligen Steifheit des gewirkten Christusbildes im Halberstädter Dom bis zu der gefälligen Beweglichkeit, der übersprudelnden Lebenslust in der „Weinernte“ der Sammlung Martinengo mußte ein weiter Weg durchschritten werden. Zu Hunderten und Tausenden von Malen mußten die Formen der Natur nachgebildet und ausgestaltet werden, ehe die Sicherheit in ihrer Behandlung erreicht war, die gerade im Wandteppich so wunderbare Triumphe der Darstellungskunst zu stande gebracht hat. Denn während Dichtkunst und Architektur mit dem Sinken des Rittertums einen Niedergang zu verzeichnen haben, wächst die Kunst des Teppichwirkers mählich von innen heraus und erreicht eine Kraft und Gestaltungsfähigkeit, deren Ergebnisse an poetischem Gehalt der uralten Volksdichtung gleichwertig erachtet werden können.

Volksdichtungen der Nadel mußten diese Arbeiten schon deshalb werden, weil sie gemeinsame Schöpfungen einer Anzahl von unbewußten Künstlern waren, von Künstlern, die nur hingebende Liebe zur Sache, keinen falschen Künstlerdünkel besaßen. Durchschnittskünstler, Talente mochten sie sein, nicht bahnbrechende Genies, aber unter ihren Händen erwuchs das farbige Volksmärchen, die gestickte Sage, das gezeichnete, auf den Stoff gebannte Epos.

Im Märchen sind epische und lyrische Elemente miteinander verflochten. So auch im Wandteppich. Von früh an überwiegt bald das eine, bald das andere Element. Es kommt auch hier der Unterschied zur Geltung zwischen Handlung und Leiden, zwischen Gedanken und Stimmung, als dessen typischen Ausdruck ein französischer Kritiker kürzlich den David des Donatello und die Pietà des Michelangelo bezeichnete. Eugene Müntz hat in seiner Geschichte des Wandteppichs wohl die Belege für diese Thatsache herbeigeschafft, allein er hat sie sich selbst nicht klar gegenwärtig gehalten. Eben deshalb ist er zu Schlüssen über den italienischen Wandteppich gelangt, die im Interesse des modernen Kunstlebens in der Innendekoration nicht aufrecht erhalten werden können.

Deutschland, Holland, Frankreich und England waren in der weltlichen Teppichwirkerei mehr oder minder ihre eigenen Wege gegangen. Paris war von Arras, Arras von Brüssel abgelöst worden in der Rolle der Führerin. Politische Unruhen hatten in Paris den Niedergang der Industrie herbeigeführt. Ein geschulter Arbeiterstamm kann sich nur in Friedenszeiten entwickeln, und die Teppichindustrie ist zum mindesten von einem traditionellen Arbeiterstamm abhängig, wenn nicht gar von ererbter Geschicklichkeit, wie sie ja z. B. nachweislich bei den Edelsteinschleifern des Nahethales noch heute vorhanden ist. Die politischen Wirren des Landes hinderten denn auch ohne Zweifel die gedeihliche Entwickelung der Teppichwirkerei in Italien. Außerdem mag wohl der Umstand ins Gewicht fallen, daß das italienische Klima den Wandmalereien weniger verderblich ist als dasjenige der nördlichen Länder. Den Fürsten, die über die unwirtlicheren transalpinischen Landstriche herrschten, leistete der Wandteppich bis zu einem gewissen Grade noch dieselben Dienste wie den Hirtenkönigen der mesopotamischen Ebene. Zu allen Festlichkeiten wurden sie herbeigebracht, man lieh sie sich untereinander, wenn es galt, einen bevorzugten Gast feierlich zu empfangen. Straßenflucht und Saalwand wurden damit behangen. Lange noch befestigte man die Teppiche an Ringen, damit sie auf Stangen hin und her geschoben werden konnten. Dann auch gab es Tapetenthüren, d. h. Schlitze, durch welche man hinter dem Teppich verschwinden konnte. Solche Geheimthüren, nur dem Kundigen



Die Gerechtigkeit, die Unschuld befreiend. Wandteppich von G. Roost nach einem Karton des Angiolo Bronzino. Ende des 16. Jahrhunderts.

sichtbar, gab es schon in dem Schlosse, wo König Heinrich II. von England und Anjou die schöne Rosamunde vor seiner eifersüchtigen Königin versteckte. So eine Tapetenthür hatte Polonius benutzt, als er den Lauscher bei Hamlets Gespräch mit seiner Mutter abgab. Nur so eine Thür macht es verständlich, daß der Dänenprinz den Leichnam des weisheittriefenden Staatsmannes hinter dem Teppich hervorzieht, dessen schwere Fransen mit Blut getränkt sind.

In Italien, wo man sich an feststehende Wandmalereien und Fresken gewöhnt hatte, brachte man der Beweglichkeit des Wandteppichs von vornherein weniger Verständnis entgegen als im Norden. Es lag gleich zu Anfang die Versuchung nahe, den Teppich analog mit der Malerei zu behandeln.

Die niederländische Malerei, die vom Altarbilde ihren Ausgang genommen hatte, betrachtete den Teppich bedingungslos als eine Sache für sich. Es ließ sich da so vieles sagen, was der beredteste Pinsel nicht genau in derselben Weise auszusprechen vermochte. Der Wirker entwickelte die Dinge, die er darstellte, gewissermaßen von innen nach außen. Das Blatt erscheint von seiner Rippe aus gezeichnet, der Umriß klingt mit einem weichen Übergang an die nächstliegenden Stiche aus. Die Form wird in einer Weise von der Zeichnung unabhängig, wie es in der Malerei niemals möglich ist. Der Wandteppich hat seine eigene Ausdrucksweise für den Stimmungsgehalt großer Lebensmomente. Das Starren der blitzenden Waffen, der freudige Rhythmus großer Festversammlungen, das Rauschen des Waldes, das Sprossen der Frühlingsblüten auf grünendem Rasen — es nimmt jedes in der Formensprache des Teppichs seinen besonderen Ton für sich an. Baumschlag giebt es im Teppich nicht, aber es giebt stilistisch bewegtes Blätterwerk, in welches die lispelnden Laute der blattbedeckten Zweige hineingeheimnist sind. Die weißen Härchen, die den Rand des jungen Buchenblattes umsäumen, klingen hinein in dies Waldweben, und der Unterschied im Ton spricht mit zwischen dem Fallen der Eichel, die über die belaubten Zweige heruntergehuscht kommt, und zwischen dem Plumpsen des Kieselsteins, den der lässig rastende Jäger am Bachrand aufhebt, um ihn nach dem hastig vorbeispringenden Eichhörnchen zu schleudern.

In dem höchst entwickelten Stadium seiner lyrischen Ausdrucksfähigkeit hielt der Wandteppich seinen Einzug in Italien. Das älteste Stück der Florentiner Arazzisammlung — sie befindet sich bekanntlich im Palazzo della Crocetta, oberhalb des archäologischen Museums — ist deutschen Ursprungs. Eine Ballade könnte man diese Geschichte der Bathseba nennen, denn bei aller epischen Breite sind lyrische und dramatische Momente in Rhythmus und Pathos der Darstellung vertreten. Die Arbeit stammt aus dem Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts. Noch während des ganzen folgenden Jahrhunderts decken die Mediceer ihren Bedarf an Wandteppichen von auswärts. Auch die Entwürfe sind flandrischen Ursprungs, oder auch deutsch, wie z. B. der Aufbruch zur Jagd, jenes Kabinettstückchen deutschen Humors und deutscher Gemütlichkeit, wo die charakteristische Mischung von Leisetreterei und thatkräftiger Entschlossenheit in den Kniebeugen der marschierenden Jäger zur Geltung kommt durch einen überfeinen glücklichen Griff, wie er für diesen Gegenstand in der Entwickelung der Kunst eben nur einmal möglich war.

Es hat den Anschein, als hätte in Florenz von vornherein eine Hinneigung zum Epischen, mehr noch vielleicht zu dem daraus entspringenden Dramatischen im Gobelin bestanden. In Ferrara hatte sich z. B. schon zu der Zeit, wo die Mediceer noch aus Brüssel ihre Teppiche bezogen, eine eigene Schule gebildet, welche das Lyrisch-Dekorative festhielt, das in der niederländisch-französischen Tradition angebahnt worden war. Es findet sich in der Sammlung des Grafen Bigne ein solcher ferrarischer Teppich, eine Darstellung der „Metamorphosen" von Dosso. An diesem Stück kommen die rhythmischen und lyrischen Qualitäten der Technik des Wirkers, oder des Gobelins, wie wir jetzt zu sagen gewöhnt sind, sehr schlagend zur Geltung. Dieses Übergehen der menschlichen Gestalt in das Wesen der seelenlosen Natur, diese Verwandlung von Menschen in Bäume konnte so sprechend, so ergreifend eben nur durch die Linienbewegung der Wirktechnik ausgedrückt werden, weil ihr etwas von dem züngelnden Lodern der Flamme anhaftet, dessen gierig heißer Hauch das Seelenleben derer verzehrt, die das Physische über das Psychische erheben. Wie sich jetzt die qualvoll gestreckten Glieder dehnen! Wie das Schreien, das Seufzen übergeht in das Ranken des Blattwerks! Und dann wieder der gerechte Ausgleich, die milde Versöhnung, die darin liegt! Die Erde zieht an sich, was irdisch, was ihr eigen war, und der läuternde Schmerz gliedert das Bleibende ein in das Bereich der ewigen Ordnung, deren Wesen durch die ineinandergreifenden Bogen des guirlandenbildenden Blätterwerkes und den weich gestimmten landschaftlichen Hintergrund symbolisiert wird. So ausgeprägt ist in diesem Teppich noch der Sinn für das Dekorative, das Flächen-

hafte, daß selbst die Säulen, die doch scheinbar den Teppich tragen sollen, mit flach gehaltenem Eichen- und Weinlaub überzogen sind. Aus diesem Zuviel des Guten darf man vielleicht auf durchgreifend weiblichen Einfluß bei der ferrarischen Teppichwirkerei

schwunden. Die Entwürfe sind von so hoher zeichnerischer Vollendung, daß sich die Meinung verbreiten konnte, sie rührten von Raphael selber her. Der Name des eigentlichen Urhebers ist unbekannt; man darf indessen annehmen, daß dieser Unbekannte die sixti-



Der Sommer. Wandteppich des Pietro Fevère nach dem Karton eines unbekannten Meisters. Um 1640.

schließen, denn die Neigung zum Analytischen läßt die Frauen in der Kunst nicht selten über das Ziel hinausschießen. Frauen arbeiteten damals vielfach an Teppichen.

Der ferrarische Teppich bringt noch den Gedanken des Hängens zum Ausdruck. Bei den Florentiner Teppichen, welche die Erschaffung der Menschen und den Sündenfall behandeln, ist dies Bewußtsein bereits ver-

nische Kapelle des Michelangelo bereits kannte, denn seine Kompositionen stehen entschieden unter ihrem Einfluß. Von einem Niederländer, wie man später gemeint hat, rühren sie nicht her, denn die Zeichnung der Randornamente lehnt viel stärker an architektonische Form, an den Charakter der Marmorskulptur an, als es in den Niederlanden um diese Zeit möglich war. Viel-

leicht machten in diesem Falle die Brüsseler Wirker von ihrem Zunftrecht in der Weise Gebrauch, daß sie, wie es ihre Satzungen vorschrieben, das Laubwerk und die Pflanzen selbständig behandelten und nur das Figürliche von dem Karton des italienischen Malers übernahmen. Die Behandlung des Weißbuchenstammes zur Linken ist so ganz der Natur abgelauscht, jede Blüten- und Blattform trägt so unverkennbar den Stempel des scharf entwickelten Sinnes für das Charakteristische, die dem Niederländer eigen ist, daß sich jedenfalls der italienische Urheber des Kartons nicht wenig gewundert haben wird, als er seinen Entwurf in der Ausführung vor sich sah. Auffallend ist der Unterschied in der Wiedergabe des Buchen-, Eichen- und Rüsternlaubes im Gegensatz zu der Behandlung der Palme in der rechten Ecke des Bildes. So ein Palmenstamm von regelmäßiger Schuppenbildung, wie dieser hier, konnte seinen Ursprung nur einer Verquickung von gewissenhaftem Besuche des Fischmarktes und von germanischer Gemütstiefe verdanken. Auch diese sanft vom Winde bewegten Palmwedel mit dem weich ausklingenden Schwung der Blattspitzenlinie konnten nur in einem Lande gedeihen, wo man Palmen nur vom Hörensagen, nicht aus eigener, von grauem Staub der Campagna bekleideter Anschauung kannte. Nebenbei mochte sich der Arbeiter sagen, daß einer paradiesischen Landschaft wenig durch das Einfügen dürrer Palmenstacheln gedient sein würde. Italienischen Ursprungs ist aller Wahrscheinlichkeit nach der landschaftliche Hintergrund in seinen Hauptzügen, besonders das Einfügen des eigentlichen Baumschlags, sowie der schroffe Kontrast von Hell und Dunkel. Der Niederländer hatte um diese Zeit die Erinnerung an den ursprünglichen Gebrauch des Wandteppichs als Vorhang noch nicht so weit verloren, daß er eine so breite Fleckenwirkung, wie diese hier, zwischen der dunklen Gottvatergestalt und dem lichten Himmel gewagt hätte, die in der Falte einen sehr unharmonischen Eindruck hervorrufen mußte. Darüber, daß der Urheber der Gottvatergestalt unter Michelangelos Einfluß gestanden haben muß, kann wohl kein Zweifel bestehen. Dagegen konnte sich ein echt italienischer Meister wohl nur durch technische und dekorative Rücksichten bewegen lassen, unmittelbar neben den Sündenfall, ganz nach altgermanischer Weise, die Vertreibung aus dem Paradiese hinzustellen. Urdeutsch ist jedenfalls die Gemütlichkeit, mit welcher sich dieser Vorgang abspielt. Diese Eva, die sich in dem ungewohnten Putz ihres neuen Fellkittelchens so ausnehmend gut gefällt, ist mit einer psychologischen Schärfe beobachtet, wie sie wohl nur im Heimatslande des Reineke Fuchs gedeihen kann. Eine echt protestantische Auffassung vom Wesen der Sünde und eine niederdeutsch bürgerliche Kenntnis der Frauennatur sind in diesem humorvollen Kunstgriff miteinander gepaart.

Die Unruhe, welche von der Entwickelung des Protestantismus unzertrennlich war, teils auch die Enge des Zunftwesens, vielleicht obendrein germanische Wanderlust im allgemeinen trieb die Secessionisten unter den niederländischen Wirkern an, den Lockungen der italienischen Fürsten Folge zu leisten. Genügsam, wie heute der deutsche Handelsbeflissene in London, zogen sie schon während des fünfzehnten Jahrhunderts von Ort zu Ort, stellten Wirkstühle auf und unterrichteten zahlreiche Lehrlinge in ihrer Kunst. Ihre Frauen halfen arbeiten, wenn die Aufträge drängten, und nicht selten waren es auch Meisterinnen, die in der fremden Kunst im fremden Lande unterrichteten. Erst im dritten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts faßte die Arazzifabrikation in Florenz festen Fuß. Cosmo I. berief Nikolas Karcher nach Florenz und stellte ihn in seiner Arazziera mit einem Jahresgehalt von sechshundert Dukaten unter günstigen Arbeitsbedingungen an. Seine fertigen Teppiche wurden ihm im einzelnen nach quadratischen Handlängen bezahlt, und es war ihm nicht untersagt, auswärtige Aufträge auszuführen. Nur zum Unterweisen von Lehrlingen war er kontraktlich verpflichtet. Ein zunftmäßiger Betrieb aber bürgerte sich in Florenz niemals ein, wie in Brüssel, wo kein Stück nach außerhalb verkauft werden durfte, das nicht erst von den Gildenmeistern auf seine Güte hin geprüft worden war. Die Florentiner Wirkereien wurden mehr im Geiste von Fabriken als von zünftischen Werkstätten betrieben. Es mag wohl sein, daß sich durch diesen

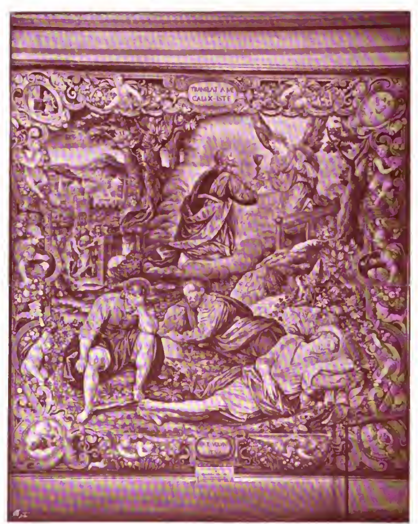


Der Winter. Wandteppich des Pietro Fevère nach dem Karton eines unbekannten Meisters. Um 1640.

Umstand die Beziehungen zwischen dem Künstler, der den Karton lieferte, und zwischen den ausführenden Arbeitern lockerten. Jedenfalls verfügte Karcher nicht über die erforderliche Anzahl von geübten Wirkern, um sich an die Ausführung von Baum- und Blattwerk in niederländischer Weise zu wagen. Sie hatte ja bisher zum handwerksmäßigen Teil der Arbeit gehört. Aber diese Handwerker waren mehr als bloße Handwerker geworden — aus Liebe zur Sache, aus dem Drange nach Vervollkommnung der Arbeit. Sie waren Künstler, zum mindesten in dem Sinne, wie ein Stück Künstlernatur in jedem fleißigen Arbeiter steckt. Unter den Webern unserer modernen Industriebezirke kann man sie antreffen, diese rastlosen Künstlernaturen, die sich nimmer genug thun — Greise, die vielleicht in ihrem Leben niemals ganz satt zu essen bekamen und die doch keine andere Klage kennen, als daß ihre Arbeit nicht schön genug ausfällt — findige

Köpfe, die es verstehen, neue Zeichnungen für den Gang des Musters zu erdenken — Leute, die ihr Leben lang eine bestimmte Vorstellung von etwas unsagbar Schönem mit sich herumtragen und die rastlos suchen, dies Idealbild irgendwo einmal in ihrer Arbeit zu verwirklichen.

Rastlose Geister dieser Art konnten im Meisterschaftssystem der Zünfte nur Befriedigung finden, wenn es ihnen gelang, Ellbogenkraft genug zur Geltung zu bringen, um durchzudringen. Fehlte es ihnen an rücksichtsloser Kraft, so blieben sie leicht auf halbem Wege stecken und die Heimat wurde ihnen verleidet. Idealisten wie sie mußte Karcher sich heranziehen, wenn sein Unternehmen gedeihen sollte. Die Zeiten der resignierten Naturbetrachtung, die Tage des großen einfachen Stils waren dahin, die Epoche des Übermächtigen, der strahlenden Pracht war



Gethsemane. Wandteppich des Papini nach einem Karton des Allori. Um 1610.



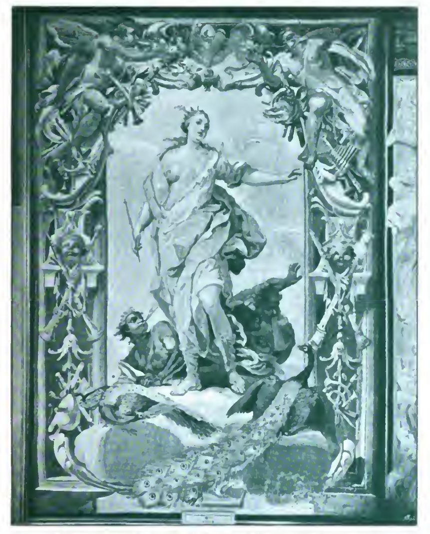
Gefangennahme des Haman. Wandteppich von G. Audran nach einem Karton von G F. de Troy. Um 1730.

angebrochen. Wollte Karcher Italiener als Arbeiter für seine Kunst gewinnen, so mußte er dem Geist des Tages, der üppigen Farbenfreude des Südländers Rechnung tragen. An Kostbarkeit des Materials wurde nichts gespart. Dicker Goldfaden bildete die Kette der Arazzi, und dieser Goldton klingt von jetzt an leiser oder lauter mit in all den mühseligen Fadenarbeiten, die sich allmählich zu prangenden, dramatisch bewegten Figuren ausgestalten. Bis zu einem bestimmten Grade macht sich auch jetzt noch das dekorative Element geltend. Die menschliche Gestalt wird gewissermaßen zum Ornament im großen Stil. Die Tendenz, sie in diesem Sinne zu erfassen, hatte sich seit langem vorbereitet und ausgebildet. In den mantuanischen Fresken, in den großen Triumphzügen des Mantegna hatte sich die Richtung schon angebahnt, in vielen Handzeichnungen seiner Nachfolger läßt sie sich nachweisen, bei Correggio, bei Bramaticcio trifft man Spuren davon an. Und schließlich: was ist denn das Jüngste Gericht des Michelangelo anderes als eine gewaltige architektonische Struktur, zusammengesetzt aus Menschengestalten, die nach einer Seite den Begriff des Fallens und Sinkens, nach der anderen den des Schwebens und Aufwärtsstrebens zum Ausdruck bringen? Nur daß bei den Gestalten des Michelangelo eine jede auch als gesonderte Persönlichkeit in ihrer vollwertigen Menschenwürde zur Geltung kommt, selbst da noch, wo diese Einzelwesen schuldig geworden sind, wo sie sich mutwillig abgeschnitten haben von der Teilnahme an dem großen Siegeszuge der Wahrheit über die Lüge, des Übersinnlichen über das Sinnliche, des Unvergänglichen über das Vergängliche. Nur ein Michelangelo, mit einer ganz auf die Verantwortlichkeit des Einzelnen aufgebauten Lebensanschauung, mit einem Kunstvermögen, das, in Philosophie umgesetzt, den einzig möglichen richtigen Ausgleich zwischen Syn-

these und Analyse geben würde, nur er war vollauf im stande, den Versuch zu wagen, den Menschen als Sache darzustellen, ohne darum das Ebenbild Gottes im Menschen zu vernichten.

Salviati, der für Karcher die Kartons zeichnete, stand unter dem Einfluß dieser Richtung in der Kunst. Er hatte mehr ihr Äußerliches ergriffen, als sich in die Tiefe und Tragweite ihrer Bedeutung versenkt. So wurde ihm die Lebhaftigkeit der Gestikulation, schroffe Kontraste der Stimmungsgehalte der Einzelfiguren zur Hauptsache. Der gegeißelte Heiland in seinem Ecce Homo steht einer üppigen herzlosen Frau gegenüber. Er ist mehr Bild als Mensch, dieser Christus des Salviati, der in den Fensterrahmen eingefügt dasteht, eine Abstraktion, flach in der Zeichnung, als würde ein Schweißtuch der Veronika der verständnislos tobenden Menge hingehalten. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser flache, bildhafte Eindruck durch die mangelhafte technische Ausbildung der Florentiner Wirker verschuldet wurde, denn diese ist schon erstaunlich groß. Über welche eiserne Arbeitskraft und über welche ideale Begeisterungsfähigkeit müssen die Menschen jener Zeit verfügt haben, um so schnell zu lernen, mit bloßem Augenmaß die Gedanken des Malers auf dem beweglichen Goldfaden in Farbe umzusetzen! Nicht Handwerker waren sie — Virtuosen vielmehr in dem Sinne des Beethoven- oder Chopin-Interpreten, der Tausenden die Gedanken des Einen verständlich macht. Über ihnen stand als Kapellmeister der Hauptwirker, der mit den künstlerischen Qualitäten der tausend verschiedenen Woll- und Seidenfäden — ein moderner Gobelinwirker verfügt über vierzehntausend Farbentöne — genau vertraut war und sorgte, daß die Arbeit der vielen verschiedenen Hände in Einklang mit sich selbst und mit den Intentionen des Künstlers blieb.

Karchers Nachfolger in Florenz war Roost. Für ihn zeichnete Bacchiaca. Eine Reihenfolge von Teppichen, die Monate des Jahres darstellend, rührt von diesen Künstlern her. Es war ja eine der Hauptaufgaben der Wandteppiche, einen einheitlichen Hintergrund für festliches Gepränge zu schaffen. Eben deshalb kehren vielleicht auch die Darstellungen großer Feste, z. B. die Hochzeit Heinrichs II. von Frankreich mit Katharina von Medici, und ähnliche Gegenstände so häufig wieder. Dem Italiener, besonders, wie es scheint, dem Florentiner in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ging der Sinn für die stilisierte landschaftliche Dekoration ab, wie sie der niederländische Teppichwirker benutzte. So sind denn Salviatis „Monate“ mit landschaftlichen Hintergründen versehen, deren malerischer Charakter durch die geistige Verbindungsbrücke bestimmt wird, die von Raphael zu Salvator Rosa hinüber geschlagen wurde. In der Feinheit der Abtönungen kommt hier das italienische Nationalelement vortrefflich zur Geltung, die Landschaft des ungetrübten lachenden Himmels ist in den „Monaten“ von den Kindern ihres Volkes dargestellt worden mit der Einmütigkeit der Glieder eines gut geschulten Orchesters. Diese Teppiche sind nicht, wie diejenigen von Karcher-Salviati, in Rahmen eingespannt, es scheint sich also die Sitte, sie als bewegliche Dekorationsgegenstände zu behandeln, noch wesentlich länger erhalten zu haben, als im allgemeinen angenommen wird. Die „Monate“ haben auch einen, allerdings nur angedeuteten Fransenabschluß, der das Hängende, die Schwere nach unten betont. Die Betonung der Schwere, der Centralisation, der Verteilung über den Raum tritt überhaupt bei Bacchiaca stärker in den Vordergrund als bei Salviati. Nach der dekorativen Seite hin stehen diese Teppiche von allen in der Florentiner Sammlung am stärksten unter dem Einfluß des regelrechten älteren Teppichstils. Ein schlagenderer Beweis aber von der eminenten künstlerischen Begabung des italienischen Volkes liegt in der Thatsache, daß sich so schnell ein eigener italienischer Stil im Teppich ausbilden konnte. Mochten auch die italienischen Kartons, die nach Brüssel gewandert waren, die Vorarbeit für diesen neuen Stil besorgt haben, so blieb doch immer noch unendlich viel Technisches zu überwinden. Denn wenn auch die italienische Textilkunst bis dahin z. B. an Stickereien vollständig auf der Höhe der Zeit gestanden hatte, so genügt doch ein Blick auf Bildstickereien aus jener Periode,



Die Luft. Wandteppich von A. Bronconi nach einem Karton von Il Moro. Um 1720.

um davon zu überzeugen, wieviel mehr Übung und Geschicklichkeit zur Ausführung eines Gobelins erforderlich ist. Gelang es schon der Stickerin nur selten, auf den festliegenden gewebten Stoff die Formen tadellos zu übertragen, wieviel mehr Mühe gehörte dazu, auf bloßen Fäden den Riß einer Zeichnung wirklich festzulegen. Andererseits wieder fand gerade der ausführende Arbeiter mehr künstlerische Befriedigung in der größeren Bewegungsfreiheit, der stärkeren Verantwortlichkeit, die ihm im Gobelin zufiel. Ohne Zweifel liegt auch ein größerer Reiz darin, die Fläche, welche den künstlerischen Gedanken trägt, von Grund auf selbst zu schaffen. Dieses Weben mit fertig gefärbten Fäden auf goldenem Grunde hatte den phantastischen Zauber märchenhafter Pracht von vornherein für sich und mußte deshalb diejenigen Gemüter fesseln, die eine

Illusion suchten, um sich über das Alltägliche hinwegzutäuschen, in dessen tiefe Poesie einzudringen ihre Phantasie zu arm war. Das Arbeiten mit dem kostbaren Material war für sie, was die Allegorie in der Kunst für die große Menge bedeutet.

Angiolo Bronzino, der gleichzeitig mit Roost für Cosmo I. arbeitete, hatte die Eigenschaft des Wandteppichs in ihrer Bedeutung für die Allegorie bereits voll erfaßt. Seine „Gerechtigkeit, welche die Unschuld befreit", eine allegorische Figur in lebhafter Handlung, wird erst durch die Symbolik der Randverzierungen vollauf verständlich. Bronzino giebt diesen allegorischen Gestalten im Gesichtsausdruck, vermöge seiner vornehmen Darstellungsweise, eine so ruhige, edle Haltung, wie wir sie an seinen Porträts zu bewundern gewöhnt sind. Weich und schwellend, für den Wandteppich fast zu sehr das Plastische streifend, heben sich die Figuren vom Hintergrunde ab. Durch die gleichmäßige Verteilung der Figuren über den Raum wird diese Unebenheit wieder ausgeglichen. Durch das Randornament aber geht ein triumphierender Zug, der die wunderliche Zusammensetzung von heidnischer und christlicher Symbolik, von „Früchten der Gerechtigkeit" und Januskröpfen, von Faunen und gefesselten Lastern miteinander verschmilzt. Und gleich dem halb schwebenden, halb tragenden Rahmen in seinem engen geistigen Anschluß an den Inhalt des Bildes greift in dem Ganzen die Symbolik in die Allegorie hinüber. So innig verwachsen sind sie miteinander, daß auch der spitzfindigste Kopf nicht genau zu sagen vermag, wo das eine anfängt und das andere aufhört.

Die „Monate" des Bacchiaca tragen einen ausgesprochen allegorischen Charakter. Sie gewähren vielleicht eine Handhabe, um die vielumstrittene Frage vom Wesen und der Berechtigung der Allegorie, von ihrer Abgrenzung gegen die Symbolik ihrer Lösung näher zu bringen. Die Symbolik fußt auf einer vorhandenen Verwandtschaft der Eigenschaften zwischen Konkretem und Abstraktem; auf die Analogie der Eigenschaften überträgt sie die höhere Deutung. Die Allegorie faßt die Deutung synthetisch als eine gegebene Größe, sie bemüht sich, die Eigenschaften des Abstrakten im Konkreten auszudrücken. Ihre Aufgabe ist schwieriger; weil sie selten glücklich gelöst wird, hat man versucht, der Allegorie die Berechtigung in der Kunst abzusprechen. Im Wandteppich, besonders im florentinischen, hat die Allegorie nach bestimmten Richtungen hin ihre unbestrittensten Erfolge errungen. Bacchiaca hat die Monate in Form von Stimmungslandschaften allegorisiert, deren Staffage Menschen bei derjenigen Beschäftigung zeigt, welcher sie in den einzelnen Monaten nachgehen. Ähnlich sind Pietro Fevère und der unbekannte Zeichner seiner Kartons in der Darstellung der vier Jahreszeiten zu Werke gegangen. Die Zeichen des Tierkreises sind bei beiden in die Wandornamente verarbeitet. Im übrigen dürften die Ornamente bei Fevère auf Benutzung älterer Vorbilder zurückzuführen sein. Es bleibt auch dann noch der feine Geschmack in der Auswahl und die Harmonie in den Beziehungen zwischen dem Inhalt des Bildes und seiner dekorativen Vervollständigung bewundernswert. Vielleicht war der Komponist des Kapellmeisters Fevère ein geborener Niederländer, der italienische Charakterköpfe zeichnete, ohne auf seinen angeborenen, gemütlich germanischen Humor in der Gesamtwirkung zu verzichten. Jedenfalls kommt das niederländische Element in diesen Arbeiten stärker zur Geltung als unter den früheren Meistern. Rein italienisch in Komposition und Ausführung sind die Arbeiten von Papini und Allori, Vater und Sohn, den Neffen und Großneffen des Agniolo Bronzino. Sie haben für den vollwertigen künstlerischen Ausdruck von Prachtfülle den höchsten überwältigenden Ton gefunden. Die an Stoff gebundene, von Lichteindrücken unabhängig gemachte Farbe ist nirgends in solcher triumphierenden Herrlichkeit wieder zu finden, wie in dieser Passion von Papini und Allori. Bahnbrechende Gewaltnaturen waren diese beiden Künstler nicht. Receptive Geister, wie sie, lassen auf sich wirken, was sie an Geschaffenem vorfinden. Sie bauen sich selbst daran auf; herrschsüchtig sind sie nicht. Sie fügen sich den Bedingungen der Technik. In diese Technik tragen sie hinein, was sie objektiv in sich aufgenommen haben. Aus ihrer Objektivität heraus finden sie im Wandteppich ein Etwas, eine Steigerung des



Die Erde. Wandteppich von G. Audran nach einem Karton von Il Moro. Um 1720.

Jubeltones, wie er in der Farbe in dieser Weise nur einmal erklingen konnte. Wie das leuchtet und sprüht, wie es glüht und funkelt! Überall reine, warme, satte Farbe! Nichts Frostiges, niemals ein trüber Ton! Nirgends aber auch Schreiendes, Schroffes, Unvermitteltes, denn unter dem Ganzen schimmert, weich diskret, ausgleichend, verbindend der reiche Ton des zu Grunde liegenden Goldfadens. Und dazu ist die Kom-

position des Ganzen von diesem Geiste der Farbe getragen. Hundert Erinnerungen leben darin an alles das, was vorher schon geschaffen worden war, zusammenfassend, mit sicherem harmonischem Gefühl ist es nacherzählt. Fein ist der Unterschied zwischen Schlaf und Tod beachtet in den Gestalten der Jünger im Garten von Gethsemane. Dann diese Randfiguren! Diese wachenden, lebensprühenden Engelchen, diese geharnischten, kampfbereiten Krieger, die aus der gebrochenen Randlinie des Barockstils fast unmittelbar in das Bild hineintreten, stehen in so enger allegorischer Kontraststimmung zu dem Inhalt des Hauptbildes, daß der monumentale Zug des Ganzen dadurch verstärkt wird. Es liegt in dieser Passion ein Zug der Verwandtschaft mit Sebastian Bachs Musik. Es ist nicht die Passion, der stellvertretende Tod, den man sieht, sondern der Triumphzug der Wahrheit. Auf Bachs Musik wirkte die lutherische Rechtfertigungslehre ein, auf die Florentiner Künstler die Lehre von der Vollendung des Opfers, wie sie das Tridentiner Konzil formuliert hatte. Beziehungen zwischen dieser Passion und den jubelnden Engeln der Deckengemälde des Domenichino sind unschwer aufzufinden. Alles das, was sich von Wahrhaftigkeit und Größe unter dem Pomp des Jesuitenstils verbirgt, klingt auch in diesen Teppichen durch. Gerade in dem prunkenden Stil der Florentiner Arrazzi findet es seinen intimsten Ausdruck, weil alles Forcierte in der Bewegung der Linie von der Wärme des Kolorits aufgezehrt wird. Das Schwelgen in der Formenfülle ist in diesem Falle natürlich und berechtigt; die stilleren Feinheiten des älteren Stils würden der Farbenpracht gegenüber gar nicht zur richtigen Geltung kommen.

An Reichtum und Kraft des Ausdrucks konnten diese Arrazzi nicht mehr übertroffen werden, keine späteren Arbeiten kommen ihnen in dieser Hinsicht gleich. Die Allegorie nimmt einen immer breiteren Raum für sich in Anspruch, vielleicht, weil in der Textur des Teppichs ein Etwas liegt, ein Weiches, Lichtdurchtränktes, Überirdisches, das ihrer Darstellung in diesem Ausdrucksmittel besonders günstig ist. Phrasenhaft und unwahr ist sie genannt worden. Und doch wird, wer die Leistungen der schlichten, ernsten Kunst vor Raphael am besten zu würdigen weiß, auch den Allegorien dieser Zeit eine versöhnende, erhebende Tendenz abzugewinnen wissen.

Wenn eine große Wahrheit den Massen zugänglich gemacht wird, bildet sie langsam schwellende, im Umfang wachsende Kreise, wie der Stein, der ins Wasser geworfen wird. Je weiter der Kreis, desto schwächer die Bewegung, desto flacher die Schwellung. Als ein solcher Stein des Anstoßes fiel die Wahrheit des Christentums in die absterbende Bewegung der antiken Kulturwelt hinein. Hinter dem Princip der Askese, der subtilsten Form des heidnisch-pharisäischen Tugendbegriffes, verschanzte sich die Verständnislosigkeit der Menge und der Egoismus theokratischer und bureaukratischer Utilitarier. Daran verflachte sich die kulturelle Bewegung der christlichen Idee. Die Reformation brach der Askese ihre gefährlichste principielle Spitze ab. Was Luther in dem priesterlichen Recht des Einzelnen auf religiösem Gebiete gab, vertrat Michelangelo in der Kunst durch die unabhängige, freie und volle Behandlung der Einzelfigur. Dieses Betonen der göttlichen Rechte des Einzelnen krystallisierte sich dann wieder bei der verständnisschwachen Menge in pantheistischen Ideen, die erst im siebzehnten Jahrhundert in der Philosophie des Spinoza, in den Dichtungen des Angelus Silesius und ververwandter Geister zum Ausdruck kamen. Der Übergang von Luther zu Silesius dürfte auf dem Wege über die Theosophie Johann Arndts und die allegorische Rhetorik Johann Herrmanns zu suchen sein. Der Pfad von Michelangelo zur Allegorie des siebzehnten Jahrhunderts liegt in der Richtung der dekorativen Verwertung der menschlichen Gestalt, die, wie der Pantheismus, in Wirklichkeit die Würde des Menschen herabsetzt, obwohl beide vorgeben, sie über das ursprüngliche Maß hinaus zu erhöhen.

Blümner hat in seinen Laokoonstudien die Allegorie gewissermaßen als eine Konzession der Künstler an den Geschmack der Massen charakterisiert. Dies trifft aber nur insofern zu, als die Massen um diese Zeit das Monumentale in der Kunst gewaltsam verlangten. Und sie verlangten es, weil sie, im



Die Reinheit. Wandteppich von Termini nach dem Karton eines unbekannten Meisters. Um 1750.

schroffen Widerspruch mit ihren Theorien, das Erhabene in der schlichten lyrischen Form nicht zu erkennen vermochten. Sie forderten es in dramatischer Form. Deshalb blieb auch der Künstler ihnen gegenüber außerhalb seiner Arbeit stehen. Er vermochte sie nicht zu sich emporzuheben, weil er nicht mit ihnen auf dem gemeinsamen Boden der Symbolik stand. Das Symbol war infolge der Naturbetrachtung, wie sie in den Schriften des Lionardo da Vinci und Johann Arndts zur Geltung kommt, zum bloßen Attribut herabgesunken. Es war gelehrt und darum den Massen unverständlich geworden. Deshalb griff man zur Allegorie, die doch auch z. B. schon Sandro Botticelli in seiner „Wahrheit", seinem „Frühling" rc. gepflegt hatte. Nur daß er sie von innen

heraus entwickelte und ihre Eigenschaften nicht bloß von außen anhängte, wie es später vielfach geschah.

Im Gobelin fällt der äußerliche Zug der späteren Allegorie weniger ins Gewicht als auf irgend einem anderen Kunstgebiete. Es besteht immer eine intime Beziehung zwischen dem monumentalen Inhalt des Bildes und dem dekorativen Ausbau der Umrahmung. Erst die französische Schule der Teppichwirkerei ließ diese wichtige Eigenschaft des Gobelins unbeachtet und entwickelte ihren Charakter nach einer ganz anderen Seite hin. Auch diese Richtung ist in der Florentiner Arrazzi-Sammlung durch zwei prächtig erhaltene Serien vertreten; für ihr früheres Stadium ist die Geschichte von Esther und Haman in der Bearbeitung von Audran nach Kartons von de Troy als charakteristisch anzusehen, für das spätere die Fanciulli giardinieri, die „gärtnernden Kinder" (!), wie Lübke geschmackvoll übersetzt. An letzteren ist das Randornament vollständig bedeutungslos geworden. An der Esther-Serie ist der gewirkte Rahmen die Nachahmung der prunkenden Goldfassung eines Staffelbildes. Jede Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des beweglichen Wandteppichs ist ausgelöscht und der Übergang zur rein bildmäßigen Behandlung ist vollzogen. Nur im Aufbau der Gruppen, in der Verteilung über den Raum waltet noch einige Rücksicht auf dekorative Principien vor. Von Allegorie ist nirgend mehr die Rede, alles Lyrische und Epische ist abgestreift, die Darstellung des Vorganges ist rein dramatisch, die Behandlung der Einzelfiguren erfolgt im Geiste jenes vornehmen französischen Klassicismus, der sich bis an die äußerste Grenze des Überganges zur kalten Pose hinanwagt. Die Arbeit fesselt durch das schnelle Tempo dramatischer Bewegung, in welchem sie gehalten ist; sie fordert Bewunderung heraus, sie wirkt verblüffend, in dieses Wortes edelster Bedeutung, sie feuert die Einbildungskraft an — das Herz läßt sie leer. Spannung giebt sie in Fülle, eine Bereicherung des Seelenlebens durch neue Stimmungsgehalte und Anschauungen giebt sie nicht — zum großen Teil, weil das Täuschungsmittel des Randes die Illusion stört.

Meister in der Innigkeit der Beziehung von Hauptbild und Randornament zueinander sind die beiden Alloris, Nicolo und Cristofano, deren bereits erwähnte Thätigkeit bis in das erste Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts hineinreicht. In ihre Fußstapfen tritt Il Moro, ein Niederländer von Geburt, dessen Kartons von Bronconi ausgeführt wurden. In seinen Arbeiten überwiegt das allegorische Element in derjenigen Form, die auf den stärksten Widerspruch gestoßen ist. Seine „Luft" ist die hundertmal angefeindete, theatralische Figur der geschmähten Zeit des Niederganges der Kunst. Trotzdem fesselt der architektonische Zug, mit dem sie in ihren Rahmen hineingebaut ist. Man wird nicht müde, den Schmelz der Hintergrundtöne, die Weichheit der Übergänge, das blitzhelle, sprühende Licht zu bewundern, aus dem diese blühende Gestalt herauswächst. Eine innere Notwendigkeit, weshalb gerade diese Gestalt die Luft darstellen soll, ist keineswegs nachgewiesen, denn der Künstler griff zu sehr richtigen symbolischen Attributen, und er baute aus diesen Attributen eine Randverzierung von so überzeugender Sicherheit, daß man ihm seine Führerin der Sphärenmusik glaubt, trotzdem sie die wunderlichste Verschmelzung von gesundem niederdeutschem Sinn mit italienischem Pathos und angelernter griechischer Mythologie darstellt, die man auf dem Entwickelungsgange der europäischen Kunst entdecken kann. Eine Spur jenes unversiegbaren Humors, der den niederdeutschen Künstler und Psychologen niemals verläßt, ist hier, wie es scheint, dem Moro ganz unbewußt angeflogen. Diese hoheitsvolle, ganz im Geiste des königlichen Barock komponierte Gestalt hat bei all ihrem Herrscherbewußtsein doch einen Zug von Bangigkeit behalten, von der Art, wie sie eine recht irdische menschliche Frau ankommen würde, wenn sie von allen Seiten „angepustet" oder gar „angeprustet" würde.

Da nimmt sich die „Erde" der gleichen Meister schon um ein gut Stück behaglicher aus. Freilich, warum sie eigentlich eine „Erde" vorstellen soll, ist absolut unerfindlich. Klassisch genug mögen ja die umgebenden Symbole sein, wenn gelehrte Wissenschaftlichkeit und Klassicismus als gleich-

bedeutend erachtet werden können. Von der Natur einer Gäa oder jener Mutter, die der erste Brutus küßte, als er mit dem jungen Tarquinier von dem Besuche bei der delphischen Pythia heimkehrte, hat sie keine Spur. Eine sehr vornehme Frau ist sie, im Phantasiekostüm — eine innere psychologische Charakteristik, die aus der allegorischen Figur vielleicht eine symbolische machen würde, ist nicht vorhanden. Besten Falls könnte man sie eine in den Barockstil übertragene Ceres nennen. Als Gobelin wirkt sie dennoch mit ganz außerordentlichem Reiz, weil allen technischen und stilistischen Bedingungen Rechnung getragen ist. Sie ist nicht vorwiegend als Bild, sondern als Thürvorhang komponiert.

Eine psychologisch mehr vertiefte, von innen entwickelte Gestalt ist entschieden die Purita auf dem Teppich des Termini nach einem unbekannten Meister. Freilich, die Zuthaten an ornamentaler Architektur und Skulptur, die doch alle nur nachgeahmt sind, beweisen, wie sehr um diese Zeit alles Bewußtsein für die Aufgaben und Grenzen der Textilkunst abhanden gekommen war, denn alle Gewebe können ihrer Natur nach nur mit flach gezeichneten Ornamenten verziert werden.

Wenn es wahr ist, daß in der Natur weder ein Blatt noch ein Sandkorn umsonst kommt und geht, so gilt dasselbe von dem großen unsichtbaren Reiche der geistigen Natur. Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, zollt sein Scherflein, der eine in Gold oder Silber, der andere in Kupfer oder Nickel. Die Tausende von emsigen Arbeitern, die im Laufe der Kulturentwickelung an den Wandteppichen arbeiteten, haben einen fördernden Beitrag zum Werden der Kunst geliefert, dessen Bedeutung nur selten gewürdigt wird. Heute, wo die gleichmäßigere Verteilung der Güter unter die Massen der Menschheit den Besitz von Wandteppichen einer verhältnismäßig viel kleineren Anzahl von Menschen zugänglich macht, ist die materielle Bedeutung der Gobelinwirkerei für die Entwickelung des Kunstlebens gesunken. Ein sehr geschickter Arbeiter kann im Laufe eines ganzen Jahres einen bis fünfviertel Quadratmeter des kostbaren Gewebes herstellen. Der Geldwert der menschlichen Arbeitskraft steht gegenwärtig so hoch, daß es kaum möglich wäre, die Teppichwirkerei in einem so großen Maßstabe zu betreiben, wie es in früheren Jahrhunderten geschehen konnte.

Es ist gesagt worden, die moderne Ornamentik und unser neu erwachtes Verständnis für die intimen Herrlichkeiten der dekorativen Kunst führten ihren Ursprung auf den Spanier Goya zurück, der als ein Riese an Phantasie und architektonischer Kraft den Thürhüter der Kunst am Eingang unseres Jahrhunderts abgiebt. Gerade dieser Goya aber, der einen großen Teil seines Lebens in Italien zugebracht hat, war ein Meister im Erfinden von Kartons für die königliche Gobelinmanufaktur in Madrid. Er erfaßte jenen unübertrefflichen Accent der höchsten Pracht, der in den Wandteppichen, ganz besonders in denjenigen von Florenz, zum Ausdruck kommt. Als ein Fertiges, Gegebenes nahm seine Künstlernatur dieses hohe Lied des Glanzes und der Herrlichkeit in sich auf und setzte sie in neue Formen um. Diese Formen sind weiter gewachsen und klingen aus in dem lebensfrohen Schwelgen unserer Tage in klarem Linienspiel und lichtdurchtränkter Farbe, wie sie in der neueren Glasindustrie und auf hundert anderen Gebieten des modernen Kunstgewerbes zur Geltung kommen. Der Wandteppich schien tot zu sein, und doch lebt er in veränderter Gestalt weiter, um immer größeren Prozentsätzen von kunstbedürftigen Menschen Freude ins Leben hineinzuwirken.





Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

III.

Doch wie anders war es jetzt hier als in der stählernen Frühe. Fast senkrecht, heiß und blendend stand die Junisonne darüber, und ringsum standen reglos die grauen Stämme und die grünen Laubkronen; ebenso lautlos auch, denn tiefes Mittagsschweigen hielt alles wie in einem Zauberbann, kein Finkenschlag schmetterte, kein Grasmückengezwitscher kam aus den Zweigen. Kaum daß schläfrig eine Grille einmal aufzirpte und wieder schwieg, und über dem blütendichten Halmgewoge führten nur die Schmetterlinge nun ihren Reigen. Sie hoben sich auf und senkten sich nieder, es war rastlose Bewegung und buntschillerndes Leben, doch in seiner Tonlosigkeit ein geisterhaftes, so seltsam still in dem Strahlengoldgewirk des Mittags, daß es täuschend vor den Augen rinnen konnte, als webe mitternächtiger Vollmondsglanz Silberfäden über die Wiese. Die Luft ging in sichtbaren zitternden Wellen, da und dort sprang ein Lichtfunken durch die Blätter. Alles außer den tanzenden Faltern aber stand wie atemverhalten, als wisse jedes Blatt ein Geheimnis, das es mit schweigsamer Zunge behüte.

So hatte Madlene es schon oft hier gesehen, doch es rührte sie jedesmal aufs neue daraus überschauernd mit einer wundersam schönen Unheimlichkeit an; sie faßte auch jetzt wieder nach der Hand ihres Begleiters, um ihn bei sich zu fühlen, und ihm ging's nicht anders, auch er zog unwillkürlich seine Finger fest um ihre warme Hand zusammen. Dann aber zerrann ihnen das wunderliche Schauergefühl, die sichtbare und greifbare Wirklichkeit gewann die Oberhand über die Phantasie, und sie sprangen in das Gewoge der Blüten und das Geschwirr der Insekten hinein. Alf Overbek hatte ein Gazenetz mit dem er behend fing, doch nur um die Eingehaschten zu betrachten und danach wieder fliegen zu lassen; kaum je gab es hier etwas so Seltenes, daß es sich nicht in der Sammlung des Onkels befand, und solange beide dachten, wußten sie von ihm, ein Schmetterling habe das gleiche Anrecht, seine Spanne Zeit zu leben, wie ein Mensch. Freuen aber dürfte man sich an ihm, und

dazu brauchten sie keinen Antrieb. Hin und her ging's, und jubelnd klang die Stimme Madlenes: „Dolf, ein Schwalbenschwanz — ein Schwalbenschwanz!" — „Machaon? Wo?" und er war bei ihr, und sie rasten hinter dem schnellen Segler drein, bis derselbe im Netz gefangen saß und sich beschauen lassen mußte. Oft ragten die Halme, Rispen, Blütenähren und -sterne so hoch, daß sie beiden fast über die Köpfe schlugen; sie kamen sich aus dem Gesicht, Rufe schollen durch die Sonnenstille herüber, hinüber, manchmal weither, und eine wie Wellenschlag wallende Bewegung in den Spitzen der buntflutenden Wiese ließ erkennen, aus welchen Richtungen sie sich wieder zusammensuchten. Jedesmal mit roter glühenden Gesichtern und glänzenderen Augen; die Hast und die Schau, der Duft und die Luft und die Lust erzeugten ihnen einen Rausch um die Sinne. Zuletzt aber machte die wilde Jagd doch auch müde, so daß sie aufhörten, Alf den Arm um die Schulter Madlenes legte und mit ihr zum Ausruhen dem Schatten des Waldrandes zuging. Fast mannshoher Adlerfarn und riesenhafte Lattichblätter, mit kleinen stahlblauen Käfern bestickt, überwölbten hier den Boden, dazwischen setzten sie sich auf eine Moosbrüstung. Das aufgegangene Haar fiel dem Mädchen lang über den Rücken, er nahm einen Teil davon und zog ihn sich durch die Hände, es sah aus, als falle von draußen ein verirrter Sonnengoldstrich noch hierher in den Schatten. Aber er war nicht damit zufrieden, sondern sagte: „Das ist unnütz, du bleibst nur überall dran hängen. Wenn du meine Frau bist, schneide ich's dir ab."

Dagegen hatte sie auch nichts, denn es war ihr selbst lästig. Doch über etwas anderes mußte sie hell auflachen: „Manchmal bist du ganz unklug, Dolf, und denkst an gar nichts."

„Woran soll ich denken?"

„Ich kann ja nicht deine Frau werden, denn Bruder und Schwester können sich ja nicht heiraten."

„Wenn ich's aber will! Und du bist einfältig wie gewöhnlich, Maud, denn ich bin ja eigentlich nicht dein Bruder, sondern nur dein Vetter, und da kann ich dich doch heiraten."

„Glaubst du wirklich, daß der das kann?"

„Ja, aber dein Vater hat heute mittag gesagt, unsere Kinder werden dann alle auch so launisch und wetterwendisch und hitzköpfig wie deine Mama."

„Dann müssen sie's von dir werden."

„Nein, von dir bekommen sie's."

„Nein, von dir, aber ich will sie doch lieb haben."

„Das will ich auch, aber sie haben's von dir."

Da fuhren sie beide mit den Köpfen herum, denn hinter ihnen klang ein sonderbarer Ton. Halb wie ein Häherruf und halb wie das wunderliche Lachen eines Kuckuckweibchens, doch war's etwas anderes gewesen, denn beides kannten sie genau. Aufgesprungen standen sie und suchten mit dem Blick, erst umsonst in der Höhe, dann aber unten auf dem Waldboden, und da stutzten sie. Etwa auf zehn Schritte von ihnen saß etwas unter einem Farnschirm, wie ein weißblasses, schmächtiges Gesicht, übergittert von den schmalen Blätterwedeln. Überallher kam grünes Licht, und darin erschien zuerst das lange, lose Haar um die Schläfen auch wie dunkelgrünes, unter einer fließenden Wasserdecke zurückgestrichenes Binsengras, und ebenso flog ein grünes Schillern aus den Augen. Das Ganze war wie eine Täuschung; die Einbildung konnte sich zuweilen in heißer Stille aus Moosen, Blättern und Rankwerk solch ein Gebild, als sei es ein lebendiges Geschöpf, zusammensetzen.

Doch die Ungewißheit dauerte nur kurz, denn Alf bog den Farnbusch zurück, und da war's ein Mädchen, Madlene an Alter wohl ungefähr gleich. Barfuß, in einem zerrissenen, auch grünlichen Rock saß sie halb aufrecht, die mageren Schultern hielt ein grobes Hemd nur zum Teil bedeckt; jetzt zeigte ihr Haar sich als schwarz mit einem ins Bläuliche fallenden Überglanz. Binsenhalme füllten ihren Schoß, aus denen sie einen Korb geflochten und ihn mit den Unterflügeln eines roten und blauen Ordensbandes verziert hatte; die Leiber der beiden Schmetterlinge lagen mit den Oberflügeln neben ihr auf dem Moos. Und offenbar war von ihrem Mund der lachende Ton gekommen, denn ihre eigentümlich geschwungene Oberlippe hielt sich noch über die weißen Zahnenden heraufgezogen.

Alf erkannte sie jetzt auch, ihm war natürlich nichts fremd in der Stadt; er hatte sie schon ab und zu gesehen und wußte, sie hieß Heide oder Heid Wilbet. Doch meistens ward sie anders genannt, wie, fiel ihm im Augenblick nicht ein. Nun fragte er: „Hast du eben gelacht?“

„Ja,“ antwortete sie kurz, und wie sie ihn dabei ansah, blieb in ihren Augen der grünschillernde Glanz, wie er im Halbdunkel von der Netzhaut nächtlich umschweifender Tiere aufspiegelt.

„Über was hast du denn gelacht?“

„Über euch.“

„Warum?“

„Weil ihr so dumm spracht.“ Ihre Lippe zog sich wieder in die Höhe, und sie fügte nach: „Von euren Kindern.“

Der Knabe schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Warum sitzt du hier?“

„Das geht euch nichts an. Gehört der Wald euch?“

„Wozu machst du den Korb?“

„Ich kriege einen Schilling dafür.“

Alf Overbek sah auf die bunten Flügel, die sie mit kleinen Dornen an den Binsen festgesteckt hatte, dann auf die Falter und fragte: „Warum hast du die Schmetterlinge tot gemacht?“

„Weil ich Hunger habe.“

„Du bist garstig.“

Er machte eine Bewegung des Widerwillens; sie versetzte: „Du brauchst mich ja nicht anzusehen.“

Nun kam ihm aus dem Schillern der Augen der Name, den man ihr gab. „Heißen sie dich nicht die Meerkatze?“

Ein Ton, halb zischend und halb jauchzend, fuhr ihr durch die Zähne, sie hob eine Hand mit eingekrümmten Fingerspitzen gegen ihn auf: „Willst du's versuchen, ob ich kratzen kann?“ Aber danach warf sie trotzig den Kopf zurück: „Ich mache tot, was ich will. Wenn ich einen habe, laß ich ihn nicht wieder fliegen. Das thun nur Dummköpfe.“

Es ging daraus hervor, daß sie schon seit langem hier gesessen und dem Umherjagen der beiden auf der Wiese zugesehen haben mußte. Das letzte Wort brachte den Knaben auf, er setzte den Fuß gegen sie vor: „Glaubst du, ich fürchte mich vor deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umspringen.“

Sie flog auf die Füße, es lag eine Katzenbehendigkeit darin, und mit einem Funkelblick, den Hals etwas zurückkrümmend, machte sie sich für einen Angriff bereit. Doch zugleich zog Madlene ihren Genossen am Arm: „Komm, Dolf, laß sie, sie ist häßlich.“

Die Mahnung war ihm willkommen, denn er schämte sich schon vor sich selbst, daß er sich an einem Mädchen vergreifen gewollt; so sagte er nichts weiter, als: „Du hast recht, Maud, komm!“ und sie gingen zusammen davon. Erst wie sie eine Strecke weit fort waren, rechtfertigte er sich: „Mich machte bös, daß sie den schönen Ordensbändern die Flügel abgerissen hatte.“

Madlene nickte: „Das that mir auch leid, aber Papa sagt, man soll nie jähzornig sein wie unsere Mama. Das klingt immer so komisch, denn es ist doch kein Mensch so sanft wie sie. Woher kanntest du das Mädchen?“

„Ich hab sie schon gesehen.“

„Wer ist sie denn?“

„Ein Jungfernkind.“

„Was ist das?“

„Das weiß ich nicht — doch, ich hab's gehört, ein Kind, welches keinen Vater gehabt hat.“

„Muß denn nicht jedes Kind einen Vater haben, Dolf?“

Das ging gleichfalls über Alf Overbeks Kenntnisreichtum, er half sich mit der Antwort: „Oder vielleicht hat sie keine Mutter gehabt, so was war's. Wohin wollen wir jetzt?“

„Meinst du nicht auch nach der Mühle?“

„Natürlich, es ist ja Sonnabend, sie warten auf uns.“

Und hurtig liefen beide geradevor durch den Wald, hügelauf und ab, eine halbe Stunde lang, bis sie einmal, aus dichtem Unterbusch hervorbrechend, von einem steilen Sandhang heruntersprangen. Da klapperte platschend vor ihnen das Rad der Eichenbuschmühle, und gleich darauf empfing sie ein Freudengeschrei der beiden Spätlinge aus Carsten Carstens' zweiter Ehe, die im Alter und in der Art ganz zu den Ankömmlingen paßten. Dabei aber waren Roloff und Hedda Carstens eigentlich Madlenes Onkel und Tante, und manchmal gab sie ihnen auch diese Namen, das hatte immer wieder neu etwas Spaßhaftes, worüber dann das Lachen kein Ende nahm.

Natürlich war sonst Roloff viel zu lang, mußte verkürzt werden; daraus entsprang beim Rufen Mißverständnis zwischen Rolf und Dolf und wieder Grund zu neuem Lachen. Eine unbändige Gesellschaft kam da zusammen, und im Handumdrehen waren ein paar Stunden durchgetollt, daß alle schachmatt auf der Bank um den Rundtisch unter der Gartenlinde hingen. Aber Carsten Carstens war mit seinem Graukopf noch nicht so vernünftig geworden, zu begreifen, sie könnten Arme und Beine bei dem Gejachter brechen, und dem wilden Unwesen zu steuern, sondern er lachte nur mit seinem hellen Metallklang dazu, wenn es kopfüber, kopfunter ging, und auch Tilde Carstens zeigte sich nur so weit halbwegs als nicht vollkommen verstandesbar, daß sie den schwitzend heißgelaufenen Kindern beim Sitzen wenigstens leichte Tücher um den Hals knüpfte. Sie war natürlich gleichfalls älter geworden, doch man sah es ihr immer noch kaum an, konnte sie, besonders von rückwärts, für eine großgewachsene Schwester der beiden Mädchen halten, und aus ihrem Gesicht sprach's fast, als hätte sie am liebsten den tollen Umtrieb noch mitgemacht. Doch that sie es nicht, sah nur mit heiteren, glückvollen Augen zu und kam nun mit herrlicher kalter Dickmilch und einer Satte voll Rahmmilch. Mit unglaublicher Hurtigkeit verschwand den vereinten Kräften gegenüber der Inhalt der großen Schüsseln, als wäre es Ambrosia und Nektar, Hunger und Durst stillend; wie die Brust die reine Luft aufnahm, so zog sie mit jedem Atemzuge auch sorglose Lebensfreudigkeit in sich ein. So selbstverständlich das eine wie das andere; die sonnigen Gesichter glichen auch in ihrer Unkenntnis, was Schatten sei, der Sonne. Dann kam Carsten Carstens mit einer ersten roten Centifolienrose und gab sie Madlene: „Ihr geht wohl noch zur Großmama heute, da bring ihr die von mir“; und Tilde Carstens sagte: „Und von mir gieb ihr einen Kuß, Magda.“

Schön war der Nachmittag auf der Mühle gewesen und schön war es auch wieder, auf dem Rückwege allein zu sein. Madlene fragte: „Dolf, willst du Tante Hedda nicht lieber heiraten als mich?“

„Ja, wenn du Onkel Rolf lieber heiraten willst.“

„Dann wirst du auch mein Onkel.“

„Und du wirst meine Tante.“

Sie platzten beide in ein Lachen aus, die Vorstellung war zu spaßhaft, und anderes war so merkwürdig. Nun ging Madlene Fleming und brachte der Großmama Waldburg eine Rose vom Großvater Carstens, wie es früher täglich Barbe Carstens, ihre Mama, gethan. Davon wußte sie freilich nichts, aber es ließ sich manchmal nicht recht begreifen, warum die beiden sich so oft Blumen zuschickten und doch selbst niemals zueinander kamen. „Sie müssen sich doch nicht leiden können, Dolf,“ sagte das Mädchen, „und sie sind doch früher einmal zusammen verheiratet gewesen.“

„Ja, aber schon lange nicht mehr, denn sie haben sich voneinander getrennt.“

„Weil sie sich nicht mochten.“

„Nein, ich glaube,“ — Alf Overbek blieb einen Augenblick stehen — „ich hört's einmal in der Nebenstube, daß dein Papa mit der Mama davon sprach — wie war es noch? — wart, ich hab's gleich. Die Großmama hat den Großpapa zu lieb gehabt, darum hat sie sich von ihm scheiden lassen, denn der Großpapa hat die Mama von Rolf und Hedda noch lieber gehabt.“

Madlene schüttelte den Kopf. „Du, das kann nicht richtig sein, das hast du falsch verstanden.“

„Was verstehst du denn davon?“ Er dachte einen Augenblick nach: „Es ist doch ganz einfach. Du heiratest erst Rolf und danach mich — nein, das paßt nicht — erst heirate ich Hedda und nachher dich —“

„Aber da kannst du mich doch lieber gleich heiraten.“

„Ich weiß ja noch nicht, daß ich dich lieber habe als Hedda. Du bist zu einfältig, Maud, man kann dir nichts klar machen. Wollen wir mal auf das Schloß zum Herrn Baron?“

Das alte Gebäude lag nah an ihrem Wege, sie sprangen durch eine ihnen bekannte Zaunlücke in einen völlig verwilderten Garten und von der Rückseite in das sogenannte Schloß hinein. Alles sah zerfallen aus, der Mörtel lag dick auf dem Flur, eine Thür im Erdgeschoß stand offen und führte in eine große öde Stube mit abgerissen hängenden alten Prachttapeten. Darin saß der Freiherr

position des Ganzen von diesem Geiste der Farbe getragen. Hundert Erinnerungen leben darin an alles das, was vorher schon geschaffen worden war, zusammenfassend, mit sicherem harmonischem Gefühl ist es nacherzählt. Fein ist der Unterschied zwischen Schlaf und Tod beachtet in den Gestalten der Jünger im Garten von Gethsemane. Dann diese Randfiguren! Diese wachenden, lebensprühenden Engelchen, diese geharnischten, kampfbereiten Krieger, die aus der gebrochenen Randlinie des Barockstils fast unmittelbar in das Bild hineintreten, stehen in so enger allegorischer Kontraststimmung zu dem Inhalt des Hauptbildes, daß der monumentale Zug des Ganzen dadurch verstärkt wird. Es liegt in dieser Passion ein Zug der Verwandtschaft mit Sebastian Bachs Musik. Es ist nicht die Passion, der stellvertretende Tod, den man sieht, sondern der Triumphzug der Wahrheit. Auf Bachs Musik wirkte die lutherische Rechtfertigungslehre ein, auf die Florentiner Künstler die Lehre von der Vollendung des Opfers, wie sie das Tridentiner Konzil formuliert hatte. Beziehungen zwischen dieser Passion und den jubelnden Engeln der Deckengemälde des Domenichino sind unschwer aufzufinden. Alles das, was sich von Wahrhaftigkeit und Größe unter dem Pomp des Jesuitenstils verbirgt, klingt auch in diesen Teppichen durch. Gerade in dem prunkenden Stil der Florentiner Arrazzi findet es seinen intimsten Ausdruck, weil alles Forcierte in der Bewegung der Linie von der Wärme des Kolorits aufgezehrt wird. Das Schwelgen in der Formenfülle ist in diesem Falle natürlich und berechtigt; die stilleren Feinheiten des älteren Stils würden der Farbenpracht gegenüber gar nicht zur richtigen Geltung kommen.

An Reichtum und Kraft des Ausdrucks konnten diese Arrazzi nicht mehr übertroffen werden, keine späteren Arbeiten kommen ihnen in dieser Hinsicht gleich. Die Allegorie nimmt einen immer breiteren Raum für sich in Anspruch, vielleicht, weil in der Textur des Teppichs ein Etwas liegt, ein Weiches, Lichtdurchtränktes, Überirdisches, das ihrer Darstellung in diesem Ausdrucksmittel besonders günstig ist. Phrasenhaft und unwahr ist sie genannt worden. Und doch wird, wer die Leistungen der schlichten, ernsten Kunst vor Raphael am besten zu würdigen weiß, auch den Allegorien dieser Zeit eine versöhnende, erhebende Tendenz abzugewinnen wissen.

Wenn eine große Wahrheit den Massen zugänglich gemacht wird, bildet sie langsam schwellende, im Umfang wachsende Kreise, wie der Stein, der ins Wasser geworfen wird. Je weiter der Kreis, desto schwächer die Bewegung, desto flacher die Schwellung. Als ein solcher Stein des Anstoßes fiel die Wahrheit des Christentums in die absterbende Bewegung der antiken Kulturwelt hinein. Hinter dem Princip der Askese, der subtilsten Form des heidnisch-pharisäischen Tugendbegriffes, verschanzte sich die Verständnislosigkeit der Menge und der Egoismus theokratischer und bureaukratischer Utilitarier. Daran verflachte sich die kulturelle Bewegung der christlichen Idee. Die Reformation brach der Askese ihre gefährlichste principielle Spitze ab. Was Luther in dem priesterlichen Recht des Einzelnen auf religiösem Gebiete gab, vertrat Michelangelo in der Kunst durch die unabhängige, freie und volle Behandlung der Einzelfigur. Dieses Betonen der göttlichen Rechte des Einzelnen krystallisierte sich dann wieder bei der verständnisschwachen Menge in pantheistischen Ideen, die erst im siebzehnten Jahrhundert in der Philosophie des Spinoza, in den Dichtungen des Angelus Silesius und ververwandter Geister zum Ausdruck kamen. Der Übergang von Luther zu Silesius dürfte auf dem Wege über die Theosophie Johann Arndts und die allegorische Rhetorik Johann Herrmanns zu suchen sein. Der Pfad von Michelangelo zur Allegorie des siebzehnten Jahrhunderts liegt in der Richtung der dekorativen Verwertung der menschlichen Gestalt, die, wie der Pantheismus, in Wirklichkeit die Würde des Menschen herabsetzt, obwohl beide vorgeben, sie über das ursprüngliche Maß hinaus zu erhöhen.

Blümner hat in seinen Laokoonstudien die Allegorie gewissermaßen als eine Konzession der Künstler an den Geschmack der Massen charakterisiert. Dies trifft aber nur insofern zu, als die Massen um diese Zeit das Monumentale in der Kunst gewaltsam verlangten. Und sie verlangten es, weil sie, im



Die Reinheit. Wandteppich von Termini nach dem Karton eines unbekannten Meisters. Um 1750.

schroffen Widerspruch mit ihren Theorien, das Erhabene in der schlichten lyrischen Form nicht zu erkennen vermochten. Sie forderten es in dramatischer Form. Deshalb blieb auch der Künstler ihnen gegenüber außerhalb seiner Arbeit stehen. Er vermochte sie nicht zu sich emporzuheben, weil er nicht mit ihnen auf dem gemeinsamen Boden der Symbolik stand. Das Symbol war infolge der Naturbetrachtung, wie sie in den Schriften des Lionardo da Vinci und Johann Arndts zur Geltung kommt, zum bloßen Attribut herabgesunken. Es war gelehrt und darum den Massen unverständlich geworden. Deshalb griff man zur Allegorie, die doch auch z. B. schon Sandro Botticelli in seiner „Wahrheit", seinem „Frühling" 2c. gepflegt hatte. Nur daß er sie von innen

heraus entwickelte und ihre Eigenschaften nicht bloß von außen anhängte, wie es später vielfach geschah.

Im Gobelin fällt der äußerliche Zug der späteren Allegorie weniger ins Gewicht als auf irgend einem anderen Kunstgebiete. Es besteht immer eine intime Beziehung zwischen dem monumentalen Inhalt des Bildes und dem dekorativen Ausbau der Umrahmung. Erst die französische Schule der Teppichwirkerei ließ diese wichtige Eigenschaft des Gobelins unbeachtet und entwickelte ihren Charakter nach einer ganz anderen Seite hin. Auch diese Richtung ist in der Florentiner Arrazzi-Sammlung durch zwei prächtig erhaltene Serien vertreten; für ihr früheres Stadium ist die Geschichte von Esther und Haman in der Bearbeitung von Audran nach Kartons von de Troy als charakteristisch anzusehen, für das spätere die Fanciulli giardinieri, die „gärtnernden Kinder" (!), wie Lübke geschmackvoll übersetzt. An letzteren ist das Randornament vollständig bedeutungslos geworden. An der Esther-Serie ist der gewirkte Rahmen die Nachahmung der prunkenden Goldfassung eines Staffelbildes. Jede Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des beweglichen Wandteppichs ist ausgelöscht und der Übergang zur rein bildmäßigen Behandlung ist vollzogen. Nur im Aufbau der Gruppen, in der Verteilung über den Raum waltet noch einige Rücksicht auf dekorative Principien vor. Von Allegorie ist nirgend mehr die Rede, alles Lyrische und Epische ist abgestreift, die Darstellung des Vorganges ist rein dramatisch, die Behandlung der Einzelfiguren erfolgt im Geiste jenes vornehmen französischen Klassicismus, der sich bis an die äußerste Grenze des Überganges zur kalten Pose hinanwagt. Die Arbeit fesselt durch das schnelle Tempo dramatischer Bewegung, in welchem sie gehalten ist; sie fordert Bewunderung heraus, sie wirkt verblüffend, in dieses Wortes edelster Bedeutung, sie feuert die Einbildungskraft an — das Herz läßt sie leer. Spannung giebt sie in Fülle, eine Bereicherung des Seelenlebens durch neue Stimmungsgehalte und Anschauungen giebt sie nicht — zum großen Teil, weil das Täuschungsmittel des Randes die Illusion stört.

Meister in der Innigkeit der Beziehung von Hauptbild und Randornament zueinander sind die beiden Alloris, Nicolo und Cristofano, deren bereits erwähnte Thätigkeit bis in das erste Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts hineinreicht. In ihre Fußstapfen tritt Il Moro, ein Niederländer von Geburt, dessen Kartons von Bronconi ausgeführt wurden. In seinen Arbeiten überwiegt das allegorische Element in derjenigen Form, die auf den stärksten Widerspruch gestoßen ist. Seine „Luft" ist die hundertmal angefeindete, theatralische Figur der geschmähten Zeit des Niederganges der Kunst. Trotzdem fesselt der architektonische Zug, mit dem sie in ihren Rahmen hineingebaut ist. Man wird nicht müde, den Schmelz der Hintergrundtöne, die Weichheit der Übergänge, das blitzhelle, sprühende Licht zu bewundern, aus dem diese blühende Gestalt herauswächst. Eine innere Notwendigkeit, weshalb gerade diese Gestalt die Luft darstellen soll, ist keineswegs nachgewiesen, denn der Künstler griff zu sehr richtigen symbolischen Attributen, und er baute aus diesen Attributen eine Randverzierung von so überzeugender Sicherheit, daß man ihm seine Führerin der Sphärenmusik glaubt, trotzdem sie die wunderlichste Verschmelzung von gesundem niederdeutschem Sinn mit italienischem Pathos und angelernter griechischer Mythologie darstellt, die man auf dem Entwickelungsgange der europäischen Kunst entdecken kann. Eine Spur jenes unversiegbaren Humors, der den niederdeutschen Künstler und Psychologen niemals verläßt, ist hier, wie es scheint, dem Moro ganz unbewußt angeflogen. Diese hoheitsvolle, ganz im Geiste des königlichen Barock komponierte Gestalt hat bei all ihrem Herrscherbewußtsein doch einen Zug von Bangigkeit behalten, von der Art, wie sie eine recht irdische menschliche Frau ankommen würde, wenn sie von allen Seiten „angepustet" oder gar „angeprustet" würde.

Da nimmt sich die „Erde" der gleichen Meister schon um ein gut Stück behaglicher aus. Freilich, warum sie eigentlich eine „Erde" vorstellen soll, ist absolut unerfindlich. Klassisch genug mögen ja die umgebenden Symbole sein, wenn gelehrte Wissenschaftlichkeit und Klassicismus als gleich-

bedeutend erachtet werden können. Von der Natur einer Gäa oder jener Mutter, die der erste Brutus küßte, als er mit dem jungen Tarquinier von dem Besuche bei der delphischen Pythia heimkehrte, hat sie keine Spur. Eine sehr vornehme Frau ist sie, im Phantasiekostüm — eine innere psychologische Charakteristik, die aus der allegorischen Figur vielleicht eine symbolische machen würde, ist nicht vorhanden. Besten Falls könnte man sie eine in den Barockstil übertragene Ceres nennen. Als Gobelin wirkt sie dennoch mit ganz außerordentlichem Reiz, weil allen technischen und stilistischen Bedingungen Rechnung getragen ist. Sie ist nicht vorwiegend als Bild, sondern als Thürvorhang komponiert.

Eine psychologisch mehr vertiefte, von innen entwickelte Gestalt ist entschieden die Purita auf dem Teppich des Termini nach einem unbekannten Meister. Freilich, die Zuthaten an ornamentaler Architektur und Skulptur, die doch alle nur nachgeahmt sind, beweisen, wie sehr um diese Zeit alles Bewußtsein für die Aufgaben und Grenzen der Textilkunst abhanden gekommen war, denn alle Gewebe können ihrer Natur nach nur mit flach gezeichneten Ornamenten verziert werden.

Wenn es wahr ist, daß in der Natur weder ein Blatt noch ein Sandkorn umsonst kommt und geht, so gilt dasselbe von dem großen unsichtbaren Reiche der geistigen Natur. Jeder, der sich mit ihr beschäftigt, zollt sein Scherflein, der eine in Gold oder Silber, der andere in Kupfer oder Nickel. Die Tausende von emsigen Arbeitern, die im Laufe der Kulturentwickelung an den Wandteppichen arbeiteten, haben einen fördernden Beitrag zum Werden der Kunst geliefert, dessen Bedeutung nur selten gewürdigt wird. Heute, wo die gleichmäßigere Verteilung der Güter unter die Massen der Menschheit den Besitz von Wandteppichen einer verhältnismäßig viel kleineren Anzahl von Menschen zugänglich macht, ist die materielle Bedeutung der Gobelinwirkerei für die Entwickelung des Kunstlebens gesunken. Ein sehr geschickter Arbeiter kann im Laufe eines ganzen Jahres einen bis fünfviertel Quadratmeter des kostbaren Gewebes herstellen. Der Geldwert der menschlichen Arbeitskraft steht gegenwärtig so hoch, daß es kaum möglich wäre, die Teppichwirkerei in einem so großen Maßstabe zu betreiben, wie es in früheren Jahrhunderten geschehen konnte.

Es ist gesagt worden, die moderne Ornamentik und unser neu erwachtes Verständnis für die intimen Herrlichkeiten der dekorativen Kunst führten ihren Ursprung auf den Spanier Goya zurück, der als ein Riese an Phantasie und architektonischer Kraft den Thürhüter der Kunst am Eingang unseres Jahrhunderts abgiebt. Gerade dieser Goya aber, der einen großen Teil seines Lebens in Italien zugebracht hat, war ein Meister im Erfinden von Kartons für die königliche Gobelinmanufaktur in Madrid. Er erfaßte jenen unübertrefflichen Accent der höchsten Pracht, der in den Wandteppichen, ganz besonders in denjenigen von Florenz, zum Ausdruck kommt. Als ein Fertiges, Gegebenes nahm seine Künstlernatur dieses hohe Lied des Glanzes und der Herrlichkeit in sich auf und setzte sie in neue Formen um. Diese Formen sind weiter gewachsen und klingen aus in dem lebensfrohen Schwelgen unserer Tage in klarem Linienspiel und lichtdurchtränkter Farbe, wie sie in der neueren Glasindustrie und auf hundert anderen Gebieten des modernen Kunstgewerbes zur Geltung kommen. Der Wandteppich schien tot zu sein, und doch lebt er in veränderter Gestalt weiter, um immer größeren Prozentsätzen von kunstbedürftigen Menschen Freude ins Leben hineinzuwirken.





Luv und lee.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

III.

Doch wie anders war es jetzt hier als in der stählernen Frühe. Fast senkrecht, heiß und blendend stand die Junisonne darüber, und ringsum standen reglos die grauen Stämme und die grünen Laubkronen; ebenso lautlos auch, denn tiefes Mittagsschweigen hielt alles wie in einem Zauberbann, kein Finkenschlag schmetterte, kein Grasmückengezwitscher kam aus den Zweigen. Kaum daß schläfrig eine Grille einmal aufzirpte und wieder schwieg, und über dem blütendichten Halmgewoge führten nur die Schmetterlinge nun ihren Reigen. Sie hoben sich auf und senkten sich nieder, es war rastlose Bewegung und buntschillerndes Leben, doch in seiner Tonlosigkeit ein geisterhaftes, so seltsam still in dem Strahlengoldgewirk des Mittags, daß es täuschend vor den Augen rinnen konnte, als webe mitternächtiger Vollmondsglanz Silberfäden über die Wiese. Die Luft ging in sichtbaren zitternden Wellen, da und dort sprang ein Lichtfunken durch die Blätter. Alles außer den tanzenden Faltern aber stand wie atemverhalten, als wisse jedes Blatt ein Geheimnis, das es mit schweigsamer Zunge behüte.

So hatte Madlene es schon oft hier gesehen, doch es rührte sie jedesmal aufs neue daraus überschauernd mit einer wundersam schönen Unheimlichkeit an; sie faßte auch jetzt wieder nach der Hand ihres Begleiters, um ihn bei sich zu fühlen, und ihm ging's nicht anders, auch er zog unwillkürlich seine Finger fest um ihre warme Hand zusammen. Dann aber zerrann ihnen das wunderliche Schauergefühl, die sichtbare und greifbare Wirklichkeit gewann die Oberhand über die Phantasie, und sie sprangen in das Gewoge der Blüten und das Geschwirr der Insekten hinein. Alf Overbek hatte ein Gazenetz mit dem er behend fing, doch nur um die Eingehaschten zu betrachten und danach wieder fliegen zu lassen; kaum je gab es hier etwas so Seltenes, daß es sich nicht in der Sammlung des Onkels befand, und solange beide dachten, wußten sie von ihm, ein Schmetterling habe das gleiche Anrecht, seine Spanne Zeit zu leben, wie ein Mensch. Freuen aber dürfte man sich an ihm, und

dazu brauchten sie keinen Antrieb. Hin und her ging's, und jubelnd klang die Stimme Madlenes: „Dolf, ein Schwalbenschwanz — ein Schwalbenschwanz!“ — „Machaon? Wo?“ und er war bei ihr, und sie rasten hinter dem schnellen Segler drein, bis derselbe im Netz gefangen saß und sich beschauen lassen mußte. Oft ragten die Halme, Rispen, Blütenähren und -sterne so hoch, daß sie beiden fast über die Köpfe schlugen; sie kamen sich aus dem Gesicht, Rufe schollen durch die Sonnenstille herüber, hinüber, manchmal weither, und eine wie Wellenschlag wallende Bewegung in den Spitzen der buntflutenden Wiese ließ erkennen, aus welchen Richtungen sie sich wieder zusammensuchten. Jedesmal mit roter glühenden Gesichtern und glänzenderen Augen; die Hast und die Schau, der Duft und die Luft und die Lust erzeugten ihnen einen Rausch um die Sinne. Zuletzt aber machte die wilde Jagd doch auch müde, so daß sie aufhörten, Alf den Arm um die Schulter Madlenes legte und mit ihr zum Ausruhen dem Schatten des Waldrandes zuging. Fast mannshoher Adlerfarn und riesenhafte Lattichblätter, mit kleinen stahlblauen Käfern bestickt, überwölbten hier den Boden, dazwischen setzten sie sich auf eine Moosbrüstung. Das aufgegangene Haar fiel dem Mädchen lang über den Rücken, er nahm einen Teil davon und zog ihn sich durch die Hände, es sah aus, als falle von draußen ein verirrter Sonnengoldstrich noch hierher in den Schatten. Aber er war nicht damit zufrieden, sondern sagte: „Das ist unnütz, du bleibst nur überall dran hängen. Wenn du meine Frau bist, schneide ich's dir ab.“

Dagegen hatte sie auch nichts, denn es war ihr selbst lästig. Doch über etwas anderes mußte sie hell auflachen: „Manchmal bist du ganz unklug, Dolf, und denkst an gar nichts.“

„Woran soll ich denken?“

„Ich kann ja nicht deine Frau werden, denn Bruder und Schwester können sich ja nicht heiraten.“

„Wenn ich's aber will! Und du bist einfältig wie gewöhnlich, Maud, denn ich bin ja eigentlich nicht dein Bruder, sondern nur dein Vetter, und da kann ich dich doch heiraten.“

„Glaubst du wirklich, daß der das kann?“

„Ja, aber dein Vater hat heute mittag gesagt, unsere Kinder werden dann alle auch so launisch und wetterwendisch und hitzköpfig wie deine Mama.“

„Dann müssen sie's von dir werden.“

„Nein, von dir bekommen sie's.“

„Nein, von dir, aber ich will sie doch lieb haben.“

„Das will ich auch, aber sie haben's von dir.“

Da fuhren sie beide mit den Köpfen herum, denn hinter ihnen klang ein sonderbarer Ton. Halb wie ein Häherruf und halb wie das wunderliche Lachen eines Kuckuckweibchens, doch war's etwas anderes gewesen, denn beides kannten sie genau. Aufgesprungen standen sie und suchten mit dem Blick, erst umsonst in der Höhe, dann aber unten auf dem Waldboden, und da stutzten sie. Etwa auf zehn Schritte von ihnen saß etwas unter einem Farnschirm, wie ein weißblasses, schmächtiges Gesicht, übergittert von den schmalen Blätterwedeln. Überallher kam grünes Licht, und darin erschien zuerst das lange, lose Haar um die Schläfen auch wie dunkelgrünes, unter einer fließenden Wasserdecke zurückgestrichenes Binsengras, und ebenso flog ein grünes Schillern aus den Augen. Das Ganze war wie eine Täuschung; die Einbildung konnte sich zuweilen in heißer Stille aus Moosen, Blättern und Rankwerk solch ein Gebild, als sei es ein lebendiges Geschöpf, zusammensetzen.

Doch die Ungewißheit dauerte nur kurz, denn Alf bog den Farnbusch zurück, und da war's ein Mädchen, Madlene an Alter wohl ungefähr gleich. Barfuß, in einem zerrissenen, auch grünlichen Rock saß sie halb aufrecht, die mageren Schultern hielt ein grobes Hemd nur zum Teil bedeckt; jetzt zeigte ihr Haar sich als schwarz mit einem ins Bläuliche fallenden Überglanz. Binsenhalme füllten ihren Schoß, aus denen sie einen Korb geflochten und ihn mit den Unterflügeln eines roten und blauen Ordensbandes verziert hatte; die Leiber der beiden Schmetterlinge lagen mit den Oberflügeln neben ihr auf dem Moos. Und offenbar war von ihrem Mund der lachende Ton gekommen, denn ihre eigentümlich geschwungene Oberlippe hielt sich noch über die weißen Zahnenden heraufgezogen.

Alf erkannte sie jetzt auch, ihm war natürlich nichts fremd in der Stadt; er hatte sie schon ab und zu gesehen und wußte, sie hieß Heide oder Heid Wilbei. Doch meistens ward sie anders genannt, wie, fiel ihm im Augenblick nicht ein. Nun fragte er: „Hast du eben gelacht?“

„Ja,“ antwortete sie kurz, und wie sie ihn dabei ansah, blieb in ihren Augen der grünschillernde Glanz, wie er im Halbdunkel von der Netzhaut nächtlich umschweifender Tiere aufspiegelt.

„Über was hast du denn gelacht?“

„Über euch.“

„Warum?“

„Weil ihr so dumm spracht.“ Ihre Lippe zog sich wieder in die Höhe, und sie fügte nach: „Von euren Kindern.“

Der Knabe schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Warum sitzt du hier?“

„Das geht euch nichts an. Gehört der Wald euch?“

„Wozu machst du den Korb?“

„Ich kriege einen Schilling dafür.“

Alf Overbek sah auf die bunten Flügel, die sie mit kleinen Dornen an den Binsen festgesteckt hatte, dann auf die Falter und fragte: „Warum hast du die Schmetterlinge tot gemacht?“

„Weil ich Hunger habe.“

„Du bist garstig.“

Er machte eine Bewegung des Widerwillens; sie versetzte: „Du brauchst mich ja nicht anzusehen.“

Nun kam ihm aus dem Schillern der Augen der Name, den man ihr gab. „Heißen sie dich nicht die Meerkatze?“

Ein Ton, halb zischend und halb fauchend, fuhr ihr durch die Zähne, sie hob eine Hand mit eingekrümmten Fingerspitzen gegen ihn auf: „Willst du's versuchen, ob ich kratzen kann?“ Aber danach warf sie trotzig den Kopf zurück: „Ich mache tot, was ich will. Wenn ich einen habe, laß ich ihn nicht wieder fliegen. Das thun nur Dummköpfe.“

Es ging daraus hervor, daß sie schon seit langem hier gesessen und dem Umherjagen der beiden auf der Wiese zugesehen haben mußte. Das letzte Wort brachte den Knaben auf, er setzte den Fuß gegen sie vor: „Glaubst du, ich fürchte mich vor deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umspringen.“

Sie flog auf die Füße, es lag eine Katzenbehendigkeit darin, und mit einem Funkelblick, den Hals etwas zurückkrümmend, machte sie sich für einen Angriff bereit. Doch zugleich zog Madlene ihren Genossen am Arm: „Komm, Tolf, laß sie, sie ist häßlich.“

Die Mahnung war ihm willkommen, denn er schämte sich schon vor sich selbst, daß er sich an einem Mädchen vergreifen gewollt; so sagte er nichts weiter, als: „Du hast recht, Maud, komm!“ und sie gingen zusammen davon. Erst wie sie eine Strecke weit fort waren, rechtfertigte er sich: „Mich machte bös, daß sie den schönen Ordensbändern die Flügel abgerissen hatte.“

Madlene nickte: „Das thut mir auch leid, aber Papa sagt, man soll nie jähzornig sein wie unsere Mama. Das klingt immer so komisch, denn es ist doch kein Mensch so sanft wie sie. Woher kanntest du das Mädchen?“

„Ich hab sie schon gesehen.“

„Wer ist sie denn?“

„Ein Jungfernkind.“

„Was ist das?“

„Das weiß ich nicht — doch, ich hab's gehört, ein Kind, welches keinen Vater gehabt hat.“

„Muß denn nicht jedes Kind einen Vater haben, Tolf?“

Das ging gleichfalls über Alf Overbeks Kenntnisreichtum, er half sich mit der Antwort: „Oder vielleicht hat sie keine Mutter gehabt, so was war's. Wohlu wollen wir jetzt?“

„Meinst du nicht auch nach der Mühle?“

„Natürlich, es ist ja Sonnabend, sie warten auf uns.“

Und hurtig liefen beide geradevor durch den Wald, hügelauf und ab, eine halbe Stunde lang, bis sie einmal, aus dichtem Unterbusch hervorbrechend, von einem steilen Sandhang heruntersprangen. Da klapperte platschend vor ihnen das Rad der Eichenbuschmühle, und gleich darauf empfing sie ein Freudengeschrei der beiden Spätlinge aus Carsten Carstens' zweiter Ehe, die im Alter und in der Art ganz zu den Ankömmlingen paßten. Dabei aber waren Roloff und Hedda Carstens eigentlich Madlenes Onkel und Tante, und manchmal gab sie ihnen auch diese Namen, das hatte immer wieder neu etwas Spaßhaftes, worüber dann das Lachen kein Ende nahm.

Natürlich war sonst Roloff viel zu lang, mußte verkürzt werden; daraus entsprang beim Rufen Mißverständnis zwischen Rolf und Dolf und wieder Grund zu neuem Lachen. Eine unbändige Gesellschaft kam da zusammen, und im Handumdrehen waren ein paar Stunden durchgetollt, daß alle schachmatt auf der Bank um den Rundtisch unter der Gartenlinde hingen. Aber Carsten Carstens war mit seinem Graukopf noch nicht so vernünftig geworden, zu begreifen, sie könnten Arme und Beine bei dem Gejachter brechen, und dem wilden Unwesen zu steuern, sondern er lachte nur mit seinem hellen Metallklang dazu, wenn es kopfüber, kopfunter ging, und auch Zilde Carstens zeigte sich nur so weit halbwegs als nicht vollkommen verstandesbar, daß sie den schwitzend heißgelaufenen Kindern beim Sitzen wenigstens leichte Tücher um den Hals knüpfte. Sie war natürlich gleichfalls älter geworden, doch man sah es ihr immer noch kaum an, konnte sie, besonders von rückwärts, für eine großgewachsene Schwester der beiden Mädchen halten, und aus ihrem Gesicht sprach's fast, als hätte sie am liebsten den tollen Unttrieb noch mitgemacht. Doch that sie es nicht, sah nur mit heiteren, glückvollen Augen zu und kam nun mit herrlicher kalter Dickmilch und einer Satte voll Rahmmilch. Mit unglaublicher Hurtigkeit verschwand den vereinten Kräften gegenüber der Inhalt der großen Schüsseln, als wäre es Ambrosia und Nektar, Hunger und Durst stillend; wie die Brust die reine Luft aufnahm, so zog sie mit jedem Atemzuge auch sorglose Lebensfreudigkeit in sich ein. So selbstverständlich das eine wie das andere; die sonnigen Gesichter glichen auch in ihrer Unkenntnis, was Schatten sei, der Sonne. Dann kam Carsten Carstens mit einer ersten roten Centifolienrose und gab sie Madlene: „Ihr geht wohl noch zur Großmama heute, da bring ihr die von mir"; und Zilde Carstens sagte: „Und von mir gieb ihr einen Kuß, Magda."

Schön war der Nachmittag auf der Mühle gewesen und schön war es auch wieder, auf dem Rückwege allein zu sein. Madlene fragte: „Dolf, willst du Tante Hedda nicht lieber heiraten als mich?"

„Ja, wenn du Onkel Rolf lieber heiraten willst."

„Dann wirst du auch mein Onkel."

„Und du wirst meine Tante."

Sie platzten beide in ein Lachen aus, die Vorstellung war zu spaßhaft, und anderes war so merkwürdig. Nun ging Madlene Fleming und brachte der Großmama Waldburg eine Rose vom Großvater Carstens, wie es früher täglich Barbe Carstens, ihre Mama, gethan. Davon wußte sie freilich nichts, aber es ließ sich manchmal nicht recht begreifen, warum die beiden sich so oft Blumen zuschickten und doch selbst niemals zueinander kamen. „Sie müssen sich doch nicht leiden können, Dolf," sagte das Mädchen, „und sie sind doch früher einmal zusammen verheiratet gewesen."

„Ja, aber schon lange nicht mehr, denn sie haben sich voneinander getrennt."

„Weil sie sich nicht mochten."

„Nein, ich glaube," — Alf Overbek blieb einen Augenblick stehen — „ich hört's einmal in der Nebenstube, daß dein Papa mit der Mama davon sprach — wie war es noch? — wart, ich hab's gleich. Die Großmama hat den Großpapa zu lieb gehabt, darum hat sie sich von ihm scheiden lassen, denn der Großpapa hat die Mama von Rolf und Hedda noch lieber gehabt."

Madlene schüttelte den Kopf. „Du, das kann nicht richtig sein, das hast du falsch verstanden."

„Was verstehst du denn davon?" Er dachte einen Augenblick nach: „Es ist doch ganz einfach. Du heiratest erst Rolf und danach mich — nein, das paßt nicht — erst heirate ich Hedda und nachher dich —"

„Aber da kannst du mich doch lieber gleich heiraten."

„Ich weiß ja noch nicht, daß ich dich lieber habe als Hedda. Du bist zu einfältig, Maud, man kann dir nichts klar machen. Wollen wir mal auf das Schloß zum Herrn Baron?"

Das alte Gebäude lag nah an ihrem Wege, sie sprangen durch eine ihnen bekannte Zaunlücke in einen völlig verwilderten Garten und von der Rückseite in das sogenannte Schloß hinein. Alles sah zerfallen aus, der Mörtel lag dick auf dem Flur, eine Thür im Erdgeschoß stand offen und führte in eine große öde Stube mit abgerissen hängenden alten Prachttapeten. Darin saß der Freiherr

Matthias von Gapendorp auf einem dreibeinigen Holzbock, der ehemals als Küchenstuhl gedient haben mochte, und rauchte aus einer Kalkpfeife mit halb abgebrochenem Stiel, aber nach dem brenzligen Geruch schienen keine Tabaksblätter, sondern nur Rippen in dem Kopf zu schwelen. Alf riß die Mütze ab: „Guten Abend, Herr Baron.“ Selbstverständlich kannten sie ihn und er sie; schon öfter waren sie bei ihrem Umtrieb hier eingebrochen.

Der Freiherr nickte ihnen leutselig zu: „Es konveniert mir augenblicklich, daß ihr mir eine Visite abstattet, Kinder.“ Man sah, ihr frischer Anblick freute ihn wirklich. „Nach der Thätigkeit des Geistes erheischt die Natur von uns, daß wir uns eine Zeit lang der Muße hingeben, und für dieses Bedürfnis habe ich mir meine Villeggiatur hier eingerichtet, denn es giebt kaum in der Welt einen stärker aufreibenden Beruf als den eines Ambassadeurs. Lasset euch auf dem Sommerdiwan nieder“

Die beiden wußten, was damit gemeint sei, und setzten sich auf eine wackelige, mit einer abgeschabten Wollendecke überspreitete Holzbank. Äußerste Armseligkeit sprach aus jedem Gegenstand der Stubeneinrichtung, und wo sie es sonst derartig gefunden hätten, würden sie es auch gesehen haben, wie es ihnen der Umblick vor Augen hielt. Aber hier war alles so anders und die Bank mit der alten Decke für sie wirklich ein Diwan. Denn der Herr Baron benannte sie so, und aus den Worten seines Mundes kam es mit einem ganzen schimmernden Gewebe von Einbildung, das sich ihnen über alles hinlegte. Er hatte an den beiden Kindern dankbar gläubige Zuhörer, die einzigen in der Stadt, deshalb besonders erfreute ihn jedesmal ihr Kommen. Ihre Gegenwart befruchtete seine Phantasie zu unglaublichem Blütenreichtum; mit vornehmer Haltung, bald in leichtem Konversationston, bald mit einer feierlich getragenen Stimme berichtete er ihnen von seltsamsten Erlebnissen seiner Vergangenheit. Überall umgab ihn darin Glanz und Pracht und einzig die höchste Aristokratie; wie aus einem Märchenbuch klang es. Auch dies Schloß hatte in grauer Vorzeit seinen Ahnen gehört, für die es von einer Königin gebaut worden; das bildete eigentlich den Grund, weshalb er hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und ab und zu schimmerte es durch, er selbst stamme von dem alten königlichen Blute her. Solange er von seiner Größe sprach, glaubte er selbst daran, und so mußten die Zuhörer es auch und saßen wie gebannt. Er hielt sich nur vorübergehend hier auf, bis es ihm gefiel, auf eins seiner zahlreichen, weit ausgedehnten Landgüter im Süden zurückzukehren; sobald er seinen Aufenthalt dort nehmen werde, sollten Alf und Madlene sich zum Besuch bei ihm anmelden und bleiben, solange sie nur wünschten. Die Wirklichkeit war, daß ein entfernter Verwandter von ihm, mit dem er außer jeder Beziehung stand und den er nicht einmal persönlich kannte, ein großes Majoratsgut besaß, ohne sich mit einem Gedanken um den in der Jugend verbummelten und verschollenen alten armen Schlucker zu bekümmern. Der Baron Matthias von Gapendorp aber war glücklich, ein solches Auditorium vor sich auf dem Sommerdiwan zu besitzen, und nach seiner Art liebte er die beiden Kinder. Dann jedoch, wie seine dichterische Phantasie sich für heute erschöpft hatte, entließ er sie mit freundlicher Vornehmheit: „Richtet euren Eltern eine Empfehlung von mir aus; ich bin ihnen wohlaffektioniert und hätte ihnen bereits seit längerem eine Visite zugedacht, aber meine Zeit ist beständig zu sehr occupiert.“ Das äußerte er jedesmal als letztes, und wenn Tamo Fleming auch nicht zu denen gehörte, bei welchen ein plebejischer Honoratiorenhochmut zu befürchten war, so führte der Freiherr doch in Anbetracht seiner einmal angenommenen Kleidungsgewöhnung diese Besuchsabsicht niemals aus. Mit der occupierten Zeit aber verhielt es sich ganz so, denn er mußte heute noch eine ganze Stunde lang abschreiben, um den Schilling für das dünne Glas Grog bei Jochen Mahn zu erübrigen.

Auch das war im Vorüberkommen eine Würzezuthat des Tages gewesen, so völlig verschiedener Art als die übrigen; in den Köpfen der aus dem Schloß wieder Herausgelaufenen ging noch bunt durcheinander, was sie drinnen an wundersamen Dingen gehört, nur meinte Madlene jetzt: „Warum trägt der Herr Baron eigentlich immer so schlechtes Zeug? Er sieht gar nicht aus wie

ein so großer Herr, der von einem König herstammt, man könnte ihn auf der Straße für einen Bettelmann ansehen."

Alf Overbek wußte alles und darum auch das. „Das thut er, weil's im Schloß auch so aussieht, und es ist nicht vornehm, sich wie ein Schneider um seine Kleider zu kümmern. Kaiser und Könige thun's gewöhnlich am wenigsten."

Die Quelle, aus der ihm diese Wissenschaft geflossen, gab er nicht an, doch das Mädchen setzte keinen Zweifel in diese absonderliche Neigung solcher ihr noch nicht vermittels der eigenen Augen bekannt gewordener höchster Persönlichkeiten, sondern antwortete nur: „Wenn sie ihr Zeug auch so oft entzweireißen, kannst du auch noch Kaiser oder König werden, Dolf." Und sie lachten sich ins Gesicht und liefen jetzt durch die Länge der Stadt dem Nordende zu, in das Häuschen von Walburg Carstens hinein, rufend hindurch in den Garten, und Madlene sprang auf die Gesuchte, hier an einem Beet Beschäftigte los und warf der Knienden die Arme um den Hals: „Die Rose soll ich dir vom Großpapa bringen, Großmama, und von seiner Frau soll ich dir einen Kuß geben."

Das besorgte sie, und Walburg strich ihr das flatternde Haar zurecht: „Dann steht ja alles gut und glücklich, und ihr beiden seid auch vergnügt?"

„Das sind wir immer, Großmama."

Auch Walburg Carstens lag das glattgescheitelte Haar grau an den Schläfen herunter; sie antwortete: „Glücklich zu sein, ist das Wichtigste, und das ist man, wenn man andere glücklich macht. Thut ihr's denn auch und vertragt euch immer gut?"

„Ja, aber Dolf will erst Hedda heiraten und nachher mich. Da will ich's gar nicht mehr und er kann bei ihr auf der Mühle bleiben. Sag du's ihm nur auch, Großmama!"

Wie ein Anflug eines Lächelns wollte es Walburg Carstens um den Mund gleiten, doch es wandelte sich auf halbem Wege zum Gegenteil eines leis schwermütigen Schattenstrichs um die Lippen, während diese in der Mitte zwischen Scherz und Ernst versetzten: „Das ist ja arg von ihm, Magda, aber vielleicht besinnt er sich noch, wenn du immer recht verträglich und freundlich gegen ihn bist. Ein Mädchen muß klug sein und nachgeben, dann giebt's keinen Streit und Zank; aber wenn sie auch immer ihren Kopf aufsetzt und recht haben will, da geht's nicht, wie bei zwei zu harten Mühlsteinen, und sie hat selbst schuld daran. Warum seid ihr heute denn so spät gekommen, ihr müßt ja gleich zum Abendessen nach Haus."

Das mußten sie freilich wohl, und es that ihnen am meisten leid, denn es gab eigentlich nichts Besseres, als eine Stunde im Garten oder in der Stube gegen Abend bei der Großmama zu sitzen, ihr zu helfen bei dem, was sie schaffte, und zuzuhören, was sie sagte, oder besonders, wenn sie zu ihrem Spinett halblaut sang. Es hatte bei ihr alles einen so eigenen Ton, auch so friedlich schön wie zu Hause, aber doch anders, sagen ließ sich's nicht gut, worin der Unterschied steckte. Auf der Mühle indes ward's am Sommernachmittag bei dem Herumtoben immer spät, dazu waren sie noch im Schlosse gewesen, und so konnten sie heute allerdings nicht länger bleiben, wenn sie noch recht zum Abendessen kommen wollten. Also gingen sie wieder draußen, und Madlene sagte:

„Du, Dolf, ich glaube, die Großmama scheint nur so, sie ist gar nicht so glücklich."

„Warum denn nicht?"

„Weil — weil — ja, das kann ich nicht sagen. Aber sie kann gar nicht recht lachen."

„Das ist auch ein Grund," spottete Alf.

„Glaubst du, daß sie die Frau vom Großpapa auch lieb hat?"

Das wußte er nicht. „Du hast immer so dumme Fragen. Natürlich hat sie's."

„Nein, ich glaub's nicht."

„Doch!"

„Nein."

„Du willst immer alles besser wissen und recht haben, und die Großmama hat erst eben gesagt, du sollst nicht widersprechen, wenn ich dir etwas sage, damit machst du dich selbst unglücklich."

Das saß, denn er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Verstummt ging Madlene hinter ihm drein; der Abendtisch wartete schon, und Hunger spürte sie doch schon wieder, aber sie sprach nichts mit Alf. „Habt ihr euch gezankt?" fragte ihr Vater.

Das durfte im Hause nicht vorkommen, war das höchste Verbrechen in dem grünen Inselreiche. Andererseits aber gehörte in diesem auch die menschliche Begabung, etwas nicht Wahres vom Mund zu bringen, zum Unbekannten, so antwortete das Mädchen nur: „Ich bin müde, Papa," und Tamo Fleming fragte nicht weiter. Aber statt dessen ging es Frau Barbe wieder übel; er brachte sie abermals in den Verdacht der schlimmsten Witterungsabsicht, behauptete, vor drei Jahrhunderten habe man ihr das schon öffentlich nachgesagt und gesungen, und holte zum Beweis ein altes Liederbuch, aus dem er vorlas:

„Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Das Wetter will sein' Willen han.

Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Das Unglück will sein' Willen han.

Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Die Frau will ihren Willen han."

„Und das ist das größte Unglück," fügte Tamo Fleming als Erläuterung nach, „wenn die Frau ihren Willen haben will und Unwetter macht. Männer sind immer so sanftmütig und deshalb nur auf der Welt, um sich zu ducken und Unrecht zu leiden. Das wußten unsere Vorväter schon vor dreihundert Jahren."

Es war himmelschreiend, denn in Barbe Flemings sonnigem Gesicht hatte sich auch nicht der leiseste Schatten eines Wölkchens kundgegeben, und gerechterweise wäre das Lied umgekehrt auf den, der es vortrug, anzuwenden gewesen. Aber die arme Frau war an die tyrannische Willkür ihres Mannes gewöhnt, duckte sich, ohne zu widersprechen, zog vielmehr sogar am selben Strang mit ihm, indem sie auch meinte, üble Laune im Hause sei wie ein grauer Regentag, und wer schuld daran trage, müsse dies einsehen und dafür sorgen, daß der Sonnenschein so schnell als möglich wieder komme. Das Abendessen ging noch bei hellem Licht vorüber, denn der Junitag hielt sich lang, obwohl die Sonne sich schon seit geraumer Zeit geduckt hatte und nur noch einen goldroten Strahlenmantel über den Waldrand ausbreitete. Vom Tische aufstehend, sagte Tamo Fleming: „Heute können wir lange den Fledermäusen im Garten zusehen, Frau Abendrot."

Dann aber war es doch nach altem Wort inter canem et lupum, die Zwitterzeit, in der wohl ehemals auch hier der Hirt seinen Hund zur Obhut für die Herde losgelassen und der Wolf um sie herumzustreifen angefangen. Alf und Madlene befanden sich auch im Garten, an einem Seitenrand; dort gingen sie, ohne sich umeinander zu bekümmern, in zwei benachbarten Wegen auf und nieder. An einem Ende liefen die beiden Gänge zusammen, doch bis dahin kam keiner von ihnen, sondern sie kehrten gleichmäßig jedesmal vorher um. Jedesmal aber auch setzten beide, wenn sie sich wieder näher gerieten, den Fuß um einen oder zwei Schritte weiter gegen den Kreuzungspunkt vor, so daß sie endlich doch einmal an diesem zusammentreffen mußten. Natürlich ohne Absicht, jeder wollte nur seinen Weg bis zu Ende gehen, sich nicht durch den anderen davon abhalten lassen. Aber weil sie sich gegenseitig nicht wahrnahmen, trafen sie im wörtlichen Sinne mit einem Stoß oder Schubbs gegeneinander, und im nächsten Augenblick hatte er den Arm um ihren Hals gelegt und sagte:

„Maud, ich war häßlich."

„Nein, ich war's, Dolf."

„Ducke dich, Dolf, heißt's."

„Nein, ducke dich, Maud."

„Dann wollen wir's beide."

Lachend duckten sie sich miteinander zu Boden, sprangen Hand in Hand wieder auf, und Alf Overbel sagte: „Bist du noch müde?"

„Nein, gar nicht mehr."

„Wollen wir noch mal ans Wasser und sehen, wie Niels Iwersen wegrudert? Wir kriegen Vollmond heute."

Daß Madlene wollte, verstand sich von selbst, und sie liefen hurtig davon, an den Strand. Vom Kirchturm schlug's zehnmal, da stand Niels Iwersen auch schon am Boot, um auf seinen allnächtlichen Fischzug auszufahren. Sie kannten ihn natürlich und er sie, aber er that heute, was er noch nie gethan, denn er fragte: „Wollt ihr mit?"

Das konnte auch nicht einen Augenblick Zweifel leiden, und sie saßen schon im Boot. Der Fischer ruderte, kein Hauch regte sich, die See lag spiegelglatt und dunkel. Doch

nun flog wie beim ersten Morgenanbruch ein Schimmer über sie hin und färbte sich rötlich, der Mond stieg wie eine glühende Riesenkugel aus der Ostsee.

Niels hielt das Boot noch am Ufer entlang, ungefähr eine Viertelstunde hindurch, da sprang etwas dunkel hervor, ein alter Steindamm aus großem Findlingsgeblöck, das wohl in der Vorzeit vom Eis herangetragen und nur von Menschenhand nachgebessert worden. Hier war nicht seichter Strand, sondern tiefes Wasser; der Schiffer zog die Ruder ein, hantierte mit Stein und Stahl, und in seiner Hand glomm es und glühte eine Fackel auf, die er vorn an der Bootspitze in einem Ring festmachte. Die warf ihren Flammenschein unter sich in die Tiefe, und Niels Zwersen löste sein Netz und ließ es tonlos sacht ins Wasser gleiten. Kein Laut kam ihm dabei vom Munde, die beiden Kinder saßen ebenso stumm, mit weitgroßen Augen auf das märchenhaft durcheinander quirlende Lichtspiel hinblickend, zu dem sich der silbern werdende Mondenglanz mit dem feurigen Geloder der Fackel auf jetzt leis dünender Fläche vermengte. Nur einmal drückte Madlene die Lippen auf das Ohr Alfs und wisperte: „Was will Niels denn fangen, Dolf?" — „Fische natürlich." Und sie sahen wieder reglos drein.

Dann hob sich das Netz einmal, und es zappelte und sprattelte etwas mit glimmernden Schuppen darin, doch Niels Zwersen stülpte das Garn um und ließ seinen Fang wieder ins Wasser fallen. Das brachte den Kindern doch vom Mund: „Waren die nicht gut?"

Der Befragte drehte ihnen das Gesicht zu und schüttelte den Kopf.

„Was für welche willst du denn?"

Zum erstenmal kamen jetzt Worte von Niels' Lippen: „Ich will keine Fische, ich will das Halsband der Königstochter."

„Von einer — von wem?" fragte Alf stockend.

Nun warfen Mond und Fackel ihr Geglimmer auch in die Augen des Fischers, er antwortete mit flüsternd gedämpfter, geheimnisvoller Stimme: „Die Königstochter Dagmar ist hier beim Sturm mit ihrem Schiff angeworfen und ertrunken. Sie kam, um auf dem Land Hochzeit zu halten, und hatte ihr kostbarstes Perlenhalsband dafür an. Das liegt drunten, einmal hab ich's gesehen, aber es ist wie ein Aal und schlüpft durchs Garn."

Er ließ sein Netz wieder gleiten; Madlene übergruselte es den Rücken, sie wußte nicht warum. Ihr Mund legte sich wieder an Alfs Ohr: „Laß uns weg, Dolf, es ist schon spät, wir müssen nach Haus." Auch ihm war's nicht heimelig, er wiederholte laut: „Wir müssen nach Haus, Niels, laß uns da auf den Stein springen." Dazu nickte Niels Zwersen schweigend und drehte mit dem Ruder das Boot, so daß die beiden auf den Damm hinüberspringen konnten. Geschickt brachten sie sich auf ihm von Stein zu Stein über die Wasserlücken weiter, man sah, bei Oststurm mochten die Wellen mächtig dazwischen hereinschlagen. Dann liefen sie Hand in Hand über den feuchtfesten Sand am Strande entlang; wenn sie sich umkehrten, glühte hinter ihnen drüben noch immer die Fackel, sonst warf ringsum die Nacht Millionen weiße Lichtfunken auf Land und See.

Im Garten aber hatte Barbe Fleming schon vor einer halben Stunde nach Alf und Madlene gerufen, ohne daß eine Antwort gekommen, und wie sie's in Zwischenräumen ebenso vergeblich in die Mondnacht hinaus wiederholte, ward sie einmal wirklich nach und nach verstimmt und sprach zuletzt unwillig über das nächtliche Ausbleiben und Treiben der Kinder. Doch ihr Mann meinte, sie seien wohl weiter gelaufen, als sie gewollt, müde geworden und ruhten sich aus. Aber Frau Barbe war aufgebracht und antwortete, er lasse den beiden zu stark die Zügel schießen, so daß sie allen Ordnungssinn verlören und sich vor nichts fürchteten. Darauf sagte Damo Fleming: „Vielleicht hat auch eins von ihnen sich den Fuß verstaucht und kann nicht gehen." Die Hörerin erschrak, doch sie hatte sich heftig geredet und erwiderte: „Wenn du es nicht thust, so werde ich sie einmal nachdrücklich für ihren Unfug bestrafen." — „Ich vermute," entgegnete er, — „sie sprachen, glaub ich, so etwas — daß sie noch unten an den Mühlengraben gegangen sind und Madlene oder Alf im Dunkel ausgeglitten und hineingestürzt ist."

„Um Gottes willen — Damo!" rief Barbe.

„Es sind wohl Leute noch glücklich dazu gekommen, aber wahrscheinlich liegt sie oder er noch besinnungslos.

Das Mondlicht ließ eine anwachsende schreckliche Angst in Barbes Zügen erkennen, sie stammelte: „Am Mühlbach —“ und lief schwankend vorwärts, während Tamo Fleming ruhig sagte:

„Wohin willst du? Das nützt und ändert nichts mehr. Wir müssen abwarten, was geschehen ist.“

Da klangen Stimmen von der Gartenpforte her, und Frau Barbe stieß mit einem Schrei aus: „Da sind sie — seid ihr's?“ und sie flog jubelnd auf die Ankömmlinge zu, schlang die Arme um Madlene, küßte sie und griff dann nach dem Kopf Alf Overbeks, um sich zu vergewissern, daß auch er es sei. Nun kam auch Tamo Fleming hinzu und sprach: „Ihr habt der Mama große Sorge gemacht. Rechte Liebe ist nicht gedankenlos, sondern fragt sich, ob sie bei ihrer Freude anderen auch Leid zufügt. Ihr verdientet eine Strafe, aber die Mama hat für euch gebeten. So legt euch zu Bett und denkt, bis ihr einschlaft, darüber nach, daß ihr nur an euch gedacht habt.“

Das waren so schlimme Worte, wie das grüne Inselreich sie noch kaum jemals vernommen, und lautlos schlichen die beiden sich ins Haus. Barbes Brust aber ging noch in unruhvoller Hast, und vom Mund kam ihr: „Wie glücklich bin ich — wie selig! — Tamo —“

Sie schlang den Arm um ihren Mann. „Was, Frau Babusa?“ fragte er.

„War ich wie meine Mama? Ja, es wäre in mir, wenn du es nicht so gut bewacht hättest. O, wie recht hast du, mich immer im Spaß zu mahnen, daß ich nicht dich und andere und am meisten mich selbst unglücklich mache, wie meine arme Mama. Denn von Natur bin ich auch heftig und streitsüchtig und jähzornig, wie sie es gewesen, aber du bist nicht wie mein Vater, sondern du hütest das Glück, daß es in unserem Hause bleibt.“

Tamo Fleming zog ihren Kopf an seine Brust. „Als du mich auf der Straße ansahest, stand in deinen Augen, wir würden es zusammen hüten. Darum war mir nicht bange vor der Erbschaft von den Alten, und solange man nur die Frau Sorge zu rufen braucht, daß sie die Frau Hagelwetter in alle Winde davonjagt, läßt sich's mit der noch im Hause aushalten, Frau Silbernacht.“

„O du guter, du bester, du weiser, liebevollster Mann!“ lächelte Barbe Fleming glücklich, obwohl die Mondstrahlen in zwei Tropfen an ihren Wimpern zitterten. „Wenn ich nicht deine Frau wäre, wollte ich, ich wäre dein Kind.“

Die beiden Sünder hatten sich in ihre Betten verkrochen, und das Herz schlug ihnen noch reuig, daß sie hören gemußt, sie hätten keine rechte Liebe in sich gehabt. Aber zwei so junge, frohmütige Herzen waren es, und der Sommertag war so lang gewesen, so unausdenkbar lang, daß es zwischen seinem Sonnenaufgang und der Vollmondsnacht über der See wie ein ganzes Leben gelegen. So übervoll von Bildern, Stimmen, Farben, Tönen, Gestalten und Empfindungen; vor den geschlossenen Lidern Alf Overbeks hielten sie einen wiederkehrenden Reigenzug, wie vor denen Madlene Flemings. Die Goldpfeile der ersten Frühsonne, die im Walde siegreich mit den Schatten der Nacht kämpfte — Kuckucksruf über den Wipfeln, das Zischen der Kreuzotter, ein Hahnenschrei vom Heidedorf her. Nun die Schule — unter Alfs Füßen ein Gekrach von brechenden Holzlatten — da lag ein Seepferd am Wegrand. Die verzauberte heiße Mittagsstille über der Waldwiese — das lautlose Steigen, Fallen und Schweben der Falter — die Jagd durch das wellende Blütenmeer. Jetzt wie das Lachen eines Kuckuckweibchens — ein weißes Gesicht unter dem Farnschirm — grünes Gefunkel in den Augen und ein fauchender Katzenton — da das Jubelgeschrei von Rolf und Hedda Carstens — der tolle Wirbelsturm — die köstliche Dickmilch unter der Linde. Der Baron mit der Binde über dem Auge im alten Königsschloß — die Großmama Walburg — Streit und Versöhnung — der Vollmond über der See — Niels Iwersens rote Fackel — das Perlenhalsband der Königstochter am Grund.

Unausdenkbar — Bilder, Farben, Gestalten, hundertfältig sich ineinander schlingend, sich umkreisend, dann traumhaft zerfließend. Nun Träume — wiegend und wellend — entschwebend, verhallend — und nur ein letz-

ter, Bewußtsein auslöschender Ton noch von draußenher, aus unendlicher Weite —

Denn der Nachtwind stieß in die Bäume.

* * *

Ab und zu fand sich auch Tamo Fleming einmal für eine Stunde im „stillen Butt“ ein. Da er, freilich durch eigene Schuld, außer Verkehr mit der guten Gesellschaft des Städtchens stand, mußte er sich, wenn er mit Leuten zusammenkommen wollte, wohl oder übel an der schlechten genügen lassen. Zwar nahm es eigentlich wunder, daß er sich überhaupt von seinen Untieren zu menschlichen Geschöpfen fortbegab, aber es mochte allerdings bei ihm im Hause so trostlos aussehen, um es ihn zuweilen in der Erinnerung an seine ehemalige Aufnahme in den Honoratiorenhäusern nicht mehr aushalten zu lassen. Jedenfalls war zweifellos, daß er bei solcher Gemütsbedrückung dann und wann ein kurzes Vergessen seiner häuslichen Misere im stillen Butt suchte.

Was jedoch nicht nur in Verwunderung gesetzt, sondern allgemein gerechteste und höchste Empörung hervorgerufen hätte, wenn jemand davon erfahren, war, daß er eines Abends seinen Neffen, einen dreizehnjährigen Knaben, ein ihm anvertrautes heiliges Vermächtnis seiner Schwester, mit sich unter die ungebildeten, größtenteils geradezu rohen Stammgäste der gemeinen Schifferkneipe nahm. Eine unverantwortlichere That konnte ein Mann von selbst größter Gewissenlosigkeit nicht wohl begehen, und wäre erst später auf dem Heimweg den beiden ein Zugehöriger der anständigen Gesellschaft begegnet, so würde der Rektor Scholinus allerdings nicht in Zweifel darüber geblieben sein, aus welcher Sumpfquelle die moralische Verwahrlosung Adolf Overbeks herstamme.

Die Thatsache aber war so; vor ihren dampfenden Gläsern saßen sie am Augustabend alle rauchend in der „Kajüte“ Jochen Mahns, Sievert Bramsegel, Clas Tenhan, Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Christian Larsen, der alte Knut, Niels Iwersen, auch Carlos Mazeras nebst einem halben Dutzend anderer mit grauen Haaren vor Anker gegangener früherer Teerjacken, der Baron von Gapendorp nahm an der Seite F. M. von Alsperns seinen Platz auf der Adelsbrautkiste ein, und die Namens- und Krämerläden-Vettern Piper und Peper befanden sich als einmal vor alters mit an Bord genommene überzählige Passagiere gleichfalls am großen Tisch. Der stille Butt war voll befrachtet, man konnte ihn fast für einen neumodischen Dampfer ansehen, so brodelte es stoßend und fauchend aus dem Kesselrohr am Schenktisch; Jochen Mahn stand als Heizer daneben, scharf auslugend, wo es neu einzufeuern galt, und auch vor Alf Overbek hob sich hoch und breit ein Grogglas vom Tisch, das Tamo Fleming ihm hatte vorsetzen lassen.

Die Runde umher stellte sich ein recht absonderliches Zeugnis dadurch aus, daß niemand an der Gegenwart des Knaben Anstoß nahm und seinen Begleiter daraufhin ansah, daß es im Kopf desselben nicht richtig sein müsse. Vielmehr schienen sie sämtlich Alfs Anwesenheit hier durchaus vernunftgemäß und in der Ordnung zu befinden, und was Tamo Fleming anging, so lehrte das Behaben aller gegen ihn heraus, daß sie ihn aus ihrem Gesichtswinkel als eine Art von Ehrengast betrachteten, dem sie seine Nichtgewöhnung an das Verschlucken von Salzwasser nicht als Mangel an richtigem Geschmack anrechneten. Und so stellten sie denn auch ihrem Geschmack auf beiden Seiten ein bedenkliches Zeugnis eben dadurch aus, daß sie wechselseitig Geschmack aneinander fanden.

Der Wind blies heute abend aus irgend einer merkwürdigen Ecke vom Tierkreis her, seiner Natur gemäß selbstverständlich höchst ernsthaft, aber er hatte einen schnurrigen Ton, wie er zwischen den Gläsern durch über den Tisch lief. Peter Janlens, der Walfischfänger vorväterlichen Gedenkens, nickte mit dem Eisstachelkopf zu einer eben vernommenen, äußerst wundersamen Geschichte von einem Tümmler oder „Schweinfisch“, der übers Marssegel wegspringen wollte, aber mit den dicken Flossen in den Stengenpüttings hängen geblieben war, und sagte:

„Ja, mit den Beestern da belebt man was. Wir hatten mal ein bischen hoch in die Baffinsbai gehalten, und über Nacht saßen wir denn auch richtig in der zugefrorenen Walfischspecksuppe, obgleich Juni-

Alf erkannte sie jetzt auch, ihm war natürlich nichts fremd in der Stadt; er hatte sie schon ab und zu gesehen und wußte, sie hieß Heide oder Heid Wilbet. Doch meistens ward sie anders genannt, wie, fiel ihm im Augenblick nicht ein. Nun fragte er: „Hast du eben gelacht?"

„Ja," antwortete sie kurz, und wie sie ihn dabei ansah, blieb in ihren Augen der grünschillernde Glanz, wie er im Halbdunkel von der Netzhaut nächtlich umschweifender Tiere aufspiegelt.

„Über was hast du denn gelacht?"

„Über euch."

„Warum?"

„Weil ihr so dumm spracht." Ihre Lippe zog sich wieder in die Höhe, und sie fügte nach: „Von euren Kindern."

Der Knabe schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Warum sitzt du hier?"

„Das geht euch nichts an. Gehört der Wald euch?"

„Wozu machst du den Korb?"

„Ich kriege einen Schilling dafür."

Alf Overbek sah auf die bunten Flügel, die sie mit kleinen Dornen an den Binsen festgesteckt hatte, dann auf die Falter und fragte: „Warum hast du die Schmetterlinge tot gemacht?"

„Weil ich Hunger habe."

„Du bist garstig."

Er machte eine Bewegung des Widerwillens; sie versetzte: „Du brauchst mich ja nicht anzusehen."

Nun kam ihm aus dem Schillern der Augen der Name, den man ihr gab. „Heißen sie dich nicht die Meerkatze?"

Ein Ton, halb zischend und halb jauchend, fuhr ihr durch die Zähne, sie hob eine Hand mit eingekrümmten Fingerspitzen gegen ihn auf: „Willst du's versuchen, ob ich kratzen kann?" Aber danach warf sie trotzig den Kopf zurück: „Ich mache tot, was ich will. Wenn ich einen habe, laß ich ihn nicht wieder fliegen. Das thun nur Dummköpfe."

Es ging daraus hervor, daß sie schon seit langem hier gesessen und dem Umherjagen der beiden auf der Wiese zugesehen haben mußte. Das letzte Wort brachte den Knaben auf, er setzte den Fuß gegen sie vor: „Glaubst du, ich fürchte mich vor deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umspringen."

Sie flog auf die Füße, es lag eine Katzenbehendigkeit darin, und mit einem Funkelblick, den Hals etwas zurückkrümmend, machte sie sich für einen Angriff bereit. Doch zugleich zog Madlene ihren Genossen am Arm: „Komm, Tolf, laß sie, sie ist häßlich."

Die Mahnung war ihm willkommen, denn er schämte sich schon vor sich selbst, daß er sich an einem Mädchen vergreifen gewollt: so sagte er nichts weiter, als: „Du hast recht, Maud, komm!" und sie gingen zusammen davon. Erst wie sie eine Strecke weit fort waren, rechtfertigte er sich: „Mich machte bös, daß sie den schönen Ordensbändern die Flügel abgerissen hatte."

Madlene nickte: „Das that mir auch leid, aber Papa sagt, man soll nie jähzornig sein wie unsere Mama. Das klingt immer so komisch, denn es ist doch kein Mensch so sanft wie sie. Woher kanntest du das Mädchen?"

„Ich hab sie schon gesehen."

„Wer ist sie denn?"

„Ein Jungfernkind."

„Was ist das?"

„Das weiß ich nicht — doch, ich hab's gehört, ein Kind, welches keinen Vater gehabt hat."

„Muß denn nicht jedes Kind einen Vater haben, Tolf?"

Das ging gleichfalls über Alf Overbeks Kenntnisreichtum, er half sich mit der Antwort: „Oder vielleicht hat sie keine Mutter gehabt, so was war's. Wohin wollen wir jetzt?"

„Meinst du nicht auch nach der Mühle?"

„Natürlich, es ist ja Sonnabend, sie warten auf uns."

Und hurtig liefen beide geradevor durch den Wald, hügelauf und ab, eine halbe Stunde lang, bis sie einmal, aus dichtem Unterbusch hervorbrechend, von einem steilen Sandhang heruntersprangen. Da klapperte platschend vor ihnen das Rad der Eichenbuschmühle, und gleich darauf empfing sie ein Freudengeschrei der beiden Spätlinge aus Carsten Carstens' zweiter Ehe, die im Alter und in der Art ganz zu den Ankömmlingen paßten. Dabei aber waren Roloff und Hedda Carstens eigentlich Madlenes Onkel und Tante, und manchmal gab sie ihnen auch diese Namen, das hatte immer wieder neu etwas Spaßhaftes, worüber dann das Lachen kein Ende nahm.

Natürlich war sonst Roloff viel zu lang, mußte verkürzt werden; daraus entsprang beim Rufen Mißverständnis zwischen Rolf und Dolf und wieder Grund zu neuem Lachen. Eine unbändige Gesellschaft kam da zusammen, und im Handumdrehen waren ein paar Stunden durchgetollt, daß alle schachmatt auf der Bank um den Rundtisch unter der Gartenlinde hingen. Aber Carsten Carstens war mit seinem Graukopf noch nicht so vernünftig geworden, zu begreifen, sie könnten Arme und Beine bei dem Gejachter brechen, und dem wilden Unwesen zu steuern, sondern er lachte nur mit seinem hellen Metallklang dazu, wenn es kopfüber, kopfunter ging, und auch Jilde Carstens zeigte sich nur so weit halbwegs als nicht vollkommen verstandesbar, daß sie den schwitzend heißgelaufenen Kindern beim Sitzen wenigstens leichte Tücher um den Hals knüpfte. Sie war natürlich gleichfalls älter geworden, doch man sah es ihr immer noch kaum an, konnte sie, besonders von rückwärts, für eine großgewachsene Schwester der beiden Mädchen halten, und aus ihrem Gesicht sprach's fast, als hätte sie am liebsten den tollen Umtrieb noch mitgemacht. Doch that sie es nicht, sah nur mit heiteren, glückvollen Augen zu und kam nun mit herrlicher kalter Dickmilch und einer Satte voll Rahmmilch. Mit unglaublicher Hurtigkeit verschwand den vereinten Kräften gegenüber der Inhalt der großen Schüsseln, als wäre es Ambrosia und Nektar, Hunger und Durst stillend; wie die Brust die reine Luft aufnahm, so zog sie mit jedem Atemzuge auch sorglose Lebensfreudigkeit in sich ein. So selbstverständlich das eine wie das andere; die sonnigen Gesichter glichen auch in ihrer Unkenntnis, was Schatten sei, der Sonne. Dann kam Carsten Carstens mit einer ersten roten Centifolienrose und gab sie Madlene: „Ihr geht wohl noch zur Großmama heute, da bring ihr die von mir"; und Jilde Carstens sagte: „Und von mir gieb ihr einen Kuß, Magda."

Schön war der Nachmittag auf der Mühle gewesen und schön war es auch wieder, auf dem Rückwege allein zu sein. Madlene fragte: „Dolf, willst du Tante Hedda nicht lieber heiraten als mich?"

„Ja, wenn du Onkel Rolf lieber heiraten willst."

„Dann wirst du auch mein Onkel."

„Und du wirst meine Tante."

Sie platzten beide in ein Lachen aus, die Vorstellung war zu spaßhaft, und anderes war so merkwürdig. Nun ging Madlene Fleming und brachte der Großmama Waldburg eine Rose vom Großvater Carstens, wie es früher täglich Barbe Carstens, ihre Mama, gethan. Davon wußte sie freilich nichts, aber es ließ sich manchmal nicht recht begreifen, warum die beiden sich so oft Blumen zuschickten und doch selbst niemals zueinander kamen. „Sie müssen sich doch nicht leiden können, Dolf," sagte das Mädchen, „und sie sind doch früher einmal zusammen verheiratet gewesen."

„Ja, aber schon lange nicht mehr, denn sie haben sich voneinander getrennt."

„Weil sie sich nicht mochten."

„Nein, ich glaube," — Alf Overbek blieb einen Augenblick stehen — „ich hört's einmal in der Nebenstube, daß dein Papa mit der Mama davon sprach — wie war es noch? — wart, ich hab's gleich. Die Großmama hat den Großpapa zu lieb gehabt, darum hat sie sich von ihm scheiden lassen, denn der Großpapa hat die Mama von Rolf und Hedda noch lieber gehabt."

Madlene schüttelte den Kopf. „Du, das kann nicht richtig sein, das hast du falsch verstanden."

„Was verstehst du denn davon?" Er dachte einen Augenblick nach: „Es ist doch ganz einfach. Du heiratest erst Rolf und danach mich — nein, das paßt nicht — erst heirate ich Hedda und nachher dich —"

„Aber da kannst du mich doch lieber gleich heiraten."

„Ich weiß ja noch nicht, daß ich dich lieber habe als Hedda. Du bist zu einfältig, Maud, man kann dir nichts klar machen. Wollen wir mal auf das Schloß zum Herrn Baron?"

Das alte Gebäude lag nah an ihrem Wege, sie sprangen durch eine ihnen bekannte Zaunlücke in einen völlig verwilderten Garten und von der Rückseite in das sogenannte Schloß hinein. Alles sah zerfallen aus, der Mörtel lag dick auf dem Flur, eine Thür im Erdgeschoß stand offen und führte in eine große öde Stube mit abgerissen hängenden alten Prachttapeten. Darin saß der Freiherr

Matthias von Gapendorp auf einem dreibeinigen Holzbock, der ehemals als Küchenstuhl gedient haben mochte, und rauchte aus einer Kalkpfeife mit halb abgebrochenem Stiel, aber nach dem brenzligen Geruch schienen keine Tabaksblätter, sondern nur Rippen in dem Kopf zu schwelen. Alf riß die Mütze ab: „Guten Abend, Herr Baron." Selbstverständlich kannten sie ihn und er sie; schon öfter waren sie bei ihrem Umtrieb hier eingebrochen.

Der Freiherr nickte ihnen leutselig zu: „Es konveniert mir augenblicklich, daß ihr mir eine Visite abstattet, Kinder." Man sah, ihr frischer Anblick freute ihn wirklich. „Nach der Thätigkeit des Geistes erheischt die Natur von uns, daß wir uns eine Zeit lang der Muße hingeben, und für dieses Bedürfnis habe ich mir meine Villeggiatur hier eingerichtet, denn es giebt kaum in der Welt einen stärker aufreibenden Beruf als den eines Ambassadeurs. Lasset euch auf dem Sommerdiwan nieder."

Die beiden wußten, was damit gemeint sei, und setzten sich auf eine wackelige, mit einer abgeschabten Wollendecke überspreitete Holzbank. Äußerste Armseligkeit sprach aus jedem Gegenstand der Stubeneinrichtung, und wo sie es sonst derartig gefunden hätten, würden sie es auch gesehen haben, wie es ihnen der Umblick vor Augen hielt. Aber hier war alles so anders und die Bank mit der alten Decke für sie wirklich ein Diwan. Denn der Herr Baron benannte sie so, und aus den Worten seines Mundes kam es mit einem ganzen schimmernden Gewebe von Einbildung, das sich ihnen über alles hinlegte. Er hatte an den beiden Kindern dankbar gläubige Zuhörer, die einzigen in der Stadt, deshalb besonders erfreute ihn jedesmal ihr Kommen. Ihre Gegenwart befruchtete seine Phantasie zu unglaublichem Blütenreichtum; mit vornehmer Haltung, bald in leichtem Konversationston, bald mit einer feierlich getragenen Stimme berichtete er ihnen von seltsamsten Erlebnissen seiner Vergangenheit. Überall umgab ihn darin Glanz und Pracht und einzig die höchste Aristokratie; wie aus einem Märchenbuch klang es. Auch dies Schloß hatte in grauer Vorzeit seinen Ahnen gehört, für die es von einer Königin gebaut worden; das bildete eigentlich den Grund, weshalb er hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und ab und zu schimmerte es durch, er selbst stamme von dem alten königlichen Blute her. Solange er von seiner Größe sprach, glaubte er selbst daran, und so mußten die Zuhörer es auch und saßen wie gebannt. Er hielt sich nur vorübergehend hier auf, bis es ihm gefiel, auf eins seiner zahlreichen, weit ausgedehnten Landgüter im Süden zurückzukehren; sobald er seinen Aufenthalt dort nehmen werde, sollten Alf und Madlene sich zum Besuch bei ihm anmelden und bleiben, solange sie nur wünschten. Die Wirklichkeit war, daß ein entfernter Verwandter von ihm, mit dem er außer jeder Beziehung stand und den er nicht einmal persönlich kannte, ein großes Majoratsgut besaß, ohne sich mit einem Gedanken um den in der Jugend verbummelten und verschollenen alten armen Schlucker zu bekümmern. Der Baron Matthias von Gapendorp aber war glücklich, ein solches Auditorium vor sich auf dem Sommerdiwan zu besitzen, und nach seiner Art liebte er die beiden Kinder. Dann jedoch, wie seine dichterische Phantasie sich für heute erschöpft hatte, entließ er sie mit freundlicher Vornehmheit: „Richtet euren Eltern eine Empfehlung von mir aus; ich bin ihnen wohlaffektioniert und hätte ihnen bereits seit längerem eine Visite zugedacht, aber meine Zeit ist beständig zu sehr occupiert." Das äußerte er jedesmal als letztes, und wenn Tamo Fleming auch nicht zu denen gehörte, bei welchen ein plebejischer Honoratiorenhochmut zu befürchten war, so führte der Freiherr doch in Anbetracht seiner einmal angenommenen Kleidungsgewöhnung diese Besuchsabsicht niemals aus. Mit der occupierten Zeit aber verhielt es sich ganz so, denn er mußte heute noch eine ganze Stunde lang abschreiben, um den Schilling für das dünne Glas Grog bei Jochen Mahn zu erübrigen.

Auch das war im Vorüberkommen eine Würzezuthat des Tages gewesen, so völlig verschiedener Art als die übrigen; in den Köpfen der aus dem Schloß wieder Herausgelaufenen ging noch bunt durcheinander, was sie drinnen an wundersamen Dingen gehört, nur meinte Madlene jetzt: „Warum trägt der Herr Baron eigentlich immer so schlechtes Zeug? Er sieht gar nicht aus wie

ein so großer Herr, der von einem König herstammt, man könnte ihn auf der Straße für einen Bettelmann ansehen."

Alf Overbek wußte alles und darum auch das. „Das thut er, weil's im Schloß auch so aussieht, und es ist nicht vornehm, sich wie ein Schneider um seine Kleider zu kümmern. Kaiser und Könige thun's gewöhnlich am wenigsten."

Die Quelle, aus der ihm diese Wissenschaft geflossen, gab er nicht an, doch das Mädchen setzte keinen Zweifel in diese absonderliche Neigung solcher ihr noch nicht vermittels der eigenen Augen bekannt gewordener höchster Persönlichkeiten, sondern antwortete nur: „Wenn sie ihr Zeug auch so oft entzweireißen, kannst du auch Kaiser oder König werden, Dolf." Und sie lachten sich ins Gesicht und liefen jetzt durch die Länge der Stadt dem Nordende zu, in das Häuschen von Walburg Carstens hinein, rufend hindurch in den Garten, und Madlene sprang auf die Gesuchte, hier an einem Beet Beschäftigte los und warf der Knieenden die Arme um den Hals: „Die Rose soll ich dir vom Großpapa bringen, Großmama, und von seiner Frau soll ich dir einen Kuß geben."

Das besorgte sie, und Walburg strich ihr das flatternde Haar zurecht: „Dann steht ja alles gut und glücklich, und ihr beiden seid auch vergnügt?"

„Das sind wir immer, Großmama."

Auch Walburg Carstens lag das glattgescheitelte Haar grau an den Schläfen herunter; sie antwortete: „Glücklich zu sein, ist das Wichtigste, und das ist man, wenn man andere glücklich macht. Thut ihr's denn auch und vertragt euch immer gut?"

„Ja, aber Dolf will erst Hedda heiraten und nachher mich. Da will ich's gar nicht mehr und er kann bei ihr auf der Mühle bleiben. Sag du's ihm nur auch, Großmama!"

Wie ein Anflug eines Lächelns wollte es Walburg Carstens um den Mund gleiten, doch es wandelte sich auf halbem Wege zum Gegenteil eines leis schwermütigen Schattenstrichs um die Lippen, während diese in der Mitte zwischen Scherz und Ernst versetzten: „Das ist ja arg von ihm, Magda, aber vielleicht besinnt er sich noch, wenn du immer recht verträglich und freundlich gegen ihn bist. Ein Mädchen muß klug sein und nachgeben, dann giebt's keinen Streit und Zank; aber wenn sie auch immer ihren Kopf aufsetzt und recht haben will, da geht's nicht, wie bei zwei zu harten Mühlsteinen, und sie hat selbst schuld daran. Warum seid ihr heute denn so spät gekommen, ihr müßt ja gleich zum Abendessen nach Haus."

Das mußten sie freilich wohl, und es that ihnen am meisten leid, denn es gab eigentlich nichts Besseres, als eine Stunde im Garten oder in der Stube gegen Abend bei der Großmama zu sitzen, ihr zu helfen bei dem, was sie schaffte, und zuzuhören, was sie sagte, oder besonders, wenn sie zu ihrem Spinett halblaut sang. Es hatte bei ihr alles einen so eigenen Ton, auch so friedlich schön wie zu Hause, aber doch anders, sagen ließ sich's nicht gut, worin der Unterschied steckte. Auf der Mühle indes ward's am Sommernachmittag bei dem Herumtoben immer spät, dazu waren sie noch im Schlosse gewesen, und so konnten sie heute allerdings nicht länger bleiben, wenn sie noch recht zum Abendessen kommen wollten. Also gingen sie wieder draußen, und Madlene sagte:

„Du, Dolf, ich glaube, die Großmama scheint nur so, sie ist gar nicht so glücklich."

„Warum denn nicht?"

„Weil – weil — ja, das kann ich nicht sagen. Aber sie kann gar nicht recht lachen."

„Das ist auch ein Grund," spottete Alf.

„Glaubst du, daß sie die Frau vom Großpapa auch lieb hat?"

Das wußte er nicht. „Du hast immer so dumme Fragen. Natürlich hat sie's."

„Nein, ich glaub's nicht."

„Doch!"

„Nein."

„Du willst immer alles besser wissen und recht haben, und die Großmama hat erst eben gesagt, du sollst nicht widersprechen, wenn ich dir etwas sage, damit machst du dich selbst unglücklich."

Das saß, denn er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Verstummt ging Madlene hinter ihm drein; der Abendtisch wartete schon, und Hunger spürte sie doch schon wieder, aber sie sprach nichts mit Alf. „Habt ihr euch gezankt?" fragte ihr Vater.

Das durfte im Hause nicht vorkommen, war das höchste Verbrechen in dem grünen Inselreiche. Andererseits aber gehörte in diesem auch die menschliche Begabung, etwas nicht Wahres vom Mund zu bringen, zum Unbekannten, so antwortete das Mädchen nur: „Ich bin müde, Papa," und Tamo Fleming fragte nicht weiter. Aber statt dessen ging es Frau Barbe wieder übel; er brachte sie abermals in den Verdacht der schlimmsten Witterungsabsicht, behauptete, vor drei Jahrhunderten habe man ihr das schon öffentlich nachgesagt und gesungen, und holte zum Beweis ein altes Liederbuch, aus dem er vorlas:

„Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Das Wetter will sein' Willen han.

Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Das Unglück will sein' Willen han.

Ducke dich, Hansel,
Duck dich, laß vorübergahn!
Die Frau will ihren Willen han."

„Und das ist das größte Unglück," fügte Tamo Fleming als Erläuterung nach, „wenn die Frau ihren Willen haben will und Unwetter macht. Männer sind immer so sanftmütig und deshalb nur auf der Welt, um sich zu ducken und Unrecht zu leiden. Das wußten unsere Vorväter schon vor dreihundert Jahren."

Es war himmelschreiend, denn in Barbe Flemings sonnigem Gesicht hatte sich auch nicht der leiseste Schatten eines Wölkchens kundgegeben, und gerechterweise wäre das Lied umgekehrt auf den, der es vortrug, anzuwenden gewesen. Aber die arme Frau war an die tyrannische Willkür ihres Mannes gewöhnt, duckte sich, ohne zu widersprechen, zog vielmehr sogar am selben Strang mit ihm, indem sie auch meinte, üble Laune im Hause sei wie ein grauer Regentag, und wer schuld daran trage, müsse dies einsehen und dafür sorgen, daß der Sonnenschein so schnell als möglich wieder komme. Das Abendessen ging noch bei hellem Licht vorüber, denn der Junitag hielt sich lang, obwohl die Sonne sich schon seit geraumer Zeit geduckt hatte und nur noch einen goldroten Strahlenmantel über den Waldrand ausbreitete. Vom Tische aufstehend, sagte Tamo Fleming: „Heute können wir lange den Fledermäusen im Garten zusehen, Frau Abendrot."

Dann aber war es doch nach altem Wort inter canem et lupum, die Zwitterzeit, in der wohl ehemals auch hier der Hirt seinen Hund zur Obhut für die Herde losgelassen und der Wolf um sie herumzustreifen angefangen. Alf und Madlene befanden sich auch im Garten, an einem Seitenrand; dort gingen sie, ohne sich umeinander zu bekümmern, in zwei benachbarten Wegen auf und nieder. An einem Ende liefen die beiden Gänge zusammen, doch bis dahin kam keiner von ihnen, sondern sie kehrten gleichmäßig jedesmal vorher um. Jedesmal aber auch setzten beide, wenn sie sich wieder näher gerieten, den Fuß um einen oder zwei Schritte weiter gegen den Kreuzungspunkt vor, so daß sie endlich doch einmal an diesem zusammentreffen mußten. Natürlich ohne Absicht, jeder wollte nur seinen Weg bis zu Ende gehen, sich nicht durch den anderen davon abhalten lassen. Aber weil sie sich gegenseitig nicht wahrnahmen, trafen sie im wörtlichen Sinne mit einem Stoß oder Schubbs gegeneinander, und im nächsten Augenblick hatte er den Arm um ihren Hals gelegt und sagte:

„Maud, ich war häßlich."

„Nein, ich war's, Dolf."

„Ducke dich, Dolf, heißt's."

„Nein, ducke dich, Maud."

„Dann wollen wir's beide."

Lachend duckten sie sich miteinander zu Boden, sprangen Hand in Hand wieder auf, und Alf Overbek sagte: „Bist du noch müde?"

„Nein, gar nicht mehr."

„Wollen wir noch mal ans Wasser und sehen, wie Niels Iwersen wegrudert? Wir kriegen Vollmond heute."

Daß Madlene wollte, verstand sich von selbst, und sie liefen hurtig davon, an den Strand. Vom Kirchturm schlug's zehnmal, da stand Niels Iwersen auch schon am Boot, um auf seinen allnächtlichen Fischzug auszufahren. Sie kannten ihn natürlich und er sie, aber er that heute, was er noch nie gethan, denn er fragte: „Wollt ihr mit?"

Das konnte auch nicht einen Augenblick Zweifel leiden, und sie saßen schon im Boot. Der Fischer ruderte, kein Hauch regte sich, die See lag spiegelglatt und dunkel. Doch

nun flog wie beim ersten Morgenanbruch ein Schimmer über sie hin und färbte sich rötlich, der Mond stieg wie eine glühende Riesenkugel aus der Ostsee.

Niels hielt das Boot noch am Ufer entlang, ungefähr eine Viertelstunde hindurch, da sprang etwas dunkel hervor, ein alter Steindamm aus großem Findlingsgeblöck, das wohl in der Vorzeit vom Eis herangetragen und nur von Menschenhand nachgebessert worden. Hier war nicht seichter Strand, sondern tiefes Wasser; der Schiffer zog die Ruder ein, hantierte mit Stein und Stahl, und in seiner Hand glomm es und glühte eine Fackel auf, die er vorn an der Bootspitze in einem Ring festmachte. Die warf ihren Flammenschein unter sich in die Tiefe, und Niels Iwersen löste sein Netz und ließ es tonlos sacht ins Wasser gleiten. Kein Laut kam ihm dabei vom Munde, die beiden Kinder saßen ebenso stumm, mit weitgroßen Augen auf das märchenhaft durcheinander quirlende Lichtspiel hinblickend, zu dem sich der silbern werdende Mondenglanz mit dem feurigen Geloder der Fackel auf jetzt leis dünender Fläche vermengte. Nur einmal drückte Madlene die Lippen auf das Ohr Alfs und wisperte: „Was will Niels denn fangen, Dolf?" — „Fische natürlich." Und sie sahen wieder reglos drein.

Dann hob sich das Netz einmal, und es zappelte und sprattelte etwas mit glimmernden Schuppen darin, doch Niels Iwersen stülpte das Garn um und ließ seinen Fang wieder ins Wasser fallen. Das brachte den Kindern doch vom Mund: „Waren die nicht gut?"

Der Befragte drehte ihnen das Gesicht zu und schüttelte den Kopf.

„Was für welche willst du denn?"

Zum erstenmal kamen jetzt Worte von Niels' Lippen: „Ich will keine Fische, ich will das Halsband der Königstochter."

„Von einer — von wem?" fragte Alf stockend.

Nun warfen Mond und Fackel ihr Geglimmer auch in die Augen des Fischers, er antwortete mit flüsternd gedämpfter, geheimnisvoller Stimme: „Die Königstochter Dagmar ist hier beim Sturm mit ihrem Schiff angeworfen und ertrunken. Sie kam, um auf dem Land Hochzeit zu halten, und hatte ihr kostbarstes Perlenhalsband dafür an. Das liegt drunten, einmal hab ich's gesehen, aber es ist wie ein Aal und schlüpft durchs Garn."

Er ließ sein Netz wieder gleiten; Madlene übergruselte es den Rücken, sie wußte nicht warum. Ihr Mund legte sich wieder an Alfs Ohr: „Laß uns weg, Dolf, es ist schon spät, wir müssen nach Haus." Auch ihm war's nicht heimelig, er wiederholte laut: „Wir müssen nach Haus, Niels, laß uns da auf den Stein springen." Dazu nickte Niels Iwersen schweigend und drehte mit dem Ruder das Boot, so daß die beiden auf den Damm hinüberspringen konnten. Geschickt brachten sie sich auf ihm von Stein zu Stein über die Wasserlücken weiter, man sah, bei Oststurm mochten die Wellen mächtig dazwischen hereinschlagen. Dann liefen sie Hand in Hand über den feuchtfesten Sand am Strande entlang; wenn sie sich umkehrten, glühte hinter ihnen drüben noch immer die Fackel, sonst warf ringsum die Nacht Millionen weiße Lichtfunken auf Land und See.

Im Garten aber hatte Barbe Fleming schon vor einer halben Stunde nach Alf und Madlene gerufen, ohne daß eine Antwort gekommen, und wie sie's in Zwischenräumen ebenso vergeblich in die Mondnacht hinaus wiederholte, ward sie einmal wirklich nach und nach verstimmt und sprach zuletzt unwillig über das nächtliche Ausbleiben und Treiben der Kinder. Doch ihr Mann meinte, sie seien wohl weiter gelaufen, als sie gewollt, müde geworden und ruhten sich aus. Aber Frau Barbe war aufgebracht und antwortete, er lasse den beiden zu stark die Zügel schießen, so daß sie allen Ordnungssinn verlören und sich vor nichts fürchteten. Darauf sagte Tamo Fleming: „Vielleicht hat auch eins von ihnen sich den Fuß verstaucht und kann nicht gehen." Die Hörerin erschrak, doch sie hatte sich heftig geredet und erwiderte: „Wenn du es nicht thust, so werde ich sie einmal nachdrücklich für ihren Unfug bestrafen." — „Ich vermute," entgegnete er, — „sie sprachen, glaub ich, so etwas — daß sie noch unten an den Mühlengraben gegangen sind und Madlene oder Alf im Dunkel ausgeglitten und hineingestürzt ist."

„Um Gottes willen — Tamo!" rief Barbe.

„Es sind wohl Leute noch glücklich dazu gekommen, aber wahrscheinlich liegt sie oder er noch besinnungslos.

Das Mondlicht ließ eine anwachsende schreckliche Angst in Barbes Zügen erkennen, sie stammelte: „Am Mühlbach —" und lief schwankend vorwärts, während Tamo Fleming ruhig sagte:

„Wohin willst du? Das nützt und ändert nichts mehr. Wir müssen abwarten, was geschehen ist."

Da klangen Stimmen von der Gartenpforte her, und Frau Barbe stieß mit einem Schrei aus: „Da sind sie — seid ihr's?" und sie flog jubelnd auf die Ankömmlinge zu, schlang die Arme um Madlene, küßte sie und griff dann nach dem Kopf Alf Overbeks, um sich zu vergewissern, daß auch er es sei. Nun kam auch Tamo Fleming hinzu und sprach: „Ihr habt der Mama große Sorge gemacht. Rechte Liebe ist nicht gedankenlos, sondern fragt sich, ob sie bei ihrer Freude anderen auch Leid zufügt. Ihr verdientet eine Strafe, aber die Mama hat für euch gebeten. So legt euch zu Bett und denkt, bis ihr einschlaft, darüber nach, daß ihr nur an euch gedacht habt."

Das waren so schlimme Worte, wie das grüne Inselreich sie noch kaum jemals vernommen, und lautlos schlichen die beiden sich ins Haus. Barbes Brust aber ging noch in unruhvoller Hast, und vom Mund kam ihr: „Wie glücklich bin ich — wie selig! — Tamo —"

Sie schlang den Arm um ihren Mann. „Was, Frau Babusa?" fragte er.

„War ich wie meine Mama? Ja, es wäre in mir, wenn du es nicht so gut bewacht hättest. O, wie recht hast du, mich immer im Spaß zu mahnen, daß ich nicht dich und andere und am meisten mich selbst unglücklich mache, wie meine arme Mama. Denn von Natur bin ich auch heftig und streitsüchtig und jähzornig, wie sie es gewesen, aber du bist nicht wie mein Vater, sondern du hütest das Glück, daß es in unserem Hause bleibt."

Tamo Fleming zog ihren Kopf an seine Brust. „Als du mich auf der Straße ansahest, stand in deinen Augen, wir würden es zusammen hüten. Darum war mir nicht bange vor der Erbschaft von den Alten, und solange man nur die Frau Sorge zu rufen braucht, daß sie die Frau Hagelwetter in alle Winde davonjagt, läßt sich's mit der noch im Hause aushalten, Frau Silbernacht."

„O du guter, du bester, du weiser, liebevollster Mann!" lächelte Barbe Fleming glücklich, obwohl die Mondstrahlen in zwei Tropfen an ihren Wimpern zitterten. „Wenn ich nicht deine Frau wäre, wollte ich, ich wäre dein Kind."

Die beiden Sünder hatten sich in ihre Betten verkrochen, und das Herz schlug ihnen noch reuig, daß sie hören gemußt, sie hätten keine rechte Liebe in sich gehabt. Aber zwei so junge, frohmütige Herzen waren es, und der Sommertag war so lang gewesen, so unausdenkbar lang, daß es zwischen seinem Sonnenaufgang und der Vollmondsnacht über der See wie ein ganzes Leben gelegen. So übervoll von Bildern, Stimmen, Farben, Tönen, Gestalten und Empfindungen; vor den geschlossenen Lidern Alf Overbeks hielten sie einen wiederkehrenden Reigenzug, wie vor denen Madlene Flemings. Die Goldpfeile der ersten Frühsonne, die im Walde siegreich mit den Schatten der Nacht kämpfte — Kuckucksruf über den Wipfeln, das Zischen der Kreuzotter, ein Hahnenschrei vom Heidedorf her. Nun die Schule — unter Alfs Füßen ein Gekrach von brechenden Holzlatten — da lag ein Seepferd am Wegrand. Die verzauberte heiße Mittagsstille über der Waldwiese — das lautlose Steigen, Fallen und Schweben der Falter — die Jagd durch das wellende Blütenmeer. Jetzt wie das Lachen eines Kuckuckweibchens — ein weißes Gesicht unter dem Farnschirm — grünes Gefunkel in den Augen und ein fauchender Katzenton — da das Jubelgeschrei von Rolf und Hedda Carstens — der tolle Wirbelsturm — die köstliche Dickmilch unter der Linde. Der Baron mit der Binde über dem Auge im alten Königsschloß — die Großmama Walburg — Streit und Versöhnung — der Vollmond über der See — Niels Iwersens rote Fackel — das Perlenhalsband der Königstochter am Grund.

Unausdenkbar — Bilder, Farben, Gestalten, hundertfältig sich ineinander schlingend, sich umkreisend, dann traumhaft zerfließend. Nun Träume — wiegend und wellend — entschwebend, verhallend — und nur ein letz-

ter, Bewußtsein auslöschender Ton noch von draußenher, aus unendlicher Weite —

Denn der Nachtwind stieß in die Bäume.

* * *

Ab und zu fand sich auch Tamo Fleming einmal für eine Stunde im „stillen Butt“ ein. Da er, freilich durch eigene Schuld, außer Verkehr mit der guten Gesellschaft des Städtchens stand, mußte er sich, wenn er mit Leuten zusammenkommen wollte, wohl oder übel an der schlechten genügen lassen. Zwar nahm es eigentlich wunder, daß er sich überhaupt von seinen Untieren zu menschlichen Geschöpfen fortbegab, aber es mochte allerdings bei ihm im Hause so trostlos aussehen, um es ihn zuweilen in der Erinnerung an seine ehemalige Aufnahme in den Honoratiorenhäusern nicht mehr aushalten zu lassen. Jedenfalls war zweifellos, daß er bei solcher Gemütsbedrückung dann und wann ein kurzes Vergessen seiner häuslichen Misere im stillen Butt suchte.

Was jedoch nicht nur in Verwunderung gesetzt, sondern allgemein gerechteste und höchste Empörung hervorgerufen hätte, wenn jemand davon erfahren, war, daß er eines Abends seinen Neffen, einen dreizehnjährigen Knaben, ein ihm anvertrautes heiliges Vermächtnis seiner Schwester, mit sich unter die ungebildeten, größtenteils geradezu rohen Stammgäste der gemeinen Schifferkneipe nahm. Eine unverantwortlichere That konnte ein Mann von selbst größter Gewissenlosigkeit nicht wohl begehen, und wäre erst später auf dem Heimweg den beiden ein Zugehöriger der anständigen Gesellschaft begegnet, so würde der Rektor Scholinus allerdings nicht in Zweifel darüber geblieben sein, aus welcher Sumpfquelle die moralische Verwahrlosung Adolf Overbeks herstamme.

Die Thatsache aber war so; vor ihren dampfenden Gläsern saßen sie am Augustabend alle rauchend in der „Kajüte“ Jochen Mahns, Sievert Bramsegel, Clas Teuhan, Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Christian Larsen, der alte Knut, Niels Iwersen, auch Carlos Mazeras nebst einem halben Dutzend anderer mit grauen Haaren vor Anker gegangener früherer Teerjacken, der Baron von Gapendorp nahm an der Seite F. M. von Asperns seinen Platz auf der Adelsbrautkiste ein, und die Namens- und Krämerläden-Vettern Piper und Peper befanden sich als einmal vor alters mit an Bord genommene überzählige Passagiere gleichfalls am großen Tisch. Der stille Butt war voll befrachtet, man konnte ihn fast für einen neumodischen Dampfer ansehen, so brodelte es stoßend und fauchend aus dem Kesselrohr am Schenktisch; Jochen Mahn stand als Heizer daneben, scharf auslugend, wo es neu einzufeuern galt, und auch vor Alf Overbek hob sich hoch und breit ein Groggglas vom Tisch, das Tamo Fleming ihm hatte vorsetzen lassen.

Die Runde umher stellte sich ein recht absonderliches Zeugnis dadurch aus, daß niemand an der Gegenwart des Knaben Anstoß nahm und seinen Begleiter daraufhin ansah, daß es im Kopf desselben nicht richtig sein müsse. Vielmehr schienen sie sämtlich Alfs Anwesenheit hier durchaus vernunftgemäß und in der Ordnung zu befinden, und was Tamo Fleming anging, so kehrte das Behaben aller gegen ihn heraus, daß sie ihn aus ihrem Gesichtswinkel als eine Art von Ehrengast betrachteten, dem sie seine Nichtgewöhnung an das Verschlucken von Salzwasser nicht als Mangel an richtigem Geschmack anrechneten. Und so stellten sie denn auch ihrem Geschmack auf beiden Seiten ein bedenkliches Zeugnis eben dadurch aus, daß sie wechselseitig Geschmack aneinander fanden.

Der Wind blies heute abend aus irgend einer merkwürdigen Ecke vom Tierkreis her, seiner Natur gemäß selbstverständlich höchst ernsthaft, aber er hatte einen schnurrigen Ton, wie er zwischen den Gläsern durch über den Tisch lief. Peter Jankens, der Walfischfänger vorväterlichen Gedenkens, nickte mit dem Eisstachelkopf zu einer eben vernommenen, äußerst wundersamen Geschichte von einem Tümmler oder „Schweinfisch“, der übers Marssegel wegspringen wollte, aber mit den dicken Flossen in den Stengenpüttings hängen geblieben war, und sagte:

„Ja, mit den Beestern da belebt man was. Wir hatten mal ein bischen hoch in die Baffinsbai gehalten, und über Nacht saßen wir denn auch richtig in der zugefrorenen Walfischspeckfuppe, obgleich Juni-

monat im Kalender stand. Na, da konnt man sich die Zeit damit vertreiben, daß man sich an der Nase rieb, und Nutzen hatt's auch, denn es war bannig kalt und in der Koje bei den Federn war's am besten. Wir spazierten also mit unserer Brigg so ein bißchen zwischen den Zuckerhüten auf und ab und suchten sie uns vom Leib zu halten; dabei gab's den Tag über Motion, daß man am Abend wohl ein Glas oder zwei nötig hatte. Ich lieg denn ruhig in der Nacht und laß im Traum grad 'ne Harpune auf einen big finner — Tunnolik heißen die Eskimoten ihn — los, da wird's mir so, als hätt ich dabei meine Decke weggestrampelt und läg draußen auf'm Eis, höllisch was frostig. Ich greif im Dunkeln mit der Hand, um sie wiederzuholen, und hab sie auch, bloß wie man so träumt, wohl dreimal so dick und mit langen Zotteln, und auf einmal bläst's mir nu ganz heiß ins Gesicht, als käm der Dampf da aus Jochens Kessel heraus, und so ein Schnurren und Brummen machte es auch dazu. Na, das kann ich nicht weiter sagen, wie ich aus dem Bett gekommen bin, aber ich stand so bei dreißig Grad Frost auf dem Deck und sagte, es wär nicht richtig bei mir. Das wollten sie auch wahr haben und lachten, ich hätt den Abend zu tief in den Topf mit dem heißen Wasser heruntergekuckt; ich sagte aber bloß: na, dann kommt mal mit, ob das meine Bettdecke is. Das thaten sie denn ja, und wie wir mit Licht in die Koje kommen, liegt da ein Eisbär, ein Faden lang, in meinem Bett und sieht uns gemütlich aus feinen Schlitzaugen an. War's dem Beest draußen zu kalt geworden — darum sagt man ja auch Bärenkälte —, er hatt sich von einer Eiskante aufgeentert und dachte, es ist besser, er kriecht wo warm unter. Na, und kein Gedanke, ihn wieder aus den Federn herauszukriegen, man konnt ihn mit dem Speckmesser kitzeln, so viel man wollte, er brummte bloß ein bißchen und leckte mit seiner großen schwarzen Zunge uns die Hand wie ein weißer Pudel. Wir kriegten's zuletzt ganz gut auf ihn stehn, und mir kam ein Gedanke in den Kopf, daß wir ihn mit Seehundspeck fütterten und nachher mitnahmen bis nach Amsterdam. Da hab ich ihn zu 'nem guten Preis in den Garten verkauft, wo all die Tiere sind, und als ich von ihm wegging, kuckte er mir durch die Traljen nach, auch so wie ein Hund, wenn sein Herr weggeht und er muß zu Haus bleiben."

Wie der Erzähler schwieg, kamen von den Lippen in der Runde ein Dutzend größere Rauchwolken als bisher, kringelten sich über dem Tisch zusammen, hinterdrein nickte es: „Ja, ja, das geht sonderbar zu," und Etas Teuhan fügte bei: „Jo, do heff ick em mal sehn, dat warrd he west sin. He keek mi ok na, as wüß he, ick würr wul mal mit di tosamsitten un schull di dann vun em gröten." Jan Lafrenz aber zog das Kalkrohr aus dem Mund und sagte:

„Wir waren mal in der Gelben See so was, daß der große Bär sich just ins Wasser wegduckte, sonst hatt es mit 'nem Bären nichts zu thun, als daß ich euch keinem einen aufbinden will. Aber wir liegen da wie 'ne tote Katze auf'm Wasser und pfeifen nach Wind; vorher hatten wir 'ne ganze Mütze voll gehabt, und nu kräuselte uns kein Haar am Kopf. Das kam so, daß wir hart an so 'nem verdammten Japanschoner längsseits vorbeiseilten, der Konterwind hatte und nicht vom Fleck kam. Schmeißt uns der Schuft einen Besenstiel vor den Bug, schwapp fliegt der Wind herum, er setzt alle Segel bei und wir liegen in der faulen See und können ihm nachsehn. Na, was thut man nicht aus Langerweile, ich dreh den Kieker im Himmelskreis rundum, und da seh ich so auf ein drei vier Knoten eine kleine platte Insel mit ein bißchen Buschwerk nach Nord-Nord-Ost zu. Nu kannte ich ja doch seit zwanzig Jahren auf hundert Meilen in der Gegend herum jede Handbreit von Korallenzeug und hatt die Insel noch nie zu Gesicht gekriegt. Das Linnen hing alles, als wär's Wäsche, die getrocknet werden sollte, schlapp von den Rahen herunter, vorwärts konnten wir nicht, ich laß also ein Boot klar machen und ruder mit drei Mann auf die unbekannte Insel los. Wir kommen auch hin; na, groß war sie nicht, so was von Umfang, daß eine Büchsenkugel drüber ging, und nicht wie die Korallenbänke, sondern mit grobem Kiessand drauf und Muscheln und allerlei Zeug; dazwischen wuchs denn das Strunkwerk, was ich durch den Kieker gesehn hatte. Wir schlugen 'nen Pflock ein und vertauten

das Boot, und, Kinders, sag ich, auf der Insel hat noch kein Mensch Kaffee gekocht, dann woll'n wir die ersten sein. Das hatt ich mir nämlich vorher ausgedacht und alles dazu mitgenommen. Sie hackten also den Krattbusch zusammen, der von der vermaledeiten Ofenhitze da dicht vor der Linie so ausgedörrt war wie Negerhaar, das Feuer prasselt auch bald lustig los, ich mache den Kaffee auf chinesische Manier mit 'nem guten Schuß Arak dazu, und wir sitzen grad mit den Tassen in der Hand, noch nicht am Mund. Da sackt's auf einmal so sacht unter uns weg, und von allen Seiten kommt das Wasser gelaufen, und ich hab just noch Zeit, den Pflock herauszureißen, als es ‚jump!' macht, und wir spratteln alle ohne Insel mitten in der Gelben See. Das Boot hatten wir ja zum Glück, aber der Kaffee schwamm braun um uns herum, und so hatten wir ihn auf der Haut, als wir wieder ans Schiff kamen."

Die Pfeifenspitzen um den Tisch zogen sich zollbreit vom Munde ab, und die Gesichter drüber drehten sich nach dem innehaltenden Sprecher, der stillschwieg, bis einer fragte: „Na, wat weer denn dat?"

Jan Lafrenz nahm erst einen ordentlichen Schluck: „Da war's ein Krake gewesen, was wir für 'ne Insel angesehn. Der hatte sich ein Pläsir in der Sonne gemacht und wohl zu Nachmittag geschlafen, aber von unserm Feuer war's ihm doch wol ein bischen zu heiß auf'm Buckel geworden, daß er sich unten, wo's kühler is, einen nassen Umschlag auf die Brandblase machen wollte. Harr nu dat dumme Beest nich so lang töben kunnt, dat wi unsen Kaffee un Arak vörst binnen hatt harrn!"

„Jo, jo, dat sünd Beester."

Das allgemeine Urteil sprach sich sachkundig darin aus, denn wenn auch wohl noch niemand sonst am Tisch sich auf einem Krakenrücken Kaffee gekocht hatte, so war doch jedem schon mit einem solchen Untier etwas mehr oder weniger Absonderliches zugestoßen, dessen Erzählung nur im Augenblick hinter der Berichterstattung von Jan Lafrenz zu geringfügig zurückgeblieben wäre. Alf Overbek hörte mit Ohren und Augen zu; er that, was nach Beendigung eines merkwürdigen Erlebnisses alle um ihn thaten, brachte sein Glas an den Mund. Das Licht der Hängelampe war ihm wohl vom Rand ein bißchen flimmerig vor den Wimpern geworden, so daß er manchen von den alten Köpfen nicht mehr ganz so klar wahrnahm wie im Anfang; doch sah er noch deutlich, als der Nachfolger Magelhaens jetzt den Mund aufthat:

„Wofür einer was ansehn kann, wenn er so'n bischen viel braunes Wasser im Magen hat, das hab ich mal hier bei uns auf der Ostsee belebt. Wie Jans alte Katze führt sie sich ja auch wohl mit auf, und dann is es besser, ihr vom Land zuzusehn, was für'n Buckel sie macht, als drauf zu sitzen. Das thaten wir mal in einer Nacht auf Bornholm, ich mußt wegen Netzgeschichten und Stechgabeln dahin. Man kann da bei dem alten Steinklinter ja nicht viel an den Strand herunter, aber bei Rönne, wo ich war, da geht's, und es mag so um zwei Uhr in der Früh gewesen sein. Ich hatt viel Geschäfte gehabt und so lang aufsitzen müssen, da kriegt man's denn wohl, daß man gern noch einen Schluck frische Luft nimmt, und frisch war sie, als wär sie auf Eis verpackt gewesen und so, was man bei uns einen Guten von der Nordwestkante heißt. Das thut ja aber gut, wenn man den Kopf zu stark angestrengt hat; das Wasser kam immer so ‚jupp-jupp!' herangejumpt, kreideweiß von Schaum, als wenn's im Augustmonat lauter Schnee wär, und wenn's die Wolken nicht anders meinten, blenkerte so ein Glimp vom Mondhorn drauf. Da steh ich und laß mir die Füße mal ein bischen abspülen, wenn so eine übern Sand bis zu mir ausleckt, und da kommt noch einer, daß ich sage: ‚Do wat kümmst du denn hierher, Fenn?' Denn es war Fenn Tinners, einer von meinen Garnleuten, noch ein blutsjunger Kerl. Nicht ganz weit vom Strand liegt so ‚de rode Lygte', wie bei uns der stille Butt, da hatte er mitgesessen, und von der Hitze drin war's uns auch wohl ein bischen im Gesicht rot geworden, aber ich hatt ihm nichts angemerkt. Er kennt mich an der Stimme, fällt mir boots mit seinen beiden langen Vorderpfoten um den Hals und jammert: ‚O Gott, Krischan, ick bün so möd, ick bün so möd, Krischan,' und heult gottserbärmlich. ‚Na,' sag ich, ‚Fenn, denn legg di

to Bed,' und er denn: 'Jo, Krischan, du bist so god, dat will ick ok dohn, Krischan.' Ich denk mir ja nichts weiters, als daß er wieder nach der roten Lygte in seine Koje geht, da hör ich ihn auf einmal wieder hinter mir: 'Kiek, de schönen witten Kissens, Krischan!' und wie ich den Kopf umdreh, steht er da im bloßen Hemd und jault: 'Jo, nu will ick slapen — gode Nach, Krischan,' und pardauz liggt he op sin witten Kissenbühr in den dicken Schum, un de Well geiht em öwern Kopp un allens weg. Na, ich holte ihn ja heraus, und er fiel mir wieder um den Hals und sagte: 'Is dat all Morgen, Krischan — o, du bist so god, Krischan — awer dat Bed is vunnach wat kold west, ick mutt en beten wat Warms to drinken hebb'n, Krischan.' So kann einer die Augen span'sch innen Kopf kriegen, wenn er noch zu jung is und zu lange aufsitzen bleibt. Trink mal, mein Junge, daß du nicht auch zu müde wirst, das hilft am besten dagegen."

Das letzte war an Alf Overbek gerichtet, der mit etwas übernickenden Augenlidern dasaß. Der Aufforderung Christian Larsens Folge leistend, griff er jetzt nach seinem Glas, doch es war unvermerkt leer geworden und er brachte nichts mehr als ein paar Tropfen heraus. Tamo Fleming sagte, einen Blick über ihn werfend: „Wenn du müde bist, wollen wir nach Hause gehen, Alf."

Aber das lief diesem gleicherweise gegen Mannesstolz und Wunsch, er riß die Augen, so weit er konnte, auf, versicherte: „Nein, Onkel, ich bin gar nicht müde," und machte gewissermaßen zum Beweis dafür einen nochmaligen Versuch, einen letzten Tropfen aus seinem Glas auf die Lippe zu bringen.

„Es scheint, daß du noch durstig bist," meinte Tamo Fleming dazu. „Da trinkst du wohl noch ein Glas Grog."

Die Augen des Knaben waren wieder hell geworden, hatten sogar einen etwas wie verklärten Glanz angenommen, und er versetzte rasch: „Ja, gern, lieber Onkel."

Jochen Mahn stand mit Auge und Ohr auf Wacht, segelte vom Ausguck auf die Stelle, die das Leck bekommen, herunter, mit dem leeren Glas zurück und war hurtig mit dem volldampfenden wieder da: „Da, mein Junge; auf ein Bein kann einer auf'm Land wol stehn, aber an Bord geht's nicht damit."

Jetzt kam Jens Dürkop, der Werftmeister, an die Reihe und verstieg sich nicht zu einer generellen Anfechtung, sondern beschränkte sich darauf, aus seiner Erfahrung eine einzige Ausnahme geltend zu machen. Er saß an der linken Seite Tamo Flemings und sagte zu diesem:

„Ich hab im Leben bloß eine kennen gelernt, mit der ich's an Bord riskiert hätte, und das war Ihre Frau, Herr Doktor. Die hab ich ja gut gekannt, als sie so ein spätes Mädchen war, denn ich kam damals so ab und zu im Schummern mal 'ne Stunde ins Haus bei ihrer Mutter. Na, ich hätt ihr Vater sein können, davon konnt ja keine Rede sein, aber wenn ich so bei ihr saß, hatt ich allemal ein Gefühl, als wenn man den halben Tag lang im Schneewasser herumgewatet is und kommt nach Haus und kriegt trockene Strümpfe an die Füße."

Der Baron Matthias von Gapendorp nahm seine Pfeifenspitze vom Mund und äußerte mit einem leicht ironischen Lippenspiel:

„Das ist eine Comparaison und ein Kompliment, Herr Doktor, für das sich Ihre Frau Gemahlin bei dem Herrn Werftmeister bedanken dürfte."

„Ja, das würde sie wohl thun," nickte Tamo Fleming; „besser hat noch niemand etwas von ihr gesagt."

Untenher vom Tische scholl's: „Wer keine anderen Heringe, als eingesalzene, kennt, Herr Piper, der sollte auch lieber nicht darüber reden, wie sie aussehn müssen, wenn einer sie nach der Natur auf'm Wappen abmalt."

„Ja, wenn Sie sie gemalt hätten, mein lieber Herr Peper, da wären es vielleicht statt Makrelen wirklich Heringe geworden, denn als Sie sagen, jederein macht das so nach seiner Natur."

„Sünd de beiden wedder tosam. Twee Pottfisch sünd dat!" rief Sievert Bramsegel über den Tisch.

Der Freiherr von Gapendorp wußte mit der Erwiderung Tamo Flemings nicht recht etwas anzufangen und wendete sich an seinen Kistennachbarn und Standesgenossen: „Ist es Ihren Recherchen noch nicht weiter gelungen, Herr von Aspern, den Aufenthaltsort Ihres in Verlust gegangenen Familien-

archivs zu entdecken? Da wir uns der Anwesenheit des Herrn Doktors hier am heutigen Abend erfreuen, hätte derselbe vielleicht die Gewogenheit, Sie in betreff Ihrer Nachforschungen aus dem Schatze seiner historischen Kenntnisse mit einem Beirat zu unterstützen."

Das war sehr achtungsvoll gesprochen, aber es enthielt eine kleine sarkastische Spitze zur Vergeltung der Verständnislosigkeit, die Tamo Fleming vorhin an den Tag gelegt, und brachte aristokratische Wertbemessung bürgerlicher Gelehrsamkeit, diese mit einem leichten Anhauch als Gelehrtendünkel kennzeichnend, zum Ausdruck. Der in solcher Weise um seinen Rat Angegangene empfand jedoch augenscheinlich abermals nichts von der darin kund gegebenen feinen Ironie, sondern erkundigte sich harmlos-freundlich nach der Frage, um die es sich handte. Das war der Ursprung des edlen Namens von Aspern, und kurz nachdenkend versetzte Tamo Fleming: „Vermutlich werden Ihre Voreltern wie die meinigen aus Holland herstammen, in dem es am Flüßchen Linge eine kleine Stadt Asperen giebt. Davon haben sie den Namen ‚van Asperen' angenommen und es ist daraus, wie dies vielfach in ähnlicher Weise geschehen, allmählich ein ‚von Aspern' geworden."

Ein Nicken ging um den Tisch: „Jo, dat warrd wul sin, dat liggt jo ganz uppe Hand"; und Jeppe Rimmert fügte nach: „Ick kenn ok een, de nennt sick hüt ‚von Kuberg', un sin Grotvadder weer vun'n Kohbarg her."

„Da harr he ok glik ‚Ossenbarg' ut maken kunnt, dat weer noch beter west."

Der Baron von Gapendorp drehte mit einer Miene vornehm-leichter Geringschätzung den Kopf zur Seite: „Diese etymologische Interpretation des Herrn Doktors, Herr von Aspern, bekundet den Esprit desselben, indes sie dürfte sich wohl nicht auf einer historischen Thatsächlichkeit begründen."

„Soviel ich von meinem Geschlecht in Erfahrung gebracht —" begann F. M. von Aspern zu bestätigen.

Doch die Stimme von Peter Jansens klang drein: „Na, dat is ok en Stück Snack, do angelt een keen Kaulquabb mit. Geslech hett jedereen, gewen S' sick tofreden, dat Se nich mit en Ünnerrock to Welt kamen sünd. Vun'n Maan sallt keen dal, un vun Ehr Caneelstangen warrd Se ok nich wussen sin."

Alf Overbek war's einen Augenblick, als habe Peter Jansens über dem behäbig zu seinen Worten schmunzelnden Mundwerk zwei rote Nasenspitzen. Dazu summte es ihm etwas im Gehörgang, wie wenn der Wind auf einer Ohrmuschel singt, und er nahm rasch einmal einen Schluck aus seinem Glas. Danach sah und hörte er wieder klarer, daß inzwischen von der Abstammung F. M. von Asperns die Rede auf Menschengeschöpfe geraten war, die vom Wassergrund heraufgekommen, und es hatte sich eine Meinungsverschiedenheit erhoben, ob sie immer einen geschuppten Fischschwanz und Flossen statt der Füße haben müßten. Davon aber wußte Christian Larsen als Sachverständiger in allen Fischangelegenheiten genau Bescheid und erörterte:

„Nein, bloß grüne Augen und keine Seele haben sie, aussehn von Gliedmaßen können sie ganz so als andere, und manchesmal sind sie richtig schön, als man sie auf dem Land nicht leicht zu sehn kriegt. Die Männer unter ihnen sind vielmals auch gar nicht so schlimm, wenn man sie nicht bös macht, aber mit den Weibspersonen, da soll sich keiner einlassen, der's nicht an seinem Leib verspüren will, davon könnt man viel Lieder singen. Auf der Insel Island da haben sie ein altes Buch, da steht auch was drin von einer, die's am böseſten getrieben, ob sie noch heutigen Tag lebt, weiß ich nicht; die hatt den Namen Heid und konnt was von Getränk zusammenkochen, wovon die Menschen verrückt wurden, wenn sie's in den Mund brachten."

„Heid," kam's über den Tisch herüber, „so heet jo de Deern ok do günt an't Water, de se de Seekat nennt."

Christian Larsen nickte: „Dazu haben sie auch ganz guten Grund, denn ich hab all lang den Glauben, daß sich das mit ihr nicht richtig verhält. Manchesmal kann ihr Haar aussehn, als wär's Seetang unterm Wasser, halb schwarz und halb grün."

„Dat is awer doch de Dochter vun de Hille Wilbet, blot dat se keen Vadder hett."

„Das sagst du wohl, aber kannst du auch

sagen, wer die Hille Wilbet ist? Die is vor zehn Jahren mal über Nacht hergekommen, von wo, weiß kein Mensch, und was sie zu leben hat, auch nicht. Das kann ja auch sein, daß sie selber ein Christenmensch ist, aber wenn eine in der Kindsnot liegt, da weiß sie nicht, was passiert, und das wär nicht zum erstenmal so gekommen, daß ein Meerweib um Mitternacht ans Land heraufsteigt und holt ihr das Kind weg und läßt ihr dafür eins von sich da. Und in den Augen hat die Heid Wilbet auch was nicht richtig is."

„Swimmen deiht se as en Aal, dat heff ick all sülben sehn."

„Un banni schön warrd se, do paß mal up in en paar Johren."

„Jo, un dat is jo richti, as Krischan seggt, de Deern hett keen Seel in'n Lif."

„Dat is all tein, Niels is all gahn."

Niels Iwersen, der neben Carlos Mazeras gesessen, war eben schweigsam aufgestanden, um sich zu seinem nächtlichen Fischzug fortzumachen, und hatte ein bißchen hin und her taumelnd die Kajüte des stillen Butt verlassen. Wenigstens war es den Augen Alf Overbels so vorgekommen, der bis dahin den Blick weit offen auf Christian Larsen verwandt gehalten, wie dieser seine sachkundigen Bemerkungen über Heid Wilbet gemacht. Jemand sagte nun: „Na, vunnach warrd Niels dat Halsband vun de Königsdochter ok wul nich rutfischen," und die Äußerung veranlaßte Tamo Fleming unwillkürlich zu einer Frage, was damit gemeint sei. Darauf antwortete Sievert Bramsegel gewissermaßen als wortführender Kapitän an Bord:

„Haben Sie das noch nie gehört, Herr Doktor? Sie kommen ja freilich nicht oft zu uns, was uns leid thut, und von uns weiß es ja jederein, daß es hier nicht mehr in den Mund kommt. Aber Sie waren wohl noch nicht in der Stadt, als es passiert ist, und Sie merken Niels ja auch nichts an, das ist sonst mit seinem Kopf ganz in Ordnung, bloß das eine, da hat er's Leck, und das kann keiner dicht machen. Na, so'n bischen sickert das wohl bei jedem an 'ner Stelle durch 'ne Spantenritze durch, das kann ja auch nicht gut anders sein, wenn einer so viel mit 'm Wasser zu thun hat. Sie haben nach Niels Iwersen gefragt mit seinem Halsband, die Geschichte is nämlich so damit. Das heißt so, daß mal 'ne dänische Königstochter hergesegelt kam, weil sie da in unserm alten Schloß Hochzeit halten wollte, und die soll mit ihrem Schiff bei Ostwind so an die alten großen Steine da hinüber angeschlagen sein, daß von allem nix übrig geblieben is, als bloß ein bischen Treibholz. Gewesen sein kann das ja auch, denn so was ähnlich is es ja zu unser Lebzeit mal so gekommen; ich hab's auch man von Hörensagen, denn ich war damals noch auf der Planke und lag noch nicht am Land. Niels hat sich zu der Zeit versprochen gehabt, er konnte das ja, denn er hatte vom Alten den Sack mit Thalers, und Steuermann sollt er auch werden. Na, so wollt er Hochzeit machen, das ist ja schon was Unkluges, aber bei den jungen Menschen is es als bei den Pferden, wenn sie der Haber sticht, nachher giebt sich das, dann is es bloß manchesmal zu spät. So von Außenbord 'ne hübsche Person muß seine Braut ja gewesen sein, das sagten die sie gekannt haben, und auch von der dänischen Kante her; sie kam zur Hochzeit mit 'nem Klipper von 'ner Insel herüber, und Niels hatte ihr mal von einer Fahrt in der ostindischen See so was um den Hals zu hängen mitgebracht, das mag sein mit 'ner Perle dabei, und das hat sie denn wohl den Tag umgehabt. Nu is es ganz schön gewesen, und auf einmal geht da ein Wetter los, daß man nix mehr gesehn und gehört hat, darum hat der alte Knut die Woche nachher angefangen, sich seine Noahkiste zu bauen und sich auch gleich ein paar Flaschen voll für'n Notfall zurechtgepackt. Niels sieht also den Klipper bei der guten Luft herseilen und denn is er weg, allens nix weiter als Wasser von oben und von unten. Da kriegt er's mit der Angst, das kann einem mal so kommen, und er läuft mit seinem Boot man so gradweg drauf los, ein Stück aus der Tollkiste is das wohl gewesen. Er konnt ja aber bei dem steilen Ost bloß am Strand lang schlagen, kommt da so nach den Steinen hin, wovon nix zu sehn is, als lauter Kreideschaum halb nach'm Himmel auf und dazwischen auf einen Augenblick hin ein paar Stengen und Linnenlappen, und bums weg wie der Holländer. Als es

denn am andern Morgen klar wurd, lagen sie von dem Klipper alle auf'm hintersten Strand, als ob sie schliefen, so weit hatt das Wasser sie heraufgebracht, bloß die Braut fehlte und das dauerte ein paar Tage, eh einer sie grad unter dem vordersten Dammstein im Tang gewahr ward, da war sie untergesunken, ohne alles, sie hatt beinahe kein Stück Zeug mehr am Leib. Niels hat sie selber mit heraufgeholt und auch zugesehn, daß sie begraben worden is, aber das half ja nicht mehr, von dem Tag hatte er das Leck im Kopf weg und fuhr jede Nacht mit dem Boot nach den Steinen hinüber. Erstan wußt's ja keiner, was er da wollte, aber dann sagt' er's mal einem, seine Braut wär 'ne Königstochter und wollt Hochzeit mit ihm machen. Das könnt sie aber nicht, weil sie ihr Perlenhalsband da verloren hätt, und so lange, bis er das mit'm Netz herauszög, müßt sie ohne Kleider im Seetang unten sitzen und warten. Das sind nu ja wohl bald zwanzig Jahr, und alle Abend um zehn steht Niels auf und fährt hinüber, um das Halsband zu suchen; einmal im Winter fror das ganze Wasser zu, soweit man sehn konnte, da haute er sich Nacht und Tag mit'm Beil durch, daß er hinkommen könnt. Aber sonst is er im Kopf wie unsereins, und mit dem Segel geht er um, als wie die Möwen mit ihren Flünken. Das kommt bloß wieder von dem Frauenzimmer her, mein Junge, wenn einer sich davor nicht in acht nimmt."

Sievert Bramsegel hatte vermutlich auf seiner Lebensfahrt nie recht die Zeit gefunden, sich im einzelnen genau mit der Art und Weise Marcus Porcius Catos, des Älteren, vertraut zu machen, aber wie dieser beschloß er nicht leicht eine längere Äußerung, ohne ein warnendes ceterum censeo in Bezug auf das, was in seiner Vorstellung den Platz Karthagos einnahm, ans Ende zu setzen. Allerdings ging's nur mehr als eine halbe Vorzeitssage um, daß er sich selbst wenn auch nur kurze, doch gründliche Erfahrung auf dem Gebiet eingesammelt und diese damit abgeschlossen habe, eines Tages großdenkend auf die weitere Verschönerung seines Lebens durch seine bessere Hälfte Verzicht zu leisten. Und zwar, indem er sie an der Küste einer Südseeinsel mit Proviant zusamt einem Beutel Dollars in ein Boot gesetzt und außerdem in einem Handschreiben sie den das idyllische Eiland bewohnenden Papuas als gleicher Stammesrasse mit ihnen zugehörig dringlichst anbefohlen; seitdem sollte Sievert Bramsegel jener paradiesischen Insel nie mehr auf fünfhundert Seemeilen nahe gekommen sein. Jetzt aber hatte er seine letzte Mahnung wieder an Alf Overbek gerichtet, der ihn während seines Berichtes von Niels Iwersen mit Augen angesehen, aus denen ein Wogen und Wallen hochgehender Phantasieflut sich kundgethan. Ab und zu fielen ihm die Lider über das wie Meerleuchten glimmernde Geflacker, doch er riß sie mit gewaltsamer Anstrengung wieder auf, und auch jetzt noch einmal, wie Jeppe Rimmert, der Friese, den Mund öffnete:

„Ja, um de Deerns dreiht sick dat op Land un Water, mi kümmt dat bi Niels, denn bi us tohus weer ok een vun den Nam."

Der Sprecher hielt einen Augenblick an und fuhr, wahrscheinlich um der Anwesenheit Tano Flemings willen, auf hochdeutsch fort:

„Das ist all so was hundert Jahr her, ich hab's bloß als Junge noch verzählen gehört. Da war Niels Ebbe von Nordstrand zusammen auf'm Schiff mit Evert Jükers, die hatten's beide auf ein Mädchen stehn, Wäpke Haddik, 'ne Tochter von einem Deichwart auf der Insel. Sonst waren sie gute Freunde gewesen, aber die Schürze und das Gesicht drüber, die bracht sie auseinander, und nu war das Schlimmste, daß Niels mal irgendwo einen Brief kriegt, wenn er nach Haus käm, so wollt Wäpke am Deich stehn und auf ihn passen. Das kriegte Evert Jükers zu wissen, und wie's zugegangen is, hat keiner gesehn, aber in einer Nacht ging's toll los mit Wind und Wasser, das so über Deck und Heck schwappte, und als der Tag kam, war Niels Ebbe nicht mehr an Bord. Das kommt ja oft mal vor, aber von dem Tag an war's sonderbar mit Evert Jükers. Er wollt nirgendwo ans Schanzkleid heran, und wenn er's mußte, drehte er die Augen von der Reling weg. Aber dabei war's, als zieh ihm was Unsichtbares doch den Kopf auf'm Hals herum, daß seine Augen über die Reling weg aufs Wasser gehn mußten, und denn schrie er

up einmal laut: ,Do is he — do is he — sett dat Boot ut!' un keen kunn wat sehn, wat he domit meenen däh —"

Die Augen Alf Overbeks rissen sich zum letztenmal auf und sahen noch den schwarzen Krauskopf und die gelbliche Gesichtshaut des brasilianischen Werftarbeiters Carlos Mazeras vor sich, der plötzlich aufgestanden war, kurz „Gode Nach" ausstieß und den stillen Butt verließ. Dann hörte Alf nur noch Sievert Bramsegel mit einem breitlachenden Ton von etwas sagen: „Jo, de lütt Jacht hett wul en bäten Äwerfracht, wat se op spansch to veel Cargo heeten, un denn is dat jo beter nu löschen, vörst dat to'n kentern kümmt." Danach aber wußte Alf nicht mehr, wo er und was mit ihm sei: er fühlte nur im Gesicht einen frischen Wind und den Boden unter sich, als ob der zu Wasser geworden, auf dem er wie eine Jolle hin und her geschaukelt werde. Doch war er wohl angetaut, denn es hielt ihn etwas am Arm fest, bugsierte ihn und sprach einmal mit der Stimme seines Onkels Tamo Fleming:

„Das ist die Wirkung, die ein starkes Getränk auf den Kopf und die Beine von Menschen ausübt, lieber Alf. Er wird dann zu einem hilflosen Geschöpf, das seine leiblichen und geistigen Kräfte eingebüßt hat und ohne den Beistand eines anderen am Wege liegen bleibt. Nach einem Glase Grog wärest du wohl noch leidlich heimgekommen, aber da du zwei getrunken hast, wirst du dich morgen sehr übel befinden, einen schweren und schmerzenden Kopf haben, der ganze Tag wird dir verleidet sein, und die Mama und Madlene werden über dein Aussehen erschrecken."

Das sagte Tamo Fleming in dem gleichen Ton, mit dem er den Kindern eine zoologische Erörterung auseinandersetzte, und wenn er schon unverantwortlich gehandelt hatte, den Knaben mit unter die schlechte Gesellschaft im stillen Butt zu nehmen, so gipfelte seine Verstandesbeschränktheit doch in der Ungerechtigkeit, mit der er Alf Overbek vorhielt, sein kläglicher Zustand rühre von dem zweiten Grogglase her, das er selbst dem Knaben auf seinen Wunsch bereitwillig von Jochen Mahn hatte vorsetzen lassen.

* * *

Ja, wie langsam zogen die Tage und wie flogen die Jahre. Es war die alte Gangart der Zeit, in der sie sich von den Wünschen des kleinen Menschengewimmels auf dem Erdboden nicht beschleunigen und nicht verlangsamen ließ. Den Glücklichen lief sie zu hastig, und für die Sorgenden kroch sie mit schleppendem Fuß; nur denen bewegte sie sich in ständigem Gleichmaß, deren Inneres weder Glück noch Leid kannte, sondern lediglich von einem Morgen zum anderen den immer gleichen Inhalt seiner leeren Alltäglichkeit in sich forttrug. Alle aber nahm die große Wandernde auf ihrem Wege ein Stückchen mit sich, hier länger, dort kürzer, wechselnd an sommergrünen Waldrändern und weißverschneiten Feldweiten vorüber, um schließlich einmal jeden gleichgültig irgendwo zurückzulassen und ohne Umblick ihren Schritt fortzusetzen. Es war stets das nämliche dichte Schmetterlingsgeflatter über der buntblühenden Wiese, wo tausendfältige Individuen einer Anzahl von Arten und Abarten ihre eigentliche Flugzeit hatten, immer indes mit noch verbliebenen Zugehörigen früherer Geschlechter untermischt, zu denen sich da und dort einige aus erster Frühlingszeit oder gar Überwinterte gesellten.

Solchen ließen sich allgemach Carsten Carstens und seine von ihm geschiedene erste Frau beinahe schon zurechnen, während Tamo Fleming und seine Frau auch bereits etwa Faltern glichen, die im April ihren Flug begonnen und nun zur Hochsommerzeit in stillsonnigem Winkel sich nebeneinander mit leiser Flügelregung auf einer Julíblüte wiegten. Sie begaben sich nicht über einen engen Umkreis hinaus, blieben seitab von dem Getümmel auf der großen Waldwiese. Dorthin hatten sie nie ein Verlangen in sich gehabt, und daß sie den gleichen Mangel an solchem Begehren in ihren Augen gelesen, hatte sie verursacht, ihr Leben zur Gemeinsamkeit zusammenzufügen. Dies Leben aber, oder vielmehr die Spanne Zeit, die man so benannte, sahen sie aus einem sonderbaren Gesichtswinkel an, für den die meisten Augen rings um sie her nicht geschaffen waren oder sich nicht selbst gebildet hatten. Vor dieser Anschauungsweise schrumpfte ihnen als klein, arm und inhaltsleer vieles, fast alles zu-

sammen, wonach die tausend Hände draußen sich, unablässig haschend, mühten; denn alle haschten sie mit einem Sieb im Strom der Zeit, durch das ihnen unvermerkt ebenso unablässig das fortrann, was sie zu erbeuten suchten, Tropfen um Tropfen, das Glück der freudig befriedigten Lebenstage. Halten konnten auch diese Tamo und Barbe Fleming nicht, auch ihnen schwanden sie ewig fließend rastlos vorbei. Doch wie ein Fluß im Dahinziehen seinen Goldsand niederlagert, mußten sie in dem Häuschen auf der „grünen Insel“ alles abgeben und zurücklassen, was sie an Schönheit in sich bargen. Das genossen die beiden Hausbewohner neu an jedem neuen Tag und sammelten es sich zugleich in der Erinnerung als einen unverlierbaren Schatz an für dereinstige herbstliche Zeit des Abschwindens leiblicher und geistiger Kraft. Sie neideten niemanden, von welchem Glanz des Ranges, der Ehren und des Reichtums er den Augen der Welt umstrahlt scheinen mochte, denn sie wußten, nicht aus dem Schein entfalte sich die wundersame Blüte des Lebensglückes, sondern einzig aus der Wirklichkeit des inneren Gefühls. Aus der Liebe, der Sorgfalt und Sorge für die Gegenstände derselben, dem Umgang mit schönen und hohen Gedanken, der Beschäftigung mit Großem, Wertvollem, Erhebendem. Und auch darin trug Tamo Fleming Augen von seltsamer Anschauungsart in sich. Nicht nur gegen das Übergewaltige, die Sonne und die blitzende Unermeßlichkeit der Sternenwelten, das Branden der uferlosen See und das donnernde Toben der Sturmnacht bedünkte ihn alles Menschenthun und -trachten gering, auch gegen das Kleine, Alltägliche und doch im Wechsel ebenso Ewige, an dem die um ihn Lebenden achtlos als an Selbstverständlichem vorübergingen. Ihm war im Winde flimmerndes Gras, der Ruf eines Vogels, das Farbenspiel eines Falters, jede Lebensregung der Natur größer, inhaltreicher, mehr der Betrachtung und Ergründung würdig als die ganze Menschengeschichte; staunend immer wieder, schön und ernst zugleich im Innersten erfaßt, stand er vor einer Blume, die der Frühling aus dem Boden zurückbrachte, und wäre ein König oder Kaiser in das Städtchen eingezogen, so hätte der Beschauer schwerlich auf diesen den Blick von dem scheinlos stillen Wunder unter sich abgekehrt.

Nicht allein im Wortsinne waren sich die Bewohner des Hauses am Waldrand und die der Eichenbuschmühle nah verwandt, sondern ebenfalls in ihrer Auffassung und Ausnutzung des Lebens. Doch bildete Carsten Carstens neben seinem Schwiegersohn mehr einen Praktiker, der sich daran genügen ließ, Sorge zu tragen, daß er sein Haus vor dem Schatteneinfall von Engherzigkeit, Verdrossenheit und Verkümmerung bewahre, sich und den Seinigen jede flüchtige Stunde mit dem Sonnenschein heiterer Gemütsfreudigkeit vergolde. Danach strebte auch Tamo Fleming in gleicher Weise, doch mit erweitertem oder vertieftem Bedürfnis, das nicht nur Befriedigung des Herzens und Gemütes, auch des Geistes begehrte, in stiller, schöner Thätigkeit eine treueste Beihelferin zum Glück erkannte. Ihm entfloß, wie Carsten Carstens, aus der Natur alles Herrliche, Belebende und Beseelende, aber dieser nahm es nur mit empfänglichen Sinnen auf, sich daran zu erfreuen, atmete es überall ein gleich der Luft, der seine Brust bedurfte, während Tamo Fleming sich das unermeßliche Ganze in seine tausendfältigen Einzelheiten zerlegte und daraus aufs neue wieder aufbaute. Alles, was Leben besaß, im Tierreich wie im Pflanzenreich, umfing er mit liebevollem Blick, doch zugleich mit kritischer Anschauung; er beobachtete es in seinem Werden und seinen Wandlungen, seinen Lebensbedingungen und seinem Vergehen, sah im Kleinsten die unerschöpflich wirkende Kraft des Lebens und im Geringsten die Größe des Ganzen. Vor seinen Augen zerging das Maß, das die Menschen nur nach ihrem Empfinden an die Dinge legten; er erkannte, der Natur, der Allbeherrscherin sei es gleich mühelos und gleichbedeutend, ob sie den Königstiger oder eine Eintagsfliege, eine häßliche Larve oder die glühende Farbenpracht tropischer Falter schaffe. Und so nahm vor seiner Betrachtung alles gleiche Rangstufe ein; aus dem unscheinbar Niedrigsten konnte es ihn mit einem Schauer wundersamen Andachtgefühls überfließen, daß er schönheitstrunken davorstand –

schönheitstrunken hohes Wort,
das nicht klingt im Lärm des Tages.

Tag um Tag fügte er den tausend Blättern, auf denen er seine Beschreibungen, Wahrnehmungen und Mutmaßungen aufgezeichnet, neue hinzu, doch nicht um sie durch den Druck verbreiten zu lassen und sich Ruf und Namen als wissenschaftlicher Beobachter zu erwerben. Er kannte keinen Ehrgeiz, und das Ansehen, selbst der Ruhm unter den Menschen war ihm ein so leeres Wort, wie's in seinem Hause ein für die Außenwelt berechneter Schein gewesen wäre; als Tages- und Lebensziel galt darin nur die eigene Befriedigung und Beglückung der anderen. So stand das Häuschen Tamo und Barbe Flemings auf einem hohen Berggipfel, dem höchsten, den eine Menschenbehausung zu erklimmen vermochte, und daraus sahen sie gleichgültig auf das Treiben drunten in der Tiefe nieder, das in rastloser Geschäftigkeit und Zwieträchtigkeit wie das staubdurchwimmelnder Ameisen sich auf und ab bewegte. Sie konnten es, denn sie waren durch Weisheit glücklich und weise im Glück, und sie wußten, was der Behüter ihres friedlichstillen Schönheitsreiches sei:

> Der Herzschlag, drin geheim sich Reichtum birgt,
> Der sich dem gaffend fremden Blick entzieht,
> Nicht prahlerisch zur Schau ans Fenster legt.

Und Samenkörner dieses seltenen Glückes weiter zu verpflanzen, zu freudiger Entwickelung und Blüte zu bringen, bildete das oberste Trachten Tamo Flemings der Jugend seines Hauses gegenüber. Auch er war ein Schiffer, der die Fahrt auf den wellenden Tagen des Lebens unverwandt jenem Ziel entgegenrichtete. Niemand nahm gewahr, daß er am Ruder stand, und doch hielt er mit stetig gleicher Achtsamkeit das Steuerrohr umfaßt, und unvermerkt lenkte ein leichter Druck seiner Hand das Fahrzeug, wenn es einmal aus dem Kurs abzuschwanken drohte, in die richtige Bahn zurück. Er wußte, das Aufgedeihen des Menschen zum Höchsten mußte seine Kraft aus der Wurzel einer sorglos-sonnenhaften Jugend trinken, und er ließ den beiden Kindern in ihrem Begehren und Treiben eine Freiheit, die sie als unbegrenzt ansahen, weil sie die Einschränkung derselben nicht empfanden. Aber in Wirklichkeit waren sie nicht ihrer Willkür überlassen, sondern in sichere Schranken eingefriedigt; zügellos schienen sie anderen und sich selbst gleich jungen Wildlingen dahinzustürmen, doch sie sahen und fühlten nur nicht die weichen Bande, die ihnen um das Herz und um die Seele festgeschlungen lagen, sie überall leiteten, hielten und hüteten. Kein rauhes Wort traf sie je, sie kannten keine Drohungen und Strafen; doch wenn sie einmal etwas Unrechtes, Unschönes oder allzu Unkluges begangen, geschah's stets, ohne daß es ihnen vorgehalten worden, sie wußten nicht wie, aus einer zufälligen Äußerung, oft nur einem Scherzwort des Vaters, daß es sie innerlich mit Selbstbeschämung über ihr Thun erfaßte, die tiefer greifend wirkte, als Vorwurf und Tadel von außen vermocht hätten. Das waren Tamo Flemings unsichtbare Zügel, die Aufweckung der eigenen Erkenntnis, die Selbstbelehrung durch reuiges Gefühl, durch die Furcht, Einbuße an Liebe und Vertrauen zu erleiden. Manchmal wandte er auch seltsame Mittel an; als halbwüchsigen Knaben hatte er seinen Neffen einmal mit in die Schifferstube zum stillen Butt genommen und ihm dort zwei Gläser Grog vorsetzen lassen, damit Alf aus eigener Erfahrung frühzeitig kennen lerne, welche widrige Folgen ein Übermaß nach sich ziehe. Und der Knabe war nie wieder in Versuchung geraten, sich durch ein besinnungraubendes Getränk zum anderenmal in solchen Zustand zu versetzen.

Wie aber Tamo Fleming verschwiegen die Gemüter der Kinder nach seinen Zielen lenkte, so trug er auch verborgen den Grund in sich, weshalb er Alf Overbek wie einen eigenen Sohn zu sich ins Haus aufgenommen. Der Antrieb dazu war wohl naturgemäß aus der nahen Blutsverwandtschaft und der Hilflosigkeit des Knaben entsprungen, doch in der Stunde, welche die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Vaters gebracht, hatte Tamo Fleming auch mit dem Beschluß, seinen Schwestersohn als Kind anzunehmen, ein Ziel ins Auge gefaßt, ein fern hinausliegendes, von dem er, zur Fahrt nach England gerüstet, nur kurz mit seiner Frau Nebelgrau und Sonnenschein gesprochen. Denn ihr verschwieg er nichts, was er an Gedanken, Wünschen, Hoffnungen und Besorgnissen in sich trug; sie glichen zwei gleichen Säulen, die miteinander wetteiferten, das Tempeldach ihres Glückes in sonni-

ger Luft aufrecht zu erhalten. Es bedurfte nicht vieler Worte zum Verständnis zwischen ihnen, und wie er seiner Frau Barbe in die Augen gesehen und dazu gesagt, bei dem Anblick des Schmetterlinggetümmels über der Blütenwiese unter seinem Fenster sei ihm der Gedanke gekommen, den Knaben zusammen mit Madlene, ihrem einzigen Kinde, aufwachsen zu lassen, da hatte Barbe Fleming, auch ihm in die Augen nickend, geantwortet: „Ja, laß uns Alf Overbek zu ihr ins Haus nehmen, Tamo, er ist ja deiner Schwester Kind."

Abseits von dem Waldrandhäuschen und der Eichenbuschmühle verbrachte Walburg Carstens in der kleinen Gartenbehausung ihre stillen Tage, Jahre und Jahrzehnte. Sowohl die Carstensschen als die Flemingschen Kinder kamen häufig zu ihr, nannten sie Großmama und kauerten sich gern in der Dämmerstunde neben sie, dem immer sanften Ton ihres Mundes zuzuhören. Was sie sprach, entfloß dem nämlichen Urquell, wie das Denken, Reden und Handeln Tamo Flemings, es nährte stets die Selbstsuchtslosigkeit, die Liebe, die Güte als die Bedingungen des Lebensglückes in den Gemütern der Jungen. Wie lange schon bekümmerte sich niemand in der Stadt mehr um ihr Schicksal, war sie von der guten Gesellschaft fast wie eine Tote vergessen. Nur einmal im Jahr vielleicht erinnerte sich zufällig jemand daran, daß sie noch unter den Lebenden dasaß, ihren Haß gegen die zweite Frau ihres Mannes fortnährend, den diese ihr natürlich ebenso vergalt. Denn sie kamen niemals zusammen, auch im Flemingschen Hause nicht; wenn ein Zufall es fügte, daß die eine in die Gartenpforte trat, während die andere dort anwesend war, so verließ die letztere still durch die Hinterthür das Haus. Nur ein einziges Mal geschah's doch, daß Jilde Carstens im Abendschein unwissentlich in eine Stube geriet, in der Walburg, auf die Rückkunft ihrer Tochter wartend, allein saß. Die Hereintretende blieb einen Augenblick ungewiß-zögernd stehen, dann jedoch schritt sie rasch auf die Sitzende zu, kniete stumm vor dieser auf den Boden und küßte ihr die Hand. Auch Walburg Carstens schwieg und verblieb ein paar etwas mühsame Atemzüge lang in regloser Haltung. Aber danach hob sich ihre andere Hand, legte sich, leis hin und wieder gleitend, auf den Scheitel vor ihr und sie sagte: „Dein Haar fängt auch schon an grau zu werden, Kind." Als dann um eine Weile später Barbe Fleming heimkam, fand sie ihre Mutter wieder allein sitzend und in die späte Dämmerung hinausblickend. Mit einem müden, älter als sonst erscheinenden Gesichtsausdruck und einem feuchten Schimmer unter den Augenlidern, daß die Tochter, halb erschreckend, fragte: „Was ist dir, Mama? Du bist doch nicht krank?" Mit einem Kopfschütteln verneinte Walburg erst stumm, aber fügte dann laut hinterdrein: „Mir ist es sehr wohl, Kind; hab keine Furcht, daß ich mich schon auf den Weg neben der Kirche fortmache und euch verlasse. Nein, das kann ich noch nicht, denn vielleicht braucht jemand mich noch einmal, und mit dem Gedanken fände ich da drunten doch keinen Schlaf."

Ihre Ansprache benannte Jilde Carstens und Barbe Fleming „Kinder", doch für diese beiden selbst lag ihre Kindheit auch schon weit hinter ihnen, und sie gehörten ebenfalls bereits zu den Faltern, von deren Art gar viele schon aus der Sonne weggeschwunden waren und nur ein Teil noch mit mehr oder minder abgestäubtem Schmelz der Flügel sich zwischen den neuen Geschlechtern forterhielt, welche die große Wiese übertummelten. Unter ihrer Zahl, für die jetzt die bunten Blüten sich zu höchster Frühlingsschönheit auseinanderfalteten und im Goldlicht wiegten, befanden sich nunmehr Rolf und Hedda Carstens, Alf Overbek und Madlene Fleming, denn ihre Juniflugzeit begann. Und was sie als Mitgift zu erhalten vermocht, diese freudig, von leichten Schwingen gehoben, zu genießen, das besaßen sie, wie es wenigen so voll mit unbewußtem Reichtum zu teil geworden.

(Fortsetzung folgt.)



Enoshima.

Japanische Skizzen.

Von

Adolf Fischer.

Japan zur Zeit der Lotosblüte.

Zur Zeit der Lotosblüte sind in Japan besonders beliebte und besuchte Plätze der Uyenosee im Uyenoparke zu Tokio, sowie die Teiche unterhalb des Hachimantempels in Kamakura, der alten Shogunhauptstadt, von der aus Jahrhunderte hindurch Japans Geschicke gelenkt wurden.

Es reizte mich, diesen Ort, der mir schon von früheren Besuchen her bekannt war, auch einmal zur Zeit seines schönsten Schmuckes zu bewundern.

Nachdem lange Zeit der perlengraue Himmel zwischen Thränen und fröhlichem Lachen geschwankt, siegten endlich doch die Sonnenstrahlen und trockneten schnell die Regenthränen, und ungetrübt umspann nach langer Zeit zum erstenmal wieder ein herrliches Blau den Äther.

Des Himmels Gunst benützend, fuhr ich denn an einem Morgen in ungefähr zwei Stunden von Tokio aus mit der Bahn nach Kamakura.

Es war ein Tag, an dem Erde und Sonne gegenseitig unverhohlenes Gefallen aneinander zu finden schienen. Die Sonne gleich einer Mutter, die ihr Kind umschlungen hielt, blickte gütig und freudestrahlend auf dasselbe herab, das prangend im Schmucke der frischglänzenden Blätter und Blüten dankbar mit kindlich leuchtenden Augen zur Mutter Sonne aufsah.

Die beiden Weltenkörper, von einer Atmosphäre von Glück umwoben, schienen dieses Gefühl auf alle Lebewesen zu übertragen.

Unter diesem Eindruck fuhr ich dahin, durch Wald und Fluren, über welchen noch fein durchsichtig wie ein Atem Gottes ein zarter Nebelschleier lag, den die goldigen Sonnenstrahlen aber alsbald zerteilten.

Man könnte Kamakura eine japanische Schwester von Syrakus oder Aquileja nennen, denn auch seine stolze Blüte ist längst dahin und erlag dem Wechsel der Zeiten.

In den Tagen seines Ruhmes zählte es über eine Million Einwohner, heute ist es ein unbedeutendes Dorf mit einigen Tausend Seelen; und da, wo einst Stadt und Paläste standen, wogt nun der Wind durch grüne Reisfelder, deren aneinanderschlagende Ähren geheimnisvoll Geschichten aus der Vergangenheit zu erzählen scheinen.

Hier war es, wo Yoritomo, der erste Shogun, im Jahre 1192 den Grundstein zu dem Feudalwesen legte, welches bis 1868 das Land beherrschte. Blutige Ereignisse in großer Zahl, die für das Land von größter Bedeutung waren, spielten sich durch Jahrhunderte hier und in der Umgebung ab. Mehr als einmal zerstörten Feuersbrünste Kamakura, zuletzt im Jahre 1455, und seit dieser Zeit erholte es sich nie mehr. Auch zogen von da ab viele Einwohner nach der aufblühenden Nachbarstadt Odawara. Seit-

dem nun auch die Shogune der Tokugawa-Dynastie (1603) ihren Sitz nach Yeddo, dem heutigen Tokio, verlegten, verlor Kamakura steil aufsteigenden Abhange gelegenen Hachiman-Tempel hinan, welcher dem Gotte des Krieges geweiht ist und zu dem eine breite steinerne Treppenflucht führt.

Von der Höhe entzückt den Beschauer ein Blick auf die zu seinen Füßen liegenden Teiche, die mit unzähligen weißen und rosenfarbig blühenden Lotosblumen bedeckt sind und von einem Meere wogender Blätter eingerahmt werden.

In der buddhistischen Lehre gilt die Lotosblume als das



Tempel in Kamakura.

jedwedes Ansehen und sank immer mehr herab.

Heute wird es vorwiegend nur wegen der berühmtesten Buddha-Statue Japans, die sich dort befindet, besucht.

Eine lange, altehrwürdige Pinienallee mit dachförmigen Kronen führt zu dem auf einem

Symbol der reinigenden göttlichen Kraft, welche dem Menschen innewohnt; denn so, wie die Lotosblume aus dem Schmutze und aus dem Schlamme sich rein erhebt, erhebt sich die Seele des Menschen über allen Erdenschmutz und gelangt durch eigenen Willen und Streben in höhere Sphären, bis

sie dereinst als Buddha in Nirwana eingeht.

Um diesem Gedanken einen sinnlichen Ausdruck zu verleihen, ruhen auch alle Buddhastatuen im Kelche einer geöffneten Lotosblume.

Der aus dem zwölften Jahrhundert stammende Hachiman-Tempel wurde 1828 ein



Bronzestatue des Daibutsu, Kamakura.

Opfer der Flammen und dann neu im Ryobu-Shinto-Stile erbaut.*

In den nach dem Hofe zu offenen Gängen, die sich um den Tempel ziehen, befindet sich eine für den japanischen Kunstfreund interessante Ausstellung, meist Reliquien und Kunstgegenstände aus der Zeit Yoritomos und seiner in Kamakura residierenden Nachfolger.

Ich lenkte meine Schritte von hier zu einer anderen Tempelstätte, deren es um Kamakura viele giebt, und zwar zu dem wegen seiner schönen Lage bei dem Dorfe Hase auf einem mit Cycas bepflanzten Abhange berühmten Kwanontempel.

Man genießt von dort einen umfassenden Überblick auf die reichbewegte Landschaft von Kamakura und die Seeküste.

Um Trinkgeld bettelnde zudringliche Mönche führen zu einem dunklen Raum hinter der Gebetshalle, in welcher eine über dreißig Fuß hohe Figur aus Goldlack steht, die Göttin der Barmherzigkeit, die beim schwachen Dämmerlichte einiger Kerzen gezeigt wird. Ort und Beleuchtung erzeugen einen mystischen Eindruck, und man hat die Empfindung, als ob in dem spärlichen Dunkel die Gestalt ins Riesenhafte wüchse.

Nicht weit von dem Kwanontempel befindet sich in einem Haine, nun völlig freistehend, der Daibutsu (Dai = groß, Butsu = Buddha), das herrlichste Riesendenkmal Japans, das aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt, entschieden die künstlerisch schönste, wenn auch nicht älteste Buddha-Statue Japans.

Und dann diese Lage!

Rechts, beim Eingange, ein prächtiger Lotosteich. Ein breiter, wohlgepflegter Weg, von beiden Seiten von Matsubäumen mit ihren imposanten schirmförmigen Kronen überdacht, führt zu dem gewaltigen Götterbilde, das auf einem großen freien Platze steht, zu dem Stufen hinaufführen.

Hinten bildet den Abschluß ein Hain, der rechts in einen Hügel übergeht, von dessen Grat langstämmige, interessant geformte Matsubäume kühn und phantastisch mit ihren Zweigen gegen das Firmament zu greifen scheinen.

Einst überdachte ein Tempel, der von dreiundsechzig massiven Säulen getragen wurde, das Denkmal, um es vor Unwetter zu schützen, doch wurde er zweimal, zuletzt 1494, von einer Springflut zerstört. Seitdem steht der Daibutsu unbeschützt, und den Einwirkungen

* Im Jahre 800 n. Chr. ungefähr versuchte der berühmte Kobodaishi den in Japan noch neuen Buddhismus zu popularisieren, indem er die Kamis, die Götter der shintoistischen Volksreligion, sowie deren Heldensagen in das buddhistische Pantheon aufnahm. Die Kamis wurden je nach ihrem Range in Buddhas verwandelt, und so entstand durch diese Verschmelzung das Ryobu-Shinto, d. h. „beiderlei Götterlehre“, die bald in den meisten Tempeln Ausdruck fand, und so wich die nüchterne, schmucklose „Miya“ (Kamihalle) der künstlerisch reich geschmückten buddhistischen „Tera“.



Bronzestatue des Daibutsu, Kamakura.

der Luft und des Regens ist es zu danken, daß derselbe mit einer herrlichen Patina überzogen ist.

Drei, fast die ganze Breite des Denkmals fassende Steinstufen, die von zwei gewaltigen Bronzelaternen flankiert werden, führen zu dem der Größe des Daibutsu entsprechenden Sockel hinan, auf welchem der fünfzig Fuß hohe, aus massiven Bronzeplatten verfertigte Buddha in einer Lotosblume mit dem Ausdrucke göttlich erhabener Gleichgültigkeit, die Hände in den Schoß ge-

faltet, ruht. Seine Augen sollen aus Gold sein, sein Gewicht neunhundert Centner betragen.

Das Innere der Statue birgt einen Altar, und auf einem Gerüste, das innen angebracht ist, kann man bis zur Kopfhöhe steigen.

Nachdem ich noch einen Abschiedsblick auf die wunderbar weihevolle Stätte geworfen, führten mich meine Kulis aus dem Bereiche derselben.

Ich fuhr von dort meist längs der Küste des Meeres entlang, von der aus ich einen herrlichen Ausblick auf die vulkanische Insel Oshima genoß. Ab und zu führte der Weg durch malerische Schluchten, welche von den Dünen gebildet wurden.

Der Strand war mit spitzem Seegras und Blumen bedeckt, reich bewegt in Farbe und Linien. Die Abhänge der Dünen zur Rechten waren mit jungen Föhren bestanden; den First jedoch schmückten alte mächtige Föhren, die schon manchen Stürmen Trotz geboten und, vom Winde zerzaust, mit gewundenen und schief überragenden Stämmen und Ästen in die Luft ragten.

Ein und eine halbe Stunde mochte die Fahrt längs der Bucht von Kamakura aus gewährt haben, als ich das Fischerdorf Koshigoe erreichte.

Gegenüber demselben erhebt sich die felsige, steil aufsteigende und dichtbewaldete Insel Enoshima, zu welcher zur Ebbezeit eine schmale Landzunge führt, die zur Zeit der Flut jedoch stets überschwemmt ist. In letzterem Falle muß man eine Viertelstunde über eine stets luftige, cirka zehn Fuß hohe Holzbrücke gehen, welche die Insel mit dem Festlande verbindet.

Enoshima, das der Göttin Benten, der Göttin der Schönheit und Liebe, geweiht ist, wurde von der Natur mit üppiger Vegetation verschwenderisch bedacht, ja förmlich überschüttet.

Zur Sommerzeit ist die Insel ein beliebter Seebadeplatz, gleichzeitig berühmt durch seinen Handel mit schönen Seemuscheln und allerlei anderen Meeresprodukten.

Jedes Haus der sehr steilen Hauptstraße enthält einen Muschelladen. Eine Merkwürdigkeit ist der wie eine Reiherfeder aussehende Glasschwamm (Hyalonema Sieboldi), der einzig und allein bei der naheliegenden Insel Oshima gefunden wird.

Auch die große Lazaemuschel findet man dort, welche bei den Japanern als beliebte Delikatesse gilt und, in große Stücke geschnitten, in ihren eigenen Schalen über glühenden Kohlen geschmort wird. Nach dem Genusse derselben hatte ich das Gefühl, als ob ich ein halbes Dutzend Gummibändchen verschluckt hätte.

An vielen reizenden Stellen der dichtbewaldeten Insel, besonders von dem Plateau aus, hat man bezaubernde Ausblicke auf die Yokohama-Bai, auf das hinter derselben sich erhebende Hakonegebirge, welches, in einen duftigen Nebelschleier eingehüllt, seine keusch verdeckten Formen zeigte. Reizende Theehäuschen mit schattigen Lauben liegen dicht am steilen Abhange, wie Vogelnester an einem Felsen.

Fast senkrecht fällt die wildromantische, tiefzerklüftete Südseite Enoshimas gegen das Meer ab. In die Felsen gehauene Stufen führen zu dem fünf- bis sechshundert Fuß tiefer gelegenen unwirtlichen Gestade, auf dessen äußerster Felsenspitze eine Steinlaterne einsam steht, von krallenden Wellen umbrandet. Hoch aufspritzend stürzen die ungestümen Wogen des Oceans mit ihren schaumigen Kämmen heran, als wollten sie es ertrotzen, die höchsten Felsenrisse zu küssen, die sich ihrer Berührung zu entziehen scheinen.

Ein an die Felswand angebauter, äußerst luftiger Brückenpfad führt in die ungefähr hundertundzwanzig Meter tiefe, beim Eingang über dreißig Fuß hohe Felsgrotte, die mit Hunderten von Lichtern erleuchtet sich immer verengt und so niedrig wird, daß man in derselben nur mühsam mit gebücktem Körper kriechen kann. Am Ende der Grotte stehen mehrere Miniaturaltäre, von denen der eine der Göttin Benten geweiht ist, nach welcher die Grotte den Namen trägt.

An diese geheimnisvolle Stätte knüpft sich folgende Mythe:

In uralter, sagenhafter Zeit hauste in der Gegend der heutigen Felsschlucht ein gefürchteter Drache, einer von der ganz bösen Sorte, der die Kinder des dem Festlande zunächst gelegenen Dorfes Koshigoe ver-

schlang. Da erschien im sechsten Jahrhundert unter einem gewaltigen Erdbeben die Göttin Benten in den Wolken, gerade über dem Platze, den das Monstrum bewohnte. Mit einemmal hob sich das Eiland aus den Wassern. Die Göttin ließ sich auf die dem Meere entstiegene Insel herab, heiratete den Drachen und belehrte ihn derart, daß er seine schlechten Gewohnheiten für immer aufgab.

Man sieht daraus, daß, wenn eine Bestie dieser Art überhaupt zu zähmen war, dies nur durch die Macht der Schönheit geschehen konnte!

Sonnenverbrannte, bronzefarbene Gestalten — es waren Fischer der Insel — bevölkerten den Felsenstrand, als ich die Schlucht verließ. Von einem Felsvorsprunge aus sprangen sie in die schäumende Flut und tauchten mit bewundernswerter Geschicklichkeit nach Münzen, die man hineinwarf.

Als ich die steile Anhöhe zu dem Plateau wieder hinaufklomm, führte mich mein Weg an einem Tempelchen vorbei, bei welchem an Schnüren hängend oder an Bambusstäben aufgesteckt zahlreiche kleine Fähnchen angebracht waren. Letztere trugen Namen und Adressen der Spender. Sie waren zwar dem Tempel gewidmet, dienten jedoch mehr den Reklamezwecken spekulativer Theehausbesitzer; die Frömmigkeit war hier nur ein Deckmantel.

Die Sonne stand im Zenith. Sie spiegelte sich auf der vom Winde leicht gekräuselten Wasserfläche, so daß sie wie von Milliarden Diamanten, das Auge blendend, glitzerte. Uralte mächtige Pinien wuchsen wagerecht aus dem wie eine Felsenmauer in das Meer



Lotosblumen, Kamakura

abfallenden Abhange heraus und schienen sich mit ihren gewaltigen, vielverzweigten Kronen über die Wasserfläche schützend herabzuneigen.

Stolze Falken kreisten in den Lüften, indem sie bald sich niedersenkend die Schaumkämme der Wogen zu berühren schienen, bald wieder in freiem unbeschränktem Fluge der Sonne zuschwebten.

Es war meine Absicht, am nächsten Tage Tokio zu verlassen, und so kehrte ich denn früh dorthin zurück, um nochmals von dem berühmten, lotosbedeckten Uyenosee, der gerade in seinem Festgewande prangte, Abschied zu nehmen.

Zweimal des Jahres bildet der Uyenosee, der ungefähr die Größe des inneren Alsterbassins zu Hamburg hat, das Entzücken aller japanischen Naturfreunde; das erste Mal im Frühjahr zur Zeit der Kirschbaumblüte, das zweite Mal im Hochsommer, wenn der See mit Lotosblüten bedeckt ist.

Verbunden durch einen Damm, erhebt sich aus dem See eine reizende, der Göttin Benten geweihte Insel, auf der seit alten Zeiten ein ihr zu Ehren erbauter Tempel steht.

Dem Japaner gilt Benten als Inbegriff aller Schönheit, und er sagt denn auch in höchstem Entzücken von einem Mädchen, das sein Wohlgefallen erregte, daß sie schön wie Benten sei. Doch auch als Beschützerin der Musik, als heilige Cäcilie, verehrt sie der Japaner und stellt sie oft auf einer Biwa (chinesische Laute) spielend dar.

Eine Gesellschaft von Musikfreunden hat ihr denn auch dort ein Denkmal gestiftet. Zwischen hohem Bambusgestrüpp erhebt sich in der Nähe des Tempelchens ein tischförmiger Steinaltar, auf dem eine drei Meter hohe Biwa aus Bronze steht, eine Inschrift in Goldlettern auf derselben besagt: „Die Göttin Benten ist die vollkommene Weisheit, die vollendete Kunst. Gebete zu dieser Göttin verleihen jede Gabe, die man erfleht. Betet um Weisheit, um Reichtum, um Glück — es wird euch gewährt werden. Betet um Schutz vor Krankheit — ihr werdet beschützt sein. Erfleht Geschicklichkeit, Vervollkommnung in der Kunst — sie wird euch gegeben werden. Da die Göttin Benten auch Beschützerin der Musik, so werden wir Musiker von jeher von ihr beschützt, und in dankbarem Gedenken ihrer Weisheit, ihres Wohlwollens weihen wir ihr diese Biwa, auf daß unsere Kinder und Kindeskinder stets unter dem Schutze ihrer Macht und Güte stehen mögen. — September im neunzehnten Jahre Meyis.* — Gewidmet von der Gesellschaft, welche gebildet wurde zum Zwecke der Verehrung Bentens, zur Förderung der Musik.“

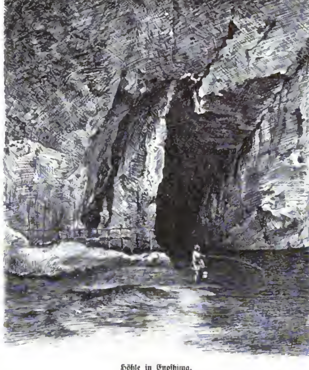


Straße in Enoshima.

Aus dem Boden neben dem Steinaltar ragt eine große bronzene Lotosblume hervor, aus deren Kelch der zur Biwa gehörige Schläger wie ein Staubfaden herauszuwachsen scheint. Unter dem Steinaltar liegen, von Biwaspielerinnen verehrt, Dutzende solcher Saitenschläger, teils aus Bein, teils aus Holz verfertigt, welche die Form eines sechs Zoll langen, flachen Stemmeisens haben. Sie wurden geopfert, damit die Göttin die Spenderinnen erhöre und sie in ihrer Kunst wohlwollend unterstütze.

In einem kleinen Theehause, das auf eingerammten Pfosten ruhend in den See hin-

* D. i. 1886. Meyi, die Regierungsperiode des jetzigen Mikado.



Höhle in Enoshima.

eingebaut ist, erfreute ich mich des herrlichen Ausblickes auf denselben, und ein Glücksfall fügte es, daß mir Gelegenheit geboten wurde, mit einem kleinen Kahne den See befahren zu dürfen, was sonst, da derselbe kaiserliches Eigentum, strengstens untersagt ist.

Der weitaus größte Teil der Wasserfläche war mit Schlingpflanzen, die weiße sternförmige Blüten trugen, bedeckt, und zwar so dicht, daß sie eine kompakte Masse bildeten. So wie im Walde aus dem moosigen Untergrunde die Bäume emporragen, so wuchsen hier aus den Schlingpflanzen die Lotosblumen mit ihren breiten Blättern hervor, die geräumigen Opferschalen glichen, und, von dünnen, langhalsigen, leicht beweglichen Stielen getragen, beim leisesten Windstoß sich rhythmisch hin und her wiegten.

Die Blüte selbst ist einer schönen Spröden vergleichbar, gehüllt in ein weißes oder rosafarbenes Kleid, in das zarte Töne hineinspielen. Auch ist ihre Blütezeit, wie die so mancher Schönen, nur von kurzer Dauer, ihre üppige Pracht währt nur eine kurze Spanne Zeit.

Nur mühsam brachte mein Bootsmann mit einer Stange den Kahn durch das Dickicht der Schlingpflanzen. Beim sanftesten Windhauch bewegte sich graziös der auf seinen langen, schlanken Stielen schaukelnde Blätterocean, in dem Blatt an Blatt, wie Welle an Welle im Meere sich schloß, jede Bewegung schien sich schier ins Unendliche fortzupflanzen.

Auf dem Boden des Kahnes ausgestreckt, hatte ich mein Ohr an die Wand desselben gepreßt. Da vernahm ich — es klang wie die Stimme eines Wassergeistes — deutlich das Glucksen des Wassers, das hämmerartige Anschlagen der Lotosstiele gegen die Holzwand, und hörte das Schleifen der Blätter, die meinen Kahn zu umarmen, zu liebkosen, festzuhalten schienen.

Als ich inmitten des schier undurchdringlichen Lotosblumendickichts mich befand, bat ich den sich mühsam mit der Stange abplagenden Bootsmann, innezuhalten. Lautlos setzte er sich nieder. Bald vergaß ich ganz die Anwesenheit des schweigsamen Gefährten.

Die untergehende Sonne vergoldete das Stückchen Welt um mich. Traumverloren starrte ich in das glühende Rot des langsam verschwindenden Sonnenballes, in das sich bald schwefelgelbfarbenes zartes Gewölk mischte. Mir war, als ob sich ein Schleier über meine Augen breitete, mein Sein sich von dieser Welt loslöste.

Plötzlich schien alles um mich her Leben und Bewegung zu gewinnen, Blätter und Blumen sich in Menschen zu verwandeln; traute Gestalten tauchten vor meinen Blicken auf, mir von meiner Kindheit her lieb, die oft als gute Mächte in mein Leben eingriffen. Meine Gedanken waren an eine Welt gebannt, in der ich einst gelebt, die nun — so schien es mir — in nebelhaft unbestimmbarer Ferne hinter mir lag.

Geschlossenen Auges lag ich da, umsponnen von dem Zauber meiner Phantasiegebilde; da rissen wie mit einem Schlage dumpfe Töne, die zitternd zu mir herüberklangen, mich aus meiner Traumwelt. Ein Pilger hatte auf der nahen Benten-Insel zwei Schläge gegen die großen Gongs* geführt.

Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich über mir den Mond, den Tröster kummervoller Nächte. Von seinem Silberglanze beleuchtet, erzitterte das Blättermeer, und Tausende von Lichtern, welche aus der Häuserreihe auftauchten, die in weiter Ferne den See von einer Seite einschloß, schienen an Glanz mit den Himmelslichtern am Firmamente zu wetteifern.

Ein mächtiger Wind erhob sich. Das Blättermeer, zwischen welchem ich in meinem Kahne lag, geriet in ein Wogen; es erklang wie ein feierlicher Chor; stärker und immer stärker anschwellend schlugen die Töne an mein Ohr, wie das Brausen der Orgel am Schlusse des Tedeums, die Seele ergreifend und erlösend.

So saß ich lange, stumm sinnend und in mich gekehrt.

Als dann mein Auge, in weiten unbegrenzten Fernen schweifend, auf dem endlosen Himmelszelte über mir nach einem unbekannten Etwas suchte, fühlte es sich angezogen von einem Sterne, der in mildem, reinem Glanze herrlich erstrahlte, dessen Licht jeden Nerv in mir erzittern machte.

In den dunklen schwarzen Wassern sah ich lose abgefallene halb verfaulte Lotosblätter schwimmen. Sie glichen unreinen Elementen, deren die reinen Blätter sich entäußert hatten.

* Gongs, Schlagebecken, die vor den japanischen Tempeln die Glocken ersetzen.

Sachte geleitete mich mein Bootsmann zu der heiligen Benteninsel. Ein unsichtbares Weben umschwebte mich wie ein Geisterchor.

Als ich landete, bot sich mir ein seltsames Schauspiel.

Im Scheine des Mondes, der durch die Blätter des Buschwerkes drang, betete, mit schmerzlichem Blick nach den Sternen sehend, inbrünstig ein Mädchen vor der der Göttin geweihten Laute. Was sie von der schönen Göttin erflehte, ich wußte es nicht. War es die Kunst des Lautenspiels, war's Schönheit — war's Liebe? Ein leiser Zephyr kam mir zu Hilfe, er sollte das Rätsel lösen. Von dem sanften Geräusche sacht aneinander schlagender Bambuszweige begleitet, trug derselbe einen tiefen sehnsuchtsvollen Seufzer durch die Lüfte zu mir herüber. Nun wußte ich, was sie erfleht, ersehnt; ich fühlte — es war die Liebe.

Ein Fest im Haupttempel der Bodosekte.

Mächtig dröhnten von dem naheliegenden Chion-in-Tempel die Töne der Riesenglocke an mein Ohr; angezogen von denselben verließ ich mein Heim, das an einem mit Kryptomerien und Kampferbäumen bepflanzten Bergabhange lag. Ein steil aufsteigender Pfad führte mich an einem alten buddhistischen Kirchhofe, der im Waldesdunkel versteckt lag, und in welchem die verfallenen moosüberzogenen Grabsteine in romantischer Unregelmäßigkeit umherlagen, in zwei Minuten vor das Glockenhaus, eine offene viereckige Halle, in welcher einige Theehändlerinnen ihren Stand aufgeschlagen hatten; an einem Querbalken von abnormer Stärke hängt der bronzene Koloß in Manneshöhe über dem Erdboden, bewundert von zahlreichen Pilgern, welche vom etwa hundert Fuß tiefer liegenden Tempel die breite, einen Bogen beschreibende, von Bäumen eingerahmte Steintreppe heraufstiegen.

Nicht, wie in den christlichen Ländern, ertönt zu bestimmten Tageszeiten oder Festlichkeiten ein lang anhaltendes Geläute, das die Andächtigen zum Gebete einladet; nur einzelne Töne durchzittern ab und zu die Luft.

Ein an den Dachsparren mit Stricken be-

festigter starker Querbalken, der den Klöppel ersetzt, wird gegen die Glocke gestoßen und entlockt derselben machtvolle herrliche Töne. Die Glockenhäuser (Kane-zuki-do) stehen, gleich den italienischen Campaniles, isoliert, das des Chion-in-Tempels, in welchem Theeverkäuferinnen ihr Heim aufgeschlagen hatten, um auf Wunsch den Durst frommer Seelen zu stillen, lag am höchst gelegenen Punkte des Tempelhaines, eingeschlossen von Kryptomerien, Kampfer- und einigen über dreißig Fuß hohen Kamelienbäumen, die momentan Tausende von Blüten schmückten. Man findet im allgemeinen in ganz Japan innerhalb und rings um die Tempelanlagen nicht bloß Verkäufer von Erfrischungen und Lebensmitteln, sondern sehr oft ambulante Schaubudenbesitzer und alle Arten von Volksbelustigungen. Der streng puritanische Geist der meisten abendländischen Religionen ist sowohl dem Buddhisten als auch dem Shintoisten fremd.

Durch die Stille des Waldfriedens drangen vom unten liegenden Tempel die Töne des Mokugio herauf, einer aus Keakiholz ausgehöhlten schellenförmigen Holztrommel, die man in buddhistischen Tempeln in allen Größen vorfindet. Das stundenlange ununterbrochene Bearbeiten des Mokugio mit einem Holzschläger, dabei gedankenloses tausendmaliges Herableiern derselben Gebetsformel gehört mit zu den Hauptbeschäftigungen der buddhistischen Priester.

Den Tönen des Mokugio folgend, gelangte ich über die Steintreppe auf den großen Platz, auf welchem der Hondo, der Haupttempel, stand, wo es von Menschen wimmelte.

Als ich mich meiner Schuhe entledigt hatte, eine nicht nur in Gotteshäusern, sondern auch in Privathäusern unerläßliche Bedingung für den Eintretenden, stieg ich die Stufen des Hondo hinan, welcher in zwei Hälften geteilt und durch eine Barriere getrennt war. Die eine Hälfte war für die Andächtigen bestimmt, die andere, in welcher die Altäre standen, für die Priester und solche, welche besonders große Spenden dem Kloster machen.

Die Hinterwand entlang standen Altäre aus kostbarer Lackarbeit, zu welchen Stufen hinanführten; Geräte und Vasen, Räuchergefäße von seltener Pracht, über zwanzig Fuß hohe goldene Lotoszweige in dementsprechenden reichen Bronzevasen, mächtige Matsuzweige in ebensolchen Gefäßen standen auf prächtigen Lacktischen, welche mit reicher Schnitzerei auf Goldgrund verziert waren.

An den Wänden hingen, mit Seidenquasten geschmückt, Kemans, das sind Metallscheiben mit durchbrochener und gravierter Arbeit, die einst Feen als Kopfschmuck gedient haben sollen.

Ungemein effektvoll waren die von der Decke herabbaumelnden Maru-batos, Banner aus kostbaren Stoffen oder aus Metallscheiben bestehend, welche, mit Flitterwerk reich verziert, wie eine breite Kette herabhingen.

Zwischen den Säulen, welche den profanen Teil vom geheiligten trennten, hingen kostbare Stoffe; Rhododendronzweige und solche der japanischen Sternanispflanze standen in vielen Vasen umher. Der Gesamteindruck war ein prächtiger, fast sinnverwirrender!

Vor dem Mittelaltar befand sich eine Art Thron aus kostbarster Goldlackarbeit, zwei Fuß hoch, mit goldgestickten Kissen bedeckt; Räuchergefäße und eine Gong standen darauf, denn dieser Platz war für den Oberpriester bestimmt, welcher von dort aus den Gottesdienst leitete.

Über dem Throne hing von der Decke herab ein aus Metall getriebener vergoldeter Baldachin, an den Enden mit Metallflitterwerk reich geschmückt.

Im profanen Teile des Hondo herrschte ein Leben und Treiben wie auf einem Jahrmarkte, an den Schmalseiten hatten die Mönche Verkaufsstände errichtet, und man konnte sich dort überzeugen, daß diese ehrwürdigen Herren mit glattrasierten Schädeln nicht nur fromme, sondern auch recht spekulative Leute waren. Sie verstanden es, die Dummheit und den Aberglauben der naiven Menge ebenso auszubeuten wie manche ihrer Herren Kollegen anderwärts.

Hoch aufgestapelt lagen buntbemalte Fässer voll Sake (Reiswein), zusammengehalten von Streifen aus Bambusrinde; kleine Säcke enthielten feines Reismehl, große, aus Binsenmatten geflochtene enthielten bedeutende



Der Uyenosee in Tokio zur Zeit der Lotosblüte.

Quantitäten von Reis. Zierlich übereinander geschichtet, in den verschiedensten Größen, in Form von Brotlaiben, lagen zahlreiche Kuchen aus feinstem Reismehl, weiß und rosa gefärbt. All diese Gaben hatten Fromme den guten Pfäfflein gestiftet, auf daß es ihnen wohl ergehe auf Erden!

Um sich zu revanchieren, verkauften diese aber auch Wachskerzen in allen Größen, Weihrauch in Stangen und anderer Form, Ablaßzettel und dergleichen Seelenheilförderndes mehr. Diejenigen Gläubigen, welche einen teuren Toten ehren wollten, ließen bei einem Priester für Geld und gute Worte den Namen des Abgeschiedenen auf bereitliegende, ganz dünne Holztäfelchen mit Tusche schreiben. Ganze Stöße solcher hölzerner Visitenkarten wurden in den geheiligten Raum zu einem Priester gebracht, der, indem er gedankenlos tausendmal denselben Spruch plärrte, auf ein metallenes Schlagbecken krampfhaft loshämmerte.

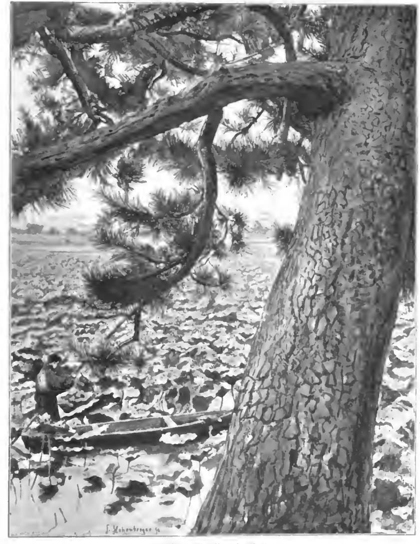
Hoffentlich waren von dieser Gedenkfeier die abgeschiedenen Seelen mehr erbaut als ich.

Wer noch mehr Geld hatte, der konnte sich auch die Auszeichnung erkaufen, auf dem vor jedem buddhistischen Tempel stehenden Holzgerüst durch ein Täfelchen verewigt zu werden. Es werden nämlich auf kleinen Täfelchen, fünf bis sechs Reihen übereinander, die Namen derjenigen unsterblich gemacht, welche eine erwähnenswerte Summe zur Unterhaltung des Tempels und des damit stets verbundenen Klosters stiften.

Indem sie Geschäfte machten, aßen, tranken und rauchten die Mönche; sie hatten alle Ursache, zufrieden zu sein, da der Handel blühte und die im Tempel aufgestellten riesigen Opferladen dermaßen von Spendern umlagert waren, als bekämen die Gläubigen aus denselben etwas herausbezahlt, anstatt etwas zu opfern. Die buddhistischen Mönche denken aber: Nehmen ist seliger denn Geben, und es soll sich in japanischen Landen keiner brüsten können, je von denselben etwas geschenkt bekommen zu haben.

Das arme Volk spendete allerdings nur Ri-Stücke (cirka ein viertel Pfennig), aber Millionen Ris machen schließlich eine bedeutende Summe von Yen.

Die Tempelbesucher bestanden fast, wie überall in Japan, aus den niedersten Volksschichten und aus Bauern, während die gebildeten Stände sich von diesem geistlosen,



Lotosblumen im Uyenosee, Tokio.

rein in Äußerlichkeiten aufgehenden Götzendienste abgestoßen fühlen. Ich sehnte mich, aus dem Gewirre und Gedränge des Tempelinneren herauszukommen, und ging auf die um den Hondo führende, etwa zwanzig Fuß breite Außengalerie, welche von dem weit überragenden geschweiften Tempeldache überschattet wird.

Von der Hinterseite des Hondo führt ein überdeckter breiter Brückenweg zum „Shueido", der Versammlungshalle, mit anstoßenden, weit ausgedehnten Klosterräumen. Tempel und Kloster gehören der Jodosekte.

Da die Mönche fast durchgehends sehr unwissend sind, fast ebenso unwissend wie die Bettelmönche in Italien, so hält es schwer, trotz eifrigen Bemühens, über die Unterschiede der verschiedenen Sekten Näheres zu

erfahren. Daher konnte ich auch nicht feststellen, was das Wort „Jodo“ bedeutet, bis mir zufällig eine im vorigen Jahre verfaßte Broschüre: Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha, welche Kuroda, der Superintendent des Erziehungsdepartements der Jodosekte, verfaßt hat, Aufschluß darüber gab.

„Jodo“ bedeutet „wahre Weisheit“, welche in den Stand setzt, das „Mokșha“ zu erreichen. „Mokșha“, ein Begriff, den der Buddhismus von den Brahmanen übernommen, will sagen: „Über Haß und Liebe erhaben sein, weder Freund noch Feind sehen, recht oder unrecht thun, und in der Wahrheit ausharren, gleichgültig gegen weltliche Einflüsse, die Zeit friedlich verbringen, und also zur vollkommenen Freiheit gelangen, losgelöst von jedem Zwange. Dies ist der Zustand des wahren Mokșha!“ Mr. Kuroda teilt ferner mit: „Diesen beneidenswerten Zustand des Mokșha erreichten diejenigen sofort, welche das Glück hatten, während Buddhas Erdenwallen seinen Lehren zu lauschen.“

Inneres im Chion-in Tempel in Kyoto.

Die Jodos feierten gerade, wie alle Jahre, den Tag, an welchem diese Sekte, eine der sieben mächtigsten in Japan, welcher ungefähr zehntausend Tempel gehören, von ihrem Stifter Honen Shonin gegründet wurde. Der hiesige Tempel wurde im Jahre 1211 n. Chr. zum erstenmal von dem Stifter erbaut, brannte aber mehrmals ab, ein Schicksal, das die japanischen Tempel, da sie nur aus Holz erbaut sind, verhältnismäßig oft erreicht, und wurde vor etwa 260 Jahren zum letztenmal aufgeführt.

Obgleich Anhänger des Cölibates, sollen sich die Jodos nicht durch hervorragende Tugend auszeichnen; ihr Hauptaugenmerk richten sie vielmehr nur auf strenge Befolgung religiöser Äußerlichkeiten. So dürfte man vergeblich auf dem Erdenrunde ausdauerndere Trommel- und Beckenschläger finden als die Jodomönche — eine Tugend, die ich aus Rücksicht für meine Ohren allerdings nicht zu hoch schätze.

Ein glücklicher Zufall hatte mich zur rechten Zeit hergeführt: ein selten schönes Schauspiel wurde mir zu teil, denn die aus ganz Japan von den verschiedensten Jodoklöstern versammelten Abgesandten machten mit ihren Kesans (Überwürfe aus Seidenbrokat), die durch einen Elfenbeinring zusammengehalten werden, einen ebenso prächtigen als originellen Eindruck.

Mit dem Kesan ist es ein eigen Ding. Er soll symbolisch den Büßermantel Buddhas darstellen, welchen der indische Königssohn,



Fest im Haupttempel der Jodosekte (Chion in-Tempel).

Glanz und Reichtum verschmähend, trug. Aus dreiunddreißig Stücken Tuches, welche er erbettelte, als er, seine Lehren predigend, Indien durchzog, verfertigte er diesen Mantel, und um das Andenken an diese Selbstverleugnung zu ehren, tragen heute noch die buddhistischen Mönche den mantelartigen Überwurf aus dreiunddreißig zusammengesetzten Stücken Stoffes. Nur ist der Mantel der Mönche aus den kostbarsten Geweben, die je in Japan erzeugt wurden, verfertigt und gleicht dem Mantel Buddhas ebensowenig wie der heutige entartete Buddhismus den erhabenen Lehren jenes Weltweisen. Dem Buddhismus erging es wie mancher anderen Lehre, daß die ursprünglich reinen

und idealen Intentionen des Stifters entstellt und als Blendwerk für die Menge gemißbraucht wurden.

Fürs Auge schön ist der heutige Kesan allerdings; man sah da in dem Versammlungssaale eine Anzahl Prachtgewänder, wie sie wohl kein Museum der Welt aufweisen dürfte.

Durch die zur Hälfte geschlossenen Schiebewände des Saales drang spärliches Licht; gespenstisch glänzten im Dunkel des Hintergrundes die vergoldeten Statuen dreier Gottheiten, während auf den glattrasierten Schädeln der auf den Matten hockenden Mönche ein schwarzblauer Schimmer lag. Ein in der Mitte des Raumes stehender Mönch las von einer Rolle die Namen aller Anwesenden ab; der Aufgerufene stand sofort auf, bedeckte sein Haupt mit dem „Mosu“* und begab sich in ein Seitengemach.

Es währte nicht lange, so kamen Ordner, um auf der Brücke, welche den Haupttempel mit dem „Shneido“ verband und auf welcher zu beiden Seiten rauchende Japanerinnen saßen, eine Gasse für den Festzug frei zu machen. Die Mönche, immer einen Zwischenraum von mindestens sechs Fuß frei lassend, folgten einer hinter dem anderen, so daß jede einzelne Figur, jeder Typus — und es gab deren wunderbare — für sich wirkte.

Lange Zeit verstrich, bis alle Mönche, in der einen Hand einen Rosenkranz, in der anderen ein zusammengefaltetes Brokattuch, auf welches sie jenen legten, feierlich an mir vorüberschritten und im Hondo, dem Haupttempel, verschwanden.

Vor dem Abte des Klosters, der ganz in Rot gekleidet war und in der einen Hand ein wedelartiges Scepter trug, verbeugte sich die auf dem Boden sitzende Menge tief, mit der Stirn denselben berührend.

Priester.

Es zog mich nach dem Hondo, um der großen Gedenkfeier beizuwohnen. Rechts und links, zu beiden Seiten des Mittelaltars, standen in Reihen Hunderte von ein Fuß hohen Lacktischchen in Zwischenräumen von je einem Meter. Eine heilige Schriften enthaltende Rolle, sowie eine „Hanasara“, eine durchbrochene Metallplatte, die als Zimbel dient, lag auf jedem Tischchen. Unter der Begleitung schwermütig klingender Flöten saß auf seiner Kanzel unter dem Baldachin der Abt, gehüllt in eine Weihrauchwolke, und begann die Ceremonien. Auf ein Zeichen desselben ertönte das Hioshigi, zwei Hölzer aus Keakiholz, die gegeneinander geschlagen einen hellen, weithin dringenden Ton gaben.

Wie auf Kommando legten die Mönche die Gebetrolle vor die Stirn, rollten sie alsdann auf und begannen nach dem Takte des Hioshigi langsamer oder schneller zu beten. Dies geschah im regelmäßigen Wechsel von Crescendo und Decrescendo.

In der dem Volk reservierten Tempelhälfte saßen Tausende dicht gedrängt am Boden, im Schoße ihre in Bambusblätter eingerollten Mahlzeiten haltend, da die Feier vierundzwanzig Stunden währen sollte und es nicht in ihrer Absicht lag, vor Schluß derselben die Stätte zu verlassen.

Da ich kein buddhistisches Sitzfleisch habe, so verließ ich nach mehrstündigem Aufenthalte, begleitet von dem Gesumse der ihre Gebetrollen herabmurmelnden Priester, das Tempelgehege.

Mitternacht war schon längst vorbei, als ich, auf meinem Balkon sitzend, vom nahen

* „Mosu“ heißen die dachförmigen, den Kopf sowohl hinten als vorn etwa ein Fuß überragenden Kopfbedeckungen aus prachtvollem Seidenbrokat, die nach vorn zu in ein Paar hörnerartiger Ohren enden.



Tempelhaine her durch die Stille der sternhellen Nacht, die nur vom Gezirpe der Grillen belebt wurde, das monotone Schlagen des Hioshigi und der Holztrommel vernahm. Rasch entschloß ich mich, nach dem Tempel zu gehen; ich durchschritt die durch Lampions erleuchteten Waldwege; mich überkam eine mystische Stimmung unter den Schatten dieser gewaltigen Baumriesen, die mit ihren gegen den Himmel ragenden Armen schier ins Endlose zu wachsen schienen.

Der, wie tagsüber, von allen Seiten offene Tempel war hell erleuchtet. Über der dichtgedrängten Menge lag eine schwüle, weihrauchdurchschwängerte Atmosphäre. An aufrecht stehenden Bambusstangen hingen über den Köpfen der Menge riesige Lampions, auf welchen die Namen religiöser Innungen verzeichnet standen.

Im Priesterraume war es leer. Nur abwechselnd erfolgten Predigten von einem vier Fuß hohen stuhlartigen Podium herab, auf welchem ein Priester mit einem Lotosscepter wie eine lebende Buddha-Statue saß.

Mit dem oftmaligen Ausrufe: „Namu Amida Butsu", den die tausendköpfige Menge in gedämpftem Tone nachsprach, wurde die Predigt eingeleitet. Mir war bei diesem monotonen Massengemurmel fast zu Mute, als ob ich in einer katholischen Kirche einer Litanei beiwohnte. Kein Mensch konnte mir den Sinn dieser Worte deuten, der Mönch hätte es wahrscheinlich auch nicht gekonnt, da die Priester bekanntlich nur für die Äußerlichkeiten ihrer Sekte Interesse haben, das Warum aber sie wenig kümmert.

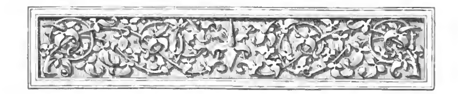
Wie ich später von maßgebender Seite erfuhr, sind diese Worte indisch — der Buddhismus, der von Indien seinen Weg nach China nahm und von dort über Korea im sechsten Jahrhundert n. Chr. nach Japan drang, erklärt dies zur Genüge — und bedeuten: Heil dem ewigen Lichtglanz Buddha!

Mich zog's ins Freie, die Luft war mir zu schwül.

Im Dunkel des Kryptomerienhaines begegnete ich einer seltsamen Gestalt, die mich wunderlich berührte; es war ein Missionär mit langem, auf die Schulter herabfallendem Haar und fanatischem Blicke, der japanisch gedruckte christliche Traktätchen, die er in einer Umhängetasche trug, an die spärlich Vorübergehenden verteilte.

Als ich mich ihm näherte, begrüßte er mich mit dem Rufe: „Gelobt sei Jesus Christus!" Höflich wünschte ich ihm eine gute Nachtruhe. „Gehen wir zur Ruhe," sagte ich ihm, „denn wenn der Mensch schläft, kann er nicht sündigen." Sprach's und verschwand im Dunkel der Kryptomerienallee.





Die Sanskrit-Sprache.

Von

Ernst Eckstein.

Mit dem Wort Sanskrit verbindet der Laie meist den Begriff einer außerordentlich dunklen, fernliegenden, ungenießbaren Sache, der ein Interesse abzugewinnen nur dem verknöchertsten Philologentum möglich sei. Wenn bei uns der gemeine Mann von einer Angelegenheit, die seinen Horizont übersteigt, gerne die Wendung gebraucht: „Das kommt mir spanisch vor“; oder wenn der Franzose im gleichen Falle behauptet: „C'est de l'hebreu pour moi“ (das ist hebräisch für mich); so drückt das „spanisch“ und das „hebräisch“ hier noch nicht annähernd die fast ehrfurchtgebietende Dunkelheit und Entlegenheit aus, wie sie selbst dem gebildeten Nichtkenner vorschwebt, wenn er das Wort Sanskrit hört. Was ist das überhaupt für eine merkwürdige Sprache, die nicht einmal nach dem Land ihrer Verbreitung, sondern mit einem so undurchsichtigen, rätselhaft klingenden Namen genannt wird?

Es sei uns gestattet, dem Leser im Nachfolgenden einiges über dieses geheimnisvolle Idiom und seine Bedeutung für uns, die Spätgeborenen, in leichtverständlicher Darstellung mitzuteilen.

Ums Jahr 1583 reiste ein Italiener, Filippo Sassetti, nach der Stadt Goa in Vorderindien, kam daselbst mit hindostanischen Nationalgelehrten in engere Beziehung und lernte so neben der neuindischen Sprache das Altindische kennen, das mit einem altindischen Worte sanskritâ, das heißt die richtig gebildete, geschmückte, verzierte oder, wie wir sagen würden, die Schriftsprache hieß. Filippo Sassetti verfaßte ein Werk „Lettere“ (Briefe), das über diese altindische Schriftsprache — er nennt sie sanscruta — eine Reihe schätzbarer Mitteilungen enthielt. Schon ihm fiel es auf, daß eine Reihe von Sanskritwörtern mit den entsprechenden Wörtern des Italienischen die auffallendste Ähnlichkeit hatten. Da eine Sprachwissenschaft damals noch nicht existierte, so zog Filippo Sassetti nur eine Reihe von Beispielen an, bei denen die Ähnlichkeit ganz besonders deutlich zu Tage trat. So zum Beispiel Sanskrit serpa, italienisch serpe (die Schlange); die Zahlwörter Sanskrit shash, saptan, ashtan, navan (sechs, sieben, acht, neun), italienisch sei, sette, otto, nove. Doch war Filippo Sassetti noch nicht im stande, sich diese Ähnlichkeit zu erklären. Auch ein späterer Sanskritkenner, der deutsche Missionar Weszdin aus Hoff an der Leitha, der von 1776 bis 1789 an der Küste Malabar lebte und im Jahre 1790 die erste Sanskritgrammatik veröffentlicht hat, findet auffallende Ähnlichkeiten zwischen der Sanskritsprache, dem Lateinischen, dem Persischen und dem Deutschen. Allein erst der Engländer William Jones gab uns für diese unbestreitbare Thatsache den Schlüssel. Er schrieb in dem Organ der „Asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta“, den „Asiatic Researches“, die hier folgenden Sätze, die gewissermaßen als die Geburtsurkunde der vergleichenden Sprachforschung angesehen werden dürfen:

„Welches auch immer das Alter der Sanskritsprache sein mag: ihr Bau ist ein wunderbarer; er ist vollkommener als der des Griechischen, formenreicher als der des Lateinischen, feiner als der der beiden klassischen Sprachen. Dabei bekundet das Sanskrit in Verbalwurzeln wie in grammatikalischen For-

men eine Übereinstimmung mit beiden, die allzu groß ist, als daß man hier bloß das Wirken des Zufalls zu erkennen hätte, eine Ähnlichkeit, die jedem Philologen, der eine ernstliche Prüfung vornimmt, sofort die Überzeugung verschaffen muß, daß diese Sprachen auf gemeinsame Quellen zurückgehen. Eine ähnliche, wenn auch nicht so zwingende* Erwägung führt zu der weiteren Annahme, daß auch Gotisch und Keltisch den nämlichen Ursprung mit dem Sanskrit haben."

Hiermit war der Weg vorgezeichnet, den die künftige Sprachforschung zur Erreichung ihrer großartigen und fruchtbringenden Resultate zu gehen hatte. Die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik hat denn auch in der That den unumstößlichen Nachweis erbracht, daß die Sanskritsprache, das Lateinische, das Griechische, das Gotische, das Keltische, das Litauische, das Altpersische und die slavischen Sprachen sämtlich aus einer und derselben Quelle geflossen sind; aus der Ursprache nämlich, die von den Vorfahren all dieser Völker zu jener Zeit gesprochen wurde, da sich die einzelnen Stämme noch nicht getrennt hatten, um in die verschiedenen Teile Asiens und Europas hinauszuwandern. Die Sprache dieses indogermanischen Urvolks, das vermutlich auf der iranischen Hochebene ansässig war, steht also zu sämtlichen eben erwähnten Einzelidiomen im Verhältnis der Mutterschaft. Und wie sich die einzelnen Söhne, die als Kinder kaum voneinander zu unterscheiden waren, im Lauf der Zeit, unter veränderten Lebensgewohnheiten, auf der Wanderschaft, unter fremden Himmelsstrichen oft derart verändern, daß auf den ersten Blick kaum noch jemand geneigt wäre, die Brüder für Brüder zu halten, so auch hier. Aber den Knochenbau und das Blut und die Sinne haben sie alle von zu Haus mitgenommen, — und alle tragen gewisse unverkennbare Familienzüge, die der scharfsichtige Kenner nach einiger Zeit ausfindig macht.

Hieraus erhellt die Irrtümlichkeit der Auffassung, als ob etwa das Sanskrit selber jene Ursprache sei, aus der sich die einzelnen indogermanischen Sprachen entwickelt hätten; ein Mißverständnis, das auf diesem Gebiet ebenso häufig ist wie auf dem volkstümlicheren der Entwickelungslehre die fälschliche Unterstellung, Darwin behaupte, das Menschengeschlecht stamme vom Affen ab. Genau so wie Darwin das nicht behauptet, sondern nur die Abstammung beider von einer gemeinsamen Urform, eine Vetterschaft annimmt, genau so betrachtet die Sprachwissenschaft das Sanskrit als gleichberechtigte Schwester der übrigen indogermanischen Sprachen, als Mitabkömmling von der gemeinsamen Ursprache.

Diese Ursprache läßt sich allerdings nicht durch greifbare Dokumente belegen, wohl aber nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen mit ziemlicher Sicherheit konstruieren. Man hat nicht nur eine beträchtliche Anzahl von Wurzeln und Wörtern dieses vielleicht um fünf- oder gar zehntausend Jahre zurückliegenden Idioms streng logisch zu bilden versucht, sondern auch ganze ursprachliche Sätze verfaßt, die wohl nur unerheblich von dem, was in der Urzeit Thatsache war, abweichen. Die Methode, mit der man bei diesen Versuchen zu Werke gegangen ist, läßt sich hier leider nicht darstellen.

Das Sanskrit ist zwar durchaus keine dunkle, verworrene, abstruse, wohl aber eine ganz außerordentlich schwer zu erlernende Sprache. Um von dieser Schwierigkeit annähernd einen Begriff zu geben, seien hier nur nachstehende Punkte erwähnt.

Die altindische Schrift, Dêvanâgarî oder Nâgarî genannt, besteht aus dreiunddreißig Konsonant- und dreizehn Vokalzeichen. Hierzu kommen noch verschiedene „Nachtöne" und ein „Aushauch", sowie eine Unzahl sogenannter Kompendien oder Ligaturen. Treffen nämlich in einem Worte zwei oder mehrere Konsonanten unmittelbar zusammen, so dürfen sie in ihrer vollständigen Form nicht nebeneinander gestellt werden, weil man sonst hinter jedem Konsonanten ein a lesen würde. Sie müssen also in schreibliche Einheiten, in Kompendien oder Ligaturen verschmolzen werden.

Sehr erschwert für den Anfänger wird das Studium des Sanskrit vorab durch den Lautwandel und die Gesetze des Wohllauts. Namentlich die Gesetze des Wohllauts führen bei der Aneinanderreihung der einzelnen Wörter tief eingreifende Veränderungen herbei, die für den ungeübten Blick das Er-

* So meinte noch Jones. In Wahrheit ist diese Erwägung genau ebenso zwingend, wie jene andere.

kennen der ursprünglichen Form oft beinahe unmöglich machen. So wird zum Beispiel aus den zwei Wörtern tat çrutvâ (dieses gehört habend) aus Gründen des Wohllauts tac chrutvâ und aus den Wörtern tat harati (dieses nimmt er) tad dharati. Man wird zugeben, daß dies bei einer Sprache von so unendlichem Formenreichtum, der ohnehin an das Gedächtnis hohe Anforderungen stellt, keine Erleichterung bedeutet.

Die Fülle der sanskritischen Deklinations- und Konjugationsformen übertrifft sogar noch das Griechische. Jedes Hauptwort hat außer der Einzahl und Mehrzahl noch eine Zweizahl, den Dual. Jede dieser drei Zahlen hat acht Fälle: nämlich nicht nur wie das Deutsche einen Wer-, Wessen-, Wem- und Wen-Fall, sondern auch noch einen Vokativ (die Form, mit welcher man die Person oder den Gegenstand anredet); einen Ablativ, der auf die Frage „durch wen, durch wessen Vermittelung?", einen Instrumentalis, der auf die Frage „mit wem, wen als Werkzeug benutzend?" und einen Lokativ, der auf die Frage „wo, bei wem?" antwortet. Das macht im ganzen dreimal acht oder vierundzwanzig Kasusformen, denen im Neuhochdeutschen nur acht gegenüberstehen.*

Das sanskritische Zeitwort besitzt gleichfalls drei Zahlen: Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl, und außerdem durchweg drei sogenannte Genera: die thätige, die leidende und eine mittlere Form, das Medium. Zum Beispiel: yajati, thätige Form, er opfert (vom Priester gesagt); yajatê, Medium, er opfert für sich (vom Veranstalter des Opfers gesagt); ijyatê, leidende Form (er wird geopfert). Ferner besitzt das sanskritische Zeitwort sechs Tempora und drei Modi, sowie eine Reihe von Zu- und Vorsatzsilben.

Diese kurzen ganz oberflächlichen Angaben dürften schon ausreichen, um den Leser von der ungewöhnlichen Schwierigkeit der Sanskritsprache zu überzeugen. Franz Bopp, der eigentliche Bahnbrecher für ihr Studium, hat bis zu ihrer vollständigen Beherrschung reichliche sieben Jahre gebraucht. Merkwürdig ist übrigens der begeisterte Fleiß, mit dem sich gerade die Jünger der Sanskritphilologie ihren Bestrebungen hingeben. Helmina von Chézy, die sich lange und eingehend damit befaßte, ließ sich einmal zu dem überschwenglichen Ausspruch hinreißen: „Das Studium des Sanskrit bereichert, läutert und erhebt das ganze Wesen des Menschen; es bemächtigt sich seiner ganz und gar, läßt nichts anderem mehr Raum; von keinem wird es in sittlicher Hinsicht übertroffen."

Um nun auch die berechtigte Frage nach dem Zweck der ungeheuren hier aufgewendeten Arbeit kurz zu beantworten, so ist dieser Zweck ein doppelter. Einmal ist, wie schon erwähnt, das Studium des Sanskrit der einzig mögliche Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Sprachvergleichung, diese machtvolle und fruchtbringende Disciplin, die schon so manches geschichtliche und sprachphilosophische Rätsel gelöst hat und fürder noch lösen wird. Zweitens jedoch ist die Sanskritsprache Trägerin einer der großartigsten Litteraturen der Welt. Die Veden, die in einem Idiom geschrieben sind, das hinter dem sogenannten klassischen Sanskrit noch beträchtlich zurückliegt, sind das älteste Geisteswerk der Indogermanen. Das klassische Sanskrit aber weist Schöpfungen von ganz hervorragendem Umfange und vielfach ausgezeichneter dichterischer Bedeutung auf; — in erster Linie die beiden gewaltigen Volksepen, das Mahâbhârata und das Râmâyana. „Und" — mit Kellner zu reden — „welch glühende farbenprächtige Schöpfungen thun sich auf, wenn wir weiter hinabsteigen in die Periode des kunstmäßigen Schaffens und uns zum Beispiel dem Gîtagôvinda des Jayadêva gegenüber sehen! Welche Fülle der Lebensweisheit quillt aus den Sprüchen eines Bhartrihari! Welch phantastisches, zum Teil bunt bewegtes, zum Teil süß träumerisches Leben reflektieren die Gestaltungen der dramatischen Kunst: König Çûdrakas ‚Thonwäglein', Kâlidâsas ‚Çakuntalâ' und desselben Dichters ‚Urvaçî'! Wie gemahnen uns die Märchen- und Fabelsammlungen des ‚Fünfbuchs', der ‚Guten Unterweisung' und des ‚Meeres der Erzählungsströme' an bekannte Geschichten des Abendlandes, die alle aus Indien bei uns eingewandert sind und

* Es sei hier bemerkt, daß die sanskritische Dativ- und Ablativendung bhyas noch heute im Mund des deutschen Reichsbürgers fortlebt, wenn er vom Omnibus spricht; denn dieses lateinische bus (gleichfalls Dativ- und Ablativendung) entspricht buchstäblich dem Sanskrit bhyas.

den Beweis erbringen, daß kein Volk so gut hat Geschichten erfinden, keins so gut sie hat erzählen können als die alten Inder!" — Übersetzungen aus dem Sanskrit haben sich denn auch in Deutschland von jeher einer sympathischen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Es ist, als ob das gebildete Publikum von einer Art verwandtschaftlicher Pietät erfüllt wäre gegen diese altehrwürdigen Schöpfungen unserer Stammesverwandten am Indus und Ganges. Goethe hat beim Erscheinen von Kâlidâsas „Çakuntalâ", die G. Forster im Jahre 1791 ins Deutsche übertrug, hier gleichsam den Ton angegeben, indem er sein weltbekanntes schwärmerisches Begrüßungsepigramm dichtete:

Willst du die Blüte des früh'ren, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt!

Und noch kürzlich hat die Übersetzung oder, genauer, Bearbeitung des „Thonwägleins" von Çûdraka unter dem Titel „Vasantasena" in allen Städten Deutschlands rauschenden Beifall erzielt.

Um dem Leser zum Schluß darzuthun, mit wie starken und leicht nachweisbaren Fäden das Neuhochdeutsche und das scheinbar so entlegene Sanskrit untereinander zusammenhängen, führen wir hier eine Anzahl von identischen Wörtern aus beiden Idiomen an.

Zunächst einige Verwandtschaftsbezeichnungen, die, nur nach den Gesetzen der Lautwandlung abgeändert, neuhochdeutsch in der nämlichen Form weiterleben wie im Altindischen. Es sind dies: pitar, Vater; mâtar, Mutter; bhrâtar, Bruder; duhitar, Tochter; snushâ, Schnur (Schwiegertochter).

Dann folgende Hauptwörter, die wir aufs Geratewohl herausgreifen: svêda, Schweiß; anta, Ende; nâma, Name; pad, Fuß (englisch foot, lateinisch pes, ped-is); vêda Wissen, Wissenschaft; hrid, Herz (gotisch hairtô); nic, Nacht (griechisch nyx); madhya, Mitte; priya, Freier (eigentlich Gatte); gô, Kuh.

Ferner die Verbalwurzeln stah, stehen; prach, fragen; gam, gehen; bandh, binden; man, meinen (= denken, wovon manushya, Mensch); vas, „wesen" (im Sinne von wohnen; vergl. unser Hauptwort „Anwesen"); die Formen asti, er ist; santi, sie sind; die Zahlwörter: dva, zwei, tri, drei, u. s. w.; die Pronomina tat, das; twám, du; mê, mir; die Partikel kwa, die buchstäblich unserem „wo" entspricht, vor dessen w das ursprüngliche, dem sanskritischen k entsprechende h (gotisch hva) abgefallen ist.

Die Zahl dieser Beispiele ließe sich unschwer verzwanzigfachen, namentlich wenn man auch diejenigen Wörter mit anführen wollte, bei denen die Verwandtschaft durch leicht kontrollierbare Wandlungsprozesse verwischt ist; wie z. B. in unserem „vier", das mit dem Sanskritworte catúr identisch ist und doch nur noch einen Buchstaben mit ihm gemein hat (catúr lautet lateinisch quatuor, gotisch fidvor, althochdeutsch fior, mit Auswerfung des dv). Aber schon das wenige Mitgeteilte wird auch dem Laien die Überzeugung beibringen, daß wir im Punkte der Wortstämme noch eng mit dem Sanskrit verschwistert sind. Und wenn nun der Sprachforscher die Vokabeln der späteren, meist verschliffenen Idiome so auf die ältere noch klar erkennbare und durchsichtige Form zurückführen und so den Nachweis erbringen kann, was denn diese durch den Gebrauch unerklärbar gewordenen Sprachmünzen eigentlich im Grund ihres Wesens bedeutet haben, dann erschließt sich ihm vielfach ein merkwürdig tiefer Einblick in die Gedankenwerkstatt der Menschheit und in die Art und Weise ihrer Kultur- und Ideenentwickelung. Was bedeutet zum Beispiel ursprünglich drei, und was ursprünglich das eben erwähnte vier? Das Studium der Sanskritsprache giebt die Antwort darauf. Dies drei, Sanskrit tri, hängt mit einer Wurzel zusammen, die „überschreiten" heißt und zu der auch das lateinische Wort trans (darüber hinaus) gehört. Drei ist also wörtlich die Zahl, welche über die erste Mehrheit, die zwei, „noch hinausgeht". Und vier, Sanskrit catúr, ist zusammengesetzt aus ca (und, noch dazu) und túr, das identisch mit tri, drei, ist. Catúr bedeutet also: „zu der drei noch etwas hinzu", d. h. vier. — Aus unserem neuhochdeutschen vier hätte das die forschende Wissenschaft niemals herausgelesen. So etwas leistet uns nur die Sprache der alten Inder, das heilige Sanskrit.



Schwester Irene.

Von

Marie von Bunsen.

(Novizenschlafsaal des Marthakrankenhauses in Berlin. Mehrere, durch weiße Vorhänge abgetrennte Schlafräume: einer derselben ist geöffnet; einfache Bettstelle, ein Schränkchen und Waschtisch, ein Kruzifix an der Wand. Auf dem Bett sitzt Schwester Irene, auf den herangeholten Stühlen und Schemeln hocken mehrere Johanniterinnen lachend, plaudernd und Kuchen essend herum. Es sind lauter junge Mädchen, dunkel angezogen, mit weißen Schürzen, weißen Häubchen und dem Johanniterkreuz.)

Gräfin Lottka Schulenberg (eine große, schlanke Johanniterin, kommt herein). Kinder, seht ihr gemütlich aus! (Die anderen reichen ihr den Kuchenteller, sie wählt sich ein Stück.) Sehr gern! Aber nein, nicht Luccaaugen, lieber einen Othello ... ich bin mehr fürs Herzhafte. (Holt sich einen Schemel heran.) Na, hört mal, wenn das die Frau Oberin erfährt!

Heidi von Mergenthin (eine Johanniterin). Ach, die Frau Oberin liegt mit Bleiwasserumschlägen und Gummistrumpf fest. Und Schwester Alexandrine!

Alle (mitleidig). Ach, Schwester Alexandrine!

Heidi Mergenthin (fortfahrend). Und Schwester Irene hat den ganzen Novizenschlafsaal für sich, denn Schwester Lora (auf die eine Abteilung weisend) hat Urlaub, und Schwester Emmy (auf die andere weisend) hat Diphtheritisbaracken-Nachtwache.

Lottka Schulenberg. Diphtheritisnachtwache klingt ja aufregend, aber ich war enttäuscht — recht wenig los. Neulich war ich die ganze Nacht dort, und nur eine Kanüle rutschte und mußte neu eingesetzt werden. Schwester Helene wollte schon den Assistenten holen lassen, denn das Kind wurde schwarz, aber dann gelang es ihr ganz gut, und weiter kam gar nichts vor. Es war etwas geisttötend.

Ilse von Rochnitz (Johanniterin). Am nettesten ist immer Männerstation.

Lottka Schulenberg. Das ist ja 'ne bekannte Sache; die nergeln und quengeln weit weniger. Nur wasche ich ihnen nicht allzu gern den Bart.

Gisela Schulz (Johanniterin, etwas geziert und gesucht, blasse, unregelmäßige Züge mit aufgestülptem Näschen und schmachtenden Augen). Ach, Gräfin Schulenberg, Sie sind auch so fein und empfindsam.

Lottka Schulenberg (entrüstet). Ich! Mir ist es überhaupt viel zu damenhaft hier! Die ersten zwei Monate lernte ich in Salem, und dort ging es anders zu. Schlag vier kam die Schwester in unseren Saal und sagte das Vaterunser her, und bei „Erlöse uns vom Übel" spätestens mußten wir einfallen, und nachher ging es gleich tüchtig ans Abscheuern der Flure. Und wir hatten nur sieben Minuten Anziehzeit und für alle zweiunddreißig Johanniterinnen und Pensionärinnen nur zehn Waschbecken, und Badezimmer waren unbekannt.

Alle. Bah! Wie unsauber!

Lottka Schulenberg (gutmütig). Ach, daran gewöhnt man sich auch. Nur kann niemand mir nachsagen, daß ich empfindsam bin.

Lenchen von Arnim (Johanniterin). Nein, gewiß nicht; neulich, bei der großen Operation, wo der Frau ... wie heißt es doch ... Magen- ... Sektion ... Resektion ... na, alles nur so herausgenommen und nachher wieder hineingethan und hübsch zugenäht

wurde, da sagte ja der Herr Geheimrat zu Ihnen: Brav, Sie haben mir die Instrumente ganz ordentlich gereicht.

Lottka Schulenberg (sieht stolz umher).

Lenchen Arnim (zu Heidi Mergenthin). Haben Sie schon von der klassischen Scene, gerade bei dieser Operation, zwischen dem Herrn Geheimrat und dem Herrn Assistenten Bellmer gehört? ... Na, es war ja einfach zum Ersticken! ... Selbst Schwester Helene lächelte fast. (Rückt zu ihr und erzählt mit vielem Eifer und vielen Gesten.)

Lottka Schulenberg (zu Schwester Irene). Was treiben Sie denn jetzt, Schwester Irene?

Schwester Irene (jung, zierliche Gestalt, sehr anziehende, regelmäßige Züge, ein ruhiger Ausdruck und ruhige Bewegungen; Diakonissintracht: weiße Haube, schwarzes faltiges Kleid, weiße Schürze). Die ersten Klassen Damen; vor allem die Frau von Leyningen.

Lottka Schulenberg. Ich kann mir lebhaft denken, warum man die gerade Ihnen aufhalste. Zu der braucht man Ihre Geduld.

Ilse von Rochnitz. Überhaupt finde ich Klassenkranke stumpfsinnig. Im Saal ist es weit komischer. (Stolz.) Heute habe ich ein Trinkgeld erhalten!

Alle. Nanu?

Ilse Rochnitz. Ja; es war die Frau vom Rieselfeldaufseher, der gestern nacht starb.

Lottka u. Lenchen (nickend). Peritonitis.

Ilse Rochnitz (fortfahrend). Und sie sagte: Fräuleinchen, sorgen Sie man, daß die Leiche recht fein aussieht. Denn ich habe einige sehr noble Verwandte; ein Cousin ist Kutscher beim serbischen Gesandten, und meine Stieftante hat ein Reformkorsettgeschäft in der Jägerstraße, und die werden furchtbar aufpassen! Un hier is der blaue Schlips, er is ganz neu, aber er soll auch grade 'nen neuen haben. Im ganzen war er doch meistens recht gut zu mir ... Und hier, Fräuleinchen, haben Sie 'nen Thaler für Ihre Bemühungen ... (Pathetisch.) Und aus albernem Anstandsgefühl gab ich den Thaler zurück, und das bereue ich jetzt akut!

Lottka Schulenberg. Mich frugen neulich meine Frauen, wo ich sonst konditionierte: ob ich Putz machte oder in Stellung sei. Und die eine sagte wohlwollend: hören Sie auf meinen Rat und werden Sie Anprobefräulein. Sie haben eine Grün-Stern-Figur und das ist englisch und das Allergesuchteste. (Besieht sich ihre Gestalt.) Hm, offen gestanden wundert es mich, daß meine Grün-Stern-Figur selbst in diesem Kittel so zur Geltung kommt ... (fortfahrend) und darauf richtet eine andere sich auf und sagte vorwurfsvoll: Wissen Sie denn nich, daß diese Johanniterfräulein mit den Kreuzen ganz vornehme Damen sind, die zu Hause keinen Finger anrühren?

Gisela Schulz (empfindlich). Ja, Sie sind allerdings hier meistens überaus vornehm. Sie und Schwester Irene sind Gräfinnen und die anderen Freifräuleine oder zum mindestens „vons".

Lottka Schulenberg (ruhig). Fräulein Gisela, im allgemeinen haben Sie ja einen sehr achtungswerten Charakter, nur ab und zu quaseln Sie Blödsinn ... Kinder, wir müssen faktisch in die Koje. Überhaupt habe ich mich den ganzen Tag kaum einmal gesetzt, und (seufzend) um halb fünf werden wir geweckt. (Besorgt.) Und diese Orgie wird selbst das gute Wurm, die Schwester Alexandrine, herausschnüffeln.

Verschiedene. Ach die! Und bei Schwester Irene ist es immer so entzückend gemütlich. (Alle erheben sich, wünschen der Schwester Irene zärtlichst gute Nacht und verlassen den Saal; nur Gisela Schulz bleibt zurück.)

Gisela Schulz (gefühlvoll). Ach, Schwester Irene, ich muß Sie sprechen!

Schwester Irene (fragend). Ja?

Gisela. Ich hatte mir das Leben hier so ganz anders vorgestellt ... viel ... weihevoller ... viel idealer.

Schwester Irene. Nein, ideale Zustände giebt es hier ebensowenig wie anderswo; aber die Arbeit ist doch lohnend und schön, und ein jeder versucht doch sein Bestes zu leisten. Im allgemeinen sind die Johanniterinnen auch recht gern bei uns: ich versichere Sie, liebes Fräulein Gisela, beim Abschied giebt es fast immer Thränen, und manche bleiben hier ganz und gar.

Gisela. Im allgemeinen ... manche! O ja, das glaube ich recht gern; aber leider bin ich ja ziemlich anders wie solche (weist geringschätzend nach der Thür, durch welche die übrigen eben hinausgingen; setzt sich auf einen niedrigen

Schemel vor der auf einem Stuhl sitzenden Schwester Irene). Haben Sie überhaupt schon herausgefühlt, daß ich ein ganz besonderes Menschenkind bin?

Schwester Irene (schweigt).

Gisela. Und ich glaube, gerade Sie könnten mich verstehen, Sie sind mir so selten sympathisch! (Abwehrende Bewegung von Schwester Irene.) Gleich am ersten Sonntag bemerkte ich Sie oben im Chor, und während Sie sangen, blickten Sie nach oben — ganz wie ein Engel!

Schwester Irene (ungeduldig, aber immer freundlich). Aber liebes Fräulein Gisela, wozu soll das!

Gisela (fortfahrend). Und ich frug nach Ihrem Namen, und man sagte mir, das ist ja Schwester Irene, und sie ist genau so, wie man sich eine Schwester Irene träumt ... so friedlich und freudig und schön.

Schwester Irene (erhebt sich; wie oben). Hatten Sie mir weiter nichts zu sagen?

Gisela (drängt sie auf den Stuhl zurück; eifrig). Doch, doch, bitte, hören Sie zu. (Feierlich.) Schwester Irene, glauben Sie, daß man eine große Liebe, eine wahrhaft glühende Liebe jemals zu vergessen vermag?

Schwester Irene (zuckt leicht zusammen, faßt sich schnell). Nicht wahr, jeder Fall, jeder Mensch ist darin so verschieden?

Gisela. Eben ... und ich bin ja nicht „jeder Mensch". (Schwermütig.) Ich habe also eine große, eine ganz, ganz große Liebe durchlebt. Und sie war unglücklich, überaus unglücklich ... deswegen wurde ich Johanniterin; (abschweifend) weswegen wurden Sie Diakonissin?

Schwester Irene (stockt einen Augenblick). Ich habe immer auf dem Lande gelebt und schon als ganz junges Mädchen unsere Dorfleute besonders gern gepflegt. So hatte ich schon lange den Wunsch, Schwester zu werden, und nach dem Tode meiner Eltern verstand es sich bei mir von selbst. Meine Geschwister wollten zwar, daß ich weiter in Barnow mit ihnen leben sollte. Aber ich schwankte keinen Augenblick und bin hier ja so befriedigt und glücklich.

Gisela (etwas neidisch). Nun ja, wenn man auch so beliebt ist, finde ich das gar kein Kunststück! Ich wäre ja auch gern Diakonissin und gäbe gewiß eine vorzügliche ab, das heißt, (nachdenklich) wenn ich nicht zu selbständig und individuell bin ... (Etwas mitleidig.) Also das waren Ihre Beweggründe. (Selbstbewußt.) Bei mir war es unglückliche Liebe!

Schwester Irene (lächelnd). Das habe ich mir gleich gedacht.

Gisela (energisch). Aber nun ... ist es so sonderbar gekommen ... Wissen Sie ... der Herr Assistent Bellmer ... (Schwester Irene versucht ihr Lächeln zu verbergen.) Er ist doch fabelhaft schön!

Schwester Irene. Das haben aber schon recht viele gefunden!

Gisela (bescheiden). Dieses eine Mal bin ich allerdings der Ansicht von „vielen" ... Und denken Sie sich ... neulich ... nach der dummen Geschichte ... Sie wissen ja ... mit der verwechselten Medizin ... neulich, als mein Verband wieder aufging, lächelte er ganz eigen und drohte mit dem Finger und sagte: Passen Sie auf, wir haben Sie auf dem Strich; wenn Sie sich nicht tüchtiger bewähren, bekommen Sie schwerlich Ihr Johanniterpatent. Und die Art, die ganz besondere Art, wie er dieses sagte, bewies mir ... daß ... daß ... daß er sich (verschämt und beglückt) für mich interessiere!

Schwester Irene (sanft). Nicht wahr, liebes Fräulein Gisela, es ist doch besser, daß ich es Ihnen sage: Er ist heimlich mit einer jungen Ärztin verlobt, ich weiß es aus sicherster Quelle.

(Pause.)

Gisela (vergräbt den Kopf in ihre Hände).

Schwester Irene (aufmunternd). Sie sind ja so vernünftig und werden sich das selber schon ausreden. Und dann nehmen Sie sich recht zusammen, nicht wahr? Und werden die beste Johanniterin vom ganzen Jahrgang!

Gisela (mit tonloser Stimme). Ja, das möchte ich werden. Ich denke es mir so prachtvoll, im Kriege seine Vettern zu pflegen. Ich habe mehrere; allerdings leider alle in der Linie, zwei sogar bloß Ingenieure, (schuldbewußt) und einer sogar Train. (Neidisch.) Und Sie sollen einen Vetter bei den Garde-Kürassieren haben, der Sie neulich besuchte. Kam er ganz weiß und im Adlerhelm?

Schwester Irene (etwas kurz). Behüte,

ganz einfach, im Interimsrock, mit seiner Frau.

Gisela (enttäuscht). Ach, mit seiner Frau!

Schwester Irene (erhebt sich und reicht ihr freundlich die Hand). Nun, liebes Fräulein Gisela, es wird spät.

Gisela (überschwenglich). O, ich danke Ihnen tausendmal für alles, was Sie mir gewesen sind. Ich weiß, Sie haben mich verstanden, und (bitter) das ist so selten! (Geht, an der Thür wendet sie sich, pathetisch.) Das aber fühle ich nun erst recht klar, eine große, eine wahre Liebe kann man niemals vergessen, solange man lebt! (Fort.)

Schwester Irene (seufzt, tritt an das Fenster und sieht hinaus). Wie rührend die Sterne selbst auf diesen Garten herabscheinen! Sie scheinen ebenso freundlich auf jene Rosen und Linden vor der Leichenhalle, wie zu Hause auf dem Lande. Und die Rosen und Linden blühen und duften ebenso glücklich wie dort. (Geht sinnend zurück und setzt sich mit träumerischem Ausdruck auf ihr Bett; wiederholt leise und fragend.) Eine große, eine wahre Liebe kann man niemals vergessen, solange man lebt?

(In einer traumhaften Vision erblickt sie ein Parkrundell mit alten blühenden Lindenbäumen und tief herunter sich neigenden blühenden Ästen. Rings herum einige steinerne Bänke und in Buchs eingefaßte Rosen Rabatten. In der Mitte ein zerkrümelnder steinerner Tritonenbrunnen, an dessen Rückseite sich ein Rosenbusch schlingt. Auf dem Brunnenrand sitzt Gräfin Irene Lennin in weißem Kleid, im Gürtel einige Rosen. In den Händen hat sie blühende Rosenranken, welche sie in den glitzernden Wasserstrahl hält. Hinter ihr Ulrich von Wulffen, ein zu Anfang der Dreißiger stehender Mann.)

Gräfin Irene Lennin. Sehen Sie nur, Diamantentautropfen und Rosen! — Was duftet heute früh stärker? All die Rosen oder all die Linden?

Herr von Wulffen (schaut in erregter Bewunderung auf sie herab; leise). Ihr ganzes Wesen duftet noch stärker. (Irene wendet sich überrascht und beleidigt fort.) Ihre Schönheit ist der gefährlichste Duft, ist der berauschendste Trank. (Irene erhebt sich schnell; Herr von Wulffen mit steigernder Leidenschaft.) Ich bin ja schwach, ich bin nur ein Mensch. Irene, ich liebe dich, ich liebe dich, wie noch keiner dich liebte, noch je lieben wird.

Irene (in glücklicher Befangenheit). Ach!

Herr von Wulffen (schließt sie stürmisch in seine Arme, küßt sie lange und heiß).

Irene (liegt regungslos in seinen Armen; einige Sekunden verfliegen; dann richtet sie, wie traumbefangen, sich auf und sieht ihn lächelnd und fragend an). Ach!

Herr von Wulffen. Wie rot du geworden bist ... und Thränen! Diamantentautropfen und Rosen!

Irene (verbirgt ihr Gesicht an seiner Schulter).

Herr von Wulffen (zärtlich). Dich hat gewiß noch keiner geküßt!

Irene (einfach). Nein, noch niemand. Einige wollten mich heiraten, aber die wollte ich nicht, und so kam es nie zum Küssen. (Schmiegt sich wieder an seine Schulter.) Ach, ich bin ja so glücklich! Bis heute wußte ich noch gar nicht, was Glück bedeutet.

Herr von Wulffen (küßt sie immer leidenschaftlicher). Irene, kannst du denn lieben?

Irene (blickt zu ihm auf, leise aber fest). Ja, dich!

Herr von Wulffen. Kind, ich verlange von dir eine unendliche Liebe, eine Liebe tief wie das Meer und heiß wie die Sonne und ewig wie der Tod.

Irene (ruhig, aber mit verklärtem Ausdrucke). Ja, so liebe ich dich!

Herr von Wulffen (schnell, fast besinnungslos). Ach, meine Schuld wächst in den Himmel! Zu Anfang der Irrtum ... und dann, so bald, das unsinnige Verlangen, in deiner Nähe zu atmen, dein Herz, und wäre es nur ein einziges Mal, deine Lippen zu erobern. Und dann diese meine feige Niedertracht. (Küßt heißhungrig die ihn verstört betrachtende Irene.) Irene, in fernen Ländern erwarten uns weiße Häuser in blühenden Gärten, erwartet uns das Glück. Aber dazwischen liegt ein Abgrund! Und, Irene, ist deine Liebe auch wirklich so groß, daß du um meinetwillen alles aufzugeben vermagst ... deine Vergangenheit, deine Heimat, dein Vaterland, deine Eltern ... deine Ehre ... (Irene prallt zurück, er hält sie fest.) Ich bin unlöslich gekettet ... bin ein verheirateter Mann.

Irene (reißt sich entsetzt von ihm los, entschlossen). Niemals, nie, in alle Ewigkeit, nein! ... (Verzweifelt.) Das war deine Liebe, das mutetest du mir zu! (Die Eindrücke verwischen sich; dann wieder)

Irene (allein; außer sich). O, diese Schande, diese unauslöschliche Schande! Ich liebte

ihn, ich liebte ihn mit allen Pulsen, mit allen Fasern, mit jedem Blutstropfen, mit meinem ganzen Ich. Mit keiner märzlich blassen Schneeglöckchenunwissenheit, sondern mit der heißen, reinen, rosenroten Blüte meiner zwanzig Jahre. Bis in ihr innerstes Geheimnis sind meine Gedanken vergiftet, in meinen Gedanken habe ich die große Sünde begangen ... Und alles durch seine schwache Schlechtigkeit. Ich hasse ihn, ich verachte ihn! Nie werde ich wieder sein, nie kann ich vergessen, nie will ich vergeben!

— — — — — — — — —

Irene (schaudernd, wie aus Träumen erwachend). Immer wieder, immer wieder. Wann kommt Frieden und Ruh? (Mit plötzlichem Entschluß kniet sie nieder, faltet die Hände und betet ganz leise.)

So nimm du meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich
Ich kann allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt,
Wo du mich heißest stehen,
Da komme, Jesu, mit.

* * *

(Nachmittag des folgenden Tages. Krankenstube und Vorzimmer. Einfaches Mobiliar, helle Tapeten, weiße Vorhänge, gescheuerte Dielen, keine Teppiche, religiöse Bilder an der Wand.)

Frau von Leyningen (eine reizlose Frau, Mitte der Dreißiger, im einfachen Nachthemd zu Bett liegend, richtet sich auf und schiebt den Wandschirm beiseite; harte, wenn auch manchmal schwach heisere Stimme). Schwester Irene?

Schwester Irene (sitzt am Fenster und bessert Wäsche aus; legt augenblicklich alles beiseite und geht freundlich zur Kranken). Sie haben ja gut geschlafen, gnädige Frau!

Frau von Leyningen (ärgerlich). Im Gegenteil, keinen Augenblick, ich wachte die ganze Zeit. Setzen Sie sich doch hierher ... und ich verbitte mir das Nähen. Wenn ich erste Klasse, acht Mark pro Tag bezahle, werde ich doch wohl über eine volle Dienstkraft verfügen können.

Schwester Irene. Selbstverständlich, gnädige Frau. (Glättet die Kissen und Decken; sieht nach der Uhr und giebt ihr einen Löffel Medizin.)

Frau von Leyningen. Ach, nun rumoren Sie nur nicht noch länger herum. Ich bin wirklich kein so anspruchsloser Mensch, wie man hier zu glauben scheint. Zu Hause bin ich doch ziemlich verwöhnt. (Schwester Irene setzt sich geduldig auf den Stuhl am Fußende des Bettes.) Herrgott, und nun werden Sie gar phlegmatisch. Es ist um aus der Haut zu fahren. Nein, ich bedaure doch, daß ich die neue Jungfer gehen ließ. Immerhin ist es noch besser so wie sonst, cirka viermal im Jahre seine Jungfer zu wechseln, als so wie jetzt, ganz und gar ohne auch nur die Untauglichste zu sein ... (leiser erschreckender Aufschrei) Was ist das! ... Helfen Sie mir! Helfen Sie!

Schwester Irene (springt vor, umfaßt sie mit einem Arm, drückt mit der freien Hand auf den Klingelknopf. Frau von Leyningen stöhnt leise. Irene richtet sie mit Kissen etwas auf.)

Schwester Paula (Diakonissin; erscheint an der Thür).

Schwester Irene. Der Herr Assistenzarzt.

(Pause; leises Stöhnen der Kranken; sowie

Schwester Irene das Öffnen der Außenthür hört, geht sie dem Assistenzarzt Bellmer bis in das Vorzimmer entgegen, in der Hand Fieberthermometer und Fieberkarte, welche sie ihm beide zeigt und leise erklärt.) Temperatur heute früh gesunken ... der Herr Geheimrat befürchtete schon ... dann ruhiger Schlaf ... plötzliche Beklemmung und Schwäche ... augenblicklich besser ...

Dr. Bellmer (geht hinter den Schirm, man merkt, daß er den Puls fühlt; er winkt der aufmerksam wartenden Schwester Irene, diese gießt eine Flüssigkeit in ein Arzneiglas und reicht es ihm, er flößt den Inhalt der Kranken ein).

Frau von Leyningen. Ach, jetzt kann ich wieder etwas leichter atmen. (Unhöflich.) Wer sind Sie denn? Sie sind doch nicht der Geheimrat?

Dr. Bellmer (stellt sich vor). Assistenzarzt Bellmer.

Frau von Leyningen. Es ist doch einfach namenlos, einen so zu behandeln! Fragen Sie doch mal in Oberschlesien, wer ich bin und was eine Frau von Leyningen-Tielow bedeutet? So etwas kann einem nur hier in Berlin begegnen ... Werde ich den Geheimrat zu sehen bekommen, ja oder nein?

Dr. Bellmer (vollkommen gelassen und höflich). Leider erst um vier, gnädige Frau; er ist

jetzt schon fort, kommt aber dann bestimmt zurück und wird zweifellos vorsprechen. Wenn Sie gestatten ... (Zieht die Morphium-spritze aus der Tasche und beugt sich über ihren Arm.)

Frau von Leyningen (zuckt leicht zusammen; klagend). Können Sie mir denn gar nicht helfen? Es muß doch bald besser werden.

Dr. Bellmer. Gewiß ... die Einspritzung wird Sie erleichtern ... Ich würde Ihnen aber doch vielleicht raten, Ihre nächsten Angehörigen kommen zu lassen. Wir wollen ja das Allerbeste hoffen. Ganz gewiß, ja; aber der Zustand ist nicht ganz unbedenklich.

Frau von Leyningen (erschrocken und heftig). Nein, nein, Sie irren sich ... das kann nicht sein ... dafür müssen Sie sorgen.

Dr. Bellmer. Ganz gewiß, ja, wir wollen das Allerbeste hoffen. Aber Ihren Angehörigen bereiten Sie dadurch doch auch sicherlich eine Freude ... Schwester Irene wird sich mit ihnen in Verbindung setzen ... Um vier wird der Herr Geheimrat vorsprechen, heute abend werde ich mir erlauben ... empfehle mich. — (Winkt der Schwester Irene, welche ihm in das Vorzimmer folgt.) Schlimm; taxiere sie auf etwa vierundzwanzig Stunden. (Schwester Irene wiegt ernst den Kopf.) Ich gebe ordentlich Morphium, sie wird es ganz leicht haben. Warum soll so ein armes Ding sich auch zwecklos quälen ... Also ... (Giebt ihr Verhaltungsmaßregeln.) ... Einspritzungen ... dritte Diät ... alle zwei Stunden ...

Schwester Irene (aufmerksam zuhörend). Jawohl, Herr Doktor.

Dr. Bellmer. Schön! (Grüßt sie freundlich und höflich und geht.)

Schwester Irene (in das Krankenzimmer zurück).

Frau von Leyningen. Ich glaube nicht, ich glaube kein Wort ... aber ... aber ... lassen Sie doch den Pastor holen ... das ist doch immer angenehmer wie so ein Doktor. Man weiß das ja, selbst ein Geheimrat ist meistenteils ein Atheist, und nun erst ein junger Assistent! Und Pastoren sind doch auf dem Lande gewesen und kennen unsereins und sind nicht so wie die Stadtleute aus dieser socialdemokratischen Massenbaracke, wie unser Landrat Berlin immer so treffend benennt. Ja, rufen Sie den Pastor.

Schwester Irene (geht hinaus auf den Flur und kommt gleich wieder zurück).

Frau von Leyningen. Und dann, ja, ... Gefahr ist zwar nicht im geringsten vorhanden, aber mein Mann soll kommen. Gerade soll er kommen. Hier in meiner Nähe soll er bleiben. Können Sie auch deutlich schreiben?

Schwester Irene (einfach). Ich werde mir rechte Mühe geben, gnädige Frau.

Frau von Leyningen (zweifelnd). Sie sind doch wohl mehr oder weniger ein gebildetes Mädchen? Da, holen Sie aus der Schreibmappe auf dem Tisch ... hier ist der Schlüssel (reicht ihr den Bund) ... lassen Sie ihn ja nicht stecken ... all meine Briefmarken sind drin ... nehmen Sie sich eine Rohrpostkarte ... (es geschieht; Schwester Irene setzt sich an den Tisch und reicht Feder und Tinte heran) und schreiben Sie: (diktiert) Herrn von Wulffen, Verbindungsstrich, Leyningen-Tielow.

Schwester Irene (bestürzt wiederholend). Wulffen?

Frau von Leyningen. Natürlich, wir sind doch eigentlich Wulffens und nennen uns nur Leyningen seit dem Tode meines Onkels, der mir Tielow hinterließ ... (diktiert weiter) Kaiserhof, Berlin. Komme sofort. Klammer. Im Auftrag. Beppi W. Leyningen.

Schwester Irene (geht mit der Karte: zur selben Zeit kommt Pastor Schmiehlen, der Anstaltsgeistliche, herein; ein älterer Herr, steif, predigerhaft).

Pastor Schmiehlen. Zu meinem Bedauern vernehme ich, daß Ihr Zustand sich um einiges verschlimmert habe.

Frau von Leyningen. Nur ganz unbedenklich ... es kann nicht gefährlich sein ... ich kann nicht sterben!

Pastor Schmiehlen (seufzt). Mitten wir im Leben sind ...

Frau von Leyningen (unterbricht ihn). Nein, nein ... Natürlich habe ich kein schlechtes Gewissen! O im Gegenteil! ... Selbstlob ist ja nicht schön, aber offen kann ich vor meinen Schöpfer hintreten und sagen: Hier, Herr, eine deutsche Edelfrau vom alten Schrot! Nie habe ich Unmoralität um mich herum geduldet, verging sich ein Mädchen, und Sie wissen ja, auf dem Lande ... obgleich es natürlich in der Stadt noch viel schlimmer ist ... unweigerlich wurde sie mit

Knall und Fall entlassen. Als der Sohn einer Arbeiterfamilie, die schon fünfunddreißig Jahre bei uns dienten, vorigen Sommer sich an dem Breslauer Socialdemokratentag beteiligte, mußten die Eltern fort. Nie durften moderne Bücher ins Schloß, nur die Kreuzzeitung, das Missionsblatt und der Christliche Volksfreund wurden gehalten. Nichts Schlechtes litt ich in meiner Nähe, ich habe auf Gottesfurcht gehalten ... und parieren mußte ein jeder!

Pastor Schmiehlen. Ach, verehrte Frau, wir alle sind Sünder ...

Frau von Leyningen. Gewiß ... jawohl ... aber es stände gut um unser armes Vaterland, hätten alle, so wie ich, ihre Schuldigkeit verrichtet.

Pastor Schmiehlen. Ein jeder soll doch recht demütig in sich eingehen, prüfend, inwiefern er seine mannigfaltigen Pflichten erfüllt habe. Die Pflicht gegen Gott, gegen die eigene, unsterbliche Seele, gegen alle Angehörigen, als da wären: der Ehegatte ...

Frau von Leyningen (unterbricht ihn heftig). Sprechen Sie mir nicht von dem! Ich sage Ihnen, lieblos, undankbar war er allzeit! Und was hat er an mir gehabt!

— — — — — — — — — — — —

(Im Vorzimmer hat Schwester Irene, nachdem sie die Karte weggetragen hatte, während des letzten Auftrittes die Dielen naß aufgenommen und die Fensterscheiben geputzt.)

Schwester Paula. Als die Rohrpostkarte hinuntergetragen wurde, kam Herr von Leyningen gerade zur Pförtnerin, um sich nach dem Befinden seiner Frau zu erkundigen. Er läßt nun anfragen, ob er gleich vorgelassen werden könnte?

Schwester Irene (sieht nach dem Krankenzimmer). Augenblicklich nicht, er muß noch etwas warten.

Schwester Paula (geht heraus, kehrt gleich wieder zurück). Ach, ich soll dich auch vielmals vom Nummer-Acht-Saal grüßen.

Schwester Irene (erfreut). Die guten, lieben Leute! Wie geht es denn dort?

Schwester Paula. Mit Neumann ist es noch immer dasselbe, der alte Kulkow fühlt sich etwas besser, Simon hat höheres Fieber, vierzig Komma zehn, wird aber wohl durchkommen. Und alle, alle lassen dich ganz besonders grüßen, du möchtest doch ja wieder bald zu ihnen kommen. Jetzt sänge keiner ihnen abends was vor, und überhaupt wäre es nicht so hübsch wie damals ... Ach, richtig, und der Mikowsky schickt dir ein selbstgeflochtenes Lesezeichen. (Holt behutsam aus ihrer Tasche ein in Papier gehülltes buntes Lesezeichen, so wie kleine Kinder sie flechten.)

Schwester Irene (gerührt). Der gute Mikowsky, er erinnert mich so an unseren alten Schäfermeister zu Hause. (Legt das Lesezeichen in ihr auf dem Tisch liegendes Gesangbuch, sieht dann besorgt nach dem Krankenzimmer.) Die Unterredung dort drinnen hat lange genug gedauert. Du könntest den Herrn von Leyningen rufen. (Schwester Paula geht, Schwester Irene bringt das Zimmer rasch in Ordnung. Im Krankenzimmer hat sich der Pastor erhoben, steht aber noch leise und eindringlich redend am Bett.)

Herr von Wulffen-Leyningen (tritt ein).

Schwester Irene (welche mit dem Rücken gegen das Licht steht, erkennt ihn gleich, faßt sich schnell; leise und gemessen). Ich werde Sie bei Ihrer Frau Gemahlin sofort anmelden. (Geht in das Krankenzimmer.) Entschuldigen Sie, bitte, daß ich störe, aber Herr von Leyningen ist nebenan und wünscht die gnädige Frau zu sprechen.

— — — — — — — — — — — —

Pastor Schmiehlen. Ohnehin wollte ich bereits aufbrechen. (Zur Kranken gewendet.) Eingedenk Ihrer letzten Worte (leise) und Versprechungen, werde ich also Ihrem Begehren willfahren. (Geht mit Schwester Irene in das Vorzimmer; Schwester Irene hält Herrn von W.-Leyningen die Thür auf, er geht hinein, tritt langsam an das Bett, wo er sich leise unterhält.)

Pastor Schmiehlen (sieht im Vorzimmer Schwester Irene an). Ist Ihnen nicht wohl, liebe Schwester? Sie dürfen uns aber nicht etwa krank werden!

Schwester Irene. O nein, danke schön, Herr Pastor, es geht mir vollkommen gut, wie immer; so eine regelmäßige Arbeit ist ja das Allergesündeste.

Pastor Schmiehlen (wohlwollend). Ja, Gott sei Dank, halten Sie sich allzeit stramm! (Sieht nach dem Krankenzimmer.) Die arme Frau! Eine beklagenswerte Gemütsverfassung. Hoffentlich habe ich ihr etwas Sammlung und Frieden zuführen dürfen! — Sie möchte das heilige Abendmahl mit ihrem Mann und Ihnen nehmen.

Schwester Irene (erschrocken). Mit mir?

Pastor Schmiehlen. Ja, das war ihr ausdrücklicher Wunsch. Warum befremdet Sie das? Natürlich ist von keinem Zwang die Rede; wenn es Ihnen irgendwie ...

Schwester Irene (hat sich schnell gefaßt; ruhig). Doch, ich will gern. (Pastor Schmiehlen nickt ihr freundlich zu und geht; Schwester Irene setzt sich und vergräbt im innerlichen Kampf das Gesicht in ihre Hände.)

— — — — — — — — — — — —

Frau von Leyningen. Ja, Ulrich, allerdings hast du meine stete Aufopferung herzlich schlecht belohnt, hast mir wenig Erkenntlichkeit bewiesen. Und was verdankst du mir nicht alles! Aber davon wollen wir heute nicht reden. Hier, Ulrich, reich ich dir meine Hand. Ich trage dir nichts nach.

Herr von Leyningen (ergreift ihre Hand; mit stockender, gepreßter Stimme). Ich danke dir für alles ... verzeih mir.

Frau von Leyningen. Einmal, das wußte ich, mußte dieser Tag kommen! — Jetzt geh ... ich bin müde und will mich vorbereiten. Der Pastor hat sehr ernst und sehr erbaulich mit mir gesprochen. (Er drückt ihre Hand und geht in das Vorzimmer, in dem Schwester Irene nach der vergangenen Seelenqual gefaßt dasteht; erkennt sie und prallt zurück) Gräfin J....

Schwester Irene (ruhig, mit Nachdruck) Schwester Irene.

Herr von Leyningen. Sie hier ... und als schwarz gekleidete Nonne ... als dienstthuende Pflegerin ... Sie! (Sich vergessend.) Und noch ebenso jung und schön!

Schwester Irene (sehr ernst). Sie wissen, wie wir uns trennten und was uns trennte. Nebenan liegt Ihre sterbende Frau. Und Sie wagen es, so zu mir zu reden?

Herr von Leyningen (mit unwillkürlicher Hoffnung). Sterbend?

Schwester Irene. Ja, sterbend.

Herr von Leyningen (kämpft mit sich selbst). Sie dauert mich ... aufrichtig ... Und gewiß werde ich jetzt schweigen ... Jedoch ... wenn Sie alles wüßten!

Schwester Irene (ernst und schlicht). Ich brauche nichts zu wissen. Wir drei sollen das heilige Abendmahl gemeinsam feiern. Es ist das Zeichen der Vergebung. Mein Ringen nach Vergessenheit, meine durchwachten Nächte haben lang gedauert. Sie können kaum ahnen, wie schwer die mir von Ihnen geschlagenen Wunden vernarbten. Das würde vielleicht überhaupt kein Mann glauben. Aber jetzt ist das alles vorbei; ich habe vergessen, und ich vergebe Ihnen, wie ich einst Vergebung erhoffe.

(Die Thür nach dem Flur öffnet sich; es erscheint der Pastor im Ornat und mit Gebetbuch, hinter ihm trägt eine Schwester zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, eine andere Schwester folgt mit einem Kruzifix, hinter ihr eine dritte mit den Sakramentsgeräten.)

* * *

(Einige Zeit später; Sprechzimmer im Marthakrankenhaus; Holztäfelung, Kreuzigungsbild, geschnitzte gotische Stühle, Butzenscheibenfenster mit gemalten Lilien und Sprüchen.)

Herr von Leyningen (ganz schwarz gekleidet, tritt ein).

Diakonissin (die ihn hereingeführt hat). Ich werde Schwester Irene gleich rufen.

Herr von Leyningen (sieht umher). Hu, wie klösterlich! (Geht unruhig auf und ab.)

(Kleine Pause.)

Schwester Irene (kommt mit heiterem Ausdruck herein und reicht ihm unbefangen die Hand).

Herr von Leyningen (überrascht und stutzend). Sie sehen ja strahlend aus!

Schwester Irene. Ja! — Ich komme eben von der Frau Oberin, sie hatte mich rufen lassen und sagte mir, in vier Wochen solle ich als richtige, volle Schwester eingesegnet werden!

Herr von Leyningen (stampft unwillkürlich mit dem Fuß). Es ist unmöglich, das kann und darf nicht stattfinden! — Für viele brave, vortreffliche Mädchen ist dieses ja gewiß ein höchst lobenswerter und geeigneter Beruf ... aber um Gotteswillen nicht für Sie ... nicht für Sie!

Schwester Irene (kalt). Nämlich?

Herr von Leyningen. Sie sind gemacht, um glücklich zu sein und um andere zu beglücken.

Schwester Irene. Ja, das bildet jeder sich gern ein. Und ich habe es sogar erreicht.

Herr von Leyningen. Nein, nein, nicht so ... nicht durch diesen trostlosen Asketismus, durch diesen grauenvollen, langsamen Selbstmord. (Irene lächelt.) Ja, wenn man Sie ansieht, muß man das kraß Un-

gereimte Ihrer Lage so empfinden. Zu solch einem Jammerleben sind Sie doch zu jung und zu schön!

Schwester Irene (einfach). Nun! Es ist nicht üblich, aber wir wollen ruhig annehmen, daß ich so schön sei, wie Sie das, nicht immer taktvoll, behaupten. Schönheit schmückt jedes Dasein, auch das meine. Ja, ich weiß, wie leicht ich mir in der Anstalt hier eine unzweifelhafte Beliebtheit zu erwerben vermochte. Ich weiß, wie meine Kranken sich freuen, wenn ich nur zu ihnen trete. Ich versuche diese Gabe dankbar zu verwerten, möchte dankbar die mir beschiedenen Sonnenstrahlen den allerverkümmertsten, allertraurigsten Geschöpfen zuwenden. Wüßten Sie, wie gut man zu mir ist, würden Sie meinen „grauenvollen, langsamen Selbstmord“ nicht beklagen, vielleicht würde Ihnen mein Leben sogar glücklich erscheinen.

Herr von Leyningen. Ach, armes Kind, Sie sprechen von Leben und Sie sprechen von Glück und kennen weder das eine noch das andere. Sie ahnen nichts vom Gewaltigsten, vom Hinreißendsten auf Erden, Sie haben noch niemals geliebt!

Schwester Irene (zuckt zusammen und errötet, will sprechen, schweigt aber).

(Kleine Pause.)

Herr von Leyningen. Sie mußten doch wissen, daß ich kommen würde ... Ich liebe Sie. Ich liebe nicht nur Ihre Schönheit, (verwirrt) obgleich jetzt, da ich wieder vor Ihnen stehe, ich kaum weiß, was ich rede ... ich verehre Sie mit hinaufblickender Bewunderung. Was noch in mir gut ist — oder sein könnte — verlangt nach Ihrer Reinheit und Wahrheit und Sanftmut. — Mein Leben verlief in farblos schlammigen Sand, ich sehne mich nach Blumenduft und Waldesschatten und durchsichtigen Wassern, ich sehne mich nach Ihnen! Geben Sie mir Ihre Hand! ... Weiß Gott, ich glaube, Sie werden es einmal nicht bereuen.

Schwester Irene (ruhig). Ich denke nicht daran.

Herr von Leyningen (bitter). Nein, natürlich nicht! Sie verachten mich; in Ihren Augen bin ich der letzte der letzten. Hören Sie mich doch an, Sie kennen ja einzig das Verächtlichste in meinem Leben. Ich bin ja auch kein Glanzpunkt der Menschheit, aber doch weit, weit entschuldbarer, als Sie glauben ... Hören Sie nur. Ich kam hierher auf die Kriegsakademie, aus meiner öden, kleinen posenschen Garnison heraus und begann zu leben und ging viel unter Menschen, unter Menschen der verschiedensten Kreise. Dann verliebte ich mich in ein interessantes, kompliziertes, nervöses Mädchen, aber sie war ebenso vermögenslos wie ich und wir mußten uns trennen. Dann geriet ich unter die großen, schwarzen Augen und kleinen, weißen Hände einer verführerischen Frau aus der Tiergartenstraße, geriet mehr unter ihren Bann, als gut war. Nachdem das Verhältnis in üblicher Unerquicklichkeit zerging, fühlte ich mich recht auseinander, recht losgelöst, und eine besorgte Verwandte in Oberschlesien lud mich aufs Land, gemeinschaftlich mit der Erbin des benachbarten Gutes. Dann beging ich das Hauptversehen meines Lebens und verlobte mich mit der armen Beppi. Ich liebte sie nicht, war mir dessen bewußt, aber sie war ... frisch ... und praktisch ... und sie gehörte in jene patriarchalisch-anheimelnden Kreise, denen ich mich entfremdet hatte, die ihren atavistischen Zauber wieder auf mich übten. Aus meinen untergrabenen Geldverhältnissen heraus, sehnte ich mich, nicht nach Luxus, aber nach einer geordneten Existenz: nach jener überreizten, überverfeinerten, aber im Grunde doch etwas gehaltlosen Berliner Luft sehnte ich mich nach dem echteren, naturgemäßeren Wirken und Schaffen auf dem Lande. Meine Braut kannte und liebte nur das Landleben, ich gab mir gar nicht die Mühe, ihr eigentliches Wesen zu ergründen, sah derbe Naturkraft in ihrer inneren Roh ... (stockt; Pause). Ach, und nun kann ich mich ja nicht weiter rechtfertigen, ich kann meine tote Frau doch nicht anklagen!

Schwester Irene. Nein, thun Sie das nicht!

(Kleine Pause.)

Herr von Leyningen. Aber fragen Sie doch in der Umgegend, wer bedauert wurde, sie oder ich, ja, wer verurteilt wurde, sie oder ich? Acht lange Jahre war ich gefesselt, habe einige erträgliche Zeiten zu Anfang erlebt und keinen einzigen glücklichen

Tag, auch nicht für recht bescheidene Ansprüche ... Wir hatten nicht mal Kinder, und ich hatte sie mir so gewünscht ... Dann bekümmerte ich mich viel um landwirtschaftliche Fragen, soweit es ihr Geiz ... (verbessert sich) soweit es ihre ziemlich weitgehende Machtbefugnis über das Vermögen gestattete. So kam ich an jenem Juni vor Jahren in Geschäften nach dem Gestüt Ihres Nachbargutes. Auf der Hinreise, Sie wissen ja, traf ich Ihren Herrn Vater, er hörte meinen Namen, vielleicht gefiel ich ihm, so lud er mich zur Jagd nach Barnow. Ganz zufälligerweise erwähnte ich nicht gleich zu Anfang meine Verheiratung, und so bald — unterließ ich es mit Absicht. Ich geriet vollkommen außer mir, denn ich wußte ja, daß meine Frau (bitter) nie, niemals in eine Scheidung zum Zwecke meiner glücklichen Wiederverheiratung einwilligen würde, und Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie offenbarungshaft lieblich und unschuldig und begehrenswert Sie mir erschienen, wie wahnsinnig, wie unselig ich mich in Sie verliebte.

Schwester Irene (hat mit nach dem Fenster gewandtem Gesicht zugehört, wendet sich jetzt; sanft und bittend). Ach, reden Sie nicht weiter, es ist so nutzlos und es schmerzt mich. Ich freue mich, Sie jetzt besser zu verstehen, aber auch ehe ich diese Einzelheiten wußte, hatte ich alles vergeben und vergessen.

Herr von Leyningen. Ja, leider! Mich erbittert Ihre engelhafte, abgeklärte Vergebung. Ich habe mich Ihnen gegenüber schwer versündigt; verabscheuen Sie mich, — aber lassen Sie es mich nur wieder gutmachen, aber verleugnen Sie nicht Ihr einstiges rasches, jugendheißes Blut, verbergen sie es nicht unter diesem Leichengewand der Ruhe, in dieser um Sie verbreiteten reinen, gletscherhaften Höhenluft!

Schwester Irene (lächelnd). Meine Kranken finden mich gar nicht gletscherhaft, und der vergebende Friede, welcher Sie kränkt, ist nicht angenommen, ist nicht äußerlich, sondern in schweren Stunden erworben — erkämpft. Ich könnte Ihnen jetzt nicht zürnen, selbst wenn ich wollte. Ich habe ja alles, wonach mein Herz begehrt. Ich will weder Sie noch einen anderen heiraten. Für die allermeisten ist dieses ja sicherlich das Beglückendste und Natürlichste; nicht für mich — (sieht ihn bedeutungsvoll an) so wie ich nun einmal geworden bin (blickt in die Ferne). Vielleicht hätte es anders kommen können — vielleicht! Wir werden das niemals erfahren, und es ist besser, wenn das Meer der vereitelten Wünsche seine Toten birgt. Die Vergangenheit liegt weit, weit hinter mir, firm und fest stehe ich in der Gegenwart, blicke freudig, hoffnungsvoll in die Zukunft. (In der Ferne erklingt leiser Chorgesang.) Hören Sie? Die Schwestern üben das Hosianna zu meiner Einsegnung! (Lauscht, glücklich lächelnd.)

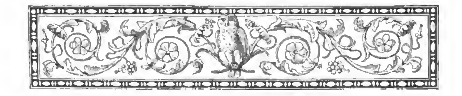
Herr von Leyningen (in leidenschaftlichem Zorn). Verdammte Klosterverführung, verfluchter Krypto-Katholicismus! (Weist nach dem fernen Gesang wie auf die Einrichtung des Zimmers.) Lauter Hosiannagesänge, und Lilien und Kruzifixe, wo man nur hinsieht!

Schwester Irene (lächelnd). Ach, schelten Sie doch nicht die wirklich so harmlose Ausschmückung unseres Daseins. Wir arbeiten ja redlich, warum sollten wir unsere Umgebung nicht harmonisch gestalten dürfen?

Herr von Leyningen (heftig). In eine proselytierende Seelenfängerei sind Sie geraten. (Steigernd.) Hier lasse ich Sie nicht. Sie sind für mich geschaffen, Sie müssen mir gehören. (Will ihre Hände ergreifen.)

Schwester Irene (wehrt ihm). Nein, weder für Sie noch für einen anderen wurde ich geschaffen; ich darf frei mich vergeben und frei mich ausleben. Hier habe ich eine Lebensarbeit und eine Friedensbucht gefunden. (Er will sprechen.) Nein, bitte, nicht. (Sanft.) Gehen Sie! Hier bin ich glücklich, hier bin ich nützlich. Giebt es denn so viele, denen noch mehr zu teil wird? (Sie reicht ihm die Hand, nach kurzem, kämpfendem Zögern ergreift er dieselbe und drückt sie hastig, sieht ihr noch einmal ins Gesicht und verläßt das Zimmer.

Sie bleibt regungslos stehen; der ferne Chorgesang schwillt leise an; auf ihren Zügen liegt ein glückliches Lächeln.)



Für den Weihnachtstisch.

Auch für dieses Jahr bieten wir, altem Brauche folgend, unseren Lesern eine kurze Übersicht der für die Festzeit bestimmten Gaben, soweit sie zur Litteratur oder Kunstproduktion in Beziehung stehen. Wenn die Auswahl zunächst noch nicht allzu groß ist, so liegt dies daran, daß die vorliegende Nummer frühzeitig zum Druck fertiggestellt sein muß. Wir werden deshalb in dem noch vor Weihnachten erscheinenden Januarhefte gewiß einen Nachtrag bringen müssen. — In einem stattlichen Prachtbande liegt vollendet vor **Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart** von Richard Wülker. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Für die Gediegenheit des Textes, der bei aller Gedrängtheit und Kürze doch nichts Wissenswertes vermissen läßt, bürgt schon der Name des Verfassers, der als Autorität auf diesem Gebiete bekannt ist. Reichhaltig und vorzüglich ist der Illustrationsschmuck: das Werk enthält neben hundertfünfzig Abbildungen im Text fünfundzwanzig Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und elf Faksimile-Beilagen. — Von gleichem Werte verspricht die in demselben Verlage erscheinende **Geschichte der deutschen Litteratur** zu werden, von der die ersten Lieferungen vorliegen, und für deren Bearbeitung die Professoren Koch und Vogt gewonnen wurden. Auch auf das Werk, mit welchem das Bibliographische Institut seinen Ruf begründet, darf bei dieser Gelegenheit nochmals verwiesen werden: wir meinen **Meyers Konversationslexikon.** Wir haben seiner Zeit in einem besonderen, ausführlichen Artikel auf seine Vorzüglichkeit und Unentbehrlichkeit für jeden Gebildeten hingewiesen. Da das kompendiöse Werk vielfach auch gegen Teilzahlungen zu erhalten ist, so wird seine Erwerbung jenen weniger Begüterten ermöglicht, die nicht in der Lage sind, auf einmal für diesen, wie gesagt, unentbehrlichen „Ratgeber des Lebens" eine größere Geldsumme zu opfern.

Aus den Alpen betitelt sich ein neues Werk von Robert von Lendenfeld, das in zwei starken Bänden vorliegt. (Prag, F. Tempsky.) Der erste Band behandelt die Westalpen und enthält neben einer wohlgelungenen Farbendrucktafel, Jungfrau, Mönch und Eiger darstellend, nicht weniger als hundertundsechsundachtzig Text- und Vollbilder, die nach Originalzeichnungen von Compton und Hey ausgeführt sind. Noch reichhaltiger mit Illustrationsschmuck ist der zweite Band versehen, welcher die Ostalpen behandelt. Gerade dieses Werk eignet sich vorzüglich zu einer Weihnachtsgabe in besser situierten Kreisen, zumal für jene, welche die Schönheiten der Alpen aus eigener Anschauung kennen. Eine eigentliche Kritik dieser wissenschaftlich hervorragenden Leistung ist an dieser Stelle nicht notwendig; jedenfalls gehört es — wofür schon der Name des unseren Lesern wohlbekannten Verfassers bürgt — zu den ersten und bedeutendsten Werken dieser Gattung. — **Der Gotthard** nennt Carl Spitteler sein neuestes Buch. (Frauenfeld, J. Huber.) Der Verfasser, als feinsinniger Kritiker und origineller Lyriker längst wohlbekannt, verleugnet auch in diesem von den üblichen Reisehandbüchern sich vorteilhaft unterscheidenden Werke den Poeten nicht, der für die Schönheiten der Natur einen hellen Blick besitzt und dazu die Gabe, das Geschaute in eigentümlich stimmungsvoller Sprache zur Wiedergabe zu bringen. Das Belehrende wird in angenehm fesselnder Weise vorgetragen. Den Mitgliedern unserer Alpenvereine sei es besonders warm empfohlen.

Empfehlend hinweisen wollen wir auch an dieser Stelle wieder auf die Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publikationen der Nationalgalerie in Berlin. Zum Beispiel ist die Wiedergabe der **Sixtinischen Madonna** von solcher technischen Vollendung, daß sie einem Originalölgemälde schon sehr nahe kommt. Wem an Förderung deutscher Kunst gelegen ist, und wer sich oder lieben Angehörigen eine Festüberraschung verschaffen will, der sollte dieser Vereinigung beitreten. Der Mitgliedspreis ist im Vergleich zu dem Gebotenen ein äußerst geringer. — **Kunst und Dichtung Hand in Hand** betitelt sich ein wirklich ansprechend ausgestattetes Prachtwerk, welches die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien zur Ausgabe gelangen läßt. Das Buch enthält achtzehn meisterhaft wiedergegebene Radierungen nach Bildern unserer ersten Maler; von ihnen wollen wir nur nennen Böcklin,

Grützner, von Uhde, Baumier, von Kaulbach, Gabriel Max; den begleitenden Text, teils stimmungsvolle Prosa, teils rein lyrische Gedichte, verfaßten Ebers, Jensen, Rosegger, Greif, Ada Christen, Hermann Lingg u. a. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die einzelnen Bilder genauer einzugehen, von denen viele dem deutschen Publikum längst liebe Bekannte geworden sind. Jedenfalls ist jeder Maler mit ihn besonders charakterisierend n Gaben vertreten. So bringt uns Böcklin seine „Villa am Meer", zu der Hermann Lingg zwei tief empfundene Strophen beigesteuert hat. Bei der vornehm gediegenen Ausstattung — besonders geschmackvoll ist die Einbanddecke — darf der Preis, zwanzig Mark, ein billiger genannt werden. — **Braunschweigs Baudenkmäler.** Serie III: Architektur- und Landschaftsbilder aus dem Herzogtum Braunschweig. Herausgegeben vom Verein von Freunden der Photographie. (Braunschweig, B. Goeritz und W. Danert.) Die ersten beiden Bände, welche nur Bilder aus Braunschweig und dessen Umgebung brachten, erregten wegen ihrer künstlerischen Vollendung in weiteren Kreisen berechtigtes Aufsehen. Des gleichen Beifalls wird sich auch die vorliegende Serie erfreuen, die nicht weniger als sechsundsechzig vorzüglich gelungene Blätter enthält und, nur Darstellungen der hervorragendsten Baudenkmäler aus dem Herzogtume selber bietend, einen würdigen Abschluß der obigen beiden Bände bietet. Hervorgehoben sei noch an dieser Stelle besonders das Verdienst, welches sich Herr Prof. Constantin Uhde durch Zusammenstellung und Auswahl der einzelnen Darstellungen erworben hat.

Mit einem ganz eigenartigen Prachtwerke erscheint diesmal Adolf Titze in Leipzig: **Goethes Gedichte.** Bisher liegen zwei Lieferungen vor; das Ganze ist auf zwölf Lieferungen berechnet. Das Werk wird über vierhundert Gedichte des Altmeisters bieten. Die chronologische Anordnung, wodurch die Sammlung ihren eigenartigen Reiz erhält, hat der Goethebiograph Karl Heinemann übernommen. Der illustrative Schmuck rührt von dem bekannten Maler Frank Kirchbach her. Bilder wie das zu dem Gedichte „Stirbt der Fuchs" u. s. w. sind Meisterwerke in ihrer Art. Jedenfalls ist es Kirchbach gelungen, sich völlig in die Universalität der Goetheschen Weltanschauung zu vertiefen. — Als eine wirklich vornehme Weihnachtsgabe können Adalbert Stifters **Studien** empfohlen werden. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.) Franz Hein und Fr. Kallmorgen haben das dreibändige Werk mit einer Reihe von Illustrationen versehen, welche den Charakter der Stifterschen Poesie höchst getreu und stimmungsvoll wiedergeben und von denen einige Proben hier eingefügt sind. Das Werk selber, längst als klassisch anerkannt, bedarf keiner preisenden Worte mehr. Als ein köstlicher Hausschatz, aus dessen Gediegenheit jung und alt ewig neuen und echt poetischen Genuß schöpfen werden, sollte das herrliche Buch in keiner Familie fehlen. — Die zahlreichen Verehrer Martin Greifs seien darauf verwiesen, daß dessen **Gesammelte Werke** im gleichen Verlage nun vollständig erschienen sind. Martin Greifs Ruf als Lyriker ist unantastbar; die zahlreichen Auflagen seiner Gedichte beweisen es; doch auch die in dem Gesamtwerk vereinigten Dramen verdienen eine weitere Beachtung, als ihnen leider bisher zu teil geworden ist. — F. W. Webers historisch-romantische Dichtung **Dreizehnlinden,** die schon in vierundsiebzig Auflagen erschienen ist, liegt jetzt in einer stattlichen Prachtausgabe vor, die sicherlich viele Verehrer finden wird. Außer zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen in Holzschnitt schmücken das Werk zwölf Heliogravüren nach Zeichnungen von Karl Rickelt in München. Künstlerisch vornehm wirkt schon die eigenartig und reich ausgestattete Einbanddecke. Gewiß wird mancher beim Anblick des Buches bedauern, daß es dem persönlich so bescheidenen und liebenswürdigen Schöpfer dieser klassisch gewordenen Dichtung nicht selber mehr vergönnt wurde, sich an dieser wundersamen Ausstattung seines Musenkindes zu erfreuen. — **Ebbe und Flut** nennt Ernst Eckstein seine neueste bei



Aus Adalbert Stifters „Studien". (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

C. Reißner in Leipzig erschienene Gedichtsammlung. Der Verfasser strebt nach Vielseitigkeit im Goetheschen Sinne, und so läßt er neben ernsten und tragischen Motiven ebenfalls den Humor in

Aus Adalbert Stifters „Studien“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

seinen mannigfachsten Schattierungen zur Geltung kommen. In dem originell ausgestatteten Buche, das auch manches Epigrammatische auf gewisse dem Verfasser unangenehme Strömungen in Kunst und Litteratur enthält, hätten vielleicht die englischen und französischen Gedichte fehlen können; zu manchen Reimen in den letzteren würde wohl ein Coppée oder der verstorbene Verlaine ihr Imprimatur nicht gegeben haben. — In den durch Baumbachs Werke beliebt gewordenen Miniaturausgaben führt A. G. Liebeskind in Leipzig zwei neue Lyriker ein: Hans Probst, **Lieder sind wir!** und **Aus ungleichen Tagen**, neue Gedichte von S. Fritz. Beide Dichter verleugnen jene Schule deutscher Lyriker nicht, welche der Verlag besonders bevorzugt. Ohne Baumbach, Trojan und Seidel wären sie gleichsam kaum verständlich; und dennoch dürfen sie sich getrost neben jene als selbständige Dichterpersönlichkeiten stellen. Das gilt namentlich von



Aus Adalbert Stifters „Studien“ (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

S. Fritz, welcher es trefflich versteht, in kurzen realistischen Genrebildchen allerlei zeitgenössische Eigenheiten zu persiflieren. Aus den Probstschen Liedern sei die Humoreske „Schöpfungsgeschichte“ hervorgehoben: Darwin und Agassiz berichten vor Gott selber ihre Entdeckungen, wobei denn, wegen der Bestrafung im Jenseits, auch die heikle Frage aufgeworfen wird, wer für uns jetzt „eigentlich der erste Mensch war“.

Seinen vielen Verehrern und Verehrerinnen bringt Felix Dahn eine neue erfreuliche Gabe mit dem historischen Roman **Vom Chiemgau**. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Der Roman, ums Jahr 596 n. Chr. spielend, weist die alten Vorzüge der Dahnschen kraftvollen Darstellungskunst auf. Weitab von den Pfaden des modernen Naturalismus sich bewegend, sich begnügend mit der noch immer nicht zu verachtenden Kunst gesunden „Fabulierens“, dürfte das Buch, in dem die Kämpfe mit räuberischen Awaren ein Hauptinteresse beanspruchen, gerade der reiferen Jugend besonders willkommen sein. — In der „Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.) sind zwei neue Romane erschienen: **Roderich Löhr** von Ernst Eckstein und **Der Schutzengel** von Ola Hansson. Ecksteins Roman ist unseren Lesern bekannt, da er zuerst in den Monatsheften erschien. Bei der Buchausgabe hätte das Werk vielleicht noch ein wenig gewonnen, wenn der Verfasser einige wirklich überflüssige Fremdwörter und Provinzialismen hier und da gestrichen hätte. Eigenartig ist das Buch Ola Hanssons, eines jungen, deutsch schreibenden Schweden. Von dem Inhalt der versöhnlich schließenden Erzählung soll an dieser Stelle nichts verraten werden; nur so viel sei gesagt, daß uns der Verfasser ein von Ibsenscher Kraft und Wahrheitsliebe erfülltes Bild einer nordischen Kleinstadt giebt. — Mit seinen Erzählungen „Von Frühling zu Frühling“ und „Unter blauem Himmel“ hatte sich Hans Hoffmann als einer unserer feinsinnigsten neuen Erzähler eingeführt, der nicht bloß tragisch zu rühren versteht, sondern dem auch die seltene Gabe verliehen ward, echt humoristische Wirkungen zu erzielen. Ebenbürtig diesen beiden von goldiger Poesie verklärten Werken zeigt sich seine neueste Novellensammlung: **Bozener Märchen und Mären**. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Man ist im Zweifel,

welcher von den fünf in diesem zierlichen Bändchen vereinigten Geschichten man den Preis erteilen soll. Jede hat ihre eigenen Schönheiten. Das Buch gehört zu jenen in der modernen Erzählungslitteratur sehr seltenen Werken, die man gern mehr als einmal zu erhöhtem Genusse zur Hand nimmt. — „Geschichte und Dichtung“ nennt Wilhelm Jensen sein neuestes Romanwerk **Der Hohenstaufer Ausgang.** (Leipzig, Carl Reißner.) Ob unter der schweren Fülle des geschichtlichen Stoffes nicht die eigentliche poetische Darstellung etwas zu kurz gekommen ist, soll diesmal an dieser Stelle nicht erörtert werden; jedenfalls ist das historische Kolorit echt und hat der gefeierte Erzähler aus eigener reicher Anschauung geschildert: die Schicksale seines wackeren Manfrid von Temringen, der erst sehr spät seine Eckwinde Hartmuot findet und wiederfindet, werden sicherlich mehr als einem Leser das Herz ergreifen. — Aus dem Verlage von A. Bonz u. Comp. liegt eine ganze Reihe von zierlich ausgestatteten Büchern vor, die, mit schön gelungenen Bildern versehen, sich besonders zu Geschenken für die Erwachsenen eignen. Wir nennen zunächst den zweibändigen Roman aus dem modernen Leben **Die Bacchantin** von Ludwig Ganghofer, mit Illustrationen von Seligmann. Dramatisch packende Handlung, naturwahre Charakteristik sind die Vorzüge dieser neuesten Dichtung Ganghofers. Nicht minder vorteilhaft repräsentieren sich die neuesten Novellen von Hermine Villinger: **Aus unserer Zeit,** welche C. Liebrich illustriert hat. Freunden eines gesunden, aber nie derb oder roh werdenden Humors nennen wir die neuen Novellen von Hans Arnold: **Aus alten und neuen Tagen.** Das Bändchen enthält acht Erzählungen: Der Fähnrich als Erzieher, Die Affenfrau, Menne im Seebad — schon diese Überschriften deuten dem Leser an, daß er keine düster tragischen Geschichten zu erwarten hat. Als letztes und nicht schlechtestes Werk, im gleichen Verlage erschienen, sei Ludwig Hevesis neuester Roman **Die Althofleute,** ein „Sommerroman“, hervorgehoben. Der Verfasser, in Süddeutschland und besonders in Österreich als Novellist sehr beliebt, hat doch in Norddeutschland die wohlverdiente Anerkennung noch nicht gefunden. Es wäre zu wünschen, daß es ihm mit dem vorliegenden Buche gelingt, dessen Reiz durch die beigegebenen Bilder von Wilhelm Schulz erhöht wird. — **Erzählungen** von C. Hirundo. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Der Verfasser ist durch zwei geschichtliche Erzählungen „Irmengard“ und die „Giebinger“ bekannt geworden, denen sich die „Chiemseelieder“ anschlossen. In seinem neuesten Werke bewegt er sich mit Glück auf dem Boden der Gegenwart. Welcher der beiden in dem Bande vereinigten Novellen der Preis gebührt, möge an dieser Stelle nicht entschieden werden; jedenfalls bezeugen sowohl „Sutta“ wie der „Staatsanwalt“ ein bedeutendes poetisches Können und stellen das Werk weit höher als die sogenannte gute Unterhaltungslektüre. — Vollständig in sechs Bänden liegen nun vor **Mark Twains humoristische Schriften.** (Stuttgart, R. Lutz.) Schon vor Jahren haben wir auf die Trefflichkeit dieses ersten aller amerikanischen Humoristen



Aus Adalbert Stifters „Studien“. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

hingewiesen. Wir können an dieser Stelle nur sagen, daß Mark Twains Schöpfungen zu jenen wenigen litterarischen Erzeugnissen gehören, die man nicht bloß lesen sollte, sondern auch besitzen. Er bleibt fürs Leben ein guter Freund, dessen heiteres Lachen manche trüben Geister siegreich verscheucht. — Zum Schlusse wollen wir noch auf **Engelhorns Roman-Bibliothek** (Stuttgart, J. Engelhorn) verweisen, von welcher der neueste Jahrgang, der zwölfte, nun vollständig vorliegt. Mit Recht haben sich die rot gebundenen Bücher bei den Erwachsenen rasch eingebürgert. Neben dem Besten aus den modernen ausländischen Litteraturen werden auch die einheimischen Autoren nicht vergessen. Wir nennen nur Wolzogens „Erbschleicherinnen", „Revanche" von dem verstorbenen A. von Roberts und zumal Spielhagens äußerst spannende, von einer tiefsinnigen und echt modernen Idee getragene Erzählung „Selbstgerecht". Auf letzteres Werk, eines der besten des ersten unserer Romandichter, werden wir an anderer Stelle noch ausführlicher zurückkommen müssen.

Unseren deutschen Frauen, welche ihren Glauben an Schiller noch nicht verloren haben und in ihm nicht bloß den größten unserer dramatischen Dichter verehren, sondern ihn auch als Herzensbildner schätzen, sei das umfangreiche Werk von Julius Burggraf empfohlen: **Schillers Frauengestalten.** (Stuttgart, Carl Krabbe.) Der Verfasser, ein geachteter Prediger in Bremen, unterstützt von dem gründlichsten Fachwissen, führt den Nachweis, daß auch Schiller, trotz der gegenteiligen Behauptungen neuester Naturalistenweisheit, ein Kenner des Frauenherzens gewesen ist und als Künstler eine Reihe der verschiedensten Frauencharaktere geschaffen hat, die durchaus keine blutlosen Schemen sind. Die einzelnen Analysen sind wohlgelungen, nur hätte sich der Verfasser bei Angabe des Inhalts der Dramen manchmal kürzer fassen können. Übrigens handelt es sich in dem trefflich und mit Begeisterung geschriebenen Buche nicht allein um die Frauengestalten der Schillerschen Dramen, sondern es werden uns auch alle jene Frauen und Mädchen vorgeführt, mit welchen der Dichter persönlich in Berührung gekommen ist. Unter diesen Porträts seien besonders genannt die Charakteristiken der Mutter Schillers, seiner Schwestern und seiner Frau, Henriette von Arnim und Charlotte von Kalb.

Wie soll ich mich benehmen? Ein Handbuch des guten Tones und der feinen Lebensart. In Aufnahmen nach dem Leben unter Mitwirkung hochgestellter Persönlichkeiten herausgegeben von J. von Wedell. (Stuttgart, Levy und Müller.) — Es ist vielleicht als ein Zeichen der Zeit anzusehen, daß Bücher, welche eine Tendenz wie das vorliegende verfolgen, in immer größerer Anzahl erscheinen. Es muß also ein Bedürfnis vorhanden sein. Und gewiß, Geistesbildung und Herzensgüte machen es allein nicht; das Leben bringt es zu allen Zeiten mit sich, daß sich eine Gesellschaft, daß sich gewisse konventionelle Formeln entwickeln, die erlernt sein wollen, will man nicht trotz aller geistigen oder seelischen Vorzüge als ein gar plumper Geselle oder einfältiges Gänschen vom Lande erscheinen. Die Verfasserin stellt sich mit ihrem Werke ähnlichen guten Erscheinungen würdig zur Seite. Das eigentlich Langweilige des Stoffes ist gründlich beseitigt durch eine geistvoll lebendige Darstellung. Natürlich ist das vielseitige Thema durchaus erschöpfend behandelt. Es dürfte kaum eine Frage des Taktes u. s. w. geben, deren Erörterung übersehen oder flüchtig behandelt worden wäre. Das Buch wird freilich als Putz des Salontisches sich nicht empfehlen, wohl aber als im stillen mehr als einmal zu benutzender Ratgeber für jene, welchen sich die Pforten der Gesellschaft erst erschließen sollen.

Von Neuigkeiten, welche sich vornehmlich für die Jugend eignen, haben jene Verlagshandlungen, welche sich diesem Litteraturzweige in erster Linie widmen, eine ganze Reihe gebracht. Fünf Werke bietet Herm. J. Meidinger in Berlin. Die in Jugendkreisen seit Jahren beliebte Verfasserin Elisabeth Halden bringt in ihrer Erzählung **An des Lebens Pforte** eine spannende Geschichte, die sicherlich den Beifall aller jungen Mädchen finden wird. Nicht minder fesselnd sind die fünf Geschichten, welche sie unter dem Titel **Etwas Neues** vereinigt hat. In der gleichen vornehmen Ausstattung und mit reichem Bilderschmuck versehen repräsentieren sich: **Im Lande der Freiheit und des Dollars,** Erzählungen für die reifere Jugend von A. Kleinschmidt, und **Der Sturmvogel** von Paul Moritz. Dadurch, daß die Geschichte des letzteren an der afrikanischen Ostküste spielt, erhält sie für unsere Jugend so zu sagen ein aktuelles Interesse. Unter dem Titel **Erkämpftes Glück** bietet die bekannte Romanschriftstellerin A. v. d. Elbe zwei Erzählungen für die herangereifte Jugend, welche beweisen, daß die Verfasserin auch auf diesem Gebiete über ein nicht geringes Können verfügt. — **Allzeit getreu** betitelt sich ein neuer Roman von H. Brand. (Stuttgart, Paul Neff.) Den Hintergrund dieser schwermütigen Geschichte, die in Hessen spielt, bildet der Dreißigjährige Krieg. Die Handlung ist sehr spannend, das Kolorit geschickt getroffen, so daß das ganze Werk nicht bloß der Jugend allein warm empfohlen werden darf. Ein gleiches Lob gebührt dem Werke desselben Verfassers **Der Lehnsmann von Liebenstein.** (Stuttgart, Paul Neff.) Auch dieses Werk ist geeignet, bei unserer Jugend die Begeisterung für die Geschichte zu wecken. — Ein recht lustiges Werk für unsere Kleinen bietet A. Carsted in seinem Buche **Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben.** (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.) Der Name des Illustrators Fedor Flinzer genügt schon zur Charakterisierung der in schönen Reimversen verfaßten Geschichten. — Im gleichem Verlage erschien: **Palästina für die Hand der Jugend.** Anschauliche Schilderung der Stätten biblischer Geschichte. Von B. Schwarz. Zahlreiche Bilder und eine Karte sind dieser Darstellung des heiligen Lan-

des beigegeben. Überall erhält man den Eindruck, daß der Verfasser aus eigener Anschauung erzählt. — Den Spuren des bekannten verstorbenen Jugendschriftstellers Oskar Höcker folgt M. Hübner in seinem Geschichtsromane **Unter der Geißel des Korsen.** (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.) Er giebt in der That Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands; das Werk ist wohl geeignet, in der Jugend das Feuer der Vaterlandsliebe zu wecken. Der Wert des gediegenen Buches wird noch erhöht durch eine Anzahl trefflicher Bilder, welche Adalbert von Rößler, der Illustrator des „Königs von Sion“, beigesteuert hat.

Litterarische Notizen.

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Text-Ausgabe. Zweite, unveränderte Auflage. Vier Bände. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Leopold von Ranke stand bereits im vierundachtzigsten Jahre, als er den ersten Band seiner Weltgeschichte ans Licht treten ließ, mit der er seine Lebensarbeit zu beschließen und zu krönen gedachte. Das Unternehmen des greisen Historikers erschien um so kühner und wunderwürdiger, als er seine frühere Thätigkeit fast ausschließlich der Erforschung und Darstellung der Geschichten seit dem ausgehenden Mittelalter gewidmet hatte, von einer eingehenderen Beschäftigung mit der alten Welt und der Zwischenzeit aber nur wenige kürzere Aufsätze litterarisches Zeugnis ablegten. Allein gleich die ersten Bände, die in erstaunlich rascher Folge erschienen, ließen erkennen, daß der Meister nur schnitt, was ihm in dem langen arbeitsvollen Leben beiher gereift war, und zeigten ihn mit den Quellen und Denkmälern der Antike und den mittelalterlichen Geschichtsurkunden nicht minder vertraut als mit venetianischen Gesandtschaftsberichten oder der Memoirenlitteratur der letzten vier Jahrhunderte. So konnte er sein Werk über Verhoffen fördern: bis zum Ausgange Heinrichs IV. gab er eine geschlossene Darstellung und zahlreiche Einzeluntersuchungen als Beilagen, ehe der Tod seinem Leben und Schaffen zugleich ein Ziel setzte. Aus dem Nachlasse fügte ein engerer Kreis seiner Schüler, Alfred Dove voran, mit Benutzung älterer Kollegienhefte — was bei der Stabilität der Rankeschen Geschichtsauffassungen unbedenklich war — ein Weltbild der nächsten Jahrhunderte bis 1453 im Sinne des Meisters zusammen. Zur Ergänzung bis auf die neueste Zeit bot sich glücklich die Niederschrift der Vorträge, die Ranke im Jahre 1854 dem jungen König Max von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte gehalten hatte — beiläufig bemerkt, derjenige Teil des Ganzen, der auch im gegnerischen Lager unbedingte Anerkennung gefunden hat. Damit und mit einem ausführlichen Namensregister schloß 1888 die Ausgabe in neun Bänden ab. Die hundertste Wiederkehr von Rankes Geburtstag am 21. Dezember des vorigen Jahres wurde für die Verlagshandlung zum Anlaß, eine billigere, vierbändige Ausgabe des großen Werkes unter Weglassung der nur für den Historiker bestimmten Exkurse und Hinzufügung einer Reihe autobiographischer und zeitgeschichtlicher Aufzeichnungen des Verfassers zu veranstalten. Daß sie damit einem B dürfnisse entsprochen hat, beweist die Thatsache, daß schon jetzt binnen Jahresfrist eine zweite Auflage nötig geworden ist. Und in der That ist das Werk einzig in seiner Art. Weltgeschichten haben wir genug, und zur Einführung in aller Welt Geschichten mag manche besser taugen, aber ich wüßte keine, darin mit so viel Tiefblick in das Detail das Ganze von so hoher Warte überschaut und beleuchtet wäre, keine, in der ein so reifer Geist so groß und so intim zu reifenden Geistern spräche, wie hier Ranke es thut. Es ist wahr, die Geschichte setzt sich für ihn im wesentlichen aus Politik und Religion zusammen, und zumal das Schoßkind der jüngsten Zeit, die Wirtschaftsgeschichte, ist nur in den letzten Abschnitten hier und da berührt; nicht sowohl aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Milieu erwächst bei ihm der Mann und die That, vielmehr schaffen Männer und Thaten des Schwertes und des Geistes die Epochen und bestimmen die wechselnden Geschicke der Welt, sie werden als Faktoren, nicht als Produkte verrechnet. Aber einmal erscheint die alte Streitfrage, ob der Mensch mehr die Zeit oder die Zeit den Menschen mache, die im Grunde auf den ewigen Grenzstreit zwischen Wollen und Müssen, allgemeiner Notwendigkeit und freiem Einzelwillen hinausläuft, gerade jetzt, im Zeitalter Bismarcks und des Socialismus, vielleicht weniger spruchreif als je. Und gegenüber den wundersamen Extremen, zu denen die moderne Historiographie auf Grund ihrer bisweilen nur durch die verwegenste Spekulation oder die bedenklichsten Analogieschlüsse zu erreichenden kulturellen Voraussetzungen vielfach gelangt ist, erweckt die Rankesche Art, Thatgeschichte zu schreiben, immer noch das wohlthuende Gefühl relativer Sicherheit der Ergebnisse und Folgerungen. Sie thut es selbst da, wo Ranke in der Darstellung und Beurteilung der Geschehnisse eigene kühne Bahnen einschlägt, deren Berechtigung nachzuweisen ihm die Neige des Lebens versagte. Denn er ist ein Meister darin, zu überzeugen oder doch zu überreden, zumal aus jedem Abschnitt das an unzähligen Einzelstudien geschärfte und von beispiellos umfassender Kenntnis getragene historische Urteil des Meisters her-

vorleuchtet. Und wie plan, manchmal möchte man im Hinblick auf das heute beliebte geistreiche Gefunkel sagen, wie altertümlich schlicht weiß er die schwierigsten Fragen, die verwickeltsten Zustände und Vorgänge darzulegen! Man lese die Erzählung der römischen Wirren vor der Begründung des Prinzipats oder den Abschnitt über den Hellenismus und den Ideenkreis Julians oder die Darstellung der Politik der sächsischen Kaiser. Dabei ist er weit davon entfernt, nur einen letzten kühlen Niederschlag seiner Forscherarbeit zu geben: oft zieht er uns zur Teilnahme an seiner kritischen Thätigkeit heran, ja nicht selten scheint er sich in Einzelheiten zu vertiefen, die für die Weltgeschichte als solche ohne wesentliche Bedeutung sind. Aber zumeist scheint es nur so. Schauen wir am Schluß eines längeren Abschnittes, dessen Ergebnisse, wie wir sie mit ihm erarbeitet haben, er nun in kurzen schlagenden Sätzen zusammenfaßt und in die Reihe der welthistorischen Entwickelung der Dinge einreiht, auf den Weg zurück, so fassen wir gern von ihm gelten, was er von Plotin sagt: „Auch in der polemischen Diskussion zerstreut er den Leser nicht; indem er streitet, lehrt er zugleich. Man verliert niemals das Ganze, in dem er lebt und webt, aus den Augen.“ Sein ebensoviel gerühmtes wie gescholtenes Streben nach Objektivität macht sich hier selten anders denn als der Ausdruck eines großen Gerechtigkeitssinnes bemerkbar, am stärksten gegenüber solchen Persönlichkeiten, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Geschichte schwankt, eines Tiberius, Konstantin, Heinrich IV. Nur natürlich, daß er lieber „rettet“ als verdammt, lieber stillere Größen, wie Heinrich II., hebt, als geltende ansicht. Aber für Thaten wie Huß' Verbrennung hat er das scharfe Wort, das dahin gehört, und von höfischer Rücksichtnahme ist weder in dem Urteil über die claudischen Kaiser noch andererseits in der Würdigung der Cäsarmörder etwas zu spüren. Wiederholt habe ich sein liebevolles Eingehen in das Detail berührt; besonders charakteristisch erscheint mir dabei die Art, wie er auch dem Anekdotischen, Sagenhaften und Legendaren seinen Platz gönnt in dem Gewebe von Darstellung und Reflexion. Als Kenner des Lebens weiß er, daß das Wunderbare und Frappante durchaus nicht etwa darum schon verdächtig oder unglaubwürdig ist, weil es ergreift und ergötzt; als echter Historiker schätzt er jedenfalls die darin niedergelegte Volksauffassung, auch die frischen und echten Farben, die solche Überlieferungen zu den strengen Konturen des Thatsächlichen hinzubringen: „Die trockene Notiz wird dadurch zu einer gewissen Anschauung des damaligen Lebens erweitert“; als Meister des Stiles endlich verwendet er solches Material, um den Leser frisch zu halten und das Gleichmaß der nüchternen Erörterung anmutig zu durchbrechen. Doch alles das ist nebensächlich im Vergleich zu den wohlbekannten großen Vorzügen der Rankeschen Geschichtschreibung überhaupt, die auch in dieser Weltgeschichte und gerade hier Gelegenheit haben, sich zu entfalten. Ich hebe hervor die Kunst der knappen trefflichen Charakteristik, die oft mit zwei Strichen ein lebendiges und eindrucksvolles Bild einer Persönlichkeit giebt, die überraschenden Parallelen, die entweder Menschen, Zustände, Institutionen der verschiedensten Zeiten wie mit einem Spiegel beleuchten oder das unter ähnlichen Bedingungen typisch, vielleicht gesetzmäßig Wiederkehrende aufzeigen, die genialen Ausblicke endlich, in denen er uns mit eins durch Jahrhunderte und Jahrtausende schauen läßt, daß dem Leser ist, als würden die Coulissen der Zeit zurückgeschoben, und man sähe im Hintergrunde das Meer der Ewigkeit. Doch ich muß mich erinnern, daß ich von einem Schriftsteller rede, der seit mehr als zwei Menschenaltern Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Kritik ist, und von einem Buche, das seit Jahren vorhanden, in Tausenden von Exemplaren verbreitet, von den berufensten Beurteilern, denen an die Seite treten zu wollen mir nicht einfallen kann, bis ins Einzelne gewürdigt, längst seinen festen Platz in dem eisernen Bestande unseres Schrifttums gefunden hat. Nicht eine Fachkritik, nur einen orientierenden Hinweis für unsere raschlebende Zeit zu geben war meine Absicht und dazu die charakteristischen Eindrücke zusammenzustellen, die sich mir bei erneuter Lektüre einer Anzahl von Abschnitten aufgedrängt hatten. Ich kann diese desultorischen Bemerkungen nicht besser zusammenfassend abschließen, als indem ich noch einmal eins von Rankes treffenden Urteilen über andere auf sein eigenes Werk anwende; es sind die Worte, mit denen er von den Annalen des Tacitus scheidet: „Der bezeichnete Mangel wird allenthalben durch den eingeborenen historischen Genius überwogen. In seiner fragmentarischen Gestalt ist das Werk doch unschätzbar.“ Br.

* * *

Die Rothenburger von Adolf Wilbrandt (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger) sind ein erfreuliches Zeugnis jugendlicher Frische nach dreißig Jahren vielseitiger schriftstellerischer Thätigkeit, ein ersichtlich con amore geschriebenes Buch voll Lebensbehagens und fröhlichen Glaubens an die Macht eines reinen guten Willens, und eben darum auch ein Buch, das liebenswürdig anmutet und den Leser erfrischt. Zu dem ausgesuchten landschaftlichen Hintergrunde, Rothenburg und Nürnberg, stimmen auf das schönste die jungen und alten Menschen, Männer und Frauen, die der Dichter davorstellt, von dem kuriosen Heiligen, der die beiden strebsamen Jünglinge zum Wettbewerb um den Gold- und Liebespreis aufbietet, bis hinab zu Herrn Zeltner, dem überschüssigen Heiratskandidaten; wie sie sämtlich eine mundartliche Färbung der Sprache zeigen, so verleugnen sie auch im Denken, Fühlen und Handeln, bei aller individuellen Verschiedenheit, ihr fränkisches Blut nicht. Die Dioskuren und ihr Glück kontrastieren fast typisch,

aber ohne aufdringliche Moral, und, was bei einem modernen Roman einmal ausdrückliche Anerkennung verdient, über der ganzen Dichtung liegt trotz mancher tiefernster Züge von vornherein eine wohl temperierte Lustspielstimmung, die sich je länger je mehr dem Leser mitteilt und ihn um so lieber glauben läßt, was da vor ihm an Wundern der Technik und Menschenliebe geschieht. Br.

„Sie haben keine Ehre!" Von Lucy Hösch. (Berlin, Richard Eckstein Nachf.) — Die erste Novelle, welche den vier Erzählungen ihren Gesamttitel gegeben hat, ist nicht ganz gerechtfertigt; ob jeder Mann bei solchem Abschluß eines Liebesverhältnisses sagen wird: „Sie haben keine Ehre!" bleibe dahingestellt. Die zweite Geschichte, „Das weiße Kleid", ist gleichsam die Fortsetzung zu jenem Gedichte, „Das Konfirmationskleid" aus dem studentischen Tagebuch von Otto Erich, in welchem nur angedeutet für die Zukunft wird, was hier die grausige Gegenwart vorführt. Recht furchtbar ist die letzte Geschichte: Eine Malerin malt einen verlorenen eigenen Sohn, der hingerichtet wird. Die Verfasserin besitzt unleugbar ein gewisses Erzählertalent, trotz der Wahl von Stoffen, die für weibliches Empfinden eigentlich etwas unangreifbar sein sollten. Aber auf ihren Stil muß sie indessen noch sorgfältiger acht geben. Nicht Menschen noch Götter gestatten folgende Periode auf Seite 20: „Aber es war dieser Fehl begangen als halber Knabe, verführt von einem Weib, das längst diesen Namen verscherzt hatte?" Man braucht sogar längere Zeit, um sich wirklich davon zu überzeugen, daß eine solche Konstruktion, eine solche Behauptung völliger Unsinn ist.

Dagegen bilden eine gesundere Kost die Novellen und Skizzen, welche Otto Ernst unter dem Titel **Kartäusergeschichten** vereinigt hat. (Hamburg, Conrad Kloß.) Der Verfasser erfreut sich als streitbarer Essayist, als lyrischer Epigrammatiker und Erzähler eines geachteten Namens; auch die vorliegenden fünf Geschichten sind seiner würdig, unter denen „Anna Menzel" und „Hans im Glücke" die bedeutendsten sind. Die Humoreske „Die Reise nach Hümpelsdorf" ist ein wenig satirisch geraten, wie denn die eigene Kampfnatur des Dichters bei Gelegenheiten durchscheint, wo objektiv ruhige Darstellung eine viel größere, echt künstlerische Wirkung ausüben würde.

Ein überaus lustiges, die mannigfaltigsten moralischen Krankheiten unserer Zeit satirisch durchhechelndes Büchlein ist Gustav Schwarzkopfs neueste Veröffentlichung: **Rezepte.** Satiren. (Dresden, Carl Reißner.) Das erste Kapitel giebt ein „Kochbuch für Schriftsteller und Künstler". Da wird in den erläuternden Beispielen gezeigt, wie es scheinbar gar leicht ist, Texte für „Racheopern", Possen oder Sachen im modernsten, x-beliebigen Stile zu verfassen, wenn man nur das richtige Rezept befolgt. Nicht minder amüsant ist das „Normalbauernstück". Schön ist auch die Verspottung unseres vielseitigen Reklamewesens in „Eine neue Gründung". Politischen Beigeschmack, nach den Ländern des Balkans weisend, hat die Satire „Das Gastspiel"; sehr fein werden hier manche hohe Herren persifliert, die ewig vom Vaterlande u. s. w. reden, das eigene Heimatsland um eitlen Ehrgeizes willen längst vergessen haben und eigentlich nichts weiter als internationale Egoisten sind, Menschen im Sinne einer Zukunft, die nach tausend Jahren noch nicht das Licht dieser Welt erblickt hat!

Grenzerleut'. Von Arthur Achleitner. (Berlin, H. Storm, Verein für deutsches Schrifttum.) — Die erste Erzählung, eine Schmugglergeschichte, zeigt, wie ein Weib, nachdem ihr Mann beim Schmuggeln erschossen, sich so weit mit den unheimlichen Gesellen einläßt, daß sie darüber das eigene Kind verläßt. Erst der Tod ihres rohen Geliebten giebt ihr die Besinnung und Erinnerung an ihre Mutterpflichten wieder. Tragisch ist die zweite Geschichte: ein junges Mädchen heiratet einen Alten, man bringt ihr eine Katzenmusik, sie schießt mitten in den nächtlichen Haufen hinein und wird wieder erschossen. Wir treffen hier auf dieselben Charaktere und Landschaften, wie sie uns aus Rosegger, Ganghofer, Schmidt u. a. längst vertraut geworden sind. Immerhin sind die Erzählungen sehr spannend geschrieben, und es ist auf die Charakteristik viel Sorgfalt verwendet. L.

* * *

Als zwei besonders für den Weihnachtstisch geeignete Neuigkeiten seien genannt: **Krieg und Sieg 1870 71**, ein Gedenkbuch, herausgegeben von Julius von Pflugk Harttung (Berlin, Schall und Grund), und **Sonnenschein in Schloß und Haus**, ein Jahrbuch mit Beiträgen von Baumbach, Seidel, Trojan u. s. w. (Leipzig, A. G. Liebeskind). Der vorliegende Band von Krieg und Frieden, für den die besten Mitarbeiter aus Fachkreisen gewonnen waren, behandelt in eigentümlich neuer Weise das Kulturgeschichtliche des großen Krieges. Wir finden reich illustrierte Aufsätze über das Feldpostwesen, Eisenbahnen, sogar über die Kriegspoesie. Das Leben des einzelnen Soldaten, der verschiedenen Waffengattungen wird uns vorgeführt. Von den zahlreichen, in dem Bande vereinigten Abhandlungen seien hervorgehoben der Aufsatz über das Sanitätswesen von Kroker und besonders die Arbeit des Herausgebers: Geist des Heeres. Bei seinem billigen Preise, sechs Mark, verdient das prachtvoll ausgestattete Werk die weiteste Verbreitung. — Das neue Jahrbuch, Sonnenschein in Schloß und Haus, ein reizend ausgestattetes, sehr elegant gebundenes Werk für den Salontisch unserer Damen, in stattlichem Format, enthält in künstlerisch vollendeten Bildern einen Liedercyklus von Rudolf Baumbach, dem sich Beiträge in Vers und Prosa von Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Hans Hoffmann, J. V. Widmann und anderen anschließen. Das Unterscheidende des Buches gegenüber ähnlichen Unternehmungen ist dies, daß in ihm eine ganz be-

stimmte Richtung unserer neuesten deutschen Poesie zu Worte kommt, zu deren Charakteristik schon die oben angegebenen Namen genügen. L.

* * *

Engadin in Wort und Bild. Textlich bearbeitet von M. Caviezel. (Samaden, Simon Tanner.) — Caviezels Reiseführer „Das Oberengadin" dürfte wohl den meisten Besuchern der Schweiz als praktisch wertvoller Weiser noch in bester Erinnerung sein. Das vorliegende Buch ist eine von Grund aus umgearbeitete Erweiterung und Vertiefung der älteren, kleineren Arbeit; es wird „das gesamte Thal von Maloja bis Martinsbruck als ein Ganzes und wissenschaftlich" behandelt. „Ich habe," bemerkt der Verfasser, „es nun versucht, im vorliegenden Werke meinem Thema das Resultat meiner vieljährigen Untersuchungen, Beobachtungen und Erfahrungen in mehreren kurzen Abschnitten einzuverleiben, sämtliche Zweige der Wissenschaft, welche mit der Arbeit irgendwie in Beziehung stehen, möglichst berücksichtigend." So ist ein Werk entstanden, das jenen Besuchern des Schweizerlandes, die für Naturempfindungen auf ihrer Empfindungsskala nicht bloß die beiden Worte schön und herrlich haben, ein angenehmer Freund sein und bleiben wird, wann sie wieder daheim sind. Erhöht wird dieses Interesse durch eine Fülle von beigegebenen Illustrationen, sämtlich wohl gelungen und sauber ausgeführt, bei deren Anblick es dem mit der Schweiz vertrauten Leser leicht wird, sich die wundersame, natürliche Farbenpracht der Originale in seiner Phantasie von neuem heraufzuzaubern.

Eine ähnliche Tendenz, in derselben Ausstattung sich vorteilhaft repräsentierend, verfolgt das Werk von Karl Kollbach: **Wanderungen durch die deutschen Gebirge.** Die deutschen Alpen. (Köln, Paul Neubner.) Durch seine „Europäischen Wanderungen", sein „Rheinisches Wanderbuch" und andere Werke hat sich der Verfasser einen geachteten Namen als Schilderer von Land und Leuten erworben. Auch der vorliegende stattliche Band verdient das wärmste Lob. Vom Bodensee führt er uns durchs Engadin und Tirol; daran schließt sich ein Ausflug nach den Dolomiten; dann geht es über den Brenner und den Inn abwärts nach München, von hier aus wieder zum Bodensee, zum Großglockner, nach Gastein, Salzburg und dem Salzkammergut. Eine Fahrt nach der weiteren Umgebung Münchens mit ihren Seen und Königsschlössern bildet den Abschluß. Dazu dienen als illustrative Beigabe vierundfünfzig Vollbilder. Das Werk, als Gelegenheitsgeschenk, als sogenanntes Souvenir ganz besonders empfehlenswert, in vornehm populärem Tone gehalten, alle streng wissenschaftliche, nur Fachgelehrte interessierende Erörterungen beiseite lassend, wendet sich an keine wohlhabende Minderheit, sondern an die weiteren Kreise jenes wander- und reiselustigen Publikums, das nur während bestimmter Wochen im Hochsommer sich den Luxus einer Reise erlauben darf. Bei diesem dürfte es auf eine freundliche Aufnahme zu rechnen haben.

Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Sechster Band. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Dieser neueste Band des unermüdlichen Reiseschilderers führt uns aus dem Ilmthal über den Rennstieg nach Suhl, von dort zur Bertholdsburg und weiter durchs Werrathal zur schimmernden Koburg. Den poetisch stimmungsvollen landschaftlichen Schilderungen ist manche herrliche Sage eingeflochten; auch die Bewohner werden uns in frischer Fröhlichkeit und Regsamkeit vor Augen geführt. Die Besucher Thüringens werden dem Verfasser für diese neueste Gabe Dank wissen. L.



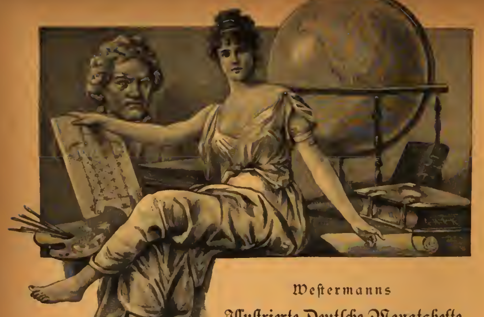
Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Januar 1897. — Heft 484.

Sechs Hefte bilden einen Band. — Preis vierteljährl. 4 M

Inhalt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig, Breitestraße 2.

Jll. D. Monatshefte. Januar 1897.

Zu Meißner: Hans Holbein d. J.

Hans Holbein d. J.: Madonna des Bürgermeisters Meyer. (Dresden.)





Luv und lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

IV.

Da waren die vier keine Kinder mehr im bräuchlichen Sinn des Worts, sondern hochaufgewachsene junge Menschen, frisch an Leib und Seele. Die beiden Knaben hatten das achtzehnte und neunzehnte Jahr erreicht, und die Mädchen standen ihnen um zwei bis drei Jahre nach. Obgleich Alf Overbek der jüngere war und manches Jahr hindurch dem Rektor Scholinus zu täglich erneuter moralischer Entrüstung verholfen, hatte er auf der Schule Durchwanderung mit Roloff Carstens Schritt gehalten: die geistige Luft im Flemingschen Hause versah den Kopf doch mit reicherer Nahrung, als die in der Eichenbuschmühle. Nun aber lag der Schulweg hinter beiden zum letztenmal betreten, sie standen im Begriff, sich in Gemeinschaft zur Universität fortzubegeben, um dort Medizin und Naturwissenschaften zu studieren. Selbstverständlich hatten sie das zum Beruf gewählt, und die Zeit verstattete ihnen noch, dies ohne Kenntnis des Griechischen zu thun. Nach der Ansicht der Sachverständigen in der Stadt wäre es allerdings allein richtig gewesen, die Knaben zur Vorbereitung für ihr Studium auf ein wirkliches Gymnasium fortzuschicken, doch Tamo Fleming wie Carsten Carstens waren keine berufsmäßigen Pädagogen, hatten die beiden nicht als Kinder aus dem Hause weggeben gewollt und dafür gehalten, das Lateinische reiche zur Bildung derselben aus. Tamo Fleming meinte sogar, griechisch lerne man auf der Schule doch lediglich zum Schein, um es binnen kurzem völlig zu vergessen. So werde damit nur viele, weit vorteilhafter im Freien zugebrachte Zeit vergeudet, denn was jemand, der nicht Philologie betreiben wolle, für seine Wissenschaft an hellenischer Sprachkenntnis brauche, das eigne er sich rascher und besser aus freiem Wollen noch auf der Universität an, als wenn es ihm lange Jahre hindurch entgeistigt und nur halb begriffen täglich bis zur Ekelerregung eingetrichtert werde. Das schloß Tamo Fleming vermutlich aus schlechter Erfahrung, die er an sich selbst gemacht, während hundert andere ihm das Gegenteil bewiesen hätten, wie sie gerade durch ihre gründliche Erlernung des Griechischen von

Kindheit auf zu der hohen Stufe ihrer Bildung emporgelangt seien. Aber nach Sonderlingsart gab er einmal mehr auf das, was sein eigenes Leben ihm als Anschauung eingebracht, und hatte danach auch bei der Bestimmung des Lernganges seines Schwestersohnes gehandelt. Und zum erstenmal sah dieser sich jetzt auch im Besitz einer gewaltigen Geldsumme für seinen Unterhalt im ersten Semester, eines so ungeheuren Kapitals von zweihundert Thalern, daß Alf Overbek bei der Überreichung sie nicht annehmen gewollt, weil man so viel ja im halben Leben nicht aufbrauchen könne. Doch sein Onkel hatte entgegnet: „Dann wird es dir eine Freude bereiten, lieber Alf, dir davon für eine schöne Reise zu ersparen; es bildet einen hübschen Abschluß jedes Tages, wenn man einen derartigen Zweck vor Augen hat und sich befriedigt zu Bett legt, ihm am Tag wieder um ein Stückchen näher gekommen zu sein. Im übrigen bist du mir zu keinerlei Dank verpflichtet, denn nicht ich versehe dich mit dem Gelde für dein Studium, sondern das Vermögen, das dein Vater dir hinterlassen. Ich habe es bisher für dich verwaltet, sowie davon auch die Unterhaltskosten für dich in unserem Hause bestritten, denn ich schulde natürlich Madlene, ihr das Erbteil, das sie einmal von uns empfängt, nicht zu verkürzen. Du schaltest also mit dem, was dir angehört, und je nachdem, wie du es thust, wird dir nach der Beendigung deiner Studien davon mehr oder weniger verblieben sein. Aus der Schule des Belehrtwerdens trittst du jetzt in die Schule des Lebens, in der man nur durch sich selbst lernt. Da muß man befähigt sein, selbständig zu denken und zu handeln; ich betrachte dich so, wenn das Gesetz dich auch formell noch nicht mündig spricht, und bewahre dir nur mehr dein Eigentum, das fortan deinem eigenen Gutdünken zu freier Verfügung anheimsteht. Das heißt, es bedarf nur einer Mitteilung von dir, wenn du etwa nach der Aushändigung eines Teils oder des Ganzen Verlangen trägst. Lagen, in die du dich versetzt, können dich dazu nötigen; du kannst zu einer unmäßigen Lebensführung und Verschwendung geraten, dich zum Spiel verleiten lassen und dich in Schulden stürzen, denn du bist jetzt ja der eigene Herr deines Thuns. Es ist also nützlich, daß du weißt, was dir an Besitz zu Gebot steht, und ich habe denselben deshalb auf diesem Blatt, das ich dir übergebe, verzeichnet. Einen Rat spreche ich dir aus, nicht zu rasch deine Hand zu öffnen, um anderen, sogenannten Freunden, weil sie sich so benennen, Summen von erheblichem Betrag vorzustrecken; wenn du dich indes dennoch veranlaßt fühlst, dies zu thun, sie als verschenkt zu betrachten, und niemals auf ihre Wiedererstattung zu zählen. Der Drang, Beihilfe zu leisten, ist ein edler und menschenwürdiger, doch das Mitgefühl muß nicht zu einer widersinnigen Freigebigkeit verleiten, die ohne Prüfung, ob sie wirklich zu Gutem dient, der ersten natürlichen Regung folgt. Denn das Schlußergebnis bleibt das nämliche, ob jemand sich seines Besitztums dadurch beraubt, daß er es aus bedachtloser Gutmütigkeit fortgiebt, oder indem er es zur Befriedigung eigener Genußsucht aufbraucht."

Das waren die Äußerungen, welche Tamo Fleming, und wie es von ihm kaum anders zu erwarten stand, in absonderlicher, höchst unpädagogischer und moralwidriger Art an die Rechnungsablage über das väterliche Vermögen seines Neffen anknüpfte, denn er warnte diesen nur vor freigebiger Gutherzigkeit und sprach gewissermaßen deutlich aus, daß derselbe besser daran thue, seine Habe durch Vergeudung, Hazardspiel und Schuldenmachen zu seinem eigenen Genuß durchzubringen. Die Röte, die Alf Overbek bei der Darstellung ins Gesicht gestiegen, daß er dies alles jetzt können werde, da er fortan völlig freier Herr seines Wollens und Thuns sei, bewies auch, er habe, was sein Onkel gesprochen, mit klarem Verständnis aufgefaßt und wisse, welchem neuen Leben er mit seiner Selbständigkeit entgegengehe. Man sah, er stand mit etwas verwirrten Augen, wußte nichts zu erwidern, sondern bückte sich nur und küßte die Hand des unweisen Ratgebers. Aber zum erstenmal hatte er auch erfahren, daß er ein Erbteil von seinem Vater her besitze, und in seinem Blick leuchtete danach ein Stolz freudigen Bewußtseins der Freiheit auf, davon nach seinem eigenen Bemessen Gebrauch zu machen.

Die Osterzeit war so spät als möglich, fast

ans Ende des April gefallen, und auch die Universitätsferien erstreckten sich dadurch bis in den Mai hinein, so daß Ulf Overbek und Roloff Carstens von diesem noch einige Anfangstage zu Hause zubrachten. Das Jahr aber hatte von frühauf ein ungewöhnliches Gesicht gemacht, den scharfen Ostwind kaum flüchtig einmal ans althergebrachte, sonst monatlange Regiment kommen lassen, sondern unablässig Regenstürme aus Südwest herübergejagt. Und nun waren seit einer Woche alle Wolken verschwunden, die Sonne lachte und leuchtete den schon langen Tag hindurch vom ersten Morgen bis zum späten Abend auf alles ungeduldig harrende, mit hochgeschwellten Säften angefüllte Leben der Natur herab und ließ mit Traumesschnelligkeit bunte, holde, reiche Märchenwunder entstehen. Kaum für die Sinne zu fassen schien's: auch der Frühling war um seine Interimsherrschaft betrogen, denn statt seiner hatte sich jählings im goldenen Krönungsmantel der Sommer auf den Thron gesetzt. Hoch wallten schon die Roggenfelder im leisen unglaublich weichen Hauch, der Buchenwald stand in dichtem Grün, selbst die Eichenzweige sprengten bereits ihre an endlos langen Winterschlaf gewöhnten Knospen. Und von dem fest an seine Stätte gebannten Leben ließ sich das freibewegliche nicht überholen. Überall war die Luft voll und toll von schmetternden Finken und trillernden Lerchen, die Weibchen saßen brütend in den Nestern, während die Männchen hin und wieder schossen, ihnen ohne Unterlaß wiederholend, so sei es wohlbedacht von der Natur eingerichtet, die einen zum Sitzen und Sorgen, die anderen zum Flügelschwingen und Singen. Eher als in anderen Jahren war auf den linden Luftwellen das ganze Geschwader der übrigen befiederten Segler vom Süden heraufgesteuert, und was keiner Reise, sondern nur des Entschließens bedurft, seine Winterhülse am Ast oder in der Erde zu öffnen und zu verlassen, das hatte sich gleichfalls frühzeitiger als sonst zu diesem Unterfangen bewogen gefühlt. Daß die Citronenfalter wie windgewirbelte Goldblätter umherstürmten, der kleine Fuchs hundertfältig gleich roten Flämmchen auffunkelte und der Nagelfleck, wohin man sah, taumelnd das Unterholz durchschoß, verstieß nicht gegen den Brauch und zeugte nicht von ungewöhnlicher Kühnheit. Aber kecken Wagemut erheischte es von den zarten Bläulingen, schon in Schwärmen feuchte Wegstellen zu überspielen, von den Perlmutter- und Scheckenfaltern, ihr duftiges Sommergewand der Unverläßlichkeit eines nordischen Mai-Anfangs zu vertrauen. Alle jedoch waren sie bereits da, denn alles Leben drängte nach der langen Fesselung in ungestümer Hast nach Regung, Thätigkeit und Luft. Von geselliger Sommerfreudigkeit erschien es ringsum beschwingt und beseelt, doch heimlich lauernd schlich einsam auch die verwilderte Katze durch die blühend aufgewachte Sommerschönheit, und lag, nach Beute umspähend, die zusammengeringelte Kreuzotter an der heiß überglühten Heidebulte.

Nur wenige Tage noch blieben den beiden im Übergang zur Studentengröße Begriffenen bis zu ihrer Abreise, und die vier alten oder jungen Spielkameraden aus dem Flemingschen Hause und der Eichenbuschmühle nutzten jetzt einen davon, noch einmal, wie so oft, vom Morgen bis zum Abend den blauen Himmel ihr Zeltdach und die grüne Erde ihre Lagerstatt sein zu lassen. Es ging nicht mehr so toll, oder wenigstens nicht mehr so leicht beweglich über Stock und Stein, denn die Mädchen trugen lange Kleider; das hinderte im schnellen Lauf, und ein klein wenig gaben sie doch auch im Gestrüpp und Dorngerank auf ihre Kleidung und ihr Haar jetzt acht, falls nicht eine wichtige Angelegenheit unumgänglich das gerade Gegenteil nötig machte. Gegen höhere Gewalt konnte eben niemand, und die trat selbstverständlich ein, wenn man sich z. B. um keinen Preis in der Welt beim Haschen greifen lassen oder um jeden Preis beim Versteckspiel die erste am Anschlagsmal sein wollte. Dagegen kennzeichneten sie sich als von außerordentlicher weiblicher Sorglichkeit und Sittigkeit, wo keine derartige Notwendigkeit Zwang ausübte, sondern die rücksichtslose Willkür ihrer beiden Genossen ihnen etwa zumutete, auf einem holperig verwurzelten Holzweg oder über einen taunassen Grasrain zu gehen. Dann bedauerten sie sich gegenseitig, solche Begleiter haben zu müssen, erklärten, zum letztenmal so thöricht gewesen zu sein, sich von den „Jungen“ in Sumpf und Dickicht an der

Nase herumführen zu lassen, und schalten, stritten und zankten so lange, bis alles in einem allgemeinen ausprasselnden Gelächter unterging. Darauf, dies möglichst lange zu verhalten, kam es an, aber jedes Spaßvergnügen nahm ja einmal ein Ende und also auch das der mißgelaunten Gesichter und gegeneinander wetteifernden Jungen.

Hedda Carstens und Madlene Fleming waren ziemlich gleich an Größe und Wuchs; wenn sie nebeneinander standen, unterschieden sie sich durchaus in den Gesichtszügen und im Ausdruck, doch für die Vorstellung besaßen sie auch eine gewisse Ähnlichkeit des Wesens. Von jungen städtischen Gesellschaftsdamen hatten sie nichts und noch weniger etwas Verstecktes, Unerkennbares, aus Blick und Mienenspiel geheimnisvoll die Einbildung Erfassendes; alles an ihnen war Gesundheit, Frische, Durchsichtigkeit, die ihr Inneres zur Schau stellte, nichts phantastisch Fremdschillerndes, sondern von einheimischer Art. Wollte man nach der Weise Tamo Flemings ein entomologisches Gleichnis für sie suchen, so ähnelten sie am meisten den immer hurtig und sonnenfreudig bald in die blaue Luft hinaufjagenden, bald sich auf einen Blütenkelch niederhockenden Citronenfaltern, und den größten Gegensatz zu ihnen bildeten etwa die märchenhaften, metallisch schimmernden und glitzernden Seejungfern, die gleich saphirnen oder smaragdenen Stäbchen, auf kaum sichtbaren, fein geäderten Glasflügeln über den Schilf- und Binsenspitzen eines dunklen Gewässers reglos in der Luft stehend, plötzlich wie farbensprühende Sternschnuppen fortschießen und verschwinden; aus alter Zeit her vom Volksmund „Teufelsnadeln" benannt, mit einem Namen, der seine richtige Deutung verloren, da er sie ursprünglich als Haarnadeln der Venus, der „schönen Teufelin" bezeichnet. Von einer solchen aber besaßen Madlene und Hedda am allerwenigsten; sie kannten wohl den Namen der alten Göttin, konnten auch Rechenschaft darüber ablegen, wer diese gewesen und was die Dichter an ihr bewundert, doch daß sie selbst dem gleichen Geschlecht mit ihr angehörten, war ihnen noch nie in den Sinn gekommen. Natürlich wußten sie, daß sie Mädchen waren, die von den Knaben immer als nicht vollgültig über die Schulter angesehen wurden und sich dagegen wehren mußten, jetzt mit den langen Kleidern oft noch ebenso wie von kleinauf, und so war's auch natürlich, daß sie als Mädchen gegen die beiden — es gab keine rechte Bezeichnung für sie, „Jungen" waren sie eigentlich nicht mehr, und „Männer" oder „Herren" hätte zum Lachen geklungen — zusammenhielten. Das that not, denn es trug sich wenigstens leichter zu zweien, was man von ihnen auszustehen hatte, obgleich es manchmal schien, als bildeten sie sich noch etwas darauf ein, sich unter Umständen einmal rücksichtsvoll, willfährig und liebenswürdig zu betragen. Deshalb — und überhaupt — war es ja auch recht schade, daß sie fortgingen und das tägliche Miteinanderleben aufhörte; wie das eigentlich geschehen solle und dann sein werde, konnten die beiden Mädchen sich nicht vorstellen. Denn vermutlich gab es doch nirgendwo in der Welt andere, mit denen sie als Brüdern getauscht hätten, wenigstens wäre es lächerlich gewesen, irgend welche sonst in der Stadt mit Alf und Rolf vergleichen zu wollen. Diese verhielten sich ebenfalls zueinander ungefähr wie die Mädchen, hatten im allgemeinen Ähnlichkeit, doch bei vergleichender Betrachtung erwies auch Adolf Overbeck sich von feinerem Bau und Gesichtsschnitt; es war die anmutigere und mehr geistig ausgeprägte Flemingsche Art neben der etwas vergröberten Carstensschen. Im Grunde sahen alle vier sich als Geschwister an, indes ward ab und zu ein leichter Unterschied ihres Benehmens untereinander merkbar. Alf verhielt sich ein wenig anders gegen Hedda und ebenso Roloff gegen Madlene. Gewiß ließ sich nichts weniger behaupten, als daß die beiden sich galant zeigten; wenn sie das Wort auch sprachlich kennen mochten, gebrach ihnen doch jedes praktische Verständnis seiner Bedeutung. Aber sie nahmen hin und wieder unwillkürlich ein bißchen mehr Rücksicht, als bei der eigenen Schwester, mit Wort und That, griffen nicht ganz so fest mit ihren Händen zu. Warum, hätten sie nicht sagen können, denn sie wußten selbst nicht, daß sie's thaten, im Verlauf des letzten Jahres war es unvermerkt so geworden. Und wurden sie einmal von einer Reue über etwas oder von weichherziger brüderlicher Gesinnung angewandelt, so legte Roloff den Arm um

die Schultern Heddas und Alf den seinigen um Madlene, nicht mehr umgekehrt, wie's früher ebenso oft geschehen. Denn so nah sie sich auch alle standen, gehörten die wirklichen Geschwisterpaare sich doch noch um einen Grad näher an, und ein solches waren, wie Roloff und Hedda, auch Alf und Madlene. Ganz in gleicher Weise, eigentlich und wirklich; ihnen kam nie in den Sinn, daß sie es nicht gerade so seien wie die beiden anderen, und diesen fiel es ebensowenig jemals ein.

Ja, für lange Zeit, bis zu den Hochsommerferien der letzte gemeinsame Tag draußen in Feld und Wald, oder wenigstens einer der letzten. Alle waren sie so verträglich gestimmt, so ein bißchen unheimlich und innerlich etwas schwermütig, doch keiner ließ es merken, sondern sie thaten, als sei alles wie sonst. Und weil sie sich so redlich Mühe damit gaben, erreichte es seinen Zweck, ward auch so, und sie waren so übermütig frohsinnig wie jemals. Der Tag ließ es auch nicht anders zu, denn man mochte zurückdenken, so weit man wollte, so schön war die Welt doch noch niemals gewesen. Jeder Atemzug regte ein Gefühl in der Brust, als ob sie Nektar getrunken, Sonnenfäden spannen sich durch die kleinsten Blätterlücken und umflimmerten auch die Schatten; alles war Licht und Leben. Heiter und freudig hoben sich Madlene und Hedda in neuen hellen Sommerkleidern und breiten Strohhüten von dem frischen Grün ab; kein Laut der Unzufriedenheit kam über ihre Lippen, auch den schlechtesten Weg schlugen sie bereitwillig ein. Einmal gingen sie ein Stück voran, denn ihre Begleiter blieben zurück, sich Haselgerten von einem Zaunknick zu schneiden. Alf Overbeks Hand schnitzte eifrig, doch in seinen glanzerfüllten Augen lag etwas Trunkenes. Er hob sie, umherblickend, und ihm kam laut vom Mund:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Aber die giebt es hier nicht, ich möchte einmal rauhe Berge sehen, Rolf, ganz anderes als bei uns, Felsen, die blau aus dem Meer in die Wolken steigen, Palmeninseln, die Welt in den Tropenländern. Als Knabe bin ich mit meinem Vater dort gewesen, aber ich weiß kaum etwas mehr davon, ich war noch zu blind, zu dumm. Sieh da die weiße Wolke! Das ist die, zu der Maria Stuart rief:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!

Möchtest du nicht auch mit ihr, Rolf?"

„Da lägen wir wohl rasch mit zerbrochenen Gliedern irgendwo auf der Nase," lachte Roloff Carstens. Er hielt den Blick den beiden schon ziemlich weit voraufgegangenen Mädchen nachgewendet: „Wir müssen uns sputen, Alf, sie sind zu einfältig und laufen falsch. Wir haben doch nette Schwestern, aber deine ist zierlicher als meine."

„Mir gefällt besser, wenn ein Mädchen kräftiger ist, so wie Hedda," antwortete Alf Overbek.

„Wenn sie das hörte, hättest du heute einen guten Tag bei ihr."

„Meinst du? Du, glaube ich, auch bei Maud."

„Das macht, die Mädchen sind alle eitel und wollen hören, daß man sie hübsch findet."

„Ja, ich kenne sie auch gründlich. Wir wollen uns nachher mal den Spaß machen und es ihnen sagen, um ihre Gesichter dabei zu sehen."

Lachend liefen die beiden mit ihren Stöcken nach, und es ging kreuz und quer durch den Wald und auf die Heide hinaus, von allen Plätzen Abschied zu nehmen, wo sie so oft zusammen gewesen. An manche freilich knüpfte sich nur für Alf und Madlene allein eine Erinnerung; wenn sie an solchen Stellen vorüberkamen, legte er ein paar Augenblicke den Arm um sie, und sie tauschten halblaut unter sich ein paar Worte aus und nickten sich zu, daß etwas ihnen beiden im Gedächtnis geblieben. Es lag doch etwas so Sonderbares in der Vorstellung, in wenigen Tagen werde es nicht mehr wie immer sein, und sie könnten dann für lange nicht mehr, wann sie wollten, zusammen hierhergehen.

Im übrigen hatten sie ein ziemlich weites Ziel im Sinn, beabsichtigten nicht, um Mittag nach Haus zu kommen, sondern trugen sämtlich aus Bast geflochtene räumliche Körbe mit eingewickelten Eßwaren, um ihre Mahlzeit im Freien zu halten. Was jeder ein-

gepackt hatte, bildete noch ein tiefes Geheimnis, nur zeigte bei zwei Körben die Schwere, daß sich in jedem auch eine Flasche befinden müsse, und so weit verbanden die beiden angehenden Studenten doch einen Begriff mit dem Wort Galanterie, von selbst auf den Gedanken geraten zu sein, nicht die Mädchen mit dieser gewichtigeren Bürde zu belasten. Während des Vormittags konnte man die kleine Gesellschaft bald hier, bald dort über einen Fußsteig hinwandern oder aus einem Waldrand hervortauchen sehen, die hellen Mädchenkleider und -hüte leuchteten in die Weite. Doch wenn jemand ihnen nachfolgen und sie auffinden gewollt, hätte er kaum der Augen bedurft, sondern schon die Ohren würden zu dem Zweck ausgereicht haben, so fernhin tönten auch fast unterlaßlos ihre Rufe, ihr Lachen und Singen. Was sich scheute, wahrgenommen zu werden, ward dadurch zeitig gewarnt, sich wegzuducken, doch kam trotzdem ab und zu ein Hase ihren guten Augen zu Gesicht, auch streifende Katzen und einmal sogar die dicke braunrote Rute eines durch einen Zaun schlüpfenden Fuchses. Ein andermal, im Wald, vermochte Alf Overbek, der ein knackendes Geräusch gehört, beim Umblick nicht zu erkennen, was den Ton verursacht habe. Es mußte ein größeres Tier gewesen sein, vermutlich ein Reh, denn das Unterholz, in dem es verschwand, bewegte das Gezweig noch in ziemlicher Höhe. Überall auf dem Boden und in den Bäumen regte sich das Leben in kleiner oder größerer bunter Gestaltung.

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt schon um etwas überschritten, als die Umwanderer ihr Ziel erreichten, einen friedlich mit reglosem Spiegel lang hingedehnten Landsee von ziemlich beträchtlichem Umfang. Stellenweise umgürtete ihn schon hoch aufgewachsenes Schilf, und von hügelig gewellten kahlen Uferstrecken trat da und dort ein weicher, weißschimmernder Sandrand in ihn hinein; doch überwiegend lag er in Buchenholzungen eingebettet, die mannigfach ihre grauen Stämme unmittelbar bis an das Wasser vorschoben und ihr breites Laubdach noch über dies hinauswölbten. Eine Landschaft genau aus der Voßschen „Luise“ war's, von der Art des Landes an der Ostsee oftmals wiederholt, und die Natur legte in gleicher Weise ihren aus zahllosem Wachstum verflochtenen Kranz um alles hin. Dort schimmerte das „hangende Grün weißstämmiger Birken“ und der „blühende Genst“, es glänzte der Hulst mit stachligen Blättern! Drüben hinüber „langstreifige Korngefilde mit farbigen Blumen gesprenkelt“, der Roggen „mit grünlichem Dampfe daherwogend“. Binsen, den Feuchtgrund deutend, und Huflattich, „wuchernd kriechendes Wacholdergesträuch“ und überwintertes „braunkolbiges Ried“, das frische Halme dazwischen aufgetrieben. Über allem das lichte Grün der jungen Blätter des „weitumschattenden Buchbaums“, unter dem die Ankömmlinge sich an altvertrauter Stätte auf das „polsternde Moos“ hinlagerten.

Doch hatten auch diese manches noch von den Menschen aus der Dichtung des Eutiner Schulrektors, nicht allein äußerlich in der Kleidung und in den „Zwickelblumen“ auf den hübschen Mädchenschuhen, deren Ausschnitt die hellfarbigen Strümpfe zierlich vorschimmern ließ. Zwar, was die „Verständigkeit“ anbetraf, so stand die ganze Gesellschaft wohl gleichmäßig darin ein wenig hinter den Bewohnern des Pfarrhauses von Grünau zurück, und mit dem „edlen bescheidenen“ Walter wetteiferten Alf und Roloff nicht immer nach allen Richtungen. Aber eine Einfalt im hohen Sinne, eine ahnungslose Unschuld der Jugend lag gleich einem Frühlingsblütenduft über allem Denken und Fühlen der vier jungen Genossen, wie sie holder auch nicht aus den Versen der „Luise“ anmuten konnte. Undenkbar war's, daß ein Wort, ein unbedachtsamer Scherz nur auf einen Unterschied der Geschlechter hindeuten könne: die Natur in ihnen bedurfte keiner Gebote der Sitte oder Sittlichkeit, sie beobachteten diese, ohne von ihnen zu wissen. Nur in betreff ihrer kirchlichen Gesinnung und Gläubigkeit hätte der ehrwürdige Pfarrer von Grünau wohl erschrocken und betrübt den Kopf geschüttelt, denn von der wußten sie ebenfalls eigentlich so viel wie nichts. Doch gerechterweise ließ sich dieser Mangel nicht ihnen zum Vorwurf machen, sondern war von ihren Eltern verschuldet worden, da sowohl Carsten Carstens als Tamo Fleming in ihrer Sonderart dafür

hielten, die Natur sei die beste Kirche für das Menschengemüt, und die Kinder nie angehalten hatten, eine andere zu besuchen. Und auch von den Müttern war das kaum Glaubliche geschehen, daß sie jenen nicht zur Berichtigung dieser Auffassung von seiten der Väter verholfen.

Nun aber ward durch das Auspacken der Körbe wiederum lebhaft die Erinnerung an die Idylle von Johann Heinrich Voß und zugleich immer erneute freudige Überraschung geweckt. Jeder wickelte aus dem Papier, wofür er bedacht gewesen, es als Zuthat zur Mittagsmahlzeit mitzunehmen oder, richtiger, sich im Elternhause zu erbitten, und da kam alles vor den staunenden Blicken zu Tage. Zwei gebratene Hühner, hartgekochte Eier, zartköstlicher Schinken, Brot und Butter, doch zum Nachtisch auch ein Dutzend Krebse und junge Radieschen; jetzt eine Flasche Rotwein und vier Gläser. Ein köstlicher Anblick, ein Festmahl war's, das zu reichhaltig für die Anzahl der Teilnehmer schien, indes keine Miene bekundete in dieser Hinsicht eine Befürchtung. Alle verfügten gleichmäßig über den Hunger der Jugend und der langen Umherwanderung, nicht minder auch über den Durst. Im Kalender stand wohl der Mai, aber Sonne und Luft verfrühten in ihm einen Julisommertag, und die letzte schattenlose Wegstrecke war heiß bedrückend gewesen. So hasteten die Augen ein wenig enttäuscht und besorgt auf der einen, von Roloff Carstens mitgebrachten Weinflasche; zum Glück plätscherte nahe nebenan ein Quell frisches Wasser in den See.

Teller und Eßbestecke gab's natürlich nicht, sie hätten die Körbe zu sehr beschwert; Alf und Rolf zerlegten die Hühner als angehende Mediziner anatomisch sachverständig mit ihren Taschenmessern, die Mädchen ordneten auf dem Papier und auf grünen Blättern zierlich die Gerichte, „und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle". Da und dort fiel ein verirrter Sonnenfunken durch das Laubdach herunter, der Kuckuck rief, ein Fisch schnellte ab und zu im See, und über der Stelle glitzerte ein Weilchen das silbern gekräuselte Wasser. Fliegen surrten umher; manchmal krabbelten plötzlich kleine Käfer und Spinnen auf den Papiertellern. Die Eßwaren lockten sie, und sie suchten mit davon abzubekommen. Vorsichtig faßten die Finger nach ihnen, sie aufs Moos zurückzusetzen; man konnte ihnen ihr Gelüst nicht verdenken. Und noch weniger würde man dies gekonnt haben, wenn etwa ein hungerndes Menschenkind vom grünen Busch verborgen gestanden und neidvoll mit brennenden Augen herübergesehen hätte. Nicht nur auf die lockenden Speisen, vielleicht mehr noch auf die sorglos glücklichen, fröhlich redenden und lachenden Gesichter der kleinen Tafelrunde. Wie hurtig verringerte sich der mächtige Vorrat, doch leider der Wein noch schneller, vier ausgetrocknete Kehlen dürsteten; Roloff stand auf, füllte die geleerte Flasche am Quell und kam zurück. Das löschte denn auch, nur Alf mußte auflachen, wie sie mit dem Wasser in den Gläsern anstießen.

„Warum lachst du?" fragte Hedda.

„Weil euch der Gänsewein so gut zu schmecken scheint."

„Du meinst wohl, er sei der richtige für uns."

„Gänse müssen doch Federn auf sich haben."

„Es giebt auch gerupfte." Und Hedda fuhr ihm mit der Hand über das kurzgeschnittene Haar.

Natürlich behielt das Mädchen das letzte Wort, und natürlich auch verschwand schließlich das letzte Stück von allem Eßbaren. Sie sprangen auf, sich am Quell die Hände zu waschen, das gab Gelärm, Gezänk, hin und her fliegende Citate aus der Fabel vom Lamm und vom Wolf. Alf war zuerst fertig, kehrte nach dem Lagerplatz zurück und beschäftigte sich mit seinem Korb. Nun kamen auch die übrigen wieder, und er hielt ihnen mit hochgehobenem Arm etwas entgegen: „Seht mal, was ich eben hier unterm Baum gefunden habe!"

Ein dreistimmiger Jubelruf antwortete ihm, in seiner Hand blinkte eine dickbäuchige Flasche mit silbernem Hals. Barbe Fleming hatte den Tag als einen besonderen für die Auszügler und auch als eines besonderen Abschiedstrunkes würdigen angesehen; so war die Flasche verschwiegen für den Schluß der Mahlzeit in Alfs Korb gewandert. Und rasch saßen alle wieder auf dem Moos.

Nicht oft noch im Leben war ihnen Cham-

pagner über die Lippen gekommen, es lag etwas Feierliches darin, wie Alf Overbel den Draht abbog und mit dem Finger gegen den Kork drückte, bis dieser jählings mit lautem Knall ins Buchenlaub hinausschoß. Alle Gläser schäumten über; sie klangen unerwartet matt beim Anstoß, der stumpfe Ton hatte Wunderliches. Doch das kurze Mißvergnügen darüber verflog rasch, die Lippen schlürften den Schaum, und Roloff Carstens brachte einen wundervollen Trinkspruch aus: „Darauf, daß wir vier im August hier wieder ebenso vergnügt zusammensitzen!" Das war allen gleichmäßig aus der Seele gesprochen, und jeder leerte zur Bekräftigung sein Glas bis auf den letzten Tropfen.

Wie der prickelnde Wein anders als der rote die Zungen löste! Begreiflich kam die Rede auf die Universität, wie ihr Leben dort in der Fremde sein werde. Wunderbar; die beiden Betreffenden wußten schon viel darüber im voraus und machten den staunenden Mädchen den Mund wässern. Roloff meinte: „Ihr solltet uns einmal besuchen!"

„Aber du hast ja nur eine Stube, Dolf," meinte Madlene.

Er erwiderte: „Pah, wir wohnen zusammen; du kannst so lange in meinem Bett schlafen, und ich leg mich aufs Sofa."

„Weißt du denn schon, ob du ein Sofa hast?"

„Natürlich; sonst hat das Bett für uns beide Platz."

Doch einmal kam Alf etwas vom Munde, das in Widerspruch zu dem Plane stand: „Ich wollte, die Universität läge nicht ein paar Meilen von hier, sondern in Hinterindien oder in Brasilien."

„Aber dann könnten wir ja nicht dahinkommen," sagte Madlene.

„Das ist wahr, daran dachte ich nicht. Aber dann ginge es eben nicht anders, und ihr müßtet warten, bis wir wiederkämen."

Hedda lachte: „Darüber könnten wir, wie's in dem Märchen heißt, alt und grau werden."

Zu spaßhaft war's, die beiden jungen Blondköpfe sich so vorzustellen, und wohl eines allseitigen Lachausbruches würdig. Zugleich aber erinnerte es Roloff an den anderen, ihnen am Morgen beim Stöckeschneiden genommenen Spaßvorsatz, und Alf leicht mit den Augen zwinkernd, sagte er:

„Findest du nicht, daß Madlene ihr Kleid besser steht als Hedda?"

Der Befragte antwortete: „Nein, ich finde, Hedda sieht besser drin aus."

„Für meinen Geschmack ist Madlene überhaupt hübscher."

„Dann habe ich einen anderen, denn mir gefällt Heddas Gesicht mehr."

„Natürlich, jeder findet seine Schwester garstig, das zeigt, daß ihr beide gleich wenig Geschmack habt," lachte Hedda Carstens, doch es lag nichts Ungehaltenes über ihren Bruder darin, sondern ihre hellblauen Augen glänzten befriedigt und vergnügt. „Wir haben beide die gleiche Nummer bei der Kartenlotterie zugedeckt bekommen, Madlene, dein Bruder ist gerade so liebenswürdig gegen dich, wie meiner gegen mich."

Madlene erwiderte nichts darauf, sondern brachte ein anderes Gespräch auf, aber sie war stiller als vorher geworden und ließ den Wein in ihrem Glas stehen, ohne mehr zu trinken. Und wie schließlich alles einmal vorbeigehen mußte, nahm sogar eine Flasche Champagner zuletzt auch ein Ende. Wahrhaftig, auf die studentische Nagelprobe leer war sie, und Roloff faßte sie am Hals und warf sie in weitem Bogenschwung in den See, daß sie fernhin aufplatschend ins Wasser fiel; Wellenkreise breiteten sich von der Stelle aus, wo sie niedergestürzt war. Alle standen auf, sich nach dem langen Sitzen ein wenig zu bewegen; Madlene ging ein halbes Hundert Schritte seitwärts am Strand entlang und blieb dort stehen und sah auf die Wellenringe hinunter, die jetzt vor ihre Füße herankamen. Dann schlenderte Alf in der gleichen Richtung, hielt bei ihr an und sagte: „Wonach siehst du?"

„Nach den Wellen."

Sie antwortete es kurz, und der Ton klang ein bißchen wunderlich, so daß er fragte: „Was hast du?"

„Nichts."

„Ist es dir nicht gut?"

Ihr Kopf schüttelte. „Doch."

Sie hielt sich abgedreht, aber er sah jetzt, daß ihr ein paar Tropfen an den Wimpern hingen. „Warum hast du denn Thränen in den Augen?" fragte er.

Ihre Hand fuhr über die Augen. „Ich hab keine Thränen.“ Doch da er es einmal gesehen, fügte sie widerspruchsvoll hinterdrein: „Weil du mich kränken wolltest.“

„Ich? Womit?“

„Daß Hedda dir besser gefalle als ich. Es ist mir ja ganz gleichgültig.“

„Das hat Rolf von dir ebenso gesagt, und Hedda hat dazu gelacht.“

„Ja, er kann's auch besser, und sie kann's auch.“

„Warum kann er's besser?“

„Weil er wirklich ihr Bruder ist.“

Madlene kehrte sich dabei um und sah ihn mit noch nassen Augen an. „Hast du Hedda denn lieber als mich, Dolf?“

„Pah, bist du dumm, keinen Spaß zu verstehen! Wie könnt ich denn jemand auf der Welt lieber als dich haben, Maud?“

„Ja, du hast recht, Dolf, ich bin so dumm!“

Mit einem köstlich-frohsinnigen Lachen flog es dem Mädchen heraus; es war ja natürlich nur Fopperei, Mißverständnis und Unsinn gewesen, von den ungewohnten Weinperlen auf die Zungen geprickelt, und nach solch einem kleinen Tropfenschauer von den Wimpern zeigte sich erst am schönsten, wie sonnenfreudig der Sommertag sei. Alf legte Madlene den Arm um den Nacken, die jetzt übermütig fragte: „Wo sind denn die Alten geblieben?“ Denn die Carstensschen waren ja um ein Jahr älter als sie und Alf Overbek. Hellstimmig rief sie: „Onkel Rolf! Tante Hedda!“ so fanden sie sich wieder zusammen, alle mit ziemlich roten Gesichtern; die Wirkung des Champagners diente nicht gerade zu einer Kühlung der heißen Luft.

Allen nickten auch die oberen Augenlider ein bißchen herunter; Hedda maß Alf und Rolf zu: „Ihr seid Schlafmützen und wollt euch natürlich auf die Bärenhaut legen. Es steckt an, wenn man euch ansieht.“ Sie that, als ob sie ein Gähnen nachmache, doch halb war ihr der Mund selbst dazu behilflich.

Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen, tauschten ein paar Worte, und Madlene sagte: „Ja, sucht euch einen Platz zum Ausruhen; wir thun's auch erst, und nachher wollen wir baden, Tante Hedda und ich haben uns in den Körben Leintücher mitgenommen. In anderthalb Stunden könnt ihr wiederkommen; wie spät ist's?“

Alf zog seine silberne Uhr. „Schon bald halb vier.“

„Also um fünf seid ihr wieder hier, und verschlaft euch nicht.“

Rolf lachte: „Wenn ihr ein paar Stunden länger Geduld hättet, brauchtet ihr euch wahrscheinlich nicht erst auszuziehen und in den See zu laufen; der Himmel würde euch das Wasser von oben besorgen. Die Sonne sticht zu arg, es giebt heut noch etwas.“

„Die alten Propheten sind tot und die neuen taugen nichts,“ spottete Madlene.

„Wollt ihr wetten?“

Hedda fiel ein: „Macht nur, daß ihr die Augen zubringt, der Sand läuft euch ja schon über drin.“

Es geschah nicht zum erstenmal, daß Madlene und Hedda hier badeten, alljährlich machten sie's im Vorsommer so. Die Ostsee war dann noch zu kalt, doch das seichte Wasser des Landsees über dem weichen Sand war von der Sonne schon lind durchwärmt, und man konnte sicher sein, daß niemand hierherkam; außerdem hing an der Stelle rundum Buschwerk vor, schloß sie wie mit den Wänden einer Hütte ein. Die Brüder wurden dann eine Weile fortgeschickt.

Den Mädchen fiel's so wenig ein, die beiden könnten nicht wirklich fortgehen, wie diesen nicht, in der Nähe zu bleiben. Sie gingen eine Strecke weit miteinander durch den Wald, sich einen Platz zur Nachmittagsruhe zu suchen; wie sie über eine kleine Lichtung kamen, brannte die Sonne in der That stechend drauf nieder. Roloff Carstens nickten die Augen am müdesten, er hielt an: „Hier ist ein gutes Sofa,“ warf sich hin und streckte den Kopf auf eine dick mit Moos überzogene Baumwurzel. Alf Overbek sah nach einem gleich verlockenden Kissen herum, doch in der Nähe fand sich keins. So ging er noch vorwärts, geriet unvermerkt in einen Erlenbusch mit feuchtem Grund, auf den man sich nicht hinlegen konnte, und er mußte weiter hindurch. Müde war er gleichfalls, indes mehr noch der Kopf ihm heiß; er bog instinktiv wieder nach dem See zu ab, dort kühlte die Wasserluft doch noch etwas besser. Es zog sich länger hin, als er gedacht, dann aber fand er in der That einen herrlichen, ihm völlig unbekannt gewesenen

Fleck hart am Ufer, das hier nicht sandig seicht, sondern tief war, denn eine dunkle, reglos scheinende Au kam aus dem Waldgrund und mündete in den See. Daneben, etwa um ein Dutzend Fuß von steilem Abfall drüber erhöht, bot sich an einem Buchenstamm der schönste Ruheplatz. Der Blick ging über einen Teil der stillen Wasserfläche hin, sonst war der Umkreis nach allen Seiten, wenn auch nicht eng, doch eigentümlich und heimlich abgeschlossen. Die Stelle hatte etwas Verzaubertes in ihrer Stille und Reglosigkeit. Wie vorzeitig alles Blattwerk üppig entwickelt, sommerhoch aufgewuchert dastand! Zwischen Schilf- und Binsenrändern zog das lautlose, fast schwarz anblickende Bachgewässer, schon breit ausgespannte große Nymphäenblätter schwammen darauf. Schatten und Licht wechselten; wo dies glanzstrahlend hereinfiel, bewegte sich Leben, doch nur ein wenig, einzig zwei beflügelte Insekten. Ein Citronenfalter flatterte drüben über einen Häufchen von Nelkengras- und Ehrenpreisblüten, das sich schneeweiß und himmelblau durcheinander mischte, und über einem Teichrosenblatt auf der dunklen Au stand eine smaragdene „Teufelsnadel" in greller Sonnengoldgarbe, blitzte mit dem märchenhaft funkelnden Geschmeideleib auf, schien verschwunden und war wieder da. Sonst rührte sich nichts Lebendiges umher; trotz dem unglaublichen Vorschritt alles Wachstums für die Jahreszeit sah Alf Overbeck doch erstaunt auf eine so früh aus der Puppe geschlüpfte Seejungfer und sagte laut vor sich hin: „Libellula — Calopteryx splendens."

Er war jetzt doch sehr schläfrig, legte auch den Kopf auf sein gefundenes gutes Kissen zurück. Ein paarmal öffnete er noch, schon halb im Einschlafen, die Lider, und vor ihm lag der sonnige See und am Rand das Häufchen weißer und blauer Blumen. Kein Ton, als nur einmal weither, wohl von einem Dorf drüben über der stillen Wasserfläche ein in der Luft verzitternder Hahnschrei. Der kam ihm noch zum Bewußtsein, doch Traum umgaukelte ihm schon die Sinne. Der See verwandelte sich ihm zu einem tropischen Meer mit blauen Felsenufern, darüber flog der Citronenfalter. Doch er war's nicht, sondern bei genauerem Hinsehen war es Madlene, und nicht mit dem Mund, doch mit einem Gedanken sagte Alf noch: „Maud ist die beste und einzige auf der Welt." Dann lag er im Schlaf.

Da schlug ihm wieder der Hahnschrei ans Ohr, und er hob die Lider auf und wußte im ersten Augenblick nicht, wo er sich befinde. Danach kam's ihm, daß er von den anderen durch den Wald fortgegangen, sich hier niedergelegt habe und eingeschlafen sei. Sehr lange Zeit konnte noch nicht darüber verflossen sein, wohl kaum eine Stunde, denn die Sonne warf ihre Goldbahn nicht viel anders als vorher durch die Luft, und darin stand auch noch die Smaragdlibelle mit dem feinen, wie ein Juwelenstäbchen funkelnden Leib. Dennoch war etwas in der Beleuchtung verschieden geworden, der Aufgewachte empfand es, doch wußte nicht, woher es rühre.

Die Mädchen zogen sich drüben am See entlang wohl wieder an, so daß es Zeit wurde, zu ihnen zurückzugehen. Er wollte aufstehen, indes gleichzeitig ließ ein klatschender Ton im Wasser nah unter ihm ihn den Kopf drehen. Das Geräusch mußte von dem Schnellen eines großen Fisches entstanden sein, und Alf richtete den Blick nach der Stelle, von welcher der Schall gekommen.

Dabei erkannte er jetzt, was den Lichtunterschied gegen vorher bewirkte. Oben über die Au hin fiel noch der Sonnenstreifen, doch sie selbst lag völlig in tiefem Schatten, undeutlich, kaum mehr unterscheidbar. Es hatte Sonderbares, nicht recht Begreifliches, daß der grelle Lichtstrahl darüber so wenig Helligkeit nach unten verbreitete; nur ein ungewisses Blenkern spielte und spiegelte über dem dunklen Gewässer.

Dort mußte der Fisch gesprungen sein, es war, als schimmere noch etwas silberschuppig zwischen den Nymphäenblättern. Oder doch nicht; nun war es fort, und statt dessen schillerten an der Stelle zwei grüne Punkte, der Farbe der Teufelsnadel ähnlich.

Und nun änderte es sich wieder. Seine Augen hatten in den grellen Schein oben gesehen und waren sonnenblind gewesen, so wirklich lichtlos lag's doch nicht drunten über der schwarzen Au. Erkennbar gestaltete sich etwas heraus, ein heller Fleck, der sich umgrenzte und die Form eines Gesichtes an-

nahm. Auch von dunklem, langgelöstem Haar schien es eingefaßt, das oben Stiele und Blätter von Teichrosen mit einem Kranz umflochten hielten. Und die beiden grünglimmernden Punkte entsprachen nach ihrer Lage den Augen des Gesichtes.

Es überlief Alf Overbek mit einem wunderlichen Schauer. Er wußte, daß es keine Najaden, Nixen, menschenähnliche Wassergeschöpfe gebe, und seine Vernunft zweifelte nicht daran. Aber die Phantasie überwog zu stark in seinem Kopf und wurde von dem Anblick zu mächtig erregt. Reglos starrte er drauf hin; das Rätselhafte ward zur deutlichen Gewißheit, einem Menschenkopf, einem weißen Mädchengesicht, über dessen schwarzer Lockenflut droben geheimnisvoll die Libelle gleich einer in die Luft emporgeflogenen Haarnadel der Venus blitzte.

Plötzlich losch sie spurlos aus und mit ihr der grelle Goldstreifen. Es erklärte sich, wodurch der starke Beleuchtungsgegensatz entstanden war: nicht wahrnehmbar hatte sich hinter den hohen Waldkronen eine schwere Wolkenbank heraufgeschoben und jetzt die Sonne überdeckt. In einem Nu vollzog sich die Verwandlung, zugleich kam ein rauschender Ton von den Baumwipfeln herab.

In Wirklichkeit fiel so ein Dunkel auf alles, doch für den Blick war es eigentümlicherweise durch das Aufhören des Gegensatzes von Licht und Schatten nach unten hinunter heller geworden. Klar unterschied Alf Overbek gegenwärtig das sich aus dem Wasser der Au heraushebende, ihm zugewandte Gesicht, und es war ihm nicht fremd. Er kannte es schon seit seinen Knabenjahren, hatte es von Zeit zu Zeit da und dort immer einmal flüchtig wieder gesehen, wie es wohl das gleiche blieb und sich doch auch veränderte. Nun durchschoß unwillkürlich dazu eine Erinnerung ihm den Kopf. Durch Tabaksrauch sah er die graubärtigen Alten um den Tisch im „stillen Butt“ vor sich und hörte ihre Stimmen, wie sie von Meerweibern redeten. Christian Larsen sprach von einer Frau, die er halb dafür ansah, oder wenigstens meinte er, ihre Tochter, die sie zur Welt gebracht, könne nachts in der Wiege von einem Wasserweib mit der seinigen ausgetauscht worden sein. Hinterdrein kam's von anderem Mund, ja, sie schwimmen wie ein Aal, und man solle acht geben, in ein paar Jahren werde sie gewaltig schön. Mit Seetang habe das Haar solcher Mädchen Ähnlichkeit, dünke einem manchmal schwarz und manchmal grün.

Auch das kam Rotz, wie er sie einmal mit Madlene zwischen Farnen im Wald sitzend gefunden; auf den ersten Blick hatte ihr Haar die Farbe von lang unter einem fließenden Wasser zurückgestrichenem Binsengras gehabt.

Das war vernunftlos, ein Schiffergeschwätz, es gab keine menschlichen Wassergeschöpfe, keine Meermädchen. Aber trotzdem stand Alf Overbek da unter ihm eines vor Augen, mit dem lang fließenden Haar, dem Gewirr von Teichrosenstielen und -blättern drüber und dem schillernden Blick darunter, genau so, wie die Einbildung sich ein derartiges Wesen schuf.

Ja, er kannte sie an den Gesichtszügen, und doch so rätselhaft war die Erscheinung, daß er fragte: „Bist du Heid Wilbet?“

Eine Stimme klang kurz zurück: „Ja.“

„Was thust du da?“

„Ich schwimme.“

Ihre Arme machten leise Ruderbewegungen: dabei hoben sich ihre Schultern nicht über das Wasser empor, doch unter einer nur dünnen Decke desselben blinkte ein weißes Glimmern herauf. Es kam, sank zurück und kehrte wieder.

Übermächtig packte es die Phantasie. Mit ihren Augen gewahrte Alf aller Vernunft und Wissenskenntnis zum Trotz drunten in dem schwarzen Gewässer einen Fischschwanz mit auf und ab schlagenden Flossen.

Es legte sich ihm etwas sonderbar beängstigend, den Atemzug lähmend, auf die Brust. So lautlos war's nach ihrer Antwort geworden; er fragte wieder: „Wie kommst du hierher?“

Sie antwortete: „Es ist heiß, ich wollte mich abkühlen.“

„Wußtest du nicht, daß ich hier schlief?“

Kurz zögerte sie, doch versetzte dann: „Ja, ich wußte es.“ Und sie fügte drein: „Ich sah euch immer, den ganzen Tag, und ich ging euch nach.“

„Weshalb?“

Langsam hob und senkte sich der geheimnisvolle weiße Schimmer im Wasser; davon

her scholl die Entgegnung: „Weil es mir Spaß machte, euch zuzuhören.“

Auf einmal knatterte etwas droben auf den Blättern, es war Hagelschlag, große weiße Körner schossen herunter, und Donner rollte über den See. Alf stieß unwillkürlich aus: „Es giebt ein starkes Gewitter; komm aus dem Wasser und tritt unter Schutz!“

Sie lachte: „Ich kann nicht nasser werden, als ich bin.“

„Der Blitz kann ins Wasser schlagen.“

„Besser, als wenn du mich schlägst.“

„Warum sollt ich dich schlagen?“

Der Hagel knatterte dichter, durch ihn hin klang die Stimme Heid Wilbets: „Weißt du's nicht mehr? Du wolltest es einmal im Wald. Darum fürcht ich mich vor dir.“

„Du bist thöricht. Mach schnell!“

„Thust du's gewiß nicht?“

„Nein.“

„Dann dreh dich um und sieh weg, daß ich aus dem Wasser kann.“

Er hatte nicht daran gedacht, erst bei ihrem Zuruf durchfuhr's ihn wunderlich schreckhaft, daß er sich abkehren müsse, wenn sie herauskommen solle. Doch er that's trotzdem nicht, die Glieder waren ihm wie gelähmt, er konnte sich nicht bewegen. Auch war es unnötig, denn der Hagel legte jetzt einen dichten weißen Vorhang zwischen ihn und die Au, nichts ließ sich dahinter wahrnehmen.

Nur jetzt schoß jählings eine gelbe Schlange vom Himmel und durchriß auch den dichten Vorhang mit grellem Flammenlicht. Einen Augenblick lang tauchten aus dem Geprassel graue Baumstämme hervor, Schilfspitzen und daneben eine weiße Gestalt. Nicht länger und nicht deutlicher, als um erkennen zu lassen, daß sie nicht in einen Fischschwanz auslaufe; dann verschwand alles, und mit betäubendem Krachen polterte der Donner drüber.

Alf Overbek stand ohne rechte Besinnung. Seitdem er aus dem Schlaf aufgewacht, konnten nicht mehr als einige Minuten vergangen sein, und was in diesen geschehen, war, als ob es noch ein Traum gewesen sei. Über ihm knatterten wild die Äste, und der Sturm brauste wie Meeresbrandung durch alle Wipfel. Der Hagelschlag begann sich zu lockern, in Regensturz überzugehen, doch das dichte Buchendach hielt einen Schirm gegen ihn ausgespannt.

Dann klang eine Stimme: „Bist du noch hier?“ Der Kopf Alfs flog herum, bekleidet kam von der Seite her Heid Wilbet am Abhang herauf und trat auf ihn zu. Die Helligkeit hatte wieder so weit zugenommen, daß ihr Gesicht und ihre Gestalt klar unterscheidbar wurden. Ein schlankes Geschöpf mit dürftig-vertragener Kleidung war's, doch von einem fremdartig zauberischen Reiz der Züge; nun war es Alf Overbek doch, als sehe er sie zum erstenmal. Ihr Körperbau besaß seltsam Graziles, alle Glieder hatten, gleich dem nassen, lang über den Nacken zurückflutenden Haar, etwas von fließenden Wellen. Dazu funkelten absonderlich die schwarzen Augensterne mit dem manchmal aus der Tiefe hervorleuchtenden grünen Schillerglanz.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm, sondern kam heran: „Darf ich bei dir untertreten?“ Er nickte, die Stimme wollte ihm noch nicht über die Lippen; sie standen etwa eine Minute schweigend nebeneinander, und der Regen rauschte um sie. Sein Blick nur ging einmal auf ihre Hand nieder, als suche er nach einer Schwimmhaut zwischen den Fingern; er that's mit dem Bewußtsein der Sinnlosigkeit dieser Vorstellung, doch er war noch außer stande, sich der Überwältigung seiner Einbildungskraft zu erwehren. So sah er, daß die Hand nichts Unnatürliches und Ungewöhnliches zeigte, nur schmaler war sie als sonst ihm bekannte von Mädchen oder Frauen, und die mager-schlanken Finger hatten in Form und Farbe etwas, als ob sie von Alabaster seien. Endlich fühlte er wieder die Fähigkeit, sprechen zu können, und es drängte ihn auch dazu, denn die Lautlosigkeit ihres Dastehens überkam ihn mit einem unheimlichen Gefühl. Aber er wußte nicht, was er sagen wolle, und halb ohne Wissen brachte er noch einmal die Frage vom Mund: „Warum bist du denn uns — und mir — hierher nachgegangen?“

Sie erwiderte: „Ich habe gehört, daß du in ein paar Tagen fortgehst, und ich wollte dich noch einmal sehen.“

In das Niederrauschen auf die Blätter klang ihre Stimme eigentümlich hinein, nicht scharf und harttönig, wie er sie im Ohr trug, und auch nicht sanft oder weich, doch mit einem schmiegsamen Laut, der wieder an

Wasser, an das Anwallen einer Welle erinnerte. Der Inhalt ihrer Antwort aber war befremdlich; Alf Overbek wollte fragen, warum sie ihn noch einmal sehen gewollt. Dabei stockte ihm indes wieder die Sprache, denn sie hatte es wie etwas Natürliches und Selbstverständliches gesagt, das keine Erklärung nötig habe. So suchte er halb verworren nach anderem, das er entgegnen könne, und brachte hervor: „Du wußtest, sagtest du, ich sei hier — ich begreife nicht —"

„Was begreifst du nicht?"

„Daß du hier — daß du gerade an dieser Stelle schwammst."

Sie schlug die Augen gegen ihn auf und sah ihm mit einem Blick ins Gesicht, als begreife jetzt sie nicht, was er damit meine. Und so gab sie's auch zur Antwort: „Wo sollt ich's sonst? Ich mußte warten, bis du aufwachtest, und es war heiß. Wär ich in den See hinausgeschwommen, hättest du fort sein können, bis ich wiedergekommen, und so sah ich dich schlafen."

Einen Augenblick schwieg sie, dann fügte sie in einem lässigen Ton hinzu: „Gehst du gern fort aus der Stadt?"

Alf Overbek durchschoß es einmal den Kopf, wo die anderen sein mochten. Wahrscheinlich hatten sie das Wetter früher heraufkommen gesehen, vergeblich nach ihm gerufen und sich auf den Heimweg gemacht, oder irgendwohin, einen Schutz zu suchen. Auffinden konnte er sie jedenfalls nicht mehr. Nun drehte er plötzlich den Kopf: „Ob ich gern fortgehe? Ja, ich thät's — anderswohin — dorthin ginge ich gern." Fast ohne Wissen fügte er hinzu, wohin, wie er's am Morgen Rolf Carstens gesagt. Übers Meer — in die Weite — in eine tropische Welt.

„Warum thust du's nicht und gehst nicht dorthin? Hast du kein Geld dazu?" fragte Heid Wilbet.

Dann kam's ihm einmal zum Bewußtwerden, daß sie nicht mehr unter der Buche standen, sondern zusammen durch den Wald gingen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen tropfte es schwer herab. Es fehlte Alf an einem Anhalt dafür, wie lange die Wartezeit, die sie miteinander zugebracht, gedauert haben möge; er wußte, sie hatten mancherlei hin und her gesprochen, doch worüber und was, war ihm weggeflossen, wie das Wasser, das quirlend hastig neben ihnen am Wegrand fortlief. Wenn er zuhörte und wenn er selbst sprach, verließ ihn immer ein Gedanke nicht, der sich ihm im Kopf festgesetzt und den er nicht mehr los werden konnte. Ein im Grunde ebenso sinnloser, wie seine Vorstellung von Schwimmhäuten an der Hand seiner Begleiterin, doch ihm kam's beständig wieder, ob die Finger Heid Wilbets wirklich aus Alabaster seien. Das ging wider alle Vernunft und meinte er auch nicht, sondern ob sie sich wohl so glatt und kalt wie von Stein anfühlten, wie sie sich ansahen. Aber fragen konnte er doch nicht danach.

Der Wald lag hinter ihnen, sie schritten jetzt zwischen Zaunknicken der Stadt zu. Bei einer Wegabzweigung stand das Mädchen einmal still und sagte: „Ich muß hier gehen; du kommst also morgen früh, daß ich dir's zeige?"

Er mußte sich besinnen, was sie meinte, doch dann fand er's im Gedächtnis wieder. Sie besaß einen roten Korallenstock, eine Seltenheit, davon hatten sie auch gesprochen und Heid Wilbet gesagt, wenn er die Korallen zu sehen wünsche, wolle sie diese morgen mit an den Strand nehmen. An eine sonst von niemandem besuchte Stelle, wo sie sich viel aufhielt und die er auch kannte.

Ja, davon war einmal die Rede gewesen und daß er dorthin kommen wollte, den Korallenstock anzusehen. Wie er sich nun dran erinnerte, antwortete er hastig: „Ja, du mußt hier nach deinem Haus zu — ja, ich komme morgen früh nach Sonnenaufgang an den Strand."

Er stand unschlüssig, reichte ihr dann jedoch mit einer plötzlichen Armbewegung die Hand hin. „Gute Nacht."

Sie nahm seine Hand und erwiderte das Gleiche. Er hatte es thun müssen, um die einbildnerisch quälende Frage aus seinem Kopf los zu werden, und nun wußte er's. Die Finger waren nicht von Alabaster und nicht von steinerner Kälte, sondern geschmeidig und warm, beinahe heiß. Sie zogen sich einen Augenblick lang mit leichtem Druck um die seinigen zusammen, und ihm kam's vor, als fühle er das Blut in ihnen klopfen. Aber es konnte auch in seinen eigenen gewesen sein.

her scholl die Entgegnung: „Weil es mir Spaß machte, euch zuzuhören.“

Auf einmal knatterte etwas droben auf den Blättern, es war Hagelschlag, große weiße Körner schossen herunter, und Donner rollte über den See. Alf stieß unwillkürlich aus: „Es giebt ein starkes Gewitter; komm aus dem Wasser und tritt unter Schutz!“

Sie lachte: „Ich kann nicht nasser werden, als ich bin.“

„Der Blitz kann ins Wasser schlagen.“

„Besser, als wenn du mich schlägst.“

„Warum sollt ich dich schlagen?“

Der Hagel knatterte dichter, durch ihn hin klang die Stimme Heid Wilbets: „Weißt du's nicht mehr? Du wolltest es einmal im Wald. Darum fürcht ich mich vor dir.“

„Du bist thöricht. Mach schnell!“

„Thust du's gewiß nicht?“

„Nein.“

„Dann dreh dich um und sieh weg, daß ich aus dem Wasser kann.“

Er hatte nicht daran gedacht, erst bei ihrem Zuruf durchfuhr's ihn wunderlich schreckhaft, daß er sich abkehren müsse, wenn sie herauskommen solle. Doch er that's trotzdem nicht, die Glieder waren ihm wie gelähmt, er konnte sich nicht bewegen. Auch war es unnötig, denn der Hagel legte jetzt einen dichten weißen Vorhang zwischen ihn und die Au, nichts ließ sich dahinter wahrnehmen.

Nur jetzt schoß jählings eine gelbe Schlange vom Himmel und durchriß auch den dichten Vorhang mit grellem Flammenlicht. Einen Augenblick lang tauchten aus dem Geprassel graue Baumstämme hervor, Schilfspitzen und daneben eine weiße Gestalt. Nicht länger und nicht deutlicher, als um erkennen zu lassen, daß sie nicht in einen Fischschwanz auslaufe; dann verschwand alles, und mit betäubendem Krachen polterte der Donner drüber.

Alf Overbek stand ohne rechte Besinnung. Seitdem er aus dem Schlaf aufgewacht, konnten nicht mehr als einige Minuten vergangen sein, und was in diesen geschehen, war, als ob es noch ein Traum gewesen sei. Über ihm knatterten wild die Äste, und der Sturm brauste wie Meeresbrandung durch alle Wipfel. Der Hagelschlag begann sich zu lockern, in Regensturz überzugehen, doch das dichte Buchendach hielt einen Schirm gegen ihn ausgespannt.

Dann klang eine Stimme: „Bist du noch hier?“ Der Kopf Alfs flog herum, bekleidet kam von der Seite her Heid Wilbet am Abhang herauf und trat auf ihn zu. Die Helligkeit hatte wieder so weit zugenommen, daß ihr Gesicht und ihre Gestalt klar unterscheidbar wurden. Ein schlankes Geschöpf mit dürftig-vertragener Kleidung war's, doch von einem fremdartig zauberischen Reiz der Züge; nun war es Alf Overbek doch, als sehe er sie zum erstenmal. Ihr Körperbau besaß seltsam Graziles, alle Glieder hatten, gleich dem nassen, lang über den Nacken zurückflutenden Haar, etwas von fließenden Wellen. Dazu funkelten absonderlich die schwarzen Augensterne mit dem manchmal aus der Tiefe hervorleuchtenden grünen Schillerglanz.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm, sondern kam heran: „Darf ich bei dir untertreten?“ Er nickte, die Stimme wollte ihm noch nicht über die Lippen; sie standen etwa eine Minute schweigend nebeneinander, und der Regen rauschte um sie. Sein Blick nur ging einmal auf ihre Hand nieder, als suche er nach einer Schwimmhaut zwischen den Fingern; er that's mit dem Bewußtsein der Sinnlosigkeit dieser Vorstellung, doch er war noch außer stande, sich der Überwältigung seiner Einbildungskraft zu erwehren. So sah er, daß die Hand nichts Unnatürliches und Ungewöhnliches zeigte, nur schmaler war sie als sonst ihm bekannte von Mädchen oder Frauen, und die mager-schlanken Finger hatten in Form und Farbe etwas, als ob sie von Alabaster seien. Endlich fühlte er wieder die Fähigkeit, sprechen zu können, und es drängte ihn auch dazu, denn die Lautlosigkeit ihres Dastehens überkam ihn mit einem unheimlichen Gefühl. Aber er wußte nicht, was er sagen wolle, und halb ohne Wissen brachte er noch einmal die Frage vom Mund: „Warum bist du denn uns — und mir — hierher nachgegangen?“

Sie erwiderte: „Ich habe gehört, daß du in ein paar Tagen fortgehst, und ich wollte dich noch einmal sehen.“

In das Niederrauschen auf die Blätter klang ihre Stimme eigentümlich hinein, nicht scharf und harttönig, wie er sie im Ohr trug, und auch nicht sanft oder weich, doch mit einem schmiegsamen Laut, der wieder an

Wasser, an das Anwallen einer Welle erinnerte. Der Inhalt ihrer Antwort aber war befremdlich; Alf Overbek wollte fragen, warum sie ihn noch einmal sehen gewollt. Dabei stockte ihm indes wieder die Sprache, denn sie hatte es wie etwas Natürliches und Selbstverständliches gesagt, das keine Erklärung nötig habe. So suchte er halb verworren nach anderem, das er entgegnen könne, und brachte hervor: „Du wußtest, sagtest du, ich sei hier — ich begreife nicht —"

„Was begreifst du nicht?"

„Daß du hier — daß du gerade an dieser Stelle schwammst."

Sie schlug die Augen gegen ihn auf und sah ihm mit einem Blick ins Gesicht, als begreife jetzt sie nicht, was er damit meine. Und so gab sie's auch zur Antwort: „Wo sollt ich's sonst? Ich mußte warten, bis du aufwachtest, und es war heiß. Wär ich in den See hinausgeschwommen, hättest du fort sein können, bis ich wiedergekommen, und so sah ich dich schlafen."

Einen Augenblick schwieg sie, dann fügte sie in einem lässigen Ton hinzu: „Gehst du gern fort aus der Stadt?"

Alf Overbek durchschoß es einmal den Kopf, wo die anderen sein mochten. Wahrscheinlich hatten sie das Wetter früher heraufkommen gesehen, vergeblich nach ihm gerufen und sich auf den Heimweg gemacht, oder irgendwohin, einen Schutz zu suchen. Auffinden konnte er sie jedenfalls nicht mehr. Nun drehte er plötzlich den Kopf: „Ob ich gern fortgehe? Ja, ich thät's — anderswohin — dorthin ginge ich gern." Fast ohne Wissen fügte er hinzu, wohin, wie er's am Morgen Rolf Carstens gesagt. Übers Meer — in die Weite — in eine tropische Welt.

„Warum thust du's nicht und gehst nicht dorthin? Hast du kein Geld dazu?" fragte Heid Wilbet.

Dann kam's ihm einmal zum Bewußtwerden, daß sie nicht mehr unter der Buche standen, sondern zusammen durch den Wald gingen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen tropfte es schwer herab. Es fehlte Alf an einem Anhalt dafür, wie lange die Wartezeit, die sie miteinander zugebracht, gedauert haben möge; er wußte, sie hatten mancherlei hin und her gesprochen, doch worüber und was, war ihm weggeflossen, wie das Wasser, das quirlend hastig neben ihnen am Wegrand fortlief. Wenn er zuhörte und wenn er selbst sprach, verließ ihn immer ein Gedanke nicht, der sich ihm im Kopf festgesetzt und den er nicht mehr los werden konnte. Ein im Grunde ebenso sinnloser, wie seine Vorstellung von Schwimmhäuten an der Hand seiner Begleiterin, doch ihm kam's beständig wieder, ob die Finger Heid Wilbets wirklich aus Alabaster seien. Das ging wider alle Vernunft und meinte er auch nicht, sondern ob sie sich wohl so glatt und kalt wie von Stein anfühlten, wie sie sich ansahen. Aber fragen konnte er doch nicht danach.

Der Wald lag hinter ihnen, sie schritten jetzt zwischen Zaunknicken der Stadt zu. Bei einer Wegabzweigung stand das Mädchen einmal still und sagte: „Ich muß hier gehen; du kommst also morgen früh, daß ich dir's zeige?"

Er mußte sich besinnen, was sie meinte, doch dann fand er's im Gedächtnis wieder. Sie besaß einen roten Korallenstock, eine Seltenheit, davon hatten sie auch gesprochen und Heid Wilbet gesagt, wenn er die Korallen zu sehen wünsche, wolle sie diese morgen mit an den Strand nehmen. An eine sonst von niemandem besuchte Stelle, wo sie sich viel aufhielt und die er auch kannte.

Ja, davon war einmal die Rede gewesen und daß er dorthin kommen wollte, den Korallenstock anzusehen. Wie er sich nun dran erinnerte, antwortete er hastig: „Ja, du mußt hier nach deinem Haus zu — ja, ich komme morgen früh nach Sonnenaufgang an den Strand."

Er stand unschlüssig, reichte ihr dann jedoch mit einer plötzlichen Armbewegung die Hand hin. „Gute Nacht."

Sie nahm seine Hand und erwiderte das Gleiche. Er hatte es thun müssen, um die einbildnerisch quälende Frage aus seinem Kopf los zu werden, und nun wußte er's. Die Finger waren nicht von Alabaster und nicht von steinerner Kälte, sondern geschmeidig und warm, beinahe heiß. Sie zogen sich einen Augenblick lang mit leichtem Druck um die seinigen zusammen, und ihm kam's vor, als fühle er das Blut in ihnen klopfen. Aber es konnte auch in seinen eigenen gewesen sein.

Jetzt waren sie auseinander gegangen, doch nach zehn oder zwölf Schritten drehte er noch einmal den Kopf, und zufällig that sie das Nämliche. So blickten sie sich kurz an, kehrten sich wieder ab und setzten ihre Wege fort. Während des Moments hatte vor seinem Gesicht eine Sinnestäuschung gespielt, als ob dicht über ihrem schwarzen Haar die smaragdene Libelle funkelnd in der Luft gestanden. Seitdem er geschlafen, empfand er seine Sehkraft noch etwas undeutlich überschleiert; es mußte das grüne Schillern in ihren Augen gewesen sein.

Im Weitergehen überkam's ihn einmal mit einer Art von Verwunderung, daß er Heid Wilbet „du" genannt habe; sie war ein erwachsenes Mädchen, nicht viel jünger als er, und eine andere hätte er mit „Sie" angeredet. Aber es war doch natürlich, sie kannten sich ja von Kindheit auf, und sie hatte es in gleicher Weise, als selbstverständlich gethan. Auch daher war's gekommen, weil er beim ersten ungewissen Erblicken des weißen Gesichtsscheines über dem Wasser nicht gewußt, was es sei, und märchenhafte oder traumhafte Erscheinungen nannte man unwillkürlich „du". Wie ein Traum aber war das Ganze gewesen und war's eigentlich noch immer.

Als Alf Overbek nach Haus gelangte, hörte er aus einem Zimmer die Stimme Madlenes klingen. Unbemerkt ging er in seine Stube: er war doch trotz dem Baumschutz fast durchnaß und wechselte die Kleider. Dazu brauchte er lange Zeit, wenn auch nicht mit bewußter Absicht, doch ohne den Trieb, schneller fertig zu werden; zuweilen hielt er beim Ankleiden minutenlang inne und sah reglos durchs Fenster in die Weite. Endlich ward's wohl Zeit, daß er sich zum Abendessen begeben mußte, und er ging. Wie er eintrat, flog Madlene ihm entgegen: „Da ist er!" Ihre Augen zeigten, daß sie beängstigt gewesen sei, nun war sie glücklich. Sie erzählte hurtig, wie's ihr ergangen, daß sie und Hedda eben baden gewollt, als Rolf ihnen von weitem gerufen, es komme ein Gewitter. Da hatten sie auch nach Alf gerufen, doch umsonst, waren dann, so schnell sie konnten, gelaufen, aber natürlich trotzdem in den Platzregen geraten und windelweich nach Haus gekommen, so daß Rolf und Hedda sich gleich zur Mühle weiter gemacht.

Auch Tamo Fleming und Barbe kamen jetzt, alle setzten sich zu Tisch. Von der Seite glitt der Blick Alfs über Madlene; sie kam ihm verändert vor, er wußte nicht wie, weniger anmutig als sonst von Gestalt und Gesichtszügen, fast etwas plump. Besonders ihre Hand erschien ihm breit mit zu starken, kurzen und geröteten Fingern; sie fragte lachend: „Was siehst du nach meiner Hand? Du hast noch nichts erzählt, wie ist's dir denn gegangen? Natürlich hast du dich im Wald verschlafen."

Er antwortete: „Ja, ich war eingeschlafen."

„Und wachtest erst vom Donner und Blitz auf, denn es gab keinen Hahn, der dich wecken konnte."

„Ja, vom Gewitter — und Hagel."

„Und konntest du irgendwo gut unterschlüpfen?"

„Unter eine Buche — ich mußte wohl eine Stunde unter ihr warten."

„Das war langweilig, wir waren doch zu dreien und lachten uns halbtot übereinander."

„Ja, es war —"

Alf Overbeks Augen gingen an den ihm zugewendeten Madlenes vorbei, und er streckte rasch die Hand nach einer Schüssel. Der Maitag dauerte schon so lang, daß noch keine Lampe nötig war: es ward sogar wieder heller, denn im Westen zog sich durch den grau bedeckten Himmel ein schmaler, mattblauer Streif. Doch man sah, er war trügerisch, verhieß keine Besserung des Wetters: vom Horizont drängte sich gegen ihn wieder eine schwere Wolkenbank auf. Nur kurz färbte er sich gelb, ein paar Augenblicke lang schossen aus dem schnell wieder verengten Spalt einige grelle Goldstrahlen über die regennasse Welt, und eine verlogene Sonne beendigte den Tag.

* * *

Das Gewitter war unvorhergesehen plötzlich in die lachende Sommerheiterkeit hereingebrochen, und seinem Brauch gemäß ließ es diese in den nächsten Tagen nicht wiederkehren. Der Himmel blieb grau bedeckt,

Wolken flogen im Westwind, warfen manchmal einen Regenschwall herab, die Luft war frostig geworden. Allem indes, was zu keimen und zu treiben begonnen, kam dieser Umschlag zu statten: es ward von der feuchten Witterung nicht gehemmt, sondern zu rascherer Fortentwickelung gebracht. Nur vollzog sich dies unbemerkt, denn die Nässe lud nicht ein, das Haus zu verlassen. Wenigstens die älteren Leute nicht, Tamo Fleming und seine Frau; Alf Overbek allerdings bekümmerte sich nicht um Wind und Regen, hielt sich doch am Vor- und Nachmittag mehrere Stunden im Freien auf. Er ertrug's im Hause nicht, der Kopf war ihm eingenommen; die dumpfe Luft beklemmte ihm die Brust, an seinem Atemzug ließ es sich manchmal wahrnehmen. Auch Madlene hätte sich aus dem schlechten Wetter nichts gemacht, sie wollte ihn begleiten, aber er sagte, es sei für sie unmöglich, auf den tief durchweichten Wegen, geschweige denn weglos durch Feld und Wald zu gehen. Davon zeugten freilich, wenn er heimkam, seine schmutzbedeckten Stiefel; das Mädchen sah diese einmal, eh er sie umgewechselt, ganz mit feinkörnigem nassem Sand überzogen, so daß sie fragte: „Bist du am Strand gewesen?"

Er antwortete mit kurzem Niederblick auf seine Füße: „Ja — man sinkt dort tief ein; mit deinen Schuhen kämst du nicht wieder heraus."

Trotzdem rüstete Madlene sich ein paarmal, ein altes Kleid anziehend, zum Mitgehen, doch es gelang ihr nicht. Sie paßte auf seinen Weggang, begab sich zuletzt, da es ihr zu lange dauerte, nach seiner Stube und fand ihn dort nicht mehr; er mußte durch sein Fenster hinausgestiegen sein. Eines Abends lag sie schon im Bett, konnte indes nicht einschlafen, sie wußte nicht warum, es kam keine rechte Ruhe über sie. Dann fiel ihr ein, sie hatte vergessen, Tolf noch etwas zu fragen, davon rührte es wohl her, und sie stand wieder auf, nahm einen Mantel um ihr Nachtkleid und ging auf bloßen Füßen an seine Thür. Hier klopfte sie: „Schläfst du schon?" Es kam keine Antwort, obgleich sie mehrmals rief; schließlich machte sie die Thür auf, tastete sich an sein Bett und wollte ihm aufweckend mit der Hand über den Kopf gleiten. Aber sie erschrak fast, denn sie fand nichts, er lag nicht im Bett. Wie sie ans Fenster trat, stand dies offen, nur angelehnt; er war noch spät fortgegangen.

Allerdings ließ sich's wohl begreifen, daß er sich anders als sonst betrug, einen bedrückten Eindruck machte. Er hatte das Frische eingebüßt, das Freie des Wesens und Blicks, auch die Gesprächigkeit und die Neckluft; zumeist saß er schweigsam oder stand so umher, fuhr manchmal bei einer Anrede schreckhaft zusammen. Eine so große Veränderung lag eben unmittelbar vor ihm; bisher hatte er sich wohl damit beruhigt, sie sei noch in wochenlanger Ferne, doch nun rückte sie dicht heran, ihr Eintritt war nicht nur mehr nach Tagen, schon nach Stunden abzuzählen. Ähnlich ging es Madlene ja auch, nur ließ sie's nicht so merken, und leichter hatte sie's ja freilich, da sie bei den Eltern im Haus blieb. Aber schwer genug doch auch, denn wie ein Leben ohne Tolf möglich werden sollte, konnte sie sich immer weniger vorstellen. Bis er wiederkäme, würde nie mehr die Sonne scheinen, beständig solch trüber, grauer Wolkenhimmel bleiben. Nur eins besaß Tröstliches; es war in der That kindisch und sinnlos gewesen, einen Augenblick zu meinen, daß er Hedda lieber haben könne. Er bekümmerte sich gar nicht um sie, wenn sie kam, sah und hörte sie nicht, während er ab und zu plötzlich einmal um Madlene zärtlich und beinah heftig den Arm schlang. Dann zwar ließ er sie auch wohl ebenso hastig wieder los, ja drängte sie von sich weg; er schämte sich offenbar, sich so unmännlich zu zeigen. Zuweilen konnte er etwas an sich haben, was Madlene nicht begriff, wie eine Scheu oder Reue, daß er's gethan; überhaupt rührte es sie hin und wieder an, als sei sein bevorstehender Weggang vom Hause wohl das Hauptsächliche, doch nicht das Einzige, was bedrückend auf ihm liege. Sie dachte vergeblich umher, was denn sonst ihm noch das Herz schwer machen könne; einmal fragte sie ihn: „Hast du vielleicht keine rechte Lust, Mediziner zu werden, Tolf, und möchtest etwas anderes studieren? Da brauchtest du's dem Papa ja nur zu sagen; er schlägt dir sicher nichts ab, was du nur willst, und ich steh dir bei allem bei."

Er antwortete, ohne sie anzusehen: „Du willst mir — was fabelst du dir für Dinge in deinem Kopf zurecht? Was man studiert, bleibt sich ja ganz gleich — es ist mir nur — auf der Brust ist mir's so schwer, daß ich von euch und von dir fort muß, Maud." Und man sah in dem Augenblick, daß der Atem ihm beinah versagte.

So kam der letzte Tag, am nächsten Morgen sollte er schon in ziemlicher Frühe mit Roloff Carstens zusammen zur Abfahrt in die Post steigen. Das Wetter gab jetzt Anzeichen, daß es Besserung verheiße; „natürlich," sagte Madlene am Mittagstisch, „wir haben ja heut abend Vollmond," und sie machte einen Versuch, dabei zu lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine alte Geschichte war's, an der sie wegen der langen Zeit, die schon drüber vergangen, festhalten mußte; als Kind hatte sie einmal von jemandem gehört, wenn es Vollmond gebe, werde der Himmel immer klar, und sie blieb seitdem jedesmal bei dieser Prophezeiung, weil Alf sie jedesmal bestritt, das sei nur ein Schifferaberglaube, und spottend mit Gründen widerlegte, ob sie vielleicht meine, daß der Mond, wenn er in der Nacht um die Erde herumgehe, überall gutes Wetter mache? Doch heut lachte auch er nicht zu ihrer Verkündigung, hörte kaum darauf; alle, die Eltern ebenfalls saßen in einer Abschiedsstimmung am Tisch. Frau Barbe hatte Besonderes gekocht und Tamo Fleming eine Flasche alten Rheinweins aus dem Keller geholt; er sah, die Herzen waren beschwert, und er ließ keine Schweigsamkeit aufkommen, sondern sprach gute Dinge zum guten Trunk, ernst und heiter durcheinander. Natürlich hatte vom letzteren die Frau Babusa viel zu leiden; von ihr kam das Regenwetteraussehen in den Gesichtern her, wenn sie nicht überhaupt die Schuld an der ganzen trübseligen Witterung der letzten Tage trug. Doch dazwischen flocht Tamo Fleming alte Sprüche und Worte aus Dichtungen ein, die ihm zufällig in den Mund gerieten, indes eigentümlich zu dem Bevorstehenden und solchem letzten Beisammensein paßten. „In der Welt kann man alles wiederfinden, nur nicht Vater und Mutter, und eine Schwester oder Base gehört wohl auch mit dazu." — „Das Glück des Hauses, das ist das Glück der Welt." „Doch ‚was unausweichlich, dem geh man entgegen,' sagte Shakespeare," und auch: „Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll." Und: „Nur nicht verzag, Glück kommt all' Tag." — „Genieße deine Kraft, man lebt nur, wenn man schafft." In solcher Weise belebte und würzte Tamo Fleming das zum Erlahmen geneigte Tischgespräch; einmal brachte er vor: „Ich las vor kurzem ein paar Verse eines neuen englischen Dichters, die mir so gefielen, daß ich sie zu übersetzen versucht habe. Sie sind nur kurz, so viel sie sagen; ich glaube, daß ich sie auswendig zusammenbringe:

Schiffe ziehn aus in die Nacht, und sie sprechen sich an im Vorbeiziehn,
Einzig ein Bugspritsignal und von weitem im Dunkel ein Stimmlaut.
Kreuzend uns so auf dem Weltmeer des Lebens, auch sprechen wir an uns,
Einzig ein Blick und ein Laut, und aufs neue dann Dunkel und Schweigen."

„O, das ist schön!" rief Madlene, „darf ich es mir aufschreiben, Papa? Willst du's auch, Dolf, dann schreib ich's auch für dich."

Alf nickte wortlos, er war in den letzten Augenblicken sehr blaß, fast weiß im Gesicht geworden und führte rasch sein Glas an den Mund, während Tamo Fleming sagte:

„Ja, es ist schön — ‚Schiffe ziehn aus in die Nacht' — wer einmal solche Begegnung auf der See erlebt hat, vergißt sie nicht. Nun, lieber Alf, das Letzte aus der Flasche auf gute Heimkehr!"

Der Nachmittag schlich hin oder er flog hin, für das Gefühl bald so und bald so; das Aussehen des Himmels besserte sich immer mehr, der Wind ward still und die Wolken lichteten sich dünner. Als der Abend herankam, lag alles von der Sonne vergoldet, und die Waldkronen standen im Westen gegen ein sicheres, höher aufrückendes Blau.

Madlene suchte umsonst im Hause nach Alf und fand ihn endlich draußen im Garten, wo er, unbeweglich stehend, auf ein Blumenbeet niedersah. Dem Mädchen kam eine Erinnerung: „Weißt du noch, wie wir uns einmal bös waren und immer da in den beiden Gängen hin und her liefen; beim Umdrehen war's, als wollten wir ganz auseinandergehen. Aber zuletzt stießen wir hier vor dem Beet doch zusammen —"

„Ja," erwiderte er, den Kopf hebend und

mit einem irr-abwesenden Blick um sich sehend.

„Und da legtest du mir den Arm um den Hals und sagtest —"

„Maud!" stieß er beinah wie einen Schrei vom Mund und schlang den Arm um sie. Wie lang war es her, und wie hoch war seitdem alles ringsum aufgewachsen, und doch stand es auch vor ihm unverlöscht, so lebendig, als sei's gestern gewesen.

Madleue hielt ein Blättchen in der Hand: „Ich habe dir die Verse auch abgeschrieben, Dolf."

„Was für Verse?"

„Die von heut mittag, die der Papa aus dem Englischen übersetzt hat."

Alfs Kopf war zu verworren, er erinnerte sich nicht mehr. Mechanisch streckte sich seine Hand nach dem Blatt, und seine Augen überflogen die Schrift: „Schiffe ziehn aus in die Nacht —" Weiter las er nicht, ihn kam wieder und diesmal als ein wirklicher Aufschrei von den Lippen: „Maud!" Sein Arm klammerte sich fester um ihren Hals, als wolle er sich an ihr halten, und zitternd stieß er hervor: „Ich danke dir — Maud —"

Sie verstand nicht, was er meinte, und fragte: „Wofür?"

„Daß du — daß du mir's abgeschrieben —"

Da klang von der Gartenzimmerthür die Glocke Frau Barbes und rief zum Abendtisch. Tamo Fleming verhütete wieder, daß Schweigsamkeit um diesen eintrat, doch nachher ebenso ein über die gewohnte Zeit hinaus verlängertes Zusammenbleiben. Vor einer Reise müsse man zeitig zu Bett gehen und gut ausschlafen. Dann ständen sie alle auch früher auf und hätten noch frische Morgenstunden miteinander bis zum Abschied.

Doch als sie auseinander gegangen und Alf Overbel in seine Stube gekommen, beherzigte er die Mahnung, zeitig zu schlafen, nicht. Er kleidete sich nicht aus, sondern stand etwa eine Viertelstunde aufhorchend, bis der letzte Ton im Hause verklungen, dann that er, was er seit vier Abenden im Beginn jeder Nacht gethan. Geräuschlos öffnete er sein Fenster und schwang sich in den Garten hinaus, verließ diesen noch zu einer Wanderung ins Weite.

Anfangs ging er langsam, zögernden Fußes; wie er das Gartenpförtchen hinter sich geschlossen, blieb er umgewandt stehen und sah nach dem lautlos halb vom Maiengrün verdeckten Hause zurück. Der Vollmond kam über den Horizont herauf, und Funken rieselten vom Dach, spielten auf allen Blättern. Sie flimmerten und zitterten immer schneller durcheinander, oder lag das Zittern in den Wimpern, den Augen des Rückblickenden? Sein Gesicht erschien fast von der Blässe eines Toten.

Dann aber wandte er sich jäh um, und nun ging er rasch ausschreitend, und zugleich wandelte sich auch die Farbe seines Gesichtes. Sein Gang beschleunigte sich immer mehr, fast zum Lauf, und heißes Rot goß sich ihm jetzt über Stirn und Schläfen. Er verfolgte denselben Weg, wie an jedem Spätabend der letzten Tage; ein frischer Luftanhauch kam ihm entgegen und ein leises Gemurre durch die Nachtstille; gleich darauf grub sein Fuß sich in den lockeren Sand des Seestrandes ein. Hier war es einsam leer, nur um einen Büchsenschuß abwärts leuchtete das lichthelle Fenster der Wirtschaft zum stillen Butt herüber.

Doch da löste sich aus einem Schattenwurf eine dunkle Gestalt ab, trat gegen den Ankömmling heran, und gedämpft sagte die Stimme Heid Wilbets: „Du kommst spät, ich habe schon lange gewartet. Sacht, daß uns niemand hört!" Sie faßte nach seiner Hand und zog ihn mit sich, etwas seitwärts. „Ich hab unser Boot losgemacht und hierher gerudert."

Flüsternd und stockend kam's Alf Overbel vom Mund: „Aber wer bringt es zurück?"

„Der Wind — hast du dein Geld?"

Kaum hörbar rang er aus erstickter Brust ein „Ja".

Nun saß er auf einer Bank des Bootes, neben ihm stieß das Mädchen mit einer Stange das Fahrzeug aus einer kleinen ausgetieften Bucht, in der es gelegen, vom Ufer ab. Dann griff Heid Wilbet nach einem Ruder, und halb bewußtlos that er das gleiche. Die Anstrengung seiner körperlichen Kraft beim Rudern befreite ihm etwas den Atem; sie saß nicht in gleicher Richtung wie er, sondern ihm gegenüber, mit ihrem Ruder steuernd, doch zugleich behend und

kräftig mit versetztem Einschlag beihelfend. So glimmerten ihre Augen ihm dicht entgegen, das Mondlicht fiel ihr ins Gesicht, das sich mit opalfarbigem Glanz aus dem dunklen Haarrahmen hob. Wie ihre Arme, die Brust sich vor- und zurückbogen, bot alles eine wellengleiche Bewegung, die eines Wesens, dessen Lebenselement das Wasser sei, einer Wile. Verworren fuhr es Alf zum erstenmal durch den Sinn, sie trug auch ihren Namen danach, Heid Wilbet.

Ein starkes Boot war's, das trotz dem tüchtigen Rudern nur langsam vorwärts kam, die Entfernung vom Ufer nahm wenig zu. Weitum überall legte der weiße Mondglanz einen geheimnisvollen Strahlenschleier auf die leis sich wiegende Fläche, nur nach links hin glomm etwas Rotes in die Nacht.

Plötzlich überlief's Alf Overbek mit einem Schauder. Das war die Fackel Niels Iversens, der drüben nach seiner versunkenen Braut, der Königstochter suchte. In solcher weißen Vollmondnacht waren Maud und er einmal mit dem sonderbaren Fischer hinausgefahren, unheimlich überkommen auf die alten Steine ans Land gesprungen und am Strand entlang Hand in Hand weit nach Haus gelaufen, wo die Eltern mit Sorge auf sie gewartet —

Noch viel unheimlicher als damals faßte es Alf Overbek an, durchrüttelte ihm den ganzen Körper mit einem heftigen Zittern. Seine Arme hielten inne und er rang mühsam hervor: „Das Boot ist zu schwer — wir kommen nicht fort — laß uns umkehren — nach Haus —"

Seine Gefährtin flog von der Bank auf, wie ein Fisch, der sich über den Wasserspiegel schnellt. „Ja, laß, wir brauchen die Ruder nicht mehr — da steht der Uferwind auf."

Singend kam's durch die Luft, die jetzt, wie stets in klaren Nächten, vom sich stärker abkühlenden Land auf die See hinauszuströmen begann. Blitzschnell hatte Heid Wilbet das aufgerollte Segel losgemacht und das Tau festgeschlungen, und schon zog sie Alf Overbek mit sich nach hinten zum Steuersitz, wo ihre Rechte den Rudergriff faßte. Lachend sprach sie dazu: „Nun geht's rasch — du zitterst, friert's dich? Komm, ich will dich wärmen"; und die linke Hand ihm um den Nacken schlingend, zog sie seinen Kopf an ihre Brust nieder. Er hörte ihr Herz klopfen — oder war es sein eigenes? — hastig mischten wohl beide ihre Schläge durcheinander, die ihm ein Brausen bis ins Ohr hinaufhämmerten. Die alabasternen Hände Heid Wilbets hielten das Steuer und hielten ihn, der stärker anschwellende Wind bauschte das Segel, und hurtig lief das Boot jetzt durch die weiße Nacht in die See hinaus. Wie der Tag anbrach, war es lang dem Blick vom Ufer aus verschwunden.

Drüben in dem Haus am Waldrand aber wachte Madlene mit dem ersten Sonnenstrahl auf, kleidete sich hastig an und lief an die Thür Alfs, um keine Minute von den kurzen Stunden vor seiner Abreise zu versäumen. Sie klopfte umsonst; wie sie eintrat, war die Stube leer, er befand sich offenbar schon draußen im Garten, denn das Fenster stand halb offen. Sie wollte auch hinauslaufen, als ihr Blick auf sein Bett fiel, und sie stutzte sonderbar. Es war nicht gebraucht, unangerührt, er hatte nicht drin geschlafen.

Auf seinem Tisch lag etwas Weißes, ein Brief, mechanisch bückte sie sich drüber. Die Aufschrift war an ihren Vater gerichtet, und kopfverwirrt lief sie zu ihm mit dem Brief. Er las — nur ein paar rasch mit unsicherer Hand hingeschriebene Zeilen standen auf dem Blatt:

„Verzeiht mir — ich liebe euch alle so sehr — aber ich kann nicht anders. Verzeiht es mir — ich muß fort — zur See — in die Weite — wohin, weiß ich nicht. In Kopenhagen will ich auf ein Schiff — wenn ich es euch gesagt hätte, ihr hättet mich nicht fortgelassen — und ich wäre — ich hätte — ja, ich hätte sterben müssen, wenn ich bei euch geblieben wäre. Es ist so schrecklich, Maud, daß ich muß — aber dir konnt ich's ja auch nicht sagen. Sucht nicht — fragt nicht nach mir —"

Es folgten noch zwei Zeilen, doch sichtlich in solcher Aufregung geschrieben, daß sie völlig unleserlich geworden. Lautlos sah Tamo Fleming eine Weile auf das Blatt.

Wie ein eigenes Kind hatte er Alf Overbek zu sich genommen und für eine Lebenshoffnung, die er auf ihn gebaut, groß gezogen, mit tiefster, sorgsam wägender Be-

dachtsamkeit weiser Erkenntnis der Knabennatur, mit dem Herzen, wie mit höchster Einsicht der Vernunft. Doch eines hatte Tamo Flemings anders geartete Natur nicht in Rechnung gezogen, das auch ein Vers des großen englischen Dichters aussprach: „Jung Blut gehorcht nicht Satzungen für Greise." Und unter seinen alten guten Sprüchen am letzten Mittag hatte er eines schlimmen nicht gedacht: „Suche das Gute — erwarte das Böse."

Was die Worte auf dem Blatt aussprachen, las er und hatte er gefaßt, doch was sich unter ihnen barg, verstand er nicht, und es konnte so wenig ihn, wie Madlene, mit einer Ahnung berühren. Anders dagegen erhellte Welt-, Menschen- und Lebensfahrtkenntnis die Köpfe in der Kajüte zum stillen Butt. Sie saßen alle um den abendlichen Tisch, und der Wind hatte es ihnen aus irgend einer Ecke ans Ohr geweht, daß der Schwestersohn des Doktor Fleming in der letzten Nacht heimlich vom Haus weggegangen oder vielmehr, wie's scheine, auf die See weggefahren sei. Das war ein Vorfall, der wohl zu ausgiebigem Reden drüber nötigte, und besonders, da einer noch mit der Wissenschaft dazukam, auch die Tochter von der Hille Wilbet wäre seit gestern abend zusamt dem Boot ihrer Mutter spurlos verschwunden, keiner könne sagen, wohin. Diese zweite Neuigkeit verursachte im ersten Augenblick ein groß aus den Lidern sehendes allgemeines Schweigen, bis Sievert Bramsegel sich räusperte und mit einer gewissen Feierlichkeit sagte:

„Paßt auf, mit der ist er weg. Er meint, er hat das Frauenzimmer an Bord genommen, aber sie hat ihn."

Das löste alle Zungen, alle Köpfe nickten, und zustimmend ging es rund: „Jo, de hett em, de lett em nich mehr los."

„Wenn es sich so verhält," äußerte der Baron Mathias von Gapendorp, „so sehe ich darin eine romantische Affaire, die man von der Jugend erwarten muß, obgleich sie in den bürgerlichen Ständen wohl zu den selteneren Vorkommnissen gehören mag. Es erinnert mich an ein Evenement aus meiner eigenen Vergangenheit und flößt mir Teilnahme an der Courage des jungen Mannes ein, für den ich übrigens immer eine Sympathie gehegt und dessen Neigungen ich vielleicht in einigem eine distinguiertere Direktion verliehen habe."

„Das ist wohl nur so nach Ihrer Ansicht gewesen, Herr Baron," versetzte der Werftmeister Jens Dürkop, „sonst würden sie Ihnen im Haus von Doktor Fleming nicht viel Dank dafür wissen. Unsereins hat darüber andere Meinungen."

Der Freiherr von Gapendorp drehte von dem unberufenen Sprecher den Kopf gegen seinen Nachbarn ab: „Ihre Familie wird sicherlich auch ähnliche Fälle aufweisen, Herr von Aspern, und Ihr Herr Großvater würde wohl aus seinem eigenen Leben von mancher Liaison zu erzählen vermocht haben."

„Ja, als Kind — ich meine, daß mir als Kind allerlei derart von ihm zu Ohren gekommen ist, Herr Baron," erwiderte F. M. von Aspern.

Gleichzeitig fragte Clas Tenhan über den Tisch: „Von wo is denn eigentlich die Hille Wilbet her?"

„Ja, das kann keiner sagen," gab Christian Larsen als Antwort; „ich bin hier, außer Knut, ja wohl mit am längsten und ich weiß es auch nicht. Reden hab ich's früher gehört, und in ihrer Sprache hat sie auch was davon, sie wär von Schweden her, die Frau von 'nem Kaptän gewesen und mit ihm auf'm Schiff gefahren. Wie sie mal in Spanien oder sonstwo länger am Land gelegen, hätt sie nachher unterwegs auf der See eine Tochter gekriegt, und als ihr Mann die gesehn, daß sie schwarze Augen und so was anderes im Gesicht gehabt als er und seine Frau, da hätt er die und das Kind mitten auf'm Wasser in einem Boot ausgesetzt und wär weiter gesegelt, ohne sich umzusehn. Wo sich das begeben und wie sie hier zu uns gekommen ist, das ist ja nicht zu wissen, von ihr selber hat's keiner gehört. Na, im Anfang hätt sie ein ganz Teil Geld gehabt, von ihrem span'schen Liebhaber, der was Vornehmes gewesen, oder weil sie an ihn geschrieben, daß sie sich das kleine Haus da am Strand mit 'nem Boot kaufen gekonnt, aber hernach wär nix mehr gekommen, das geht ja denn meistens so, und da hätt sie ziemlich hungern müssen, mit ihrem Fischfangen half's nicht viel. Was Wahres kann ja auch dran sein, denn wie sie hier

ankam, das erinnere ich noch, da sah sie noch sehr gut aus; von wo einer das von ihr zu wissen gekriegt haben wollte, darüber is un viel Wasser gelaufen. Das konnt einer ja von kleinauf sehn, mit der Deern war's nicht richtig, aber daß sie einen Vater auf dem trocknen Land gehabt hat, is mir nie recht zu glauben gewesen. Mit dem Conde oder Marques in Spanien oder Brasilien mag's ja so zugegangen sein, das Kind von ihm aber, is meine Meinung, hat eine unten aus dem Wasser herauf bei Nacht vertauscht, so sah sie ja von kleinauf mit ihrem Haar und Gesicht und Augen immer aus und konnt mit drei, vier Jahren schwimmen wie'n Hecht. Ich glaub meist, die Mutter hätt sie gern mal dabei vertrinken lassen, aber das war ja für ein Wassergeschöpf gar keine Möglichkeit; wie Mutter und Tochter sind sie nie zusammen gewesen, als gingen sie einander gar nix an; die Hille Wilbet wußt's wohl warum oder hat's woht doch so im Gefühl gehabt, und die Töchter von den Meerweibern haben ja keine Seele im Leib. Wovon daß die Heid so aufgewachsen ist, kann einer nicht leicht begreifen, denn zu Haus gab's, glaub ich, nicht viel mehr für sie, als für 'nen Entenvogel, aber sie hat's wohl gemacht wie die Möwen, die finden mit ihren Lauraugen ja allerwegen was aus. Nu hat sie denn einen großen dummen Fisch im Schnabel, von dem kann sie 'ne gute Zeit satt werden. Unsereins begreift das ja auch nicht, aber wenn so 'nem jungen Blut so was vor den Augen glimmert wie 'ne Perlmuttermuschel, dann hält die Vernunft im Kopf nicht zusammen und er muß danach untertauchen."

Die Stimme des Barons Mathias von Gapendorp erhob sich wiederum: „Ihre Mitteilung, Herr Werftmeister, ist mir neu und interessant gewesen, denn ich entnehme aus ihr, daß jenes Mädchen einer aristokratischen Abkunft entstammt, und die Macht, die sie über den jungen Mann ausgeübt hat, wird dadurch um so erklärlicher."

* * *

Im Flemingschen Hause konnten die Bewohner allerdings nicht mit der Anschauung des Barons von Gapendorp übereinstimmen, denn teils vernahmen sie nicht von ihr, teils erfuhren sie auch nichts von der allgemein im stillen Butt aufgestellten Mutmaßung, die sich der aristokratischen Billigung erfreute. Tamo Fleming hatte die hinterlassene Niederschrift Alf Overbeks gelesen, den Brief wieder zusammengefaltet und ein Kurzes schweigend vor sich hingesehen. Dann reichte er das Blatt an Barbe und Madlene, die es miteinander lasen, und er sagte, als sie geendigt:

„Es muß jeder thun, wozu sein Inneres ihn treibt. Einen Menschen, der seinem Drang folgen will, durch Zwang davon abhalten, heißt nicht, seinen Trieb ersticken, sondern ihn verstärken. Alf hätte uns sagen können, daß er nicht zur Universität gehen wolle; die Schrift zeigt, daß es ihm zu schwer gefallen. Dem müssen wir uns fügen, denn es kann niemand über seine Kraft hinaus. Wenn der Falter ausschlüpft, taumelt er in die Sonne, und der Knabe, der groß geworden, in die Freiheit seines Verlangens; beide lockt die Ferne. Liegt das in seiner Art und wird es ihm verwehrt, so verkümmert in der Heimat ihn die Sehnsucht nach der Weite. Wenn er diese kennen gelernt hat, wird ihn die Sehnsucht nach der Heimat aus der Weite zurückbringen. Bis das geschieht, müssen wir warten."

Das sagte Tamo Fleming gelassenen Tons, als sei Naturgemäßes geschehen, nichts jäh Erschreckendes in das friedliche Haus am Waldrand hereingebrochen. Da Alf Overbek solchen heimlichen Schritt gethan, hatte sich Unvermeidliches zugetragen, das nicht zu verhüten gewesen, weil es aus einer Nötigung der Natur entsprungen. Besser jetzt, sprach aus Tamo Flemings ruhigen Worten, als zurückgedämmt und später doch mit angesammelt unhemmbarer Wucht hervorbrechend.

Frau Barbe hörte verhaltenen Atems schweigend zu, doch aus den Augen Madlenes stürzten Thränen, eine tödliche Angst redete aus ihrem blassen Gesicht. Sie konnte sich nicht hineinfinden, daß das noch Unglaubliche auch unabänderlich sein solle, und bat flehend: „O fahr nach Kopenhagen, Papa — laß mich mit dir fahren! Vielleicht ist er noch dort und hört auf dich — auf mich — daß er wieder mit uns zurück-

kommt. Ich kann nie mehr schlafen, wenn ich ihn in Sturm und Gefahr so weit, so weit auf dem fremden Wasser weiß."

Aber ihr Vater schüttelte kurz den Kopf. „Nein, Magda, ich fahre nicht." Ein leiser Nachdruck lag auf dem „ich", und er setzte hinzu: „Wenn ich Alf anträfe, so würde es mir, als seinem Vormund, obliegen, die Beihilfe der Behörde gegen den nicht Mündigen in Anspruch zu nehmen, und ich sagte euch, ich will nicht, daß er dem Zwang gehorchen soll. Ich habe ihm ausgesprochen, er sei von jetzt an Herr seines Thuns und seines Vermögens, und er hat danach gehandelt. Es wäre mir erwünscht, er besänne sich noch anders, aber ich vermag dies nicht zu bewirken. Er muß freiwillig zurückkommen, aus eigenem Entschluß, oder nicht."

Es war zu fühlen, im Inneren des Sprechers sah es nicht so gleichmütig-ruhig aus, wie seine Stimme klang, doch Madlene wußte, was er gesagt, habe er gewogen, und daran zu rütteln sei vergeblich. Denn es entsprach Tamo Flemings absonderlicher Denkweise und Auffassung des Lebens, und Frau Barbe hätte vorher zu sagen vermocht, er werde so sprechen und so handeln. Es waren bald zwei Jahrzehnte vergangen, seitdem er das „späte Mädchen" zu seiner Frau gewählt; sie bedurften beide nicht mehr der Worte, um die Gedanken des anderen kennen zu lernen. Barbe erwiderte nichts, auch ihr quoll eine Thräne im Auge, die sie abgewendet heimlich forttrocknete, denn sie war eine tapfere Frau Sonnenschein, ihren eigenen schweren Kummer zu bezwingen, um den ihrer Liebsten nicht mit ihm zu nähren.

Da kam hastig Hedda Carstens, die ihren Bruder zur Post begleitet, wo beide vergeblich auf Alfs Eintreffen gewartet; dann war Roloff, da er sich völlig zur Reise gerüstet, allein abgefahren, mit einem lachenden Gruß an den Ausgebliebenen, der sich verschlafen habe und morgen nachfolgen möge. Madlene flüchtete erschreckt in ihre Stube, als sie Hedda im Garten wahrnahm, und verschloß ihre Thür; nur Tamo Fleming trat der Ankommenden entgegen. Er hörte sie an, wie sie fröhlich den Auftrag Rolfs ausrichtete, dann versetzte er kurz, Alf habe unerwartet seine Absicht, zur Universität zu gehen, geändert, einen in ihm gereiften Entschluß, wie sein Vater Seemann zu werden, kundgegeben und zu diesem Behuf gestern rasch das Haus verlassen. Verdutzt sah das Mädchen dem in ruhigem Ton wie immer Sprechenden ins Gesicht, er fügte nach: „Teile es den Deinigen in der Mühle mit und schreibe es deinem Bruder; Alf fand nicht mehr Zeit dazu." Hedda fühlte, es liege etwas in den Worten, das sie fortgehen heiße, befremdlich ließen Barbe und Madlene sich nicht gewahren, und mit verwirrten, umsonst nach der Aufhellung eines rätselhaften Geschehnisses suchenden Gedanken lief sie eilig zur Eichenbuschmühle zurück.

Schöne Sonne lag wieder draußen, doch im Flemingschen Hause schlich der Tag trübe hin. Madlene ging und stand allein für sich und rief sich alles Befremdliche ins Gedächtnis, das Alf ab und zu kundgegeben. Erst in der letzten Woche; er hatte wohl früher auch dann und wann einmal von seinem Wunsch, in fremde Länder zu kommen, gesprochen, indes mit unwiderstehlichem Drang mußte es erst vor kurzem über ihn geraten sein. Nun freilich verstand sie seine Bedrückung, fühlte den Sturm nach, der sein Inneres erfüllt, ihm am letzten Abend in einem Aufschrei über die Lippen gekommen war. Sie empfand, wie er dazu den Arm um sie geschlungen, hatte er sich an ihr festzuhalten gesucht, um nicht weggerissen zu werden; hätte sie damals von seinem Vorhaben gewußt, würde ihre Schwesterliebe stärker gewesen sein als der fremde Trieb, der sich seiner bemächtigt. Ja, das fühlte sie als gewiß, die Kraft hätte sie gehabt.

So trieb's ihr Stunde um Stunde vorüber, aber eigentlich war in ihrem Kopf und ihrem Herzen immer nur ein Gedanke. Bis zu diesem Morgen war sie ein unbedachtes sorgloses Kind gewesen, das sich willig und freudig der Führung durch ihre Eltern und auch durch Alf überlassen; so sonnenschön, warm und friedevoll hatte immer die Welt um sie gelegen. Da brach plötzlich ein Sturmstoß herein, dem ihr Vater und ihre Mutter sich geduldig bogen, und im ersten Augenblick war's auch über sie gekommen, als werde sie haltlos umgestürzt. Doch wie sie jetzt zur Besinnung geriet, hielt sie stand, fand sich aufrecht. Sie erschrak fast über sich selbst, etwas Unbekanntes kam aus

ihr hervor, das sich nicht biegen lassen wollte, dem Sturm trotzte. Ein eigener Wille, ein Selbständigkeitsgefühl ihres Lebens, aus dem ihr ein Recht und eine Pflicht wuchs. Unbewußt bis heute, mußte sie es doch als Erbschaft von ihrem Vater und ihrer Mutter überkommen haben, daß der Mensch, gleichgültig gegen alles Denken und Handeln der Welt umher, nur in sich selbst die Richtschnur seines Thuns finden müsse. Ein Saatkorn war's, das verborgen in der Brust Madlenes gelegen, aber, von jähem Keimtrieb erfaßt, entwickelte es seine Kraft im Gange von Stunden zu vollem Wachstum.

Tamo Fleming beschäftigte sich heute nicht mit seiner Arbeit, ging hierhin und dorthin durch Haus und Garten, einigemal seiner Tochter vorüber. Doch er sprach sie nicht an, nur seine Augen hafteten kurz mit einem prüfenden Blick auf ihrem Gesicht. Und einmal beobachtete er sie unbemerkt, wie sie sich in ihre Stube begeben und dort für ihren Gemütszustand Sonderbares that, denn sie nahm aus ihrem Schrank ein Kästchen und aus diesem eine gehäkelte Börse hervor, in der sich ihr angesammeltes Monats- und Geburtstagsgeld befand. Genau überzählte sie, Stück um Stück, den Inhalt, dann schloß sie's gleich einer hohen Kostbarkeit sorglich in den Schrank zurück und bewahrte, was sie noch nie zuvor gethan, den Schlüssel in der Tasche. Tamo Fleming aber verließ jetzt das Haus zu einem Ausgang, fühlbar klopfte ihm das Blut etwas heiß in den Schläfen, und er begab sich gegen die frische Wasserluft an den Hafen hinunter.

Als er zurückkam, war's Mittagsstunde und alles wie stets: sie setzten sich an den Tisch, nur der Stuhl Alf Overbeks stand leer. Gleichmütig sagte Tamo Fleming: „Alf hat einen schönen Tag für seine Fahrt, und das Wetter scheint sicher geworden; gegen Abend wird er wohl nach Kopenhagen kommen und wie lang er dort bleibt, davon abhängen, ob er bald ein Schiff findet, das ihn nach seinem Wunsch aufnimmt.“

Es klang nicht anders, als sei Alf, wie's bestimmt gewesen, am Morgen nach der Universitätsstadt abgereist, und es ging Madlene einmal mit einem Schwindel an den Augen vorbei, daß alles umher so unverändert sei, jeder Gegenstand noch gerade ebenso aussehe wie gestern. Und ebenso würde es auch immer noch sein, wenn Alf im Sturm auf dem Ocean unterginge, nicht mehr auf der Welt wäre, nie mehr zurückkomme. Doch nur kurz bewegten die Dinge sich vor den Augen Madlenes schwankend, wie am Bord eines Schiffes, hin und her, dann sah sie mit sicherem Blick alles fest vor sich.

Unsagbar langsam ging der Nachmittag, die Sonne schien am blauen Hintergrunde unverrückt festzustehen; im Zimmer tickte der Pendel der alten Kaiseruhr wie immer, doch der Zeiger wollte auf dem Zifferblatt nicht weiterschreiten. Hastig drängte der Pulsschlag voraus, jede Stunde glich der sonstigen Länge eines Tages.

Endlich aber behauptete doch die Tagesgewohnheit, sich nicht um Ruhe oder Ungeduld eines Menschenherzens bekümmernd, ihr gleichmütiges Recht. Wie gestern flammten letzte Strahlen, loschen hin, der Wald stand gegen purpurnen Mantel des Himmels, und Barbe Fleming faßte nach der Glocke, zum Abendtisch zu rufen. Sie erschrak beim ersten Anschlag, so hatte sie auch gestern geläutet, und Alf war noch gekommen, sich an seinen Platz zu setzen. Nun reichte der Klang nicht mehr zu ihm, und wann that er's wieder? Ihre Hand legte sich kurz über die Augen; ihr war er auch wie ein eigenes Kind in die ungewisse Ferne davongegangen.

Ihr Mann kam und nahm seinen Sitz ein, doch Madlene fehlte noch. So griff Barbe nochmals zur Glocke, aber Tamo Fleming sagte: „Laß, sie hört's nicht.“

„Warum nicht? Ist Madlene ausgegangen?“

„Ja, sie wird auf der Fahrt nach Kopenhagen sein.“

Die Hörerin flog vom Stuhl auf. „Nach — auf der Fahrt —? Was sprichst du?“

„Wenn du in ihre Stube gehst, vermute ich, wirst du dort die Bestätigung finden.“

Nun stürzte die Mutter hinüber, und es war so. Ein beschriebenes Blatt im Zimmer Madlenes hinterließ kurz die Nachricht, sie sei nach Kopenhagen gereist, um Alf dort zu suchen und zurückzuholen. Die Eltern möchten ohne Sorge um sie sein; sie komme wieder, sobald sie gethan habe, was sie thun müsse.

Barbe Fleming kam vom Kopf bis zum Fuß zitternd zu ihrem Manne zurück: „Und du wußtest es?"

Er antwortete ruhig: „Ich habe es erwartet."

„Und hast es nicht gehindert?"

„Du siehst, daß ich's nicht gethan."

Da brach doch einmal das Erbteil von Carsten und Walburg Carstens mit ungestümer Gewalt über Frau Barbes Lippen; besinnungslos stieß sie hervor: „Auch unser Kind hast du uns genommen, seinem Unverstand überlassen! Das sind die Folgen deiner Blindheit, der Thorheit, mit der du die Kinder erzogen! Alle warnten mich vor dir, du wärest ein Sinnloser, ein Narr! O, ich Unglückliche — laß mich — ich will zu meiner Mutter —"

Heiß schluchzend warf sie sich auf das Sofa; Tamo Fleming setzte sich neben sie und wartete eine Minute, dann sagte er gelassen: „Du hörtest, unser Kind könne nicht mehr schlafen mit dem Gedanken, daß er fern auf dem Meer sei. Sie mußte etwas thun; ob sie ihn findet oder nicht, wenn sie gethan, was sie gekonnt, wird sie zur Ruhe kommen. Daß sie's gethan, zeugt dafür, daß sie mußte; wenn ich sie daran gehindert, sie gezwungen, unthätig bei uns zu warten, glaube ich, hätten wir sie uns genommen, sie verloren; jetzt, hoffe ich, gewinnen wir sie bei ihrer Rückkehr wieder. Ob unser Auge blind ist oder richtig sieht, wissen wir nicht vorher, müssen es erst erfahren; aber handeln müssen wir nach dem, was wir als vernunftgemäß zu erkennen glauben. Willst du zu deiner Mutter, so weißt du, ich halte dich nicht zurück. Sie wird dir sagen, daß sie heute glücklich mit deinem Vater lebte, wenn er nicht ihrer Heftigkeit die gleiche entgegengebracht hätte. Doch Stein und Stahl sprühen Funken aus, die verbrennen, auch das Glück eines Hauses. Darum sitzt deine Mutter einsam drüben; willst du zu ihr, Frau Blitzschlag?"

Tamo Fleming legte die Hand sanft auf das leise sich mit grauzwitterndem Schimmer bedeckende Haar seiner Frau, die, langsam den Kopf aufrichtend, schon gleich einem beschämten Kinde die Augen niedergeschlagen hielt. Aber dann hob sie die Lider, sah mit noch feuchtem Blick ihm ins Gesicht und brachte leis über die Lippen: „Vergieb mir — es war zum letztenmal."

Sie schlang die Arme um seinen Nacken zusammen, drückte ihren Kopf fest, wie zu sicherem Schutz an seine Brust, während ihm um den Mund der Anflug eines Lächelns zu den Worten ging: „Und ganz so thöricht, wie du meintest, war ich doch nicht, Frau Regenbogen."

Drunten am Hafen aber, wo mit einigen Dutzenden von Masten kleine Schoner, Jachten und Tjalken durcheinander lagen, ging Madlene, unruhigen Blicks um sich schauend. Sie hatte wohl den großen Entschluß zu fassen vermocht, doch die Ausführung hing nicht von ihr allein ab, sondern bedurfte einer glücklichen Fügung, denn nach ihrem Ziele mit ihren Händen und Füßen schwimmen konnte sie nicht. Bis sie den ungeheuren Vorsatz in sich befestigt und hierher gekommen, hatte kein anderer Gedanke in ihrem Kopf Platz gefunden; nun indes befiel's sie erschreckend und immer stärker, es sei sehr unwahrscheinlich, daß ein Schiff bereit liege, nach Kopenhagen zu fahren, und selbst wenn, ob der Kapitän sie mit sich an Bord nehmen werde. Nicht der Mut, doch die Hoffnung verließ sie, und ihre Augen liefen ängstlich umher.

Dann und wann einmal aber beträgt der Zufall sich merkwürdig als Freund in der Not, und in dieser Stunde ließ er just Piebe Stör abendlich an der Schiffsländе herumlungern, „um sich ein bißchen die Landgelegenheit zu besehn". Er schlingerte bedächtig mit dem kurzen „Näsenböter" im Mund, und fast hätte man ihm seinen Namen vom Gesicht ablesen können, denn mehr an Ähnlichkeit mit einer dreieckig-gelblichen Störschnauze mit ein paar glatten Bartfäden drunter am Kinn hatte wohl eine Menschennase noch nicht oft geboten. Und da er sich so alles rundum „ankukte", sah er auch Madlene Fleming, schob seine beiden Fußböte auf sie zu und redete sie breitmäulig an: „Suchen Sie vielleich nach was, mein chutes Frelein?"

Ja, das that sie und versetzte hastig, ob er nicht von einem Schiff wisse, das nach Kopenhagen abgehe.

„Sso, so, nach Kuppenhagen," antwortete Piebe Stör. „Das sollt ja keiner glau-

ben, da will ich ja grade mit meiner Jacht hin."

Dem Mädchen schoß plötzlich alles Blut in den Kopf. „Sie — Sie selbst?"

„Ja, das thu ich oftmals. Mochten Sie vielleich mit mir fahre, meine Chute?"

Madlene brachte stotternd nur halb heraus: „Wenn ich — wenn Sie mich mitnehmen —"

Piebe Stör verzog grinsend den Mund. „Worum süllt ich das nich thun, das kann ja cherne anchehn. Sie haben ja gewiß was Notwendiges in Kuppenhagen zu besorgen, und wir kriegen ja ganz feinen Wind. Denn müssen Sie bloß hier ins Boot steigen, denn es cheht chleich los."

Er wies mit seiner Pfeifenspitze nach einer kleinen Jolle unter der Böschungstreppe, und da Madlene von der kaum glaublich schnellen Erfüllung ihres Wunsches jetzt, ein wenig verwirrt, noch zaudernd stand, klafterte Piebe Stör ihr wortlos einen seiner Arme um den Leib und hob sie wie eine Art handleichten Stückguts in den Nachen hinunter. Den brachte er mit ein paar Ruderschlägen nach seiner kräftigen Jacht, deren Anker gleich darauf ein halbwüchsiger Schiffsjunge vom Grund heraufdrehte: rasch waren auch die Segel los, und das Fahrzeug begann mit einem Schlag dem Ufer entlang zu kreuzen.

„Das müssen wir ja zweimal, und so lang cheht's en bißchen langsam," sagte Piebe Stör, „aber denn kriegen wir 'nen chuten Wind."

Ungefähr um vierundzwanzig Stunden später war's, als Alf Overbek von hier mit dem Segelboot in die Ostsee hinausgefahren, und alles umher lag so oder ward wenigstens bald so wie gestern. In die beginnende Nacht blinkte vom Strand her das Lichtfenster des „stillen Butt", wo die alten Kajütengäste um den Tisch saßen und gerad ihre Reden über das Vorkommnis wechseln ließen, das Madlene gegenwärtig zur Ausführung ihres Entschlusses gebracht. Doch sie vernahm nichts von dem, was drüben gesprochen wurde; am Heck aufs Reling gestützt, stand sie, und, wie Piebe Stör gesagt, geraume Zeit blieb die Jacht, von ihrem Ziel abbiegend, dem Ufer immer gleich nah. Dann wurden die Segel umgelegt, und sie kehrte, statt sich dem offenen Wasser zuzuwenden, wieder gegen die Stadt zurück. Doch es war schon so dunkel geworden, daß auch der Kirchturm sich nicht mehr wahrnehmen ließ; vom Osten dagegen kam nun ein heller Schein herauf, und bald lag die Seefläche von der noch beinah vollen Mondscheibe überglänzt. Dann glomm vor dem kreuzenden Schiff einmal durch das weiße Licht ein roter Punkt auf und vergrößerte sich zu einer lodernden Flamme.

„Kick, Niels Zwersen is all do," klang die Stimme Piebe Störs zu seinem Gehilfen hinüber.

Genau dasselbe aber, wie gestern Alf Overbek, erfüllte bei dem Anblick erinnerungsvoll und mächtig die Brust Madlenes. Nicht nur das Gedenken an jene Mondnacht, in der Niels Zwersen sie mit Alf nach den alten Steinen gerudert, sondern wie in ein Gefühl, einen einzigen Herzschlag zusammengedrängt, ging ihre ganze selige Kinderzeit ihr vorüber, die keinen Tag gehabt, den sie nicht vom Morgen bis zum Abend miteinander verlebt. Bis gestern — und sie begriff nicht, wie es möglich gewesen, daß er sich von diesem Band der Erinnerung losreißen gekonnt, das ihr Herz und Seele wie mit einer goldenen, unzerbrechlichen Kette umschlungen hielt. Daß etwas stärker zu sein vermocht als diese Kindheitsheimat und ihr Glück.

Aber doch schlug Madlenes Herz jetzt wieder hoffnungsstark und freudig. So voller Gunst waren die Umstände, der Zufall ihr entgegengekommen, daß ein junges Gemüt darin eine Verheißung, eine hilfreiche Hand des Schicksals gewahren mußte. Sie zweifelte nicht mehr, sie wußte so gewiß, wie sie atmete, daß es ihr gelingen, daß sie Alf noch in die Augen sehen werde. Und wenn das geschah, daß sie Macht über ihn besaß und daß er mit ihr zurückkommen mußte.

Piebe Störs Ruf scholl wieder durch die Mondnacht zu dem Schiffsjungen hinüber: „Tede, kumm mol anne Pinn!" und bald darauf klang seine Stimme hinter Madlene: „Nu drehn wir hinaus, denn cheht's flott, un nu chehn Sie man zu Bett und schlafen, mein chutes Kind, das is ja immer das beste, und den Sand haben Sie doch wohl all in den Augen."

Die letzte Vermutung traf allerdings zu,

wenn Madlene auch nicht an schlafen gedacht hatte. Sie fühlte jetzt plötzlich, daß die Lider ihr nach der ungeheuren Aufregung des Tages ermattet zufallen wollten, und willig ging sie mit Piebe Stör die paar Stufen zu seiner winzigen Kajüte hinunter, die beinah völlig von einem Bett ausgefüllt wurde. Ein merkwürdiger Zufall hatte wieder gefügt, daß dies offenbar gerade heut blitzblank mit einem frischen Leintuch überzogen worden war, doch Madlene kam's ebensowenig in den Sinn, sich darüber zu wundern, wie über ihr hier an Bord sein und die Zuvorkommenheit des fremden Schiffers, ihr seine Schlafstelle einzuräumen. Außerdem hatte sie fast vier Conventthaler in großer und kleiner Münze in ihrer gehäkelten Geldtasche und konnte damit alles bezahlen, was nachher dafür verlangt wurde. Piebe Stör aber sagte:

„Ausziehn thun Sie sich ja besser nich, denn das is ja en bischen unbequem hier für 'ne Frauensperson, wenn Sie auch gar nich danach aussehn. Ich hab noch keinmal eine an Bord gehabt, aber Sie werden uns ja kein Unglück bringen, das sieht einer Sie ja am Gesicht. Na, und lang chenug wird das Bett ja wohl sein, sonst schmeißen Sie man eins von die Kissens weg, und dann machen Sie die Augen zu. Viel sind Sie wohl noch nich bei Nacht auf'm Wasser gewesen, aber darum brauchen Sie sich nich zu sorgen und können ruhig schlafen; das is chanz so sicher, als wenn Sie zu Haus in Ihrem Bett lägen.“

Damit stapfte Piebe Stör die Stufen nach dem Deck wieder hinauf. Wenn er unzweifelhaft zur Seebärengattung gehörte, so machte er doch mehr den Eindruck von einer Bärin, die ihr Junges für die Nacht in eine sichere Obhut gebracht hatte, oder er mußte eine gewaltig hohe Vorstellung von dem Geldbeutelinhalt seines absonderlichen Passagiers haben, denn den räumlichen Bewandtnissen nach hätte kein Wirt eines Großstadthotels sorglicher für die Unterbringung eines Nachtgastes bedacht sein können. Madlene folgte dem Rat und legte sich in ihren Kleidern auf das Bett; sie wäre auch viel zu müde gewesen, um sich erst auszuziehen. Die Augen fielen ihr gleich schwer zu, und unter ihr ging die fremde Lagerstatt wie eine Wiege leise hin und her. Leicht gluckend und rauschend klang dicht neben ihrem Kopf der Wellenanschlag an die Planke, verstummte und kehrte wieder; die Verse fielen ihr ein, die sie gestern zweimal abgeschrieben, und sie suchte sich darauf zu besinnen. Aber sie brachte in ihren Gedanken nur noch zusammen:

„Schiffe ziehn aus in die Nacht, und sie sprechen sich an im Vorbeiziehn —“

Dann schlief sie.

Und dann sagte Alf mit komisch verstellter Stimme und Sprechweise: „Wenn Sie nu aufstehn möchten, Jungfer, der Kaffee is nu fertig.“ Madlenes Kopf fuhr aus dem mächtigen weichen „Dunenkissen“, in dem er fast begraben gelegen, in die Höh, und sie sah verständnislos in dem kleinen Kabuff um sich. Da klang's noch einmal vor der Thür, und diesmal war's die Stimme Piebe Störs: „Aber wenn Sie noch was länger schlafen mögen, denn brauchen Sie's ja bloß zu sagen, denn kann ich ihn ja man warm stellen.“

Nun rief sie: „Nein, ich komme!“ und um eine Minute später, wie sie die Stufen zum Deck hinaufflog, blitzte ihr blendend die Sonne in die Augen. Merkwürdig opulent auch war Piebe Stör zum Frühstück ausgerüstet; er kam aus seiner brenzelig qualmenden Liliputkambüse mit einer großen, bis zum Überlaufen vollen, dampfenden Tasse, setzte sie auf eine alte Kiste und hatte Weißbrot, Butter und vortrefflichen Schinken dazu.

„Das lassen Sie sich man chut schmecken, bis nach Kuppenhagen is das noch ein chanzes Ende, und auf'm Wasser, da muß man orntlich was essen, ßonst kriegt man leicht die Sieckrankheit.“

Es bedurfte der Mahnung kaum für Madlene, denn sie hatte am Abend vorher nichts gegessen, und jugendlicher Hunger ließ sie zugreifen. Wenn das Brot auch altbacken war, mit den Zuthaten schmeckte es doch köstlich; all die gestrige Ungewißheit und Angst war von ihr gefallen, sie wußte, heut noch würde sie Alf finden. Und dann stand sie wieder am Reling aufgestützt, doch jetzt vorn am Bug, mit dem Blick nach vorwärts, und sah in die Weite.

Wie anders lag die heut im Sonnenglanz!

Ein frischer Wind ging, weiße Mähnen wellten sich aus dem blauen Wasser auf, kippten um, verschwanden, als ob sie niedertauchten, und waren wieder da. Fast ringsum die uferlose See, nur zur Linken, nach Norden hin, ein grauer Streifen, seltsam, und unerkennbar, was es sei. Wie eine durchbrochene Kette großer Wasservögel konnte es scheinen, dann gleich kleinen behuschten Inseln. Doch allmählich füllten die Lücken sich aus, die getrennten Stücke wuchsen aneinander, und der Blick erkannte, daß er zuerst aus der Ferne nur hohe Baumgruppen über flach hingestreckter Landküste wahrgenommen habe, die nun nach und nach mit Häusern und grünen Feldern gleichfalls unterscheidbar ward. Piebe Stör sagte, mit der breiten Handpratze deutend: „Das is die Insel Langeland, und da herum cheht es innen Großen Belt. Da woll'n wir auch hin, und dann kommen wir über Laaland und Falster weg und chehn zwischen Seeland und Mön durch nach Kuppenhagen. Das is ja schade, daß Sie von Mönsklint nichts abzusehn kriegen, aber bei unsen Kurs cheht das ja nich anders."

Der Schiffer ging nach dem Heck zurück, um wieder selbst die Steuerpinne zu nehmen; ab und zu ließ er sie ein paar Minuten dem Jungen und kam zu einer Erläuterung an Madlene heran. Doch sie stand am liebsten allein und blickte nach den weißen Segeln, die überall, näher und weiter, bald groß und bald klein, die See belebten. So leuchtend schön und so geheimnisvoll zogen sie über die Wasserfläche, hierhin und dorthin, und es kam doch wieder mit einer sonderbaren Unruhe aus dem Inneren Madlenes herauf. Sie begriff, daß das Meer mit wundersam überwältigendem Zauber anfassen und die Sehnsucht in die Ferne ziehen konnte, wie es in den Märchen hieß, weiter und immer weiter; zumal wenn jemand, wie Alf, als Kind so hinausgefahren war und eine dunkle Erinnerung daran in sich trug. Aber trotzdem, jetzt, allein, durfte er sich von dem Zauber nicht verlocken lassen, mußte sie die Macht über ihn haben, ihn zurückzubringen, und würde es können, damit er erst auf die Universität gehe, um zu lernen, ein Arzt oder Naturforscher zu werden, hauptsächlich ein Mann wie ihr Vater. Dann konnte er sein Verlangen nach fremden Meeren und Erdteilen stillen — nicht allein — sie wollte dann mit ihm fahren, wenn er in Sturm und Gefahr käme, bei ihm sein —

Die Jacht zog schon seit Stunden durch den Langelander Belt, der Wind blies günstig aus Südost und steifte sich mehr auf, dichter folgten sich die weißen Wellenmähnen, und dunkler ward zwischen ihnen das Blau. Madlene überkam ein Gefühl, als werde sie, gleich den herüber und hinüber jagenden Möwen, auf Flügeln getragen; zur Rechten schwand die Insel Laaland wieder zurück, die Wasserfläche dehnte sich aufs neue in die Breite, doch klarer oder verschwommener umgrenzten jetzt fast überall Küstenränder der großen oder kleiner dänischer Inseln den Horizont, nur nach Norden hin lag die Wasserbahn des Großen Belt offen. Wetteifernd liefen andere Segel mit oder flogen hurtig vorbei; auch den entgegenkommenden, dem Belt zustrebenden diente die Windrichtung in gleicher Weise. Stattlich sah man schon lang von der Enge zwischen Falster und der Südspitze Seelands eine Bark heranziehen, sie hielt alle Leinwand aufgesetzt und blähte sich stolz über den Wellen. So rauschte sie eilig-wuchtig daher, wie's schien, Piebe Stör etwas zum Verdruß; er mochte einen ärgerlichen Vergleich zwischen der glanzvoll-mächtigen Mantelmöwe und seiner kleinen Seeschwalbe anstellen. Dann knurrte er einmal zwischen den Zähnen: „De verdammte Dannbrogslerl is jo wul rein dwatsch in'n Kopp un will op us los," und er gab ingrimmig der Steuerpinne einen heftigen Ruck. Die Bark nutzte in der That selbstsüchtig voll ihren Wind aus, bekümmerte sich nicht im geringsten um die Jacht, sondern überließ es dieser, gerad auf sie zuhaltend, beizudrehen, wenn sie nicht überrannt werden wollte. Das ging Piebe Stör aber doch über Spaß und Verdruß, und er riß das Ruder herum, und so was auf ein Fünftel bis ein Sechstel Kabellänge stürmte die Bark leeab vorbei. Doch zugleich schrie plötzlich von der Jacht ein Ruf auf: „Dolf!"

Drüben am Schanzkleid stand Alf Overbek, und er hörte es, denn sein Kopf fuhr jäh in die Höh. Auch ihm entflog ein Ruf, doch sah man es nur an seinen geöffneten Lippen, der Wind stand entgegen. Ein Ton

wie „Mand" schlug herüber, aber undeutlich zerronnen, eh er das Ohr erreichte. Blitzschnell schoß die Bark weiter.

Doch die Sehkraft reichte noch hinüber. Mit dem ersten Blick hatte Madlene nur Alf wahrgenommen, jetzt sah sie, daß noch etwas neben ihm stand, eine weibliche Gestalt, um deren Nacken er seinen Arm gelegt hielt. Instinktiv zog er diesen in der nächsten Sekunde zurück, aber zu spät war's für die von der Jacht her weit aufstarrenden Augen. Und auch das schwarze Haar um das alabasterfarbige Gesicht neben ihm hatte Madlene erkannt. Es war das Heid Wilbets gewesen.

Wie knatterten die Segel, wie flammte die Sonne auf ihnen, wie spritzte hinter der Bark der Schaum in Regenbogenfarben empor! Da flog sie schon, durch breitwallenden Wassergürtel von der Jacht getrennt, dem Großen Belt zu.

Piebe Stör knurrte noch in den Flossenbart herunter: „Dat weer so'n Kerl, as keem em dat op su'n beten Minschenlewen nich an, wenn he man sin Linnentüg vull hett." Dann schlingerte der Schiffer, das Steuer abgebend, einmal wieder nach dem Vorderdeck hinüber, wo Madlene jetzt auf einer Kiste saß, den vorübergebückten Kopf aufgestützt und sich mit beiden Händen die Augen fest zugepreßt haltend. „Was machen Sie denn?" fragte Piebe Stör; „es wird Sie doch nich slecht, weil wir en bischen Wind haben? Dann müßten Sie ja am besten 'nen kleinen Bittern trinken."

Sie saß antwortlos, bis er nochmals fragte. Aber dann zog sie die Hände fort, und ihr Gesicht erschien in der That so farblos, als ob sie seekrank sei. Doch sie schüttelte den Kopf und sah ihn nun stumm mit glanzlosen Augen an. Im Ausdruck ihrer Züge lag etwas Verändertes, wie wenn sie plötzlich um mehrere Jahre älter geworden; ein leiser zitternder Stoß erschütterte ihr ab und zu den Körper. Doch dann kam ihr halb tonlos vom Mund: „Ich möchte nicht weiter fahren — können Sie mich nicht ans Land setzen — irgendwo — ich komme dann wohl wieder nach Hause zurück."

Das ging nun über Piebe Störs Erfahrung mit „Frauenspersonen", und er wußte sich keinen „Verscheel" daraus zu machen. Er rieb sich an der Nase, sah das Mädchen an und rieb wieder die Nase, eh er zu der Meinung kam: „Das is doch wul en bischen Seekrankheit. Ja, wenn Sie das lieber so wollen, chutes Kind — chanz bis nach Kupenhagen hin brauch ich ja auch nich, ich hab da ja nichts zu thun. Denn können wir die Leinwand ja umlegen, daß ich Sie wieder nach Haus bringe. Ein bischen dauern wird's ja, denn dafür is der Wind nu nich so chut."

Madlene sah nichts von den Küsten, an denen die Rückfahrt sie wieder vorbei brachte. Sie blieb auf ihrem Platz sitzen und hörte nur das Murren des Wassers drunten und das Surren des Windes, der sich über ihr im Segel fing. Er sprach immer etwas, was sie nicht verstand, bis es ihr einmal als Worte ins Ohr und ins Innerste hineinklang. Da hörte sie ihn unablässig sagen:

„Einzig ein Blick und ein Laut, und aufs neue dann Dunkel und Schweigen."

Bei der Ungunst des Windes währte die Rückfahrt in der That ziemlich lang. Es ward wieder Nacht, und Piebe Stör nötigte Madlene, sich zu Bett zu legen, weil es nu zu frisch auf'm Deck würde. Sie folgte mechanisch seinem Geheiß, hörte Stunde um Stunde das Glucken und Schluchzen der Wellen an den Planken, und als der Morgen kam, hatte sie wohl auch ein wenig geschlafen. Piebe Stör wollte, daß sie etwas essen sollte, und auch darin gehorchte sie willenlos und aß ohne Hunger. Um Mittag erschien die heimische Küste überm Wasser, doch die Jacht mußte so viel Schläge machen, daß es gegen Abend ward, eh sie anlandete. Madlene reichte Piebe Stör zu stummem Dank die Hand, die er etwas vorsichtig in seine große Pratze nahm und zum Abschied sagte: „Na, nu wird es Sie ja bald chenug wieder chut werden, und denn chrüßen Sie auch Ihren Vater von mir, das ist ein prächtigen Mann, den kenn ich ja chanz chut. Und mit dem Cheld, das ßollt er man lassen, das wär für mich ja man bloß ein Verchnügen gewesen, Sie en bischen auf'm Schiff ßu haben, mein chutes Kind."

Es bedurfte dieser ein wenig unbedachtsamen Beredsamkeit Piebe Störs nicht, um Madlene nicht mehr in den Sinn kommen

zu lassen, ihn für die Fahrt zu bezahlen. Ihr war schon seit gestern aufgegangen, daß ihr Vater von ihrem verschwiegenen Vorhaben eine Ahnung besessen und alles mit dem Schiffer abgeredet habe, daß dieser sie nach Kopenhagen fahren und auch dort in seine Obhut nehmen solle. Sie war noch sehr leichtgläubig und kindisch gewesen, als sie von hier auf die Jacht gestiegen. Aber in achtundvierzig Stunden konnte man sich sehr verändern, und sie kam nicht mehr als ein thörichtes Kind zurück.

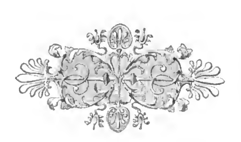
Fast wagrecht vom Horizont blitzten die letzten Sonnenstrahlen, und wie endlos lang fielen die Schatten, als sie vor der Gartenpforte eintraf. Dieselbe war's, durch die sie ungezählte tausend Male mit Alf gelaufen und gegangen, doch in diesem Augenblick sah die kleine Thür sie wie etwas Fremdes an und ebenso das Haus dahinter zwischen dem grünen Laub. Darauf hinblickend, blieb sie schwer atmend stehen; im Gefühl lag's ihr, als sei sie jahrelang fortgewesen. Aber dann überkam's sie, und zum erstenmal in ihrem jungen Dasein mit einem Schauer der Erkenntnis — es war ja doch die Heimat, die alles in sich hielt, was ihrem Leben geblieben, sich mit dem Herzen daran festzuklammern, an die Liebe ihrer Eltern. „In der Welt kann man alles wiederfinden," hatte vor wenig Tagen Tamo Fleming einen alten Spruch angeführt, „nur nicht Vater und Mutter."

Nun ging sie ins Haus, und gleich darauf stieß Frau Barbe zitternd aus erlöster Brust, fast jubelnd aus: „Da ist sie!"

Die Ankommende wußte, daß kein Vorwurf ihrer harre, denn sie hatte nur gethan, was ihr Vater von ihr erwartet. Auch daß sie ohne Alf heimkehren werde, erwarteten, wußten die Eltern, waren nur erstaunt und freudig überrascht von ihrer schnellen Rückkunft. Doch ihr fiel nicht auf, daß jene zunächst nicht nach dem Gesuchten, sondern nur nach dem Zusammenhang ihrer raschen Wiederkehr fragten. Sie berichtete kurz, wie Alf ihr unterwegs begegnet und dem Großen Belt zu vorübergefahren sei; von seiner Begleiterin sagte sie nichts. Und ebenso verschwiegen der Vater und die Mutter ihr, was sie seit gestern erfahren, daß Alf nicht allein in der Nacht die Stadt verlassen habe. Tamo Fleming sprach kurz: „Wir müssen warten, bis er wiederkommt."

Da brach zum erstenmal unbezwinglich ein Thränenstrom aus den Augen Madlenes, und sie warf sich krampfhaft aufschluchzend um den Hals ihrer Mutter.

(Fortsetzung folgt.)





Ernst Curtius.

Von

B. von Fritze.

Wenn ein großer Mann seine Augen geschlossen hat, dann empfinden nicht nur die Hinterbliebenen und Freunde des Toten die Lücke, die er gelassen; auch jeder, der in stiller Betrachtung den Ursachen nachsinnt, die seines Volkes Größe bedingt haben, fühlt sich in solchem Augenblicke verwaist. Er fragt sich: wird der Entschlafene eine Nachfolge finden, wird das, was er geschaffen, treu bewahrt werden, daß es zum Segen der Nachkommen Frucht trage? Da geschieht es denn leicht, daß der Zweifel sein Haupt erhebt und den Schmerz um den Verlust nur vertieft. Am Vorschauen gehindert, wendet sich der Blick zu dem abgeschlossenen Leben zurück und sucht einen schwachen Trost darin, den Stadien seines Laufes zu folgen. Und wenn er sich nun in die Tiefen eines reichen Gemütes, in die harmonische Entwickelung eines großen Geistes versenkt, dann fühlt er sich gefesselt von dem Bilde der hehren Gestalt. Er erkennt, daß ein ideales Vorbild weit über den Tod hinaus Segen zu stiften vermag: und die Erinnerung an die unvergängliche Bedeutung eines solchen Lebens kann uns allein von der Klage um den Verlust zu vertrauender Hoffnung erheben.

Am 11. Juli 1896 hat Ernst Curtius sein Dasein vollendet. Wie wenige ist er dazu berufen, nachkommenden Geschlechtern leuchtendes Vorbild zu sein, nicht nur als Gelehrter dem Jünger der Wissenschaft, sondern auch als Mensch dem Menschen. Verdankt er den Ruhm seinen großen Werken, den Resultaten ernster wissenschaftlicher Arbeit, so die Liebe dem Zauber seiner Persönlichkeit, der sich niemand, nahe oder fer-

ner stehend, zu entziehen vermochte. Das beweisen die zahllosen, warm empfundenen Zeichen der Teilnahme, die aus allen Teilen der gebildeten Welt, von alt und jung, hoch und niedrig den Hinterbliebenen zugegangen sind. Auf das reichbegnadete Leben dieses im idealsten Sinne populären Mannes einen Blick zu werfen, ist den Freunden innerstes Bedürfnis.

Ernst Curtius' Geburt fällt in eine für das deutsche Volk unvergeßliche Epoche, in die Freiheitskriege. Er wurde geboren zu Lübeck im Jahre 1814, am 2. September, dem Tage, der einst des jungen Deutschen Reiches Geburtstag werden sollte. In den Mauern seiner Vaterstadt, in deren Ratskollegium der Vater 1813 eingetreten war, um den Posten am Kaiserlichen Gerichtshof in Hamburg mit dem eines Syndikus der Stadt Lübeck zu vertauschen, verlebte er schöne Jugendjahre. Gern sprach er von den nachhaltigen Eindrücken, die auf ihn und die gleichgestimmten Genossen ihre ehrwürdigen Bauten, Zeugen einer großen und glänzenden Vergangenheit, wie die Marienkirche und das Rathaus, gemacht haben, und er entwirft in kurzen Zügen ein anheimelndes Bild der Vaterstadt in den „Erinnerungen an Emanuel Geibel". Mit ihm, dem trauten Genossen seiner Jünglingsjahre, verband ihn gerade diese weihevolle Erinnerung an die gemeinsame Heimat und das dort gemeinsam Erlebte. Man begreift, wenn man die Schilderungen des Lebens im elterlichen Hause, in der Schule und dem Freundeskreise liest, wie er von sich und seinem Bruder Georg sagen konnte, daß sie beide dort die Wurzeln ihres geistigen Lebens hatten. Nicht besser vermögen jene Jahre der ersten Jugend charakterisiert zu werden, als mit den Worten, die er in der Gedächtnisrede auf seinen Bruder gebraucht: „Es war im geschlossenen städtischen Kreise eine stille und gleichmäßige Entwickelung, fern von störender Unruhe; zugleich aber in Haus und Stadt so viel Anregung, es wurden so viel Beziehungen angeknüpft, so mancher Ausblick in die Welt geboten, daß Georg schon vor der Universitätszeit außer einer wohlgeordneten Gymnasialbildung einen reichen Schatz von Anschauungen und Kenntnissen erworben hatte."

Ausgerüstet mit der köstlichen Fülle solch geistigen und gemütlichen Besitzes, wie er nur in der Heimat, im Schoße des Vaterhauses zu erwerben ist, bezog auch Ernst Curtius im Jahre 1833 die Universität Bonn. Hier war es G. Welcker, unter dessen Leitung er die ersten und bis zu einem gewissen Grade bestimmenden Eindrücke empfing. Nennt er doch in dem Vorwort zum zweiten Bande seiner „Gesammelten Abhandlungen" (Berlin 1894) den Namen Welckers, des Verfassers der griechischen Götterlehre, unter denen, in deren „geistiger Atmosphäre" er sich noch als Greis fühlte, Otfried Müllers und Böckhs. Zunächst zog es ihn dann nach Göttingen, und hier fand er engen persönlichen Anschluß an den weitblickenden, genialen Mann, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte, an Karl Otfried Müller, dessen große Auffassung von dem Wesen seiner Wissenschaft Ernst Curtius' Studien die Richtung für seines Lebens Dauer vorgezeichnet hat. In dem genannten Vorwort spricht er von seinem vielseitigen Einfluß und nennt als bestes von ihm erworbenes und weiter verwertetes „Erbgut" den geschichtlichen Sinn, den er bei der Behandlung aller Gegenstände des klassischen Altertums vorwalten ließ. Wenn Müller dann weiter durch die enge Verbindung der antiken Geschichte und Topographie auf Curtius' Anschauungen einwirkte, so war es für diesen nur eine Fortsetzung des Begonnenen, als er im Jahre 1835 nach Berlin kam, um dort die Anregung anderer Gelehrter zu empfangen. Denn Böckh und Ritter wurzelten in diesen Hauptgedanken auf derselben Basis. Böckhs universeller Geist wußte die strengen philologischen Wissenschaften mit historischen Untersuchungen fruchtbar zu verbinden. Hatte Ernst Curtius schon durch Otfried Müller Pindars Gesänge lieben gelernt, so mußte der Verfasser der großen Pindarausgabe mit ihrem reichen kritisch-exegetischen Apparat und der systematisch dargelegten Metrik durch seinen umfassenden Blick, seine völlige Beherrschung von Material und Methode den dem Jüngling lieb gewordenen Anschauungen besonders zusagen. Ferner waren es Böckhs Untersuchungen über das Staats- und Finanzwesen des alten Athen, die Curtius'

Lieblingsstudien entsprachen. Dazu kam K. Ritters unvergleichliche Wirksamkeit. Hat Curtius sowohl Müller wie Böckh in besonderen Gedächtnisreden Monumente seiner Dankbarkeit gesetzt, so gedenkt er Ritters mehr als einmal in voller Würdigung seiner Bedeutung, so in jener Darlegung seiner eigenen wissenschaftlichen Entwickelung in dem „Vorworte", als auch besonders in der akademischen Gedächtnisrede auf Moltke. Die von Ritter geschaffene neue Wissenschaft gipfelte in der Verknüpfung von Geographie und Historie, wie sein epochemachendes Werk „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte" darthut. In diese reiche Berliner Zeit fällt wieder das Zusammentreffen mit Geibel. Zwar der intime tägliche Verkehr wie einst in Lübeck konnte nicht mehr bestehen; doch hielt immer ein fester Stamm von Genossen zusammen, die den Kern eines frohen Jugendkreises bildeten. Zu ihnen gehörten Heinrich Kruse, von Schack und Nikolaus Delius.

Eine neue Epoche und damit eine Trennung von den Freunden brachte Ernst Curtius ein Ruf seines Bonner Lehrers, des Professors Brandis, der ihm im November 1836 erging mit dem Vorschlag, als Erzieher seiner Söhne mit nach Griechenland zu kommen. Was konnte dem von heiliger Liebe zu Hellas und seiner alten hohen Kultur Erfüllten erwünschter sein, ihm, der bisher nur mit stiller Sehnsucht an die klassischen Stätten gedacht und nicht geahnt hatte, daß ihm das unerreichbar scheinende Glück zu teil würde, selbst auf dem ihm im Geiste längst vertrauten Boden zu wandeln! Oft erzählte er den aufmerksam lauschenden Freunden seines gastlichen Hauses von dieser an Mühen und Genüssen reichen Reise, wie Anfang 1837 zuerst zu Wagen von Frankfurt aus von Stadt zu Stadt der Weg zurückgelegt wurde, auf dem Vordersitze er selbst, zwischen seinen beiden Zöglingen, zugleich als Wächter des Familiensilbers, dahinter Frau Brandis mit dem ihrem Hause nahe stehenden Fräulein von Hengstenberg, und endlich auf der dritten Bank Brandis selbst mit der Köchin. Oben auf dem Deck der Kutsche hoch aufgeladen die Matratzen, deren Höhe nicht selten die Einfahrt in die niederen Stadtthore aufhielt. Mit seinem Humor schilderte der Greis die kleinen ergötzlichen Zwischenfälle, mit jugendlichem Feuer die Eindrücke der Seefahrt von Ancona aus und die Ankunft an griechischer Küste und in dem seit lange geliebten Athen.

Vier Jahre eifrigster Arbeit, abwechselnd mit freudigem Genießen, waren ihm hier beschieden. Wie anders förderte ihn nun die lebendige Anschauung. Zunächst beschäftigten ihn mannigfache topographische Untersuchungen, in Athen selbst, dann vorzugsweise auf der in das Meer vorspringenden Felsenhalbinsel, deren Buchtenreichtum Athen seine günstigen Hafenanlagen verdankt. Hier fesselten ihn ferner alle die Grundfragen attischer Topographie, die langsam reifend und immer von neuem geprüft einst ihren Abschluß in seiner Stadtgeschichte von Athen finden sollten. Im Anschluß an dies Studium des klassischen Bodens wurde ihm — wie war das anders möglich! — auch die griechische Geschichte lebendig. Und diese innige Wechselwirkung, diese Verschmelzung der beiden Wissenschaften schwebte ihm vor, als er eine gründliche Bereisung des Peloponnes unternahm in der Absicht, dessen geographische Beschaffenheit in Verbindung mit seiner Kultur und Geschichte zusammenfassend darzustellen. So erstanden in seinem rastlos schaffenden Geiste eine Fülle großer Pläne, deren Endziel stets ein abgerundetes, integrierendes Resultat war. Im Thale des elischen Alpheios wurde ihm klar, daß die schon öfters geplante Aufdeckung von Olympia, diesem Centralpunkt nationalgriechischen Lebens, unsere Kenntnis antiker Kultur bedeutend fördern müsse. Und von diesem Momente an hat er nicht aufgehört, darauf hinzuarbeiten, vorzubereiten und anzuregen, bis der große Augenblick gekommen war, der seine hochfliegenden Wünsche erfüllen sollte. Welch ein abwechselungreiches Leben nebenher in Athen! Welch eine Fülle fördernder Beziehungen und Freundschaften! Die herzlichste Freude wurde ihm durch das Wiedersehen mit Geibel, der, gleichfalls als Erzieher, in die Familie Katakazi berufen war. 1838 fand die Wiedervereinigung der Freunde statt, und nun begann ein lebhafter, sich gegenseitig ergänzender Verkehr, soweit es das angestrengte Tagewerk beider gestattete. „Wir durchstreiften die unerschöpflich

reichen Abhänge am pentelischen Gebirge; wir saßen bei heißen Mittagsstunden in der schattigen Grotte Chelidonia, unserem auserwählten Lieblingsplatze ‚vor Kephisias' Nymphengrotte am umwölkten Wasserfall', und trafen uns jeden Abend, um in echt attischen Nächten unsere Gedanken und Erlebnisse auszutauschen."

Ließ Geibel mehr den Zauber der griechischen Landschaft auf sein empfängliches Gemüt wirken ohne rechte Freude an wissenschaftlicher Arbeit, so fand er volles Verständnis bei dem Freunde für seine poetische Wirksamkeit. Ja, es bot sich ihnen sogar Gelegenheit, ihre gemeinsame Thätigkeit praktisch zu verwerten. Brandis, dessen Amt als Lehrer des Königs es ihm ermöglichte, auch der Königin Amalie Vorträge über griechische Litteratur zu halten, forderte die Freunde auf, einzelne ihrer Übersetzungen aus griechischen Dichtern dazu zur Verfügung zu stellen. Mit Eifer gingen sie auf diesen Plan ein und bereiteten eine sorgsame Auswahl aus der hellenischen Lyrik vor. Dies gemeinsame Nachdichten und Nachempfinden bereitete ihnen selbst die höchste Freude und auch vielen anderen Genuß, da die später unter dem Namen „Klassische Studien" herausgegebene Sammlung (Bonn 1840) einem weiteren Publikum zugänglich wurde.

Bald kamen Wochen herrlicher Freiheit. Beider Freunde Stellungen lösten sich; Brandis' verließen Athen und Katakazis rüsteten zum Aufbruch. Da ziehen sie hinaus in die herrliche Inselwelt des Ägäischen Meeres. Zunächst geht es nach Paros, dann nach Naxos zu längerem Aufenthalt. Eine neue Welt voll tiefen Zaubers erschließt sich ihnen. Curtius erfaßt sofort die geographische Bedeutung der Inselwelt, er erkennt ihren Zusammenhang mit den verschiedenen Bergzügen des Festlandes; ihm entrollt sich das Bild ihrer Geschichte; vor allem fesselt ihn Naxos, die größte, reichste der Cykladen, und wie nachhaltig dies Interesse bleibt, lehrt die meisterhaft im Umriß entworfene Geschichte der Insel, die er 1846 veröffentlicht (Unter drei Kaisern, S. 234 ff.). Tiefes poetisches Empfinden zugleich mit unmittelbarer Auffassung des Eigentümlichen offenbart sich in seiner Schilderung der Inselwelt: „Ein erhabener Anblick, wenn man dies Meer durchschifft! Soweit das Auge reicht, ragen hohe Bergformen scharf und edel gezeichnet in unvergleichlicher Formenfülle über den Meeresspiegel hervor und treten zu immer wechselnden Gruppen zusammen; duftiger Farbenschimmer liegt bei jedem Stande der Sonne über Meer und Küste ausgegossen; Schiffe und offene Barken ziehen friedlich von Insel zu Insel, von menschenfreundlichen Delphinen begleitet; an jedem Tage, bei jedem Winde ist ein gastlicher Hafen dich aufzunehmen bereit; ohne Karte und Kompaß steuert der Schiffer, und wo er anlegt, rufen ihm bekannte Stimmen entgegen. Jede Insel trägt die Fußstapfen ihrer Götter und Helden; alte Gesänge tauchen auf in deiner Seele, Homer wird dir lebendig, und des Odysseus Abenteuer vernimmst du mit bewegterer Seele, wenn die Woge desselben Meeres, das er durchirrte, um den Kiel deines Schiffes aufrauscht." Wieder beschreibt er humoristisch die kleinen Abenteuer der Reise, und in charakteristischen Zügen die von den Griechen innerlich und äußerlich so verschiedene italienische Bevölkerung, die auf Naxos innerhalb des hochgelegenen Castro, ärmlich, doch in stolzer Abgeschlossenheit von dem griechischen Volke ihr Leben verbringt. Die kleine Episode mit den Letzten der Coronelli verleiht seinem Bilde besondere Anmut. Noch einmal möchte ich ihn selbst reden lassen in jenen reizvollen Worten, mit denen er dies paradiesische Leben zeichnet: „Wohl dem, welcher dort von dem Sonnenbrande Attikas ausruht, einen Freund zur Seite, abgeschieden von dem lauten Markte der Welt! Wenn das erste Licht um die Häupter der Cykladen spielt, lockt ihn die Morgenluft zum Wellenbade am Fuße der Felsen, die steigende Sonne führt ihn in die schattigen Klostergänge zurück; in seliger Muße liest er die Dichter, welche an diesen Gestaden gesungen haben, und seine Gedanken folgen den wechselvollen Schicksalen des Inselmeeres. Die edelsten Südfrüchte und den Nektar, den Dionysos der Insel als Andenken zurückgelassen, schmücken seinen Tisch, und wenn die Sonne sich abwärts neigt gegen die Marmorfelsen von Paros, wandelt er den dichten Orangengärten zu oder auf die luftigen Berghöhen, wo er umher die zahllosen

Inselhäupter im Abendrote leuchten sieht und dem Ave Maria horcht, das vom Schloßberge her die verwaiste Kathedrale einläutet!" Da hört man den Dichter reden und begreift, daß dies eigenartige Leben inmitten einer in ihrem Zauber unvergleichlichen Natur die Freunde auch zu poetischem Schaffen begeistern mußte, daß sie sich gegenseitig mit kleinen Gelegenheitsgedichten überraschten, daß Ernst Curtius beim Abschied in formvollendeten, rührend innigen Versen sein „Naxos" besungen hat.

Und dieser liebgewordenen dichterischen Produktion blieben sie auch in Athen weiterhin getreu. Gerade der wechselseitige Austausch, das Besprechen und Beurteilen ihrer Schöpfungen erschien ihnen als höchster Genuß, und so bildete sich denn um die Freunde ein Kreis gleichstrebender Männer, die nach vollbrachtem Tagewerk zusammenkamen, um in froher Konkurrenz einen Sängerkrieg zu veranstalten, dessen Sieger seinen Preis davontrug. Malerei und Musik waren gleicherweise vertreten. Nichts fehlte zu der Harmonie dieser köstlichen Abende.

Doch bald nahte ihnen abermals die Stunde der Trennung. Ende April 1840 kehrte Geibel in den Norden zurück. Mußte Curtius nun auf den liebsten Freund verzichten, an dessen Seite er Jahre reichsten Genusses in Griechenland verlebt hatte, so brachte ihm derselbe Monat schon eine neue Freude. Karl Otfried Müller, der glühend verehrte Lehrer und Freund, kam nach Athen. Wie hatte Curtius diesen Augenblick ersehnt, wie vorgearbeitet, um ihm Führer bei den verschiedenen Ausflügen sein zu können, ihm die Wege zu ebnen. Mit welcher Freude konnte Otfried Müller nun auf seinen Schüler blicken! Sah er doch die Saat aufgehen, die er selbst gestreut, bemerkte er doch, wie klar Curtius die von ihm gelehrte Methode erfaßt hatte, wie sein wahrer historischer Sinn sich zu bethätigen begann, stets im Verein mit gründlichem Studium des Bodens und der Überreste des Altertums. Ein gemeinsames Arbeiten wurde nun geplant. Zu Müllers Geschichte des griechischen Volkes sollte Curtius eine einleitende Darstellung des alten Griechenlands geben. Gemeinsam begann das Wandern, zunächst galt es den Peloponnes zu bereisen. Sie durchstreiften in Gemeinschaft mit Ad. Schöll die Halbinsel in fast allen ihren Teilen, überall Neues in sich aufnehmend und einsammelnd und die Wissenschaft fördernd. So gelang es Curtius damals u. a. in Messenien Ellenika aufzufinden, die Stätte des alten Andania. Vierzig Tage dauerte die Reise in dem Peloponnes; dann kehrten sie zurück nach Attika. Nach kurzem arbeitsamem Aufenthalt in Athen ging es weiter. Am 30. Juni begann der Ritt gen Norden in Begleitung von Schöll und Neise, zunächst nach Marathon, dann hinauf zu dem auf sonniger Höhe gelegenen Rhamnus, wo heute die Tempelreste der Themis und Nemesis den Forscher fesseln, und dem lauschig eingebetteten antiken Kurort Oropos, weiter über Tanagra nach Böotiens Hauptstadt Theben und im Anschluß daran zum Kopaischen See. Die Katabothren, natürliche Abflußschachte des Sees, vor allem aber Orchomenos, die alte Minyerstadt, mußten hier vorzugsweise Müllers und seiner Freunde Interesse erregen. Hierauf wandten sie sich durch Phokis zu den Thermopylen, über den Öta in die dorische Tetrapolis und dann über Salona nach Delphi, wo längerer Aufenthalt geplant und auch ausgeführt wurde, trotzdem sich bei Müller immer häufiger Anzeichen einer inneren Erkrankung zeigten. Unermüdlich mit Lesen und Abschreiben der zahlreichen Inschriften beschäftigt, die ihm eine kleine Ausgrabung an der polygonalen Mauer der Tempelterrasse freigelegt hatte, achtete Müller nicht der ihn immer wieder überfallenden Schwäche. Auf dem Heimwege, der trotz Curtius' Abraten nicht direkt, sondern über Livadia, Haliartos nach Thespiä angetreten wurde, war er kaum noch fähig, seinen Studien nachzugehen. In Platää schon begann sich eine bewußtlose Betäubung bei Müller einzustellen; am folgenden Tage mehr getragen von den verzweifelnden Freunden als reitend erreichte er Kasa. Hier verschlimmerte sich bald das Befinden so, daß Wagen und Arzt aus Athen requiriert werden mußten. Sterbend kam der Kranke dort an und verschied nach wenigen Tagen trotz aller Bemühungen der Ärzte und der Sorgfalt der Freunde an dem schleichenden Gifte des Sumpffiebers.

Es war ein Lebensabschnitt für Ernst

Curtius, als er am 2. August 1840 seinen geliebten Lehrer in das Grab des Kolonos senken mußte. Doch sein tiefer Schmerz fand Linderung in dem Gelübde, das er sich in der feierlich ernsten Stunde gab, getreu in seines Meisters Bahnen zu wandeln, nach der Vollendung dessen zu streben, was er gewollt. Konnte die Trauer um den herben Verlust einen edleren, männlicheren Ausdruck finden als in diesem Sichbekennen zu dem Manne, in dem er das Vorbild eines großen Menschen und Gelehrten zu bewundern und lieben gelernt hatte?

Bald neigten nun die Wanderjahre ihrem Ende zu. Eine reiche Fülle angesammelten Arbeitsstoffes begleitete Curtius in die Heimat, in die er nach halbjährigem Verweilen in Italien im Frühling 1841 zurückkehrte. Nun galt es den äußeren Abschluß seiner Studienzeit zu gewinnen, und schon im Dezember desselben Jahres konnte in Halle seine Promotion zum Doktor erfolgen auf Grund einer Schrift: De portubus Athenarum, über die Häfen Athens, in der er über ihre Benennung und geschichtliche sowie topographische Bedeutung Aufklärung gab. Nach kurzer Zeit bestand er auch die Staatsprüfung und trat als Lehrer in das Kollegium des Joachimsthalschen Gymnasiums auf Veranlassung Meinekes ein. Aber hatte er schon früher in Halle die Absicht gehabt, sich zu habilitieren, so gab er diesen Plan auch jetzt nicht auf, und 1843 trat er als Privatdozent in den Verband der Berliner Universität ein, ohne seine Stellung als Gymnasiallehrer aufzugeben. Es erschienen in dieser Zeit zwei weitere Arbeiten, Früchte der hellenischen Studien, die Anecdota Delphica und Inscriptiones atticæ duodecim, beide zu Berlin 1843. Schon das folgende Jahr brachte wiederum einen Wendepunkt seines Lebens. Es war im Februar, als Curtius, von Lichtenstein für seinen Cyklus wissenschaftlicher Vorträge gewonnen, durch einen Vortrag über die Akropolis von Athen die Aufmerksamkeit der Prinzessin Augusta von Preußen auf sich zog. Die feinsinnige Fürstin sah sofort in ihm den geeigneten Erzieher ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm. Ihrer Energie gelang es, die nicht unerheblichen Schwierigkeiten am Hofe zu überwinden, die manche in der republikanischen Heimat des jungen Gelehrten zu sehen glaubten. Und die Erwartungen der sorglichen Mutter erfüllten sich in vollem Maße. Gestaltete sich doch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zu einem für beide Teile beglückenden. Curtius fand in dem Prinzen nicht nur einen gelehrigen Schüler für die Elemente des Unterrichts, es gelang ihm leicht, die in dem Jüngling schlummernde Neigung und Begabung zu entwickeln, ihn in seine geliebte griechische Poesie, wenn auch nur in Übersetzungen einzuführen — denn die Vielseitigkeit des Unterrichts ermöglichte nur die Unterweisung im Lateinischen — und ihm die Begeisterung für Homer und die Tragiker, das geschichtliche Interesse an Herodot zu wecken. Häufige Besuche in den Museen unterstützten das Erlernte, und die klassische Richtung eines Rauch, Cornelius, Stüler und Kaulbach, deren Schöpfungen der junge Prinz bewunderte, konnten nur dazu beitragen, dem empfänglichen Geiste Friedrich Wilhelms unverlöschliche Spuren einzuprägen, ihn von dem Jahrtausende überdauernden Werte klassischer Kunst, von der nie erlöschenden Bedeutung klassischer Bildung zu überzeugen. Und wie verstand der edle Prinz seinen edlen Lehrer! Die zwischen beiden obwaltende Harmonie steigerte sich bald zu einer warmen Freundschaft; mit liebender Verehrung blickte der Jüngling zu dem Manne auf, Jahre hindurch hat er sie ihm treu bewahrt, ihn Anteil nehmen lassen an Freud und Leid seines Lebens, und noch sterbend hat er ihn gerufen, um sich des Anblicks des teuren Lehrers zu freuen, alte liebe Erinnerungen in ihm sich vergegenwärtigend. Damals waren schwere, doppelt schwere Monate für Ernst Curtius, als Kaiser Friedrich, den Todeskeim in sich tragend, sein hohes Amt auf sich nahm, wie er allmählich dahinsiechte ohne Hoffnung auf Rettung. Als sich am 15. Juni 1888 mittags kurz vor zwölf Uhr die Fahne auf dem Schlosse zu Berlin senkte, dem Volke den Tod seines geliebten Herrschers zu verkünden, kam Curtius gerade in die Universität, um seine Vorlesung abzuhalten, und konnte da unter dem ersten Eindruck des Schmerzes vor seinen tiefbewegten Hörern Zeugnis ablegen von seiner warmen Liebe

zu dem teuren Fürsten, den er einst von der Zeit des erwachenden Jünglings bis zum ersten Schritt hinaus in die Welt geleiten durfte. In der schönen Gedächtnisrede am 30. Juni hat er ihm vor der Öffentlichkeit ein Denkmal gesetzt, das uns Kunde giebt von den Tagen einer glücklichen Vergangenheit.

Während der Winter Curtius bei der prinzlichen Familie im Palais zu Berlin fand — ich erinnere mich noch, wie er mir vor wenigen Jahren mit dem Lächeln wehmutsvoll dankbaren Gedenkens das nach der Behrenstraße hinausgehende Fenster seines Studier- und Wohnzimmers zeigte —, führte der Frühling alle hinaus auf den Babelsberg bei Potsdam. Welche Fülle reicher Erinnerungen bewahrte Curtius an diese Zeiten! Er selbst wohnte mit seinem Zögling in einem kleinen Häuschen am Wasser, und gern erzählte er davon, wie sie abends mit Laternen durch den dunklen Park hinabgestiegen seien vom Schlosse, oft geleitet von diesem oder jenem aus der Hofgesellschaft. Manch fröhlicher Scherz wurde geplant und ausgeführt, zu dem jeder beisteuerte oder auch herhalten mußte. Wie mancher bedeutende und begabte Mann trat damals in den Kreis, den Prinzessin Augusta um sich zu versammeln wußte, wie mancher kam dadurch auch mit Curtius in Berührung; ich nenne in erster Linie A. von Humboldt, dessen persönliches Interesse und warme Freundschaft für ihn sich mehr als einmal bethätigte. Es kamen Ranke, Waagen, G. Magnus und Wilhelm Grimm zu den Theestunden der Prinzessin, bei denen sich ein reger Austausch geistigen Lebens entfaltete. Neben dem Bruder Georg Curtius und K. von Schlözer trat 1847 auch Geibel in nähere Beziehungen zum Hohenzollernhause, eingeführt durch Curtius; etwa gleichzeitig auch Gurlitt, der Maler, und andere Künstler. Da gab es denn für die Freunde wieder frohe Stunden gemeinsamen Schaffens, Fortsetzungen der schönen „attischen Nächte“. Aber auch für den Hof seine Begabung zu verwerten, hatte Geibel Gelegenheit. Alljährlich zur Fastnachtszeit pflegte der Prinz und seine Altersgenossen auf einer im Turnsaal errichteten Bühne kleine Aufführungen zu veranstalten. Im Jahre 1848 kam Curtius auf den Gedanken, Geibel zu einer Schöpfung zu animieren. In wenigen Tagen war das „Seelenwanderung“ benannte Lustspiel fertig, das jüngst als „Meister Andrea“ mehrfach im königlichen Schauspielhaus zu Berlin auf dem Repertoire wieder erschienen ist. An diesem fröhlichen, geschickt aufgebauten Stücke erfreute sich neben dem prinzlichen Paare noch der König. Es war wenige Tage vor dem Ausbruch der Revolution.

In der folgenden trüben Zeit, besonders traurig für Prinz Wilhelm und die Seinen, stand Curtius dem Hause treu zur Seite. Er bewahrte in seiner Erinnerung das Andenken an den tiefen Schmerz des sich verkannt fühlenden Fürsten, an die sorgenvollen Tage der Flucht, wo er selbst allein mit Prinz Wilhelm im kleinen Kahne von der Pfaueninsel abfuhr, um ihn hinüberzugeleiten, bis der Adjutant an seine Stelle trat.

Im Jahre 1850 wurde es Curtius übertragen, dem Prinzen Friedrich Wilhelm auf die Universität Bonn zu folgen, um ihn hier in die Kreise der Lehrenden und Lernenden einzuführen. Dank dem einfachen zugänglichen Wesen des Prinzen, gelang dies leicht, und Curtius konnte nun von ihm scheiden in dem Bewußtsein, weit über seine Pflicht hinaus daran mitgeholfen zu haben, den jugendlichen Fürsten auf seinen hohen Beruf vorzubereiten.

Nun kam für ihn eine Zeit, in der er sich wieder mit vollen Kräften wissenschaftlicher Produktion zu widmen vermochte. Sein erstes bedeutendes Werk erschien im Jahre 1852: „Peloponnesos“, in zwei Bänden. Hier führte er im großen den Beweis, wie fruchtbar die historisch-geographische Betrachtung sich erweisen konnte. Dieses, nur in Einzelheiten zu berichtigende, freilich infolge neuer zahlreicher Ausgrabungen beträchtlich zu erweiternde Werk ist nicht übertroffen und dient noch heute als Grundlage aller ähnlichen Forschungen. Es kennzeichnet seinen Verfasser als einen feinen Beobachter, der, mit dem Blick für das Charakteristische der Naturformen begabt, verständnisvoll die Überreste des Altertums in ihrem Zusammenhang studiert, die antike Überlieferung als ergänzende Quellen benutzt und uns so ein Gesamtbild von Land und Leuten des Peloponnes zu geben weiß, wie es einzigartig in der Wissenschaft dasteht. Wohl im Zusam-

menhang mit diesen Arbeiten trat Olympia wieder besonders in den Vordergrund seiner Gedanken. Seine Studien über Elis, Sparta und Olympia hatten sich gerade aus Anlaß dieses Werkes von neuem vertieft, und so lag es für ihn nahe, noch in demselben Jahre einen Vortrag, abermals in der Singakademie, zu halten, als dessen Thema er Olympia gewählt hatte. Wieder wie seine acht Jahre vorher von derselben Stelle gehaltene Rede über die athenische Akropolis wurde er ihm bedeutungsvoll. Das abgerundete Bild, das er mit Meisterschaft von dieser in ihrer Bedeutung für griechische Geschichte und Kultur einzig dastehenden Stätte zu entwerfen wußte, durchglüht von dem Feuer edelster Begeisterung, erweckte in dem unter den Hörern weilenden Prinzen Wilhelm lebhaftes Interesse, das er selbst dem Redner gegenüber launig zum Ausdruck brachte. Und es war kein vorübergehender Eindruck; trotz der großen politischen Ereignisse der kommenden Jahre blieb bei ihm die Erinnerung an diese Stunde bestehen, genährt freilich durch Friedrich Wilhelms, seines Sohnes, Wünsche und Hoffnungen.

Bereits seit einer Reihe von Jahren außerordentlicher Professor an der Universität, nahm ihn die Akademie der Wissenschaften 1853 als Mitglied auf. War doch Curtius seit seinem „Peloponnesos“ in die Reihe namhafter Historiker eingetreten, und nach Verlauf dreier Jahre berief ihn die Universität Göttingen als Ordinarius auf den Lehrstuhl seines unvergeßlichen Meisters Otfried Müller. In die zwölf Jahre seiner reichen Wirksamkeit an dieser Hochschule fällt das Erscheinen seiner „Griechischen Geschichte“, die er in den Jahren 1857 bis 1861 vollendete. Sechs Auflagen hat sie erlebt, die letzte 1887 bis 1889. Sie nimmt in der klassischen Altertumswissenschaft eine besondere Stellung ein. Nicht mit Unrecht hat man sie als die einzige lesbare griechische Geschichte bezeichnet. Dieses Urteil bezieht sich wesentlich auf die Kunst der Darstellung, die meisterhafte Behandlung des Stils. Was seine Methode betrifft, so kennzeichnet Curtius das Bestreben, ohne Vorurteile an die Bearbeitung der Quellen heranzutreten, soweit das eben dem wissenschaftlich gebildeten, in bestimmten Anschauungen erwachsenen Gelehrten überhaupt möglich ist. Immer wieder legt er sich dabei die Frage vor: was entspricht hier den natürlichen Verhältnissen? Und dadurch ist es ihm gelungen, ein klares, einfaches Bild der Geschichte des griechischen Volkes zu entwerfen ohne künstliche, aus gelehrten Vorurteilen entsprungene Konstruktionen, die sich nie ohne Gewalt dem natürlichen Werdeprozeß einfügen lassen. Immer steht ihm das sachliche hoch über dem persönlichen Interesse. Abhold jeder Polemik, blickt er mit vornehmer Ruhe auf leidigen Parteizwist, auf die mehr oder weniger objektiven Angriffe herab. Inhaltlich sind manche Partien des Werkes vielfachen Angriffen ausgesetzt gewesen und gerade in neuerer Zeit wiederholt. Doch scheinen mir diese in ihrem größten Teil auf einer unrichtigen Beurteilung der Absichten seines Verfassers zu beruhen. Curtius' ganze Tendenz richtet sich auf eine möglichst abgerundete Darstellung der Geschichte der Hellenen, indem er von der wohlberechtigten Voraussetzung ausgeht, daß nur so eine richtige Vorstellung von der Entwickelung eines Volkes zu gewinnen ist. Um dies zu erreichen, bedurfte es naturgemäß einer Ergänzung des unvollständigen antiken Quellenmaterials; es bedurfte der Hypothesen, um die Lücken in der Entwickelungsgeschichte der Hellenen zu füllen. Wohl wenige aber waren so wie er dank seiner hohen divinatorischen Begabung berufen, den Satz W. von Humboldts zu erfüllen, daß es der dem Historiker unentbehrlichen Kraft der Phantasie bedürfe, um den ursächlichen Zusammenhang, den die Geschichtschreibung verlange, herzustellen. Und Curtius ist darin nie zu weit gegangen. Ist es denn überhaupt möglich — so muß man sich da fragen —, die Geschichte eines längst vergangenen Volkes ohne Hypothesen zu schreiben? Bis jetzt wenigstens existiert noch keine solche, die als Vorbild zu dienen im stande wäre. Jede neue Auflage seines Werkes beweist, mit welcher Sorgfalt Curtius neuen Forschungen nachging, wie er immer wieder und wieder die Schriftsteller prüfte und durcharbeitete. Er wußte was er that, wenn er die Partien der Geschichte, für die Beweise fehlten, seiner historischen Anschauung entsprechend durch Vermutungen ersetzte, den Faden natürlicher Entwickelung fortspinnend.

Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß manche seiner Aufstellungen durch Untersuchungen anderer berichtigt sind, manche noch berichtigt werden mögen. Auf den aber, der es verstehen wird, die Geschichte des Volkes als Ganzes tiefer zu erfassen, mit einem feineren Verständnis für Wesentliches und scheinbar Unwesentliches zu durchdringen, auf den werden wir lange warten können.

Neben den rein historischen Arbeiten hatten Curtius' topographische Studien nicht geruht, und es bedurfte kaum des äußeren Anstoßes, um sie wieder in den Vordergrund zu rücken. Im Frühling 1862 ging eine Expedition auf Anregung des Prinzregenten Wilhelm nach Athen, um dessen Altertümer zu durchforschen. Neben Karl Bötticher und Strack nahm auch Curtius daran teil. Vorher hatte er aber noch eine Verbindung angeknüpft, die von nun an bedeutungsvoll für seine weitere wissenschaftliche Thätigkeit werden sollte. In der Absicht, zunächst Athens Befestigungen einer genauen Untersuchung zu unterziehen, begab sich Curtius zu Moltke, um sich einen geschulten Topographen zur Begleitung zu erbitten. Ohne mit ihm bisher persönlich in Berührung gekommen zu sein, ging Moltke sofort mit Eifer auf diese Pläne ein, bedauernd, nicht selbst mitgehen zu können, um auf diese Weise die ihm längst vertraute und im Orient wie in Italien ausgeübte Wirksamkeit wieder aufzunehmen. Nicht nur in diesem Jahre wurde Curtius' Wunsch sofort erfüllt; von nun ab war Moltkes Interesse andauernd mit den unter Curtius' Leitung ins Werk gesetzten topographischen Arbeiten beschäftigt. Bei der Expedition des Jahres 1862 lag ihm vorzugsweise an dem Studium der Agora, des Marktes von Athen, von dem Curtius richtig voraussetzte, daß er unmöglich während der langen Jahrhunderte stets an derselben Stelle gelegen haben könne. Im engen Anschluß daran forschte er nach dem Volksversammlungsplatze, untersuchte die Pnyxterrasse und legte die unter ihr befindliche polygonale Mauer frei. Endlich begann er noch Grabungen an der Munychia, der am Meere gelegenen Höhe. Als eine Frucht seiner topographischen Arbeiten erschienen im Jahre 1868 in Gotha Curtius' „Sieben Karten zur Topographie von Athen" nebst erläuterndem Text. Moltkes hohe Teilnahme an diesen Arbeiten zeigte sich unablässig darin, stets technische Hilfskräfte des Generalstabs zur Verfügung zu stellen, wo immer es erforderlich schien. Im Jahre 1874 wurde der Vermessungsinspektor Kaupert, jetzt Geheimer Kriegsrat im Generalstabe, beauftragt, eine Vermessung des Thalbeckens von Athen in Angriff zu nehmen. Damit begann ein Werk, an dessen Ausführung Curtius mit ganzer Seele hing, dessen Vollendung nach mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit der Greis mit inniger Freude begrüßte, die topographische Aufnahme Attikas. Mit Kaupert während dieser langjährigen ununterbrochenen Arbeit eng befreundet, verfolgte er unermüdlich die Missionen der in den Süden entsandten Offiziere, deren einzelne ihm in persönlicher Freundschaft verbunden waren, wie Regely, von Alten und besonders der uns leider durch zu frühen Tod entrissene Major Steffen Pascha; Steffen, dessen mustergültige Aufnahme von Mykene ihm einen bleibenden Ruhm sichert, ging erfüllt von Begeisterung für die klassischen Studien, angeregt durch Curtius' waches Interesse mit großen Plänen nach Konstantinopel, wohin er als Instrukteur der Artillerie berufen war. Kaum angekommen, erlag er einem typhösen Fieber, betrauert von seinen Freunden, ein schwerer Verlust für die Wissenschaft. Ihm bewahrte Curtius ein warmes Andenken.

Inzwischen war er 1868 als Böckhs Nachfolger wieder nach Berlin berufen worden, und hier hat er nun ununterbrochen bis zu seinem Tode sein vielseitiges rastloses Wirken entfaltet. Bald kamen die Ereignisse der schweren Kriegsjahre 1870/71, denen Curtius mit zagender Spannung und jubelnder Freude folgte. Er sah seinen fürstlichen Schüler als Sieger von Wörth und Weißenburg abermals mit dem Lorbeer bekränzt, sich die begeisterte Liebe seines Volkes von neuem entfachen; und er grüßte seinen König bei dem Auszug wie bei der frohen Rückkehr mit Versen voll edlen Enthusiasmus für des Vaterlandes Glück und Ehre. Nun war die Zeit nicht mehr fern, daß der Sieg auch ihm die Erfüllung langgehegter, innerster Wünsche bringen sollte.

Schon der Herbst des Jahres 1871 sah

Curtius zum drittenmal im Süden. Es war eine Ferienreise, die diesmal wesentlich dem kleinasiatischen Griechenland zugedacht war. In Begleitung von Adler, G. Hirschfeld, Gelzer und auf Moltkes Verwendung des Majors Regely als topographischen Beirats bricht er von Konstantinopel auf, um zunächst der Troas einen Besuch abzustatten; dort vertieft er sich in die Fragen nach der Stätte des homerischen Troja und kommt gleich Moltke zu dem Resultat, daß nicht Hissarlik, sondern die Höhen von Bunarbaschi es getragen haben. Kurz werden Methymna, Assos und Mitylene berührt, dann geht es nach Smyrna, und von hier aus besuchen sie Magnesia am Sipylos, durchreiten das Hermosthal, verweilen in Sardes, um hier auch eine topographische Aufnahme zu machen, und wenden sich weiter nach Pergamon, wo sie in Gemeinschaft mit Humann die Stadtlage besichtigen und bei dieser Gelegenheit einzelne Stücke vom großen Altarfriese zuerst entdecken. Durch Äolis geht es zurück nach Smyrna, und hier unternehmen sie sogleich das Studium der Überreste von Alt-Smyrna. Endlich ist Ephesos das Ziel ihrer Fahrt, hier wie dort wertvolle Aufnahmen zu machen, einen Überblick über schon Erreichtes und noch zu Erwartendes zu gewinnen. Scharfblickend erkannte Curtius, welche unabsehbare Bedeutung Kleinasien, die „Völkerbrücke zwischen Orient und Occident“, und vorzugsweise seine griechische Westküste für die Kenntnis des Altertums erhalten müsse, sobald hier begonnen würde, die wichtigen Kulturcentren hellenischen Handels und Wandels aufzudecken, eine Thätigkeit, zu der hier und da schon Ansätze gemacht waren oder wurden, wie Schliemanns Ausgrabung auf Hissarlik. Immer wieder wies er darauf hin und begrüßte mit Freude jede gründliche Unternehmung, die in dieser Richtung veranstaltet wurde. Nicht in der Lage, den beabsichtigten Besuch der ionischen Küstenplätze auszuführen, fahren die Freunde über Syra nach Athen. Hier richtet Curtius sein Hauptaugenmerk auf die Ergänzung seiner 1862 begonnenen Arbeiten. Er beschäftigt sich mit der neu aufgedeckten Gräberstraße, der Anlage des antiken Straßennetzes, ferner besonders mit den Spuren von alten Felsgründungen an den westlichen Abhängen der Hügel der attischen Ebene, er veranstaltet eine kleine Grabung an der Nordseite des Areopag und legt dessen terrassenförmig ansteigendes Terrain frei. Endlich wird noch Salamis besucht. Und all dies rastlose Schaffen in dem kurzen Zeitraum zweier Wochen. Dann geht es heim über Korfu, wo ein Ruhetag gemacht wird wie in Brindisi, Ravenna und Bologna. Das reiche neue Material, das er in Attika vorgefunden, seit er es zum letztenmal 1862 gesehen hatte, diente ihm nun zur Bearbeitung seines „Atlas von Athen“, den er in Gemeinschaft mit Kaupert 1878 im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts herausgab, er sollte die Grundlage für ein Handbuch der Topographie von Athen bilden.

In dem Bericht über diese Reise, den Curtius am Winckelmannstage 1871 der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin vorlegte, schließt er mit der Aufforderung, darauf hinzuwirken, daß in Athen ein Mittelpunkt für deutsche Geistesarbeit geschaffen werde, wie er in Rom schon seit Dezennien bestehe: „Die Zeit ist günstig. Im ganzen Oriente, soweit gebildete Menschen wohnen, erwartet man, daß Preußen seine neue Machtstellung bewähre, indem es die Interessen von Kunst und Wissenschaft auf klassischem Boden würdig und kräftig vertrete. Die griechische Nation wird solchen Bestrebungen ihre ganze Sympathie zuwenden, und die unter türkischer Herrschaft Lebenden wollen ihre Kunstschätze lieber in unseren Händen wissen, als in dem Staub der Irenenkirche verkommen sehen. Überall sah man uns, ohne daß wir einen Anspruch darauf machen konnten, als Vorläufer größerer Unternehmungen an.“ Solche Worte ernster Mahnung haben ihre Wirkung nicht verfehlt. In Erinnerung daran, daß nun die Zeit für Preußen gekommen, in friedlichem Ausbau seine Kraft zu bethätigen, wurde wenige Jahre später 1874 die athenische Zweiganstalt des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts gestiftet. Als ihr Begründer schuf sich Curtius ein hohes Verdienst, dessen in Dankbarkeit zu gedenken eine Ehrenpflicht derer ist, denen die großen Vorteile dieses Vorpostens deutscher Wissenschaft zu teil werden.

Aber noch Größeres sollte das junge Deutsche Reich schaffen. Als erstes echtes Friedenswerk — so pflegte es Curtius gern zu nennen — wurde die Ausgrabung von Olympia beschlossen. Der vor langen Jahren gestreute Samen war aufgegangen, behütet und gepflegt von den edlen Fürsten, Vater und Sohn, die nun, an der Spitze des Kaiserreichs stehend, es als ihre erste Aufgabe ansahen, der Welt zu zeigen, wie geeinte Kraft neben blutigen Siegen auch die Frucht friedlicher Arbeit zu ernten, der Menschheit Segen bringende Förderung zu übermitteln vermöge. Und es war wirklich ein Werk des geeinten deutschen Volkes. Zunächst war der Reichstag zu befragen, und da geschah das Seltene, daß viele Hunderttausende bewilligt wurden ohne eine Stimme des Widerspruchs. Freudig bewegt gedachte Curtius oft dieser That, die ihm Beweis dafür war, daß das Volk in Bethätigung seines idealen Sinnes in jenem Augenblicke dem freudigen Dankgefühle Ausdruck gab, das es im Bewußtsein neu erstarkter Lebenskraft beseelte. Damals trat Curtius mit Bismarck in persönliche Berührung, und der Kanzler beauftragte den Gelehrten, die Verhandlungen mit der griechischen Regierung einzuleiten. Zu dem Zwecke begab sich Curtius 1874 wiederum nach Griechenland. Schnell wurden alle Formalitäten erledigt, und im folgenden Jahre konnte der erste Spatenstich gethan werden.

Nach einer Campagne von sechs Jahren war das Werk vollbracht. Im Frühling 1880 konnte der äußerliche Abschluß gemacht werden. Neben Curtius als archäologischem Leiter, der sich während dieser Jahre dreimal auf längere Zeit in Olympia aufhalten konnte, stand Fr. Adler, Wirklicher Geheimer Oberbaurat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, als erster Architekt; an sie schlossen sich zahlreiche Männer der Wissenschaft an, wie R. Weil, A. Furtwängler, G. Treu, G. Hirschfeld, Purgold; unter den Architekten Ad. Bötticher, Bohn, Steinbrecht, Gräber, P. Gräf, Borrmann und Dörpfeld, jetzt erster Sekretar des Athenischen Instituts, der damals zuerst in die Bahnen der klassischen Altertumswissenschaft gelenkt wurde. Ein emsiges Schaffen begann; denn große Schwierigkeiten waren mit der Aufdeckung Olympias verbunden. War hier doch nicht ein einzelner Bau aufzudecken, sondern ein ganzer heiliger Bezirk mit seinen mannigfaltigen Gebäuden. Das große, von dem preußischen Unterrichtsministerium herausgegebene Werk über Olympia, welches zum guten Teile bereits vollendet vorliegt, umfaßt eine Fülle von Funden, die neben den Fundamenten der zahlreichen Tempel, Schatzhäuser, Hallen und Gebäuden heiliger und profaner Bestimmung, den Inschriften, sowie den plastischen Überresten in Stein, Bronze und Terracotta zu Tage kamen. Neben der unschätzbaren Belehrung, die die gesamte klassische Altertumswissenschaft aus ihnen schöpft und noch lange schöpfen wird, ist es besonders der Hermes des Praxiteles, der weit über die gelehrten Kreise hinaus diese Ausgrabungen bekannt gemacht hat. Giebt es doch kaum jemand in der gebildeten Welt, der nicht von dieser wundervollen Originalschöpfung hellenischen Künstlergenies gehört hat oder sie in Nachbildung kennt. Was aber dieser planvoll durchgeführten Unternehmung ihren besonderen Wert verleiht, ist, daß sie uns ein abgerundetes Ganze geboten hat. Wir sehen einen heiligen Bezirk vor Augen, den wir nicht nur vollständig in seinen Einzelheiten zu ergänzen, sondern genau zu benennen im stande sind, denn wir besitzen des Pausanias Beschreibung, die uns die Bestimmung eines jeden Baues und vieler Details ermöglicht. Dadurch gewinnt das Ganze Leben und Klarheit, und wir vermögen nun erst voll die historische Bedeutung des altberühmten Kultplatzes zu würdigen. Und gerade dies ist der Anteil, den sich Curtius an der Bearbeitung der Ergebnisse vorbehalten hat. Die Behandlung der Geschichte Olympias ist ein Teil seiner Hauptarbeit der letzten zwanzig Jahre seines Lebens geworden. In zahlreichen Aufsätzen, die er teils in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, deren ständiger Sekretar er seit 1873 war, herausgab, teils in der Archäologischen Gesellschaft vortrug, behandelte er die verschiedenen Epochen der Geschichte Olympias. Es waren die Vorarbeiten des großen Werkes, dessen Vollendung in den Schmerzenstagen des letzten halben Jahres noch dem Greise beschieden war. Es wird dem Hi-

storiker eine Reihe überraschender Resultate bringen, die Curtius' seiner Kombination gelungen sind. Er legt uns damit sein Lebenswerk abgeschlossen vor, eine Gunst des Schicksals, die nicht vielen vergönnt ist. Wir nehmen es dankbaren Herzens entgegen, voller Bewunderung für die rastlose Energie seines Schöpfers, die uns Olympia beschert hat. Als ein kleines Zeichen dieser Dankbarkeit haben Freunde und Verehrer vor zwei Jahren Curtius' Büste an dieser Stätte geweiht, deren Name ewig mit ihm verknüpft sein wird. Es war die letzte der zahlreichen Ehren, die Curtius während seines reichen Lebens im In- und Auslande erntete, und voll dankbarer Freude hat er bescheidenen Herzens die Kunde vernommen, in Olympia als letzter Sieger gefeiert zu werden. Galt doch auch hierbei wieder seine frohe Empfindung weniger der allgemeinen Anerkennung seines eigenen Strebens und Vollendens, sondern dem harmonischen Einklange, der die Vertreter aller auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft mitarbeitenden Nationen in jenem Augenblicke vereinigte.

Aber nicht genug mit dieser Arbeit der letzten zwei Jahrzehnte. Noch eine zweite selbstgestellte Aufgabe harrte der Vollendung. Curtius plante seit langem, in einer „Topographie von Athen" seine ein halbes Jahrhundert eifrig gepflegten Studien zusammenzufassen. Er veröffentlichte 1891 als vorbereitende Arbeit die „Stadtgeschichte von Athen". Damit berührt er vielfach Fragen, die gerade jetzt im Mittelpunkte der Forschung stehen, seit durch die Thätigkeit der griechischen archäologischen Gesellschaft und des deutschen Instituts unter Dörpfelds Leitung an vielen Stellen Ausgrabungen veranstaltet sind. Und es ist wohl natürlich, daß mannigfache Schwierigkeiten dabei entstanden, manche Streitfragen hervorgerufen sind, die nicht fürs erste erledigt werden können. Dieser Erkenntnis giebt Curtius in der Vorrede Ausdruck mit der ihm eigenen bescheidenen Zurückhaltung. Als gründlicher Kenner der zahlreichen, zerstreuten Litteratur, deren Sammlung der Hand Milchhöfers verdankt wird, geht er von dieser aus und sucht damit die durch den Spaten gewonnenen Resultate in Übereinstimmung zu bringen, sorgsam abwägend, wie weit beiden Beweiskraft zukommt. Lichtvoll verbindet er mit den so gewonnenen Resultaten die geschichtliche Entwickelung Athens in ihren verschiedenen Phasen; von frühester Zeit an, als deren Niederschlag er die alten Königssagen erkennt und benutzt bis weiter in die Epoche der Tyrannen, der großen Staatsmänner des fünften Jahrhunderts, des langsamen Verfalls in hellenistischer und römischer Zeit bis durch die wechselreichen Schicksale während unserer Zeitrechnung. Seine Meisterhand entwirft uns so ein Bild des alten Athen, wie es ihm nach langem Studium an Ort und Stelle sowie in stiller Studierstube erstanden war, Grundlage und Vorbild für jede weitere Forschung.

So steht Ernst Curtius vor uns als Altmeister der klassischen Altertumswissenschaft, sie mit weitem Blick in allen ihren Zweigen umfassend. Wir sehen, wie er das sich am Grabe des teuren Lehrers gegebene Gelübde erfüllte, unermüdlich an sich arbeitend mit dem Ziel vor Augen, das ihm seit den Tagen der Göttinger Studienzeit unverrückbar vorgezeichnet war. Seine wissenschaftliche Ausbildung lag in einer Epoche, die, mit den Namen Niebuhr und Savigny verknüpft, sich trefflich charakterisiert durch Böckhs Ausspruch: „Es giebt keine Philologie, die nicht Geschichte ist." Und Curtius selbst erkennt in dieser, die ganze damalige gelehrte Welt gleichmäßig beherrschenden Anschauung die Wurzeln seines geistigen Lebens, wenn er in dem schon genannten Vorwort das Facit seiner wissenschaftlichen Arbeit in folgenden Sätzen zieht: „Die geschichtliche Forschung, welche im Anfang unseres Jahrhunderts die Altertumskunde mit neuen Lebenskräften durchdrang, ist mir immer der geistige Trieb geblieben, der alle meine Arbeiten beseelte, der geistige Zug, in dem ich das Kleine mit dem Großen, das Äußere mit dem Innerlichen zu verbinden und so unsere Anschauung vom Leben der Alten in allen Zweigen zu fördern nach Kräften gesucht habe." Wie exakt er diese Methode in seinen großen Werken durchgeführt hat, habe ich kurz hervorzuheben gesucht. Sie äußert sich ebenso in den zahlreichen kleineren Aufsätzen, die uns in seinen „Gesammelten Abhandlungen" (Berlin 1894) vorliegen. Ihren

vielseitigen, sich auf die mannigfaltigsten Gebiete der Wissenschaft erstreckenden Inhalt auch nur flüchtig an dieser Stelle zu kennzeichnen, ist unmöglich. In gleicher Weise wie dort offenbart sich in ihnen Curtius' Bestreben, bei der gründlichen Untersuchung des Einzelnen nie den Blick auf das Ganze zu verlieren. Und dies war es vielleicht unbewußt, was ihn zu den Männern hinzog, denen er eine besondere Verehrung im Leben geweiht hat. Er lernte es zuerst bewundern bei Otfried Müller, er schätzte es in Böckhs bahnbrechenden Arbeiten und sagte von seinem Könige: „Kaiser Wilhelm war ein geborener Herrscher, der mit gesundem Blick die Menschenwelt betrachtete, immer des Ganzen und Großen eingedenk."

In dieser Anschauungsweise liegt es begründet, wenn Curtius sich niemals einseitig auf sein Fach beschränkte, sondern überall die verbindenden Fäden aufsuchte, die geeignet waren, die verschiedenen Fakultäten in Berührung zu bringen, sie zu fruchtbar wirkender Gemeinschaft anzuregen. Hatte er doch als ein Vorbild darin die Brüder Humboldt vor Augen gehabt, von denen Treitschke sagt, daß in ihnen die Idee der universitas litterarum Fleisch und Blut gewann, daß ihr Bund der Welt „die unzerstörbare Einheit der exakten und historischen Wissenschaft" bewiesen hat. So oft Curtius Gelegenheit wurde, wies er die Jugend auf diese Einheit hin und hob ihre Bedeutung für die Entwickelung des menschlichen Geistes hervor. „Ich denke, wir sollen uns dessen freuen, wenn die Forschungsgebiete sich berühren; denn nicht auf der Scheidung, sondern auf der Vereinigung mannigfaltiger Gesichtspunkte beruht der lebendige Fortschritt menschlicher Erkenntnis," sagt er in der schönen Gedächtnisrede auf Moltke. Und er selbst benutzte mit Freuden jeden Anlaß, sich mit befreundeten Kollegen anderer Fakultäten in Verbindung zu setzen, wenn es galt, durch Besprechung mit ihnen ein ihn beschäftigendes Problem der Lösung näher zu bringen.

Mit den Vertretern der in seiner Wissenschaft mitarbeitenden Nationen Europas hatte er auf mehreren Reisen persönliche Verbindungen angeknüpft. Frankreich sah er zum erstenmal 1844, England 1869. Mehrwöchentliche Arbeiten ließen ihn hier einen Einblick in die Fülle griechischer Kunstschätze gewinnen, die in auserlesenen Beispielen sich gerade in den Sammlungen von Paris und London zahlreich zusammengefunden haben. Vorzugsweise schien ihm das Britische Museum so recht geeignet, eine Idee von der wahren Blüte hellenischer Kunstübung zu erwecken. Waren hier doch neben den Parthenonskulpturen die Friesplatten vom Apollotempel zu Bassä und des Nereidenmonuments, die Skulpturen vom Mausoleum zu Halikarnaß — um nur wenige Hauptstücke zu nennen — zu übersichtlichem Studium vereinigt. Damals gestalteten sich enge Beziehungen zwischen ihm und Sir Charles Newton. Durch den Gedankenaustausch mit ihm und den Verkehr mit anderen englischen Gelehrten, unter ihnen der jetzige Leiter des Londoner Museums, Murray, wurde Curtius der Aufenthalt in England doppelt genußreich.

Überhaupt sah Curtius in dem lebendigen Verkehr mit Gleichstrebenden ein notwendiges Mittel der gegenseitigen Förderung. Aber das entsprang nicht nüchterner Überlegung, sondern innerstem Herzensbedürfnis. Und vorzugsweise war es die Jugend, an die er sich wandte, der er die Ergebnisse seiner Arbeit entgegenbrachte in dem Wunsche, sie zu erfüllen mit der gleichen Liebe zur Wissenschaft, wie er sie selbst im Herzen trug. Das ist ihm wie wenigen gelungen, denn seine Wirksamkeit als Universitätslehrer giebt in nichts den großen Resultaten seiner gelehrten Forschung nach. Wenn er in das Auditorium trat, die strahlenden blauen Augen empor gerichtet, und begann, in freier Rede voll ruhiger Klarheit von des Griechenvolkes Herrlichkeit zu melden, dann wurde es dem Neuling wohl anfangs schwer, sich von dem Zauber dieser Erscheinung loszureißen, um dem Gedankenreichtum seines Wortes zu folgen. Ein Meister der Rede, entwickelte er, durchglüht vom Feuer der Begeisterung, seine Ideen, entrollte er in stetiger Entwickelung das Bild hellenischer Kunst, der griechischen Götterlehre, oder er durchwanderte mit seinen Schülern den Boden Attikas und des geliebten Olympia. Immer stand sachliches Interesse im Vordergrund seiner Betrachtung, und mit seiner Person, seinen

Leistungen hielt er, fast möchte man sagen, in zaghafter Scheu zurück. Ich erinnere mich nicht, daß er je seinen Namen in Verbindung mit der Ausgrabung von Olympia genannt hat, stets voll Dankbarkeit verweisend auf die Initiative seines Kaisers und seines fürstlichen Zöglings. Und diese tief begründete Bescheidenheit zeigte sich noch stärker in persönlichem Verkehr. Wohl dem, dem es vergönnt war, ihm näher zu treten, in direkter Belehrung aus seinem ausgedehnten Wissen zu schöpfen. Gern bereit, dem Fragenden Auskunft zu erteilen und Winke zu geben, hütete er sich sorgsam, den Schüler zu beeinflussen, seinen Studien eine bestimmte Richtung geben zu wollen. Stets wies er darauf hin, selbst seiner Neigung und Begabung entsprechend Arbeitsstoffe zu wählen. War das aber geschehen, so erstand in ihm dem unbeholfenen Jüngling ein rastloser Helfer und Berater, selbst in den sich langsam entwickelnden Ideen des Anfängers lebend, beglückt von jedem auch noch so kleinen Fortschritt. Wie manchen seiner Schüler zog er so in sein Haus und ließ den allmählich Reifenden Einblicke thun in die Werkstätte seines geistigen Schaffens. Voller Staunen mußte man zu dieser ausgebreiteten Fülle des Wissens, zu diesem klaren Überschauen der weit auseinanderliegenden Gebiete aufblicken. Wem es beschieden war, mit ihm arbeiten zu dürfen, dem Entstehen seiner Werke zu folgen, dem stand er selbst als Beispiel jener Sophrosyne, des schönen Maßhaltens vor Augen, wie er sie so oft seinen Schülern pries als einziges Mittel, zur rationellen Benutzung der Fülle des Stoffes, zur ruhig fortschreitenden Erkenntnis. Oft liebte er es, den jungen Freunden seine Gedanken über ihn beschäftigende Fragen vorzulegen, Ansichten fordernd. Und wenn dieses Herabsteigen den Anfänger bedrückte und zugleich mit Bewunderung für die Bescheidenheit des großen Mannes erfüllte, so weckte Curtius damit doch das notwendige Selbstvertrauen, ließ schneller das Urteil durch solche Besprechungen reifen und zeigte hierdurch den Weg zu höherem Schaffen.

Aber auch in seinem rastlosen Arbeitsbedürfnis, in der unbeugsamen Willenskraft diente er der Jugend als erstrebenswertes Vorbild. Ohne je seines Körpers zu achten, hielt er streng die bestimmten Stunden täglichen Schaffens ein. Unvergeßlich wird mir der Abend des Tages bleiben, an dem ihn, den Achtzigjährigen, ein Schlitten zu Boden geworfen und im Gesicht wie am Körper schwer verletzt hatte. Als ich mich nach seinem Befinden erkundige, werde ich zu ihm geführt und finde ihn verbunden vor dem Schreibtisch im Stuhle sitzend. Mein besorgtes Fragen schnell übergehend, bittet er mich, ihm eine neu erschienene Schrift vorzulesen, und schließt daran, als ob nichts geschehen, in alter Weise eine Reihe anregender Bemerkungen. Am meisten sehnte er sich in solchen Zeiten erzwungener Ruhe nach der Fortsetzung seines Kollegs, nach dem Verkehr mit der akademischen Jugend, und es bedurfte aller Bitten der Seinen und des Arztes, ihn von zu früher Aufnahme der Thätigkeit zurückzuhalten. Einmal zwang ihn ein längeres Leiden zum Verzicht auf Beendigung seiner Vorlesung. Voll aufrichtiger Betrübnis zeigte er dies seinen Hörern in einem Anschlag am Auditorium an, den ich bewahre als Erinnerung an seine selbstvergessene Pflichttreue. Er lautet: „Nachdem ich der Krankheit vergeblich zu widerstreben versucht habe, sehe ich mich zu meinem größten Leidwesen genötigt, den Abschluß meiner Vorträge aufzugeben. Ich muß also schriftlich meinen lieben Zuhörern den Dank für ihre Teilnahme aussprechen.“

Nach erfüllter Pflicht führte ihn der Schluß des Sommersemesters meist hinaus in die Berge, und wenn die Kur in Gastein beendet war, wo sich eine kleine Zahl befreundeter Familien zu frohem Verkehr zusammenfand, zog es Curtius nach Westen, um im Kreise seiner Kinder und Enkel glückliche Tage zu verleben. Dann weilte er bei dem Sohne, dem Kreisdirektor von Thann, wo ihm ein kleiner Stammhalter aufwuchs, oder bei der Tochter mit ihrer frohen Kinderschar, die in Darmstadt als Gattin des Professor Lepsius lebt, des Sohnes seines alten Freundes R. Lepsius, den wir als Begründer der deutschen Ägyptologie verehren. Gern erhob sich Curtius am frühen Morgen, bevor noch ein Hausgenosse erwacht war, um durch Wald und Feld, über Berg und Thal zu streifen, in vollem Genusse der schönen Natur. So manches anmutige Lied

ist bei diesen Frühwanderungen entstanden, beredte Zeugen seines innerlichen, harmonischen Empfindens. Nach solchen erquickenden Wochen der Ausspannung, die freilich stets zu kleineren Arbeiten benutzt wurden — Ferienblüten von ihm genannt —, kam er erfrischt zu neuer Thätigkeit heim, den Lehrberuf wieder aufzunehmen.

Aber nicht nur die engere Gemeinde der Studenten hatte Gelegenheit, aus den Worten des Meisters Belehrung und Anregung zu schöpfen. Zu weiteren Kreisen zu sprechen, verpflichtete Curtius das ihm von der Universität übertragene Amt als „Meister der Beredsamkeit", und alljährlich versammelte sich am Geburtstag des regierenden Kaisers, häufig auch an anderen Gedenktagen, eine festliche Menge in der Aula der Universität, um seiner Rede zu lauschen. Sei es, daß er an dieser Stelle über jüngst vergangene Zeiten sprach, sei es über Geschichte und Kultur der alten Hellenen, immer verstand er es, große allgemein menschliche Züge hervorzuheben und zu beleuchten in einer für die Zeitgenossen belehrenden und fördernden Weise. Sie liegen uns gesammelt vor in den drei Bänden von „Altertum und Gegenwart" (Berlin 1882 bis 1889) und geben uns Gelegenheit, der Fülle seiner Gedanken und Anschauungen, dargestellt in meisterhaftem Stile, nachzugehen.

Curtius' vielseitige öffentliche Wirksamkeit, die sich noch durch sein Amt als Direktor des Antiquariums der Königlichen Museen und Vorsitzender der Archäologischen Gesellschaft wesentlich erweiterte — das Rektorat der Universität hatte er 1881 verwaltet —, fand ihr Gegengewicht in seiner Häuslichkeit, in der er, von dem liebenden Verständnis seiner Gattin und Tochter umgeben, voll die beglückende Behaglichkeit fand, deren er zum Schaffen wie zur Ruhe bedurfte. Hier entwickelte sich gleichzeitig ein reger Verkehr, der in seinem gastlichen Hause bis in die letzten Wochen hinein aufrecht erhalten wurde, wenn auch nicht mehr so wie in früheren Zeiten, in denen bestimmte Tage der Woche allen Freunden geweiht waren. In den letzten Jahren war es die Zeit von sechs bis acht Uhr abends, in der Curtius und die Seinen Besuche zu empfangen pflegten, und daran war niemals ein Mangel. War das stille Haus in der Matthäikirchstraße doch ein Sammelpunkt des geistigen Lebens der Hauptstadt. Mit alten Freunden seiner Jugend wurden Erinnerungen wieder wachgerufen, langjährigen Genossen seiner Arbeit war der Gedankenaustausch ein Bedürfnis, Kollegen der verschiedenen Fakultäten gingen ein und aus. Und allen ihren Reden durfte die Jugend lauschen, die sich nur zu gern dort versammelte und stets einen Platz an dem gemütlichen runden Tisch offen fand, der die Familie zum Abendessen vereinigte. Dann gab es trauliche Stunden, in denen einer oder der andere vorlesen durfte, aus einem neu erschienenen Buche, Aufsätze von Bedeutung, auch neue und alte Gedichte, alles dann anregend besprochen bei freiem Austausch der Meinungen. Aber auch mit vielen Fernweilenden bestand mehr oder minder reger Gedankenaustausch. Neben dem häufigen Briefwechsel mit Sohn und Tochter blieben die Beziehungen mit allen denen, die gemeinsame Erinnerung an vergangene Zeiten eng verband; unter ihnen stand in erster Linie das großherzogliche Paar von Baden, besonders die Frau Großherzogin, die ein treues Gedenken an die Tage bewahrt, in denen Curtius im Hause ihrer Eltern weilte, damals, als sie selbst in Gegenwart der Mutter an einzelnen Stunden teilnahm, die Curtius ihrem unvergeßlichen Bruder Friedrich Wilhelm erteilte. Wie warm die hohe Frau für ihn empfand, mit welch vollem Verständnis sie den edlen Mann erkannt hatte, das beweisen die herrlichen Worte tiefsten Mitgefühls, die sie den Hinterbliebenen sandte, das zeigt jenes an Dryander am Begräbnistage gerichtete Telegramm, in dem die Großherzogin ihrer Auffassung vom Wesen des teuren Entschlafenen in kurzen Zügen vollendeten Ausdruck giebt, ihn nennt einen Mann großen Geistes und doch kindlichen Herzens und unerschütterlich festen Glaubens; und dann fortfährt: „Wie die Wissenschaft ihm für immer dankbar bleiben wird, so auch die Jugend, die ihm einst mit Begeisterung anhing, dem herrlichen Lehrer, dessen Charakter die Liebe aller suchte."

Schöner kann Curtius' innerstes Wesen nicht erfaßt, nicht wiedergegeben werden: „Ein Mann großen Geistes und doch kindlichen Herzens." Das war es, was den

Zauber um seine Persönlichkeit wob. Stets das Beste von den Menschen glaubend, ohne Verständnis für heimliche Umtriebe und unredliches Beginnen, voll innigster Liebe für Gottes schöne Natur, harmonisch an Leib und Seele. Das alles spiegelt sich in einem kleinen Liede, das einst der Jüngling sang:

„Laetare" das ist: freue dich!
Ja, freue ohne Reue dich!
Vor allem, was die Seele trübt,
Vor Angst und Zweifel scheue dich.
Erquicken soll der Erde Grün,
Des Himmels heitre Bläue dich,
Beseligen der Liebe Glück
Und deiner Freunde Treue dich.
Und drückt des Grames Wolkenlast,
So sprich zu ihm: zerstreue dich!
Die Sonne glänzt, der Lenz ist da,
Mein froher Mut, erneue dich!

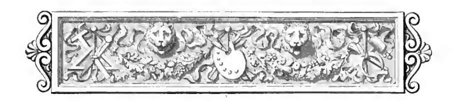
„Ein Mann voll unerschütterlich festen Glaubens." Durch sein ganzes Leben geht ein Zug tiefer Religiosität, die er einfach bethätigte, ohne mit ihr je hervorzutreten. Das Studium der heiligen Schrift war ihm erquickendes Bedürfnis; mit lebhaftem Interesse folgte er den Forschungen der neuen theologischen Richtung, und es war wundersam zu sehen, wie ihm der Zweifel an der Einheit der Schriften des Alten Testamentes fremd und unrichtig erschien, während sich andererseits sein historischer Sinn nicht vor der Berechtigung ihrer geschichtlichen Beurteilung verschließen konnte. Denn er selbst bethätigte sich ja als echter Historiker, wenn er in seinem akademischen Vortrag „Paulus in Athen" den Spuren hellenischer Bildung nachging, die ihm im Wesen und in den Worten des Apostels zu liegen schienen.

So sehen wir ihn auch als Verehrer der religiösen Musik, die er wie alle anderen Künste schätzte. Er war ständiger Gast bei den Aufführungen der Hochschule für Musik und lauschte gern daheim ernsten Weisen. Dann konnte er mit glücklichem Lächeln und strahlenden Augen den einfachen Melodien eines Bach, Händel, Beethoven zuhören. Und die Stimme, die dem Toten den letzten Gruß gesungen hat von der Empore der Matthäikirche, hat manches Mal den Lebenden mit ihren Liedern beglückt.

„Wie nach einem wohlgeordneten Plane gnadenvoll geführt" fühlte sich Curtius. Das sprach er vor wenigen Jahren aus, als er den Anlaß fand, einen Rückblick auf sein Leben zu werfen. Manch schwerer Schicksalsschlag hat auch ihn getroffen — wer bliebe davon verschont! Und doch war sein Lebenslauf überflutet von einer Fülle des Lichts, wie sie nicht vieler Pfade beleuchtet. Ohne jemals selbst Vorsehung spielen zu wollen, und vielleicht gerade deshalb, spann sich seine Entwickelung in ruhiger Harmonie fort. Die Ereignisse, welche die Marksteine neuer Lebensabschnitte für ihn werden sollten, sie kamen ungesucht und unerwartet, immer zu rechter Zeit. Ihm war es beschieden, jede Periode seines Lebens ausreifend zu genießen, ohne Überhastung und doch niemals zu lange verweilend. In voller Spannkraft des Körpers wie des Geistes durfte er sich rühmen, keine Stunde verloren zu haben. Und als im Verlauf der letzten Jahre sich hier und da vorübergehende Krankheit einstellte, konnte er nie den Gedanken ertragen, deshalb unthätig sein zu müssen. So hat er rastlos geschafft, bis zu dem Augenblick, als Finsternis seiner Augen Licht zu umfangen drohte. Dank ärztlicher Kunst wieder sehend geworden, arbeitete er weiter fort, ohne seiner zu schonen. Und als das letzte schwere Leiden, das ihm den Tod bringen sollte, im Anfang des Jahres ihn mit stets wiederkehrenden Schmerzanfällen zu peinigen begann, da hat er die ihm innewohnende seelische Kraft voll bewiesen. Wie ein Heros duldend, hat er die Krankheit besiegt, frischen Geistes voller Interesse für alles Edle und Schöne bis zum letzten Atemzuge.

Was Ernst Curtius als Mensch gewirkt hat, wird fortwirken in den Herzen derer, die ihn kannten und die ihn lieben; was er der Wissenschaft war, das in seinem ganzen Umfange zu beurteilen, fällt den Zeitgenossen schwer. Aber die Zukunft wird es zeigen, daß seine Lehre in tiefem Grunde wurzelt, dazu bestimmt, der Forschung später Epigonen Lebenskraft zuzuführen, ihr die wahre Aufgabe der klassischen Altertumswissenschaft immer von neuem vor Augen zu stellen. In diesem Bewußtsein folgen wir dem Freunde des Entschlafenen, der ihm als letzten Gruß am Grabe die Worte des Hippokrates ändernd nachgerufen hat:

Ars longa — Vita aeterna!



Hans Holbein der Jüngere.

Eine Studie
von
Franz Hermann Meißner.

II.

Holbeins reinmonumentale und dekorativ-monumentale Kraft ist beurkundigt, aber eine klaffende Lücke für uns, an der wir angesichts seiner großen Bedeutung mit tiefem Bedauern über Unersetzliches stehen müssen. Einzelne schlechte kleine Kopien, einzelne Skizzen, ein paar Urkunden verraten einiges davon, — Leute, welche die Originale gesehen vor langer Zeit, sind Rühmens voll, — aber es geht uns hier wie mit der Malerei des antiken Hellas, von der ein sehr bekannter und höchst populärer Kunstgelehrter seitenlang in einem seiner Werke schwärmt und Hohes rühmt, um schließlich die kostbare Erklärung abzugeben, daß keine griechische Malerei erhalten ist und nur die Urteile der Zeitgenossen „schließen" lassen. Natürlich hatten die keinen für uns brauchbaren Maßstab, und es gab ohnehin weder sachverständige Kunstschriftsteller noch eine kritische Kunstgeschichte zu jener Zeit. Um nicht diesen Scherz nachzumachen, lassen wir uns an einigen Notizen genügen.

Holbeins dekorative Arbeiten erstrecken sich erstens auf einige Hausfassaden, und zwar das Haus Hartenstein in Basel 1517 (abgebrochen 1824), anscheinend mehrere Luzerner Arbeiten vom gleichen Jahr (verschollen), das Haus zum Tanz in Basel 1520 (welches bis ca. 1750 bestand). Haustein ist in dieser Gegend teuer und das Volk farbenfroh, — wie in Tirol und Süddeutschland häufig noch heute bei dem günstigeren Klima wurde darum eine gewöhnlich verputzte Fassade durch perspektivisch überraschende Dekorationsmalerei zum Palast gestempelt. Mit antiken Triumphzügen, Bildern aus der griechisch-römischen Geschichte, einem Bauerntanz zwischen sehr geschickt gemalter Renaissancearchitektur muß Holbein den Zeugnissen nach verblüffende, wenn auch natürlich grobe Wirkungen erzielt haben. Dann gehört hierher eine überflüssigerweise erhalten gebliebene Passionsfolge auf Leinwand in fünf großen Bildern, welche irgend einem dekorativen Zweck gedient haben mag.

Sein umfangreichstes und wohl bedeutendstes Monumentalwerk waren die Malereien im großen Rathaussaal von Basel, an denen er 1521 bis 1522 und 1530 bis 1531 arbeitete. Zwischen fünf allegorischen Gestalten befanden sich auf vier Feldern die damals beliebten Riesenillustrationen zu einem Staatsmoralhandbuch, — alte Anekdoten von Gerechtigkeitsliebe und Bürgertugend, — von den Gesetzschlingen, in denen sich Tyrannen und Gesetzgeber selbst fingen und fielen oder sich mit sophistischer Spitzfindigkeit herauswickelten, — kurz und gut Gegenstände, an denen ein bierfröhliches Republikanergemüt seine helle Lust hat. In der zweiten Malperiode hat Holbein dann noch „Rehabeam, der die Gesandten seines Volkes anfährt" und die „Begegnung zwischen Saul und Samuel" verbildlicht, aus deren erhaltenen Skizzen eine sehr durchdachte, reich gegliederte und lebendig bewegte Kompositionskunst hervorgeht.

Verschollen ist aus Holbeins englischer Zeit die malerische Dekoration des „Stahlhofs“ zur Krönungsfeier der Anna Boleyn 1533, sowie zwei große allegorische Gemälde für die Gildenhalle desselben: „Triumph des Reichtums“ und „Triumph der Armut“, — dagegen zeigt uns die geniale Auffassung von Heinrich VIII. und seinem Vater auf einem Kartonstück, welch ein mächtiges Werk diese Darstellung des Königs und seiner Eltern, sowie der Jane Seymour in Whitehall gewesen sein muß, und wie sehr der Verlust aller dieser Werke das Bild Holbeins unvollständig macht. Ein letztes Monumentalwerk aus des Künstlers letzten Jahren soll die „Erteilung eines Freibriefes durch den König an eine Gilde“ darstellen. Das Werk ist in sehr schlechtem Zustande erhalten, vielleicht von ihm angelegt, sicher von einem schlechten Künstler vollendet.

Neben belanglosen Werken sind hier einige dem Charakter zugehörige Gemälde zu nennen, die mit der dritten Seite seiner Thätigkeit nichts zu thun haben. Zwei sehr schöne Altarflügel in Karlsruhe von 1522 (heil. Ursula und heil. Georg) ohne Mittelstück, — zwei weitere desgleichen zu Freiburg (Geburt und Anbetung), vor 1529 gemalt, sind Reste wie das etwa gleichzeitige Mittelstück eines Abendmahls mit neun Jüngern zu Basel. Die Jünger erheben sich sehr erregt um den gedankenvollen Heiland, während Judas mit halb idiotischer, halb verbrecherischer Physiognomie auf einer Bank hockt; das Bild zeigt entschieden auf oberitalische Einflüsse und scheint eine Reise des Künstlers nach dorthin nachzuweisen. Dann sind noch die sehr groß gedachten Figuren auf den Baseler Orgelthüren zu nennen.

Das schlagendste Werk in seinem ergreifenden Realismus ist indessen eine Supraporte von 1521, die als Holbeins interessantestes Frühbild die bereits verwesende Leiche eines Ertrunkenen mit halb offenen Lidern und klaffendem Munde mit allen Schauern der Naturwirklichkeit schildert. Zu jener Zeit war eine solche Darstellung unerhört, er taufte es deshalb als „toten Christus“ und brachte den symbolischen Lanzenstich an. Staunenerregend ist das technische Können in dem Bild, — mehr noch als beim Totentanz und den späteren Werken drängt sich einem die Vorstellung auf, daß es gestern hätte gemalt sein können.

Die „gemalte Passion von 1529“, acht Bilder in einem Rahmen enthaltend, schließt sich im Stil wie im Geist der früheren Folge an. Es ist ein trotz einer schweren und bunten Farbenführung hervorragendes Werk und bezeichnet seine Art: Thatsachengabe von großer Sorgfalt und formaler Vollendung, die merkwürdig frei und zeitlos erscheint, — ein schwungvoller Zug und kraftvoll bewegte Äußerlichkeit, die das Tosen und maßlose Wut betont, — statt des heiligen Mitgefühls aber Künstlerwonne an der Blutrünstigkeit: dem Heiland wird die Dornenkrone in das Haupt gewaltsam gedrückt —, auf der Geißelung wird er gepeitscht, daß er um die Sünde vor Todesangst herumläuft trotz der Fessel; bei der Kreuzigung ist der Riesennagel die Hauptsache, der durch die Handfläche von einem Henker mit wahrer Wut hindurchgetrieben wird, — so oft bricht ein pathologischer Zug von Blutgier aus Holbeins Wesen, daß man erschüttert zu lesen verneint, wie furchtbar er in seinem trüben Leben gelitten haben muß, — und doch hat er eine Madonna wie die von Darmstadt und die von Solothurn geschaffen!

Als ein kleines Juwel schließlich sei ein einfarbiges Doppelbild von gedrungener, aber reicher Renaissance der Architektur genannt, das „Maria als Schmerzensmutter“ im inbrünstigen Gebet kniend und den nackt auf einer Treppe sitzenden, gekrümmten „Heiland als Schmerzensmann“ darstellt, — es gehört zu seinen seelenvollsten Werken.

* * *

In seinen herrlichen und zu seltener Volkstümlichkeit gelangten „Todesbildern“ hat Holbein in einer klassischen Weise das in der Zeit liegende Thema gewissermaßen abgeschlossen, — eine noch schönere und zusammengefaßtere Form, eine noch klarere Einfachheit des Gedankenganges war für die nächsten Jahrhunderte kaum denkbar. Es heftet sich unvergänglicher Ruhm an diesen Teil des Holbein-Werkes. Und doch liegt darin nicht das Schwergewicht seiner Kunst. Der eigentliche Klassicismus Holbeins, — und als solchen haben wir seine Kunst zu bezeichnen, —



Hans Holbein d. J.: Sir Th. Godsalve und Sohn. (Dresdener Galerie.)

steckt doch am meisten in seinen Bildnissen, als welche im monumentalen Sinne auch seine beiden Madonnen zu betrachten sind. Auch hier übernahm er ein tüchtiges Erbe: das seines ausgezeichneten Vaters; hierin wirkte noch in der Zeit seiner Reise der große Albrecht Dürer, von dem er wenigstens das eine oder andere, gestochene oder geschnittene Werk kennen gelernt haben konnte; und wie er von Lionardo Eindrücke empfangen zu haben scheint, so ist ihm wahrscheinlich das Werk Mantegnas nicht unbekannt geblieben; auf der ersten Reise nach London lernt er dazu Quintin Messys kennen, dessen Einflüsse er am intensivsten aber erst seit dem zweiten Londoner Aufenthalt zeigt; — auf dies für das Charakteristische in der deutschen Bildnisauffassung so besonders durch sein kühles, kritisches, nervöses Temperament, durch seine Weltüberlegenheit hingewiesene Genie haben, wie man sieht, eine Reihe der fremdesten Elemente klärend eingewirkt. Sein Wesen bestimmte ihn zum Bildnismaler; eine geeignetere Zeit für die Pflege dieser Kunst war fernerhin kaum denkbar, als diese Wende der Kulturentwickelung um 1500 mit ihren zahlreichen großen Persönlichkeiten aller Art und Stände, mit dem bewußten Erwachen des Individualismus. Thatsächlich schreibt sich ja auch eine selbständige und fruchtbare Bildniskunst in der neueren Kunstgeschichte erst von den Anfängen dieses neuen Geistes her, und jene Naivität Karls des Großen, der das aus Ravenna mitgebrachte Reiter-

standbild des großen Ostgoten Theodorich vor der Pfalz zu Aachen als sein eigenes Konterfei aufstellen ließ, hat eine gewisse typische Bedeutung bis tief ins Mittelalter und die Blüte der Gotik hinein. Aus allen diesen Elementen des Gefühls für den Charakter einer ererbten Technik, welche der große Stil der Renaissance und der feine Kolorismus der flämischen Kunst steigerte und klärte, — aus dieser Lust an der Naturwirklichkeit und einer wahren Andacht vor ihr, aber auch aus dem angeborenen und anerzogenen Schönheitsgefühl seines Empfindens hat Holbein eine deutsche Bildniskunst in sehr rascher Entwickelung geschaffen, die kanonisch für unseren nationalen Bildnisstil ist. Hier lebt die gewissenhafte Treue und Sorgfalt, das stupende Können des deutsch-mittelalterlichen Kunsthandwerkes, wie es Dürer auf dem Gipfel, Holbein nicht minder hoch, aber verfeinert zeigt, — hier ist aber auch eine ideale, an der Antike geläuterte Auffassungssphäre von universeller Geltung, und dazu ein feiner Geschmack, wie ihn die deutsche Kunst vorher nie, seitdem aber erst nach Jahrhunderten wieder offenbart hat. Holbein ist unser größter Bildnismaler, und kein Epigone hat ihn wieder erreicht, trotz des Weltruhms von Lenbach.

Durch ihre Naturwahrheit schlagende Ähnlichkeit, Liebe zu derben Formen, ein offenes, gerades Wiedersagen von dem, was der Künstler in der Physiognomie seiner Personen mit frühreifem Auge las, wuchtige Wahrheit überall kennzeichnet den Jugendstil Holbeins. Wie seltsam frei von der technischen Befangenheit seiner Zeit erscheinen die beiden frühesten Bildnisse des neunzehnjährigen Künstlers von 1516, welche den Bürgermeister Meyer zum Hasen, den späteren Besteller der großen Madonna, und seine zweite Gattin Dorothea darstellen; mit welchem Scharfblick ist aus diesem breiten, derben und tief ausgearbeiteten Gesicht vor dem Renaissancebogen mit den etwas sonderbaren Säulchen das Wesen dieses thatkräftigen, kriegslustigen, aufgeklärten Banquiers und Stadtoberhauptes, dem Basel viel verdankt, herausgearbeitet, und wie andersartig die frauenhafte Lieblichkeit der jungen Bürgermeisterin dargestellt! Aber auch die Farbe zeigt trotz aller jugendlichen Unbehilflichkeit hier schon das echte Holbeinsche Feingefühl für den Zusammenklang mitder Werte. Ihm folgt das Bild des Baseler Malers H. Herbster, und diesem schließt sich 1519 die Perle aller Jugendarbeiten, nämlich Bonifacius Amerbach, an. Der Dargestellte war ein junger Gelehrter, Sohn des gleichnamigen Buchdruckers, der einer von Holbeins Nährvätern war, — mit Erasmus wie Holbein befreundet, als ein ebenso feinsinniger wie liebenswürdiger Mann gerühmt. Der reiche Schatz der Holbeinwerke in Basel entstammt seiner Sammlung, — er ist für den frühen Holbein das, was Lord Arundel Mitte des siebzehnten Jahrhunderts für den englischen Holbein war, nämlich glühender Bewunderer und Sammler. Der Individualismus in diesen scharfgeschnittenen und herausmodellierten Zügen ist packend, er wirkt wie ein Verrat, der uns Aufschluß über das Gedankenleben des Mannes giebt, und läßt uns sofort nach Namen und Roman dieses Lebens fragen, — der tontiefe Schmelz aber gießt die milde Abgeklungenheit einer stillen Idealwelt darüber.

1523 hat Holbein dann wiederholt noch Erasmus gemalt und kaum weniger charakteristisch als den Amerbach. Wir sehen den nüchternen Gelehrten, den scharfen Satiriker in seiner Klause, für die Straße gekleidet, an der Schreibarbeit mit den prachtvoll gebildeten Händen, — ganz ungeschminkt ist er in der spitzen Silhouette mit Wenigem als Denker charakterisiert, — kein überflüssiger Zug, keine leise poetische Gloriole darin und darum, wie es Dürer auf seinem Holzschnitt vom Erasmus nach seiner Art gemußt, — das scharfe und schier herbe Bild auf dem tiefgrünen Hintergrund ist ganz Erasmus, wie wir ihn kennen, und zudem ist es Holbein in seinem Alltagsgewand.

Als ein ganz boshafter Schelm entpuppt sich der Künstler daneben in einem Baseler Doppelbildnis von 1526. Als „Venus“ und „Lais Korinthiaka“ ist hier eine wegen ihres Lebenswandels schlecht beleumdete Baseler Patricierin, Dorothea Offenburg, bildnismäßig dargestellt. Dort sitzt die reichgekleidete, schöne und üppige Frau mit einem fast raphaelischen Gesichtsschnitt an einem Tisch, den spielenden Cupido vor sich, und macht mit der Hand eine freundliche Geste der



Zu Meißner: Hans Holbein d. J.

Hans Holbein d. J.: Heinrich VIII. (London.)

(Nach einer Photographie von Braun, Clement u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)



Hans Holbein d. J.: Bildnis des Jörg Gisze. (Berliner Galerie.)

„Aufforderung“; hier posiert sie ablehnend, als genüge der vor ihr liegende Geldhaufen ihr nicht als Minnesold. Ob diese Bildnisse eine Privatrache des Künstlers oder bestellte Arbeit eines verschmähten Liebhabers sind, weiß man nicht; sicher ist ihr Vorhandensein ein arger Fleck im Künstlerbildnis.

Zwei Hauptwerke schließen Holbeins Jugendperiode ab, wovon das eine als der schönsten Perlen eine, die je in allen Ländern gemalt worden sind, in der Vorstellung obenhin mit seinem Namen verbunden ist. Es sind dies die Madonna von Solothurn von 1522 und die Meyersche Madonna in Darmstadt (und Dresden), welche wohl im Jahre 1526, gewiß aber vor 1528 gemalt ist. Beide sind mit Stifterbildnissen versehen, aber auch in den Madonnenfiguren ideale Bildnisse, obwohl monumentalen Stils; sie geben in ihrer sieghaften Schönheit eine Ahnung von dem, was Holbeins Monumentalkunst gewesen sein mag. Auf dieser erst in neuerer Zeit bekannt gewordenen Madonna von Solothurn sitzt eine überaus liebliche junge Mutter, zu der Frau Elsbeth Holbein Modell gesessen haben soll, gekrönt und von weitem Mantel umwallt auf einer Estrade unter hohem ornamentlosem Rundbogen. Auf ihrem Schoß hält sie das unruhige Kind. Vor dem Pfeiler zur Rechten

steht der heilige Bischof Martin von Tours, dem ein vom Mantel der Madonna fast verdeckter Bettler kniend die Almosenschale hinhält, — links in prächtig gemalter Rüstung Ursus, ein Mitglied der thebaischen Legion, zu dem ein Kriegsmann seiner Zeit Modell gestanden haben mag. Die Architektur hinter der Gruppe ist gesucht nüchtern, aber dadurch tritt gerade die ungemein malerische Silhouette des Aufbaues kräftiger hervor. Einen Nimbus hat die Madonna entgegen der damaligen Sitte nicht, und begleitende Engel giebt es auch nicht: man erkennt, wie sehr Holbein Realist ist und die Erhabenheit lediglich von innen auszudrücken sucht. Eine feine Individualisierung fällt auf, — ein stark empfundener Kontrast zwischen der Haltung und dem Ausdruck von Mann und Frau, — eine Unbefangenheit dazu in dem freien Schwung des auch modern scheinenden Werkes, in dem Adel dieses Kolorits, das ungewöhnlich reich an Farben und tief an Ton mit dem hellroten Kleid und dem tiefblauen Mantel, dem Stahlglanz der Rüstung und der roten, weißgekreuzten Fahne, dem Violett des Bischofkleides und seiner Goldstickerei, dem verschiedenartigen Inkarnat, trotz tiefer Kontraste eine Ausgeglichenheit zeigt, die dies herrliche Werk zu einer unmittelbaren Vorstufe von Holbeins Meisterschöpfung macht.

Dies erhabene Meisterwerk: die Meyersche Madonna, besitzen wir zum Glück zweimal. Lange hat zwischen beiden Bildern ein Kampf der Gelehrten um die Echtheit getobt. Beide Werke lassen sich auf ihrem Wandergang weit zurückverfolgen, — es ergiebt sich daraus aber kein Aufschluß. Die Vollendung der Dresdener Kopie, wie kleine Änderungen daran, sind nun so meisterhaft, daß die Hypothese, sie sei eine eigenhändige Kopie von Holbeins Hand nach dem Darmstädter Original, von der Mehrzahl der Kenner erst seit der 1871er Dresdener Holbein-Ausstellung fallen gelassen wurde. A. von Zahn hat die Unechtheit des Dresdener Bildes aus der Maltechnik mit einem großen Aufwand von Scharfsinn entwickelt. Aber es handelt sich hier um äußerst subtile Unterschiede, die gemacht sind, und nimmt man dazu die geradezu phänomenale Vollendung der Kopie, das wunderbare Maß von Augenschärfe und Nachempfindungsfähigkeit des Kopisten, welche ihresgleichen in der Kunstgeschichte suchen, so neigt man sich unwillkürlich denjenigen Autoritäten zu, welche wie Hermann Grimm z. B. noch heute an Holbeins Hand in dem Dresdener Bild glauben; es ist in der That wenigstens sonderbar, daß ein solches Kopistengenie ganz unbekannt geblieben sein sollte. Man wird demnach von einem für Dresden augenblicklich ungünstigen Stande der Frage, nicht von einer endgültigen Entscheidung sprechen können. Eine kleine Abweichung in der Perspektive beider Bilder, die herausgefunden worden ist, scheint darauf zu deuten, daß der Besteller, entzückt über die Schönheit des für seine Familienkapelle bestimmten Originals, eine Kopie danach für seine Wohnräume bestellte, welche natürlich einen näheren Standpunkt für den Beschauer gaben; vielleicht hängt damit auch zusammen, daß die Dresdener Figuren durchweg schlanker erscheinen. Möglichenfalls hat Holbein alsdann diese Kopie, die ihm nicht viel eingebracht haben wird, selbst aufgezeichnet und angelegt und dann von einem unbekannten Schüler fertig malen lassen, während er selbst das Werk überwachte und hier und da persönlich eingriff. Doch ist das nur Vermutung, über die vielleicht eines Tages die rührige und geschickte schweizerische Archivforschung Aufschluß giebt.

Man hat das Bild in Dresden, solange es als echt galt, mit Recht ein Gegenstück zur dortigen Sixtinischen Madonna genannt, denn es kann sich vollständig mit jener messen und ist schlechthin in unserer Kunstsprache das Hohelied vom herrlichen deutschen Weib. Da steht die deutsche ideale Mutter wunderbar ruhig und sicher in der muschelüberwölbten Renaissancenische in breitfließendem, reichgefaltetem und blaugrünlichem Gewand, um das sich lose mit langen Schleifenenden ein roter Gürtel schlingt; reich fließt ihr blondes Haar von der Krone auf dem Kopf her über die rechte Schulter herab; das Haupt mit der hohen Stirn, den edlen Zügen, dem lieblichen Oval und den sittsam niedergeschlagenen Augen hat sie sinnig nach links gegen den blonden, an sie geschmiegten Knaben gelehnt, der sein linkes Händchen segnend ausstreckt und merkwürdig wehmütig,



Hans Holbein d. J. Der Kanzler Herzog von Norfolk. (England.)
(Nach einer Photographie von Braun, Clément u. Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

wie verschleiert aus seinen Augen blickt; fest und sicher drückt ihn die Mutter mit den goldbrokatnen Unterärmeln und den schmalen Händen an sich. Ein unbeschreiblicher Adel erfüllt diese Gruppe, — es ist etwas Herzergreifendes in dieser festen, innigen Hingegebenheit der Mutterliebe, ein rührender Zug von todesfreudiger Opferwilligkeit, und eine tiefe Kluft gähnt zwischen diesem Werk und der Sixtinischen Madonna; — da sieht man zwei blutfremde Rassen nebeneinander, die hier den reinsten Laut seelischer Ergriffenheit ausgehaucht haben, — jeder köstlich, jeder von ganz eigenem Tonfall. Mit sehr feiner Kunst ist dann die Meyersche Familie in Beziehung zur himmlischen Er-

scheinung gesetzt; im Gebet versunken schaut jeder vor sich hin, jeder scheint durchschauert von der geahnten Nähe eines lieblichen Wunders, keiner entweiht die Erscheinung durch sein erdentrübes Auge. Links kniet in schwarzer Schaube der Bürgermeister Meyer, dessen aus dem Bildnis von 1516 bekanntes derbes Gesicht hier ähnlich, aber doch edler ausgereift erscheint, vor ihm mit dem Gesicht zum Beschauer sein braunlockiger älterer Sohn im farbigen Wams, der seine Hände mit zarter Liebkosung um das nackte kleine Brüderchen daneben gelegt hat. Drüben kniet dann fast verhüllt die verstorbene erste Frau des Bürgermeisters, daneben die schon bekannte zweite, Dorothea Kannegießer, und halb vor ihr in weißem, reichgesticktem Kleid und mit einem Perlenhäubchen auf dem hochgenestelten Haar das schlanke Töchterchen, dessen Hände einen Rosenkranz halten. In die tontiefe Farbenpracht fügt sich dann noch der in eine Falte geworfene orientalische Teppich, — alle Farben gleißen und sind doch milde zusammengeschlossen, sie schauen mit ihrem berückend zarten Schmelz wie aus einem Spiegel uns an, und wir meinen, daß ein bethörender Traum in diesem hehren Werk krystallene Erdenform gewonnen habe.



Hans Holbein d. J.: Farbige Studienzeichnung zum Bildnis des Morett. (Dresdener Galerie.)

Der befangene deutsche Geist um 1500 hat in dieser Madonna von Holbein die haltenden Ketten gesprengt, und königlich steht die reinste Blüte deutscher Renaissance darin vor uns staunenden Epigonen, — die neue Zeit ist endgültig in dieser höchsten Offenbarung Holbeins angebrochen. Wenn es den Künstler immer wieder nach Basel zog, so mochte ein geheimes Band ihn mit diesem Kind seiner Muse verknüpfen, denn daß es immer vor seinem inneren Gesicht schwebte, läßt der edle Stil fast aller späteren Schöpfungen vermuten.

Seine Jugendblüte ist nun abgeschlossen, — er geht 1526 zunächst nach Antwerpen, wo er Quintin Messys besucht, — wie mir scheint, nach gewissen Eigentümlichkeiten der nächsten Bilder, auch Werke von Jan van Eyck genau studiert hat. Bis 1528 lebt er im Hause des Thomas Morus, konterfeit diesen 1527, dann aus dessen Kreis den Sir H. Guildford in einer sehr vornehmen Auffassung, wie dessen Frau; dann den aus München gebürtigen Hofastronomen Nik. Kratzer, einen Gelehrtentypus mit feinem, ein wenig müdem Gesicht, der von seinen Instrumenten umgeben in einem Turmzimmer steht. Das außerordentlich schöne Bild, dessen Hände Holbeins immenses Können und seine Charakterisierungskunst zeigen, ist ein Vorläufer zum Meisterwerk des Gisze. Es hängt im Louvre. Ein feines Juwel ist auch das Dresdener Doppelbildnis des Sir Th. Godsalve mit seinem Sohn John, das entzückend gemalt und geistvoll in zwei Lebensaltern desselben Stammes variiert ist.



Hans Holbein d. J.: Der Goldschmied Morett. (Dresdener Galerie.)

Dann entstammt der gleichen Zeit jener Sir Bryan Tuke mit dem gutmütig-eckigen Gesicht, hinter dem der Tod auf eine vor Tuke stehende Sanduhr weist. Das Hauptwerk scheint am Schluß des Aufenthaltes ein figurenreiches Gruppenbild der Familie Morus gewesen zu sein, das verloren ist, in England aber in mehreren, leider nicht veröffentlichten Kopien erhalten sein soll, und von dem es in Basel eine ziemlich weit ausgeführte Skizze giebt, die durch die Schönheit der figurenreichen Anordnung gewinnt. Holbein hat über den Figuren Bezeichnungen und namentlich Farbennotizen angebracht.

Jetzt aber begann er auch zugleich jene berühmte, einzigartige Handzeichnungssammlung von siebenundachtzig Bildniszeichnungen, Studien und fertigen Blättern in Schwarz- und Farbenstift, welche alle Staats- und Hofberühmtheiten aus Heinrichs VIII. letztem Regierungsjahrzehnt darzustellen scheinen und eine glänzende Illustration desselben bilden.

Sie werden als kostbarer Schatz heute im Windsor-Castle aufbewahrt. Bald mehr bald weniger ausgeführt, immer malerisch interessant, immer genial mit wenigen Strichen geistvolles Leben hinhauchend gleichsam. Und hier kann man auch erkennen, daß Holbein ein Seelenleser nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen war, die er verhältnismäßig nicht oft dargestellt hat. Er weiß die Tracht, die uns so unschön scheint, selbst für unser modernes Auge fesselnd darzustellen, — er hat die feinste Hand für das Geschlossene im Frauenwesen, und für den individuellen Liebreiz findet er immer eine eigene Form. Einzelne Blätter hier anzuführen, geht nicht an, denn annähernd ist jedes gleich interessant und meisterhaft.

Seit 1528 ist Holbein wieder in Basel, wo er das Rathauswerk abschließt, das schon erwähnte Familienbild malt, neben minder Bedeutendem den Erasmus in neuer Auffassung konterfeit. 1532 geht er wieder nach England. Wahrscheinlich war er nochmals in Antwerpen, denn der Eindruck von der Kunst des Massys, der vorher schon spürbar ist, wird jetzt viel tiefer, — er läutert ihn und bedingt damit die Art jener glänzenden Reihe englischer Bildnisse, die nur eine vorschreitende freiere und virtuosere Handhabung, jedoch keine wesentliche Änderung des Stils mehr sortab zeigen.

Er malt beinahe ausschließlich jetzt Bildnisse, und zwar Tafeln, einige Miniaturen, Handzeichnungen, — er ist vielartig, fast immer neu und allseitig interessant, aber immer steht dieselbe hochreife und geschlossene Künstlerpersönlichkeit mit ruhiger Sicherheit und vornehmem Weltblick dahinter. Er modelliert bis zur Plastik, zeichnet scharf und bestimmt, er zeigt einen tief eindringenden Blick für die individuelle Eigentümlichkeit jeder Person und für deren Lebensmilieu, er führt sie uns gern in der Werkstatt, bei einer charakteristischen Thätigkeit, im Augenblick einer individuellen Stimmung vor, aber er hat solchen äußerlichen Apparat nicht nötig, denn seine Personen tragen ihre Lebensromane in das Gesicht gezeichnet; über Stand und Lebensschicksal hat man kaum einen Zweifel. Von seinem „toten Christus“ und von der „Meyerschen Madonna“ her behält er dazu seine Andacht vor der Wirklichkeit, — er umtastet seine Personen mit einer Art von schwärmerischem Naturgefühl, dem der kleinste Zug und die harmloseste Geste nicht entgeht, und in der verständnisvollen Verwendung derselben erzielt er sehr oft eine intime und eng vertrauliche Ähnlichkeit, die man spürt; oder der Schalk treibt ihn, die Nase des alten Godsalve zur Firma einer Weinkennerschaft zu machen, was dann in der Haltung des Kopfes weiterhin studiert ist: er scheint sogar auf dieser Jagd nach dem Persönlichen zur Hinterlist zu greifen, wo es die Not gebietet, denn sowohl auf einem sehr schlecht erhaltenen Bildnis wie auf dem Karton sieht man die königliche Erscheinung Heinrichs VIII. sehr wohl zuerst, aber man spürt auch in den Kleinigkeiten den Tyrannen wie den Frauenwüterich. — Was er aber schon vorher glänzend gekonnt, wird sortab zu einer immer ausdrucksvolleren Sprache bei ihm, nämlich die Bildung der Hände. Er ist der erste deutsche Maler, welcher mit vollster Ungetrübtheit die Wichtigkeit dieser Glieder für die Ähnlichkeit und ihren engen Zusammenhang mit der Person erkannt hat, — man kann schon daran alle falschen Holbeins von den echten scheiden, daß sie völlige Individualisierung zeigen, daß man aus ihnen nahezu einen Charakter analysieren kann, ohne das Gesicht zu sehen. Und wo er seine, nervöse, geistreiche Hände zum Modell hat, da schafft er wahre Kunstwerke aus ihnen.

Diese erschöpfende Charakteristik giebt Holbein anders als früher sortab ohne jeden stärkeren Accent, — jedes offene Aussprechen seiner Wahrnehmungen scheint verpönt, er ist in der Hofluft ganz Hofmann geworden und äußert seine Ansichten nur, als seien es Staatsgeheimnisse, mit diskretem Flüstern, — merkwürdig abgeklungen sehen seine Bilder nun aus, — und ohne daß er je zum Fälscher oder Schmeichler sich erniedrige, haben seine Gestalten eine königliche Vornehmheit der freien, geist- oder geburtsaristokratischen Menschenexistenz, — man sieht, daß derjenige, welcher sie gemalt hat, selber ein Fürst ist oder sich wenigstens als solcher fühlt.

Eine bestechende Schönheit der Malerei gesellt sich hierzu. Er umgeht keine harten Kontraste und sucht sie sogar mitunter, aber sie werden Sammet und Seide unter seinen



Hans Holbein d. J. Bildnis eines Unbekannten. (Berliner Galerie.)

empfindungsvollen Fingerspitzen, — er nimmt mit Vorliebe milde, schmeichlerische Farben, die er bald trocken, bald satter aufsetzt und zum Konzert stimmt, ohne den Respekt vor dem Lokalwert zu verlieren, — selbst wo er knisternde Trockenheit gewollt hat, ist ein duftig-feuchter Schmelz in seinen Bildern und meistens eine Glut der mit Harz gefirnisten Temperamalerei, welche die der van Eycks mindestens erreicht und deren Geheimnis erst Arnold Böcklin wieder seinem Baseler Urahnen entrissen hat. Bürgerliche Tiefe und Berufsinnigkeit wie der Schwung weltmännischer Aristokratie mischen sich in seinem Bildniswerk, das man elegant nennen kann, — das übertrieben elegant wäre, hätte der Maler mit seinem staunenswerten Können, das seiner Zeit nicht mehr angehört, einen Zeitmangel und wunden Punkt überwunden, nämlich seine schwache Luftperspektive, um die er sich mit kleinen Kniffen herumzuwinden sucht.

Gleich im ersten Londoner Jahr entsteht sein Bildnismeisterwerk, der köstliche Jörg Gisze von 1532 im Berliner Museum. Es ist ein vornehmer junger Kaufmann aus Basel, der dem „Stahlhof“ angehört. In schwarzer Schaube über rotem Rock, mit dunklem Barett auf dem gelockten graubraunen Haar steht er in seinem friedlichen, stilllebenhaft behandelten Comptoir und öffnet einen Brief mit seiner regsam-bestimmten, überaus schönen Hand, wobei sein bartloses, flächiges, vornehmes Gesicht ruhig prüfend vor sich hinblickt. Wie im Raum, ist eine hörbare Ruhe im Wesen dieses Mannes, der sein Thun ruhig und bestimmt durchdenkt. Der Tisch mit buntgemusterter Decke ist mit Schreibmaterial, Petschaft, Goldkassette von Zinn, Schere, Büchern und Schachteln bedeckt, die auch auf Regalen links und rechts oben an der gelbgrünlichen Holzwand liegen. Eine Goldwage, eine Bindfadenkugel hängen hier und dort, Briefe und Schlüssel stecken zwischen Leisten. Neben dem Kaufmann steht ein Glas mit roten Nelken, die damals wie heute die Rose Liebessymbol waren. An der Wand liest man in zierlicher Kreideschrift: Nulla sine merore voluptas — G. Gysze.

Man kann von der bedeutenden Auffassung, der tiefen Seele in diesem Werk, von der plastischen Ruhe, die über dasselbe gebreitet ist, nichts Größeres sagen, als daß es den Vergleich mit jedem anderen Meisterwerk der italienischen und spanischen Renaissance aushält. Für einen ungetrübt deutsch empfindenden Beschauer hat es Parallelen nur mit den Meisterbildnissen der altniederländischen Kunst.

In gleicher Art, nur mit geringerem Aufwand an Dekoration hat Holbein dann noch kurz hintereinander den Goldschmied John of Anverpe (einen seiner Testamentszeugen) und sechs Stahlhofkaufleute gemalt, worunter der Falenn in Braunschweig am bekanntesten ist. Von 1533 stammt noch ein Selbstbildnis, das ihn gereifter, mit einer Nelke in der rechten Hand zeigt. Dann kommt er in die Hofkreise. Ein Bild des Falkoniers Chesemann ist von 1533 bekannt, daneben ein anderes Meisterwerk, „Die Gesandten“ betitelt, deren einer als Sir Thomas Wyat beglaubigt ist; — dann wird er Hofmaler, und die edelsten Namen Alt-Englands sitzen ihm. So 1536 Sir Richard Southwell, von den Gattinnen Heinrichs allein drei, nämlich Jane Seymour, Anna von Kleve, Katharina Howard, deren Anverwandte gleichfalls in Bildnissen von ihm erhalten sind. Zwei reizende Bildchen fertigt er von dem kleinen Prinzen von Wales, welche Aufgabe ein großes Vertrauen des überall Mörder seines Thronerben witternden Königs ist, — dessen Konterfei, wenn auch in schlechtem Zustande, gleichfalls sich in London befindet. Später wird noch ein Bild des Hofarztes Dr. John Chamber sowie ein Selbstbildnis aus Holbeins Todesjahr genannt, das indessen fehlt.

Die Reihenfolge dieser Werke ist nicht mehr festzustellen. Mit königlichem Selbstgefühl verzichtete Holbein späterhin darauf, seine Bilder zu zeichnen wie zu datieren, und da sein Stil, freier geworden, sich wenig änderte, ist eine zeitliche Ordnung sehr schwer. Daß er sich aber in allen diesen Jahren auf der Höhe seiner Manneskraft befand und ungebrochen darin vom Tod ereilt wurde, ergiebt sich aus dem Vorhandensein von noch vier Meisterwerken nach dem Gisze neben lauter guten und zum Teil ausgezeichneten Werken nebensächlicher Bedeutung. Das eine stellt die Jane Seymour, das schönere unter diesen beiden Damenbildnissen jene blutjung verwitwete Prinzessin Christine von Mailand dar, welche einer Anekdote nach dem 1538 um sie werbenden Heinrich geantwortet haben soll, daß sie den sehr ehrenvollen Antrag annehmen würde, wenn sie zwei Köpfe besäße. Man sieht die schlanke Erscheinung ausnahmsweise in voller Figur auf dieser Tafel in ein weites, faltiges und pelzverbrämtes Witwengewand gehüllt ruhig stehen. Das schmale lange Gesicht ist so vornehm als interessant, das Haar von einer Pelzhaube verdeckt, die Hände sind über den Handschuhen zusammengelegt. Die Erscheinung ist von einem selbst bei Holbein seltenen Adel und ein Schmelz in dem Kolorit, wie ihn nur seine besten Werke tragen. Das dritte Meisterwerk stellte 1540 den Kanzler, Herzog von Norfolk, im pelzverbrämtem Galagewand mit Hosenbandorden und seinem Marschall- wie Kammerherrnstab vor. Es ist von einer ganz ausgezeich-

neten Plastik und reich an entzückenden Einzelheiten in den Zügen wie den prachtvoll gebildeten Händen.

Das vierte, wahrscheinlich etwas frühere, soll als eine der bekanntesten Schöpfungen Holbeins den Überblick über sein Werk schließen. Es ist der Morett der Dresdener Galerie, — ein Londoner Goldschmied, der als Halbfigur im prunkvollen Kleide vor einem faltenreichen Vorhang steht. Es ist breit und aus dem Vollen heraus mit einiger dekorativer Rücksicht gemalt, sehr gut gezeichnet, aber auf Plastik wie auf feine Modellierung weniger Gewicht gelegt. Der alte Herr mit dem weißgemischten Blondbart steht im seidegepufften und stickereibesetzten Kamisol, über dem eine kostbar verbrämte Schaube hängt, wie in plötzlicher Versonnenheit da; die bekleidete Linke ruht am zierlich durchbrochenen Dolch, — den rechten Handschuh hält er in der Hand. Starr blickt das Auge, über dem die Lider ein wenig hängen, vor sich hin. Es ist einer von den königlichen Kunsthandwerkern alter Zeit, wie sie als kunstgebildete Leute vielfach Ratgeber und Freunde der Mächtigen der Erde waren, und es ist ein Bild von poselosem Prunk. Daß es in der Dresdener Galerie bis vor etwa dreißig Jahren als „Lionardo da Vinci“ gehangen hat, ist auch ein Urteil, und ein sehr schmeichelhaftes!

Das ist der jüngere Hans Holbein. Als Mensch ein rätselvolles Geheimnis, in seinem ruhlosen Schicksal nur notdürftig bekannt, und unbekannt in seinen Leiden, welche nur einige seiner Werke ahnen lassen; in seiner Kunst aber ist er durchsichtig wie ein reiner Krystall. Nur achtzig Werke hat er hinterlassen. Sie sind die edelste deutsche Renaissance, und in ihnen hat er diesen Stil überhaupt erst nach England gebracht und ihn dort ins Leben gerufen. In der deutschen Kunstentwickelung die formale Ergänzung zu Albrecht Dürer, hat er, der so seltsam modern uns durch sein ganzes Werk anmutet, den großen Schritt vom zünftlerischen Handwerker zum freien Künstler gemacht, ohne die Tugend gewissenhaften Könnens aufzugeben. Wenn die englische Kunst im soliden Handwerk und im erlesenen Geschmack heute obenan steht, so führen beide auf die Quelle Holbein zurück, der reichlich die englische Begeisterung für ihn gelohnt hat. War doch zeitweise jenseit des Kanals ein Sammlerfanatismus und daher eine Nachfrage nach ihm, daß heute auf acht bis zehn Holbeins in England — ein echter kommt. In Deutschland ist sein Einfluß nur mittelbar gewesen, weil die Mühseligkeit des altdeutschen Handwerks abschreckte und der dekorative Rausch der romanischen Kunst leichter nachzuahmen ist. Indessen scheint mir in vielen Zeichen die Annahme begründet, daß die Gegenwart mehr und mehr die Größe unserer altdeutschen Meister zu würdigen beginnt; — von der ernsthaften Betrachtung ist Verständnis und Bewunderung die notwendige Folge, und von hier ist bis zum Vorbild nur ein einziger Schritt.





Gemeinschaft, Gesellschaft, Persönlichkeit.

Von

Alfred Wenzel.

Goethe äußert einmal in einem Briefe an Zelter im Hinblick auf das Zusammenleben der Menschen den Gedanken, daß die Mehrzahl der Menschen gewöhnlich nur den Begriff von Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl von In- und Durcheinander hätte.*

Diesen Ausspruch unseres großen Dichters möchte ich als Motto den nachfolgenden Betrachtungen voranstellen.

Was heißt „neben- und miteinander leben"? Und was heißt „in- und durcheinander leben"?

Schon ein flüchtiger Blick auf die mannigfachen Gestaltungen des socialen Lebens zeigt uns, daß der Grad der Innigkeit, mit der Menschen sich aneinander schließen, sehr verschieden ist. Weitaus die Mehrzahl der Menschen scheint eben bloß „neben- und miteinander" zu leben; nur wenige leben zugleich „in- und durcheinander".

Neben- und miteinander leben wir in der Gesellschaft; in- und durcheinander leben wir in der Gemeinschaft. Von Gesellschaft sprechen wir auch da, wo ein persönliches Band der Liebe, der Pietät, der Freundschaft, des Wohlwollens oder ähnlicher Sympathiegefühle die Einzelnen keineswegs verbindet. Wir können in Gesellschaft auch mit Menschen treten, denen wir völlig gleichgültig, ja im Grunde geradezu feindselig gegenüberstehen. Eine egoistische Gesinnung, welche die eigenen Vorteile klug abzuwägen versteht, wird eine Verbindung von Menschen oftmals auch da wünschenswert erscheinen lassen, wo jede tiefere, auf dem Naturgrund individueller Charaktereigenschaften beruhende Willens- und Interessengemeinschaft ausgeschlossen ist. Gemeinschaft jedoch — wenn wir das Wort im ursprünglichsten und zugleich prägnantesten Sinne nehmen — ist ohne die Wirksamkeit echter Sympathiegefühle unmöglich. Beide — sowohl Gemeinschaft wie Gesellschaft — sind Formen des Zusammenlebens, welche nur Anwendung finden auf geistige Wesen, und beide haben die Wechselwirkung geistiger Kräfte oder doch wenigstens die Möglichkeit einer solchen Wechselwirkung zur Voraussetzung. Aber nur bei der Gemeinschaft tritt in den Kreis dieser geistigen Wechselbeziehungen der volle und ganze Mensch; nur bei der Gemeinschaft wird das tiefste unveräußerliche Wesen des Einzelnen in Mitleidenschaft gezogen, nur bei ihr wird die Persönlichkeit selbst ergriffen. Die Bande, welche die Gemeinschaft um die Einzelnen schlingt, haben im Herzen der Menschen, in den unbewußten Naturgrundlagen des Charakters ihre dauernde Wurzel; daher geht oft eine geheimnisvolle dämonische Macht von ihnen aus, und daher sind sie auch fast immer unzerreißbar oder, wo sie dennoch gewaltsam gelöst werden, lassen sie Wunden zurück, die niemals vernarben. Die Fäden dagegen, welche die Gesellschaft um die Einzelnen schlingt, sind vom Willen des Einzelnen meist lose zusammengefügt und können daher vom Willen des Einzelnen auch leicht wieder gelöst werden: sie stellen

* Vergl. Schubert: Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister (Leipzig 1896), S. 139.

ein Gewebe dar, das gleichsam nur die Außenseiten des Menschenlebens umspannt; daher täuschen sie auch oft genug über die wahre Natur der Innenseiten dieses Lebens hinweg.

Jeder steht mit seiner Familie und seinem Volk in Bezug auf die Lebensinhalte, welche diese Formen des Zusammenlebens einschließen, in innigster Gemeinschaft. Ursprüngliche Neigung, gleiche Liebe zu den eigenen Kindern, Blutsverwandtschaft und die Gewohnheit dauernden Zusammenlebens, in der zugleich die Erinnerung gemeinsam erlebter Schicksale beschlossen liegt und eine Welt von tausenderlei Freuden und Leiden: das sind die Mächte, die den Bund der Familie immer inniger und fester gestalten. Gegenüber der Familie jedoch bildet die Gemeinschaft des Volkes und Staates gleichsam eine Einheit höherer Ordnung; sie stellt einen Lebenszusammenhang dar, der an Reichtum seiner geistigen Inhalte und Tragweite seiner Zwecke alle kleineren ihm untergeordneten Verbände weit überragt. Sprache, Sitten, Religion, Wissenschaft, Rechtswesen und Sittlichkeit sind die geistigen Errungenschaften des Jahrtausende langen Gemeinschaftslebens eines Volkes, mit welchem jeder von Geburt an aufs innigste verwachsen ist. Von der Entschließung des freien Willens hängt die Zugehörigkeit zu diesen Gemeinschaftskreisen nicht ab, und niemand vermag der Macht ihrer Einflüsse sich dauernd zu entziehen.

In Gesellschaft dagegen befinden sich Menschen, die zu einem Familienfeste, zu einer politischen Versammlung oder zum Zwecke gegenseitiger wissenschaftlicher Anregung und Belehrung gelegentlich oder regelmäßig zusammenkommen, oder Menschen, die auf einer Reise, im Salon, im Theater zufällig sich begegnen. Offenbar dienen also die Zwecke der Gesellschaft mehr oder weniger stets nur der Befriedigung vorübergehender Bedürfnisse einzelner Individuen. Oftmals ist es nur der Zufall, der die Einzelnen zu geselligem Zusammensein zueinander führt; und dementsprechend sind auch die Lebensinhalte, auf welche die Zwecke des Zusammenseins hier gerichtet sind, verhältnismäßig begrenzt. Mit der Erfüllung des Zwecks reißt auch das Band der geselligen Verbindung entzwei.

Die Zwecke der Gemeinschaft jedoch sind dauernd und haben bleibenden, alle wechselnden individuellen Willensstrebungen überragenden Wert. Der Umfang der Lebensinhalte, welche sie umfassen, ist unbeschränkt; auch handelt es sich hier nicht um die individuellen Zwecke dieses oder jenes Einzelwesens, sondern um die Zwecke eines Gesamtwillens, dem sich die Glieder einer Gemeinschaft freiwillig unterordnen und an dem sie dauernden gemeinsamen Anteil nehmen.*

„Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben," sagt Ferdinand Tönnies, „wird als Leben in Gemeinschaft verstanden. Gesellschaft ist die Öffentlichkeit, ist die Welt. In Gemeinschaft mit den Seinen befindet man sich von Geburt an, mit allem Wohl und Wehe daran gebunden. Man geht in die Gesellschaft wie in die Fremde. Der Jüngling wird gewarnt vor schlechter Gesellschaft; aber schlechte Gemeinschaft ist dem Sprachgeist zuwider. Von der häuslichen Gesellschaft mögen wohl die Juristen reden, weil sie nur den gesellschaftlichen Begriff einer Verbindung kennen; aber häusliche Gemeinschaft mit ihren unendlichen Wirkungen auf die menschliche Seele wird von jedem empfunden, der ihrer teilhaftig geworden ist. Ebenso wissen wohl die Getrauten, daß sie in die Ehe als vollkommene Gemeinschaft des Lebens sich begeben; eine Gesellschaft des Lebens widerspricht sich selber. Man leistet sich Gesellschaft; Gemeinschaft kann niemand dem anderen leisten u. s. w." **

Mit wunderbarem Feinsinn hat die Sprache, wie man sieht, die Grenzen dieser Begriffe abgesteckt; und der wissenschaftlichen Untersuchung bleibt im wesentlichen nur die Aufgabe übrig, nach umfassenderen Gesichtspunkten das in einen systematischen Zusammenhang und zu größerer begrifflichen Bestimmtheit zu bringen, was der Geist des Volkes längst in vollendeter Feinheit gedacht und gefühlt hat.

Der Gemeinschaft und Gesellschaft steht als eine selbständige Einheit von selbständigem Wert und selbständigem Lebensgehalt die Einzelpersönlichkeit gegenüber. Schließt aber die Innigkeit des Gemeinschaftszusammen-

* Vergl. Wundt, Logik, 2. Aufl. II², S. 589 ff.
** Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft (Leipzig 1887), S. 4.

hanges die Eigenart und Selbständigkeit der Persönlichkeit aus? Ich behaupte: Nein! Alles wahre Gemeinschaftsleben hängt, wie ich angedeutet habe, mit der wesentlichen Natur des Menschen, mit der natürlichen Konstitution seines Geistes aufs engste zusammen. In der Gemeinschaft stiften wir einen Bund von Seelen, die bei dem wechselseitigen Austausch geistiger Kräfte, wie ihn jedes intimere Zusammenleben notwendig mit sich bringt, in dem tiefsten Kern, dem centralsten Teil ihres Wesens getroffen werden. Gerade dieses aber ist das Wichtigste: je vielseitiger und harmonischer, je eigenartiger und reicher dieses Wesen des Einzelnen ist, oder mit anderen Worten, je mehr der Einzelne in sich das darstellt, was die selbstbewußte Kraft und sittliche Würde einer Persönlichkeit ausmacht, um so lebensvoller und inhaltsreicher, um so fester und inniger wird auch der Bund der Gemeinschaft sein.

Jeder einzelne Mensch ist Individuum, das heißt die bestimmte Verkörperung seiner Gattung. Nicht jedes Individuum aber ist als solches bereits Persönlichkeit. Persönlichkeit — wenn wir das Wort zunächst in seiner weiteren, d. h. nicht ethischen, sondern psychologischen Bedeutung nehmen — schreiben wir nur „einem selbstbewußten, mit einheitlichem wahlfähigem Willen handelnden Wesen zu".* Das Wort Selbstbewußtsein angewandt auf die Persönlichkeit bedeutet aber nicht bloß die Fähigkeit, sein Ich, sein Selbst von anderen Individuen unterscheiden zu können, sondern es bedeutet zugleich die Zusammenfassung des Gesamtinhaltes der Lebenserfahrungen zu der Kraft eines einheitlichen, plan- und zielbewußten Wollens. Solche Kraft schließt zugleich das Vermögen ein, nicht durch Zwang, welcher stets außerhalb des eigenen Selbstbewußtseins liegende Ursachen voraussetzt, sondern auf Grund selbstbewußter Zweckmotive zu handeln, und dieses Vermögen nennen wir Freiheit.

Ohne Selbstbewußtsein keine Freiheit, ohne Freiheit keine Persönlichkeit.

Freiheit setzt stets selbstbewußtes, wahlfähiges Handeln voraus, d. h. ein Handeln, welches nicht äußeren Einflüssen unterworfen ist oder der Macht innerer blind wirkender Triebe und Leidenschaften folgt, sondern ein Handeln, das sich von Zweckmotiven leiten läßt und so unmittelbar das zum Ausdruck bringt, was die Vernunft auf Grund der ihr innewohnenden Gesetzmäßigkeit als notwendig erkennt. Solange wir in unserem Handeln der blinden Gewalt der Triebe folgen, über deren Ursprung und Zweck wir uns keine Rechenschaft geben können, bleibt der Erfolg unseres Strebens lediglich ein Spiel des Zufalls, und ein Gefühl selbständiger Kraft und Herrschaft über die Dinge kann daraus nicht erwachsen. Frei ist der Mensch erst dann, wenn er sich von Zweckerwägungen bestimmen läßt, die in der Form von Gefühlsmotiven unmittelbar in ihm wirksam sind. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß Freiheit mit Laune, Willkür, Ursach- oder Gesetzlosigkeit absolut nichts zu schaffen hat. Sie ist auch nicht etwas Ursprüngliches, das der Mensch mit auf die Welt bringt, sondern etwas im Kampfe des Lebens selbst Erworbenes. Das unentwickelte, unerzogene Kind, das sich lediglich von Trieben leiten läßt und in seinem Thun und Lassen vorwiegend durch Einwirkungen und Reize bestimmt wird, die von außen an dasselbe herantreten, besitzt das Bewußtsein persönlicher Freiheit noch nicht. Wahrhaft frei ist nur der reife, zum klaren Bewußtsein seines Wollens und Könnens gelangte Mensch. Freiheit ist aber auch keine Illusion, sondern ein inneres Erlebnis, bei dem sich Vorstellung und objektiver Thatbestand vollkommen decken, nämlich die zur Energie eines einheitlichen Willens zusammengefaßte Gesetzmäßigkeit der Vernunft selbst.

Alle Thätigkeit der Vernunft geht auf das Beherrschen der Dinge aus, und die Ansprüche darauf findet die Vernunft in der Gesetzmäßigkeit, die ihr innewohnt, sowie in der Zuversicht, daß diese Gesetzmäßigkeit auch objektiv in den Dingen vorhanden ist, mit vollem Rechte begründet. Je weniger die Gesetzmäßigkeit der Außenwelt dem Menschen zum Bewußtsein kommt, in um so größere Widersprüche muß sich notwendig das Weltbild, das wir in uns tragen, verwickeln, und um so größer werden auch die Konflikte sein, in welche unser praktisches Handeln gerät. Was die Vernunft, soweit sie sich erkennend

* Vergl. Wundt, System der Philosophie, S. 604.

verhält, als letztes Ziel ihres idealen Strebens will, ist die erschöpfende, allumfassende Erkenntnis des Gegebenen und die allseitige logische Übereinstimmung der von unserem Denken zum Zweck jener Erkenntnis geschaffenen Begriffe. Kein Punkt der Welt soll isoliert dastehen, keine Erscheinung unbegriffen und unverstanden bleiben, sondern alles soll den Gesetzen untergeordnet werden, die das Denken in sich trägt und die es einem unerschütterlichen Triebe zufolge in der gesamten Welt des Wirklichen zu entdecken und festzuhalten bemüht ist. Je klarer aber die Wissenschaft dieses Ziel ins Auge faßt, je mehr sie den Blick auf das Ganze der Wirklichkeit richtet und dadurch der Gefahr einer engherzigen Vereinseitigung der wissenschaftlichen Forschung aus dem Wege geht, um so bewußter wird dieses zunächstliegende Ziel eines universellen Erkenntnisstrebens sich in den Dienst eines noch höheren, noch umfassenderen Zieles stellen, eines Zieles, das schließlich zusammenfällt mit dem Sittlichkeitsideal, diesem höchsten, erhabensten Maßstab aller Wertbestimmungen, von dem alles in der Welt im letzten Grunde seine Würde zu Lehen trägt und alles schließlich allein seine Existenzberechtigung abzuleiten im stande ist. In dem Streben nach diesem idealen Ziele reichen sich Wissenschaft und Leben die Hände. Wie zwischen Denken und Sein, so kann auch zwischen Denken und Sollen, zwischen Wahrheit und Sittlichkeit ein dauernder Widerspruch nicht bestehen. Alles Denken geht auf die Erforschung der Wahrheit aus, aber die Wahrheit kann — es sind Worte, welche Byron seinem Kain in den Mund gelegt hat — im Grunde nur gut sein. Die Intelligenz kann freilich auch in den Dienst egoistischer, d. h. unsittlicher Zwecke gestellt werden; und das geschieht oft genug. Ein dauerndes Machtbewußtsein aber und ein wahres Freiheitsgefühl kann sich auf dem Boden des Egoismus nicht entfalten. Der Egoismus hebt das Gemeinschaftsgefühl auf.

Alle wahre Freiheit und alles dauernde Machtbewußtsein setzt zugleich das Gefühl der Übereinstimmung mit dem Willen einer Gemeinschaft voraus; denn der Einzelne ist nur „eine vergängliche Woge auf dem durch die Jahrtausende dahinfließenden Strome des Lebens der Nation";* er steht mitten im Leben einer Gemeinschaft, mit der er von Geburt an unzertrennbar verwachsen ist, und was er an geistigen Inhalten in sich trägt, verliert, losgelöst von diesem Zusammenleben und dieser Zusammengehörigkeit, alle Bedeutung.**

Es war einer der folgenschwersten Irrtümer der Naturrechtstheorien des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, daß sie keinen anderen Begriff der Gemeinschaft kannten als den einer bloßen Summe, eines bloßen „Mit- und Nebeneinander" von Individuen. Nur dem einzelnen Menschen legte diese Ansicht Wert und reale Bedeutung bei; und alle Zwecke der Gesellschaft sollten lediglich nur dazu dienen, die Existenz des Einzelnen zu erhalten und die natürlichen Rechte des Einzelnen, d. h. seine egoistischen Triebe und Neigungen, in derjenigen Form zu schützen, welche die größtmögliche Sicherheit der Selbsterhaltung dem Einzelnen am besten garantierte. Ursprünglich, so meinte man, sei jeder des anderen natürlicher Feind. Der Egoismus sei die ursprünglichste, d. h. dem Menschen natürlichste und im Grunde auch in der bürgerlichen Rechtsordnung stets wirksam bleibende Triebfeder aller menschlichen Handlungen. Daher sei der primitivste Zustand, in welchem die Menschen — man könnte sagen — gegeneinander gelebt hätten, der Kampf aller gegen alle gewesen. Dieser Zustand jedoch bedeute Selbstvernichtung. Deshalb habe die Einsicht in die Unhaltbarkeit desselben schließlich dazu geführt, ihn freiwillig im Interesse der persönlichen Sicherheit des Einzelnen aufzugeben. Man habe sich zu einem friedlichen Zusammenleben entschlossen und auf dem Wege des Rechtsvertrages die Bestie Mensch unter die Herrschaft einer Menge, d. h. unter die Macht des Staates, gebannt, wo der natürliche Egoismus des Einzelnen nunmehr im stande ist, sich so zu entfalten, wie das wohlverstandene Eigeninteresse es verlangt.

Es dürfte kaum eine zweite socialwissen-

* Wundt, Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft. Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg, Jahrg. XVII, Heft 11, S. 190 ff.

** Vergl. auch Lazarus, Leben der Seele. 2. Aufl., Bd. I, S. 39 ff.

schaftliche Theorie geben, die von neueren Forschungen so gründlich als Trug- und Wahngebilde erkannt worden ist wie diese. Soweit wir den Blick auf die geschichtliche und vorgeschichtliche Vergangenheit der Völker zurückwenden: nirgends treffen wir in den Anfängen der Menschheitsentwickelung den einzelnen außerhalb eines zu Schutz und Trutz verbundenen Zusammenlebens stehenden Menschen. Und nirgends zeigt uns der Urzustand der Menschen einzelne Gruppen von Individuen, die nicht durch den Geist gemeinsamer Sprache, gemeinsamer Sitten und Gebräuche oder gemeinsamer mythologischer Anschauungen und — wenn auch noch so unvollkommen — gemeinsamer primitiv-sittlicher Vorstellungen zu einer fest in sich geschlossenen Lebensgemeinschaft aufs engste verbunden wären. Je weiter wir zurückgehen, um so undifferenzierter, gleichförmiger und kompakter erscheint die Struktur dieser primitiven socialen Gebilde, und um so mehr tritt die Einzelpersönlichkeit gegenüber dem Interessenbewußtsein des Ganzen in den Hintergrund. Nicht die Gesellschaft — so lehrt die unbefangene Betrachtung — d. h. ein Aggregat neben- und miteinander lebender Individuen, sondern die Gemeinschaft steht am Anfang der Menschheitsentwickelung, die organische, wenn auch freilich nur unvollkommen differenzierte Einheit eines unzerreißbaren, in innigster Wechselbeziehung stehenden seelischen Lebens. Verhält sich dieses so, dann liegt aber auch nicht der geringste Grund vor, anzunehmen, daß die egoistischen Triebfedern der menschlichen Handlungen ursprünglichere oder, wie man häufig hört, natürlichere Kräfte wären als die socialen Empfindungen der Menschen, in denen alles, was später ein Inhalt sittlichen Bewußtseins wird, im Keime vorgebildet liegt. Denn was kann natürlicher sein als die Sympathiegefühle einer Mutter für das Kind, welches sie unter dem Herzen getragen hat, eines Bruders für seinen Bruder, mit dem er von Kindesbeinen an aufgewachsen ist, eines Kämpfers für seinen Kampfgenossen, mit dem er gemeinsam sein Leben dem Tode weiht? Und was kann natürlicher sein, als daß überall, wo Menschen zusammenleben, das Thun und Lassen, das Wohl und Wehe des einen dem anderen nicht gleichgültig ist? Dazu kommt, daß es ja Geschlechtsgenossenschaften, also Blutsverbände waren, welche die ursprünglichste Lebensgemeinschaft der Menschen bildeten, und daß die primitiven Lebensverhältnisse eine Interessensolidarität mit sich brachten, die das Schicksal des Einzelnen mit dem der ganzen Gruppe aufs engste verband. Jede egoistische Auflehnung des Individuums gegen den Gesamtwillen mußte als etwas Ungeheuerliches, ja geradezu als etwas Unbegreifliches erscheinen: sie war eine Handlungsweise, die gewissermaßen mit der Sicherheit eines reflektorischen Reizes wirkte und Gefühle des Schmerzes, des Hasses, des Zornes, der Erbitterung in allen Angehörigen einer Gruppe zugleich erregte. In dem Gemeinschaftszusammenhang dieser socialen Masse verschwindet der Einzelne fast vollständig. Um so mehr aber mußten im Einzelnen sociale Instinkte ausgeprägt sein, in denen die durchgängige Abhängigkeit seiner Existenz von derjenigen der Gesamtheit und die grenzenlose Hilflosigkeit des Lebens gegenüber den unbezwungenen Naturgewalten unmittelbar zum Ausdruck kommt.

Sympathie- und Ehrfurchtsgefühle sind die ursprünglichsten Gefühlsgrundlagen aller späteren sittlichen Entwicklung gewesen. Ein Böses, ein Unsittliches im absoluten Sinne hat es nie und nirgends gegeben. Alles Sittliche ist der Ausdruck des socialen Empfindens des Menschen. Wo dieses Empfinden vollständig fehlt, verlieren auch ethische Werturteile völlig ihre Berechtigung. Auch der Verbrecher und der verhärtetste Bösewicht ist sich ja bewußt: „es ist schlecht, es ist unrecht, so zu handeln"; und eben deswegen machen wir ihn verantwortlich. Die Stimme, die ihm zuruft: du sollst! empfindet er als eine wenn auch noch so schwache Verpflichtung, dementsprechend zu handeln. In jedem Menschen, der als Gegenstand der Erziehung für die Einflüsse derselben sich empfänglich gezeigt hat, ist mit psychologischer Notwendigkeit auch das Bewußtsein eines Sollens, d. h. der Ausdruck eines socialen Empfindens, vorhanden. So stellt sich also auch vom rein psychologischen Standpunkte aus der sittliche Wille als das Natürliche, das Normale und in gewisser Hinsicht als das Triebartig-Wirk-

same, der unsittliche Wille dagegen als das Regelwidrige, als die Ausnahme dar. Und so ist es in der That! Strafgesetze sind Ausnahmegesetze. Ohne egoistische Triebe würde freilich ein Bewußtsein sittlichen Handelns niemals erwacht sein; aber auch das Umgekehrte hat Geltung, daß ohne ein ursprüngliches sociales Empfinden ein egoistisches Handeln allen Sinn und alle Bedeutung verliert. Wie man aus egoistischen Triebkräften, die ursprünglich allein wirksam gewesen sein sollen, sittliche Gesinnung und sittliches Handeln erklären will, erscheint psychologisch völlig unbegreifbar.

Durch bloße Einsicht, durch bloße Vernunft vermag der Mensch überhaupt nicht die Herrschaft über die egoistischen Triebe und die ungezügelte Gewalt unsittlicher Affekte zu erringen, sondern nur dadurch, daß „sich die Energie des Bewußtseins in einem starken Gefühl, in einer starken Leidenschaft sammelt, die das erstrebt, was die Vernunft als das Höchste erkannt hat".* Um sittliche Ideale aufzustellen und zu diskutieren, genügt die Vernunft allein. Aber für sittliche Ideale begeistern kann sich nur das Herz; und damit sie zu einem integrierenden Teil des Charakters werden, müssen sie zugleich zu der Energie eines Willens sich entfalten, welcher im Gemüte des Menschen, d. h. in dem Naturgrund seiner Empfindungen und Gefühle, feste Wurzeln geschlagen hat. Es hilft daher nichts, sittliche Ideale aufzustellen, solange in der Natur des Menschen nicht herrschende Gefühlsrichtungen vorhanden sind, welche den Wert derartiger Ideale ihm unmittelbar zum Bewußtsein bringen und mit innerer Notwendigkeit den Willen aus sich hervortreiben, dem Ideale entsprechend zu handeln. Belehrung, Erziehung, Beispiel und die Autorität der öffentlichen Meinung mögen die schlummernden sittlichen Triebe im Einzelnen erst wecken, indem sie ihm Gegenstände dauernder Befriedigung vor Augen halten** und die Aufmerksamkeit auf das lenken, was sittlichen Wert und bleibende Bedeutung hat; immer aber ist nötig, daß das, was als Zielpunkt sittlichen Strebens gelten soll, als ein Gesetz sich im Inneren des Menschen selbst entfaltet und seine Existenzberechtigung im Inneren des Menschen selbstthätig erkämpft. Solange der Mensch das Sittliche, d. h. den Willen der Gesamtheit, aus äußerem Zwange oder einer äußeren Autorität zufolge erfüllt, und solange Furcht vor Strafe oder Aussicht auf Belohnung die Triebfedern seines Handelns sind, hat er sich zur sittlichen Freiheit noch nicht emporgeschwungen. Blinden Gehorsam leistet das Tier auch. Solch ein Gehorsam kann insofern für die Erziehung des Menschen Wert haben, als er die Selbstsucht des Eigenwillens bändigt; wahre sittliche Freiheit aber schließt er nicht ein.* Wer bloß aus blindem Gehorsam den sittlichen Willen der Gesamtheit erfüllt, befindet sich nicht in Gemeinschaft mit ihr, sondern in sklavischer Abhängigkeit von ihr. Er lebt neben und mit ihr, aber nicht in ihr und durch sie. Nicht als eigene, sondern als fremde Macht steht hier der Wille der Gesamtheit dem Einzelwillen gegenüber: er ist gleichsam ein toter Punkt im Herzen des Menschen geblieben; ein individuelles Gepräge, der Abglanz einer Persönlichkeit kommt einem solchen Willen nicht zu. Das aber gehört gerade zum eigentlichen Wesen der Persönlichkeit, daß sie allem Denken und Thun, allem Fühlen und Wollen den Stempel ihres ganzen Wesens, ihrer lebendigen unvergleichbaren Eigenart aufdrückt.

Der Mensch, welcher den Willen der Gesamtheit mit Bewußtsein zu seinem eigenen gemacht hat, so daß derselbe ein unveräußerlicher Teil seines inneren Wesens, seines bleibenden Charakters geworden ist, ist nicht nur ein Teil dieser Gesamtheit, sondern ein selbstbewußtes Organ der letzteren geworden: er ist mit dieser Gesamtheit in eine Gemeinschaft eingetreten, die in dem tiefsten unveräußerlichen Wesen seines Inneren ihre festen Wurzeln hat. Er lebt von nun an — und zwar mit klarem Bewußtsein der Bedeutung dieses Lebens — nicht neben und mit der Gesamtheit, sondern in ihr und durch sie. Er ist ein wirkliches Glied der Gesamtheit geworden, denn er hat sich freiwillig ihr

* Höffding, Ethik. Leipzig 1888. Übersetzt von Bendixen, S. 150.

** Vergl. Sigwart, Vorfragen der Ethik, in den Tübinger Universitätsschriften 1886/87, S. 39 ff.

* Hartmann, Das sittliche Bewußtsein. 2. Aufl., Berlin 1886, S. 89 f., S. 447 u. viele and. Stellen.

untergeordnet. Er ist der bewußte Vollstrecker des Willens der Gesamtheit geworden, nicht auf Kosten, sondern infolge der freien Selbstbestimmung des eigenen Wollens. Der Wille der Gesamtheit hat im inneren Wesen des Einzelnen nunmehr individuelle Gestaltung gewonnen, und zwar auf Grund der schöpferischen, gesetzgebenden Kraft dieses inneren Wesens selbst. Persönlichkeit sein heißt in diesem Sinne zugleich Organ einer Gemeinschaft sein.

Wie der menschliche Organismus nichts anderes ist als die lebendige Einheit des Zusammenwirkens seiner Organe, so ist auch der organische Zusammenhang des Lebens der Menschheit losgelöst von den Individuen, welche seine Teile sind, nicht denkbar. Aber vom menschlichen Einzelorganismus sowohl wie von dem socialen Ganzen gilt der Satz, daß das Ganze mehr ist als die bloße Summe oder die bloße Aggregation der einzelnen Teile, denn aus der Einheit des Ganzen gehen schöpferische Wirkungen hervor, die aus einem isolierten Zusammenbestehen der einzelnen Teile nie und nimmer erklärt werden könnten. Solche selbständigen, schöpferischen Wirkungen der organischen Einheit eines Volkes sind das Recht, die Sprache, die Sitte, die Sittlichkeit und andere mehr: es sind in Wahrheit die schöpferischen Erzeugnisse eines Gesamtgeistes selbst; und da dieselben aus dem Wesen der Einzelnen oder aus dem bloßen Neben- und Miteinanderleben der Einzelnen nicht abgeleitet werden können, kommt diesem Volksgeist, diesem Gesamtgeist ebenso eine reale selbständige Bedeutung zu wie den einzelnen Individuen, die ihn in concreto repräsentieren. Die Individuen sind Organe des Gesamtgeistes, und aus dem letzteren entspringen Kräfte, die auf die einzelnen Organe umgestaltend zurückwirken. Aber auch von den Organen gehen Wirkungen aus, die auf das Ganze nicht ohne Einfluß bleiben, und alle diese Kräfte, die so hinüber und herüber wirken, zeitigen in fortdauernden schöpferischen Akten immer neue und neue und immer höhere geistige Werte. Die Zwecke, welche die Gesamtheit ausbildet, sind Neuschöpfungen dieser Gesamtheit selbst; indem aber die Individuen diese Zwecke zu ihren eigenen machen, prägen sie zugleich auf Grund solcher Bereicherung weitere geistige Werte aus, die der Kollektivgeist seinerseits wieder selbständig und schöpferisch weiterbildet. Ich wiederhole, daß ein Gesamtgeist unabhängig von den einzelnen Individuen, die ihn zusammensetzen, nicht denkbar ist, aber ich wiederhole zugleich, daß dieser Gesamtgeist als bloße Summe, als bloße Aggregation, als bloßes „Mit- und Nebeneinander“ von Individuen, also auf mechanische Weise nicht aufgefaßt werden kann. Individualismus und Universalismus sind daher Anschauungen, die sich wechselseitig ergänzen und sich wechselseitig interpretieren müssen. Der erstere lehrt, daß die Persönlichkeit und daher auch das Leben des einzelnen Menschen selbständigen Wert und selbständige reale Bedeutung hat, weil es von unendlicher Eigenart ist; der letztere weist auf eine Macht hin, welcher der Einzelne ewig untergeordnet bleibt, und zwar in erster Linie deswegen untergeordnet bleibt, weil er ihr die Normen entnimmt, die sein Handeln leiten. Indem jedoch Wirkungen eigentümlicher Art von dem Einzelnen ausgehen, die direkt oder indirekt den Inhalt jener Normen bestimmen und weiterbilden, hilft der Einzelne an der Erreichung der idealen Ziele der Gesamtheit mitarbeiten. Und die Imperative der Sittlichkeit, die aus dem Geiste der Menschheit fließen, werden immer wieder zu Manifestationen eines freien individuellen Willens, immer wieder zu selbstthätig erworbenen inneren Erlebnissen einer freien, selbstbewußten Persönlichkeit werden müssen. Indem ich die Forderungen der Gesamtheit als verbindlich für mich anerkenne, habe ich mich freiwillig ihr untergeordnet, ohne meiner Autonomie, d. h. der gesetzgebenden Kraft meines Willens, etwas zu vergeben.

Wie jedes Organ im Tier- und Menschenleibe seine besonderen Funktionen, seine besonderen Aufgaben hat, so kommen auch dem Einzelnen im Zusammenhang des menschlichen Gemeinschaftslebens auf Grund seiner Anlagen und Fähigkeiten Aufgaben zu, die ihrer allgemeinen Richtung nach zwar ganz und gar nur aus dem Geiste der Gesamtheit abgeleitet werden können, ihrem einzelnen individuellen Inhalte nach aber stets nur aus den konkreten Gestaltungen folgen,

die das Leben des Einzelnen annimmt. Losgelöst vom Leben der Gesamtheit hat das Leben des Einzelnen keine Bedeutung. Das gilt von allen menschlichen Einzelseelen überhaupt. Aber die Persönlichkeit stellt eine Konzentration des Geistes der Gesamtheit dar, welche von unvergleichbarer Eigenart und daher gewissermaßen von unendlichem Wert ist. Schon in der Natur gilt der Satz, daß kein Ding dem anderen völlig gleichgeartet ist; in weit höherem Grade gilt dasselbe für das Reich des Lebens, besonders aber gilt es im Reich des menschlichen Lebens. Alle Menschen freilich zeigen trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer individuellen Ausstattung gewisse in allgemeinen Grundformen durchaus übereinstimmende seelische Eigenschaften; aber je tiefer wir in das Wesen des einzelnen Menschen eindringen, um so mehr treten charakteristische Eigentümlichkeiten ihres seelischen Lebens hervor, und um so mehr zeigt sich, daß trotz des Wechsels der individuellen Gefühls- und Willensrichtungen und trotz des Wechsels des Vorstellungsverlaufs doch in jedem ein fester geistiger Habitus, ein bleibender seelischer Rhythmus ausgebildet ist, dessen Gesetzmäßigkeit sich namentlich dadurch verrät, daß in den verschiedensten Lebenslagen jeder seinem innersten Wesen entsprechend handelt. Diesen bleibenden Inhalt der geistigen Konstitution des Menschen nennen wir seinen Charakter (das Wort Charakter wird hier nicht im ethischen, sondern im rein psychologischen Sinne verstanden). Je mehr der Zusammenhang dieses Charakters die Gesetzmäßigkeit der Vernunft zum Ausdruck bringt, um so freier und selbstbewußter wird auch die Persönlichkeit sein, denn der Mensch ist hier sein eigener Gesetzgeber geworden; mit um so größerer Zuverlässigkeit und Sicherheit werden wir aber auch das Handeln eines solchen Menschen aus seinem inneren Wesen abzuleiten und vorauszubestimmen im stande sein. Auf diese Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit, diese feste Stetigkeit und Treue gegen sich selbst stützt sich mit vollem Recht das Vertrauen, das wir einem sittlichen Charakter entgegenzubringen gewohnt sind.*

In der bloßen Verschiedenheit ist aber das wahre Wesen der Persönlichkeit noch nicht enthalten. Wahre Persönlichkeit kommt einzig und allein nur dem sittlichen Charakter zu, und sie vollendet sich darin, daß sie das Einheitsstreben der Vernunft zusammenfaßt mit dem Streben nach der idealen sittlichen Bestimmung, die ihr auf Grund der besonderen Verkörperung der Gattung, welche sie darstellt, d. h. auf Grund ihrer besonderen Anlagen und Fähigkeiten, zukommt. Daraus folgt, daß jedem einzelnen Menschenleben im Hinblick auf die konkrete Ausgestaltung, die es anzunehmen hat, sein eigenes Idealbild vorschweben muß, worin zugleich die Forderung enthalten ist, daß alle Maximen, die direkt nur aus der selbständigen Realität der Gesamtheit stammen, doch in einer Weise praktisch bethätigt werden müssen, daß die individuelle Eigenart und Besonderheit jedes einzelnen Falles zu bestimmendem Einfluß und zu wertschätzender Bedeutung gelangt. Nie und nimmer aber werden diese Sonderideale, welche aus der Verschiedenheit der Charaktere und Individualitäten folgen, mit den Zwecken der menschlichen Gemeinschaft in dauernden Widerstreit geraten dürfen, denn niemals hört der Einzelne auf, ein dienendes Werkzeug der Gesamtheit zu sein, und niemals hört das Leben des Einzelnen auf, im Strome dieser Gesamtheit zu stehen, d. h. von ihr geistig befruchtet und sittlich bewertet zu werden.

„Jeder von uns,“ sagt Jean Paul in seiner bilderreichen Sprache,* „hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei und ruhig zu machen strebt. Am hellsten schaut jeder die-

* Nebenbei bemerkt: Personen, die weit entfernt sind, in solchem idealen Sinne sittliche Charaktere zu sein, werden bei längerem intimem Zusammenleben doch allmählich das Bleibende im Charakter des anderen herausfinden. Ist dieses bleibende Wesen der Liebe wert, so wird das Kennenlernen desselben ungemein viel dazu beitragen, die Liebe zu befestigen; ist es aber der Liebe unwert, so wird es uns als eine Notwendigkeit erscheinen, die wir hinnehmen müssen und eben deshalb gleichsam jenseits von Gut oder Böse rücken, d. h. unsere sittliche Beurteilung nicht mehr herausfordern. Dadurch ist aber das, was zunächst so zu sagen ein Stein des Anstoßes im Zusammenleben der Menschen war, in seinen schädlichen Wirkungen aufgehoben und Raum geschafft, die ganze Aufmerksamkeit und Zuneigung den guten Seiten der Menschennatur zuzuwenden.

* Jean Paul, Levana (Universalbibliothek Reclam, S. 45).

sen heiligen Seelengeist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingalter. Wenn nun jeder sich es recht klar bewußt wäre, was er damals hatte werden wollen und zu welchen anderen und höheren Wegen und Zielen das eben aufgeblühte Auge hinaufgesehen, als später das einwelkende!" Und an anderer Stelle sagt Jean Paul:* „Jede sittliche Eigentümlichkeit bedarf ihrer Grenzberichtigung durch Ausbildung des entgegengesetzten Kraftpols; Friedrich der Einzige soll die Flöte nehmen und Napoleon den Ossian. Hier darf die Erziehung z. B. an den Heldencharakter Friedenspredigten halten, sowie den Siegwarts-Charakter mit ein paar elektrischen Donnerwettern laden. So könnte man — da bei Mädchen Kopf und Herz wechselseitige Kapseln sind — den genialen öfters den Kochlöffel in die Hand geben, und den Köchinnen von Geburt eine oder die andere romantische Feder aus einem Dichterflügel."

„Überall," so lautet ein trefflicher Ausspruch Goethes, „wo der Mensch bedeutend auftritt, verhält er sich gesetzgebend, im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht." Diese Selbstgesetzgebung des Willens, die Goethe hier im Auge hat, nennen wir Autonomie. Ohne Autonomie giebt es keine Persönlichkeit und ohne Autonomie ist auch wahre Gemeinschaft unmöglich. Alle wahre, d. h. sittliche Gemeinschaft ist stets Willenseinheit, die auf Selbstgesetzgebung, d. h. Autonomie der Persönlichkeit beruht. Einheit im Sinne der Gemeinschaft ist aber keineswegs Einheit im Sinne der Gleichheit. Wahre Gemeinschaft können Menschen, welche nicht Individualitäten, sondern Schablonen sind, nicht pflegen. Zwei Menschen, welche in gleichen äußeren Verhältnissen lebten, die gleichen Vorstellungen, den gleichen Charakter, das gleiche Gemütsleben, die gleichen Gewohnheiten hätten, würden — falls es zwei solche Menschen gäbe — nie und nimmer einen Gemeinschaftsbund wahrer Liebe oder Freundschaft stiften können. Sie würden im besten Falle „mit- und nebeneinander" leben können, keineswegs aber „in- und durcheinander"; und solch ein „Mit- und Nebeneinander" schlösse außerdem die dauernde Gefahr ein, daß beide gegenseitig sich zu Tode langweilten. Wahre Gemeinschaft kann sich stets nur auf innigster Wechselwirkung geistiger Kräfte gründen, und je reicher und individueller, je eigenartiger und vielseitiger die Lebensinhalte der Einzelpersönlichkeit sind, um so mannigfaltiger und inniger wird auch die wechselseitige Durchdringung jener Kräfte sein. Aber darauf freilich kommt es schließlich an, daß diese wechselseitig aufeinander wirkenden geistigen Kräfte in den Dienst eines Ideals, d. h. eines alle individuellen Willensstrebungen und Lustgefühle an Wert überragenden Gemeinschaftswillens, treten, in welchem alle Verschiedenheit und Sonderheit der Charaktere zu dem Bewußtsein einer unzerreißbaren Einheit sich zusammenfindet. Indem zwei Menschen ihr Leben in den Dienst eines solchen Ideals stellen und all ihr Thun und Denken von diesem Ideal durchleuchten lassen, bleibt doch dabei die Individualität des Einzelnen voll und ganz gewahrt. Und darin liegt der unendliche Wert und der unendliche Reiz solcher Individualität, daß ihr geistiges Wesen sowohl, wie ihre Bethätigung in der Außenwelt dadurch gewissermaßen einen tieferen, vorbildlichen, allgemeingültigen Sinn erhält, einen Sinn, der um so tiefer und bedeutungsvoller erscheinen muß, je eigenartiger und reicher das Farbenspiel individueller Kräfte ist, in denen er sich darstellt. Dieser sinnvolle, typische Gehalt der Einzelpersönlichkeit ist von ihrer individuellen Eigenart unzertrennbar; und wenn wir einen Menschen von ganzem Herzen lieben, so kann nur diese ganze sinnvolle Eigenart desselben der wahre Gegenstand unserer Liebe sein. Eben deswegen werden wir aber auch Unvollkommenheiten und Fehler eines Menschen unter Umständen liebenswürdig finden können, weil oft gerade sie es sind, welche die Eigenart desselben in die hellste Beleuchtung rücken.

Die überall vorhandene Verschiedenheit der Individuen untereinander begründet zwar, wie ich dargelegt habe, noch kein Recht auf Persönlichkeit, aber sie enthält doch einen Hinweis darauf, daß es keinen giebt, der — und sei es auch noch so unvollkommen — im Keime und der Anlage nach nicht Kräfte in sich birgt, die, zweckmäßig entwickelt, dem

* A. a. O., S. 50.

Anspruch auf Persönlichkeit Geltung verschaffen könnten. Daraus aber erwächst für allen Umgang mit Menschen zugleich die sittliche Forderung, der Eigenart des menschlichen Wesens, wo immer sie uns begegnet, Achtung, und wo sie wahrhaft sittlichen Gehalt hat, zugleich Liebe und Verehrung entgegenzubringen. Es ist das bleibende Verdienst Friedrich Schleiermachers, diesen Gedanken zur Geltung gebracht zu haben. Und er selbst ist zugleich ein Beispiel dafür, wie es möglich ist, mit gleicher Liebe die verschiedensten Religionen zu umfassen, denn in allen wußte er ein Stück des eigenen Wesens wiederzufinden und in allen zugleich ein anders gestaltetes Wesen, das, indem es die Schranken der eigenen Individualität ergänzte, nunmehr auf ein Höheres und im Grunde Unerreichbares hinwies, ohne doch damit den singulären Wert der Eigenart des so mannigfaltig sich gestaltenden Lebens zu unterschätzen. Wenn irgendwo, so gilt das große Gesetz der Wechselwirkung im Gebiete des geistigen Lebens. So reich ist niemand an geistigen Kräften, daß er jemals aufhörte, bedürftig zu sein, und so bedürftig ist niemand, daß er nicht in sich selbst noch Werte fände, mit denen er andere beschenken könnte.

Die Gemeinschaft im höchsten Sinne wird von dem intensivsten Sympathiegefühl, der Liebe, getragen. Wahrhafte Liebe aber kann, wie schon angedeutet wurde, nicht auf ein abstrakt Allgemeines gerichtet sein: ein solches ist und bleibt immer bloß ein Gedankending, eine Idee, ein abstrakter Begriff, und abstrakte Begriffe können wir streng genommen nicht lieben. Wahrhafte Liebe kann sich nur auf die bleibende Eigenart des vollen und ganzen Menschen beziehen; sie kann nicht auf die Außenseite, sondern nur auf das tiefste, geheimste Wesen des anderen gerichtet sein, denn sie stellt das persönlichste und daher intimste Gemeinschaftsverhältnis zwischen einem Ich und einem Du dar, welches sich denken läßt. Echte Liebe vertuscht nicht, sondern sieht das Bild des anderen gerade deswegen im Lichte seiner hellsten und abgeklärtesten Eigenart und Wahrheit, weil sie gar nicht im stande ist, die einzelnen Eigenschaften des anderen, seine Lichtseiten und Mängel, seine Vorzüge und Fehler aus dem organischen Zusammenhang der Gesamtheit aller übrigen herauszulösen. Man spricht von einer idealisierenden Kraft der Liebe. Mit vollem Recht! Aber der Akt einer solchen Idealisierung ist weit entfernt davon, eine armselige, verlogene Retouche zu sein: er ist vielmehr ganz ähnlich dem künstlerischen Sehen nichts anderes als lediglich ein Akt der Zusammenfassung aller Seiten der Einzelpersönlichkeit in eine einzige auf den Kern, ich möchte sagen auf den Feingehalt dieser Einzelpersönlichkeit gerichtete Anschauung. Die Liebe glaubt an den Geliebten, d. h. sie glaubt, daß der Kern gesund und tüchtig ist, mag auch die Schale noch so viele Fehler und Flecken zeigen. Aus diesem Glauben heraus urteilt sie und gruppiert das Bild des anderen so, daß sie alles auf jenen Lichtkern, jenen herzerwärmenden Brennpunkt bezieht, welcher in sich das vereinigt, was dem Leben des Einzelnen Bedeutung und Wert verleiht. Ein Einzelwesen auf diese Weise lieben heißt zugleich im tiefsten Sinne des Wortes, dasselbe verstehen. Alles wahre Verständnis setzt Liebe voraus, und alle wahre Liebe schließt tiefstes Verständnis ein.

Es liegt jedoch im Wesen aller kleineren und beschränkteren Gemeinschaftskreise, daß, so viele sittliche Kräfte sie auch nach innen hin entfalten, sie oftmals nach außen hin nur um so mehr sich egoistisch verhärten. Da sehen wir die Mutter, die für das Wohl ihres Kindes zu jedem Opfer fähig ist, dort, wo es gilt, Fremden hilfsbereite Kräfte zu spenden, lieblos und grausam werden, und den Familienvater, der für seine Angehörigen die härteste Arbeit freudig auf sich nimmt, sehen wir im Konkurrenzkampf des wirtschaftlichen Lebens den eigenen Vorteil bis zur härtesten Rücksichtslosigkeit gegen andere erstreben. So weist das Ideal der engeren Gemeinschaftskreise über sich selbst hinaus auf einen universellen Zusammenhang hin, der zunächst das eigene Volk, dann aber mit wachsendem Fortschritt des geistigen Lebens schließlich die ganze Menschheit zu umfassen strebt, wobei als die leitende Richtschnur sittlicher Lebensführung überall die Forderung Geltung verlangt, daß der Einzelne mit Bewußtsein und steigender Kraft des Persönlichkeitsgefühls sich als das Glied derjenigen Gemeinschaft aufrichtet, in deren gei-

stiges Milieu ihn Geburt und Erziehung hineingestellt haben. Alle Wissenschaft, alle Kunst und im Grunde auch aller Kulturfortschritt arbeiten gemeinsam an dieser Erweiterung des Gemeinschaftsbewußtseins, und die Liebe, die in dem kleineren Gemeinschaftskreise der Familie Licht und Wärme spendet, wird daher ihre Flügel erheben müssen, um sich in die Herzen aller zu senken, die menschlich denken und menschlich fühlen. Es liegt freilich in dem Begriff des Ideals, daß es niemals vollständig zu erreichen ist. Aber wenn auch die Wirklichkeit hinter dem besonderen Ideal, welches der ehelichen Gemeinschaft als Vorbild zu dienen hat, beständig zurückbleibt, so ist doch nicht nur im Einzelnen gewiß, wie ich glaube, weit mehr von diesem Ideale in der ehelichen Gemeinschaft thatsächlich verwirklicht, als Junggesellenegoismus sich träumen läßt, sondern in dieser kleineren häuslichen Gemeinschaft sind thatsächlich auch Züge desjenigen Ideals verwirklicht, welche im Hinblick auf die Gesamtheit der Menschheit noch in weiter, weiter Ferne liegen.

Es muß als ein bleibendes Verdienst des Christentums angesehen werden, den Gedanken der Nächstenliebe zur Geltung und zu allumfassender Bedeutung gebracht zu haben. Dieser Gedanke hat dann den Humanitätsgedanken gezeitigt, der seit Herder und Goethe zu einem modernen Kulturideal geworden ist; er hat in Gesinnung und Praxis als Ziel der Menschheitsentwickelung die Gleichheit aller Menschen vor dem Forum des Rechts und der Sittlichkeit postuliert und damit dem einzelnen Menschen eine Würde zuerkannt, die das Altertum grundsätzlich verwarf und die vom Mittelalter bis in die Neuzeit in ununterbrochenen socialen Kämpfen ihre Rechte durchzusetzen bemüht war. Aber eines wird man nicht verkennen dürfen. Menschenliebe! Gewiß ein großes wundersetiges Wort! Und doch kann der Enthusiasmus der Menschenliebe ein giftiger Nebel werden, der dem Gedanken die Klarheit raubt und das Fühlen zu kraftloser eitler Selbstbespiegelung hinunterdrückt. Wie oft ist diese Liebe nichts anderes gewesen als ein quietistischer Selbstgenuß der Persönlichkeit und eine Narkose der Einbildungskraft, die feige den Kampf des Lebens flieht, um in der Ruhe eines gesättigten beschaulichen Daseins selbstsüchtige Freuden zu genießen! Im Rausche seines Fühlens hat der Mensch millionenmal das Handeln vergessen. Denn es ist nicht nur wahr, daß häufig der Menschengeist da, wo er sich unfähig sieht, zunächst liegende Zwecke zu verwirklichen, sich Ziele setzt, die niemals verwirklicht werden können, sondern es ist ebenso wahr, daß solche utopistischen Ziele, solche unrealisierbaren Zweckidole häufig der Grund sind, daß er zunächst liegende Ziele übersieht und die Aufgaben, welche diese letzteren ihm stellen, völlig vernachlässigt. Darin liegt dann auch häufig die schädliche Wirkung religiöser Transcendenzvorstellungen, daß sie den sehnsüchtigen Blick vom Nächsten in eine unerreichbare nebelhafte Ferne lenken, daß sie an Stelle realer Werte imaginäre setzen, daß sie das Leben zum Traum eines ruhelosen, nie zu befriedigenden Wünschens machen und dadurch den Willen erschlaffen und die Thatkraft lähmen.

So wird deshalb auch alle Menschenliebe stets immer wieder von neuem im Kleinen und Nächstliegenden sich kraftvoll ausleben und bewähren müssen; und wenn wir die Frage, was Pflicht ist, im tiefsten Sinne beantworten wollen, so werden wir mit Goethe schließlich immer wieder nur das schlichte kurze Wort aussprechen können: „Die Forderung des Tages!“





Die Ruderstange.

Novelle
von
Bianca Bobertag.

Der Geheime Medizinalrat Herbinger hatte als Mann von zweiundsechzig Jahren noch einmal eine junge Frau genommen. Er war allerdings ein schöner alter Herr von regelmäßigen feinen Zügen und schneeweißem Haar und Bart, die er sehr sorgfältig geschnitten trug, und seine junge Frau war allerdings schon dreißig, aber es war doch ein Mißverhältnis. Um so mehr, als die Medizinalrätin jünger aussah, als sie war, und eines von den weichen, süßen Gesichtchen hatte, denen ein Zug von Kindlichkeit zu verbleiben scheint.

Sie selbst kokettierte geradezu mit dem Glück ihrer jungen Ehe. Und als wolle sie dieses Glück um so glaublicher machen, betonte sie eine gewisse Abneigung gegen alles Moderne und Gegenwärtige zu gunsten altmodischer Lebensformen. Eine Caprice, die sie in der That schon als Mädchen besessen, und die sich schon in ihrer äußeren Erscheinung ausprägte. So trug sie das „süße Gesichtchen" von halblangen braunen Locken umspielt, die noch um Hals und Schultern fielen, wo sie sich immer in einer gleitenden oder hüpfenden Bewegung befanden, was von dem eigentümlich wiegenden Gange herrühren mochte, in dem sie sich gefiel. So zog sie zu einer Zeit, wo niemand Schleppen an den Kleidern hatte, ellenlange Stoffmassen hinter sich her und beliebte breite Schulterkragen, denen man sonst nur auf Bildern begegnete. Es war somit nichts Auffallendes, daß sie in Kupfer radierte, während alle anderen kunstbegabten Dilettantinnen malten, daß sie für Klopstocksche Oden schwärmte und eine Gegnerin aller Frauenbestrebungen war; und so mochte man es ihr denn glauben, daß sie überglücklich war, dem „herrlichsten Manne Gefährtin sein zu dürfen", obschon dieser herrlichste Mann durchaus wie ihr Vater aussah.

Es paßte gut zu ihrer ganzen verblüffenden Art, daß sie sich angewöhnt hatte, den Leuten mit lächelnder Miene Dinge zu sagen, die in anderer Munde Rücksichtslosigkeiten gewesen wären, und die man ihr als Freimut anrechnete, da sie es so haben wollte. Alles in allem eine eingebildete und eitle Frau, die sich ein billiges Gepräge von Originalität zu geben wußte, und das mit so viel Geschick, daß man sie interessant und

reizend fand, bloß aus dem Grunde, weil sie vor sich wie vor anderen ihren Hochmut und ihre Eitelkeit mit den köstlichsten Grundsätzen und den tadellosesten Gefühlen zu drapieren verstand.

Vielleicht war in dem Kreise, den sie und ihr Gatte um sich vereinigten, überhaupt nur einer, der sie ganz richtig beurteilte und an der Kälte und inneren Unwahrheit Anstoß nahm, die in dem Wesen einer Frau begründet sein mußten, die sich in den Armen eines wohlsituierten und schönen Greises behaglich fühlen konnte.

Dieser eine hatte nun aber allerdings allen Beruf, die Triebfedern ihrer Seele bloßzulegen.

Wilhelm Ruthart hatte im Herbingerschen Hause schon verkehrt, als noch die erste Frau des Geheimrats darin schaltete. Er hatte für diese Frau eine warme Freundschaft gehegt, ihre Diners und Abendgesellschaften aber vorzüglich darum besucht, weil er fast immer interessante Personen dabei anzutreffen rechnen konnte. Ruthart machte dort seine Studien, und die Originale zu manchen seiner Romanfiguren fanden sich in den Salons der Geheimrätin wieder, die außer den Kollegen ihres Gatten und deren Angehörigen alles, was ihr an bedeutenden oder interessanten Menschen nahekam, um sich sah.

Vielleicht war der Medizinalrat zu glücklich in der Ehe mit dieser Frau gewesen, um die Ehelosigkeit lange ertragen zu können, und so hatte er denn schon nach Jahresfrist wieder geheiratet; nicht überall Billigung findend, indem er eine Person, die um mehr als dreißig Jahre jünger war, an seinen Herd führte. Wenn indes die meisten seiner Freunde und Bekannten sich rasch in eine Thatsache fanden, die zuerst ihr Kopfschütteln erregte, für Ruthart hatte dieses Verhältnis immer etwas Peinliches. Nicht bloß weil er eine ihm Teure in den gewohnten Räumen vermißte, sondern weil ihm dieses Verhältnis naturwidrig erschien.

Die Dame mit den Schleppkleidern und dem Lockenköpfchen begegnete ihm mit der Anmut und der Zuvorkommenheit, die sie für jeden hatte, und dem Freimut, den sie damit zu verknüpfen verstand. Sie pries es als einen Vorzug und eine Ehre für ihr Haus, einen Mann darin empfangen zu können, dessen Name in aller Munde wäre, und bat gleichzeitig um Entschuldigung, wenn sie offen gestände, daß ihr seine Sachen nicht gefielen. Ruthart versicherte ihr, daß er diesen Freimut ehre. Und in der That, er ließ ihn sehr kühl.

Der Dichter war ein Mann von achtundvierzig Jahren, groß und schlank, mit dunklem Haar und Bart, die erst leicht ergraut waren, und von gut geschnittenem Gesicht, dessen größte Schönheit seine Augen waren, deren geistige Lebendigkeit auf den ersten Blick fesselte. Das Gesicht selbst trug häufig einen Ausdruck von Enttäuschung oder Unbefriedigtheit oder auch von jener schmerzlichen Ironie, die den Betrachter der Dinge überkommt, der in der Tragikomödie des menschlichen Lebens ein Plus von Tragischem entdeckt hat.

Ruthart war seit einigen Jahren verwitwet, besaß eine Tochter, die seit dem Tode ihrer Mutter im Hause ihrer Großeltern erzogen wurde, und hatte nicht eben die freundlichsten Erinnerungen an seine Ehe. Seine Frau war eine kalte, stolze Schönheit gewesen, die, in einer ähnlichen Laune wie Frau Herbinger, lange auf das „Besondere“ gewartet hatte, das sie vom Schicksal meinte fordern zu dürfen, bis sie es, sechsundzwanzigjährig, glaubte in dem jungen Poeten gefunden zu haben, den ihre Schönheit und ihre künstlerischen Neigungen begeisterten. Sie hatte, eine richtige Professorentochter, zu den Mädchen gehört, an denen alles Bildung und kalte Schöngeisterei und nichts Natur ist. Auch sie hatte Grundsätze gehabt, aber nicht kapriciöse, sondern vielmehr akademisch gebilligte. Auch sie hatte für die Künste geschwärmt, besonders für die Poesie, aber für die Poesie in der abgeklärten Form des Klassicismus. Nach den Worten eines modernen Historikers holte sich Goethe gelegentlich seiner italienischen Reise in Rom die Kaiserkrone der deutschen Dichtung; damals nämlich, als er alles Deutschtum abthat und zu der kalten gräcisierenden Sentenzendichtung überging, die im Tasso, in der Iphigenie und zahllosen anderen Dichtungen ihre Niederschläge fand. Als Wilhelm Ruthart, selbst noch völlig befangen in dem Klassicismus, der ihm eingeimpft wor-

den war, in einem akademischen Zirkel eine dramatische Dichtung vorgelesen hatte, die durchaus im Schatten der Goetheschen Kaiserkrone aufgeblüht war, drückte die schöngeistige Professorstochter dem Poeten in begeisterten Worten ihre Bewunderung aus, ermahnte ihn, festzuhalten an den großen Idealen der Menschheit, wie sehr und wo immer das Gemeine — als wie Gelderwerb, Neuerungssucht, unreiner Ehrgeiz — sich an ihn herandrängen sollte, feuerte ihn zu neuen Arbeiten an, für die sie ihm Stoffe an die Hand gab, und machte sich damit kurz und gut zu seiner Muse. Aus der Muse wurde sie die Geliebte, aus der Geliebten die Frau, und mit der Frau die große Enttäuschung seines Lebens, wie er die ihre.

Unsicher in seinen frühesten poetischen Versuchen, war er zwar zuerst den italienischen Spuren des großen Weimaraners nachgetreten — über deren Bedeutung eine spätere Zeit vielleicht eine sehr abweichende Meinung von der heute noch geltenden haben wird —, da er aber im Grunde seiner Seele kein epigonenhafter Schwächling und wohlredender Sentenzling war, sondern ein lebens- und kraftvoller Mensch, der in seiner eigenen Zeit lebendig wurzelte, hatte er die Nachahmung der Nachahmung eines Tages über Bord geworfen und war er selbst geworden. Das hatte seine „Muse" nicht erwartet und gewollt. Diese in Prosa geschriebenen, scharf beobachteten, mit realistischen Mitteln vorgetragenen Novellen und Romane mit ihrer urwüchsigen Kraft, die selbst rücksichtslose Derbheit gelegentlich nicht verschmähte, diese Selbständigkeit der Auffassungen, die sich gelegentlich gegen die geheiligten Normen der Klassik direkt richteten, waren ihr an sich ominös und waren es ihr zwiefach, als sie ihr unvornehm erschienen. Darum hatte sie nicht einen titel- und stellungslosen Mann genommen — denn sie hatten nur auf ein von ihrer Seite stammendes, nicht allzu erhebliches Vermögen geheiratet, und nicht einmal der Doktortitel stand dem Poeten zu — um das zu erleben; darum nicht so lange gewählt und gemäkelt. So hatte sie ihn auch nicht geliebt, nicht unter diesen Voraussetzungen. Sie hatte den Reflex zukünftigen vornehmen Ruhmes an ihm geliebt, den sein Drama zu verheißen schien; — mit ihm, neben ihm unbeachtet zu ringen um eine neue Kunst, die die Sprache des vollen Menschenlebens zu reden wagte, in das sie hineingriff, war nicht ihre Absicht gewesen.

Sie sah sich getäuscht. Sie hatte geglaubt, die Frau eines großen Dichters zu werden, und war die eines langsam, mühsam vordringenden Romanschriftstellers geworden. Ruthart aber hatte statt der begeisterten, teilnehmenden Freundin eine kalte Theatermuse, statt eines warmen, beziehungsreichen Zusammenlebens ein mit Ketten belastetes Nebeneinander gefunden. Schwer zu sagen, wer sich schlimmer getäuscht hatte.

Es ist das Unglück sehr kluger Menschen, daß sie immer noch nicht klug genug sind. Die Dummen haben es so leicht, gescheit genug für ihre Bedürfnisse zu sein.

War es ein Glück oder ein Unglück, daß Ruthart im tiefsten Elend dieses Zusammenlebens gelegentlich einer Sommerfrische ein Mädchen kennen lernte, für das sein Herz die stärkste Zuneigung faßte? Sie war schlichter Herkunft, aber sehr wohlerzogen und sehr gebildet, nicht schön, aber sehr hübsch und anmutig, verständig, voller Talente — und zu alledem sanft, anspruchslos und von warmem, gütigem Herzen. Und sie liebte ihn wieder! Schüchtern, widerstrebend, heute beglückt und morgen traurig, immer sich bemühend, es ihn nicht merken zu lassen, immer im Kampfe mit sich selbst. Er merkte es dennoch, er war inzwischen scharfsichtig genug geworden, auch verhüllte Regungen der Seele zu verstehen, und liebte sie doppelt wegen der Herzhaftigkeit, mit der sie sich zu beherrschen wußte.

Bescheiden und ohne Prätensionen aufgewachsen, war das junge Mädchen doch nicht ohne Bewußtsein ihrer reichen Gaben, nicht ohne Freude an ihnen und dem stärkeren Leben, das damit in ihr pulsierte, und das doch jetzt erst reich und stark wurde neben ihm, dem es sich entgegenneigte, in demselben Maße vielleicht, wie das seine sich ihr zukehrte, von der es ihn überströmte wie Fluten von Wärme und Glück, wie jauchzende Ahnung stärksten Seins, innerster Zusammengehörigkeit, reichster wechselseitiger Erhöhung.

Kein Zweifel: mochte seine Bekanntschaft

für sie bedeuten, was sie wollte, ihre war für ihn ein grenzenloses Glück, für ihn, dessen Geist neben seiner „Muse“ zu erfrieren und zu verschmachten drohte, sie war eine Neugeburt für ihn, das Datum der reichsten, fruchtbarsten, bedeutendsten Phase seines Lebens.

Aber sie waren beide in sich gefestigte Charaktere, deren Seelen ein unreiner Wunsch nicht einmal streifte, die nicht einen Moment lang das Gelüst anwandelte, an den Schranken zu rütteln, die zwischen ihnen aufgerichtet waren. Und so trennten sie sich.

Einige Jahre später erhielt Ruthart eine Anzeige, daß sie sich verheiratet habe. Nie erfuhr er Näheres über sie.

Und nie hatte er sie vergessen.

Nach der Wärme ziehen sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen,

sagt Goethe in einem der Gedichte, in denen er wirklich eine Kaiserkrone, eine echte, unverfälschte und ursprüngliche trägt.

Und ewig um das warme, strahlende Licht dieser Stunden flatterten seine Erinnerungen, ewig der Sonne dieses kurzen, halben Glücks zu kehrte sich seine Seele und holte sich von dort, was sie brauchte, so nötig brauchte wie der gemeine Sterbliche die schalen Vergnügungen, die ihm Labsal und Inhalt des Lebens sind: Kraft, Freudigkeit, Begeisterung, Gefühl von Erfüllung und Vollendung. Und als die ewigen Verneinungen, die jedem solchen Glücks- und Begeisterungsrausch folgten, jede Empfindung von Befriedigung endlich zersetzt hatten, als die Sehnsucht nach der Niebesessenen zum schneidenden Schmerze, die Qual der Hoffnungslosigkeit mit den schwindenden Jahren stieg, schöpfte er aus Schmerz und Qual die Begeisterung, die ihm früher ein Glückstraum gewährt. — Reiten müssen wir ja doch! Wem der Schimmel nicht im Stalle steht, der nimmt den Rappen, den er hat. Wer sich am Glücke nicht berauschen kann, muß sich am Schmerz Begeisterung trinken, und wohl ihm, wenn er es nicht am Hasse thun muß.

Aber nun war er so schmerzmüde und — was noch schlimmer war — fing an, sich alt zu fühlen in einer der Stimmungen, in denen wir mehr geneigt sind, zurück als vorwärts zu blicken. Und zudem: die Begeisterung für die Verlorene verblich. Ihr einst so lebensvolles Bild war zum Idol geworden, die leuchtende Sonne zum Feuerwerk, das er mühsam anzünden mußte, um sich von ihm blenden zu lassen.

Wilhelm Ruthart war viel zu klar und zu erbarmungslos offen gegen sich selbst, um nicht zu wissen, daß es so war. Und dann mitten in der Ironie, in dem Schmerz darüber und in dem Schmerz der Verlassenheit und der mangelnden Wärme betete er das Idol doch wieder an und steckte er das Feuerwerk wieder in Brand.

* * *

Die weiten, schön eingerichteten Räume der geheimrätlichen Wohnung umfaßten eine zahlreiche Gesellschaft, die durchaus den Kreisen angehörte, die sich als die wahrhaft Edelsten der Nation fühlen und auf die Prätensionen vornehmer Geburt mit geringschätzigem Lächeln herabsehen, stolz auf einen Titeladel, der in jedem einzelnen Falle der Ausdruck persönlichen Verdienstes ist oder doch wenigstens im Princip sein soll, und citel auf jedes Verdienst, das das Princip vielleicht gar überragt; kurz eine Gesellschaft namhafter Gelehrten und höherer Gerichts- und Verwaltungsbeamten.

Wer kennt sie nicht, diese Kreise, in denen alles Geist, Wissen, Macht und gespreiztes Selbstgefühl ist, und die doch niemals monoton werden, weil die Fülle von Begabung, die in sie strömt, eine Fülle von Individualitäten bedeutet, weil trotz des ausgeprägten Klassencharakters der Reichtum an wirklichen Persönlichkeiten den Typen immer wieder Farbe und Abwechselung giebt, und die ungeheure Eitelkeit, die fast allen diesen „Persönlichkeiten“ zu eigen ist, ihnen einen Zug von Naivetät verleiht, der das Fenster bedeutet, durch das ein kluger Mensch sie beobachten kann.

Wilhelm Ruthart, mitten unter ihnen, nahm den zugleich aufmunternden und kritischen Anteil an der Unterhaltung aller dieser Gruppen, die Leute seines Schlages an dergleichen zu nehmen pflegen, als er mit einemmal bemerkte, daß er nicht der einzige war, der die Gesellschaft beobachtete. Ein paar Schritt von ihm entfernt saß an einem kleinen Tische, der mit Photographien be-

deckt war, ein junges Mädchen, das die Sammlungen augenscheinlich nur benutzte, um das Interesse zu verstecken, das sie an den Anwesenden nahm, obschon ihre Miene dem durchaus zu widersprechen schien. Er hatte sie vorhin unter einigen anderen jüngeren Personen gesehen, aber nicht weiter beachtet. Jetzt fiel sie ihm auf

Sie war ein schlankes Mädchen, etwas über Mittelgröße, von jener Haarfarbe, die der eine dunkelblond, der andere hellbraun nennt, sehr weiß von Haut, mit schönem Nacken und kleinen Händen, die, sehnig und langfingerig, wie Knabenhände aussahen. Ihr Profil war weder bedeutend noch schön, ja es gab Momente, wo es beinahe ein wenig blöde aussah. Dann wieder war ein sprechend geistreicher Ausdruck in ihren Zügen. Sie interessierte ihn sehr.

Als sie gerade, wie von etwas voreingenommen, nach einem Bilde griff, das sie eben aus der Hand gelegt hatte, eilte die Medizinalrätin mit großer Lebhaftigkeit auf sie zu. Die junge Dame erhob sich und sah sie fragend an.

„Liebstes Kind," bat die Hausfrau, sie zärtlich umschlingend und ihr Puppenköpfchen auf die linke Seite legend, „denken Sie, welches Unglück: dem Traiteur ist beim Wärmen der Speisen das Unglück geschehen, die Geschichte zu verderben. Er versichert, es sei ihm nie dergleichen geschehen. Nun ganz gleich: das Abendessen verzögert sich, denn bis der Bote einen Ersatz herbeischafft, vergeht eine Menge Zeit und bis dahin —"

„Soll ich die Magen der Wartenden mit Saitenspiel beschwichtigen," ergänzte die junge Dame lächelnd.

„Aber mein Gott, wenn Sie so liebenswürdig sein wollten!"

„Das heißt meine Fertigkeit auf eine sehr schwierige Probe stellen, gnädige Frau. Man ist gewiß allgemein sehr musikalisch hier, aber man hat nun einmal jetzt auf Ohrenschmaus nicht gerechnet, und so kann ich gar nicht anders als enttäuschen." Sie sagte das mit leichtem Humor, als wenn ihr die kleine Verlegenheit ein ganz klein wenig Spaß mache. Die Epheupose der Klopstockschwärmerin war aber auch beinahe komisch.

„Ich flehe Sie —"

„Aber ich bitte, gnädige Frau, das haben Sie gar nicht nötig. Es wäre nicht bloß unhöflich, wenn ich eigensinnig wäre, sondern geradezu undankbar, und also —"

„Mein Gott, Sie können ja etwas ganz Leichtes spielen, etwas ganz Leichtes."

Das junge Mädchen lächelte, streifte die Handschuhe herunter, ging an den Flügel und spielte zu Ehren eines verdorbenen Fischgerichtes den Schumannschen Aufschwung. Es giebt vielleicht wenige Stücke, die, vorausgesetzt, daß sie temperamentvoll gespielt werden, musikalische Menschen so packen als dieses. Es liegt ja etwas Quälendes in dem langen vergeblichen Ringen, diesem Aufstreben und wieder Ermatten des Genius, bis er sich endlich befreit und über alle Schwierigkeiten triumphiert, aber eben weil es ein so beredtes, aus den stärksten und leidvollsten Erfahrungen der Menschenbrust geborenes Tonstück ist, ergreift es so mächtig und weiß es so unwiderstehlich Schweigen und Aufmerksamkeit zu erzwingen. Und sie hatte es nicht nur technisch tadellos, sondern trotz ihrer Jugend wie aus innerer reicher Erfahrung gespielt.

Ruthart hatte sich an das Ende des Flügels gestellt und ihr nicht nur zugehört, sondern auch zugesehen. Sie hielt den Kopf etwas über die Tasten gebeugt, und ihre leicht zusammengezogenen Brauen machten den Eindruck, als suche sie in starker geistiger Anspannung die Musik aus den Tasten heraus; ihr Spiel erschien so wie ein unmittelbares Mitarbeiten mit dem Komponisten.

Als sie fertig war, sah sie auf und ihm gerade ins Gesicht.

Nein, sie war nicht schön, nicht einmal hübsch, die Nase war durchaus das, was ein Polizeibeamter in einem Steckbrief als gewöhnlich bezeichnet haben würde, der Mund war etwas zu groß und das Kinn schwach entwickelt, aber wunderschön waren Stirn und Schläfen, Teint, Brauen und Augen, etwas tiefliegende glänzende blaue Augen, die sie einen Moment lang gerade auf ihn richtete.

Man spendete ihr Beifall und wünschte weitere Gaben. Sie bat um eine kleine Pause, unterhielt sich in dieser mit Geheimrat Kranich, der neben sie getreten war und sich nach ihren Lehrern erkundigte, und

spielte dann eine Henselsche Etüde, der sie eine Mazurka von Chopin folgen ließ.

„Wollen Sie mich der jungen Dame vorstellen, gnädige Frau," bat Ruthart die Wirtin, „ich muß im Nebenzimmer gewesen sein, als sie erschien."

„Wirklich? aber sie wohnt ja bei uns! Eine Freundin unserer jüngsten Tochter" — hier warf sie mit unnachahmlicher Koketterie die Locken hinters Ohr — „die hier noch einige Stunden bei Rosenthal nehmen will und eigentlich in Pension gehen wollte, aber wir lassen sie natürlich nicht fort, — ja denken Sie doch, und die ich Sie zu Tisch zu führen bitte Mein Gott, und Sie sind ihr noch nicht vorgestellt —"

„Ich soll —"

„Ja, Sie nehmen es doch nicht übel, verehrtester Herr? ich meine, daß wir Ihnen nun keine Geheimrätin oder wenigstens Frau Professor oder so etwas zuerteilt haben, bißchen etwas Gereifteres und Ansehnlicheres, aber sehen Sie: sie ist ja so entzückt von Ihnen, aber entzückt!"

„So, so."

„Denken Sie: seit acht Tagen ist sie hier und hat in dieser ganzen Zeit nichts gemacht als gespielt und Sie gelesen. Gleich am ersten Abend schnobert sie den Bücherschrank ab, zieht einen Ihrer Bände heraus, ob sie das haben könne? und verschwindet damit."

„Aber sehr unrecht von Ihnen, gnädige Frau."

„Wieso?"

„Sie konnten doch gar nicht wissen, ob sich der Band für junge Mädchen schicke."

„Sie werden ja doch nicht so etwas schreiben! Und dann ließ es ihr ja mein Mann — er hat ihr alles von Ihnen gegeben, und so sitzt sie nun immer und schwartisiert — Verzeihung, ich meine nur so, und hat uns neulich zu Tisch eine Rede gehalten: Sie wären einer unserer ersten Koryphäen, auf zehn Seiten von Wilhelm Ruthart stände mehr als in ganzen Bibliotheken von anderen, na und immer so weiter. Nun hat sie keine Ahnung, daß Sie eingeladen sind, daß sie Sie überdies zum Tischherrn haben soll! Und nicht wahr, Ihnen macht sie auch Spaß, diese blinde Verehrung? So drollig, nicht?"

Er lachte, während sie mit einer köstlichen sentimental-vornehmen Miene ihren Arm in seinen schob, um ihn der jungen Musikerin zuzuschieben.

„Liebe Ilse, eine Überraschung."

Da die junge Klavierspielerin sehr umringt war, hörte sie nicht, wie die Wirtin sie anrief. Ruthart hatte Zeit, die große Sicherheit, die merkwürdig ruhige Unbekümmertheit zu bemerken, mit der dieses Mädchen einen ganzen Kreis beherrschte, ganz ungesucht, ohne alle Anmaßung, völlig schlicht und natürlich. Die Geheimrätin vergaß darüber, schien es, ganz ihre Absicht, über Rutharts Schulter plauderte sie mit Frau Medizinalrätin Wiegand, der Gattin des berühmten Wiegand, der zu allen Magengeschwüren, die an auswärtigen Höfen vorfielen, geholt wurde und dessen Magenexstirpationen seine Kinder zu Millionären zu machen versprachen.

„Liebe Ilse, hören Sie nicht?" wiederholte Frau Herbinger endlich.

In diesem Augenblicke traten ein paar junge Dinger, die Ruthart den Rücken drehten, mit dem Gemisch von Scheu und Neugierde, das sie für den Dichter hatten, zurück, und der Weg war frei.

„Liebes Kind, eine große Überraschung: Herr Wilhelm Ruthart —"

„Doch nicht —?"

„Doch! ja!"

„Ich werde die Ehre haben, das gnädige Fräulein zu Tisch zu führen."

„Sie werden die Ehre haben?" sagte sie erschrocken. Und das Erröten, das dabei ihr Gesicht färbte, und der verehrungsvolle Blick, mit dem sie zu ihm aufsah, waren um so ausdrucksvoller, als sie sehr stark von dem gewissen Überlegenheitsgefühl abstachen, das er eben noch auf ihrem Gesicht gesehen.

Er bot ihr den Arm.

„Soll ich denn wirklich? Mein Gott!"

„Gewiß sollen Sie. Und übrigens — Sie haben ein so ehrliches Gesicht — und ich bin eben auch ein ehrlicher Kerl — also so sagen Sie's doch ganz ruhig: daß Ihnen ein Jüngerer lieber gewesen wäre. Nicht wahr?"

„Nun denn — ja. Aber nicht wegen seiner Jugend an und für sich, sondern weil ich mich dann nicht so gedrückt gefühlt hätte. Mit den sogenannten jungen Herren werde

ich immer fertig, aber vor Ihnen fürchte ich mich."

„Einen solchen Schrecken haben Ihnen meine Bücher gemacht?" fragte er lächelnd, indem sie jetzt hinter den anderen herschritten.

„Nein, einen so tiefen Eindruck haben sie mir gemacht. Ich verehre Sie sehr, sehr," setzte sie ganz leise hinzu.

„Und ich habe mich noch eben herzlich Ihres Spiels gefreut und Sie bewundert," sagte er heiter. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, im ersten Augenblick fand ich es nicht ganz geschickt von der Dame des Hauses — aber das ganz unter uns —, mich alten Menschen einer so jungen Dame zuzuerteilen, man fürchtet immer, nicht ganz willkommen zu sein, aber nun finden sich ja doch Musik und Poesie ganz schön in uns zusammen, und ich denke, wir vertragen uns gut miteinander."

„Ich wollte, ich könnte so jung, ich meine so begeistert fühlen, so warm, wie Sie es thun," antwortete sie.

„Thun Sie es denn nicht?"

„Nein."

„Wer bedauert, es nicht zu können, thut es schon halb. Und warum bei Ihrer Jugend sollten Ihnen Begeisterung und Wärme abhanden gekommen sein?"

„Sie sind mir nicht abhanden gekommen, ich habe sie nie besessen."

„Eine junge Künstlerin?"

„Ich spiele nur mit dem Verstande."

„Mein gnädiges —"

„Ich bitte Sie flehentlich: ich heiße Ilse Eckart. Es haben Fürsten und Grafen gnädiges Fräulein zu mir gesagt, und ich habe nichts darin gefunden als die landläufige bedeutungslose Redensart, die es ist, aber von Ihnen kann ich es nicht hören. Es kommt mir so vor, als könnten Sie nichts Bedeutungsloses sagen, und als würden alle Worte andere, ursprünglichere in Ihrem Munde."

„Also soll ich Fräulein Ilse sagen?"

„Ich bitte."

„Weiß oder rot?"

„Weiß, bitte."

„Dann halten wir uns zu derselben Flasche. So. Und nun auf gute Kameradschaft im Bereiche der Künste, Fräulein Ilse."

„Sie sind sehr gütig. Ich weiß es ja nur zu gut, daß, selbst wenn ich auf der höchsten Höhe des Klavierspieles stände, ich mich noch lange nicht mit einem Manne wie Sie vergleichen dürfte. Denn wir ausübende Musikanten sind im besten Falle reproduzierende Künstler und Sie ein frei schaffender. Aber darf ich auf Ihr Wohl trinken?"

Sie stießen ein zweites Mal an, und er sah sie freundlich an. Er fand sie herzlich, freimütig und bescheiden, und er sagte ihr das.

„Ich? aber andere behaupten, ich wäre eingebildet, kalt und ironisch."

„So? Dann werden diese anderen wohl auch recht haben. Dann werden Sie alles das sein, wo es hingehört. Wissen Sie, was ein polygoner Körper ist?"

„O ja."

„Nun sehen Sie, Fräulein Ilse, es giebt Leute, die sind wie die Würfel, drehen Sie sie zweimal hin und her, so kennen Sie alle ihre Seiten, die guten und die schlechten; andere sind wie Achtundvierzigflächner. In den einen krystallisiert der Schwefelkies, in den anderen der Diamant. Gegensätze in der Natur und Vielseitigkeit sind keine Schande, sobald ein Krystallisationsprincip zu Grunde liegt."

Diese Wendung schien ihr zu imponieren.

„Was aber den frei schaffenden und den reproduzierenden Künstler anbelangt, so thun Sie unrecht, den einen so hoch über den anderen zu stellen; denn, um es Ihnen ganz freimütig zu gestehen, auch wir frei schaffenden reproduzieren nur, die einen das Leben selbst, die anderen die Gedanken, Gefühle und Stimmungen dieses Lebens, und ob wir nun ihm und seinen Ideen direkt nachgehen oder als Schauspieler oder geistvolle Virtuosen den Ideen eines Dichters oder Musikers, ist zuletzt kein so großer Unterschied."

Sie legte Messer und Gabel, mit denen sie inzwischen hantiert hatte, hin und sah ihn wieder an. „Wenn Sie es nicht wären, der das sagt, und wenn ich eine andere wäre, eine Person von wenigstens einiger Bedeutung, so würde ich denken, Sie sagten das in einer gefälligen Laune, mit der ein Größerer einem Geringeren die Kluft freundlich zu überbrücken sucht. Aber so verstehe ich Sie nicht, denn selbst zu einer freund-

lichen Überbrückung stehen meine Leistungen den Ihrigen zu fern. Denn selbst wenn wir uns näher ständen, wie paßt das eben Geäußerte zu dem, was Sie in Ihrem Roman „Aus tiefer Not“ sagen — ich denke zu Anfang des zweiten Teiles —, wo Sie das wahre Schöpfertum so hoch über alles nachahmende Virtuosentum stellen?“

„Es kann einer Melodien schreiben, die nichts als Anklänge an andere sind, und es kann einer Schumanns Aufschwung spielen und mehr hineinlegen, als der Komponist gethan hat, hineinlegen, was der Komponist gewollt hat.“

„Ich glaube doch nicht,“ wandte sie schüchtern ein.

„Ich aber. Haben Sie nie gehört, daß ein guter Schauspieler eine Rolle kreiert hat? nie, daß ein Dichter mit Staunen erfahren, was ein solcher Schauspieler aus einer seiner Schöpfungen machen kann, indem er diese Rolle über sich selbst erhöht, so zu sagen, alles das Charakteristische herausholt, das dem Dichter vielleicht vorgeschwebt, dunkel, ohne daß er es selbst zu geben vermocht? Wissen Sie nicht, daß einer ein Lied korrekt singen kann, einwandsfrei für den Komponisten selbst, und ein anderer genial, so daß es den, der es geschaffen, ergreift wie etwas, das ihm selbst erst klar macht, was er gegeben?“

„So zieht der eine das Kunstwerk aus der Natur, der andere aus der Natur eines schon vorhandenen Kunstwerkes.“

„Jawohl.“

Sie sah sinnend vor sich nieder, und er sah sie an.

„Wie alt sind Sie, Fräulein Ilse?“ fragte er nach einer Pause.

„Einundzwanzig.“

„Einundzwanzig. Hm. Hübsch, so schnell verstanden zu werden. Und nun finden Sie auch den Widerspruch nicht mehr zwischen meinen gedruckten und meinen gesprochenen Worten?“

„Nein. Und ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Ruthart.“

„Wofür, mein Fräulein?“

„Es hat mich immer bedrückt, daß es dem, der das Höchste anstrebt in der Wiedergabe eines musikalischen Werkes, doch nie vergönnt ist, das höchste künstlerische Princip überhaupt zu verfolgen, es hat mir geradezu Schmerz bereitet, und davon haben Sie mich jetzt befreit. Ich fühle mich täglich mehr in Ihrer Dankesschuld. Darf ich einmal etwas aussprechen?“

„Sagen Sie alles, was Sie wollen.“

„Ich lese sehr viel. Ich gehöre zu denen, die die Bücher verschlingen. Es ist neben der Musik meine größte Leidenschaft. Ich lese sogar manchmal gern ein schlechtes Buch.“

„Allerdings sonderbar.“

„Ja wirklich. Ich ärgere mich dann darüber, ich kann ganz wütend werden in meiner Seele über das Zeug, aber ich höre nicht auf, ich lese es zu Ende — bloß, weil ich dann einen um so größeren Genuß habe, wenn ich etwas Gutes lese. Man schlingt sonst leicht das Gute hinunter, gerade als müßte es so sein, als hätte der Verfasser die Pflicht und Schuldigkeit, gute Bücher zu schreiben, als sei das nicht eine Art Geschenk an eine Nation und ein grenzenloses Verdienst — aber mal so einen rechten Schmöker und dann ein gutes Buch! — o, das ist 'ne Freude!“

„Sie sind der liebenswürdigste kleine Eulenspiegel, der mir vorgekommen ist.“

„Also: dann liest man etwas Gutes. Nun, es ist alles schön, gefällt einem furchtbar gut, befriedigt, belehrt, erhebt, unterhält, je nachdem, und nun hat man doppelte Freude. Aber noch nicht die höchste. Das Buch ist schön, aber es packt nicht. Und dann mit einenmal kommt man an eins, das einen richtig packt, das einen gar nicht losläßt, das etwas so Elementares hat, womit es uns erschüttert und aufwühlt, daß man sich selbst ganz vergißt, alles Persönliche vergißt, und ganz Fremdes mächtig und stark neben einem steht.“

„Und das ist das Höchste?“

„Noch nicht das Allerhöchste.“

„Und was ist das?“

„Das ist, wenn man in einem Autor den verwandten, aber stärkeren Geist empfindet, der einem die großen Erkenntnisse aufschließt, denen man sich zudrängt, ohne sie selbst zu finden, und der uns selbst damit größer macht, der einen in eine Luft setzt, wo man erst mit vollen Lungen atmet, der uns etwas ahnen läßt von dem Zusammenhange mit allem Großen, an dem wir unser bescheidenes Teil haben.“

Er nickte und sah sie beglückt an. „Solche Leser möchten wir viele haben. Nun, und dann?"

„Soll ich denn noch mehr sagen?"

„Sagen Sie alles."

„Und so — so ging es mir mit Ihren Büchern. Und darum bin ich Ihnen so dankbar, und darum verehre ich Sie so. Ach, und es ist so hübsch, daß ich Ihnen das sagen kann!" lachte sie.

„Liebes Fräulein! Und Sie sagten, Sie seien eine Verstandesnatur, kalt und begeisterungslos, da darf ich Sie denn wohl herzlich auslachen. Sie meinten vielleicht, Sie seien nicht sentimental."

„Vielleicht — ja vielleicht meinte ich das," stotterte sie.

Das Souper nahm beide jetzt in Anspruch, und schließlich erforderte es die Höflichkeit, sich auch einmal mit den anderen Nachbarn zu beschäftigen oder über Tisch ein paar Worte zu wechseln. Ihnen ziemlich gegenüber saß der Hausherr, der seine Freude an den lebhaften Unterhaltungen bei Tisch hatte und Ilse als seinem Hausgaste freundlich zutrank. Einmal, als Ruthart aufsah, bemerkte er die Geheime Medizinalrätin hinter dem Stuhle ihres Mannes. Sie schien ihm etwas betreffs der Tischbedienung zuzuflüstern. Er nickte und trank ihr zu. Da legte sie die Arme von hinten um seinen Hals, daß ihre braunen Locken über seinen silberweißen Bart fielen, nannte ihn süßes Männchen und Goldherz und küßte ihn. Ruthart widerte diese Zärtlichkeit an. Dieses ungleiche Ehepaar war und blieb ihm anstößig.

Dann wandte er sich wieder an Ilse.

„Sie haben mich vorhin neugierig gemacht, mein Fräulein. Hat Sie Ihr Weg schon an fürstliche Höfe geführt, da Sie von einem Prinzen sprachen?"

„Ja, das ist mit der Musik eine eigene Sache. Es giebt kaum ein zweites Fach, das einen in so vielfache Berührung mit den heterogensten Kreisen bringt, mit den untergeordnetsten, in denen irgend ein großes Talent sich entfaltet, und in die vornehmsten, in denen ein kleines zu vergnügtem Dilettantismus Zeit und Mittel hat, und wieder in andere, vornehm bürgerliche, in denen man musikalisch ist, weil das zum guten Ton gehört und weil man überhaupt, um jeden Preis und grenzenlos gebildet ist."

„Und da macht man dann so seine Erfahrungen, nicht wahr? Daß Sie die Menschen beobachten, habe ich schon bemerkt, noch ehe wir uns kannten. Vorhin, wie Sie da scheinbar die Photographien ansahen."

„Das haben Sie bemerkt?"

„Gewiß."

„Es war ganz amüsant," flüsterte sie mit einem leisen spöttischen, vertraulichen Aufblitzen der Augen.

„Was war denn so amüsant?"

„Dieses gespreizte Selbstgefühl, dieses Rollespielen, diese zur Natur gewordene Unnatur. Aber es ist gefährlich, das hier zu sagen, ich will Ihnen lieber von einer anderen Abendgesellschaft erzählen."

„Thun Sie das doch ja."

Und nun erzählte sie von einem kleinen Musiker, mit dessen Tochter sie zusammen studiert, den drolligen Menschen, die sie dort angetroffen, und der noch drolligeren Art, in der einer dieser Abende verlaufen. Es war ein Stück Boz, das sie dort erlebt hatte, und sie schilderte es mit bozischem Humor und packender Anschaulichkeit. Dann erzählte sie von ihrem Aufenthalt in einem Grafenschlosse, wo es in anderer Weise nicht minder erbaulich zugegangen. Und das alles mit einer solchen Fülle von Witz und Schalkhaftigkeit, Verstand und Herzensgüte, von sittlichem Pathos, Nachsicht mit menschlicher Schwäche und Mitgefühl für menschliche Not, daß er entzückt, gerührt, hingerissen war.

Geradezu hingerissen.

Doch das Souper war zu Ende. Man wanderte in den Salon zurück, beknixte sich und zerstreute sich in bunte Gruppen.

Ruthart hatte dabei die Empfindung, als sei die Hausfrau ihnen wenigstens zwei Gänge schuldig geblieben.

* * *

Es giebt eine bekannte Fliegende-Blätter-Anekdote, wo eine Dame einen Maler fragt: „Malen Sie nur Landschaften oder auch Besseres?" Dies auf die Poesie übertragen, kommt kaum einmal einer auf tausend gebildete Menschen, die nicht bloß die Höflichkeit abhält, einen Dichter zu fragen:

„Schreiben Sie nur Romane oder auch Besseres?"

Unter den im Herbingerschen Salon anwesenden wahren Edelsten der Nation stellte sich der Prozentsatz natürlich etwas günstiger. Der Herausgeber der Preußischen Revue und der Professor der Litteraturgeschichte standen von vornherein über der Möglichkeit zu einer so naiven Frage, was aber die übrigen anlangte, so wären sie vielleicht sämtlich dazu fähig gewesen. Und bei weitem die meisten darunter teilten wohl die allgemein verbreitete Meinung, daß zum Romanschreiben weiter nichts gehöre, als daß man sich die nötige Zeit nehme. „Ach, wenn ich wollte, wenn ich die Muße dazu hätte! Aber mein Gott, unsereins hat anderes zu thun! sonst — na, dann solltet ihr was erleben!" Aber nun entziehen sich die schönsten Talente der Litteratur!

Bisweilen war Ruthart so etwas schlankweg gesagt worden, bisweilen deutete man es nur an. Zum Beispiel, wenn man in eine kleine Verlegenheit kam dem Dichter gegenüber, weil man nichts von ihm gelesen hatte. Über die köstlichen Phrasen, mit denen man dann höflich sein wollte, um sich schließlich ganz zu überschlagen mit Versicherungen wie: daß man sich früher auch einmal in dergleichen versucht, aber von anderen Aufgaben davon zurückgedrängt worden sei, oder daß man „dergleichen" überhaupt nicht lese oder daß „das" doch am Ende mehr für die Damen sei, daß man aber wirklich nächstens einmal und so weiter.

So auch hier.

Die Gattin des Litteraturprofessors, eine kluge, muntere Dame, ereilte ihn sogar mit den Worten: „Aber nun muß ich doch mal gründlich mit Ihnen sprechen, Herr Ruthart!" Und was er jetzt zu hören bekam, war, daß die Marianne in seinem Romane „Schattenspiel" zwar sehr interessant, aber doch ganz verzeichnet sei. So handle kein Weib, so handle überhaupt kein Mensch, so würde sie nie handeln, und diese Handlungsweise sei überdies auch im Charakter dieser Figur nicht begründet und es wäre unmöglich, daß ein Weib überhaupt so handle, und so weiter. Der Dichter ließ sie reden.

Er wußte längst, daß selbst gebildetste und gescheiteste Leser eine Dichtung bemängeln, in der die Hauptfiguren nicht so handeln, wie jeder von ihnen meint, daß er in der gleichen Situation sich verhalten würde.

Da die von sittlichen und logischen Bedenken erregte Dame finden mochte, daß das Schweigen, in dem der Dichter verharrte, der Ausdruck einer völligen Niedergeschmettertheit sein müsse, die sie ihm bereitet, hatte sie die Güte, ihm zuletzt zu versichern, daß sie das betreffende Buch immerhin mit viel Interesse gelesen habe, und daß nicht zu leugnen sei, daß „eine Persönlichkeit dahinter stehe".

Darauf rauschte sie davon, halb gekränkt und halb befriedigt, einem Poeten einmal ein helles Licht aufgesteckt zu haben. Wem auch sollte das mehr zukommen als ihr, die erstens das Litterarische verstand als Frau ihres Mannes, zweitens aber als edle und hochgebildete Dame schließlich berufen war, die Irrtümer der Männer über weibliche Empfindungsweise zu korrigieren!

Während Ruthart ihr lachend nachsah, begegneten seine Blicke denen Ilse Eckarts. Nur für einen Augenblick, denn sie war vollauf beschäftigt, einer Oberstin z. D. zuzuhören, die ihr, nach ihrer leidvollen Miene zu schließen, eine Krankheitsgeschichte vortragen mochte. Indem sich die Gruppen verschoben, geriet Ilse darauf unter eine Handvoll jüngeres Volk, bis der Nationalökonom Wulfhart auf sie zutrat, der nebenher musikalisch und natürlich Wagnerianer war, was musikalische Leute, wenn sie wohlhabend genug sind, alle zwei Jahre nach Bayreuth zu fahren, bekanntlich immer sind.

Ruthart konstatierte wieder mit Interesse, wie merkwürdig Ilses Gesichtsausdruck wechselte, wie sie bald sanft und zutraulich, bald widerstrebend und gleichgültig, bald geistreich ironisch, bald lebhaft erregt aussah.

Jetzt mochte man sie um ein Klavierstück bitten.

Richtig. Sie ging an das Instrument und spielte das Phantasie-Impromptu von Schubert.

Er meinte, es noch nie schöner und durchdachter vorgetragen gehört zu haben. Es gab Wendungen, die ihn in ihrer Auffassung zuerst überraschten und die er doch nicht mißbilligen konnte. Wie vorhin schon drückte sich in ihrem Spiel eine durch und durch musikalische Individualität aus.

Als er sie später allein vor einem Bilde stehen sah, ging er auf sie zu und trat lächelnd neben sie. Sie hatte ihn nicht kommen hören; als sie sich jetzt umdrehte, erhellte sich ihre Miene glücklich aus einem sehr finsteren Ausdruck.

„Warum sehen Sie so böse aus, Fräulein Ilse?“ fragte er.

„Ich bin unzufrieden mit mir. Ich hätte es gern Ihnen zu Ehren extra schön gemacht, nun habe ich mir gar nicht genügt.“

„Wenn Sie wüßten, wie andächtig ich gelauscht habe und wie mich Ihr Spiel entzückt hat.“

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe. „Aber das war doch nicht der ganze Grund meines Ärgers.“

„Und was hat Sie noch verdrossen?“

„Glauben Sie, daß mir einer dieser Leute zu der Ehre gratuliert hätte, Sie zum Tischnachbarn gehabt zu haben? diese Menschen, von denen keiner wert ist, sich mit Ihnen zu vergleichen!“

„Sie machen mich stolz und eitel.“

„Ich müßte mehr sein, als ich bin, wenn ich Sie eitel machen könnte. Und stolz — ach, stolz sind Sie immer gewesen und müssen es sein. Hier von diesen Gästen ist niemand sonst stolz. Die sind alle bloß hochmütig.“

„Außer Ilse Eckart.“

„Ich? Ach wenn Sie wüßten, wie sehr ich es sonst bin! wie eingebildet, wie sarkastisch! Aber ist das hier der Ort? neben Ihnen?“

Er sah sie sehr ernst an und atmete tief auf. Die Erregung, mit der sie sprach, und eine besonders günstige Beleuchtungskonjunktur ließen sie in diesem Augenblicke beinah schön erscheinen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er wußte nur, daß ihn auf einmal ein Verlangen überkam, seine Arme um sie zu schlingen, daß er sie am liebsten an sein Herz gezogen hätte und seine Lippen, die seit — ach! fünfzehn Jahren vielleicht kein Weib in Liebe geküßt, hätte sattküssen wollen an diesem Gesicht, diesem Halse und den schlanken Armen.

War es nicht das, was ihm gefehlt hatte, worum er jahraus, jahrein vergeblich rang, seine Seelenopfer einem papierenen Idol darbringend: ein Gemüt, dem er Daseinssteigerung war, das, neben ihm, sich zu ihm bekannte: sieh, hier bin ich, dir verwandt, aber du bist der Größere, Stärkere, und das ihm alles das vergälte durch die Kraft- und Lebensspendung, die seiner ermattenden Seele entgegensprudelte aus dem reinsten Verhältnis? War es nicht das? Und war es nicht darum erklärlich, daß ein so starkes Gefühl plötzlich in ihm aufloderte? Denn — warum es sich ableugnen: er hatte an dieses junge Mädchen sein Herz verloren, und seine Blicke hatten sie gesucht, wie man die Sonne sucht.

„Wollen Sie noch etwas spielen?“ fragte er leise. „Eine sanfte, innige Weise?“

„Sehr gern, so gut ich es kann; denn ich selbst bin nicht sehr sanft und innig, wie Sie wissen. Es ist schon so: mein Geistiges mag begeisterungsfähig sein — ich bin doch hauptsächlich Verstandesmensch, und Gemüt — das —“ Sie brach ab.

„Sie sind jung — lieben Sie nicht?“ fragte er.

„Nein, ich kenne das gar nicht.“

„Nicht möglich!“

„Gewiß.“

„Aber Sie werden es lernen.“

„Ich weiß nicht. Vielleicht.“

Er bot ihr den Arm und führte sie an das Klavier. Während sie die Handschuhe herunterzog, sah sie ihn mit einem merkwürdigen langen Blicke an.

Und da war es auch wieder: das Verlangen, sie an sich zu ziehen und zu küssen, nur ein einziges Mal zu küssen. Er wußte gar nicht, mit wie dürstenden Blicken er sie ansah, daß ihm das verwehrt war.

Sie spielte ein Chopinsches Notturno. Da die Gesellschaft, trotzdem sie es wundervoll vortrug, ihr nur eine halbe Aufmerksamkeit zuwandte, sagte er, als sie fertig war: „Ich nehme an, daß Sie es für mich gespielt haben, und danke Ihnen. Ich danke Ihnen überhaupt für diesen Abend. Sehr. Ich bin kein besonders vergnügter Mensch, und Sie haben das vielleicht schon meinen Büchern entnommen. Ich darf Ihnen vielleicht sagen, wie wohl mir die warme Teilnahme thut, die Sie mir ausdrücken, diese freimütige Anerkennung, die mein großer Altersvorsprung mir den Vorzug giebt, von Ihren Lippen entgegenzunehmen.“

Sie war ein wenig verlegen. „Ja — ich — ich habe es wohl gemerkt, daß Sie

für sie bedeuten, was sie wollte, ihre war für ihn ein grenzenloses Glück, für ihn, dessen Geist neben seiner „Muse" zu erfrieren und zu verschmachten drohte, sie war eine Neugeburt für ihn, das Datum der reichsten, fruchtbarsten, bedeutendsten Phase seines Lebens.

Aber sie waren beide in sich gefestigte Charaktere, deren Seelen ein unreiner Wunsch nicht einmal streifte, die nicht einen Moment lang das Gelüst anwandelte, an den Schranken zu rütteln, die zwischen ihnen aufgerichtet waren. Und so trennten sie sich.

Einige Jahre später erhielt Ruthart eine Anzeige, daß sie sich verheiratet habe. Nie erfuhr er Näheres über sie.

Und nie hatte er sie vergessen.

Nach der Wärme ziehen sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen,

sagt Goethe in einem der Gedichte, in denen er wirklich eine Kaiserkrone, eine echte, unverfälschte und ursprüngliche trägt.

Und ewig um das warme, strahlende Licht dieser Stunden flatterten seine Erinnerungen, ewig der Sonne dieses kurzen, halben Glücks zu kehrte sich seine Seele und holte sich von dort, was sie brauchte, so nötig brauchte wie der gemeine Sterbliche die schalen Vergnügungen, die ihm Labsal und Inhalt des Lebens sind: Kraft, Freudigkeit, Begeisterung, Gefühl von Erfüllung und Vollendung. Und als die ewigen Verneinungen, die jedem solchen Glücks- und Begeisterungsrausch folgten, jede Empfindung von Befriedigung endlich zersetzt hatten, als die Sehnsucht nach der Niebesessenen zum schneidenden Schmerze, die Qual der Hoffnungslosigkeit mit den schwindenden Jahren stieg, schöpfte er aus Schmerz und Qual die Begeisterung, die ihm früher ein Glückstraum gewährt. — Reiten müssen wir ja doch! Wem der Schimmel nicht im Stalle steht, der nimmt den Rappen, den er hat. Wer sich am Glücke nicht berauschen kann, muß sich am Schmerz Begeisterung trinken, und wohl ihm, wenn er es nicht am Hasse thun muß.

Aber nun war er so schmerzmüde und — was noch schlimmer war — fing an, sich alt zu fühlen in einer der Stimmungen, in denen wir mehr geneigt sind, zurück als vorwärts zu blicken. Und zudem: die Begeisterung für die Verlorene verblich. Ihr einst so lebensvolles Bild war zum Idol geworden, die leuchtende Sonne zum Feuerwerk, das er mühsam anzünden mußte, um sich von ihm blenden zu lassen.

Wilhelm Ruthart war viel zu klar und zu erbarmungslos offen gegen sich selbst, um nicht zu wissen, daß es so war. Und dann mitten in der Ironie, in dem Schmerz darüber und in dem Schmerz der Verlassenheit und der mangelnden Wärme betete er das Idol doch wieder an und steckte er das Feuerwerk wieder in Brand.

* * *

Die weiten, schön eingerichteten Räume der geheimrätlichen Wohnung umfaßten eine zahlreiche Gesellschaft, die durchaus den Kreisen angehörte, die sich als die wahrhaft Edelsten der Nation fühlen und auf die Prätensionen vornehmer Geburt mit geringschätzigem Lächeln herabsehen, stolz auf einen Titeladel, der in jedem einzelnen Falle der Ausdruck persönlichen Verdienstes ist oder doch wenigstens im Princip sein soll, und eitel auf jedes Verdienst, das das Princip vielleicht gar überragt; kurz eine Gesellschaft namhafter Gelehrten und höherer Gerichts- und Verwaltungsbeamten.

Wer kennt sie nicht, diese Kreise, in denen alles Geist, Wissen, Macht und gespreiztes Selbstgefühl ist, und die doch niemals monoton werden, weil die Fülle von Begabung, die in sie strömt, eine Fülle von Individualitäten bedeutet, weil trotz des ausgeprägten Klassencharakters der Reichtum an wirklichen Persönlichkeiten den Typen immer wieder Farbe und Abwechselung giebt, und die ungeheure Eitelkeit, die fast allen diesen „Persönlichkeiten" zu eigen ist, ihnen einen Zug von Naivetät verleiht, der das Fenster bedeutet, durch das ein kluger Mensch sie beobachten kann.

Wilhelm Ruthart, mitten unter ihnen, nahm den zugleich aufmunternden und kritischen Anteil an der Unterhaltung aller dieser Gruppen, die Leute seines Schlages an dergleichen zu nehmen pflegen, als er mit einemmal bemerkte, daß er nicht der einzige war, der die Gesellschaft beobachtete. Ein paar Schritt von ihm entfernt saß an einem kleinen Tische, der mit Photographien be-

deckt war, ein junges Mädchen, das die Sammlungen augenscheinlich nur benutzte, um das Interesse zu verstecken, das sie an den Anwesenden nahm, obschon ihre Miene dem durchaus zu widersprechen schien. Er hatte sie vorhin unter einigen anderen jüngeren Personen gesehen, aber nicht weiter beachtet. Jetzt fiel sie ihm auf

Sie war ein schlankes Mädchen, etwas über Mittelgröße, von jener Haarfarbe, die der eine dunkelblond, der andere hellbraun nennt, sehr weiß von Haut, mit schönem Nacken und kleinen Händen, die, sehnig und langfingerig, wie Knabenhände aussahen. Ihr Profil war weder bedeutend noch schön, ja es gab Momente, wo es beinahe ein wenig blöde aussah. Dann wieder war ein sprechend geistreicher Ausdruck in ihren Zügen. Sie interessierte ihn sehr.

Als sie gerade, wie von etwas voreingenommen, nach einem Bilde griff, das sie eben aus der Hand gelegt hatte, eilte die Medizinalrätin mit großer Lebhaftigkeit auf sie zu. Die junge Dame erhob sich und sah sie fragend an.

„Liebstes Kind," bat die Hausfrau, sie zärtlich umschlingend und ihr Puppenköpfchen auf die linke Seite legend, „denken Sie, welches Unglück: dem Traiteur ist beim Wärmen der Speisen das Unglück geschehen, die Geschichte zu verderben. Er versichert, es sei ihm nie dergleichen geschehen. Nun ganz gleich: das Abendessen verzögert sich, denn bis der Bote einen Ersatz herbeischafft, vergeht eine Menge Zeit und bis dahin —"

„Soll ich die Magen der Wartenden mit Saitenspiel beschwichtigen," ergänzte die junge Dame lächelnd.

„Aber mein Gott, wenn Sie so liebenswürdig sein wollten!"

„Das heißt meine Fertigkeit auf eine sehr schwierige Probe stellen, gnädige Frau. Man ist gewiß allgemein sehr musikalisch hier, aber man hat nun einmal jetzt auf Ohrenschmaus nicht gerechnet, und so kann ich gar nicht anders als enttäuschen." Sie sagte das mit leichtem Humor, als wenn ihr die kleine Verlegenheit ein ganz klein wenig Spaß mache. Die Epheupose der Klopstockschwärmerin war aber auch beinahe komisch.

„Ich flehe Sie —"

„Aber ich bitte, gnädige Frau, das haben Sie gar nicht nötig. Es wäre nicht bloß unhöflich, wenn ich eigensinnig wäre, sondern geradezu undankbar, und also —"

„Mein Gott, Sie können ja etwas ganz Leichtes spielen, etwas ganz Leichtes."

Das junge Mädchen lächelte, streifte die Handschuhe herunter, ging an den Flügel und spielte zu Ehren eines verdorbenen Fischgerichtes den Schumannschen Aufschwung. Es giebt vielleicht wenige Stücke, die, vorausgesetzt, daß sie temperamentvoll gespielt werden, musikalische Menschen so packen als dieses. Es liegt ja etwas Quälendes in dem langen vergeblichen Ringen, diesem Aufstreben und wieder Ermatten des Genius, bis er sich endlich befreit und über alle Schwierigkeiten triumphiert, aber eben weil es ein so beredtes, aus den stärksten und leidvollsten Erfahrungen der Menschenbrust geborenes Tonstück ist, ergreift es so mächtig und weiß es so unwiderstehlich Schweigen und Aufmerksamkeit zu erzwingen. Und sie hatte es nicht nur technisch tadellos, sondern trotz ihrer Jugend wie aus innerer reicher Erfahrung gespielt.

Ruthart hatte sich an das Ende des Flügels gestellt und ihr nicht nur zugehört, sondern auch zugesehen. Sie hielt den Kopf etwas über die Tasten gebeugt, und ihre leicht zusammengezogenen Brauen machten den Eindruck, als suche sie in starker geistiger Anspannung die Musik aus den Tasten heraus; ihr Spiel erschien so wie ein unmittelbares Mitarbeiten mit dem Komponisten.

Als sie fertig war, sah sie auf und ihm gerade ins Gesicht.

Nein, sie war nicht schön, nicht einmal hübsch, die Nase war durchaus das, was ein Polizeibeamter in einem Steckbrief als gewöhnlich bezeichnet haben würde, der Mund war etwas zu groß und das Kinn schwach entwickelt, aber wunderschön waren Stirn und Schläfen, Teint, Brauen und Augen, etwas tiefliegende glänzende blaue Augen, die sie einen Moment lang gerade auf ihn richtete.

Man spendete ihr Beifall und wünschte weitere Gaben. Sie bat um eine kleine Pause, unterhielt sich in dieser mit Geheimrat Kranich, der neben sie getreten war und sich nach ihren Lehrern erkundigte, und

spielte dann eine Henselsche Etüde, der sie eine Mazurka von Chopin folgen ließ.

„Wollen Sie mich der jungen Dame vorstellen, gnädige Frau," bat Ruthart die Wirtin, „ich muß im Nebenzimmer gewesen sein, als sie erschien."

„Wirklich? aber sie wohnt ja bei uns! Eine Freundin unserer jüngsten Tochter" — hier warf sie mit unnachahmlicher Koketterie die Locken hinters Ohr — „die hier noch einige Stunden bei Rosenthal nehmen will und eigentlich in Pension gehen wollte, aber wir lassen sie natürlich nicht fort, — ja denken Sie doch, und die ich Sie zu Tisch zu führen bitte Mein Gott, und Sie sind ihr noch nicht vorgestellt —"

„Ich soll —"

„Ja, Sie nehmen es doch nicht übel, verehrtester Herr? ich meine, daß wir Ihnen nun keine Geheimrätin oder wenigstens Frau Professor oder so etwas zuerteilt haben, bißchen etwas Gereifteres und Ansehnlicheres, aber sehen Sie: sie ist ja so entzückt von Ihnen, aber entzückt!"

„So, so."

„Denken Sie: seit acht Tagen ist sie hier und hat in dieser ganzen Zeit nichts gemacht als gespielt und Sie gelesen. Gleich am ersten Abend schnobert sie den Bücherschrank ab, zieht einen Ihrer Bände heraus, ob sie das haben könne? und verschwindet damit."

„Aber sehr unrecht von Ihnen, gnädige Frau."

„Wieso?"

„Sie konnten doch gar nicht wissen, ob sich der Band für junge Mädchen schicke."

„Sie werden ja doch nicht so etwas schreiben! Und dann ließ es ihr ja mein Mann — er hat ihr alles von Ihnen gegeben, und so sitzt sie nun immer und schwärmt — Verzeihung, ich meine nur so, und hat uns neulich zu Tisch eine Rede gehalten: Sie wären einer unserer ersten Koryphäen, auf zehn Seiten von Wilhelm Ruthart stände mehr als in ganzen Bibliotheken von anderen, na und immer so weiter. Nun hat sie keine Ahnung, daß Sie eingeladen sind, daß sie Sie überdies zum Tischherrn haben soll! Und nicht wahr, Ihnen macht sie auch Spaß, diese blinde Verehrung? So drollig, nicht?"

Er lachte, während sie mit einer köstlichen sentimental-vornehmen Miene ihren Arm in seinen schob, um ihn der jungen Musikerin zuzuschieben.

„Liebe Ilse, eine Überraschung."

Da die junge Klavierspielerin sehr umringt war, hörte sie nicht, wie die Wirtin sie anrief. Ruthart hatte Zeit, die große Sicherheit, die merkwürdig ruhige Unbekümmertheit zu bemerken, mit der dieses Mädchen einen ganzen Kreis beherrschte, ganz ungesucht, ohne alle Anmaßung, völlig schlicht und natürlich. Die Geheimrätin vergaß darüber, schien es, ganz ihre Absicht, über Rutharts Schulter plauderte sie mit Frau Medizinalrätin Wiegand, der Gattin des berühmten Wiegand, der zu allen Magengeschwüren, die an auswärtigen Höfen vorfielen, geholt wurde und dessen Magenexstirpationen seine Kinder zu Millionären zu machen versprachen.

„Liebe Ilse, hören Sie nicht?" wiederholte Frau Herbinger endlich.

In diesem Augenblicke traten ein paar junge Dinger, die Ruthart den Rücken drehten, mit dem Gemisch von Scheu und Neugierde, das sie für den Dichter hatten, zurück, und der Weg war frei.

„Liebes Kind, eine große Überraschung: Herr Wilhelm Ruthart —"

„Doch nicht —?"

„Doch! ja!"

„Ich werde die Ehre haben, das gnädige Fräulein zu Tisch zu führen."

„Sie werden die Ehre haben?" sagte sie erschrocken. Und das Erröten, das dabei ihr Gesicht färbte, und der verehrungsvolle Blick, mit dem sie zu ihm aufsah, waren um so ausdrucksvoller, als sie sehr stark von dem gewissen Überlegenheitsgefühl abstachen, das er eben noch auf ihrem Gesicht gesehen.

Er bot ihr den Arm.

„Soll ich denn wirklich? Mein Gott!"

„Gewiß sollen Sie. Und übrigens — Sie haben ein so ehrliches Gesicht — und ich bin eben auch ein ehrlicher Kerl — also so sagen Sie's doch ganz ruhig: daß Ihnen ein Jüngerer lieber gewesen wäre. Nicht wahr?"

„Nun denn — ja. Aber nicht wegen seiner Jugend an und für sich, sondern weil ich mich dann nicht so gedrückt gefühlt hätte. Mit den sogenannten jungen Herren werde

ich immer fertig, aber vor Ihnen fürchte ich mich."

„Einen solchen Schrecken haben Ihnen meine Bücher gemacht?" fragte er lächelnd, indem sie jetzt hinter den anderen herschritten.

„Nein, einen so tiefen Eindruck haben sie mir gemacht. Ich verehre Sie sehr, sehr," setzte sie ganz leise hinzu.

„Und ich habe mich noch eben herzlich Ihres Spiels gefreut und Sie bewundert," sagte er heiter. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, im ersten Augenblick fand ich es nicht ganz geschickt von der Dame des Hauses — aber das ganz unter uns —, mich alten Menschen einer so jungen Dame zuzuerteilen, man fürchtet immer, nicht ganz willkommen zu sein, aber nun finden sich ja doch Musik und Poesie ganz schön in uns zusammen, und ich denke, wir vertragen uns gut miteinander."

„Ich wollte, ich könnte so jung, ich meine so begeistert fühlen, so warm, wie Sie es thun," antwortete sie.

„Thun Sie es denn nicht?"

„Nein."

„Wer bedauert, es nicht zu können, thut es schon halb. Und warum bei Ihrer Jugend sollten Ihnen Begeisterung und Wärme abhanden gekommen sein?"

„Sie sind mir nicht abhanden gekommen, ich habe sie nie besessen."

„Eine junge Künstlerin?"

„Ich spiele nur mit dem Verstande."

„Mein gnädiges —"

„Ich bitte Sie flehentlich: ich heiße Ilse Eckart. Es haben Fürsten und Grafen gnädiges Fräulein zu mir gesagt, und ich habe nichts darin gefunden als die landläufige bedeutungslose Redensart, die es ist, aber von Ihnen kann ich es nicht hören. Es kommt mir so vor, als könnten Sie nichts Bedeutungsloses sagen, und als würden alle Worte andere, ursprünglichere in Ihrem Munde."

„Also soll ich Fräulein Ilse sagen?"

„Ich bitte."

„Weiß oder rot?"

„Weiß, bitte."

„Dann halten wir uns zu derselben Flasche. So. Und nun auf gute Kameradschaft im Bereiche der Künste, Fräulein Ilse."

„Sie sind sehr gütig. Ich weiß es ja nur zu gut, daß, selbst wenn ich auf der höchsten Höhe des Klavierspieles stände, ich mich noch lange nicht mit einem Manne wie Sie vergleichen dürfte. Denn wir ausübende Musikanten sind im besten Falle reproduzierende Künstler und Sie ein frei schaffender. Aber darf ich auf Ihr Wohl trinken?"

Sie stießen ein zweites Mal an, und er sah sie freundlich an. Er fand sie herzlich, freimütig und bescheiden, und er sagte ihr das.

„Ich? aber andere behaupten, ich wäre eingebildet, kalt und ironisch."

„So? Dann werden diese anderen wohl auch recht haben. Dann werden Sie alles das sein, wo es hingehört. Wissen Sie, was ein polygoner Körper ist?"

„O ja."

„Nun sehen Sie, Fräulein Ilse, es giebt Leute, die sind wie die Würfel, drehen Sie sie zweimal hin und her, so kennen Sie alle ihre Seiten, die guten und die schlechten; andere sind wie Achtundvierzigflächner. In den einen krystallisiert der Schwefelkies, in den anderen der Diamant. Gegensätze in der Natur und Vielseitigkeit sind keine Schande, sobald ein Krystallisationsprincip zu Grunde liegt."

Diese Wendung schien ihr zu imponieren.

„Was aber den frei schaffenden und den reproduzierenden Künstler anbelangt, so thun Sie unrecht, den einen so hoch über den anderen zu stellen; denn, um es Ihnen ganz freimütig zu gestehen, auch wir frei schaffenden reproduzieren nur, die einen das Leben selbst, die anderen die Gedanken, Gefühle und Stimmungen dieses Lebens, und ob wir nun ihm und seinen Ideen direkt nachgehen oder als Schauspieler oder geistvolle Virtuosen den Ideen eines Dichters oder Musikers, ist zuletzt kein so großer Unterschied."

Sie legte Messer und Gabel, mit denen sie inzwischen hantiert hatte, hin und sah ihn wieder an. „Wenn Sie es nicht wären, der das sagt, und wenn ich eine andere wäre, eine Person von wenigstens einiger Bedeutung, so würde ich denken, Sie sagten das in einer gefälligen Laune, mit der ein Größerer einem Geringeren die Kluft freundlich zu überbrücken sucht. Aber so verstehe ich Sie nicht, denn selbst zu einer freund-

lichen Überbrückung stehen meine Leistungen den Ihrigen zu fern. Denn selbst wenn wir uns näher ständen, wie paßt das eben Geäußerte zu dem, was Sie in Ihrem Roman „Aus tiefer Not“ sagen — ich denke zu Anfang des zweiten Teiles —, wo Sie das wahre Schöpfertum so hoch über alles nachahmende Virtuosentum stellen?“

„Es kann einer Melodien schreiben, die nichts als Anklänge an andere sind, und es kann einer Schumanns Aufschwung spielen und mehr hineinlegen, als der Komponist gethan hat, hineinlegen, was der Komponist gewollt hat.“

„Ich glaube doch nicht,“ wandte sie schüchtern ein.

„Ich aber. Haben Sie nie gehört, daß ein guter Schauspieler eine Rolle kreiert hat? nie, daß ein Dichter mit Staunen erfahren, was ein solcher Schauspieler aus einer seiner Schöpfungen machen kann, indem er diese Rolle über sich selbst erhöht, so zu sagen, alles das Charakteristische herausholt, das dem Dichter vielleicht vorgeschwebt, dunkel, ohne daß er es selbst zu geben vermochte? Wissen Sie nicht, daß einer ein Lied korrekt singen kann, einwandsfrei für den Komponisten selbst, und ein anderer genial, so daß es den, der es geschaffen, ergreift wie etwas, das ihm selbst erst klar macht, was er gegeben?“

„So zieht der eine das Kunstwerk aus der Natur, der andere aus der Natur eines schon vorhandenen Kunstwerkes.“

„Jawohl.“

Sie sah sinnend vor sich nieder, und er sah sie an.

„Wie alt sind Sie, Fräulein Ilse?“ fragte er nach einer Pause.

„Einundzwanzig.“

„Einundzwanzig. Hm. Hübsch, so schnell verstanden zu werden. Und nun finden Sie auch den Widerspruch nicht mehr zwischen meinen gedruckten und meinen gesprochenen Worten?“

„Nein. Und ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Ruthart.“

„Wofür, mein Fräulein?“

„Es hat mich immer bedrückt, daß es dem, der das Höchste anstrebt in der Wiedergabe eines musikalischen Werkes, doch nie vergönnt ist, das höchste künstlerische Princip überhaupt zu verfolgen, es hat mir geradezu Schmerz bereitet, und davon haben Sie mich jetzt befreit. Ich fühle mich täglich mehr in Ihrer Dankesschuld. Darf ich einmal etwas aussprechen?“

„Sagen Sie alles, was Sie wollen.“

„Ich lese sehr viel. Ich gehöre zu denen, die die Bücher verschlingen. Es ist neben der Musik meine größte Leidenschaft. Ich lese sogar manchmal gern ein schlechtes Buch.“

„Allerdings sonderbar.“

„Ja wirklich. Ich ärgere mich dann darüber, ich kann ganz wütend werden in meiner Seele über das Zeug, aber ich höre nicht auf, ich lese es zu Ende — bloß, weil ich dann einen um so größeren Genuß habe, wenn ich etwas Gutes lese. Man schlingt sonst leicht das Gute hinunter, gerade als müßte es so sein, als hätte der Verfasser die Pflicht und Schuldigkeit, gute Bücher zu schreiben, als sei das nicht eine Art Geschenk an eine Nation und ein grenzenloses Verdienst — aber mal so einen rechten Schmöker und dann ein gutes Buch! — o, das ist 'ne Freude!“

„Sie sind der liebenswürdigste kleine Eulenspiegel, der mir vorgekommen ist.“

„Also: dann liest man etwas Gutes. Nun, es ist alles schön, gefällt einem furchtbar gut, befriedigt, belehrt, erhebt, unterhält, je nachdem, und nun hat man doppelte Freude. Aber noch nicht die höchste. Das Buch ist schön, aber es packt nicht. Und dann mit einemmal kommt man an eins, das einen richtig packt, das einen gar nicht losläßt, das etwas so Elementares hat, womit es uns erschüttert und aufwühlt, daß man sich selbst ganz vergißt, alles Persönliche vergißt, und ganz Fremdes mächtig und stark neben einem steht.“

„Und das ist das Höchste?“

„Noch nicht das Allerhöchste.“

„Und was ist das?“

„Das ist, wenn man in einem Autor den verwandten, aber stärkeren Geist empfindet, der einem die großen Erkenntnisse aufschließt, denen man sich zudrängt, ohne sie selbst zu finden, und der uns selbst damit größer macht, der einen in eine Luft setzt, wo man erst mit vollen Lungen atmet, der uns etwas ahnen läßt von dem Zusammenhange mit allem Großen, an dem wir unser bescheidenes Teil haben.“

Er nickte und sah sie beglückt an. „Solche Leser möchten wir viele haben. Nun, und dann?"

„Soll ich denn noch mehr sagen?"

„Sagen Sie alles."

„Und so — so ging es mir mit Ihren Büchern. Und darum bin ich Ihnen so dankbar, und darum verehre ich Sie so. Ach, und es ist so hübsch, daß ich Ihnen das sagen kann!" lachte sie.

„Liebes Fräulein! Und Sie sagten, Sie seien eine Verstandesnatur, kalt und begeisterungslos, da darf ich Sie denn wohl herzlich auslachen. Sie meinten vielleicht, Sie seien nicht sentimental."

„Vielleicht — ja vielleicht meinte ich das," stotterte sie.

Das Souper nahm beide jetzt in Anspruch, und schließlich erforderte es die Höflichkeit, sich auch einmal mit den anderen Nachbarn zu beschäftigen oder über Tisch ein paar Worte zu wechseln. Ihnen ziemlich gegenüber saß der Hausherr, der seine Freude an den lebhaften Unterhaltungen bei Tisch hatte und Ilse als seinem Hausgaste freundlich zutrank. Einmal, als Ruthart aufsah, bemerkte er die Geheime Medizinalrätin hinter dem Stuhle ihres Mannes. Sie schien ihm etwas betreffs der Tischbedienung zuzuflüstern. Er nickte und trank ihr zu. Da legte sie die Arme von hinten um seinen Hals, daß ihre braunen Locken über seinen silberweißen Bart fielen, nannte ihn süßes Männchen und Goldherz und küßte ihn. Ruthart widerte diese Zärtlichkeit an. Dieses ungleiche Ehepaar war und blieb ihm anstößig.

Dann wandte er sich wieder an Ilse.

„Sie haben mich vorhin neugierig gemacht, mein Fräulein. Hat Sie Ihr Weg schon an fürstliche Höfe geführt, da Sie von einem Prinzen sprachen?"

„Ja, das ist mit der Musik eine eigene Sache. Es giebt kaum ein zweites Fach, das einen in so vielfache Berührung mit den heterogensten Kreisen bringt, mit den untergeordnetsten, in denen irgend ein großes Talent sich entfaltet, und in die vornehmsten, in denen ein kleines zu vergnügtem Dilettantismus Zeit und Mittel hat, und wieder in andere, vornehm bürgerliche, in denen man musikalisch ist, weil das zum guten Ton gehört und weil man überhaupt, um jeden Preis und grenzenlos gebildet ist."

„Und da macht man dann so seine Erfahrungen, nicht wahr? Daß Sie die Menschen beobachten, habe ich schon bemerkt, noch ehe wir uns kannten. Vorhin, wie Sie da scheinbar die Photographien ansahen."

„Das haben Sie bemerkt?"

„Gewiß."

„Es war ganz amüsant," flüsterte sie mit einem leisen spöttischen, vertraulichen Aufblitzen der Augen.

„Was war denn so amüsant?"

„Dieses gespreizte Selbstgefühl, dieses Rollespielen, diese zur Natur gewordene Unnatur. Aber es ist gefährlich, das hier zu sagen, ich will Ihnen lieber von einer anderen Abendgesellschaft erzählen."

„Thun Sie das doch ja."

Und nun erzählte sie von einem kleinen Musiker, mit dessen Tochter sie zusammen studiert, den drolligen Menschen, die sie dort angetroffen, und der noch drolligeren Art, in der einer dieser Abende verlaufen. Es war ein Stück Boz, das sie dort erlebt hatte, und sie schilderte es mit bozischem Humor und packender Anschaulichkeit. Dann erzählte sie von ihrem Aufenthalt in einem Grafenschlosse, wo es in anderer Weise nicht minder erbaulich zugegangen. Und das alles mit einer solchen Fülle von Witz und Schalkhaftigkeit, Verstand und Herzensgüte, von sittlichem Pathos, Nachsicht mit menschlicher Schwäche und Mitgefühl für menschliche Not, daß er entzückt, gerührt, hingerissen war.

Geradezu hingerissen.

Doch das Souper war zu Ende. Man wanderte in den Salon zurück, beknixte sich und zerstreute sich in bunte Gruppen.

Ruthart hatte dabei die Empfindung, als sei die Hausfrau ihnen wenigstens zwei Gänge schuldig geblieben.

* * *

Es giebt eine bekannte Fliegende-Blätter-Anekdote, wo eine Dame einen Maler fragt: „Malen Sie nur Landschaften oder auch Besseres?" Dies auf die Poesie übertragen, kommt kaum einmal einer auf tausend gebildete Menschen, die nicht bloß die Höflichkeit abhält, einen Dichter zu fragen:

„Schreiben Sie nur Romane oder auch Besseres?“

Unter den im Herbingerschen Salon anwesenden wahren Edelsten der Nation stellte sich der Prozentsatz natürlich etwas günstiger. Der Herausgeber der Preußischen Revue und der Professor der Litteraturgeschichte standen von vornherein über der Möglichkeit zu einer so naiven Frage, was aber die übrigen anlangte, so wären sie vielleicht sämtlich dazu fähig gewesen. Und bei weitem die meisten darunter teilten wohl die allgemein verbreitete Meinung, daß zum Romanschreiben weiter nichts gehöre, als daß man sich die nötige Zeil nehme. „Ach, wenn ich wollte, wenn ich die Muße dazu hätte! Aber mein Gott, unsereins hat anderes zu thun! sonst — na, dann solltet ihr was erleben!“ Aber nun entziehen sich die schönsten Talente der Litteratur!

Bisweilen war Ruthart so etwas schlankweg gesagt worden, bisweilen deutete man es nur an. Zum Beispiel, wenn man in eine kleine Verlegenheit kam dem Dichter gegenüber, weil man nichts von ihm gelesen hatte. Über die köstlichen Phrasen, mit denen man dann höflich sein wollte, um sich schließlich ganz zu überschlagen mit Versicherungen wie: daß man sich früher auch einmal in dergleichen versucht, aber von anderen Aufgaben davon zurückgedrängt worden sei, oder daß man „dergleichen“ überhaupt nicht lese oder daß „das“ doch am Ende mehr für die Damen sei, daß man aber wirklich nächstens einmal und so weiter.

So auch hier.

Die Gattin des Litteraturprofessors, eine kluge, muntere Dame, ereilte ihn sogar mit den Worten: „Aber nun muß ich doch mal gründlich mit Ihnen sprechen, Herr Ruthart!“ Und was er jetzt zu hören bekam, war, daß die Marianne in seinem Romane „Schattenspiel“ zwar sehr interessant, aber doch ganz verzeichnet sei. So handle kein Weib, so handle überhaupt kein Mensch, so würde sie nie handeln, und diese Handlungsweise sei überdies auch im Charakter dieser Figur nicht begründet und es wäre unmöglich, daß ein Weib überhaupt so handle, und so weiter. Der Dichter ließ sie reden.

Er wußte längst, daß selbst gebildelste und gescheiteste Leser eine Dichtung bemängeln, in der die Hauptfiguren nicht so handeln, wie jeder von ihnen meint, daß er in der gleichen Situation sich verhalten würde.

Da die von sittlichen und logischen Bedenken erregte Dame finden mochte, daß das Schweigen, in dem der Dichter verharrte, der Ausdruck einer völligen Niedergeschmettertheit sein müsse, die sie ihm bereitet, hatte sie die Güte, ihm zuletzt zu versichern, daß sie das betreffende Buch immerhin mit viel Interesse gelesen habe, und daß nicht zu leugnen sei, daß „eine Persönlichkeit dahinter stehe“.

Darauf rauschte sie davon, halb gekränkt und halb befriedigt, einem Poeten einmal ein helles Licht aufgesteckt zu haben. Wem auch sollte das mehr zukommen als ihr, die erstens das Litterarische verstand als Frau ihres Mannes, zweitens aber als edle und hochgebildete Dame schließlich berufen war, die Irrtümer der Männer über weibliche Empfindungsweise zu korrigieren!

Während Ruthart ihr lachend nachsah, begegneten seine Blicke denen Ilse Eckarts. Nur für einen Augenblick, denn sie war vollauf beschäftigt, einer Oberstin z. D. zuzuhören, die ihr, nach ihrer leidvollen Miene zu schließen, eine Krankheitsgeschichte vortragen mochte. Indem sich die Gruppen verschoben, geriet Ilse darauf unter eine Handvoll jüngeres Volk, bis der Nationalökonom Wulfhart auf sie zutrat, der nebenher musikalisch und natürlich Wagnerianer war, was musikalische Leute, wenn sie wohlhabend genug sind, alle zwei Jahre nach Bayreuth zu fahren, bekanntlich immer sind.

Ruthart konstatierte wieder mit Interesse, wie merkwürdig Ilses Gesichtsausdruck wechselte, wie sie bald sanft und zutraulich, bald widerstrebend und gleichgültig, bald geistreich ironisch, bald lebhaft erregt aussah.

Jetzt mochte man sie um ein Klavierstück bitten.

Richtig. Sie ging an das Instrument und spielte das Phantasie-Impromptu von Schubert.

Er meinte, es noch nie schöner und durchdachter vorgetragen gehört zu haben. Es gab Wendungen, die ihn in ihrer Auffassung zuerst überraschten und die er doch nicht mißbilligen konnte. Wie vorhin schon drückte sich in ihrem Spiel eine durch und durch musikalische Individualität aus.

Als er sie später allein vor einem Bilde stehen sah, ging er auf sie zu und trat lächelnd neben sie. Sie hatte ihn nicht kommen hören; als sie sich jetzt umdrehte, erhellte sich ihre Miene glücklich aus einem sehr finsteren Ausdruck.

„Warum sehen Sie so böse aus, Fräulein Ilse?“ fragte er.

„Ich bin unzufrieden mit mir. Ich hätte es gern Ihnen zu Ehren extra schön gemacht, nun habe ich mir gar nicht genügt.“

„Wenn Sie wüßten, wie andächtig ich gelauscht habe und wie mich Ihr Spiel entzückt hat.“

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe. „Aber das war doch nicht der ganze Grund meines Ärgers.“

„Und was hat Sie noch verdrossen?“

„Glauben Sie, daß mir einer dieser Leute zu der Ehre gratuliert hätte, Sie zum Tischnachbarn gehabt zu haben? diese Menschen, von denen keiner wert ist, sich mit Ihnen zu vergleichen!“

„Sie machen mich stolz und eitel.“

„Ich müßte mehr sein, als ich bin, wenn ich Sie eitel machen könnte. Und stolz — ach, stolz sind Sie immer gewesen und müssen es sein. Hier von diesen Gästen ist niemand sonst stolz. Die sind alle bloß hochmütig.“

„Außer Ilse Eckart.“

„Ich? Ach wenn Sie wüßten, wie sehr ich es sonst bin! wie eingebildet, wie sarkastisch! Aber ist das hier der Ort? neben Ihnen?“

Er sah sie sehr ernst an und atmete tief auf. Die Erregung, mit der sie sprach, und eine besonders günstige Beleuchtungskonjunktur ließen sie in diesem Augenblicke beinah schön erscheinen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er wußte nur, daß ihn auf einmal ein Verlangen überkam, seine Arme um sie zu schlingen, daß er sie am liebsten an sein Herz gezogen hätte und seine Lippen, die seit — ach! fünfzehn Jahren vielleicht kein Weib in Liebe geküßt, hätte sattküssen wollen an diesem Gesicht, diesem Halse und den schlanken Armen.

War es nicht das, was ihm gefehlt hatte, worum er jahraus, jahrein vergeblich rang, seine Seelenopfer einem papierenen Idol darbringend: ein Gemüt, dem er Daseinssteigerung war, das, neben ihm, sich zu ihm bekannte: sieh, hier bin ich, dir verwandt, aber du bist der Größere, Stärkere, und das ihm alles das vergälte durch die Kraft- und Lebensspendung, die seiner ermattenden Seele entgegensprudelte aus dem reinsten Verhältnis? War es nicht das? Und war es nicht darum erklärlich, daß ein so starkes Gefühl plötzlich in ihm aufloderte? Denn — warum es sich ableugnen: er hatte an dieses junge Mädchen sein Herz verloren, und seine Blicke hatten sie gesucht, wie man die Sonne sucht.

„Wollen Sie noch etwas spielen?“ fragte er leise. „Eine sanfte, innige Weise?“

„Sehr gern, so gut ich es kann; denn ich selbst bin nicht sehr sanft und innig, wie Sie wissen. Es ist schon so: mein Geistiges mag begeisterungsfähig sein — ich bin doch hauptsächlich Verstandesmensch, und Gemüt — das —“ Sie brach ab.

„Sie sind jung — lieben Sie nicht?“ fragte er.

„Nein, ich kenne das gar nicht.“

„Nicht möglich!“

„Gewiß.“

„Aber Sie werden es lernen.“

„Ich weiß nicht. Vielleicht.“

Er bot ihr den Arm und führte sie an das Klavier. Während sie die Handschuhe herunterzog, sah sie ihn mit einem merkwürdigen langen Blicke an.

Und da war es auch wieder: das Verlangen, sie an sich zu ziehen und zu küssen, nur ein einziges Mal zu küssen. Er wußte gar nicht, mit wie dürstenden Blicken er sie ansah, daß ihm das verwehrt war.

Sie spielte ein Chopinsches Notturno. Da die Gesellschaft, trotzdem sie es wundervoll vortrug, ihr nur eine halbe Aufmerksamkeit zuwandte, sagte er, als sie fertig war: „Ich nehme an, daß Sie es für mich gespielt haben, und danke Ihnen. Ich danke Ihnen überhaupt für diesen Abend. Sehr. Ich bin kein besonders vergnügter Mensch, und Sie haben das vielleicht schon meinen Büchern entnommen. Ich darf Ihnen vielleicht sagen, wie wohl mir die warme Teilnahme thut, die Sie mir ausdrücken, diese freimütige Anerkennung, die mein großer Altersvorsprung mir den Vorzug giebt, von Ihren Lippen entgegenzunehmen.“

Sie war ein wenig verlegen. „Ja — ich — ich habe es wohl gemerkt, daß Sie

nicht glücklich sind," sagte sie zögernd. „Es steht auf jeder Seite Ihrer Bücher. Über allem liegt die tiefe Melancholie des Schmerzes oder sein Sarkasmus. Und ich finde es so begreiflich."

„Warum so begreiflich?"

„Weil Menschen wie Sie gar nicht glücklich sein können. Weil Sie zu hoch über den anderen stehen, als daß Sie sich behaglich unter ihnen fühlen könnten. Zudem Sie alle diese alltäglichen Freuden und alle diese anspruchvollsten begreifen, zersetzen Sie sie und lösen Sie sie auf. Menschen von Ihrer Bedeutung sind wohl zur Einsamkeit verdammt: die Sühne für ihre Größe."

„Sie sind sehr grausam, mein Fräulein. Denn was Sie da sagen, heißt mit anderen Worten: Menschen, die den doppelten Durst haben, sollen eben darum ewig ohne Labsal stehen, wo alle anderen sich sättigen dürfen. Und zudem beurteilen Sie uns Poeten doch nicht ganz richtig; Sie überschätzen uns. Es sind doch nur Stunden, in denen uns Gedanken und Empfindungen zuströmen, die anderen fernbleiben, Stunden, die uns über uns selbst hinausheben und uns eine Kraft verleihen, die dann wieder versiegt, und die, wenn der Aufschwung und die Steigerung unseres Wesens vorüber ist, uns zurücklassen — so klein, so schwach, so liebebedürftig wie andere? — nein, doppelt so sehr."

Es schien ihr, als ob seine Stimme leise zittere. Sie sah bewegt vor sich nieder. Dann sagte sie: „Ein herbes Los! Denn wie könnte eine andere Seele, als die auch ein Verständnis für diese Stunden von Lebenssteigerung hat, im stande sein, in jenen von Depression eine wirksame Trösterin zu sein? Und wo giebt es Seelen von so schrankenloser Hingabe, daß sie im stande wären, die Regungen einer anderen wie der Baß eine Melodie zu begleiten, jeden Aufschwung tragen zu helfen und jede Pause auszufüllen? Wo giebt es eine Selbstlosigkeit, die das vermöchte? Und wenn sie es vermöchte, wenn sie diese höchste Tugend der Bequemlichkeit besäße, wäre sie dann noch das starke Menschentum, das sich in Ihrer Achtung behaupten könnte? Und würde ein Übermaß von Hingabe somit nicht die Zärtlichkeit der Dankbarkeit untergraben, mit der Sie sie belohnten?"

„Sie theoretisieren geistreich, mein Fräulein, aber Sie theoretisieren. Es giebt etwas im menschlichen Leben, das alle Widersprüche auszugleichen vermag, das so stark und so groß ist, daß es geistige Unterschiede, Persönlichkeit und Unpersönlichkeit in sich hinabschlingt wie ein starker Strom die Wellen der kleinen Gewässer, die sich in ihn ergießen."

Sie fragte nicht, was er meinte, obschon sie ihn nicht zu verstehen schien.

„Aber freilich: wo es fehlte, mag man neben der eigenen Gattin als Fremder haben stehen müssen," setzte er zögernd hinzu.

Sie kämpfte, ob sie hierauf etwas sagen sollte. Aber er schien es zu erwarten.

„Dann — immerhin — war auch Ihre Gattin zu bedauern," wagte sie zu erwidern. „Denn neben wem Sie einsam stehen, der steht auch einsam neben Ihnen, und jeder Versuch, ihr Glück in Nebensächlichem zu finden, mußte jene Frau immer weiter von Ihnen entfernen. Verzeihung — ich bin vielleicht zu weit gegangen."

„Sie dürfen alles sagen."

„Sie ehren mich sehr hoch, Sie verwöhnen mich."

„Sie verdienen es so."

Sie sah schweigend vor sich nieder.

„Wissen Sie, was ich vermute?" fragte er plötzlich.

„Nun?"

„Daß Sie einmal auf meinen Bahnen wandeln werden. Ihre Fähigkeit zu lebhaften Eindrücken, Ihre andere, diese Eindrücke anderen mitzuteilen, und Ihre Verstandsschärfe weisen Sie ja förmlich darauf hin."

„Ich weiß nicht, mir fehlt ein wesentliches Moment," sagte sie bescheiden, „ich bin ganz unpoetisch. Bei manchem, was ich lese, denke ich wohl: das würdest du auch schreiben können, aber eines liegt mir ganz fern: das Lyrische, das Stimmungsvolle. Viele Stellen in Ihren Werken aber sind wie unentwickelte lyrische Gedichte — und ich glaube fast, diese Stellen bewundere ich am meisten. — Ich möchte wohl Ihre Gedichte lesen."

„Diese Stellen bewundern Sie am meisten? und ist das nicht der Beweis, daß sie einer starken Anlage in Ihnen entsprechen?



Ill. D. Monatshefte. Januar

Zu Lendenfeld, Gletscher.

Wäre es anders, so würden Sie sie überschlagen."

Sie sah gedankenvoll vor sich nieder. Dann sagte sie, die Augen wieder auf ihn richtend, und es war merkwürdig, wie dunkel diese hellen Augen manchmal aussahen: „Es ist aber doch nicht das, was ich am allerhöchsten an Ihnen schätze, nicht das, was Ihnen dieses Priesterliche giebt, das man haben kann, ohne Dichter zu sein, und das doch die größten Dichter immer haben — wenn man freilich auch ein sehr großer Dichter sein kann, ohne es zu besitzen, z. B. Heine — und was mir die höchste Mission des Dichters zu sein scheint."

„Nämlich?" fragte er gespannt.

„Es will mir nämlich scheinen, als ob bei aller Not und allem Schrecklichen in der Welt die Menschen doch nicht so herzlos seien, als es oft scheint, und daß, wo sie doch herzlos sind, das daher rühre, daß die meisten so wenig Phantasie besitzen. Sie können sich in die Leiden anderer nicht versetzen und darum gehen sie kalt an ihnen vorüber. Die Dichter aber haben die Phantasie, das zu können, und das macht sie zu Mitempfindern, und sie haben zugleich die Kraft, anderen lebendig zu machen, woran diese teilnahmslos vorübergingen, und so sind sie das Mitleid und das Gewissen der Menschheit. Und weil es das Mitleid ist, das noch alle socialen Fragen gelöst hat und lösen wird, so sind sie das Heil der Menschheit."

Er nahm ihre Hand und drückte sie heftig. „Und wissen Sie, was Sie dem Dichter sind? Die Anerkennung von Tausenden, der lebendige Mund, aus dem uns das Echo entgegenhaucht, auf das wir oft so schmerzlich vergeblich lauschen, die Stimme, die uns sagt, daß wir, die wir rein und stark wirken möchten, auch wirklich wirken, daß man uns schätzt und hochhält und uns einige Sympathie entgegenbringt für all das heiße Liebesmühen, mit dem wir uns um eine Welt bewerben."

Sie sahen sich an und wieder weg. Es war eine wunderliche Pause zwischen ihnen, eine von den Pausen, die etwas von kosmischen Nebeln haben, die vielleicht eine ungeronnene Welt von Glück bedeuten, vielleicht sich verflüchtigen — wohin? warum? — wer könnte es künden!

„Meine Gedichte möchten Sie lesen?" fragte er dann.

„Ja."

„Nun — warum — wenn Sie es wünschen —"

Hier wurden sie unterbrochen.

„Sie haben sich uns den ganzen Abend in sträflicher Weise entzogen, Verehrtester," sagte der hinzutretende Herausgeber der Preußischen Revue, der sehr vergnügt lächelte, da er soeben von dem Obersten einen Aufsatz über die Schlacht bei Weißenburg, von Geheimrat Kranich einen über die Minnesinger und von dem Kunsthistoriker einen über die englischen Präraphaeliten herausgeschlagen hatte. „Aber natürlich: Poesie und Musik haben hier eben einen schönen Bund geschlossen. Wenn Sie uns nicht vorhin mit dem Notturno bezaubert hätten, würden wir Ihnen alle grollen, gnädiges Fräulein, daß Sie unseren Merlin hier mit einer Weißdornhecke umgeben, die ihn unseren Huldigungen entzieht. Aber nun haben wir selbst erfahren, was Ihre Feenhände vermögen."

Und der große Mann strich sich den Bart und lachte, denn er war von seiner Galanterie und seinem Witz ebenso sehr befriedigt wie von seinem Erfolge bei den Gelehrten.

„Ja, hier geht es wohl schwer geistreich zu?" rief die Hausfrau, in dem eigentümlich wiegenden Gange, der ihr Gelock in beständige sanfte Bewegung setzte, herankommend. „Darf man fragen, welches Thema die Schöngeister, die uns so gründlich fliehen, eben beschäftigte?"

„Wir sprachen von Kaninchenzucht, gnädige Frau," sagte der Schalk Ilse mit dem furchtbarsten Ernst.

„Ach, nicht möglich! Ich glaubte, Herr Ruthart setze Ihnen den Plan seines nächsten Romans auseinander. Was glauben Sie, Frau Erste Staatsanwalt, was unsere geistreichen Leute hier hinter den Palmen reden? Kaninchenzucht!"

„Ach, wie originell!"

Indessen zogen sich noch andere hinzu. Es war ohnedies alles in Bewegung geraten.

„Spielen Sie doch noch etwas," bat Regierungsassessor Weitbrecht, einer der jüngeren Herren, im Tone aufmunternder Herablassung.

„Nein.“

Nun legten sie sich alle aufs Bitten.

„Einen Kehraus, gnädiges Fräulein, einen Kehraus.“

Sie zögerte, sann nach und trat plötzlich ans Klavier. Dann spielte sie den Hohenfriedeberger Marsch.

„Ah! zur Retraite!“

„Wie originell!“

„Ganz schlachtmäßig.“

„Mit voller Kraft!“

„Warum das?“ fragte Ruthart, als sie sich wieder erhob.

„Wir sollten uns, da das Leben nun einmal ein Kampf ist, der berühmte Kampf ums Dasein, alle Tage ein bißchen Schlachtmusik leisten, sei es nun zum Angriff oder zum Rückzug,“ sagte sie leichthin, ohne ihn anzusehen.

Dann empfahl sich alles, und die Gesellschaft löste sich auf.

„Liebe Ilse, ich sehe Sie wieder,“ flüsterte Ruthart, nachdem er ihr schon zweimal förmlicher gute Nacht gesagt hatte.

* * *

Als Wilhelm Ruthart aus dem Hause ins Freie trat, blieb er einen Augenblick stehen und trank die reine Nachtluft. Es war eine sternklare, milde Nacht im Anfang November. Am östlichen Himmel brach aus wunderbar durchleuchtetem Gewölk der Mond hervor und ergoß langsam seine Strahlen über die schlummernde Welt, und in seinem Glanze erschauerten die niederen Bäume und Büsche, die den Vorgarten der geheimrätlichen Villa schmückten, die letzten fahlen Blätter, die sich noch an die kahlen Äste geklammert hielten, schaukelten leise im feuchten Nachtwind, ein paar verspätete Monatsrosen nickten verschlafen an ihren Stengeln. Ruthart nickte ihnen wieder zu, als gälte es Gruß und Gegengruß. Dann schlug er mit raschen Schritten den Nachhauseweg ein.

Mit raschen und elastischen Schritten und mit etwas wie übermütiger Lustigkeit auf dem Gesicht.

Er war also doch noch nicht alt! Ach über diese glückliche, nie endende, göttliche Poetenjugend, über dieses frische, köstliche Daseinsgefühl, das ihn durchströmte wie ein Trank alten Feuerweines! Über den unnennbar süßen Rausch, das einzige, unvergleichliche Glück, das zwanzig Jahre seines Lebens von ihm genommen und den Empfindungen, den Wünschen und der Begeisterung der Jugend nahe gebracht hatte!

Er hatte sich verliebt, so gründlich, so köstlich, so ganz mit Seele und Sinnen, daß nichts in ihm war, was nicht jauchzte und jubelte. Das an sein Herz ziehen, in seinen Armen halten, diese glänzenden tiefen Augen, diesen klugen Mund küssen zu dürfen! Es war ja hoffnungslos närrische Thorheit, aber die Thorheit, aus der wir die stärksten Kräfte des Lebens und Schaffens ziehen, die fackelentzündende, flügelverleihende Thorheit, die uns zu Göttern unter Göttern, zu Seligen unter Seligen macht.

Ehe er es noch gedacht, war er zu Hause. Wie ein verliebter Knabe hatte er den Weg unter die Füße genommen, mit den beflügelten Schritten jungen Glücks die Treppe erklommen.

Oben eins, zwei, drei flogen Hut, Handschuhe und Überzieher hin. So eilig hatte er es, das Licht zu ergreifen und vor den Spiegel zu treten.

Mit einem leisen Schreck fuhr er zurück. Er hatte sich so jung gefühlt, daß für sein Bewußtsein auch seine Züge die der Jugend wieder angenommen hatten — aber das waren die gelichteten Schläfen, die scharf zwischen den Wangen stehende Nase, die Falten auf der Stirn und in den Augenwinkeln, die den hohen Vierziger verrieten.

Er durfte sich mit alledem immer noch sehen lassen, er galt für einen hübschen Mann; da er schlank geblieben war, konnte man ihm recht gut ein paar Jahre absprechen. Doch der junge Ruthart, den er in närrischer Phantasterei im Spiegel zu finden vermutet, war er nicht. Aber er war doch auch nicht alt!

„Ich wollte, ich wäre so jung wie Sie,“ hatte sie gesagt.

Nun, sie hatte die Kraft und Stärke seiner Empfindungsweise gemeint in dem Bewußtsein der vorwiegend verstandesmäßigen Richtung ihres Wesens und der Kühle, die das Gefühl der Überlegenheit über die Umgebung so leicht mitteilt. Und die sie in der That besaß. Denn dieses kluge Mädchen

hatte nichts, gar nichts von einem jungen Weibe an sich. Wenn er sie kurz charakterisieren sollte: sie hatte etwas von einem als junge Dame angezogenen Musik- und Denkinstrument. Nein, das war ein zu häßlicher Vergleich! Sie hatte etwas von dem kühlen, neutralen, über Irdisches erhabenen Ausdrucke einiger der musizierenden Engel von Fiesole. Nichts Engelhaftes im landläufigen Sinne, nur das Neutrale, Leidenschaftslose, obschon sie einige Male lebhaft geworden war. In all der Verehrung und Bewunderung, die sie ihm ausgedrückt, und trotz der Innigkeit, die dabei hin und wieder ihre Augen angenommen, war so wenig Schwärmerisches, Zärtliches in ihrem Wesen, als Gemachtes darin war. Und doch hatte er sich Hals über Kopf in sie verliebt, heftig und leidenschaftlich sogar.

Aber sollte nicht eine Zeit kommen können, in der es anders würde? Sollte sich ihr Herz ihm nicht eines Tages entgegenneigen können, wie ihr geistiges Wesen sich ihm schon zukehrte? Sollte nicht —

Ach! er durfte an diese Vorstellung nur rühren, und weit und jauchzend thaten sich auch schon breite Hoffnungsthore auf, ihm entgegen fluteten Wärme und Licht, und neu sich regende Kräfte gossen sich in seine Seele, in diese Seele, die es so müde war, sich Erinnerungsfeuerwerke abzubrennen und vor einem Idol zu beten. Und alles in ihm drängte diesen Thoren zu. Er hätte Flügel der Morgenröte nehmen mögen, ihre Verheißungen zu erreichen; so rang alles in ihm nach Licht und Wärme.

Nach der Wärme drängen sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Er konnte nicht davon lassen, dieses tiefe dunkle Leuchten in ihren Augen, wenn sie ihn lächelnd angesehen, vor sich aufleuchten zu lassen, so sehr beglückte es ihn. Und wenn er auch wußte, daß der Glanz darin nur ein anderer Ausdruck der Bewunderung war, die sie ihm ausgesprochen, so berauschte er sich dennoch daran in einer vagen, thörichten Hoffnung, daß es anders sein oder — werden könnte.

Wenn sie nicht wußte, was Liebe war, warum sollte sie es nicht lernen? Warum sollte nicht ihm beschieden sein, es sie zu lehren? Es konnte doch so fern nicht liegen, so schwer nicht sein. Eine Schattierung noch in dieses Gesicht, einen Zug noch, und die Bewunderung war Zärtlichkeit, die Verehrung Liebe. Und dieses Etwas sollte er nicht in ihre Seele gießen können?

Da auf einmal sah er in Gedanken den Medizinalrat von den Armen seiner jugendlichen Gattin umschlungen vor sich, sah ihre braunen Locken seinen silbernen Bart überrieseln und ihre zärtlichen Augen auf sein schönes Greisenantlitz gerichtet.

Und mit einem Ruck stand er auf, nahm das Licht und beschloß zu Bett zu gehen.

Narr, der er selber ein Vierteljahrhundert älter war als das Mädchen, das ihn bezaubert hatte, der ein alter Mann sein würde, wenn sie noch ein junges, blühendes Weib war, deren Sinne heiß und lebendig sein würden, wenn die seinen stumpf geworden, die nach Liebe und Leben jauchzen würde, wenn er müde war. Die er vielleicht ohne große Schwierigkeiten erobern könnte, um ihre ehrliche gerade Natur durch ein schiefes Verhältnis zu der inneren Unwahrheit zu zwingen, durch die ihm die Frau mit den Locken so widerwärtig war, erobern, um den Spott und den Tadel, die man für die Herbingers übrig hatte, zu erleben!

So gab er denn seinen thörichten Träumen Valet.

Das heißt, er versuchte es zu thun. Denn sie verfolgten ihn trotzdem weiterhin mit unheimlicher Hartnäckigkeit.

Und immer mit ihnen ringend, kam er sich vor wie einer, der sich vergeblich müht, ein Boot aus enger Bucht hinauszurudern; die Strömung ist ihm zuwider, und das Ufer zieht das Boot an. Immer tauchte er die Ruder wieder ein, immer trieb das Boot zurück.

Und dieser Zustand, in dem ihm längst alles Gefühl neuen Frohsinns, göttlicher Jugend wieder abhanden gekommen war, war so qualvoll, daß ihn endlich eine Art Verzweiflung überkam.

Er war dabei völlig unfähig zu arbeiten. Seine Nächte waren voll Unruhe, sein Gaumen ohne Appetit. Alles in ihm war Sehnsucht, Wunsch, die Sehnsucht zu überwinden, und mitten in dem Wunsche der Wunsch nach neuer Sehnsucht.

Er kam aus der Bucht nicht heraus.

Gut denn: so würde er dem Ufer einen Stoß mit der Stange geben.

Er würde sie von sich entfernen, für sein eigenes Gefühl nur — aber darauf kam es ja allein an. Denn nicht eine Sekunde lang kam ihm der Gedanke, daß er nötig hätte, ihr etwas zu nehmen, sie von ihm zu befreien.

Er würde eine Kluft zwischen ihnen aufreißen, tiefer und unüberbrückbarer als dieses Vierteljahrhundert, das an Jahren zwischen ihnen lag, und jenseit dieser Kluft würde sie seinen Blicken entschwinden.

Sobald sie glaubte, daß er eine andere liebe, würde ihr jede Möglichkeit benommen sein, anders an ihn als an einen älteren Freund zu denken, und das Bewußtsein, daß es so sei, würde abkühlend auf ihn zurückwirken.

Vielleicht eine etwas komplizierte Rechnung, aber wir machen manchmal viel kompliziertere.

Noch in derselben Stunde, da ihm dieser Entschluß gekommen, saß er vor seinem Schreibtisch, wühlte in seinen Papieren mit fliegender Hast, als gälte jeder Augenblick einen Verlust, überlas, sichtete, steigerte da und dort einen Ausdruck, schrieb ab und steckte dann ein Konvolut Papiere in ein Couvert, dem er folgenden Brief mitgab:

Gnädiges Fräulein!

Sie äußerten an dem Abend, an dem ich die Freude hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, den Wunsch, meine Verse oder doch etwas davon kennen zu lernen. Gern erfülle ich einer jungen Dame, die mir Respekt und Teilnahme eingeflößt hat, einen so liebenswürdigen Wunsch, indem ich Ihnen die beifolgenden Gedichte übersende. Sie sind der Ausdruck meiner unwandelbaren Gefühle für eine Frau, die zu besitzen mir das Schicksal versagt hat. Behalten Sie die Abschriften als Andenken an einen väterlichen Freund, der hofft, bald wieder die Freude Ihrer Gesellschaft zu erleben.

Ihr aufrichtig ergebener

Ruthart.

Die Gedichte, die er seinem Schreibtische zu dem beregten Zwecke entnommen hatte, waren folgende Hymnen an die blonde Freundin, deren Bekanntschaft er einer unvergeßlichen Sommerfrische verdankte.

Durch die Wüste wandert ich
Mit lechzendem Gaumen,
Endlos der Weg, schattenlos
Und ohne Labsal.
Was hatte deine grünenden Haine,
Was rauschender Gewässer Sturz,
Was deiner Matten Kühle,
O Erde, verschlungen?

Durch die Wüste wandert ich
Mit lechzendem Gaumen,
Endlos der Weg und so bitter das Leid,
Daß ich vergaß, wie jemals
Glück mir gelächelt,
Freude das Herz mir durchrauscht.

Da sandtest du deinen Cherub, Herr,
Lichten Gewandes, lichteren Augs,
Und goldenen Becher bot er
Dürstenden Lippen.
Und siehe: In himmlisches Gewölk
Barg die Sonne ihren Glutpfeil,
Heimatlich rauscht es wie Waldgehänge,
Heimatlich wie murmelnden Rinnsals Kühle,
Labung wehte segnender Schatten
Auf mein Haupt,
Und längst vergessener seliger Glückshauch
Zog auf Schwalbenfittichen,
Auf Adlersfittichen in mein Herz.

Kannt ich, Allgütiger,
Kannt ich deiner Gnaden vergessen?
Trägt nicht, Erquickung spendend
Aus goldener Schale,
Erinnerung dein Gottgeschenk in Händen:
Ihre Liebe?

Laß deine Sonne Pfeile
Senden tausendfach,
Laß mich mit wunden Füßen,
Mit wundem Herzen gehn
Über Klippen und Mühsal —
Nur laß mich gedenken immerdar
An verlorenes, ach! kaum besessenes Glück,
Da aus der Fülle deiner Liebe
Du mir die ihre gabst.

* *
*

Seh ich in der Dämmrung Weben
Weiße Nebeldüfte schweben,
Wallen und in lichten Streifen
Wehend in die Ferne schweifen,
Will's mich stets an dich gemahnen
In geheimnisvollem Ahnen.

Immer ist's, als säh im matten
Zwielicht deinen teuern Schatten
In das Dunkel ich entschweben —
Immer ist's ein Neu-Erleben
Heißer Schmerzen, ist's ein Finden,
Sehnen, Suchen und — Entschwinden.

* *
*

Flüsternde Abendstimmen,
Singt mir ein Lied, ein Lied!
Denn ach! die Sonnen verglimmen
Und das Leben, das Leben entflieht.

Singt mir noch einmal den süßen,
Ewigen Weltgesang,
Die Liebe, die Liebe zu grüßen
Mit jauchzender Lieder Klang.

Ich seh meine Liebe schreiten,
Sie trägt ein Silbergewand,
Seh durch die Wolken sie gleiten,
Rosen in Haar und Hand.

Ich seh sie leibhaftig, d e Holde,
In einem lichten Strom
Von Sonnenstrahlengolde,
Ein heiter lächelnd Phantom.

Leuchtet, ihr Lebenswogen,
Ich had ihren Atem gespürt,
Sie ist meine Straße gezogen,
Sie hat an mein Herz gerührt.

Von allen heißen Beschwerden,
Von aller Freuden Pein
Sind wert, gelebt zu werden,
Ihre, ihre allein.

Flüsternde Abendstimmen,
Singt mir ein Lied, ein Lied!
Denn ach! die Sonnen verglimmen
Und das Leben, das Leben entflieht.

Leuchtet, ihr Lebenswogen,
Eh es zu Ende geht,
Eh das süße Elend verflogen
Und die Liebe, die Liebe verweht.

Ja, er hatte die Frau, an die diese Verse gerichtet waren, sehr geliebt!

Und als er sie nicht mehr liebte, hatte er diese Liebe gedichtet, um sich daran aufschwingen zu können über die Pein eines freudlosen Lebens.

Er hatte sich freilich daran aufgeschwungen wie Münchhausen, der an einem Bohnenstengel den Mond erkletterte — aber das Leben ist nun einmal eine Münchhausiade überhaupt, immer erwartet es von uns, daß wir uns an unserem eigenen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen und unsere Rosse an die Kirchtürme anbinden!

Und was würde ihm übrig bleiben, als diese Liebe wieder zu dichten?

Gut denn: er würde seine Phantasie anschirren, die verlorene wieder einzuholen, und er würde einen Triumphwagen aus ihr machen, in dem er über die Leichen seiner jüngsten Träume hinwegrasen würde, sein Herz würde bluten von den Radspuren, die das Gefährt hinterlassen, und seine Seele schreien bei dem Ächzen der Räder. Und er würde einsam oben stehen und die Flügelrosse antreiben zu wahnsinnigem Laufe!

Er gefiel sich in diesem tollen Bilde, und es kam ihm nicht darauf an, daß er sich damit überstürzte.

Immerhin hatte, was er zu überwinden strebte, ebenfalls ein Recht zu poetischer Ausgestaltung, und da er wieder ruhiger geworden, in der Poetenstimmung, die halb Ekstase und halb kühle Objektivität ist, in der wir unseren heftigsten Gefühlen, indem wir sie empfinden, zugleich wie fremden gegenüberstehen, warf er zu Ehren des Dramas, das sich eben noch in seiner Seele in lebhaften Auftritten abgespielt, einige Verse hin, die seinen Empfindungen Ausdruck gaben.

Leben, wer mag dich ergründen,
Lösung deinem Rätsel finden?

Kaum im Aug erloschne Thränen,
Reste frisch vergoßner Flut,
Tief im Herzen heiße Glut,
Heiß verquickt mit Todessehnen —
Da, welch wunderliche Schickung!
Sall ich tadeln, sall ich segnen
Dieses trauliche Begegnen?
Ist es Leid? ist es Beglückung?

Im Tausch der Gedanken
Ein Neigen und Schwanken,
Ein fühlend Begreifen,
Beflügeltes Schweifen
Nach höchstem Ziel,
Von Lippe zu Lippe
Das wechselnde Spiel.

In Lachen und Scherzen
Die Geister entbunden,
Entsiegelte Schmerzen,
Verratene Wunden,
Ein Plaudern und Weilen,
Ein Zaudern und Eilen —
So fliehen Sekunden,
So schwinden die Stunden.

Und nun — soll ich's nennen,
Mir selber bekennen?
Wie blühende Ranken
Im Frühlingsschein
Zittern Gedanken
In die Ferne hinein.
Aus klugen Reden
Das lose Gespinst —
Wie Sommerfäden
Ziehen und weben
Ein heimliches Leben —
Ist's Leid, ist's Gewinst?

O schlimme Entzweiung!
Ich schwanke und suche
Verlornes zu fassen,
Und sehe beklommen
Es schneller verblassen,
Und seh es entschweben
Und weiß nicht, was hoffen?
Genesung? Befreiung?
Neu atmendes Leben?
Ein frisches Gefühl?
O schlimmes Gewühl!

Ruhig, Herz! Bewahre Treue
Thörigem Schmerz aus alter Zeit,
Fahren laß das traulich Neue,
Das doch nur ein neues Leid.
Da und dort ein gleich Entsagen,
Besser noch das alte tragen
Als im Wechsel frische Qual.
Was du schon vieltausendmal
Hast empfunden, schmerzzerrissen,
Neu erklang's aus klugem Munde
Dir in jener Rätselstunde,
Und du solltest's endlich wissen:
Leer für dich bleibt diese Welt,
Und kein Echo schallt dir wieder,
Und du mußt sie einsam leben.

Dieses Gedicht steckte er nicht in das Couvert, das er an Ilse Eckart adressierte.

— — — — — — — — — — — —

Nach fünf Tagen etwa lief ein Schreiben an ihn ein, dessen Adresse von einer ihm gänzlich unbekannten Hand war. Großes Format, große steile lateinische Buchstaben.

Er riß es auf. Der Brief, in derselben Schrift auf einem Bogen in groß Quart, lautete:

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie, daß ich Ihnen hiermit meinen ganz ergebenen Dank ausspreche für die außerordentliche Güte, mit der Sie einem Wunsche, den ich äußerte, Rechnung trugen. Es würde mir anmaßend erscheinen, wenn ich mir herausnehmen wollte, ein Wort über Inhalt oder Form zu sagen. Aber ich darf vielleicht gestehen, daß sie mich bewegt und meine Bewunderung hervorgerufen haben.

Da ich meine Absicht, meine Studien hier zu vollenden, aufgegeben habe, um auf Wunsch meiner Eltern auf ein halbes Jahr nach Paris zu gehen, nehme ich gleichzeitig Gelegenheit, Ihnen lebewohl zu sagen.

Mit der Versicherung größter Hochachtung und Verehrung

Ilse Eckart.

Er las den Brief zweimal. Dann schloß er ihn weg, biß die Zähne zusammen und nahm sein neues Werk vor.

Das erste Blatt verdarb er. Das zweite auch. Dann ging es wie gepeitscht.





Der Nordabhang
des Monte Cevedale
(Ortlergruppe).

Gletscher.

Von

R. von Lendenfeld.

Im gegenwärtigen Stadium des Abkühlungsprozesses unseres Planetensystems hat die Erdoberfläche durchschnittlich eine zwischen dem Gefrier- und Siedepunkte des Wassers und zwar näher bei ersterem als bei letzterem liegende Temperatur. Deshalb ist gegenwärtig das Wasser der Körper, welcher die Niederschläge, sowie die flüssigen und halbfesten (Gletscher) Teile der Erdoberfläche bildet. Früher, als die Erde noch heißer war, bildeten andere, schwerer schmelz- und verdampfbare chemische Verbindungen die flüssigen Teile; und später, wenn die Abkühlung noch weiter fortgeschritten und die Temperatur überall dauernd weit unter 0 Grad herabgesunken ist, wird alles Wasser ebenso verfestigt sein, wie jetzt die Gesteine der Erdrinde es sind: dann werden die Kohlensäure der Luft, hierauf der Sauerstoff und endlich Stickstoff und Argon die Niederschläge bilden, in Gestalt von Schneedecken sich ausbreiten, zu Gletschern zusammensintern, in Strömen zu Thal fließen und als Seen und Meere die Tiefen erfüllen.

Sehr viele verschiedene Körper werden im Laufe der Erdgeschichte nacheinander Gletscher gebildet haben, ehe die Wassereisgletscher der Jetztzeit zur Ausbildung kamen; und wieder andere Körper werden, wie wir gesehen haben, in späteren Zeiten Gletscher bilden.

Wenn die Temperatur irgendwo an der Erdoberfläche innerhalb geringer Grenzen um den Schmelzpunkt eines Körpers schwankt, so werden sich dort Gletscher dieses Körpers bilden. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob das ein Körper mit hohem Schmelzpunkte, wie Aluminium, oder einer mit niederem Schmelzpunkte, wie Stickstoff ist; nur zu schwer darf er nicht sein, weil er sonst in die Tiefe versänke.

Wenn wir die gegenwärtigen Wassereisgletscher einer genaueren Betrachtung unterziehen, so studieren wir also ein Phänomen,

welches sich schon vielfach an anderen chemischen Substraten auf der Erde abgespielt hat und welches sich noch mehrfach an anderen Substraten abspielen wird. Das Gleiche gilt von der Verdunstung und dem Niederschlage, denn ebenso wie die Gletscherbildung werden auch sie — andere Sonnenwärme, aber gleiche Erdrotation vorausgesetzt — in gleicher Weise an anderen Substraten vor sich gehen als am Wasser.

Das Wasser verdampft bei gewöhnlichem Luftdrucke nicht nur bei 100 Grad, sondern auch bei tieferer Temperatur, bis 0 Grad und noch weiter: selbst bei sehr geringer Wärme, tief unter dem Gefrierpunkte, verdunstet noch das Eis. Aber diese Verdunstung ist eine unbedeutende und langsame; nur bei höherer Temperatur ist sie beträchtlich und zwar um so rascher und bedeutender, je höher die Temperatur ist. Die Verdunstung kann jedoch nicht bis ins Unbegrenzte, sondern nur so lange fortschreiten, als der mit dem Wasser in Berührung stehende Raum — gleichgültig, ob er lufterfüllt oder luftleer ist — jene der Temperatur entsprechende Menge von Wasser in Gasform noch nicht in sich aufgenommen hat, durch welche er gesättigt wird. Ist dieser Raum (diese Luft) für die herrschende Temperatur mit Wasserdampf gesättigt, so kann keine weitere Verdunstung mehr stattfinden. Je feuchter dieser Raum (diese Luft) wird, d. h. je mehr sie sich mit Wasserdunst gesättigt hat, um so langsamer ist die Verdunstung. Damit eine rasche und ausgiebige Verdunstung stattfinden könne, ist daher nicht nur eine höhere Temperatur, sondern auch eine stete Erneuerung der mit dem Wasser in Berührung kommenden Luftmassen notwendig: nicht nur Wärme, sondern auch Wind.

Die Lage der Erdachse in Bezug auf die Ebene ihrer Bahn um die Sonne bedingt es, daß die äquatorialen Teile ihrer Oberfläche am meisten Sonnenwärme erhalten und daß von hier die Temperatur gegen die Pole hin abnimmt. Da die Luft, wie jeder andere Körper, durch die Erwärmung ausgedehnt und dabei natürlich leichter gemacht wird, und da sich die Luft in den Tropen viel stärker als an den Polen erwärmt, so ist die Äquatorialluft leichter als die Polarluft. Verschieden schwere Gase oder Flüssigkeiten können jedoch nicht nebeneinander liegen bleiben: allzeit muß sich der schwerere Teil in der Tiefe und der leichtere in der Höhe auszubreiten streben. Deshalb strömt die kalte und schwere Polarluft in der Tiefe, dicht an die Erdoberfläche sich anschmiegend, dem Äquator zu, während die warme und leichte Äquatorialluft in der Höhe — über den Polarwind hinwegwehend — den Polen zufließt. Da die Geschwindigkeit der Rotationsbewegung eines jeden Punktes auf der Erdoberfläche im Verhältnis zu seiner Entfernung von der Rotations-(Erd)achse steht, und diese Entfernung vom Pol gegen den Äquator hin zunimmt, so bewegt sich die Erdoberfläche und die darauf liegende Luft am Äquator viel rascher von Westen nach Osten als in der Nähe der Pole. Dies hat zur Folge, daß der dem Äquator zuströmende Polarwind, welcher die geringere Rotationsbewegung höherer Breiten in sich hat, gegen die raschere Rotationsbewegung am Äquator zurückbleibend, von seiner ursprünglich meridionalen Richtung abgelenkt wird und eine in Bezug auf die Erdoberfläche immer mehr östliche Richtung annimmt. So entsteht der stets östliche Passatwind. Der über diesen gegen die Pole zurückfließende Antipassat nimmt dagegen, weil er die größere Rotationsbewegung des äquatorialen Gebietes in sich hat, eine um so mehr westliche Richtung an, je weiter er gegen die Pole vordringt.

In den gemäßigten Zonen veranlassen lokale Einflüsse Unregelmäßigkeiten in diesem allgemeinen Luftkreislaufe, es entstehen Wirbelwinde, bei denen die äquatorialen, westlichen Luftströmungen auf die Erdoberfläche herabgelangen und sich mit anderen Luftmassen mischen. Außerdem wird der warme Äquator-Westwind (Südwestwind auf der nördlichen, Nordwestwind auf der südlichen Hemisphäre), wenn er an ein Gebirge anstößt, von seiner horizontalen Richtung nach oben abgelenkt und gezwungen, zu bedeutenden Höhen emporzusteigen.

Weit ausgebreitet ist in den Tropen das Meer. Vom Äquator liegen zwischen drei Viertel und vier Fünftel im Wasser. Über diese weite, stark erwärmte Wasserfläche mit Heftigkeit hinwehend, veranlaßt der Passatwind eine ungeheure Verdunstung. Mit



Der Aletschgletscher (Finsteraargruppe)

Wasserdampf fast ganz gesättigt, steigt er dann empor, wobei er sich ausdehnt und dabei abkühlt. Diese Abkühlung führt zu vollkommener Sättigung und Übersättigung — zum Wiederabscheiden eines Teiles des aufgenommenen Wassers —: daher der Regenreichtum der Tropen. Für ihre Temperatur mit Wasser vollkommen gesättigt, strömt diese Luft dann als Antipassatwind zu den Polen zurück. Wo sie — wie etwa über der Sahara — noch weiter erwärmt wird, behält sie all ihr Wasser; sonst aber verliert sie bei ihrem Vordringen gegen die Pole immer mehr Wärme: ihre Feuchtigkeits-Kapacität sinkt, und sie muß Teile von dem Wasser, das sie mit sich führt, ausscheiden. Namentlich rasch und sehr bedeutend wird diese Ausscheidung an jenen Orten sein, wo der wasserreiche, warme Äquatorialwind mit kalter Luft sich mischt, oder durch erneutes Emporsteigen an einer Berglehne plötzlich ausgedehnt und abgekühlt wird. Daß die Mischung verschieden warmer, mit Wasser gesättigter Luftströme eine Übersättigung und Ausscheidung von Wasser zur Folge hat, beruht darauf, daß die Feuchtigkeitskapacität mit der Temperatur rascher zunimmt als die Temperatur selbst. Luft ist mit Wasserdunst gesättigt

bei	— 10	Gr.	mit	0,18	Proz.	ihres	Gewichts
bei	— 0	„	„	0,39	„	„	„
bei	+ 10	„	„	0,78	„	„	„
bei	+ 20	„	„	1,5	„	„	„
bei	+ 30	„	„	2,7	„	„	„
bei	+ 40	„	„	4,9	„	„	„

Mischt sich nun z. B. mit Wasser gesättigte Luft von 0 Grad mit solcher von + 20 Grad zu gleichen Teilen, so entsteht eine Luft von + 10 Grad, welche $\frac{0,39 + 1,5}{2} = 0,945$ Proz. Wasser enthält. Solche Luft ist aber schon (siehe oben) mit 0,78



Dreiherrenspitze (Venedigergruppe) mit Neuschnee.

Proz. gesättigt: 0,945 — 0,78 = 0,165 Proz. ihres Gewichtes müssen ausgeschieden werden, das würde für eine Luftmasse von 500 Metern Dicke eine Regenmenge von etwas über 1 Millimeter ergeben. Natürlich sind in Wirklichkeit die Mengen des infolge von Luftmischung ausgeschiedenen Wassers kleiner, erstens weil die Temperaturdifferenzen zumeist geringer, und zweitens weil die Luftmassen, namentlich die kühlere Luft zumeist nicht ganz mit Wasserdunst gesättigt sind. Deutlich aber geht aus der Rechnung hervor, daß die Entstehung jeglichen, im Flachlande und am Meere beobachteten Niederschlages durch Luftmischung erklärt werden kann. Zu diesem Luftmischungsniederschlag kommt dann im Gebirge noch derjenige, welcher durch die Ablenkung der Luftströmungen nach oben erzeugt wird: die Niederschlagsmenge ist im Gebirge immer größer als im benachbarten Flachlande.

Der Westabhang des Großglockner (Glocknergruppe) ausgeapert.

Wir sehen also, daß die Luft fortwährend große Massen — im Jahre ungefähr 300000 Kubikkilometer — Wasser den tropischen Meeren entnimmt und diese dann über alle nicht überhitzten Teile der Erde (Sahara und andere Wüsten sind solche) ausgießt.

Sowie in der einen oder anderen Weise der Sättigungspunkt (für die Temperatur) überschritten wird, kondensiert sich ein Teil des Wasserdunstes: bei einer Temperatur über 0 Grad zu kleinen Bläschen flüssigen Wassers; bei einer Temperatur unter 0 Grad zu kleinen Eisnadeln. Wegen ihrer Kleinheit und Leichtigkeit bleiben diese Bläschen bezw. Eisnadeln zunächst frei in der Luft schweben und bilden, in großen Mengen nebeneinander schwebend, die Wolken. Durch Aggregation jener Teilchen entstehen dann Regentropfen, Graupeln, Hagelkörner, bezw. Schneesternchen und Schneeflocken, welche auf die Erdoberfläche herabfallen.

Mit der Sonnenhöhe nimmt gegen die Pole hin auch die Temperatur ab. Aber nicht nur mit zunehmender Polnähe, auch mit zunehmender Höhe über dem Meeresspiegel nimmt die Temperatur ab. Diese Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe beruht darauf, daß die Luft von der Sonne, von oben her, nur in geringem Maße, dafür aber von der Erdoberfläche, von unten her,

sehr stark erwärmt wird. Nun steigt allerdings die von unten erwärmte Luft in die Höhe; sie dehnt sich dabei aber so stark aus, daß sie sich rasch abkühlt und zur Erwärmung der Höhen nur wenig beiträgt. Zudem ist die nächtliche Wärmeausstrahlung in der Höhe, wo eine dünnere Atmosphärenlage den Boden deckt, viel bedeutender als im Tieflande; und diese stärkere nächtliche Ausstrahlung kann deshalb nicht durch die um ebensoviel stärkere tägliche Sonnenzustrahlung aufgewogen werden, weil große Teile der Abhänge wegen ihrer Steilheit und wegen ihrer polwärts gerichteten Lage von der Sonne nur wenig oder gar nicht beschienen werden.

Weil die Temperatur an den Polen, und in den Hochgebirgen auch in der gemäßigten und Tropenzone, so niedrig ist, fällt ein Teil des Niederschlags oder aller Niederschlag hier in Form von Schnee herab. Überall wird der gefallene Schnee allmählich durch direkte Verdunstung und, wo die Temperatur über 0 Grad steigt, auch durch Abschmelzung wieder entfernt. Überall, wo diese den Schnee beseitigenden Faktoren rascher wirken, als der Schnee sich ansammelt, wird der Boden in jedem Jahre durch eine längere oder kürzere Zeit schneefrei sein. Überall dort aber, wo der Schnee rascher sich ansammelt, als er verdunstet und abschmilzt, wird er accumulieren und dauernd den Boden bedecken. Die Grenze zwischen der Region, wo der gefallene Schnee jährlich noch verschwindet, und jener, wo dies nicht mehr der Fall ist, wird als Schneegrenze bezeichnet.

Die Lage der Schneegrenze hängt erstens von der Temperatur und zweitens von der Menge des Schneefalles ab. Im Südpolargebiet, wo auch im Sommer die Temperatur fast gar nie und dann nur auf wenige Stunden und nur um wenige Grade über den Nullpunkt steigt, bleibt aller gefallene Schnee ungeschmolzen: da reicht die Schneegrenze herab bis zum Niveau des Meeres. Überall sonst aber, selbst im höchsten Norden, liegt sie über

Lawinenstreifen am Nordabhang der Fiescher Hörner (Finsteraargruppe).



In der obersten Firnmulde des Übelthalgletschers (Stubaiergruppe) im Winter; mehliger Hochschnee.

demselben, und zwar um so höher, je höher die Temperatur und je geringer die jährliche Niederschlags(=Schnee)menge ist. In Franz=Josefs=Land (82 Gr. n. Br.), zwischen 100 und 300 Metern über Meer gelegen, steigt sie in Spitzbergen (77 Gr. n. Br.) zu 460 Metern, in Norwegen bei 70 Gr. n. Br. zu 1000 Metern empor. In dem niederschlagsreichen Gebiete der Magelhaes=Straße liegt sie, in 54 Gr. südl. Br., 1100 Meter, in dem niederschlagsarmen Sibirien dagegen, in 52 Gr. n. Br., 3200 Meter hoch. Im nordamerikanischen Felsengebirge befindet sie sich, in 50 Gr. n. Br., in einer Höhe von 2650 Metern. In den europäischen Alpen (46 bis 47 Gr. n. Br.) liegt sie 2750 bis 3100 Meter über dem Meere. In den Pyrenäen (42 bis 43 Gr n. Br.) liegt sie 2700 bis 3000 Meter; in der gleichen Breite, in dem niederschlagsreicheren Neuseeland bloß 2300 Meter über dem Meere. In der trockenen Sierra Nevada in Kalifornien steigt sie in einer Breite von 40 Gr. zu 4000 Metern an, während sie in der gleichen Breite in den viel feuchteren Anden von Chili bei 1830 Metern liegt. Am höchsten, bis zu 6000 Metern, steigt die Schneegrenze im trockenen Inneren Asiens an (Künlün 36 Gr. n. Br.; Tibet 31 Gr. n. Br.). In der nächsten Nähe des Äquators selbst liegt sie in Amerika (Quito) bei 4800 Metern, in Afrika (Kilimanjaro) bei 5000 Metern.

Von dem Schnee, welcher oberhalb dieser Schneegrenze fällt, bleibt alljährlich ein größerer oder geringerer Rest ungeschmolzen und unverdunstet zurück. Indem diese Schneereste accumulieren, geben sie Anlaß zur Bildung von Gletschern.

Der Schnee, welcher bei einer Temperatur unter 0 Grad fällt, ist leicht, trocken, kleinflockig und staubartig, nicht so schwer, klebrig und großflockig wie jener, welcher bei einer Temperatur über 0 Grad fällt. Da nun der meiste über der Schneegrenze — in der Schneeregion — gebildete Schnee bei einer unter dem Gefrierpunkte liegenden Temperatur fällt, so ist der Schnee dort in der Regel trocken, leicht und staubig. Wohl haftet er an den kleinen Vorsprüngen und Rauhigkeiten, auch der allersteilsten Felswände, und diese sehen nach jedem Schneefalle wie überzuckert aus (siehe Abbild. S. 510: Dreiherrenspitze mit Neuschnee); doch ist seines Bleibens nicht hier: der Wind verweht ihn, die Sonne schmilzt ihn; und außerdem verdunstet er, so daß nach ein paar Tagen schon die Felswand wieder schwarz und schneefrei — „aper“, wie man im Gebirge sagt — erscheint (siehe Abbild. S. 511: Westabhang des Großglockners, ausgeapert).

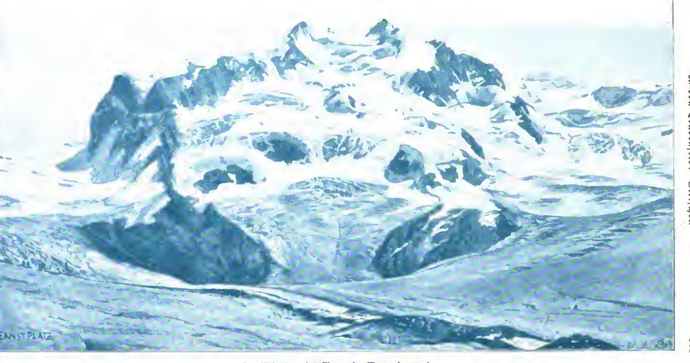
An den weniger steilen Hängen bleibt der gefallene Schnee zunächst in dickerer Schicht liegen, aber auch hier ist seines Bleibens nicht lange. Fortwährend kommen größere oder kleinere Teile desselben ins Gleiten und stürzen, Lawinen bildend, über den Abhang hinab. Jeder etwas vorragende Felsen hält den Schnee auf, und zwischen diesen Stützpunkten, welche zu Eckpfeilern schmaler Schneefirste werden, reißen die Lawinen tiefe Rinnen in den Firnhang. Alle diese Risse und Schneefirste liegen genau in Fallinien und verleihen den Steilhängen der Schneeregion ihr charakteristisches, streifiges Aussehen (siehe Abbild. S. 512: Lawinenstreifen am Nordabhang der Fiescher Hörner). Im Himalaya erlangt diese Streifung einen noch viel höheren Grad der Ausbildung wie in den europäischen Alpen.



Der Gipfel der Jungfrau [illegible] harter Firn

Der Wind, welcher im Hochgebirge mit viel größerer Gewalt als im Flachlande weht, bläst den staubigen Hochschnee vor sich her, fegt ihn von den exponierten Graten und treibt ihn, flatternden Fahnen gleich, hinaus über die Kammhöhen. Ein kleiner Teil dieses Schnees setzt sich in Gestalt von über die Leeseite hinausragenden Wächten am Kamme fest; der weitaus größere Teil desselben fällt jedoch herab und breitet sich in den windstilleren Mulden aus. Aber auch die Wächten thronen nicht lange auf ihrer luftigen Höhe. Sie wachsen, bis sie ihr eigenes Gewicht nimmer tragen können oder bis der Eintritt ausnehmend warmer Witterung ihr Gefüge lockert: dann stürzen auch sie hinab in die Tiefe der Mulde.

In diesen Mulden, den obersten Stufen der eiserfüllten Thäler, sammelt sich schließlich der größte Teil des im Hochgebirge fallenden Schnees an. Hier bleibt nicht nur der direkt in die Mulde fallende Schnee liegen, sondern hier häufen sich auch die Schneemassen an, welche von den die Mulden einfassenden Steilhängen vom Sturme

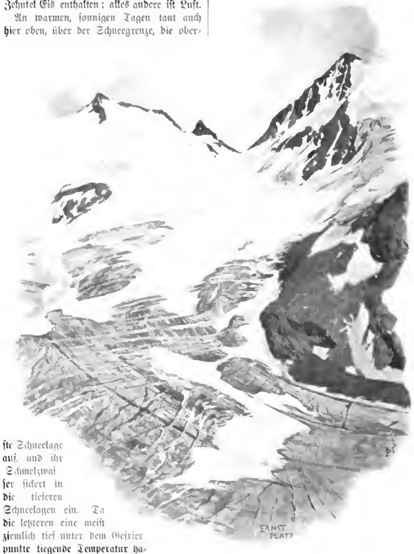


Der Westabhang des Monterosa (Monterosagruppe).

herabgeweht werden oder in Gestalt von Lawinen herabgleiten.

Der direkt und indirekt in der Mulde abgelagerte Schnee ist leicht und staubig; er dürfte im allgemeinen kaum mehr denn ein Zehntel Eis enthalten; alles andere ist Luft.

An warmen, sonnigen Tagen taut auch hier oben, über der Schneegrenze, die oberste Schneelage auf, und ihr Schmelzwasser sickert in die tieferen Schneelagen ein. Da die letzteren eine meist ziemlich tief unter dem Gefrierpunkte liegende Temperatur haben, so gefriert das in ihnen eingedrungene Schmelzwasser gleich wieder. Hierdurch wird der anfangs ganz mehlige Hochschnee in härteren Firn verwandelt (siehe Abbild. S. 513: oberste Firnmulde des Übelthalgletschers im Winter: mehliger Hochschnee; und Abbild. S. 514: Gipfel der Jungfrau im Sommer: harter Firn), welch



Die Schneegrenze am Malhamgletscher (Venedigergruppe).



Ill. D. Monatshefte. Januar 1[illegible]

Zu Lendenfeld: Gletscher

herabgeweht werden oder in Gestalt von Lawinen herabgleiten.

Der direkt und indirekt in der Mulde abgelagerte Schnee ist leicht und staubig; er dürfte im allgemeinen kaum mehr denn ein Zehntel Eis enthalten; alles andere ist Luft.

An warmen, sonnigen Tagen taut auch hier oben, über der Schneegrenze, die oberste Schneelage auf, und ihr Schmelzwasser sickert in die tieferen Schneelagen ein. Da die letzteren eine meist ziemlich tief unter dem Gefrierpunkte liegende Temperatur haben, so gefriert das in ihnen eingedrungene Schmelzwasser gleich wieder. Hierdurch wird der anfangs ganz mehlige Hochschnee in härteren Firn verwandelt (siehe Abbild. S. 513: oberste Firnmulde des Übelthalgletschers im Winter: mehliger Hochschnee; und Abbild. S. 514: Gipfel der Jungfrau im Sommer: harter Firn), welch



Die Schneegrenze am Malhamgletscher (Venedigergruppe).

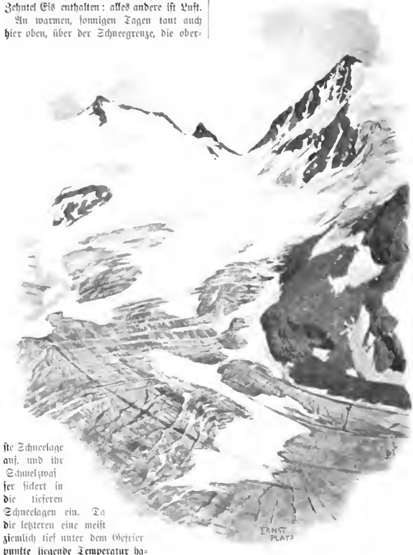


Zu Lendenfeld: Gletscher.

herabgeweht werden oder in Gestalt von Lawinen herabgleiten.

Der direkt und indirekt in der Mulde abgelagerte Schnee ist leicht und staubig; er dürfte im allgemeinen kaum mehr denn ein Zehntel Eis enthalten; alles andere ist Luft.

An warmen, sonnigen Tagen taut auch hier oben, über der Schneegrenze, die oberste Schneelage auf, und ihr Schmelzwasser sickert in die tieferen Schneelagen ein. Da die letzteren eine meist ziemlich tief unter dem Gefrierpunkte liegende Temperatur haben, so gefriert das in ihnen eingedrungene Schmelzwasser gleich wieder. Hierdurch wird der anfangs ganz mehlige Hochschnee in härteren Firn verwandelt (siehe Abbild. S. 513: oberste Firnmulde des Übelthalgletschers im Winter: mehliger Hochschnee; und Abbild. S. 514: Gipfel der Jungfrau im Sommer: harter Firn), welch



Die Schneegrenze am Malhamgletscher (Venedigergruppe).



Zu Lendenfeld · Gletscher



Der Pasterzengletscher (Glocknergruppe).

letzterer schon bedeutend weniger Luft enthält und ein viel größeres specifisches Gewicht hat.

Immer neue Schneelagen lagern sich auf dem Firn ab, und der Druck, den sie auf ihn ausüben, verursacht eine weitere Konsolidierung desselben, weitere Auspressung der zwischen seinen Eisteilen enthaltenen Luft. Unter diesem Drucke nimmt der Firn zunächst eine feinkörnige Struktur an: einzelne von den Eiskryställchen des Hochschnees werden aufgelöst und ihre Substanz setzt sich an andere Eiskryställchen an. Die anfangs bloß hirsekorngroßen Firnkörner wirken aufeinander gerade so wie die ursprünglichen Eiskryställchen: einzelne werden aufgelöst und ihr Schmelzwasser friert an andere an. Solcher Art, die einen auf Kosten der anderen wachsend, erreichen die Firnkörner schließlich, im Laufe vieler Jahre, Haselnußgröße und darüber.

Wäre der Firn vollkommen starr, so müßte er infolge des jährlichen Zuwachses bis in den Himmel wachsen. Dies geschieht jedoch nicht, weil seine Temperatur nur wenig unter dem Gefrierpunkte des Wassers bei gewöhnlichem Luftdrucke liegt und das Wasser die Eigenschaft hat, bei einer um so tieferen Temperatur zu gefrieren, beziehungsweise aufzutauen, je größer der Druck ist, unter dem es steht. Bei einer Atmosphäre Druck (unter normalen Verhältnissen also) taut Eis bei 0 Grad. Für jeden Atmosphärendruck mehr sinkt die Tautemperatur um 0,0075 Grad. Das specifische Gewicht des Firns beträgt je nach dem Grade seiner Ausbildung 0,3 bis 0,7, durchschnittlich 0,4 bis 0,5; d. h. er ist etwas weniger als halb so schwer wie Wasser. Eine 8 Meter hohe Wassersäule übt einen Druck von 1 Atmosphäre aus, also wird eine etwa 20 Meter hohe Firnschicht einen ebensolchen Druck ausüben. Wenn nun eine über der Schneeregion liegende Mulde mit Firn bis zu einer Höhe von 500 Metern ausgefüllt ist, so steht der basale Teil desselben unter



Das Mer de Glace (Montblancgruppe).

einem Druck von 25 Atmosphären, und dieser müßte daher schon schmelzen, wenn seine Temperatur $-0{,}0075 \times 25 = -0{,}1875$ Grad betrüge, also beträchtlich unter dem Gefrierpunkt läge. In Anbetracht der Thatsache, daß die mittlere Jahrestemperatur des Ortes, welche der Firn eine kurze Strecke unter seiner Oberfläche hat, nicht sehr tief unter 0 Grad liegt, und unter Berücksichtigung der von unten her auf den Firn wirkenden Erdwärme, können wir uns wohl vorstellen, daß dieser Firn am Grunde in der That über jenen Punkt erwärmt und somit teilweise geschmolzen wird. Hierdurch wird dort unten sein Gefüge gelockert und er in den Stand gesetzt, thalab zu gleiten. Des festen Haltes am Grunde beraubt, wird die ganze Firnmasse mit der riesigen Gewalt ihres ungeheuren Gewichtes thalab drücken, und wo immer ein Felsen, eine Thalbiegung oder eine Thalverengung sich ihrer Gleitbewegung nach abwärts in den Weg stellt, wird lokal ein ganz kolossaler Druck entstehen, ein Druck, welcher den Schmelzpunkt an der Druckstelle so tief herabsetzt, daß hier der Firn augenblicklich schmilzt. Das Schmelzwasser wird aus der gedrückten Stelle herausgepreßt und friert dann, sowie es die Druckarea verlassen hat, wieder. Es ist unter diesen Umständen einleuchtend, daß kein ihrer Bewegung nach abwärts entgegenstehendes Hindernis, kein Felsvorsprung und keine Thalverengung die Firnmasse wird aufhalten können. Die hierdurch bedingte Beweglichkeit des Firneises wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß das Eis gegen Zug sehr wenig widerstandsfähig ist und überall, wo eine stärkere Traktion auf dasselbe wirkt, zerreißt. Die bei seiner Bewegung über all die Erhöhungen und Vertiefungen des Felsgrundes zu stande kommenden Druck- und Zugwiderstände sind also leicht zu überwinden: erstere durch lokale Schmelzung, letztere durch Zerreißung. Das Firneis ist daher im stande, einem Strome gleich durch jedes Thal herabzufließen.

Nichts nimmt man von dem immerfort stattfindenden Schmelzen und Wiedergefrieren an den Druckstellen wahr; sehr deutlich

tritt uns dagegen die Folge der Zugwirkung, die Zerreißung des Eises, vor die Augen.

Die ober der Schneegrenze durch die Zugwirkung entstehenden Spalten werden immer wieder von neuen Schneelagen, von Schneewehen und Lawinen verdeckt, und die Überschreitung der trügerischen Schneebrücken, welche sich über dieselben spannen, birgt eine der größten Gefahren in sich, denen der Wanderer im Hochgebirge ausgesetzt ist. Die wichtigsten und die größten Spalten der Firnregion und der Gletscher überhaupt sind jene, in Isohypsen am Fuße der steileren Schneehänge und Eiscouloirs hinziehenden, die flacheren Böden der Mulden einsäumenden Klüfte, welche als Bergschründe bekannt sind (s. doppelseitiges Bild: Nordabhang des Aletschhornes). Diese Bergschründe trennen im allgemeinen die dünneren Firnlagen, welche an den steileren, oberen Abhängen fester angefroren sind, von dem unteren, viel mächtigeren, flacheren und beweglicheren Firn. Indem der letztere rascher zu Thal fließt, wird an den Stellen, wo er mit dem festsitzenden oberen Firn zusammenhängt, ein ungeheurer Zug ausgeübt: dieser ist es, welcher hier zur Zerreißung und zur Bildung der Bergschründe führt. Seiner Bildungsweise entsprechend, liegt der untere Rand des Bergschrundes viel tiefer als der obere. Die Lawinen, die von den oberhalb desselben liegenden, steilen Firnhängen abgehen, stürzen zum Teil in den Bergschrund und bilden stellenweise Decken, welche ihn überbrücken und so die Überschreitung desselben möglich machen. Solche Brücken sind natürlich dort zu suchen, wo große Lawinenrisse zum Bergschrunde herabziehen, was dem Bergsteiger — namentlich beim Abstiege — zur Richtschnur dienen kann. Die Größe der Bergschründe, ihre Tiefe und Breite, steht im Verhältnis zur Mächtigkeit der Firnschicht, welche sie durchsetzen. Dementsprechend sind die Bergschründe in den neuseeländischen Alpen, wo die Firnmassen viel mächtiger sind, bedeutend größer als in den Alpen Europas.



Der Tasmangletscher (Neuseeland).

Wo die Firnlage über unregelmäßiges, welliges Terrain herabzieht, wird sie in sehr unregelmäßiger Weise zerklüftet; der Grad der Zerklüftung steht, wie ein Vergleich der

beiden Ansichten vom Monterosa (siehe Abbild. S. 515) und Monte Cevedale (siehe Abbild. S. 507) zeigt, im Verhältnisse zur Unregelmäßigkeit des Terrains. Überall, wo der Grund konvex ist, bilden sich Spalten, welche senkrecht zu der Richtung stehen, in welcher der Felsgrund seine Neigung am raschesten ändert (am meisten konvex ist). Diese Spalten sind teils Längs-, teils Querspalten. Überall, wo sich ein Felsvorsprung der Bewegung des Eises entgegenstellt, wird dasselbe etwas aufgehalten, während daneben, wo kein solches Hindernis vorhanden ist, die Bewegung un-



Der Dorfergletscher (Venedigergruppe).

gehemmt stattfinden kann; hierbei kommen Spannungen zwischen den zurückgehaltenen und den nicht zurückgehaltenen Eisteilen zu stande, welche zur Zerreißung des Eises an den Seiten des Felsvorsprunges führen. Solcher Art werden in der Firnregion Längsspalten gebildet. Auch dort, wo die Richtung des Abhanges sich ändert, müssen Spalten entstehen, weil am „schwenkenden Flügel" ein heftiger Zug stattfindet. Wirken mehrere von diesen Umständen zusammen, so wird der Firn ganz in Schollen zersplittert, welche aber nie die merkwürdigen Nadel- und Turmformen der unterhalb der Schneegrenze gebildeten Eistrümmer annehmen.

Je nach dem Grade der Unregelmäßigkeit des Terrains, über das er herabgezogen, mehr oder weniger umgeknetet, langt der Firn an der Schneegrenze an. Hier tritt — im Hochsommer — das alte von oben herabgekommene Eis unter der jüngsten Schneedecke hervor (siehe Abbild. S. 516:

die Schneegrenze am Malhamgletscher). Während auf seinem ganzen Wege, von den höchsten Kammstrecken bis hier herab, der Gletscher, wegen des Überwiegens des jährlichen Schneezuwachses über den jährlichen Schneeverlust oberhalb der Schneegrenze, an Masse zunimmt, ist der ganze unterhalb dieser Linie liegende Teil des Eisstromes in Abnahme begriffen, weil hier, unter der Schneegrenze, der jährliche Verlust durch Abschmelzung größer als der jährliche Schneezuwachs ist. An der Schneegrenze selbst hat der Gletscher die größte Mächtigkeit. Unter immer größeren jährlichen Verlusten, je weiter er gegen die warme Tiefe vordringt, fließt nun der Gletscher durch das Thal hinab. Konstant nimmt seine Mächtigkeit ab, bis endlich nichts mehr von ihm übrig ist: wir sind an der Gletscherstirne angelangt. Der unter der Schneegrenze liegende Teil des Gletschers — die Gletscherzunge — weicht in mancher Beziehung von den ober der Schneegrenze liegenden Teilen ab. Hier unten fehlen die Bergschründe, und die anderen Spalten sind kleiner, regelmäßiger und zahlreicher; hier unten ist auch das Oberflächenrelief durch die Abschmelzung wesentlich abgeändert.

Die Spalten der Gletscherzunge treten nicht wie jene der Firnregion einzeln oder nur in kleinen Gruppen auf, sondern es werden hier unten, wenn die Neigung des Gletscherbettes gering und ziemlich konstant ist, ganze Systeme von parallelen, in gleichen, kleinen Intervallen liegenden, sehr langen und geraden oder nur wenig gekrümmten Spalten gebildet (siehe Abbild. S. 517: der Pasterzengletscher, und doppelseitiges Bild: der Aletschgletscher).

Diese regelmäßigen Spaltensysteme der Gletscherzunge kommen dadurch zu stande, daß sich der mittlere Teil des Gletschers gerade so, wie es bei einem Strome fließenden Wassers der Fall ist, wegen der geringeren Reibung rascher bewegt als die Randteile. Hierdurch werden Randspalten gebildet, die, senkrecht zu der aus der



Der Roseggletscher (Berninagruppe).

rascheren Bewegung der Gletschermitte resultierenden Zugrichtung sich erstreckend, vom Gletscherrand nach innen und oben verlaufen. Und weil sich die Gletschermitte rascher als die Seitenteile bewegt, werden diese Spalten dann so gedreht, daß sie eine immer mehr quere Lage einnehmen und schließlich als Querspalten erscheinen. Der Grad der durch diese Rand- und Querspaltensysteme hervorgerufenen Zerklüftung ist ein sehr verschiedener, verschieden sowohl bei verschiedenen Gletschern, wie auch in verschiedenen Teilen eines und desselben Gletschers. Denn es wirken bei ihrer Bildung immer Neigungs- und Richtungsänderungen sowie andere Unregelmäßigkeiten des Gletscherbettes mit, welche die Spaltenbildung stellenweise begünstigen und sie stellenweise beeinträchtigen. Auf der Pasterze (Abbild. S. 517) sind diese Spalten größtenteils unbedeutend; am Aletschgletscher (s. doppelseitiges Bild) aber vielerorts recht groß und dicht gedrängt. Dasselbe gilt von gewissen Teilen des Mer

de Glace (siehe Abbild. S. 518) und des Tasmangletschers (siehe Abbild. S. 519).

Wo die Neigung des Bodens, über den der Gletscher herabzieht, bedeutender wird und seine Unebenheiten ein gleichmäßiges Hinabgleiten der Eismassen unmöglich machen, treten zahllose, in allen Richtungen sich kreuzende Spalten auf, welche den Gletscher zu einem Chaos von Trümmern zersplittern (s. doppelseitiges Bild: Eisbruch des Hochstetter Gletschers).



Der Kronprinz-Rudolf-Gletscher (Neuseeland).

Die Spalten bilden sich stets an derselben Stelle, dort nämlich, wo die Gestalt des Felsgrundes eine hinreichende Spannung verursacht. Der erste Riß findet unter knallendem Geräusch statt. Anfangs sind die Spalten haarfein; sie erweitern sich am ersten Tage zu einer Breite von mehreren Centimetern und fahren dann so lange fort, an Breite zuzunehmen, als der Zug, dem sie ihre Entstehung verdankten, anhält. Kommt das Eis, in dem sich die Spalte befindet, bei seiner Bewegung nach abwärts in eine Gegend, wo die Verhältnisse des Grundes keinen Zug mehr, sondern Druck veranlassen, so schließt sich die Spalte allmählich wieder, ihre Seiten schweißen zusammen, und nichts verrät ihr früheres Vorhandensein.

Durch die fortwährenden Druckveränderungen, denen alle Teile des Eises ausgesetzt sind, durch das Eindringen und Gefrieren des ausgepreßten, unterkühlten Schmelzwassers, sowie durch die wiederholte Bildung und Oblitteration der Spalten wird die Luft immer mehr aus dem Eise verdrängt: völlig luftfrei langt es am unteren Gletscherende an. So verwandelt sich im Laufe der Jahrhunderte der leichte Hochschnee, den der Wind über die Grate fegt, in das solide, schwere, blaue Eis der Gletscherstirne.

Die Oberfläche der Gletscherzunge wird durch die Sonnenwärme allsommerlich etwas abgeschmolzen. Durch diese Abschmelzung werden die zwischen den Spalten stehenden Eismauern nach oben hin zu oft messerscharfen Schneiden zugeschärft und die Trümmer der Eisstürze in schlanke Nadeln und Türme verwandelt. Das oberflächliche Schmelzwasser sammelt sich — in spaltenlosen Partien — zu Bächen, welche tiefe Rinnsale ausschmelzen und zuweilen — wenn die spaltenfreie Fläche groß ist — an warmen Sommertagen sehr bedeutende Dimensionen annehmen. Diese Bäche fließen über die Eisoberfläche hin, bis sie zu einer Spalte kommen; in diese stürzen sie sich dann hinab und schmelzen hier einen senkrechten Schacht, eine Gletschermühle aus, durch welche sie bis zum Gletschergrunde hinabgelangen, um dann, mit dem Grundschmelzwasser vereint, unter dem Eisstrome ihren Thalweg fortzusetzen.

Der Wind, welcher über die Schneefelder hinweht, führt Staub, sowie zuweilen auch große Mengen von leichten Pflanzensamen und Insekten mit sich, von denen ein Teil auf der Firnoberfläche abgelagert wird. Dieser Staub rc. ist zumeist mit verwehtem Schnee vermischt. Im Sommer schmilzt, wie erwähnt, ein Teil des Schnees auch über der Schneegrenze. Der in der abgeschmolzenen Schneeschicht enthaltene Staub bildet dann, allein zurückbleibend, eine dünne

Schicht auf der Oberfläche des ungeschmolzenen Schneerestes. Diese Staubschicht wird im nächsten Winter mit einer frischen Schneelage bedeckt, auf deren Oberfläche sich gegen Ende des Sommers eine neue Staubschicht anhäuft. Es muß also der ganze Firn von feinen mehr oder weniger horizontalen Staubschichten durchsetzt sein, und es ist die zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Staubschichten befindliche Schneelage der Schneezuwachs je eines Jahres.

Außer dem Staube, welcher diffus und in annuellen Schichten den Firn durchsetzt, sind den Rändern des Firnstromes auch jene massenhaften Steintrümmer eingebettet, welche allzeit von den schneefreien, die Firnmulden einfassenden Felswänden herabstürzen. Immer neue Schneelagen decken diese Trümmer gerade so wie die Staublagen zu, so daß wir an der Oberfläche des Firns kaum etwas von ihnen bemerken; es ist aber thatsächlich der an einen felsigen Abhang anstoßende Randteil des Firns in seiner ganzen Mächtigkeit von größeren und kleineren Felstrümmern durchsetzt.

Diese Staub- und Steineinlagerungen trägt der Firn in sich thalab. An der Schneegrenze, wo der jährliche Verlust durch oberflächliche Abschmelzung den jährlichen Zuwachs durch neue Schneelagen zu überwiegen beginnt, fangen diese Einlagerungen an, freigelegt zu werden.

Wo keine bedeutendere Zerklüftung die regelmäßige Lagerung der jährlichen Staubschichten gestört hat, treten diese nun nacheinander in eben dem Maße als **Schmutzbänder** zu Tage, in welchem die sie trennenden jährlichen Schneereste abgeschmolzen werden. Die Abschmelzung schneidet gewissermaßen das horizontal geschichtete Firneis schief ab, wobei nacheinander die Eisschichten — und die sie trennenden Staublagen — an den Tag kommen. Kolonnen von Schmutzbändern beobachtet man an vielen Gletschern, so z. B. am großen Aletsch. Sie sind in der Regel nur in einer verhältnismäßig kurzen Strecke dicht unter der Schneegrenze deutlich, weil weiterhin die Schichtung, deren Ausdruck sie sind, durch die Zerklüftung der Gletscherzunge gestört wird.

Viel auffallender noch als diese Staubschichten und Schmutzbänder sind die **Moränen**, welche in gleicher Weise durch die Ab-



Le Jardin im Talèfregletscher (Montblancgruppe).



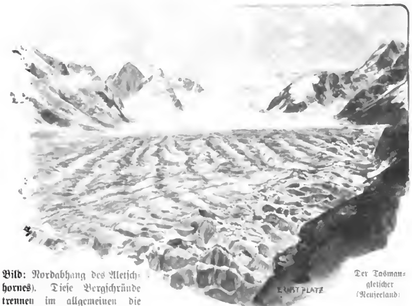
Das Mer de Glace (Montblancgruppe).

einem Druck von 25 Atmosphären, und dieser müßte daher schon schmelzen, wenn seine Temperatur $-0{,}0075 \times 25 = -0{,}1875$ Grad betrüge, also beträchtlich unter dem Gefrierpunkt läge. In Anbetracht der Thatsache, daß die mittlere Jahrestemperatur des Ortes, welche der Firn eine kurze Strecke unter seiner Oberfläche hat, nicht sehr tief unter 0 Grad liegt, und unter Berücksichtigung der von unten her auf den Firn wirkenden Erdwärme, können wir uns wohl vorstellen, daß dieser Firn am Grunde in der That über jenen Punkt erwärmt und somit teilweise geschmolzen wird. Hierdurch wird dort unten sein Gefüge gelockert und er in den Stand gesetzt, thalab zu gleiten. Des festen Haltes am Grunde beraubt, wird die ganze Firnmasse mit der riesigen Gewalt ihres ungeheuren Gewichtes thalab drücken, und wo immer ein Felsen, eine Thalbiegung oder eine Thalverengung sich ihrer Gleitbewegung nach abwärts in den Weg stellt, wird lokal ein ganz kolossaler Druck entstehen, ein Druck, welcher den Schmelzpunkt an der Druckstelle so tief herabsetzt, daß hier der Firn augenblicklich schmilzt. Das Schmelzwasser wird aus der gedrückten Stelle herausgepreßt und friert dann, sowie es die Druckarea verlassen hat, wieder. Es ist unter diesen Umständen einleuchtend, daß kein ihrer Bewegung nach abwärts entgegenstehendes Hindernis, kein Felsvorsprung und keine Thalverengung die Firnmasse wird aufhalten können. Die hierdurch bedingte Beweglichkeit des Firneises wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß das Eis gegen Zug sehr wenig widerstandsfähig ist und überall, wo eine stärkere Traktion auf dasselbe wirkt, zerreißt. Die bei seiner Bewegung über all die Erhöhungen und Vertiefungen des Felsgrundes zu stande kommenden Druck- und Zugwiderstände sind also leicht zu überwinden: erstere durch lokale Schmelzung, letztere durch Zerreißung. Das Firneis ist daher im stande, einem Strome gleich durch jedes Thal herabzufließen.

Nichts nimmt man von dem immerfort stattfindenden Schmelzen und Wiedergefrieren an den Druckstellen wahr; sehr deutlich

tritt uns dagegen die Folge der Zugwirkung, die Zerreißung des Eises, vor die Augen.

Die ober der Schneegrenze durch die Zugwirkung entstehenden Spalten werden immer wieder von neuen Schneelagen, von Schneewehen und Lawinen verdeckt, und die Überschreitung der trügerischen Schneebrücken, welche sich über dieselben spannen, birgt eine der größten Gefahren in sich, denen der Wanderer im Hochgebirge ausgesetzt ist. Die wichtigsten und die größten Spalten der Firnregion und der Gletscher überhaupt sind jene, in Isohypsen am Fuße der steileren Schneehänge und Eiscouloirs hinziehenden, die flacheren Böden der Mulden einsäumenden Klüfte, welche als Bergschründe bekannt sind (s. doppelseitiges Bild: Nordabhang des Aletschhornes). Diese Bergschründe trennen im allgemeinen die dünneren Firnlagen, welche an den steileren, oberen Abhängen fester angefroren sind, von dem unteren, viel mächtigeren, flacheren und beweglicheren Firn. Indem der letztere rascher zu Thal fließt, wird an den Stellen, wo er mit dem festsitzenden oberen Firn zusammenhängt, ein ungeheurer Zug ausgeübt: dieser ist es, welcher hier zur Zerreißung und zur Bildung der Bergschründe führt. Seiner Bildungsweise entsprechend, liegt der untere Rand des Bergschrundes viel tiefer als der obere. Die Lawinen, die von den oberhalb desselben liegenden, steilen Firnhängen abgehen, stürzen zum Teil in den Bergschrund und bilden stellenweise Decken, welche ihn überbrücken und so die Überschreitung desselben möglich machen. Solche Brücken sind natürlich dort zu suchen, wo große Lawinenrisse zum Bergschrunde herabziehen, was dem Bergsteiger — namentlich beim Abstiege — zur Richtschnur dienen kann. Die Größe der Bergschründe, ihre Tiefe und Breite, steht im Verhältnis zur Mächtigkeit der Firnschicht, welche sie durchsetzen. Dementsprechend sind die Bergschründe in den neuseeländischen Alpen, wo die Firnmassen viel mächtiger sind, bedeutend größer als in den Alpen Europas.



Der Tasmangletscher (Neuseeland).

Wo die Firnlage über unregelmäßiges, welliges Terrain herabzieht, wird sie in sehr unregelmäßiger Weise zerklüftet; der Grad der Zerklüftung steht, wie ein Vergleich der

beiden Ansichten vom Monterosa (siehe Abbild. S. 515) und Monte Cevedale (siehe Abbild. S. 507) zeigt, im Verhältnisse zur Unregelmäßigkeit des Terrains. Überall, wo der Grund konvex ist, bilden sich Spalten, welche senkrecht zu der Richtung stehen, in welcher der Felsgrund seine Neigung am raschesten ändert (am meisten konvex ist). Diese Spalten sind teils Längs-, teils Querspalten. Überall, wo sich ein Felsvorsprung der Bewegung des Eises entgegenstellt, wird dasselbe etwas aufgehalten, während daneben, wo kein solches Hindernis vorhanden ist, die Bewegung ungehemmt stattfinden kann; hierbei kommen Spannungen zwischen den zurückgehaltenen und den nicht zurückgehaltenen Eisteilen zu stande, welche zur Zerreißung des Eises an den Seiten des Felsvorsprunges führen. Solcher Art werden in der Firnregion Längsspalten gebildet. Auch dort, wo die Richtung des Abhanges sich ändert, müssen Spalten entstehen, weil am „schwenkenden Flügel" ein heftiger Zug stattfindet. Wirken mehrere von diesen Umständen zusammen, so wird der Firn ganz in Schollen zersplittert, welche aber nie die merkwürdigen Nadel- und Turmformen der unterhalb der Schneegrenze gebildeten Eistrümmer annehmen.

Der Dorfergletscher
Venedigergruppe

Je nach dem Grade der Unregelmäßigkeit des Terrains, über das er herabgezogen, mehr oder weniger umgeknetet, langt der Firn an der Schneegrenze an. Hier tritt — im Hochsommer — das alte von oben herabgekommene Eis unter der jüngsten Schneedecke hervor (siehe Abbild. S. 516:

die Schneegrenze am Malhamgletscher). Während auf seinem ganzen Wege, von den höchsten Kammstrecken bis hier herab, der Gletscher, wegen des Überwiegens des jährlichen Schneezuwachses über den jährlichen Schneeverlust oberhalb der Schneegrenze, an Masse zunimmt, ist der ganze unterhalb dieser Linie liegende Teil des Eisstromes in Abnahme begriffen, weil hier, unter der Schneegrenze, der jährliche Verlust durch Abschmelzung größer als der jährliche Schneezuwachs ist. An der Schneegrenze selbst hat der Gletscher die größte Mächtigkeit. Unter immer größeren jährlichen Verlusten, je weiter er gegen die warme Tiefe vordringt, fließt nun der Gletscher durch das Thal hinab. Konstant nimmt seine Mächtigkeit ab, bis endlich nichts mehr von ihm übrig ist: wir sind an der Gletscherstirne angelangt. Der unter der Schneegrenze liegende Teil des Gletschers — die Gletscherzunge — weicht in mancher Beziehung von den ober der Schneegrenze liegenden Teilen ab. Hier unten fehlen die Bergschründe, und die anderen Spalten sind kleiner, regelmäßiger und zahlreicher; hier unten ist auch das Oberflächenrelief durch die Abschmelzung wesentlich abgeändert.

Die Spalten der Gletscherzunge treten nicht wie jene der Firnregion einzeln oder nur in kleinen Gruppen auf, sondern es werden hier unten, wenn die Neigung des Gletscherbettes gering und ziemlich konstant ist, ganze Systeme von parallelen, in gleichen, kleinen Intervallen liegenden, sehr langen und geraden oder nur wenig gekrümmten Spalten gebildet (siehe Abbild. S. 517: der Pasterzengletscher, und doppelseitiges Bild: der Aletschgletscher).

Diese regelmäßigen Spaltensysteme der Gletscherzunge kommen dadurch zu stande, daß sich der mittlere Teil des Gletschers gerade so, wie es bei einem Strome fließenden Wassers der Fall ist, wegen der geringeren Reibung rascher bewegt als die Randteile. Hierdurch werden Randspalten gebildet, die, senkrecht zu der aus der



Der Roseggletscher (Berninagruppe).

rascheren Bewegung der Gletschermitte resultierenden Zugrichtung sich erstreckend, vom Gletscherrand nach innen und oben verlaufen. Und weil sich die Gletschermitte rascher als die Seitenteile bewegt, werden diese Spalten dann so gedreht, daß sie eine immer mehr quere Lage einnehmen und schließlich als Querspalten erscheinen. Der Grad der durch diese Rand- und Querspaltensysteme hervorgerufenen Zerklüftung ist ein sehr verschiedener, verschieden sowohl bei verschiedenen Gletschern, wie auch in verschiedenen Teilen eines und desselben Gletschers. Denn es wirken bei ihrer Bildung immer Neigungs- und Richtungsänderungen sowie andere Unregelmäßigkeiten des Gletscherbettes mit, welche die Spaltenbildung stellenweise begünstigen und sie stellenweise beeinträchtigen. Auf der Pasterze (Abbild. S. 517) sind diese Spalten größtenteils unbedeutend; am Aletschgletscher (s. doppelseitiges Bild) aber vielerorts recht groß und dicht gedrängt. Dasselbe gilt von gewissen Teilen des Mer

de Glace (siehe Abbild. S. 518) und des Tasmangletschers (siehe Abbild. S. 519).

Wo die Neigung des Bodens, über den der Gletscher her abzieht, bedeutender wird und seine Unebenheiten ein gleichmäßiges Hinabgleiten der Eismassen unmöglich machen, treten zahllose, in allen Richtungen sich kreuzende Spalten auf, welche den Gletscher zu einem Chaos von Trümmern zersplittern (s. doppelseitiges Bild: Eisbruch des Hochstetter Gletschers).



Der Kronprinz-Rudolf-Gletscher (Neuseeland).

Die Spalten bilden sich stets an derselben Stelle, dort nämlich, wo die Gestalt des Felsgrundes eine hinreichende Spannung verursacht. Der erste Riß findet unter knallendem Geräusch statt. Anfangs sind die Spalten haarfein; sie erweitern sich am ersten Tage zu einer Breite von mehreren Centimetern und fahren dann so lange fort, an Breite zuzunehmen, als der Zug, dem sie ihre Entstehung verdankten, anhält. Kommt das Eis, in dem sich die Spalte befindet, bei seiner Bewegung nach abwärts in eine Gegend, wo die Verhältnisse des Grundes keinen Zug mehr, sondern Druck veranlassen, so schließt sich die Spalte allmählich wieder, ihre Seiten schweißen zusammen, und nichts verrät ihr früheres Vorhandensein.

Durch die fortwährenden Druckveränderungen, denen alle Teile des Eises ausgesetzt sind, durch das Eindringen und Gefrieren des ausgepreßten, unterkühlten Schmelzwassers, sowie durch die wiederholte Bildung und Obliteration der Spalten wird die Luft immer mehr aus dem Eise verdrängt: völlig luftfrei langt es am unteren Gletscherende an. So verwandelt sich im Laufe der Jahrhunderte der leichte Hochschnee, den der Wind über die Grate fegt, in das solide, schwere, blaue Eis der Gletscherstirne.

Die Oberfläche der Gletscherzunge wird durch die Sonnenwärme allsommerlich etwas abgeschmolzen. Durch diese Abschmelzung werden die zwischen den Spalten stehenden Eismauern nach oben hin zu oft messerscharfen Schneiden zugeschärft und die Trümmer der Eisstürze in schlanke Nadeln und Türme verwandelt. Das oberflächliche Schmelzwasser sammelt sich — in spaltenlosen Partien — zu Bächen, welche tiefe Rinnsale ausschmelzen und zuweilen — wenn die spaltenfreie Fläche groß ist — an warmen Sommertagen sehr bedeutende Dimensionen annehmen. Diese Bäche fließen über die Eisoberfläche hin, bis sie zu einer Spalte kommen; in diese stürzen sie sich dann hinab und schmelzen hier einen senkrechten Schacht, eine Gletschermühle aus, durch welche sie bis zum Gletschergrunde hinabgelangen, um dann, mit dem Grundschmelzwasser vereint, unter dem Eisstrome ihren Thalweg fortzusetzen.

Der Wind, welcher über die Schneefelder hinweht, führt Staub, sowie zuweilen auch große Mengen von leichten Pflanzensamen und Insekten mit sich, von denen ein Teil auf der Firnoberfläche abgelagert wird. Dieser Staub rc. ist zumeist mit verwehtem Schnee vermischt. Im Sommer schmilzt, wie erwähnt, ein Teil des Schnees auch über der Schneegrenze. Der in der abgeschmolzenen Schneeschicht enthaltene Staub bildet dann, allein zurückbleibend, eine dünne

Schicht auf der Oberfläche des ungeschmolzenen Schneerestes. Diese Staubschicht wird im nächsten Winter mit einer frischen Schneelage bedeckt, auf deren Oberfläche sich gegen Ende des Sommers eine neue Staubschicht anhäuft. Es muß also der ganze Firn von seinen mehr oder weniger horizontalen Staubschichten durchsetzt sein, und es ist die zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Staubschichten befindliche Schneelage der Schneezuwachs je eines Jahres.

Außer dem Staube, welcher diffus und in annuellen Schichten den Firn durchsetzt, sind den Rändern des Firnstromes auch jene massenhaften Steintrümmer eingebettet, welche allzeit von den schneefreien, die Firnmulden einfassenden Felswänden herabstürzen. Immer neue Schneelagen decken diese Trümmer gerade so wie die Staublagen zu, so daß wir an der Oberfläche des Firns kaum etwas von ihnen bemerken; es ist aber thatsächlich der an einen felsigen Abhang anstoßende Randteil des Firns in seiner ganzen Mächtigkeit von größeren und kleineren Felstrümmern durchsetzt.

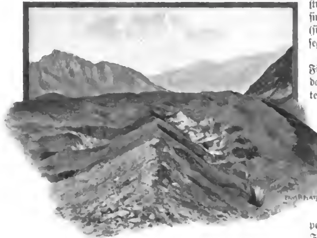
Diese Staub- und Steineinlagerungen trägt der Firn in sich thalab. An der Schneegrenze, wo der jährliche Verlust durch oberflächliche Abschmelzung den jährlichen Zuwachs durch neue Schneelagen zu überwiegen beginnt, fangen diese Einlagerungen an, freigelegt zu werden.

Wo keine bedeutendere Zerklüftung die regelmäßige Lagerung der jährlichen Staubschichten gestört hat, treten diese nun nacheinander in eben dem Maße als Schmutzbänder zu Tage, in welchem die sie trennenden jährlichen Schneereste abgeschmolzen werden. Die Abschmelzung schneidet gewissermaßen das horizontal geschichtete Firneis schief ab, wobei nacheinander die Eisschichten — und die sie trennenden Staublagen — an den Tag kommen. Kolonnen von Schmutzbändern beobachtet man an vielen Gletschern, so z. B. am großen Aletsch. Sie sind in der Regel nur in einer verhältnismäßig kurzen Strecke dicht unter der Schneegrenze deutlich, weil weiterhin die Schichtung, deren Ausdruck sie sind, durch die Zerklüftung der Gletscherzunge gestört wird.

Viel auffallender noch als diese Staubschichten und Schmutzbänder sind die Moränen, welche in gleicher Weise durch die Ab



Le Jardin im Talèfregletscher (Montblancgruppe).



Die Mittelmoräne des Tasmangletschers (Neuseeland).

ströme gebildet werden. Das sind die **Seitenmoränen** (siehe Abbild. S. 521: Roßegglelscher).

Wenn nun aber zwei Firnströme sich vereinigen, dann werden sich die Seitenmoränen ihrer einander zugekehrten Ränder zu einer weiterhin die Mitte des Gletschers einnehmenden **Mittelmoräne** vereinigen, wie wir eine solche am Aletschgletscher (siehe doppelseitiges Bild) beobachten. Findet die Vereinigung der beiden Firnströme oberhalb der Schneegrenze statt, so beginnt die Mittelmoräne ganz frei, mitten im Gletscher, an den Tag zu treten. Findet ihre Vereinigung aber unterhalb der Schneegrenze, an einer Stelle also statt, wo schon sichtbare Seitenmoränen vorhanden sind, so erscheint die Mittelmoräne einfach als eine direkte Fortsetzung jener beiden Seitenmoränen, aus deren Konkrescenz sie hervorgegangen ist. Vereinigt sich eine größere Zahl von getrennten Firnströmen zu einem Gletscher, so entsteht eine entsprechend große Zahl von Mittelmoränen. Die Zahl der Mittelmoränen ist gleich der Zahl der vereinten Firnströme weniger eins. Am Kronprinz-Rudolf-Gletscher in Neuseeland (siehe Abbild. S. 522) z. B. sieht man fünf getrennte Mittelmoränen nebeneinander. Noch viel mehr, bis zu neunzehn, sind auf Gletschern im Himalaya gezählt worden.

schmelzung des Gletschers von oben her mehr und mehr freigelegt werden. Ihrer Natur nach müssen die Moränen im allgemeinen gegen das untere Gletscherende hin immer größer werden, denn sie verdanken ihr Zutagetreten, ihr Sichtbarwerden der gegen die Gletscherstirne hin immer weiter fortschreitenden Abschmelzung der sie bedeckenden Firnlagen (siehe Abbild. S. 520: Dorfergletscher).

Wenn die Felswand, von welcher die Moräne stammt, weit über der Schneegrenze liegt, so wird die Moräne erst weit unterhalb der Schneegrenze, und zwar dort an den Tag zu treten beginnen, wo die ihr Material bedeckenden, unterhalb ihrer Bildungsstätte accumulierten Schneemassen durch Abschmelzung entfernt sind. In analoger Weise wird eine Moräne gegen die Gletscherstirne hin nur so lange an Größe zunehmen, bis die Abschmelzung zu jenen Firnlagen vorgedrungen ist, welche oberhalb der Bildungsstätte der Moräne angehäuft wurden. Da der letztere Firn kein Moränenmaterial mehr enthält, wird durch **seine** Abschmelzung die Moräne nicht weiter vergrößert.

Da die Moränen aus dem Material bestehen, welches von den die Mulden einfassenden Felswänden herabstürzt, so können sie nur an den Seitenrändern der Firn-

Gegen die Gletscherstirne hin verschmelzen die Mittelmoränen miteinander und mit den Seitenmoränen zu einer die ganze Gletscherstirn einsäumenden oder bedeckenden **Endmoräne**.

Alle diese Oberflächenmoränen bestehen aus eckigen Gesteinsfragmenten (siehe Abbildung S. 523: Le Jardin im Talèfregletscher), Trümmern, wie sie durch die täglichen Temperatur-Schwankungen und durch den Frost von den exponierten Felswänden losgesprengt werden. Unterhalb der Schnee-


ERNST PLATZ
München

grenze werden den Seitenmoränen wohl auch durch fließendes Wasser mehr oder weniger abgerundete Rollsteine hinzugefügt.

Die Größe der Moränen hängt einerseits von der Ausdehnung und der Verwitterbarkeit der das Moränenmaterial liefernden Felswände, und andererseits von der Geschwindigkeit ab, mit welcher der Firn an diesen Moränenquellen vorüberzieht. Je größer die letztere ist, um so kleiner müssen natürlich die Moränen sein. Viel größer als die Moränen in den europäischen Alpen sind die Moränen im Himalaya und namentlich in Neuseeland (siehe Abbildung S. 524: Mittelmoräne des Tasmangletschers). Die letzten fünf Kilometer des großen neuseeländischen Tasmangletschers sind ganz von der Endmoräne bedeckt!



Die Stirne des Umbalgletschers (Venedigergruppe)

Wird der eine Moräne tragende Teil eines Gletschers stärker zerklüftet (vergleiche Abbild. S. 518), so stürzen die Moränenblöcke in die Spalten hinab. Diese Trümmer, sowie auch jene, welche durch die auch von unten her, vom Boden aus, die Gletscherzunge angreifende Abschmelzung am Eisstromgrunde freigelegt werden, bilden eine zwischen dem Eise und seinem Bette liegende Moräne, die Grundmoräne. Durch das Eis mit Gewalt an den Felsgrund angedrückt und infolge der Bewegung des Gletschers an ihm fortgeschoben, scheuern die Grundmoränenblöcke fortwährend am Gletscherbett. Hierbei werden sie selber größtenteils zu feinem Schlamm zerrieben, welcher, mit dem am Gletschergrunde hinabströmenden Wasser sich mischend, dem letzteren eine eigentümliche milchige Trübung verleiht. Man nennt das aus dem Gletscher hervortretende Wasser deshalb Gletschermilch. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Gletscher sich bewegt, hängt von der Temperatur, von der Dicke des Gletschers und vor allem von der Neigung seines Bettes ab. Die Gletscher in den europäischen Alpen bewegen sich im allgemeinen mit einer Geschwindigkeit von zehn bis vierzig Centimetern im Tage. Bei raschem An-

wachsen und Vordringen der Gletscherstirne wird aber häufig eine viel größere Geschwindigkeit beobachtet. Der Endteil des Vernagtgletschers in den Ötzthaler Alpen hatte bei seinem Vorstoße zu Anfang der vierziger Jahre, auf 12 bis 24 Grad steilem Bette, sechs Monate hindurch eine Geschwindigkeit von über sieben Metern pro Tag. Die größte tägliche an ihm beobachtete Geschwindigkeit betrug elf Meter. Doch sind so große Geschwindigkeiten der Gletscherbewegung in den europäischen Alpen seltene Ausnahmen. Viel rascher als die europäischen Gletscher scheinen sich die Eisströme zu bewegen, welche vom grönländischen Binneneise durch die Fjorde zum Meere herabziehen. Hier erreicht die Eisbewegung eine Geschwindigkeit von zweiundzwanzig Metern im Tage. Langsamer als die europäischen scheinen sich die neuseeländischen Gletscher zu bewegen.

Indem die jährliche Abschmelzung der Zunge dem jährlichen Schneezuwachs über der Schneegrenze genau die Wage hält, bleibt die Lage des unteren Gletscherendes, der Gletscherstirne, so lange unverändert, als die klimatischen Verhältnisse, die Schneemenge und die Temperatur, gleich bleiben. Wenn jedoch eine Reihe von naßkalten Jahren die Anhäufung von ungewöhnlich viel Schnee veranlassen, so wird das Firnniveau in den oberen Mulden erhöht. Da der Firn allmählich zu Thal strömt, so verursacht diese Erhöhung des Firnniveaus eine Verdickung der Gletscherzunge, welche sich in Gestalt einer positiven Verdickungswelle gegen die Gletscherstirne fortpflanzt. Leicht übersieht man diese Verdickungswellen des Firns und der Zunge: um so deutlicher tritt dann ihre Wirkung an der Gletscherstirne hervor. Fein balanciert, wie ihre Lage zwischen Zuwachs und Abschmelzung ist, wird die Gletscher-



Das eingestürzte Thor des Karlingergletschers (Glocknergruppe).



Die Stirne des Mandrongletschers (Adamellogruppe).

stirne, sobald eine solche Verdickungswelle an sie herankommt, mächtig vorgeschoben. Den Rasen aufschürfend, Hütten und Bäume zertrümmernd und den Schutt vor sich herschiebend, rückt die Gletscherstirne vor. Dieses Wachsen des Eisstromes dauert so lange an, bis der Kamm der Verdickungswelle die Gletscherstirne erreicht hat, worauf sich der Gletscher wieder zurückzuziehen beginnt. Und gerade so, wie eine Verdickungswelle ein Vorrücken der Gletscherstirne veranlaßt, so veranlaßt eine infolge einer Reihe von schneearmen, warmen Jahren eintretende negative Verdünnungswelle den Rückzug der Gletscherstirne. Verdickungswellen pflanzen sich etwas schneller, Verdünnungswellen etwas langsamer nach abwärts fort, als der Gletscher selbst sich bewegt.

Le Mauvais Pas; gletscherpolierte Felsen am Mer de Glace (Montblancgruppe).

Die Wirkung einer solchen, durch eine klimatische Anomalie oben in den Firnmulden erzeugten Welle an der Gletscherstirne wird also — je nach der Länge des Gletschers — erst fünfzig bis vierhundert Jahre nach jener Anomalie, die sie verursachte, eintreten. Daß die Abschmelzung der Gletscherstirne selbst auf diese Gletscherschwankungen keinen wesentlichen Einfluß ausübt, geht daraus hervor, daß ein Rückzug derselben auch im Winter, wenn gar keine oberflächliche Abschmelzung an ihr stattfindet, nicht unterbrochen wird.

Die Form der Gletscherstirne hängt von der Gestaltung des Thalabschnittes ab, in dem sie liegt. Wo derselbe breit und flach ist (siehe Abbild. S. 525: Stirne des Umbalgletschers), erscheint sie als der abgerundete, mehr oder weniger regelmäßig halbkreisförmig begrenzte Endteil der Zunge; wo in demselben Felsabstürze vorkommen, wird sie ganz unregelmäßig (s. Abbild. S. 527: Stirne des Mandrongletschers); wo derselbe endlich, wie es beim Aletschgletscherende der Fall, eng und schluchtartig ist, hat sie die Gestalt eines in diese Schlucht eingezwängten Eiszipfels. Aus ihrem Ende tritt der Gletscherbach hervor, in welchem das Schmelzwasser des Eisstromes abfließt. Da die Abschmelzung am Gletschergrunde auch während des Winters andauert, so versiegen die Gletscherbäche im Winter nicht ganz, obwohl sie in der kalten Jahreszeit viel wasserärmer als im Sommer sind, wenn zu dem Grundschmelzwasser das Oberflächenschmelzwasser hinzukommt. Der Gletscherbach tritt aus einer thorförmigen Öffnung, dem Gletscherthore, hervor. Von Zeit zu Zeit stürzt die Decke dieses Thores ein, und dann fassen die übriggebliebenen Seitenwände desselben den Gletscherbach-Ursprung ein (siehe Abbild. S. 526: das eingestürzte Thor des Karlingergletschers).

Wir haben oben gesehen, wie die Grundmoräne das Gletscherbett ausschleift. Zieht sich ein Gletscher zurück und wird dadurch ein Teil seines früheren Bettes bloßgelegt, so sieht man, daß die Felsflächen, welche dasselbe bilden, schön glattgeschliffen sind (siehe obenstehende Abbild.: Le Mauvais Pas; glet-



Gletscherspalte
(unter der Schneegrenze).

scherpolierte Felsen am Mer de Glace). Es ist einleuchtend, daß durch diese Schleifwirkung die von Gletschern angefüllten Thäler immerfort vertieft werden müssen. Darüber herrscht unter den Gelehrten jedoch große Uneinigkeit, ob diese Gletscherschleifwirkung einen bedeutenden oder nur einen geringen Einfluß auf die Thalbildung in den Gebirgen ausgeübt hat. Gar zu groß kann die Schleifwirkung deshalb nicht sein, weil der Gletscher nicht im stande ist, einen besonders hohen Druck auf irgend einen Punkt auszuüben. Wie oben ausgeführt wurde, schmilzt das Eis, sobald der Druck die der Temperatur entsprechende Höhe

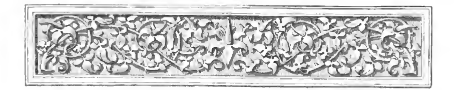
erreicht. Je kälter das Eis ist, um so größer wird dieser Druck sein. Bei uns, wo das Eis — unter der Schneegrenze — im allgemeinen nur 0 Grad hat, wird es schon bei einem relativ ganz schwachen Drucke geschmolzen werden. In den Polargebieten freilich, wo das Eis viel kälter ist, wird es einen unvergleichlich größeren Druck ausüben können und wird seine Schleifwirkung eine dem entsprechend bedeutendere sein. Einen viel größeren Einfluß als durch direkte Schleifwirkung üben die Gletscher dadurch auf die Thalbildung aus, daß sie die Thäler, welche sie durchziehen, vor Ausfüllung durch jene Gesteinsmassen bewahren, die allzeit von den beiderseitigen Bergflanken herabstürzen. Füllte der Gletscher das Thal nicht aus, so müßte alles Moränenmaterial, das er mit sich führt, in dem Thale zur Ablagerung kommen, und gewiß wäre der Bach, der in diesem Falle das Thal durchströmte, nicht im stande, das in den flachen und breiten Thalstrecken sich anhäufende Schuttmaterial ganz fortzuschaffen. Dafür aber würde er, alle Gefällsunterschiede ausgleichend, sein Rinnsal immer tiefer in den Boden einschneiden und so viel mehr zur Austiefung des Thales beitragen als der Gletscher.

Überall, wo ausgedehntere Gebiete über die Schneegrenze emporragen, müssen sich Gletscher bilden. Wir treffen sie demgemäß namentlich in den Polargebieten und in den Hochgebirgen der gemäßigten Zonen an. Abgesehen hiervon, begünstigt das oceanische Klima mit seiner niedrigen Sommerwärme und seinen reichlichen Niederschlägen die Gletscherbildung außerordentlich. Es ist deshalb die südliche Hemisphäre mit ihrem oceanischen Klima weit stärker vergletschert als die nördliche mit ihrem mehr kontinentalen Klima. Während in den europäischen Alpen der am tiefsten herabreichende Eisstrom, der Untergrindelwaldgletscher, in einer Meereshöhe von ungefähr tausend Metern endet und die Stirnen der übrigen großen Gletscher zumeist zwischen zwölfhundert und neunzehnhundert Metern Meereshöhe liegen, reichen die Gletscher der dem Äquator näheren und niedrigeren neuseeländischen Alpen an der Ostseite bis zu siebenhundert, an der Westseite gar bis zu zweihundert Metern über das Meer herab.

Herrschte in Europa ein solches Klima wie in Neuseeland — was jedenfalls dann der Fall wäre, wenn die nördliche Hemisphäre ebenso wasserreich wäre, wie jetzt die südliche es ist —, so würde die Vergletscherung Europas einen solchen Grad erreichen, daß alle Alpenländer ganz in Eismassen begraben würden und die Gletscher Norwegens ihre Stirnen bis ins Meer vorschöben. Es würden mit einem Worte dann dieselben Verhältnisse in Europa herrschen, welche thatsächlich während der sogenannten Eiszeiten, während welcher mächtige Eisströme alle Hauptthäler erfüllten und die Eismassen sich weithin über das flache Alpenvorland ausbreiteten, geherrscht haben.

Zur Erklärung eines solchen Gletscherwachstumes, wie es zur Eiszeit stattgefunden hat, sind demnach durchaus keine weitgehenden astronomischen Veränderungen der Sonnenwärme oder der Erdachsenlage notwendig — dazu genügt eine bloße Ausbreitung des Meeres, eine positive Strandverschiebung um einige hundert Meter in der nördlichen Hemisphäre.

So sehen wir denn, wie alle Erscheinungen, welche wir an den Gletschern wahrnehmen, auf den physikalischen Eigenschaften des Wassers, beziehungsweise des Eises beruhen und daß Wassereisgletscher deshalb in der gegenwärtigen Abkühlungs-Entwickelungs-Phase der Erde zur Ausbildung kommen, weil die jetzige Temperatur der Erdoberfläche dem Schmelz(-Gefrier)punkte des Wassers nahe liegt. Indem wir deduktiv die Gletschererscheinungen als Wirkungen bekannter, allgemeiner Ursachen erkennen, lernen wir sie verstehen; indem wir die Gletscher selber als Glied einer Entwickelungsreihe betrachten, reihen wir sie unseren kosmischen Vorstellungen ein; und indem wir endlich induktiv aus den an ihnen beobachteten Erscheinungen Schlüsse ziehen, gewinnen wir eine deutlichere Vorstellung jener allgemein wirkenden Ursachen und dieser kosmischen Weltentwickelungstheorie.



Der Ursprung des Gewissens.

Ein Problem der Völkerpsychologie.

Von

K. Th. Preuß.

Die „großen Fragen des Lebens", die Fragen nach der Gottheit, nach Anfang und Ende alles Bestehenden — sie heißen mit Recht Fragen des Lebens auch insofern, als der moderne Mensch, wo er nicht im Hasten des Tages jeden Moment der Selbstbesinnung verliert, gewohnt ist, von der Beantwortung derselben wenigstens in der Theorie die Art und Weise seines Lebens abhängig zu machen. Sind ihm die obersten Glieder des Systems geraubt, so steht seine Vernunft vor einem Abgrund: er vermag seine Handlungen und Gefühle nicht mehr vernunftgemäß zu deuten und ihnen dadurch Begründung und Stätigkeit zu verleihen. Es bleiben ihm statt dessen nur Instinkte übrig, die höchstens von dem Verstande nach dem Nützlichkeitsprincip beherrscht werden.

Trotzdem zeigt das Leben der Menschheit auf allen Kulturstufen, und die meisten würden bei genauer Prüfung es auch jeden Augenblick an sich selbst wahrnehmen, daß das Gewissen, diese Herrscherin im Verkehr der Menschen, auch dann rege ist, wenn man nicht entfernt daran denkt, die Verbindung des jedesmaligen Thuns mit den Kardinalfragen herzustellen. Was daher so recht mitten im Leben stehend den Menschen erhebt und erschreckt, verhöhnt und peinigt, ist das Gewissen, das einen Ausgleich in der Spannung der sonst roh wirkenden Kräfte und Begierden herstellt. Durch das Gewissen erst wird das Leben zu einer Tragödie, die jeden mit Lust erfüllt, der das menschliche Treiben zuweilen als Zuschauer zu betrachten versteht. Ohne das Gewissen ist es ein Kampf materieller Kräfte und Triebe, deren Stärke und psychologische Eigenart man zwar bewundern kann, die aber nur dann auf den Beobachter beruhigend, versöhnend und kräftigend wirken, wenn sie durch einen Willen zum Streben nach einer Richtung verwendet werden — einem Streben, das nicht nur gegeneinander kämpfenden augenblicklichen Impulsen gerecht wird, sondern tief begründeten Anschauungen und Gefühlen, die sich in langer Entwickelung gebildet haben. Deshalb ist im ersteren Falle eigentlich von einem inneren Kampf keine Rede, denn Impulse werden von stärkeren Trieben ebenso leicht unterdrückt, wie sie entstehen, oder der alles beherrschende Verstand wird ihrer aller Meister. Ein solcher Mensch kann uns daher nur als ein Verbrecher oder als „Übermensch" erscheinen: für beide haben wir keine Sympathie übrig. Der „Gewissenhafte" dagegen zermartert sich, das Gewissen, diesen Hemmschuh seiner Thatkraft, abzuschütteln. Vergebens, die Stimme des unterdrückten Gefühls ist so stark, daß ihr Geltung verschafft werden muß, und giebt man ihr trotzdem nicht Gehör, so hat man zu gewärtigen, daß nicht nur die Lebenskraft für kurze Zeit gehemmt, sondern für immer vernichtet wird, oder erst nach hartem Ringen neue erstehen kann. Die Askese mit all ihrer Nichtigkeit und Krankhaftigkeit ist oft das Resultat solch auf-

reibender innerer Kämpfe, eine Sühne, die das verletzte Gewissen fordert.

Allein die vorstehende Betrachtung dürfte nur geeignet sein, die Frage zu veranlassen, was denn nun eigentlich das Gewissen sei, nicht sie zu lösen: es ist daher meine Absicht, im Folgenden seinen Ursprung, sein Wesen und seine Bedeutung zu erörtern.

So geläufig das Wort Gewissen einem jeden ist, und so oft jeder die Wirkung desselben im täglichen Leben vor Augen hat, so wäre es trotzdem unmöglich, die Faktoren klarzulegen, welche im einzelnen Falle oder im allgemeinen dazu führen, das Gewissen ins Leben zu rufen. Wir sind nur zu geneigt, dabei ethischen Gesichtspunkten einen großen Einfluß zu gewähren, und thun wir das nicht, so kann mit Recht der Vorwurf gegen uns erhoben werden, daß wir das Wichtigste vernachlässigen. Auch wäre es sehr schwierig, eine ganze Reihe von gleichen Handlungen anzuführen, die gleichmäßig die Folge des Gewissens sind und auf demselben Wege dazu wurden. Die Handhabe dafür bietet die vergleichende Völkerpsychologie im Bereiche der Wildstämme. In dem Sinne, daß man die Seele eines Volkes im Gegensatz zu den geistigen Merkmalen anderer nach ihren Unterschieden bestimmen und dann diese Abweichungen in den Handlungen und den Schicksalen des betreffenden Volksstammes verfolgen kann, existiert eine Völkerpsychologie leider selbst in den bescheidensten Anfängen nicht, wohl aber vermag man vorläufig aus den gleichen Erscheinungen im Leben vieler Völker den dabei thätigen seelischen und äußeren Ursachen eher auf die Spur zu kommen, weil sich bei diesen Vergleichen herausgestellt hat, daß sich die menschliche Seele auf dem ganzen Erdenrund unabhängig voneinander oft bis in die kleinsten Einzelheiten in gleicher Weise manifestiert.

In allen Erdteilen ist der Brauch nachgewiesen, sich beim Tode von Verwandten zu verwunden, ja, sich besonders Hände und Füße dauernd zu verstümmeln. Unter den amerikanischen Urstämmen allein lassen sich mehr als vierzig nachweisen, die eine solche Sitte übten. Selbst die namhaftesten Forscher haben, ohne jedoch den Brauch in allen Einzelheiten zu untersuchen, teils die Ablösung eines früheren Totenopfers darin gesehen, indem man statt des ganzen Menschen nur einen Teil, nämlich einen Finger oder eine Zehe oder das bei der Verwundung fließende Blut darbrachte, teils haben sie den früher fast bei allen Völkern herrschenden Kannibalismus als Erklärung benutzt: wie der Tote im Jenseits weiter lebe und dazu von den Überlebenden Nahrung und Geräte ins Grab erhalte, so verlange er auch die gewohnte kannibalische Speise, und obwohl unter den betreffenden Stämmen Kannibalismus nicht mehr herrscht, so bleibe doch den gefürchteten Toten gegenüber die geheiligte Sitte bestehen, ohne daß die Stämme selbst sich noch des ursprünglichen Grundes bewußt seien. Bei genauerer Untersuchung entschleiert sich aber ein höchst merkwürdiger seelischer Vorgang als Ursache der Sitte. Die Beweisführung erfordert, daß ich etwas weiter aushole.

Die interessanteste Institution primitiver Völker, die zugleich allein in frühester Zeit von hohem ethischem Wert ist, ist die Blutrache. Sie muß aufgetreten sein, sobald Gruppen von Verwandten zusammenlebten, und nimmt ihren Ursprung einmal aus dem Rachegefühl, welches die Kämpfe mit Nachbarn gezeitigt hatten und das in dem Aberglauben des Kannibalismus eine bedeutende Stütze fand. Man glaubte nämlich dem Feinde noch im Tode dadurch zu schaden oder gar seine Seele zu vernichten, während man andererseits zugleich den Mut, die Kraft und andere Eigenschaften des Erschlagenen sich anzueignen meinte. Dann aber — und das erscheint mir das Hauptmotiv der Blutrache — heischte der ermordete Stammesgenosse, dessen Schatten drohend die Überlebenden umschwebte, ohne Widerspruch die Rache und das Kannibalenopfer des Feindes, was beides ihm das Leben als süße Annehmlichkeit gezeigt hatte. Bemerkenswert ist, daß es durchaus nicht nötig war, daß der Thäter selbst erlegt wurde: einer aus seinem Stamme, ja wohl überhaupt nur irgend ein Feind genügte. So haben wir hier den ersten Fall in der Menschheit, daß eine religiöse Idee, denn als solche muß man die Hauptgrundlage der Blutrache bezeichnen, unendlich lange Zeit das Leben beherrschte und von den Men-

schen eine aufopfernde Hingabe an eine Idee verlangte. In Amerika hing man deshalb oft den Skalp des erschlagenen Feindes am Grabe des Gefallenen auf, ja bisweilen die Skalps aller, die er im Leben erlegte, denn „immerfort um Rache schreien die stets geliebten Schatten aus der Tiefe ihrer Gräber".*

Wie aber, wenn jemand eines natürlichen Todes starb, der den Wilden geheimnisvoller sein mußte als der Tod im Kampfe? Auch dann dürstete der Verstorbene nach Rache, besonders wenn er ein angesehener Mann war, denn wie sollte ein solcher ohne feindlichen Einfluß gestorben sein? Wieder ein Anlaß, Feinde zu töten. „Wenn ein bedeutender Mann unter den Nordindianern stirbt" — um nur ein Beispiel aus dem zahlreichen Material anzuführen —, „so glaubt man allgemein, daß man sich zu seinem Tode verschworen habe, entweder einige Stammesgenossen, einige der südlichen Indianer oder einige Eskimo. Dieses war der hauptsächliche Grund für die ewigen Kriege zwischen den Nordindianern und den Eskimo."** In vielen Stämmen warf man sich auf den Medizinmann, der den Kranken behandelt hatte, oder brachte ein altes Weib aus der Verwandtschaft um, die man im Verdacht der Hexerei hatte und von der zu erwarten stand, daß sich kein Bluträcher für sie finden würde. Ja, selbst Freunde des Verstorbenen, die verdächtig waren, mußten ihr Leben lassen, und die Karaiben auf den westindischen Inseln zögerten mit dem Begräbnis oft monatelang, bis sich alle Verwandten eingefunden hatten, denn der später Ankommende fühlte sich verpflichtet, einen der Angehörigen zu ermorden in der Annahme, daß der Tod von den Angehörigen veranlaßt sei.*** Bis hierhin kann wenigstens der Schein aufrecht erhalten werden, als ob man lediglich durch den Verdacht der Thäterschaft darauf kam, ein Racheopfer darzubringen. Allein dem ist nicht so. Das Weib, seltener ein Kind des Verstorbenen, für deren Tötung besonders die Blutsverwandten des Mannes eingetreten zu sein scheinen, oder Sklaven wurden geopfert. Sehr bezeichnend dafür ergeben sich zwei Erzählungen: Die Witwe eines verstorbenen Häuptlings aus Britisch-Kolumbien betrachtete ein Opfer als unumgänglich notwendig Da sie aber ein solches von zu großer Bedeutung ausgewählt hatte, so war es einige Zeit nicht möglich, ihre Absicht auszuführen. Schließlich, als der Neffe des Häuptlings ihre Vorwürfe der Feigheit nicht länger zu ertragen vermochte, ging er zwanzig Meilen weit nach dem Fort der Weißen und tötete den alten Freund des Verstorbenen, den Kommandanten des Forts, der den Mörder freundlich aufgenommen hatte.* „Der Tschinukhäuptling Cazanove wollte am Abend des Begräbnistages seines Sohnes die Mutter des Verstorbenen ermorden. Die Häuptlinge glauben, daß sie selbst und ihre Söhne zu groß sind, um von selbst zu sterben, daß irgend jemand oder ein böser Geist die Ursache sei, und daß deshalb der Urheber oder eine andere Person als Opfer getötet werden müsse. Cazanove bestimmte die Mutter als Opfer seiner Trauer, obwohl sie den Kranken sorgfältig gepflegt hatte und der Häuptling sie sehr liebte. Er glaubte, daß er seine Anhänglichkeit an seinen Sohn desto deutlicher beweise und das Opfer dem Dahingeschiedenen desto angenehmer sei, je größer es sei. Die Frau entfloh. Einige Tage darauf wurde ein anderes Weib ermordet gefunden, und man vermutete, daß es eine That Cazanoves oder auf sein Geheiß geschehen sei."** Wie grauenvoll alles und doch, welche seelischen Kämpfe, die unsere Sympathie erregen, und welche Zucht im Hinblick auf eine Idee!

Mit der Bedeutung der Sklaverei gestaltete sich auch der Sinn des Opfers anders. Schon daß man Feinde zu Sklaven machte und nicht tötete, deutet ebenso auf eine Änderung der socialen Verhältnisse, wie auf eine Minderung des Blutdurstes hin, und die Seelen der Verstorbenen zeigten sich in gleichem Maße milder: das praktische Leben fing an, den Sieg über die Idee

* Steinmetz, Erste Entwickelung der Strafe. 1894. I, S. 159.

** Hearne, A Journey to the Northern Ocean 1795. S. 338.

*** Labat, Voyage aux Iles de l'Amérique. Haag 1714. I, S. 30.

* Paul Kane, Les Indiens de la Baie d'Hudson. Französ. Ausg. von Tellert, Paris 1861. S. 97.

** Parker, Tagebuch einer Reise über das Felsengebirge. Deutsch, Dresden 1840. S. 182.

davonzutragen. Wie der Tote immer mehr an Besitz miterhielt, um ihn zu befriedigen und zu versöhnen, so kam man auf den Gedanken, auch die Opfer an Sklaven, Weibern, Kindern und Freunden als Begleitopfer aufzufassen, die im Jenseits für den Verstorbenen sorgen und ihm das Leben angenehm machen sollten. Auch in diesem Falle erhalten nur angesehene Verstorbene oder Häuptlinge eine solche Gefolgschaft. Durch die sich wohl mit Hilfe der Priester und Großen bahnbrechenden Anschauungen, daß die Begleiter im anderen Leben einen günstigen Platz einnehmen oder wohl gar im Gegensatz zu ihren Genossen allein nach dem Tode weiterleben werden, war der Opfertod häufig sehr gesucht, besonders in Peru, Panama und an der Mosquitoküste. Daß die Idee der Begleitung selbständig bei manchen Völkern den Opfertod eingeführt hat, ist kaum anzunehmen, gewiß ist aber, daß dadurch in einzelnen Fällen die Zahl der Opfer bedeutend vermehrt worden ist. Sollen sich doch beim Tode des Inka Yupanqui viele im Reich erhängt haben und dem verstorbenen Huayna Kapak mehr als tausend Personen ins Jenseits gefolgt sein.* So sehr griff diese veränderte Anschauung um sich, daß stellenweise sogar getötete Feinde als Sklaven des Überwinders oder dessen, dem dieser sie weihte, in der anderen Welt galten. Wer aber aufmerksam zusieht, dem macht sich zuweilen immer noch die ursprüngliche Meinung, daß es Racheopfer seien, bemerkbar, obwohl die Eingeborenen selbst nichts mehr davon wissen. In rasender Wut nämlich oder nach grausamer Marterung geht zuweilen das Opfer vor sich. Die Tschinuk banden Hände und Füße des betreffenden Sklaven und befestigten ihn lebend an dem Leichnam, beide in eine Matte einschließend, aus der nur der Kopf des Lebenden hervorsah. Das Bündel wurde in einem Kanu auf einen hohen Felsen gesetzt, und erst drei Tage später pflegte man einen anderen Sklaven zu bestimmen, der den Unglücklichen mit einem Strick erwürgen sollte.**

Auch opferte man schwächliche Sklaven, die von keinem Nutzen im Jenseits sein konnten, oder ebensowenig dazu geeignete ganz kleine Kinder, deren Leichen von den Natsches sogar verstümmelt wurden.*

Aus der Idee der Blutrache aber erwuchsen noch andere furchtbarere Gebräuche als die Racheopfer, furchtbarere, weil sie zeigen, wie der Mensch frühzeitig dazu gekommen ist, sich innerlich zu erheben und zu stärken, indem er gegen die eigene Person wütet. Wenn auch die Opfer für Verstorbene nur angesehenen Leuten zu teil wurden und der Brauch überhaupt nur bei verhältnismäßig wenigen Völkern in Übung war, so herrschte doch überall mehr oder weniger lebhaft das Pflichtgefühl, den Toten zu rächen, unterstützt von den Drohungen des Verstorbenen selbst. Konnte man nun nicht das Pflichtopfer darbringen, weil es mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft war, Feinde zu töten, und auch Sklaven nicht zur Stelle waren, oder Stammesgenossen, die man ohne Gefahr abthun konnte, so griff man zu eigentümlichen Handlungen, deren psychologische Erklärung einmal deutlich das Wesen und den Ursprung des menschlichen Gewissens enthüllt. Wir sahen, wie man damit zufrieden war, überhaupt einen Menschen umzubringen, gleichviel, ob er an dem Tode schuldig galt oder nicht. Trotzdem hat man das Opfer wohl immer mit der Schuldfrage in Verbindung gebracht: es sollte eine Sühne darstellen oder noch deutlicher, der Unglückliche sollte der Sündenbock sein, dem man die Schuld aufbürdete und so von allen anderen übertrug, denn bei der absoluten Willkür, mit der man oft diesen oder jenen als den Thäter bezeichnete, ist eine Ungewißheit, ob man nicht selbst an dem Tode schuld sei, gar nicht wunderbar.

Aus diesem Gesichtspunkte darf es uns auch nicht befremden, daß man sich bei einigen Völkern am Grabe gegenseitig prügelte, wie z. B. unter den Arowaken die Männer bei ihrer Ankunft zum Begräbnisschmaus sich gegenseitig die Waden derart geißelten, daß die Wunden häufig monate-

* Brehm, Das Inka-Reich. S. 68 bis 70. — Bastian, Die Kulturländer des alten Amerika I, S. 455; II, S. 923, A. 2; 924.

** Bancroft, The Native Races of the Pacific States I, S. 248; A. 138.

* Du Pratz, Hist. de la Louisiane III, S. 55. — Charlevoix bei Jones, Smithsonian Contrib. to Knowledge XXII, S. 21.

lang zur Heilung erforderten.* Ebenso mußte es deshalb schon eine Erleichterung für alle sein, wenn eine Person allen möglichen Qualen unterworfen wurde, ohne sie gerade zu töten. Bei den Talkotin bürdete man der Witwe gewissermaßen die Schuld auf. Sie mußte mit dem Leichnam ihres Gatten so lange auf dem brennenden Scheiterhaufen liegen, bis ihr Körper über und über mit Blasen bedeckt war. Herabsteigend wurde sie dann oft von den Verwandten ihres Mannes in das Feuer zurückgestoßen, besonders wenn sie ihre Pflichten gegen den Gatten im Leben vernachlässigt hatte, und von ihren Freunden herausgezogen. Drei bis vier Jahre lang mußte sie dann wie eine Sklavin dem ganzen Dorfe, sogar den Frauen und Kindern bei grausamster Behandlung dienen, so daß sie den Selbstmord diesem Zustande oft vorzog.** Es ist jedoch nicht nötig, in diesem Falle an ursprüngliche Witwenverbrennung zu denken. In Karolina und sonst plünderte man infolge derselben seelischen Vorgänge die beim Begräbnis zufällig gegenwärtigen Fremden,*** die man vielleicht in früherer Zeit dem Tode überlieferte.

Nach diesen Erörterungen liegt es nicht mehr fern, anzunehmen, daß die bei Todesfällen von sehr zahlreichen Völkern vorgenommenen Selbstverwundungen psychologisch in ähnlicher Weise zu erklären sind. Die Furcht vor dem racheheischenden Toten, die innige Überzeugung von der Verpflichtung zur Rache, der man doch nicht genügen konnte, und im Hintergrunde lauernd der Gedanke, daß man selbst vielleicht der Schuld an dem Tode nicht ganz fernstehe, eine Anschauung, die zum Teil wohl erst aus den anderen beiden Motiven und den daraus folgenden Handlungen hervorgegangen ist, wendeten die mörderische Hand des Menschen gegen sich selbst. Anders ausgedrückt, die Selbstverstümmelung stellt die älteste Urkunde dar des sich regenden Gewissens im Menschengeschlecht.

Bevor wir jedoch der Definition des Gewissens näher treten, sollen einige ethnologische Thatsachen unseren Fall beleuchten. Vor allen Dingen wird es dabei klar werden, daß man nicht darauf ausging, den Toten direkt durch die Selbstverstümmelung zu befriedigen. Nein, es galt, die Überlebenden gegenüber den Forderungen ihres eigenen Inneren sicher zu stellen und sie aus einer moralischen Depression zu erheben. Dadurch freilich fühlte man sich auch dem Toten gegenüber versöhnt: auch dieser war auf diesem Umwege der eigenen Befriedigung zufrieden gestellt. Denn es widerspricht allen Thatsachen, anzunehmen, daß der Verstorbene das vergossene Blut trinken oder es mitsamt den abgeschnittenen Gliedmaßen direkt als Ablösung des Menschenopfers ansehen sollte. Freilich war es ein Ersatz, aber nur vermittelst eines seelischen Prozesses des Darbringenden. Dahin deutet das gänzliche Fehlen von Opferceremonien, ferner, daß man sich am ganzen Körper ohne Unterschied verwundete und zugleich alle möglichen Verstümmelungen zufügte, weiter die Schmerzhaftigkeit der Verletzungen, während es dem Toten nur darauf ankommen mußte, möglichst viel Blut vergießen und große Wunden schlagen zu sehen, und endlich, daß man sich in der Trauerzeit alle möglichen anderen Peinigungen und Bußen auferlegte. Man ging in der strengsten Kälte nackt, irrte schlaflos umher oder verweilte in der ärgsten Sonnenhitze bis zur Ohnmacht bei dem verwesenden Leichnam. Aller Schmuck wurde abgelegt, statt dessen hing man sich einige Lumpen um, wälzte sich im Staube, wusch sich nicht, schnitt den reichen Haarschmuck ab oder that nichts zu seiner Pflege, und wenn man das Haar kurz trug, ließ man es ungeordnet wachsen. Festlichkeiten und Lustbarkeiten wurden vermieden. Andere Gebräuche, die hierhin zu rechnen sind, aber auch eine direkte Leistung an den Verstorbenen darstellen könnten, übergehe ich. Unwiderleglich aber erscheint die ausgesprochene Deutung, daß es sich um eine innerliche Erhebung handelt, wenn wir sehen, wie man sich zuweilen gar zu Tode marterte. Die Mandan ferner schreiben geradezu den Hingang eines Stammesgenossen irgend einer Sünde ihrerseits zu. Jeden Tag konnte man Väter,

* R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guyana II, S. 457 bis 459.

** Roß Cox bei Yarrow, Mortuary Customs, S. 51 bis 53. — Bancroft, Native Races I, S. 6126.

*** Yarrow, S. 51 bis 54.

Mütter, Weiber und Kinder unter den Totengerüsten liegen sehen, hingestreckt auf dem Boden, das Gesicht im Staube. Unaufhörlich stießen sie die herzzerreißendsten Klagen aus, rauften sich das Haar, schnitten ihr Fleisch mit scharfen Steinen und legten sich andere Peinigungen auf.*

Nur einige der markantesten Beispiele will ich anführen. „Bei den Sioux und Cheyenne machen sich Männer und Frauen Wunden in die Arme und Beine und bleiben so in der strengsten Witterung mit ganz geringer Bedeckung in ihrem Blute liegen. Besonders äußern die Eltern beim Tode ihrer Kinder Verzweiflung. Ein Häuptling, der einen Bruder verloren hatte, kam nach drei Tagen einsamer Klage zu mir, ganz erschöpft von Hunger und körperlichem Schmerz. Er hatte die äußere Seite beider unteren Extremitäten in Zwischenräumen von wenigen Zoll von den Knöcheln bis zu den Hüften zerfetzt. Er versicherte mich, daß er viele Tage und Nächte nicht geschlafen habe. Ein alter Sioux, der seinen Sohn durch die Osagen verloren hatte, schnitt sich jeden Monat ein Stück vom Ohre ab, so daß er nach einem Jahre, der gewöhnlichen Trauerzeit, nichts mehr als die Ohröffnung übrig hatte." ** Von dem Tod eines Oberhäuptlings der Crows schreibt Beckwourth:*** „Ich schickte einen Boten nach dem Dorf mit der Todesnachricht. Als wir ankamen, waren alle Hütten niedergebrochen. Unter Geschrei, Gekreisch und Heulen ritten wir ein. Von jedem Teile des Körpers strömte Blut bei allen, die alt genug waren, um ihren Verlust zu begreifen. Hunderte von Fingern waren verstümmelt, vom Kopf gerissenes Haar lag reichlich auf den Wegen. Dann versammelten sich zehntausend Crows auf meine Aufforderung an einem Ort. Solch eine Scene stürmischer, schreiender Klage vermag keine Phantasie sich vorzustellen. Das Schneiden und Hacken von Menschenfleisch überstieg alle meine frühere Erfahrung. Finger wurden so leicht wie Gerten entgliedert und Blut wie Wasser vergossen. Viele Krieger schnitten zwei Streifen ein fast auf die ganze Länge des Armes, hoben dann die Haut dazwischen an einem Ende vom Fleisch, faßten sie mit der anderen Hand und rissen sie bis zur Schulter herunter. Andere schnitten mehrere Bilder ein auf Brust und Schultern und hoben die Haut in derselben Weise ab, um die Narben nach der Heilung in vorteilhaftem Lichte zeigen zu können." Die Operation des Fingerabschneidens wird bei einigen Indianern des oberen Missouri so beschrieben: sie schneiden die Bänder und Gelenke der Finger mit dem Messer durch, dessen sie sich bei ihren Mahlzeiten bedienen. Hierauf thun sie diese noch anhängenden Teile zwischen die Zähne und reißen sie los, indem sie dieselben mit Gewalt drehen und wenden.* Bei den Bieber-Indianern durchbohren die nahen Verwandten manchmal ihre Arme mit Messern und Pfeilen Die Frauen thun noch mehr. Sie entfernen den Nagel eines Fingers, heben die Haut bis zum ersten Gelenk ab und schneiden die Phalange ab. Dieses Zeichen äußerster Betrübnis kommt nur beim Tode eines teuren Sohnes vor, eines Gatten oder Vaters. Manchen alten Frauen bleibt deshalb nur ein einziger Finger übrig.** Doch genug dieser schrecklichen Scenen.***

Es ist trotz alledem nur natürlich, daß durch den Gedanken an die Gegenwart des rachebegierigen Toten die Martern sich verschärften, und daß die Narben der zugefügten Wunden dem Träger eine dauernde Beruhigung auch den Erscheinungen des Verstorbenen gegenüber verliehen. Mitunter hat, wie wir sehen, auch die Prahlsucht einen Einfluß auf die Schwere der Verwundung, und solche Narben gelten als Beweis des Mutes, was sich sehr gut mit dem erwähn-

* Catlin bei Jones, Smithsonian Contributions to Knowledge XXII, S. 24. Vergl. Prinz von Wied, Reise in das Innere von Nordamerika II, S. 206/7.

** Perrin du Lac, Reisen in die beiden Louisianen 1807, S. 176.

*** Yarrow, Mortuary Customs among the North-American Indians, S. 90. 91.

* Die sechs kupferroten Indianer vom Stamme der Osagen, welche in Havre 1827 angelangt sind. Deutsch, Leipzig 1827, S. 23.

** Mackenzie, Voyages. Französ. Ausg., Paris 1802. II, S. 203.

*** Das ganze Material findet man in meiner Schrift: Menschenopfer und Körperverstümmelung bei der Totentrauer in Amerika. Festschrift zum siebzigsten Geburtstag des Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. Adolf Bastian, Direktors des kgl. Museums für Völkerkunde zu Berlin. Dietrich Reimer, 1896.

ten Motiv, dem Streben nach moralischer Erhebung, verträgt.

Dieser Gebräuche bemächtigt sich auch das Trauergefühl sehr gern, da sie Zerstreuung des Kummers bieten und ein wollüstiges Versenken in das eigene Elend erleichtern. Außerdem ist es auch hier erklärlich, daß man um so eher geneigt ist, seiner Trauer Ausdruck zu geben, wenn der Verstorbene, um den man trauert, als gegenwärtig gedacht wird. Deshalb finden sich die meisten und schrecklichsten Verwundungen nicht minder beim Tode besonders geliebter Personen wie beim Hinscheiden von Häuptlingen, denen derartige Kundgebungen ursprünglich vor allem zukamen.

Lassen wir aber auch solche sekundären Motive alle gelten, so bleibt doch die Gewissensangst die Hauptgrundlage dieser Handlungen. Die innere Stimme, welche man das Gewissen nennt, die kategorisch eine Pflichterfüllung und widrigenfalls eine Buße verlangt, hat sich in der Hauptsache aus einer äußeren Stimme, nämlich der des Rache heischenden Toten, gebildet. Dazu kam aber wohl von Anfang an der Antrieb der socialen Ehre. Die beiden Motive unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß ersteres durch eine Idee, letzteres durch ein ursprüngliches im Verkehr mit den Mitmenschen sich entwickelndes Gefühl, das der Rache als Ehrenpflicht, ins Leben gerufen wurde.

Unsere Idee darf man eine religiöse nennen, denn immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß sich aus den Seelen der Verstorbenen die Götter entwickelt haben und eine Grenze zwischen beiden nicht zu ziehen ist. Nichtsdestoweniger ist sie nur ein äußerer Zwang, der durch einen beliebigen irdischen oder physischen in seinen Wirkungen ersetzt werden könnte. Würde ein solcher allein herrschen, so könnte man von einer Gewissenspflicht nicht gut sprechen. Doch hat jeder lang dauernde und in das Leben tief eingreifende äußere Zwang die Wirkung, daß er nicht nur in allem Richtschnur des Handelns wird, sondern daß Menschen, deren Empfinden und Nachdenken noch nicht sehr entwickelt ist, allmählich auch eine innere, moralische Verpflichtung verspüren werden, es sei denn, daß der Zwang dem Gedeihen und den natürlichen Gefühlen des Menschen diametral entgegengesetzt ist. Besonders kann eine vom Menschen selbst nach seinen Beobachtungen geschaffene Gottheit nur dann nichts als Böses, Verderben bringendes wollen, wenn die menschliche Seelenlehre zu einer scharfen Teilung in gute und böse Geister fortgeschritten ist, was sehr selten geschieht. Die Seelen und Götter schützen und fördern die Menschen, wenn ihnen die gebührenden Opfer und Gaben zu teil werden. Ungemach aber wird der Vernachlässigung der persönlichen Pflichten gegen sie zugeschrieben. Deshalb ist es nicht wunderbar, wenn das Verhältnis zu den Seelen der Verstorbenen den Überlebenden insofern heilig erscheint, als sie auch abgesehen von der im Falle der Vernachlässigung erfolgenden Strafe eine innere Stimme vernehmen, die sie zu ihren Pflichten treibt und widrigenfalls sie vor sich selbst als unwürdig dastehen läßt.

So kann jeder Brauch, auf dessen Nichteinhaltung harte Strafen stehen, zu einer Gewissensfrage werden, mag die Strafe nun von einer irdischen oder himmlischen Macht ausgehen.

Nur diejenigen Sitten und Handlungen, welche auf einem lebendigen Gefühl beruhen, d. h. durch ursprünglich sich entwickelnde menschliche Triebe, wie Elternliebe, Ehrgefühl, gewisse Pflichten gegen die Stammesgenossen u. dgl. m., stetig genährt werden, können selbständig und ohne äußere Strafe dem Menschen zwingende Gesetze, Gewissensfesseln werden.

Selten oder nie findet man aber beide Faktoren der Bildung des Gewissens so scharf gesondert. Nicht nur, daß bei der Entstehung jedes Brauches die menschliche Anlage in etwas mitspricht, auch die Götter und andere Autoritäten mit Strafgewalt stellen sich oft in den Dienst aller Einrichtungen, welche das gesunde Gefühl zur Grundlage haben und dabei zugleich die menschliche Gesellschaft am meisten fördern. Letztere Kombination ist jedenfalls für die Gestaltung des Gewissens am bedeutungsvollsten und die Reaktionen desselben sind die heftigsten. Einen solchen Fall bietet unsere Skizze. Das Rachegefühl, welches sich im Kampf mit den Nachbarn entwickelt

hat, und die Seelen der Verstorbenen, welche die Rache drohend verlangen, vereinen sich hier. Da aber das Leben primitiver Völker sich von dem unseren insofern unterscheidet, als die ethischen Triebe noch so wenig entwickelt sind, daß die daraus hervorgehenden Handlungen noch nicht unter den Schutz einer Autorität gestellt werden, so darf man die geschilderten Gewissensnöte der jungen Menschheit, die mit der uralten Sitte der Blutrache zusammenhängen, mit einigem Recht als die ersten Offenbarungen des Gewissens in der Welt bezeichnen.

Jetzt sind wir auch dazu im stande, anzugeben, was das Gewissen ist. Aus allem geht hervor, daß der Inhalt des Gewissens nichts mit dem Gewissen selbst zu thun hat, welches eine abstrakte Fähigkeit darstellt. Es ist nur das Gefäß, welches den Niederschlag unserer im Laufe langer Zeit erworbenen Anschauungen und Gefühle wohl verwahrt, gleichgültig, ob sie sich aus Beobachtung und seelischen Keimen in der umgebenden Welt entwickelt haben oder mit Zwang uns aufgepfropft sind. Gewöhnlich wird beides der Fall sein. Die Disposition einzelner Völker oder Menschen zu „leichtem oder schwerem Gewissen", d. h. zur Aufnahmefähigkeit jener „Niederschläge" — kurz das Gewissen als Charaktereigenschaft festzustellen, wird noch sehr lange außerhalb der wissenschaftlichen Möglichkeit liegen.

Langsam gefüllt, giebt der Gewissensbehälter seinen Inhalt auch nicht leicht heraus und besitzt deshalb die Kraft, sich unter allen Umständen Geltung zu verschaffen, sei es vor oder nach der That. Mit Blitzesschnelle wirkend, scheinbar ohne daß der Mensch dabei überlegt, ist der Einfluß des Gewissens andererseits ebenso dauernd und nachhaltig. Es leitet deshalb zum Nachdenken und zur Besonnenheit an und ist ein retardierendes Moment im Handeln. Es giebt Richtung und Stätigkeit des Thuns, was der Mensch vor allem braucht und woraus er seine Befriedigung schöpft. Dagegen lähmt es auch oft jede Thätigkeit, besonders als Rächerin nach der That, und giebt Anlaß zu verzehrenden Kämpfen und zur Askese. Denn es ist nicht das Schlimmste, sich wie jene „Wilden" zur Sühne und zur inneren Hebung offene Wunden zu schlagen, durch welche die Depression schnell entweicht und neue Kraft einzieht. Schlimmer ist es, daß durch Gewissensbisse das geistige Niveau eines ganzen Volkes herabgedrückt werden und daß seine Seele sich ungesunden weichlichen Gefühlen öffnen kann.



Die vernunftwidrige Abholzung der Waldungen
und ihre Folgen.

Von

Adolf Müller.

I.

Der ursprünglich „wilde Wald“, in der Vorzeit wesentlich nur ein Tummelplatz der Jägerei, hat durch die Erweiterung menschlicher Erkenntnis und das Anwachsen so unendlich vieler umgewandelter und fortgeschrittener Bedürfnisse, kurz mit der Kultur und ihren Anforderungen, ein anderes Wesen, eine höhere Bedeutung erhalten. Er ist durch die Kunst des Menschen zum Forst umgebildet worden. Mit der zunehmenden Bevölkerung und ihren Bedürfnissen dehnte sich der Ackerbau aus, die Industrie eroberte sich den Verkehr mit der Welt, und so wich das Waldgebiet dem Pfluge der Landwirtschaft, den Bedürfnissen der Industrie mit den Straßen und Anforderungen des Verkehrs und dem Anbau der Städte. Mit diesem Weiterschreiten menschlicher Kulturverhältnisse vergrößerte sich nun aber der ursprünglich beschränkte Zweck des Waldes, die Lieferung des Brenn- und Baumaterials, beträchtlich, während sein Grenzgebiet, seine Ausdehnung, wie erwähnt, sich verringerte.

Eine erste natürliche Folge hiervon war die Ausdehnung der Holznutzung, welche bald weit über die Schranke nachhaltigen Verbrauchs hinausging. Wie die Waldwirtschaft sich aus den nunmehr erfolgenden Stadien der Devastation und Zerstückelung nach und nach in eine ordnungsmäßige, geregelte Forstwirtschaft mit nachhaltigem Betriebe umwandelte, d. h. mit kurzen Worten zu einer vorsorglichen Einteilung des Waldes in Schläge überging und aus diesen nicht mehr als den jährlichen Zuwachs des Waldes nutzte, so verschaffte ferner die Bergkunde uns die Surrogate in Form von Torf, Braun- und Steinkohlen statt des allmählich mangelnden Holzes.

In dieser Richtung hat die gütige Mutter Natur den Ausgleich bewirkt zwischen dem Zurückdrängen, also der Verminderung der Wälder und den wachsenden Kulturgebieten der Menschheit. Aber die Bedeutung des Waldes geht über den Zweck hinaus, bloß eine Quelle, ein Gewinnungsort für Brenn- und Nutzholz zu sein. Die Wälder haben noch eine andere Bestimmung. Leider ist diese Bestimmung des großen, unverfälschten Stückes Natur von den Waldbesitzern der Vergangenheit gar nicht geahnt, viel weniger noch erkannt worden; ja sie wird selbst in der Gegenwart, welche doch den Schwerpunkt der Wälder zu würdigen angefangen hat, mancherseits angezweifelt, bekrittelt, wenn nicht in Abrede gestellt. Es ist der Einwand der Vertreter einer starren Statistik gegen die Behauptung, daß der Wald neben anderen Ursachen ein Erzeuger und Regulator des Klimas, ein Erhalter und Vermehrer der Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens und somit der Fruchtbarkeit der Felder sei, ein einseitiger, verkannter. Man stützt sich auf einzelne, ohne lebendigen Zusammenhang mit anderen wichtigen Erscheinungen stehende Beobachtungen meteorologischer Stationen, z. B. auf diejenige, daß

dem Felde und den freien Flächen durchschnittlich gleiche Mengen Regen zuströmten wie dem Walde. Dies zugegeben, obgleich für viele maßgebende Strecken noch nicht erforscht, wo bleibt denn aber die Betrachtnahme des gewaltigen Unterschiedes, welche die dichtgedrängte Riesenmasse der Waldvegetation mit ihrer Beschattung und Respiration vor dem sonnigen freien Felde schon auf die umgebende Temperatur üben muß; wo bleibt die Erwägung, daß außer Regen die mancherlei anderen Formen von atmosphärischen Niederschlägen, wie Tau, Reif, Nebel, Schnee rc., im Walde, namentlich in dem des Gebirges, ungleich mehr vorkommen und entstehen als im Flachlande, der eigentlichen Heimat unseres Landbaues? Es springt gewiß die Thatsache sprechend in die Augen, daß die bewaldeten Einhänge, gegen welche die dunstigen Regenwolken mit den herrschenden Windströmungen getrieben zu werden pflegen, durch ihre Schauer, also durch die niederere Temperatur die dunstgeschwängerten wärmeren Massen verdichten, wodurch Regen entsteht mit oft ungewöhnlich starker Entleerung, sobald der Grad der Kondensierung und der Wolkenzug ein großer ist. Man beobachte nur aufmerksam den Gang solcher Dunstmassen längs der Bergkuppen und steilen Höhenzüge, wie allmählich jene sich ändern in die bekannte Form der nach unten strangartig hängenden Regenwolken im Sommer, im Spätherbst und Frühjahr in die Nebelbildung mit ihrem Geriesel und schließlichen Regenniederschlägen. Auch die Aufsaugung und allmähliche Ausdünstungsfähigkeit der Feuchtigkeit durch die Baumvegetation ist eine Eigenschaft, die ein Wort mitspricht in der Frage über die Bestimmung unserer Wälder. Besitzt aber der Wald nicht eine ungeheure Summe von Aufnahme- und Ausscheidungsorganen wie in seinem Laubgewölbe, so in seiner ungemein verzweigten porösen Bodendecke, die ebenfalls zum guten Teile lebendig vegetiert? So sammelt er gegenüber den Feldern und Freilagen bedeutend mehr Feuchtigkeit an in allen Aggregatzuständen des Tropfbarflüssigen und der Dunstform vom Wipfel bis zu den Wurzeln und zu seinen Füßen noch in den unzähligen Maschen und Poren seines Bodengewebes, womit er seine Quellen bildet, wodurch er unsere Bäche, Flüsse und Ströme in ewigem Wechsel speist.

Das Thatsächliche spricht schon deutlich genug aus diesen Vorkommnissen; außerdem leitet es zu der Schlußfolgerung hin, daß der Wald gegenüber dem Felde Vorzüge aufweist. Die Tiefgründe, die Ebenen bieten keinen Schutz vor Überschwemmungen, die Bewaldung aber, deren Gebiet besagtermaßen das Gebirge ist, bewährt sich als das natürliche Schutzmittel gegen Abschwemmungen des Bodens und das Austreten der Gewässer in den Tiefen, worauf wir später zurückkommen.

Eine lehrreiche Kehrseite bietet uns der Anblick waldberaubter Landstriche im Vergleiche mit bewaldeten von gleicher geographischer Lage und Bodenbeschaffenheit. Hier Fruchtbarkeit und gesundes Klima, dort Dürftigkeit, Dürre und Öde. Bei dieser Betrachtung tritt die Wahrheit in den Worten des verstorbenen trefflichen Naturforschers Professor Dr. A. Roßmäßler über Landstrecken mit devastierten Waldflächen so recht zum Vorschein: „Der Mensch lernt dann, wie so oft durch den Gegensatz, dessen eindringliche Lehren oft tiefere Erfolge haben als der direkt lehrende Satz.“

Gewiß, das sonst günstig gelegene Spanien, Striche Frankreichs, Italien mit noch manchen Mittelmeerländern sowie die Tiroler und Schweizer Alpen bilden uns den Begriff von der Bedeutung der Wälder in ihren sterilen, waldentblößten Strecken unendlich sprechender, als graue Theorien und einseitige Schlüsse und Zahlen der Statistik um jeden Preis.

Grundsätzlich und dem Betriebswesen nach unterscheiden sich Feld- und Waldwirtschaft. Der Landwirt baut und säet für die zarten, hinfälligen Erzeugnisse seiner Wirtschaft nur für den kurzen Zeitraum von Jahr zu Jahr. Er erntet die Früchte der Gegenwart, seine Thätigkeit gilt der Ernährung, der Konsumtion des Augenblicks, und das, was seine Erzeugnisse dem Boden an Nahrung entnehmen, das giebt er seinem Territorium durch künstliche Düngung wieder zurück. Unterläßt er dies, dann artet sein Betrieb in Mißwirtschaft aus und er darbt. Aber diese Fehler heilen sich wieder leicht aus in der raschen Betriebsamkeit des Feldbaues.

Wie anders Wesen, Zweck und Bestimmung der Waldwirtschaft. Der Wald braucht viele Jahrzehnte, ja oft mehr als ein Jahrhundert, um das zu liefern, was man durch seine Aussaat oder Pflanzung beabsichtigt. Das Produkt der forstlichen Urväter heizt also unsere Feuerungsanstalten, liefert das Material zu den Wohnungen, den Geräten und Gewerken der Gegenwart. Diese Holzmassen sind die Anhäufung eines natürlichen Kapitals aus früheren Zeiträumen bis auf die Gegenwart. Ihre Gesamtheit, der Wald im großen Ganzen, gehört demnach als Nutzungsgegenstand nur zu einem kleinen Teile der Gegenwart an, er ist ein erspartes Erbteil unserer Vorfahren, das uns als solches gemahnt, nicht leichtfertig, sondern wirtschaftlich es zu behandeln, zu benutzen. Denn das, was wir voreilig, unvernünftig an diesem ererbten kostbaren Gute vergeuden, geht uns und mancher Nachkommenschaft mit Zinseszinsen verloren, hat viele andere unberechenbare Nachteile und Verluste im Gefolge und wird uns erst nach langen Zeiträumen unter unserer notwendigen Mithilfe wieder ersetzt. Wie die Waldparzellen der einzelnen Besitzer noch nicht den Begriff und die Bedeutung eines Waldkomplexes für eine Provinz oder eine Landstrecke herstellen können, so ist die volle Bestimmung der Waldverbindung eines ganzen Landes noch nicht erschöpft in seiner Wirkung innerhalb der Grenzen dieses Einzellandes.

Der Wald der Gegenwart muß als ein Gesamtgut ganzer Staaten, als ein großes Nationalvermögen angesehen werden, an welchem die eigene Nation und die der Nachbarstaaten ihren Anteil haben. In diesem umfassenden, internationalen Sinne versteht die Gegenwart die höhere Bedeutung der Wälder. Zwar haben ein ähnliches die Kapitel der Staatswirtschaftslehre, die Lehrbücher über Waldanbau, Klimatologie und Wetterkunde vorgetragen, aber allzu gelehrt und gleich unverständlich für Gebildete wie für das Volk.

Wie hat dies aber Roßmäßler schon vor drei Jahrzehnten, zwischen Katheder und Volk tretend, so einfach faßlich und eindringlich gepredigt im Hinblick auf das Gebiet unseres Rheines! Er sagt: „Die Rheinschiffahrt der Deutschen und der anderen Anwohner und alle anderen Segnungen eines großen Stromes hängen an seinen Quellzuflüssen, welche bei dem Rheine bekanntlich, von den deutschen Nebenflüssen abgesehen, auf fremdem Gebiete liegen. Kann ich dann aber hier eigentlich sagen ‚fremdem'? Sind nicht die zahlreichen Quellzuflüsse des Rheines in Graubünden ebensoviele Fäden, die uns zu Verbündeten des rhätischen Freistaates machen? Wahrscheinlich mehr noch als Post- und Eisenbahnlinien, Münzverträge und Telegraphenverbindungen sind große Ströme fähig, Länder und Völker zu einigen. Die Bewirtschaftung der bündnerischen Alpenwälder, aus deren bemoosten Gründen Tausende von Quellfäden des Rheines hervorsickern, ist für uns Deutsche von der größten Bedeutung, und man hat es bereits ausgesprochen, daß die merkbare Abnahme des Mittel- und Niederrheins und die bedeutende Lichtung der schweizerischen Alpenwaldungen ohne Zweifel in einem ursächlichen Zusammenhange stehen. Der Einfluß der Alpenwälder auf die Gletscher — bekanntlich sind die Hauptquellen des Rheines Gletscherbäche — ist allerdings noch nicht erforscht. Es läßt sich aber vermuten, daß ein solcher Einfluß bestehe, da im allgemeinen ausgedehnte Waldungen die atmosphärischen Niederschläge begünstigen; und somit müssen sie auch die Gletscherbildung unterstützen, da diese lediglich von dem Schnee abhängt, welcher oberhalb der Schneegrenze fällt."

Die Waldschutzfrage ist eine so höchst bedeutsame, jedermann angehende, daß es hohe Zeit ist, dieselbe mit ihrem ganzen Schwerpunkte auch zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen.

Strengen Gegensatz bildet das eigentliche Klima des Waldes (Waldgebirgsklima) zum Steppenklima. In der Vergleichung der Charakteristik beider läßt sich wechselseitig für unseren Zweck gar vieles erkennen, besonders lassen sich dabei auch alle klimatischen Veränderungen ableiten, welche sowohl bei der unvernünftigen Abholzung bewaldeter Höhenlagen, als auch nach gründlichen Wiederaufforstungen von Steppengebieten eintreten. Aus diesem Vergleiche hat schon in den dreißiger Jahren der ausgezeichnete Forstschriftsteller Hundeshagen in der zwei-

ten Auflage seiner „Forstpolizei" die sehr begründeten Schlüsse gezogen: „daß im Waldlande die Sommer kürzer und kühler, die Winter länger, aber keineswegs kalt, sondern milder als im offenen Lande sind; und daß zwar die ganze mittlere Jahrestemperatur im ersteren wohl niedriger steht als in anderen, dies aber auf das Gedeihen gewisser Gewächse in den Waldgegenden weniger nachteilig wirkt als die Kürze der Sommer daselbst, sowie der denselben in gewissem Maße gegen das Steppenland abgehenden dauernden höchsten Wärme- und Lichtwirkung." Der erwähnte Autor ergänzte später diese Schlüsse nach mehreren Richtungen hin. Er betont, daß die verlangsamte und nachhaltige Verdunstung der Feuchtigkeit des Waldbodens und dessen Kronenschirmes, verbunden mit dem gehemmten Luftwechsel, selbst an heißesten Sommerlagen die Kühle erhielten. Ganz das Gegenteil zeigt sich in den kahlen Strecken der Steppen oder auf Freilagen. Dieser Unterschied ist hingegen minder groß, sobald im Hoch- oder Nachsommer der Waldboden auszutrocknen pflegt, da ihm die Sommerbelaubung den meisten Regen und Tau entzieht, also daß ihm nur wenig Feuchtigkeit zufließen kann. Dies spricht bestimmt dafür, daß die Waldkühle hauptsächlich bedingt wird durch den nachhaltigen Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre, worauf schon das Hygrometer hinweist. Anhaltende heiße und windstille Witterung erhöhen während jener trockenen Zeitperioden die Wärme im Inneren des Waldes, wo die Winter- und Frühlingsfeuchtigkeit in der Tiefe des Waldbodens ziemlich erschöpft und das Laub verholzt ist, dasselbe also merklich weniger Feuchtigkeit als früher ausdunstet, so daß am späten Nachmittag und Abend die erhöhte Temperatur des Waldes gegen die im Freien merklich ist. Durch den Mangel an bewegter Luft hält sich die Wärme im Waldinneren länger als in den Freilagen, in welchen Luftströmungen und Wärmeausstrahlung nach dem Zenith hin die Atmosphäre mehr und mehr abgekühlt haben. Dieser Unterschied währt die Nacht hindurch bis zur Frühe, in welcher sich außerhalb des Waldes die Luft wieder erwärmt durch die steigende Sonne, dagegen der Wald im Inneren die Kühle teils festgehalten, teils wieder erlangt hat vor und mit Sonnenaufgang. Diese Unterschiede kennt jeder erfahrene Weidmann, der den Ansitz an Waldrändern betreibt. Unabhängig von der augenblicklichen Windrichtung strömt abends die abgekühlte Luft aus dem Freien allmählich und leise waldein, während das Gegenteil in der Frühe erfolgt. Eine gleiche Erscheinung bieten die an Flüssen und Seen gelegenen Örtlichkeiten, woselbst die Wassermassen die Stelle des Waldes übernehmen. An der dürren Küste von Guinea tritt der Umstand, daß die fast unerträgliche Hitze und Ungesundheit der dortigen Waldstrecken den sehr abkühlenden Seewinden keinen Zutritt gestatten, sehr augenscheinlich zu Tage; dagegen beschreibt Monrad die Wälder im Inneren Guineas als die Luft sehr abkühlend. Analog erklärt sich auch zur Zeit der Trocknis die bedeutende Hitze in Gebirgsgegenden, besonders in deren Waldschluchten, in welchen die hohen, insonderheit die dunkelgefärbten, bis zu 40 Grad Reaumur in der Sonne erwärmten Felswände den Luftwechsel verhindern und die Temperatur ungemein erhöhen, während anderenteils die Felswände nachts durch Wärmeausstrahlung die in den Schluchten eingeschlossene Luft noch lange gegen rasche Abkühlung schützen. Im Gebirge gewahrt der Wanderer oder Jäger zu jener Jahreszeit oft die schneidenden Wechsel oder Unterschiede in den Luftschichten zwischen Waldhöhen und Freilagen sowie Wiesenstellen mit kleinen Gewässern und Quellen.

Das Klima der Freilagen und Steppen, verglichen mit dem bewaldeter Flächen in gleicher geographischer Breite und Lage, charakterisiert sich demnach durch viel größere Witterungswechsel und Extreme. In den Steppen oder Freilagen sind die Sommer heißer, die Winter kälter als in bewaldeten Gegenden. Die schon von Pallas und später vom Physiker Kupfer beschriebenen Steppen zwischen dem Kaukasus, dem Azowschen Meere und Aralsee zeichnen sich aus durch große Trockenheit und sehr bedeutende Temperaturveränderungen. „Der Winter," so berichtet der angeführte Physiker Kupfer, „ist ungewöhnlich kalt, der Sommer ausnehmend heiß. Die russischen Reisenden waren zwischen dem Kaspischen Meere und

Aralsee (unter 46 bis 50 Grad nördl. Br.) im Winter meist einer Kälte von —2 Grad bis —25 Grad Reaumur ausgesetzt. Umgekehrt ist im Sommer bis zum und im Monat Juli alles bereits von der Glut der Sonne verbrannt und der an sich sehr quellen- und wasserarme Boden völlig ausgedörrt. Denn im Winter bestreichen ihn äußerst heftige Nord- und Nordost-Winde, und ebenso Sommers Süd- und Südwest-Winde, durch welche letztere nun selbst die Temperatur des Schattens sehr erhöht wird. Den Sommer über ist am Tage die Atmosphäre gleichsam entzündet, und über Nacht die Wärmeausstrahlung so stark, daß man zuweilen sehr eindringlichen Frost empfindet.* Diese beträchtlichen plötzlichen Abwechselungen zerstören das zarte Pflanzenleben. Bäume und kleine Gehölze finden sich nur zunächst den wenigen kleinen Flüssen, außerdem aber fast immer nur da, wo der Boden durch Hügel und niedrige Berge eine gewisse Unebenheit gewinnt."

Der Grund dieses Verschwindens allen Wachstums in den Steppenflächen, verbunden hinwiederum mit dem spärlichen Auftreten von Baumwuchs und kleinen Gehölzen an den Hügelabwechselungen, liegt in dem Mangel an dem aller Holzvegetation unerläßlichen Schutze des Bodens gegen gänzliche Ausdörrung durch die immer herrschenden starken Winde in diesen Strecken, indem ohne diesen Schutz das Terrain nicht Feuchtigkeit genug behält, um den Anwuchs von jungen Hölzern durch die Hitze des Sommers hindurch grün zu erhalten. Das, was hier die Freilage mit ihrem Mangel an Schutz vor austrocknenden Windströmungen versagt, das bieten doppelt geschützte Örtlichkeiten hinter Bergen und Schluchten, woselbst hinwiederum die exponierten Wände und steilen Freilagen der Aufforstung entweder große Hindernisse oder aller Holzkultur Trotz bieten. Diese Erscheinungen sind allgemein in den großen Prairien von ganz Amerika, in welchen bekanntlich Bewaldungen, die Ebenen meidend, sich auf Hügel- und Gebirgsland zurückgezogen haben.

Diese auffallenden, in den verschiedensten Weltteilen sich gleichbleibenden Vorkommnisse führen wie von selbst auf das dringende Erfordernis und den wohlthätigen Einfluß von Schutzwaldungen gegen die den Boden austrocknenden Winde. Überall, wo die leichtsinnige Entwaldung der exponierten Punkte des Hochgebirgs in den Alpen der Schweiz und anderer Orte stattgefunden, da folgte fast immer eine Verödung, ein Rauherwerden, eine Unwirtlichkeit des Klimas für Tiere und Gewächse. Ganz analog verhält es sich in den den heftigen Winden preisgegebenen Küsten längs der Nord- und Ostsee und an anderen Meeresstrichen. Der Physiograph Nebbien erwähnt sehr bezeichnend in seiner „Einrichtungskunst der englischen Landgüter in Bezug auf die schützende Wirkung von Bäumen und Gebüsch": „Die Pächter der Güter in England zahlen für fünfzig Morgen eingehegtes oder geschütztes Land so viel Pacht, als für sechzig Morgen freiliegendes."

Treten doch diese nachteiligen Folgen längs der norddeutschen Küstenstrecken vor Augen. Es stellen sich daselbst den Aufforstungen von Schutzwaldungen bereits die oben erwähnten Schwierigkeiten entgegen, da der Boden durch die nachteiligen Stürme ausgetrocknet und verödet ist; ja selbst die weiter nach innen liegenden Waldungen und Kulturländer werden in kümmerlichen Zustand versetzt. Viele Physiographen der Schweiz klagen über den Rückgang der Alpenschutzwälder in engeren Grenzen. Hugi sagt in seiner „Alpenreise", daß der Älpler in den hochgelegenen Weiden Holzbestände nicht haben will, und dieser hat diese Höhen von den zusammenhängenden Forstbeständen entblößt. Er sündigte dadurch gegen die Erfahrung, daß das Holz in höheren Regionen nur in bedeutenden Beständen gedeihe, wobei sich nach Hugi die Bäume wechselseitig gegen Sturm, Schneebruch 2c. zu schützen vermögen. Vereinzelte Anpflanzungen seien also unmöglich, größere Bestände aber erhalten in jenen Höhen den Schnee zu lange. Sie machten die Alp kalt und das daraus abfließende Schneewasser machte sie (die Alp) sumpfig und es werden

* Ganz dasselbe erwähnt Kronprinz Rudolf von Österreich in seiner „Orientreise". In der bei Kairo belegenen Wüste und anderen Wüsten Afrikas ist die mit der starken Wärmeausstrahlung über Nacht verbundene Abkühlung so groß, daß daselbst auf glühend heiße Tage oft so kalte Nächte folgen, als ob man wirklichen Reif zu befürchten habe.

dadurch große Stellen der Weide entzogen. In diesen Höhen von sechs- bis siebentausend Fuß sucht der Älpler auch selten den Schatten, aber gegen Sturm und Ungewitter würden jene wohl schützen."

Hieraus ergiebt sich die Schlußfolgerung, daß die Hochwaldbestände die nächsten Umgebungen beim Beginn des kurzen Alpensommers naß machen und kälten, hingegen aber auch dieselben gegen unfreundliche Stürme schützen. Diese bestreichen dann weiter die abhängigeren Freilagen ständig und so stark, daß sie austrocknen und die Grasnarbe entfernen, ganz besonders an solchen Stellen, wo dies schon die jahraus jahrein sich erhaltenen Schneelager thun und dann endlich beim Abschmelzen des Schnees die Winde die trockne, kahle Bodenkrume völlig entführten. Es sind also diese Sumpfstellen nur vereinzelte, gerade so wie die anderen Extreme, die dürren Striche, nur auf gewisse Lagen beschränkte, meist auf kleineren Gebirgsplatten vorkommend, oder auf nach West und Nord leicht geneigte Flächen von wasserhaltigem Tiefgrunde; die anderen auf schroffe Einhänge nach Ost und Süd oder auf felsigem Boden mit Steingeröllen verwiesene Strecken.

Es ist hiernach ein Einfluß der Entwaldungen auf das örtliche Klima der Hochgebirge und Höhenzüge nicht zu verkennen, obgleich die entschiedene Waldverminderung als die alleinige Ursache der Veränderungen des Klimas, wie es im Vergleiche mit dem in Urzeiten bestandenen jetzt sich herausgebildet, nicht angesehen werden kann. Denn es haben sich seitdem im allgemeinen die örtliche Temperatur und das botanische Klima zusehends verändert, nicht allein erhöht und gebessert, sondern auch verschlimmert. Die Rückgänge des Klimas von einem wärmeren in ein kälteres beweisen die fossilen Tier- und Pflanzenreste einer grauen Vorzeit in der hochnordischen und gemäßigten Zone, welche insgesamt den Charakter und die Formen der jetzt in der heißen Zone noch vorkommenden Organismen tragen. Davy und andere Physiker versuchten nachzuweisen, daß in jener Urzeit die Erde von einer viel höheren und dichteren Atmosphäre umgeben und die Temperatur durch den stärkeren Luftdruck ungleich höher, die Zahl der Gewächse auf dem Kontinent viel größer, der Kausalnexus dieser Umstände also überhaupt die Ursache einer reicheren und lebhafteren Vegetation, wie die Gebilde größerer Tier- und Pflanzenformen, gewesen sein müsse. Auf diese früheste Bildungszeit folgten unter Erdrevolutionen sehr wesentlich andere Pflanzen- und Tierorganismen, wie sie in denjenigen der Urzeit bestanden haben, aber den gegenwärtigen teils sehr ähnliche, teils völlig gleiche. Dies weist auf einen dem damaligen abgekühlten Klima sehr ähnlichen Zustand. In der jüngsten Bildungszeit der tertiären Formationen war die Temperatur der gegenwärtig vorherrschenden ganz ähnlich, wenn nicht gleich. Nicht sowohl die bis zu den Küsten des Eismeeres vorgefundenen Überreste der großen Tiergestalten unserer Erde, sondern vielmehr das zum viel sichereren Anhalte dienende Vorkommen und die Verbreitung der Wildgewächse sind es, welche uns Aufschluß geben über die Geschichte unserer Erdoberfläche, den Zustand, bezw. die Veränderungen des Klimas. Die Pflanzenformen, welche in der Diluvial-Periode teilweise zerstört wurden und deren Reste noch jetzt aufgefunden werden, sind die örtlich jetzt noch vorkommenden. Wir schließen daraus, daß erstens zwar keine sehr merklichen Veränderungen vorgekommen zu sein scheinen, daß aber zweitens jene urzeitlichen klimatischen Veränderungen noch andere Ursachen bewirkt haben können, als bloß die Zu- oder Abnahme von Bewaldungen auf der Erdoberfläche.

Obgleich der Wechsel der Wälder, bestimmten Thatsachen nach, innerhalb gewisser Kontinentalgrenzen Einfluß auf das Klima übt, so steht ein zweiter mit demselben in Verbindung, nämlich mit der teilweisen Fortdauer der Ursachen der besprochenen frühen Abkühlungsperioden. Diese beiden Ursachen üben noch gegenwärtig den Haupteinfluß auf das örtliche Klima aus.

Es sind von namhaften Autoren Untersuchungen angestellt worden, aus welchen zu folgern ist, daß hauptsächlich das Auftreten und Gedeihen, oder aber das Zurücktreten oder Verschwinden der Kulturgewächse vom lokalen, die Bewaldung mehrfach charakterisierenden Feuchtigkeits- und Schutzzustande abhängig erscheint. Es haben also diese

Untersuchungen folgerichtig zu Vergleichen über die klimatischen Verhältnisse zwischen sonst und jetzt geführt und die notwendige, wesentliche Beachtung bei dieser Frage eingeleitet. Diese Forschungen lieferten das Resultat, daß Klima und Vegetation von den geschichtlichen Zeiten an bis auf die Gegenwart zwar im allgemeinen keine sonderlichen Veränderungen erlitten, daß aber da, wo der Schutz von Bewaldungen verloren gegangen, örtlich manche Tiere und Gewächse verschwanden. Zu demselben Resultate, wie hier Schouw, so gelangten dort L. von Buch und Kasthofer bei ihren Untersuchungen über das (vermeintliche) Vorrücken der Schneegrenze in der Schweiz und Norwegen. Von diesen beiden Seiten ist die Thatsache festgestellt, daß viele waldentblößte Örtlichkeiten durch die Gewalt der Windzüge und zeitweiliger heftiger Stürme der Verödung verfielen, welche vorher reiche Bewaldung und sonstiges freudiges Wachstum besessen hatten.

Dies lenkt uns nunmehr auf den Hauptgegenstand unserer Abhandlung, die Schutzwaldungen.

Das Bedürfnis, die Waldschutzfrage zu erforschen, zu erörtern und allgemein nutzbar zu machen, empfinden denn auch die für das Gesamtvölkerwohl Denkenden. Gleichsam die Hand an dem Pulsschlag der Gegenwart und gemahnt zugleich von der Raubwirtschaft der Wälder in Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie, veranstaltete im September 1873 Österreich unter Leitung des k. k. Ackerbauministers Ritter von Chlumecky einen internationalen Kongreß der Land- und Forstwirte zu Wien, welcher von Delegierten der Staaten des Deutschen Reiches, von Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Ungarn, Rußland, der Schweiz, Schweden und Norwegen u. a. m. beschickt und besucht wurde. Hier ventilierte man die Frage: „Welche internationalen Vereinbarungen erscheinen notwendig, um der fortschreitenden Verwüstung der Wälder entgegenzutreten?"

Es erschien natürlich geboten, daß sich an den Verhandlungen auch eine unterrichtete Stimme eines preußischen Forstbeamten beteiligte, da der preußische Staat die Lösung der Waldschutzfrage in Betracht zu nehmen angefangen hatte. Forstmeister Bernhardt wies nach, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts die Befreiung des Grundbesitzes und der Gewerbe von polizeilicher Bevormundung und die Zerreißung der großen Forstkomplexe zusammengetroffen, wie die letztere einesteils hervorgerufen worden sei durch das damalige kleinliche Bestreben nach Parzellierung und Veräußerung der Staatsforsten, andererseits durch den Übergang der Kirchengüter an den Kleinbauer durch Säkularisation, wie denn damals auch schon durch die Regelung des Grundeigentums viele Waldparzellen in die Hand von Privaten gekommen seien, deren Neigung zu unvernünftiger Abholzung zu allen Zeiten sich gleich geblieben. Die Zeiten der schweren Kriegsjahre von 1813 bis 1815 brachten eine noch größere Verteilung und Veräußerung der Waldparzellenbesitzer mit sich. Die höchste Kalamität beschworen aber die erweiterten Verkehrsverhältnisse mit Eisenbahnen während der dreißiger Jahre herauf, zu welcher Zeit in ganz Europa die Waldverwüstung gleichsam das Losungswort wurde zum großen Nachteil einer geregelten Waldwirtschaft und Landeskultur. Diese, führte Bernhardt aus, sei gefährdet, wo notorisch die Quellen versiegten (!) und die Temperatur (!) schroff wechsele, sowie dieser Zustand der Verödung denn auch die frische Schaffungskraft des Volkes lähme. Referent meinte nun (im Widerspruch mit seinen soeben citierten Worten), daß die seitherige Kenntnis sich beschränkt habe auf die Bedeutung der Wälder in Quellengebieten, auf Flugsandstrecken, auf Kuppen, Rücken und Wände der Gebirge, sowie am Meeresstrande, daß aber der klimatische Einfluß der Wälder noch unbekannt sei (?), wodurch der Gesetzgebung noch eine Grundlage fehle. Referent, ein Verfechter des forstlichen Versuchswesens, resumierte schließlich dahin, den Schutz der vorbezeichneten Kategorien von Waldungen für eine allen gebildeten Nationen gemeinnützige Angelegenheit zu erklären, um auf einem späteren Kongresse für die Waldschutzfrage unterdessen reale Grundlagen zu weiterem gesetzlichem Vorgehen zu gewinnen.

Auch der Korreferent in dieser Frage, Oberforstrat Dr. Judeich, Direktor der Forstakademie zu Tharand, teilte die Ansicht des

Referenten über die Unkenntnis vom klimatischen Einflusse der Wälder. Er betonte aber, daß der fragliche Zweck zu erreichen sei, wenn alle Schutzwaldungen in den Besitz des Staates übergingen.

Der zweite Korreferent, Professor Dr. Landolt aus Zürich, vertrat ebenfalls die Ansicht der Vorredner, daß vorerst der Einfluß des Waldes auf das Klima noch erforscht werden müsse. Er beklagte sogar den Mangel an exakten Zahlen (!), aus welchen man den Umfang des Einflusses vom Walde ersehen könne, das rasche Abfließen des Wassers zu verhindern und in Quellen zu sammeln (!).

Professor Hofrat Dr. Preßler aus Tharand brachte die staatliche Erwerbung aller Schutzwaldungen, welche Judeich berührt hatte, ebenfalls in Vorschlag, fand aber merkwürdigerweise keine Unterstützung. Er verband damit den Vorschlag, eine Aushilfe des Staates, ein verzinsliches Staatspapier unter der Benennung „Waldrente" zu gründen, um mit demselben die wünschenswerten Expropriationen und Ankäufe von Schutzwaldungen und Flächen zu deren Aufforstung zu erwirken, da jeder Staat gewiß so viel Kredit habe, solche Papiere zu gutem Kurs zu emittieren.

Sektionsrat Peyer aus Wien machte die Lösung der Waldschutzfrage abhängig von der Verfügung über ausreichendes Forstpersonal und konstatierte, daß der österreichische Forstbetrieb sich zwar im allgemeinen bewährt habe, derjenige in den Genossenschaftswaldungen aber der Reform noch sehr bedürfe.

Endlich berührte Torelli aus Rom mehrere jedenfalls sehr beherzigenswerte Punkte in der angeregten Frage. War er doch aus seinem Vaterlande der traurigen Thatsache sich bewußt, daß die italienische Kammer zu Rom das Jahr vorher ein von der Regierung vorgelegtes neues einheitliches Forstgesetz abgelehnt, wodurch das Übel der partikularen Gesetze in Italien Geltung behalten. Er sprach im Hinblick auf die Waldverhältnisse Italiens die Überzeugung aus, daß die Waldverwüstung bei näherer Prüfung in einem noch viel bedenklicheren Grade sich offenbaren werde, als man zur Zeit annehme. In Anbetracht des bedeutenden Verbrauchs von Holz auf den Eisenbahnen Europas (er berechne sich auf 20 Millionen Stämme allein für Schwellen, geschweige des noch größeren Konsums zur Errichtung der Stationsgebäude) und der weiteren Erwägung, daß diese Holzverwendung nur etwa den zehnten Teil des Gesamtholzverbrauchs für Staats- und Privatbauten, für Industrie und die Marine ausmache, sei es wohl praktisch, eine genaue Ermittelung über das Verhältnis von Holzproduktion und -konsumtion anzustellen. Die Waldverwüstung würde sich dann in ungeahnter Größe zeigen. Nordamerika begegne dem erkannten Übel seiner Waldverheerungen bereits durch Massenanbau von Wald.

Der Kongreß nahm schließlich die Resolution an, daß durch internationale Vereinbarungen der Waldverwüstung entgegenzutreten sei, dies insbesondere in Berücksichtigung der Waldungen, welche in den Quellengebieten oder an den Ufern der größeren Wasserläufe gelegen, derjenigen auf Flugsand, auf den Kuppen, den Rücken, den Freilagen und den Einhängen der Gebirge, sowie an den Seeküsten; ferner daß ein internationales Übereinkommen wünschenswert sei zum Zwecke der Ermittelungen und Sammlung von auf den Waldschutz bezüglichen Gesetzen und Einrichtungen, sowie deren Erfolge; endlich, daß bei dem gegenwärtigen Mangel an realen Grundlagen für weitergehende Beschlüsse die k. k. Regierung zu ersuchen sei, sich behufs statistischer Erhebungen über Lage, Ausdehnung und Beschaffenheit der notwendigsten Schutzwaldungen und über den immer mehr zunehmenden Holzmangel mit den übrigen Regierungen ins Einvernehmen zu setzen.

Mittlerweile entstand im preußischen Staate das Gesetz über die Schutzwaldungen und Waldgenossenschaften vom 6. Juli 1875.

Für die alten Provinzen des Königreichs mögen diese Bestimmungen platzgreifend sein. Ist es doch Thatsache, daß infolge der Entwaldung in Preußen bedeutende Strecken an seinen Meeresküsten verödet und versandet liegen, sowie in seinen Höhenzügen eine Menge Wüstungen und Ödländereien noch der Aufforstung harren. In so manchen annektierten Landesteilen der Monarchie aber, so in den vormals hessen-darmstädti-

schen und nassauischen, sind solche in viel geringerem Grade notwendig, ja überflüssig. Daselbst bestehen seit 1811 und den zwanziger Jahren ꝛc. Forstorganisationen, welche innerhalb der Forstverwaltungsbezirke die Einreihung der Privatwaldbesitzungen in die Forstordnung gegen Entrichtung eines gesetzlich bestimmten Beitrags ihrer Eigentümer zu den Verwaltungs- und Schutzkosten gestattet. Es sind sämtliche Staats-, Gemeinde-, Instituts- und Haubergswaldungen, ausgenommen diejenigen im Kreise Frankfurt a. M., gemäß dieser organischen Forstordnungen bereits zu einem Genossenschaftsverbande (wie das angeführte preußische Gesetz anordnet) vereinigt unter der Verwaltung von Oberförstern. Kraft dieser Organisation werden auch alle Grundstücke mit absolutem Waldboden, insbesondere Wüstungen und Außenweiden, welche mit dem verderblichen Rasenschälen oder Plaggenhauen zum Zwecke dürftiger Feldfruchtnutzung wechseln, in der Regel aufgeforstet. Das ehemalige sogenannte hessische Hinterland besaß früher große Ödlandsflächen, welche meistenteils von den Dienstvorgängern des Referenten und ihm selber bewaldet worden sind. Auf den Höhen des vormals nassauischen Westerwaldes bestanden hingegen in den siebziger Jahren geräumige Flächen Weide, deren exponierte Teile aber nach Aufstellung von Wirtschaftsplänen durch Techniker zu Schutzwaldungen der Ortschaften und Felder gegen die nachteiligen Einwirkungen der Winde in nächster Zukunft bestimmt und teilweise schon aufgeforstet sind. Ähnlich verhält es sich im allgemeinen in den meisten kleinen Staaten des Reiches.

Im ehemaligen Kurfürstentum Hessen aber hat man Anfangs der siebziger Jahre die damals schon bestandenen Konsorten- oder Genossenschaftswaldungen auffallend genug unter die Besitzer örtlich verteilt und somit gegen das allgemein erkannte Bedürfnis der Gegenwart, insbesondere gegen den Geist und die Absicht des bald darauf erschienenen Waldgenossenschafts- und Waldschutzgesetzes inkonsequenter-, ja unverantwortlicherweise gehandelt.

Wir können im Hinblick auf die Grundzüge des berührten Gesetzes es uns nicht verhehlen, daß ein Zustandekommen des im Wiener Kongresse und auch mehrfach anderwärts von sehr achtbaren Seiten kundgegebenen Vorschlags für die Erwerbung resp. Anlage der Schutzwaldungen durch den Staat von ungleich besserem Erfolge begleitet sein würde, als dies nach dem beregten Gesetze in Aussicht steht. Wenn der Staat die Eisenbahnen zur Förderung des öffentlichen Wohles an sich zieht, warum sollen in seiner Hand die Schutzwaldungen nicht rascher und ergiebiger ihrem Ziele zugeführt werden, als durch langwierige, vielfach an der Kurzsichtigkeit und dem Eigenwillen der Privatwaldbesitzer scheiternde Verhandlungen, wie sie das preußische Waldschutzgesetz vorschreibt?

(Schluß folgt.)



Nachträgliches für den Weihnachtstisch.

Da das Januar-Heft sich noch vor Weihnachten in den Händen unserer Leser befinden wird, so glauben wir es ihnen schuldig zu sein, wenn wir sie an dieser Stelle auf die seit Erscheinen des Dezemberheftes noch eingegangenen Weihnachtsneuigkeiten besonders verweisen; wir bemerken dabei, daß wir uns bei einzelnen Werken eine ausführlichere Besprechung vorbehalten. In prächtigem Foliobande, mit Illustrationen von A. L. Baworowski, repräsentiert sich die Erzählung des bekannten österreichischen Dichters Julius von der Traun: **Goldschmiedkinder**. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) Diese historische Erzählung aus dem Augsburg der Reformationszeit ist von hochpoetischem Reiz, ohne daß das Zeitkolorit irgendwie gefälscht würde. Das Buch sei unseren Frauen empfohlen. — Noch zeitig genug zum Feste erschien: **Nicht rasten und nicht rosten!** Jahrbuch des Scheffelbundes. Geleitet von O. Pach. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) In dieser neuesten, der siebenten, Veröffentlichung des Scheffelbundes finden wir die vornehmsten Vertreter deutschen Schrifttums vertreten: Rosegger, Ebers, Voß u. v. a. Besonders wertvoll sind die Dialektgedichte; auch unter den Prosabeiträgen finden sich hervorragende Arbeiten. — Eine Auswahl von **E. T. A. Hoffmanns Werken** in drei Bänden bringt das Bibliographische Institut in Leipzig. Der Romantiker, seiner Zeit einer der gelesensten, der zumal auf die französische neuere Dichtkunst von größerem Einfluß gewesen ist als unsere Klassiker, erfreut sich auch noch heute wohlverdienter Beliebtheit. Die vorliegende Auswahl bietet das Beste aus seinen Werken; Einleitung und Anmerkungen sind von wissenschaftlichem Wert. Hervorgehoben sei, daß das seiner Zeit vielbeliebte Märchen vom Nußknacker und Mausekönig der unverdienten Vergessenheit entzogen ist und wieder Aufnahme gefunden hat. — In bereits achter Auflage liegt vor der Briefroman von J. A. Ingraham: **Der Fürst aus Davids Hause** oder Drei Jahre in der heiligen Stadt. Aus dem Englischen übersetzt von A. Henze. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Das mit acht Bildern versehene Buch schildert das Leben Jesu in Briefen einer Zeitgenossin, die sich in Jerusalem aufhält und ihrem Vater die Vorgänge dort berichtet. — Frida Storck nennt ihre neueste Erzählung: **Um den Glauben.** (Kassel, Max Brunnemann.) Die Geschichte spielt im Dreißigjährigen Kriege, die Handlung ist spannend und das Kolorit wohlgetroffen. — Von Jules Verne liegen in guter Übersetzung zwei neue Werke vor: **Clovis Dardentor** und **Vor der Flagge des Vaterlands.** (Wien, A. Hartlebens Verlag.) Zeigen sie auch den Verfasser der „Kinder des Kapitän Grant" von keiner neuen Seite, so werden sie doch seinen zahlreichen Verehrern willkommen sein. — In jener reizenden Miniaturausstattung, mit zierlichen Bildchen versehen, wie sie der Verlag von Richard Eckstein Nachf. in Berlin als Specialität gewissermaßen für seine schönwissenschaftlichen Erscheinungen gewählt hat, repräsentieren sich Hans Hopfens neueste Werke **Hotel Köpf** und **Übereilte Werbung.** Die erste Geschichte spielt in München, die zweite auf dem Lande. Wir wollen über den Inhalt nichts verraten und nur so viel sagen, daß auch diese Novellen, ebenso wie **Die Siegerin**, eine Wiener Geschichte desselben Verfassers (Stuttgart, J. Engelhorn), uns Hans Hopfen auf der Höhe seiner Fabulierkunst zeigen, die zwar einem gesunden, jedoch künstlerisch geadelten Realismus huldigt, die aber niemals ins Triviale oder gar naturalistisch Rohe versinkt.

Eine vorzügliche Künstler-Monographie über **Max Klinger** hat Franz Hermann Meißner in dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München erscheinen lassen. Der Verfasser, unser langjähriger Mitarbeiter, war wohl ganz besonders befähigt, uns das Leben und Schaffen dieses eigenartigen Künstlers vorzuführen, der, vor Jahren belächelt und sogar verspottet, heute gleich Böcklin zu den bedeutendsten modernen Kunsterscheinungen gezählt werden muß. Der Verfasser hat seine Aufgabe trefflich gelöst; er wird nirgends zum Panegyriker, er „redet" nicht, sondern seine Worte sind gleichsam nur Umrahmungen zu den mitgeteilten Werken Klingers. Der stattliche Band enthält Radierungen, Zeichnungen, Bilder und Skulpturen des Künstlers in Nachbildungen durch Heliogravüre u. s. w. Unter den drei vollständigen Folgen, „Christus",

„Eine Liebe" und „Entwürfe zu einer griechisch-römischen Gedichtsammlung" — Geibels klassischem Liederbuche —, fesselt namentlich letzteres durch seine neue selbständige Auffassung der Antike. Besonders gelungen ist die Wiedergabe der beiden Skulpturen „Salome" und „Kassandra"; sie wirken hier fast noch dämonischer und tiefsinniger als im Original. Durch dieses Klingerwerk hat nicht bloß der Künstler und sein Interpret, sondern auch die Verlagsbuchhandlung sich ehrende Anerkennung erworben, indem sie dem kunstliebenden Publikum die Möglichkeit bot, einen unserer modernsten und zugleich deutschen Künstler, der an Vielseitigkeit den größten Vorgängern nicht nachsteht, an Tiefsinnigkeit der philosophischen Auffassung aber die meisten überragt, in seiner Totalität bewundern zu können. Da das Werk keines der üblichen, rasch zusammengestellten Geschenkbücher ist, sondern als künstlerische Leistung ersten Ranges betrachtet werden muß, so werden wir auf dasselbe noch ausführlicher zurückkommen. — Eine sehr geschmackvoll angeordnete Auswahl in sechs Bänden von **Fr. Rückerts Werken** hat der jüngst verstorbene L. Laistner zusammengestellt. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Vollständig sind wiedergegeben der „Liebesfrühling", die „Makamen des Hariri" und die „Weisheit des Brahmanen", jene drei Werke des Dichters, welche auch heute noch nichts an ihrer ursprünglichen Frische und Lebendigkeit eingebüßt haben. Jedenfalls ist diese Ausgabe geeignet, das Andenken des Dichters gegenüber den Angriffen einiger unserer Allerjüngsten besonders zu befestigen und ihn auch heute noch als einen unserer größten Lyriker zu verehren.

Da gelegentlich des Weihnachtsfestes in Deutschland der gute Brauch herrscht, nicht bloß die litterarischen Modelieblinge mit ihren neuesten Schöpfungen zu berücksichtigen, sondern auch jene ernsten, wissenschaftlichen Werke, welche zur Zierde der Hausbibliothek jedes Gebildeten gehören, so wollen wir an dieser Stelle auf eine Reihe von Werken aufmerksam machen, die in neuen Auflagen erschienen sind, und über deren längst anerkannten klassischen Wert nur eine ungeteilte Meinung herrscht; bei einzelnen Werken behalten wir uns eine ausführlichere Besprechung vor. Da sind in erster Linie zu nennen: **Vorträge und Reden** von Hermann von Helmholtz. Zwei Bände. Vierte Auflage. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Diese neue Auflage, vermehrt um die „Lebenserinnerungen", welche dem Ganzen vorangestellt sind, und vier „Reden", hat die Gattin des Verstorbenen besorgt. „Seinen Bestimmungen gemäß," bemerkt sie im Vorworte, „habe ich nur unwesentliche Kürzungen an einigen von ihm bezeichneten Stellen vorgenommen; jede sonstige Änderung habe ich vermieden." Die Aufsätze und Reden, welche die mannigfaltigsten Fragen berühren, soweit sie in das Gebiet des Naturforschers fallen, sind so geschrieben, daß sie für jeden Gebildeten verständlich sind; der Stil ist ein vornehm wissenschaftlicher, oft glänzender zu nennen, wie ihn zumal bei unseren deutschen Gelehrten nur wenige besitzen. Das Gebiet, welches Helmholtz beherrschte, ist so weit, daß er, was Universalität des Wissens anlangt, getrost die Vergleichung mit einem Leibniz oder Aristoteles aushalten kann. Die Aufsätze umfassen einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren. Scheinbar bescheiden ist der erste aus dem Jahre 1853 über „Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten"; seine Ergänzung gleichsam erhält er durch die Rede vom Jahre 1892: „Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen." Von allgemeinerem Interesse sind die Abhandlungen: „Über die Entstehung des Planetensystems", „Über die Erhaltung der Kraft" und „Optisches über die Malerei". Jedenfalls gereicht es auch der deutschen Nation zur Ehre, daß derartige Werke, welche die schwierigsten wissenschaftlichen Fragen behandeln, sich eines großen Leserkreises erfreuen. — In fünfter Auflage liegt vor Helmholtz' epochemachendes Werk **Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.** (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Durch die in diesem Werke niedergelegten Untersuchungen hat die Theorie der Musik gleichsam erst einen festen Boden bekommen. Als das Buch vor nun vierunddreißig Jahren zum erstenmal erschien, erregte es weit über den Kreis der Fachleute hinaus berechtigtes Aufsehen und bei fast allen Musiktheoretikern beifällige Anerkennung. Auch wissenschaftliche Bücher pflegen zu veralten; jedes Jahrhundert bringt seine eigene neue Litteratur hervor; dem Buche von der Lehre der Tonempfindungen darf man indessen ein längeres Leben prophezeien; es wird auch jedem zukünftigen Musikgelehrten unentbehrlich bleiben. Für den Laien, der nicht über mathematische Kenntnisse verfügt, dürfte übrigens das Werk, das an keiner Stelle seinen streng wissenschaftlichen Charakter verleugnet, kaum geschrieben sein. — Bei dieser Gelegenheit sei noch verwiesen auf die im gleichen Verlage erschienenen Hauptwerke des berühmten englischen Gelehrten John Tyndall: **Die Wärme**, betrachtet als eine Art der Bewegung, übersetzt von Anna von Helmholtz und Clara Wiedemann; **Das Licht**, sechs Vorlesungen, bearbeitet von Clara Wiedemann; und **Fragmente**, neue Folge, übersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Von den Schriften des großen, vor drei Jahren verstorbenen Physikers, der in seinen Werken überall den Nachweis für das bekannte Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu bringen suchte oder auch brachte, wenden sich namentlich die „Fragmente" an einen größeren Leserkreis. Unter den in dem Buche vereinigten Abhandlungen dürfte deutsche Leser besonders der Aufsatz über Goethes Farbenlehre interessieren, ebenso der Essay „Atome, Moleküle und Ätherwellen", nachdem in der Philosophie wieder die atomistische Weltbetrachtung in den Vordergrund getreten ist. Drei Abhandlungen sind der Schweiz und ihren Alpen

gewidmet, unter denen „Ein Morgen auf der Lüsgen-Alp“ uns den Verfasser zugleich als einen sprachgewaltigen Naturschilderer zeigt. — Indem wir uns an dieser Stelle mit einem Hinweise auf Dr. J. Fricks **Physikalische Technik** (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) begnügen müssen, die bereits in sechster vermehrter und von Prof. Dr. O. Lehmann umgearbeiteter Auflage vorliegt, erinnern wir zum Schlusse unsere Leser noch an die im gleichen Verlage erschienene **Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts** von Hermann Hettner. Das umfangreiche Werk, wie die neuen Auflagen beweisen, noch immer von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, trotz der vielen inzwischen veröffentlichten Specialmonographien, ist an dieser Stelle wiederholt ausführlich kritisch gewürdigt worden, so daß es keiner besonderen Empfehlungsworte mehr bedarf. Es besteht aus drei Abteilungen, welche die englische, französische und deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts behandeln. Letztere zerfällt wieder in mehrere Unterabteilungen. Rühmend hervorgehoben zu werden verdient die vornehm würdige Ausstattung des umfangreichen Werkes, ein Vorzug, der übrigens sämtliche Veröffentlichungen des obengenannten Verlages kennzeichnet.

In eingehender Neubearbeitung erscheint in bereits vierter Auflage Otto von Leixners **Geschichte der deutschen Litteratur.** (Leipzig, Otto Spamer.) Der Bilderschmuck ist vorzüglich; der stattliche Band enthält vierhundertdreiundzwanzig Textabbildungen und fünfundfünfzig teilweise mehrfarbige Beilagen. Besonders erwähnt sei, daß der Verfasser die Epoche von 1880 bis 1896 recht ausführlich behandelt hat, wofür ihm sicherlich unsere Jüngsten und auch das nicht orientierte Publikum besonderen Dank wissen werden. — Ein gleiches Lob in Bezug auf Reichhaltigkeit der Illustrationen sowie Gediegenheit des Textes gebührt der im selben Verlage erscheinenden **Illustrierten Weltgeschichte.** Die vorliegende dritte Auflage des dritten Bandes, neu bearbeitet von O. Kaemmel, behandelt die Geschichte von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen, einen Zeitraum von fast tausend Jahren. Gegenüber ähnlichen Werken zeichnet sich diese Weltgeschichte durch verhältnismäßige Billigkeit aus; für Erwachsene zwar geschrieben, wird das Werk sich doch gerade für den Weihnachtstisch unserer Jugend empfehlen.

Eine Quelle der Belehrung und auch Unterhaltung für Jagdliebhaber bietet das reich illustrierte stattliche Werk in zwei Bänden von Ludwig Beckmann: **Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes.** (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Der Verfasser, ein bekannter Jagd- und Tiermaler, ist Autorität auf diesem Gebiete. — Den Freunden des Reisesports nennen wir: **Das Matterhorn und seine Geschichte** von Theodor Wundt. (Berlin, Raimund Mitscher.) Der reichhaltige Illustrationsschmuck ist vielfach von künstlerischer Vollendung, die Behandlung des Textes zeigt uns den gebildeten Fachmann, der zugleich angenehm zu unterhalten versteht. — Ein Werk, das unseren Architekten, Kunsthandwerkern, Musterzeichnern, Illustratoren besonders empfohlen werden kann, sind **Meurers Pflanzenbilder.** (Dresden, Gerhard Kühtmann.) Der Verfasser hat sich durch seine Reformbestrebungen auf diesem Gebiete rasch einen großen Namen erworben. Bis jetzt liegen zwei Lieferungen von dem Werke vor, das in zwanglosen Heften zu je zehn Tafeln erscheint.

Wenn ein Buch in einem Jahre vierzig Auflagen erlebt, so muß es schon eigenartige Vorzüge besitzen, welche solchen Erfolg begreiflich machen. Wir glauben auch, daß die **Struwwelliese oder lustige Geschichten oder drollige Bilder** diesen Erfolg wohl verdient haben. (Hamburg, G. Fritzsche.) Das Werk ist keine Nachahmung, sondern ein selbständiges Pendant des weltbekannten Struwwelpeters. — Von einem noch bekannteren, für jeden von uns einmal unentbehrlich gewesenen Buche: **Robinson der Jüngere,** liegt die Jubiläumsausgabe bereits in 118. und die billigere sogenannte Originalausgabe in 119. Auflage vor. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Auf die Jubiläumsausgabe mit ihren zahlreichen Bildern nach Ludwig Richter und J. Gehrts machen wir besonders aufmerksam. Der Text ist der alte, wie ihn seiner Zeit J. H. Campe nach dem englischen Originalwerk mit Erläuterungen und Zusätzen gab. L.

Litterarische Notizen.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Zweiter Band: 1868 bis 1873. (Wien, Alfred Hölder.) — Nachdem vor einiger Zeit der erste Band des anonym erschienenen, aber, wie allgemein bekannt ist, von Heinrich Pollak in Wien herrührenden Buches in dieser Zeitschrift besprochen war, ist es erfreulich, zu sehen, daß der zweite Band hinter dem ersten in keiner Weise zurücksteht. Was den reichen Inhalt des Buches betrifft, so brauchen wir nur auf einige Hauptkapitel hinzuweisen, so den Kulturkampf in Österreich, den Prozeß Chorinsky, die obligatorische Civilehe, ferner den Beginn der Taaffeschen Ministerpräsidentschaft. Für deutsche Reichsangehörige werden die Ausführungen des Verfassers über den deutsch-französischen Krieg besonders interessant sein. Der Verfasser wollte an ihm als Journalist teilnehmen. Mit den besten Empfehlungen ausgestattet, kam er bei Beginn des 1870er Krieges zu Moltke und Bismarck; in-

dessen konnte trotz der Empfehlungen sein Wunsch nicht erfüllt werden. Hingegen wurde ihm von Moltke versprochen, daß das Blatt, das er vertrete, von den Ereignissen des Krieges zeitig genug unterrichtet werden sollte. Das Versprechen wurde gehalten. Aus dem Hauptquartier der deutschen Armee wurden dem Wiener Blatt direkt Telegramme zugeschickt, und zwar so, daß, wie der deutsche Botschafter in Wien erklärte, die betreffende Wiener Zeitung über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz früher unterrichtet sein würde als er selbst. Von den folgenden Kapiteln des zweiten Bandes sei noch besonders auf die Ära Hohenwart und deren Ende hingewiesen. Die vielen Beziehungen des Verfassers zu den hervorragendsten Staatsmännern dieses Zeitraumes werden in dem Werke auf das beste verwertet, und manche Einzelheiten der letzten Jahrzehnte erfahren durch die Darstellung des Verfassers eine neue Beleuchtung. M.

* * *

René Mélinette: **Les voyages.** Instantanés d'Allemagne. 3me édition. (Paris, Paul Ollendorf.) — Es sind nur einige Teile von Deutschland, insbesondere der Westen und der Süden, über den der Verfasser Mitteilungen macht. Es ist im allgemeinen recht vorteilhaft, wenn Deutsche die Eindrücke lesen, welche Ausländer, besonders die Franzosen von ihrem Lande erhalten haben; und schon aus diesem Grunde möge das Buch, das allerdings nicht überall genügende Objektivität zeigt, empfohlen werden. Ein kleines Kapitel, das dem preußischen Soldaten gewidmet ist, zeigt genügend, mit welcher Voreingenommenheit der Verfasser schreibt, und zwar nicht nur dadurch, daß er die Soldaten grundsätzlich herabzusetzen sucht, sondern auch durch die Art, wie er es thut. Den größten Raum hierbei nehmen seine eigenen Erinnerungen aus der Kriegszeit ein. Daß der Verfasser auf preußische Soldaten nicht gut zu sprechen ist, wird man sich wohl erklären können. Daß er meint, mehr als die Hälfte, die er jetzt getroffen hätte, hätten irgend einen Brotkorb oder dergleichen getragen, ist die offenbare Übertreibung. Die weitere Schilderung der Soldaten entspricht aber mehr einer Karikatur als der Wahrheit. In solcher Weise sollten ernste Leute nicht schreiben, wie dankbar wir selbst es immer annehmen müssen, wenn wir durch ausländische Schriftsteller auf eigene Fehler aufmerksam gemacht werden. Daß dem Verfasser die Frisuren und Hüte der deutschen Damen nicht gefallen, wird diese letzteren vielleicht interessieren, ebenso wie die allgemein ausgesprochene Behauptung, daß die deutsche Frau, wenn sie sich kleidet, sich stets verunstaltet. Übrigens hätte der Verfasser, der nur einen verhältnismäßig kleinen Teil von Deutschland gesehen hat, vorsichtiger gethan, nicht da zu verallgemeinern, wo ihm offenbar das allgemeine Urteil abgeht. M.

* * *

Revue pour les jeunes filles. Tome I. Juin, Juillet, Août 1895. (Paris, Armand Colin et Co, éditeurs.) — Natürlich geschah es, einem Bedürfnis abzuhelfen, wenn der französische Verleger es übernahm, eine Zeitschrift lediglich für junge Mädchen zu begründen. Nach Ansicht der Herausgeber lesen die französischen jungen Mädchen zu wenig, und deren Angehörige kämen auch sehr häufig in Verlegenheit, wenn sie von einem jungen Mädchen gefragt würden, was es lesen solle. Der vorliegende Band der Zeitschrift enthält eine Reihe trefflicher Artikel; es ist kein Modejournal, wie man vielleicht denken könnte, wenn von einem Journal die Rede ist, das für Damen bestimmt ist. Daß bei der gegenwärtigen Strömung die Frauenfrage einen wesentlichen Platz einnimmt, ist selbverständlich: ein Aufsatz von Guy Tomel über Frauenbeschäftigung behandelt die Malerei, ein anderer Artikel von Rouvre die Frauenthätigkeit im Bureau, ein Artikel von Mille beschreibt uns eine amerikanische Journalistin in London, die das Leben angestellter weiblicher Personen in London schildert ꝛc. Über das Ausland werden die jungen Französinnen gleichfalls unterrichtet; die viel beschriebenen Tage von Kiel bei der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals, ferner die Verhältnisse Rußlands, das Leben in Bulgarien, England finden ausführliche Darstellungen. Daß auch die Kunst nicht leer ausgeht, braucht nicht erwähnt zu werden. Außer den schon genannten Aufsätzen über Malerei finden sich Aufsätze über Richard Wagner, über den Pariser Salon, über eine Ausstellung weiblicher Kunstleistungen, ja wir finden sogar eine historische Erörterung der Küche, wie sie vor mehreren Jahrhunderten beschaffen war. Auch die reine Belletristik kommt zu ihrem Recht. M.

* * *

Krapotkins Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. Von Dr. Laurentius. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) — Der Autor unterzieht die Lehre Krapotkins einer zwar scharfen, aber unparteiischen Kritik, indem er die guten Grundlagen der Krapotkinschen Ethik würdigt und dann zeigt, daß und warum die darauf aufgebauten Schlüsse fehlerhaft sind. Vor allem ist es die „Moral nach Belieben", die ihn zum Widerspruch reizt, da jeder, der Moral will, wie es der Russe thut, auch bis zu einem gewissen Grade den Zwang und die Strafe gegen Unmoralische wollen müsse, und zwar nicht nur als Schutz der Guten, sondern auch als Besserungsmittel der Volksseele; wenn ferner die Erziehung auch mißbraucht werde, um Dinge, die nicht zur Moral, sondern zum Dogma gehören, mit einzupfropfen — und Krapotkin mache sich dessen selber schuldig —, so dürfe man deshalb doch nicht jede Erziehung von vornherein verwerfen. Im allgemeinen hätte der Verfasser seinen eigenen Ausführungen mehr Raum gönnen dürfen, weitaus der größte Teil des Buches wird von Citaten aus Krapotkins „Anarchistischer

Moral" ausgefüllt, so daß das Ganze mehr den Charakter eines Referates trägt; auch von der Besprechung der Beziehungen zwischen Krapotkin und Nietzsche ist man etwas enttäuscht. D.

* * *

Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage von Dr. Joh. Richard Mucke. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Der stattliche Band enthält nach des Verfassers Mitteilung die Vorerörterungen zu einer neuen Grundlegung der Urgeschichte, die sich in der Hauptsache darauf stützt, daß der Wohnraum in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit ein überaus schöpferisches Element gewesen sei, und die also in schroffstem Gegensatz zu der jetzt herrschenden Ansicht steht. Daraus ergiebt sich von selbst, daß es im Laufe der Ausführungen nicht ohne Angriffe auf bekannte und berühmte Gelehrte abgeht, was dem Werk stellenweise fast den Charakter einer Streitschrift giebt. Eine Fülle von Gelehrsamkeit spricht aus dem Buch, auf dessen Einzelheiten wir hier nicht eingehen können; man sieht leicht, daß die hier ausgesprochenen Behauptungen die Frucht jahrelangen Studiums und Überlegens sind. Auf den Laien wird die peinlich sorgfältige Behandlung der geringsten Einzelheit leicht ermüdend wirken, doch wird der Fachmann, auch wenn er der neuen Theorie nicht zustimmt, viel Interessantes in dem Werk finden. D.

* * *

Dulcamara. Von Paul Garin. (Regensburg, W. Wunderling.) — Im Vorwort sagt der Verfasser, daß er weder belehren noch bekehren, weder antreiben noch zurückhalten, weder schmeicheln noch kränken will, sondern einfach seine Ansichten über die Dinge giebt. Vielleicht aus diesem Grunde hat er meist die Form des Aphorismus gewählt, um seine Gedanken auszudrücken, ohne zu bedenken, daß gerade der Aphorismus sehr ermüdet und an Wirkung verliert, wenn er in solcher Fülle geboten wird wie hier. Nur bei einzelnen Themen, wie z. B. bei der Politik, nehmen die Ausführungen die Gestalt von Abhandlungen an, die freilich nicht immer sorgfältig genug disponiert sind, so daß Unklarheiten entstehen. Wo das Seelenleben der Menschen besprochen wird, blickt eine gewisse schwärmerische Veranlagung des Autors durch, die manchmal verhindert, daß er den Kern der Sache trifft. Hier und da laufen ihm auch Paradoxe und Binsenwahrheiten mit unter, doch finden sich manche hübsche Gedanken und Worte in dem Buch. Das letzte Kapitel trägt als Motto ein Wort von Moltke: „Katholisch müssen wir am Ende doch alle wieder werden," das der Autor wörtlich nimmt und zu einer Lobrede auf den Katholicismus verwendet. Das Kapitel wäre wohl besser fortgeblieben. D.

* * *

Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. (Leipzig, Georg Heinr. Meyer.) — Meist in der Form von Jugenderinnerungen bietet der Verfasser eine Reihe von anziehenden Schilderungen des schwäbischen Volkslebens im Banat und weiß durch Einflechtung persönlicher Erlebnisse den ethnographischen Bildern größeren Reiz zu verleihen. Daß die Politik dabei gestreift wird, berührt in keiner Weise unangenehm, denn es geschieht mit großer Unparteilichkeit gegenüber den magyarischen Bestrebungen, was um so mehr anzuerkennen ist, als die warme Liebe des Verfassers für seine deutsche Heimat im Banat als solche überall durchschimmert. Auch die Mitbewohner der deutschen Gegend, die Serben und Wallachen, werden kurz beleuchtet, und eine Anzahl von Illustrationen führt die verschiedenen Völkerschaften, meist im Brautschmuck, vor. Das Buch ist flott geschrieben und liest sich angenehm. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Henkell & Co.

Mainz

gegründet 1832

empfehlen ihre

Specialmarke

Henkell Sekt

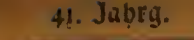
„Trocken"

Trocken

TROCKEN

HENKELL SEKT

Henkell & C° Mainz



Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Februar 1897. — Heft 485.

Sechs Hefte bilden einen Band. — Preis vierteljährl. 4 M

Inhalt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig, Breitestraße 2.



Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

V.

Unter der rotflammenden Danebrogsflagge zog die Bark durchs Kattegat ihrem Ziele, der Stadt Pernambuco an der brasilianischen Küste, entgegen. Sie war über Möen her durch den Ulvsund gegangen, um an der Südspitze Seelands Vordingborg anzulaufen, und hatte dort Alf Overbek und Heid Wilbet aufgenommen, die sich kühn getraut, mit ihrem Segelboot bis nach Kopenhagen zu kommen. Etwas heikel mochte die Aussicht auf solche Mitnahme gewesen sein, aber hier hatte der Zufall in Wirklichkeit mitgeholfen, denn sie kamen bei Lars Jyde, dem Kapitän, an den richtigen Mann. Ein leichtblütiger Däne, verabscheute er das weibliche Geschlecht nicht und trug keine Furcht vor einem Unterrock an Bord, eher steckten ihm hinterm Rücken seine „Mars-“, „Backs-“ und „Achtergasten“, das Gegenteil raunend, die Köpfe zusammen, denn die „Moster“, „Söskendebarn“ oder „Cousine“, welche er fast bei jeder Fahrt als Passagier mit hin und her führte, wechselte zwar öfter einmal Gesicht und Namen, aber allemal war sie merkwürdig jung und hübsch. So besah er sich kurz die beiden sonderbaren Bootankömmlinge, hörte den Wunsch Alf Overbeks, mitzufahren und daß sie dafür bezahlen könnten, an und lachte nur in seinen strohgelben Vollbart hinein. Ohne weitere Nachfrage nahm er die fragwürdigen Passagiere an Bord und wies ihnen als die „ruhige Unterkunft“ eine kleine seitab belegene Kabine zu. Dankbar wollte Alf Overbeck diese annehmen, doch Heid Wilbet warf einen raschen Blick auf das breite Wandbett und sagte zu Alf gewendet, er habe reichlich Platz drin, und danach sich zum Kapitän kehrend, für sie sei auch ein noch kleinerer Raum groß genug. Dazu machte Lars Jyde ein halbverdutzt überraschtes Gesicht und fragte, ob sie sich bei Nacht nicht fürchte und von ihrem Freunde trennen wolle. Die Oberlippe zu einem Lachen aufschürzend, daß die weißbläulichen Zähne drunter leicht mit dem Rand hervorschimmerten, und den Sprecher anblickend, versetzte Heid, sie sei nicht furchtsam und wisse nicht, wovor ihr bange sein solle, aber sie müsse doch natürlich einen Schlafplatz für

sich allein haben, wo sie sich aus- und anziehen könne. So erhielt das Mädchen keine Winkelkabüse, sondern eine ordentliche, nett eingerichtete Kajüte, besser und geräumiger als die ihres Gefährten.

Die Bark nahm ihren Kurs, obwohl sie von Kopenhagen gekommen, durch den Großen Belt statt durch den Sund und gelangte auf solche Weise zu der Begegnung mit der Yacht Viebe Störs. Wie eine Traumerscheinung war Madlene den Augen Alf Overbeks vorübergeflogen und auch einem traumhaften Ton gleich ihr Ruf seines Namens ihm ans Ohr geschlagen; starr aufgeweiteten Blicks sah er ihr nach, wie sie blitzartig wieder verschwand. Ein heftiges Zittern durchrüttelte ihm die Glieder, in seinem verworrenen Kopf schoß nur ein Gedanke auf und kreiste drin rund: Maud suchte nach ihm. Besinnungslos machte er eine Vorbewegung, als wolle er über die Schanzbrüstung der Bark ins Wasser hinausspringen, doch Heid Wilbets Alabasterhand griff gleichzeitig schnell nach der seinigen, und sie fragte: „Was willst du?" Auch sie hatte Madlene gesehen und den Ruf vernommen, und sie fügte nach: „War's nicht deine Schwester oder die du so heißt, eben auf dem Schiff? Das ging gut, ihr Vater wird auch bei ihr sein und die Polizei, mit der sie dich zurückholen wollen. Jetzt aber holen sie uns nicht mehr ein mit ihrem Taschentuchsegel. Oder wär's dir lieber, sie hätten uns erwischt und nähmen dich wieder mit in die Stadt? Das würde ein Spaß sein, wenn du ankämst und sie hätten dir die Hände zusammengebunden, damit du ihnen nicht noch einmal mit mir davongingest."

Sie lachte dazu und sah ihn an, und es waren ihre Augen statt derer Madlenes; sie deckten sich über die der letzteren und löschten ihren blauen Schein mit funkelndem Licht aus. Madlene Fleming hatte sicher geglaubt, sie werde Macht über Alf Overbek besitzen, aber der Glaube eines Kindes war's gewesen, und eine Übermacht stand ihr entgegen. Wen Heid Wilbet anblickte, dem zerging der Wille wie Wachs, das an einem heißen Glutstrahl zerschmilzt. Nur graue Haare um einen alten verrunzelten Kopf konnten dagegen schützen, auch der blonde Bart Lars Ydes, der mehr als die doppelten Jahre Alfs zählte, hatte es nicht vermocht. Und sie wußte es, obwohl niemand ihr Unterricht darin gegeben.

Sie stand da in dürftigster Gewandung, nicht viel anders als eine Betteldirne, barhäuptig, über einem zerschlissenen Hemd nichts tragend als ein abgenutztes Kleid aus billigstem Stoff. Aber vielleicht hätte das kostbarste nicht so ihrer Schönheit gedient, mehr verborgen, was jetzt, wenn es sich auch nicht zur Schau bot, doch sich kundgab. Wie ein geheimnisvolles Flimmern kam's überall durch die Gewandhülle, ein die Einbildungskraft regender fremder Zauber; nicht deutsche Mädchenanmut war's, aus körperlicher Gestaltung und seelischem Ausdruck gemischt, sondern eine unnennbare Grazie im harmonisch feinen Bau der Glieder, in jeder ihrer Bewegungen, die denen von schmiegsamen Wellen ähnelten. Die Natur schien sich Seltsames, Besonderstes vorgesetzt zu haben, als sie den Entwickelungskeim Heid Wilbets gebildet.

Ihre Mutter stammte nicht aus unterster Volksklasse, denn der Bericht, den Christian Larsen im stillen Butt von Hörensagen über sie zum besten gegeben, hatte diesmal nicht weit am Ziel vorbeigetroffen. Sie war eine Schwedin, die Frau eines Schiffskapitäns gewesen, und die Dinge hatten sich in Wirklichkeit so zugetragen, daß ihr Mann eines Tags bei einer Heimfahrt von Brasilien her sie mit ihrem Kind auf dem Kattegat ausgesetzt, weil ihm plötzlich klar geworden, daß es wohl ihre Tochter, aber nicht die seinige sei. Ein seemännisches Verfahren von kurzer Hand war's, das er einem langwierigen Scheidungsprozeß am Lande vorgezogen, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob Hille Wilbet bei diesem Einsatz ihres ferneren Daseins in die Wasserlotterie eine Gewinnnummer oder, wie wahrscheinlicher, eine Niete ziehen werde. Doch Wind und Welle trugen sie in der Laune, das erstere geschehen zu lassen, brachten sie an einen Strand, und nach mancherlei Umherzug gelangte sie an ihren bleibenden Wohnort. Auch im übrigen verhielt sich's so, daß sie heimlich eine gute Summe von Milreis in goldenen Corôas und Papierscheinen in ihrem Kleid eingenäht mit sich führte; ihre nordische Schönheit hatte den reichen Hidalgo freigebig gemacht,

und einiges von dieser ließ sich auch in den Zügen ihrer Tochter herausfinden. Mehr indes, alles Eigenste ihrer Art und Erscheinung mußte Heid von ihrem Vater und seiner Rassenabkunft besitzen, denn im Gesamtwesen bot sie nichts Übereinstimmendes mit ihrer Mutter, sondern den stärksten Gegensatz, der von jeher ebenfalls in gemütlicher Beziehung zwischen ihnen geherrscht. Hille Wilbet war vom Glanz der Goldkronen zur Untreue verlockt worden, sie hatte trotzdem mit dem Herzen an ihrem Manne gehangen und haßte das Kind, von dem das Unheil über sie gekommen. Ein fremdes Geschöpf war's ihr und ward's mit den Jahren noch immer mehr. Sie hatte ihm das Leben gegeben, nichts weiter; ihr Blut floß nicht in Heid, und kein Band der Zusammengehörigkeit verknüpfte Mutter und Tochter. Nach und nach schwanden die mitgebrachten Geldmittel der ersteren weg, Dürftigkeit und Mangel setzten sich an ihren Tisch, und sie mußte suchen, sich ihren kargen Lebensunterhalt durch Fischfang zu schaffen. Dabei vergröberten sich in Wind und Wetter ihr Gesicht und ihre Hände, sie ward vor der Zeit ein altes Weib, den anderen Fischerfrauen gleich, und wie am Leib, wurde sie groberer Art auch an Seele, Denkart und Sprache. Ein guter Kern hatte von Natur in ihr gesteckt, und ab und zu überkam's sie gewaltsam, wie sie ihr einsam jämmerliches Dasein selbst verschuldet habe, so daß sie plötzlich einmal ohne sonstigen Anlaß laut zu schluchzen anfing. Doch die Lebensnotdurft ließ ihr keine Zeit zum Weinen, sie wischte rasch mit dem verwitterten Handrücken die bitteren Tropfen von den Augen weg und machte sich in Wasserstiefeln und Südwesterkappe wieder an ihre schwere Mannsarbeit.

Neben ihr aber wuchs Heid Wilbet auf wie eine zwischen hartblättrigen Strandhafer hineingewehte Pflanze, der die Wurzelkraft innewohnte, auch aus dem mageren Boden hinreichende Nahrung aufzusaugen und sich zu einer landfremden Blüte zu entwickeln. Wie im Äußeren, trug sie ihre Eigenart im Inneren, nahm nichts von ihrer Umgebung an, sondern brachte alles aus sich selbst hervor und zum Fortschreiten. So unterschied sie sich auch in der Sprache völlig von den übrigen Kindern der unteren Bevölkerung; sie verstand das Plattdeutsche und hatte eine außerordentliche Begabung, sich wie im Nu, was sie von fremden Zungen am Hafen vernahm, anzueignen, doch sie sprach von kleinauf hochdeutsch und übertraf darin, in der Richtigkeit wie im Ton weitaus alle ihre Genossinnen in der Volksschule. Lesen und schreiben, besonders rechnen erlernte sie staunenswert rasch, überhaupt alles, was gelehrt wurde. Sie flog gleichsam den übrigen voraus, wie ein freier Naturvogel einem Schwarm von Hausgeflügel mit halb geknickten Flügeln; Gelenkigkeit bildete geistig wie körperlich ihr am meisten hervorstechendes Merkmal. Freundinnen besaß sie nicht, sie war von zu anderer Art; weder trug sie ein Verlangen nach Verkehr mit anderen Mädchen, noch suchte je eines von diesen, sich ihr anzuschließen. Dagegen scheuten alle ihre Zunge; sie lebte unter ihnen nicht nur in den ärmlichsten Umständen, litt beständig an Hunger, sondern von allen hatte sie allein auch keine Heimat, keinen Menschen, zu dem sie in einer vertrauten und gemütlichen Beziehung stand. Das machte sie vielleicht gereizt, schärfte ihr gleich Pfeilspitzen die Worte im Mund, mit denen sie von sich abscheuchte, was an sie herankam; sie wußte stets den richtigen Fleck zu finden, wo sie sicher traf, und immer stand ihr wunderbar aufs genaueste die Sprache zu Gebot, das zu sagen, was sie wollte, und die Wirkung zu erzielen, die sie beabsichtigte. Mit den Jahren dehnte sich die Kluft zwischen ihr und ihrer Umgebung noch weiter. Trotz ihrer kärglichen Nahrung überholte sie alle ihre Altersgenossinnen auch darin weit, daß sie schon mit zwölf Jahren kein Kind mehr war. Unter der notdürftigen Kleidung ward's erkennbar, und die Augen der jungen Schiffer und der Lehrlinge in der Stadt begannen sich auf sie zu richten. Sie merkte, was die Blicke jagten, denn sie wußte, daß sie schön geworden und anders als alle übrigen Mädchen sei, anders auch an Entwickelung des Verstandes und des Körpers: niemand brauchte sie darüber zu belehren, sie nahm diese Erkenntnis ebenfalls aus sich selbst. Doch wie früher die Mädchen, so wies sie jetzt die jungen Männer mit behend spöttischer Zunge von sich ab; keinem gelang's, nur zu einer leichten Annäherung an die rasch völlig Erwachsene

zu kommen. Sie nannten Heid Wilbet fischblütig und kalt wie eine Eisscholle, und im Grunde kostete es eigentlich keinen viel, sich von ihr gleichgültig oder wegwerfend über die Schulter ansehen zu lassen. Vor sich selbst zuckten sie die Achseln dabei, es sei eine hochmütige Betteldirne, die keinen Schilling besitze und wisse, daß ihnen bei ihr nie eine ernstliche Absicht in den Sinn geraten könne. Doch in Wirklichkeit war ihre Schönheit ihnen eine zu fein geartete, ihr äußeres und inneres Wesen, sie manchmal fast etwas unheimlich anrührend, zu fremd, als daß ihnen ernstlich die Lust auch nur nach einer Liebschaft mit ihr gestanden hätte. Die Stadt hatte für sie genug an jungen Dirnen von ihrer eigenen Art, mit kräftigem Knochengerüst, wasserblauen Augen und roten Backen unter flachsblondem Haar, bei denen man wußte, wie man dran war, und nicht viel Federlesens zu machen brauchte, um sie nach Belieben im Arm zu schwenken und zu drücken.

Und nun mochte Heid Wilbet etwa siebzehn Jahre alt sein und stand mit Alf Overbek auf dem Verdeck der Bark Lars Jydes, der die beiden für ein heimlich durchgegangenes Liebespaar angesehen hatte. Das waren sie allerdings zweifellos auch; Alf wäre nicht auf den Gedanken gekommen, mit einem anderen Mädchen statt zur Universität in die weite Welt hinauszugehen, nur bei ihr hatte es ihn mit Übermacht gefaßt, ihm im Verlauf der letzten Tage willenlos Auge und Ohr, die Phantasie und die Vernunft bewältigt. Er fühlte, das war die Liebe, von der er gelesen und gehört, und noch stärker angewachsen, weil Heid Wilbet ihm gesagt, daß sie ihn immer geliebt habe, schon als Kind, seit der Stunde, als er sie zum erstenmal im Wald gefunden und sie schlagen gewollt. Von dem Tag an habe ihr Herz für ihn geschlagen, ob er auch nie nach ihr geblickt, wenn sie sich einmal angetroffen, so daß sie ihm jetzt, da sie erfahren, er gehe aus der Stadt fort, im Wald nachfolgen gemußt, um ihn noch zum letztenmal zu sehen und mit ihm zu sprechen. Von der Seltsamkeit, daß sie, während er im Schlaf gelegen, unter ihm in der Au geschwommen, sprach Heid Wilbet nicht, doch wiederholte öfter, sie habe keine Ahnung gehabt und keine Hoffnung gehegt, in ihm könne auch für sie Liebe wach werden. Aber wie ein Wunder war dies dennoch geschehen — sie hätte sonst, wenn er von ihr fortgegangen, nicht weiter leben können und wäre in die Ostsee hinausgeschwommen, bis sie untergegangen — und wenn sie's sprach, tauchte sie das Gefunkel ihrer Augen tief in die seinigen hinein. Den Tag hindurch war sie auf dem Schiff immer an seiner Seite, stehend oder sitzend, hielt ihm bald den Arm um den Nacken gelegt, bald ihre Alabasterfinger eng um die seinigen geflochten. So blieb sie unzertrennlich neben ihm, in jedem Blick und jedem Wort kundgebend, daß sie ihn liebe.

Aber doch war's ein andersgeartetes Liebespaar, als Lars Jyde sich's vorgestellt, er begriff das Verhältnis zwischen den beiden nicht, oder eigentlich, seine sonst ziemlich wohlerfahrene Kenntnis des weiblichen Geschlechts reichte doch nicht hin, ihn aus Heid Wilbet klug werden zu lassen. Ab und zu traf ihn einmal ein Blick zwischen ihren langen Wimpern hervor in die Augen, wie das Schießen einer Sternschnuppe am Nachthimmel, die nur den Eindruck eines Glanzgeschwirres hinterläßt, zu schnell vorübergefahren, um ein Erkennen möglich zu machen, was es gewesen. Doch eins sah Lars Jyde allabendlich sich wiederholen, daß Heid allein in ihre Kajüte ging, und er hörte, wie sie hinter sich den Riegel vorschob. Bis zur Thür durfte Alf Overbek sie begleiten; dort blieb sie vor dieser noch eine Zeit lang mit ihm stehen, ihre Finger spielten zwischen den seinigen, bis sie zuletzt rasch ihm die Hände um den Hals schlang, seinen Kopf herabzog und flüchtig ihm einen Kuß auf die Lippen gab. Dann war sie fort, und der Riegel klirrte im Schloß. Alf wollte einmal mit in ihre Kajüte eintreten, um noch unbeobachtet mit ihr zu sitzen und zu sprechen, aber sie drängte ihn lachend zurück: „Ein junger Mann geht nicht so spät im Dunklen in die Stube seiner Braut." Doch danach schlang ihr Arm sich ihm um den Hals, und obwohl sie ihn schon in gewohnter Art vor der nächtlichen Trennung geküßt hatte, that sie's nochmals, und ihre Lippen hafteten ein wenig länger auf den seinigen. Er stotterte ihr nach: „Gute Nacht"; ihn durchrieselte etwas sonderbar heiß. Aus dem letzten Kuß

war's zu ihm herübergeflossen, doch nicht allein, mehr noch aus dem Worte Braut und dem, was sie in Verbindung damit gesprochen. Wie er sich auch zum Schlafen hinlegte, klang's ihm immer nach, zugleich mit einem wunderlich summenden Geräusch im Ohr.

Doch auch ganz anderen Klanges sprach der Mund Heid Wilbets, mit ernsthaft besonnenen Gedanken der Liebe für die Zukunft Alfs besorgt. Er hatte in dieser Richtung bei seinem heimlichen Weggang vom Hause nichts gedacht, als daß die zweihundert Thaler, die er bei sich trug, eine unerschöpfliche Summe seien. Sie aber sah weiter, daß diese einmal ein Ende nehmen werde, und sie zerbrach sich für ihn den Kopf, wovon er dann in der Fremde leben könne, ohne eine Arbeit thun zu müssen, die ihm lästig und zuwider falle. Und ihre Fürsorge fand guten Rat, daß er über die Klugheit ihrer Liebe erstaunte. Die Bark mußte im Kanal Plymouth anlaufen, von dort sollte er einen Brief an seinen Onkel abgehen lassen, daß ihm das Vermögen, welches ihm von seinem Vater her gehöre, nach Amerika hinübergeschickt werde. Wie das zu machen sei, wußte Heid zwar nicht, aber ihr Kopf geriet rasch auch auf den Gedanken, sich Auskunft von Lars Jyde zu erholen, und dieser gab Mittel und Wege an, wie es leicht möglich sei, sich durch einen Wechsel auf ein Handelshaus drüben so viel Geld, als man besitze und zu haben wünsche, zustellen zu lassen. Freilich war Alf in Zweifel, ob ein solcher Brief Erfolg haben werde, doch Heid ließ sich von ihm genau wiederholen, was sein Onkel gesagt, wie dieser ihm das Blatt mit der Abrechnung über sein väterliches Erbteil gegeben, und sie hegte danach beste Zuversicht auf das Gelingen. Nur müsse Alf klug schreiben, er wolle drüben ein Geschäft anfangen, für das er notwendig des Geldes bedürfe, und sie gab ihm Ratschläge für die Abfassung, sprach ihm zwischen Liebkosungen den Brief in die Feder. So ging dieser ostwärts zurück, als die Bark gen Westen zur spanischen See weiterzog.

Verwandelt aber stand Heid Wilbet nun auf dem Verdeck. Sie war während des Aufenthalts in Plymouth mit Alf in einen Laden gegangen, und er hatte ihr dort von ihr ausgewählte Bekleidungsstücke gekauft, so daß sie jetzt vom Kopf bis zu den Füßen völlig in der Tracht einer jungen Dame ausgerüstet war. Denn sie trug ein lichtgrünes Kleid mit einem spielend schillernden Glanz; es fiel ihr vom leicht entblößten Hals fließend am schlanken Leib herab, ein wenig über der Brust vorgebauscht, an der sich kleine Fältchen des schmiegsamen Stoffes durcheinander ringelten. Sie erschien größer so, doch leicht und gracil bewegte sie sich in der neuen Gewandung, als ob sie niemals andere getragen. Ein wundervoller Anblick war's; wenn sie in der Sonne stand, erregte sie aus der Entfernung den Eindruck einer großen Smaragdeidechse.

Und den Tag hindurch leuchtete die Sonne fast beständig von wolkenlosem Himmel. Die beste Jahreszeit war es zur Fahrt über den Atlantischen Ocean, ein günstiger Wind wehte, doch selbst die verrufene spanische See schwellte nur friedlich sich hebende und senkende Dünungswellen. Dann that das Gleiche das offene Weltmeer, bald leis seine Oberfläche kräuselnd, bald langgedehnte, weiß überkippende Wogenkämme aufwerfend, aber immer nur gleich dem sachten oder tieferen Sich-Emporwölben einer atemschöpfenden weichen Brust. Daß der Sturm hier aus schwarzen Wolken herunterheulen, Wasserberge auf- und niederpeitschen, die Segel mit den Rahen und Masten zugleich in Fetzen und Bruchstücken über Bord schleudern könne, bedünkte nur wie eine abendliche Schiffermäre aus der Kajüte zum stillen Butt. Zuweilen lag die See wie ein unermeßlicher, blendend funkelnder Erzschild, nun aus Silber, nun golden, dann flimmerte ein Perlmutterglanz drüber. Doch der Wind wachte wieder auf, verschob langsam die schneeweißstrahlenden Haufenwollen am blauen Äthergewölbe, verstärkte sich und bauschte frisch die Segel. Als Feuerkugel tauchte die Sonne ins Wasser, man glaubte, das Ohr müsse ein Zischen vom Meereshorizont her vernehmen, wo ihr Glutkörper versunken, und unzählbare, unnennbare Farbentöne übersprühten, umschimmerten, durchspielten Luft und See, verdämmerten und loschen aus. Das Nachtdunkel kam, nur Sterne zogen am Himmel auf, zitterten ihren

Schein da und dort um das Schiff aus der Tiefe zurück, und nur die roten und grünen Laternenlichter am Backbord und Steuerbord flimmerten über dem Deck. So hob jeder Tag an und so endigte er; Madeiras Felsen und der Teneriffapik stiegen fern zur Rechten über dem Meeresrand auf und schwanden wieder ab, fast steil gen Süden hielt die Bark den Kurs auf die Linie zu. Nachdem sie den Krebs überschritten, bewährte der Passat seinen Namen, mit dem von Alters die Spanier ihn zum Dank für die von ihm gewährleistete gute passata nach Brasilien belegt. Auch das Meer zwischen den Wendekreisen trug dort eine eigentümliche spanische Benennung, el Golfo de las Damas, weil es sich von so sanfter Art erweise, daß eine Dame das Steuer führen könne. Und es machte Lars Jyde Vergnügen, sich dies thätlich bewahrheiten zu lassen, indem er manchmal eine Zeit lang Heid Wilbet das Ruder fassen ließ und nur, neben ihr stehend, zuweilen durch einen Druck seiner Hand die ihrige und das Steuer sicher richtete.

Auch sonst nahm der blonde Däne sich seiner beiden Passagiere mit beflissener Vorsorge an, die Küche lieferte dieselben Gerichte für sie wie für ihn, und nicht selten gab er ihnen sogar von seinem guten Wein mit zum besten. Dafür gebührte sich's wohl, daß Heid ihn öfter dankbar ansah, und auch sonst noch hatte er sich artig und freigebig gegen sie bewiesen. Alf nahm einmal gewahr, als er am Tage mit ihr in seiner Kabine saß, daß sie eine feine Seidenschnur um den Hals trug, und er fragte, wozu sie die habe. Sie versetzte: „Zu nichts,“ doch wie er spielend mit der Hand daran zog, befand sich offenbar ein Gegenstand an der Schnur befestigt, der sich unter dem Kleide festgehakt, und nun lachte Heid und zog selbst ein kleines mit Rubinen besetztes Goldkreuz hervor. „Der Kapitän hat's in Plymouth gesehen,“ sagte sie, „und mir geschenkt.“ Dazu machte Alf verwunderte Augen: „Warum sagtest du denn, es sei nichts daran?“ — „Weil auch nichts daran ist, die Steine sind gewiß unecht, und ich dachte gar nicht mehr dran.“ Rasch öffnete sie dabei die oberen Haken ihres Kleides, um das Kreuz bequemer wieder zurückzustecken, und die roten Rubinen funkelten flüchtig vor den Augen Alf Overbeks auf dem schneehellen Grund ihrer halb entblößten Brust. Doch schnell bog Heid Wilbet diese vor, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn, wie sie's noch nie gethan. Ihm war's, als fließe ihm Feuer durchs Blut, in seinem Kopf zergingen die Gedanken. Sie saß fest an ihn gedrückt, fast wie sich um ihn schmiegend, und sonderbaren Tons raunte sie ihm ins Ohr: „Ich höre dein Herz schlagen; wie laut und wie schnell klopft's! warum thut's das?“ Und dann sagte sie wieder lachend: „Wie hübsch ist's doch, daß wir's so gut auf dem Schiffe getroffen und der Kapitän uns gern hat, dich so besonders, sagte er mir gestern. Deshalb hab ich ihm auch für das Kreuz gedankt, obgleich es ganz wertlos ist, und gebe mir Mühe, freundlich gegen ihn zu sein, weil er's so gut mit dir meint und dir am Tisch immer das Beste giebt.“ —

Bald hatte bei immer gleich herrlicher Witterung die Bark die Äquatorlinie überkreuzt, um zwei Tage später dämmerte als grauer Strich die Küste Brasiliens vor dem Blick herauf und hob sich dem ihr entlang segelnden Schiffe mählich höher und deutlicher, bis die vielgezackten Bergketten der Serra do Mar mächtig emporstiegen und sich malerisch in den Alagoaskuppen gipfelten. Vor diesen flimmerte weitgedehnt am Ufer das aus vier Städten sich zusammenreihende Pernambuco, von Opal- und Chalcedonfarben umronnen, ein buntes Glanzgewirr einer fremden Märchenwelt. Den Arm um Heid geschlungen haltend, sah Alf Overbek wie mit berauschten Augen dem Landungsziel entgegen; eine Trunkenheit hielt beständig seine Sinne überlagert und umfangen, alles Denken in seinem Kopf bald heiß, bald süß betäubend und lähmend. Das Abenddunkel brach jedoch herein, ehe die Bark den Hafen erreichte, sie mußte die Nacht noch draußen verweilen, am Morgen die Ankunft des Lotsen zu erwarten. So lud Lars Jyde seine beiden Passagiere noch einmal an den Abendtisch und war zum Abschied freigebiger denn je mit seinem guten Wein, der auch stark sein mußte, Alf Overbek merkte es erst am Schwanken seiner Füße, als er aufstand, sich in seine Kabine zu begeben.

Doch hilfreich faßte der Kapitän ihn unter den Arm und führte ihn hinüber; dort legte er sich in den Kleidern aufs Bett und sah vor den zugefallenen Augen nur noch wie durch einen Nebel den lachenden Mund Lars Jydes über dem gelben Bart. Und noch eine Erinnerung dämmerte in ihm, daß sein Onkel ihn einmal als Knaben auf dem Wege nach Hause so gestützt habe, als er zwischen den rauchübernebelten Grauköpfen im stillen Butt zwei große Grogglöser leergetrunken gehabt. Dann ging's, obwohl das Schiff ruhig lag, mit ihm auf und nieder, als werde er von Wellenbergen geschaukelt, bis er plötzlich einmal am Landseerand unter der Buche über der dunklen Au lag, aus der verschwommen zwischen grünem Blattgewirr ein weißes Glimmern vor ihm auftauchte. Das war Heid, und er hörte auch ihre Stimme, doch gleichfalls verworren, wie aus einer weiten Ferne herüber. Danach zuckte eine gelbe Schlange, es krachte und knarrte, Sturm und Regen brausten, daß er, in Betäubung liegend, nichts mehr sah und hörte. Dann scholl einmal ein Klopfen unweit von ihm, an seiner Thür, daß er auffahrend rief: „Ja, ich komme, Maud!" Da antwortete die Stimme Heid Wilbets: „Schläfst du noch? Wir sind im Hafen von Pernambuco; komm rasch!" Ein paar Herzschläge lang mußte er sich besinnen, eh er vom Bett sprang und verwundert sah, daß er angekleidet geschlafen. Nun eilte er hinaus und hinauf aufs Deck; schon hochstehende, blendende, heiße Sonne empfing ihn, Gelärm und Getümmel um das verankert auf Schußweite vom Ufer liegende Schiff. Heid kam auf ihn zu und ergriff seine Hand; sie mußte ihn führen, wie gestern Abend der Kapitän, sein Kopf war dumpf und sein Blick überschleiert. Mechanisch folgte er ihr zum Gangway und stieg von der Fallreepstreppe in ein drunten bereites Boot, das, sogleich abstoßend, von einem Bogador, einem kupferfarbigen Mestizen an die Landungsbrücke gerudert ward. Hier erst kam Alf zu einer Besinnung und fragte, umherblickend: „Wo ist der Kapitän? Ich habe ihn nicht mehr gesehen und weiß nicht, wieviel wir ihm schuldig sind." Doch Heid fiel ein: „Er hatte alle Hände voll zu thun und läßt dich grüßen. Ich sah ihn auch nur einen Augenblick und fragte ihn, aber er sagte, wir wären ihm nichts schuldig, er habe dich so gern gehabt. Du solltest behalten, was du noch an Geld hast, denn du würdest es hier nötig haben, bis du das andere, das dir gehört, bekämst. Auch den Bootsmann hat er für dich bezahlt, du brauchst ihm nichts zu geben."

Freudig überrascht antwortete Alf: „Wie gutherzig und hilfreich ist das von ihm, ich muß ihm doch danken." Und er sah sich wieder um.

Aber Heid Wilbet griff nach seiner Hand: „Ja, wir hatten es gut getroffen, bei ihm an Bord zu kommen, und ich habe ihm auch gut dafür gedankt." Sie lachte hinterdrein: „Und sehr nötig war's für dich, hier noch Geld zu haben, denn du müßtest sonst hungern und dursten. Komm, daß wir ein Gasthaus suchen!"

Da waren sie in der großen Stadt Pernambuco, in der lärmvollen Altstadt Recife, fremdzungig klang das treibende Leben um sie her. Alf Overbek wäre völlig hilflos gewesen, hätte nichts zu fragen und zu verstehen gewußt, doch auf der Bark hatte sich ein portugiesisch redender Matrose befunden und Heid vorsorgend täglich eine Zeit lang von ihm Erkundigung nach dem Notwendigsten eingezogen, dessen man bedurfte, um sich bei der Ankunft verständlich zu machen. Fast Wundersames lag darin, wie sie jedes erlernte Wort fest im Gedächtnis behalten und wie es ihr in richtigem Tonfall geläufig über die Lippen kam, als habe sie die wildfremde Sprache schon von Kindheit auf gekannt. Sie richtete ihre Nachfragen immer an junge Männer, blickte jeden dabei an, und jeder gab ihr bereitwilligst Antwort und Auskunft, trachtete danach, sie ein Stück durch die Straße zu begleiten. Mit allem Schulwissen, das Alf besaß, war er neben ihr wie ein Kind, das, zu eigenem Können unfähig, ihrer Führung und Leitung anheimfiel. Wohl hatte auch das fern drüben in Europa am Waldrand liegende Haus ihn besser noch als der Rektor Scholinus mit vielerlei Kenntnissen und Gedanken ausgerüstet. Doch auf das gegenwärtig Erforderliche war Tamo Flemings Voraussicht nicht verfallen, ihn die portugiesische Sprache zu lehren, damit er in Brasilien nicht von der

Zungengewandtheit Heid Wilbets abhängig sei. Freilich an diese hatte Tamo Fleming bei der Geistes- und Gemütsbildung Alf Overbeks auch nicht gedacht.

So aber gelangten die beiden durch die Begabung Heids in eine kleine Posada, die, wenn auch vielleicht nicht den Wünschen der letzteren, doch dem Rest der Geldmittel Alfs entsprach, ziemlich weit draußen landeinwärts in einer letzten Vorstadtgasse von Recife. Bis hierher war alles wie in einem Wirbelsturm gegangen, nun kamen sie zum erstenmal zur Ruhe. Doch trug Heid Wilbet sichtbar von der Hast des Morgens noch lebhafte Erregung in sich, sie hatte etwas Verändertes im Wesen und Aussehen, worin es eigentlich bestand, ließ sich nicht sagen. Aber es drückte sich in einem noch stärker erhöhten Glanzgeflimmer ihrer Augen aus, einer ungewöhnlich roten Färbung des Gesichts, dem wahrnehmbaren Klopfen des Blutes in den Schläfenadern. Sie führte die Unterhandlung mit der Posadera über den Preis der Wohnungsmiete, doch sie war heute morgen vergeßlich, sprach nur von einem Zimmer, mußte sich erst besinnen, daß sie zweier bedurften. Dann verbesserte sie ihre Gedankenlosigkeit; die Wirtin zeigte sich verwundert überrascht, wie's Lars Ihde gethan, aber es ließ sich einrichten, sie konnte dem befremdlichen Liebespaar zwei durch eine Thür miteinander verbundene Stuben zu bescheidenem Preis überlassen. Dem letzteren entsprach die Engnis und Ausstattung der Räume; alles war aufs dürftigste, verwahrlost, in der Verbindungsthür klaffte ein fingerbreiter Spalt, zerbrochene Fensterscheiben wurden von aufgeklebtem Papier zusammengehalten. Die Posada bildete eine Herberge untersten Ranges am Stadtende, in der nur die vom Land hereinkommenden Fuhrleute verkehrten; Wohngäste mochten sich kaum je in ihr einfinden, und die Besitzerin war zufrieden, ihre öden Zimmerräume um ein Billiges vermietet zu haben. Alf Overbek indes sah von der Ärmlichkeit um ihn nichts, sondern nur Heid Wilbets Gesicht und Gestalt, während sie nach dem Weggang der Wirtin mißächtlich um sich blickte. In der Hütte ihrer Mutter war sie freilich wohl kaum an Besseres gewöhnt worden, doch sie sagte: „Du siehst, wie groß meine Liebe zu dir sein muß, daß du mich dazu gebracht hast, mit dir von Haus fortzugehen und hier in solcher Armseligkeit zu leben. Hoffentlich dauert's nicht lange so — du hättest klüger gethan, dein Vermögen gleich mitzunehmen — nein, ich vergaß, das konntest du ja nicht, dein Onkel durfte ja nicht davon erfahren, und so ging's nicht anders."

Sie flog auf ihn zu, setzte sich auf seine Knie und küßte ihn. Ihm war's dunkel, als sei nicht ihm der Gedanke an ein Fortgehen mit ihr in die Fremde gekommen, sondern sie habe bei ihren Zusammenkünften am Strand diese Vorstellung in ihm geweckt und allmählich zum Entschluß genährt; aber sein Herzschlag drängte ihm das Blut zu stark nach dem Kopf, er konnte sich nicht deutlich mehr erinnern, und Heid Wilbets Küsse übertäubten ihm, wie erstickend, alles Denken. Ihre Lippen brannten heute morgen so heiß, doch sie war auch praktisch für das zunächst Erforderliche bedacht, daß sie zu Mittag essen und, um es zu können, vorher das deutsche Geld Alfs gegen portugiesisches eintauschen müßten. So gingen sie wieder davon, suchten einen Wechsler und danach einen Bodegoncillo, eine kleine Garküche, die ihnen für geringe Kosten Befriedigung ihres Hungers verhieß und gewährte. Alles fand Heid aus und zeigte sich ebenso sparsam wie umsichtig, denn das, was Alf Overbek für eine unerschöpfliche Summe gehalten, reichte bei genauer Berechnung doch höchstens für den Lebensunterhalt von zwei Monaten aus. Und Heid Wilbet hatte in der Schule auch für das Rechnen ungewöhnliche Begabung an den Tag gelegt.

Und so kamen und gingen die Tage und wurden zu Wochen. Die beiden durchstreiften miteinander die fremde Welt der vier Städte, aus denen Pernambuco sich zusammensetzte; in dem Brief aus Plymouth hatte Alf nach Angabe Lars Ihdes seinen Onkel gebeten, den Wechsel an ein hamburgisches Haus in Recife gehen zu lassen, und dort fragte er nach Ablauf einiger Wochen, doch, wie's zu erwarten stand, noch umsonst vor. Es war Regenzeit, der Winter Brasiliens, aber unter dem achten Breitengrad fiel dennoch ein Draußenumhergehen nur am Vormittag und wieder gegen Abend

möglich; die Sonne glühte zu gewaltig oder ungeheure Gewitter entluden sich in den Mittagsstunden. So mußten sie diese, Siesta haltend, in ihren Stuben verbringen, die gleichfalls drückendste Hitze anfüllte. Dann ging Heid Wilbet in ihr Zimmer und schob stets, ebenso wie zur Nacht, den Riegel an der Verbindungsthür ins Schloß, denn sie kleidete sich, um in der Gluthitze ruhen zu können, aus und legte sich aufs Bett. Als ein großgewachsener Knabe hatte Alf Overbek in der Mondnacht von seiner Vaterstadt das Boot in die Ostsee hinausgerudert, doch er war kein solcher mehr, auf der Bark, Tag um Tag vorschreitend, zu einem anderen geworden, und die heiße Tropensonne half mit, ihm das Blut von einem fremden Verlangen durchfluten zu lassen. Oder nicht mehr fremd, nur ungewiß vor einer glühend genährten Phantasie gaukelnd und glimmernd, daß ihm in der Brust der Atem stockte, wenn Heid aus seiner Stube zur ihrigen hinüber ging und er aufhorchend stand, ob das Knirschen des Riegels nachfolge. Immer geschah's, und er wußte jetzt auch weshalb; es drängte ihn, mit ihr davon zu sprechen, doch wenn er's versuchen wollte, konnte er keinen Ton über die Lippen bringen. Nur einmal gelang's ihm, halb stammelnd zu fragen: „Warum thust du's?" — „Was?" antwortete sie. — „Daß du deine Thür abschließt." — „Um deinetwillen."

Ihm glühte das Gesicht auf, er suchte zu lachen: „Fürchtest du dich denn —?" Er wußte nicht fortzufahren, sie antwortete: „Ja, ich fürchte mich." Nun brachte er die Frage vom Mund: „Wovor?" Aber sie war schon von ihm fortgesprungen, und wie er ihr halb ohne Wissen nachrief: „Willst du's denn immer?" klang ihre Stimme bereits durch die sich hinter ihr schließende Thür zurück: „Nein — wenn ich deine Frau bin, nicht mehr." Und der Riegel klirrte.

Alf Overbek wußte nicht, was er that, oder doch, er wußte es, denn das Gesicht brannte ihm noch heißer vor Scham über sich selbst, aber er konnte es nicht bekämpfen. Lautlos trat er zur Thür hinan, und seine Augen bückten sich an den Holzspalt, der durch sie hinlief. Zum erstenmal, dann hatte er überwunden, was ihn bisher von der Thür ferngehalten, und er wiederholte täglich dies Thun, wenn Heid Wilbet von ihm gegangen und er den Riegelklang gehört. So konnte er sie drüben gewahren, doch niemals in ruhiger Dauer; sie huschte stets nur einmal flüchtig, einer schießenden Sternschnuppe ähnlich, über das schmale Gesichtsfeld des klaffenden Thürrisses, dann war das weiße Aufglimmern ihrer Gestalt dem Blick wieder entrückt. Der Lauschende vernahm nur noch das leise Geknister von Kleidungsstücken, ein Knarren des Bettes, auf das sie sich hinstreckte, danach ihren Atemzug; sichtbar ward nichts mehr von ihr.

Der Ausdruck seiner Züge ließ täglich deutlicher erkennen, dies ihn oft bis tief in die Nacht schlaflos erhaltende Leben neben ihr übte eine verzehrende Wirkung auf ihn. Seine Augen lagen tiefer in der Höhlung, er fieberte, machte den Eindruck eines von schleichender Krankheit Befallenen. Ihm durchhämmerte die Frage den Kopf, wann es anders werde, und die Erwiderung darauf lautete immer, wenn sie seine Frau sei. Aber warum war sie's noch nicht, und wann wollte sie's werden? Darauf wußte er keine Antwort.

Die eingewechselten Goldkronen und Milreisstücke in seiner Börse schwanden mehr und mehr weg, ohne daß ihre Abnahme ihm zum Bewußtsein kam; er dachte nicht daran, was geschehen solle, wenn das letzte verausgabt sei, nur ein einziger Gedanke füllte alles in ihm aus. Doch auf das Geheiß seiner Genossin ging er jetzt allmorgendlich zur Nachfrage in dem Hamburger Geschäftshaus vor, indes stets gleich vergeblich; man empfing ihn dort als eine schon wohlbekannte Persönlichkeit mit einer halb bedauerlich lächelnden Miene oder einem kurzen Achselzucken. Ihn berührte die täglich sich wiederholende Erfolglosigkeit nicht, aber im Gesicht Heid Wilbets ließ sich ablesen, daß ihr allmählich die anfängliche Zuversicht hinschwand. Ihre Augen bekamen Unruhiges, und in ihrem Behaben beim Zusammensein mit Alf in seinem Zimmer lag Veränderles. Sie schien die irrflackernde Glut seiner Leidenschaft nicht noch mehr steigern zu wollen, hielt ihn eher von sich ab; ihre Arme schlangen sich nicht wie zuvor gewaltsam und berauschend um ihn, sie erwiderte seine Küsse nur leichthin. Merkbar beschäf-

tigte sie ein beständiges Nachdenken; auf der Straße ging ihr Blick eigentümlich suchend durch das bunte Getümmel, in die Gesichter der Fußgänger und Reiter umher. Alf fragte sie einmal: „Du bist so kalt gegen mich, liebst du mich nicht mehr?“ Sie antwortete: „Gewiß lieb ich dich, aber du bist krank, es schadet dir, wenn du dich aufregst.“ So war ihr kühlerer Anschein nur Fürsorge für ihn und erhöhte die fiebernde Hast seiner Blutwellen, statt sie zu mindern.

Aber sie hatte recht, er war krank, fühlte es selbst, und eines Tages sagte sie ihm, er müsse einmal aus der Stadtluft ins Freie hinaus, einen Gang ins Gebirge machen, um sich zu erholen und zu kräftigen. Gewöhnt, ihr willenlos Folge zu leisten, that er auch darin nach ihrem Geheiß, stand am nächsten Morgen vor dem Sonnenaufgang bereit. Da Heid noch nicht kam, klopfte er an ihre Thür. Ihre Stimme klang noch vom Bett her: „Was hast du?“ — „Es ist Zeit zu gehen.“ — „So geh doch!“ — „Ich warte auf dich.“

Ein halb unverständlicher Ton erwiderte, dann kam sie, rasch angekleidet, herein. „Ich dachte, du gingest ohne mich; es wäre besser für dich, denn allein kannst du leichter ohne Weg überall hinkommen, wohin es dich lockt.“

Er hörte heraus, es war wieder ihre Vorsorge für ihn; sie wollte ihn allein lassen, damit er einen Tag lang von der schädlichen Wirkung ihrer Nähe frei bleibe. Doch er konnte sich nicht für so lange von ihr trennen und antwortete: „Nein — dann bleib ich auch — ohne dich geh ich nicht.“

So mußte sie ihn wohl begleiten, da sie's für durchaus notwendig hielt, daß er den Tag draußen zubringe, und sie verließen zusammen das Haus, von dem sie gleich ins Freie gelangten, ins Landinnere hinein auf einer nach Westen führenden Straße fortschritten. Der weiße Grund der letzteren schimmerte nur matt, Nachtdunkel lag noch über der Welt; zur Linken scholl ihnen das Rauschen eines Flusses, an dem der Weg sich entlang zog, des Capibaribe, der bei der Stadt Pernambuco ausmündete. Zu seinen Seiten unterschied das Auge nur sich gegen den Himmel aufhebende dunkle Linien, die bergiges Gelände eines Thals deuteten.

Da schoß plötzlich, gleich einem Goldpfeil, ein Gefunkel über alles hin, und wie mit einem Schlage lag glanzlichter Tag rundum. Die Tropensonne schickte keine Dämmerungsvorhut voraus, um die Schatten der Nacht mählich zu verdrängen. Aus dem Ocean hob sie sich senkrecht über den Horizont, und im selben Augenblick zersprengte sie bis in den letzten Winkel hinein jedes Zögern der Finsternis. Lichtgebadet stand fast jählings alles in tausendfältigen Formen und Farben da, doch alles fremd. Den ebenen Thalgrund deckten Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffeestauden und riesenblättrigen Pisangs; dort drängte von den Bergwänden der Urwald mit undurchdringlichem Gewirr herab; vereinzelt schossen Wachspalmen und Araukarien hoch über das üppige Dickicht unter ihnen empor, stachlichte, gigantische Kaktus wucherten aus Felsspalten am Wegrand auf. Im Moment, wie der Sonnenaufgang unvorbereitet mit der jähen Plötzlichkeit den schwarzen Nachtvorhang zerriß und tausend leuchtende Wunder hinter ihm durcheinanderblitzen ließ, da überlief es Alf Overbek mit einem Schauer, fast einem schaudernden Gefühl vom Scheitel bis zur Sohle herunter. Ihn rührte durchzitternd etwas an, wie eine Erinnerung, schön und schreckvoll, doch fernher, wie aus einer anderen Welt, einem anderen Leben. Reglos gebannt, mit weitgeöffnetem Blick starrte er vor sich hinaus, daß Heid Wilbet fragte: „Wonach gaffst du? Komm, wir wollen uns nicht aufhalten, jetzt ist die Luft noch frisch zum Gehen.“ So schritten sie weiter; die Bergrücken traten dicht heran, aus einem engeren Seitenthal schoß zum Capibaribe ein schäumender Nebenbach herab, dem folgten sie auf schmalerem Weg ansteigend entlang. Mit Übergewalt zog es Alf in nächster Richtung nach den Geheimnissen der Natur, ihrer ungezügelten Wildnis entgegen. Und das rechte Heilmittel für seinen Zustand war's; er atmete schon leichter als in der Stadt, von der Anstrengung schlug sein Herz rasch und doch ruhvoller, weniger ängstigend und fieberhaft.

Ja, alles fremd, wie die Traumwelt eines Märchens. Nicht nur, am Urwaldrand jetzt, die flammenden Blüten, die an den Stämmen, aus ihnen aufkletternd, sich zu den höch-

sten Wipfeln, noch über sie hinaus schlangen und in farbigen Kaskaden wieder herabwarfen. Auch ebenso und noch mehr das Leben der Tierwelt in Gestaltung und Stimmenklang. Von fern hatte es sich nur durch ein unablässiges verworrenes Tongemenge kundgethan, nun löste es sich in Einzelrufe, Schreie, wunderlichste Laute auseinander. Ohne Unterbrechung scholl das Geplärr, Gezeter und Gezänk unsichtbarer Affen, das schrille Kreischen von Papageien, doch Hunderte anderer, fremdartiger Stimmen mischten sich wechselnd drein. Hier, an den Tropenküsten Brasiliens, drängte die Erde all ihren Reichtum an buntem Gefieder zu unglaublicher Mannigfaltigkeit und Fülle zusammen; in fabelgleicher Pracht und Form belebten Kletterschwänze, Glanz- und Töpfervögel, Tukane, Trupiale und rastlos hackende Anis das Gezweig; Kolibris umschwärmten die Blumenkelche wie flatternde Juwelen. Grüne und goldfarbige Baumschlangen hingen schaukelnd zwischen dem Lianengeflecht von Ästen herunter, ein riesenhafter gelber, gesteckter Waran überkreuzte, gleich einer Kupfernatter fauchend, den Weg und verschwand im Dickicht. Die Luft durchsurrten und durchblitzten zahllose schießende und schillernde Insekten, immer massenhafter anwachsend, je höher die Sonne aufstieg. Nur ein paar Stunden von der großen Stadt entfernt war's und nur ein winziges Fleckchen der ungeheuren Weite Brasiliens, doch schon hier so überfüllt mit allem Zauber der Tropenwelt, daß jede Phantasie an der Vorstellung noch größeren Reichtums erlahmen mußte. Ja, überwältigend, Auge und Ohr verwirrend, und alles namenlos für Alf Overbek.

Und dennoch, ein noch leuchtenderes Wunder erwartete ihn. Der Waldrand wich einmal etwas zur Seite, und eine kleine baumlos-leere Fläche breitete weißes, nacktes Felsgestein aus. Blendend flammte von diesem die schon hoch vormittägige Sonne zurück, und unvorgesehen plötzlich stob es von einem feucht überrieselten Fleck vor dem Fuß in die Höhe, ein Geflatter, wie wenn der Himmel in Stücke zerreiße, die gaukelnd durcheinander taumelten. Doch noch weit wundersamer als das leuchtendste Ätherblau wirbelte es vor dem Blick; wohl mehr als ein Dutzend der prachtvollsten und riesigsten Morphiden-Falter, Neoptolemus, Cypris, Menelaus, hatten sich aus ihrer gewohnten Flughöhe herabgesenkt und, ihren Durst zu stillen, hierher zu Boden gehockt. Kaum vermochte das Auge es zu fassen, alle Schwingen erschienen wie aus Saphir, mit irisierendem Azurschmelz überschüttet, eine Glanzespracht, an die kein Wettbewerb auf dem Erdrund mehr herankam. Mit einem Schrei flog's von den Lippen Alf Overbeks: „O, könnte Maud das sehen!“ Er stand betäubt, sah wie mit Traumaugen auf die weit mehr als handgroßen Falter. Sie jagten in die Luft, schossen im Zickzack davon, wendeten sich, kamen segelnd und schwebend zurück, herunter und ließen sich wiederum an dem Quellbruch nieder. Da saßen sie, die metallisch blaublitzenden Flügel weit ausspannend, bei einer Regung nun dort, nun hier von Opalschiller und Regenbogenfarben überspielt. Jetzt rief Alf seiner Begleiterin zu, still zu stehen, denn sie ging vorwärts und drohte, den märchenhaften Anblick zu verscheuchen.

Sie verstand ihn, doch erwiderte: „Was siehst du dran? Solche blauen Schmetterlinge haben wir bei uns auch.“ Aber nach seinem Wunsch hielt sie an, pflückte sich einen Halm und zog ihn über ihre Unterzähne hin und her, deren Rand etwas von einer ganz feinen Säge besaß, so daß die Reibung den Halm durchschnitt. Heid Wilbet nahm kein Interesse an den Faltern, wie überhaupt nicht an dem Pflanzen- und Tierleben der fremden Natur, die sie umgab. Sie war mit hier heraufgestiegen, weil Alf nicht ohne sie gehen gewollt, doch seitdem der breite Weg ein Ende genommen, hatte sie nur behutsam darauf geachtet, daß keine Giftschlange, von denen sie Übles gehört, vor ihrem Fuß sei, und auch sonst ging ihr Blick manchmal mit einem suchenden Ausdruck umher.

Im Kopf Alf Overbeks aber hatte plötzlich lang Vergangenes mit alter Macht die Herrschaft zurückgewonnen. Er war wieder ein Knabe geworden, der in dieser Stunde nichts dachte und sah als die leuchtenden, leicht beschwingten Tropenwunder, die ihn umflatterten. Da geriet über die Felslichtung hin Neues ihm vor den Blick, aus der

zu kommen. Sie nannten Heid Wilbet fischblütig und kalt wie eine Eisscholle, und im Grunde kostete es eigentlich keinen viel, sich von ihr gleichgültig oder wegwerfend über die Schulter ansehen zu lassen. Vor sich selbst zuckten sie die Achseln dabei, es sei eine hochmütige Betteldirne, die keinen Schilling besitze und wisse, daß ihnen bei ihr nie eine ernstliche Absicht in den Sinn geraten könne. Doch in Wirklichkeit war ihre Schönheit ihnen eine zu fein geartete, ihr äußeres und inneres Wesen, sie manchmal fast etwas unheimlich anrührend, zu fremd, als daß ihnen ernstlich die Lust auch nur nach einer Liebschaft mit ihr gestanden hätte. Die Stadt hatte für sie genug an jungen Dirnen von ihrer eigenen Art, mit kräftigem Knochengerüst, wasserblauen Augen und roten Backen unter flachsblondem Haar, bei denen man wußte, wie man dran war, und nicht viel Federlesens zu machen brauchte, um sie nach Belieben im Arm zu schwenken und zu drücken.

Und nun mochte Heid Wilbet etwa siebzehn Jahre alt sein und stand mit Alf Overbek auf dem Verdeck der Bark Lars Jydes, der die beiden für ein heimlich durchgegangenes Liebespaar angesehen hatte. Das waren sie allerdings zweifellos auch; Alf wäre nicht auf den Gedanken gekommen, mit einem anderen Mädchen statt zur Universität in die weite Welt hinauszugehen, nur bei ihr hatte es ihn mit Übermacht gefaßt, ihm im Verlauf der letzten Tage willenlos Auge und Ohr, die Phantasie und die Vernunft bewältigt. Er fühlte, das war die Liebe, von der er gelesen und gehört, und noch stärker angewachsen, weil Heid Wilbet ihm gesagt, daß sie ihn immer geliebt habe, schon als Kind, seit der Stunde, als er sie zum erstenmal im Wald gefunden und sie schlagen gewollt. Von dem Tag an habe ihr Herz für ihn geschlagen, ob er auch nie nach ihr geblickt, wenn sie sich einmal angetroffen, so daß sie ihm jetzt, da sie erfahren, er gehe aus der Stadt fort, im Wald nachfolgen gemußt, um ihn noch zum letztenmal zu sehen und mit ihm zu sprechen. Von der Seltsamkeit, daß sie, während er im Schlaf gelegen, unter ihm in der Au geschwommen, sprach Heid Wilbet nicht, doch wiederholte öfter, sie habe keine Ahnung gehabt und keine Hoffnung gehegt, in ihm könne auch für sie Liebe wach werden. Aber wie ein Wunder war dies dennoch geschehen — sie hätte sonst, wenn er von ihr fortgegangen, nicht weiter leben können und wäre in die Ostsee hinausgeschwommen, bis sie untergegangen — und wenn sie's sprach, tauchte sie das Gefunkel ihrer Augen tief in die seinigen hinein. Den Tag hindurch war sie auf dem Schiff immer an seiner Seite, stehend oder sitzend, hielt ihm bald den Arm um den Nacken gelegt, bald ihre Alabasterfinger eng um die seinigen geflochten. So blieb sie unzertrennlich neben ihm, in jedem Blick und jedem Wort kundgebend, daß sie ihn liebe.

Aber doch war's ein andersgeartetes Liebespaar, als Lars Jyde sich's vorgestellt, er begriff das Verhältnis zwischen den beiden nicht, oder eigentlich, seine sonst ziemlich wohlerfahrene Kenntnis des weiblichen Geschlechts reichte doch nicht hin, ihn aus Heid Wilbet klug werden zu lassen. Ab und zu traf ihn einmal ein Blick zwischen ihren langen Wimpern hervor in die Augen, wie das Schießen einer Sternschnuppe am Nachthimmel, die nur den Eindruck eines Glanzgeschwirres hinterläßt, zu schnell vorübergefahren, um ein Erkennen möglich zu machen, was es gewesen. Doch eins sah Lars Jyde allabendlich sich wiederholen, daß Heid allein in ihre Kajüte ging, und er hörte, wie sie hinter sich den Riegel vorschob. Bis zur Thür durfte Alf Overbek sie begleiten; dort blieb sie vor dieser noch eine Zeit lang mit ihm stehen, ihre Finger spielten zwischen den seinigen, bis sie zuletzt rasch ihm die Hände um den Hals schlang, seinen Kopf herabzog und flüchtig ihm einen Kuß auf die Lippen gab. Dann war sie fort, und der Riegel klirrte im Schloß. Alf wollte einmal mit in ihre Kajüte eintreten, um noch unbeobachtet mit ihr zu sitzen und zu sprechen, aber sie drängte ihn lachend zurück: „Ein junger Mann geht nicht so spät im Dunklen in die Stube seiner Braut.“ Doch danach schlang ihr Arm sich ihm um den Hals, und obwohl sie ihn schon in gewohnter Art vor der nächtlichen Trennung geküßt hatte, that sie's nochmals, und ihre Lippen hafteten ein wenig länger auf den seinigen. Er stotterte ihr nach: „Gute Nacht“; ihn durchrieselte etwas sonderbar heiß. Aus dem letzten Kuß

war's zu ihm herübergeflassen, doch nicht allein, mehr noch aus dem Worte Braut und dem, was sie in Verbindung damit gesprochen. Wie er sich auch zum Schlafen hinlegte, klang's ihm immer nach, zugleich mit einem wunderlich summenden Geräusch im Ohr.

Doch auch ganz anderen Klanges sprach der Mund Heid Wilbets, mit ernsthaft besonnenen Gedanken der Liebe für die Zukunft Alfs besorgt. Er hatte in dieser Richtung bei seinem heimlichen Weggang vom Hause nichts gedacht, als daß die zweihundert Thaler, die er bei sich trug, eine unerschöpfliche Summe seien. Sie aber sah weiter, daß diese einmal ein Ende nehmen werde, und sie zerbrach sich für ihn den Kopf, wovon er dann in der Fremde leben könne, ohne eine Arbeit thun zu müssen, die ihm lästig und zuwider falle. Und ihre Fürsorge fand guten Rat, daß er über die Klugheit ihrer Liebe erstaunte. Die Bark mußte im Kanal Plymouth anlaufen, von dort sollte er einen Brief an seinen Onkel abgehen lassen, daß ihm das Vermögen, welches ihm von seinem Vater her gehöre, nach Amerika hinübergeschickt werde. Wie das zu machen sei, wußte Heid zwar nicht, aber ihr Kopf geriet rasch auch auf den Gedanken, sich Auskunft von Lars Jyde zu erholen, und dieser gab Mittel und Wege an, wie es leicht möglich sei, sich durch einen Wechsel auf ein Handelshaus drüben so viel Geld, als man besitze und zu haben wünsche, zustellen zu lassen. Freilich war Alf in Zweifel, ob ein solcher Brief Erfolg haben werde, doch Heid ließ sich von ihm genau wiederholen, was sein Onkel gesagt, wie dieser ihm das Blatt mit der Abrechnung über sein väterliches Erbteil gegeben, und sie hegte danach beste Zuversicht auf das Gelingen. Nur müsse Alf klug schreiben, er wolle drüben ein Geschäft anfangen, für das er notwendig des Geldes bedürfe, und sie gab ihm Ratschläge für die Abfassung, sprach ihm zwischen Liebkosungen den Brief in die Feder. So ging dieser ostwärts zurück, als die Bark gen Westen zur spanischen See weiterzog.

Verwandelt aber stand Heid Wilbet nun auf dem Verdeck. Sie war während des Aufenthalts in Plymouth mit Alf in einen Laden gegangen, und er hatte ihr dort von ihr ausgewählte Bekleidungsstücke gekauft, so daß sie jetzt vom Kopf bis zu den Füßen völlig in der Tracht einer jungen Dame ausgerüstet war. Denn sie trug ein lichtgrünes Kleid mit einem spielend schillernden Glanz; es fiel ihr vom leicht entblößten Hals fließend am schlanken Leib herab, ein wenig über der Brust vorgebauscht, an der sich kleine Fältchen des schmiegsamen Stoffes durcheinander ringelten. Sie erschien größer so, doch leicht und graeil bewegte sie sich in der neuen Gewandung, als ob sie niemals andere getragen. Ein wundervoller Anblick war's; wenn sie in der Sonne stand, erregte sie aus der Entfernung den Eindruck einer großen Smaragdeidechse.

Und den Tag hindurch leuchtete die Sonne fast beständig von wolkenlosem Himmel. Die beste Jahreszeit war es zur Fahrt über den Atlantischen Ocean, ein günstiger Wind wehte, doch selbst die verrufene spanische See schwellte nur friedlich sich hebende und senkende Dünungswellen. Dann that das Gleiche das offene Weltmeer, bald leis seine Oberfläche kräuselnd, bald langgedehnte, weiß überkippende Wogenkämme aufwerfend, aber immer nur gleich dem sachten oder tieferen Sich-Emporwölben einer atemschöpfenden weichen Brust. Daß der Sturm hier aus schwarzen Wolken herunterheulen, Wasserberge auf- und niederpeitschen, die Segel mit den Rahen und Masten zugleich in Fetzen und Bruchstücken über Bord schleudern könne, bedünkte nur wie eine abendliche Schiffermäre aus der Kajüte zum stillen Butt. Zuweilen lag die See wie ein unermeßlicher, blendend funkelnder Erzschild, nun aus Silber, nun golden, dann flimmerte ein Perlmutterglanz drüber. Doch der Wind wachte wieder auf, verschob langsam die schneeweißstrahlenden Haufenwolken am blauen Äthergewölbe, verstärkte sich und bauschte frisch die Segel. Als Feuerkugel tauchte die Sonne ins Wasser, man glaubte, das Ohr müsse ein Zischen vom Meereshorizont her vernehmen, wo ihr Glutkörper versunken, und unzählbare, unnennbare Farbentöne übersprühten, umschimmerten, durchspielten Luft und See, verdämmerten und loschen aus. Das Nachtdunkel kam, nur Sterne zogen am Himmel auf, zitterten ihren

zu kommen. Sie nannten Heid Wilbet fischblütig und kalt wie eine Eisscholle, und im Grunde kostete es eigentlich keinen viel, sich von ihr gleichgültig oder wegwerfend über die Schulter ansehen zu lassen. Vor sich selbst zuckten sie die Achseln dabei, es sei eine hochmütige Betteldirne, die keinen Schilling besitze und wisse, daß ihnen bei ihr nie eine ernstliche Absicht in den Sinn geraten könne. Doch in Wirklichkeit war ihre Schönheit ihnen eine zu fein geartete, ihr äußeres und inneres Wesen, sie manchmal fast etwas unheimlich anrührend, zu fremd, als daß ihnen ernstlich die Lust auch nur nach einer Liebschaft mit ihr gestanden hätte. Die Stadt halte für sie genug an jungen Dirnen von ihrer eigenen Art, mit kräftigem Knochengerüst, wasserblauen Augen und roten Backen unter flachsblondem Haar, bei denen man wußte, wie man dran war, und nicht viel Federlesens zu machen brauchte, um sie nach Belieben im Arm zu schwenken und zu drücken.

Und nun mochte Heid Wilbet etwa siebzehn Jahre alt sein und stand mit Alf Overbek auf dem Verdeck der Bark Lars Jydes, der die beiden für ein heimlich durchgegangenes Liebespaar angesehen hatte. Das waren sie allerdings zweifellos auch; Alf wäre nicht auf den Gedanken gekommen, mit einem anderen Mädchen statt zur Universität in die weite Welt hinauszugehen, nur bei ihr hatte es ihn mit Übermacht gefaßt, ihm im Verlauf der letzten Tage willenlos Auge und Ohr, die Phantasie und die Vernunft bewältigt. Er fühlte, das war die Liebe, von der er gelesen und gehört, und noch stärker angewachsen, weil Heid Wilbet ihm gesagt, daß sie ihn immer geliebt habe, schon als Kind, seit der Stunde, als er sie zum erstenmal im Wald gefunden und sie schlagen gewollt. Von dem Tag an habe ihr Herz für ihn geschlagen, ob er auch nie nach ihr geblickt, wenn sie sich einmal angetroffen, so daß sie ihm jetzt, da sie erfahren, er gehe aus der Stadt fort, im Wald nachfolgen gemußt, um ihn noch zum letztenmal zu sehen und mit ihm zu sprechen. Von der Seltsamkeit, daß sie, während er im Schlaf gelegen, unter ihm in der Au geschwommen, sprach Heid Wilbet nicht, doch wiederholte öfter, sie habe keine Ahnung gehabt und keine Hoffnung gehegt, in ihm könne auch für sie Liebe wach werden. Aber wie ein Wunder war dies dennoch geschehen — sie hätte sonst, wenn er von ihr fortgegangen, nicht weiter leben können und wäre in die Ostsee hinausgeschwommen, bis sie untergegangen — und wenn sie's sprach, tauchte sie das Gefunkel ihrer Augen tief in die seinigen hinein. Den Tag hindurch war sie auf dem Schiff immer an seiner Seite, stehend oder sitzend, hielt ihm bald den Arm um den Nacken gelegt, bald ihre Alabasterfinger eng um die seinigen geflochten. So blieb sie unzertrennlich neben ihm, in jedem Blick und jedem Wort kundgebend, daß sie ihn liebe.

Aber doch war's ein andersgeartetes Liebespaar, als Lars Jyde sich's vorgestellt, er begriff das Verhältnis zwischen den beiden nicht, oder eigentlich, seine sonst ziemlich wohlerfahrene Kenntnis des weiblichen Geschlechts reichte doch nicht hin, ihn aus Heid Wilbet klug werden zu lassen. Ab und zu traf ihn einmal ein Blick zwischen ihren langen Wimpern hervor in die Augen, wie das Schießen einer Sternschnuppe am Nachthimmel, die nur den Eindruck eines Glanzgeschwirres hinterläßt, zu schnell vorübergefahren, um ein Erkennen möglich zu machen, was es gewesen. Doch eins sah Lars Jyde allabendlich sich wiederholen, daß Heid allein in ihre Kajüte ging, und er hörte, wie sie hinter sich den Riegel vorschob. Bis zur Thür durfte Alf Overbek sie begleiten; dort blieb sie vor dieser noch eine Zeit lang mit ihm stehen, ihre Finger spielten zwischen den seinigen, bis sie zuletzt rasch ihm die Hände um den Hals schlang, seinen Kopf herabzog und flüchtig ihm einen Kuß auf die Lippen gab. Dann war sie fort, und der Riegel klirrte im Schloß. Alf wollte einmal mit in ihre Kajüte eintreten, um noch unbeobachtet mit ihr zu sitzen und zu sprechen, aber sie drängte ihn lachend zurück: „Ein junger Mann geht nicht so spät im Dunklen in die Stube seiner Braut.“ Doch danach schlang ihr Arm sich ihm um den Hals, und obwohl sie ihn schon in gewohnter Art vor der nächtlichen Trennung geküßt hatte, that sie's nochmals, und ihre Lippen hafteten ein wenig länger auf den seinigen. Er stolterte ihr nach: „Gute Nacht“; ihn durchrieselte etwas sonderbar heiß. Aus dem letzten Kuß

war's zu ihm herübergeflossen, doch nicht allein, mehr noch aus dem Worte Braut und dem, was sie in Verbindung damit gesprochen. Wie er sich auch zum Schlafen hinlegte, klang's ihm immer nach, zugleich mit einem wunderlich summenden Geräusch im Ohr.

Doch auch ganz anderen Klanges sprach der Mund Heid Wilbets, mit ernsthaft besonnenen Gedanken der Liebe für die Zukunft Alfs besorgt. Er hatte in dieser Richtung bei seinem heimlichen Weggang vom Hause nichts gedacht, als daß die zweihundert Thaler, die er bei sich trug, eine unerschöpfliche Summe seien. Sie aber sah weiter, daß diese einmal ein Ende nehmen werde, und sie zerbrach sich für ihn den Kopf, wovon er dann in der Fremde leben könne, ohne eine Arbeit thun zu müssen, die ihm lästig und zuwider falle. Und ihre Fürsorge fand guten Rat, daß er über die Klugheit ihrer Liebe erstaunte. Die Bark mußte im Kanal Plymouth anlaufen, von dort sollte er einen Brief an seinen Onkel abgehen lassen, daß ihm das Vermögen, welches ihm von seinem Vater her gehöre, nach Amerika hinübergeschickt werde. Wie das zu machen sei, wußte Heid zwar nicht, aber ihr Kopf geriet rasch auch auf den Gedanken, sich Auskunft von Lars Jyde zu erholen, und dieser gab Mittel und Wege an, wie es leicht möglich sei, sich durch einen Wechsel auf ein Handelshaus drüben so viel Geld, als man besitze und zu haben wünsche, zustellen zu lassen. Freilich war Alf in Zweifel, ob ein solcher Brief Erfolg haben werde, doch Heid ließ sich von ihm genau wiederholen, was sein Onkel gesagt, wie dieser ihm das Blatt mit der Abrechnung über sein väterliches Erbteil gegeben, und sie hegte danach beste Zuversicht auf das Gelingen. Nur müsse Alf klug schreiben, er wolle drüben ein Geschäft anfangen, für das er notwendig des Geldes bedürfe, und sie gab ihm Ratschläge für die Abfassung, sprach ihm zwischen Liebkosungen den Brief in die Feder. So ging dieser ostwärts zurück, als die Bark gen Westen zur spanischen See weiterzog.

Verwandelt aber stand Heid Wilbet nun auf dem Verdeck. Sie war während des Aufenthalts in Plymouth mit Alf in einen Laden gegangen, und er hatte ihr dort von ihr ausgewählte Bekleidungsstücke gekauft, so daß sie jetzt vom Kopf bis zu den Füßen völlig in der Tracht einer jungen Dame ausgerüstet war. Denn sie trug ein lichtgrünes Kleid mit einem spielend schillernden Glanz; es fiel ihr vom leicht entblößten Hals fließend am schlanken Leib herab, ein wenig über der Brust vorgebauscht, an der sich kleine Fältchen des schmiegsamen Stoffes durcheinander ringelten. Sie erschien größer so, doch leicht und gracil bewegte sie sich in der neuen Gewandung, als ob sie niemals andere getragen. Ein wundervoller Anblick war's; wenn sie in der Sonne stand, erregte sie aus der Entfernung den Eindruck einer großen Smaragdeidechse.

Und den Tag hindurch leuchtete die Sonne fast beständig von wolkenlosem Himmel. Die beste Jahreszeit war es zur Fahrt über den Atlantischen Ocean, ein günstiger Wind wehte, doch selbst die verrufene spanische See schwellte nur friedlich sich hebende und senkende Dünungswellen. Dann that das Gleiche das offene Weltmeer, bald leis seine Oberfläche kräuselnd, bald langgedehnte, weiß überlippende Wogenkämme aufwerfend, aber immer nur gleich dem sachten oder tieferen Sich-Emporwölben einer atemschöpfenden weichen Brust. Daß der Sturm hier aus schwarzen Wolken herunterheulen, Wasserberge auf- und niederpeitschen, die Segel mit den Rahen und Masten zugleich in Fetzen und Bruchstücken über Bord schleudern könne, bedünkte nur wie eine abendliche Schiffermäre aus der Kajüte zum stillen Butt. Zuweilen lag die See wie ein unermeßlicher, blendend funkelnder Erzschild, nun aus Silber, nun golden, dann flimmerte ein Perlmutterglanz drüber. Doch der Wind wachte wieder auf, verschob langsam die schneeweißstrahlenden Haufenwolken am blauen Äthergewölbe, verstärkte sich und bauschte frisch die Segel. Als Feuerkugel tauchte die Sonne ins Wasser, man glaubte, das Ohr müsse ein Zischen vom Meereshorizont her vernehmen, wo ihr Glutkörper versunken, und unzählbare, unnennbare Farbentöne übersprühten, umschimmerten, durchspielten Luft und See, verdämmerten und loschen aus. Das Nachtdunkel kam, nur Sterne zogen am Himmel auf, zitterten ihren

Schein da und dort um das Schiff aus der Tiefe zurück, und nur die roten und grünen Laternenlichter am Backbord und Steuerbord flimmerten über dem Deck. So hob jeder Tag an und so endigte er; Madeiras Felsen und der Teneriffapik stiegen fern zur Rechten über dem Meeresrand auf und schwanden wieder ab, fast steil gen Süden hielt die Bark den Kurs auf die Linie zu. Nachdem sie den Krebs überschritten, bewährte der Passat seinen Namen, mit dem von Alters die Spanier ihn zum Dank für die von ihm gewährleistete gute passata nach Brasilien belegt. Auch das Meer zwischen den Wendekreisen trug dort eine eigentümliche spanische Benennung, el Golfo de las Damas, weil es sich von so sanfter Art erweise, daß eine Dame das Steuer führen könne. Und es machte Lars Jyde Vergnügen, sich dies thätlich bewahrheiten zu lassen, indem er manchmal eine Zeit lang Heid Wilbet das Ruder fassen ließ und nur, neben ihr stehend, zuweilen durch einen Druck seiner Hand die ihrige und das Steuer sicher richtete.

Auch sonst nahm der blonde Däne sich seiner beiden Passagiere mit beflissener Vorsorge an, die Küche lieferte dieselben Gerichte für sie wie für ihn, und nicht selten gab er ihnen sogar von seinem guten Wein mit zum besten. Dafür gebührte sich's wohl, daß Heid ihn öfter dankbar ansah, und auch sonst noch hatte er sich artig und freigebig gegen sie bewiesen. Alf nahm einmal gewahr, als er am Tage mit ihr in seiner Kabine saß, daß sie eine feine Seidenschnur um den Hals trug, und er fragte, wozu sie die habe. Sie versetzte: „Zu nichts,“ doch wie er spielend mit der Hand daran zog, befand sich offenbar ein Gegenstand an der Schnur befestigt, der sich unter dem Kleide festgehakt, und nun lachte Heid und zog selbst ein kleines mit Rubinen besetztes Goldkreuz hervor. „Der Kapitän hat's in Plymouth gesehen,“ sagte sie, „und mir geschenkt.“ Dazu machte Alf verwunderte Augen: „Warum sagtest du denn, es sei nichts daran?“ — „Weil auch nichts daran ist, die Steine sind gewiß unecht, und ich dachte gar nicht mehr dran.“ Rasch öffnete sie dabei die oberen Haken ihres Kleides, um das Kreuz bequemer wieder zurückzustecken, und die roten Rubinen funkelten flüchtig vor den Augen Alf Overbeks auf dem schneehellen Grund ihrer halb entblößten Brust. Doch schnell bog Heid Wilbet diese vor, umschlang ihn mit ihren Armen und küßte ihn, wie sie's noch nie gethan. Ihm war's, als fließe ihm Feuer durchs Blut, in seinem Kopf zergingen die Gedanken. Sie saß fest an ihn gedrückt, fast wie sich um ihn schmiegend, und sonderbaren Tons raunte sie ihm ins Ohr: „Ich höre dein Herz schlagen; wie laut und wie schnell klopft's! warum thut's das?“ Und dann sagte sie wieder lachend: „Wie hübsch ist's doch, daß wir's so gut auf dem Schiffe getroffen und der Kapitän uns gern hat, dich so besonders, sagte er mir gestern. Deshalb hab ich ihm auch für das Kreuz gedankt, obgleich es ganz wertlos ist, und gebe mir Mühe, freundlich gegen ihn zu sein, weil er's so gut mit dir meint und dir am Tisch immer das Beste giebt.“ —

Bald hatte bei immer gleich herrlicher Witterung die Bark die Äquatorlinie überkreuzt, um zwei Tage später dämmerte als grauer Strich die Küste Brasiliens vor dem Blick herauf und hob sich dem ihr entlang segelnden Schiffe mählich höher und deutlicher, bis die vielgezackten Bergketten der Serra do Mar mächtig emporstiegen und sich malerisch in den Alagoaskuppen gipfelten. Vor diesen flimmerte weitgedehnt am Ufer das aus vier Städten sich zusammenreihende Pernambuco, von Opal- und Chalcedonfarben umronnen, ein buntes Glanzgewirr einer fremden Märchenwelt. Den Arm um Heid geschlungen haltend, sah Alf Overbek wie mit berauschten Augen dem Landungsziel entgegen; eine Trunkenheit hielt beständig seine Sinne überlagert und umfangen, alles Denken in seinem Kopf bald heiß, bald süß betäubend und lähmend. Das Abenddunkel brach jedoch herein, ehe die Bark den Hafen erreichte, sie mußte die Nacht noch draußen verweilen, am Morgen die Ankunft des Lotsen zu erwarten. So lud Lars Jyde seine beiden Passagiere noch einmal an den Abendtisch und war zum Abschied freigebiger denn je mit seinem guten Wein, der auch stark sein mußte, Alf Overbek merkte es erst am Schwanken seiner Füße, als er aufstand, sich in seine Kabine zu begeben.

Doch hilfreich faßte der Kapitän ihn unter den Arm und führte ihn hinüber; dort legte er sich in den Kleidern aufs Bett und sah vor den zugefallenen Augen nur noch wie durch einen Nebel den lachenden Mund Lars Ides über dem gelben Bart. Und noch eine Erinnerung dämmerte in ihm, daß sein Onkel ihn einmal als Knaben auf dem Wege nach Hause so gestützt habe, als er zwischen den rauchübernebelten Graaköpfen im stillen Butt zwei große Groggläser leergetrunken gehabt. Dann ging's, obwohl das Schiff ruhig lag, mit ihm auf und nieder, als werde er von Wellenbergen geschaukelt, bis er plötzlich einmal am Landseerand unter der Buche über der dunklen Au lag, aus der verschwommen zwischen grünem Blattgewirr ein weißes Glimmern vor ihm auftauchte. Das war Heid, und er hörte auch ihre Stimme, doch gleichfalls verworren, wie aus einer weiten Ferne herüber. Danach zuckte eine gelbe Schlange, es krachte und knarrte, Sturm und Regen brausten, daß er, in Betäubung liegend, nichts mehr sah und hörte. Dann scholl einmal ein Klapfen unweit von ihm, an seiner Thür, daß er auffahrend rief: „Ja, ich komme, Maud!" Da antwortete die Stimme Heid Wilbets: „Schläfst du noch? Wir sind im Hafen von Pernambuco; komm rasch!" Ein paar Herzschläge lang mußte er sich besinnen, eh er vom Bett sprang und verwundert sah, daß er angekleidet geschlafen. Nun eilte er hinaus und hinauf aufs Deck; schon hochstehende, blendende, heiße Sonne empfing ihn, Gelärm und Getümmel um das verankert auf Schußweite vom Ufer liegende Schiff. Heid kam auf ihn zu und ergriff seine Hand; sie mußte ihn führen, wie gestern Abend der Kapitän, sein Kopf war dumpf und sein Blick überschleiert. Mechanisch folgte er ihr zum Gangway und stieg von der Fallreepstreppe in ein drunten bereites Boot, das, sogleich abstoßend, von einem Bogador, einem kupferfarbigen Mestizen an die Landungsbrücke gerudert ward. Hier erst kam Alf zu einer Besinnung und fragte, umherblickend: „Wo ist der Kapitän? Ich habe ihn nicht mehr gesehen und weiß nicht, wieviel wir ihm schuldig sind." Doch Heid fiel ein: „Er hatte alle Hände voll zu thun und läßt dich grüßen. Ich sah ihn auch nur einen Augenblick und fragte ihn, aber er sagte, wir wären ihm nichts schuldig, er habe dich so gern gehabt. Du solltest behalten, was du noch an Geld hast, denn du würdest es hier nötig haben, bis du das andere, das dir gehört, bekämst. Auch den Bootsmann hat er für dich bezahlt, du brauchst ihm nichts zu geben."

Freudig überrascht antwortete Alf: „Wie gutherzig und hilfreich ist das von ihm, ich muß ihm doch danken." Und er sah sich wieder um.

Aber Heid Wilbet griff nach seiner Hand: „Ja, wir hatten es gut getroffen, bei ihm an Bord zu kommen, und ich habe ihm auch gut dafür gedankt." Sie lachte hinterdrein: „Und sehr nötig war's für dich, hier noch Geld zu haben, denn du müßtest sonst hungern und dursten. Komm, daß wir ein Gasthaus suchen!"

Da waren sie in der großen Stadt Pernambuco, in der lärmvollen Altstadt Recife, fremdzungig klang das treibende Leben um sie her. Alf Overbek wäre völlig hilflos gewesen, hätte nichts zu fragen und zu verstehen gewußt, doch auf der Bark hatte sich ein portugiesisch redender Matrose befunden und Heid vorsorgend täglich eine Zeit lang von ihm Erkundigung nach dem Notwendigsten eingezogen, dessen man bedurfte, um sich bei der Ankunft verständlich zu machen. Fast Wundersames lag darin, wie sie jedes erlernte Wort fest im Gedächtnis behalten und wie es ihr in richtigem Tonfall geläufig über die Lippen kam, als habe sie die wildfremde Sprache schon von Kindheit auf gekannt. Sie richtete ihre Nachfragen immer an junge Männer, blickte jeden dabei an, und jeder gab ihr bereitwilligst Antwort und Auskunft, trachtete danach, sie ein Stück durch die Straße zu begleiten. Mit allem Schulwissen, das Alf besaß, war er neben ihr wie ein Kind, das, zu eigenem Können unfähig, ihrer Führung und Leitung anheimfiel. Wohl hatte auch das fern drüben in Europa am Waldrand liegende Haus ihn besser noch als der Rektor Scholinus mit vielerlei Kenntnissen und Gedanken ausgerüstet. Doch auf das gegenwärtig Erforderliche war Tama Flemings Voraussicht nicht verfallen, ihn die portugiesische Sprache zu lehren, damit er in Brasilien nicht von der

Zungengewandtheit Heid Wilbets abhängig sei. Freilich an diese hatte Tamo Fleming bei der Geistes- und Gemütsbildung Alf Overbeks auch nicht gedacht.

So aber gelangten die beiden durch die Begabung Heids in eine kleine Posada, die, wenn auch vielleicht nicht den Wünschen der letzteren, doch dem Rest der Geldmittel Alfs entsprach, ziemlich weit draußen landeinwärts in einer letzten Vorstadtgasse von Recife. Bis hierher war alles wie in einem Wirbelsturm gegangen, nun kamen sie zum erstenmal zur Ruhe. Doch trug Heid Wilbet sichtbar von der Hast des Morgens noch lebhafte Erregung in sich, sie hatte etwas Verändertes im Wesen und Aussehen, worin es eigentlich bestand, ließ sich nicht sagen. Aber es drückte sich in einem noch stärker erhöhten Glanzgeflimmer ihrer Augen aus, einer ungewöhnlich roten Färbung des Gesichts, dem wahrnehmbaren Klopfen des Blutes in den Schläfenadern. Sie führte die Unterhandlung mit der Posadera über den Preis der Wohnungsmiete, doch sie war heute morgen vergeßlich, sprach nur von einem Zimmer, mußte sich erst besinnen, daß sie zweier bedurften. Dann verbesserte sie ihre Gedankenlosigkeit; die Wirtin zeigte sich verwundert überrascht, wie's Lars Jyde gethan, aber es ließ sich einrichten, sie konnte dem befremdlichen Liebespaar zwei durch eine Thür miteinander verbundene Stuben zu bescheidenem Preis überlassen. Dem letzteren entsprach die Engnis und Ausstattung der Räume; alles war aufs dürftigste, verwahrlost, in der Verbindungsthür klaffte ein fingerbreiter Spalt, zerbrochene Fensterscheiben wurden von aufgeklebtem Papier zusammengehalten. Die Posada bildete eine Herberge untersten Ranges am Stadtende, in der nur die vom Land hereinkommenden Fuhrleute verkehrten; Wohngäste mochten sich kaum je in ihr einfinden, und die Besitzerin war zufrieden, ihre öden Zimmerräume um ein Billiges vermietet zu haben. Alf Overbek indes sah von der Ärmlichkeit um ihn nichts, sondern nur Heid Wilbets Gesicht und Gestalt, während sie nach dem Weggang der Wirtin mißächtlich um sich blickte. In der Hütte ihrer Mutter war sie freilich wohl kaum an Besseres gewöhnt worden, doch sie sagte: „Du siehst, wie groß meine Liebe zu dir sein muß, daß du mich dazu gebracht hast, mit dir von Haus fortzugehen und hier in solcher Armseligkeit zu leben. Hoffentlich dauert's nicht lange so — du hättest klüger gethan, dein Vermögen gleich mitzunehmen — nein, ich vergaß, das konntest du ja nicht, dein Onkel durfte ja nicht davon erfahren, und so ging's nicht anders."

Sie flog auf ihn zu, setzte sich auf seine Knie und küßte ihn. Ihm war's dunkel, als sei nicht ihm der Gedanke an ein Fortgehen mit ihr in die Fremde gekommen, sondern sie habe bei ihren Zusammenkünften am Strand diese Vorstellung in ihm geweckt und allmählich zum Entschluß genährt; aber sein Herzschlag drängte ihm das Blut zu stark nach dem Kopf, er konnte sich nicht deutlich mehr erinnern, und Heid Wilbets Küsse übertäubten ihm, wie erstickend, alles Denken. Ihre Lippen brannten heute morgen so heiß, doch sie war auch praktisch für das zunächst Erforderliche bedacht, daß sie zu Mittag essen und, um es zu können, vorher das deutsche Geld Alfs gegen portugiesisches eintauschen müßten. So gingen sie wieder davon, suchten einen Wechsler und danach einen Bodegoncillo, eine kleine Garküche, die ihnen für geringe Kosten Befriedigung ihres Hungers verhieß und gewährte. Alles fand Heid aus und zeigte sich ebenso sparsam wie umsichtig, denn das, was Alf Overbek für eine unerschöpfliche Summe gehalten, reichte bei genauer Berechnung doch höchstens für den Lebensunterhalt von zwei Monaten aus. Und Heid Wilbet hatte in der Schule auch für das Rechnen ungewöhnliche Begabung an den Tag gelegt.

Und so kamen und gingen die Tage und wurden zu Wochen. Die beiden durchstreiften miteinander die fremde Welt der vier Städte, aus denen Pernambuco sich zusammensetzte; in dem Brief aus Plymouth hatte Alf nach Angabe Lars Jydes seinen Onkel gebeten, den Wechsel an ein hamburgisches Haus in Recife gehen zu lassen, und dort fragte er nach Ablauf einiger Wochen, doch, wie's zu erwarten stand, noch umsonst vor. Es war Regenzeit, der Winter Brasiliens, aber unter dem achten Breitengrad fiel dennoch ein Draußenumhergehen nur am Vormittag und wieder gegen Abend

möglich; die Sonne glühte zu gewaltig oder ungeheure Gewitter entluden sich in den Mittagsstunden. So mußten sie diese, Siesta haltend, in ihren Stuben verbringen, die gleichfalls drückendste Hitze anfüllte. Dann ging Heid Wilbet in ihr Zimmer und schob stets, ebenso wie zur Nacht, den Riegel an der Verbindungsthür ins Schloß, denn sie kleidete sich, um in der Gluthitze ruhen zu können, aus und legte sich aufs Bett. Als ein großgewachsener Knabe hatte Alf Overbek in der Mondnacht von seiner Vaterstadt das Boot in die Ostsee hinausgerudert, doch er war kein solcher mehr, auf der Bark, Tag um Tag vorschreitend, zu einem anderen geworden, und die heiße Tropensonne half mit, ihm das Blut von einem fremden Verlangen durchfluten zu lassen. Oder nicht mehr fremd, nur ungewiß vor einer glühend genährten Phantasie gaukelnd und glimmernd, daß ihm in der Brust der Atem stockte, wenn Heid aus seiner Stube zur ihrigen hinüber ging und er aufhorchend stand, ob das Knirschen des Riegels nachfolge. Immer geschah's, und er wußte jetzt auch weshalb; es drängte ihn, mit ihr davon zu sprechen, doch wenn er's versuchen wollte, konnte er keinen Ton über die Lippen bringen. Nur einmal gelang's ihm, halb stammelnd zu fragen: „Warum thust du's?" — „Was?" antwortete sie. — „Daß du deine Thür abschließt." — „Um deinetwillen."

Ihm glühte das Gesicht auf, er suchte zu lachen: „Fürchtest du dich denn —?" Er wußte nicht fortzufahren, sie antwortete: „Ja, ich fürchte mich." Nun brachte er die Frage vom Mund: „Wovor?" Aber sie war schon von ihm fortgesprungen, und wie er ihr halb ohne Wissen nachrief: „Willst du's denn immer?" klang ihre Stimme bereits durch die sich hinter ihr schließende Thür zurück: „Nein — wenn ich deine Frau bin, nicht mehr." Und der Riegel klirrte.

Alf Overbek wußte nicht, was er that, oder doch, er wußte es, denn das Gesicht brannte ihm noch heißer vor Scham über sich selbst, aber er konnte es nicht bekämpfen. Lautlos trat er zur Thür hinan, und seine Augen bückten sich an den Holzspalt, der durch sie hinlief. Zum erstenmal, dann hatte er überwunden, was ihn bisher von der Thür ferngehalten, und er wiederholte täglich dies Thun, wenn Heid Wilbet von ihm gegangen und er den Riegelklang gehört. So konnte er sie drüben gewahren, doch niemals in ruhiger Dauer; sie huschte stets nur einmal flüchtig, einer schießenden Sternschnuppe ähnlich, über das schmale Gesichtsfeld des klaffenden Thürrisses, dann war das weiße Aufglimmern ihrer Gestalt dem Blick wieder entrückt. Der Lauschende vernahm nur noch das leise Geknister von Kleidungsstücken, ein Knarren des Bettes, auf das sie sich hinstreckte, danach ihren Atemzug; sichtbar ward nichts mehr von ihr.

Der Ausdruck seiner Züge ließ täglich deutlicher erkennen, dies ihn oft bis tief in die Nacht schlaflos erhaltende Leben neben ihr übte eine verzehrende Wirkung auf ihn. Seine Augen lagen tiefer in der Höhlung, er fieberte, machte den Eindruck eines von schleichender Krankheit Befallenen. Ihm durchhämmerte die Frage den Kopf, wann es anders werde, und die Erwiderung darauf lautete immer, wenn sie seine Frau sei. Aber warum war sie's noch nicht, und wann wollte sie's werden? Darauf wußte er keine Antwort.

Die eingewechselten Goldkronen und Milreisstücke in seiner Börse schwanden mehr und mehr weg, ohne daß ihre Abnahme ihm zum Bewußtsein kam; er dachte nicht daran, was geschehen solle, wenn das letzte verausgabt sei, nur ein einziger Gedanke füllte alles in ihm aus. Doch auf das Geheiß seiner Genossin ging er jetzt allmorgendlich zur Nachfrage in dem Hamburger Geschäftshaus vor, indes stets gleich vergeblich; man empfing ihn dort als eine schon wohlbekannte Persönlichkeit mit einer halb bedauerlich lächelnden Miene oder einem kurzen Achselzucken. Ihn berührte die täglich sich wiederholende Erfolglosigkeit nicht, aber im Gesicht Heid Wilbets ließ sich ablesen, daß ihr allmählich die anfängliche Zuversicht hinschwand. Ihre Augen bekamen Unruhiges, und in ihrem Behaben beim Zusammensein mit Alf in seinem Zimmer lag Veränderteres. Sie schien die irrflackernde Glut seiner Leidenschaft nicht noch mehr steigern zu wollen, hielt ihn eher von sich ab; ihre Arme schlangen sich nicht wie zuvor gewaltsam und berauschend um ihn, sie erwiderte seine Küsse nur leichthin. Merkbar beschäf-

tigte sie ein beständiges Nachdenken: auf der Straße ging ihr Blick eigentümlich suchend durch das bunte Getümmel, in die Gesichter der Fußgänger und Reiter umher. Alf fragte sie einmal: „Du bist so kalt gegen mich, liebst du mich nicht mehr?“ Sie antwortete: „Gewiß lieb ich dich, aber du bist krank, es schadet dir, wenn du dich aufregst.“ So war ihr kühlerer Anschein nur Fürsorge für ihn und erhöhte die fiebernde Hast seiner Blutwellen, statt sie zu mindern.

Aber sie hatte recht, er war krank, fühlte es selbst, und eines Tages sagte sie ihm, er müsse einmal aus der Stadtluft ins Freie hinaus, einen Gang ins Gebirge machen, um sich zu erholen und zu kräftigen. Gewöhnt, ihr willenlos Folge zu leisten, that er auch darin nach ihrem Geheiß, stand am nächsten Morgen vor dem Sonnenaufgang bereit. Da Heid noch nicht kam, klopfte er an ihre Thür. Ihre Stimme klang noch vom Bett her: „Was hast du?“ — „Es ist Zeit zu gehen.“ — „So geh doch!“ — „Ich warte auf dich.“

Ein halb unverständlicher Ton erwiderte, dann kam sie, rasch angekleidet, herein. „Ich dachte, du gingest ohne mich; es wäre besser für dich, denn allein kannst du leichter ohne Weg überall hinkommen, wohin es dich lockt.“

Er hörte heraus, es war wieder ihre Vorsorge für ihn; sie wollte ihn allein lassen, damit er einen Tag lang von der schädlichen Wirkung ihrer Nähe frei bleibe. Doch er konnte sich nicht für so lange von ihr trennen und antwortete: „Nein — dann bleib ich auch — ohne dich geh ich nicht.“

So mußte sie ihn wohl begleiten, da sie's für durchaus notwendig hielt, daß er den Tag draußen zubringe, und sie verließen zusammen das Haus, von dem sie gleich ins Freie gelangten, ins Landinnere hinein auf einer nach Westen führenden Straße fortschritten. Der weiße Grund der letzteren schimmerte nur matt, Nachtdunkel lag noch über der Welt; zur Linken scholl ihnen das Rauschen eines Flusses, an dem der Weg sich entlang zog, des Capibaribe, der bei der Stadt Pernambuco ausmündete. Zu seinen Seiten unterschied das Auge nur sich gegen den Himmel aufhebende dunkle Linien, die bergiges Gelände eines Thals deuteten.

Da schoß plötzlich, gleich einem Goldpfeil, ein Gefunkel über alles hin, und wie mit einem Schlage lag glanzlichter Tag rundum. Die Tropensonne schickte keine Dämmerungsvorhut vorauf, um die Schatten der Nacht mählich zu verdrängen. Aus dem Ocean hob sie sich senkrecht über den Horizont, und im selben Augenblick zersprengte sie bis in den letzten Winkel hinein jedes Zögern der Finsternis. Lichtgebadet stand fast jählings alles in tausendfältigen Formen und Farben da, doch alles fremd. Den ebenen Thalgrund deckten Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffeestauden und riesenblättrigen Pisangs; dort drängte von den Bergwänden der Urwald mit undurchdringlichem Gewirr herab; vereinzelt schossen Wachspalmen und Araukarien hoch über das üppige Dickicht unter ihnen empor, stachlichte, gigantische Kaktus wucherten aus Felsspalten am Wegrand auf. Im Moment, wie der Sonnenaufgang unvorbereitet mit der jähen Plötzlichkeit den schwarzen Nachtvorhang zerriß und tausend leuchtende Wunder hinter ihm durcheinanderblitzen ließ, da überlief es Alf Overbek mit einem Schauer, fast einem schaudernden Gefühl vom Scheitel bis zur Sohle herunter. Ihn rührte durchzitternd etwas an, wie eine Erinnerung, schön und schreckvoll, doch fernher, wie aus einer anderen Welt, einem anderen Leben. Reglos gebannt, mit weitgeöffnetem Blick starrte er vor sich hinaus, daß Heid Wilbet fragte: „Wonach gaffst du? Komm, wir wollen uns nicht aufhalten, jetzt ist die Luft noch frisch zum Gehen.“ So schritten sie weiter; die Bergrücken traten dicht heran, aus einem engeren Seitenthal schoß zum Capibaribe ein schäumender Nebenbach herab, dem folgten sie auf schmalerem Weg ansteigend entlang. Mit Übergewalt zog es Alf in nächster Richtung nach den Geheimnissen der Natur, ihrer ungezügelten Wildnis entgegen. Und das rechte Heilmittel für seinen Zustand war's; er atmete schon leichter als in der Stadt, von der Anstrengung schlug sein Herz rasch und doch ruhvoller, weniger ängstigend und fieberhaft.

Ja, alles fremd, wie die Traumwelt eines Märchens. Nicht nur, am Urwaldrand jetzt, die flammenden Blüten, die an den Stämmen, aus ihnen aufkletternd, sich zu den höch

sten Wipfeln, noch über sie hinaus schlangen und in farbigen Kaskaden wieder herabwarfen. Auch ebenso und noch mehr das Leben der Tierwelt in Gestaltung und Stimmenklang. Von fern hatte es sich nur durch ein unablässiges verworrenes Tongemenge kundgethan, nun löste es sich in Einzelrufe, Schreie, wunderlichste Laute auseinander. Ohne Unterbrechung scholl das Geplärr, Gezeter und Gezänk unsichtbarer Affen, das schrille Kreischen von Papageien, doch Hunderte anderer, fremdartiger Stimmen mischten sich wechselnd drein. Hier, an den Tropenküsten Brasiliens, drängte die Erde all ihren Reichtum an buntem Gefieder zu unglaublicher Mannigfaltigkeit und Fülle zusammen; in fabelgleicher Pracht und Form belebten Kletterschwänze, Glanz- und Töpfervögel, Tukane, Trupiale und rastlos hackende Anis das Gezweig; Kolibris umschwärmten die Blumenkelche wie flatternde Juwelen. Grüne und goldfarbige Baumschlangen hingen schaukelnd zwischen dem Lianengeflecht von Ästen herunter, ein riesenhafter gelber, gefleckter Waran überkreuzte, gleich einer Kupfernatter fauchend, den Weg und verschwand im Dickicht. Die Luft durchsurrten und durchblitzten zahllose schießende und schillernde Insekten, immer massenhafter anwachsend, je höher die Sonne aufstieg. Nur ein paar Stunden von der großen Stadt entfernt war's und nur ein winziges Fleckchen der ungeheuren Weite Brasiliens, doch schon hier so überfüllt mit allem Zauber der Tropenwelt, daß jede Phantasie an der Vorstellung noch größeren Reichtums erlahmen mußte. Ja, überwältigend, Auge und Ohr verwirrend, und alles namenlos für Alf Overbek.

Und dennoch, ein noch leuchtenderes Wunder erwartete ihn. Der Waldrand wich einmal etwas zur Seite, und eine kleine baumlos-leere Fläche breitete weißes, nacktes Felsgestein aus. Blendend flammte von diesem die schon hoch vormittägige Sonne zurück, und unvorgesehen plötzlich stob es von einem feucht überrieselten Fleck vor dem Fuß in die Höhe, ein Geflatter, wie wenn der Himmel in Stücke zerreiße, die gaukelnd durcheinander taumelten. Doch noch weit wundersamer als das leuchtendste Ätherblau wirbelte es vor dem Blick; wohl mehr als ein Dutzend der prachtvollsten und riesigsten Morphiden-Falter, Neoptolemus, Cypris, Menelaus, hatten sich aus ihrer gewohnten Flughöhe herabgesenkt und, ihren Durst zu stillen, hierher zu Boden gehockt. Kaum vermochte das Auge es zu fassen, alle Schwingen erschienen wie aus Saphir, mit irisierendem Azurschmelz überschüttet, eine Glanzespracht, an die kein Wettbewerb auf dem Erdrund mehr herankam. Mit einem Schrei flog's von den Lippen Alf Overbeks: „O, könnte Maud das sehen!“ Er stand betäubt, sah wie mit Traumaugen auf die weit mehr als handgroßen Falter. Sie jagten in die Luft, schossen im Zickzack davon, wendeten sich, kamen segelnd und schwebend zurück, herunter und ließen sich wiederum an dem Quellbruch nieder. Da saßen sie, die metallisch blaublitzenden Flügel weit ausspannend, bei einer Regung nun dort, nun hier von Opalschiller und Regenbogenfarben überspielt. Jetzt rief Alf seiner Begleiterin zu, still zu stehen, denn sie ging vorwärts und drohte, den märchenhaften Anblick zu verscheuchen.

Sie verstand ihn, doch erwiderte: „Was siehst du dran? Solche blauen Schmetterlinge haben wir bei uns auch.“ Aber nach seinem Wunsch hielt sie an, pflückte sich einen Halm und zog ihn über ihre Unterzähne hin und her, deren Rand etwas von einer ganz feinen Säge besaß, so daß die Reibung den Halm durchschnitt. Heid Wilbet nahm kein Interesse an den Faltern, wie überhaupt nicht an dem Pflanzen- und Tierleben der fremden Natur, die sie umgab. Sie war mit hier heraufgestiegen, weil Alf nicht ohne sie gehen gewollt, doch seitdem der breite Weg ein Ende genommen, hatte sie nur behutsam darauf geachtet, daß keine Giftschlange, von denen sie Übles gehört, vor ihrem Fuß sei, und auch sonst ging ihr Blick manchmal mit einem suchenden Ausdruck umher.

Im Kopf Alf Overbeks aber hatte plötzlich lang Vergangenes mit alter Macht die Herrschaft zurückgewonnen. Er war wieder ein Knabe geworden, der in dieser Stunde nichts dachte und sah als die leuchtenden, leicht beschwingten Tropenwunder, die ihn umflatterten. Da geriet über die Felslichtung hin Neues ihm vor den Blick, aus der

Entfernung nicht erkennbar, einer Schneeflocke oder einer beweglich umherschwebenden Lilie ähnlich. Ein Weißling von unglaublicher Größe mußte es sein, und Alf eilte über das heiße Gestein drauf zu. Doch der rätselhafte Falter verschwand hinter buntfarbig blühenden Sträuchern, tauchte schimmernd wieder auf und taumelte weiter. Kakteen versperrten dem Nachfolgenden mit dichtem Stachelgeflecht die Richtung, nötigten ihn, sie seitwärts zu umholen; er rang sich durch Gebüsch und Gräser, die ihm über dem Kopf zusammenfluteten. Aber Glück begünstigte ihn, denn er gewahrte den flüchtigen Gaukler wieder vor sich, und endlich ließ dieser sich auf einer purpurnen Orchidee nieder und schlug die Flügel weit auseinander. Auch ein Morpho war's, Laertes, ein Nahverwandter der azurenen Riesenfalter, doch fleckenlos weiß und von dem Schmelz seiner Fittiche einen Strahlenschein aufwerfend, als ob auf ihnen Opal- und Perlmutterglanz durcheinandergemischt seien. Wie in einer stummen Andacht stand der Betrachtende davor; da schwang der Laertes sich wieder auf, und die Sonne warf ein Goldnetz über ihn, das ihn verschlang. Doch nun kam ein neuer beflügelter Zauber, wie aus Smaragd und Amethyst durch die glühende Luft daher —

Dann besann Alf Overbek sich plötzlich einmal, Heid befand sich nicht bei ihm, er hatte nicht an sie gedacht, wo war sie geblieben? Weiter unten wohl, wo sie die blauen Morphiden getroffen, dort stand sie ihm zuletzt vorm Gesicht, den Halm zwischen ihren Lippen hin und her bewegend. Er mußte zu ihr zurück und ging abwärts; doch aus welcher Richtung war er hierher gekommen? Sein Eifer beim Heraufsteigen und Durchbrechen hatte kein Merkmal bewahrt, und so tausendfältig verschieden alles war, sah doch alles sich auch ähnlich. Er rief ihren Namen, aber der Ruf verhallte matt in der üppigen Wildnis, und es kam keine Antwort. Offenbar ging er unrichtig, denn er fand die Felslichtung nicht wieder. Er dachte nach; das Einzige blieb, zum Thalgrund an den Wasserlauf hinunter zu steigen und von diesem aus die Stelle wieder zu suchen, nach der sie emporgelangt waren.

So that er's, doch Hemmnis um Hemmnis stellte sich ihm entgegen, das er mühsam überwinden oder umbiegen mußte; es dauerte lange, bis er das Rauschen des Wassers unter sich hörte. Und gerade wie er's erreichte, war's, als lösche mit einem Schlage der Tag um ihn aus. Nicht vom Einbruch der Nacht, die nächste Minute offenbarte den Grund der jähen Verdunkelung. Die Nachmittagszeit war herangekommen, und aus schwarzer Wolkendecke brach mit ungeheurer Wildheit das tägliche Gewitter herunter. Ohne Unterlaß zischten die blendenden Schwefelblitze, knatterte, krachte und rollte der betäubende Donner; alle Waldstimmen schwiegen, alles Leben duckte sich unter Schutz. Einigermaßen bot ein Überhang auch Alf einen solchen dar; die Luft völlig in Wasser verwandelnd, schoß um ihn prasselnd der Tropenregen nieder, in wenig Augenblicken schwoll der friedliche Bach empor, steigerte sich von Minute zu Minute höher zu schäumend tobender Wut. Die Erinnerung mußte Alf anfassen, daß er bei solchem Wettersturz, nur nach deutsch verringertem Maß, mit Heid Wilbet zuerst unter der Buche am See gestanden; dort hatte das erste Zucken und Flackern eines unbekannten Gefühls in ihm begonnen, das Tag um Tag stärker, übermächtig angewachsen. Nur heut, hier im Urwald war es eine Weile aus ihm fortgewichen, von der Gewalt der fremden Natur überdrängt, aber nun kam es in strömenden Wogen zurück. Heid befand sich nicht neben ihm, wie damals; wo war sie? Hatte sie auch eine schützende Unterkunft gefunden? Angst um sie stieg in ihm auf, höher und höher, und doch konnte er nicht fort, nach ihr zu suchen, stundenlang, ein Zurechtfinden in dem sinnverwirrenden Herabwüten des Wolkenbruchs war unmöglich. Doch endlich nahm dieser ein Ende, nicht allmählich sich schwächend, sondern fast ebenso plötzlichen Abbruchs, wie er gekommen, und Alf stürzte davon. Jetzt gelang's seinem vielgeübten Blick, die Stelle wieder zu erkennen, von der sie zu der Lichtung hinangestiegen, und bald fand er auch diese. Das weiße Gestein lag nun regennaß und leblos, kein Saphirfalter wiegte sich drauf, doch auch kein Namensruf Heids erhielt eine Antwort. Sie

war nicht mehr hier; vermutlich hatte sie das Gewitter früher heraufziehen gewahrt und sich auf den Rückweg zur Stadt begeben. Es blieb Alf nichts anderes, als ihr nachzufolgen, vielleicht wartete sie unterwegs auf ihn. Siegreich brach die Sonne wieder hervor, und er lief zum Capibaribe abwärts, durch das erweiterte Thal auf dem breiteren Weg fort. Sein Oberkörper hatte sich ziemlich trocken bewahrt, doch seine Beinkleider waren von den regenschweren Blättern und Halmen am Boden durchnäßt und seine Stiefel dicht mit Erdschmutz überdeckt.

Unterwegs indes traf er Heid nicht an, immer beängstigter schlug ihm das Herz, sie war wieder zu seinem einzigen, ihn ausfüllenden Gedanken geworden, und immer schneller eilte er. Trotzdem brach, fast ohne Übergang, das Nachtdunkel ein, eh er zur Stadt gelangte. In seiner Aufregung hatte er vor dieser einen falschen Weg eingeschlagen, befand sich plötzlich, statt zu der Posada zu kommen, in den von hängenden Laternen nur kärglich erleuchteten Straßen von Recife. So mußte er in einem Halbkreis zum Gasthof zurück; dabei war's ihm einmal, als sehe er in einiger Entfernung, von schwachem Lichtschein angehellt, Heid vor einem Hause stehen, so daß er ohne Besinnung laut ihren Namen rief. Doch sie war's nicht, die Gestalt verschwand gleich darauf in einer dunklen Seitengasse, und sie konnte es auch nicht gewesen sein, denn eine andere, die eines Mannes, hatte neben ihr gestanden und mit ihr geredet. Atemlos lief Alf, bis er die Posada erreichte, aber die Zimmer waren leer, Heid nicht eingetroffen. Als fahre ein Blitzstrahl auf ihn, stand er irrbetäubt; sie mußte sich in der Wildnis verirrt haben, noch im nächtigen Wald sein.

Dann jedoch brach ein Schrei der Erlösung aus seiner Brust, denn sie kam, stand plötzlich vor ihm da. Lachend antwortete sie auf seine hastigen Fragen; sie hatte vergeblich lange auf ihn gewartet, wie er den Schmetterlingen nachgelaufen, dann sich Schutz vor dem Gewitter gesucht und danach auf den Heimweg gemacht. So hätte er sie jedenfalls auf der breiten Straße eingeholt, wenn er nicht falsch abgebogen und ins Innere der Altstadt geraten wäre, denn sie kam erst in diesem Augenblick geradeswegs zurück. Ihr Unterschlupf mußte sie vortrefflich gesichert haben, an ihrem Kleide war bis zum Saum hin keine Spur von Nässe zu bemerken, und selbst ihre Schuhe zeigten sich so trocken und rein, als ob sie gar nicht in den Regen gekommen, sondern schon vor dem Ausbruch desselben nach Hause gekehrt sei. Doch sie war von der ungewohnten Mühsal des Tages sehr ermüdet, begab sich gleich in ihre Stube, um sich zu Bett zu legen, und der Riegel schloß sich klirrend hinter ihr. Auch Alf Overbek versank rasch in Schlaf und Traum, der ihm anfangs die Erlebnisse und bunten Wunder des Tages zurückbrachte. Aber wie das Unwetter ausbrach, überfiel es ihn nicht im tropischen Wald, sondern unter der Buche am stillen Landsee, und durch einen Hagelvorhang erhellte ein Blitzstrahl ihm eine Sekunde lang die weiße Gestalt Heid Wilbets, die aus der schwarzen Au heraufgekommen. Und wie er am Morgen erwachte, klopfte sein Herz ihm in fiebernd hastigen Schlägen, jene weiße Gestalt liege, wenige Schritte entfernt, schlafend dort nebenan, nur durch die verriegelte Thür von ihm getrennt. Gleich einer schon halb verblaßten Erinnerung war der fremde Zauber der Natur drüben in den Bergen in ihm abgeschwunden, und die Welt enthielt nichts für ihn als Heid Wilbet.

Doch verweilte er am Morgen nur kurz mit ihr zusammen, denn gewohnheitsmäßig nach dem nur gestern ausgesetzten Vormittagsbrauch nahm er seinen Hut zu einem Fortgang. Sie fragte, wohin er wolle, und er antwortete, wie täglich zu dem deutschen Geschäftshaus. Nun zuckte sie die Schulter: „Wozu? Es kommt doch nichts mehr.“ Aber dann fügte sie nach: „Natürlich ist's nötig, daß du gehst; gieb mir deine Börse so lang, ich habe gestern meine Strümpfe verdorben und muß ein Paar andere kaufen.“ Er gab ihr den gehäkelten Beutel, der nur noch eine letzte Goldcoroa und ein paar Milreisstücke enthielt; dann verließ er das Haus, und rasch nach ihm that sie das Gleiche. Sie ging in die Altstadt, und in der Straße, in welcher am Abend vorher Alfs Augen sich getäuscht und sie stehen zu sehen vermeint hatten, trat sie in die Thür eines Hauses; sie mußte dort ihren Einkauf machen wollen.

Nach einer Stunde etwa kam Alf Overbek durch die dichtbelebte Straße zurück und gewahrte auf nicht weite Entfernung Heid ihm entgegenkommen. Er glaubte, sie müsse auch ihn sehen, doch traf dies nicht zu, denn schnellgehend bog sie um eine Ecke. Aber er lief ihr nach, holte sie ein und legte von rückwärts die Hand auf ihre Schulter. Sie drehte sich und sah ihm wie mit abwesenden Gedanken ins Gesicht, als ob er ihr fremd sei, bis sie sagte: „Du bist's? Was willst du?"

Seine Hand griff in die Brusttasche. „Ich habe etwas bekommen, es sei ein Wechsel darin."

Fast gleichgültig sprach er's, Heid mit seinem Blick umfaßt haltend, die den ihrigen auf einen von ihm hervorgezogenen Papierumschlag niederschoß und ausstieß: „Du hast —? Wieviel ist's?"

„Ich habe nicht nachgesehen."

Sie zog ihm mit einem Ruck den Umschlag aus der Hand, den sie aufriß. Ein Hamburger Wechsel lag darin, auf sechstausend Cruzados, an Alf Overbek in Pernambuco zahlbar, ausgestellt. Tamo Fleming hatte bewahrheitet, was er Alf gesprochen, und diesem, seinem Verlangen gemäß, sein väterliches Vermögen ausgehändigt.

Nun lachte Heid Wilbet hell auf: „Du bist zu drollig, nicht einmal nachzusehen, was dein Onkel dir geschickt hat. Komm, laß uns nach Haus, ich habe nichts mehr zu besorgen und nichts aus deiner Börse gebraucht. Da ist sie."

Sie hängte sich in seinen Arm, und miteinander gingen sie in ihre Wohnung. Dort ließen sie sich auf die halb zerschlissene Rohrbank nieder, Heid saß stumm mit einer schmollenden Miene, daß Alf fragte, was sie habe. Sie erwiderte: „Nichts," und noch einmal ebenso. Doch zuletzt gab sie auf sein Drängen Antwort: „Du liebst mich nicht — du hast mir heut morgen keinen Kuß gegeben. Oder warst du noch verschlafen?"

Vorwurfsvoll, mit einem schmerzlichen Ton kam's ihr vom Mund. Er entgegnete etwas, daß er geglaubt, sie zürne ihm, weil er sie gestern im Wald allein gelassen, um den Faltern nachzujagen, und sie habe deshalb ihn heut nicht küssen wollen. Da flog sie beglückt auf und setzte sich auf seine Knie: „O, wie närrisch sind wir beide, du, daß ich dir zürnen könnte, und ich, du könntest mich nicht lieb haben, die alles für dich hingegeben, um dir hierher ins fremde Land zu folgen!" Ihre Arme schlangen sich um ihn, und sie küßte ihn, atemberaubend, wie Feuer floß es ihm von ihren Lippen durchs Blut. Dann sprang sie einmal von ihm fort: „So erstickend heiß ist's!" Sie trat in ihr Zimmer hinüber, doch kehrte gleich in veränderter Erscheinung zurück, denn sie hatte ihr Oberkleid abgelegt, und ihre entblößten Schultern leuchteten wie Alabaster über dem Mieder. So nahm sie ihren Platz auf Alf Overbeks Knien wieder ein, und ihre Lippen legten sich an sein Ohr und flüsterten: „Warum warten wir denn noch? Liebst du mich nicht, daß du unsere Hochzeit immer noch verschiebst?"

Da saß er allein, sie war wieder fort, in ihre Stube hinüber. Nur ihre Stimme klang noch einmal durch die Thür zurück: „Ruhe dich aus — dann wollen wir gehen, nach einem Priester zu suchen, daß ich deine Frau werde."

Einer Ohnmacht nah legte er sich hin, vor seinen Augen kreisten um ihn die Wände, wie in seinem Kopf flammenhaft aufzüngelnde und gleich Irrwischen tanzende Phantasien. Eine dumpfe Empfindung war in ihm, daß er einen leiblichen und geistigen Zustand, in den er geraten, nicht länger mehr ertragen haben würde, sein Gehirn sei im Begriff gewesen, ins Wanken zu kommen. Wie einer, über dem Brandungswogen heiß erstickend zusammenschlugen, hatte er mit letzter Kraft gerungen, gefühlt, daß er untergehe, nur noch um wenige Schritte vor der Grenze des Irrsinns gestanden.

Doch nun war es vorbei, Heids rettende Hand hob ihn aus dem Versinken herauf. Er konnte wieder atmen, das Herz drohte nicht mehr, ihm mit jedem Schlag die Brust auseinander zu sprengen. Sie wollte seine Frau werden.

Bei allem, was er um sich hörte, klangen diese Worte ihm im Ohr fort, er dachte nichts anderes bei allem, was er that. Doch eigentlich brauchte er kaum etwas zu thun, denn Heid Wilbet dachte und handelte für ihn. Sie war in den zwei Monaten des Portugiesischen für den nötigen Gebrauch

vollkommen mächtig geworden, so daß sie bei allem für ihn eintreten konnte. Nach ihrer Anweisung ließ er sich den Wechsel auszahlen und gab den Hauptteil der Summe bei einer Bank in Verwahrung. Sie suchte einen Sacerdote auf, der nicht nach Dokumenten fragte, sondern sich für eine gute Spende in den Opferstock der Kirche bereit erklärte, die Trauung zu vollziehen; es war nicht mit übermäßiger Schwierigkeit verknüpft, in Brasilien einen derartig gefälligen und an einem Liebespaar teilnehmenden Priester ausfindig zu machen. Auch festliche Kleidung zur Hochzeit besorgte Heid für sich und für Alf; eine bessere Wohnung zu mieten verschob sie bis nach der Hochzeit, denn sie hatte jetzt Eile, diese so schnell als möglich zu veranstalten.

Und nur ein paar Tage vergingen so, bis alles in Bereitschaft war. Die Trauung sollte nach der Tageshitze gegen Abend stattfinden; die beiden nahmen in einem vornehmen Gasthof ihre „Comida“ ein, doch nach Beendigung derselben war es noch zu früh, in die Kirche zu fahren; so bestiegen sie einen kleinen, schnell hinfliegenden Wagen und ließen sich nach einem öffentlichen Garten fahren, der eine Fülle seltener Tropengewächse enthielt und unter schattenden Bananen- und Palmendächern da und dort in Käfigen besondere Sehenswürdigkeiten der brasilianischen Tierwelt barg. Drückende Schwüle herrschte noch, und sie wanderten langsam unter den Bäumen des fast menschenleeren Gartens umher; Heid hielt eine Hand Alf Overbeks gefaßt, ihre Finger preßten sich ab und zu mit einem heißen Druck um die seinigen zusammen und lösten sich leise wieder von ihnen. Nur Töne schollen ringsum, Affengeschrei und das Gekreisch an Stangen hängender grellfarbiger Araras und Sittiche; die Säugetiere lagen zumeist hinter ihren Gittern in einem Winkel schlafend hingestreckt oder zusammengerollt. Regungslos ruhte so auch das größte der Tiere, das die beiden antrafen und vor dessen Käfig sie stehen blieben. Ein Puma war's von herrlicher grauer, ins Silberne spielender Farbe, die seine Benennung als „Silberlöwe“ rechtfertigte. Mit übernickenden Lidern lag er, einen sanften, einschmeichelnden Anblick bietend, wie leblos am Boden, der Gliederbau nur verriet wundervolle Geschmeidigkeit und Kraft. Aber plötzlich bei einer Vorbeugung Alfs schnellte er sich mit einem Satz in die Höhe, in unglaublicher Wildheit gegen das Gitter anspringend und in dies seine Tatzen hineinschlagend, daß der Käfig und die Erde darunter zitterte. Ein prachtvoll von der Natur gebildetes lechzendes Raubtier war's, eine lauernd grausame Katze, die eine Beute packen zu können geglaubt hatte.

Unwillkürlich fuhr Alf Overbek, jäh erschreckt, zurück, während Heid Wilbet, ohne mit der Wimper gezuckt zu haben, stand und nur lachend fragte: „Glaubtest du, die Trallen hielten nicht?“ Doch nicht die Vorstellung einer Gefahr hatte ihn entsetzt, etwas anderes war's gewesen, das ihn mit einem Grausen durchfahren, ein grün aus dem Augengrund des Kuguars aufgefunkelter Lichtwurf. Warum, wußte er sich nicht zu sagen, aber ein kalter Schauder hatte ihn daraus angefaßt.

Allmählich füllte der Garten sich auch mit anderen Besuchern, der Tag sank und die Hitze schwand mit ihm ab. Es ward Zeit für die beiden, nach ihrem Wagen zurückzukehren, der sie geradeswegs zu der kleinen Kirche brachte. Niemand befand sich in dieser, als der schon wartende Priester und zwei von ihm bestellte Trauzeugen, die das Brautpaar hier zum erstenmal sahen, doch für ein Milreisstück bereit waren, als gesetzmäßige Beistände zu dienen und mit ihren Namen die Heiratsurkunde zu bestätigen. Das Dunkel brach schon ein, rasch vollzog der fast zerlumpt bekleidete Sacerdote vor zwei angezündeten Kerzen eines kleinen Seitenaltars die Trauung und nahm danach die festgesetzte Spende für den Opferstock in Empfang, gefällig das junge Paar der Mühewaltung überhebend, diesen selbst im Winkel aufsuchen zu müssen, um die Kronen hineinzuthun. Keine Viertelstunde war vergangen, als nicht Heid Wilbet, sondern Heid Overbek die Kirche wieder verließ und der Wagen die ehelich Verbundenen nach dem Gasthof zurückführte. Hier harrte ihrer eine reichbestellte Hochzeitsmahlzeit, während der Alf einmal bei einem Ton zusammenfuhr und den Kopf in die Richtung desselben wandte. Ein Aufwärter hatte den Draht

einer Champagnerflasche abgelöst, und der Kork schnellte mit einem Knall zur Decke empor. Die Augen Alf Overbeks sahen ihm nach, einen Moment gaukelte eine wunderliche Sinnestäuschung des Gesichts und Gehörs vor ihm, als sei der Pfropfen in grünes Buchenlaub hinaufgeflogen und ein leichtes Rascheln der Blätter klinge daraus herunter. Da hielt seine Frau ihm ihr überschäumendes Glas entgegen und stieß es an das seinige. Sie tranken, und andere Gläser folgten; in einem prachtvollen lichtgrauen, silbern perlenden Seidengewand saß Heid gleich einer jungen Condesa oder Marquesa, ein mit blitzenden Edelsteinen besetztes Goldband umglitzerte ihren entblößten Hals. Noch nie war ihre Schönheit so zauberisch hervorgetreten, ein wundervolles Gebilde der Natur. Dem trunken auf ihr haftenden Blick Alfs erschien sie manchmal beinah fremd, als ein unglaublicher Traum, daß sie seine Frau sei; er zagte fast, ihre Hand zu fassen.

Doch dann faßte sie einmal nach der seinigen: „Du bist müde — ich auch — wir haben viel heut zu thun gehabt. Ich habe gesorgt, daß du oben ein hübsches Zimmer für dich findest, damit du gut ausruhen kannst.“ Aufstehend ging sie, stieg die Treppe hinan; vor ihm knisterte und rauschte die Seide ihres Kleides, und verworrenen Sinns, wie umkreist von den Wänden, folgte er ihr nach.

* *
*

Drüben aber im Hafenstädtchen an der Ostsee kamen und gingen die Tage nach ihrer stätigen Weise. Sie wurden zu Jahren und brachten und nahmen; Neues erstand und Altes verging. Das Abbild des bunten Geflatters über der Blütenwiese, das Tamo Fleming im Getriebe des Menschenlebens gewahrte, endete nie, schien immer unverändert zu bleiben. Nur wer genauer in das Getümmel hineinblickte, sah, daß gemach die abgestäubten Falter des ersten Frühlingsfluges ihre Zahl verringerten und frisch auftauchende Gattungen sich in dichterer Menge von Individuen drängten. Jedes derselben verfolgte beständig und eifrig einen Zweck, war von dessen Wichtigkeit erfüllt. Aber dem Auge, das über die wechselnd-bleibende Gesamtheit hinging, konnte manchmal die Empfindung kommen, das Ganze treibe sich als etwas Zweckloses im immer erneuten Kreise umher.

Höher wuchsen die Stämme im Flemingschen Garten auf, und weiter schattend breiteten sie ihre Laubkronen aus. Friedlich, wie schon seit mehr als zwei Jahrzehnten jetzt, lag zwischen ihnen das Haus, das gegen jeden Ton der Zwietracht und scheelsüchtigen Alltaggeredes gefeit war. Still und gleichmäßig behütete die Frau Sonnenschein das Leben auf dem heimlich von der Umwelt abgeschlossenen grünen Inselreich.

Nur einmal noch war Barbe Fleming anderer Meinung gewesen als ihr Mann, wie der Brief Alf Overbeks aus Plymouth eingetroffen. Sie hatte ihm nicht sein väterliches Vermögen zustellen lassen wollen, weil sie die Hoffnung hegte, wenn er mittellos in der Fremde geworden sei, werde er zur Heimat zurückkehren. Aber Tamo Fleming erwiderte: „Nach dem Gesetz könnt ich es ihm verweigern, bis er mündig geworden, doch vor mir selbst nicht. Ich übergab ihn sich selbst, und was ich ihm gesprochen, muß ich erfüllen. Wen Liebe nicht hält, den bindet kein Zwang; führte der ihn zurück, so brächte es weder ihm Gutes, noch uns. Es ist anders geworden, als wir gedacht, doch Geschehenes läßt sich nicht ändern. Ich weiß nicht, ob wir ihn verloren haben, aber ich weiß, wenn wir mit Gewalt seinen Willen zu brechen suchten, so würden wir ihn verlieren. Es gab eine schöne Zeit, in der wir ohne ihn waren, seiner nicht bedurften, um glücklich zu sein. Die Zeit ist wiedergekommen, und wir müssen danach trachten, dessen, was dazwischen gewesen, nicht zu gedenken.“

Im höchsten Maße thöricht und auch vollständig unverantwortlich hätte sowohl jeder energische Handhaber häuslicher Zucht und pflichtmäßiger Moral, wie jeder berufene Pädagog solche Anschauung und Handlungsweise einem mißratenen jungen Menschen gegenüber genannt, doch Frau Barbe hatte damals nichts mehr auf die Antwort ihres Mannes entgegnet, sondern nur sich bemüht, den Gang der Tage danach zu gestalten. Alf zu vergessen, war ihr zwar nicht möglich; eng verschwisterten sich mütterlich tief-

innerste Empörung und Schmerz in ihrem täglichen Gedenken an ihn. Doch über ihre Lippen kam von beiden kein Ton, für die anderen verschwieg sie's. Und diese thaten das Gleiche; nie war von Alf Overbek die Rede. Er schien wirklich im Hause vergessen, als seien die Jahre, die er darin verlebt, nur ein Traum gewesen.

So trachtete jeder danach, für die ihn Umgebenden den täglichen Lebensgang beglückend wie ehmals zu gestalten, aber das alte Glück des Hauses hatte doch ein anderes Gesicht gehabt und andere Gesichter wahrgenommen. Wohl zeigten diese sich liebreich und zu frohsinnigem Ausdruck beflissen, wenn sie zusammenkamen, doch im letzten Grunde ihrer Augen lagen Schatten verborgen, die auch vor der hellsten Sonne nicht wichen. Und wenn die Hausbewohner sich auseinander trennten, wuchsen die Schatten zwischen den Lidern hervor und breiteten sich wie dämmernde Nebel über die Züge der mit sich allein Befindlichen.

Längere Stunden des Tags als früher saß Tamo Fleming in seine zoologischen Beschäftigungen und Arbeiten vertieft; an ihnen war nichts verändert, von den Blättern des unermeßlichen Buches der Natur sprach ihm noch immer das Gleiche, wie in seiner Jugend, im Kleinsten groß, als Unvergängliches anblickend und ruhevoll beschwichtend. Es hielt sich an seinem inneren Gesetz, täuschte keine Zuversicht. Nur Menschen thaten dies; darin unterschied sich doch ihr Fluggetriebe über dem bunten Blütengrund.

Der ließ in der Wirklichkeit mit jedem Frühling wieder seine farbigen Kelche emporschießen und das lebendige Getümmel drüber wogen, und oft blickte Tamo Fleming von seinem Fenster her nachsinnend darauf hinunter. Ein Lebensaufbau, an dem er lange Jahre hindurch zukunftsfreudig mit dem Kopf und dem Herzen gearbeitet, lag zusammengestürzt vor ihm da; die Berechnung des Baumeisters hatte einen Fehler in sich getragen, sein Werk nicht die Stärke besessen, gegen den Anprall eines Sturmes standzuhalten. Und doch wußte er kein Fundament, dem sich mit besserer Zuversicht hätte vertrauen lassen. Sein Denken kam immer zum selben Schlußergebnis zurück: wenn die gleiche Aufgabe nochmals vor ihm stände, er würde den Bau wieder auf den nämlichen Grundsteinen beginnen.

Dann und wann erhielt aus seinem Munde Frau Barbe noch ihre alten Namen, doch seltener, nur ein unwillkürlicher Anklang und Nachhall langer Gewöhnung sprach daraus. Es war nicht mehr klug gehandelt, im stillen Hause mit scherzendem Wort an Nebel und Regenstimmung zu mahnen, und allzu unberechtigt auch hätte es der Wirklichkeit widersprochen. Wohl war's nur noch ein verhängter Sonnenschein, der das Haus erhellte und erwärmte, aber er ging vor allem von dem Bemühen und der Selbstüberwindung Barbes aus. Sie bewährte, was Tamo Fleming einst in einem Aufblick ihrer „späten Mädchenaugen“ gelesen. Die Sonne darin hing nicht vom heiteren Tag ab, sie hielt auch im Sturmwetter und bei wolkengrauem Himmel aus.

Und wie jene beiden ihr Trachten darauf richteten, das Gemüt der anderen vor trübenden Schatten zu behüten, so that's Madlene. Sie wußte, daß die Welt fremd und kalt umher liege, eine Heimat für sie nur in der Liebe ihres Vaters und ihrer Mutter sei, „die man allein auf der Erde nicht wiederfinden könne“, und mit aller Kraft und Wärme eines jungen Mädchenherzens umschloß sie ihre Eltern. Auch sie verhielt schweigsam den tiefen Kummer in sich, den ersten, den ihr Leben kennen gelernt. Der Augenblick, der ihn ihr auf der Jacht Piebe Störs in die Brust hineingebracht, lag schon fern wie ein schreckensvoller Angsttraum hinter ihr, und doch, wenn sie die Lider zuschloß, stand immer noch greifbar deutlich Alf Overbek, den Arm um Heid Wilbet geschlungen haltend, ihr vor dem Blick. Als sie es damals so gesehen, war sie ein Kind gewesen, und nur ein Instinktgefühl hatte ihr, gleich einem Stich, das Herz durchfahren. Jetzt wußte sie, was es bedeutet habe; wie es so geworden und geschehen, blieb ihr zwar unerklärlich, und ebenso wenig begriff sie, warum. Doch ihr Herzschlag trug das Verständnis in sich, daß er das Elternhaus heimlich verlassen und in die Fremde fortgeflohen sei, weil er Heid Wilbet liebte. Denn sie war kein Kind mehr.

Oft stand ihr auch das Bild des Mäd-

chens aus der Stunde vor Augen, in der sie es im Wald lauernd zum erstenmal gesehen — wie dies, zurückgebogen, einer Otter ähnlich zischend und die Finger auskrümmend, mit grünschillerndem Blick sich emporgerichtet — und ihr klangen die Worte Alfs im Ohr: „Glaubst du, ich fürchte mich vor deinen Nägeln? Mit Katzen kann ich umspringen.“

Auch in einem Traum hörte Madlene es ihn einmal sagen. Da wuchs plötzlich Heid Wilbet zu einer riesigen Katze an, warf sich mit einem Sprung auf ihn, hielt Alf mit den Zähnen gepackt und schleppte ihn blitzschnell ins Walddickicht fort. Mit einem todesbangen Blick rief er um Hilfe: „Maud!“ und sie schrie auf: „Dolf!“ und fuhr sinnverstört aus dem Traum.

Seitdem blieb in ihr eine Empfindung, nicht er sei vom Hause weggegangen, sondern Heid Wilbet habe ihn fortgeschleppt, um ihre Rachsucht an ihm zu stillen. Doch er war ja weit stärker als sie, und wie sie das können gesollt, begriff Madlene nicht. Der gespenstische Traum wirkte nur in ihr nach, daß sie wachend noch dies Gefühl in sich forttrug.

Völlig verändert war ihr Leben. Allein ging sie auf den alten Wegen durch Feld und Wald bis auf die weite leere Heide hinaus. Im ersten Sommer, noch bis zum Herbst war's ihr manchmal gewesen, als sei Alf nur etwas seitwärts auf anderem Richtweg abgebogen und seine Stimme werde gleich durch den Busch klingen, um sich mit ihr zusammen zu rufen. Doch als der Winterschnee dazwischen gefallen und der Frühling wiedergekehrt, hatte diese Täuschung sie nicht mehr überkommen, lag nun lange hinter ihr abgesunken. Wenn sie von draußen nach Hause kam, ging sie ihrer Mutter bei häuslichen Obsorgen zur Hand, setzte sich danach zum Lesen oder beteiligte sich an den Beobachtungen und Arbeiten ihres Vaters. Das that sie am liebsten, und er verstärkte den Antrieb dazu in ihr, ohne daß eine Absicht dabei fühlbar ward. Sie hatte seine Art empfangen, die in der Thätigkeit Beschwichtigung des Gemütes fand. Er scherzte zuweilen mit ihr, sie werde noch eine berühmte Zoologin oder Botanikerin werden und gelehrte Bücher verfassen. Aber sie bildete ihm auch in Wirklichkeit eine nützliche Gehilfin; ihr Blick war von ruhiger Sicherheit, ihr Denken klar und ihre Hand behutsam geübt.

Mit anderen als ihren Eltern kam sie wenig zusammen, nur hin und wieder kehrte sie für kurze Dauer in der Eichenbuschmühle vor. Sie trug kein Bedürfnis nach Unterhaltung und sie beschäftigte sich mit anderen Gegenständen und Gedanken als Hedda Carstens. Die beiden Mädchen hatten als Kinder wohl Ähnlichkeit der Art gezeigt, wenngleich Madlene von jeher eine feinere Prägung derselben dargeboten, doch jetzt wichen sie in der leiblichen Erscheinung wie im geistigen Wesen mehr und mehr voneinander ab. Körperlich unterschieden sie sich im ganzen etwa, wie es in einzelnen ihre Haare thaten, deren kraftvolle hochblonde Fülle Hedda in starken Zöpfen aufgesteckt trug, während das Haar Madlenes zum Braun nachdunkelte und ihr in einer weichen Knotenverschlingung auf den Nacken fiel. Doch ungleicher noch gestalteten die fortschreitenden Jahre das Wesen der beiden. Ganz die Tochter ihres Vaters, blieb Hedda Carstens ein lebensfrohes Naturkind, immer heiteren Sinns, gutherzig, doch ohne tiefgreifende Empfindung; sie ließ sich nach ihrer beweglichen Munterkeit dem rastlos in der Sonne von Blume zu Blume mit Glasflügeln hin und her schießenden kleinen Tagschwärmer vergleichen, den in der Faltersammlung Tamo Flemings die Etikette „Karpfenschwanz“ oder „Macroglossa stellatarum“ benannte. Madlene war ernst und still geworden; ein Lächeln ging ihr wohl einmal bei Scherzworten ihres Vaters leicht um die Lippen, aber ein lautes Lachen, wie in der übermütig bewußtlos-seligen Kinderzeit, klang ihr nie mehr vom Mund. So hatten die beiden Mädchen wenig Gemeinsames; sie verblieben äußerlich im alten Freundschafts- und nahen Verwandtschaftsbezug, doch unvermerkt gingen sie innerlich weiter auseinander, suchten sich seltener auf und fühlten gegenseitig keine Entbehrung darin. Nur wenn Roloff Carstens in den Universitätsferien heim kam, ward wieder ein Anklang der alten Zeit wach, denn er veranlaßte seine Schwester, täglich mit ihm zum Flemingschen Hause hinüber zu wandern, um Madlene zum Umherstreifen in

Wald und Feld abzuholen. Dann schloß sie sich ihnen an, es verdroß ihn, wenn sie es unter einer Vorgabe vermied, und sie wollte ihn nicht kränken, hatte auch sein offenes, ein wenig ungeschlacht-treuherziges Gesicht und Benehmen gern. Aus seinen Augen, dem Ton seiner Sprache ward ihr manchmal plötzlich etwas wach, stand Vergangenes wieder vor ihr da, wie zuweilen ein Klang und ein Duft eine erloschene Erinnerung lebensvoll aufweckt. Doch nannte sie ihn nicht mehr „Ralf“, sondern mit seinem vollen Namen „Roloff“; die Abkürzung that ihr weh im Ohr. Er war ein gutbegabter und fleißiger Student der Medizin, schritt gleichmäßig vor und rückte von Semester zu Semester ohne Zaghaftigkeit seinem Examen näher; sein Vater wie Tamo Fleming setzten ruhige Erwartung in seine wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit. Mit seiner Schwester ging er nach alter Knabenart in Verbindung mit studentischer Angewöhnung etwas burschikos um, doch blickte sie jetzt, wenn auch ohne es in Worten kundzugeben, mit einer gewissen Bewunderung zu ihm auf; er hatte mehrere Mensuren gehabt, trug ein paar Narben davon im Gesicht und stand im Ruf eines gefürchteten Schlägers. Madlene gegenüber nahm er sich merklich mehr zusammen, betrug sich stets artig, hin und wieder fast mit einem Anstrich von Galanterie, die ihm ein bißchen drollig stand. So erinnerten die gemeinsamen Wanderungen wohl an das ehmals Gewesene, aber nur wie ein Holzschnitt ein farbenreiches Bild der Wirklichkeit nachahmt. Auch das Geschwisterpaar brachte nie auf Alf Overbek die Rede; da keine Nachricht von ihm eintraf, war's in der Eichenbuschmühle nicht verborgen geblieben, daß sein Fortgang, wie es hieß zusammen mit der Tochter Hille Wilbets, einen wunden Fleck im Flemingschen Hause bildete, den sie anfänglich mit schonender Absicht nicht berührt hatten. Doch aus dieser ward nach dem Gang der Dinge Gewohnheit; das Herbstlaub fiel von den Zweigen und zerflatterte im Wind, man gedachte seiner nicht mehr, wenn die Bäume in neuem Blüten- und Blätterschmuck standen. Gleicherweise brachten die Jahre auch neue Keimtriebe von Gedanken, Hoffnungen und Wünschen in die Köpfe und Herzen, sommerliche Lebenszeit war's für Roloff und Hedda Carstens, und da niemals eine Kunde von dem alten Spielgenossen kam, verdämmerte ihnen das Gedächtnis an ihn. Roloff ging nach Ablauf der Ferien zur Universität zurück, sein Antrieb fiel für Hedda weg, der eigene führte sie nur dann und wann zu Madlene, und diese blieb gern für viele Monate wieder ihrem gleichmäßig stillen Leben mit seinen Beschäftigungen allein überlassen.

Nur zur Großmutter Walburg begab sie sich häufig, um bei dieser in der Dämmerstunde zu sitzen, und es war um eine Geschlechtsfolge weiter eine Wiederholung davon, wie einst Barbe so bei ihrer Mutter gesessen. Fast weiß färbte sich das Haar jetzt um den Kopf der Alten, doch kein winterlicher Anhauch, sondern eine schöne, milde Lebenswärme ging von ihrer Nähe aus. Sie drängte ihrer Enkelin keine Lehren des Alters auf, aber aus allem, was ihr über die Lippen kam, klang der nämliche Grundton, das Glück des Menschen ruhe nur darauf, daß er Befriedigung in sich selbst finde. Und die trug sie seit langen Jahrzehnten in sich, Madlene wußte es jetzt, kannte die Vergangenheit ihrer Großmama. Walburg Carstens hatte ihren Mann sehr geliebt, doch beide waren heftiger, leidenschaftlich aufbrausender Natur gewesen und oft, zuletzt fast täglich über Geringfügigstes, in erbitterten Streit geraten. Sanft und gelassen stand Jilde daneben, und eines Tags hatte es Walburg im Innersten durchfahren, sie sei trotz ihrer großen Liebe keine beglückende Lebensgenossin für Carsten Carstens. Er bedurfte, um glücklich zu sein, einer Frau, die ihm nicht Trotz entgegensetze, sondern durch Sanftmut seinem jähen Aufladern die Nahrung entziehe, daß es in sich zergehe. Und sein Glück stand ihr höher als ihr eigenes; sie fühlte, daß der Gedanke auch in ihm Zugang gefunden, doch er weise ihn von sich ab, denn sein ehrenhafter Sinn betrachte die Fessel, mit der er selbst sich gebunden, als unzerbrechlich. Da hatte Walburg diese gelöst, nach einem von ihr veranlaßten heftigen Auftritt ihm gesagt, sie könne solches Zusammenleben in täglicher Zwietracht nicht länger ertragen und müsse sich von ihm trennen. Doch er sei nicht

geschaffen, allein zu bleiben, sondern er solle Jilde an ihre Stelle treten lassen. Unbeirrbar hatte sie den Entschluß gefaßt und ihn gegen seine Weigerung behauptet, bis sie, sich freundlich die Hände reichend, auseinander geschieden, und das friedliche Glück war in der Eichenbuschmühle eingekehrt und in ihr heimisch geblieben zum heutigen Tag. Nur es mit eigenen Augen anzublicken, ging über das Können Walburgs, und sie verlangte, daß sie das nicht müsse. Aber die Blume, die einst Barbe hin und wieder getragen, hatte eine stumme Sprache zwischen ihnen geredet. Den freudigen Bewohnern der Eichenbuschmühle war im Herzen die Erkenntnis gereift, weshalb Walburg die Trennung herbeigeführt, und die Blume, die Carsten Carstens ihr schickte, sprach dankbar: „Das Glück, das du für mich gewollt, ist in meinem Hause.“ Und die Blume, die er von ihr empfing, sagte: „Ich bin glücklich, dich glücklich gemacht zu haben.“

Das freilich hätte Walburg selbst viele Jahre lang wohl nur mit zuckenden Lippen hervorgebracht, denn in ihrem Herzschlag lebte und bebte die Liebe für den freiwillig Verlorenen fort, vielleicht stärker noch als einst neben ihm. Aber wenn die Blume Täuschung sprach, daß sie glücklich sei, eine ruhvolle Beschwichtigung füllte ihr doch mehr und mehr mit Frieden die Brust, sie habe nach höchster Pflicht der Liebe gethan. Ihr Dasein besaß nur noch eine Aufgabe, zu verhüten, daß ihre Tochter einmal ebenso durch ungebändigtes Überwallen und Aufbrausen das Glück ihres Lebens selbst zerstören könne. Solches Erbteil vom Vater wie von der Mutter her war bei Barbe wohl zu befürchten, und alles Trachten Walburgs ging darauf hinaus, ihre eigene Natur zu bezwingen und zu wandeln, um durch ein Vorbild immer ruhiger Milde die Gefahr eines derartigen Keimes in ihrem Kinde zu ersticken. Und als Tamo Fleming um Barbe geworben, hatte sie ihn beraten, bei Zeiten jeder Anwandlung seiner Frau zu rechthaberischem Ungestüm vorzubeugen, und er war dem Rat nach seiner Sonderart gefolgt, indem er mit scherzendem Ernst stets jedes leise Anzeichen im Gesicht Barbes mit dem Namen einer aufziehenden üblen Witterung belegt und abgescheucht, bis allein die wandellose „Frau Sonnenschein“ geblieben.

Und nun, um eine Geschlechtsfolge weiter, saß Madlene Fleming in der Stube Walburgs. Die milden Augen der einsamen alten Frau aber besaßen noch einen ungetrübt-klaren, eindringenden Blick, und sie lasen in denen des Mädchens etwas, wovon dies selbst kaum wußte. Und die Großmutter sprach Madlene manchmal von der Geschichte ihres Lebens, wie es sein Glück und seine Befriedigung nicht in der Selbstsucht eigener Liebe, sondern darin gefunden, daß sie ihren Mann neidlos einer anderen überlassen, für die er größere Liebe empfunden. Denn er und sie würden ein glückloses Leben miteinander geführt haben, wenn sie nicht den Mut und die Kraft zu solcher Erkenntnis und Entsagung besessen hätte. Spätherbstlicher Abend begann um Walburg Carstens zu dämmern, und es war wohl begreiflich, daß sie, dem Erinnerungszuge des Alters nachgebend, der Jugend, die ihrem Blut entsprossen, von ihrem fernen Frühlingsmorgen erzählte.

Noch ein anderes Haus suchte Madlene oftmals auf, nachdem sie es vor Jahren einmal zuerst betreten. Damals hatte ihr Fuß zaudernd angehalten und ein Sträuben in ihr sich dawider aufgelehnt, das sie erst überwinden gemußt, um den gefaßten Vorsatz auszuführen. Aber dann war sie in die Hütte Hille Wilbets hineingegangen.

Diese wußte, welches Leidwesen durch ihre Tochter in das Flemingsche Haus gekommen, wenn sie auch von dem, was Heid dem Mädchen gethan, das durch die Thür eintrat, nichts ahnte. So machte sie sich auf Vorwürfe und Beschuldigungen gefaßt, gegen die sie sich verteidigen müsse. Doch ihre Befürchtung war unbegründet; Madlene sagte nur, sie komme, weil sie gehört, Frau Wilbet habe ihr Boot verloren und sei dadurch in Bedrängnis versetzt. Danach wollte sie sich erkundigen, und kein Anhauch herber Empfindung mischte sich in ihre Worte. Die Befragte stand zuerst sprachlos verblüfft, eh sie stotternd erwidern konnte, daß sie nicht wisse, woher sie das Nötigste für ihren Lebensunterhalt nehmen solle, seitdem sie kein Fahrzeug zum Fischfang mehr habe. Von dem Verlust ihrer Tochter sprach sie nicht;

die Zuhörerin mußte ein Gefühl überkommen, der sei kein Verlust für sie, gereiche ihr eher zu einer Erleichterung über den des Bootes. Madlene setzte sich in der armseligen Stube auf eine Bank, ihr war's völlig anders zu Mut geworden als beim Eintritt, und wie sie freundlich weiter redete, brach Hille Wilbet einmal plötzlich in bitterliche Thränen aus. Schluchzend rang sie danach aus der Brust, wie glücklich Frau Fleming sein müsse, solche Tochter zu haben, und wie jammervoll ihr eigenes Leben durch ihr Kind geworden sei. Aber sie habe kein anderes verdient — und sie stand im Begriff, sich selbst anklagend und richtend, die Untreue ihrer Jugend vom Mund zu bringen. Doch vor den fragend verständnislos ihr entgegengerichteten Augen Madlenes verstummte sie, jäh abbrechend, bückte sich und küßte und befeuchtete mit ihren Thränen die Hand des Mädchens, das so gütig zu ihr gekommen.

An dem Tage trat Madlene, nach Haus kehrend, mit einer Bitte zu ihrem Vater, und Tamo Fleming gewährte diese, still nickend, ohne weiter zu fragen. Danach lag am nächsten Morgen ein kräftiges Boot am Uferpfahl vor der Behausung Hille Wilbets, und sie ruderte wieder zum Fischfang auf die See hinaus. Allwöchentlich aber kehrte seitdem Madlene einmal in ihre Thür ein, nie mit leerer Hand kommend, sondern immer hatte sie etwas gewußt, dessen die ärmliche Wirtschaft bedurfte. Aber wenn sie fortging, war es nicht der Wert der Gabe, der Hille Wilbet die Augen mit feuchtem Glanz füllte. Die Güte Madlene Flemings preßte ihr wieder die Thränen hervor und der bittere Schmerz, daß durch ihre Schuld ihrem Leben nicht solche Tochter geworden.

Und der Wind ließ weißen Blütenfall von den Zweigen herabregnen, er wirbelte braune Blätter um und er trieb Schneeflockenschwall durch die Luft. Alles kam und ging und kehrte wieder; der graue Nebel, den über den braunen Ackerschollen schwarze Vögel krächzend durchflatterten, die reglos-tote Eisdecke über See und Au, und aufs neue sich wiegende summende Welle. Süße Frühlingssonne weckte Anemonen, Lerchensporn und Veilchen, Finkengeschmetter füllte den lichtgrünen Wald. Über der Blütenwiese taumelte es von tausend buntfarbigen Flügeln, Hochsommermondnacht warf silbernes Glanzgeriesel auf Land und Meer. Alles war oft so gewesen, jedes entschwand nur, um nach einer Weile wiederzukommen, und dies Vorüberwechseln war der Schritt des Lebens, dessen Wegspur nach rückwärts gleichmäßig verwehte. Flogen die Jahre vorbei oder schlichen sie langsam dahin? Madlene Fleming erschien es bald so und bald so.

Noch spät im letzten Dämmerlicht eines wie nicht endend langen Junitags ging sie einmal mit einer kleinen Gabe zum Häuschen Hille Wilbets; als sie aus der Thür zurücktrat, stieg der volle Mond im Osten aus der See. Sie blieb am Strande stehen; linkshin glomm über dem Wasser ein roter Schein durch die glanzweiße Nacht, Niels Iwersen ruderte noch immer zur selben Stunde nach dem alten Steingeblöck hinüber. Abwärts zur Rechten flimmerte das erhellte Fenster der Wirtschaft zum stillen Butt; unverändert lag alles, wie Madlene es seit Kindheitstagen so gesehen. Sie atmete einige Male tiefer als sonst und wandte sich und kehrte nach Haus.

Doch in Wirklichkeit war nur die Natur wandellos, und die Bauwerke aus Stein und Holz erschienen eine Weile so, doch Fleisch und Blut gehörte nicht zum unveränderlich Bleibenden. Für den Anblick nahm sich wohl das Innere der Kajüte zum stillen Butt ebenso wie vor einem Jahrzehnt aus; graublaue Rauchschichten, aus denen Kalkpfeifen hervorschimmerten, durchsetzten die Luft, Grogglässer dampften, und Jochen Mahn stand, pflichtgetreu mit den beweglichen Schlitzaugen umlugend, auf seiner Wacht; nur kam ihm die Frage: „Heiß Wasser?“ etwas heiserer aus dem Kehlkopf heraus, und seine Beine steuerten bedachtsamer dem aufs Trockene geratenen Glase zu. Auch der Baron Mathias von Gapendorp saß in alter Weise auf seinem Platz, Lorenz Piper und Jakob Peper führten Makrelen und Heringe im Mund, der alte Knut wartete auf die Sündflut, und manch andere den Holzwänden umher altvertraute Gesichter tauchten, wenn auch noch grauer und faltiger geworden, aus der harigen Luft. F. M. von Aspern aber war von der Adelstifte abgeschwunden, ohne daß es ihm vorher gelun-

gen, die verloren gegangenen Familienpapiere seines mutmaßlichen berühmten Großvaters aufzufinden, und Clas Tenhan, Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert hatten sich in eine winzige Jolle begeben, die sie gerade mit ihrer Leibeslänge ausgefüllt, und sich in einer stillen Bucht vor Anker gelegt. Wer zu lange herumgesegelt, dem kam schließlich eines Tags ein Bedürfnis danach, und er machte nicht viel Aufhebens davon, sondern schlingerte geräuschlos beiseite in seine letzte Hafenecke hinein. Die Nachbleibenden setzten sich in „full dress“, ihm das Ehrengeleit dorthin zu geben, hörten die Meinung an, mit der sich der schwarzberockte Wortführer über einen neuen Kurs verbreitete, zu dem der nur anscheinend so ruhig auf dem trockenen Grund Liegende nach einer unbekannten Küste abgefahren sein sollte, und etwas minder oder mehr die Köpfe schüttelnd, machten sie sich auf die Rückpassage an den sicher bekannten Tischquai im stillen Butt. Doch hier enthielten auch sie sich überflüssig vielen Geredes über den leergewordenen Stuhl der Kajüte, feuchteten sich wenigstens zuerst schweigsam die Kehlen an, bis einer dem allgemein mitgebrachten Gedanken Ausdruck lieh: „Jo, do lopt wi uplețt all an, un slech hett he dat do jo nich.“ Und nickend pflichteten dem die übrigen bei: „Nee, sleck warrd dat jo nich fin, blot en beten drög. Ick meen, Jochen, vör us weer wat vun dat hitte Water ut din Ketel noch god.“

So fehlten manche von den alten Schiffsgästen, die nach der stets wiederkehrenden Äußerung jenes schwarzbekleideten Redners in das „mare serenitatis“ davongesegelt waren, von dem indes der Baron Mathias von Gapendorp jedesmal ein bißchen aristokratisch-skeptisch meinte, es lasse sich darin mutmaßlich nur schwierig vorwärts kommen, da es auf dem Mond liege und infolgedessen kein Wasser enthalte. Von den jüngeren Mitgliedern der Tischrunde hatte sich jedoch der eine oder andere noch wieder auf das wirkliche Wasser weggemacht, unter ihnen Carlos Mazeras mit seinen fremdländisch schwarzen Augen und dem dunklen Krauskopf. Die Arbeit auf der Schiffswerft oder das Herumliegen auf dem trockenen Land war ihm schließlich doch über geworden so daß er seine närrische „Wasserschen“ oder nach des seligen Jan Lafrenz Vermeinen seine Furcht vor einer Begegnung mit dem „Fliegenden“ überwunden und sich eines Tags auf einem Schoner hatte anheuern lassen, um wieder, wie's bei seinen Jahren doch auch nicht anders zu begreifen war, sich vom Wind auf der Leinwand Musik machen zu lassen. Dagegen hatte zwischen manch anderen neuen Ankömmlingen Liebe Stör sich im stillen Butt vertaut, bereicherte diesen um eines der wundersamsten zweibeinigen Exemplare aus der dreieckschnauzigen und plattbärtigen Störfamilie, und Sievert Bramsegel verspürte immer noch keine Müdigkeit, das Steuerkommando am Oberende des Tisches abzugeben, sondern ließ sich allabendlich auf seinem Kurs zu diesem gleichmütig vom Wind, je nachdem, Salzschaum oder Schneeflocken um den Bart streichen. Ebenso tapfer hielt neben ihm auch Christian Larsen aus, der manchen Graubart zum Lachen gebracht, als er ihm die Geschichte erzählt, wie Jenn Tinners am Strand von Bornholm gottserbärmlich gejammert: „O Gott, Krischan, ick bün so möd, ick bün so möd, Krischan,“ und sich auf die von den Wellen herangesumpten weißen Dünenkissen schlafen legte.

Dies Stück hatte Christian Larsen auch an dem Abend vortragen können, wie Madlene Fleming erst spät im Mondlicht von Hille Wilbet nach Haus kam, denn als fremder Gast saß Brechter Pauwelsen, der Kapitän der „Antina“, mit im stillen Butt. Das bildete für diesen ein Ereignis, wie für alles, was auf eine halbe Stunde rundum je mit Segeltuch zu thun gehabt, da die Antina ein Vollschiff war, das der Stadt die seltene Ehre erwiesen, für einen Tag ihren Hafen anzulaufen. Der Tag schloß die Nacht mit ein, an deren Beginn sich aus nicht aufklärbarem Grund in den Kehlen der Bemannung eines irgendwo vor Anker liegenden Schiffes so regelmäßig eine Trockenheit einzustellen pflegte, wie um die Zeit der Landwind auf die See hinaus zu blasen anfing. Von diesem offenbaren Naturgesetz machte Brechter Pauwelsen keine Ausnahme, und so saß er jetzt, seiner Würde gemäß, nicht in einer Matrosenschenke, sondern selbstverständlich zwischen den Wind- und Wasserhonoratioren im stillen Butt. Er war zum erstenmal hier, doch hatte ohne Lotsen und Um-

frage den Weg an die Thür so unbeirrt gefunden wie von Bahia in die Ostsee; der kleine Lichtschimmer der Fenster Jochen Mahns besaß etwas von einem Leuchtfeuer, das auch dem Neuling an dieser Küste unfehlbar sichere Steuerrichtung gab.

Wie's aber so ging, daß die Namen von Ländern und Wassern, Schiffen und Schiffern, wie Heringsmöwen am Strand entlang, über den Tisch hin und wider segelten, geriet dazwischen zufällig von einem Mund her auch einmal einer unter den Wind, bei dem Brechter Pauwelsen sagte: „Ja, den Kapitän Overbek hab ich als Steuermann noch ganz gut gekannt und seinen Sohn kenn ich auch, hab ich in Bahia mehrmals gesehen und von ihm gehört. So, von hier aus is er dahin gekommen? Ja, das is so 'ne Geschichte, die man mir von ihm erzählt hat. Er hat so eine aus der Teufelskambüse an Bord, die ihm das Blut im Leib kocht, daß die See immer kopfüber, kopfunter mit ihm geht, und was das Schlimmste is, daß er richtig verheiratet mit ihr sein soll. Sie waren erst in Pernambuck, da haben sie 'nen Haufen Geld gehabt, aber der is in ein paar Jahren weggewesen, dafür hat seine Frau gesorgt. Die's wissen wollen, sagen, er möcht wohl auch von ihr weg, aber er kann nicht von ihr los, und begreifen kann man das, wenn man sie zu sehen kriegt. Was das angeht, können sie alle in Brasilien einpacken, die weißen und die kupfernen, Condesen und Marquesen, ein Staat is es mit ihr; da soll einer bei Zeiten die Augen zumachen, wenn er nich auf dem Angelhaken festsitzen will. Den soll sie auch manchmal ausschmeißen, wenn ihr ein großer Goldkarpfen zu Gesicht kommt, aber der junge Mensch, den sie sich mit dem Priester zusammen ins Netz geholt hat, weiß nichts davon oder will's nicht wahr haben, sagte mir einer. Wie sein Geld alle gewesen, hätt sie auf einen Markes oder was von der Art gepaßt, der auf die Lockfliege in ihren Augen anbeißen sollt, denn die können ab und zu grad aussehn wie die span'schen Fliegen, aber dasmal wär's ihr nicht geglückt, und so sind sie von Pernambuck nach Bahia gekommen und haben da angefangen, im Flußsand nach Diamantsteinen zu suchen. Dabei muß er wohl Glück gehabt haben, oder wenn man's richtig heißen will Unglück, denn sonst wär sie wohl nicht bei ihm geblieben, sondern hätt sich einen eingefangen, dem's beim Graben oder Waschen besser in die Hände gelaufen, wenn's auch ein Pechschwarzer gewesen wär; wen sie haben will, den hat sie, dazu braucht sie ihn bloß mal anzusehn. Nu aber hat sie von ihm die Tasche wieder voll, daß sie ihn festhält wie die Buschspinnen drüben 'nen Kolibrivogel, und aus sich selbst kann er von ihr nicht los. Das thut einem ja leid um den Kapitän Overbek, denn der war einer von der Wasserkante, wie ich nicht mit vielen gefahren bin, und müßt sich wohl im Grab noch mal umdrehen, wenn er dabei zusehen könnt. Nu haben sie ja da weiter unten in Brasilien, auf Rio Janeiro zu, auch viele von den Steinen gefunden, davon war immer die Rede, als ich von Bahia abfuhr. Na, meinetwegen kann's sein, ich bin immer zufrieden, wenn ich bei gutem Wind ohne gelbe Haut aus dem verdammten Backofen herauskomm und mal wieder an 'nem richtigen Tisch vor 'nem ordentlichen Glas sitzen kann."

Von der zur Hälfte leer gewordenen Adelsliste klang die Stimme des Barons von Gapendorp dazwischen: „Ihre Mitteilung ist mir interessant gewesen, Herr Kapitän, denn ich habe den jungen Mann als Knaben nicht selten bei mir im Schloß empfangen, weil ich eine romantische Disposition in ihm erkannte, die ich mich bemühte durch mancherlei Konfidenzen aus meiner Jugendperiode als Gesandtschaftsattaché zu kultivieren." — —

In der Eichenbuschmühle gab es jetzt Frohsinn und emsige Thätigkeit. Hedda Carstens ward Braut, sie verlobte sich mit einem unweit benachbarten jungen Hofbesitzer, der trefflich ihrer Art und ihrem Bedürfnis entsprach. Ihr gleich war er von kräftigem Bau und frischer leiblicher Gesundheit, wie sie frohlaunig, ein Naturfreund mit guten offenen Augen, aus denen ein redliches Gemüt sah. Seine Umstände erforderten keinen Aufschub, die Hochzeit fand schon so bald statt, als die nötigen Zurüstungen es erlaubten. Madlene war Brautjungfer; sie freute sich über das Gesicht Heddas, das von Glück strahlte, doch für sie wäre es kein solches, sondern das höchst er-

denkbare Gegenteil gewesen. Zum erstenmal kam ihr daraus deutlich mit einem seltsamen Gefühl der Unterschied ihrer Natur von derjenigen der Kindheitsgespielin zum Bewußtsein; die Vorstellung, ihr Leben mit einem solchen Manne zu verbringen, überlief sie schauernd, obwohl sein Äußeres hübsch und stattlich, seine Redlichkeit, Gutherzigkeit und Verständigkeit zweifellos waren. Doch sie begriff überhaupt nicht, wie man dazu kommen könne, einen fremden Menschen zu heiraten, mit dem man bis dahin nichts gemeinsam gehabt und der einem im Innersten immer fremd bleiben müsse. Roloff Carstens, der zu dem Festtag seiner Schwester von der Universität herübergekommen, führte sie zu Tisch; über zwei Semester wollte er sein Examen machen und sich danach hier in der Stadt als Arzt niederlassen. Er benahm sich sehr aufmerksam und zugleich herzlich gegen Madlene und sprach viel mit ihr von der alten Kinderzeit. Das gab ihr zwischen den unbekannten Gästen, den Verwandten des Bräutigams, ein Wohlgefühl, und doch hatte auch er etwas Fremdes für sie. Er trug jetzt einen starken Vollbart, und alles Knabenhafte seines ehemaligen Wesens war vergangen, ein Mann aus ihm geworden. Um den Tisch ging es laut und heiter zu, Trinksprüche wurden ausgebracht, Carsten Carstens war mit seinem weißen Kopf von jugendlicher Lebendigkeit. Doch Madlene vernahm manchmal geraume Zeit lang nicht, was um sie gesprochen wurde, ihre Gedanken waren abwesend. Nach einem launigen Toast einmal sagte Roloff: „Willst du nicht auch mit mir darauf anstoßen?“ und da er ihr dabei groß in die Augen sah, that sie's, aber sie hatte nichts gehört und wußte nicht, worauf. Dann fuhr Hedda mit ihrem Manne nach seinem Hofgut davon, die Gäste begleiteten das junge Paar bis an den Wagen, und Madlene sah dem fortrollenden nach. Sie entbehrte nichts durch den Fortgang Heddas, doch ihr war's, als habe bis hierher noch ein Überrest ihrer Kindheit wie in einem Traum fortgedauert, und sie wache jetzt daraus auf und das Letzte sei vorüber. Unbemerkt verließ sie die Gesellschaft und ging nach Haus. Der Sommer neigte zum Ende, Stoppeln standen am Wegrand, von denen schon ein etwas kühler Wind daherkam und ihr leicht fröstelnd den Rücken überschauerte.

Die plätschernden Wellen aber brachten nicht nur das Glück in die Eichenbuschmühle. Als um ungefähr zwei Monate später die Bäume ihr leeres Gerippe in die nebelnde Luft streckten, kam einmal noch vor dem Dämmerungseinbruch ein Junge durch die Stadt gelaufen, der an die Thür bei Walburg Carstens klopfte und ihr im Umschlag ein Blatt brachte, auf dem nur die Worte von Carsten Carstens' Hand geschrieben standen: „Ich brauche dich heute, Walburg.“ Das war eine wunderlich anblickende Schriftzeile, denn sie gab Antwort auf etwas, das vor nicht gar viel weniger als einem halben Jahrhundert gesprochen worden. Damals hatte Walburg bei dem Fortgang von ihrem Manne als letztes gesagt: „Wenn du mich noch einmal im Leben brauchst, Carsten, so rufe mich.“

Das that er heute, und hastig griff die Greisin nach Mantel und Hut und machte sich auf den Weg. Was die Botschaft ankünde, wußte sie nicht, doch gewartet hatte sie seit länger als einem Menschenleben darauf, daß eines Tags solch ein Ruf kommen könne, und deshalb einmal zu Barbe gesagt, diese möge nicht Furcht hegen, daß sie sich schon auf den Weg neben der Kirche begebe, denn vielleicht brauche sie noch jemand, und mit dem Gedanken finde sie doch da drunten keinen Schlaf. Und nun war's so, und mit ihren Kleidern gegen den Wind kämpfend, lief sie ihrem beträchtlich entfernten Ziel entgegen. Wie raschelte im Zwielicht der späte Herbst mit dürren Blättern um sie her; ab und zu der krächzende Schrei einer vorüberflatternden Krähe und in hoher Luft das Pfeifen von unsichtbaren, nach Süden ziehenden Tütschnepfen; die Äste der Wegrandbäume knarrten im anwachsenden Sturm. Dunkel ward's, der Nebel begann zu tropfen, schlug ihr als windgepeitschter Regen ins Gesicht. Eine Stunde etwa betrug's bis zur Buschmühle, aber Walburg Carstens war es, als sei der Weg so lang wie ihr ganzes Leben, und in ihr klopfte die Angst, dies reiche nicht mehr aus, daß sie hinkomme. Endlich blinkte vor ihr das Fensterlicht, und bei dem Anblick wollte ihr plötz-

lich nun die Kraft versagen. Mit betäubender Wucht brach die Frage über sie, die sie bis hierher niedergekämpft: weshalb rief das Blatt sie durch die Nacht und was erwartete sie dort bei dem flimmernden Schein?

Doch dann stand sie vor einem Bett, auf dem Zilde Carstens mit geschlossenen Augen ausgestreckt lag, und ein kurzer Blick Tamo Flemings, der als Arzt gekommen war, sagte Walburg, es sei ein Sterbebett. Ein Schlag hatte die kräftige Frau mitten aus einer häuslichen Beschäftigung plötzlich vom Stuhl herabfallen lassen; Carsten Carstens saß neben der Bewußtlosen, ihre beiden Hände haltend, das sanfte Gesicht der Fünfzigjährigen bot immer noch etwas Mädchenhaftes im Ausdruck. Sie lag regungslos, ihre eine Körperhälfte schien gelähmt; auch Barbe Fleming und Madlene waren da und standen mit am Bett. Niemand sprach, nur ein Uhrpendel tickte, und draußen ging der Wind der Herbstnacht. Dann kamen von den Lippen Zildes einmal ein paar Worte mit traumhaftem Ton, nur halb verständlich: „Es wird Frühling — der Wind geht.“ Danach schlug sie die Lider auf, sah Walburg vor sich, und ihr Blick ließ eine Verwunderung erkennen. Aber die verschwand rasch daraus, und nun sagte sie mit klarer Stimme: „Du bist hier — das ist gut — du bleibst jetzt hier.“ Ihre Augen suchten nach etwas, wovon sie offenbar fühlte und wußte, es müsse auch da sein, und fanden es, die halb über sie gebeugten Augen ihres Mannes. In die sah sie ein Weilchen stumm hinein, und ihre nicht gelähmte Hand zog sich leise zu einem Druck um die seinige zusammen. Dann sanken ihr die Lider langsam wieder herunter, wie jemandem, der gegen den Schlaf kämpft, doch von ihm überwunden wird, und die Augen öffneten sich nicht mehr. Alle ihre Züge lagen in eine stille, schöne Ruhe geglättet, hinter ihnen schien noch ein Gedanke zu wachen, bei dem die Lippen leicht lächeln wollten, aber sie vermochten es nur kaum merklich mehr zu thun. Sie war nicht tot, ihr Atem ging noch mehrere Stunden lang, nach und nach leiser, zuletzt unhörbar.

Als die Uhr Mitternacht geschlagen, sagte Tamo Fleming: „Sie hat glücklich gelebt, und wir wollen uns alle wünschen, so zu sterben.“ Er drückte Barbe dabei die Hand. Am Mittag hatte noch niemand hier an den Tod gedacht; nun war das frohe Leben von mehr als dreißig Jahren im Hause gewesen, zu einem regungslosen Nichts ausgelöscht.

Carsten Carstens blieb die Nacht an dem Bett, die Hände der Toten in den seinigen festhaltend; Walburg saß wachend lautlos in einer Ecke des Zimmers. Als die Dämmerung anbrach, stand er auf, trat zu ihr hin und sagte, ihr die Hand reichend: „Ich danke dir.“ Das graue Morgenlicht umschimmerte eigentümlich die weißen Köpfe der beiden; sie sprachen nichts weiter, Walburg Carstens begab sich schweigend in die Küche, das Frühstück für ihn herzurichten. Wer noch lebte, unterlag dem Bedürfnis des Lebens.

Hedda und Roloff kamen zur Beerdigung ihrer Mutter, der Pastor war nicht dabei zugegen.

Als Carsten Carstens die erste Handvoll Erde auf den niedergelassenen Sarg Zildes geworfen, fing es an zu schneien, und als das kleine Totengeleit sich von dem Grab abwandte, lag dies schon mit einer dünnen weißen Flockenschicht zugedeckt. Bald hinter der Friedhofspforte trennten die Fortgehenden sich auseinander; die Angehörigen der Eichenbuschmühle schlugen den Weg nach dieser ein, und Walburg Carstens schritt mit ihnen, als gehöre auch sie dorthin. Tamo und Barbe Fleming wandten sich ihrem Hause zu, Madlene ging allein, etwas hinter ihnen zurück. Ihr Gemüt war von Trauer über die Tote erfüllt, aber so sehr sie sich bemühte, immer stand Zilde Carstens nur als ein lachend freudiges Bild vor ihr, wie sie am Sommernachmittag aus der Mühlenthür unter die große Gartenlinde heraustrat und den vom Umhertoben schachmatten, hungrigen und durstigen Kindern köstliche Dickmilch auf den steinernen Rundtisch trug. Der stand immer noch ebenso drüben, nur lautlos jetzt unter dem entlaubten Baum, und der Schnee legte sich auf ihn. Madlene Fleming war's, als sei das Leben nur eine wunderliche Reihe von Träumen, die mit seinem Fortgang blasser und gestaltloser in ein gleichförmig nebelndes Dämmern zerflössen. Wie sie so in dem dichter werdenden Gestöber dahinging, bot

sie wohl in den Zügen und Farben noch die Erscheinung eines jungen Mädchens, doch mit leisen Einschlägen begann sich etwas um sie her zu weben, das daran erinnerte, wie Barbe Carstens vor einem Vierteljahrhundert auf diesen Wegen gegangen, ehe sie am späten Vormittag noch Barbe Fleming geworden.

* * *

In der unermeßlichen Ferne drüben, die keinen Winterschnee kannte, wo immer gleich an der Küste Brasiliens die Tropensonne auf die Serra do Mar niederbrannte, hatte der Zufall sein Spiel betrieben. Oder eigentlich kaum, denn Wanderer, die, ob auch aus verschiedenen Richtungen her, einen gleichen Zielpunkt im Auge hielten, mußten an diesem über kürzer oder länger zusammentreffen, und dem Zufall blieb dabei nur im kleinen Spielraum für seine Willkürlaune belassen.

Carlos Mazeras hatte es nicht länger beim Werftbeil ausgehalten, sondern auf einem Schoner Matrosenheuer genommen, Knall und Fall eines Tags, so daß er in den Rahen saß, ehe er sich noch recht besonnen. Man sah's, dahin gehörte er auch und nicht auf den trockenen Sandboden, wo er wohl mehr als zehn Jahre mit sonderbaren „Grappen" im Kopf sich festgelegt; sein Kapitän hätte sich keinen besseren Ersatz für den ihm am Land durchgesegelten slopstar finden können. Außerdem war Mazeras, wenn er auch Matrosenarbeit that, keine Teerhose von gewöhnlichem Schlag, er verstand sich mit allem zu befassen, was auf und unterm Deck vorkam, mit Lot und Kompaß, und mochte seinerzeit wohl vorm Steuermann gewesen sein; ohne Bedenken ließ sich ihm auch das Ruder in die Hand geben. Nur stand er, wenigstens bei Nachtzeit, nicht gern allein dran, es mußt einer bei ihm wachen, mit dem er reden konnte, und darin kam immer noch etwas von seiner närrischen Wasserscheu heraus, daß er im Dunklen sich zog, seitwärts über Bord zu sehen, und wenn's nicht anders ging, beständig die „Decklinken" halb über die Augen heruntergedrückt hielt. An dem verfluchten Durst, der die anderen Kurzjacken allzeit im Schlund kratzte und kitzelte, litt er nie, man sah bei keiner Gelegenheit eine „Pulle" mit stärkendem Wasser zwischen seinen Fingern. Dem Kapitän war's „bannig" leid, daß er den guten Fund so schnell wieder los ward, aber er ging nur nach England und wieder in die Ostsee zurück, und Carlos Mazeras wollte weiter, irgendwohin über die Linie.

Dazu fand er auch alsbald Gelegenheit, verdang sich wieder auf einer guten, nach Bahia gehenden Schonerbark und lief mit ihr durch den Kanal. Alles ging auch gut wie vorher, der neue Kapitän machte ein höchst zufriedenes Gesicht, wie der alte, über seinen Fockmastmatrosen, der trotz seiner Dreißigermitte den Jüngsten im Tauwerk den Vorsprung ablief. Aber eines Tags, so auf der Breite der Azoreninseln, hatte die Herrlichkeit auf einmal ein Ende, denn nach einer Steuerbords-Nachtwache ließ Carlos Mazeras sich krank melden und wollte nicht aus der Hängematte heraus. Ein Doktor war mit an Bord, untersuchte ihn und konnte nichts finden; er blieb indes dabei, auch wie der Kapitän herunterkam, den das Hin- und Herreden zuletzt verdroß, so daß er kurz angebunden wurde und dem sich augenscheinlich nur krank Anstellenden barsch befahl, aufzustehen. Das that dieser, denn dem Kapitän mußte man auf dem Schiff gehorchen, aber so wie Carlos Mazeras auf den Beinen stand, brachte er vom Mund, er sei kein Matrose mehr, sondern ein Passagier, der eine Kajüte verlange und seine Überfahrt bezahle. Das war sehr schnakisch, doch er hatte sich von seiner Werftarbeit einen netten Thalersack zusammengespart, und wie der Kapitän den Schaden bei Licht besah, war's vorteilhafter, einen zahlenden Passagier weiter mitzunehmen, als einen bockbeinigen Matrosen, bei dem es im Kopf nicht ganz richtig schien. Davon legte er auch noch sonstiges Zeugnis ab, indem er in der Kabine, die er bekam, das kleine Fensterloch dick verhängte und an den Ecken zustopfte, so daß nicht der winzigste Lichtschein durchdämmern konnte. Es war natürlich einer unter den priemkauenden Schiffsgelehrten, der bald heraus hatte, was die schnurrige Komödie bedeutete; in der Nacht, als Mazeras die Wache gehabt, wäre es zum erstenmal mondhell gewesen, und er könnte den Mond nicht sehen. Das käme

vor und meistens davon her, daß solche Leute bei Vollmond auf die Welt gekommen wären und der ihnen gleich zuerst in die Augen geschienen hätte. Davon kriegten sie's dann, daß er ihnen allemal das Blut in den Kopf heraufzöge, was ja auch leicht zu begreifen sei, weil er's mit dem Wasser ebenso machte, und so hätten sie denn bei Vollmond jedesmal, wenn sie sich nicht in acht nähmen, eine Springflut im Kopf. Zwischen dem Krebs und dem Steinbock aber wäre das besonders gefährlich und schon manches Mal vorgekommen, daß einer zeitlebens auf beiden Augen blind davon geworden. Das war allerdings sehr einleuchtend, denn der Mond brachte viele höchst verwundersame Dinge zu Wege, die man noch lange nicht alle kannte, und so hatte man hier wieder einmal ein deutliches Beispiel von seinem Unwesen. Übrigens ließ es sich Carlos Mazeras auch an den Augen absehen, die bis dahin nichts Absonderliches gehabt, jetzt aber einen unstäten Glimmerschein bekommen hatten; offenbar verhielt sich's so, daß ihm das Blut abwechselnd aus dem Kopf herunter ebbte und wieder mit Flutwellen hineinschwoll. Bei Tage, solang die Sonne schien, fürchtete er sich nicht, sondern ging oder stand als Passagier auf dem Deck herum, doch ehe es dunkel zu werden anfing, machte er sich in seine lichtverstopfte Koje hinunter und kam nicht wieder heraus, bis der helle Morgen auf der See lag. Es war klar, einer, der es so mit dem Mond hatte, konnte freilich nicht als Matrose fahren, und deshalb hatte er zehn Jahre lang oder mehr auf dem Land bei der Werft Arbeit genommen.

Als dann die Schonerbark in den prachtvollen Hafen von Todos os Santos eingelaufen und San Salvador de Bahia hoch aufgetreppt in der heißen Sonne von seinen Hügeln herunterflimmerte und flammte, blinkerte und blendete, begab Mazeras sich hurtig ans Land in die große Stadt hinein. Trotz ihrem Menschengetümmel lag eine eigentümliche Stille über ihr, weil in ihren gebirgig steil ansteigenden Straßen Pferde und Wagen fehlten und nur von Negern getragene „Cadeiras", baldachinüberdeckte Sänften, geräuschlos hin und her schwebten. Buntwimmelnde Tropenwelt war's, doch der neue Ankömmling in ihr nicht fremd; sein Leben stammte von hier, dort in der dunklen, kaum klafterbreiten Gasse der Unterstadt war er auf die Welt geraten. In ihrer Mitte zog sich noch ebenso die Gossenrinne entlang, an der er als Knirps, nur mit einem Hemd überm Leib, gehockt, um Kokosnußschalen drin hinuntersegeln zu lassen, und da in der verkommenen Spelunke, die einen, der aus Deutschland hergelangte, wie ein Räuberloch oder eine Tierhöhle ansah, hatte seine Mutter ihn geboren. Viel anders als ein junges Tier hatte sie ihn auch nicht aufwachsen lassen, denn nachdem sie den Leib von seiner Bürde befreit, war er ihr nur eine Last des Lebens gewesen, deren sie gern auch wieder ledig geworden. Mit Widerwillen und Bitternis stand er heute vor dem Haus; er hatte seinen Namen nach einem von der Gasse aufgelesenen Taufpaten empfangen, und als Junge schon gefühlt, was es mit seiner Mutter auf sich habe, die ihm zuerst Mißachtung vor allen weiblichen Wesen eingepflanzt. Sie war immer weiter verkommen, als ihre weiße deutsche Haut, die für die dunklen Brasilianer einen Anreiz besessen, fleckig und faltig geworden, dann verdorben und gestorben, ohne daß beide sich später noch umeinander bekümmert. Aber wie er von seinem unbekannten Vater das schwarze Haar und die Augen geerbt, so hatte er von ihm auch südlich bewegliches und findiges Blut mitbekommen, sich früh auf eigenen Füßen durchzubringen, Mittel und Wege auszukunden, daß er nicht verhungerte. Keine krummen Schleichwege, sondern solche zu ehrlichem Arbeitsverdienst, denn ein rechtschaffener Kern steckte in ihm und dabei, wenn auch schwer begreiflich, woher er's bekommen, ein sehnsüchtiges Liebeverlangen, das keinem heißen Sinnentrieb der Tropenwelt entsprang. Vielleicht hatte seine Mutter doch die bessere Natur deutscher Vorfahren in sich getragen, selbst zwar zu schlimmer Entartung gebracht, doch ohne Wissen ihrem Kinde als ein Erbteil aus der alten Heimat jenseit des Oceans übermacht.

Carlos Mazeras ging durch die Straßen seiner Geburtsstadt weiter und blieb noch vor einem anderen, weniger verlottert aussehenden Hause stehen. Das blickte er gleich-

falls geraume Zeit lang an; durch die Thür da war er oftmals aus- und eingegangen, als er nachher Seemann geworden, und wenn er von einer Fahrt nach Bahia zurückgekommen, hatte er seinen ersten Weg auf dem Land hierher gemacht. Er trat an ein Erdgeschoßfenster, vor dem sich ein Eisengatter korbartig weit vorbuchtete, und umfaßte eine Stange des Gitterwerks mit der Hand. So hatte er hundertmal gestanden, sich an dieser Tralle gehalten, wenn im Zimmerraum dahinter ein matter Lichtschein gewesen und im Abenddunkel ein paar halb von der Mantilla verschleierte Gesichter zwischen den Eisenstäben hervorgeschimmert und von drinnen und draußen her Tertulia-Unterhaltung lauter und leiser hinein und heraus gewechselt. Jetzt sah die Fensterhöhlung in der Mittagshelle leer und tonlos aus, nach dem Dämmerungseinbruch klangen wohl wieder gleicherweise Stimmen durch das Gitter, doch andere als damals. Es sprach von einer deutschen, poetischen Empfindungskraft in Carlos Mazeras, daß seine Hand sich wieder so um die Stange klammerte, aber ein Einschnitt um seine Mundwinkel redete anderes dazu, bitter und ätzend, daß die Verachtung, die er als Knabe vor seiner eigenen Mutter eingesogen, hier in ihm zu einem Abscheu vor dem ganzen Geschlecht derselben großgewachsen sei.

Was wollte und suchte er denn in Bahia? Ein Drang der Unrast war's gewesen, der ihn hergebracht, widersinnige Thorheit, er hätte drüben bleiben und seine Axt auf der Werft weiterschwingen sollen. Ihm kam der Gedanke, sogleich wieder zurückzukehren, wenn sein Leben dort auch zwecklos und freudlos hinlief; das that's überall gleich, und er hatte in der weiten, fremden Ferne wenigstens bei seiner Arbeit ein Verdämmern ihn gespenstisch ansehender Erinnerung gefunden. Aber mit der Rückfahrt ging's nicht, ihm graute davor, wieder auf ein Schiff zu steigen. Es war richtig mit dem Mond, am Land scheute er ihn nicht, doch auf der See konnte er ihn nicht ertragen. Er hatte erfahren, daß es noch ebenso geblieben sei wie vor zehn Jahren, und mit Schaudern dachte er daran. In der Nacht, als er im Mondlicht die Wache auf dem Deck gehalten, war's mit deutlichem Gefühl über ihn gekommen, der Wahnsinn laure mit ausgestreckten Krallenfingern darauf, ihn zu packen.

So mußte er bleiben, wo er jetzt war, und irgend etwas Neues suchen, um sich durchzubringen. Ihm lag nichts am Leben, indes solange es dauerte, brauchte es Nahrung; ihn rührte wohl an, selbst ein Ende damit zu machen, doch bei der Vorstellung schüttelte es ihn auch. Not drängte ihn übrigens nicht, er besaß noch für eine Zeit lang von seinem Erwerb genug, um nicht zu verhungern.

In den Straßen von Bahia hörte man oft deutsche Sprache, nicht allein von Seeleuten, auch von vielen dort ansässig Gewordenen, und Mazeras suchte eine Wirtschaft, in der er mit solchen zusammentraf; er war so lange deutsch gewöhnt und fühlte sich trotz seinem Äußeren mehr deutsch als brasilianisch. Er vermied es, so oft er konnte, mit sich allein zu sein, das hatte ihn auch an den Abendtisch im stillen Butt gebracht. Wenn ihn etwas noch anzog, war's, jemanden aufzufinden, mit dem er, deutsch sprechend, zusammensitzen konnte. Dadurch machte er auch die Bekanntschaft einiger Leute, die sich längere Zeit, ein paar Meilen von der Stadt entfernt, erfolglos mit der Aufsuchung von Diamanten befaßt hatten, und erfuhr durch sie, daß am Rio Contas sich noch ein Deutscher, der einzige, der Glück gehabt habe, damit beschäftige. Ein Antrieb erwuchs ihm daraus; von Bahia wollte er wieder fort, die Erinnerungsluft, die er hier einatmete, vergiftete ihm das Blut. Mit raschem Entschluß begab er sich eines Morgens zu Fuß südwärts, dem Rio do Contas zu, davon. Etwa vierzig Leguas waren es bis dorthin, eine Straße führte an der Küste entlang; dicht zur Linken dehnte sich ihr der Ocean, zur Rechten begrenzte sie meistens gleich einer lebendigen Mauer der Urwald der Niederung, über dem die Ausläufer der Serra de Sincora anstiegen. Nachdem er zweimal in ärmlichen Ortschaften übernachtet, erreichte er am dritten Tage das an der Mündung des gleichnamigen Flusses belegene Städtchen Contas. Es lag in versumpftem Uferstrich, die Gesichtsfarbe der Bevölkerung redete von Fieberluft. Doch besser, als sich erwarten ließ, nahm eine ziemlich anständig aussehende und im Inneren ebenso einge-

richtete Posada den Ankömmling auf. Als er in der sichtlich auch an die Befriedigung höherer Ansprüche gewöhnten Wirtschaftsstube sich zur abendlichen Cena gesetzt, hörte er deutsche Stimmen draußen, und gleich darauf traten die Sprechenden, ein Mann und eine Frau, durch die Thür herein.

So hatte eigentlich der Zufall nur wenig seine Hand dabei im Spiel gehabt, daß Carlos Mazeras hier an der brasilianischen Küste mit Alf Overbek und der Tochter Hille Wilbets zusammentraf.

Doch er erkannte die beiden nicht wieder; den ersteren hatte er nur an dem Abend im stillen Butt und dann und wann einmal flüchtig im Vorüberkommen gesehen und um das Mädchen sich nie bekümmert gehabt. Wie sein emporgehobener Blick jetzt auf sie fiel, lag drin, er müsse sich getäuscht haben; das war keine Deutsche, sondern eine Vollblut-Brasilianerin. Zugleich indes ging etwas Zuckendes, ein Ausdruck über sein Gesicht, der Widerwillen kundgab, und er wandte rasch den Blick wieder ab.

Heid Overbeks scharfe Augen aber erkannten sogleich den manchmal von ihr bei der Werftarbeit Gesehenen, sie sprach ihn deutsch an, und so ward ihm zu seinem Erstaunen klar, daß dies nicht nur das deutsche Paar sei, von dem er in Bahia gehört, sondern auch das, welches vor manchen Jahren einmal drüben an der Ostsee bei Nacht heimlich zusammen mit einem Segelboot davongefahren und von dem nie wieder eine Nachricht gekommen. Alf Overbek erinnerte sich nun ebenfalls an Mazeras; dies Gedächtnis, die deutsche Sprache und die Fremde vereinigten, und die drei setzten sich miteinander an den Tisch.

Was in Bahia gesagt worden, bestätigte sich. Die beiden waren anfänglich in Sincora gewesen, dann hierher gegangen und hatten gute Ausbeute nicht nur an Diamanten, auch an anderen wertvollen Steinen, Topasen, Chrysoprasen, Beryllen und Amethysten gemacht; die Kleidung und der Schmuck Heids legten Zeugnis davon ab. Alf Overbeks Blick, der von Kindheit auf für alle Gegenstände der Natur geschärft worden, war ihm außerordentlich zu statten gekommen, sowohl die kostbaren Mineralien in ihrer Umkrustung zu erkennen, als auch rasch die Merkmale einer Örtlichkeit zu unterscheiden, die sich mutmaßlich als lohnender Fundort herausstellen werde. Doch hatten sie die reichhaltigsten Sand- und Geröllablagerungen des Rio do Contas jetzt ziemlich durchsucht und beabsichtigten, bald weiter nach Süden in die Provinz Minos Gerais fortzugehen, wo in jüngster Zeit bedeutende Funde gemacht und die Gegend danach Diamantina benannt worden.

Auf Befragen erhielt Mazeras diese Auskunft von Alf Overbek und sah demselben dabei suchend ins Gesicht. War das der junge Mensch, der fast als ein halber Knabe noch vor etwa fünf Jahren seine Heimat verlassen? Die Grundlinien der Züge kamen wohl wieder hervor, aber sonst war alles unkenntlich verändert. Er trug einen Bart, den er gleichgültig lang wachsen ließ, ein paar schattenhafte Linien durchfurchten ihm die Stirn, die Haut des hager abgefallenen Gesichtes war sonnverbrannt, und doch schimmerte vom Untergrund eine krankhafte Blässe hindurch. Und so erschienen seine Augen auch zugleich matt und von einem unstätigen Lichtgeflacker angefüllt; es mußte etwas in ihm sein, das ihn an Leib und Seele verzehrte, als trage er das Gift des gelben Fiebers im Blut. Müden Klangs kam ihm die Stimme über die Lippen; er hörte an, was Mazeras über sich sprach, wie und mit welcher Absicht er hergekommen, doch Alf Overbek that keine Frage nach irgendeinem Menschen oder nach sonst etwas drüben im Städtchen an der Ostsee. Das Gedächtnis an die Heimat schien vollständig in ihm ausgelöscht zu sein.

Neben ihm saß seine Frau, an eine Tropenblüte erinnernd, die sich zu Menschengestalt, zu einer Venus verwandelt. Auch sie war nicht mehr das Mädchen aus der Hütte ihrer Mutter, hatte den Keim, den sie in sich getragen, zu höchster Entwickelung gebracht. Nicht nur zu der wundergleicher Schönheitsvollendung, mehr noch zu einer Verkörperung jeden sinnlichen Zauberreiz darbietender Weiblichkeit. Sie war einer leichten Fülle zugereift, die ihren geschmeidigen Bau nicht beeinträchtigte, sondern noch graziler hervorhob, glich einem voll entfaltet von schlankem Stiel getragenen Blumenkelch. Schmiegsame Weichheit und jugendliche Kraft

lagen in jeder ihrer Formen gepaart, die entzücken mußten, wo sie offen zur Schau traten, doch mehr noch berückten, wo sie sich nur halb aufdämmernd unter den Gewandstoff zurückbargen. Der verlieh ihr Geheimnisvolles, und sichtlich übte sie die Kunst, ihn dazu zu nutzen. Sie stand im vollsten Gegensatz zum Marmorbildnis einer unbekleideten Gestalt; wahrscheinlich hätte ein solches sie entzaubert, das die Einbildung Bestrickende, Sinneberauschende von ihr gestreift. Aber wenn ein Maler den körperlichen Liebreiz, die Versuchung und Verheißung, das Mysterium und die dämonische Macht des Weibes darstellen wollte, so mochte er dafür wenig Modelle gleich vollendeter Art finden wie Heid Overbek. Sie hatte sich nicht von der Sonne verbrennen lassen, ihr Teint wetteiferte mit dem jeder brasilianischen Marqueſa, die den heißen Tag nur im schattigen Raum in ihrer schaukelnden Hamaka ausgestreckt verbrachte, und der Hunger, der einst Heid Wilbet getrieben, Binsenkörbe zum Verkauf zu flechten, war ihr eine unverständliche Erinnerung geworden. Von dem Besten, was die Gasthausküche darbot, kostete sie nur leichthin als von stetig Gewohntem; wenn sie ihr Glas hob, schimmerten in rosiger Farbe die Nägel der Alabasterfinger, an denen jetzt aus feinen Goldreifen Smaragde grüne Strahlen warfen, wie sie zuweilen aus der Tiefe ihrer Augen schillerten. In Haltung und Kleidung, Wesen, Wort und Benehmen war sie eine Señora; auch das hatte sie von niemand zu erlernen gebraucht, in sich getragen, aus sich selbst entwickelt. Doch die „Dame" bildete nicht das Eigentlichste an ihr, sondern das Weib, wie in ihren Augen nicht der Glanz, sondern das Verbrennende, das von ihnen ausging. Auch ihre Lippen hatten nichts Mädchenhaftes, sprachen mit einer schwellenden Fülle, daß sie gewöhnt waren, zu empfangen und zu geben; wie sich die obere ein wenig über den Opalschimmer der Zähne aufgeschürzt hielt, lag in ihrem Ausdruck etwas Siegbewußtes mit einem spöttischen, fast leicht mißächtlichen Anflug gepaart. Die beherrschende Gewalt aber übte ihr Blick; wenn sie diesen Alf Overbek zuwandte, vollbrachte er willenlos, was ihr Mund ihn thun hieß. So hatte schon Heid Wilbet durch einen Blick den Kapitän Lars Jyde bewogen, gezwungen, sie mit ihrem Begleiter bei sich an Bord aufzunehmen; sie regte das Gefühl, einem Wilden im Urwald, einem Räuber und Mörder gegenüber keiner anderen Waffe zu bedürfen. Nur auf Carlos Mazeras schien es keine Wirkung zu üben, daß sie ihn ansah; er begegnete ihren Augen mit Gleichgültigkeit, oder wenn sich in den seinigen dabei etwas kundgab, weckte es beinah den Eindruck, sie flöße ihm auch bei näherer Bekanntschaft noch denselben Widerwillen ein, mit dem er rasch das Gesicht von ihr abgekehrt, als er sie zuerst durch die Thür eintretend wahrgenommen.

Denn er blieb mit den beiden zusammen, oder vielmehr mit Alf Overbek, für den er merklich in kurzem eine Zuneigung faßte. Heid verbrachte die Stunden der Tageshitze im Zimmer oder in ihrem Schaukellager unter dem dichten Schattendach eines neben der Posada aufragenden mächtigen Sapucayabaumes, während ihr Mann in der ersten Morgenfrische den Rio Contas aufwärts ruderte und im Sandgeröll desselben suchte. Dort grub, sichtete und wusch er fast unterlaßlos bis zum Abend in der versengenden Glut, nur um Mittag eine kurze Rast zum Einnehmen mitgebrachter Nahrung haltend. Mazeras begleitete ihn täglich, nach seinem Beispiel und seiner Anweisung ebenfalls grabend und suchend. Mehrfach mit überraschend günstigem Erfolg, doch nichts lag Alf ferner, als seinen neuen Genossen um einen glücklichen Fund zu neiden. Teilnahme freilich erregte ein solcher ihm gleichfalls nicht, so wenig, wie eine eigene wertvolle Ausbeute ihn erfreute. Er trieb seine Beschäftigung mechanisch, wie ein brasilianischer Negersklave, ein Leibeigener die ihm auferlegte Arbeit, aber ihr Ausfall ließ ihn interesselos, und auch nichts sonst verursachte ihm eine freudige Empfindung. Am deutlichsten kennzeichnete vielleicht seinen apathischen Gemütszustand, daß eines Mittags ein wundervoll blauschillernder und strahlender Riesenfalter der Morphogattung sich, die Flügel wiegend, dicht neben ihm auf einer Blüte niederließ, doch Alf Overbek drehte ohne eine Glanzregung in den Augen gleichgültig den Blick von der tropischen Pracht des Schmetterlings ab. Wenn Ma-

zeras wahrnahm, daß sein Gefährte sich in den Schatten setzte, um ebenso mechanisch, nur aus dem Erhaltungsbedürfnis des Körpers die mitgebrachten Nahrungsmittel zu verzehren, begab er sich zu ihm, das Gleiche zu thun. Dann saßen sie eine Zeit lang nebeneinander, Alf schweigsam essend, nur kurz auf die an ihn gerichteten Fragen antwortend. Doch unmerklich verfolgte Carlos Mazeras mit den letzteren einen Zweck, der darin bestand, sich über die Lebensvergangenheit Alf Overbeks von Kindheit auf zu unterrichten. Gewissermaßen tropfenweise entlockte er sie dem Befragten, ohne daß diesen ein Gefühl der Absicht anrührte, und ab und zu that ein Blick des ersteren kund, daß er im innersten Gemüt von einem anwachsenden tiefen Mitgefühl mit dem unjugendlich leiblich und geistig Verfallenen erfaßt und erregt wurde.

Eines Tags ward Mazeras vom glücklichen Zufall begünstigt, in schon öfter durchsuchtem Geröllgrund noch einen Stein von erheblichem Wert aufzufinden. Als er ihn mit an den Abendtisch brachte und zeigte, ging ein kurzes Gefunkel durch die Augen Heids; sie äußerte nichts, doch wußte es einzurichten, daß sie nachher einmal in einem Raum mit Mazeras allein zusammentraf. Hier lachte sie ihn an: „Schenke mir den Stein, den du heut gefunden!" fügte indes gleich nach: „Ich will ihn nicht umsonst; sag, welchen Preis du dafür verlangst?"

Er erwiderte gleichgültig: „Ich trachte nicht nach Gelderwerb, Señora," und wollte das Zimmer verlassen.

Aber nun hielt sie seinen Arm, überglühte ihn mit dem dämonischen Geleucht ihrer Augensterne und versetzte, die Lippe leicht über den Glanz ihrer Zähne aufschürzend, halb raunenden Tones: „Ich fragte nicht, ob du deinen Fund für Geld veräußern wolltest, das besäße ich nicht, ihn dir zu bezahlen. Doch es giebt vielleicht einen anderen Preis, den ich dir trotz meiner Armut bieten könnte und für den du mir den Stein — zum Gedenken an dich — ließest."

Aber die Antwort des Angesprochenen klang kurz zurück: „Welchen Preis, Señora? Ich wüßte keinen." Es geschah nicht zum erstenmal, daß die Augen Heids ihn unter ihre Herrschaft zu bringen gesucht, doch er war nicht Alf Overbek oder einem anderen Manne gleich, und über ihn besaß ihr Blick keine Macht. Wirkungslos, als ein Nichts, fiel der Zauberreiz ihrer Versuchung an ihm ab, daß sie, die scharfen Zähne in ihre Unterlippe eindrückend, die Stube verließ.

Gleichzeitig jedoch drängte sie bei Alf auch auf das Verlassen der ihr nicht mehr genug an Ausbeute verheißenden Gegend und zum Aufbruch nach der Provinz Minas Geraës, und willenlos gehorsamte er ihrem Verlangen. Der Landweg dahin über das Küstengebirge war höchst beschwerlich, beinah unmöglich; so kehrten die drei — denn Mazeras erklärte, mitgehen zu wollen — nach Bahia zurück, von hier aus zu Schiff nach Rio Janeiro zu fahren und auf besseren Straßen die neu entdeckten Fundstätten von Diamantina zu erreichen. Es vergingen mehrere Tage, ehe sich ein Fahrzeug für ihre Absicht bereit fand, dann stand die Einschiffung auf einer nach Buenos Ayres beheimateten Vollbrigg für den nächsten Morgen bevor. Am Abend vor der Abfahrt, nachdem sie die Cena zusammen eingenommen und Heid, Ermüdung vorgebend, auf ihr Zimmer gegangen, faßte Mazeras den Arm Alf Overbeks und forderte diesen auf, noch einen Gang mit ihm ins Freie hinaus an den Hafen zu machen. Sie gingen, und er führte seinen Begleiter durch die nächtlich gewordenen Straßen der Unterstadt, blieb einmal, auf ein lautlos dunkles Gebäude hindeutend, stehen und sagte, daß er dort zur Welt gekommen, dann wanderte er weiter. Noch einmal indes hielt er an, abermals auf ein Haus weisend, das nicht stumm und unbelebt dalag; ein verhängter Lichtschein fiel von rückwärts her durch ein großes Erdgeschoßfenster, vor dem sich ein Eisengatter korbartig weit ausbuchtete. Dahinter saßen auf niedrigen Tabourets mehrere junge Damen oder Mädchen mit halb von der Mantilla verschleierten Gesichtern; Spätsommernacht Brasiliens war's, und an den Eisenstäben draußen lehnte eine Anzahl junger Männer, mit den drinnen Sitzenden in lebhafter, bald lauter, bald leiser geführter Tertulia-Unterhaltung begriffen; witzige Rede, Stichelworte und halbverhüllte Liebeshuldigungen flogen, schnell erwidert, hin und her, allseitiges helles Lachen verschlang

manchmal den Klang der Einzelstimmen. Ein Weilchen sah und hörte Carlos Mazeras darauf hin, dann zog er seinen Genossen wieder mit sich. „Ich habe Durst,“ sagte er, zum Hafenquartier hinabbiegend, „laß uns noch ein Glas zusammen trinken,“ und er trat gleich darauf in die Thür einer ihm bekannten Wirtschaft ein. Hier suchte er einen kleinen abgeschlossenen Raum auf, in dem sie sich allein an einen Tisch setzen konnten, bestellte eine Flasche Wein, füllte die Gläser und trank das seinige Alf Overbek zu. Mechanisch that dieser ihm Bescheid; ein feuriger Trunk war's, der ihm eine Blutwelle ins hohlwangige Gesicht trieb. Sie erneuerte und verstärkte sich bei einem zweiten Glase, das er ebenfalls rasch ausleerte; er war nicht daran gewöhnt, und es machte den Eindruck, daß der Wein eine schnelle Wirkung betäubender Art auf seinen Kopf übe, der er als etwas Wohlthätigem nachtrachte. Mazeras redete gleichgültigen Tones von der am nächsten Morgen bevorstehenden Abreise, doch plötzlich einmal griff er nach Alfs Hand, faßte diese fest zwischen seine Finger und sagte: „Ich habe nachgefragt, um zwei Stunden vorher bei Sonnenaufgang geht noch ein anderes Schiff, nicht nach Rio, sondern nordwärts nach Europa, nach Hamburg. Laß uns hier beim Wein sitzen bis dahin, Overbek, und auf der Bark an Bord gehen, wenn sie den Anker aufholt; ich begleite dich.“

Er preßte seine Hand noch fester um die seines jungen Genossen, der wie von einer heftigen Nervenerschütterung zusammenschrak und stammelnd wiederholte: „Nach Europa — nach Hamburg —?“ Danach saß er einige Augenblicke verstummt, nur ein Rütteln ging ihm durch den Körper, bis er halb tonlos vom Mund brachte: „Meine Frau wird es nicht wollen —“

Mazeras fiel ein: „Sie soll's auch nicht wissen, denn was ich dich thun heiße, bedeutet: laß sie hier, im Lande, wohin sie gehört, und geh ohne sie — wenn du noch wieder gesund werden willst, Overbek, geh zurück nach deiner Kinderheimat!“

Alf griff nach seinem Glase und trank hastig daraus. Wie er es absetzte, ging um seinen Mund ein aufgezwungener matter Versuch eines Lachens, zu dem er antwortete: „Warum sollt ich gesund werden wollen, ich bin ja nicht krank.“ Doch der erkünstelte Zug fiel gleich von seinen Lippen ab und er fügte nach: „Ohne meine Frau kann ich nicht fortgehen.“

Es war, als habe Carlos Mazeras darauf wie auf ein Stichwort gewartet, so flog ihm vom Mund zurück: „Sie ist keine Frau, ist kein Menschengeschöpf überhaupt. Kennst du die große Katze hier — die Eingeborenen heißen sie Guaguara — das ist ihr Ebenbild, ist sie selbst. An ihren Augen und an den Zähnen könntest du's sehen — ein Puma ist sie, der seine Panthertatzen dir in den Leib und in die Seele krallt, dich zu zerfleischen, dir das Blut aus dem Herzen zu trinken und den Verstand, die Willenskraft aus dem Kopf.“

Alf Overbek legte seinen Kopf, als ob dieser ihm haltlos auf den Schultern taumele, an die Wand zurück und schloß die Augenlider herunter. So erwiderte er nach ein paar krampfhaft schweren Atemzügen: „Woher weißt du's?“ Aber die Frage klang deutlich, als antworte sie: „Ja, ich weiß es.“

„Weil ich Wochen lang mit euch gelebt habe, dir und ihr ins Innere hineingesehen, weil ich's aus deinem Mund gehört habe, ohne daß du wußtest, was du mir sagtest —“

Mazeras brach jäh ab, griff plötzlich ebenfalls nach dem voll vor ihm stehenden Glase und leerte es auf einen Zug aus. In seine Augen war ein sonderbares Flackern geraten, und sichtlich überlief ihm ein Zittern die Glieder. Kurz saß er, als ob er kämpfend etwas aus ihm Aufdrängendes zurückringe, doch dann schnellte er sich mit einem Ruck näher an seinen Tischgenossen, daß seine Lippen sich fast dem Ohr desselben andrückten, und zwang über die noch sich sträubend stockende Zunge:

„Keiner, der lebt, hat's gehört — aber dir will ich's sagen, Alf Overbek, wenn's dich aus den Krallen des Panthers losreißen kann. Ich kenne die, die du deine Frau nennst, weil ich sie gekannt habe, eh ich sie gesehen. Sie hieß damals Carlota, doch war ihr gleich am Gesicht, an Augen, Lippen und Miene, an jedem Mädchenzauber, wie eine Kurika mit ihrem Prachtgefieder der anderen gleichsieht. Hinter dem Gitter

des Hauses, vor dem wir eben standen, saß sie im Käfig mit ihren Schwestern, und wenn der Abend kam, drängte es sich draußen zur Tertulia vor den Eisenkrallen des Fensters. Dein Herz hat nicht banger und schneller geschlagen, Overbek, als meines, wenn ich mit dort stand, zuweilen auch noch allein in später Nacht, nachdem die anderen gegangen, und ein flüsternder Mund mich gut schlafen und träumen hieß, und eine Hand wie eine weißschimmernde Blume zwischen den Stäben hervor zum Abschiedsgruß über die meinige hinglitt. Ein Freund und Genosse von mir, Tadeo, der mit mir auf demselben Schiff fuhr, stand zumeist an meiner Seite, er warb um die Gunst einer der Schwestern; waren wir heimkehrend in die Bai von Todos os Santos eingelaufen, so ging unser erster Weg und an jedem Abend nach dem Tertutiafenster unserer Geliebten. Dann kam ein Tag, der uns nicht hier in Bahia sah, sondern in der Karaibischen See auf der Fahrt nach Santiago, und am Abend erblickte ich etwas am kleinen Finger Tadeos, was mir wohlbekannt vorkam, einen schmalen Goldreif mit einem roten Rubin darin. Allzu bekannt war mir der Ring von der weißen Hand Carlotas, und wie ein Tollträumender starrte ich darauf hin. Da sagte er mir lachend, daß er beim Weggang den Reif von ihr erhalten, um deren Liebe er in Wirklichkeit geworben, nicht um die der Schwester, und ihr Vater sei einverstanden, und wenn er zurückkomme, solle die Hochzeit stattfinden. Von seiner Brust zog er ein Amuleto, das er öffnete, und darin lag ein weiches, schwarzes Löckchen von der Schläfe Carlotas. Mir kam kein Wort vom Mund, taumelnd fiel ich in meine Hamaka und wie ein Toter in Ohnmacht und Schlaf. Aber in mir lebten Träume und stellten mir dar, wieder und immer deutlicher und gewisser, er habe durch geheime Kunst Carlotas Herz und Kopf bethört, wider ihr Wissen und ihr Wollen, denn sie gehöre mir, liebe mich und nicht ihn. Sie kam selbst, es mir zu sagen, blickte mich an, ich hörte ihre Stimme und fühlte den Druck ihrer Hand. Doch dabei fühlte ich, es floß Gift in mein Blut, Tropfen um Tropfen, wie vom Zahn einer Scharakara, und fraß an meinem Herzen und meinem Hirn, daß brennendes Fieber wie ein Feuerbrand mir den Leib durchloderte. Da fuhr ich aus der Schlafbetäubung auf, Lärm und Geschrei war über mir, ein Stoß, glaube ich, warf mich aus der Hängematte zu Boden. Halb bewußtlos taumelte ich aufs Deck, eine überschlagende Welle empfing mich, Geheul der Luft, Knattern und Krachen berstender Segel. Ein jäher Sturm der verrufenen Karaibischen See hatte uns unvorgesehen überfallen; es war helle Mondnacht, unbewußt, instinktiv flog ich auf den Ruf des Kapitäns in die Taue, meinen Dienst, das Nötige zu thun, ein noch haltendes Segel zu brassen. Wie's geschehen, ich sah mich plötzlich an Tadeos Seite, der tollkühn, todverachtend neben mir seine Arbeit that. So wetteiferten wir — da blinkte mir einmal der Goldreif an seinem Finger in die Augen — und ich dachte — der Gedanke schoß mir durch den Kopf —

Auf einer Rah stand er, fast haltlos, nur mit einer Hand sich anklammernd — und der Gedanke schlug mir Krallen ins Gehirn: Wenn in diesem Augenblick ihn ein Stoß träfe — von einer losgerissenen Bramstenge, einem fliegenden Segel, von einem Etwas. Ich dachte es und starrte nach ihm hin — und auf einmal, Alf Overbek, war die Rah, der Fleck, wo er gestanden, leer.

Aber statt dessen trieb drunten tief unter mir etwas in der wilden See — die Wellen schlangen's nieder und warfen's wieder herauf. Es war geschehen, was ich gedacht hatte, und besinnungslos stierte ich hinunter.

Da kam's noch einmal, als richte es sich auf aus dem Schaum und Gischt, ein weißes Gesicht, greller als in der hellsten Sonne vom Mond überflammt.

Das suchte nach mir in der Höhe mit zwei Augen wie blitzende Dolche und fand mich und bohrte sie mir ins Gesicht, und ein Mund drunten rief lauter als das Brüllen von Sturm und See: ‚Deine Hand hat's gethan, Carlos Mazeras! Aber du bist mich nicht losgeworden — ich bleibe bei dir!'

In Santiago brachten sie mich ins Spital, und ich lag dort im Fieber, zwischen Leben und Tod, wochenlang. Ich wußte nichts von mir als das eine, das unablässig in meinem Kopf wie ein Irrwisch zuckte und

wie ein Hammerschlag dröhnte: Meine Hand hatte es gethan.

Dann kam ich zum Bewußtsein, und eine Kraft in mir, ein Lebensdrang, mein Herzschlag trotzte auf und schrie: „Ja, meine Hand that's, doch sie hatte ein Recht dazu. Er war mein Freund und wußte von meiner Liebe, und aus dem Hinterhalt betrog und verriet er mich. Er bethörte sie mit List und Trug, und zehnmal verdiente seine Falschheit den Tod. Ja, meine Hand that's, und sie thäte es wieder, denn sie vollstreckte ein Gericht und wahrte mein Recht.'

Und dann stand ich wieder vor dem Fenster, am späten Abend, als es leer draußen geworden. Ich hatte am Tage Carlota ein Zeichen gegeben, daß ich käme, und wartete, lang umsonst, wohl stundenlang. Doch endlich dämmerte der matte weiße Schimmer eines Gesichtes hinter dem Gitter auf, und ihre Stimme sagte: ‚Seid Ihr's, Señor? Ich habe erfahren, daß Tadeo im Sturm über Bord gestürzt ist, und danke Euch, daß Ihr kommt, als Augenzeuge, der dabei zugegen gewesen, mir die Botschaft zu bestätigen. Denn ich sollte ihn nach dem Willen meines Vaters heiraten und bin durch seinen Unfall frei geworden, den zu wählen, den ich liebe. Gute Nacht, Señor, und wollt Ihr mich durch Eure Anwesenheit bei meiner Hochzeit ehren, werdet Ihr mir willkommen sein, denn ich bin Euch dankbar.'

Ist dir einmal ein Riß durch den Kopf gespalten, Overbek, wie von einem Blitzschlag, zugleich wie ein Todesstreich und wie eine Flamme. die grell in die letzte Finsternis eines Abgrundes hinunterzischt? Das war kein Mädchen, kein Weib, kein Menschengeschöpf — eine Guaguara war's, die sich gegen das Käfiggitter schnellte und durch seine Tallen ihre Tatzen mir in die Brust, ins Herz und Hirn schlug. Sie sprach's nicht mit geradem Wort an mein Ohr, aber in meine Seele stach sie's mit vergifteter Dolchzunge hinein, das klare Verständnis: Meine Hand hatte es gethan, doch sie hatte meine Hand geführt. Sie hatte ihm den Ring an dem Finger und die Locke auf der Brust gegeben, damit ich sie frei von ihm machen sollte. Und sie lachte mir den Dank entgegen, daß es ihr gelungen, wie die Guaguara ein heiseres Gurren durch die blutigen Zähne stößt, wenn sie ihre zuckende Beute in den Krallen hält, und ich fühlte ihren heißen Raubtieratem auf meinem Gesicht."

Carlos Mazeras hatte mehr und mehr selbst mit einer trockenen, heiser versagenden Stimme gesprochen, hielt jetzt an, um wieder nach seinem Glase zu fassen und es abermals in einem Zug zu leeren. Neben ihm saß Alf Overbek reglos-stumm, nur seine weit und starr geöffneten Augen thaten kund, daß Leben in ihm sei und daß er gehört habe, was sein Gefährte zu ihm gesprochen. Es war, als ob dieser damit, daß er es zum erstenmal einem Menschenohr anvertraut, eine Last von seiner Brust abgerungen, er atmete ein paarmal tiefer auf, doch dann verdüsterte sich sein Gesicht wieder wie von einem über ihn fallenden Schatten, und mehr vor sich hin als zu einem Hörer sprechend, hob er wieder an: „Wie ich auf ein Schiff zurückgekommen, weiß ich nicht, aber ich war drauf; ich glaube, daß ich gedacht, mein Mitsein am Bord müßte ihm Verderben bringen und es in die Tiefe hinunterschlingen lassen. Das war ein abergläubisch-thörichter Gedanke meines zerrütteten Kopfes und zugleich ein ruchloser, und er ward nicht zur Wirklichkeit. Ganz anderes geschah an mir, denn Wind und See thaten Wunder, als ob sie das Gift aus meinem Blut wegspülten, seine rasenden Wellen mählich zur Ruhe glätteten und das Gedächtnis in mir überdämmerten und aus mir heraus mit sich fortnähmen. Ich that meinen Dienst wie die anderen, nicht schlechter, am besten, sagte der Kapitän; ich fand Schlaf nach der Arbeit und schlief fest und traumlos. Unser Kurs ging nach Nord, nach Europa; wir kamen aus dem Passat, und der Teneriffapik lag uns nach rechts grau überm Wasserrand."

Der Sprecher schwieg wieder einen Augenblick, ehe er fortfuhr: „Da war's, daß an mich die Nachtwache geriet, nicht zum erstenmal seit unserer Abfahrt, aber anders. Wir hatten am Nachmittag haarige Luft bekommen, die mit dem Abend dicker ward; es hieß, gut aufpassen, das Quecksilber fiel, der Kapitän glaubte an Sturm. Ums achte Glasen ward ich zur Ablösung geweckt und

kam auf Deck, nicht in so dunkle Nacht, als ich erwartet, graudämmerig lag's um mich her, man sah fast bis oben in die Masten hinauf. Der Wind sang im Tauwerk, die Decksbalken knarrten und die Spieren ächzten, doch von Sturmzeichen war keine Spur und der Kapitän fort von der Brücke, wohl auch ruhig in der Koje. Ich ging Steuerbord leewärts auf und ab, das Schiff lag sacht herüber mit mäßiger Fahrt. Dabei ward's nicht dunkler, sondern noch klarere Sicht; ich sah's, ohne weiter über den Grund davon zu denken. Aber auf einmal gab's etwas wie einen Riß oben am Himmel, daß alles beinah taghell um mich ward. Nach beiden Seiten fiel der Dunst wie die Leinwand von einer Rah herunter, und beinah vollrund blitzte das Mondsilber auf die See. Sie ging dunkel, weithin keine Schaumwelle, aber im selben Augenblick krauste sich dicht unter mir ein kleiner weißer Wirbel und reckte sich und ward zu einem Kopf und einem fahlen Gesicht, grell vom Mond beschienen und nach mir aufstarrend. Und von den blutlosen Lippen klang eine Stimme herauf: ‚Ich bin da — ich bin bei dir, Carlos Mazeras!‘ Mit beiden Händen hielt ich mich am Schanzkleid; ich wollte von der Reling fort und konnte mich doch nicht von ihr losmachen, mußte immer hinuntersehen nach dem Kopf, der immer gleich schnell wie das Schiff im Leewasser drunten forttrieb. Auch eine Hand reckte sich manchmal neben ihm herauf und winkte zu einem Ruf: ‚Komm zu mir — komm!‘ Im Morgengrau fanden sie mich bewußtlos unter der Reling am Boden.“

Mazeras machte abermals eine kurze Pause, dann fügte er nach: „Er hatte es gesagt, er lasse nicht von mir, und er that's nicht. Im Tageslicht und in dunklen Nächten konnt er's nicht, aber sobald der Mondglimmer aufs Wasser fiel, war er da — immer — immer — und winkte mir, und wenn er mich mit seinen Augen gefaßt, konnte ich den Blick nicht mehr von ihm losreißen. Und ich fühlte, der Wahnsinn reckte sich aus seinem weißen Gesicht nach mir auf, packte mein Hirn und zerrte und zog an mir, mich über Bord hinunterzureißen. Ich konnte nicht auf der See bleiben, mußte aufs Land. So kam ich in Eure Stadt und nahm Arbeit auf der Werft, zehn Jahre lang. Dann glaubte ich —“

Doch der Sprecher vollendete nicht, sondern brach ab: „Was red ich dir von mir, Alf Overbek, dazu hab ich dich nicht hierher geführt. Um dich noch zu retten, that ich's, daß du auf dem deutschen Schiff an Bord gehst; thust du's morgen nicht, ist's zu spät.“

Alf Overbek antwortete dumpf mit einem kurzen Nicken: „Ja, ich weiß es.“

„Daß deine Frau eine Guagnara ist, wie's die andere war — darum sprach ich dir von ihr, denn sie sind sich gleich wie Zwillinge an Gesicht und Zauber, an Blutgier und Grausamkeit. Daß sie dich in ihren Tatzen hält und dir Leib und Seele zerfleischt — du weißt's?“

„Ja, aber ich kann nicht von ihr lassen.“

Apathisch willenlos und doch zugleich als unabänderlich klang's vom Munde des Antwortenden. Ein Zucken überfuhr Carlos Mazeras' Züge, er faßte krampfhaft den Arm Overbeks und stieß aus: „Ich bin dein Freund — sie hat mich dazu gemacht — und ich will dich retten. Ich weiß noch mehr als du. Glaubst du, daß sie dir treu ist?“

„Nein.“

„Wenn ich gewollt — vor wenigen Tagen hätte sie mir gehört.“

„Du brauchst es mir nicht zu sagen, ich weiß es.“

„Und weißt du auch, wo sie in diesem Augenblick ist? Glaubst du, daß sie müde war und in ihrem Zimmer schläft?“

„Nein.“

Mit seinen matten Augen sah Alf bei der Erwiderung auf und setzte tonlos hinzu: „Du glaubst mehr zu wissen als ich, und kennst sie seit nicht so viel Wochen, als ich Jahre mit ihr gelebt. Mehr als eines davon ist vergangen, eh auch ich sie kennen gelernt, aber dann wußte ich's — wußte, sie betrüge und verrate mich, habe es schon auf dem Schiff gethan, das uns von Europa herüberbrachte. Ein Knabe war ich damals noch und glaubte, aus hilfreichem Mitgefühl habe der dänische Kapitän uns ohne Entgelt am Bord aufgenommen. Doch eine Stunde kam, in der ich's begriff und erkannte, daß er's für einen Blick von ihr gethan, der ihm

Lohn verhieß. Laß uns nicht mehr davon sprechen, du kannst mir nichts sagen, was ich nicht weiß. Aber du hast es gut gemeint — hab Dank dafür!"

Alf streckte seine Hand nach der Carlos Mazeras', der heftig ausstieß: „Du warst ein Knabe, sagst du, doch jetzt bist du ein Mann — Overbek, du mußt — du sollst —"

Doch Alf Overbek stand von seinem Sitz auf. „Laß uns gehen — ich bin kein Mann, Mazeras. Sie müßte von mir lassen, ich kann's nicht."

Er wandte den Fuß gegen die Thür; seinem Gefährten flog es unwillkürlich vom Mund: „Sie läßt nicht von dir, solange deine Sklavenarbeit ihre Tasche mit Diamanten füllt!"

„Ich weiß es."

Der Antwortende schritt hinaus, Mazeras folgte ihm, die Zähne gewaltsam aufeinander pressend, stumm gingen sie draußen nebeneinander. Die Nacht war hell geworden, ostwärts stieg der Mond über der Bai herauf und begann auf dem Wasser des Hafens zu glimmern. Wie sie zu ihrer Posada kamen, reichte Alf seinem Begleiter noch einmal schweigend, mit mattem Druck die Hand und begab sich in sein Zimmer. Im Kopf ging's ihm taumelnd auf und ab; wenn sein Geist noch nicht zerrüttet war, stand er doch an der Grenze der Zerstörung. Er dachte nicht mehr des gespenstisch Entsetzlichen, das Carlos Mazeras ihm aus seinem Leben mitgeteilt, sondern horchte nur an der Verbindungsthür, die ins Nebenzimmer zu dem Heids führte, ob er ihren Atemzug höre. Doch sein fiebernd gespanntes Ohr vernahm nichts; geräuschlos faßte seine Hand den Drücker, die Thür war verschlossen; leise klopfte er an diese mit den Fingerspitzen, es kam keine Antwort. Nun setzte er sich und horchte, den Atem verhaltend, mit glanzlos starrem Blick nach dem Flur hinaus, ob ein Schritt über diesen von der Treppe heranfklinge. So sank sein Kopf allmählich haltlos zurück, und sitzend fiel er in Schlaf. Aber man sah, nur der tödlich ermattete Körper brach zusammen; der schwer ringende Atem gab kund, sein Inneres, die Seele, das Gehirn fand keine Ruhe.

Dann indes war die Sonne seit zwei Stunden aus dem Ocean heraufgetaucht und sah nach der Bestimmung die drei Reisegenossen an Bord der für Rio Janeiro die Segel lichtenden Brigg La Confianza. Ein gutgebautes, kraftvolles Vollschiff mit Teckholzspanten war's, auf das sich Vertrauen und Zuversicht setzen ließ, und das sich seinen Namen seit mehr als einem Jahrzehnt auf Fahrten ums Kap Horn nach Valparaiso bei manchem schweren Unwetter wohlverdient; da es oft die Linie passierte, besaß es, um die Kalmen überwinden zu können, neben der Segelausrüstung eine kleinere Dampfmaschine von mäßiger Kraft. Der Kapitän genoß in allen Häfen Südamerikas den Ruf eines besterfahrenen und unerschrockensten Schiffers und ward oft wegen des Scharfblicks beneidet, mit dem er seine Mannschaft stets nur aus tüchtigsten Leuten zusammenzumustern verstand. Die that allerdings auch manchmal beim Kurs um das schlimm berufene Schwarze Kap oder durch die vereiste Magelhaensstraße not, doch diesmal ging die Fahrt zu günstiger Jahreszeit gefahrlos nur nach Rio und Buenos Ayres, Bahia lag bereits außerhalb des Kalmengürtels, und der Südpassat versprach bei richtiger Benutzung in längstens einer Woche Erreichung des ersten Ziels. Hochstattlich, unter voller Leinwand kreuzte die Confianza an der Insel Itaparica vorüber durch die wundersame Bucht von Todos os Santos ins Weltmeer hinaus. Vor der Mittagsstunde verschwamm und verschwand rückwärts im Sonnenduft der an der Felswand hoch aufgetreppte weiße Glanz San Salvadors da Bahia.

(Schluß folgt.)



Adolf Stern.

Eine Studie
von
Adolf Bartels.

Der deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit befindet sich, wenn er nicht zu denen gehört, die, wie der beliebte Ausdruck lautet, im Vordergrunde des Interesses stehen, das heißt, mode sind, dem Publikum gegenüber in einer durchaus unglücklichen und unerquicklichen Lage. Mag auch sein Name, sobald eine neue Arbeit von ihm erscheint, hier und dort mit Anerkennung genannt werden, mag sich die Kritik hin und wieder mit einem seiner Werke befassen, auf eine tiefere Anteilnahme, die zu einer eingehenden Würdigung seines Gesamtschaffens führte und ihm zeigte, daß er nicht umsonst gelebt und gestrebt, trifft er selten, und nur aus engerem Freundeskreise vernimmt er bisweilen den verständnisvollen Beifall, der der einzige wirklich befriedigende Lohn des Schaffens ist. Die Aktualitätssucht der Zeitungen vor allem, die hier ein gewandtes Talent zu einer genialen Erscheinung aufschwindelt, dort das echte Genie zu einem Sonderling herabsetzt, hier wieder eine vielseitige Begabung in durchaus einseitigem Lichte zeigt, dort eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit durch einen Phrasenschwall in ihrem Eigensten gleichsam erstickt, bewirkt auch, daß ein wahrer Dichter dem Publikum nur durch litterarische und kritische Nebenarbeiten bekannt wird und umgekehrt ein Mann der Wissenschaft, der auch Romane geschrieben, als großer Dichter gilt, daß jemand ewig der Dichter seines zufällig erfolgreichen Erstlingswerkes bleibt, obwohl er seitdem eine gewaltige Entwickelung durchgemacht hat, während man andererseits einen spät zum Erfolg gelangten reifen Dichter wie einen jungen Anfänger behandelt, der zahlreichen Fälle, wo das Bedeutende einfach im Dunkel gelassen wird, gar nicht zu gedenken.

Ein Dichter und Schriftsteller, der, obwohl er längst zu Ruf und Bedeutung gelangt ist, doch auch unter den geschilderten Verhältnissen nicht wenig gelitten hat und noch heute leidet, so oft er auch die Gerechtigkeit, die man ihm versagt, anderen erwiesen hat, ist Adolf Stern, den Lesern der

Lohn verhieß. Laß uns nicht mehr davon sprechen, du kannst mir nichts sagen, was ich nicht weiß. Aber du hast es gut gemeint — hab Dank dafür!"

Alf streckte seine Hand nach der Carlos Mazeras', der heftig ausstieß: „Du warst ein Knabe, sagst du, doch jetzt bist du ein Mann — Overbek, du mußt — du sollst —"

Doch Alf Overbek stand von seinem Sitz auf. „Laß uns gehen — ich bin kein Mann, Mazeras. Sie müßte von mir lassen, ich kann's nicht."

Er wandte den Fuß gegen die Thür; seinem Gefährten flog es unwillkürlich vom Mund: „Sie läßt nicht von dir, solange deine Sklavenarbeit ihre Tasche mit Diamanten füllt!"

„Ich weiß es."

Der Antwortende schritt hinaus, Mazeras folgte ihm, die Zähne gewaltsam aufeinander pressend, stumm gingen sie draußen nebeneinander. Die Nacht war hell geworden, ostwärts stieg der Mond über der Bai herauf und begann auf dem Wasser des Hafens zu glimmern. Wie sie zu ihrer Posada kamen, reichte Alf seinem Begleiter noch einmal schweigend, mit mattem Druck die Hand und begab sich in sein Zimmer. Im Kopf ging's ihm taumelnd auf und ab; wenn sein Geist noch nicht zerrüttet war, stand er doch an der Grenze der Zerstörung. Er dachte nicht mehr des gespenstisch Entsetzlichen, das Carlos Mazeras ihm aus seinem Leben mitgeteilt, sondern horchte nur an der Verbindungsthür, die ins Nebenzimmer zu dem Heids führte, ob er ihren Atemzug höre. Doch sein fiebernd gespanntes Ohr vernahm nichts; geräuschlos faßte seine Hand den Drücker, die Thür war verschlossen; leise klopfte er an diese mit den Fingerspitzen, es kam keine Antwort. Nun setzte er sich und horchte, den Atem verhaltend, mit glanzlos starrem Blick nach dem Flur hinaus, ob ein Schritt über diesen von der Treppe heraufklinge. So sank sein Kopf allmählich haltlos zurück, und sitzend fiel er in Schlaf. Aber man sah, nur der tödlich ermattete Körper brach zusammen; der schwer ringende Atem gab kund, sein Inneres, die Seele, das Gehirn fand keine Ruhe.

Dann indes war die Sonne seit zwei Stunden aus dem Ocean heraufgetaucht und sah nach der Bestimmung die drei Reisegenossen an Bord der für Rio Janeiro die Segel lichtenden Brigg La Confianza. Ein gutgebautes, kraftvolles Vollschiff mit Teckholzspanten war's, auf das sich Vertrauen und Zuversicht setzen ließ, und das sich seinen Namen seit mehr als einem Jahrzehnt auf Fahrten ums Kap Horn nach Valparaiso bei manchem schweren Unwetter wohlverdient; da es oft die Linie passierte, besaß es, um die Kalmen überwinden zu können, neben der Segelausrüstung eine kleinere Dampfmaschine von mäßiger Kraft. Der Kapitän genoß in allen Häfen Südamerikas den Ruf eines besterfahrenen und unerschrockensten Schiffers und ward oft wegen des Scharfblicks beneidet, mit dem er seine Mannschaft stets nur aus tüchtigsten Leuten zusammenzumustern verstand. Die that allerdings auch manchmal beim Kurs um das schlimm berufene Schwarze Kap oder durch die vereiste Magelhaensstraße not, doch diesmal ging die Fahrt zu günstiger Jahreszeit gefahrlos nur nach Rio und Buenos Ayres, Bahia lag bereits außerhalb des Kalmengürtels, und der Südpassat versprach bei richtiger Benutzung in längstens einer Woche Erreichung des ersten Ziels. Hochstattlich, unter voller Leinwand kreuzte die Confianza an der Insel Itaparica vorüber durch die wundersame Bucht von Todos os Santos ins Weltmeer hinaus. Vor der Mittagsstunde verschwamm und verschwand rückwärts im Sonnenduft der an der Felswand hoch aufgetreppte weiße Glanz San Salvadors da Bahia.

(Schluß folgt.)



Adolf Stern.

Eine Studie

von

Adolf Bartels.

Der deutsche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit befindet sich, wenn er nicht zu denen gehört, die, wie der beliebte Ausdruck lautet, im Vordergrunde des Interesses stehen, das heißt, mode sind, dem Publikum gegenüber in einer durchaus unglücklichen und unerquicklichen Lage. Mag auch sein Name, sobald eine neue Arbeit von ihm erscheint, hier und dort mit Anerkennung genannt werden, mag sich die Kritik hin und wieder mit einem seiner Werke befassen, auf eine tiefere Anteilnahme, die zu einer eingehenden Würdigung seines Gesamtschaffens führte und ihm zeigte, daß er nicht umsonst gelebt und gestrebt, trifft er selten, und nur aus engerem Freundeskreise vernimmt er bisweilen den verständnisvollen Beifall, der der einzige wirklich befriedigende Lohn des Schaffens ist. Die Aktualitätssucht der Zeitungen vor allem, die hier ein gewandtes Talent zu einer genialen Erscheinung aufschwindelt, dort das echte Genie zu einem Sonderling herabsetzt, hier wieder eine vielseitige Begabung in durchaus einseitigem Lichte zeigt, dort eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit durch einen Phrasenschwall in ihrem Eigensten gleichsam erstickt, bewirkt auch, daß ein wahrer Dichter dem Publikum nur durch litterarische und kritische Nebenarbeiten bekannt wird und umgekehrt ein Mann der Wissenschaft, der auch Romane geschrieben, als großer Dichter gilt, daß jemand ewig der Dichter seines zufällig erfolgreichen Erstlingswerkes bleibt, obwohl er seitdem eine gewaltige Entwickelung durchgemacht hat, während man andererseits einen spät zum Erfolg gelangten reifen Dichter wie einen jungen Anfänger behandelt, der zahlreichen Fälle, wo das Bedeutende einfach im Dunkel gelassen wird, gar nicht zu gedenken.

Ein Dichter und Schriftsteller, der, obwohl er längst zu Ruf und Bedeutung gelangt ist, doch auch unter den geschilderten Verhältnissen nicht wenig gelitten hat und noch heute leidet, so oft er auch die Gerechtigkeit, die man ihm versagt, anderen erwiesen hat, ist Adolf Stern, den Lesern der

Monatshefte als Novellist wie als litterarischer Essayist gleich gut bekannt, für das große Publikum aber bis auf diesen Tag immer nur der „geschätzte“ oder „berühmte“ Litteraturhistoriker, trotzdem der Dichter Stern viel früher war als der Litteraturhistoriker, und der Professor der Litteraturgeschichte seiner dichterischen Thätigkeit zu keiner Zeit seines Lebens untreu geworden ist. Obschon Stern von dem ominösen siebzigsten Geburtstag, der die in Deutschland beliebten Ehrungen zu bringen pflegt, noch ein Jahrzehnt entfernt ist, scheint es doch an der Zeit, ein zusammenfassendes Bild seiner außerordentlich reichen dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit zu geben, und Pflicht, dabei die dichterische in den Vordergrund zu stellen.

Adolf Stern (eigentlich Ernst) wurde am 14. Juni 1835 zu Leipzig geboren. Nach wenigen Schuljahren durch Verhältnisse seiner Familie genötigt, sich autodidaktisch weiter zu bilden, geriet er in früher Jugend in eine Litteratenexistenz hinein, wie man sie sich heutzutage, wo Litterat und Journalist gleichbedeutend geworden sind, und die Zeitung in der Regel gleich das sichere Brot abgiebt, kaum noch vorstellen kann; es waren die ersten fünfziger Jahre, wo der Typus des vormärzlichen Belletristen zwar schon im Aussterben begriffen war, in den litterarischen Centren aber doch noch manchen Vertreter hatte. Stern hatte die schönste Gelegenheit, deren einige mit gar nicht unbedeutenden Namen kennen zu lernen, fühlte sich glücklicherweise jedoch nicht bewogen, ihnen nachzueifern, sondern verlor über dem Broterwerb, zu dem er gezwungen war, die Erwerbung jenes Maßes von Kenntnissen, dessen der ernsthafte Schriftsteller unter allen Umständen bedarf, nicht aus den Augen, ja, er war im stande, sich, seit 1852 in Leipzig, später in Jena Geschichte, vergleichende Sprachwissenschaft, Litteratur- und Kunstgeschichte studierend, ein ungewöhnliches Wissen zu erwerben, das ihn nach und nach in allen Litteraturen heimisch machte. Über die gewöhnliche Litteratenexistenz kam er so bald hinaus, gelangte in den Kreis der jungen Musiker und Schriftsteller, die sich um Franz Liszt in Weimar scharten, und ward der Freund Peter Cornelius' und Felix Dräsekes. Und wie zu Liszt und Wagner und der musikalischen Bewegung der Zeit, gewann er frühzeitig auch zu den bedeutendsten der damaligen deutschen Dichter, zu Hebbel und Otto Ludwig, Stellung, erkannte deren die Zeitgenossen weit überragende Größe und trat mit ihnen in persönlichen Verkehr. Der Briefwechsel Hebbels mit Adolf Stern bildet nicht den unbedeutendsten Teil der von Felix Bamberg herausgegebenen Korrespondenz des großen Dramatikers. Im Jahre 1860 ward Stern Lehrer der Geschichte und Litteratur am Krauseschen Institut in Dresden, ging 1861 zu erneuten Geschichts- und Sprachstudien nach Jena, verheiratete sich 1863 mit der Landschaftsmalerin Malwine Krause, einer Schülerin des älteren Preller, mit der er zunächst einige Jahre in Schandau, dann wieder in Dresden als Schriftsteller lebte, bis er 1868 außerordentlicher, 1869 ordentlicher Professor der Litteraturgeschichte an der technischen Hochschule daselbst wurde.

Als er diese Stellung antrat, hatte er bereits eine ganze Anzahl von Werken, darunter einige von zweifellos dauernder Bedeutung, herausgegeben. Von den Jugendarbeiten erwähne ich außer den „Gedichten“, die zuerst 1855, in dritter Auflage 1882 erschienen, vor allem die epische Dichtung „Jerusalem“ (1858), die die Eroberung der heiligen Stadt durch Titus behandelt und Sterns Dichterruf wenigstens für die rein litterarischen Kreise der Zeit feststellte. Hebbel schrieb über dies Werk, indem er es mit Gregorovius' „Euphorion“ verglich: „In diesem Gedichte decken sich Staffage und Figuren besser, wie in dem vorigen, die Aufgabe war aber freilich auch leichter, denn wir stehen auf dem Boden der jüdisch-christlichen Weltanschauung und haben Menschen vor uns, die nicht bloß unser Fleisch und Blut mit uns teilen. Das soll jedoch nicht zum Nachteil des Verfassers gesagt sein, er hat den Fall Jerusalems in einer Reihe ergreifender Bilder vorgeführt und nicht bloß im Ganzen historischen Blick bewiesen, sondern auch im Einzelnen jenen feinen Sinn fürs Detail bekundet, von dem die Beseelung abhängt. Hier werden keine platonischen Dialoge gehalten, sondern menschliche Gespräche, die zu dem, was eben vorgeht, in

unmittelbarster Beziehung stehen, ohne darum ins Triviale zu fallen und etwa die orthographischen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit zu rechnen. Dafür spricht auch alles zum Herzen." Ludwig, dem Stern die Dichtung auch mitteilte, gab wenigstens zu, daß in der Schilderung des Tempelbrandes etwas stecke — er nahm den Standpunkt höher als der für die Illustrierte Zeitung und ein größeres Publikum schreibende Hebbel und übersah das starke schildernde und rhetorische Element des Werkes des Dreiundzwanzigjährigen nicht. Dennoch ist der Satz Hebbels von dem „feinen Sinn fürs Detail" unzweifelhaft keine Phrase, er schließt eine frühzeitige Erkenntnis der Eigenart des Sternschen Talentes in sich, so wenig erschöpfend sich dieses auch in „Jerusalem" noch offenbaren mochte. Für die zweite größere Produktion Sterns, den zweibändigen modernen Roman „Bis zum Abgrund" (1861), hatte Hebbel das wärmste Lob: „Sie wundern sich, daß Ihr Roman meinen vollen Beifall hat?" schrieb er. „Es ist doch sehr einfach. Sie haben einen vortrefflichen Griff sowohl in das Menschenherz wie in das moderne Weltwesen hinein gethan. Ihre Handlung ist zwar nicht prickelnd, aber spannend von Anfang bis Ende, Ihre Charaktere sind bis auf einen, den Sie jedoch weniger fallen lassen als aus dem Gesicht verlieren, gut und reich durchgeführt, und Ihre Peripetie ist geradezu meisterhaft und läßt nichts zu wünschen übrig. Dies rein objektiv über Ihr Buch; für Sie als Menschen freut es mich noch ganz besonders, daß Sie die Eindrücke, aus denen Ihr Roman zum Teil hervorgegangen ist, so rasch in sich verarbeitet und unter die Füße gebracht haben. Fahren Sie ja auf diesem Wege fort; er dürfte Sie am schnellsten zu allen Ihren Zielen führen." Auch dies Urteil zeigt die Erkenntnis von Sterns Eigenart und könnte mutatis mutandis auf seine späteren Romane angewendet werden. Von einem dritten größeren Werk des jungen Dichters, der epischen Dichtung „Johann Gutenberg", ist in dem Briefwechsel mit Hebbel öfter die Rede, es wurde aber erst 1872 vollendet. Inzwischen war Adolf Stern zu einem hervorragenden deutschen Novellisten geworden.

Gewissermaßen als Übergang zu seiner novellistischen Thätigkeit möchte ich das kleine Drama „Brouwer und Rubens" betrachten, das, zu einem Dresdener Künstlerfeste geschrieben, am 16 März 1861 zum erstenmal aufgeführt wurde. Sicher bot der Stoff Gelegenheit zur Herausarbeitung eines dramatischen Gegensatzes, aber der Wert des kleinen Werks beruht doch auf der Frische und Lebendigkeit der einzelnen Scenen, der glücklichen Verbindung des Poetischen und Kulturhistorischen. Die Form ist nicht ganz auf der Höhe früherer und späterer Sternschen Dichtungen, erreicht z. B. die Kraft und Anschaulichkeit einzelner lyrisch-epischer Jugendstücke wie „Ada Vitella", „Jagello", „Eldorado" nicht. Auch diese kann man als Übergänge zu den Novellen auffassen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese farbenreichen plastischen Gedichte nur den Wert von Übungen hätten. Vor allem bedarf der Novellendichter der Freude an der Fülle der Erscheinungen, des umfassenden Blicks für den Reichtum des Lebens, des echt epischen Geistes, der die Dinge losgelöst vom Reinsubjektiven, so zu sagen ihren objektiven Wert schauen kann. Daß dieser echt epische Sinn Stern in hohem Maße eigen sei, wird jede eingehendere Betrachtung seiner Novellen ergeben.

Von Bedeutung und Wichtigkeit für Sterns ganze Entwickelung war es, daß er in empfänglicher Jugend von dem vorübergehenden Aufschwung der deutschen Dichtung in den Jahren zwischen 1850 und 1860 aufs mächtigste ergriffen, von dem in den sechziger und siebziger Jahren eintretenden Verfall so gut wie gar nicht berührt wurde. Seine innere Entwickelung war freilich nicht vollendet, aber der Weg, auf dem diese innere Entwickelung vor sich zu gehen hatte, war betreten, und der junge aufstrebende Dichter setzte ihn mutig fort, auch als die Umstände minder günstig lagen und hundert Stimmen zugleich zum Verlassen dieses Weges mahnten.

Seine ästhetischen Grundanschauungen, seinen Kunsternst hatte Adolf Stern von Hebbel und Ludwig übernommen, die Ausbildung seines Talents aber, das wesentlich epischer Natur ist, mußte von anderen als diesen dramatischen Geistern den Ausgang

nehmen. Der Schöpfer der modernen Novelle ist Ludwig Tieck, in seinen hierher gehörigen Werken steckt embryonisch, was die spätere Entwickelung der deutschen Novelle zur vollen Entfaltung gebracht hat. Ob und wann Stern den Einfluß Tiecks erfahren, ist ohne ein Bekenntnis des Dichters natürlich nicht auszumachen; bekanntlich hat Tieck seine reiffsten Jahre in Dresden verlebt, und sobald Stern nach Dresden kam, mußte er auf die Spuren des Mannes stoßen. Es ist aber sehr wohl möglich, daß er einen unmittelbaren Einfluß nicht einmal erfahren hat, daß allein die unzweifelhafte Fortwirkung Tiecks in der Gesamtlitteratur, die die Rückkehr zu weniger ausgebildeten Formen ausschloß, ihm wie den anderen Novellisten der Zeit den Ausgangspunkt gegeben. Stern ist aber derjenige der deutschen Novellisten, der das Werk Tiecks so zu sagen in gerader Linie fortgesetzt, der nicht nur die verhältnismäßig einfache Form des Meisters im Ganzen beibehalten, der auch die allzugroße Specialisierung vermieden und gestrebt hat, die Totalität des Lebens in seinen Novellen in Erscheinung treten zu lassen, so, daß das epische Element rein hervortrete und nicht durch Stimmungs- und psychologische Kleinmalerei überwuchert werde. Er ist vielleicht der reinste Epiker unter unseren Novellisten.

Die sechs Sammlungen der Novellen Sterns erschienen: Am Königsee 1863, Historische Novellen 1866, Neue Novellen 1874, Aus dunklen Tagen 1879, Venetianische Novellen 1885, Auf der Reise 1891. Eine ausgewählte Sammlung seiner besten Novellen hat Stern bisher noch nicht veröffentlicht; sollte er dies eines Tages thun, so würden wir einen Novellenband erhalten, der in der deutschen Litteratur wenige seinesgleichen hätte. Die Novellisten sind eben nicht so häufig, die einen Band von reichlich einem Dutzend Musternovellen herausgeben können, die bei gleichmäßiger Formvollendung den verschiedensten Stoffkreisen angehörend, samt und sonders volles, selbständiges Leben aufweisen. In der ersten Sammlung „Am Königsee“ ist das Meisterstück wohl „Am Wildbach“, eine dorfgeschichtliche Novelle ohne die Schwächen der Dorfgeschichte, einen Ehekonflikt gedrängt und doch erschöpfend behandelnd. Schon hier zeigt sich die eigentümliche Kunst des Dichters, die Handlung in wenige zusammenfassende Situationen mit schlaglichtartiger Beleuchtung zusammenzudrängen, die verführen könnte, Sterns Novelle einfach als Situationsnovelle zu bezeichnen und sie der modernen Problem-, Charakter- und Stimmungsnovelle gegenüber zu stellen. Bereits mit seinen „Historischen Novellen“ gelangte Stern auf die Höhe seiner Kunst; der Band enthält nicht weniger als drei vorzügliche Stücke: „Vor Leyden“, „Gluck in Versailles“ und „Die Wiedertäufer“. Es ist ja thöricht, es dem Dichter als besonderes Verdienst anzurechnen, daß er die Zeitatmosphäre und die Lokalfarbe richtig trifft; kann er das nicht, so ist er eben kein Dichter. Aber bei Stern ist unbedingt ein Plus historischer Auffassungs- und Darstellungskraft zu bemerken, er illustriert nicht bloß eine geschichtliche Anekdote, sondern bewegt sich auf dem Gebiete des Historischen frei erfindend mit so wunderbarer Sicherheit, daß uns seine Erfindung direkt Geschichte wird. Das beweisen vor allem die „Wiedertäufer“, die kaum einen geschichtlichen Untergrund haben dürften, doch aber ein treffliches Zeitbild ergeben. Auch bei seinen historischen Novellen springt die große Situationskunst Sterns in die Augen; Scenen wie die in „Vor Leyden“, wo der verlorene Sohn mitten unter den spanischen Soldaten die grauhaarige Mutter erblickt, wie die große Erkennungsscene in den „Wiedertäufern“ sind einzig und unvergeßlich. Es ist aber weit mehr in diesen Novellen als Situationskunst, es sind vortrefflich gezeichnete Charaktere, es ist tiefe menschliche Wahrheit, es ist poetische Stimmung da.

Unter den „Neuen Novellen“ verdienen ebenfalls drei besondere Erwähnung: „Et ego in Arcadia“, „Die Flut des Lebens“, „Violanda Robustella“. Die erstgenannte ist vielleicht die beste moderne Stimmungsnovelle Sterns, von bemerkenswerter Schlichtheit, Schönheit und Reinheit, dabei nicht ohne den leisen Hauch der Resignation, der die besten Werke des Dichters durchzieht und wohl das Element ist, in dem seine Subjektivität am ersten zur Erscheinung gelangt. Die gleiche Stimmung atmet die geschichtliche Novelle „Die Flut des Lebens“, auch ein

Meisterstück, im Grunde nur eine einzige Situation, ein rasch vorüberfliehendes glänzendes Bild auf dunklem Hintergrunde. Viel weiter ausgeführt ist „Violanda Robustella", eine im Veltlin zur Zeit der Glaubenskämpfe spielende Liebesgeschichte, in der sich große Zartheit und tiefe Glut vereinigen, und die im übrigen, historisch wie ethnographisch von großer Treue, vortrefflich durchgeführt ist. — In der Sammlung „Aus dunklen Tagen" wären etwa „Stilles Glück", in der Stimmung und der etwas barocken Erfindung an manche Novellen Tiecks gemahnend, und die schlichte Schiffernovelle „Heimkehr" auszuzeichnen. — In den „Venetianischen Novellen" treffen wir zunächst auf einen „Dürer in Venedig", der, trefflich in der Komposition und der Charakteristik Dürers wie seines Gegensatzes Giorgione, doch tieferen Konflikten auszuweichen scheint und nur als farbiges Gemälde Wert hat. Weit bedeutender ist die Novelle „Die Schuldgenossen"; sie rührt an die tiefsten Dinge und predigt eindringlich die Wahrheit, daß wir auch für das, was wir auf Verantwortung anderer thun, selbst verantwortlich sind. Vortrefflich ist die Atmosphäre des von der Pest heimgesuchten Venedigs gegeben. Als die Meisternovelle dieses Bandes stellt sich aber „Der neue Merlin" dar, durch Tiefe der Grundidee, Stimmungsfülle, schlichte Wahrheit der Erfindung und glückliche Komposition ein ganz hervorragendes Werk, dem ich nicht viele deutsche Novellen an die Seite zu stellen wüßte. Der Band „Auf der Reise" enthält gleichfalls drei Novellen, von denen mir „Der Pate des Todes", eine deutsche Hofgeschichte aus der Gegenwart (zuerst in Westermanns Monatsheften), den Preis zu verdienen scheint. Zu den besten Arbeiten Sterns gehören endlich auch die beiden neuesten, in Westermanns Monatsheften erschienenen Novellen „Die Totenmaske", eine venetianische Novelle von großem Farbenzauber und echter Tragik, und die moderne römische Novelle „Maria vom Schiffchen", welche die Situationskunst und Stimmungsgewalt Sterns auf der alten Höhe zeigt.

Überblickt man die novellistische Thätigkeit Sterns in ihrer Gesamtheit, so kann man sich des Eindrucks gar nicht erwehren, daß man dem Dichter sehr unrecht gethan hat, wenn man ihn nicht längst unter unsere besten Novellisten einreihte. Was er selber von W. H. Riehl sagt, daß dieser in der Novelle ohne Künstelei und gelehrten Apparat mit wenigen Zügen einen anschaulichen und gut gestimmten Hintergrund vergangener Kulturzustände vortrefflich hinstellt, während die eigentliche Erzählung jederzeit durch ihren menschlichen, rein poetischen Kern fesselt, das gilt auch von ihm selber. Während aber Riehl die kulturgeschichtlichen Stoffe bevorzugt und am liebsten die Barock- und Rokokowelt darstellt, hält sich Stern gern an das Reinhistorische, bewegt sich in den verschiedensten Zeiten und bleibt auch modernen Stoffen nicht fern, aus denen er mit großer Sicherheit das allgemein menschlich Ergreifende herauszugestalten weiß. Die leise Neigung Riehls zum Moralisieren fehlt bei Stern, auch der Humor Riehls, dafür haben wir als Sterns Grundstimmung jene weiche Resignation, die gerade die harmonischen Naturen der Vergänglichkeit alles Irdischen gegenüber erfüllt, und die gelegentlich auch die an Tieck gemahnende Form der leisen Ironie annimmt. Am wenigsten Berührungspunkte hat Stern mit demjenigen der modernen Novellisten, mit dem man ihn am öftersten verglichen hat, mit Paul Heyse, auch von Storm hat er sehr wenig, und mit Keller kann man ja überhaupt niemanden vergleichen. Eine gewisse Verwandtschaft ist mit Konrad Ferdinand Meyer vorhanden, und zwar in der Neigung zum Reinhistorischen und in der sicheren Künstlerschaft.

Unter den größeren Kompositionen unseres Dichters reichte die epische Dichtung „Johannes Gutenberg", die 1872 erschien, noch in seine Jugendtage zurück, da der Dichter die Idee fast zwei Jahrzehnte mit sich herumgetragen, ja, die Ausführung, wie aus den Briefen an Hebbel zu ersehen, noch in den fünfziger Jahren begonnen hatte. Will man Sterns Leben nach beliebter Weise in Perioden einteilen, so muß man den „Gutenberg" als den Abschluß der ersten Periode seines Schaffens bezeichnen. In gewisser Hinsicht ist „Gutenberg" auch wirklich die Höhe dieser ersten Entwickelung, wenn manchem vielleicht auch die „Historischen Novellen" zukunftsreicher erscheinen werden. Das Epos, oder sagen wir mit Stern die epische Dich-

tung, das erzählende Gedicht ist bekanntlich das Stiefkind unserer modernen Litteratur, ja, aller Kulturpoesie; zahllos wie der Sand am Meer sind die Versuche — und wie wenige von ihnen erweisen wirkliche Lebenskraft! Es liegt das nicht immer an dem unzulänglichen Talent der Dichter und der Gleichgültigkeit, ja, Abneigung des Publikums gegen die poetische Form, es liegt vor allem auch an der Gattung selbst. Bei Gelegenheit eines Urteils über Byron nennt Hebbel einmal das subjektive Epos (das ja keineswegs eine Nachahmung des „Don Juan" zu sein braucht) die einzige noch mögliche Form des Epos, und ich bin sehr geneigt, ihm zuzustimmen. Im Jahre 1858 hatte Stern an Hebbel geschrieben: „Wenn mich Begeisterung und Phantasie nicht irre führen, ist Gutenberg oder vielmehr das Element der Zeit, das in seinem Namen zusammengefaßt ist, eines der darstellungswürdigsten Momente in der Kulturgeschichte, und es knüpfen sich daran so tausendfache Beziehungen, daß man sich nur vor dem Überviel zu hüten hat. Auch ist es mein Glaube, daß ein Held des Geistes und der Kultur gleich Gutenberg ebenso und mehr epischer Darstellung wert sei als einer des Säbels." Das ist sicherlich alles unbestreitbar, aber die Darstellung des „Elements der Zeit, das in Gutenbergs Namen zusammengefaßt ist", erfordert für den, der nicht in der Zeit steht, nicht von ihrer Anschauung oder einer gleich mächtigen seiner eigenen Zeit getragen wird, sondern sich ihrer durch Reflexion bemächtigen muß, notwendig die Form des historischen Romans, die allein jenen Reichtum des Details gestattet, durch den ein Kulturbild überzeugend wirkt. Die epische Dichtung kann bloß eine Reihe von Situationen, einzelne Bilder bieten, von denen man, so frisch und farbig und lebendig sie auch sein mögen, doch immer nur sagen kann, daß sie aus dem Geiste der betreffenden Zeit heraus geschaffen sind, die aber nie diesen Geist der Zeit unmittelbar atmen, sondern stets verlangen, daß sich der Leser in die dargestellte Zeit hinein versetze. Unsere epischen Dichtungen setzen samt und sonders gebildete Leser voraus. Sterns „Gutenberg" entrollt nun wirklich eine Reihe glänzender, bewegter Bilder im Rahmen einer vortrefflichen Erfindung und Komposition, er vermag das wärmste Mitgefühl mit dem Helden wachzurufen und zu erhalten, die hervorstechendsten Erscheinungen der Zeit, in der Gutenberg lebte, werden so gut dargestellt wie die Wandlungen im inneren Leben des Helden, die weltgeschichtliche That des Meisters tritt zum Schluß des an bedeutenden Perspektiven reichen Werkes mächtig genug hervor; ich kann mir aber trotzdem nicht verhehlen, daß ein schlichter historischer Roman, der denselben Stoff behandelte, ergreifender wirken würde, daß, so subjektiv wahr das Epos unbedingt ist, so sicher es eigene Lebenserfahrungen seines Verfassers verarbeitet und dadurch der inneren Gewalt nicht entbehrt, doch schon in der Form ein theatralisches Moment, möchte ich fast sagen, gegeben ist, das einem immer wieder zum Bewußtsein kommt. Natürlich nehme ich keinen Anstand, Sterns epische Dichtung unter die hervorragenderen des deutschen Volkes einzureihen; ich stelle sie litterarisch etwa in die Nähe des „Savonarola" Lenaus und würde vielleicht auch Hamerlings „König von Sion", der einige Jahre vor Sterns Dichtung erschien, zum Vergleich heranziehen. Kein Zweifel sei vor allem daran, daß Sterns Werk die um jene Zeit zu grassieren beginnenden „Sänge" und „Mären" mit lyrischen Einlagen, die auf Kinkels „Otto der Schütz", die „Amaranth" und den „Trompeter" zurückzuführen sind, an epischer Haltung und geistiger Weite wie poetischer Selbständigkeit ganz unendlich übertraf — woraus freilich zugleich folgt, daß die ernste vornehme Dichtung an äußerem Erfolg hinter den Modedichtungen der Zeit zurückstehen mußte. Immerhin hat das gehaltvolle Werk eine zweite Auflage erlebt.

Die späte Veröffentlichung des „Gutenberg", der neunjährige Zwischenraum, der zwischen der Veröffentlichung der „historischen" (1866) und der „neuen" Novellen (1875) liegt, deutet auf eine Unterbrechung oder doch eine zeitweilige Zurückdrängung von Sterns dichterischer Thätigkeit hin, und in der That war durch seine Ernennung zum Professor der Litteraturgeschichte an ihn zunächst die Notwendigkeit herangetreten, der Wissenschaft den größten Teil seiner Zeit und seiner Kraft zu widmen. Von

Jugend auf mitten im litterarischen Leben stehend, durch die beiden bedeutendsten Dichter der Zeit auf das wahrhaft Große und Bedeutende in aller Litteratur hingelenkt und über das Wesentliche nicht im Zweifel gelassen, selbst produzierend und mit künstlerischem Werden und Schaffen vertraut, kam er nun in reiferem Alter natürlich ganz anders vorbereitet zu seiner Wissenschaft, als es der auf Universitäten philologisch gut, historisch mittelmäßig und ästhetisch schlecht vorgebildete Durchschnitts-Docent auch im günstigsten Falle thut, und da er sich von vornherein seiner ganzen Entwickelung gemäß zur Aufgabe machte, der neueren Litteratur ihr Recht zu verschaffen, und seiner Natur nach nie in die Lage kommen konnte, den Zusammenhang zwischen Litteratur und Leben aus den Augen zu verlieren, so nahm er eine Sonderstellung ein, wurde bald bekannt und gewann einen weit größeren Leser- und Wirkungskreis als die Mehrzahl seiner Kollegen. Seine erste bedeutende Veröffentlichung waren die beiden großen Anthologien „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung" (1871) und „Fünfzig Jahre deutscher Prosa" (1872), Werke, die zwar zunächst einem praktischen Bedürfnis, dem der Einführung in die neuere deutsche Litteratur, dienen sollten, aber durch ihre ganze Haltung, durch Reichtum des Inhaltes, Sorgfalt der Auswahl, glückliche Gruppierung, knappe aber niemals oberflächliche Charakteristik weit über die Durchschnittsanthologien hervorragten und wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen konnten, die ihnen denn auch heute noch allgemein zugestanden wird. Der im Jahre 1874 folgende „Katechismus der Weltlitteratur" (unter Webers illustrierten Katechismen) erwies dann klar, daß Stern sich inzwischen auf dem ganzen ungeheuren Gebiet der Litteratur heimisch gemacht und den gesamten Stoff dermaßen in sich verarbeitet habe, daß er auf knappestem Raume eine wahrhaft erschöpfende, jedermann einleuchtende Übersicht zu geben vermochte, die jeden Dichter an den richtigen Platz stellte und in kurzen Worten das treffendste Urteil ermöglichte. — In die siebziger Jahre fallen dann auch eine ganze Anzahl jener selbständigen Forschungen Sterns, die später in dem Bande „Beiträge zur Litteraturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts" (1893) gesammelt wurden. Die Schätzung des Litteraturhistorikers richtet sich ja in Deutschland im allgemeinen nach dem, was er erforscht und entdeckt, und die glänzendste Darstellung einer ganzen Litteraturperiode verschafft in dem engeren Kreise der der Litteraturforschung Beflissenen nicht im entferntesten das Ansehen, das das zufällige Auffinden eines verschollenen Namens, die Herausgabe eines noch unbekannten Briefwechsels bringt. Nun, Stern hat mit den in jenem Bande veröffentlichten Aufsätzen erwiesen, daß er auch ein glücklicher Forscher ist. Seine Arbeiten über den „Untergang des altenglischen Theaters", über den „Musenhof der Königin Christine von Schweden zu Rom", über den „Dichter der Insel Felsenburg", über Schönaich, über Musäus und Ch. G. Körner gründen sich vielfach, wenn auch nicht ausschließlich auf bis dahin völlig unbekanntes oder doch unbenutztes Material. Auch später hat Stern noch manches entdeckt, so unter anderem den Namen der schönen Mailänderin Goethes. Der wahre Wert der genannten Arbeiten beruht aber für mich und wohl für alle Nichtphilologen vor allem darauf, daß es Stern stets gelang, aus seinem Material menschliche Charaktere und Schicksale klar herauszugestalten, dem toten Stoff die Physiognomie zu geben, kurz, auf dem, was die durch keine philologische Methode zu ersetzende Anschauungskraft des Poeten that. — Sterns umfangreichstes litterarisches Werk ist seine große „Geschichte der neueren Litteratur", die in den Jahren 1876 bis 1880 entstand und 1882 bis 1884 durch das Bibliographische Institut in sieben Bänden veröffentlicht wurde. Eine eingehendere Beurteilung dieses Werkes ohne Seitenstücke ist an dieser Stelle selbstverständlich nicht möglich. Es beginnt mit Dante und ist bis zu den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts fortgeführt. Die Titel der einzelnen Bände: Frührenaissance und Vorreformation, Hochrenaissance und Reformation, Gegenreformation und Akademismus, Klassicismus und Aufklärung, die Rückkehr zur Natur und die goldene Zeit der neueren Dichtung, Liberalismus und Demokratismus, Realismus und Pessimismus geben ungefähr einen Begriff von der Einteilung des Stof-

ses und den die Arbeit beherrschenden Gesichtspunkten. Der Wert des Buches beruht, so viel Forschung auch in ihm steckt, außer auf der konsequenten Betrachtung unter großen geschichtlichen Gesichtspunkten, vor allem auf den trefflich ausgeführten Charakteristiken der dichterischen Erscheinungen nach ihren Werken, und es erscheint damit wirklich als ein für die weiteren Kreise der Gebildeten lesbares Buch, was man von den meisten Schriften der litterarischen Fachgelehrten nicht rühmen kann. Man muß Werke wie Gervinus' „Geschichte der deutschen Nationallitteratur" und Hettners „Geschichte der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" zum Vergleich heranziehen, wenn man Sterns Geschichte gerecht werden will. — Nur mäßigen Umfangs, doch immerhin eingehend genug, um ein erschöpfendes Bild der dargestellten Periode und ausreichende Charakteristiken ihrer hervorragendsten Dichter zu bieten, ist Sterns „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" eine selbständige Fortsetzung des bekannten Vilmarschen Werkes. Das Buch ist mit jeder Auflage vollkommener geworden und die beste Einführung in die moderne Litteratur, die wir besitzen.

Die größte Bedeutung unter Sterns litteraturhistorischen Werken räume ich aber den beiden Sammlungen seiner Essays, die unter dem Titel „Zur Litteratur der Gegenwart — Bilder und Studien" und „Studien zur Litteratur der Gegenwart" 1870 und 1894 erschienen, und seiner Biographie Otto Ludwigs ein. Ehe wir diese betrachten, müssen wir für eine Weile zu dem Dichter zurückkehren.

Das Jahrzehnt von 1875 bis 1885 zeigt Stern auf der Höhe seiner Produktivität als Dichter sowohl wie als Litteraturhistoriker, obwohl in diese Zeit auch allerlei tief einschneidender Wechsel seines menschlichen Geschickes fällt. Im Jahre 1877 verlor Stern seine erste Gattin durch den Tod, 1881 verband er sich in zweiter Ehe mit der ausgezeichneten Klaviervirtuosin Margarete Herr. Seine wichtigsten Veröffentlichungen in dieser Zeit sind, chronologisch geordnet: 1875 Neue Novellen, 1877 Wanderbuch, 1879 Aus dunklen Tagen, Novellen, 1880 Zur Litteratur der Gegenwart, Bilder und Studien, 1881 Die letzten Humanisten, historischer Roman, 1882 Ohne Ideale, moderner Roman, 1882 bis 1884 Geschichte der neueren Litteratur, 1884 Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart, 1885 Venetianische Novellen, 1886 Camoëns, historischer Roman. — Das Wanderbuch (1890 in dritter Auflage erschienen) bildet eine Art Brücke zwischen der wissenschaftlichen und dichterischen Produktion Sterns. Es führt uns zu den Oberammergauer Passionsspielen, nach Bayreuth, in die Graubündner und Walliser Alpen, nach Venedig und Rom. Einerlei, ob Stern wesentlich Naturbilder giebt oder Ethnographisches und Kulturbilder in seinen Bereich zieht oder endlich große künstlerische Darstellungen schildert, stets weiß er mit knappen Strichen ein anschauliches Bild zu zeichnen und hält sich von der üblichen Naturschwelgerei in Worten, bei der zuletzt alles durcheinander läuft, ebensowohl fern wie von der blasierten Weise des Durchschnittstouristen und der persönlichen Inscenesetzung des Feuilletonisten. Alles in allem ist hier ein Muster gegeben, wie der moderne Mensch, der sehr wohl weiß, daß Tausende vor ihm dasselbe gesehen, Hunderte darüber geschrieben haben, seine Reiseerlebnisse behandeln soll.

Ist das Wanderbuch ein vollgültiges Zeugnis der liebenswürdigen Natur des Dichters und seines klaren und warmen Blicks für Land und Leute, so zeigen ihn dann seine drei großen Romane in der vollen Reife seiner Künstlerschaft. Möchte immerhin die noch zu erwartende große Sammlung ausgewählter Novellen zur festen Begründung der litterarischen Stellung Sterns wesentlich beitragen: wenn die Fähigkeit, eine große Komposition zu schaffen und voll auszufüllen, vor allem Anrecht auf den Namen eines Künstlers giebt, so wird sich Sterns Ruhm stets hauptsächlich auf diese Romane gründen. „Die letzten Humanisten" und „Camoëns" gehören unbedingt zu den besten geschichtlichen Romanen unserer Zeit, „Ohne Ideale" ist ein glänzender Versuch auf dem Gebiet des modernen Gesellschaftsromans. Wer die innere Entwickelung des Dichters verfolgen will, der wird den Übergang von

den historischen Novellen Sterns zu seinen historischen Romanen leicht finden, dabei aber auch gleich erkennen, daß diese mehr als eine Erweiterung des Rahmens bedeuten: vereinzelter scheint „Ohne Ideale“ zu stehen, bis man sich des Jugendromans „Bis zum Abgrund“ entsinnt und in einzelnen modernen Novellen wie „Stilles Glück“ einzelne Verhältnisse und Gestalten entdeckt, die zu dem Roman hinüberleiten.

„Die letzten Humanisten“ spielen etwa um das Jahr 1590. Es ist die Zeit, wo die letzten Ausläufer des deutschen Humanistentums mit ihrer freieren Weltanschauung der immer mehr verknöchernden, in erbitterten Glaubenskämpfen den Inhalt des Christentums verschüttenden Orthodoxie erliegen, wo die Hexenfeuer immer häufiger im deutschen Reiche aufflammen, kurz, das alte Deutschland rettungslos dem Verderben, das es dann im Dreißigjährigen Kriege verschlingt, zueilt. Der Schauplatz des Romans ist bezeichnenderweise Rügen, die ultima Thule deutschen Landes. Wie bei den meisten Novellen begnügt sich Stern auch bei diesem Romane mit der schlichtesten Erfindung und benutzt nur ein einziges Mal den beliebten Gelegenheitsmacher, den Zufall. Ist aber die Erfindung einfach, so kennt sie dafür auch kein Stocken, in einigen Wochen spielt sich der ganze Roman ab, eine Situation folgt ungezwungen aus der anderen, und, das ist wieder das Bezeichnende für Sterns Kunst, jede giebt ein rundes Bild, das sich unvergeßlich einprägt. Wie wunderbar stimmen dann der Rügensche Himmel, das Meer und die ganzen Scenerien der Insel zu dem Erzählten! Ohne je aufdringlich zu schildern, hat Stern hier Natur und Menschenschicksal in unauflösliche Verbindung gebracht; nicht bloß Land und Leute, auch Licht und Luft müssen mitwirken, die Atmosphäre des Romans herzustellen; ein einziger Satz ergiebt oft die ganze Naturscenerie samt ihrer Stimmung. Der Schwerpunkt des Werkes liegt aber doch in der Charakteristik. Magister Theodosius und sein Schüler Gerhard, der Ritter und der Pfarrherr, das sind vier männliche Prachtgestalten, die sich scharf von ihrer Umgebung, aber auch voneinander abheben. Sie gehören alle vier nicht zu den sogenannten einfachen Charakteren, bergen vielmehr jeder ein Problem in sich und erforderten sorgfältige psychologische Arbeit — Stern hat sie völlig ungezwungen, ohne eine Spur von Aufdringlichkeit geleistet und das feste Holz seiner Gestalten nicht dabei zerstört. Agnes, die weibliche Heldin, ist mit einiger Zurückhaltung, möchte ich sagen, gezeichnet, wie sie der deutsche Dichter seinen Frauengestalten gegenüber gern anwendet, aber nach und nach gewinnt auch sie für uns volles Leben. Endlich haben auch die Nebenfiguren ihren Teil von Sterns Charakterisierungskunst erhalten; bewundernswert ist schon, wie sie nach und nach in unseren Gesichtskreis treten, der erst so enge Schauplatz sich für uns immer mehr erweitert, bis wir den ganzen Volkshintergrund mit seinen Adeligen, Bauern und Fischern gewahren. Und es lebt eine hohe Objektivität in Sterns Schaffen, er verteilt Licht und Schatten nicht willkürlich, die Schwächen der Humanisten sind ebensowohl geschildert wie die ihrer Gegner. So wird auf diesem beschränkten Rügenschen Boden allerdings ein Weltbild erreicht, einerseits durch diese Objektivität, andererseits durch geschickte Ausblicke in das übrige Deutschland und die freien Provinzen Hollands.

So vortrefflich der Roman nun aber auch als Kunstprodukt ist, er ist nicht reines Kunstprodukt, Sterns eigenstes, tiefstes Empfinden hat an ihm mitgearbeitet. Es ist selbstverständlich, daß das bei dem wahren Künstler immer so ist, daß es völlig von der Seele, der Subjektivität des Dichters losgelöste Gebilde nicht geben kann, aber häufiger und besser als in den anderen Werken Sterns können wir hier auf den Grund seiner Seele hinabschauen, seine Subjektivität erfassen und nachempfinden, der Künstler verbirgt nicht völlig den Menschen, und das macht uns das Werk besonders sympathisch. Allerdings sind die „Humanisten“ ein historischer Roman, aber das wäre ein schlechter historischer Roman, in dem nicht etwas von der Zeit lebte, in der er geschrieben, in dem man nicht auch das Herz des Dichters entdeckte, das seine tiefsten Erfahrungen doch aus dem ihn umgebenden Leben zieht. In der That war, als Stern die „Letzten Humanisten“ schrieb, eine Zeit über Deutschland herein-

gebrochen, die in mancher Beziehung an jene schlimmen Tage zum Schluß des sechzehnten Jahrhunderts erinnerte. Einzelne Äußerungen des in dem Romane auftretenden Giordano Bruno und des Magisters passen in bestimmter Weise auch auf die Zeiten, in denen der Roman entstand, die Zeiten, wo das wirre und wüste politische Tagestreiben im deutschen Reiche dem wahren und ewigen Humanismus nicht weniger gefährlich war als die Orthodoxie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dem alten und beschränkten, wo das deutsche Leben und sein Spiegelbild, die Litteratur, von brutaler Erfolgsucht um des Genusses willen beherrscht wurde, wo die Ideale aus den Tagen der Klassiker, die menschlichen wie die künstlerischen, die das deutsche Volk bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus begleitet hatten, zu Grunde gingen, Schneidigkeit und Schnoddrigkeit sich auf alle Stühle setzten. Ein tiefes Weh über den unwiederbringlichen Verlust schöner Tage gab diesem Roman den elegischen Hauch, die leise Wehmut, die ihre Wirkung auf ernste Gemüter nie verfehlen.

Sterns zweiter historischer Roman „Camoëns“ erschien 1886. Dem Stoff nach liegt er nicht so weit, wie es scheint, von den „letzten Humanisten“ ab; er spielt in derselben Zeit, auch hier handelt es sich um den Untergang einer großen glänzenden Welt, der des alten Portugals, und die vernichtenden Mächte sind beinahe die nämlichen wie in dem ersten Roman, wenn sie hier auf romanischem Boden auch Jesuitismus und Spaniertum heißen. Aber während die Vorgänge und Gestalten in den „Humanisten“ frei erfunden sind, waren sie hier zu einem Teil gegeben. Doch hat sich Stern sein Poetenrecht durch die Thatsachen der Geschichte auch nicht im geringsten beschränken lassen; so sicher der Roman geschichtlich heißen muß, das Portugal König Sebastians mit historischer Treue dargestellt ist, das Werk hat nichts Archäologisches, sondern ist aus lebendig erfaßtem Leben frisch herausgestaltet. Das war auch nötig, wenn die Gestalt des Helden, des großen portugiesischen Dichters, von dessen Leben wir denn doch nicht allzuviel wissen, wahrhaftes Leben gewinnen sollte. Ebenbürtig neben die geschichtlichen Vorgänge, ja, sie überragend tritt also ein rein persönliches Schicksal, das historische Element wird zu ihm in den engsten Bezug gesetzt, scheint zuletzt nur seinetwegen da zu sein, der Roman wird Charaktergemälde — wird zu einer vorzüglichen Darstellung des äußeren und inneren Lebens eines dichterischen Genius.

Hervorzuheben ist auch hier vor allem wieder die Situationskunst Sterns. Die Eingangsscenen in der Schlucht bei Cintra, die Vorlesungen der Lusiaden bei Hofe, die Tanse der Maurin Esmah, ferner der Morgen in Almoeegema, auf dem Landgut des Freundes, die Lauschscene im königlichen Garten, die Ausfahrt der Flotte König Sebastians von Lissabon, die Ankunft der Unglücksbotschaft — das sind alles mit einziger Reinheit und Klarheit gezeichnete Bilder. Gegen die „Humanisten“ bemerken wir hier, dem Stoff entsprechend, einen größeren Glanz, eine gesättigte Glut des Kolorits — Stern schreitet mit sicherem Fuße auf dem Boden Portugals, den er nie betreten, dahin. Meisterstücke sind dann wieder die Charakteristiken, vor allem die Don Sebastians, der als ein merkwürdiges Gemisch aus natürlicher Hoheit und jesuitischer Erziehung, weltlicher Lebenssehnsucht und büßerischer Gewöhnung dem Dichter eine schwere Aufgabe stellte, die aber mit großer Kunst gelöst ist. Was Camoëns selber anbetrifft, so ist zunächst daran zu erinnern, wie selten es gelungen ist, einen Dichter wahrhaft darzustellen. Da kommt natürlich alles auf das Specifische an, der Durchschnittspoet bringt aber in der Regel nur das Allgemeine, das, was der Dichter mit allen Menschen teilt, und läßt demgemäß auch sein Schicksal das aller Menschen sein, höchstens, daß er einige Sonderbarkeiten und Ausschreitungen des Dichters mit seinem Naturell in äußere Verbindung bringt und selbstverständlich von dem berühmten Namen seinen Tribut zieht. Stern ist den so häufig gemachten Fehlern glücklich ausgewichen, Camoëns' Schicksal geht bei ihm nicht aus seinen äußeren Umständen, sondern aus seinem dichterischen Temperament hervor, doch geht er auch da wieder nicht zu weit, der Mensch ertrinkt, um ein etwas kühnes Bild zu gebrauchen, ebensowenig im Dichter wie der Dichter im Men-

schen, das Allgemein-Menschliche und das Dichterisch-Besondere sind in der glücklichen Einheit, daß stets eines das andere bedingt, und diese Einheit ist nicht sowohl der Kunst Sterns als seiner klaren Anschauung vom Wesen des Poeten entsprungen. Es war ein sehr glücklicher Griff des Dichters, daß er Camoëns in der Person Manuel Barretos einen nicht weniger warmherzigen als verständigen Freund an die Seite setzte, der uns nun immer genau den Maßstab an die Hand giebt, wie Camoëns gehandelt haben würde, wenn er nicht Dichter gewesen wäre. Unsere Sympathie verliert aber der portugiesische Dichter trotz seiner Schwächen und Irrtümer niemals, er ist eine der glücklichsten Gestaltungen jener romanischen Poeten der Gegenreformationsperiode, die sich den ursprünglichen Adel ihrer Natur durch alle Geistes- und Herzenswirren zu erhalten wußten.

An die beiden geschichtlichen Romane Adolf Sterns hat man Erörterungen über seinen Kunststil angeknüpft, und in der That zeigen diese Werke die Eigenart Sterns besonders ausgeprägt. „Eine eigentümliche, beruhigte Freude des gegenständlichen Erzählens, eine beschauliche Innerlichkeit des Sehens aller Dinge, ein sinniges Verweilen im eigenen Darstellen, ein sichtliches Behagen an der Deutlichkeit seines Darstellens“ rühmt z. B. Wolfgang Kirchbach dem Dichter nach, meint aber, daß das Behagen im einzelnen Fall oft weiter geht, „als die Natur der Dinge gehen würde“. Das wollen wir dahingestellt sein lassen, es ist das alte Recht des Epikers zu verweilen, und Stern mißbraucht es im ganzen nicht; jedenfalls sind alle gerühmten Dinge die Kennzeichen einer echt epischen Natur, und ich verstehe es nicht, wie man Stern aus einzelnen seiner künstlerischen Gewohnheiten, wie z. B. der, daß er im Dialog berichten läßt, statt mit ihm bloß zu charakterisieren, den Vorwurf, sein stark ausgeprägter Trieb der Darstellung schlage weit eher in die Kunstübung des Dramas als in die des Epos, machen konnte. Genau das Gegenteil ist der Fall, die Fortführung der Handlung durch Berichte ist der Tod des Dramas, aber nichts hindert den Epiker, statt selber zu berichten, auch seine Personen im Dialog berichten zu lassen, sobald er dies, ohne der Unwahrscheinlichkeit zu verfallen, thun kann. Stern ist ein epischer Künstler, kein dramatischer, er sieht als Epiker, und wenn die Situation bei ihm eine große Rolle spielt, so rührt das auch wohl mit daher, daß er eine lange Schule als Versepiker hinter sich hat. Das epische Gedicht zwingt, jede Situation voll und rein auszugestalten, da es eben nicht alles bringen kann wie der Roman. Am Dramatiker ist vielleicht das Wesentliche das fortreißende Temperament; die beruhigte Freude am gegenständlichen Erzählen, das sinnige Verweilen im eigenen Darstellen, wie man es Stern nachrühmt, beweisen eben, daß er das Temperament des Dramatikers, das immer empirisch erkennbar, wenn auch nicht leicht definierbar ist, nicht hat.

Der dritte der großen Romane Sterns, der moderne „Ohne Ideale“, erschien 1882, zwei Jahre nach den „Letzten Humanisten“ und vier vor „Camoëns“, und fand glänzende Aufnahme bei der Kritik, aber bei allem allgemeinen Lob, mit Ausnahme etwa von seiten J. J. Honeggers, des Kulturhistorikers, der richtig erkannte, daß der Schwerpunkt der Schöpfung in der Entwickelung der Charaktere liege, und die Lebenswahrheit des Werkes hervorhob, kein tieferes Verständnis. Stern konnte sich freilich über die Oberflächlichkeit der Kritik leicht trösten, denn am 16. Februar 1885 schrieb ihm Gottfried Keller: „Die erste Lektüre des ‚Ohne Ideale‘ war mir ein ununterbrochener seltsamer, aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten, bei allen idealen Tendenzen, einerseits, die treffliche Komposition andererseits haben mich wirklich in Atem gehalten.“ Damit ist der erste Eindruck des Romans in der That ganz vortrefflich wiedergegeben.

Wenn wir den Roman von unserem heutigen, nach der „Revolution“ der Litteratur gewonnenen Standpunkte betrachten, so ist zunächst festzustellen, daß er an Wirkungskraft bisher auch nicht das Geringste eingebüßt hat, trotzdem er die Kennzeichen des „neuen Stils“ natürlich nicht aufweist. Stern

hat eben seinen eigenen Stil, und darauf kommt es an, nicht auf die Anwendung einer bestimmten Technik. Stofflich neu ist der Roman nicht, aber Stern hat die Elemente, die allerdings andere vor ihm verwendet, die aber doch die Zeit wirklich gab, aus sich selbst, seinem eigenen Leben herausschöpfen können, sie Ideen unterzuordnen gewußt, und sie mit gründlicher Charakteristik verbunden. Sein Herzog von Forstenburg ist keine Theaterdurchlaucht, sondern trägt ganz individuelle Züge; der Präsident von Herther ist ein vortrefflich durchgeführter vornehmer Charakter, dem seine Herkunft, ein drückendes Familiengeheimnis, seine Stellung ein sehr eigenartiges Gepräge geben; die Prinzessin Stephanie ist schon durch den Charakter ihres Vaters mehr als halb erklärt wie Alsakow durch seine slavisch-italienische Abstammung. Doktor Paul Lohmer ist vor allem ein Produkt der Zeit, mit Aksakow die modernste Gestalt des Romans, noch heute ein Problem für die Litteratur. Die Gruppe Felicitas Herther, Erich Franken, Max Lohmer trägt zwar weniger ausgeprägte Züge, ist aber immerhin durchaus individuell geraten. Und nun sind diese Gestalten und eine ganze Anzahl anderer durch eine zwar nicht gerade fortreißende, aber doch stetig fortschreitende Handlung mit einer Menge schöner und mächtiger Situationen glücklich verbunden, „die Komposition gipfelt," wie Keller sagt, „aufs beste in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleute Felicitas und Erich vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert; während sich Felicitas in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung"; die schließliche Vereinigung endlich wird durch die geradezu mächtig geschilderte Grubenkatastrophe herbeigeführt. Dazu die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Milieus, der Reichtum an Naturstimmung, die nach Sterns Weise allerdings immer knapp gegeben wird, endlich die Bedeutung der Idee — wahrlich man vermißt nichts, was einen Roman zugleich interessant und bedeutend macht. Der in dem Werke dargestellte Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Geschlecht, dem Geschlecht mit Idealen und dem ohne Ideale, ist im Grunde der, der in den „Humanisten" zu Tage tritt, aber es weht doch im ganzen eine frischere Luft in diesem modernen Roman als in dem historischen, der Idealismus der Liebe wenigstens siegt. Und es taucht bei Stern auch schon das moderne ideale Moment auf, das, sich überall geltend machend, uns den Glauben an die Zukunft unseres Volkes zurückgegeben hat, das Socialgefühl, das sich durchsetzen will. Vom litterarischen Standpunkte aus könnte man geneigt sein, „Ohne Ideale" einen Roman des Übergangs zu nennen, weil er der zur Zeit seines Erscheinens herrschenden Konventionalität in der Menschendarstellung ausweicht und schon moderne Menschen bringt, aber diese Bezeichnung ist doch wohl abzuweisen. Mit den Romanen Heibergs und anderer jüngerer deutscher Schriftsteller, die dann bald auftauchten und von Zola, Ibsen und den Russen wenigstens etwas zu verwerten suchten, hat dieser Roman Sterns gar nichts gemein, er ist aus rein deutscher Entwickelung und Bildung hervorgewachsen und beweist u. a. auch wieder, daß wir Deutschen auf dem Wege selbständiger Entwickelung zu größerer und freierer, vor allem wahrerer Darstellung des Lebens hätten gelangen können, als sie der der Konventionalismus erlaubte, und wie sie das jüngere Geschlecht durch Anlehnung an fremde Litteraturen später erreichte.

Seit dem „Camoëns" ist dann keine größere dichterische Schöpfung Sterns mehr veröffentlicht worden, nur noch Novellen, der Litteraturhistoriker aber hat uns in dem verflossenen Jahrzehnt noch mit einer Anzahl größerer Werke beschenkt, mit Sammlungen von Essays, unter denen die 1895 veröffentlichten „Studien zur Litteratur der Gegenwart" vielen als das Hauptwerk Sterns gelten, und mit der trefflichen Otto Ludwig-Biographie. Ich habe mir absichtlich die Beurteilung des 1880 erschienenen Bandes Bilder und Studien bis hierher aufgespart, sie gehören unbedingt mit den neueren Studien zusammen, beide Bücher könnten eines bilden. In diesen Studien Sterns liegt für meine Auffassung seine besondere Größe als Litteraturhistoriker, trotz-

dem sie natürlich Forschungen im Sinne unserer philologisch gebildeten Litteraturgeschichtschreiber nicht sind, sondern nur aus der genauen Kenntnis der Werke und der mehr oder minder zureichenden der Lebensgänge der betreffenden Dichter, vor allem aber aus der durchgängig tiefen und wahren Anschauung Sterns geflossene zusammenhängende Darstellungen dichterischen Gesamtschaffens, die auf die litterarischen Strömungen der Gegenwart gern Bezug nehmen. Es ist ja sehr bequem zu sagen, daß es nicht die Aufgabe des Litteraturhistorikers sei, auf die Produktion der Gegenwart bestimmend einzuwirken; ich glaube aber, daß, je bedeutender ein Litteraturhistoriker ist, je tiefer er den Zusammenhang von Schrifttum und Volkstum erkennt, je weniger ihm das Ästhetische als geistiger Luxus erscheint, er sich um so weniger diese Einwirkung nehmen lassen wird. Denn wir leben nun doch einmal mit der Zeit, für die wir schreiben. Sterns Objektivität leidet übrigens unter seinem Bestreben, auch unmittelbar auf seine Zeit einzuwirken, nicht, er ist nicht der Mann einer ästhetischen Doktrin und noch viel weniger ein Cliquenmensch; sein Streben, jedem gerecht zu werden, führt ihn vielleicht eher zu weit als nicht weit genug und macht sein Urteil oft milder, als es manchem wünschenswert erscheint. Aber die Wahrheit sagt er immer und überall, man wird nie finden, daß er eine Persönlichkeit, und sei sie ihm noch so sympathisch, über das ihr von der Natur angewiesene Niveau hinausheben wollte, ebensowenig, daß er eine ihm unsympathische Erscheinung jemals ungerecht behandelt. Und wenn man dann seine litteraturhistorische Lebensarbeit in der Gesamtheit betrachtet, so wird man doch finden, daß er dem Ideale eines Historikers der Litteratur der Gegenwart näher gekommen ist als sonst irgend einer.

Es sind nicht viele hervorragende neuere deutsche Dichter, denen Stern nicht einen Essay gewidmet hätte; der zweite Band der Studien zieht auch noch die Mehrzahl der auf die gegenwärtige deutsche Litteratur am stärksten einwirkenden Ausländer heran. In beiden Bänden finden wir je einen Aufsatz über Hebbel, den ersten nach dem Erscheinen der Kuhschen Biographie, den zweiten nach dem der Tagebücher und des Briefwechsels Hebbels geschrieben. Auch in den Jahren, als mit großer Heftigkeit der Versuch gemacht wurde, des großen Dramatikers Stellung in der deutschen Litteratur zu erschüttern, hat Stern treu zu ihm gehalten und unermüdlich mitgearbeitet, ihm die jetzt endlich erlangte gebührende Schätzung zu verschaffen. In dem Artikel „Ludwig Tieck in Dresden“ hat Stern in ähnlicher Weise für die richtige Beurteilung des von den Jungdeutschen und ihren feuilletonistischen Nachfolgern schlecht behandelten alten Romantikers gekämpft und damit der inzwischen hervorgetretenen neuen Auswahl der Tieckschen Schriften die Wege gebahnt. Er hat ferner auf Eduard Mörike energisch hingewiesen, als dies noch nötig war, und Willibald Alexis' Brandenburger Romanen in den Tagen der Überschätzung des archäologischen Romans eine Arbeit gewidmet, die zugleich die besten allgemeinen Ausführungen über die Gattung des historischen Romans enthält, die wir besitzen. Auch die Skizze über Franz Dingelstedt, die der poetischen Bedeutung dieses Talents, das man mit Unrecht nie ganz ernst nahm, gerecht wird, mag hier erwähnt werden. Die weitaus bedeutendste Arbeit des ersten Bandes ist aber die über Karl Gutzkow, kurz nach dessen Tod geschrieben. Stern, den Gutzkow eben noch scharf angegriffen, vermochte nicht nur in die seltsam verschlungenen Wurzeln von Gutzkows Wesen, sondern auch in die damals dem Historiker fast noch zu nahe stehenden Verhältnisse des jungen Deutschlands mit fast divinatorischem Blick hinabzudringen und aus einer Fülle litterarischer, oft widerspruchsvoller Erscheinungen und persönlicher Wirrnisse ein so klares und wahres Bild des viel verkannten Mannes zu gestalten, daß noch heute an kein Übertreffen zu denken ist und man alle Ursache zu der Annahme hat, Sterns Auffassung werde die herrschende bleiben. Im übrigen ist in diesem Essay auch der Weg klar vorgezeichnet, den die methodische Forschung bei Gutzkow zu gehen hat, und damit bewiesen, daß es nicht das Bewußtsein einer Schwäche ist, was Stern treibt, bei seinen Arbeiten über neuere Dichter die strenge Methode abzuweisen und gerade das in den Vordergrund zu stellen,

wovon unsere moderne Litteraturwissenschaft absehen zu können glaubt. Die neuen Studien geben dann zu den genannten Essays solche über Freytag und Bodenstedt, Storm und Keller, Fontane und Scheffel, Baumbach und Seidel, Wildenbruch und Rosegger, Sudermann und Hauptmann, Daudet, Ibsen und Tolstoy, und es ist keine Arbeit unter diesen vielen, von der man sagen könnte, daß sie das Bild des dargestellten Dichters im geringsten verzeichne. Die Mehrzahl der Sternschen Essays giebt in der That bereits abschließende Charakteristiken der Dichter; über Storm, Keller, Scheffel z. B. wird nach hundert Jahren wahrscheinlich noch genau so geurteilt werden, wie es Stern heute thut. Ich kann auf die Einzelvorzüge der einzelnen Studien hier nicht eingehen, ich will nur beispielsweise erwähnen, daß die Arbeiten über Ibsen und namentlich Tolstoy unendlich viel tiefgründiger sind als das meiste, was über diese Geister in Deutschland bisher geschrieben wurde, da Stern im stande ist, ihre Entwickelung aus den heimischen Verhältnissen heraus anschaulich darzustellen; ich will nur kurz hervorheben, daß die allgemeinen Ausführungen in den meisten dieser Essays eine Größe und Klarheit der ästhetischen Grundanschauungen beweisen, die in Deutschland selten genug ist. Die neuen Studien haben denn auch bereits einen bedeutenden Erfolg gehabt, und zum Heil unserer Litteratur ist zu hoffen, daß sie in immer breitere Kreise dringen.

Sterns Biographie Otto Ludwigs ist die ausführlichste Arbeit, die er bisher einem Dichter gewidmet. Sie trat mit der von Stern und Erich Schmidt besorgten ersten wirklichen Gesamtausgabe der Werke des thüringischen Dichters 1891 ans Licht. Wie berichtet, war Stern Otto Ludwig als junger Mann nahe getreten und hatte zu den wenigen gehört, die die ganze Bedeutung dieser Dichtererscheinung schon früh gewürdigt, sich auch die Verehrung für den Dichter durch die trostlosen Jahrzehnte, wo Ludwigs wie Hebbels Wirkung völlig ausgelöscht schien, erhalten. Nun kam er, längst über die Jugend hinaus, zu dem verehrten Dichter zurück und übernahm, da sich keiner der näheren Freunde Ludwigs an die Schöpfung eines eingehenderen Lebensbildes herangewagt, die ehrenvolle, aber schwierige Aufgabe, ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Dichters sein Leben aus den mannigfach, aber keineswegs überreich fließenden Quellen herauszuschöpfen. Diese Aufgabe erforderte nicht bloß den vielerfahrenen und -erprobten Litteraturhistoriker, der auf dem Felde der neueren deutschen Litteratur wie kaum ein anderer zu Hause war, sie erforderte auch den Dichter. Denn nur der Dichter vermag, von eigener Erfahrung und glücklicher Ahnung geleitet, bis in die geheimen Regionen, wo sich ein Genius wie der Ludwigs bildet, und denen seine Werke entspringen, hinabzudringen; nur ein Dichter vermag auch, ein so beschränktes äußeres und dabei überreiches inneres Leben, wie es Otto Ludwig führte, anschaulich und in den richtigen Verhältnissen darzustellen. Stern ist beides in hohem Maße gelungen, wir haben wenig Dichterbiographien, in denen namentlich die Entwickelung des Dichters mit solcher Sicherheit, Tiefe und Stimmungsfülle gegeben würde, und die zugleich ein so vollgerundetes abgeschlossenes Bild einer eigenartigen menschlichen Existenz böten. Rühmend ist noch besonders hervorzuheben, daß Stern bei der Darstellung der seltsamen Krankheitsgeschichte Otto Ludwigs mit wahrer Pietät verfahren und der pathologischen Sensationssucht des modernen Publikums nicht entgegengekommen ist, in der unzweifelhaft richtigen Annahme, daß man den Zusammenhang zwischen Abstammung und individueller Artung, zwischen körperlichen Zuständen und geistigen Prozessen denn doch nie völlig aufklären und zumal über das geheimste Wesen und Walten einer Künstlernatur das Entscheidende nie mit nackten Worten sagen, es höchstens nur ahnen kann.

Das Bild des Dichters Adolf Stern vollendet dann seine nicht eben zahlreiche, meist erotische Lyrik in den „Gedichten“ (3. Auflage 1882). Wenn des Dichters Wesen am unmittelbarsten in seiner Lyrik zu Tage tritt — und daß es so ist, läßt sich wohl kaum bestreiten —, so wird man Stern dem tiefsten Kern nach für eine schlichte, tiefe, innige Natur, die von allem Gefühlsüberschwang weit abliegt, aber für ihre Empfindungen reine und ergreifende Klänge findet, erklären, und damit stimmt es auch, wenn

Wolfgang Kirchbach als den letzten Eindruck der epischen Dichtungen Sterns feststellt, daß man „in allen seinen Darstellungen ein leises reines Interesse des Herzens, eine schöne innere Menschlichkeit empfindet, nicht die kalte Vornehmheit des akademischen Stilisten, sondern jene Vornehmheit des Herzens, jene Güte und Gütigkeit einer mitfühlenden Seele, die zwar nie von sich selber spricht, aber sich doch überall verrät durch das, was sie sieht, wie sie es sieht und wie sie es in der Darstellung festhält". Stern ist vor allem epischer Dichter, und so ist es klar, daß er den größten Teil seiner lyrischen Empfindung für seine epische Dichtung verbrauchte, wie Schiller beispielsweise die seinige für die dramatische; das schließt aber nicht aus, daß Sterns Lyrik Gedichte von schönem Fluß und glücklicher Bildlichkeit aufweist, wie sie denn unzweifelhaft ihren eigenen Ton hat. Eine Specialität, möchte ich fast sagen, Sterns sind dann jene kleineren episch-lyrischen Gedichte, die ich schon einmal erwähnt; in ihnen findet man die ganze Situationskunst des Dichters wieder, dabei ist aber alles von starker Empfindung durchtränkt und die Form, sowohl die innere wie die äußere, meist hochvollendet. Noch in den letzten Jahren sind dem Dichter einzelne Perlen dieser Gattung gelungen, wie z. B. die im Cottaschen Musenalmanach für 1893 veröffentlichte „Letzte Rose". Die Meisterschaft in dieser Gattung befähigte den Dichter auch, der Übersetzer der prächtigen Gedichte des schwedischen Grafen Snoilsky zu werden, mit dem er übrigens eine gewisse Verwandtschaft sowohl in der Neigung zum farbenreichen Realismus wie in der männlich-elegischen Grundstimmung hat. Es ist keines der geringsten Verdienste Adolf Sterns, diesen bedeutendsten der lebenden schwedischen Dichter (von Strindberg dürfen wir hier wohl absehen) für die deutsche Litteratur erobert zu haben.

Stern ist noch gegenwärtig mit ungeschwächter Kraft dichterisch thätig, und es wäre daher Anmaßung, schon jetzt das letzte Resultat seines Lebens und Strebens ziehen zu wollen. So viel aber dürfte diese eingehendere Arbeit erwiesen haben: unter den modernen Dichtern, die aus dem Aufschwung der deutschen Litteratur in den fünfziger Jahren erwachsen sind, und die, als in den sechziger Jahren aus mancherlei Ursachen ein Niedergang der deutschen Dichtung eintrat, treulich fortfuhren, das Banner echter Kunst hoch zu halten, nimmt Adolf Stern eine schon jetzt genauer zu bestimmende Bedeutung ein, die Litteraturgeschichte wird ihm einen festen, dauernden Platz nicht versagen können. Sicher ist er einer der homines sui generis in dieser an solchen nicht übermäßig reichen Zeit und ein echter Dichter dabei, der sich die Freude an der Fülle der Erscheinungen des Lebens trotz allem bewahrt und frisch geblieben ist, obwohl er ein Litteraturhistoriker war. So ernst wie er es mit der Kunst genommen, haben es sicher nur wenige seiner Zeit- und Kunstgenossen, und vor allem von diesem Gesichtspunkte aus fließen uns Dichter und Litteraturhistoriker zu einer einzigen, die höchste Achtung gebietenden Gestalt zusammen.





Blick auf den Hafen von Tanga.

Ostafrikanische Städtebilder.

Von

Gustav Meinecke.

I. Tanga.

Wenn der Reisende das Kap Guardafui umschifft hat, welches, aus der Ferne betrachtet, einem mächtigen ruhenden Löwen täuschend ähnlich sieht, und sein Schiff sich mehrere Tage in der Wasserwüste des Indischen Oceans verlor, dann begrüßt er mit Freuden die ersten Anzeichen, daß wieder Land in der Nähe sei. Das Schiff schwimmt längs der ostafrikanischen Küste, und es erfreut den Reisenden endlich wieder der Blick auf einen weiten grünenden Höhensaum, aus dem die Feuer der Eingeborenen kerzengerade emporsteigen. Denn seit Verlassen Italiens hat sein Auge nur auf den grotesken und bunten Felsgebilden, welche die Küste des Roten Meeres umsäumen, und dem kahlen Felsennest Aden ruhen können, so daß das Wiederauftauchen von Grün mit doppelter Freude begrüßt wird. Mehrere Tage dauert die Fahrt an dieser Küste entlang, bis im fernen Hintergrunde blauende Berge den Horizont mit schön geschwungenen Wellenlinien bemalen und das Schiff seinen Kurs ändert. Allmählich tauchen links und rechts einer großen Bai, deren Fahrwasser durch Bojen bezeichnet ist, im Wasser halbversunkene, saftig grüne Mangrovenwälder auf. Die Farbe des blauen Wassers nimmt eine leicht ins Grünliche schimmernde Nuance an, und bereits kann ein scharfes Auge in der Ferne einen auf hoher Uferböschung am Ende des Hafens liegenden weißen Punkt erkennen, das Fort von Tanga. Der Eingang zum Hafen schließt sich allmählich, obwohl er nie so eng wird wie der von Dar-es-Salam und einigen anderen Häfen. Man unterscheidet allmählich ein hohes Ufer, von Gestrüpp und Baobabs, den Riesen der afrikanischen Vegetation, bedeckt. Das einschmeichelnde Grün umgiebt das Auge wie mit einem zarten Flor. Einige Häuser auf der hohen Uferrampe werden in der grellen afrikanischen Beleuchtung sichtbar. Rechts taucht in dem Hafen eine mit üppigster Vegetation

bedeckte hohe Insel auf. Das Schiff macht eine Schwenkung — ein Kanonenschuß, die Anker rasseln nieder, und wir befinden uns im Hafen von Tanga, dem nördlichsten für die große Seeschiffahrt eingerichteten Hafen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes.

Der Deutsche hat bekanntlich im allgemeinen ein ziemlich ausgeprägtes historisches Gefühl; er sucht gern die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen und, wo es notwendig, sich die verschiedenen Wechselwirkungen des Westens auf den Osten und umgekehrt klar zu machen. Aber in Ostafrika geht es ihm vielfach wie in Amerika, wo eine moderne Kultur erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit zu spüren ist und die Vorzeit entweder in die Barbarei grauen Altertums zurückreicht oder von einer heute für uns wenig verständlichen Kultur erfüllt wird. Die ganze ostafrikanische Welt war zwar, ebenso wie der große Rumpf Südamerikas, bereits in der tropischen Sonne daliegend, als in Europa noch das Meer an einzelne Felsengipfel brandete. Aber es ist eigentümlich, daß die Entwickelung dieses alten und des beginnenden Kulturmenschen darbot, so herrschte hier eine nur sehr wenig unterbrochene Gleichförmigkeit des Bodens und jene Gleichmäßigkeit des Klimas, welche auf den Menschen dieser Zonen in eigentümlicher Weise als arten- und charakterbildend einwirkte.

Die wesentlichen Züge der ostafrikanischen Küste tauchten sichtbarer aus dem Dunkel der Geschichte erst für die alexandrinischen Gelehrten auf, obwohl bereits früher ägyptische Könige Entdeckungsfahrten nach hier unternommen und die Phönizier in der Südostecke Gold gewonnen haben sollen. Aber man ist sich heute, trotzdem auf einigen Reliefs ägyptischer Tempel charakteristische Abbildungen von Produkten der Flora und Fauna des ostafrikanischen Gebietes verewigt worden sind, über die Ausdehnung dieser Fahrten noch wenig klar, und selbst bei den arabischen Schriftstellern, welche als Kaufleute größere Handelszüge unternahmen, findet man eine Verwirrung und Übertreibung, die zu sicheren Schlußfolgerungen nicht gelangen läßt. Die arabischen Karten dieser Gegenden er-



Tanga: Zollstation.

ziemlich gleichförmigen Kontinentes die Jahrtausende hindurch gewissermaßen erstarrt war.

Wenn sich drüben in Europa die Welt in ihren vielfachsten Spiegelungen dem Auge innern noch vielfach an jene Ausgeburten der kartographischen Darstellung, welche mit Greifen und allerlei fabelhaftem Getier das unerforschte Innere ausfüllte. Es ist leicht erklärlich, daß diese letzten Ausläufer der

arabischen Welt von ihrem Centrum wenig beachtet wurden. Wenn auch stets ein lebhafter Handel mit Elfenbein und Sklaven nach Arabien und Indien stattfand, so ging doch der Handelsverkehr mit Europa, welcher damals nicht zu unterschätzen war, andere Wege, und Ostafrika war nur ein entlegenes Gebiet in einer Ecke des großen Indischen Oceans und volkswirtschaftlich von geringer Bedeutung. Nationale Bedeutung hat es für die Araber nie gehabt, am wenigsten für die Vertreter der Stämme des südlichen Arabiens, welche als Krieger und Kaufleute ins Ausland gingen.

Der kühne Zug Vasco de Gamas um das Kap der Guten Hoffnung brachte mit seinen Folgen eine vollständige Umwälzung der dortigen Verhältnisse hervor. In den Kämpfen um die Oberherrschaft im Handel blieben die Portugiesen allerdings vorläufig Sieger; aber unfähig, die Macht zu behaupten, fegte das arabische Element schließlich doch die Eindringlinge wieder hinweg.

Die portugiesische Herrschaft hat, wie das auch zu erwarten war, wenig Spuren zurückgelassen. Die Schuld an den Mißerfolgen schreibt man gewöhnlich dem System der Portugiesen zu, das auf einer Ausbeutung der Eingeborenen basieren soll. Aber die Annahme ist nur zum Teil richtig, denn die Portugiesen haben, wie die romanischen Völker damaliger Zeit überhaupt, kulturelle Bestrebungen ersten Ranges durch Einführung des Christentums verfolgt. Ein Blick auf Südamerika zeigt, daß wesentlich der Gegensatz zwischen den kolossalen Erwerbungen im Auslande und der geringen Macht zu Hause zu einem unaufhaltsamen Bruche zwischen Mutterland und Kolonien führte. Daß die Portugiesen infolge ihrer kolonisatorischen Praxis wenig beliebt waren, ist ebenfalls leicht zu begreifen, aber auf der anderen Seite ist wieder nicht zu vergessen, daß hier der Gegensatz zwischen Mohammedanismus und Christentum mitspielt, wie ja dieser feindliche Gegensatz aller Voraussicht nach noch auf unbestimmbare Zeit bestehen bleiben und kräftig wirken dürfte.

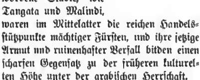
Wenn man sich nun die Geschichte dieses ostafrikanischen Festlandes, welches jetzt den Deutschen und Engländern zugefallen ist, während die Portugiesen sich in Mozambique hatten behaupten können, überblickt und nirgends eine Erwähnung von Tanga findet, so wird man sich enttäuscht finden. Trotz seines natürlichen schönen Hafens war Tanga in der That stets eine unbeachtete Ansiedelung geblieben, wie man deren an den ostafrikanischen Küsten mehrere findet, ja gewissermaßen noch heute



Tanga: Eingang zur Boma.

erst neu entdeckt — vertarene kleine Nester mit einem geringen Handel nach außen, in sich setbst abgeschtossen, wie vergraben in dem afrikanischen Urwalde oder unter den Kokospalmen sich versteckend. Hier und dort zeigt eine verwachsene zerfallene Ruine die frühere Thätigkeit einer kultivierten Rasse, aber das Klima, die trapischen Regengüsse und die Vegetation haben das Ihrige dazu beigetragen, um den grünenden Schutt der Ruinen zu vermehren. Die Häfen an unserem nördtichen Gebiete gehörten potitisch zu dem mächtigen und reichen Mombas, während weiter südlich Kilwa der politische Mittelpunkt war. Heute erst wieder bekannter gewordene Städte, wie Tangata und Malindi,


Tanga: Marinedenkmal.



waren im Mittelatter die reichen Handelsstützpunkte mächtiger Fürsten, und ihre jetzige Armut und ruinenhafter Verfall bitden einen scharfen Gegensatz zu der früheren kulturelten Höhe unter der arabischen Herrschaft.

Die unsicheren Verhältnisse, besonders die Feindseligkeiten kriegerischer Stämme des Inneren, brachten es mit sich, daß die ersten Ansiedelungen auf den Insetn angelegt wurden, welche die schönen und großen Häfen wie Perlen schmücken. Die kleine Insel bei Tanga war auch von den handeltreibenden Arabern als erste Niederlassung gewähtt, welche erst vor etwa fünfzig Jahren bei größerer Sicherheit für Leben und Eigentum nach dem Festlande hinübergezogen und auf der hohen roten Lateritwand sich ansiedelten.

Diese hübsche, in der Mitte des inneren Hafens liegende Insel beherbergt heute nur ganz unbedeutende Ruinen, die Quarantänestation, welche bis jetzt, soviel mir bekannt, noch nicht in Gebrauch genommen worden ist, sowie einen Kohlenschuppen und den Friedhof. In dieser grünen Waldeinsamkeit, überschattet van den Baababs, liegen die Gräber einer Anzahl Pioniere der deutschen Kulturbestrebungen, Forscher, Pflanzer, Techniker und Kaufleute, welche das tückische Klima hinwegraffte, darunter auch das des bedeutenden Sprachforschers Schteicher, welcher, schon krank aus Abessinien nach Ostafrika kommend, wenige Tage nach seiner Ankunft im Frühjahre 1894 am Fieber starb. Nichts stört die Ruhe dieser mit dichtem Busch und Wald bestandenen Insel als etwa die Glockentöne der im Hafen ankernden Schiffe, oder ein gelegentlicher Kanonenschuß, und es dürfte wenig Plätze an der ostafrikanischen Küste geben, in denen die Majestät des Todes eine so tief ernste und dabei doch poesievolle Umrahmung gefunden hat.

Die Landung macht, wenn man seine Sachen durch den Zoll hindurchbringen will, einige Schwierigkeiten, da Brücken und andere Hafenanlagen noch fehlen oder für die öffentliche Benutzung noch nicht freigegeben sind. Zwar führt der Hafendamm der Eisenbahn in die Bai hinaus, aber eine Landung dort ist nicht zu allen Zeiten möglich, und die Landungsbrücke des Forts war vor einigen Jahren, als ich Tanga besuchte, noch nicht dem öffentlichen Verkehr übergeben. Aber die stämmigen Bootsführer wissen sich bald zu helfen, sie nehmen den Passagier in die Höhe und tragen ihn fein säuberlich aus dem Boot auf den Sand, wo er etwas verblüfft die Zollformalitäten über sich ergehen lassen muß.

Tanga: Usagara-Haus.

Über die vom Regen zerrissene, mit Büschen und Bananen bedeckte Uferrampe herauskletternd, gelangt man auf das palmenbedeckte Plateau, in dem halb vergraben die heutige Stadt Tanga liegt. Sie dehnt sich in einem schönen Halbkreise um die Bucht, und eine Beschreibung ist insofern leichter, als man, auf der hohen Rampe entlang gehend, die einzelnen Stadtteile besuchen kann.

Es ist aber doch schwierig, ein solches afrikanisches Städtchen, wo die Überreste alter Kultur, die Barbarei der heutigen Eingeborenen und die Errungenschaften unserer modernen Technik einander fast unvermittelt berühren, treffend zu schildern. Alles ist heute noch ein Chaos und im Entstehen begriffen, daher so leicht veränderlich und vergänglich wie die mit Palmenblatt gedeckten leichten Hütten, welche dem genügsamen Volke der Küstenneger als Wohnstätten dienen. In der längs der Uferrampe hinführenden Straße, welche die Hauptstraße genannt zu werden verdient, sind allerdings bereits einige feste Kerne vorhanden, um die sich das andere leichter gruppiert, vor allem das dicht am steilen Abhang gelegene, vor einigen Jahren erbaute Fort.

Die Muster für diese Bauten hat man den arabischen und portugiesischen Vorbildern entnommen, welche hier und da an der Küste zerstreut liegen, und den modernen Anforderungen entsprechend umgestaltet. Eine mit vorspringenden Bastionen gekrönte Mauer, von der einige Geschütze drohend herunterragen, umgiebt einen Hof und mehrere Häuser, deren räumlich größtes — fast hätte ich gesagt, architektonisch schönstes — die Wohnungen der höheren Verwaltungsbeamten und Offiziere enthält. Denn es ist natürlich, daß in solchen kleinen Städtchen eine Konzentration noch notwendig ist, weniger aus Befürchtung vor Aufständen der Eingeborenen, als wegen der Unmöglichkeit, passende Wohnungen zu finden. Auf der anderen Seite begünstigt aber dieses abgeschlossene System einen gewissen Kastengeist, der sich früher recht unangenehm bemerkbar machte, wenn irgend welche Differenzen zwischen den Leuten des Forts und den anderen Europäern vorgekommen waren. Mit der fortschreitenden Entwickelung der Verhältnisse wird sich natürlich im Laufe der Zeit eine größere Decentralisation herausstellen, welche für ein gedeihliches Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Berufszweige von Ostafrika sicherlich nicht von zu unterschätzender Bedeutung sein wird. Neben dem Fort am

Ende eines etwas wüsten botanischen Gartens steht dicht an der Uferböschung das von der Marine für die während des Aufstandes gefallenen Marinesoldaten errichtete Denkmal.

Von hier aus hat man einen prächtigen Blick über den Hafen. Rechts schweift das Auge über die Dächer der früheren Plantage des Bezirksamtmanns von St. Paul, welche jetzt mit noch anderen Liegenschaften einer neu gebildeten Tanga-Gesellschaft gehört, die Dächer der evangelischen Mission und das Direktorialgebäude der Usambara-Eisenbahn-Gesellschaft, während links der Blick sich in der blaudunstigen Luft verliert, welche die Mündungen des Sigi und Mkulumusi in die Bai von Tanga umhüllt, und im Vordergrunde die smaragdene Tanga-Insel, ein kostbares Juwel in der sonnenbeschienenen, weißschimmernden Tanga-Bai, emporsteigt. Arabische Fahrzeuge schaukeln auf den Wellen oder liegen bei Ebbe träge auf dem Strande, und hin und wieder, aber nur sehr selten, beleben die graziösen Linien eines großen Seedampfers die stillen Fluten.

Im allgemeinen hat die afrikanische Natur für den Fremden etwas Abweisendes, ja sogar Feindliches, wenn er tagelang durch dicke Dornengestrüppe wandern muß oder mühsam im Urwald seinen Weg bahnt. Aber einem achtsamen Auge enthüllen sich doch manche poetische Reize, zumal in den frühen Morgenstunden, wenn die Natur zu neuem Leben erwacht ist, die Honigvögel geschäftig an den Blumen naschen, die Kolonien der lustigen Webervögel in den Kronen der Palmen zwitschern und ein frischer Wind in ihren befiederten Wedeln raschelt oder knarrt; denn der Ausdruck Rauschen wäre für das eigentümliche Geklapper, welches der Wind in den harten Palmenblättern hervorruft, nicht geeignet. Dann empfindet auch ein weniger poesievolles Gemüt jene Erlösung von den Sorgen des Lebens, welche es zu ästhetischem Genießen befähigt. Des Tages über, wenn die Hitze auf dem afrikanischen Lande lagert, der Europäer sich scheu in seine Häuslichkeit zurückzieht und der große Pan schläft, ist aber der Zauber trotz des blauen Himmels vollkommen verschwunden. Erst mit dem tieferen Stande der Sonne rafft sich die ermat-



Tanga: Eisenbahn-Direktorialgebäude.

wovon unsere moderne Litteraturwissenschaft absehen zu können glaubt. Die neuen Studien geben dann zu den genannten Essays solche über Freytag und Bodenstedt, Storm und Keller, Fontane und Scheffel, Baumbach und Seidel, Wildenbruch und Rosegger, Sudermann und Hauptmann, Daudet, Ibsen und Tolstoy, und es ist keine Arbeit unter diesen vielen, von der man sagen könnte, daß sie das Bild des dargestellten Dichters im geringsten verzeichne. Die Mehrzahl der Sternschen Essays giebt in der That bereits abschließende Charakteristiken der Dichter; über Storm, Keller, Scheffel z. B. wird nach hundert Jahren wahrscheinlich noch genau so geurteilt werden, wie es Stern heute thut. Ich kann auf die Einzelvorzüge der einzelnen Studien hier nicht eingehen, ich will nur beispielsweise erwähnen, daß die Arbeiten über Ibsen und namentlich Tolstoy unendlich viel tiefgründiger sind als das meiste, was über diese Geister in Deutschland bisher geschrieben wurde, da Stern im stande ist, ihre Entwickelung aus den heimischen Verhältnissen heraus anschaulich darzustellen; ich will nur kurz hervorheben, daß die allgemeinen Ausführungen in den meisten dieser Essays eine Größe und Klarheit der ästhetischen Grundanschauungen beweisen, die in Deutschland selten genug ist. Die neuen Studien haben denn auch bereits einen bedeutenden Erfolg gehabt, und zum Heil unserer Litteratur ist zu hoffen, daß sie in immer breitere Kreise dringen.

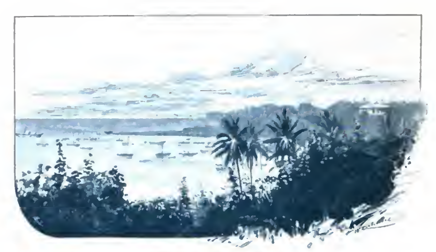
Sterns Biographie Otto Ludwigs ist die ausführlichste Arbeit, die er bisher einem Dichter gewidmet. Sie trat mit der von Stern und Erich Schmidt besorgten ersten wirklichen Gesamtausgabe der Werke des thüringischen Dichters 1891 ans Licht. Wie berichtet, war Stern Otto Ludwig als junger Mann nahe getreten und hatte zu den wenigen gehört, die die ganze Bedeutung dieser Dichtererscheinung schon früh gewürdigt, sich auch die Verehrung für den Dichter durch die trostlosen Jahrzehnte, wo Ludwigs wie Hebbels Wirkung völlig ausgelöscht schien, erhalten. Nun kam er, längst über die Jugend hinaus, zu dem verehrten Dichter zurück und übernahm, da sich keiner der näheren Freunde Ludwigs an die Schöpfung eines eingehenderen Lebensbildes herangewagt, die ehrenvolle, aber schwierige Aufgabe, ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Dichters sein Leben aus den mannigfach, aber keineswegs überreich fließenden Quellen herauszuschöpfen. Diese Aufgabe erforderte nicht bloß den vielerfahrenen und -erprobten Litteraturhistoriker, der auf dem Felde der neueren deutschen Litteratur wie kaum ein anderer zu Hause war, sie erforderte auch den Dichter. Denn nur der Dichter vermag, von eigener Erfahrung und glücklicher Ahnung geleitet, bis in die geheimen Regionen, wo sich ein Genius wie der Ludwigs bildet, und denen seine Werke entspringen, hinabzudringen; nur ein Dichter vermag auch, ein so beschränktes äußeres und dabei überreiches inneres Leben, wie es Otto Ludwig führte, anschaulich und in den richtigen Verhältnissen darzustellen. Stern ist beides in hohem Maße gelungen, wir haben wenig Dichterbiographien, in denen namentlich die Entwickelung des Dichters mit solcher Sicherheit, Tiefe und Stimmungsfülle gegeben würde, und die zugleich ein so vollgerundetes abgeschlossenes Bild einer eigenartigen menschlichen Existenz böten. Rühmend ist noch besonders hervorzuheben, daß Stern bei der Darstellung der seltsamen Krankheitsgeschichte Otto Ludwigs mit wahrer Pietät verfahren und der pathologischen Sensationssucht des modernen Publikums nicht entgegengekommen ist, in der unzweifelhaft richtigen Annahme, daß man den Zusammenhang zwischen Abstammung und individueller Artung, zwischen körperlichen Zuständen und geistigen Prozessen denn doch nie völlig aufklären und zumal über das geheimste Wesen und Walten einer Künstlernatur das Entscheidende nie mit nackten Worten sagen, es höchstens nur ahnen kann.

Das Bild des Dichters Adolf Stern vollendet dann seine nicht eben zahlreiche, meist erotische Lyrik in den „Gedichten" (3. Auflage 1882). Wenn des Dichters Wesen am unmittelbarsten in seiner Lyrik zu Tage tritt — und daß es so ist, läßt sich wohl kaum bestreiten —, so wird man Stern dem tiefsten Kern nach für eine schlichte, tiefe, innige Natur, die von allem Gefühlsüberschwang weit abliegt, aber für ihre Empfindungen reine und ergreifende Klänge findet, erklären, und damit stimmt es auch, wenn

Wolfgang Kirchbach als den letzten Eindruck der epischen Dichtungen Sterns feststellt, daß man „in allen seinen Darstellungen ein leises reines Interesse des Herzens, eine schöne innere Menschlichkeit empfindet, nicht die kalte Vornehmheit des akademischen Stilisten, sondern jene Vornehmheit des Herzens, jene Güte und Gütigkeit einer mitfühlenden Seele, die zwar nie von sich selber spricht, aber sich doch überall verrät durch das, was sie sieht, wie sie es sieht und wie sie es in der Darstellung festhält". Stern ist vor allem epischer Dichter, und so ist es klar, daß er den größten Teil seiner lyrischen Empfindung für seine epische Dichtung verbrauchte, wie Schiller beispielsweise die seinige für die dramatische; das schließt aber nicht aus, daß Sterns Lyrik Gedichte von schönem Fluß und glücklicher Bildlichkeit aufweist, wie sie denn unzweifelhaft ihren eigenen Ton hat. Eine Specialität, möchte ich fast sagen, Sterns sind dann jene kleineren episch-lyrischen Gedichte, die ich schon einmal erwähnt; in ihnen findet man die ganze Situationskunst des Dichters wieder, dabei ist aber alles von starker Empfindung durchtränkt und die Form, sowohl die innere wie die äußere, meist hochvollendet. Noch in den letzten Jahren sind dem Dichter einzelne Perlen dieser Gattung gelungen, wie z. B. die im Cottaschen Musenalmanach für 1893 veröffentlichte „Letzte Rose". Die Meisterschaft in dieser Gattung befähigte den Dichter auch, der Übersetzer der prächtigen Gedichte des schwedischen Grafen Snoilsky zu werden, mit dem er übrigens eine gewisse Verwandtschaft sowohl in der Neigung zum farbenreichen Realismus wie in der männlich-elegischen Grundstimmung hat. Es ist keines der geringsten Verdienste Adolf Sterns, diesen bedeutendsten der lebenden schwedischen Dichter (von Strindberg dürfen wir hier wohl absehen) für die deutsche Litteratur erobert zu haben.

Stern ist noch gegenwärtig mit ungeschwächter Kraft dichterisch thätig, und es wäre daher Anmaßung, schon jetzt das letzte Resultat seines Lebens und Strebens ziehen zu wollen. So viel aber dürfte diese eingehendere Arbeit erwiesen haben: unter den modernen Dichtern, die aus dem Aufschwung der deutschen Litteratur in den fünfziger Jahren erwachsen sind, und die, als in den sechziger Jahren aus mancherlei Ursachen ein Niedergang der deutschen Dichtung eintrat, treulich fortfuhren, das Banner echter Kunst hoch zu halten, nimmt Adolf Stern eine schon jetzt genauer zu bestimmende Bedeutung ein, die Litteraturgeschichte wird ihm einen festen, dauernden Platz nicht versagen können. Sicher ist er einer der homines sui generis in dieser an solchen nicht übermäßig reichen Zeit und ein echter Dichter dabei, der sich die Freude an der Fülle der Erscheinungen des Lebens trotz allem bewahrt und frisch geblieben ist, obwohl er ein Litteraturhistoriker war. So ernst wie er es mit der Kunst genommen, haben es sicher nur wenige seiner Zeit- und Kunstgenossen, und vor allem von diesem Gesichtspunkte aus fließen uns Dichter und Litteraturhistoriker zu einer einzigen, die höchste Achtung gebietenden Gestalt zusammen.





Blick auf den Hafen von Tanga.

Ostafrikanische Städtebilder.

Von

Gustav Meinecke.

I. Tanga.

Wenn der Reisende das Kap Guardafui umschifft hat, welches, aus der Ferne betrachtet, einem mächtigen ruhenden Löwen täuschend ähnlich sieht, und sein Schiff sich mehrere Tage in der Wasserwüste des Indischen Oceans verlor, dann begrüßt er mit Freuden die ersten Anzeichen, daß wieder Land in der Nähe sei. Das Schiff schwimmt längs der ostafrikanischen Küste, und es erfreut den Reisenden endlich wieder der Blick auf einen weiten grünenden Höhensaum, aus dem die Feuer der Eingeborenen kerzengerade emporsteigen. Denn seit Verlassen Italiens hat sein Auge nur auf den grotesken und bunten Felsgebilden, welche die Küste des Roten Meeres umsäumen, und dem kahlen Felsenneſt Aden ruhen können, so daß das Wiederauftauchen von Grün mit doppelter Freude begrüßt wird. Mehrere Tage dauert die Fahrt an dieser Küste entlang, bis im fernen Hintergrunde blauende Berge den Horizont mit schön geschwungenen Wellenlinien bemalen und das Schiff seinen Kurs ändert. Allmählich tauchen links und rechts einer großen Bai, deren Fahrwasser durch Bojen bezeichnet ist, im Wasser halbversunkene, saftig grüne Mangrovenwälder auf. Die Farbe des blauen Wassers nimmt eine leicht ins Grünliche schimmernde Nuance an, und bereits kann ein scharfes Auge in der Ferne einen auf hoher Uferböschung am Ende des Hafens liegenden weißen Punkt erkennen, das Fort von Tanga. Der Eingang zum Hafen schließt sich allmählich, obwohl er nie so eng wird wie der von Dar-es-Salam und einigen anderen Häfen. Man unterscheidet allmählich ein hohes Ufer, von Gestrüpp und Baobabs, den Riesen der afrikanischen Vegetation, bedeckt. Das einschmeichelnde Grün umgiebt das Auge wie mit einem zarten Flor. Einige Häuser auf der hohen Uferrampe werden in der grellen afrikanischen Beleuchtung sichtbar. Rechts taucht in dem Hafen eine mit üppigster Vegetation

bedeckte hohe Insel auf. Das Schiff macht eine Schwenkung — ein Kanonenschuß, die Anker rasseln nieder, und wir befinden uns im Hafen von Tanga, dem nördlichsten für die große Seeschiffahrt eingerichteten Hafen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes.

Der Deutsche hat bekanntlich im allgemeinen ein ziemlich ausgeprägtes historisches Gefühl; er sucht gern die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen und, wo es notwendig, sich die verschiedenen Wechselwirkungen des Westens auf den Osten und umgekehrt klar zu machen. Aber in Ostafrika geht es ihm vielfach wie in Amerika, wo eine moderne Kultur erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit zu spüren ist und die Vorzeit entweder in die Barbarei grauen Altertums zurückreicht oder von einer heute für uns wenig verständlichen Kultur erfüllt wird. Die ganze ostafrikanische Welt war zwar, ebenso wie der große Rumpf Südamerikas, bereits in der tropischen Sonne daliegend, als in Europa noch das Meer an einzelne Felsengipfel brandete. Aber es ist eigentümlich, daß die Entwickelung dieses alten und des beginnenden Kulturmenschen darbot, so herrschte hier eine nur sehr wenig unterbrochene Gleichförmigkeit des Bodens und jene Gleichmäßigkeit des Klimas, welche auf den Menschen dieser Zonen in eigentümlicher Weise als arten- und charakterbildend einwirkte.

Die wesentlichen Züge der ostafrikanischen Küste tauchten sichtbarer aus dem Dunkel der Geschichte erst für die alexandrinischen Gelehrten auf, obwohl bereits früher ägyptische Könige Entdeckungsfahrten nach hier unternommen und die Phönizier in der Südostecke Gold gewonnen haben sollen. Aber man ist sich heute, trotzdem auf einigen Reliefs ägyptischer Tempel charakteristische Abbildungen von Produkten der Flora und Fauna des ostafrikanischen Gebietes verewigt worden sind, über die Ausdehnung dieser Fahrten noch wenig klar, und selbst bei den arabischen Schriftstellern, welche als Kaufleute größere Handelszüge unternahmen, findet man eine Verwirrung und Übertreibung, die zu sicheren Schlußfolgerungen nicht gelangen läßt. Die arabischen Karten dieser Gegenden erinnern noch vielfach an jene Ausgeburten der kartographischen Darstellung, welche mit Greifen und allerlei fabelhaftem Getier das unerforschte Innere ausfüllte. Es ist leicht erklärlich, daß diese letzten Ausläufer der



Tanga: Zollstation.

ziemlich gleichförmigen Kontinentes die Jahrtausende hindurch gewissermaßen erstarrt war.

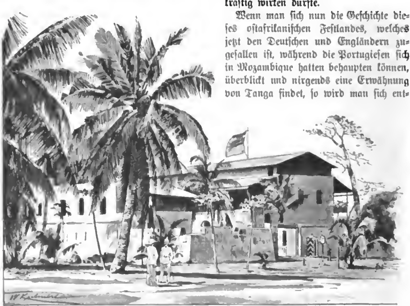
Wenn sich drüben in Europa die Welt in ihren vielfachsten Spiegelungen dem Auge

arabischen Welt von ihrem Centrum wenig beachtet wurden. Wenn auch stets ein lebhafter Handel mit Elfenbein und Sklaven nach Arabien und Indien stattfand, so ging doch der Handelsverkehr mit Europa, welcher damals nicht zu unterschätzen war, andere Wege, und Ostafrika war nur ein entlegenes Gebiet in einer Ecke des großen Indischen Oceans und volkswirtschaftlich von geringer Bedeutung. Nationale Bedeutung hat es für die Araber nie gehabt, am wenigsten für die Vertreter der Stämme des südlichen Arabiens, welche als Krieger und Kaufleute ins Ausland gingen.

Der kühne Zug Vasco de Gamas um das Kap der Guten Hoffnung brachte mit seinen Folgen eine vollständige Umwälzung der dortigen Verhältnisse hervor. In den Kämpfen um die Oberherrschaft im Handel blieben die Portugiesen allerdings vorläufig Sieger; aber unfähig, die Macht zu behaupten, fegte das arabische Element schließlich doch die Eindringlinge wieder hinweg.

Die portugiesische Herrschaft hat, wie das auch zu erwarten war, wenig Spuren zurückgelassen. Die Schuld an den Mißerfolgen schreibt man gewöhnlich dem System der Portugiesen zu, das auf einer Ausbeutung der Eingeborenen basieren soll. Aber die Annahme ist nur zum Teil richtig, denn die Portugiesen haben, wie die romanischen Völker damaliger Zeit überhaupt, kulturelle Bestrebungen ersten Ranges durch Einführung des Christentums verfolgt. Ein Blick auf Südamerika zeigt, daß wesentlich der Gegensatz zwischen den kolossalen Erwerbungen im Auslande und der geringen Macht zu Hause zu einem unaufhaltsamen Bruche zwischen Mutterland und Kolonien führte. Daß die Portugiesen infolge ihrer kolonisatorischen Praxis wenig beliebt waren, ist ebenfalls leicht zu begreifen, aber auf der anderen Seite ist wieder nicht zu vergessen, daß hier der Gegensatz zwischen Mohammedanismus und Christentum mitspielt, wie ja dieser feindliche Gegensatz aller Voraussicht nach noch auf unbestimmbare Zeit bestehen bleiben und kräftig wirken dürfte.

Wenn man sich nun die Geschichte dieses ostafrikanischen Festlandes, welches jetzt den Deutschen und Engländern zugefallen ist, während die Portugiesen sich in Mozambique hatten behaupten können, überblickt und nirgends eine Erwähnung von Tanga findet, so wird man sich enttäuscht finden. Trotz seines natürlichen schönen Hafens war Tanga in der That stets eine unbeachtete Ansiedelung geblieben, wie man deren an den ostafrikanischen Küsten mehrere findet, ja gewissermaßen noch heute



Tanga: Eingang zur Boma.

erst neu entdeckt — verlorene kleine Nester mit einem geringen Handel nach außen, in sich selbst abgeschlossen, wie vergraben in dem afrikanischen Urwalde oder unter den Kokospalmen sich versteckend. Hier und dort zeigt eine verwachsene zerfallene Ruine die frühere Thätigkeit einer kultivierten Rasse, aber das Klima, die tropischen Regengüsse und die Vegetation haben das Ihrige dazu beigetragen, um den grünenden Schutt der Ruinen zu vermehren. Die Häfen an unserem nördlichen Gebiete gehörten politisch zu dem mächtigen und reichen Mombas, während weiter südlich Kilwa der politische Mittelpunkt war. Heute erst wieder bekannter gewordene Städte, wie Tangata und Malindi, waren im Mittelalter die reichen Handelsstützpunkte mächtiger Fürsten, und ihre jetzige Armut und ruinenhafter Verfall bilden einen scharfen Gegensatz zu der früheren kulturellen Höhe unter der arabischen Herrschaft.



Tanga: Marinedenkmal.

Die unsicheren Verhältnisse, besonders die Feindseligkeiten kriegerischer Stämme des Inneren, brachten es mit sich, daß die ersten Ansiedelungen auf den Inseln angelegt wurden, welche die schönen und großen Häfen wie Perlen schmücken. Die kleine Insel bei Tanga war auch von den handeltreibenden Arabern als erste Niederlassung gewählt, welche erst vor etwa fünfzig Jahren bei größerer Sicherheit für Leben und Eigentum nach dem Festlande hinüberzogen und auf der hohen roten Lateritwand sich ansiedelten.

Diese hübsche, in der Mitte des inneren Hafens liegende Insel beherbergt heute nur ganz unbedeutende Ruinen, die Quarantänestation, welche bis jetzt, soviel mir bekannt, noch nicht in Gebrauch genommen worden ist, sowie einen Kohlenschuppen und den Friedhof. In dieser grünen Waldeinsamkeit, überschattet von den Baobabs, liegen die Gräber einer Anzahl Pioniere der deutschen Kulturbestrebungen, Forscher, Pflanzer, Techniker und Kaufleute, welche das tückische Klima hinwegraffte, darunter auch das des bedeutenden Sprachforschers Schleicher, welcher, schon krank aus Abessinien nach Ostafrika kommend, wenige Tage nach seiner Ankunft im Frühjahre 1894 am Fieber starb. Nichts stört die Ruhe dieser mit dichtem Busch und Wald bestandenen Insel als etwa die Glockentöne der im Hafen ankernden Schiffe, oder ein gelegentlicher Kanonenschuß, und es dürfte wenig Plätze an der ostafrikanischen Küste geben, in denen die Majestät des Todes eine so tief ernste und dabei doch poesievolle Umrahmung gefunden hat.

Die Landung macht, wenn man seine Sachen durch den Zoll hindurchbringen will, einige Schwierigkeiten, da Brücken und andere Hafenanlagen noch fehlen oder für die öffentliche Benutzung noch nicht freigegeben sind. Zwar führt der Hafendamm der Eisenbahn in die Bai hinaus, aber eine Landung dort ist nicht zu allen Zeiten möglich, und die Landungsbrücke des Forts war vor einigen Jahren, als ich Tanga besuchte, noch nicht dem öffentlichen Verkehr übergeben. Aber die stämmigen Bootsführer wissen sich bald zu helfen, sie nehmen den Passagier in die Höhe und tragen ihn fein säuberlich aus dem Boot auf den Sand, wo er etwas verblüfft die Zollformalitäten über sich ergehen lassen muß.

Tanga: Usagara-Haus.

Über die vom Regen zerrissene, mit Büschen und Bananen bedeckte Uferrampe herauf kletternd, gelangt man auf das palmenbedeckte Plateau, in dem halb vergraben die heutige Stadt Tanga liegt. Sie dehnt sich in einem schönen Halbkreise um die Bucht, und eine Beschreibung ist insofern leichter, als man, auf der hohen Rampe entlang gehend, die einzelnen Stadtteile besuchen kann.

Es ist aber doch schwierig, ein solches afrikanisches Städtchen, wo die Überreste alter Kultur, die Barbarei der heutigen Eingeborenen und die Errungenschaften unserer modernen Technik einander fast unvermittelt berühren, treffend zu schildern. Alles ist heute noch ein Chaos und im Entstehen begriffen, daher so leicht veränderlich und vergänglich wie die mit Palmenblatt gedeckten leichten Hütten, welche dem genügsamen Volke der Küstenneger als Wohnstätten dienen. In der längs der Uferrampe hinführenden Straße, welche die Hauptstraße genannt zu werden verdient, sind allerdings bereits einige feste Kerne vorhanden, um die sich das andere leichter gruppiert, vor allem das dicht am steilen Abhang gelegene, vor einigen Jahren erbaute Fort.

Die Muster für diese Bauten hat man den arabischen und portugiesischen Vorbildern entnommen, welche hier und da an der Küste zerstreut liegen, und den modernen Anforderungen entsprechend umgestaltet. Eine mit vorspringenden Bastionen gekrönte Mauer, von der einige Geschütze drohend herunterragen, umgiebt einen Hof und mehrere Häuser, deren räumlich größtes — fast hätte ich gesagt, architektonisch schönstes — die Wohnungen der höheren Verwaltungsbeamten und Offiziere enthält. Denn es ist natürlich, daß in solchen kleinen Städtchen eine Konzentration noch notwendig ist, weniger aus Befürchtung vor Aufständen der Eingeborenen, als wegen der Unmöglichkeit, passende Wohnungen zu finden. Auf der anderen Seite begünstigt aber dieses abgeschlossene System einen gewissen Kastengeist, der sich früher recht unangenehm bemerkbar machte, wenn irgend welche Differenzen zwischen den Leuten des Forts und den anderen Europäern vorgekommen waren. Mit der fortschreitenden Entwickelung der Verhältnisse wird sich natürlich im Laufe der Zeit eine größere Decentralisation herausstellen, welche für ein gedeihliches Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Berufszweige von Ostafrika sicherlich nicht von zu unterschätzender Bedeutung sein wird. Neben dem Fort am

Ende eines etwas wüsten botanischen Gartens steht dicht an der Uferböschung das von der Marine für die während des Aufstandes gefallenen Marinesoldaten errichtete Denkmal.

Von hier aus hat man einen prächtigen Blick über den Hafen. Rechts schweift das Auge über die Dächer der früheren Plantage des Bezirksamtmanns von St. Paul, welche jetzt mit noch anderen Liegenschaften einer neu gebildeten Tanga-Gesellschaft gehört, die Dächer der evangelischen Mission und das Direktorialgebäude der Usambara-Eisenbahn-Gesellschaft, während links der Blick sich in der blaudunstigen Luft verliert, welche die Mündungen des Sigi und Mkulumusi in die Bai von Tanga umhüllt, und im Vordergrunde die smaragdene Tanga-Insel, ein kostbares Juwel in der sonnenbeschienenen, weißschimmernden Tanga-Bai, emporsteigt. Arabische Fahrzeuge schaukeln auf den Wellen oder liegen bei Ebbe träge auf dem Strande, und hin und wieder, aber nur sehr selten, beleben die graziösen Linien eines großen Seedampfers die stillen Fluten.

Im allgemeinen hat die afrikanische Natur für den Fremden etwas Abweisendes, ja sogar Feindliches, wenn er tagelang durch dicke Dornengestrüppe wandern muß oder mühsam im Urwald seinen Weg bahnt. Aber einem achtsamen Auge enthüllen sich doch manche poetische Reize, zumal in den frühen Morgenstunden, wenn die Natur zu neuem Leben erwacht ist, die Honigvögel geschäftig an den Blumen naschen, die Kolonien der lustigen Webervögel in den Kronen der Palmen zwitschern und ein frischer Wind in ihren befiederten Wedeln raschelt oder knarrt; denn der Ausdruck Rauschen wäre für das eigentümliche Geklapper, welches der Wind in den harten Palmenblättern hervorruft, nicht geeignet. Dann empfindet auch ein weniger poesievolles Gemüt jene Erlösung von den Sorgen des Lebens, welche es zu ästhetischem Genießen befähigt. Des Tages über, wenn die Hitze auf dem afrikanischen Lande lagert, der Europäer sich scheu in seine Häuslichkeit zurückzieht und der große Pan schläft, ist aber der Zauber trotz des blauen Himmels vollkommen verschwunden. Erst mit dem tieferen Stande der Sonne rafft sich die ermat-

Tanga: Eisenbahn-Direktorialgebäude.

tete Natur noch einmal zu munterem Leben und Genießen auf, und bis zum schnellen Eintritt der Dunkelheit regt sich die geschäftige Welt.

In den Mittagsstunden ist sogar die Hauptstraße der Stadt wenig belebt; alles verkriecht sich in die Häuser, welche dort, wo man angefangen hat, sich mehr an die arabische Bauart anzulehnen, zur Genüge kühl und luftig sind.

Im Anfang unserer Kolonialgeschichte in Ostafrika, die etwas überstürzt einsetzte, galt es, gesunde Wohnungen schnell zu schaffen, und man importierte daher vollkommen fertige Holzhäuser, welche nur zusammengesetzt zu werden brauchten, um einen leidlichen Aufenthalt zu gewähren. Der Vorzug der schnellen Aufstellung und des relativ gesunden Wohnens wurde aber aufgewogen durch die Kostspieligkeit, die leichte Vergänglichkeit des Holzes unter dem Einfluß der Regengüsse, des tropischen Klimas und der Termiten, und man hat, sobald man mehr Zeit aufwenden konnte, die Häuser massiv aus Korallensteinen gebaut. Der Korallenkalk hat als Baustein manche bedeutende Vorzüge, und so dürfte sich, da man neuerdings auch angefangen hat, den Grundriß des arabischen Hauses etwas zu erweitern und die Wände zu profilieren, hier mit der Zeit ein Baustil herausbilden, welcher das Praktische mit dem Angenehmen verbindet.

Tanga: Haus auf der Plantage St. Paul.

Das Haus der Ostafrikanischen Gesellschaft, das sogenannte Usagara-Haus, und das Direktorialgebäude der Usambara-Eisenbahn-Gesellschaft sind noch nach dem alten System gebaut, was bei dem letzteren um so merkwürdiger ist, als die Verwaltung der Usambara-Eisenbahn Handwerker in genügender Menge gehabt haben sollte, um gleich ein solides Steinhaus statt des kostspieligen Holzkastens aufzubauen.

Ein Beispiel dafür, wie wenig geeignet diese Häuser als Wohnhäuser sind, bietet das Haus auf der Plantage des Herrn von St.-Paul, welches, mit allem Raffinement konstruiert und fast vollständig aus Eisen gebaut, doch mehrere große Nachteile hat. Einmal ist die Hitze in diesem Hause für die Bewohner kaum zu ertragen, so daß über das Dach noch Palmblätter gelegt werden mußten, die dann wieder großen Kolonien von Ratten zum Unterschlupf dienten. Aber das Unangenehmste war, daß der Schall sich ungemein leicht fortpflanzte, so daß bei einigermaßen lebhaftem Reden in verschiedenen Räumen des Hauses ein unglaublicher Stimmenwirrwar entstand. Dieses Haus liegt dabei sehr hübsch, dicht am steilen Abhang des Ufers in einer etwas angebauten und mit Palmen bestandenen Gegend, die als Plantagenland möglicherweise die Hoffnungen, die man auf sie setzt, verwirklicht.

Im allgemeinen täuscht sich der Unkundige meist über die Fruchtbarkeit des tropischen Bodens, wenn er den üppigen Pflanzenwuchs, die hochragenden Palmen und andere seltsame Gewächse der Tropenzone sieht, die auf anscheinend unfruchtbarem Sande vorwärts



Straße in Tanga.

kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Stickstoffgehalt des Bodens in den Tropen unendlich reicher ist als bei uns und daß dieser Gehalt sich durch die bedeutenden Niederschläge stets erneuert; aber die Annahme würde falsch sein, daß ein Boden, der prächtige Kokospalmen tragen kann, sich nun auch für andere Plantagenprodukte eignet. Im Anfang unserer Kolonialentwickelung hat man häufig den Fehler begangen, Plantagen auf ungeeignetem Boden anzulegen, doch neuerdings benutzt man mehr die von der Natur gegebenen Fingerzeige und wird daher auf diesen dicht an der Küste gelegenen Plantagen kaum noch etwas anderes als Kokospalmen und die schon früher von den Eingeborenen kultivierten Pflanzen ziehen.

Die vorhin erwähnten Gebäude stehen, wie schon bemerkt, längs des Ufers inmitten der eigentlichen Stadt, die wesentlich aus einer Straße besteht, aber mehrere Stadtteile umfaßt. In dem einen wohnen die Fischer und indischen Kaufleute, deren Läden schon von weitem durch den scheußlichen Geruch getrockneter Haifische sich bemerkbar machen. Das arabische Viertel gruppiert sich um eine sehr primitiv mit Palmblättern gedeckte Moschee und setzt sich aus ein paar kleinen unbedeutenden arabischen Steinhäusern zusammen. Die enge, holperige Straße nach dem Fort zu erweitert sich etwas, und ein neuer Geschäftsteil, der besonders von Goanesen und deutschen Kaufleuten besetzt wird, thut sich auf.

Der Zustrom von Europäern und von Kapital hat aus dem etwas verschlafenen Tanga schnell eine Stadt mit allerlei Aspirationen gemacht, die sich sogar in Versuchen der Straßenbeleuchtung äußern, und durch das straffe Regiment der Bezirksamtleute ist an Stelle der früheren unregelmäßigen Bauordnung eine neue getreten. Daß diese mit breiten geraden Straßen, die sich rechtwinkelig schneiden, operiert, ist eigentlich selbstverständlich, doch würde es sich empfohlen haben, wenn man die Straßen nicht in der Breite der Berliner Friedrichstraße anlegte, sondern sich mehr nach den Erfahrungen anderer Tropenvölker richtete, welche die Häuser möglichst nahe zusammenrücken, um Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu haben.

Eine solche neue Straße in Tanga, die sich nach dem Inneren hineinstreckt, sieht noch etwas unfertig aus, aber bei der schnellen Entwickelung der Stadt werden sich die Lücken bald füllen. Vorläufig vollzieht sich die Entwickelung zwischen der am Strande entlang laufenden Hauptstraße und dem Geleise der Usambara-Eisenbahn, welche eine Zeit lang parallel mit der Hauptstraße läuft

und man kann bereits die Zeit voraussehen, da sich an den Bahnhöfen der Eisenbahn ein regeres Leben als heute entfalten wird. Ein paar deutsche Unternehmer hatten diese zukunftsfrohe Zeit bereits eskomptiert, und das originelle Gebäude eines von ihnen, des Lustigen Hans, stellt unser Bild dar. Der mit einigen schönen alten Bäumen besetzte Garten dieses, verwöhnten Ansprüchen kaum genügenden Gasthofes war der beliebte Rendezvous-Ort für die Herren des Forts nach dem abendlichen Spaziergange, und wenn auch das Bier eine mehr als gewöhnliche Wärme aufwies, so teilte es dies mit dem der anderen Kneipen, an denen die Stadt nicht gerade arm war. Die Reparaturwerkstätte mit ihren mannigfachen Maschinen und die Usambara-Eisenbahn selbst waren für die biederen „Tanganesen" fortdauernd ein Gegenstand der höchsten Bewunderung, obgleich ihnen wohl kaum die Bedeutung eines solchen Kulturfortschrittes recht klar geworden war.


Tanga: „Lustiger Hans."

Die Entwickelung Tangas, welche sich in den früheren Jahren kaum bemerkbar vollzog, beruhte vornehmlich auf der Verschiffung der Produkte des Hinterlandes, welche von den Wadigos, Wabondei, Waschambaa und anderen Stämmen geliefert wurden. Es waren dies meisteuteils Körnerfrüchte, einheimische Butter, etwas Vieh und dergleichen mehr, welches nach Sansibar geschickt wurde. Das Elfenbeingeschäft ging über Pangani, von wo auch der Karawanenverkehr nach dem Kilimandscharo und nach den Massai-Ländern seinen Anfang nahm. Tanga hatte weder zahlungsfähige Inder — denn was zur Zeit dort ist, gehört nur zu den Krämern — noch auch angesehene Araber oder eine Bevölkerung, welche wie die von Pangani größere Reisen unternahm. Diesen Wasuaheli und Wadigos der Küste hat es stets an persönlichem Mute gefehlt; noch wenige Jahre vor der Besitzergreifung durch die Deutschen gelang es einer Anzahl Massai, am hellen lichten Tage in die Stadt zu dringen und den Eingeborenen das Vieh wegzunehmen, ohne daß ein ernsthafter Widerstand geleistet wurde.

Dieser Handel mit geringwertigen Produkten würde niemals dem Plane der Errichtung einer Eisenbahn Vorschub geleistet haben, wenn nicht durch die Untersuchungen des Dr. Baumann Usambara als ein für tropische Kulturen durchaus geeignetes Land sich herausgestellt hätte. Diese Usambara-Berge, deren Konturen man am Horizonte sieht, liegen etwa sechzig bis achtzig Kilometer von Tanga entfernt und sind bereits früher von Burton und englischen und deutschen Missionaren als vorzügliche Kultivationsgebiete angesehen worden. Eine englische Mission hatte sich auch zwischen diesen Bergen und Tanga in Magila niedergelassen, und man kann wohl annehmen, daß sie als ein Beobachtungsposten dienen sollte, bis für die Engländer die Zeit gekommen war, diese aussichtsreichen Gebiete mit Beschlag zu belegen. Die Besitzergreifung durch die Deutschen störte diese Pläne, doch fand sich die Mission überraschend schnell in den Wechsel der Dinge.

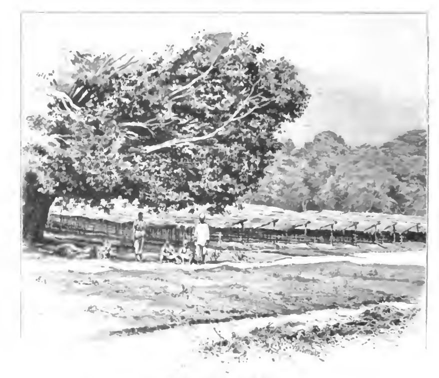
Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesell-

schaft wurde der Plan gefaßt, in Usambara Kaffeeplantagen anzulegen, und die Bildung einer Eisenbahngesellschaft betrieben, welche die Verbindung der Plantagen mit der Küste erleichtern und weitergehend eventuell bis zum Kilimandscharo geführt werden sollte. Dabei herrschte die Ansicht vor, daß man mit dem vollkommensten Beförderungsmittel der Neuzeit in Afrika am besten Resultate erzielen würde, daß die Eisenbahn gewissermaßen ein Kulturpionier wie in Amerika wäre, an den sich die weitere Entwickelung des Landes anlehnen müsse. Es scheint nun aber doch, als ob bei dieser Auffassung einige Täuschungen mit untergelaufen sind, da vielfach ohne genügende Kenntnis des Landes operiert wurde. Ob die Usambara-Berge sich für eine großartige Plantagenkultur eignen werden, steht noch nicht fest, ist aber zu hoffen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß sich am Kilimandscharo eine deutsche Ansiedelung, auf die man früher gerechnet hatte, selbst mit Unterstützung einer Eisenbahn nicht gedeihlich entwickeln würde. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Verhältnisse näher einzugehen, die immerhin einem schnellen Wechsel unterworfen sein können; denn Afrika ist heute wie im Altertum noch das Land der Überraschungen. Sollten am oberen Pangani oder in Usambara Gold oder andere Erze in abbauwürdiger Menge gefunden werden, so würde sich die Physiognomie der Landschaft mit einem Schlage ändern und die Eisenbahn sich rentieren. Heute ist sie von Tanga etwa vierzig Kilometer weit durch eine elende Steppe bis nach der Landschaft Bondei durchgeführt und harrt des Weiterbaues wenigstens bis Korogwe am Pangani.

Das Princip, den Beginn der Plantagenkultivation in die küstennahen Gebiete zu verlegen, ist im Laufe der Zeit allgemein anerkannt worden. Man wird sich bei den heutigen Preisen der Kolonialprodukte darauf beschränken müssen, dieselben in einer solchen Nähe zur Küste zu ziehen, daß die Frachtkosten wenig in Betracht kommen und die Verschiffung leicht von statten geht. Was über eine gewisse Grenze hinausliegt, ist vom Übel, mag auch das Produkt noch so vorzüglich und der Boden für die Kultur geeignet sein. Es giebt nur wenige



Tanga: Reparaturwerkstätte der Eisenbahn.



Tanga: Perrots Plantage; Saatbeete.

Produkte, wie Elfenbein und Kautschuk, die einen Transport von einigen Hundert Kilometern vertragen können. Leider hat unsere ostafrikanische Küste, abgesehen von Alluvialbildungen an den Mündungen der bedeutenderen Flüsse, an der Küste wenig zur Plantagenkultur geeigneten Boden. Das Land ist gehobener Seeboden und der Laterit der Küstenzone arm an mineralischen Bestandteilen und anderen Pflanzennährstoffen. Der von den Negern seit Tausenden von Jahren geübte Raubbau hat ihn dabei auch „ausgepovert“, und nur an einigen Stellen, welche durch ihre Lage schwerer zugänglich waren, hat sich noch etwas Urwald oder dem ähnliches an der Küste halten können.

Wenn man von Tanga etwa eine halbe Stunde nach dem kleinen Flüßchen Mkulumusi geht, so gelangt man an eine solche neu erschlossene Gegend, die frühere Plantage des Herrn Perrot. Der Boden dieser Plantage, welche sich am Mkulumusi hinzieht, ist teilweise Alluvialland oder tiefgründiger Laterit und scheint alle Aussichten für das Gedeihen von Kokospalmen und Liberiakaffee zu haben. Für Baumwolle hat sich weder der Boden noch das Klima geeignet erwiesen, so daß man den Anbau derselben bald einstellte, aber man setzt große Hoffnungen auf den Anbau des liberischen Kaffees in der Tiefebene und der Kautschuk liefernden Pflanzen. Die Kaffeesträucher, welche ich in Tanga und im Tieflande sah, machten einen durchaus guten Eindruck; aber selbstverständlich läßt sich über die Rendite einer größeren Unternehmung auf Grund der Untersuchungen einiger junger Kaffeepflanzen nicht urteilen. Daneben wurden einige Sorten Kautschukbäume und andere Tropenpflanzen angebaut, doch schien es, als ob man neuerdings vom Experimentieren abgekommen war und sich auf den planmäßigen Anbau der Kokospalme verlegen

wollte. Die Kokospalme ist für diese Küste von Afrika geradezu typisch; ich habe Bäume von dieser Schönheit und Größe nicht einmal auf den Südseeinseln, welche stets als die Heimat dieser königlichen Pflanze bezeichnet werden, gefunden, obwohl sie dort auch das charakteristische Merkmal der ganzen Gegend sind. Wenn aber die Kokospalme, beladen mit reifen Früchten, einen gefälligen und graziösen Eindruck macht und gewissermaßen die anmutige Seite der afrikanischen Flora repräsentiert, so fehlt an der Tangaküste durchaus nicht das Gegenstück dazu, der plumpe und wenig verwendbare Baobab (Affenbrotbaum). Er ist der Riese der afrikanischen Pflanzenwelt — weniger durch seine Höhe als durch den mächtigen Umfang seines Stammes — und scheint wie die großen Dickhäuter aus einer entschwundenen Epoche in die unsere hineinzuragen. Von nicht so gewaltiger Größe, aber immerhin noch sehr ansehnlich und mit seinem dunkelgrünen Laub die Landschaft prächtig belebend, ist der Mangobaum, der in mehreren Specialitäten an der Tangaküste gebaut wird. Die nach Terpentin riechenden Früchte, welche man übrigens jetzt auch schon in großen Obsthandlungen Berlins erhalten kann, werden von Europäern, die sich an den Geruch gewöhnt haben, leidenschaftlich gern gegessen, da das orangefarbene Fruchtfleisch von größter Zartheit und Saftigkeit ist. Zum Teil in dem dichten Schatten eines solchen Baumes ist das auf dem Bilde wiedergegebene Saatbeet angelegt, während empfindlichere Pflanzen auf andere Weise gegen die übermächtige Gewalt der Sonnenstrahlen geschützt werden müssen.



Tanga: Friedhof auf der Toteninsel.



Echt im Feuer.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

Hulda machte sich sanft aus seinen Armen los.

„Ich habe mich zu einem Bekenntnisse hinreißen lassen, das ich nicht hätte machen sollen,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, wie es gekommen ist; sonst pflege ich mich besser in Zucht zu halten. Es thut mir leid, Herr Doktor. Vergessen Sie die letzten Minuten; vergessen Sie mich!“

Hermann Folker sah sie groß an. „Du liebst mich doch? Was ist da weiter zu bedeuten?“

„Ich bin nicht Herrin meiner selbst.“

„Du nicht? Lehrerin und zweiundzwanzig Jahre alt! Ich bitte dich!“

„Sie vergessen meinen Großvater.“

„Der wird sich doch nicht in die Angelegenheiten der erwachsenen zweiten Generation mengen wollen?“

„Vielleicht nicht. Aber er kann mich nicht entbehren.“

„Ich wüßte doch nicht, daß er irgendwie kränklich wäre. Er geht so aufrecht einher, als ob ihm noch nichts von der Jugend abhanden gekommen wäre. Und im Oberstübchen ist's noch merkwürdig helle bei ihm. Also darum!“

„Aber er ist einsam, und den Leiden des Alters wird er nicht entgehen. Mich bindet die Pflicht der Dankbarkeit an ihn; er hat mich, wie Sie wissen, als zehnjähriges armes Waisenkind zu sich genommen und erzogen. Was ich geworden bin, schulde ich ihm. Erst neuerdings habe ich mich zum erstenmal über selbständigen Regungen ertappt; Gott sei's geklagt! Es wäre mir besser gewesen, ein gewisser alter Jugendgespiele hätte mich nicht wieder entdeckt und sich in den Kopf gesetzt, das Weibliche in mir sei zu gut, um in der Schulmeisterei unterzugehen.“

Hermann Folker lachte. „Das bin ich gewesen. Du warst auf dem besten Wege, zu verkalken. Mit deinen Ideen von Gleichberechtigung und all dem Krimskrams! Wie bist du nur dazu gekommen in deiner holden Jugend?“

„Thun Sie lieber nicht so unfehlbar in Ihrem männlichen Dünkel, mein neugieriger Herr!“ nahm Hulda sich zusammen und versuchte, dem abgewiesenen Liebsten einen strafenden Blick zuzuwerfen. „Mit Ihren Ansichten wäre das Cölibat der einzig richtige Zustand für Sie. Daß Sie ein untergeordnetes Wesen an sich ketten wollen — ist das nicht eine kolossale Thorheit?“

„Streiten wir nicht wieder; auf dem Fechtboden haben wir lange genug gegeneinander gestanden. Dieser ganze Zank hat keine praktische Bedeutung. Sag mir lieber, wann ich den alten Herrn, deinen Großvater, zu Hause treffe?“

„Was könnten Sie von meinem Großvater wollen?“

„Um deine liebe Hand bitten, mein Engel.“

Er näherte sich ihr wieder. Hulda runzelte die Stirn. „Habe ich denn in den Wind gesprochen?“

„Ich habe nichts gehört, als daß du mich liebst.“

„Sie haben sich verhört, mein Herr."

Bewundernd betrachtete er sie. „Der Rückzug ist kühn, Hulda. Besser wär's, du würfest die Waffen von dir und überließest mir das Übrige."

„Ich kann nicht, Hermann. Solange mein Großvater lebt, werde ich nicht allein ihn nicht verlassen, sondern es soll auch niemand zwischen ihn und mich kommen. Es wäre das Ende seiner Lebensfreude."

„Also soll ich warten?"

„Nein, du sollst frei sein."

Hermann überlegte. Er bemerkte recht wohl, daß die heroische Haltung der Geliebten mühsam erzwungen war, daß sie im Herzen rebellierte gegen das Opfer, das die Pflicht ihr auferlegte. Aber durfte er weiter in sie dringen, da sie den schwereren, aber richtigen Weg gewählt hatte?

Er konnte sich zur Entsagung nicht entschließen. Was war ihm und seiner brausenden Leidenschaft der alte Großvater, der sich in schnöder Selbstsucht diese Enkelin aufserzogen hatte, damit sie ihm willige Sklavin in den Jahren seines Rückgangs sei?

„Sehr wohl; ich gehe jetzt," sagte er. „Aber über mein Glück und dein Glück ist noch nicht das Todesurteil gesprochen. Du wirst mich wiedersehen."

„Du wilder Mann — was willst du thun? Fühlst du denn nicht, daß ich nicht anders kann, wenn ich mich ferner selbst noch achten soll?"

Aber Hermann Folker hörte sie nicht mehr; er war davongestürmt in einen wüsten Novemberabend, der ihm Schauer von eisigen Regentropfen in das unbeschützte Gesicht blies. Erst nach einiger Zeit dachte er daran, daß er seinen Regenschirm im Hause des Herrn Fabian Rübenseld zurückgelassen hatte.

Am nächsten Morgen, als er Hulda in der Schule beschäftigt wußte, begab er sich, grimmiger Gedanken voll, zu dem pensionierten Bureauvorsteher, der mit seinem überflüssig gewordenen Dasein den Siegeszug des verliebten jungen Mannes zu einem jähen Ende gebracht hatte. Und als er vor dem Störenfried von Großvater stand, der den ihm unbekannten Besuch befremdet betrachtete, polterte er sein Anliegen in so gereiztem Tone heraus, als ob er die Abweisung bereits empfangen hätte.

Der alte Herr, der gerade in Gemächlichkeit ein kleines Frühstück beendigt hatte und eher den Einsturz des Himmels erwartet haben würde als einen Heiratsantrag für seine Enkelin, verstand erst gegen den Schluß von Hermanns Rede, um was es sich handelte. Da war ihm denn freilich, als ob eine Bombe mit glimmender Zündschnur vor seine Füße niedergeworfen worden wäre, die ihn demnächst in Stücke zerreißen würde.

„Sprechen Sie von Hulda — meiner Enkelin Hulda Spieß?" fragte er, seinen Ohren nicht trauend.

Hermann, immer noch in kriegerischer Stimmung, erwiderte, daß er glaube, sich hinlänglich deutlich ausgedrückt zu haben.

„Und Sie behaupten, daß Hulda Ihre Bewerbung billige? daß Sie von ihr zu dieser Anfrage bei mir autorisiert sind?" forschte Herr Fabian Rübenseld weiter.

Bei dieser unvermuteten Frage wurde Hermann etwas betreten. In gelinderem Tone versetzte er: „Das habe ich nicht behauptet. Vielmehr bin ich hierher gekommen gegen Huldas Willen. Das Engelsmädchen hat sich nicht entschließen können, für ihre Liebe selbst bei Ihnen einzutreten."

Der alte Mann begann zu verstehen.

„Und wer sind Sie denn eigentlich?"

Hermann Folker war im stande, über seine weltlichen Verhältnisse eine Auskunft zu erteilen, wie man sie im geschäftlichen Leben als zufriedenstellend zu bezeichnen pflegt.

„Hm," sagte Rübenseld. „Es scheint mir, als ob ich dieser Angelegenheit wirklich mit Ernst näher treten müßte."

Der Freier wurde schon wieder ungeduldig. „Wenn Sie so gut sein wollen," fuhr er eilig dazwischen.

„Wie ich meine Enkelin kenne," begann der andere bedächtig, „halte ich es für ganz unmöglich, Herr Folker, daß sie sich so weit vergessen haben könnte —"

„Herr Rübenseld!" fuhr Hermann auf.

„Bitte, lassen Sie mich ruhig ausreden." Er war nun schon genügend dahin belehrt, daß der Erhaltung seines gegenwärtigen angenehmen Zustandes keine unmittelbare Gefahr drohe. „Also setzen wir das überkochende Töpfchen einmal ein Weilchen vom Feuer ab und versuchen wir, die Glut der Kohlen etwas zu dämpfen."

tete Natur noch einmal zu munterem Leben und Genießen auf, und bis zum schnellen Eintritt der Dunkelheit regt sich die geschäftige Welt.

In den Mittagsstunden ist sogar die Hauptstraße der Stadt wenig belebt; alles verkriecht sich in die Häuser, welche dort, wo man angefangen hat, sich mehr an die arabische Bauart anzulehnen, zur Genüge kühl und lustig sind.

Im Anfang unserer Kolonialgeschichte in Ostafrika, die etwas überstürzt einsetzte, galt es, gesunde Wohnungen schnell zu schaffen, und man importierte daher vollkommen fertige Holzhäuser, welche nur zusammengesetzt zu werden brauchten, um einen leidlichen Aufenthalt zu gewähren. Der Vorzug der schnellen Aufstellung und des relativ gesunden Wohnens wurde aber aufgewogen durch die Kostspieligkeit, die leichte Vergänglichkeit des Holzes unter dem Einfluß der Regengüsse, des tropischen Klimas und der Termiten, und man hat, sobald man mehr Zeit aufwenden konnte, die Häuser massiv aus Korallensteinen gebaut. Der Korallenkalk hat als Baustein manche bedeutende Vorzüge, und so dürfte sich, da man neuerdings auch angefangen hat, den Grundriß des arabischen Hauses etwas zu erweitern und die Wände zu profilieren, hier mit der Zeit ein Baustil herausbilden, welcher das Praktische mit dem Angenehmen verbindet.



Tanga: Haus auf der Plantage St. Paul

Das Haus der Ostafrikanischen Gesellschaft, das sogenannte Usagara-Haus, und das Direktorialgebäude der Usambara-Eisenbahn-Gesellschaft sind noch nach dem alten System gebaut, was bei dem letzteren um so merkwürdiger ist, als die Verwaltung der Usambara-Eisenbahn Handwerker in genügender Menge gehabt haben sollte, um gleich ein solides Steinhaus statt des kostspieligen Holzkastens aufzubauen.

Ein Beispiel dafür, wie wenig geeignet diese Häuser als Wohnhäuser sind, bietet das Haus auf der Plantage des Herrn von St.-Paul, welches, mit allem Raffinement konstruiert und fast vollständig aus Eisen gebaut, doch mehrere große Nachteile hat. Einmal ist die Hitze in diesem Hause für die Bewohner kaum zu ertragen, so daß über das Dach noch Palmblätter gelegt werden mußten, die dann wieder großen Kolonien von Ratten zum Unterschlupf dienten. Aber das Unangenehmste war, daß der Schall sich ungemein leicht fortpflanzte, so daß bei einigermaßen lebhaftem Reden in verschiedenen Räumen des Hauses ein unglaublicher Stimmenwirrwar entstand. Dieses Haus liegt dabei sehr hübsch, dicht am steilen Abhang des Ufers in einer etwas angebauten und mit Palmen bestandenen Gegend, die als Plantagenland möglicherweise die Hoffnungen, die man auf sie setzt, verwirklicht.

Im allgemeinen täuscht sich der Unkundige meist über die Fruchtbarkeit des tropischen Bodens, wenn er den üppigen Pflanzenwuchs, die hochragenden Palmen und andere seltsame Gewächse der Tropenzone sieht, die auf anscheinend unfruchtbarem Sande vorwärts



Straße in Tanga.

kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Stickstoffgehalt des Bodens in den Tropen unendlich reicher ist als bei uns und daß dieser Gehalt sich durch die bedeutenden Niederschläge stets erneuert; aber die Annahme würde falsch sein, daß ein Boden, der prächtige Kokospalmen tragen kann, sich nun auch für andere Plantagenprodukte eignet. Im Anfang unserer Kolonialentwickelung hat man häufig den Fehler begangen, Plantagen auf ungeeignetem Boden anzulegen, doch neuerdings benutzt man mehr die von der Natur gegebenen Fingerzeige und wird daher auf diesen dicht an der Küste gelegenen Plantagen kaum noch etwas anderes als Kokospalmen und die schon früher von den Eingeborenen kultivierten Pflanzen ziehen.

Die vorhin erwähnten Gebäude stehen, wie schon bemerkt, längs des Ufers inmitten der eigentlichen Stadt, die wesentlich aus einer Straße besteht, aber mehrere Stadtteile umfaßt. In dem einen wohnen die Fischer und indischen Kaufleute, deren Läden schon von weitem durch den scheußlichen Geruch getrockneter Haifische sich bemerkbar machen. Das arabische Viertel gruppiert sich um eine sehr primitiv mit Palmblättern gedeckte Moschee und setzt sich aus ein paar kleinen unbedeutenden arabischen Steinhäusern zusammen. Die enge, holperige Straße nach dem Fort zu erweitert sich etwas, und ein neuer Geschäftsteil, der besonders von Goanesen und deutschen Kaufleuten besetzt wird, thut sich auf.

Der Zustrom von Europäern und von Kapital hat aus dem etwas verschlafenen Tanga schnell eine Stadt mit allerlei Aspirationen gemacht, die sich sogar in Versuchen der Straßenbeleuchtung äußern, und durch das straffe Regiment der Bezirksamtleute ist an Stelle der früheren unregelmäßigen Bauordnung eine neue getreten. Daß diese mit breiten geraden Straßen, die sich rechtwinkelig schneiden, operiert, ist eigentlich selbstverständlich, doch würde es sich empfohlen haben, wenn man die Straßen nicht in der Breite der Berliner Friedrichstraße anlegte, sondern sich mehr nach den Erfahrungen anderer Tropenvölker richtete, welche die Häuser möglichst nahe zusammenrücken, um Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu haben.

Eine solche neue Straße in Tanga, die sich nach dem Inneren hineinstreckt, sieht noch etwas unfertig aus, aber bei der schnellen Entwickelung der Stadt werden sich die Lücken bald füllen. Vorläufig vollzieht sich die Entwickelung zwischen der am Strande entlang laufenden Hauptstraße und dem Geleise der Usambara-Eisenbahn, welche eine Zeit lang parallel mit der Hauptstraße läuft

und man kann bereits die Zeit voraussehen, da sich an den Bahnhöfen der Eisenbahn ein regeres Leben als heute entfalten wird. Ein paar deutsche Unternehmer hatten diese zukunftsfrohe Zeit bereits eskomptiert, und das originelle Gebäude eines von ihnen, des Lustigen Hans, stellt unser Bild dar. Der mit einigen schönen alten Bäumen besetzte Garten dieses, verwöhnten Ansprüchen kaum genügenden Gasthofes war der beliebte Rendezvous-Ort für die Herren des Forts nach dem abendlichen Spaziergange, und wenn auch das Bier eine mehr als gewöhnliche Wärme aufwies, so teilte es dies mit dem der anderen Kneipen, an denen die Stadt nicht gerade arm war. Die Reparaturwerkstätte mit ihren mannigfachen Maschinen und die Usambara-Eisenbahn selbst waren für die biederen „Tanganesen" fortdauernd ein Gegenstand der höchsten Bewunderung, obgleich ihnen wohl kaum die Bedeutung eines solchen Kulturfortschrittes recht klar geworden war.



Tanga: „Lustiger Hans."

Die Entwickelung Tangas, welche sich in den früheren Jahren kaum bemerkbar vollzog, beruhte vornehmlich auf der Verschiffung der Produkte des Hinterlandes, welche von den Wadigos, Wabondei, Waschambaa und anderen Stämmen geliefert wurden. Es waren dies meistenteils Körnerfrüchte, einheimische Butter, etwas Vieh und dergleichen mehr, welches nach Sansibar geschickt wurde. Das Elfenbeingeschäft ging über Pangani, von wo auch der Karawanenverkehr nach dem Kilimandscharo und nach den Massai-Ländern seinen Anfang nahm. Tanga hatte weder zahlungsfähige Inder — denn was zur Zeit dort ist, gehört nur zu den Krämern — noch auch angesehene Araber oder eine Bevölkerung, welche wie die von Pangani größere Reisen unternahm. Diesen Wasuaheli und Wadigos der Küste hat es stets an persönlichem Mute gefehlt; noch wenige Jahre vor der Besitzergreifung durch die Deutschen gelang es einer Anzahl Massai, am hellen lichten Tage in die Stadt zu dringen und den Eingeborenen das Vieh wegzunehmen, ohne daß ein ernsthafter Widerstand geleistet wurde.

Dieser Handel mit geringwertigen Produkten würde niemals dem Plane der Errichtung einer Eisenbahn Vorschub geleistet haben, wenn nicht durch die Untersuchungen des Dr. Baumann Usambara als ein für tropische Kulturen durchaus geeignetes Land sich herausgestellt hätte. Diese Usambara-Berge, deren Konturen man am Horizonte sieht, liegen etwa sechzig bis achtzig Kilometer von Tanga entfernt und sind bereits früher von Burton und englischen und deutschen Missionaren als vorzügliche Kultivationsgebiete angesehen worden. Eine englische Mission hatte sich auch zwischen diesen Bergen und Tanga in Magila niedergelassen, und man kann wohl annehmen, daß sie als ein Beobachtungsposten dienen sollte, bis für die Engländer die Zeit gekommen war, diese aussichtsreichen Gebiete mit Beschlag zu belegen. Die Besitzergreifung durch die Deutschen störte diese Pläne, doch fand sich die Mission überraschend schnell in den Wechsel der Dinge.

Von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesell

schaft wurde der Plan gefaßt, in Usambara Kaffeeplantagen anzulegen, und die Bildung einer Eisenbahngesellschaft betrieben, welche die Verbindung der Plantagen mit der Küste erleichtern und weitergehend eventuell bis zum Kilimandscharo geführt werden sollte. Dabei herrschte die Ansicht vor, daß man mit dem vollkommensten Beförderungsmittel der Neuzeit in Afrika am besten Resultate erzielen würde, daß die Eisenbahn gewissermaßen ein Kulturpionier wie in Amerika wäre, an den sich die weitere Entwickelung des Landes anlehnen müsse. Es scheint nun aber doch, als ob bei dieser Auffassung einige Täuschungen mit untergelaufen sind, da vielfach ohne genügende Kenntnis des Landes operiert wurde. Ob die Usambara-Berge sich für eine großartige Plantagenkultur eignen werden, steht noch nicht fest, ist aber zu hoffen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß sich am Kilimandscharo eine deutsche Ansiedelung, auf die man früher gerechnet hatte, selbst mit Unterstützung einer Eisenbahn nicht gedeihlich entwickeln würde. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Verhältnisse näher einzugehen, die immerhin einem schnellen Wechsel unterworfen sein können; denn Afrika ist heute wie im Altertum noch das Land der Überraschungen. Sollten am oberen Pangani oder in Usambara Gold oder andere Erze in abbauwürdiger Menge gefunden werden, so würde sich die Physiognomie der Landschaft mit einem Schlage ändern und die Eisenbahn sich rentieren. Heute ist sie von Tanga etwa vierzig Kilometer weit durch eine elende Steppe bis nach der Landschaft Bondei durchgeführt und harrt des Weiterbaues wenigstens bis Korogwe am Pangani.



Tanga: Reparaturwerkstätte der Eisenbahn.

Das Princip, den Beginn der Plantagenkultivation in die küstennahen Gebiete zu verlegen, ist im Laufe der Zeit allgemein anerkannt worden. Man wird sich bei den heutigen Preisen der Kolonialprodukte darauf beschränken müssen, dieselben in einer solchen Nähe zur Küste zu ziehen, daß die Frachtkosten wenig in Betracht kommen und die Verschiffung leicht von statten geht. Was über eine gewisse Grenze hinausliegt, ist vom Übel, mag auch das Produkt noch so vorzüglich und der Boden für die Kultur geeignet sein. Es giebt nur wenige

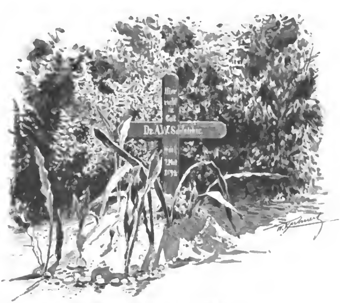


Tanga: Perrots Plantage; Saatbeete.

Produkte, wie Elfenbein und Kautschuk, die einen Transport van einigen Hundert Kilometern vertragen können. Leider hat unsere astafrikanische Küste, abgesehen van Alluvialbildungen an den Mündungen der bedeutenderen Flüsse, an der Küste wenig zur Plantagenkultur geeigneten Baden. Das Land ist gehobener Seeboden und der Laterit der Küstenzone arm an mineralischen Bestandteilen und anderen Pflanzennährstoffen. Der von den Negern seit Tausenden van Jahren geübte Raubbau hat ihn dabei auch „ausgepovert“, und nur an einigen Stellen, welche durch ihre Lage schwerer zugänglich waren, hat sich nach etwas Urwald oder dem ähnliches an der Küste halten können.

Wenn man von Tanga etwa eine halbe Stunde nach dem kleinen Flüßchen Mkulumusi geht, so gelangt man an eine salche neu erschlossene Gegend, die frühere Plantage des Herrn Perrat. Der Boden dieser Plantage, welche sich am Mkulumusi hinzieht, ist teilweise Alluvialland oder tiefgründiger Laterit und scheint alle Aussichten für das Gedeihen von Kokospalmen und Liberiakaffee zu haben. Für Baumwalle hat sich weder der Boden nach das Klima geeignet erwiesen, sa daß man den Anbau derselben bald einstellte, aber man setzt große Hoffnungen auf den Anbau des liberischen Kaffees in der Tiefebene und der Kautschuk liefernden Pflanzen. Die Kaffeesträncher, welche ich in Tanga und im Tieflande sah, machten einen durchaus guten Eindruck; aber selbstverständlich läßt sich über die Rendite einer größeren Unternehmung auf Grund der Untersuchungen einiger junger Kaffeepflanzen nicht urteilen. Daneben wurden einige Sarten Kautschukbäume und andere Trapenpflanzen angebaut, dach schien es, als ob man neuerdings vam Experimentieren abgekommen war und sich auf den planmäßigen Anbau der Kokospalme verlegen

wollte. Die Kokospalme ist für diese Küste von Afrika geradezu typisch; ich habe Bäume von dieser Schönheit und Größe nicht einmal auf den Südseeinseln, welche stets als die Heimat dieser königlichen Pflanze bezeichnet werden, gefunden, obwohl sie dort auch das charakteristische Merkmal der ganzen Gegend sind. Wenn aber die Kokospalme, beladen mit reifen Früchten, einen gefälligen und graziösen Eindruck macht und gewissermaßen die anmutige Seite der afrikanischen Flora repräsentiert, so fehlt an der Tangaküste durchaus nicht das Gegenstück dazu, der plumpe und wenig verwendbare Baobab (Affenbrotbaum). Er ist der Riese der afrikanischen Pflanzenwelt — weniger durch seine Höhe als durch den mächtigen Umfang seines Stammes — und scheint wie die großen Dickhäuter aus einer entschwundenen Epoche in die unsere hineinzuragen. Von nicht so gewaltiger Größe, aber immerhin noch sehr ansehnlich und mit seinem dunkelgrünen Laub die Landschaft prächtig belebend, ist der Mangobaum, der in mehreren Specialitäten an der Tangaküste gebaut wird. Die nach Terpentin riechenden Früchte, welche man übrigens jetzt auch schon in großen Obsthandlungen Berlins erhalten kann, werden von Europäern, die sich an den Geruch gewöhnt haben, leidenschaftlich gern gegessen, da das orangefarbene Fruchtfleisch von größter Zartheit und Saftigkeit ist. Zum Teil in dem dichten Schatten eines solchen Baumes ist das auf dem Bilde wiedergegebene Saatbeet angelegt, während empfindlichere Pflanzen auf andere Weise gegen die übermächtige Gewalt der Sonnenstrahlen geschützt werden müssen.



Tanga: Friedhof auf der Toteninsel.



Echt im Feuer.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

Hulda machte sich sanft aus seinen Armen los.

„Ich habe mich zu einem Bekenntnisse hinreißen lassen, das ich nicht hätte machen sollen,“ sagte sie. „Ich weiß nicht, wie es gekommen ist; sonst pflege ich mich besser in Zucht zu halten. Es thut mir leid, Herr Doktor. Vergessen Sie die letzten Minuten; vergessen Sie mich!“

Hermann Folker sah sie groß an. „Du liebst mich doch? Was ist da weiter zu bedenken?“

„Ich bin nicht Herrin meiner selbst.“

„Du nicht? Lehrerin und zweiundzwanzig Jahre alt! Ich bitte dich!“

„Sie vergessen meinen Großvater.“

„Der wird sich doch nicht in die Angelegenheiten der erwachsenen zweiten Generation mengen wollen?“

„Vielleicht nicht. Aber er kann mich nicht entbehren.“

„Ich wüßte doch nicht, daß er irgendwie kränklich wäre. Er geht so aufrecht einher, als ob ihm noch nichts von der Jugend abhanden gekommen wäre. Und im Oberstübchen ist's noch merkwürdig helle bei ihm. Also darum!“

„Aber er ist einsam, und den Leiden des Alters wird er nicht entgehen. Mich bindet die Pflicht der Dankbarkeit an ihn; er hat mich, wie Sie wissen, als zehnjähriges armes Waisenkind zu sich genommen und erzogen. Was ich geworden bin, schulde ich ihm. Erst neuerdings habe ich mich zum erstenmal über selbständigen Regungen ertappt; Gott sei's geklagt! Es wäre mir besser gewesen, ein gewisser alter Jugendgespiele hätte mich nicht wieder entdeckt und sich in den Kopf gesetzt, das Weibliche in mir sei zu gut, um in der Schulmeisterei unterzugehen.“

Hermann Folker lachte. „Das bin ich gewesen. Du warst auf dem besten Wege, zu verkalken. Mit deinen Ideen von Gleichberechtigung und all dem Krimskrams! Wie bist du nur dazu gekommen in deiner holden Jugend?“

„Thun Sie lieber nicht so unfehlbar in Ihrem männlichen Dünkel, mein neugieriger Herr!“ nahm Hulda sich zusammen und versuchte, dem abgewiesenen Liebsten einen strafenden Blick zuzuwerfen. „Mit Ihren Ansichten wäre das Cölibat der einzig richtige Zustand für Sie. Daß Sie ein untergeordnetes Wesen an sich ketten wollen — ist das nicht eine kolossale Thorheit?“

„Streiten wir nicht wieder; auf dem Fechtboden haben wir lange genug gegeneinander gestanden. Dieser ganze Zank hat keine praktische Bedeutung. Sag mir lieber, wann ich den alten Herrn, deinen Großvater, zu Hause treffe?“

„Was könnten Sie von meinem Großvater wollen?“

„Um deine liebe Hand bitten, mein Engel.“

Er näherte sich ihr wieder. Hulda runzelte die Stirn. „Habe ich denn in den Wind gesprochen?“

„Ich habe nichts gehört, als daß du mich liebst.“

„Sie haben sich verhört, mein Herr."

Bewundernd betrachtete er sie. „Der Rückzug ist kühn, Hulda. Besser wär's, du würfest die Waffen von dir und überließest mir das Übrige."

„Ich kann nicht, Hermann. Solange mein Großvater lebt, werde ich nicht allein ihn nicht verlassen, sondern es soll auch niemand zwischen ihn und mich kommen. Es wäre das Ende seiner Lebensfreude."

„Also soll ich warten?"

„Nein, du sollst frei sein."

Hermann überlegte. Er bemerkte recht wohl, daß die heroische Haltung der Geliebten mühsam erzwungen war, daß sie im Herzen rebellierte gegen das Opfer, das die Pflicht ihr auferlegte. Aber durfte er weiter in sie dringen, da sie den schweren, aber richtigen Weg gewählt hatte?

Er konnte sich zur Entsagung nicht entschließen. Was war ihm und seiner brausenden Leidenschaft der alte Großvater, der sich in schnöder Selbstsucht diese Enkelin auferzogen hatte, damit sie ihm willige Sklavin in den Jahren seines Rückgangs sei?

„Sehr wohl; ich gehe jetzt," sagte er. „Aber über mein Glück und dein Glück ist noch nicht das Todesurteil gesprochen. Du wirst mich wiedersehen."

„Du wilder Mann — was willst du thun? Fühlst du denn nicht, daß ich nicht anders kann, wenn ich mich ferner selbst noch achten soll?"

Aber Hermann Folker hörte sie nicht mehr; er war davongestürmt in einen wüsten Novemberabend, der ihm Schauer von eisigen Regentropfen in das unbeschützte Gesicht blies. Erst nach einiger Zeit dachte er daran, daß er seinen Regenschirm im Hause des Herrn Fabian Rübenfeld zurückgelassen hatte.

Am nächsten Morgen, als er Hulda in der Schule beschäftigt wußte, begab er sich, grimmiger Gedanken voll, zu dem pensionierten Bureauvorsteher, der mit seinem überflüssig gewordenen Dasein den Siegeszug des verliebten jungen Mannes zu einem jähen Ende gebracht hatte. Und als er vor dem Störenfried von Großvater stand, der den ihm unbekannten Besuch befremdet betrachtete, polterte er sein Anliegen in so gereiztem Tone heraus, als ob er die Abweisung bereits empfangen hätte.

Der alte Herr, der gerade in Gemächlichkeit ein kleines Frühstück beendigt hatte und eher den Einsturz des Himmels erwartet haben würde als einen Heiratsantrag für seine Enkelin, verstand erst gegen den Schluß von Hermanns Rede, um was es sich handelte. Da war ihm denn freilich, als ob eine Bombe mit glimmender Zündschnur vor seine Füße niedergeworfen worden wäre, die ihn demnächst in Stücke zerreißen würde.

„Sprechen Sie von Hulda — meiner Enkelin Hulda Spieß?" fragte er, seinen Ohren nicht trauend.

Hermann, immer noch in kriegerischer Stimmung, erwiderte, daß er glaube, sich hinlänglich deutlich ausgedrückt zu haben.

„Und Sie behaupten, daß Hulda Ihre Bewerbung billige? daß Sie von ihr zu dieser Anfrage bei mir autorisiert sind?" forschte Herr Fabian Rübenfeld weiter.

Bei dieser unvermuteten Frage wurde Hermann etwas betreten. In gelinderem Tone versetzte er: „Das habe ich nicht behauptet. Vielmehr bin ich hierher gekommen gegen Huldas Willen. Das Engelsmädchen hat sich nicht entschließen können, für ihre Liebe selbst bei Ihnen einzutreten."

Der alte Mann begann zu verstehen.

„Und wer sind Sie denn eigentlich?"

Hermann Folker war im stande, über seine weltlichen Verhältnisse eine Auskunft zu erteilen, wie man sie im geschäftlichen Leben als zufriedenstellend zu bezeichnen pflegt.

„Hm," sagte Rübenfeld. „Es scheint mir, als ob ich dieser Angelegenheit wirklich mit Ernst näher treten müßte."

Der Freier wurde schon wieder ungeduldig. „Wenn Sie so gut sein wollen," fuhr er eilig dazwischen.

„Wie ich meine Enkelin kenne," begann der andere bedächtig, „halte ich es für ganz unmöglich, Herr Folker, daß sie sich so weit vergessen haben könnte —"

„Herr Rübenfeld!" fuhr Hermann auf.

„Bitte, lassen Sie mich ruhig ausreden." Er war nun schon genügend dahin belehrt, daß der Erhaltung seines gegenwärtigen angenehmen Zustandes keine unmittelbare Gefahr drohe. „Also setzen wir das überkochende Töpfchen einmal ein Weilchen vom Feuer ab und versuchen wir, die Glut der Kohlen etwas zu dämpfen."

Hermann bemerkte ein leichtes Lächeln um die Lippen des Alten und begann inne zu werden, daß er mit seinem wilden Wesen einem überlegenen Geiste ein ergötzliches Schauspiel bereitet haben möchte.

„Wenn ich früher gewußt hätte,“ fuhr Rübenfeld fort, „daß Sie im Hinterhalt lägen, um Hulda dermaleinst in Ihr Schloß zu entführen, dann konnt ich mir die Mühe sparen, das Mädchen auf ihre eigenen Füße zu stellen. Nun aber ist das Unheil einmal geschehen. Ich habe mich nicht als den Verwalter und Mehrer eines kostbaren Gutes für einen unbekannten Raubritter angesehen, sondern als den Lehrmeister eines Geschöpfes, das voraussichtlich sehr bald allein über sich zu sagen haben würde. Und da hab ich es mir angelegen sein lassen, dem Täubchen den Schnabel zu stärken und die Fänge auszubilden, sintemalen es in gegenwärtigen Zeiten nicht gut für ein einzelnes Frauenzimmer ist, wenn es mit altmodischer Blödigkeit in der Welt umherschwankt. Ich habe alle die modernen Emancipationsvögel um die Hulda herum zwitschern und flöten lassen, damit sie sich bei Zeiten einpräge, was sie von den Männern zu halten habe. Das hat sie auch redlich gethan und gänzlich verlernt, aus den Augenwinkeln umherzuspähen, ob sie bei irgend einem Schnurrbartträger etwa Wohlgefallen errege.“

„Eine vortreffliche Erziehung,“ bemerkte Hermann schmunzelnd. „Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.“

Der alte Herr beachtete die Unterbrechung nicht. „Das ist das eine,“ sprach er gelassen weiter. „Das andere betrifft mich. Vielleicht darf ich Ihnen zumuten, daß Sie sich für kurze Zeit einmal in die Empfindungen eines alten Mannes versetzen, die doch auch einen gewissen Anspruch auf Berücksichtigung haben, obgleich ihr jungen Leute geneigt seid, vierspännig darüber hinzufahren. Ich bin bestrebt gewesen, Hulda für den Rest meines Lebens für mich zu monopolisieren. Das war nicht etwa, wie Ihre Augen mir erwidern, verdammenswerte, schändliche Selbstsucht, sondern entsprang dem Glauben, daß die verschiedenen Generationen einer Familie sich von Natur aus zu einem festen Geflecht verbinden, und zwar so, daß hier die schwachen, dort die morschen Glieder von der frisch grünenden Mitte dem allgemeinen Verbande der Menschen angeschlossen werden. Für die Ökonomie des Ganzen ist zunächst dieser Zustand durchaus erforderlich. Ich spreche, wie Sie bemerken werden, ohne jede Sentimentalität, obgleich bei diesem Verbande mindestens ebensoviel die Liebe als Kitt dient wie der Hunger oder andere Bedürfnisse der immer von Nöten gequälten Kreatur. Was mich und Hulda betrifft, so ist es eine alte und beiderseits, wie ich denke, bewährte Liebe, die uns aneinander bindet, und deren Kraft Sie wohl zu gering angeschlagen haben. Ob ich schon hart an der Grenze des Lebens stehe, weiß ich nicht: jedenfalls bin ich gesonnen, meinen Halt an Hulda nicht aufzugeben und als einsamer Schwimmer kläglich vor dem Hafen umherzuplätschern, nur weil ihr ein junger Gesell im Vorüberfahren verliebte Augen macht. Und deshalb bin ich der Ansicht, daß Sie sich am besten mit guter Fassung aus diesem Handel zurückziehen und nicht tragisch nehmen, was sich Ihnen, übers Jahr angesehen, mutmaßlich nur als eine poetische Episode in Ihrem Leben darstellen wird.“

Damit hatte Hermann Folker seine Abfertigung in der Tasche. Anstatt aber wütig sich dagegen aufzulehnen, nahm er kleinlaut seinen Rückzug, da er im Verlaufe der Unterhaltung sich auf den Standpunkt des anderen versetzt hatte und billig denkend genug war, denselben als berechtigt anzuerkennen. Zudem war ihm klar geworden, daß in Großvater und Enkelin ihm eine feste Phalanx gegenüberstände, die er mit dem ganzen kriegerischen Apparat seiner Leidenschaft nicht werde sprengen können.

Als Hulda mittags nach Hause kam, fand sie ihren Großvater so aufgeräumt, wie nur ein Feldherr sein kann, der soeben einen bedenklichen Angriff auf seine feste Stellung mit Glanz abgeschlagen hat. Doch erriet sie nicht, was vorgefallen war, selbst dann nicht, als bei Tische der alte Herr darauf bestand, daß sie ausnahmsweise ein Glas Wein mit ihm trinken müsse, und beim Anstoßen die verdächtige Äußerung that: „Möchten wir beide noch recht lange so vergnügt miteinander hausen!“ Vielmehr erteilte sie sich im stillen ein gutes Zeugnis dafür, daß sie sich am gestrigen Abend nach einer kleinen

Schwäche so tapfer benommen und den Versucher zur Ruhe verwiesen hatte.

Erst nachmittags wurde ihr klar, was hinter ihrem Rücken sich abgespielt hatte, als ein Brieschen von Hermann Folker eintraf, worin dieser abgekühlte Hitzkopf ihr anzeigte, daß er infolge einer Unterredung mit Herrn Rübenfeld vorläufig darauf verzichte, sich ihr wiederum zu nähern. Der Brief war in einem so kläglichen Tone abgefaßt, wie ihn Hulda an ihrem alten Freunde gar nicht kannte. „Der arme Junge!" rief sie unwillkürlich aus. Doch ließ sie keine weitere Weichheit über sich mächtig werden, sondern korrigierte eine Anzahl von deutschen Aufsätzen nur mit um so größerer Aufmerksamkeit. Der Beruf stärkte ihr das Rückgrat in dieser Krisis und hielt sie in den Bahnen besonnenen Denkens, so daß sie beim Abendbrot den noch immer schmunzelnden Großvater mit einem Anfluge von schalkhafter Laune fragen konnte, mit welcher Arznei er dem Herrn Folker so rasch kuriert habe.

Der Alte war froh, daß er keine Thränen zu trocknen hatte, und that sich nunmehr keinen Zwang weiter an.

„Was findest du nur an dem schwarzen Gesellen?" erkundigte er sich und blinzelte sie vergnügt an.

„Allerlei Eigenschaften, die mir abgehen," versetzte Hulda.

„Zum Beispiel?"

„Er ist so wunderbar überzeugt von sich. Was er sagt, was er thut — das hat alles einen Anstrich, als ob er ein kleiner Herrgott wäre. Bedenklichkeiten kennt er nicht; wenn die Kugel einmal im Rohr ist, muß sie auch gleich auf Reisen gehen. Das ist erfrischend anzusehen für eine, die, wie ich, bei jedem zehnten Schritt sich wieder besinnt, ob sie auch auf dem richtigen Wege ist."

„So! — Er imponiert dir also?"

„Das gerade nicht. Wir haben manches kleine Gefecht miteinander gehabt, aber die Segel hab ich noch nie vor ihm gestrichen. Ach, es zankte sich so reizend mit ihm; er war gerade so unverwundbar wie weiland Siegfried; die schärfsten Pfeile ritzten ihm die Haut nicht. Ich war ihm immer ein kleines niedliches Hündchen, das ihn anbellte und woran er seinen Spaß hatte. Denn von unseren weiblichen Ansprüchen auf eine gewisse Sphäre von Macht und Einfluß will er nichts wissen. Alles durch den Mann! Das ist sein Glaubensbekenntnis. Nicht einmal im Rate will er uns zulassen. Kurz, er ist solch ein drolliger moderner Barbar, wie er gewiß nur selten in dieser wunderlichen Welt vorkommt."

Großvater Rübenfeld schüttelte auf das höchste erstaunt den Kopf.

„Und in den hast du dich verliebt? — Er sagt es wenigstens."

„Er mag es wohl wissen. Etwas Unbegreifliches ist dabei. Er sagt, wenn er in seinem Laboratorium experimentiere und sähe ein paar grundverschiedene Stoffe auseinander losfahren, als ob sie sich auffressen wollten, und sie dann im Nu zahm werden und sich aneinanderschmiegen, müsse er immer an uns beide denken."

„Da hat er eine schlechte Sache durch einen guten Vergleich zu verbessern versucht. Was würde wohl aus euch werden, wenn ihr euch heiratetet? Ihr könntet nur gleich einen Schutzmann mit in die Ehe nehmen. Insbesondere für dich, denn dir würd es bald schlimm an den Kragen gehen."

„Meinst du? — Ich habe ein ganz anderes Vertrauen zu meinem Barbaren. Ich glaube, er würde mir kein Härchen krümmen. Niemals. Aber die Probe darauf soll ja nicht gemacht werden; er hat sich schriftlich von mir verabschiedet."

Nachdem der ereignisreiche Tag so friedlich ausgelaufen war, ging Fabian Rübenfeld beruhigt zu Bett. Und nach einigen Wochen hatte er beinahe vergessen, welch ein gefährlicher Sturm sein moosbewachsenes Restchen Erdenglück davonzufegen drohte. Das war um so leichter für ihn, als er an Hulda keinerlei Veränderung gewahr wurde. Weder nahm sie ab an Gewicht, noch gab sie guten Bekannten Veranlassung, über ein Abbleichen ihrer Gesichtsfarbe teilnehmende Fragen an sie zu richten. Hulda erschien genau so, wie sie sich immer der Welt dargestellt hatte, nämlich als ein in sich wohl abgeschlossenes Wesen, das ihre Pflichten und Sorgen getrost anfaßte und ohne Murren hinter sich schob. Und diese resolute Art täuschte auch den Großvater Rübenfeld, so daß er nach einigen Monaten anfing, sie mit ihrer ersten Liebe gutmütig zu necken.

Und auch das ließ Hulda über sich ergehen, weil sie genau wußte, wie sie mit sich selbst daran war, und keinem anderen, auch ihrem Großvater nicht, das kleinste Fensterchen zu einem Einblick in ihr Herz öffnen wollte.

So verging wieder einige Zeit, worin der morsche Zweig Fabian Rübenfeld seine Tröpfchen Lebenssaft ganz ordnungsmäßig von der frisch grünenden Hulda entnahm und sie behaglich zu kleinen Freuden verarbeitete. Da geschah etwas, das alle Sterne an seinem Himmel in Zittern versetzte. Bei einem chemischen Mischungsversuche, den Folker in seinem Laboratorium anstellte, explodierte die Masse, die er im Mörser verrieb. Mit verstümmelten Händen und schwer verletztem Gesicht wurde der Ärmste aufgefunden und sofort ins Krankenhaus befördert.

Am nächsten Morgen berichteten die Zeitungen der Stadt über diesen Unglücksfall, und Rübenfeld traf bei dem sorgfältigen Studium der Tagesnachrichten, das er an jedem Morgen nach dem Kaffee vornahm, sehr bald auf die verhängnisvolle Stelle. Ein Schrecken fuhr ihm durch die Glieder. Er sah im Geiste den „schwarzen Gesellen“ wieder vor sich sitzen, wie er ihm die Enkelin abjagen wollte, und er erinnerte sich, diesmal ohne Stolz auf seine zeitgemäße Beredsamkeit, daran, wie er den armen Teufel gezwungen hatte, auf Hulda zu verzichten. Ja, sogar das trübselige Gesicht des Abgewiesenen tauchte vor ihm auf, mit dem er sich über dem Grabe seiner Hoffnungen von ihm verabschiedet hatte. Und den mußte nun ein so ausgesucht grausames Schicksal treffen!

Der nächste Gedanke Rübenfelds war: was wird das Kind dazu sagen? — Ja, das Kind! Ihm war der Verkrüppelte doch mehr als nur ein Mitmensch. Ihren Barbaren hatte es ihn genannt. Wie ein Kosename klang das fast. Jetzt erst fiel dies dem alten Herrn auf und er verspürte nachträglich einige Beklemmungen über sein schonungsloses Vorgehen.

Hulda kam spät aus der Schule nach Hause, das Essen mußte auf sie warten.

„Ich bin im Krankenhause gewesen,“ entschuldigte sie sich.

„Wie steht es?“ war die lakonische Frage des Großvaters.

„Hermann wird das Augenlicht behalten, aber die Hände, die geschickten Hände, seine besten, seine notwendigen Werkzeuge — sie sind verloren.“

Sie sagte es mit gepreßter Stimme und wandte ihre rotgeweinten Augen ab.

Es wurde eine stille Mahlzeit an diesem Mittage. Rübenfeld fühlte deutlich, daß etwas zwischen ihn und seine Enkelin getreten sei, etwas, das er nicht in Form und Gestalt bannen konnte. Aber es war da und rückte Hulda von ihm hinweg.

Am Abend sagte er: „Es hätte schlimmer sein können.“

Hulda lächelte bitter. Es war der bekannte Trost, mit dem die Gleichgültigen so leicht bei der Hand sind, wenn es sich nicht um einen Todesfall handelt. Als ob dadurch das vorhandene Übel verkleinert würde!

Sie antwortete: „Es ist schlimm genug. Zum Krüppel geworden, der nach Liebe ruft! Und wenn ringsumher alles still bleibt, was dann?“

„Er hat doch Verwandte.“

„O ja. Sie werden sich ohne Zweifel ihrer Pflichten zuerst mit Wärme erinnern. Mit der Zeit aber — wenn die Jahre darüber hingehen — stumpft sich das Mitgefühl ab. Und dann stellen sie seine Existenz sicher, wenden sich von ihm und widmen sich ihren eigenen Interessen. Ist das nicht der Lauf der Welt?“

„Was ist dagegen zu machen?“

„Wenn ich's nur wüßte!“

„Siehst du!“ sagte der Alte triumphierend. „Also laß dir nicht zu Herzen gehen, was du nicht ändern kannst. Das ist der Schluß aller Lebensweisheit.“

Hulda sah den Großvater mit einem sonderbaren Blicke an. Sein Gesicht erinnerte sie an erstarrte Lava. Aber sie erwiderte nichts. Sie berichtete auch nicht wieder über den Kranken, obgleich sie täglich nach der Schule im Krankenhause sich nach ihm erkundigte. Und Rübenfeld hütete sich, zu fragen; er fürchtete, daß Hulda nicht nach seinem vortrefflichen Rezept verfahren sein möchte und sich noch immer mit einem zwecklosen Mitleid herumplage.

So vergingen Wochen. Da überraschte Hulda eines Abends ihren Großvater mit der Äußerung: „Hermann ist heute aus dem Krankenhause entlassen.“

„Das freut mich," war die kühle Antwort.

Hulda schwieg eine Weile still. Dann begann sie wieder: „Es wird eine Veränderung in meinem Leben eintreten, die auch dich betrifft."

Rübenfeld fuhr auf: „Was hast du dir Närrisches ausgedacht?"

„Du kannst mich entbehren," sagte Hulda mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Früher habe ich's nicht geglaubt, jetzt bin ich dessen gewiß. Ein anderer hat mich nötiger als du."

„Es muß ein seltsames Vorhaben sein, dem du diese angenehme Vorrede vorausschickst," entgegnete der alte Herr schroff.

„Seltsam? — In deinen Augen gewiß. Ich habe heute Hermann versprochen, ihn zu heiraten."

„Mehr nicht?" spottete Rübenfeld. „Er hätte auch etwas Besseres thun können, als dir dies Opfer zuzumuten."

„Du thust ihm unrecht; ich hab es ihm aufgedrängt."

„In der That! Strohfeuer des Enthusiasmus! Du weißt nicht, was du unternehmen willst. Vor feuchten Augen verschwimmt dir das Bild deiner Zukunft. Jammer und Elend bereitest du dir. Warum? — Sei vernünftig!"

„Ich glaube es zu sein, Großvater. Im höchsten Sinne. Ich habe gethan, was ich mußte, um mit mir zufrieden zu sein. Jetzt bin ich glücklich. So glücklich war ich nie."

„Dann renne in dein Verderben, du Kindskopf!" sagte Rübenfeld aufgebracht und verließ das Zimmer.

An jenem Nachmittage, nach der Rückkehr des Krüppels in seine Wohnung, war die Verabredung getroffen worden. Als erst Hermann Folker der dringend werbenden Hulda sein Jawort gegeben hatte, fand sich, daß sie für die künftige Hausordnung ein genaues Programm vorlegen konnte. Mit jener Pedanterie, die in den Lehrerstand zu seinem und der Schüler Besten hineinwächst, hatte sie alles bedacht und geordnet. Das Budget war so hübsch zum Stimmen gebracht, daß Hermann Folker behauptete, er habe noch nie eine solch gediegene Grundlage für seine Bedürfnisse gehabt. Nur müsse Hulda Finanzminister sein, meinte er, denn wenn er nächstens, wie es den Anschein habe, wieder einen Menschen von einem Baumstamm unterscheiden könne, würde er über die Stränge schlagen wollen. Einige Schulstunden hatte Hulda sich vorbehalten. „Es ist nicht nur der Einnahme wegen," sagte sie, „obgleich wir die auch nicht entbehren können; ich muß zwischen meinen Mädchen bleiben, um mir aus ihrer Frische etwas für dich ins Haus zu holen."

So war denn alles aufs beste geordnet, ehe noch eine Kaffeemühle für den neuen Haushalt angeschafft war, und die glücklichen Leutchen steuerten auf die Ehe los mit einer heimlichen Spannung, als ob sie ihnen Besseres bringen müsse als irgend einem vereinigten Paare vor ihnen.

Nur der Großvater Rübenfeld machte ihnen Sorge. Er hatte einen so erhabenen Standpunkt eingenommen, daß ihm gar nicht beizukommen war. Zu Hulda sagte er gleich in den ersten Tagen: „Fange nun nicht an, auch mich für ein Geschöpf anzusehen, das verkommen wird, wenn du deine Hand von ihm abziehst. Das ist so eure Frauenart, euch bei alten Leuten für unentbehrlich zu halten und eure mütterlichen Instinkte aufdringlich hervorzukehren. Ich hab es mir ja gern gefallen lassen, aber nötig hab ich dich nicht — weder dich noch irgend jemand anderes. Das merke dir."

Eines Abends brachte Hulda ihren Bräutigam mit ins Haus. Rübenfeld zog eine saure Miene.

„Ich wollte Ihnen doch vorstellen, was noch von mir da ist," sagte Folker, und seine Stimme klang ebenso fest und zuversichtlich wie bei ihrer ersten Begegnung.

„Den Humor scheinen Sie nicht verloren zu haben," erwiderte der alte Herr angenehm verwundert.

„Wie sollte ich? Mir sind so viele Glieder wieder zugewachsen, daß ich sie gar nicht alle gebrauchen kann. Da draußen im Krankenhaus war mir's zuweilen etwas erdenmüde. Ich sah mich ausrangiert bei jungen Knochen und hinter die Front gewiesen. Das war ein abscheuliches Gefühl, sag ich Ihnen. Seit diese kleine eigenwillige Hexe mich in Besitz genommen hat, schmied ich wieder Pläne — ich, wie Sie mich da sehen. Ich werde den Menschen beweisen, wie leistungsfähig ein Mann noch sein kann, der

einen gesunden Kopf hat und nicht viel mehr, vorausgesetzt, daß er eine Gehilfin hat wie diese."

Und er umarmte Hulda, die vor Vergnügen strahlte.

Rübenfeld beobachtete während des Essens, wie Hulda ihr großes Kind fütterte. Es war allerliebst anzusehen, und an allerlei Scherzen fehlte es nicht dabei. „Diese Kleinkinderwirtschaft, so nett sie auch ist, wird nicht lange mehr dauern," erklärte Hermann bald. „Ich habe mich mit einem Mechaniker zusammengethan; nächstens stecke ich mir Messer und Gabel an die Armstümpfe und esse mit einem Bürstenbinder um die Wette. Sogar hoffe ich, später unseren Sonntagsbraten tranchieren zu können. Wenn nur die Augen sich noch ein bißchen aufrappeln, werden Sie Ihr blaues Wunder an mir sehen, Großvater Rübenfeld!"

Dieser Großvater Rübenfeld, der keinen Menschen nötig hatte, wurde während des fröhlichen Verlaufs dieses Abends immer nachdenklicher. Er sah mit wachsendem Erstaunen, was zwei Menschen einander sein können, wenn sie sich lieb haben. Das war ihm eine ganz neue Offenbarung. Und unwillkürlich wandte er den Blick zurück in die Zeit seiner eigenen Ehe. Da wollte es ihm scheinen, als ob er da allerlei versäumte Gelegenheiten entdeckte, sich mit einer gewissen geduldigen, kränklichen Frau in näheren Kontakt zu setzen. Und auch Huldas Mutter — waren vielleicht in ihrem Herzen verborgene Schätze gewesen, die er sich nicht die Mühe genommen hatte, zu heben?

Wohl mochte er still werden und das Brautpaar plaudern lassen, als ihm dergleichen unangenehme Gedanken durch den Kopf spazierten. Die Glücklichen bemerkten es recht gut, aber sie ließen sich's nicht anfechten. Am allerwenigsten ließen sie sich träumen, daß Großvater Rübenfeld am nächsten Vormittag in der Wohnung von Hermann Folker erscheinen und sich bei ihm zu einem Plauderstündchen einladen würde. Er that es aber wirklich, und als nach der Schule Hulda hereingelaufen kam, fand sie ihn noch vor. Und später, unter vier Augen mit ihr, gab Hermann dem alten Herrn das beste Zeugnis. „Er kann ganz menschlich sein," sagte er. „Nur taut er etwas schwer auf. Altes Leder, Hulda! Es will Öl haben, viel Öl, um weich zu werden."

Das schien wirklich so. Denn Rübenfeld mußte noch etwa ein dutzendmal bei dem unverwüstlichen Barbaren vorsprechen, bis er sich entschloß, bei Hulda die Bemerkung hinzuwerfen: „Ihr könnt oben in mein Haus ziehen, wenn ihr wollt. Sagt ihr aber Nein, dann ist mir's auch recht."

Hermann Folker entschied: „Er wird immer gemütlicher, dein Großvater. Sehr anerkennenswert. Aber bei unserem Musterbudget können wir die Unabhängigen spielen. Es ist die beste Politik. Sage dem alten Herrn nur, ich wollte nicht. Wenn er erst bittet, dann will ich großmütig sein. Das brauchst du ihm indessen nicht zu verraten."

Der Barbar erwies sich als ein Diplomat ersten Ranges. Er ließ sich aufdringen, was er heimlich begehrte. Denn so kam es. Rübenfeld brummte ihn erst furchtbar an, was er für ein unwirtschaftlicher Mensch sei; als dies aber auf den Krüppel nicht den geringsten Eindruck machte, der dabei blieb, daß gerade er seine Freiheit vollauf behaupten müsse, damit er nicht über die Achsel angesehen würde, da sagte der Alte bedrückt: „Ihr könntet mir doch den Gefallen thun."

„Ein Unmensch bin ich nicht, Großvater Rübenfeld," erwiderte Folker. „Wenn Sie es wünschen und es meiner Genossin recht ist — dann meinetwegen."

Und er hat es nicht zu bereuen gehabt, der Großvater Rübenfeld, daß er die Segel strich. Er hat noch als der Sekretär seines Schwiegerenkels ein chemisches Werk zu Papier gebracht, auf das er so stolz war, als ob es sein eigenes gewesen wäre, und ist dann zu seinen Vätern versammelt worden.

Hulda aber hat längst vergessen, daß ihr berühmter Mann minder vollkommen ist als andere. Und Hermann sagt von ihr jedem, der es hören will: „Sie hat die Frauenfrage praktisch gelöst, und dabei ist sie zum Engel geworden."



Aus Therese Hubers Herzensleben.

Von

Ludwig Geiger.

I.

Vorbemerkung. Für die nachfolgende Skizze ist ein weitschichtiges litterarisches Material benutzt. Die mitgeteilten Briefe waren bisher sämtlich ungedruckt; je einen Brief Theresens an Rochlitz und Forster verdanke ich der oft erprobten Güte des Herrn R. Brockhaus in Leipzig, andere sind mir von der Autographenhandlung O. A. Schulz in Leipzig geliehen worden, die auch die Druckerlaubnis erteilt hat; die Briefe an Böttiger sind der schier unerschöpflichen und bisher noch lange nicht genug ausgebeuteten großen Böttiger-Sammlung der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden entnommen. Auch hier sage ich für die mir so liberal gewährte Benutzung besten Dank. Über keine der vier handelnden Personen unseres Dramas besitzen wir eine ausreichende Biographie. Zu dieser Skizze sind außer den betreffenden Abschnitten der Allgemeinen Deutschen Biographie, Goedekes Grundriß und bekannten Handbüchern benutzt: J. G. Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben. Herausgegeben von Th. H(uber) geb. H(eyne). In zwei Teilen. I. Teil. Leipzig 1829. — Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen. Zwei Bände. Braunschweig 1847. — Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering. Herausgegeben von H. Hettner. Braunschweig 1877. — A. Leitzmann: Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen (Briefe an Spener) im Archiv für das Studium der neueren Sprachen (1890 f.) Bd. 84, 369 bis 404, Bd. 86, 129 bis 226, Bd. 87, 129 bis 216, Bd. 88, 1 bis 46; in den Briefen Forsters an Heyne, das. gedruckt, ist eine große Lücke vom März 1787 bis April 1788. — Einzelnes aus: Caroline. Briefe, herausgegeben von G. Waitz. Leipzig 1871, bes. I, S. 139 ff., Caroline und ihre Freunde. Mitteilungen von G. Waitz. Leipzig 1882. — Für Heyne vergleiche ferner Ch. G. Heyne. Biographisch dargestellt von A. L. Heeren. Göttingen 1813 (ergänzt durch den Band Heyniana und den Briefwechsel Böttiger-Heyne in der schon genannten Böttiger-Sammlung); Göttinger Professoren. Gotha 1872. Für Therese: Elvers, V. Aimé Huber (Theresens Sohn). Bremen 1872, Bd. I. — Für Huber endlich die von Therese geschriebene Biographie mit herausgegebenen Briefen in L. F. Hubers Sämtlichen Werken seit 1802, I. Band 1806, II. Band 1810; und den Briefwechsel mit Schiller, zuerst vollständig herausgegeben von L. Geiger: Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Anhang zum vierten Band, Stuttgart 1896.

Seit der Vollendung dieses Aufsatzes habe ich ein ungeheuer großes Material über Therese Huber gefunden, das aber späteren Veröffentlichungen vorbehalten bleiben soll und deshalb in dieser Skizze, in die es auch seines Inhalts wegen nicht gut paßt, nicht verarbeitet worden ist. Es sind etwa fünfhundert Briefe Theresens an Böttiger in Dresden, an den Staatsmann Paul Usteri in Zürich und an die Familie Hartmann in Stuttgart, deren einzelne Mitglieder durch die jüngsten Lenau betreffenden Veröffentlichungen auch einem größeren Publikum bekannt geworden sind; ferner fast die gesamte Korrespondenz der Therese mit ihren Kindern und ein wesentlicher Teil von Briefen aus ihrer Jugend an Eltern und Freundinnen, sowie an gar manche bedeutende Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Diesen Briefmassen schließen sich eine Anzahl einzelner Briefe, zum Teil sehr schöner an Wilhelm und Alexander von Humboldt, an.

* * *

Das Zeitalter von Sturm und Drang zeitigte eigentümliche Erscheinungen. Kraftüberfluß äußerte sich in strotzenden Worten und gewaltatmenden Thaten. Auch die Liebe, Sinnlichkeit und Leidenschaft fand keine Grenzen. Die von Goethe im „Lustspiel für Liebende" Stella ausgedrückte Idee — mochte sie nun Ursache oder Wirkung einer Zeitvorstellung sein —, daß ein Mann gemeinsam mit zwei Frauen leben könne, ohne seine Ruhe zu vernichten und das Glück der Frauen zu zerstören, ward in die Wirklichkeit umgesetzt. Zeugnisse dafür sind Bürgers Leben mit Molly und deren Schwester, Sprickmanns Liebesglut zu verschiedenen Frauen trotz seiner Verheiratung, verwandt damit auch F. H.



Echt im Feuer.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

Hulda machte sich sanft aus seinen Armen los.

„Ich habe mich zu einem Bekenntnisse hinreißen lassen, das ich nicht hätte machen sollen," sagte sie. „Ich weiß nicht, wie es gekommen ist; sonst pflege ich mich besser in Zucht zu halten. Es thut mir leid, Herr Doktor. Vergessen Sie die letzten Minuten; vergessen Sie mich!"

Hermann Folker sah sie groß an. „Du liebst mich doch? Was ist da weiter zu bedenken?"

„Ich bin nicht Herrin meiner selbst."

„Du nicht? Lehrerin und zweiundzwanzig Jahre alt! Ich bitte dich!"

„Sie vergessen meinen Großvater."

„Der wird sich doch nicht in die Angelegenheiten der erwachsenen zweiten Generation mengen wollen?"

„Vielleicht nicht. Aber er kann mich nicht entbehren."

„Ich wüßte doch nicht, daß er irgendwie kränklich wäre. Er geht so aufrecht einher, als ob ihm noch nichts von der Jugend abhanden gekommen wäre. Und im Oberstübchen ist's noch merkwürdig helle bei ihm. Also darum!"

„Aber er ist einsam, und den Leiden des Alters wird er nicht entgehen. Mich bindet die Pflicht der Dankbarkeit an ihn; er hat mich, wie Sie wissen, als zehnjähriges armes Waisenkind zu sich genommen und erzogen. Was ich geworden bin, schulde ich ihm. Erst neuerdings habe ich mich zum erstenmal über selbständigen Regungen ertappt; Gott sei's geklagt! Es wäre mir besser gewesen, ein gewisser alter Jugendgespiele hätte mich nicht wieder entdeckt und sich in den Kopf gesetzt, das Weibliche in mir sei zu gut, um in der Schulmeisterei unterzugehen."

Hermann Folker lachte. „Das bin ich gewesen. Du warst auf dem besten Wege, zu verkalken. Mit deinen Ideen von Gleichberechtigung und all dem Krimskrams! Wie bist du nur dazu gekommen in deiner holden Jugend?"

„Thun Sie lieber nicht so unfehlbar in Ihrem männlichen Dünkel, mein neugieriger Herr!" nahm Hulda sich zusammen und versuchte, dem abgewiesenen Liebsten einen strafenden Blick zuzuwerfen. „Mit Ihren Ansichten wäre das Cölibat der einzig richtige Zustand für Sie. Daß Sie ein untergeordnetes Wesen an sich ketten wollen — ist das nicht eine kolossale Thorheit?"

„Streiten wir nicht wieder; auf dem Fechtboden haben wir lange genug gegeneinander gestanden. Dieser ganze Zank hat keine praktische Bedeutung. Sag mir lieber, wann ich den alten Herrn, deinen Großvater, zu Hause treffe?"

„Was könnten Sie von meinem Großvater wollen?"

„Um deine liebe Hand bitten, mein Engel."

Er näherte sich ihr wieder. Hulda runzelte die Stirn. „Habe ich denn in den Wind gesprochen?"

„Ich habe nichts gehört, als daß du mich liebst."

„Sie haben sich verhört, mein Herr."

Bewundernd betrachtete er sie. „Der Rückzug ist kühn, Hulda. Besser wär's, du würfest die Waffen von dir und überließest mir das Übrige."

„Ich kann nicht, Hermann. Solange mein Großvater lebt, werde ich nicht allein ihn nicht verlassen, sondern es soll auch niemand zwischen ihn und mich kommen. Es wäre das Ende seiner Lebensfreude."

„Also soll ich warten?"

„Nein, du sollst frei sein."

Hermann überlegte. Er bemerkte recht wohl, daß die heroische Haltung der Geliebten mühsam erzwungen war, daß sie im Herzen rebellierte gegen das Opfer, das die Pflicht ihr auferlegte. Aber durfte er weiter in sie dringen, da sie den schweren, aber richtigen Weg gewählt hatte?

Er konnte sich zur Entsagung nicht entschließen. Was war ihm und seiner brausenden Leidenschaft der alte Großvater, der sich in schnöder Selbstsucht diese Enkelin aufs erzogen hatte, damit sie ihm willige Sklavin in den Jahren seines Rückgangs sei?

„Sehr wohl; ich gehe jetzt," sagte er. „Aber über mein Glück und dein Glück ist noch nicht das Todesurteil gesprochen. Du wirst mich wiedersehen."

„Du wilder Mann — was willst du thun? Fühlst du denn nicht, daß ich nicht anders kann, wenn ich mich ferner selbst noch achten soll?"

Aber Hermann Fotker hörte sie nicht mehr; er war davongestürmt in einen wüsten Novemberabend, der ihm Schauer von eisigen Regentropfen in das unbeschützte Gesicht blies. Erst nach einiger Zeit dachte er daran, daß er seinen Regenschirm im Hause des Herrn Fabian Rübenfeld zurückgelassen hatte.

Am nächsten Morgen, als er Hulda in der Schule beschäftigt wußte, begab er sich, grimmiger Gedanken voll, zu dem pensionierten Bureauvorsteher, der mit seinem überflüssig gewordenen Dasein den Siegeszug des verliebten jungen Mannes zu einem jähen Ende gebracht hatte. Und als er vor dem Störenfried von Großvater stand, der den ihm unbekannten Besuch befremdet betrachtete, polterte er sein Anliegen in so gereiztem Tone heraus, als ob er die Abweisung bereits empfangen hätte.

Der alte Herr, der gerade in Gemächlichkeit ein kleines Frühstück beendigt hatte und eher den Einsturz des Himmels erwartet haben würde als einen Heiratsantrag für seine Enkelin, verstand erst gegen den Schluß von Hermanns Rede, um was es sich handelte. Da war ihm denn freilich, als ob eine Bombe mit glimmender Zündschnur vor seine Füße niedergeworfen worden wäre, die ihn demnächst in Stücke zerreißen würde.

„Sprechen Sie von Hulda — meiner Enkelin Hulda Spieß?" fragte er, seinen Ohren nicht trauend.

Hermann, immer noch in kriegerischer Stimmung, erwiderte, daß er glaube, sich hinlänglich deutlich ausgedrückt zu haben.

„Und Sie behaupten, daß Hulda Ihre Bewerbung billige? daß Sie von ihr zu dieser Anfrage bei mir autorisiert sind?" forschte Herr Fabian Rübenfeld weiter.

Bei dieser unvermuteten Frage wurde Hermann etwas betreten. In gelinderem Tone versetzte er: „Das habe ich nicht behauptet. Vielmehr bin ich hierher gekommen gegen Huldas Willen. Das Engelsmädchen hat sich nicht entschließen können, für ihre Liebe selbst bei Ihnen einzutreten."

Der alte Mann begann zu verstehen.

„Und wer sind Sie denn eigentlich?"

Hermann Folker war im stande, über seine weltlichen Verhältnisse eine Auskunft zu erteilen, wie man sie im geschäftlichen Leben als zufriedenstellend zu bezeichnen pflegt.

„Hm," sagte Rübenfeld. „Es scheint mir, als ob ich dieser Angelegenheit wirklich mit Ernst näher treten müßte."

Der Freier wurde schon wieder ungeduldig. „Wenn Sie so gut sein wollen," fuhr er eilig dazwischen.

„Wie ich meine Enkelin kenne," begann der andere bedächtig, „halte ich es für ganz unmöglich, Herr Folker, daß sie sich so weit vergessen haben könnte —"

„Herr Rübenfeld!" fuhr Hermann auf.

„Bitte, lassen Sie mich ruhig ausreden." Er war nun schon genügend dahin belehrt, daß der Erhaltung seines gegenwärtigen angenehmen Zustandes keine unmittelbare Gefahr drohe. „Also setzen wir das überkochende Töpfchen einmal ein Weilchen vom Feuer ab und versuchen wir, die Glut der Kohlen etwas zu dämpfen."

Hermann bemerkte ein leichtes Lächeln um die Lippen des Alten und begann inne zu werden, daß er mit seinem wilden Wesen einem überlegenen Geiste ein ergötzliches Schauspiel bereitet haben möchte.

„Wenn ich früher gewußt hätte," fuhr Rübenfeld fort, „daß Sie im Hinterhalt lägen, um Hulda dermaleinst in Ihr Schloß zu entführen, dann konnt ich mir die Mühe sparen, das Mädchen auf ihre eigenen Füße zu stellen. Nun aber ist das Unheil einmal geschehen. Ich habe mich nicht als den Verwalter und Mehrer eines kostbaren Gutes für einen unbekannten Raubritter angesehen, sondern als den Lehrmeister eines Geschöpfes, das voraussichtlich sehr bald allein über sich zu sagen haben würde. Und da hab ich es mir angelegen sein lassen, dem Täubchen den Schnabel zu stärken und die Fänge auszubilden, sintemalen es in gegenwärtigen Zeiten nicht gut für ein einzelnes Frauenzimmer ist, wenn es mit altmodischer Blödigkeit in der Welt umherschwankt. Ich habe alle die modernen Emancipationsvögel um die Hulda herum zwitschern und flöten lassen, damit sie sich bei Zeiten einpräge, was sie von den Männern zu halten habe. Das hat sie auch redlich gethan und gänzlich verlernt, aus den Augenwinkeln umherzuspähen, ob sie bei irgend einem Schnurrbartträger etwa Wohlgefallen errege."

„Eine vortreffliche Erziehung," bemerkte Hermann schmunzelnd. „Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür."

Der alte Herr beachtete die Unterbrechung nicht. „Das ist das eine," sprach er gelassen weiter. „Das andere betrifft mich. Vielleicht darf ich Ihnen zumuten, daß Sie sich für kurze Zeit einmal in die Empfindungen eines alten Mannes versetzen, die doch auch einen gewissen Anspruch auf Berücksichtigung haben, obgleich ihr jungen Leute geneigt seid, vierspännig darüber hinzufahren. Ich bin bestrebt gewesen, Hulda für den Rest meines Lebens für mich zu monopolisieren. Das war nicht etwa, wie Ihre Augen mir erwidern, verdammenswerte, schändliche Selbstsucht, sondern entsprang dem Glauben, daß die verschiedenen Generationen einer Familie sich von Natur aus zu einem festen Geflecht verbinden, und zwar so, daß hier die schwachen, dort die morschen Glieder von der frisch grünenden Mitte dem allgemeinen Verbande der Menschen angeschlossen werden. Für die Ökonomie des Ganzen ist zunächst dieser Zustand durchaus erforderlich. Ich spreche, wie Sie bemerken werden, ohne jede Sentimentalität, obgleich bei diesem Verbande mindestens ebensoviel die Liebe als Kitt dient wie der Hunger oder andere Bedürfnisse der immer von Nöten gequälten Kreatur. Was mich und Hulda betrifft, so ist es eine alte und beiderseits, wie ich denke, bewährte Liebe, die uns aneinander bindet, und deren Kraft Sie wohl zu gering angeschlagen haben. Ob ich schon hart an der Grenze des Lebens stehe, weiß ich nicht; jedenfalls bin ich gesonnen, meinen Halt an Hulda nicht aufzugeben und als einsamer Schwimmer kläglich vor dem Hafen umherzuplätschern, nur weil ihr ein junger Gesell im Vorüberfahren verliebte Augen macht. Und deshalb bin ich der Ansicht, daß Sie sich am besten mit guter Fassung aus diesem Handel zurückziehen und nicht tragisch nehmen, was sich Ihnen, übers Jahr angesehen, mutmaßlich nur als eine poetische Episode in Ihrem Leben darstellen wird."

Damit hatte Hermann Folker seine Abfertigung in der Tasche. Anstatt aber wütig sich dagegen aufzulehnen, nahm er kleinlaut seinen Rückzug, da er im Verlaufe der Unterhaltung sich auf den Standpunkt des anderen versetzt hatte und billig denkend genug war, denselben als berechtigt anzuerkennen. Zudem war ihm klar geworden, daß in Großvater und Enkelin ihm eine feste Phalanx gegenüberstände, die er mit dem ganzen kriegerischen Apparat seiner Leidenschaft nicht werde sprengen können.

Als Hulda mittags nach Hause kam, fand sie ihren Großvater so aufgeräumt, wie nur ein Feldherr sein kann, der soeben einen bedenklichen Angriff auf seine feste Stellung mit Glanz abgeschlagen hat. Doch erriet sie nicht, was vorgefallen war, selbst dann nicht, als bei Tische der alte Herr darauf bestand, daß sie ausnahmsweise ein Glas Wein mit ihm trinken müsse, und beim Anstoßen die verdächtige Äußerung that: „Möchten wir beide noch recht lange so vergnügt miteinander hausen!" Vielmehr erteilte sie sich im stillen ein gutes Zeugnis dafür, daß sie sich am gestrigen Abend nach einer kleinen

Schwäche so tapfer benommen und den Versucher zur Ruhe verwiesen hatte.

Erst nachmittags wurde ihr klar, was hinter ihrem Rücken sich abgespielt hatte, als ein Briefchen von Hermann Folker eintraf, worin dieser abgekühlte Hitzkopf ihr anzeigte, daß er infolge einer Unterredung mit Herrn Rübenfeld vorläufig darauf verzichte, sich ihr wiederum zu nähern. Der Brief war in einem so kläglichen Tone abgefaßt, wie ihn Hulda an ihrem alten Freunde gar nicht kannte. „Der arme Junge!" rief sie unwillkürlich aus. Doch ließ sie keine weitere Weichheit über sich mächtig werden, sondern korrigierte eine Anzahl von deutschen Aufsätzen nur mit um so größerer Aufmerksamkeit. Der Beruf stärkte ihr das Rückgrat in dieser Krisis und hielt sie in den Bahnen besonnenen Denkens, so daß sie beim Abendbrot den noch immer schmunzelnden Großvater mit einem Anfluge von schalkhafter Laune fragen konnte, mit welcher Arznei er dem Herrn Folker so rasch kuriert habe.

Der Alte war froh, daß er keine Thränen zu trocknen hatte, und that sich nunmehr keinen Zwang weiter an.

„Was findest du nur an dem schwarzen Gesellen?" erkundigte er sich und blinzelte sie vergnügt an.

„Allerlei Eigenschaften, die mir abgehen," versetzte Hulda.

„Zum Beispiel?"

„Er ist so wunderbar überzeugt von sich. Was er sagt, was er thut — das hat alles einen Anstrich, als ob er ein kleiner Herrgott wäre. Bedenklichkeiten kennt er nicht; wenn die Kugel einmal im Rohr ist, muß sie auch gleich auf Reisen gehen. Das ist erfrischend anzusehen für eine, die, wie ich, bei jedem zehnten Schritt sich wieder besinnt, ob sie auch auf dem richtigen Wege ist."

„So! — Er imponiert dir also?"

„Das gerade nicht. Wir haben manches kleine Gefecht miteinander gehabt, aber die Segel hab ich noch nie vor ihm gestrichen. Ach, es zankte sich so reizend mit ihm; er war gerade so unverwundbar wie weiland Siegfried; die schärfsten Pfeile ritzten ihm die Haut nicht. Ich war ihm immer ein kleines niedliches Hündchen, das ihn anbellte und woran er seinen Spaß hatte. Denn von unseren weiblichen Ansprüchen auf eine gewisse Sphäre von Macht und Einfluß will er nichts wissen. Alles durch den Mann! Das ist sein Glaubensbekenntnis. Nicht einmal im Rate will er uns zulassen. Kurz, er ist solch ein drolliger moderner Barbar, wie er gewiß nur selten in dieser wunderlichen Welt vorkommt."

Großvater Rübenfeld schüttelte auf das höchste erstaunt den Kopf.

„Und in den hast du dich verliebt? — Er sagt es wenigstens."

„Er mag es wohl wissen. Etwas Unbegreifliches ist dabei. Er sagt, wenn er in seinem Laboratorium experimentiere und sähe ein paar grundverschiedene Stoffe aufeinander losfahren, als ob sie sich auffressen wollten, und sie dann im Nu zahm werden und sich aneinanderschmiegen, müsse er immer an uns beide denken."

„Da hat er eine schlechte Sache durch einen guten Vergleich zu verbessern versucht. Was würde wohl aus euch werden, wenn ihr euch heiratetet? Ihr könntet nur gleich einen Schutzmann mit in die Ehe nehmen. Insbesondere für dich, denn dir würd es bald schlimm an den Kragen gehen."

„Meinst du? — Ich habe ein ganz anderes Vertrauen zu meinem Barbaren. Ich glaube, er würde mir kein Härchen krümmen. Niemals. Aber die Probe darauf soll ja nicht gemacht werden; er hat sich schriftlich von mir verabschiedet."

Nachdem der ereignisreiche Tag so friedlich ausgelaufen war, ging Fabian Rübenfeld beruhigt zu Bett. Und nach einigen Wochen hatte er beinahe vergessen, welch ein gefährlicher Sturm sein moosbewachsenes Restchen Erdenglück davonzufegen drohte. Das war um so leichter für ihn, als er an Hulda keinerlei Veränderung gewahr wurde. Weder nahm sie ab an Gewicht, noch gab sie guten Bekannten Veranlassung, über ein Abbleichen ihrer Gesichtsfarbe teilnehmende Fragen an sie zu richten. Hulda erschien genau so, wie sie sich immer der Welt dargestellt hatte, nämlich als ein in sich wohl abgeschlossenes Wesen, das ihre Pflichten und Sorgen getrost anfaßte und ohne Murren hinter sich schob. Und diese resolute Art täuschte auch den Großvater Rübenfeld, so daß er nach einigen Monaten anfing, sie mit ihrer ersten Liebe gutmütig zu necken.

Und auch das ließ Hulda über sich ergehen, weil sie genau wußte, wie sie mit sich selbst daran war, und keinem anderen, auch ihrem Großvater nicht, das kleinste Fensterchen zu einem Einblick in ihr Herz öffnen wollte.

So verging wieder einige Zeit, worin der morsche Zweig Fabian Rübenfeld seine Tröpfchen Lebenssaft ganz ordnungsmäßig von der frisch grünenden Hulda entnahm und sie behaglich zu kleinen Freuden verarbeitete. Da geschah etwas, das alle Sterne an seinem Himmel in Zittern versetzte. Bei einem chemischen Mischungsversuche, den Folker in seinem Laboratorium anstellte, explodierte die Masse, die er im Mörser verrieb. Mit verstümmelten Händen und schwer verletztem Gesicht wurde der Ärmste aufgefunden und sofort ins Krankenhaus befördert.

Am nächsten Morgen berichteten die Zeitungen der Stadt über diesen Unglücksfall, und Rübenfeld traf bei dem sorgfältigen Studium der Tagesnachrichten, das er an jedem Morgen nach dem Kaffee vornahm, sehr bald auf die verhängnisvolle Stelle. Ein Schrecken fuhr ihm durch die Glieder. Er sah im Geiste den „schwarzen Gesellen" wieder vor sich sitzen, wie er ihm die Enkelin abjagen wollte, und er erinnerte sich, diesmal ohne Stolz auf seine zeitgemäße Beredsamkeit, daran, wie er den armen Teufel gezwungen hatte, auf Hulda zu verzichten. Ja, sogar das trübselige Gesicht des Abgewiesenen tauchte vor ihm auf, mit dem er sich über dem Grabe seiner Hoffnungen von ihm verabschiedet hatte. Und den mußte nun ein so ausgesucht grausames Schicksal treffen!

Der nächste Gedanke Rübenfelds war: was wird das Kind dazu sagen? — Ja, das Kind! Ihm war der Verkrüppelte doch mehr als nur ein Mitmensch. Ihren Barbaren hatte es ihn genannt. Wie ein Kosename klang das fast. Jetzt erst fiel dies dem alten Herrn auf und er verspürte nachträglich einige Beklemmungen über sein schonungsloses Vorgehen.

Hulda kam spät aus der Schule nach Hause, das Essen mußte auf sie warten.

„Ich bin im Krankenhause gewesen," entschuldigte sie sich.

„Wie steht es?" war die lakonische Frage des Großvaters.

„Hermann wird das Augenlicht behalten, aber die Hände, die geschickten Hände, seine besten, seine notwendigen Werkzeuge — sie sind verloren."

Sie sagte es mit gepreßter Stimme und wandte ihre rotgeweinten Augen ab.

Es wurde eine stille Mahlzeit an diesem Mittage. Rübenfeld fühlte deutlich, daß etwas zwischen ihn und seine Enkelin getreten sei, etwas, das er nicht in Form und Gestalt bannen konnte. Aber es war da und rückte Hulda von ihm hinweg.

Am Abend sagte er: „Es hätte schlimmer sein können."

Hulda lächelte bitter. Es war der bekannte Trost, mit dem die Gleichgültigen so leicht bei der Hand sind, wenn es sich nicht um einen Todesfall handelt. Als ob dadurch das vorhandene Übel verkleinert würde!

Sie antwortete: „Es ist schlimm genug. Zum Krüppel geworden, der nach Liebe ruft! Und wenn ringsumher alles still bleibt, was dann?"

„Er hat doch Verwandte."

„O ja. Sie werden sich ohne Zweifel ihrer Pflichten zuerst mit Wärme erinnern. Mit der Zeit aber — wenn die Jahre darüber hingehen — stumpft sich das Mitgefühl ab. Und dann stellen sie seine Existenz sicher, wenden sich von ihm und widmen sich ihren eigenen Interessen. Ist das nicht der Lauf der Welt?"

„Was ist dagegen zu machen?"

„Wenn ich's nur wüßte!"

„Siehst du!" sagte der Alte triumphierend. „Also laß dir nicht zu Herzen gehen, was du nicht ändern kannst. Das ist der Schluß aller Lebensweisheit."

Hulda sah den Großvater mit einem sonderbaren Blicke an. Sein Gesicht erinnerte sie an erstarrte Lava. Aber sie erwiderte nichts. Sie berichtete auch nicht wieder über den Kranken, obgleich sie täglich nach der Schule im Krankenhause sich nach ihm erkundigte. Und Rübenfeld hütete sich, zu fragen; er fürchtete, daß Hulda nicht nach seinem vortrefflichen Rezept verfahren sein möchte und sich noch immer mit einem zwecklosen Mitleid herumplage.

So vergingen Wochen. Da überraschte Hulda eines Abends ihren Großvater mit der Äußerung: „Hermann ist heute aus dem Krankenhause entlassen."

„Das freut mich," war die kühle Antwort.

Hulda schwieg eine Weile still. Dann begann sie wieder: „Es wird eine Veränderung in meinem Leben eintreten, die auch dich betrifft."

Rübenfeld fuhr auf: „Was hast du dir Närrisches ausgedacht?"

„Du kannst mich entbehren," sagte Hulda mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Früher habe ich's nicht geglaubt, jetzt bin ich dessen gewiß. Ein anderer hat mich nötiger als du."

„Es muß ein seltsames Vorhaben sein, dem du diese angenehme Vorrede vorausschickst," entgegnete der alte Herr schroff.

„Seltsam? — In deinen Augen gewiß. Ich habe heute Hermann versprochen, ihn zu heiraten."

„Mehr nicht?" spottete Rübenfeld. „Er hätte auch etwas Besseres thun können, als dir dies Opfer zuzumuten."

„Du thust ihm unrecht; ich hab es ihm aufgedrängt."

„In der That! Strohfeuer des Enthusiasmus! Du weißt nicht, was du unternehmen willst. Vor feuchten Augen verschwimmt dir das Bild deiner Zukunft. Jammer und Elend bereitest du dir. Warum? — Sei vernünftig!"

„Ich glaube es zu sein, Großvater. Im höchsten Sinne. Ich habe gethan, was ich mußte, um mit mir zufrieden zu sein. Jetzt bin ich glücklich. So glücklich war ich nie."

„Dann renne in dein Verderben, du Kindskopf!" sagte Rübenfeld aufgebracht und verließ das Zimmer.

An jenem Nachmittage, nach der Rückkehr des Krüppels in seine Wohnung, war die Verabredung getroffen worden. Als erst Hermann Folker der dringend werbenden Hulda sein Jawort gegeben hatte, fand sich, daß sie für die künftige Hausordnung ein genaues Programm vorlegen konnte. Mit jener Pedanterie, die in den Lehrerstand zu seinem und der Schüler Besten hineinwächst, hatte sie alles bedacht und geordnet. Das Budget war so hübsch zum Stimmen gebracht, daß Hermann Folker behauptete, er habe noch nie eine solch gediegene Grundlage für seine Bedürfnisse gehabt. Nur müsse Hulda Finanzminister sein, meinte er, denn wenn er nächstens, wie es den Anschein habe, wieder einen Menschen von einem Baumstamm unterscheiden könne, würde er über die Stränge schlagen wollen. Einige Schulstunden hatte Hulda sich vorbehalten. „Es ist nicht nur der Einnahme wegen," sagte sie, „obgleich wir die auch nicht entbehren können; ich muß zwischen meinen Mädchen bleiben, um mir aus ihrer Frische etwas für dich ins Haus zu holen."

So war denn alles aufs beste geordnet, ehe noch eine Kaffeemühle für den neuen Haushalt angeschafft war, und die glücklichen Leutchen steuerten auf die Ehe los mit einer heimlichen Spannung, als ob sie ihnen Besseres bringen müsse als irgend einem vereinigten Paare vor ihnen.

Nur der Großvater Rübenfeld machte ihnen Sorge. Er hatte einen so erhabenen Standpunkt eingenommen, daß ihm gar nicht beizukommen war. Zu Hulda sagte er gleich in den ersten Tagen: „Fange nun nicht an, auch mich für ein Geschöpf anzusehen, das verkommen wird, wenn du deine Hand von ihm abziehst. Das ist so eure Frauenart, euch bei alten Leuten für unentbehrlich zu halten und eure mütterlichen Instinkte aufdringlich hervorzukehren. Ich hab es mir ja gern gefallen lassen, aber nötig hab ich dich nicht — weder dich noch irgend jemand anderes. Das merke dir."

Eines Abends brachte Hulda ihren Bräutigam mit ins Haus. Rübenfeld zog eine saure Miene.

„Ich wollte Ihnen doch vorstellen, was noch von mir da ist," sagte Folker, und seine Stimme klang ebenso fest und zuversichtlich wie bei ihrer ersten Begegnung.

„Den Humor scheinen Sie nicht verloren zu haben," erwiderte der alte Herr angenehm verwundert.

„Wie sollte ich? Mir sind so viele Glieder wieder zugewachsen, daß ich sie gar nicht alle gebrauchen kann. Da draußen im Krankenhaus war mir's zuweilen etwas erdenmüde. Ich sah mich ausrangiert bei jungen Knochen und hinter die Front gewiesen. Das war ein abscheuliches Gefühl, sag ich Ihnen. Seit diese kleine eigenwillige Hexe mich in Besitz genommen hat, schmied ich wieder Pläne — ich, wie Sie mich da sehen. Ich werde den Menschen beweisen, wie leistungsfähig ein Mann noch sein kann, der

einen gesunden Kopf hat und nicht viel mehr, vorausgesetzt, daß er eine Gehilfin hat wie diese."

Und er umarmte Hulda, die vor Vergnügen strahlte.

Rübenfeld beobachtete während des Essens, wie Hulda ihr großes Kind fütterte. Es war allerliebst anzusehen, und an allerlei Scherzen fehlte es nicht dabei. „Diese Kleinkinderwirtschaft, so nett sie auch ist, wird nicht lange mehr dauern," erklärte Hermann bald. „Ich habe mich mit einem Mechaniker zusammengethan; nächstens stecke ich mir Messer und Gabel an die Armstümpfe und esse mit einem Bürstenbinder um die Wette. Sogar hoffe ich, später unseren Sonntagsbraten tranchieren zu können. Wenn nur die Augen sich noch ein bißchen aufrappeln, werden Sie Ihr blaues Wunder an mir sehen, Großvater Rübenfeld!"

Dieser Großvater Rübenfeld, der keinen Menschen nötig hatte, wurde während des fröhlichen Verlaufs dieses Abends immer nachdenklicher. Er sah mit wachsendem Erstaunen, was zwei Menschen einander sein können, wenn sie sich lieb haben. Das war ihm eine ganz neue Offenbarung. Und unwillkürlich wandte er den Blick zurück in die Zeit seiner eigenen Ehe. Da wollte es ihm scheinen, als ob er da allerlei versäumte Gelegenheiten entdeckte, sich mit einer gewissen geduldigen, kränklichen Frau in näheren Kontakt zu setzen. Und auch Huldas Mutter — waren vielleicht in ihrem Herzen verborgene Schätze gewesen, die er sich nicht die Mühe genommen hatte, zu heben?

Wohl mochte er still werden und das Brautpaar plaudern lassen, als ihm dergleichen unangenehme Gedanken durch den Kopf spazierten. Die Glücklichen bemerkten es recht gut, aber sie ließen sich's nicht anfechten. Am allerwenigsten ließen sie sich träumen, daß Großvater Rübenfeld am nächsten Vormittag in der Wohnung von Hermann Folker erscheinen und sich bei ihm zu einem Plauderstündchen einladen würde. Er that es aber wirklich,. und als nach der Schule Hulda hereingelaufen kam, fand sie ihn noch vor. Und später, unter vier Augen mit ihr, gab Hermann dem alten Herrn das beste Zeugnis. „Er kann ganz menschlich sein," sagte er. „Nur taut er etwas schwer auf. Altes Leder, Hulda! Es will Öl haben, viel Öl, um weich zu werden."

Das schien wirklich so. Denn Rübenfeld mußte noch etwa ein dutzendmal bei dem unverwüstlichen Barbaren vorsprechen, bis er sich entschloß, bei Hulda die Bemerkung hinzuwerfen: „Ihr könnt oben in mein Haus ziehen, wenn ihr wollt. Sagt ihr aber Nein, dann ist mir's auch recht."

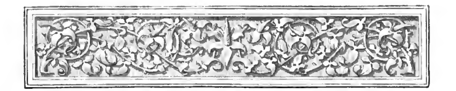
Hermann Folker entschied: „Er wird immer gemütlicher, dein Großvater. Sehr anerkennenswert. Aber bei unserem Musterbudget können wir die Unabhängigen spielen. Es ist die beste Politik. Sage dem alten Herrn nur, ich wollte nicht. Wenn er erst bittet, dann will ich großmütig sein. Das brauchst du ihm indessen nicht zu verraten."

Der Barbar erwies sich als ein Diplomat ersten Ranges. Er ließ sich aufdringen, was er heimlich begehrte. Denn so kam es. Rübenfeld brummte ihn erst furchtbar an, was er für ein unwirtschaftlicher Mensch sei; als dies aber auf den Krüppel nicht den geringsten Eindruck machte, der dabei blieb, daß gerade er seine Freiheit vollauf behaupten müsse, damit er nicht über die Achsel angesehen würde, da sagte der Alte bedrückt: „Ihr könntet mir doch den Gefallen thun."

„Ein Unmensch bin ich nicht, Großvater Rübenfeld," erwiderte Folker. „Wenn Sie es wünschen und es meiner Genossin recht ist — dann meinetwegen."

Und er hat es nicht zu bereuen gehabt, der Großvater Rübenfeld, daß er die Segel strich. Er hat noch als der Sekretär seines Schwiegerenkels ein chemisches Werk zu Papier gebracht, auf das er so stolz war, als ob es sein eigenes gewesen wäre, und ist dann zu seinen Vätern versammelt worden.

Hulda aber hat längst vergessen, daß ihr berühmter Mann minder vollkommen ist als andere. Und Hermann sagt von ihr jedem, der es hören will: „Sie hat die Frauenfrage praktisch gelöst, und dabei ist sie zum Engel geworden."



Aus Therese Hubers Herzensleben.

Von

Ludwig Geiger.

I.

Vorbemerkung. Für die nachfolgende Skizze ist ein weitschichtiges litterarisches Material benutzt. Die mitgeteilten Briefe waren bisher sämtlich ungedruckt; je einen Brief Theresens an Rochlitz und Forster verdanke ich der oft erprobten Güte des Herrn R. Brockhaus in Leipzig, andere sind mir von der Autographenhandlung O. A. Schulz in Leipzig geliehen worden, die auch die Druckerlaubnis erteilt hat; die Briefe an Böttiger sind der schier unerschöpflichen und bisher noch lange nicht genug ausgebeuteten großen Böttiger-Sammlung der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden entnommen. Auch hier sage ich für die mir so liberal gewährte Benutzung besten Dank. Über keine der vier handelnden Personen unseres Dramas besitzen wir eine ausreichende Biographie. Zu dieser Skizze sind außer den betreffenden Abschnitten der Allgemeinen Deutschen Biographie, Goedekes Grundriß und bekannten Handbüchern benutzt: J. G. Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben. Herausgegeben von Th. H(uber) geb. H(eyne). In zwei Teilen. I. Teil. Leipzig 1829. — Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen. Zwei Bände Braunschweig 1847. — Georg Forsters Briefwechsel mit S. Th. Sömmering. Herausgegeben von H. Hettner. Braunschweig 1877. — A. Leitzmann: Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen (Briefe an Spener) im Archiv für das Studium der neueren Sprachen (1890 f.) Bd. 84, 369 bis 404, Bd. 86, 129 bis 226, Bd. 87, 129 bis 216, Bd. 88, 1 bis 46; in den Briefen Forsters an Heyne, das. gedruckt, ist eine große Lücke vom März 1787 bis April 1788. — Einzelnes aus: Caroline. Briefe, herausgegeben von G. Waitz. Leipzig 1871, bes. I, S. 139 ff., Caroline und ihre Freunde. Mitteilungen von G. Waitz. Leipzig 1882. — Für Heyne vergleiche ferner Ch. G. Heyne. Biographisch dargestellt von A. L. Heeren. Göttingen 1813 (ergänzt durch den Band Heyniana und den Briefwechsel Böttiger-Heyne in der schon genannten Böttiger-Sammlung); Göttinger Professoren. Gotha 1872. Für Therese: Elvers, V. Aimé Huber (Theresens Sohn). Bremen 1872, Bd. I. — Für Huber endlich die von Therese geschriebene Biographie mit herausgegebenen Briefen in L. F. Hubers Sämtlichen Werken seit 1802, I. Band 1806, II. Band 1810; und den Briefwechsel mit Schiller, zuerst vollständig herausgegeben von L. Geiger: Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Anhang zum vierten Band, Stuttgart 1896.

Seit der Vollendung dieses Aufsatzes habe ich ein ungeheuer großes Material über Therese Huber gefunden, das aber späteren Veröffentlichungen vorbehalten bleiben soll und deshalb in dieser Skizze, in die es auch seines Inhalts wegen nicht gut paßt, nicht verarbeitet worden ist. Es sind etwa fünfhundert Briefe Theresens an Böttiger in Dresden, an den Staatsmann Paul Usteri in Zürich und an die Familie Hartmann in Stuttgart, deren einzelne Mitglieder durch die jüngsten Lenau betreffenden Veröffentlichungen auch einem größeren Publikum bekannt geworden sind; ferner fast die gesamte Korrespondenz der Therese mit ihren Kindern und ein wesentlicher Teil von Briefen aus ihrer Jugend an Eltern und Freundinnen, sowie an gar manche bedeutende Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Diesen Briefmassen schließen sich eine Anzahl einzelner Briefe, zum Teil sehr schöner an Wilhelm und Alexander von Humboldt, an.

* * *

Das Zeitalter von Sturm und Drang zeitigte eigentümliche Erscheinungen. Kraftüberfluß äußerte sich in strotzenden Worten und gewaltatmenden Thaten. Auch die Liebe, Sinnlichkeit und Leidenschaft fand keine Grenzen. Die von Goethe im „Lustspiel für Liebende“ Stella ausgedrückte Idee — mochte sie nun Ursache oder Wirkung einer Zeitvorstellung sein —, daß ein Mann gemeinsam mit zwei Frauen leben könne, ohne seine Ruhe zu vernichten und das Glück der Frauen zu zerstören, ward in die Wirklichkeit umgesetzt. Zeugnisse dafür sind Bürgers Leben mit Molly und deren Schwester, Sprickmanns Liebesglut zu verschiedenen Frauen trotz seiner Verheiratung, verwandt damit auch F. H.

Jacobis Zusammenleben mit seiner Gattin und der „Tante" Johanna Fahlmer.

Erscheint ein solches Empfinden und Gebaren unseren sittlichen und ästhetischen Begriffen peinlich, so will uns eine solche Dreiheit noch unerträglicher vorkommen, wenn eine Frau zwischen zwei Männern, ihrem Gatten und dem Hausfreunde, steht. Denn ein solches Verhältnis hat nichts mit jenen heimlichen in französischen Romanen bis zum Überdruß geschilderten Ehen zu dreien zu thun, in denen Frauenlist über Männerschwäche triumphiert, der Ehegatte der Betrogene ist, der ganz allein den Wandel seiner Frau nicht sieht oder nicht sehen will; es ist vielmehr die mit Wissen oder gar auf Antrieb des Gatten hergestellte Verbindung der Gattin mit einem dritten. Wie weit in dieser Verbindung wirkliche Vereinigung herrscht, ob Platonismus oder Sinnenbefriedigung eintritt, ist nach dem Temperament verschieden, übrigens von den Nachgeborenen schwer oder gar nicht zu beurteilen — das Charakteristische und Schwerbegreifliche liegt darin, daß eine Frau ihre Empfindung zu teilen, ihr Herz in gleicher Weise zwei Männern zu schenken vermag.

Die Heldin eines solchen Dramas am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Therese Heyne, zuerst Forsters, dann Hubers Gattin.

Ihr Vater, der Adressat der unten zuerst mitgeteilten Briefe, war der Göttinger Philologe Heyne 1729 bis 1812. Denkt man an ihn, den „Vater" Heyne, so stellt man sich den Gelehrten und Geschäftsmann vor, dessen Leben fast genau ein halbes Jahrhundert mit der Geschichte der Universität Göttingen verknüpft ist. Heyne war ein Gelehrter von einer Vielseitigkeit, die uns heute fast unbegreiflich erscheint. Seine Schriften, deren kurze Aufzählung in der ihm gewidmeten Biographie dreiunddreißig Seiten füllt — dabei sind seine sieben- bis achttausend Recensionen ebensowenig mitgerechnet, wie die vielen tausend geschäftlichen, wissenschaftlichen und freundschaftlichen Briefe, die er alle eigenhändig schrieb —, umfassen Philologie, griechische und lateinische, Archäologie, Mythologie, Kunstgeschichte, Historie und Politik. Als Philologe war er edierend und erklärend thätig. Neben Editionen stehen ungezählte kritische Abhandlungen. Er war der offizielle Redner der Universität. Jahrzehnte lang stand er der Göttinger Universitätsbibliothek vor, die ihm ihre methodische Vervollständigung, ihre nicht bloß für jene Zeit musterhafte Ordnung verdankt. Ebenso lange war er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, ein Mitglied, das eine leitende Stellung einnahm und durch diese eine für einen Einzelnen kaum zu bewältigende Masse von Geschäften übernahm. Mehrere Jahrzehnte stand er an der Spitze der Göttinger gelehrten Anzeigen, einer kritischen Zeitschrift, die zwar nicht die Allseitigkeit der großen allgemeinen Litteraturzeitungen anstrebte, aber doch eine respektable Vielseitigkeit entfaltete. Des Redacteurs Arbeit bei einer derartigen Zeitschrift bestand nicht nur in dem Verteilen des ungeheuren Stoffes, im Mahnen der Säumigen, im Durcharbeiten der gelieferten Besprechungen, sondern vor allem darin, daß er selbst überall einsprang, wo es not that, wodurch er oft in den Fall kam, die Grenzen seines weit gesteckten Gebietes noch beträchtlich auszudehnen. Derselbe Mann aber, der wissenschaftliche und Personenfragen dreier großer Institute, der Universität, Bibliothek, Akademie zu erledigen hatte, mit Kollegen, Fremden, Vorgesetzten beständigen Verkehr pflog, wurde zugleich Reorganisator und Inspektor der gelehrten Schulen zu Ilfeld und Göttingen Endlich aber war Heyne ein halbes Jahrhundert hindurch ein ungemein beschäftigter, allmählich auch sehr beliebter Lehrer der Göttinger Universität. Ein halbes Jahrhundert hielt er in fast allen den Disciplinen, in denen er als Schriftsteller thätig war, Vorlesungen und Übungen und wirkte durch seinen wahrhaften Lehrerton und den inneren Gehalt des Vorgetragenen ganz außerordentlich, obwohl ihm äußere Würde, glänzende Beredsamkeit, ja auch die klare Übersichtlichkeit des Vortrags abging.

Diese fast unbegreifliche Vielseitigkeit, zu der ein Menschenleben, und umfasse es auch wie das seinige mehr als achtzig Jahre, kaum auszureichen scheint, brachte es freilich mit sich, daß er nirgends Unvergängliches schuf. Er war kein Genie, kein schöpferischer Geist. Seine Lebenswerke, die mehrfach wiederholte Ausgabe des Tibull, die vierbändige des Virgil, die fünfbändige des Pindar und

die neunbändige der homerischen Ilias, der sich auch eine kürzere zur Seite stellte, wurden teilweise schon von den Zeitgenossen überholt. In allen war die Textkritik seine schwächste Seite, und bei der Erklärung fanden Grammatik und Metrik nicht genügende Berücksichtigung. Aber in diesen Ausgaben und seinen zahlreichen Abhandlungen zeigte sich eine ungeheure Fülle wohlgeordneten und gut vorgetragenen gelehrten Stoffes, eine ungewöhnliche Gewandtheit im lateinischen Ausdruck. Er wurde der Begründer einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Mythologie und konnte durch Reichtum und Exaktheit der antiquarischen Detailkenntnisse auch das Gebiet bereichern, auf dem Lessing und Winckelmann ihm so genial vorgearbeitet hatten.

Christian Gottlob Heyne (1729 bis 1812).
Nach einem Bilde W. Tischbeins.

Ein solcher Mann nun, dessen Leben Arbeit und, wie man bisher meinte, nur Arbeit war, hatte auch seinen Roman. Sein Jugendleben war ganz romanhaft. Er war der Sohn eines armen Webers, der unter unsagbarsten Schwierigkeiten materieller und geistiger Art auf Dorf-, Stadtschule und Universität lernte und studierte, dann, um nur der grimmigsten Not zu steuern, bald Kopist und Bibliothekar, bald Schulmeister und Verwalter war; dann verlor er durch die Belagerung Dresdens das bißchen, was er hatte, ferner anvertrautes Gut nebst allen Handschriften und Büchern. In all dieser Verwirrung aber, in der er oft nur von Hoffnungen und Schulden lebte, kümmerte er sich um die Dinge dieser Welt und bestand Fährlichkeiten als politischer Traktatenschreiber und verknüpfte, er, der arme Tagelöhnersohn, sein Geschick mit dem eines ebenso armen, aber verwöhnten, in adeliger und Hofgesellschaft großgewordenen Mädchens. Und als er, der sich eigentlich keines Mannes Schüler nennen konnte, der mit keinem Gelehrten in Verbindung stand und niemals auf einer Universität doziert hatte, in weltabgeschiedener Einsamkeit lebte, erhielt er, auf Grund einer Empfehlung des holländischen Philologen Ruhnken, welcher Heyne nur als Herausgeber des Epiktet und Tibull kannte, den Ruf nach Göttingen, der seinem Schicksale eine so außerordentliche Wendung gab.

Aber neben dem Roman seines Lebens erlebte er den uns noch mehr interessierenden Roman seiner Ehe. Seine spätere Frau Therese, seine erste, vielleicht seine einzige Liebe, war die Tochter des seiner Zeit berühmten Musikers Weiß und einer aus Schlesien stammenden adeligen Dame. Sie war 1730 geboren, verlor 1750 ihren Vater, mußte schon früh ihre schlagflüssige Mutter, die Kammerfrau beim Prinzen Anton war, in deren Dienst ersetzen. Sie kam früh mit einem Fräulein von Broizen, die 1757 einen Herrn von Schönberg heiratete, in Beziehung und lebte mit dieser in großer Intimität, häufig in ihrem Hause. In diesem Hause

nun lernte Heyne, der den Bruder der jungen Frau unterrichten sollte, am 14. Oktober 1757 die mit ihm fast gleichalterige Therese kennen. Er hat selbst später die Schilderung dieses Begegnisses und die Beschreibung der Angetroffenen gegeben.

„Neben ihr [der Frau von Schönberg] stand ein Frauenzimmer; ansehnlich, von schönem schlankem Wuchs, von keiner regelmäßigen Bildung, aber Seele in dem Blick. Ihre Reden, ihre Mienen, selbst jede ihrer Bewegungen flößte Achtung ein, eine andere Achtung, als die ist, welche Stand und Geburt einflößen. Guter Verstand, gutes Herz offenbarte sich in allem. Man vergaß, daß man mehr Schönheit, mehr Sanftes verlangen konnte. Man fand sich durch etwas Edles, feierlich Ernstes, etwas Entschlossenes, das in ihrem Blick, in ihren Gebärden war, ebensosehr gegen sie hingezogen, als zur Ehrfurcht aufgefordert."

Nicht Leidenschaft also war es, das die nicht mehr ganz jungen Leute, beide den Dreißigen nicht fern, zueinander trieb. Halb war es Achtung, Verehrung, halb jene unerklärliche Anziehung, die der Gegensatz ausübt. Der arme Webersohn war geblendet von dem in adeligem Kreise angetroffenen Fräulein. Das Mädchen, das Künstlerblut in den Adern hatte und mit adeligem Benehmen auch manche Vorurteile des Adels besaß, fühlte sich befremdet von dem Jüngling, der in ärmlichsten Verhältnissen sich seine Idealität gewahrt hatte und durch sein Wissen alle ihr Bekannten überragte, die einen geordneten Lebensweg gegangen waren. Aus Achtung und Mitleid, Vereinsamung und Staunen entstand bei beiden das Bedürfnis eines näheren Anschlusses. Die Leidenschaftlichere war die Frau, von ihr ging der Anstoß aus, vielleicht auch die Ermunterung, die gewiß dem Schüchternen nötig war. Therese war schwärmerisch, eine eifrige Katholikin; sie war es, die, nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, diese Schranke brach, zum Protestantismus überging, um nicht durch die Religion von ihrem Geliebten getrennt zu sein. Denn ein Liebespaar, Verlobte waren die beiden seit 1758; die Getrennten — Heyne war nämlich 1759 zur Förderung seiner Studien nach Wittenberg gegangen — blieben durch einen Briefwechsel verbunden; sie sahen sich dann viel in Dresden und auf dem Gute der Freundin. Am 4. Juli 1761 fand die Heirat statt, nachdem vorher Therese, dann Heyne schwer krank gewesen war; Heyne ward in seiner Krankheit von der Braut aufopfernd gepflegt. Aber nicht bloß Krankheiten brachten in dies Liebeleben Unruhe und Störung. Heyne und sein Biograph schweigen zwar davon, aber andere Quellen, Tagebuchaufzeichnungen, Selbstbiographie und damals geschriebene Briefe der Frau von Schönberg an Gatten und Bruder, welche die hochbetagte Schreiberin 1812 an Böttiger sendete, unterrichten uns darüber.

Therese war, wie ihre Freundin meldet, in Gemeinschaft mit ihr einer eifrigen Lektüre von Dichtern, Gellert, Haller, Klopstock, besonders aber Young und Richardson, ergeben, sie wurde sentimental und empfindsam. Von übermütiger Heiterkeit ging sie zu tiefer Schwermut über. Daher wechselten am Liebeshimmel Regen und Sonnenschein. Von einer besonders schweren Trübung berichtete Frau von Schönberg ihrem Bruder (5. Mai 1760): „Mein Herz blutet, denn die Verbindung der beiden Personen, die, wie du weißt, den stärksten Einfluß auf mich haben, ist aufgehoben." Sie erzählte dann von der Feier eines häuslichen Festes, das durch ein Mißverständnis der Liebenden gestört worden sei. Ihr Mann erhielt ein Billet Theresens, in dem es hieß, „daß sie, indem sie diesem Menschen ihre Hand versprochen, sich unglücklich übereilt hätte, daß sie die Härte, mit der er ihr seit zwei Monaten begegnete, nicht länger ertragen könnte." Sie bat Herrn von Schönberg, Heyne dies zu sagen. Sie hatte, wie sie am nächsten Tage der Freundin mitteilte, alle Briefe dem Bräutigam zurückgeschickt und die ihrigen von ihm erbeten; sie erklärte, daß alles aus sein müsse, weil sie von Heyne nicht mehr geliebt würde, obgleich sie ihn noch in alter Stärke liebe. Heyne kam selbst, konnte aber die Geliebte nicht sprechen, schrieb einen Brief, von dem diese erklärte, „daß der gewöhnlichste Mensch ihn geschrieben haben könnte." Am nächsten Tage war alles wieder gut; die Hypochondrie Theresens hielt zwar noch eine Weile an, wurde aber, nach Heynes sehr verständigem Vorschlag, durch ärztliche Mittel bekämpft.

Von solcher starken Gemütsbewegung in körperlichen Leiden und ohne solche, in der Therese sich selbst und allen anderen Menschen zur Last zu leben erklärte, meldete die Freundin auch Anfang 1761. Dann kam Theresens Krankheit und als deren Folge ihr schon erwähnter Übertritt. Darauf folgte Heynes Krankheit; Therese mietete sofort ein Zimmer im Hause einer befreundeten Familie, wo er, wie Frau von Schönberg berichtete, „unter ihrer und des freundschaftlichen Arztes Pflege innerhalb acht Tagen hergestellt ward." „War das," fuhr die Schreiberin fort, „nicht abermals ein origineller trait von unserer Therese? Sich so ganz selbst zu vergessen, um den Vorteil des Geliebten zu befördern?" Der Entschluß zur Heirat war ganz plötzlich. Am 20. Juni erhielt Frau von Schönberg, die wie gewöhnlich die gute Jahreszeit über auf dem Lande lebte, einen Brief von den Liebenden, in dem diese ihren Entschluß meldeten, sich in ihrem Kirchspiel oder ihrem Hause in aller Stille trauen zu lassen und als verheiratetes Paar nach Dresden zurückzukehren. Trauung und Hochzeit fanden in der That im Schönbergschen Hause statt; die Gönnerin des jungen Paars hatte die schönsten Hoffnungen. „Ich weiß gewiß," so schrieb sie, „daß H. ohne meine Freundin nicht hätte glücklich sein können, daß sie ihm unentbehrlich geworden war. Ich wollte wohl auch behaupten, daß er für seine Gemütsart schwerlich eine Frau würde gefunden haben, die mehr mit ihm übereinstimmt."

Vielleicht sah Frau von Schönberg doch zu sehr mit den Augen der Freundin. Das reizbare, in der Phantasie mehr als in der Wirklichkeit lebende, trotz ihrer Dürftigkeit an große Verhältnisse gewöhnte Mädchen sollte nun als Vorsteherin eines ganz engen Hauses walten. Die Tochter eines Künstlers und einer Adeligen, die stets in adeligen Kreisen gelebt, ja selbst Hofluft geschmeckt hatte, wurde plötzlich eine Professorenfrau. Im März 1762 wurde den Gatten ihr erstes Kind, im Mai 1763 das zweite Kind geboren, das bald nach der Ankunft in Göttingen starb; diese Ankunft fand am 29. Juni 1763 statt. Am 7. Mai 1764 wurde in Göttingen das dritte Kind, eine Tochter, geboren, die den Namen der Mutter, Therese, erhielt; noch vier andere Kinder folgten, von denen aber drei bald nach der Geburt starben; im Jahre 1775 am 14 Okt., an demselben Tage, an dem der Gatte sie achtzehn Jahre früher zum erstenmal gesehen hatte, starb sie. Zwei Jahre später, am 9. Sept. 1777, vermählte sich Heyne mit Georgine Brandes, der dreiundzwanzigjährigen Tochter des Hofrats Brandes in Hannover.

Wie gestaltete sich nun Theresens Jugend unter der Leitung ihrer Mutter und ihrer Stiefmutter, welche Eindrücke empfing sie von der Mutter? Als diese starb, schrieb der betrübte Witwer, der einen Monat später (20. November) Kraft genug besaß, eine Übersicht seiner Trostgründe aufzuzeichnen, an einen Freund: „Ich habe den Grabhügel gesehen, welcher die Gebeine meiner Therese deckt. ... Hier ruht der theuerste Rest des Liebsten, was mir der Himmel gab; sie ruht mitten zwischen den Gebeinen ihrer vier Kinder. Ganz versunken würde ich in Schmerz sein, wenn nicht jenseit der Mauer des Kirchhofs meine beiden Töchter gestanden hätten. Ich sah ihre Gesichter über der Mauer mit ängstlicher Furcht nach mir gerichtet. Dieser Anblick rief mich zu mir selber zurück. Ich eilte wehmüthig von einem Orte weg, wo ich gern auf immer geblieben wäre; wo ich mich darauf freute, einmal an ihrer Seite zu ruhen von allem langen Kummer, von allen den Leiden, die mir den Genuß des Lebens so oft vergällt haben. Ach, unter diese Leiden muß ich selbst ihre Liebe rechnen, die stärkste, die treuste, die je ein weibliches Herz belebt hat; die mich zum glücklichsten Sterblichen machte und doch auch eine Quelle von tausend Bekümmernissen, Unruhen und Sorgen für mich war. Eine völlige Heiterkeit hat sich vielleicht nie über sie verbreitet, aber welche unbeschreibliche Süßigkeit, welche erhöhte entzückende Freuden hat nicht die Liebe dem Kummer zu danken? Ich bin mitten unter nagenden Schmerzen, mit folternder Angst im Herzen durch die Liebe, die mir diese Sorge, diese Angst machte, unaussprechlich glücklich gewesen. Wenn uns die Thränen über die Wangen flossen, dann durchströmte eine unnennbare niegefühlte Wonne meine vor Freude und Schmerz gleich sehr beklemmte Brust."

Man wird dies Trauer- und Glücksbekenntnis — denn es ist das eine wie das andere — gewiß für aufrichtig halten. Nicht von der Mutter, nur von der Gattin ist darin die Rede, diese aber wird gepriesen. Doch mag man aus dem Ausspruch eine Klage heraushören, eine Klage über den Schmerz, der durch sie, vielleicht auch mit ihr erlitten wurde. Man könnte denken, daß so der Eifersüchtige spreche, der nie völlig das Herz der Geliebten besaß und sie doch ganz begehrte und mit rasender Leidenschaft liebte; aber bestimmte Klagen über Vernachlässigung ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau oder gar Verletzung ihrer Pflichten als Gattin werden nicht formuliert und scheinen undenkbar.

Doch sind solche Klagen vorhanden. Und zwar nicht etwa von Mißgünstigen, Klatschsüchtigen, Fernstehenden, Ununterrichteten, sondern von der Nächstbeteiligten, von der eigenen Tochter, von Therese Huber, der hauptsächlich diese Darstellung gilt.

Therese Huber war eine reife, vielgeprüfte, in Leiden erstarkte Frau, als der Vater starb (1812). Sie hatte ihn innig geliebt und war von ihm trotz vieler Gegensätze, die zwischen ihnen bestanden, vor allen Kindern geliebt worden. Erst durch seinen Tod sei sie, so erklärte die Achtundvierzigjährige, alt geworden. Sie freute sich, gegenüber manchen Verunglimpfungen, die Heyne als Gelehrter und als Mensch in den letzten Zeiten seines Lebens und nach seinem Tode erfuhr, in der „Allgemeinen Zeitung“ eine wissenschaftlich anerkennende, persönlich herzliche Würdigung des Toten seitens des viellobenden Nekrologisten jenes Blattes, des Dresdener Archäologen K. A. Böttiger, zu lesen. Mit diesem auch journalistisch betriebsamen, höchst einflußreichen Manne, der gern seine Kreise recht weit zog, hatte Therese schon früher Verbindungen unterhalten; nun dankte sie ihm auf das lebhafteste. Als Erwiderung für diesen Dank fragte er sie, die schon früher ihm mancherlei Vertrauliches mitgeteilt hatte, über andere Einzelheiten ihres Jugendlebens, und empfing zur Antwort Schilderungen ihrer Mutter, des ehelichen Lebens und Unglücks ihrer Eltern.

Die erste andeutende findet sich in ihrem Briefe vom 10. August 1812 und lautet so:

„Diese meine Mutter bleibt mir eine ganz räthselhafte Frau. Sie muß überwiegende Verdienste gehabt, unvertilgbaren Eindruck gemacht haben, in ihrer Verbindung mit meinem edeln Vater müssen sehr wichtige, unauflösliche Fäden verwebt gewesen sein — mir, die sie bis in mein zwölftes Jahr kannte, mir, deren Erinnerungen ebenso unauslöschlich bewahrt, als scharf gezeichnet sind, ließ sie schmerzhafte Eindrücke. Heyne war kein glücklicher Gatte durch sie und diese gute Mutter, die ich nicht begreife, ward von ihm unendlich geliebt, bis sein herrlicher Geist uns verließ. Ich muß einer religiösen Scheu nachgeben, die mich hier zügelt. Meine Mutter war in dem Hause eines genialen Künstlers, ihres Vaters, des Kapellmeisters Weiß, eine der Jüngsten von sechzehn Geschwistern, zur glänzendsten Zeit Augusts von Polen geboren. Sie ward Unterhofmeisterin der sächsischen Prinzen, ehe sie die Kinderstube verließen, bei einer ganz vernachlässigten Jugenderziehung trieb sie ein innres Verlangen nach Bildung des Geistes, die Erwachenszeit der deutschen Litteratur traf mit ihrer Jugendzeit zusammen — was alles auf sie wirkte, weiß ich nicht, aber sie verließ ihrer Väter Kirche und ward lutherisch. Die Disposition, die zu so einem Schritt gehört, wenn er aus Herzensbedürfniß, mit Aufopferung sogar aller weltlichen Erwartungen geschieht, ihre völlige Unkunde im Hauswesen, ihre Vorliebe für Lektüre und Beschäftigung der Phantasie — sehen Sie hier Gründe zu dem, was ich von Heynens Eheglück sagte. Sie liebte ihre Kinder unendlich, wußte sie aber nicht zu ziehen — aber diese — mir nicht erklärliche Frau ward von allen, die sie kannten, geliebt, verehrt. Heynens Benehmen bei spätern Vorfällen — besonders meines Lebens, deuteten darauf hin, daß er alle Gewalt der Leidenschaft kannte und dem Herzen alle seine Rechte einräumte. Er fand sich oft im Streit, wenn er zwischen dem Gebot der sichern Führerin Vernunft, und der edeln Rebellin Phantasie, entscheiden sollte. Seine zweite Ehe hatte eine umwölkte Epoche, aber ihr hat er gewiß sein langes Leben und seines Alters Ruhe zu danken.“

Diese Andeutungen, die vieles verschwiegen, genügten Böttiger so wenig wie uns.

Das war von seiner Seite weder Klatschlust, noch Eindrängen in Familiengeheimnisse. Vielmehr war es sein Recht, zu fragen, da er mehr als zwei Jahrzehnte mit Heyne in lebhaftem Briefwechsel gestanden und von seinem Korrespondenten außer gelehrten auch viele persönlichen und intimen Mitteilungen erhalten hatte. Auch psychologisch mußte ihn die Sache lebhaft interessieren, da er mit allen Übrigen, vielleicht durch Angaben Heynes veranlaßt, in dessen erster Frau ein Idealbild gesehen hatte. Endlich mochte er sich zum Biographen Heynes berufen fühlen: er hatte, wie die Briefe zeigen, von denen oben Gebrauch gemacht worden ist, durch Frau von Schönberg, die Freundin von Theresens Mutter, über Heynes Eheschließung merkwürdiges Material erhalten und suchte es nun durch Anfragen bei der Tochter jenes Paares, der er den Namen der Frau von Schönberg nannte, zu vervollständigen.

Daher begann auch Therese in dem folgenden Brief (Appelhof bei Nürnberg, 1. September 1812) mit einer Erwähnung der Jugendfreundin ihrer Mutter. Sie schrieb:

„Geehrter Freund!

Ich habe mir den Genuß nicht versagen können, der bewährten Freundinn meiner Verewigten einige Zeilen zu schreiben. Bei meinen verschiedenen Reisen in Sachsen wünschte mein Vater immer, ich möchte Fr. v. Schönberg kennen lernen, die Umstände verhinderten es — eigentlich der Mangel eines lebendigen Willens, denn wenn man den hat, gelangt man zu allem. Es scheint mir schicksalsvoll, jetzt, nun alle Bande an meine Kindheits Umgebungen verschwinden und eingehen, jetzt nun diese Frau zu begrüßen, die mir von früher Kindheit an als eine Hausgottheit genannt wurde. Wollen Sie die Mühe übernehmen, den Brief zu bestellen? Das Freundschaftsband zwischen ihr und meiner Mutter muß sehr innig gewesen sein. Meine Mutter gab noch in den letzten Jahren ihres Lebens Beweise des völligen Vertrauens zwischen sich und dieser Dame. Ich war wegen des Datirens in Verlegenheit, da ich Appelhof der Wahrheit gemäß sagen mußte und es doch mein Wohnort nicht ist, da ich der Weitläuftigkeit wegen es ihr nicht erklären konnte, wie ich hierher komme. Es wird ja gleichgültig seyn? ich erwarte keine Antwort von der alten Frau — dort im reichen, schönen Kranze meiner Verklärten finde ich auch sie. Sie fordern, werthester Freund, etwas sehr wunderbares von mir, indem Sie Erinnerungen aus meiner Jugend verlangen. Was ich sagen soll, kann mir aus einem bestimmt höhern Standpunkt der Moralität recht sein, in der Regel weist mich diese Moralität auf den von Noahs Söhnen, auf den Gott seinen Segen legte, hin. Doch hier gilt es Seelenkunde, gilt Erkenntniß, und in mir ist eine höhere Liebe als daß Bedingnisse der beschränkten Menschlichkeit meine Neigungen gängeln dürften. Ich möchte die gute Mutter — sehnlichst möchte ich ihre Vorzüge gekannt haben die ihr meines Vaters liebende Trauer bis in den Tod erhielten und der verschiedensten Menschen, ja Weiber, innige Achtung. Ich kannte sie nur kränklich. In meinem dritten Jahre überstand sie eine Brustkrankheit die wohl der Ursprung ihrer Lungensucht ward. Vielleicht trug diese Kränklichkeit zu ihrer Unfähigkeit Haus zu halten bei; mich drückte von früh an der gänzliche Mangel an Ordnung, Reinlichkeit, Regel. Ich weiß nicht, woher mir das früh erwachte Gefühl kam mich vor zerrißner Wäsche, Schmutz, Mangel an Kleidung und Schuhen zu schämen. Da ist kein Detail des Hauswesens, an dem es nicht fehlte. Wir Kinder blieben ohne alle Aufsicht in der schlechtesten Gesellschaft von Gassenkindern und Mägden — aber der Umgang mit Kindern unsers Standes wurde uns immer erschwert. Mich rettete mein Schutzgeist vor Unsittlichkeit, wahrscheinlich weil sehr früh eine ungemeine Geistesthätigkeit jede Sinnenlust niederdrückte, und eine Sucht von stoischer Strenge in mich legte, die meinem ganzen Wesen eine eigne Richtung gab. Mein Bruder säete in dieser schlechten Gesellschaft die herben Früchte seines Lebens aus; meine Schwester ward durch Umstände früh herausgerissen. Wie diese Abwesenheit an Lebensanmuth meinen Vater peinigen mußte, kann ich mir denken, da er das Sinnbild der Sauberkeit, Ordnung und Zierlichkeit für mich blieb. Auch schien mir sein Zimmer stets ein Heiligthum.

Oft mußte er seine Strümpfe flicken — doch genug! Sie können keine Widrigkeit übergehen um das Bild von dem Hauswesen jener Zeit auszumalen. Bis zu meiner Mutter Tode schliefen wir alle 3 Kinder — der Knabe 14 Jahr alt, in der Eltern Schlafgemach, und mein Vater hat sein Leben vielleicht der Frau des verstorbnen Dieze zu danken, die 6 Monate vor meiner Mutter Tod sie erst beredete ihr Lager von meinem Vater zu trennen — die schon drei Jahre lang schwindsüchtige Frau! Unser Unterricht war ohne alle Aufsicht, ganz fruchtlos von abhängigen Studenten gegeben. Zu diesen wunderlichen Unseligkeiten kam noch die religiöse Stimmung meiner armen Mutter, die wahrscheinlich nie klar ward, sondern zwischen philosophischen Starkmuthe und der conscience timorée einer Bekehrten schwankte. Religionsunterricht erhielten wir nie, so eine elegante Bibelerklärung nach so einer verschämten Kinderbibel ward uns dozirt, die mir sehr fade vorkam weil ich über dem Brutus, Leonidas, Cyrus, Cäsar, den frommen Joseph und Consorten nicht genießen konnte. Dann hatte aber meine Mutter Epochen, da betete sie viel, ließ uns beten, erzählte uns vom Teufel, drohte: die Zunge werde uns aus dem Grabe wachsen u. dgl. Wenn Sie nun zu diesen trüben Farben noch einen Zug gesellen, der ganz schneidend in diesem befremdlichen Gemälde steht — Nach dem Tod des letzten unendlich beweinten Kindes meiner Mutter, wie ich mochte 8 Jahr alt sein, gerieth diese in ein Verhältniß mit einem in jeder Rücksicht unwürdigen Menschen, das bis zu ihrem Tode, unter jedem Stern, die solche Verbindungen herbeiziehen, dauerte. Das Mehrere hierüber, wäre nie genug. Das sind unergründliche Räthsel des Herzens. Bei diesem allen waren wir Kinder gewissermaßen Vertraute. Mein Bruder war es ganz, ich viel weniger, denn mein starrer Sinn war ihr zuwider, meine Häßlichkeit machte ihr keine Freude und mein phantastisches Wesen machte mich unachtsam auf das, was um mich vorging und in meiner innern Welt lebend. Meinen Bruder liebte sie mit dem Nachklang ihrer Jugendliebe zu Heyne, mit der Erinnerung romantischer Bilder von Vortrefflichkeit der Mutterfreuden, meine Schwester war die Jüngste und ein bildschönes Kind. (ich ward sehr spät reif ohne zu kränkeln, ward erst vom 15. Jahr an hübscher und meine Züge selbst erst nach dem 20 fest — ich wuchs noch im 22. Jahre) Und Ihr Vater? — so fragen mich Ihre traurigen Blicke. Der arbeitete über Menschen-Kräfte, sah uns nur bei Tisch, ein paar seltne Familien Partien erinnre ich mich aus meiner Kindheit, bei denen mir kein froher Eindruck blieb. Ich hatte nie Schlaf als Kind, wenig mein Leben lang, erst seit einigen Jahren schlaf ich das Wachen vergessend, doch nie mehr wie 6—7 Stunden — damals arbeitete der Vater über dem Schlafzimmer, Mathiä* war am Schlag gestorben, in seinem Zimmer Abends niedergefallen, da ängstigte ich mich halbe Nächte lang in meinem Bett, und horchte, ob der Vater oben nicht fiel und mein Herz stand still wenn sein Stuhl rückte. Da kam er erst immer um 1—2—3 schlafen. Er war aber mein Idol. Ich habe mich nie in meinem Leben seiner geschämt, er war immer wie er sein sollte, milde, würdig in seinem Zorn, engelgütig, schamhaft, rein wie ein vernünftiges Wesen, das seinen Leib für Gottestempel hält — darum war ich ihm verwandt. Einmal nur, nur einmal hörte ich ihn meiner Mutter ein furchtbares Wort sagen, an einem Abend, wo wegen des erwähnten Verhältnisses der erste Ausbruch war, aber auch da war keine Beschämen erregende Leidenschaft in ihm. Wie das nun war in meiner Mutter, das fasse ich kaum. Soll ich meine nächste Ansicht ausdrücken, so klingt es ganz wunderbar — es fehlte ihr vielleicht nur Schönheitssinn — was tadelnswerth in diesem Verhältniß war, gehl mich nichts an, und glaube ich nicht; daß es bis zur Todesstunde währte, heiligt es, aber daß es einen gemeinen, rohen, widrigen Menschen traf — daß jeder Form ihres Lebens Anmuth fehlte! — Sie war die Rathgeberin ihrer weiblichen Bekannten, die Pflegerin der Kranken, rein menschlich, rein mütterlich, sie arbeitete wenig, las viel, träumte noch mehr. Bis zu dem fatalen Verhältniß versammelten sich die geichentesten Männer und Jünglinge um sie, Meiners, Dohm,

* Georg Matthiä, Mediziner, geb. 1708, seit 1736 in Göttingen, gestorben am 9. Mai 1773.

Balle, Anker, (kennen Sie diese Namen?) Boje, Cramer, Stollbergs — ich erinnere mich daß da Abends wohl gelesen und gesprochen ward. Nachmals hörte das auf. Daß mein Vater mit ihr gelesen hat, erinnere ich mich nicht mehr, aber früher wars oft der Fall, das weiß ich. Sie hielt uns zu keiner Art Lektüre an, ließ mich aber unverwehrt einen Schwall Romane lesen, und Trauerspiele, aus denen ich meine griechischen und römischen Helden kennen lernte. Der Vater erzählte mir gern bei Tisch, erklärte mir Gemmen, Antiken, hörte unser Geschwätz, ja ich erinnere mich, daß wir ihm durften aus der Insel Felsenburg lesen, die uns ungemein interessirte. Ich war oft auf der Bibliothek bei ihm, spielte mit meiner Puppe neben dem Laokoon und Apollo, und sah Kupferstiche. Das war mein Unterricht, denn meine Lehrstunden waren elend. Mit der Mutter Tode wurd unser Tischgespräch ein erwärmendes Feuer für meinen Geist. Er gab mir eine Geschichte zu lesen, ich las am Tage, um Abends den tief Betrübten unterhalten zu können, ich lernte die schönsten Gedichte auswendig, aber meine Neigung trieb mich immer zum tiefen, leidenschaftlichen Ernst, das tadelte er, und daraus entstand eine sehr frühe, mächtige Selbstbeherrschung in mir, und in ihm ein furchtsames Vermeiden mein Gefühl anzuregen. Dieser Zug ging durch unser beider Leben, unvermeidlich bei unser beider Feuerwesen, aber sehr schädlich durch. Er behandelte mich immer mit der Voraussetzung, er müßte meine Heftigkeit im Zaum halten, ich nahte mich ihm immer den Zügel meines Gefühls haltend daß das tolle Roß bäumend stand, starr und unbeweglich. Aber neben diesem kindischen Irrthum ging die heilige Sympathie fort, so daß er mich heimlich verstand, in meinen leidenschaftlichen Willkührlichkeiten am meisten. Er wußte wie edle Seelen fehlen, er glaubte an die Tugend, die er kannte. Aber er war ein doppelter Mensch wie wir alle, das Ideal an das er glaubte, getraute er sich, wenn es mit der unförmlichen conventionellen Welt in Kampf trat, nicht zu beschützen. Die ganze Geschichte meiner ersten Ehe war meines Vaters wegen sehr — — herrlich und fürchterlich. Er verstand mich stillschweigend denn nie erklärten wir uns, aber die theilnehmenden Menschen waren nicht wie wir und wir hatten Unrecht — er, meine unschuldigen, der Sinnen unkundige Kühnheit gelitten zu haben, ich den einzig sichern Weg beschränkter Sitte nicht zu gehen. Jetzt ist mirs klar, wie sehr damals, bei seiner Behandlung meiner, Erinnerung an seine Jugend ihn geleitet haben mag. Er mochte sich in mir verjüngt finden. Nie erklärten wir uns, wir fürchteten unsre beiderseitige Lebhaftigkeit der Gefühle, erst seit meines Mannes Tode vertraute er mir je mehr und mehr seine Liebe zu mir, und bei Veranlassung der Briefe über Holland die Sie im Merkur einrückten schrieb er mir — O ich will es Ihnen senden wenn ich nach Haus komme. So waren wir über wissenschaftliche Gegenstände immer offen, wie zwei freie Menschen gegen einander, aber was meinem Herzen lieb war, hielt ich immer von ihm — mehr unabhängig als verborgen, denn in mir ist ein Unwille jedes Verbergens — er hätte — jeder rechtliche Mensch braucht mich nur zu fragen. Meines Vaters frühere Verbindung mit meiner Mutter muß in den von ihr vorhandnen Briefen viele Erläutrung finden. Ich werde meinen Bruder um ihre Auslieferung bitten, wenn ich es, ohne mit meiner armen Schwester Reuß in Collision zu kommen, thun kann. Nach meiner Mutter Tod suchte mein Vater sogleich einige Ordnung ins Hauswesen zu bringen; er schaffte das arg schlechte, liederliche Gesinde ab, nahm rechtliche Leute, ließ uns Mädchen nähen lehren, trennte uns von dem Bruder den er zu sich nahm, versuchte uns eine Gouvernante zu geben, was sehr schlecht ausfiel, worauf er denn 18 Monate nach meiner Mutter Tod, wie ich eben 13 Jahr alt ward, heirathete. In der Woche wo er seine junge Frau von Hannover nach Göttingen führte, kam ich nach Hannover in eine Pension, lernte meine Mutter kaum kennen aber doch lieben, und von der Zeit wo ich nach einem Jahre zurückkehrte, bis heute blieb sie meine liebste Freundin. Aber auch in dieser zweiten Ehe waren Stürme, allein meine Mutter hat wirkliche Würde und Anstand und hat meinem Vater eine würdige Häuslichkeit verschafft. Fragen Sie mich nun weiter. Noch muß ich bemerken

Jacobis Zusammenleben mit seiner Gattin und der „Tante“ Johanna Fahlmer.

Erscheint ein solches Empfinden und Gebaren unseren sittlichen und ästhetischen Begriffen peinlich, so will uns eine solche Dreiheit noch unerträglicher vorkommen, wenn eine Frau zwischen zwei Männern, ihrem Gatten und dem Hausfreunde, steht. Denn ein solches Verhältnis hat nichts mit jenen heimlichen in französischen Romanen bis zum Überdruß geschilderten Ehen zu dreien zu thun, in denen Frauenlist über Männerschwäche triumphiert, der Ehegatte der Betrogene ist, der ganz allein den Wandel seiner Frau nicht sieht oder nicht sehen will: es ist vielmehr die mit Wissen oder gar auf Antrieb des Gatten hergestellte Verbindung der Gattin mit einem dritten. Wie weit in dieser Verbindung wirkliche Vereinigung herrscht, ob Platonismus oder Sinnenbefriedigung eintritt, ist nach dem Temperament verschieden, übrigens von den Nachgeborenen schwer oder gar nicht zu beurteilen — das Charakteristische und Schwerbegreifliche liegt darin, daß eine Frau ihre Empfindung zu teilen, ihr Herz in gleicher Weise zwei Männern zu schenken vermag.

Die Heldin eines solchen Dramas am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Therese Heyne, zuerst Forsters, dann Hubers Gattin.

Ihr Vater, der Adressat der unten zuerst mitgeteilten Briefe, war der Göttinger Philologe Heyne 1729 bis 1812. Denkt man an ihn, den „Vater“ Heyne, so stellt man sich den Gelehrten und Geschäftsmann vor, dessen Leben fast genau ein halbes Jahrhundert mit der Geschichte der Universität Göttingen verknüpft ist. Heyne war ein Gelehrter von einer Vielseitigkeit, die uns heute fast unbegreiflich erscheint. Seine Schriften, deren kurze Aufzählung in der ihm gewidmeten Biographie dreiunddreißig Seiten füllt — dabei sind seine sieben- bis achttausend Recensionen ebensowenig mitgerechnet, wie die vielen tausend geschäftlichen, wissenschaftlichen und freundschaftlichen Briefe, die er alle eigenhändig schrieb —, umfassen Philologie, griechische und lateinische, Archäologie, Mythologie, Kunstgeschichte, Historie und Politik. Als Philologe war er edierend und erklärend thätig. Neben Editionen stehen ungezählte kritische Abhandlungen. Er war der offizielle Redner der Universität. Jahrzehnte lang stand er der Göttinger Universitätsbibliothek vor, die ihm ihre methodische Vervollständigung, ihre nicht bloß für jene Zeit musterhafte Ordnung verdankt. Ebenso lange war er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften, ein Mitglied, das eine leitende Stellung einnahm und durch diese eine für einen Einzelnen kaum zu bewältigende Masse von Geschäften übernahm. Mehrere Jahrzehnte stand er an der Spitze der Göttinger gelehrten Anzeigen, einer kritischen Zeitschrift, die zwar nicht die Allseitigkeit der großen allgemeinen Litteraturzeitungen anstrebte, aber doch eine respektable Vielseitigkeit entfaltete. Des Redacteurs Arbeit bei einer derartigen Zeitschrift bestand nicht nur in dem Verteilen des ungeheuren Stoffes, im Mahnen der Säumigen, im Durcharbeiten der gelieferten Besprechungen, sondern vor allem darin, daß er selbst überall einsprang, wo es not that, wodurch er oft in den Fall kam, die Grenzen seines weit gesteckten Gebietes noch beträchtlich auszudehnen. Derselbe Mann aber, der wissenschaftliche und Personenfragen dreier großer Institute, der Universität, Bibliothek, Akademie zu erledigen hatte, mit Kollegen, Fremden, Vorgesetzten beständigen Verkehr pflog, wurde zugleich Reorganisator und Inspektor der gelehrten Schulen zu Ilfeld und Göttingen. Endlich aber war Heyne ein halbes Jahrhundert hindurch ein ungemein beschäftigter, allmählich auch sehr beliebter Lehrer der Göttinger Universität. Ein halbes Jahrhundert hielt er in fast allen den Disciplinen, in denen er als Schriftsteller thätig war, Vorlesungen und Übungen und wirkte durch seinen wahrhaften Lehrerton und den inneren Gehalt des Vorgetragenen ganz außerordentlich, obwohl ihm äußere Würde, glänzende Beredsamkeit, ja auch die klare Übersichtlichkeit des Vortrags abging.

Diese fast unbegreifliche Vielseitigkeit, zu der ein Menschenleben, und umfasse es auch wie das seinige mehr als achtzig Jahre, kaum auszureichen scheint, brachte es freilich mit sich, daß er nirgends Unvergängliches schuf. Er war kein Genie, kein schöpferischer Geist. Seine Lebenswerke, die mehrfach wiederholte Ausgabe des Tibull, die vierbändige des Virgil, die fünfbändige des Pindar und

die neunbändige der homerischen Ilias, der sich auch eine kürzere zur Seite stellte, wurden teilweise schon von den Zeitgenossen überholt. In allen war die Textkritik seine schwächste Seite, und bei der Erklärung fanden Grammatik und Metrik nicht genügende Berücksichtigung. Aber in diesen Ausgaben und seinen zahlreichen Abhandlungen zeigte sich eine ungeheure Fülle wohlgeordneten und gut vorgetragenen gelehrten Stoffes, eine ungewöhnliche Gewandtheit im lateinischen Ausdruck. Er wurde der Begründer einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Mythologie und konnte durch Reichtum und Exaktheit der antiquarischen Detailkenntnisse auch das Gebiet bereichern, auf dem Lessing und Winckelmann ihm so genial vorgearbeitet hatten.

Ein solcher Mann nun, dessen Leben Arbeit und, wie man bisher meinte, nur Arbeit war, hatte auch seinen Roman. Sein Jugendleben war ganz romanhaft. Er war der Sohn eines armen Webers, der unter unsagbarsten Schwierigkeiten materieller und geistiger Art auf Dorf-, Stadtschule und Universität lernte und studierte, dann, um nur der grimmigsten Not zu steuern, bald Kopist und Bibliothekar, bald Schulmeister und Verwalter war; dann verlor er durch die Belagerung Dresdens das bißchen, was er hatte, ferner anvertrautes Gut nebst allen Handschriften und Büchern. In all dieser Verwirrung aber, in der er oft nur von Hoffnungen und Schulden lebte, kümmerte er sich um die Dinge dieser Welt und bestand Fährlichkeiten als politischer Traktatenschreiber und verknüpfte, er, der arme Tagelöhnersohn, sein Geschick mit dem eines ebenso armen, aber verwöhnten, in adeliger und Hofgesellschaft großgewordenen Mädchens. Und als er, der sich eigentlich keines Mannes Schüler nennen konnte, der mit keinem Gelehrten in Verbindung stand und niemals auf einer Universität doziert hatte, in weltabgeschiedener Einsamkeit lebte, erhielt er, auf Grund einer Empfehlung des holländischen Philologen Ruhnken, welcher Heyne nur als Herausgeber des Epiktet und Tibull kannte, den Ruf nach Göttingen, der seinem Schicksale eine so außerordentliche Wendung gab.

Christian Gottlob Heyne (1729 bis 1812).
Nach einem Bilde W. Tischbeins.

Aber neben dem Roman seines Lebens erlebte er den uns noch mehr interessierenden Roman seiner Ehe. Seine spätere Frau Therese, seine erste, vielleicht seine einzige Liebe, war die Tochter des seiner Zeit berühmten Musikers Weiß und einer aus Schlesien stammenden adeligen Dame. Sie war 1730 geboren, verlor 1750 ihren Vater, mußte schon früh ihre schlagflüssige Mutter, die Kammerfrau beim Prinzen Anton war, in deren Dienst ersetzen. Sie kam früh mit einem Fräulein von Broizen, die 1757 einen Herrn von Schönberg heiratete, in Beziehung und lebte mit dieser in großer Intimität, häufig in ihrem Hause. In diesem Hause

nun lernte Heyne, der den Bruder der jungen Frau unterrichten sollte, am 14. Oktober 1757 die mit ihm fast gleichalterige Therese kennen. Er hat selbst später die Schilderung dieses Begegnisses und die Beschreibung der Angetroffenen gegeben.

„Neben ihr [der Frau von Schönberg] stand ein Frauenzimmer; ansehnlich, von schönem schlankem Wuchs, von keiner regelmäßigen Bildung, aber Seele in dem Blick. Ihre Reden, ihre Mienen, selbst jede ihrer Bewegungen flößte Achtung ein, eine andere Achtung, als die ist, welche Stand und Geburt einflößen. Guter Verstand, gutes Herz offenbarte sich in allem. Man vergaß, daß man mehr Schönheit, mehr Sanftes verlangen konnte. Man fand sich durch etwas Edles, feierlich Ernstes, etwas Entschlossenes, das in ihrem Blick, in ihren Gebärden war, ebensosehr gegen sie hingezogen, als zur Ehrfurcht aufgefordert."

Nicht Leidenschaft also war es, das die nicht mehr ganz jungen Leute, beide den Dreißigen nicht fern, zueinander trieb. Halb war es Achtung, Verehrung, halb jene unerklärliche Anziehung, die der Gegensatz ausübt. Der arme Webersohn war geblendet von dem in adeligem Kreise angetroffenen Fräulein. Das Mädchen, das Künstlerblut in den Adern hatte und mit adeligem Benehmen auch manche Vorurteile des Adels besaß, fühlte sich befremdet von dem Jüngling, der in ärmlichsten Verhältnissen sich seine Idealität gewahrt hatte und durch sein Wissen alle ihr Bekannten überragte, die einen geordneten Lebensweg gegangen waren. Aus Achtung und Mitleid, Vereinsamung und Staunen entstand bei beiden das Bedürfnis eines näheren Anschlusses. Die Leidenschaftlichere war die Frau, von ihr ging der Anstoß aus, vielleicht auch die Ermunterung, die gewiß dem Schüchternen nötig war. Therese war schwärmerisch, eine eifrige Katholikin; sie war es, die, nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, diese Schranke brach, zum Protestantismus überging, um nicht durch die Religion von ihrem Geliebten getrennt zu sein. Denn ein Liebespaar, Verlobte waren die beiden seit 1758; die Getrennten — Heyne war nämlich 1759 zur Förderung seiner Studien nach Wittenberg gegangen — blieben durch einen Briefwechsel verbunden; sie sahen sich dann viel in Dresden und auf dem Gute der Freundin. Am 4. Juli 1761 fand die Heirat statt, nachdem vorher Therese, dann Heyne schwer krank gewesen war: Heyne ward in seiner Krankheit von der Braut aufopfernd gepflegt. Aber nicht bloß Krankheiten brachten in dies Liebeleben Unruhe und Störung. Heyne und sein Biograph schweigen zwar davon, aber andere Quellen, Tagebuchaufzeichnungen, Selbstbiographie und damals geschriebene Briefe der Frau von Schönberg an Gatten und Bruder, welche die hochbetagte Schreiberin 1812 an Böttiger sendete, unterrichten uns darüber.

Therese war, wie ihre Freundin meldet, in Gemeinschaft mit ihr einer eifrigen Lektüre von Dichtern, Gellert, Haller, Klopstock, besonders aber Young und Richardson, ergeben, sie wurde sentimental und empfindsam. Von übermütiger Heiterkeit ging sie zu tiefer Schwermut über. Daher wechselten am Liebeshimmel Regen und Sonnenschein. Von einer besonders schweren Trübung berichtete Frau von Schönberg ihrem Bruder (5. Mai 1760): „Mein Herz blutet, denn die Verbindung der beiden Personen, die, wie du weißt, den stärksten Einfluß auf mich haben, ist aufgehoben." Sie erzählte dann von der Feier eines häuslichen Festes, das durch ein Mißverständnis der Liebenden gestört worden sei. Ihr Mann erhielt ein Billet Theresens, in dem es hieß, „daß sie, indem sie diesem Menschen ihre Hand versprochen, sich unglücklich übereilt hätte, daß sie die Härte, mit der er ihr seit zwei Monaten begegnete, nicht länger ertragen könnte." Sie bat Herrn von Schönberg, Heyne dies zu sagen. Sie hatte, wie sie am nächsten Tage der Freundin mitteilte, alle Briefe dem Bräutigam zurückgeschickt und die ihrigen von ihm erbeten; sie erklärte, daß alles aus sein müsse, weil sie von Heyne nicht mehr geliebt würde, obgleich sie ihn noch in alter Stärke liebe. Heyne kam selbst, konnte aber die Geliebte nicht sprechen, schrieb einen Brief, von dem diese erklärte, „daß der gewöhnlichste Mensch ihn geschrieben haben könnte." Am nächsten Tage war alles wieder gut; die Hypochondrie Theresens hielt zwar noch eine Weile an, wurde aber, nach Heynes sehr verständigem Vorschlag, durch ärztliche Mittel bekämpft.

Von solcher starken Gemütsbewegung in körperlichen Leiden und ohne solche, in der Therese sich selbst und allen anderen Menschen zur Last zu leben erklärte, meldete die Freundin auch Anfang 1761. Dann kam Theresens Krankheit und als deren Folge ihr schon erwähnter Übertritt. Darauf folgte Heynes Krankheit; Therese mietete sofort ein Zimmer im Hause einer befreundeten Familie, wo er, wie Frau von Schönberg berichtete, „unter ihrer und des freundschaftlichen Arztes Pflege innerhalb acht Tagen hergestellt ward." „War das," fuhr die Schreiberin fort, „nicht abermals ein origineller trait von unserer Therese? Sich so ganz selbst zu vergessen, um den Vorteil des Geliebten zu befördern?" Der Entschluß zur Heirat war ganz plötzlich. Am 20. Juni erhielt Frau von Schönberg, die wie gewöhnlich die gute Jahreszeit über auf dem Lande lebte, einen Brief von den Liebenden, in dem diese ihren Entschluß meldeten, sich in ihrem Kirchspiel oder ihrem Hause in aller Stille trauen zu lassen und als verheiratetes Paar nach Dresden zurückzukehren. Trauung und Hochzeit fanden in der That im Schönbergschen Hause statt; die Gönnerin des jungen Paars hatte die schönsten Hoffnungen. „Ich weiß gewiß," so schrieb sie, „daß H. ohne meine Freundin nicht hätte glücklich sein können, daß sie ihm unentbehrlich geworden war. Ich wollte wohl auch behaupten, daß er für seine Gemütsart schwerlich eine Frau würde gefunden haben, die mehr mit ihm übereinstimmt."

Vielleicht sah Frau von Schönberg doch zu sehr mit den Augen der Freundin. Das reizbare, in der Phantasie mehr als in der Wirklichkeit lebende, trotz ihrer Dürftigkeit an große Verhältnisse gewöhnte Mädchen sollte nun als Vorsteherin eines ganz engen Hauses walten. Die Tochter eines Künstlers und einer Adeligen, die stets in adeligen Kreisen gelebt, ja selbst Hofluft geschmeckt hatte, wurde plötzlich eine Professorenfrau. Im März 1762 wurde den Gatten ihr erstes Kind, im Mai 1763 das zweite Kind geboren, das bald nach der Ankunft in Göttingen starb; diese Ankunft fand am 29. Juni 1763 statt. Am 7. Mai 1764 wurde in Göttingen das dritte Kind, eine Tochter, geboren, die den Namen der Mutter, Therese, erhielt; noch vier andere Kinder folgten, von denen aber drei bald nach der Geburt starben; im Jahre 1775 am 14 Okt., an demselben Tage, an dem der Gatte sie achtzehn Jahre früher zum erstenmal gesehen hatte, starb sie. Zwei Jahre später, am 9. Sept. 1777, vermählte sich Heyne mit Georgine Brandes, der dreiundzwanzigjährigen Tochter des Hofrats Brandes in Hannover.

Wie gestaltete sich nun Theresens Jugend unter der Leitung ihrer Mutter und ihrer Stiefmutter, welche Eindrücke empfing sie von der Mutter? Als diese starb, schrieb der betrübte Witwer, der einen Monat später (20. November) Kraft genug besaß, eine Übersicht seiner Trostgründe aufzuzeichnen, an einen Freund: „Ich habe den Grabhügel gesehen, welcher die Gebeine meiner Therese deckt. . . . Hier ruht der theuerste Rest des Liebsten, was mir der Himmel gab; sie ruht mitten zwischen den Gebeinen ihrer vier Kinder. Ganz versunken würde ich in Schmerz sein, wenn nicht jenseit der Mauer des Kirchhofs meine beiden Töchter gestanden hätten. Ich sah ihre Gesichter über der Mauer mit ängstlicher Furcht nach mir gerichtet. Dieser Anblick rief mich zu mir selber zurück. Ich eilte wehmüthig von einem Orte weg, wo ich gern auf immer geblieben wäre; wo ich mich darauf freute, einmal an ihrer Seite zu ruhen von allem langen Kummer, von allen den Leiden, die mir den Genuß des Lebens so oft vergällt haben. Ach, unter diese Leiden muß ich selbst ihre Liebe rechnen, die stärkste, die treuste, die je ein weibliches Herz belebt hat; die mich zum glücklichsten Sterblichen machte und doch auch eine Quelle von tausend Bekümmernissen, Unruhen und Sorgen für mich war. Eine völlige Heiterkeit hat sich vielleicht nie über sie verbreitet, aber welche unbeschreibliche Süßigkeit, welche erhöhte entzückende Freuden hat nicht die Liebe dem Kummer zu danken? Ich bin mitten unter nagenden Schmerzen, mit folternder Angst im Herzen durch die Liebe, die mir diese Sorge, diese Angst machte, unaussprechlich glücklich gewesen. Wenn uns die Thränen über die Wangen flossen, dann durchströmte eine unnennbare niegefühlte Wonne meine vor Freude und Schmerz gleich sehr beklemmte Brust."

Man wird dies Trauer- und Glücksbekenntnis — denn es ist das eine wie das andere — gewiß für aufrichtig halten. Nicht von der Mutter, nur von der Gattin ist darin die Rede, diese aber wird gepriesen. Doch mag man aus dem Ausspruch eine Klage heraushören, eine Klage über den Schmerz, der durch sie, vielleicht auch mit ihr erlitten wurde. Man könnte denken, daß so der Eifersüchtige spreche, der nie völlig das Herz der Geliebten besaß und sie doch ganz begehrte und mit rasender Leidenschaft liebte; aber bestimmte Klagen über Vernachlässigung ihrer Pflichten als Mutter und Hausfrau oder gar Verletzung ihrer Pflichten als Gattin werden nicht formuliert und scheinen undenkbar.

Doch sind solche Klagen vorhanden. Und zwar nicht etwa von Mißgünstigen, Klatschsüchtigen, Fernstehenden, Ununterrichteten, sondern von der Nächstbeteiligten, von der eigenen Tochter, von Therese Huber, der hauptsächlich diese Darstellung gilt.

Therese Huber war eine reife, vielgeprüfte, in Leiden erstarkte Frau, als der Vater starb (1812). Sie hatte ihn innig geliebt und war von ihm trotz vieler Gegensätze, die zwischen ihnen bestanden, vor allen Kindern geliebt worden. Erst durch seinen Tod sei sie, so erklärte die Achtundvierzigjährige, alt geworden. Sie freute sich, gegenüber manchen Verunglimpfungen, die Heyne als Gelehrter und als Mensch in den letzten Zeiten seines Lebens und nach seinem Tode erfuhr, in der „Allgemeinen Zeitung“ eine wissenschaftlich anerkennende, persönlich herzliche Würdigung des Toten seitens des viellobenden Nekrologisten jenes Blattes, des Dresdener Archäologen K. A. Böttiger, zu lesen. Mit diesem auch journalistisch betriebsamen, höchst einflußreichen Manne, der gern seine Kreise recht weit zog, hatte Therese schon früher Verbindungen unterhalten; nun dankte sie ihm auf das lebhafteste. Als Erwiderung für diesen Dank fragte er sie, die schon früher ihm mancherlei Vertrauliches mitgeteilt hatte, über andere Einzelheiten ihres Jugendlebens, und empfing zur Antwort Schilderungen ihrer Mutter, des ehelichen Lebens und Unglücks ihrer Eltern.

Die erste andeutende findet sich in ihrem Briefe vom 10. August 1812 und lautet so:

„Diese meine Mutter bleibt mir eine ganz räthselhafte Frau. Sie muß überwiegende Verdienste gehabt, unvertilgbaren Eindruck gemacht haben, in ihrer Verbindung mit meinem edeln Vater müssen sehr wichtige, unauflösliche Fäden verwebt gewesen sein — mir, die sie bis in mein zwölftes Jahr kannte, mir, deren Erinnerungen ebenso unauslöschlich bewahrt, als scharf gezeichnet sind, ließ sie schmerzhafte Eindrücke. Heyne war kein glücklicher Gatte durch sie und diese gute Mutter, die ich nicht begreife, ward von ihm unendlich geliebt, bis sein herrlicher Geist uns verließ. Ich muß einer religiösen Scheu nachgeben, die mich hier zügelt. Meine Mutter war in dem Hause eines genialen Künstlers, ihres Vaters, des Kapellmeisters Weiß, eine der Jüngsten von sechzehn Geschwistern, zur glänzendsten Zeit Augusts von Polen geboren. Sie ward Unterhofmeisterin der sächsischen Prinzen, ehe sie die Kinderstube verließen, bei einer ganz vernachlässigten Jugenderziehung trieb sie ein inn'res Verlangen nach Bildung des Geistes, die Erwachenszeit der deutschen Litteratur traf mit ihrer Jugendzeit zusammen — was alles auf sie wirkte, weiß ich nicht, aber sie verließ ihrer Väter Kirche und ward lutherisch. Die Disposition, die zu so einem Schritt gehört, wenn er aus Herzensbedürfniß, mit Aufopferung sogar aller weltlichen Erwartungen geschieht, ihre völlige Unkunde im Hauswesen, ihre Vorliebe für Lektüre und Beschäftigung der Phantasie — sehen Sie hier Gründe zu dem, was ich von Heynens Eheglück sagte. Sie liebte ihre Kinder unendlich, wußte sie aber nicht zu ziehen — aber diese — mir nicht erklärliche Frau ward von allen, die sie kannten, geliebt, verehrt. Heynens Benehmen bei spätern Vorfällen — besonders meines Lebens, deuteten darauf hin, daß er alle Gewalt der Leidenschaft kannte und dem Herzen alle seine Rechte einräumte. Er fand sich oft im Streit, wenn er zwischen dem Gebot der sichern Führerin Vernunft, und der edeln Rebellin Phantasie, entscheiden sollte. Seine zweite Ehe hatte eine umwölkte Epoche, aber ihr hat er gewiß sein langes Leben und seines Alters Ruhe zu danken.“

Diese Andeutungen, die vieles verschwiegen, genügten Böttiger so wenig wie uns.

Das war von seiner Seite weder Klatschlust, noch Eindrängen in Familiengeheimnisse. Vielmehr war es sein Recht, zu fragen, da er mehr als zwei Jahrzehnte mit Heyne in lebhaftem Briefwechsel gestanden und von seinem Korrespondenten außer gelehrten auch viele persönlichen und intimen Mitteilungen erhalten hatte. Auch psychologisch mußte ihn die Sache lebhaft interessieren, da er mit allen Übrigen, vielleicht durch Angaben Heynes veranlaßt, in dessen erster Frau ein Idealbild gesehen hatte. Endlich mochte er sich zum Biographen Heynes berufen fühlen: er hatte, wie die Briefe zeigen, von denen oben Gebrauch gemacht worden ist, durch Frau von Schönberg, die Freundin von Theresens Mutter, über Heynes Eheschließung merkwürdiges Material erhalten und suchte es nun durch Anfragen bei der Tochter jenes Paares, der er den Namen der Frau von Schönberg nannte, zu vervollständigen.

Daher begann auch Therese in dem folgenden Brief (Appelhof bei Nürnberg, 1. September 1812) mit einer Erwähnung der Jugendfreundin ihrer Mutter. Sie schrieb:

„Geehrter Freund!

Ich habe mir den Genuß nicht versagen können, der bewährten Freundinn meiner Verewigten einige Zeilen zu schreiben. Bei meinen verschiedenen Reisen in Sachsen wünschte mein Vater immer, ich möchte Fr. v. Schönberg kennen lernen, die Umstände verhinderten es — eigentlich der Mangel eines lebendigen Willens, denn wenn man den hat, gelangt man zu allem. Es scheint mir schicksalsvoll, jetzt, nun alle Bande an meine Kindheits Umgebungen verschwinden und eingehen, jetzt nun diese Frau zu begrüßen, die mir von früher Kindheit an als eine Hausgottheit genannt wurde. Wollen Sie die Mühe übernehmen, den Brief zu bestellen? Das Freundschaftsband zwischen ihr und meiner Mutter muß sehr innig gewesen sein. Meine Mutter gab noch in den letzten Jahren ihres Lebens Beweise des völligen Vertrauens zwischen sich und dieser Dame. Ich war wegen des Datirens in Verlegenheit, da ich Appelhof der Wahrheit gemäß sagen mußte und es doch mein Wohnort nicht ist, da ich der Weitläuftigkeit wegen es ihr nicht erklären konnte, wie ich hierher komme. Es wird ja gleichgültig seyn? ich erwarte keine Antwort von der alten Frau — dort im reichen, schönen Kranze meiner Verklärten finde ich auch sie. Sie fordern, werthester Freund, etwas sehr wunderbares von mir, indem Sie Erinnerungen aus meiner Jugend verlangen. Was ich sagen soll, kann mir aus einem bestimmt höhern Standpunkt der Moralität recht sein, in der Regel weist mich diese Moralität auf den von Noahs Söhnen, auf den Gott seinen Segen legte, hin. Doch hier gilt es Seelenkunde, gilt Erkenntniß, und in mir ist eine höhere Liebe als daß Bedingnisse der beschränkten Menschlichkeit meine Neigungen gängeln dürften. Ich möchte die gute Mutter — sehnlichst möchte ich ihre Vorzüge gekannt haben die ihr meines Vaters liebende Trauer bis in den Tod erhielten und der verschiedensten Menschen, ja Weiber, innige Achtung. Ich kannte sie nur kränklich. In meinem dritten Jahre überstand sie eine Brustkrankheit die wohl der Ursprung ihrer Lungensucht ward. Vielleicht trug diese Kränklichkeit zu ihrer Unfähigkeit Haus zu halten bei; mich drückte von früh an der gänzliche Mangel an Ordnung, Reinlichkeit, Regel. Ich weiß nicht, woher mir das früh erwachte Gefühl kam mich vor zerrißner Wäsche, Schmutz, Mangel an Kleidung und Schuhen zu schämen. Da ist kein Detail des Hauswesens, an dem es nicht fehlte. Wir Kinder blieben ohne alle Aufsicht in der schlechtesten Gesellschaft von Gassenkindern und Mägden — aber der Umgang mit Kindern unsers Standes wurde uns immer erschwert. Mich rettete mein Schutzgeist vor Unsittlichkeit, wahrscheinlich weil sehr früh eine ungemeine Geistesthätigkeit jede Sinnenlust niederdrückte, und eine Sucht von stoischer Strenge in mich legte, die meinem ganzen Wesen eine eigne Richtung gab. Mein Bruder säete in dieser schlechten Gesellschaft die herben Früchte seines Lebens aus; meine Schwester ward durch Umstände früh herausgerissen. Wie diese Abwesenheit an Lebensanmuth meinen Vater peinigen mußte, kann ich mir denken, da er das Sinnbild der Sauberkeit, Ordnung und Zierlichkeit für mich blieb. Auch schien mir sein Zimmer stets ein Heiligthum,

Oft mußte er seine Strümpfe flicken — doch genug! Sie können keine Widrigkeit übergehen um das Bild von dem Hauswesen jener Zeit auszumalen. Bis zu meiner Mutter Tode schliefen wir alle 3 Kinder — der Knabe 14 Jahr alt, in der Eltern Schlafgemach, und mein Vater hat sein Leben vielleicht der Frau des verstorbnen Dieze zu danken, die 6 Monate vor meiner Mutter Tod sie erst beredete ihr Lager von meinem Vater zu trennen — die schon drei Jahre lang schwindsüchtige Frau! Unser Unterricht war ohne alle Aufsicht, ganz fruchtlos von abhängigen Studenten gegeben. Zu diesen wunderlichen Unseligkeiten kam noch die religiöse Stimmung meiner armen Mutter, die wahrscheinlich nie klar ward, sondern zwischen philosophischen Starkmuthe und der conscience timorée einer Bekehrten schwankte. Religionsunterricht erhielten wir nie, so eine elegante Bibelerklärung nach so einer verschämten Kinderbibel ward uns dozirt, die mir sehr fade vorkam weil ich über dem Brutus, Leonidas, Cyrus, Cäsar, den frommen Joseph und Consorten nicht genießen konnte. Dann hatte aber meine Mutter Epochen, da betete sie viel, ließ uns beten, erzählte uns vom Teufel, drohte: die Zunge werde uns aus dem Grabe wachsen u. dgl. Wenn Sie nun zu diesen trüben Farben noch einen Zug gesellen, der ganz schneidend in diesem befremdlichen Gemälde steht — Nach dem Tod des letzten unendlich beweinten Kindes meiner Mutter, wie ich mochte 8 Jahr alt sein, gerieth diese in ein Verhältniß mit einem in jeder Rücksicht unwürdigen Menschen, das bis zu ihrem Tode, unter jedem Stern, die solche Verbindungen herbeiziehen, dauerte. Das Mehrere hierüber, wäre nie genug. Das sind unergründliche Räthsel des Herzens. Bei diesem allen waren wir Kinder gewissermaßen Vertraute. Mein Bruder war es ganz, ich viel weniger, denn mein starrer Sinn war ihr zuwider, meine Häßlichkeit machte ihr keine Freude und mein phantastisches Wesen machte mich unachtsam auf das, was um mich vorging und in meiner innern Welt lebend. Meinen Bruder liebte sie mit dem Nachklang ihrer Jugendliebe zu Heyne, mit der Erinnerung romantischer Bilder von Vortrefflichkeit der Mutterfreuden, meine Schwester war die Jüngste und ein bildschönes Kind. (ich ward sehr spät reif ohne zu kränkeln, ward erst vom 15. Jahr an hübscher und meine Züge selbst erst nach dem 20 fest — ich wuchs noch im 22. Jahre) Und Ihr Vater? — so fragen mich Ihre traurigen Blicke. Der arbeitete über Menschen-Kräfte, sah uns nur bei Tisch, ein paar seltne Familien Partien erinnre ich mich aus meiner Kindheit, bei denen mir kein froher Eindruck blieb. Ich hatte nie Schlaf als Kind, wenig mein Leben lang, erst seit einigen Jahren schlaf ich das Wachen vergessend, doch nie mehr wie 6—7 Stunden — damals arbeitete der Vater über dem Schlafzimmer, Mathiä* war am Schlag gestorben, in seinem Zimmer Abends niedergefallen, da ängstigte ich mich halbe Nächte lang in meinem Bett, und horchte, ob der Vater oben nicht fiel und mein Herz stand still wenn sein Stuhl rückte. Da kam er erst immer um 1—2—3 schlafen. Er war aber mein Idol. Ich habe mich nie in meinem Leben seiner geschämt, er war immer wie er sein sollte, milde, würdig in seinem Zorn, engelgütig, schamhaft, rein wie ein vernünftiges Wesen, das seinen Leib für Gottestempel hält — darum war ich ihm verwandt. Einmal nur, nur einmal hörte ich ihn meiner Mutter ein furchtbares Wort sagen, an einem Abend, wo wegen des erwähnten Verhältnisses der erste Ausbruch war, aber auch da war keine Beschämen erregende Leidenschaft in ihm. Wie das nun war in meiner Mutter, das fasse ich kaum. Soll ich meine nächste Ansicht ausdrücken, so klingt es ganz wunderbar — es fehlte ihr vielleicht nur Schönheitssinn — was tadelnswerth in diesem Verhältniß war, geht mich nichts an, und glaube ich nicht; daß es bis zur Todesstunde währte, heiligt es, aber daß es einen gemeinen, rohen, widrigen Menschen traf — daß jeder Form ihres Lebens Anmuth fehlte! — Sie war die Rathgeberin ihrer weiblichen Bekannten, die Pflegerin der Kranken, rein menschlich, rein mütterlich, sie arbeitete wenig, las viel, träumte noch mehr. Bis zu dem fatalen Verhältniß versammelten sich die gescheutesten Männer und Jünglinge um sie, Meiners, Dohm,

* Georg Matthiä, Mediziner, geb. 1708, seit 1736 in Göttingen, gestorben am 9. Mai 1773.

Balle, Anker, (kennen Sie diese Namen?) Boje, Cramer, Stollbergs — ich erinnere mich daß da Abends wohl gelesen und gesprochen ward. Nachmals hörte das auf. Daß mein Vater mit ihr gelesen hat, erinnere ich mich nicht mehr, aber früher wars oft der Fall, das weiß ich. Sie hielt uns zu keiner Art Lektüre an, ließ mich aber unverwehrt einen Schwall Romane lesen, und Trauerspiele, aus denen ich meine griechischen und römischen Helden kennen lernte. Der Vater erzählte mir gern bei Tisch, erklärte mir Gemmen, Antiken, hörte unser Geschwätz, ja ich erinnere mich, daß wir ihm durften aus der Insel Felsenburg lesen, die uns ungemein interessirte. Ich war oft auf der Bibliothek bei ihm, spielte mit meiner Puppe neben dem Laokoon und Apollo, und sah Kupferstiche. Das war mein Unterricht, denn meine Lehrstunden waren elend. Mit der Mutter Tode wurd unser Tischgespräch ein erwärmendes Feuer für meinen Geist. Er gab mir eine Geschichte zu lesen, ich las am Tage, um Abends den tief Betrübten unterhalten zu können, ich lernte die schönsten Gedichte auswendig, aber meine Neigung trieb mich immer zum tiefen, leidenschaftlichen Ernst, das tadelte er, und daraus entstand eine sehr frühe, mächtige Selbstbeherrschung in mir, und in ihm ein furchtsames Vermeiden mein Gefühl anzuregen. Dieser Zug ging durch unser beider Leben, unvermeidlich bei unser beider Feuerwesen, aber sehr schädlich durch. Er behandelte mich immer mit der Voraussetzung, er müßte meine Heftigkeit im Zaum halten, ich nahte mich ihm immer den Zügel meines Gefühls haltend daß das tolle Roß bäumend stand, starr und unbeweglich. Aber neben diesem kindischen Irrthum ging die heilige Sympathie fort, so daß er mich heimlich verstand, in meinen leidenschaftlichen Willkührlichkeiten am meisten. Er wußte wie edle Seelen fehlen, er glaubte an die Tugend, die er kannte. Aber er war ein doppelter Mensch wie wir alle, das Ideal an das er glaubte, getraute er sich, wenn es mit der unförmlichen conventionellen Welt in Kampf trat, nicht zu beschützen. Die ganze Geschichte meiner ersten Ehe war meines Vaters wegen sehr — — herrlich und fürchterlich. Er verstand mich stillschweigend denn nie erklärten wir uns, aber die theilnehmenden Menschen waren nicht wie wir und wir hatten Unrecht — er, meine unschuldigen, der Sinnen unkundige Kühnheit gelitten zu haben, ich den einzig sichern Weg beschränkter Sitte nicht zu gehen. Jetzt ist mirs klar, wie sehr damals, bei seiner Behandlung meiner, Erinnerung an seine Jugend ihn geleitet haben mag. Er mochte sich in mir verjüngt finden. Nie erklärten wir uns, wir fürchteten unsre beiderseitige Lebhaftigkeit der Gefühle, erst seit meines Mannes Tode vertraute er mir je mehr und mehr seine Liebe zu mir, und bei Veranlassung der Briefe über Holland die Sie im Merkur einrückten schrieb er mir — O ich will es Ihnen senden wenn ich nach Haus komme. So waren wir über wissenschaftliche Gegenstände immer offen, wie zwei freie Menschen gegen einander, aber was meinem Herzen lieb war, hielt ich immer von ihm — mehr unabhängig als verborgen, denn in mir ist ein Unwille jedes Verbergens — er hätte — jeder rechtliche Mensch braucht mich nur zu fragen. Meines Vaters frühere Verbindung mit meiner Mutter muß in den von ihr vorhandnen Briefen viele Erläutrung finden. Ich werde meinen Bruder um ihre Auslieferung bitten, wenn ich es, ohne mit meiner armen Schwester Reuß in Collision zu kommen, thun kann. Nach meiner Mutter Tod suchte mein Vater sogleich einige Ordnung ins Hauswesen zu bringen; er schaffte das arg schlechte, liederliche Gesinde ab, nahm rechtliche Leute, ließ uns Mädchen nähen lehren, trennte uns von dem Bruder den er zu sich nahm, versuchte uns eine Gouvernante zu geben, was sehr schlecht ausfiel, worauf er denn 18 Monate nach meiner Mutter Tod, wie ich eben 13 Jahr alt ward, heirathete. In der Woche wo er seine junge Frau von Hannover nach Göttingen führte, kam ich nach Hannover in eine Pension, lernte meine Mutter kaum kennen aber doch lieben, und von der Zeit wo ich nach einem Jahre zurückkehrte, bis heute blieb sie meine liebste Freundin. Aber auch in dieser zweiten Ehe waren Stürme, allein meine Mutter hat wirkliche Würde und Anstand und hat meinem Vater eine würdige Häuslichkeit verschafft. Fragen Sie mich nun weiter. Noch muß ich bemerken

daß die oben erwähnte Frau des verstorbnen Tieze aber einst äußerte: meine verewigte Mutter habe in frühern Jahren mit Gotter schon eine ähnliche Verbindung gehabt: diese Frau verehrte meine Mutter wie eine Heilige. Was nun Gotter anbetrifft so wissen Sie von ihm wahrscheinlich was seine Verbindung mit einem Weibe sehr unwahrscheinlich macht. Ich sollte denken es müßten Briefe von ihm da sein. Seit ich denken kann schrieb sie sehr wenig, unglaublich wenig, auch der Schönberg. — Für heute genug. Ich folgte Ihrer Aufforderung und glaube an Ihre Gewissenhaftigkeit; Bei allem was ich von meiner Mutter schrieb, ist das Verhältniß mir nicht das wehthuende, aber daß allen meinen Erinnerungen an sie Anmuth fehlt. Meine Kindheit war ein verdrießliches Chaos — nur wenn ich im Garten war, Sonne, Blumen Grün sah, Laubdunkel, fließendes Wasser — das sind mir erwärmende Kindheitsbilder. . . .

Ihre herzliche Therese Huber."

An der Wahrhaftigkeit dieser Äußerungen Theresens hat man keinen Grund zu zweifeln. Sie ist und bleibt freilich die herbste Anklage, die gegen ein Weib geschleudert werden kann. Aber andererseits, wie hätte Therese, die, solange der vergötterte Vater lebte, sich scheute, mit ihrer Anschuldigung hervorzutreten, weil sie wußte, wie eine solche ihn, den Harten und Stolzen, verletzen mußte, derartiges erfinden oder auch nur übertreiben können?

Und nun denke man sich ein Kind von großem Verstand und lebhafter Phantasie eingeweiht in solche Verhältnisse. Sie konnte schlecht werden oder ungeheuren Ekel vor allem, was Liebe hieß, in sich saugen; jedenfalls lernte sie Welt und Leben früh ganz anders betrachten als andere Kinder.

Therese war elf Jahre alt, als die Mutter starb. Man könnte sie in gewisser Weise verwahrlost nennen; die zwei Jahre, die das Haus ohne Hausfrau blieb, mochten ihre Erziehung nicht verbessern. Da trat mit Georgine Brandes eine Stiefmutter ins Haus. Auch von ihr entwarf Therese ein Porträt (an Böttiger 10. August 1812), aber es ist keine dunkle Zeichnung einer bösen Stiefmutter, sondern ein Lichtbild.

„Meine Stiefmutter die mir nie Stiefmutter war, ist ein vortreffliches, geist- und gemüthvolles Weib, sie ist mein Idol, mein liebes, menschliches Götzenbild. Ihre Schwächen zieren die unzähligen Tugenden dieses lieben Karakters. Ich war 13 Jahr, sie 24 wie mein Vater sie uns gab — und da ward sie meine Freundinn und ich hatte nie eine vertrautere, hatte keine unwandelbare wie sie. — Wir sind in sonderbaren Verhältnissen gewesen als Weiber, nie als Mutter und Tochter. Ich danke ihr alles was ich durch äußre Leitung werden konnte. Fleiß, Geschicklichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit, Pflichtgefühl, weibliche Würde, Milde, Leben für andere — und alle meine Geschwister lernten von ihr einen Theil ihrer Tugenden — von meinem Vater erbte ich wohl die meisten Naturanlagen."

Von der Beteiligung dieser Stiefmutter an der Erziehung einer jüngeren Schwester Marianne, die später den Professor und Bibliothekar Reuß in Göttingen heiratete, erzählte Therese in einem ferneren Briefe (13. Oktober 1812) gar manches, was auch für ihre Stellung im Hause wichtig ist. Sie schrieb:

„Mariannens Unglück liegt im frühsten Keim ihrer Kindheit, ja ich glaube sie ward, nach einer großen Brustkrankheit meiner Mutter, mit krankhaften Anlagen geboren. Sie war ein sehr schönes Kind und ward von der Mutter allen vorgezogen und ganz meisterlos gehalten; mit ungeheurer Heftigkeit und Eigenwillen fand sie meine gute Stiefmutter im 9ten Jahr und konnte niemals ihr Herz gewinnen. Mein Vater, der nun merkte, daß sie einer Bemeisterung bedürfe, versuchte in ihrem 12ten das unseeligste — körperliche Züchtigung! gewiß aus dem falschen Raisonnement daß kindischer Eigensinn kindisch bestraft werden müsse. Das blieb ein Versuch — ein furchtbarer Versuch, bei dem Marianne moralisch unterging und von dem mir meines Vaters graues Gesicht und zuckender Mund noch vor Augen steht. — Ich setzte mich zitternd ans Klavier — damals im 15. Jahr spielte ich und hatte einige Kehlen Töne, die meine kranke Brust nun längst verlor — und sang Gellerts frommes Lied: O Herr mein Gott — Marianne wand sich halb gichterisch am Boden, von



IOHANN REINHOLD FORSTER
IOHANN GEORG FORSTER

Angst und Zorn in die schreckliche Erschlaffung der Eingeweide gebracht, welche der nahe gewaltsame Tod meist hervorbringt — das schreckliche Beginnen drang sich der Mann aus Liebe auf, der eine solche zarte Reizbarkeit vor jeder Rauheit hatte, daß er Nächte lang nicht schlafen konnte, wenn er von meinem Bruder erzählen hörte: der alte Dietrich habe seinen Sohn gepeitscht. Diese Scenen wurden zwei Mal wiederholt, dann nahm man eine ganz entgegengesetzte Methode: man überließ das junge Mädchen sich unbedingt selbst. Einen so haßvollen, stummen, tiefen Sinn, wie den ihren, kenne ich bei keinem Menschen. Aber wo Leidenschaft nicht tobt — Haß eigentlich, edel, wahr, großmütig. Das Mädchen ward sehr schön, eitel, stolz, wies jeden Mann der Freier hätte werden können, mit Sprödigkeit zurück und ward 32 Jahr alt als Jungfrau. Gegen meine [Stief-]Mutter hat sie einen unerschöpflichen Haß gefaßt, und hat ihr von jeher das Leben

erschwert mit feindsetig stummen Beginnen. Nie haben die Sitten unsers Hauses pöbelhafte Ausbrüche gestattet, nie hat meine gute Mutter sie mit Vorsatz verletzt, hat unendliche Geduld mit ihr gehabt. Wahrscheinlich hatte sie mit meinem Vater verabredet, daß sie das Mädchen sich ganz überlassen sollte. Ihre und meine Lebensweise war auch ganz verschieden, ich lebte wie es der Tochter vom Hause geziemt, in beglückender Abhängigkeit von meiner lieben Mutter, die ich nie fühlte, denn nie glaubte ich andre Rechte zu haben als die, welche das allgemeine Wohl des Hauses mir gab. Meine Tageszeit gehörte dem Hauswesen, ich nähte für die Geschwister, besorgte die Küche, ursprünglich abwechselnd mit meiner Mutter alle Woche, aber ihre öftern Unpäßlichkeiten, Kindbetten u. dgl. überließen mir diese nützliche Obliegenheit viel häufiger. Meine kleineren Geschwister wurden mir eine liebe, theure Last, meine Mutter ließ mir ihre Zucht, so daß ich der Richter und die vollziehende Macht war, und nicht weil meine Mutter sie vernachlässigte, sondern weil meine Ruhe und Festigkeit ihr wohlthätig schien. So war ich Mutter von 17 Jahr an, da die Heeren [die spätere Frau des bekannten Historikers] 2 Jahr alt ward — so herzliche Mutter, daß ich bei meiner Heirath nicht glaubte, man könne eigne Kinder mehr lieben als diese lieben Geschöpfe, die sehr leicht zu leiten waren. Früh von 5 Uhr bis 9 schrieb und las ich, und die Kleinen spielten an meiner Seite, standen auf Bänkchen neben mir am Schreibtisch, dann gingen sie zu ihrer Mutter, ich in die Küche, dann war der ganze Tag der Handarbeit gewidmet, Abends nach Tisch bis gegen Mitternacht studierte ich wieder für mich. Marianne hatte keinen mindesten Antheil an dem Haushalt, an den Geschwistern. Sie wies sie zurück und vermied sie. Sie las einen Theil der Nacht im Bette und stand erst eine Viertelstunde vor dem Mittagessen auf, kam im Nachtkleide zu Tisch — jetzt erstaune ich mich, daß meine Eltern diesen Weg einschlugen. So lebte sie fort bis ein Jahr vor ihrer Heirath. Von Zeit zu Zeit, wenn ihr Trotz gegen meine Mutter meinem Vater auffiel, gab es heftige Auftritte; wenn meine Mutter verreiste, vertraute sie ihr Kinder und Haushalt und Marianne entsprach ihrem Vertrauen stets mit rechtlichem Eifer, dann ward sie auf kurze Zeit hingerissen, die herzliche Bereitwilligkeit meiner Mutter vertraulich mit ihr zu leben, anzunehmen, aber ihr störriger Sinn und haßvolle Voraussetzung störte gleich wieder jeden Frieden."

In solcher Umgebung wuchs Therese auf. In dem Hause des beliebten und berühmten Professors, an den von allen Seiten Studenten empfohlen wurden, und in den übrigen geselligen Häusern der Georgia Augusta fehlte es gewiß nicht an jungen Männern, die dem nicht schönen, aber anmutigen, geistreichen und originellen Mädchen näher zu treten versuchten.

Über ihre eigenen Empfindungen zu damaliger Zeit hat Therese in dem Briefe, von dem oben ein großes Stück abgedruckt wurde, ein merkwürdiges Bekenntnis hinterlassen. Indem sie von der zweimaligen Ehe ihres Vaters sprach und eine gewisse Leere, die er in der zweiten empfand, damit zu erklären suchte, daß er in der zweiten doch immer das Idol der ersten gesucht, daß er sich beständig an seine „erste Liebe" erinnert und nach dieser gesehnt habe, bekannte sie:

„Ich verstehe das nicht, was die Gewalt der ersten Liebe heißt. Ich sagte letzthin zu Albrecht [ihrem ländlichen Gastfreund] — worüber er ausgelassen lachte: ‚ich habe nie zum ersten Male geliebt'. Das ist wahr, denn ich habe vom 15. bis ins 19. Jahr lebhafte Interessen an Männern gehabt, die ich unmöglich Liebe nennen kann, weil das Verlangen ihnen ganz fremd blieb; aber das Gefühl sehr beschäftigt war. Mein Vater nennt seine Therese seine erste Liebe — es ist möglich daß eine erste Liebe in diesem Sinn, lieben mit dem Bedürfniß, dem Entschluß, dem Bemühen auf immer zu besitzen, unauslöschlich, unzerstörbar ist."

Unter den jungen Männern nun, die in Göttingen sich um Therese bemühten, sind zwei uns genauer bekannt und müssen uns näher beschäftigen.

Der eine, F. L. W. Meyer, würde wegen seiner schriftstellerischen Leistungen, einiger Gedicht- und Dramenbände, eines unselbständigen Romans und seiner Biographie Schröders, die viele wichtige Materialien enthält und das Denkmal einer eigenartigen Freundschaft ist, in der Litteraturgeschichte einen

recht unwichtigen Platz einnehmen. Wichtiger jedoch wurde er durch seine Persönlichkeit. Er gehörte zu den Menschen, die aus der Ferne unsympathisch wirken, weil sie keinen Kernpunkt zu haben scheinen, nichts Bleibendes geschaffen haben, nicht stetig und ernst genug in ihrem Thun sind, die aber den Zeitgenossen gar merkwürdige Wesen sind, denen man das Größte zutraut.

Meyer war Herders Freund, er wurde von Schiller geschätzt; seine Kritiken über Goethe wanderten zu dem Meister über die Alpen. Nicht sowohl das, was er produzierte, sondern das, was er dachte und urteilte, wurde gerühmt, seine Briefe und Unterhaltungen waren gesucht.

Er war am 28. Januar 1759 in Hamburg geboren und starb in Bramstedt am 1. September 1840. Sein Vater gehörte zu Lessings Freunden. Der Sohn studierte Jura und Philologie in Göttingen, wo er in dem Heyneschen Hause ein- und ausging, und wurde Regierungsauditeur in Stade. Von dort kam er infolge einer Aufforderung Heynes nach Göttingen zurück und wurde dort Unterbibliothekar; zugleich unterrichtete er englische Prinzen im Deutschen, lehnte aber ein ihm schon damals gemachtes Anerbieten einer großen Reise, wiederum auf Heynes Rat, ab. Seine große Reise unternahm er erst 1789, war in Italien und den Hauptstädten Europas, lernte gekrönte Häupter und Geistesfürsten kennen, war einige Jahre in Berlin Redacteur und lebte die letzten vier Jahrzehnte auf einem Gute, das er sich gekauft hatte, in beschaulicher Muße und selbstgewählter Thätigkeit.

Er war ein eigenartiger Mensch, ein „Herumstreicher", wie er sich selbst nannte, trotz seiner Seßhaftigkeit. Er haßte jede Gebundenheit an Amt, Familie, bestimmten Beruf, ja er haßte auch das Gebundensein an die üblichen Ansichten seiner Umgebung und Genossen. Darum war er ein Feind des liberalen Frankreich und ein Tory in seinen politischen Gesinnungen, neigte religiös, obgleich er sich an die bestehenden Formen nicht band und gelegentlich Toleranz bekundete, zur Orthodoxie; „ich bin auf meine Weise auch eine Art von Mystiker", sagte er einmal.

Schrankenlose Individualität — mit diesem Worte kann man Meyers Eigentümlichkeit bezeichnen. Sein eignes Selbst, nicht die umgebende Welt erschien ihm als das Wichtigste und Interessanteste, und gerade weil er diese Selbstpflege, um nicht zu sagen Selbstvergötterung, ohne Scheu offenbarte, machte er dieses Selbst auch anderen interessant. „Sie dürfen nur das sein, was Sie sind," schrieb Heyne ihm einmal, „wozu Sie Natur gestempelt, Cultur gebildet hat."

Ein solcher Mann ist kein Stürmer und Dränger und sollte, wie wir meinen, nicht überwältigend wirken, und doch war er ein Frauenbezwinger und Herzensbrecher; wo er hinkam, stiftete er Unheil. Er war gewiß kein bloßer Sinnenmensch; ein paar Frivolitäten und leichte Anekdoten, die bei ihm vorkommen, können dies nicht beweisen. Sein eigener Ausspruch: „das Glück der Menschen beruht auf Sittlichkeit", hindert wohl die Annahme, daß er sein Glück in Unsittlichkeit gefunden habe. Doch gehörte er zu den Männern, welche die Frauen nicht entbehren konnten; „er habe sich nicht entschließen können," so meinte er einmal, „um einer Einzigen willen dem ganzen Geschlecht untreu zu werden."

Meyer wurde mit Therese innig befreundet, bald nachdem Georg Forster, der Weltumsegler, der Politiker, einer der wenigen wahrhaften Volks- und nationalen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland, nach Göttingen gekommen war.

Johann George Adam Forster, geboren 27. November 1754, gestorben 10. Januar 1794, kann hier nicht in seiner schriftstellerischen Bedeutung im einzelnen gewürdigt werden, sondern interessiert uns nur als Mensch oder richtiger als Gatte. Aber es könnte sein, daß manche Eigenschaften, die ihn als Menschen auszeichneten, ihn gerade zum Gatten weniger tauglich machten.

Forster war ein edler Schwärmer, ein guter aber schwacher Mensch, ein Träumer, der, im Reiche des Ideals herumschweifend, sich im Praktischen schwer zurechtfand. Von einem tyrannischen Vater zu sklavischem Gehorsam erzogen, lernte er niemals recht selbständig zu werden. Er schwankte zwischen Nachgiebigkeit und leidenschaftlicher Hartnäckigkeit. „Sein Nachgeben," sagte einer seiner vertrautesten Freunde, „brachte ihn um Frau, Kinder, Freude, Gesundheit und Leben,"

und derselbe schrieb, daß Forster „von jeher eines temperierenden Freundes, nicht eines schürenden bedurfte". Er war ein bedeutender Mensch, aber so wenig selbstbewußt und so fern von Eigenliebe, daß er fremdes Verdienst lobte und sein eigenes zu wenig zur Geltung brachte. Er war ein bedeutender Schriftsteller, aber zu vielseitig, um in einem Gebiete wirklich groß zu sein, zu unstät, um monumentale Werke zu schaffen, zu denen entsagungsvolle Stätigkeit eines der ersten Erfordernisse ist. So bedeutend er als Schriftsteller, so wenig hervorragend war er als Beamter: zum Bibliothekar fehlte ihm die methodische Ordnung, zum Professor, ihm, dem glänzenden Plauderer und unterrichtenden Erzähler, Rednergabe und Lehrtalent. Er hatte die Fähigkeit und das Bedürfnis, Freunden ein Freund zu sein, aber gerade den Nächsten verschloß er sich: von seinen Geldnöten erfuhr seine Frau erst nach seinem Tode. Oft ward er hintergangen, mußte erleben, daß Versprechungen ihm nicht gehalten, sichere Aussichten durch die Schuld anderer gestört wurden; er aber beharrte in seinem Optimismus, der rührend genannt werden müßte, wenn er nicht so kindlich wäre, und hielt die Welt voll von „großen Menschen, vortrefflichen Menschen". Und, was für ein geordnetes häusliches Leben vielleicht das schlimmste war, er strebte nach Überfluß: er wollte seinen Wohlstand immer nur auf die Größe seiner Einnahmen, nie auf die Beschränkung seiner Ausgaben gründen und kam dadurch niemals in geordnete Verhältnisse.

Als Forster nach Göttingen kam, von Kassel, wo er als Professor gewirkt hatte, bereit nach Wilna zu gehen, wohin ihn ein günstiger Ruf zog, noch immer umstrahlt von dem Ruhme des Weltumseglers, den er sich in sehr jungen Jahren erworben hatte, war er ein Mann von dreißig Jahren. Er hatte mehrfach, von dem nahen Kassel aus, die berühmte Universitätsstadt besucht, wo er manche Freunde und Bekannte hatte, unter anderen auch Heyne, von denen aber keiner daran dachte, ihn nach Göttingen zu ziehen, vielleicht weil sein Wissen ihnen zu wenig gründlich und nicht schulmäßig genug erschien. Er machte in der Gesellschaft einen vorteilhaften Eindruck. „Nicht weil er hübsch war," wie seine Gattin fünfundvierzig Jahre später schrieb — „seine ursprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeschrumpft und mit Narben bedeckt, der heftige Skorbut, den er auf seiner Seereise erlitten und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt und seine Zähne gänzlich verdorben, aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannigfachsten Ausdruck und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch den Geist und die Empfindung einer größeren Verschönerung und eben auch des Gegenteils fähig gewesen wäre."

Ehe Forster nach Wilna ging, warb er um Therese Heyne. Er hatte, wie wiederum seine Frau berichtete, „das Glück unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte." Ob er vorher Liebe empfunden und gespendet hatte, ist wenig bekannt; sicher ist, daß bei der Wahl seiner Gattin von seiner Seite keine Leidenschaft herrschte, von ihrer Seite keine Liebe, kaum Zuneigung vorhanden war.

Es kam damals, auf Wunsch des Vaters Heyne, noch nicht zu einer bestimmten Verabredung. Aber Forster betrachtete sich als gebunden, unterhielt von seiner Reise aus und dann von seinem neuen Bestimmungsort Wilna einen Briefwechsel mit Therese und ihrem Vater, einen Briefwechsel, von dem uns freilich nur Forsters Briefe erhalten sind. Es sind aus der Zeit von etwa fünfzehn Monaten (Frühjahr 1784 bis Hochsommer 1785) verhältnismäßig wenige, aber sehr ausführliche Schreiben, die Forster selbst einmal richtig als Predigten charakterisiert. Es sind Selbstbetrachtungen, Schilderungen der Umgebung, sowohl der Landschaft als der Menschen, gute Lehren über Lektüre und Charakterentwicklung, auch Mitteilungen aus der eigenen Lektüre, sowie Belehrungen über Küche und Haushalt. Es sind keine Liebesbriefe, Forster redete die Adressatin mit Sie an und verstieg sich höchstens zu der Bezeichnung: „meine beste, einzige Freundin." Nur einmal handelte er von seiner Liebe.

Weder in dieser Stelle, noch in anderen dieser Briefe ist von dem obengenannten

Meyer die Rede. Und doch war er der dritte im Bunde. Sollte er unter den anderen Aussichten gemeint sein, die Therese, wie sie in der Biographie des Gatten schrieb, ausschlug, um Forster zu folgen? Jedenfalls stand er ihr sehr nahe, und Forster wußte davon. Sollte dieses Verhältnis die Grenze des Erlaubten überschritten haben? Eine Stelle könnte man so deuten. Auch die in demselben Briefe Forsters vorkommenden Worte: „die Bemerkung, die Sie über die Intoleranz machen, womit die Fehltritte des weiblichen Geschlechts gerügt werden," möchten von hyperkritischen Beurteilern auf Theresens eigene Erfahrungen bezogen werden. Endlich scheint diese Vermutung eine bestimmte Bestätigung durch einen Brief des Kunsthistorikers Ramdohr an die Hofrätin Schütz zu erhalten (29. Dezember 1794), in dem es heißt: „Der Meyer hat Ihnen imponirt? Freundin, Meyer ist ein schlechter Mensch. Meyer war es, der zuerst die Forstern geb. Heynen verführte, indem er sie über die ersten Gesetze ihres Geschlechts hinauszusetzen wähnte. Der Elende! Er genoß und war indelicat genug in Versen, deren Veranlassung ein Jeder kannte, von den Freuden zu reden, die —" (der Gedankenstrich rührt vom Briefschreiber oder von dem ersten Herausgeber dieses Briefes, K. J. Schütz, Schütz' Leben, Halle 1835, II, S. 341 f. her). So positiv diese Nachricht auftritt — die Verse, von denen die Rede ist, sind freilich nicht nachweisbar —, so unhaltbar ist sie. Denn zu bedenken ist nicht nur, daß der Briefschreiber ein Schwätzer war und die Adressatin eine Liebhaberin des Klatsches, sodann, daß ein Jahrzehnt zwischen jenem Ereignis und der Mitteilung liegt, endlich, daß gerade damals die Forster-Hubersche Geschichte passiert war, die alle frommen Seelen furchtbar indignierte und einem Tugendbold als geeignete Veranlassung erscheinen mochte, noch einen Stein auf die übel beleumundete Frau zu werfen. Aber es ist psychologisch undenkbar, daß Therese, die den Fehltritt ihrer Mutter kannte und dadurch so sehr gelitten hatte, selbst so tief hätte sinken können und daß sie schamlos genug war, Beziehungen zu ihrem — Verführer aufrecht zu erhalten. Überdies steht allen ungerechten Vermutungen eine Äußerung Theresens in einem (ungedruckten) Briefe an Paulus Usteri, 11. Januar 1817, entgegen, in dem es wörtlich heißt: „Ich trat als gute Tochter und fleckenlos reines Mädchen in meine erste Ehe!"

Die Beziehungen Theresens zu Meyer dauerten nach der Ehe der ersteren fort. Und zwar nicht allein durch sie, sondern auf Veranlassung Forsters. Dieser, gewiß weniger aus Klugheit, sondern aus Güte, die in diesem Falle unverzeihliche Schwäche war, befreundete sich mit seinem Nebenbuhler. Bald vereinte beide das brüderliche Du, als „Assad" redete Forster ihn an. Diese seltsame Verbrüderung, dieses Leben zu dreien, brieflich und später persönlich, war auch den Freunden bekannt. In zwei Briefen Herders an Meyer wurde die Schar die „Dreieinigkeit" genannt; einmal heißt es geradezu: „Meine Frau grüßt die ganze Dreieinigkeit, die ich aber solcher Blasphemie wegen nicht die heilige nennen kann." Freilich die Briefe Theresens an Meyer, Meyers an Therese sind bisher nicht bekannt, wohl auch nur teilweise erhalten; daß sie geschrieben wurden, wissen wir aus Briefen Forsters (an Meyer), der diese Korrespondenz autorisierte, sie aber nicht zu lesen begehrte. Forster berichtete von Therese und seinem Glück, er sendete dem Freunde von ihr „schwesterlichen Gruß und Kuß" und schrieb einmal: „Lieben wir uns wie bisher über Alles und Einen im Andern, lieben wir uns als Brüder und Freunde unserer Therese, lieben wir Therese als das einzige beste Weib, welches je die Erde verschönerte. Wir beide, von Ihnen getrennt, lieber Assad, gedenken Ihrer täglich mit Liebe und mit zärtlicher Zurückerinnerung; es ist unser süßestes, edelstes und innigstes Gefühl; ein Gefühl, wobei wir uns mit dem meisten Selbstbeifall fühlen und gleichsam vollkommen eins sind wie wir es ohne diese Übereinstimmung unserer Seelen nie hätten sein können!" „Du fehlst uns beiden zu unserer Glückseligkeit," heißt es ein anderes Mal. Als Therese ein Kind bekam (10. August 1786), beauftragte sie, wie Forster schrieb, den Gatten, „Dir, ihrem Bruder und dem meinigen, diese frohe Botschaft zu schreiben."

Das Glücksgefühl in Wilna dauerte nicht

lange. Forster fühlte sich in seiner Wirksamkeit nicht wohl, Therese, die den Gatten, wie dieser selbst schrieb, nur bei den Mahlzeiten und in wenigen Abendstunden sah, war durch diese ihr fremde Einsamkeit, besonders auch durch den Mangel an Lektüre bedrückt. Dadurch wurde die innere Ruhe und Heiterkeit bedroht. Aber auch ein äußerer Umstand kam hinzu. Die Aussicht, auf welche Forster sicher gerechnet hatte, von der russischen Regierung auf eine neue Weltreise geschickt zu werden, zerschlug sich. Die Wilnaer Stelle hatte er aufgegeben; er zog mit seiner Frau, statt wie diese aus guten Gründen und mit feinem Takte gewünscht hatte, sich mit ihr in Gotha niederzulassen, oder ihr allein, im Falle seiner Abwesenheit, diesen Aufenthaltsort zu gestatten, nach Göttingen. Dort fanden sie Meyer wieder. Aber der persönliche Verkehr der „Dreieinigkeit" mochte sich doch für alle Teile schwieriger, geradezu peinlich gestaltet haben; es kam zu erregten Scenen.

Am 13. September 1787 war das Forstersche Ehepaar nach Göttingen zurückgekommen. Ende 1787 war der russische Traum ausgeträumt; auch der durch einen neu gewonnenen Freund Elhuyar mit der „Compagnie der Philippinen" erwogene Plan einer Philippinischen Reise zerschlug sich bald. Forster, welcher übrigens infolge der von Rußland ihm gezahlten Entschädigungen völlig schuldenfrei war und noch eine ansehnliche Summe Geldes in Händen hatte — Worte seiner Frau —, sah sich trotzdem mit seltsamer Hast nach neuer Beschäftigung und Stellung um. Zu diesem Zwecke war er in Hannover, vielleicht auch in Kassel, und ging, allerdings auch aus anderen Gründen, Anfang Januar 1788 nach Berlin; dort wurde er krank, blieb infolge dessen länger, als er eigentlich wollte, in Berlin und kehrte am 2. März nach Göttingen zurück. Von seiner Stimmung in jenen Wochen wissen wir nicht viel; er selbst nannte sich (in Briefen an Sömmering) „hypochondrisch, unmuthig", allerdings nur infolge seiner körperlichen Beschwerden. Als er demselben Freunde, der damals ganz besonders heiratslustig war, über die Ehe schrieb, 18. November 1787, riet er ihm zu großer Vorsicht, und wenn er auch schrieb: „es kommt alles darauf an, ob Du so glücklich bist, eine Frau wie die meinige zu finden, die Dir das Alles leistet, was Du Dir von ihr versprachst," so sprach er doch, wohl aus eigener Erfahrung, von der „Geduld, Nachsicht und Mäßigung, die zumal in den ersten Jahren der Ehe, bis man sich genau kennt und ausstudirt hat, so nothwendig ist".

Gerade in die Zeit von Forsters Berliner Aufenthalt, also Januar oder Februar 1788, fallen die folgenden Briefe Theresens an ihren Vater.

1.

Mein lieber guter Vater!

Verzeihn Sie daß ich nicht früher die einzige Beruhigung zu erlangen suchte, die ich in meiner Lage außer mir selbst finden kann — Ihren offenherzigen Umgang und Ihr Vertraun. Wenn Sie es auch anwenden mich zu tadeln, und mit mir zu zürnen, so kann es mir doch nicht so schwer fallen als Sie von mir entfernt zu sehn, welches nicht geschehn kann, ohne daß Sie mich verwerfen — und das Kind das Sie lange liebten zu verwerfen muß Ihnen weh thun. Hätt' ich mehr kaltes Blut gehabt, so hätt' ich mich wie Forsters erster Brief aus Berlin ankam, den Sie die Güte hatten mir mitzutheilen, rechtfertigen sollen; ich verlor mich in dem bittern Gefühl Forster sich, Sie, oder mich betrügen zu sehn, mich falsch beurtheilen zu sehn — kurz — einen Flecken in meines Mannes Karakter zu sehn, dessen Dasein mich jetzt nicht mehr so sehr erschreckt; und in dieser Bitterkeit ließ ich mir mein innres Gefühl genügen nicht das zu sein was er mich zu sein ausgab. Ich riß mich von allen los, und wollte, da er durch falsche Darstellung unsrer Lage den Sonntag vor seiner Abreise aus Berlin die Äußerung Ihres Zutrauens gegen mich eingeschränkt hatte — wollte ihm Ihre Liebe überlassen, und allein stehn bleiben. Der Sie so gütig waren ihm zu verzeihn, daß er Ihre Tochter aus Leidenschaft beinahe tödtete vor Angst, und Unruhe, Sie werdens begreifen daß ich vor Schmerz verblendet war einen falschen Entschluß zu fassen. Ich mache mir halb ein Gewissen daraus Sie noch einmal so lange mit dem traurigen Gegenstand zu unterhalten, der den Gegenstand Ihres Kummers seit einigen Wochen ausmacht; allein

auf der andern Seite wär' ich zu tadeln, wenn ich nicht suchte, Ihnen die Beruhigung zu verschaffen, mit Liebe und sanfter Theilnahme an Ihre Tochter zu denken. Wir können verschieden denken, ich kann gefehlt, mich übereilt, und endlich wohl gar nicht ganz Ihrer Meinung sein, aber, mein bester Vater, der Richter in mir selbst, den man doch so lange trauen durfte, müßte mich betrügen, wenn Sie nicht meine Irrthümer mir verzeihn könnten, und von der Zeit die Bewährung meiner verschiednen Meinungen erwarten dürften. Erlauben Sie mir, so wie Sies Forstern erlaubten, Ihnen die Geschichte unsrer Ehe vorzulegen. Haben Sie Geduld es auszulesen, und zu ergänzen, was mein Mangel an Ordnung und Stil verdirbt. Bedenken Sie daß ich, indem ich mir Ihre Zutraulichkeit wieder zuwende, an Ihrer eignen Ruhe arbeite. Entschuldigen Sie auch, lieber Vater, wenn Sie nicht alle Biegsamkeit in meinen Sinn finden, die Sie fordern, und auch vielleicht ein Recht haben in einen weiblichen Karakter zu suchen; aber nicht ohne Bedingung in einen so feurigen und stolzen wie den meinen, der sich den Augenblick nicht erinnern kann, wo er unrecht handeln wollte.

Wie ich meinen Mann heirathete hatte ich keinen Romanenbegriff von dem Glück der Ehe. Ich hatte die sonderbare Idee heiraten zu müssen um Ihnen eine Last abzunehmen, und da ich in der unglücklichen Stimmung war, es gäb' kein Glück, so war mirs beinahe einerlei auf welche Art ich unglücklich war. Die Vorsicht führte mir einen guten, rechtschaffnen Mann zu, und wenn ich meinem Schicksal ohne Schwärmerei gefolgt wär', so wär wohl manches nicht vorgefallen. Ich hatte Achtung und Zärtlichkeit für ihn, allein ich schwärmte mich bei unsern Briefwechsel in Liebe hinein. Wie meine Hochzeit war, war ich sehr vergnügt ihn zu heirathen, und eh er kam war meine Idee mit Herrn Meyer einen freundschaftlichen Briefwechsel fortzusetzen, dessen Inhalt mein Mann immer sehn sollte. Forster brachte zuerst die Idee einer dreifachen Verbindung vor, der ich nie recht traute, zu der ich mich aber gern betrog, obschon ich so etwas schwärmerisches nie für stätig hielt. Es that meinem Herzen wohl, und meine Einbildungskraft däuchte so etwas romanmäßiges wie Forsters Anerbieten gar schön. Meyer willigte ungern darein und ward nur dazu fortgerissen, durch Forsters Herzlichkeit. Der gute Forster schien mir liebenswürdig durch diese Schwärmerei, die ich während der zwei Jahre in Wilna nie abnehmen sah. Meyer schrieb mir selten, sehr ernsthaft, und oft so strenge daß Forster mich tröstete über seine Kälte, und ihm Verweise gab. Ich war nie über mein häusliches Glück unzufrieden, mein Haus machte mich, so arm es war, immer fröhlich, allein da es ärmer wurde, und ich doch sollte unter Vornehmen leben und einen Glanz annehmen, durch den unsre Eingeschränktheit durchschien, das machte mir gegen das Ende die Lage verhaßt. Hätte Forster meinen Bitten nachgegeben, und mich aus allen Gesellschaften zurückziehn lassen, so wär' ich vergnügt gewesen. Ich sollte Besuche machen und mir fehlte alles was die geringste hatte, und meine Hausarbeit blieb liegen. Wenn ich Ihnen sagte daß ich wie eine Magd habe arbeiten müssen, so hieß es, als wolt' ich Mitleid haben, und das brauch ich nicht, auch war ich sehr glücklich Forsters Haushalt so weit zusammen zu halten, und durch meinen Umgang Forsters Karakter in Polen vor Verderbnis zu bewahren. Ich sehe diese zwei Jahr für die glücklichsten, lehrreichsten und verdienstlichsten meines Lebens an.

Dort wo alles mich, wo nicht vernachläßigte, doch wenigstens sich mehr um ihn wie mich bekümmerte, vernachlässigte er mich beinahe, wenigstens konnt' er bei der unerzognen faden Langmeyer manche Stunde verschwatzen, in der ich von Hausarbeit müde einsam auf meiner Stube saß. Ich fühlte mich gekränkt ihn nicht besser wie sie unterhalten zu können, und freute mich wenn er munter zurück kam. Wie er beschloß mich während seiner großen, nun vereitelten Reise hier zu lassen, hatt' ich wieder gar keinen Romanenplan. Ich freute mich Meyer wieder zu sehn, weil ich vollkomne Achtung für ihn hatte, und ich bis jetzt wußte daß meine Freundschaft für ihm meinem Glück in der Ehe mehr Vortheil als Schaden gethan hatte. Ich weiß nicht mehr genau was Forster über unsre Verbindung seit wir hier sind gesagt hat, sie war immer sehr

ernsthaft, und der Zwang den die ununterbrochene Gegenwart eines Dritten — sei er noch so geliebt, auflegt, machte sie bald zwangvoll, leidenschaftlich und traurig. Forster machte wieder Romanenprojecte wie wir uns alle dreie an einem Orte vereinen wollten, in die Meyer nie eingegangen, an die er nie glaubte. Wie ich merkte, was Forsters Ruhe störte, bot ich ihm gleich an meinen Umgang mit Meyer abzubrechen, oder Göttingen zu verlassen. Ich bot es ihm bei jeder Heftigkeit von seiner Seite an, und er schwor, und versicherte immer Meyer stände ihm nicht im Weg, sondern nur mein Kaltsinn, der doch durch sein sultansmäßiges Betragen eben so wohl wie durch meine Gesinnungen gegen einen Mann veranlaßt wurde, der mir meine Pflichten gegen meinen Gatten immer eingeschärft hat, sie nie hat schwächen wollen. Forster wollte mein Anerbieten mich von Meyer zu entfernen, nicht annehmen, und noch 4 Wochen, oder kürzer vor der traurigen eklatanten Scene, Meyers eignes Anbieten nicht, sondern behauptete er sei nicht eifersüchtig. Nun sagte Ihnen meine Mutter von unsrer Uneinigkeit; vermuthlich nicht alles was dieses Verhältniß mit Herrn Meyer betraf, aus einer gütigen aber falschen Schonung gegen mich, die ich nicht muthmaßte, weil ich sehr gut wußte, unsre Verbindung gehöre nicht in die gewöhnliche Reihe der Dinge. Meine Ideen waren damals bis zu der Zeit wo F. Schicksal wegen dem Ort seines Aufenthalts entschieden wurde, die Sache übel und böse so hinzuhalten, um mir Kummer und Eklat zu ersparen, aber hernach auf welche Art es sei meinen Umgang mit Herrn Meyer abzubrechen. Ich sprach nun mit Ihnen, lieber Vater, und Sie riethen mir kalt und ernst gegen meinen Mann zu sein, vermuthlich hatte Ihnen meine gute Mutter nicht gesagt, daß Meyer und ich Irrthum und Fehler gemacht hatten; ich glaubte Sie wüßten alles und befolgte Ihren Rath. Dieses veranlaßte den offnen Bruch, und nun stimmten Sie meinen Wunsch, Forster möchte sich entfernen bei, befestigten ihn sogar, ich beredete meinen Mann, er ging, und von den Augenblick wandten Sie sich von mir. Aus Ihren Brief an mich, den ich mit meines Mannes ersten Billet aus Berlin erhielt, noch früher aus Ihren Anzeigen sah ich, daß wenn mich auch mein Wille und Gefühl nicht verurtheilten, doch mein Bestreben sein müßte alles wieder ins alltägliche Gleis zu bringen. Ich schrieb also meinem Mann, versprach was ich versprechen konnte und gewiß alles was ich meinem Karakter nach versprechen durfte, und war nun beruhigt. Der Brief, den Sie die Güte hatten, mir von meinen Mann mitzutheilen, hat mir weher gethan, als alles schmerzhafte meiner Lage — alles konnte die Zeit ändern, so lange ich vollkommne Achtung für Forster hatte; dieser Brief enthielt den schwächsten Selbstbetrug oder Falschheit und Lüge, und das von meinen Mann, dessen Ehre mir so theuer war zu finden, brachte mich äußerst auf. Er verläumdete mich bei Ihnen, ich mochte mich nicht verantworten, ich hoffe, ich werde das mit der Zeit vergessen, oder mit dem Karakter eines ehrlichen Mannes reimen können. Der Brief ist unwahr, Forster dachte nicht immer so, oder er verleitete mich durch Verstellung in Irrthum. So sind nun die Dinge, mein Vater. Ich habe geirrt, gefehlt, aber nie betrogen, ich bin nie leichtsinnig gewesen, ich habe meine Lage schwer im Herzen getragen, hätt' ich aber alles schlechte gethan, was ich nie gethan habe — ich habe ja nun in alles gewilligt, habe alles hingegeben, und aus dem Weg geschafft. Was soll ich mehr? Ich kann tief den Verlust Ihrer freundlichen Begegnung fühlen, aber Verbrechen beging ich nicht, ich kann also auch allein stehn, freilich schrecklich allein, denn ich bin nicht das Weib, das Vertraute hat und braucht, aber ich verdiene nicht, nachdem ich so früh vieles litt, des einzigen beraubt zu werden dessen Genuß Sie getheilt hätten — Ihrer Güte.

Ich freue mich auf Forsters Rückkehr, aber ich sage Ihnen voraus, lieber Vater er wird anfangs nicht zufrieden sein, denn wenn es Ihnen, mein guter Vater, möglich ist, sich meine Lage vorzustellen, so werden Sie fühlen, daß ich lügen müßte, wenn ich Lüge wollte vorgeben. Er soll den gehabten Verdruß nie wieder haben und Sie auch nicht, mein armer Vater.

Ich weiß nicht, ob ich werde etwas gewonnen haben durch alles, was ich hier schrieb? Vielleicht verstehn Sie mich nun

besser. Habe ich meine Fehltritte nicht genug berührt, so halten Sies nicht für Verhehlen, nicht für Schonung meiner, ich will nicht entschuldigt sein, — ich will nur auch zeigen, wie ich die Sache immer angesehn habe.

Verzeihn Sie, mein Vater, was Ihnen mißfällig an diesen Zeilen ist, grausamer wie Ihre Kälte kann mich nichts kränken, und es kann also nichts schlimmer werden durch das was ich sage. Verzeihn Sie auch, daß ich Sie so lange von nothwendigern Geschäften abhielt. Sie brauchen mir nicht zu antworten; wenn Sie wieder väterlich gegen mich sind, so ists mir genug. Sie können mich von sich stoßen, mich aber nie glauben machen, daß Sie wenn Sie Gelegenheit finden die Wahrheit meiner Bemühung verkennen gut zu sein, und Ihnen Freude zu machen. Leben Sie wohl, mein guter Vater, so wie ich mich Ihrer Güte empfehle, kann ich mich dem Vater im Himmel empfehlen, als ein schwaches Kind, das aber nicht durch böses Gewissen die Augen niederschlägt, und auf des Vaters Vergebung so wohl, als seine Züchtigung Ansprüche macht.

Ihre Tochter Therese.

Mittwochs Abend.

Ich habe die Freude Ihnen und meiner guten Mutter morgen die Hand zu küssen. Entschuldigen Sie die schlechte Zusammensetzung dieser Worte, ich habe von tausenden die aus meinem Herzen strömen immer nur eines ausgelesen, und nun ich es überlese immer das, was mein Gefühl nur schlecht malt.

Adresse: An Herr Hofrath Heyne.

2.

Ich danke Ihnen lieber Vater für Ihr Zutraun in der Mittheilung des hiebei zurückfolgenden Briefs. Daß Forster jetzt einen Vertrauten in Ihnen hat ist mir eine große Beruhigung, denn es wird seinem Herzen Erleichterung verschaffen. Es ist däucht mir, mir zu verzeihn wenn ich aus meiner Erinnerung glaube daß F. die Sachen nicht immer so ansah, wie er sie jezt angesehn zu haben glaubt, auf alle Fälle nützt es mir und uns allen nichts von einer Vergangenheit zu reden die sich nicht erneuen soll und über die wir ja alle unsern gegenseitigen Irrthum eingestanden haben. Auf den ersten Teil von F. Brief kann ich Ihnen lieber Vater also weiter nichts sagen als daß ich F. schon in drei Briefen alles geschrieben habe, was ich thun will und kann — daß er meine Art mich zu betragen einrichten soll; damit muß er fürs erste menschlicher Weise beruhigt sein, da das Wollen nur von mir, das Übrige aber in seiner, der Allmacht, und der Zeit Gewalt ist. Daß unser Leiden getheilt ist, muß selbst der partheiische fühlen; denn wär' ich auch noch im Irrthum, so ists doch offenbar daß ich für mehrere leide und **leide** weil mein Antheil nicht das **Thun** sondern das alles Nachzugeben ist. Allein der Streit, wer von uns am meisten leidet, ist hier sehr überflüssig —

Da F. noch die 500 # erhält, ist seinen ersten Sorgen schon sehr geholfen, und da er nun völlig schuldenfrei ist und ohne irgend wen ein gut Wort zu geben einen jeden Dienst antreten kann, Ruf, Freunde und noch auf 2 Jahre zu leben hat, also nicht ängstlich sein darf, so kann es ihm wohl nicht fehlen, Unterkommen zu finden, besonders wenn er sich endlich mit einem mäßigen Auskommen befriedigen will. Außer den hundert #, die wir Ihnen schuldig sind mein Vater, hat er noch ein 300 rth bei Dietrich, und eben so viel oder mehr bei Spener; allein diese Schulden, die, wie er sagt, seine einzigen sind, lassen sich abarbeiten. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätt ich gewünscht sein Buch ließe sich anderwärts wie in Göttingen schreiben, an einem Ort wo es wohlfeiler, und wir in andre Connexionen kämen. Da er das aber nicht für nöthig hält bin ichs auch zufrieden. Wenn Sie es übrigens für billig halten, so erinnern Sie F., daß im Fall meine Art nachzugeben jezt ein bischen desperat ich meine abgebrochen und mit harten Farben gegeben ist, daß man mir etwas Zeit lassen muß, in ein neues Gleis zu kommen, und einen Karakter, der den Stolz noch nicht ganz ablegen kann, sich selbst überlassen muß, und ihn noch nicht zu sehr empören. Ich träumete zwei Jahr lang eine ehrliche Frau zu sein, man weckt mich auf und will mir beweisen ich sei es nicht gewesen, ja man hab es zwei Jahr lang ge-

wußt — Wenn F. fürs erste mit der Besserung zufrieden ist, so wird die Reue endlich auch bei mir ihren Sitz aufschlagen. Ich hoffe der arme Mann soll alles bei mir finden, was er wünscht. Es ist mir lieb daß er die Sachen so ansieht; jemehr ich verliere bei der Sache, jemehr gewinnt sein Bewußtsein, und ich wünsche nichts als allein mich beruhigen zu müssen. Verzeihn Sie mein lieber Vater! ich habe länger geschrieben wie ich wollte. Wenn es Ihnen gefällt, so wünscht' ich, Sie unterhielten sich mündlich so wenig wie möglich mit mir über diesen Gegenstand, ich habe meine Lebhaftigkeit zu wenig in meiner Macht um dann etwas Verständliches zu sagen, und ich gewinne dadurch gewiß nichts, denn meine Stimme verhallt und ein andrer Austritt kann mir die Meinungen wieder zuwenden, allein wenn meine Stimme längst verhallt ist, und Irrthum und Wahrheit verkochen, so können ja diese Briefe bei meinem Kinde für oder wider mich zeugen, wie es dann angesehn wird, ihr wenigstens beweisen, daß die Menschen mit glühenden Eifer gutes wünschen, und dennoch irren können. Ich küsse Ihre Hand.

Gestern speist ich mit Herr Heeren bei Mad. Volborth und habe mich über den jungen Mann sehr gefreut, er unterscheidet sich sehr vortheilhaft.

Adresse: Herrn Hofrath Heyne
Wohlgeb.

Eines Kommentars bedarf dieser Herzensschrei nicht. Die erwähnten Hauptpersonen außer Therese selbst: Forster, Meyer, Heyne, dessen (zweite) Frau sind aus der obigen Darstellung genugsam bekannt. Rührend und aufrichtig klingt die Klage der vom Vater verkannten, vom Gatten, der sie selbst in eine falsche Lage gebracht hatte, angeschuldigten Frau. Daß auch Therese übereilt gehandelt, durch Temperamentsausbrüche ihren Nächsten weh gethan, ist nicht zu leugnen; von einer wirklichen Schuld, die sie als Mädchen oder als Frau begangen, enthalten diese Briefe, wenn ich sie recht verstehe, kein Bekenntnis.

Zur Ergänzung des Briefes Theresens an ihren Vater dient folgender Brief an ihren Gatten, der in dieselbe Zeit fällt.*

Gott gebe dir Gesundheit auf deiner Reise und Entschlossenheit uns für die zukünftigen Jahre Frieden zu erringen. Mein Herz blutet für den Schritt zu dem ich dich zwang weil du dessen Nothwendigkeit noch nicht fühltest. Menschlichkeit, und Edelmut werden dich bald davon überzeugen, und Männermut dich unterstützen. Meine Gesundheit ist jetzt ohne Schmerz, meine Brust hat einen Stoß bekommen, den ich mir nicht erklären kann, schwache Stimme und Mattigkeit haben mich noch nicht verlassen. Mein Herz ist zerstört, Mitleid kämpft wider meine Vernunft, aber ich zähle auf künftige Zeit weil ich für jetzt durchaus an kein Glück denke. Erhalte deine Gesundheit für dein Kind und deine Freundinn, suche Zerstreuung, denke daß die Nachricht die mir dich als vergnügt erklärt, mir die willkomenste ist. Deine Aufträge sind alle besorgt. Hier ist ein Brief von Zimmermann, des Aufbrechen ich dich bitte zu entschuldigen weil ich glaubte es mögte eine Forderung darinn stehn die ich befriedgen könne. Mein Vater hat ihn nicht gelesen. Dein Kind ist gesund. Friede sei mit dir! Du hättest mehr Geld nehmen sollen — ich brauche beim bequemsten Leben wenig. Schone deine Gesundheit, und sei von meiner treuen Freundschaft überzeugt.

Deine Therese Forster.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr (5. März 1788) schrieb Forster einem Freunde, er habe mit seinem Weibe alles abgehandelt, sie sei ganz einstimmig mit ihm und verspreche fortan durch ihn glücklich zu sein. Meyer war wenige Tage vorher, wie er meinte, auf Nimmerwiedersehen abgereist.

* Forster hat dazu bemerkt: „erh. Berlin d. 28.“ (d. h. wohl Januar 1788).

(Schluß folgt.)



Das Haus der Vettier: Der Peristylhof gegen Westen.

Das Haus der Vettier in Pompeji.

Von

G. Herrlich.

Gegenüber den glänzenden Erfolgen, welche die Erforschung der antiken Kulturwelt im griechischen Osten begleitet haben, war in den letzten Jahrzehnten Italien, der alte Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Erforschung des klassischen Altertums, merklich in den Hintergrund getreten. Die Wiederaufdeckung der Feststätte von Olympia, die Funde von Pergamum, von der atheniſchen Akropolis, von Delphi — um nur einige der berühmtesten Stätten der archäologischen Entdeckungen der letzten Zeit zu nennen — mußten das Interesse aller Freunde des klassischen Altertums in ganz anderer Weise für sich in Anspruch nehmen und auch in weiteren Kreisen der Gebildeten die Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich lenken als der seit so vielen Jahrhunderten nach Denkmälern durchwühlte Boden des alten Italiens. Aber gerade in der allerletzten Zeit hat dieser Boden in überraschender Weise Zeugnisse für seine Unerschöpflichkeit abgelegt: in Bezug auf Reichhaltigkeit und Bedeutung der Funde steht Italien für das Jahr 1895 in erster Linie. Und zwar ist es die Stätte des alten Pompeji, der im Jahre 79 unter der Asche des Vesuvs begrabenen Stadt Campaniens, die diese großartigen Ergebnisse zu Tage gefördert hat. Seit nahezu 150 Jahren wird bekanntlich an der Ausgrabung der antiken Stadt gearbeitet, und etwas über die Hälfte derselben ist bisher wieder aufgedeckt; aber diese stille, gleichmäßige Arbeit, die wenigstens, seitdem im Jahre 1861 der

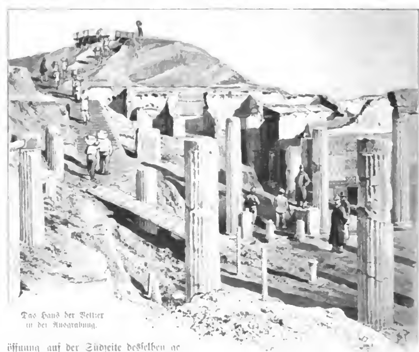
am 29. Januar 1896 zu Rom verstorbene große Archäologe Fiorelli die Leitung der pompejanischen Ausgrabungen übernommen hatte, im echt wissenschaftlichen Sinne fortgeführt wird. hatte gegenüber jenen glänzenden Entdeckungen im Osten außerhalb des engen Kreises der Pompejiforscher kaum größeres Interesse erweckt; es war seit längerer Zeit die Meinung verbreitet, daß hervorragende Funde kaum mehr zu hoffen wären. Um so größeres Interesse, auch in weiteren Kreisen, erregen daher die Funde des Jahres 1895. Und zwar sind es zwei Fundstellen, die diese ungewöhnlich bedeutsamen Ergebnisse geliefert haben: die Villa von Boscoreale und das Haus der Vettier. Nicht ganz anderthalb Kilometer von der eigentlichen Stadt, näher nach dem Vesuv zu, liegt heute das ansehnliche Dorf Boscoreale; seit dem Oktober 1894 hat hier der Gutsbesitzer Vincenzo de Prisco auf dem ihm gehörigen Terrain eine ländliche Villa aufgedeckt, die noch völlig unberührt unter den Aschenmassen des Ausbruchs vom Jahre 79 dalag; infolge dessen fand sich das gesamte Haus- und Wirtschaftsgerät, eine vollständige Badeanlage mit Ofen, Kesseln, Röhren und Hähnen völlig intakt vor; aber alles dies trat in den Hintergrund gegenüber dem wahrhaft großartigen Funde, den der glückliche Signor de Prisco am 13. April 1895, am Tage vor Ostern, machte: in der Nähe der Überreste eines in der Asche erstickten Mannes, der offenbar mit den zahlreichen Goldmünzen und goldenen Schmuckgegenständen, die sich dicht bei ihm fanden, sich zu retten versucht hatte, fand man in ein zum Teil noch erhaltenes Tuch eingehüllt gegen hundert Stück Silbergerät, darunter zahlreiche Stücke von ganz hervorragendem künstlerischem Werte. Bekanntlich ist dieser Silberschatz heimlich, denn das italienische Gesetz verbietet den Verkauf antiker Kunstwerke außer Landes, an den Baron von Rothschild in Paris für eine halbe Million Franken verkauft und von diesem dem Museum des Louvre geschenkt worden; doch nicht von diesen Silbergeräten, die bereits in vorzüglichen Heliogravüren publiziert sind, will ich hier sprechen, sondern von jener zweiten Fundstätte, von dem Hause der Vettier.

Die Mehrzahl der Besucher betritt Pompeji von der nahe der Eisenbahnstation im Südwesten gelegenen Porta Marina aus und gelangt von hier in wenigen Minuten auf das Forum; in der Richtung der östlichen Langseite desselben führt die für pompejanische Verhältnisse breite Strada di Mercurio bis zur nördlichen Stadtmauer, ehe sie dieselbe erreicht, zweigt sich von ihr eine recht schmale Seitenstraße oder richtiger Gasse ab, der Vicolo di Mercurio; auf der Nordseite desselben bildete bis zu den neuesten Ausgrabungen das elfte Häuserviertel oder Insel die östliche Grenze der Aufdeckung: östlich von dieser Insel, durch eine schmale Gasse von ihr getrennt, liegt nun gegenüber der Ostseite der stattlichen Casa del Labirinto und ganz in der Nähe der wohl alle Häuser der Stadt an Ausdehnung und Pracht übertreffenden Casa del Fauno — wo unter anderen das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht gefunden ist — unser neu ausgegrabenes Haus. August Mau, unter den Lebenden der beste Kenner der pompejanischen Altertümer, hat in den Mitteilungen des deutschen Archäologischen Instituts zu Rom einen eingehenden Bericht über dieses Haus veröffentlicht; auf diesen muß sich auch meine Darstellung zum großen Teil stützen, namentlich für diejenigen Räume des Hauses, welche im April 1895, zu welcher Zeit ich eine Woche in Pompeji verweilte, noch nicht aufgedeckt waren. Das Haus wurde oben als das der Vettier bezeichnet: während man früher nach ganz zufälligen Umständen mannigfacher Art, wie nach den Namen vornehmer Personen, die bei der Ausgrabung zugegen waren, nach einzelnen Fundstücken, nach meist ganz willkürlichen Vermutungen über den Beruf der antiken Hauseigentümer für die neu ausgegrabenen Häuser die noch heute allgemein üblichen Bezeichnungen erfunden hat, nennt man jetzt die Häuser nur dann nach dem Namen ihrer ehemaligen Besitzer, wenn diese inschriftlich und besonders durch die Eingravierungen auf den vielfach bei den Häusern gefundenen Bronzepetschaften feststehen; da sich nun bei unserem Hause mehrere Petschafte mit dem Namen eines Aulus Vettius gefunden haben, so ist es wahrscheinlich, daß das Haus der Familie der Vettier gehört hat; wie man annimmt, gehörte dieselbe der Klasse der in

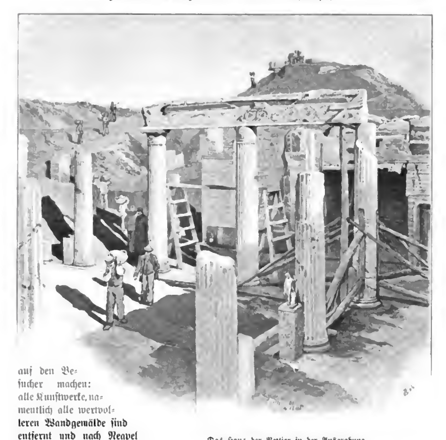
der römischen Kaiserzeit vielfach zu großem Reichtum gelangten Freigelassenen an. Betrachten wir nun den dem Berichte Maus beigegebenen Plan, der hier reproduziert ist. Das Haus ist auf drei Seiten von schmalen Gassen — Vicoli — begrenzt, nur im Norden stößt es an andere Häuser der Insel. Erhalten ist wie überall in Pompeji nur das Erdgeschoß, jedoch befand sich, wie schon die teilweise erhaltenen Treppenanlagen (25 des Plans) und andere sichere Anzeichen beweisen, über den Räumen des Erdgeschosses noch ein oberes Stockwerk, dessen Zimmer jedoch nur niedrig gewesen sein können und wohl hauptsächlich als Schlafräume für die Sklaven dienten, vielleicht auch teilweise an ärmere Leute vermietet gewesen sind. Der Haupteingang (1) des Hauses befindet sich fast genau in der Mitte der Ostseite. Man kommt durch denselben unmittelbar in das Hauptatrium (2), eine Art innerer Lichthof, der sein Licht durch eine quadratische Öffnung im Mittelpunkte des vierseitigen nach innen geneigten Daches empfing; genau unter dieser Lichtöffnung, dem Kompluvium, liegt eine ebenfalls quadratische Vertiefung, in welcher sich das vom Dache abfließende Regenwasser sammelte, das Impluvium (a); in unserem Hause ist dasselbe gegen ein Viertelmeter tief und war mit Marmor ausgelegt, in seiner Mitte befand sich ein Springbrunnen; auch die Röhren, welche das Regenwasser nach dem Straßenkanal auf der Ostseite des Hauses ableiteten, sind noch zu erkennen. Von der reichen malerischen Ausschmückung des Atriums und der angrenzenden Räume werde ich nachher im Zusammenhange mit dem gesamten malerischen Schmucke des Vettierhauses sprechen; hier sei noch erwähnt, daß sich im Atrium zwei große eisenbeschlagene Kisten befanden, in denen wohl einst der Hausherr seine Wertgegenstände verwahrte. Im Norden des Hauptatriums liegt noch ein kleineres Nebenatrium (19);

Plan der Casa dei Veltii. (Nach A. Mau in Mitteil. des Archäol. Instit., Röm. Abt XI, 1.)
1, 1 Eingang. 2 Hauptatrium mit Impluvium a. 3, 8 Schlafzimmer. 4 Speisezimmer (?). 5, 6 Schlafzimmer. 7 a u. b Ala. 9 u. 10 Großes Peristyl. 11, 12 Speisezimmer. 13 Zimmer ohne Dekoration. 14 saalartiges Zimmer (Ecus). 15 Zimmer ohne Dekoration. 16 Kleiner Hof mit Säulenhalle. 17 Speisezimmer. 18 Schlafzimmer. 19 Nebenatrium. 20 Küche mit anstoßender Schlafkammer 21. 22, 23, 24 Räume unbekannter Bestimmung. 25 Korridor und Treppe. 26, 27 Ladenräume (?) (zugänglich auch von dem Korridor 25). 29 Vorratskammer.

in der Mitte der linken Seitenwand befindet sich eine große von einem Giebelfelde gekrönte Nische mit den Bildern der Schutzgeister des Hauses, der Laren. Die an das Nebenatrium anstoßenden Räume dienten wohl sämtlich Wirtschaftszwecken, deutlich erkennbar ist die Küche (20), wohl erhalten ist in derselben der aufgemauerte Herd, auf der offenen Feuerstätte standen noch zwei eiserne Dreifüße, ein Rost, und in der Nähe fanden sich zahlreiche Kochgeschirre aus Bronze und gebranntem Thon. An die westliche Mauer der Küche stoßen zwei größere Zimmer an (17, 18), die auf eine offene Säulenhalle hinausgehen, welche auf drei Seiten mit je zwei Säulen auf den beiden kurzen und fünf Säulen auf der langen Seite einen kleinen Lichthof umgiebt. Durch eine breite Thüröffnung auf der Südseite desselben gelangt man in den bei weitem größten und reizvollsten Teil unseres Hauses, in den schon durch seine stattlichen Dimensionen, 24 zu 18 Meter, imponierenden Säulenhof oder das Peristyl (9, 10). Von dem Eindruck, den dieser prachtvolle Raum unmittelbar nach der Ausgrabung machte, geben die auf an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien beruhenden Abbildungen eine Vorstellung; jetzt sind die umlaufenden Säulenhallen vollständig wieder hergestellt, auch ihre Decken sind rekonstruiert worden; wie im Altertum, so befinden sich auch jetzt wieder im freien Mittelraume des Peristyls Blumenbeete und andere Anpflanzungen, so daß der Besucher annähernd den Eindruck empfängt, wie es vor der Verschüttung der Fall war. Überhaupt will die Ausgrabungsdirektion alle Kunstwerke an Ort und Stelle belassen und, was schon zur Erhaltung der Wandmalereien nötig ist, die eingestürzten Decken der Zimmer und Hallen rekonstruieren und, soweit dies möglich, das ganze Haus in den Zustand des Jahres 79 zurückversetzen. So wird der keineswegs erhebende Eindruck vermieden werden, den viele der in älterer Zeit — denn seit 1861 hat sich unter Fiorellis Leitung auch in dieser Hinsicht eine bedeutende Änderung zum Besseren vollzogen — aufgedeckten Häuser Pompejis



Das Haus der Vettier in der Ausgrabung.



Das Haus der Vettier in der Ausgrabung.

auf den Besucher machen: alle Kunstwerke, namentlich alle wertvolleren Wandgemälde sind entfernt und nach Neapel ins Museum gebracht, die übrigen Malereien hat man allen Unbilden der Witterung preisgegeben, so daß sie meist bis auf ganz geringe Spuren zerstört sind.

Der Hauptzugang zu unserem Peristyl befindet sich auf der östlichen Langseite, aus dem anstoßenden Atrium führen hier eine breite Mittelthür und zwei schmälere Seitenthüren in die Säulenhalle. Abweichend von dem Grundriß fast aller Häuser Pompejis und von dem Normalschema des antiken römischen Hauses überhaupt fehlt hier zwischen Atrium und Peristyl das breite Durchgangszimmer, das Tablinum, ebenso wie die beiden zu den Seiten desselben liegenden schmalen, Fauces genannten Korridore. Offenbar sind in unserem Hause die drei Thüröffnungen an deren Stelle getreten. Die rings um das Peristyl umlaufende Säulenhalle bilden je sieben korinthische Säulen auf den beiden Lang-, je vier auf den beiden Schmalseiten; prächtige Akanthuskapitäle tragen einen gleichfalls reich ornamentierten Architrav, die dekorative Wirkung bei beiden wurde durch farbige Behandlung erhöht. Wie fast überall in Pompeji, so bestehen die Säulen hier nicht aus echtem Material, sondern sie sind aus Backsteinen aufgemauert und mit einem weißen, marmorähnlichen Stuck überzogen. Fast einzig steht nun unser Peristyl da durch den Reichtum an durchweg tadellos erhaltenen plastischen Bildwerken. Über der dicht am Fuße der Säulen entlang laufenden Rinne, welche das Regenwasser in einen unterirdischen Entwässerungskanal abführte, stehen auf zierlichen Marmorfüßen vier kreisrunde und ebensoviel rechteckige Marmorbecken. Zu diese

ernsthaft, und der Zwang den die ununterbrochene Gegenwart eines Dritten — sei er noch so geliebt, auflegt, machte sie bald zwangvoll, leidenschaftlich und traurig. Forster machte wieder Romanenprojecte wie wir uns alle dreie an einem Orte vereinen wollten, in die Meyer nie eingegangen, an die er nie glaubte. Wie ich merkte, was Forsters Ruhe störte, bot ich ihm gleich an meinen Umgang mit Meyer abzubrechen, oder Göttingen zu verlassen. Ich bot es ihm bei jeder Heftigkeit von seiner Seite an, und er schwor, und versicherte immer Meyer stände ihm nicht im Weg, sondern nur mein Kaltsinn, der doch durch sein sultansmäßiges Betragen eben so wohl wie durch meine Gesinnungen gegen einen Mann veranlaßt wurde, der mir meine Pflichten gegen meinen Gatten immer eingeschärft hat, sie nie hat schwächen wollen. Forster wollte mein Anerbieten mich von Meyer zu entfernen, nicht annehmen, und noch 4 Wochen, oder kürzer vor der traurigen eklatanten Scene, Meyers eignes Anbieten nicht, sondern behauptete er sei nicht eifersüchtig. Nun sagte Ihnen meine Mutter von unsrer Uneinigkeit; vermuthlich nicht alles was dieses Verhältniß mit Herrn Meyer betraf, aus einer gütigen aber falschen Schonung gegen mich, die ich nicht muthmaßte, weil ich sehr gut wußte, unsre Verbindung gehöre nicht in die gewöhnliche Reihe der Dinge. Meine Ideen waren damals bis zu der Zeit wo F. Schicksal wegen dem Ort seines Aufenthalts entschieden wurde, die Sache übel und böse so hinzuhalten, um mir Kummer und Eklat zu ersparen, aber hernach auf welche Art es sei meinen Umgang mit Herrn Meyer abzubrechen. Ich sprach nun mit Ihnen, lieber Vater, und Sie riethen mir kalt und ernst gegen meinen Mann zu sein, vermuthlich hatte Ihnen meine gute Mutter nicht gesagt, daß Meyer und ich Irrthum und Fehler gemacht hatten; ich glaubte Sie wüßten alles und befolgte Ihren Rath. Dieses veranlaßte den offnen Bruch, und nun stimmten Sie meinen Wunsch, Forster möchte sich entfernen bei, befestigten ihn sogar, ich beredete meinen Mann, er ging, und von den Augenblick wandten Sie sich von mir. Aus Ihren Brief an mich, den ich mit meines Mannes ersten Billet aus Berlin erhielt, noch früher aus Ihren Anzeigen sah ich, daß wenn mich auch mein Wille und Gefühl nicht verurtheilten, doch mein Bestreben sein müßte alles wieder ins alltägliche Gleis zu bringen. Ich schrieb also meinem Mann, versprach was ich versprechen konnte und gewiß alles was ich meinem Karakter nach versprechen durfte, und war nun beruhigt. Der Brief, den Sie die Güte hatten, mir von meinen Mann mitzutheilen, hat mir weher gethan, als alles schmerzhafte meiner Lage — alles konnte die Zeit ändern, so lange ich vollkommne Achtung für Forster hatte; dieser Brief enthielt den schwächsten Selbstbetrug oder Falschheit und Lüge, und das von meinen Mann, dessen Ehre mir so theuer war zu finden, brachte mich äußerst auf. Er verläumdete mich bei Ihnen, ich mochte mich nicht verantworten, ich hoffe, ich werde das mit der Zeit vergessen, oder mit dem Karakter eines ehrlichen Mannes reimen können. Der Brief ist unwahr, Forster dachte nicht immer so, oder er verleitete mich durch Verstellung in Irrthum. So sind nun die Dinge, mein Vater. Ich habe geirrt, gefehlt, aber nie betrogen, ich bin nie leichtsinnig gewesen, ich habe meine Lage schwer im Herzen getragen, hätt' ich aber alles schlechte gethan, was ich nie gethan habe — ich habe ja nun in alles gewilligt, habe alles hingegeben, und aus dem Weg geschafft. Was soll ich mehr? Ich kann tief den Verlust Ihrer freundlichen Begegnung fühlen, aber Verbrechen beging ich nicht, ich kann also auch allein stehn, freilich schrecklich allein, denn ich bin nicht das Weib, das Vertraute hat und braucht, aber ich verdiene nicht, nachdem ich so früh vieles litt, des einzigen beraubt zu werden dessen Genuß Sie getheilt hätten — Ihrer Güte.

Ich freue mich auf Forsters Rückkehr, aber ich sage Ihnen voraus, lieber Vater er wird anfangs nicht zufrieden sein, denn wenn es Ihnen, mein guter Vater, möglich ist, sich meine Lage vorzustellen, so werden Sie fühlen, daß ich lügen müßte, wenn ich Lüge wollte vorgeben. Er soll den gehabten Verdruß nie wieder haben und Sie auch nicht, mein armer Vater.

Ich weiß nicht, ob ich werde etwas gewonnen haben durch alles, was ich hier schrieb? Vielleicht verstehn Sie mich nun

besser. Habe ich meine Fehltritte nicht genug berührt, so halten Sies nicht für Verhehlen, nicht für Schonung meiner, ich will nicht entschuldigt sein, — ich will nur auch zeigen, wie ich die Sache immer angesehn habe.

Verzeihn Sie, mein Vater, was Ihnen mißfällig an diesen Zeilen ist, grausamer wie Ihre Kälte kann mich nichts kränken, und es kann also nichts schlimmer werden durch das was ich sage. Verzeihn Sie auch, daß ich Sie so lange von nothwendigern Geschäften abhielt. Sie brauchen mir nicht zu antworten; wenn Sie wieder väterlich gegen mich sind, so ists mir genug. Sie können mich von sich stoßen, mich aber nie glauben machen, daß Sie wenn Sie Gelegenheit finden die Wahrheit meiner Bemühung verkennen gut zu sein, und Ihnen Freude zu machen. Leben Sie wohl, mein guter Vater, so wie ich mich Ihrer Güte empfehle, kann ich mich dem Vater im Himmel empfehlen, als ein schwaches Kind, das aber nicht durch böses Gewissen die Augen niederschlägt, und auf des Vaters Vergebung so wohl, als seine Züchtigung Ansprüche macht.

Ihre Tochter Therese.

Mittwochs Abend.

Ich habe die Freude Ihnen und meiner guten Mutter morgen die Hand zu küssen. Entschuldigen Sie die schlechte Zusammensetzung dieser Worte, ich habe von tausenden die aus meinem Herzen strömen immer nur eines ausgelesen, und nun ich es überlese immer das, was mein Gefühl nur schlecht malt.

Adresse: An Herr Hofrath Heyne.

2.

Ich danke Ihnen lieber Vater für Ihr Zutraun in der Mittheilung des hiebei zurückfolgenden Briefs. Daß Forster jetzt einen Vertrauten in Ihnen hat ist mir eine große Beruhigung, denn es wird seinem Herzen Erleichterung verschaffen. Es ist däucht mir, mir zu verzeihn wenn ich aus meiner Erinnerung glaube daß F. die Sachen nicht immer so ansah, wie er sie jezt angesehn zu haben glaubt, auf alle Fälle nüzt es mir und uns allen nichts von einer Vergangenheit zu reden die sich nicht erneuen soll und über die wir ja alle unsern gegenseitigen Irrthum eingestanden haben. Auf den ersten Teil von F. Brief kann ich Ihnen lieber Vater also weiter nichts sagen als daß ich F. schon in drei Briefen alles geschrieben habe, was ich thun will und kann — daß er meine Art mich zu betragen einrichten soll; damit muß er fürs erste menschlicher Weise beruhigt sein, da das Wollen nur von mir, das Übrige aber in seiner, der Allmacht, und der Zeit Gewalt ist. Daß unser Leiden getheilt ist, muß selbst der partheiische fühlen; denn wär' ich auch noch im Irrthum, so ists doch offenbar daß ich für mehrere leide und l e i d e weil mein Antheil nicht das T h u n sondern das alles Nachzugeben ist. Allein der Streit, wer von uns am meisten leidet, ist hier sehr überflüssig —

Da F. noch die 500 ‡‡ erhält, ist seinen ersten Sorgen schon sehr geholfen, und da er nun völlig schuldenfrei ist und ohne irgend wen ein gut Wort zu geben einen jeden Dienst antreten kann, Ruf, Freunde und noch auf 2 Jahre zu leben hat, also nicht ängstlich sein darf, so kann es ihm wohl nicht fehlen, Unterkommen zu finden, besonders wenn er sich endlich mit einem mäßigen Auskommen befriedigen will. Außer den hundert ‡‡, die wir Ihnen schuldig sind mein Vater, hat er noch ein 300 rth bei Dietrich, und eben so viel oder mehr bei Spener; allein diese Schulden, die, wie er sagt, seine einzigen sind, lassen sich abarbeiten. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätt ich gewünscht sein Buch ließe sich anderwärts wie in Göttingen schreiben, an einem Ort wo es wohlfeiler, und wir in andre Connexionen kämen. Da er das aber nicht für nöthig hält bin ichs auch zufrieden. Wenn Sie es übrigens für billig halten, so erinnern Sie F., daß im Fall meine Art nachzugeben jezt ein bischen desperat ich meine abgebrochen und mit harten Farben gegeben ist, daß man mir etwas Zeit lassen muß, in ein neues Gleis zu kommen, und einen Karakter, der den Stolz noch nicht ganz ablegen kann, sich selbst überlassen muß, und ihn noch nicht zu sehr empören. Ich träumete zwei Jahr lang eine ehrliche Frau zu sein, man weckt mich auf und will mir beweisen ich sei es nicht gewesen, ja man hab es zwei Jahr lang ge-

wußt — Wenn F. fürs erste mit der Besserung zufrieden ist, so wird die Reue endlich auch bei mir ihren Sitz aufschlagen. Ich hoffe der arme Mann soll alles bei mir finden, was er wünscht. Es ist mir lieb daß er die Sachen so ansieht; jemehr ich verliere bei der Sache, jemehr gewinnt sein Bewußtsein, und ich wünsche nichts als allein mich beruhigen zu müssen. Verzeihn Sie mein lieber Vater! ich habe länger geschrieben wie ich wollte. Wenn es Ihnen gefällt, so wünscht' ich, Sie unterhielten sich mündlich so wenig wie möglich mit mir über diesen Gegenstand, ich habe meine Lebhaftigkeit zu wenig in meiner Macht um dann etwas Verständliches zu sagen, und ich gewinne dadurch gewiß nichts, denn meine Stimme verhallt und ein andrer Auftritt kann mir die Meinungen wieder zuwenden, allein wenn meine Stimme längst verhallt ist, und Irrthum und Wahrheit verloschen, so können ja diese Briefe bei meinem Kinde für oder wider mich zeugen, wie es dann angesehn wird, ihr wenigstens beweisen, daß die Menschen mit glühenden Eifer gutes wünschen, und dennoch irren können. Ich küsse Ihre Hand.

Gestern speist ich mit Herr Heeren bei Mad. Volborth und habe mich über den jungen Mann sehr gefreut, er unterscheidet sich sehr vortheilhaft.

Adresse: Herrn Hofrath Heyne
Wohlgeb.

Eines Kommentars bedarf dieser Herzensschrei nicht. Die erwähnten Hauptpersonen außer Therese selbst: Forster, Meyer, Heyne, dessen (zweite) Frau sind aus der obigen Darstellung genugsam bekannt. Rührend und aufrichtig klingt die Klage der vom Vater verkannten, vom Gatten, der sie selbst in eine falsche Lage gebracht hatte, angeschuldigten Frau. Daß auch Therese übereilt gehandelt, durch Temperamentsausbrüche ihren Nächsten weh gethan, ist nicht zu leugnen; von einer wirklichen Schuld, die sie als Mädchen oder als Frau begangen, enthalten diese Briefe, wenn ich sie recht verstehe, kein Bekenntnis.

Zur Ergänzung des Briefes Theresens an ihren Vater dient folgender Brief an ihren Gatten, der in dieselbe Zeit fällt.*

Gott gebe dir Gesundheit auf deiner Reise und Entschlossenheit uns für die zukünftigen Jahre Frieden zu erringen. Mein Herz blutet für den Schritt zu dem ich dich zwang weil du dessen Nothwendigkeit noch nicht fühltest. Menschlichkeit, und Edelmut werden dich bald davon überzeugen, und Männermut dich unterstützen. Meine Gesundheit ist jetzt ohne Schmerz, meine Brust hat einen Stoß bekommen, den ich mir nicht erklären kann, schwache Stimme und Mattigkeit haben mich noch nicht verlassen. Mein Herz ist zerstört, Mitleid kämpft wider meine Vernunft, aber ich zähle auf künftige Zeit weil ich für jetzt durchaus an kein Glück denke. Erhalte deine Gesundheit für dein Kind und deine Freundinn, suche Zerstreuung, denke daß die Nachricht die mir dich als vergnügt erklärt, mir die willkomenste ist. Deine Aufträge sind alle besorgt. Hier ist ein Brief von Zimmermann, des Aufbrechen ich dich bitte zu entschuldigen weil ich glaubte es mögte eine Forderung darinn stehn die ich befriedgen könne. Mein Vater hat ihn nicht gelesen. Dein Kind ist gesund. Friede sei mit dir! Du hättest mehr Geld nehmen sollen — ich brauche beim bequemsten Leben wenig. Schone deine Gesundheit, und sei von meiner treuen Freundschaft überzeugt.

Deine Therese Forster.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr (5. März 1788) schrieb Forster einem Freunde, er habe mit seinem Weibe alles abgehandelt, sie sei ganz einstimmig mit ihm und verspreche fortan durch ihn glücklich zu sein. Meyer war wenige Tage vorher, wie er meinte, auf Nimmerwiedersehen abgereist.

* Forster hat dazu bemerkt: „erh. Berlin d. 28." (d. h. wohl Januar 1788).

(Schluß folgt.)



Das Haus der Vettier. Der Peristylhof gegen Westen

Das Haus der Vettier in Pompeji.

Von

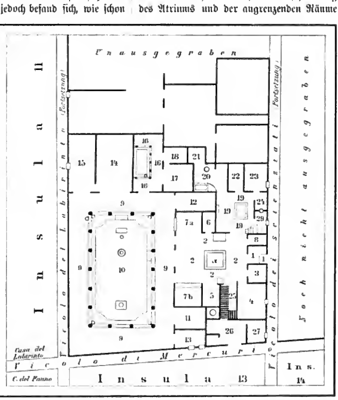
S. Herrlich.

Gegenüber den glänzenden Erfolgen, welche die Erforschung der antiken Kulturwelt im griechischen Osten begleitet haben, war in den letzten Jahrzehnten Italien, der alte Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Erforschung des klassischen Altertums, merklich in den Hintergrund getreten. Die Wiederaufdeckung der Feststätte von Olympia, die Funde von Pergamum, von der athenischen Akropolis, von Delphi — um nur einige der berühmtesten Stätten der archäologischen Entdeckungen der letzten Zeit zu nennen — mußten das Interesse aller Freunde des klassischen Altertums in ganz anderer Weise für sich in Anspruch nehmen und auch in weiteren Kreisen der Gebildeten die Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich lenken als der seit so vielen Jahrhunderten nach Denkmälern durchwühlte Boden des alten Italiens. Aber gerade in der allerletzten Zeit hat dieser Boden in überraschender Weise Zeugnisse für seine Unerschöpflichkeit abgelegt: in Bezug auf Reichhaltigkeit und Bedeutung der Funde steht Italien für das Jahr 1895 in erster Linie. Und zwar ist es die Stätte des alten Pompeji, der im Jahre 79 unter der Asche des Vesuvs begrabenen Stadt Campaniens, die diese großartigen Ergebnisse zu Tage gefördert hat. Seit nahezu 150 Jahren wird bekanntlich an der Ausgrabung der antiken Stadt gearbeitet, und etwas über die Hälfte derselben ist bisher wieder aufgedeckt; aber diese stille, gleichmäßige Arbeit, die wenigstens, seitdem im Jahre 1861 der

am 29. Januar 1896 zu Rom verstorbene große Archäologe Fiorelli die Leitung der pompejanischen Ausgrabungen übernommen hatte, im echt wissenschaftlichen Sinne fortgeführt wird, hatte gegenüber jenen glänzenden Entdeckungen im Osten außerhalb des engen Kreises der Pompejiforscher kaum größeres Interesse erweckt; es war seit längerer Zeit die Meinung verbreitet, daß hervorragende Funde kaum mehr zu hoffen wären. Um so größeres Interesse, auch in weiteren Kreisen, erregen daher die Funde des Jahres 1895. Und zwar sind es zwei Fundstellen, die diese ungewöhnlich bedeutsamen Ergebnisse geliefert haben: die Villa von Boscoreale und das Haus der Vettier. Nicht ganz anderthalb Kilometer von der eigentlichen Stadt, näher nach dem Vesuv zu, liegt heute das ansehnliche Dorf Boscoreale; seit dem Oktober 1894 hat hier der Gutsbesitzer Vincenzo de Prisco auf dem ihm gehörigen Terrain eine ländliche Villa aufgedeckt, die noch völlig unberührt unter den Aschenmassen des Ausbruchs vom Jahre 79 dalag; infolge dessen fand sich das gesamte Haus- und Wirtschaftsgerät, eine vollständige Badeanlage mit Ofen, Kesseln, Röhren und Hähnen völlig intakt vor; aber alles dies trat in den Hintergrund gegenüber dem wahrhaft großartigen Funde, den der glückliche Signor de Prisco am 13. April 1895, am Tage vor Ostern, machte: in der Nähe der Überreste eines in der Asche erstickten Mannes, der offenbar mit den zahlreichen Goldmünzen und goldenen Schmuckgegenständen, die sich dicht bei ihm fanden, sich zu retten versucht hatte, fand man in ein zum Teil noch erhaltenes Tuch eingehüllt gegen hundert Stück Silbergerät, darunter zahlreiche Stücke von ganz hervorragendem künstlerischem Werte. Bekanntlich ist dieser Silberschatz heimlich, denn das italienische Gesetz verbietet den Verkauf antiker Kunstwerke außer Landes, an den Baron von Rothschild in Paris für eine halbe Million Franken verkauft und von diesem dem Museum des Louvre geschenkt worden; doch nicht von diesen Silbergeräten, die bereits in vorzüglichen Heliogravüren publiziert sind, will ich hier sprechen, sondern von jener zweiten Fundstätte, von dem Hause der Vettier.

Die Mehrzahl der Besucher betritt Pompeji von der nahe der Eisenbahnstation im Südwesten gelegenen Porta Marina aus und gelangt von hier in wenigen Minuten auf das Forum; in der Richtung der östlichen Langseite desselben führt die für pompejanische Verhältnisse breite Strada di Mercurio bis zur nördlichen Stadtmauer, ehe sie dieselbe erreicht, zweigt sich von ihr eine recht schmale Seitenstraße oder richtiger Gasse ab, der Vicolo di Mercurio; auf der Nordseite desselben bildete bis zu den neuesten Ausgrabungen das elfte Häuserviertel oder Insel die östliche Grenze der Aufdeckung; östlich von dieser Insel, durch eine schmale Gasse von ihr getrennt, liegt nun gegenüber der Ostseite der stattlichen Casa del Labirinto und ganz in der Nähe der wohl alle Häuser der Stadt an Ausdehnung und Pracht übertreffenden Casa del Fauno — wo unter anderen das berühmte Mosaik der Alexanderschlacht gefunden ist — unser neu ausgegrabenes Haus. August Mau, unter den Lebenden der beste Kenner der pompejanischen Altertümer, hat in den Mitteilungen des deutschen Archäologischen Instituts zu Rom einen eingehenden Bericht über dieses Haus veröffentlicht; auf diesen muß sich auch meine Darstellung zum großen Teil stützen, namentlich für diejenigen Räume des Hauses, welche im April 1895, zu welcher Zeit ich eine Woche in Pompeji verweilte, noch nicht aufgedeckt waren. Das Haus wurde oben als das der Vettier bezeichnet: während man früher nach ganz zufälligen Umständen mannigfacher Art, wie nach den Namen vornehmer Personen, die bei der Ausgrabung zugegen waren, nach einzelnen Fundstücken, nach meist ganz willkürlichen Vermutungen über den Beruf der antiken Hauseigentümer für die neu ausgegrabenen Häuser die noch heute allgemein üblichen Bezeichnungen erfunden hat, nennt man jetzt die Häuser nur dann nach dem Namen ihrer ehemaligen Besitzer, wenn diese inschriftlich und besonders durch die Eingravierungen auf den vielfach bei den Häusern gefundenen Bronzepetschaften feststehen; da sich nun bei unserem Hause mehrere Petschafte mit dem Namen eines Aulus Vettius gefunden haben, so ist es wahrscheinlich, daß das Haus der Familie der Vettier gehört hat; wie Mau annimmt, gehörte dieselbe der Klasse der in

der römischen Kaiserzeit vielfach zu großem Reichtum gelangten Freigelassenen an. Betrachten wir nun den dem Berichte Maus beigegebenen Plan, der hier reproduziert ist. Das Haus ist auf drei Seiten von schmalen Gassen — Vicoli — begrenzt, nur im Norden stößt es an andere Häuser der Insel. Erhalten ist wie überall in Pompeji nur das Erdgeschoß, jedoch befand sich, wie schon die teilweise erhaltenen Treppenanlagen (25 des Plans) und andere sichere Anzeichen beweisen, über den Räumen des Erdgeschosses noch ein oberes Stockwerk, dessen Zimmer jedoch nur niedrig gewesen sein können und wohl hauptsächlich als Schlafräume für die Sklaven dienten, vielleicht auch teilweise an ärmere Leute vermietet gewesen sind. Der Haupteingang (1) des Hauses befindet sich fast genau in der Mitte der Ostseite. Man kommt durch denselben unmittelbar in das Hauptatrium (2), eine Art innerer Lichthof, der sein Licht durch eine quadratische Öffnung im Mittelpunkte des vierseitigen nach innen geneigten Daches empfing; genau unter dieser Lichtöffnung, dem Kompluvium, liegt eine ebenfalls quadratische Vertiefung, in welcher sich das vom Dache abfließende Regenwasser sammelte, das Impluvium (a); in unserem Hause ist dasselbe gegen ein Viertelmeter tief und war mit Marmor ausgelegt, in seiner Mitte befand sich ein Springbrunnen; auch die Röhren, welche das Regenwasser nach dem Straßenkanal auf der Ostseite des Hauses ableiteten, sind noch zu erkennen. Von der reichen malerischen Ausschmückung des Atriums und der angrenzenden Räume



Plan der Casa dei Vettii. (Nach A. Mau in Mitteil. des Archäol. Instit., Röm. Abt XI, 1.)
1, 1 Eingang. 2 Hauptatrium mit Impluvium a. 3, 8 Schlafzimmer. 4 Speisezimmer (?). 5, 6 Schlafzimmer. 7 a u. b Ala. 9 u. 10 Großes Peristyl. 11, 12 Speisezimmer. 13 Zimmer ohne Dekoration. 14 saalartiges Zimmer (Ecus). 15 Zimmer ohne Dekoration. 16 Kleiner Hof mit Säulenhalle. 17 Speisezimmer. 18 Schlafzimmer. 19 Nebenatrium. 20 Küche mit anstoßender Schlafkammer 21. 22, 23, 24 Räume unbekannter Bestimmung. 25 Korridor und Treppe. 26, 27 Ladenräume (?) (zugänglich auch von dem Korridor 25). 29 Vorratskammer.

werde ich nachher im Zusammenhange mit dem gesamten malerischen Schmucke des Vettierhauses sprechen; hier sei noch erwähnt, daß sich im Atrium zwei große eisenbeschlagene Kisten befanden, in denen wohl einst der Hausherr seine Wertgegenstände verwahrte. Im Norden des Hauptatriums liegt noch ein kleineres Nebenatrium (19);

in der Mitte der linken Seitenwand befindet sich eine große von einem Giebelfelde gekrönte Nische mit den Bildern der Schutzgeister des Hauses, der Laren. Die an das Nebenatrium anstoßenden Räume dienten wohl sämtlich Wirtschaftszwecken, deutlich erkennbar ist die Küche (20), wohl erhalten ist in derselben der aufgemauerte Herd, auf der offenen Feuerstätte standen noch zwei eiserne Dreifüße, ein Rost, und in der Nähe fanden sich zahlreiche Kochgeschirre aus Bronze und gebranntem Thon. An die westliche Mauer der Küche stoßen zwei größere Zimmer an (17, 18), die auf eine offene Säulenhalle hinausgehen, welche auf drei Seiten mit je zwei Säulen auf den beiden kurzen und fünf Säulen auf der langen Seite einen kleinen Lichthof umgiebt. Durch eine breite Thüröffnung auf der Südseite desselben gelangt man in den bei weitem größten und reizvollsten Teil unseres Hauses, in den schon durch seine stattlichen Dimensionen, 24 zu 18 Meter, imponierenden Säulenhof oder das Peristyl (9, 10). Von dem Eindruck, den dieser prachtvolle Raum unmittelbar nach der Ausgrabung machte, geben die auf an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien beruhenden Abbildungen eine Vorstellung; jetzt sind die umlaufenden Säulenhallen vollständig wieder hergestellt, auch ihre Decken sind rekonstruiert worden; wie im Altertum, so befinden sich auch jetzt wieder im freien Mittelraume des Peristyls Blumenbeete und andere Anpflanzungen, so daß der Besucher annähernd den Eindruck empfängt, wie es vor der Verschüttung der Fall war. Überhaupt will die Ausgrabungsdirektion alle Kunstwerke an Ort und Stelle belassen und, was schon zur Erhaltung der Wandmalereien nötig ist, die eingestürzten Decken der Zimmer und Hallen rekonstruieren und, soweit dies möglich, das ganze Haus in den Zustand des Jahres 79 zurückversetzen. So wird der keineswegs erhebende Eindruck vermieden werden, den viele der in älterer Zeit — denn seit 1861 hat sich unter Fiorellis Leitung auch in dieser Hinsicht eine bedeutende Änderung zum Besseren vollzogen — aufgedeckten Häuser Pompejis



Das Haus der Vettier in der Ausgrabung



Das Haus der Vettier in der Ausgrabung.

auf den Besucher machen: alle Kunstwerke, namentlich alle wertvolleren Wandgemälde sind entfernt und nach Neapel ins Museum gebracht, die übrigen Malereien hat man allen Unbilden der Witterung preisgegeben, so daß sie meist bis auf ganz geringe Spuren zerstört sind.

Der Hauptzugang zu unserem Peristyl befindet sich auf der östlichen Langseite, aus dem anstoßenden Atrium führen hier eine breite Mittelthür und zwei schmälere Seitenthüren in die Säulenhalle. Abweichend von dem Grundriß fast aller Häuser Pompejis und von dem Normalschema des antiken römischen Hauses überhaupt fehlt hier zwischen Atrium und Peristyl das breite Durchgangszimmer, das Tablinum, ebenso wie die beiden zu den Seiten desselben liegenden schmalen, Fauces genannten Korridore. Offenbar sind in unserem Hause die drei Thüröffnungen an deren Stelle getreten. Die rings um das Peristyl umlaufende Säulenhalle bilden je sieben korinthische Säulen auf den beiden Lang-, je vier auf den beiden Schmalseiten; prächtige Akanthuskapitäle tragen einen gleichfalls reich ornamentierten Architrav, die dekorative Wirkung bei beiden wurde durch farbige Behandlung erhöht. Wie fast überall in Pompeji, so bestehen die Säulen hier nicht aus echtem Material, sondern sie sind aus Backsteinen aufgemauert und mit einem weißen, marmorähnlichen Stuck überzogen. Fast einzig steht nun unser Peristyl da durch den Reichtum an durchweg tadellos erhaltenen plastischen Bildwerken. Über der dicht am Fuße der Säulen entlang laufenden Rinne, welche das Regenwasser in einen unterirdischen Entwässerungskanal abführte, stehen auf zierlichen Marmorfüßen vier kreisrunde und ebensoviel rechteckige Marmorbecken. Zu diese

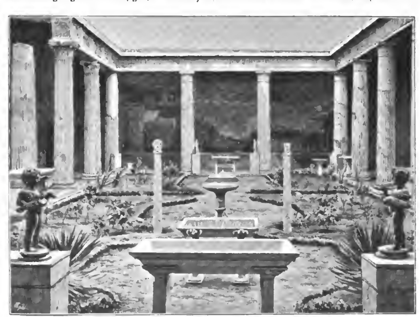


Das Haus der Vettier: Der Peristylhof gegen Norden.

warfen zwölf wohl durchgängig etwas über einen halben Meter hohe Statuetten Wasserstrahlen. Die bleiernen Zuleitungsröhren für diese, die von der städtischen Wasserleitung gespeist wurden, sind noch überall erhalten; doch kam nur bei drei der erhaltenen Figuren der Wasserstrahl aus den Bildwerken selbst, bei den übrigen entsprang er unmittelbar aus der Bleiröhre. Da mancherlei darauf hindeutet, daß man zur Zeit der Verschüttung mit Veränderungen im Peristyl beschäftigt war, so bestand vielleicht die Absicht, bei sämtlichen Figuren den Wasserausfluß ähnlich wie bei jenen dreien anzubringen.

Erhalten und zwar in völlig unversehrtem Zustande sind von den Statuetten auf ihren, übrigens auffallend plumpen, mit marmorartigem Stuck überzogenen Postamenten noch neun; doch haben sich in anderen Räumen noch zwei Marmorfiguren in stark verletztem Zustande gefunden, vielleicht sind dieselben durch das Erdbeben des Jahres 63 von den jetzt leeren Postamenten, die sie früher einnahmen, herabgestürzt worden. Die vollständig erhaltenen Figuren, bis auf zwei aus Marmor, sind von sehr ungleichem Kunstwerte: sie gehören sämtlich der ja in Pompeji auch sonst vertretenen Klasse der Brunnenfiguren an, ich erinnere hier nur an den Faun und an den sogenannten Narcissus. Hinter diesen beiden vorzüglichen Kunstwerken stehen die unseren zweifellos zurück; am höchsten steht wohl die Statuette eines nackten Jünglings, den man wegen der phrygischen Mütze und des Hirtenstabes wohl als Paris bezeichnen kann; am Stabe hängen zwei Tauben, die rechte Hand trägt ein Zicklein, die Körperformen sind von jugendlicher Fülle und Weichheit, die Gesichtszüge zeigen einen kindlichen Ausdruck. Demnächst sind zu nennen die beiden Satyrfiguren, die eine mit einem Weinschlauch, die

andere mit einer Amphora. Das fröhliche, weinselige Gesicht der ersteren kontrastiert mit dem einen gewissen melancholischen Ausdruck zeigenden Gesicht der zweiten. Auch ein jugendlicher Bacchus, bis auf die über die linke Schulter geworfene Nebris (das Fell des Hirschkalbes) unbekleidet, in der Rechten eine Trinkschale haltend (auf der Ansicht des Peristyls gegen Norden die erste Figur rechts, ihr gegenüber der Satyr mit dem Weinschlauch), verdient Beachtung. Technisch meisterhaft ausgeführt sind die beiden Bronzestatuetten: zwei Knaben, die Enten tragen, aus deren Schnäbeln eine Röhre den Wasserstrahl in das zwischen ihnen stehende Marmorbecken fallen ließ; die Augen sind in Silber besonders eingesetzt. Von geringem Kunstwert sind die drei übrigen Statuetten: zwei aufrecht stehende Kindergestalten mit auf den Rücken gebundenen Händen und eine gelagerte Kinderfigur, deren rechte des Peristyls stehen ferner zwei ungefähr 1⅓ Meter hohe, mit Epheu umwundene Marmorsäulen, auf der einen die in unserer Abbildung wiedergegebene Doppelherme eines Silens und einer Bacchantin, auf der anderen Bacchus und Ariadne, alle vier Büsten tüchtige Arbeiten, namentlich der Bacchus und der Silen zeigen höchst charakteristische Züge. Außerdem stehen hier noch zwei sehr zierliche marmorne Fontänenbecken; die feinen Röhren, aus denen der Strahl kam, sind noch vorhanden. Von prachtvoller Arbeit ist endlich noch ein runder Marmortisch; die Platte, die zerbrochen war, aber sehr gut wieder zusammengesetzt ist, hat einen Durchmesser von fast 1⅓ Meter; sie ruht auf drei Füßen, die unten in Löwentatzen endigen, oben dagegen, unmittelbar unter der Platte als Löwenköpfe gebildet sind, an deren Mähnen man noch deutliche gelbe Farbspuren erkennt. Soviel über die Skulpturen die-



Das Haus der Vettier: Der Peristylhof gegen Süden (wiederhergestellt).

Hand einen Hasen bei den Ohren hält, aus dessen Maul der Wasserstrahl kam. Bemerkenswert ist noch, daß die Marmorstatuetten durchweg deutliche Spuren polychromer Behandlung aufweisen. Auf der freien Fläche ses Peristyls, die auf unseren Ansichten dieses Raumes fast sämtlich gut erkennbar sind, während wir von den künstlerisch wertvollsten derselben, dem sogenannten Paris und der einen Doppelherme, besondere Abbildun-

gen geben. Ich wende mich nun zu den Wandmalereien unseres Hauses. Obwohl mehrere Räume ganz ohne Dekoration sind, so ist doch die Masse derselben außerordentlich groß: Man beschreibt in seinem Berichte nicht weniger als hundertzweiundneunzig zumeist recht gut, teilweise sogar so gut wie unversehrt erhaltene figürliche Darstellungen. Der Kunstwert derselben ist natürlich ein sehr ungleicher: neben recht wertlosen, roh ausgeführten Bildern — so z. B. in dem Schlafzimmer (3), die verlassene Ariadne und Hero und Leander — finden sich nicht wenige Malereien, die ohne Frage zu dem Besten gehören, was in Pompeji aufgedeckt worden ist. Zwei Gruppen lassen sich der Entstehungszeit nach unterscheiden: wie Mau nachweist, ist die große Mehrzahl aller Räume erst nach dem Erdbeben im Jahre 63, das auch das Vettierhaus stark beschädigt hatte, ausgemalt worden, namentlich die größeren Kompositionen auf den Mittelfeldern der Hauptflächen der Wände gehören erst dieser letzten Zeit Pompejis an; nur ein kleiner Teil der Wanddekorationen, darunter aber gerade die künstlerisch wertvollsten und interessantesten, besonders im Atrium (2) und in dem wundervollen Zimmer 14 auf der Nordseite des Peristyls, gehören einer etwa das Jahrzehnt vor 63 umfassenden früheren Zeit an. Aus diesen beiden Gruppen sollen an der Hand unserer Abbildungen einige der am besten erhaltenen und wertvollsten Bilder betrachtet werden. Aus der ersten, jüngeren Klasse führe ich aus dem am Atrium gelegenen reich dekorierten Zimmer 4 hier nur die figurenreiche Komposition im Centrum der Mittelwand vor: Im Vordergrunde stehen sich Amor und Pan, beide als Kindergestalten (Putti, wie es die moderne Kunst nennt) gemalt, in der Stellung kampfbereiter Ringer gegenüber, höchst komisch wirkt der Gegensatz des übermütigen pausbäckigen Kindergesichts Amors, der offenbar seinen Gegner verhöhnt, zu dem ernsten, fast finsteren Ausdruck auf dem bäuerischen Gesicht des bocksfüßigen Pan. Hinter ihnen steht ein Silen mit der Siegespalme in der Hand, der den offenbar etwas trägen und stumpfsinnigen Pan anfeuert. In der Mitte sitzen Bacchus und Ariadne, beide schauen mit fröhlichem Behagen dem lustigen Kampfe zu, links von ihnen erblickt man eine Anzahl Satyrn und andere zum Bacchusgefolge gehörige Gestalten; ihre Mienen verraten gespannte Aufmerksamkeit. Obwohl unser Bild keineswegs in der Zeichnung große Sorgfalt zeigt, so verdient der Maler doch alle Anerkennung dafür, wie es ihm gelungen ist, auf allen Gesichtern einen charakteristischen und für die Situation höchst passenden Ausdruck hervorzubringen.


Das Haus der Vettier: Marmorstatuette vom Peristylhof. Paris (?).

Im April 1895, als die Ausgrabungen nur bis zur Nordgrenze von Atrium und Peristyl vorgeschritten waren, erregte vor allem die Wanddekoration des Zimmers 11 (an der Ostseite des Peristyls) die größte Bewunderung der zahlreichen Besucher: zum erstenmal sah man hier Bilder von jener leuchtenden Farbenpracht, die den pompejanischen Bildern ja stets nachgerühmt wird, von der man jedoch, wenigstens auf den an Ort und Stelle erhaltenen Wandgemälden, meist herzlich wenig zu sehen bekommt. Die Gesamtdekoration der

Wände dieses Raumes zeigt ungefähr das folgende Schema: über einem dunkelroten Sockel weist die Mittelfläche gelbe Grundfarbe auf; abweichend von der sonst üblichen Einteilung in abgesonderte Felder, umgeben den ungewöhnlich großen mittleren Teil, vor dem ein von leichten Marmorsäulen getragener Vorbau zu denken ist, zu beiden Seiten zierliche architektonische Prospekte, die auf weißem Grunde, über einem zinnoberroten Rechteck mit Masken angeordnet sind. Der oberste Teil der Wandfläche, der jedenfalls phantastische Architekturen zeigte, ist hier zerstört. Das größte Interesse erregen die drei in der Mitte jeder Wandfläche befindlichen größeren Gemälde. Der Gegenstand ist bei allen dreien dem thebanischen Sagenkreis entlehnt. Auf der Mittelwand ist die Bestrafung des Pentheus dargestellt. Der Mythus, uns vor allem aus der Tragödie „Bacchä" des Euripides wohlbekannt, findet sich hier zum erstenmal auf einem Wandbilde der verschütteten Städte dargestellt; schon aus diesem Grunde verdient das vortrefflich erhaltene Gemälde Beachtung. Der Maler ist offenbar durch die Tragödie des Euripides stark beeinflußt worden: Pentheus, der König von Theben, der den Kultus des Bacchus mit Gewalt unterdrücken will, ist auf das Waldgebirge Kithäron geeilt, um das dort von den als Mänaden umherschweifenden Frauen gefeierte Bacchusfest zu belauschen; da trifft ihn die Strafe des Gottes, die Mänaden, an ihrer Spitze die eigene Mutter des Pentheus, Agaue, entdecken den Lauscher und stürzen sich auf ihn, den sie in ihrer bacchischen Raserei für ein wildes Tier halten. Dieser Moment ist dargestellt: Pentheus ist auf das Knie gestürzt und wendet seine flehenden Blicke einer Mänade zu, die von links mit dem geschwungenen Thyrsos auf ihn einstürmt und ihn bereits bei den Haaren ergriffen hat; in ihr ist zweifellos Agaue zu erkennen; das Flehen des Sohnes, der bei Euripides die Mutter beschwört, doch Erbarmen mit dem eigenen Kinde zu haben, ist umsonst, das göttliche Strafgericht vollzieht sich, schon hat eine andere Mänade — ganz wie es bei dem Dichter heißt — mit beiden Händen den linken Arm des Pentheus gepackt, wie um ihn auszureißen, während eine dritte Mänade im Begriff ist, einen gewal-



Das Haus der Vettier: Doppelherme vom Peristyl; Silen und Bacchantin.

tigen Stein auf ihn zu schleudern; im Hintergrunde endlich nahen, Fackeln und Geißeln in den Händen schwingend, zwei Furien. Der landschaftliche Hintergrund, das felsige Waldgebirge des Kithäron, ist, freilich wenig deutlich erkennbar, angedeutet. Die Komposition unseres Bildes zeigt eine strenge Geschlossenheit und im Aufbau offenbar ein Streben nach Symmetrie. Ergreifend wirkt der flehende Ausdruck in dem edel gebildeten Antlitz des Pentheus, während die Gesichtszüge der übrigen Figuren als ziemlich leer und wenig charakteristisch erscheinen; dagegen ist bei der Agaue die stürmische Bewegung vortrefflich zum Ausdruck gebracht. Während wir beim Pentheusbilde es mit einem für Pompeji völlig neuen Gegenstande zu thun haben, sind die auf den beiden anderen Wänden unseres Zimmers dargestellten mythischen Vorgänge auch in anderen Wandgemälden behandelt.

Auf der Wand links vom Eingang ist der jugendliche Herkules, die Schlangen erwür-

gend, dargestellt. Der Vorgang, der sich in einem Raume des thebanischen Königspalastes, durch dessen weite Eingangsthür man eine Tempelfront mit sechs jonischen Marmorsäulen erblickt, abspielt, ist ohne weiteres verständlich: rechts sitzt auf einem Thronsessel König Amphitryo, seine Körperhaltung zeigt, daß er eben im Begriff aufzuspringen durch das wunderbare Thun des Herkules wieder auf seinen Sitz gebannt ist und nun mit gespanntester Aufmerksamkeit den Ausgang des Wunders, das sich vor seinen Augen begiebt, erwartet. Weniger gelungen ist dem Maler die Gestalt der nach rechts fliehenden Alkmene, der Gesichtsausdruck ist recht leer und keineswegs der Situation entsprechend. In der Gestalt links ist wohl der Pädagog, d. h. der Sklave, der das Kind beaufsichtigte, zu erkennen; bedeutsam ist auch der Adler, der Vogel des Jupiters, der sich auf dem Altar niedergelassen hat, vor dem der kleine Herkules die beiden Schlangen erwürgt. Das Bild auf der rechten Seitenwand endlich erregt deshalb besonderes Interesse, weil es ganz offenbar in engster Beziehung zu einem der berühmtesten der uns erhaltenen plastischen Werke des Altertums steht, zu dem Farnesischen Stier in Neapel. Wie in dieser in Neapel befindlichen Gruppe ist nämlich die Bestrafung der Dirke dargestellt. Wie unsere Abbildung zeigt, beschränkt sich aber der Maler auf die Gestalten des Stieres, der die unglückliche thebanische Königin zu Tode schleifen soll, auf die Dirke selbst und die beiden Brüder Zethus und Amphion. Ze-



Das Haus der Vettier: Wandgemälde aus Zimmer 4; Wettkampf zwischen Amor und Pan.



Das Haus der Vettier: Wandgemälde aus Zimmer 11; die Bestrafung des Pentheus.

thus, wie man die Figur rechts wohl nennen kann, erinnert so stark an die gleichnamige Gestalt der plastischen Gruppe, daß man sie beinahe derselben entlehnt nennen könnte; freilich das äußerst fruchtbare Motiv des Bildhauers, die Bändigung des wilden Stieres durch Zethus, hat der Maler sehr zu seinem Schaden aufgegeben; Amphion und Dirke weichen dagegen von den Gestalten der Gruppe in Neapel ab, während der nur schlecht erhaltene Stier in seiner Haltung stark an diese erinnert, freilich ist sein wildes Emporbäumen hier eigentlich nicht genügend motiviert, während dies dort auf das vortrefflichste der Fall ist. Steht also zweifellos unser Bild in der Komposition sehr weit hinter dem Toro Farnese zurück, so verdienen doch namentlich die beiden Jünglingsgestalten Anerkennung, besonders die Darstellung des Nackten, die Verteilung von Licht und Schatten ist wohl gelungen. Eine gewisse Übereinstimmung mit diesem so reich dekorierten Zimmer zeigt das gleichfalls am Peristyl gelegene etwas größere Zimmer 12. Doch verraten die drei großen Bilder, die auch hier das Mittelfeld der drei Wände schmücken, eine andere Hand als die in 11: ein Gegensatz zu der heftigen, leidenschaftlichen Bewegung in den Gestalten der eben beschriebenen Bilder, zeigen hier die Gestalten eine mehr ruhige Haltung; sie sind auch weniger naturalistisch gezeichnet, sondern nähern sich weit mehr dem Idealtypus, der den älteren Bildern Pompejis — dem sogenannten dritten Stile Maus — eigentümlich ist; freilich die größere Schön-

heit wird erkauft durch einen weit geringeren Grad individueller Charakteristik. Ich begnüge mich, hier das am besten erhaltene und zugleich künstlerisch wertvollste der drei Bilder vorzuführen: es ist das der Mittelwand. Dargestellt ist die Bestrafung des Ixion. Von dem Frevler sieht man nur einen Teil des Oberkörpers, mit einem eisernen Ring ist sein Arm an eine der Speichen des Rades befestigt; ein am Boden liegender Amboß, ein Hammer und eine Zange deuten darauf hin, daß der göttliche Schmied Hephästus, der hinter dem Rade dargestellt ist, soeben den Ixion an das ewig rollende, nach anderen durch die Lüfte fliegende Rad angeschmiedet hat. Rechts neben Hephästus steht der als kräftiger Jüngling dargestellte Bote des Zeus, Hermes. Das größte Interesse erregen die drei weiblichen Gestalten rechts. Auf einem Thronsessel sitzt Hera, eine Idealgestalt von großer Schönheit; Anmut und Würde, wie in der berühmten Juno Ludovisi, vereinigen sich in ihrem Antlitz; mit ruhigem Ernst sieht sie der Bestrafung des Frechen zu, der es gewagt hatte, ihr mit frevelhafter Liebe zu nahen. Zu ihrer Rechten steht ihre Dienerin Iris, mit dem Nimbus um das Haupt, gleichfalls eine Gestalt von durchaus idealem Typus. Schwer zu deuten ist eine auf einer Stufe zu Füßen der Hera sitzende Gestalt, die verhüllten Hauptes nach oben blickt: ich glaube, daß in ihr eine Erinye zu erkennen ist, wie eine solche gewissermaßen als Symbolisierung der strafenden Gerechtigkeit auch auf anderen antiken Darstellungen der Bestrafung des Ixion erscheint; freilich ist hier die Erinye durch keine der gewöhnlichen Attribute wie Schlangen, Fackeln, Geißeln charakterisiert; aber auch sonst kommen antike Darstellungen der Erinyen als ernste Frauengestalten ohne jene Attribute vor. Mit Recht wird in einer Beschreibung unseres Bildes (Leipz. Illustr. Zeitung 1896, S. 379) auf die merkwürdige Verwandtschaft hingewiesen, die diese Gestalt mit dem Typus einer am Kreuz hingesunkenen Mater dolorosa hat.

Der älteren, etwa ein Jahrzehnt vor dem Erdbeben des Jahres 63 entstandenen Dekorationsweise gehören zunächst das Hauptatrium und die an dasselbe anstoßenden Zimmer 7a und 7b — die Alä — an. Die Wände des Atriums werden durch die zahlreichen Thüröffnungen in eine Anzahl ziemlich schmale Pfeiler zerlegt. Die Dekoration derselben läßt sich etwa folgendermaßen darstellen: Der gelbe Sockel enthält in der Mitte ein rotes Feld mit einer bis zu den Hüften reichenden Kinderfigur; darüber ein schwarzer Friesstreifen, auf welchem Eroten in allerlei Kampfscenen dargestellt sind. Darüber wird der obere Teil des Pfeilers von einer halbrunden Nische eingenommen, in welcher ein äußerst zierlicher Kandelaber steht; diesen umgiebt oben ein ornamentaler Kreis, auf welchem sitzende Gestalten dargestellt sind. Am meisten Interesse bieten die Erotenscenen in den schwarzen, friesartigen Feldern: es ist ja bekannt, wie häufig diese Eroten in den pompejanischen Wandmalereien erscheinen, aber gerade das Vettierhaus bietet im Atrium und vor allem im Zimmer 14 die künstlerisch vielleicht wertvollsten Beispiele dieser ganz passend mythologische Genrebilder genannten Darstellungen. Eros ist in der Poesie und Kunst seit Alexander dem Großen zum fröhlichen Knaben, ja zum mutwilligen Kinde geworden, er wird vervielfältigt und erscheint nun in Gruppen und Scenen, die in der älteren Zeit noch in Beziehung zu der ursprünglichen mythologischen Bedeutung des Gottes stehen; später aber, und zwar vor allem in den Bildern aus Pompeji, wird diese Beziehung ganz aufgegeben, die Erotenkinder erscheinen auf zahlreichen Wandbildern in den mannigfachsten Situationen und Beschäftigungen. So sehen wir sie fröhliche Gelage feiern, Blumenkränze flechten und die Weinlese halten; besonders aber erscheinen die Flügelknaben häufig als Handwerker thätig, so als Tischler und Schuhmacher. Offenbar wollten die pompejanischen Maler ihren Werken dadurch einen besonderen Reiz verleihen, daß sie statt der Menschen die Erotenkinder in diesen genreartigen Situationen darstellten; sie spielen eine ganz ähnliche Rolle wie in der neueren Kunst vielfach die Putti und Genien. Den geflügelten Knaben werden dann auf den Wandbildern vielfach weibliche Flügelgestalten kindlicher Mädchen mit Schmetterlings- oder auch Fledermausflügeln zugesellt: man pflegt diese als Psychen zu bezeichnen. Psyche erscheint

in dem Mythus von Amor und Psyche, der uns zwar erst durch die Märchenerzählung des Apulejus, eines Schriftstellers des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, überliefert wird, der aber auf viel frühere Zeit zurückgeht, als die Geliebte des Eros; wie nun dieser selbst in der Kunst in vervielfältigter Gestalt erscheint, so wird auch die Psyche gleichen finden dürfte, einnehmen, wird es rechtfertigen, wenn ich auf dieselben an der Hand der dargebotenen Nachbildungen etwas näher eingehe. Die Anordnung der Wanddekoration dieses Zimmers ist ungefähr die folgende: In senkrechter Richtung ist jede der Wände in drei Abschnitte gegliedert. Der obere, wie meist in Pompeji, nur zum



Das Haus der Vettier: Wandgemälde aus Zimmer 11; Herkules die Schlangen erwürgend.

vervielfältigt, und ebenso wie die Eroten haben auch die Psychen jede Beziehung zum Mythus verloren. Eroten und Psychen sind es nun, die für den Wandschmuck des großen Zimmers 14 in hervorragender Weise verwendet worden sind. Die ganz hervorragende Stellung, welche die Wandmalereien dieses saalartigen Raumes, der, was Reichtum und künstlerischen Wert seiner Wanddekoration angeht, in Pompeji kaum seines- geringsten Teil erhaltene, zeigt zwischen allerlei phantastischen Architekturen zahlreiche Einzelfiguren. Darunter zerfällt der mittlere oder Hauptteil jeder Wand in eine Anzahl breiter zinnoberroter Felder, die durch schmale schwarze Felder voneinander getrennt werden. Die ersteren zeigen Gruppen von je zwei schwebenden Gestalten, nur die Mittelfelder jeder Wand waren mit größeren Gemälden geschmückt, doch waren diese



Das Haus der Vettier: Wandgemälde aus Zimmer 11; die Züchtigung der Dirke.

schon im Altertum entfernt worden, vielleicht um sie später durch neue Bilder zu ersetzen. Jedes der großen roten Felder ist sodann mit einem etwa ein viertel Meter breiten schwarzen Rande umgeben, auf dessen unterem Abschnitt sich die unten näher zu betrachtenden Erotenscenen befinden. Die schmalen schwarzen Felder dagegen zeigen teils reich mit Pflanzenornamenten geschmückte Kegel, teils zierliche Dreifüße. Der ungemein reich und zierlich gestaltete Unterbau eines der letzteren ist auf unserer Abbildung zu erkennen: eine Bacchantin und sehr hohe Satyrhermen tragen auf ihren Häuptern eine achteckige Platte, auf welcher sich der untere Teil des Dreifußes in Form einer Marmorsäule erhebt. Unter dem Hauptteil der Wände befindet sich dann der schwarze Sockel, der ganz entsprechend der Einteilung des Hauptteils in breitere und schmalere Flächen gegliedert ist. Die letzteren zeigen teils Einzelfiguren von zum Opfern schreitenden Frauen, teils Amazonen. Eine der letzteren ist auf unserer Abbildung gleichfalls sichtbar: in stolzer, fast provozierender Haltung sind die kriegerischen Jungfrauen dargestellt, in der Rechten die wuchtige Streitaxt, in der Linken den kleinen Schild. Zwischen die Felder des Sockels und die des Mittelteils ist nun ein etwa ein viertel Meter breiter, schwarzer friesartiger Streifen eingeschoben, der in seiner Gliederung sich vollkommen jenen Feldern anschließt. Während dieser Fries unter den breiten Feldern nur Ornamente zeigt, sind unter den schmalen Feldern teils mythologische Scenen, teils Blumen pflückende Psychen dargestellt. Gerade diese Darstellungen nun und die oben bereits kurz erwähnten Erotenscenen auf dem unteren friesartigen Rande der großen Mittelfelder bilden ohne alle Frage den seinem Kunstwert nach wertvollsten Teil der Wand-

dekoration nicht nur unseres Zimmers 14, sondern des ganzen Vettierhauses; die hier dargebotenen Abbildungen können freilich nur eine unzureichende Vorstellung von den Originalen geben, dazu fehlt ihnen vor allem die Farbe. Denn nicht so sehr durch eine genaue, sorgfältige Zeichnung, als vielmehr durch die Art der Farbengebung hat es der antike Maler verstanden, die von ihm beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nach dem Ausspruch des für die pompejanische Wandmalerei allerkompetentesten Beurteilers, August Mau, ist in diesen Bildern das Höchste erreicht, was diejenige Kunst zu leisten vermag, deren Ziel die Illusion ist, d. h. es wird wie in einem Momentbilde der Eindruck erzielt, den beim wirklichen Sehen und bei natürlicher, nicht künstlich herbeigeführter Beleuchtung das gesehene Objekt in bestimmter Entfernung auf das Auge hervorruft. Es handelt sich also hier um eine künstlerische Richtung, die mit dem modernen Impressionismus vieles gemein hat. Auf die interessanten, für die Gesamtentwickelung nicht bloß der antiken Malerei sehr wichtigen, hierdurch angeregten Fragen kann hier nicht näher eingegangen werden. Der Leser sei aber auf die von Wickhoff verfaßte Einleitung der großartigen Publikation der Wiener Genesis und auf Maus Recension derselben (in den Röm. Mitteil. des Arch. Inst. 1895, S. 232 ff.) hingewiesen.

Betrachten wir nun zunächst die mythologischen Bilder. Von ursprünglich vier sind



Das Haus der Vettier. Wandgemälde aus Zimmer 12; die Bestrafung des Ixion.



Das Haus der Vettier: Wanddekoration aus Zimmer 14; in der Mitte: Apollo nach der Tötung des Drachen Python.

drei erhalten geblieben, von denen hier die zwei am besten erhaltenen wiedergegeben sind. Beide sind nicht nur wegen ihres hohen Kunstwertes, sondern auch wegen des Gegenstandes der Darstellung vom größten Interesse. Dargestellt ist auf dem ersten Bilde Apollo nach der Tötung des Drachen Python. Über diesen mythischen Vorgang gab es im Altertum eine doppelte Überlieferung: nach der einen tötet der Gott unmittelbar nach seiner Geburt, noch auf dem Arme seiner Mutter Leto, das Ungeheuer, nach der anderen erst nachdem er zum Jüngling herangewachsen war. Während die erstere Form des Mythus auf mehreren antiken Denkmälern dargestellt ist, findet sich die zweite Form desselben auf unserem Bilde, abgesehen von einer Silbermünze der unteritalischen Stadt Kroton, überhaupt zum erstenmal auf einem antiken Bildwerke. Der Schauplatz des Vorgangs, die Orakelstätte zu Delphi, wird bezeichnet durch die



Das Haus der Vettier: Wanddekoration aus Zimmer 14, in der Mitte: die heilige Hirschkuh der Artemis, darunter eine Amazone

in der Mitte befindliche Erderhöhung, in dieser ist der Omphalos, der Nabel oder Mittelpunkt der Erde, zu erkennen, der in Delphi gezeigt wurde. Er ist mit einer Art Netz bedeckt, und um ihn ringelt sich der schlangenartig gestaltete Drache Python, dessen Kopf mit weit geöffnetem Rachen in einer Blutlache liegt; er ist eben im Verenden begriffen. Rechts vom Omphalos erscheint Apollo, das Haupt bekränzt und von einem Nimbus umgeben, sein Blick zeigt die Begeisterung des göttlichen Sängers. Den Bogen und den Köcher mit den nie fehlenden Pfeilen hat er bereits abgelegt und an einer Säule aufgehängt; seine Rechte faßt in die Saiten der Lyra, mit der er seinen Gesang begleitet. Denn er ist dargestellt, wie er, nachdem ihm die Bezwingung des Ungetüms gelungen, zum erstenmal den Siegesgesang des Päan erklingen läßt, der von nun an der Schlacht- und Siegesgesang der Hellenen sein sollte. Links vom Om-

phalos erblickt man in langem Gewande einen bekränzten Priester, der voll Staunen dem, was sich begiebt, zuschaut; noch weiter links führt eine Priesterin einen Stier zum Opfer herbei, sie hat mit der einen Hand das Horn des prachtvollen Tieres erfaßt, während sie in der anderen die Doppelaxt, die Bipennis, trägt. Offenbar soll dem göttlichen Sieger ein Opfer dargebracht werden. Ganz rechts endlich erscheint die göttliche Schwester des Apollo, Artemis. Sie ist in ruhiger Haltung dargestellt, sie stützt den rechten Arm auf eine Säule und hält eine lange Lanze mit der Spitze nach unten. Zwischen den beiden Göttergestalten liegt ein Zweig, in welchem man wohl den Lorbeer, der dem Apollo geweiht war, erkennen darf. Interessant ist es, daß nach einer Angabe in der griechischen Anthologie (III, 6) sich in dem Tempel, welchen Attalos II., König von Pergamon, seiner Mutter Apollonis in Kyzikus hatte errichten lassen, ein Relief befand, auf welchem ebenfalls Apollo und Artemis nach der Tötung des Drachen Python dargestellt waren. Während bei diesem Bilde über den Gegenstand der Darstellung im ganzen kein Zweifel herrschen kann, ist bei dem zweiten unserer mythologischen Bilder die Deutung eine keineswegs sichere. Durch einen in der Mitte des Bildes befindlichen Altar und eine ganz zur Linken stehende Säule, an welcher Bogen und Köcher befestigt sind und auf welcher sich eine altertümliche Statuette der Artemis befindet, wird die Örtlichkeit als ein Heiligtum der Göttin Artemis charakterisiert. Links vom Altar sieht man eine weiße, ruhig dastehende Hirschkuh, die offenbar der Göttin Artemis geheiligt ist. Neben dem Tiere steht eine noch jugendliche Frau, sie trägt in der einen Hand eine Schüssel, wie sie die Alten bei ihren Opfern verwendet haben, während sie mit der anderen Hand einen Becher hält, aus welchem sie eine Spende auf den Rücken der Hirschkuh auszugießen im Begriff ist; eine symbolische Handlung, welche die Weihung des Tieres zum Opfer für die Göttin bezeichnet. Von rechts stürmt nun gegen diese



Das Haus der Vettier: Aus Zimmer 14; Blumen pflückende Psychen.



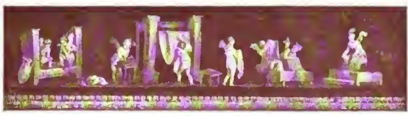
Das Haus der Vettier: Erotenscene aus Zimmer 14: Zubereitung und Verkauf des Olivenöls.

Gruppe ein reich gekleideter Mann in kriegerischer Tracht vor: in der rechten Hand hält er das kurze Schwert, während die soll nach dem Spruch des Sehers Kalchas der Zorn der Göttin durch die Opferung der Tochter Agamemnons, Iphigenia, ver-



Das Haus der Vettier: Erotenscene aus Zimmer 14; Goldarbeiterwerkstatt.

linke die Scheide faßt; mit finsterer Miene blickt er nach rechts auf eine bekränzte Frauengestalt zurück, welche ebenfalls eine Opferschüssel in der Hand hält und mit allen Zeichen des Schreckens nach rechts zu fliehen im Begriff ist. Es liegt sehr nahe, in dem söhnt werden; im Augenblick der Opferung selbst aber schiebt Artemis an die Stelle der Iphigenia eine Hirschkuh ein, die nun geopfert wird, während die Königstochter nach Tauris entrückt wird. Man glaubt nun, daß der erste Vorgang auf unserem Bilde



Das Haus der Vettier: Erotenscene aus Zimmer 14; die Tuchwalkerei.

schwertbewaffneten Mann Agamemnon zu erkennen, da in dessen Geschick zweimal eine Hirschkuh der Artemis eine Rolle spielt: als die Griechen zum Zuge gegen Troja in Aulis versammelt sind, tötet Agamemnon eine der Artemis heilige Hirschkuh auf der dargestellt ist; man müßte dann annehmen, daß die heilige Hirschkuh, von Agamemnon aufgescheucht, in das Heiligtum flieht und an dieser heiligen Stätte selbst, zu Füßen des Bildes der Göttin getötet wird. Freilich ist es mit dieser Deutung schwer vereinbar, daß



Das Haus der Vettier: Erotenscene aus Zimmer 14; Wettfahrt mit Antilopen.

Jagd im heiligen Haine der Göttin; als dann die Göttin, hierüber erzürnt, den Griechenschiffen günstigen Fahrwind versagt, da offenbar auf unserem Bilde eine Opferung des Tieres vorbereitet wird, während doch der Überlieferung nach Agamemnon die Hin-

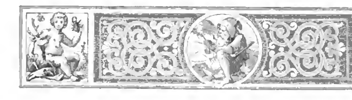
din in der Aufregung der Jagd tötet. Man könnte daher vielleicht an jenen zweiten Vorgang denken: Agamemnon, der sowohl nach der Überlieferung bei Euripides wie auch auf einzelnen erhaltenen künstlerischen Darstellungen der Opferscene selbst die eigene Tochter zum Opfer darbringen will, tötet statt dieser die von einer Nymphe der Artemis an die Stelle der Iphigenie gesetzte Hirschkuh; in der Frauengestalt zur Rechten wäre dann die durch die Gnade der Göttin vor dem Opfertode bewahrte Jungfrau zu erkennen. Ich verkenne jedoch durchaus nicht, daß auch diese Erklärung keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt. Daß aber ein Vorgang aus den Schicksalen des Agamemnon und seines Hauses dargestellt wird, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil auch auf dem dritten, hier nicht mitgeteilten Bilde ein Vorgang aus diesem Sagenkreise wiedergegeben ist: es ist hier nämlich Iphigenie in Tauris vor dem Könige Thoas dargestellt, während man zugleich ihren Bruder Orestes und Pylades erblickt.

Von den auf den übrigen Friesflächen unterhalb der schmalen Felder des Hauptteils der Wände befindlichen fünf Psychenbildern kann hier nur ein einziges mitgeteilt werden: es sind auf allen fünf je drei zierliche geflügelte Mädchengestalten, welche in den anmutigsten und graziösesten Stellungen Blumen pflücken. Höchst reizvoll ist besonders das eine, hier leider nicht reproduzierte Bild: die eine der Psychen ist als vornehme Dame charakterisiert, während die beiden anderen als ihre Dienerinnen zu denken sind. Die Herrin hat der größeren Bequemlichkeit halber auf dem umgestülpten Korbe einer Dienerin Platz genommen und pflückt nun von diesem Sitze aus die Blumen in einen Henkelkorb, eine andere Dienerin sammelt die Blumen in einem großen Korbe, während die erstere dazu ihr Gewand benutzen muß. An die Betrachtung dieser blumenpflückenden Psychen schließt sich am einfachsten die der Eroten- und Psychenscenen an, welche, wie gesagt, auf dem unteren Rande der großen roten Mittelfelder dargestellt sind. Es sind ihrer im ganzen fünfzehn, aber keineswegs gleichmäßig gut erhalten. Wir geben von ihnen vier durch gute Erhaltung ausgezeichnete Bilder wieder; bei einer Höhe von etwa ein viertel Meter zeigen sie eine Länge von 1,14 bis 1,73 Meter. Wandbilder dieser Art, die an moderne Genrebilder erinnern, sind, wie schon oben ausgeführt wurde, für Pompeji keineswegs neu; während aber auf den bisher bekannten Bildern die einzelnen Eroten und Psychen als typische Gestalten, fast ohne jede individuelle Charakteristik erscheinen, hat es der Schöpfer der Bilder aus dem Vettierhause verstanden, seine Eroten nach Stand, Alter, Thätigkeit im Gesichtsausdruck und in ihrer ganzen körperlichen Erscheinung vortrefflich zu charakterisieren und ihnen so individuelles Leben zu verleihen. Meisterhaft ist es ihm auch gelungen, die oft sehr schwierigen Bewegungen und Stellungen darzustellen. Das Gesagte wird durch die Betrachtung der vier hier mitgeteilten Erotenbilder, von welchen drei auch für die Kenntnis des antiken gewerblichen Lebens von großem Interesse sind, illustriert werden. Auf dem ersten Bilde ist die Zubereitung und der Verkauf des Olivenöls dargestellt. Rechts steht die Ölpresse, zwei Eroten treiben mittels großer Hämmer starke Holzkeile in die Zwischenräume der vier beweglichen Holzplatten hinein, dadurch werden die Oliven, die zwischen der untersten Platte und dem steinernen, zum Teil ausgehöhlten Unterbau der Presse zu denken sind, ausgepreßt, und das Öl fließt durch eine Ausgußöffnung in ein großes Becken hinein. Das rohe Öl wird dann weiter links über einem Feuer in einem großen Becken geläutert, eine Psyche rührt in dem Becken herum. Auf zwei Eroten, die eifrig mit Stäben in einem großen Ölgefäß rühren, folgt dann der Ölverkauf, wie er thatsächlich in den zahlreichen offenen Läden Pompejis betrieben wurde. Das Öl befindet sich teils in zahlreichen Gefäßen, die in einer niedrigen offenen vierfüßigen Lade und in einem zierlichen Schranke aufgestellt sind, teils in einem großen Becken, in letzterem wohl die ordinäre Ware. Daß es wie noch heute nach dem Gewichte verkauft wurde, zeigt die Wage, die auf der Lade liegt. Allerliebst ist dann die Gruppe auf der linken Seite: eine vornehme Dame, natürlich als Psyche dargestellt, ist mit ihrer Dienerin, die ihr den Fächer nachträgt, zum Einkauf im Laden erschienen, sie hat auf

einem zierlichen Ruhesitz Platz genommen, während der Verkäufer vor ihr steht und aus einem Ölgefäß mit einem Löffel eine Probe nimmt, die er der Dame zum Kosten reichen will. Auf dem nächsten Bilde ist eine Goldarbeiterwerkstatt dargestellt. Links befinden sich zwei Eroten an einem Amboß; der eine bearbeitet mit dem Hammer ein Stück Gold, welches der andere mit einer Zange festhält. Dann folgt wieder eine Psyche, die als Käuferin auf einem mit Polster belegten Sitz Platz genommen hat, vor ihr wieder der Verkäufer, der das Gewicht des goldenen Schmuckgegenstandes auf der Wage feststellt. Dann folgt eine Art Ladentisch, auf welchem Wagen und ein zierliches Schränkchen mit Goldsachen stehen. Rechts folgen dann noch drei Goldarbeiter in voller Thätigkeit, der eine arbeitet an einem kleinen Amboß, der mittlere steht am Schmelzofen, der letzte endlich ist mit einer großen Schale beschäftigt. Das dritte Erotenbild führt uns in eine Tuchwalkerei; es ist hier also ein Gewerbe dargestellt, das, wie die in Pompeji aufgefundenen drei großen Werkstätten und inschriftliche Zeugnisse beweisen, in der alten Stadt eine bedeutende Rolle spielte. Links ist wieder die Thätigkeit der Arbeiter, rechts der Verkauf wiedergegeben. Man erblickt zunächst zwei Eroten, die in einer Art flachen rechteckigen Bütte die Stoffe, von denen ein Haufen auch am Boden liegt, mit den Füßen bearbeiten. Dann folgt ein kleiner Eros, welcher ein Gewandstück sorgfältig auf einem Tischchen zusammenlegt. Über der Querstange eines hohen Gerüstes hängt weiter ein großes Stück Tuch, das ein kleiner Eros mit der Bürste bearbeitet. Besonders gelungen ist dann die folgende Erotenfigur: mit größter Behutsamkeit trägt ein Eros ein Stück sehr feinen Tuches, offenbar giebt er sich die größte Mühe, den feinen Wollstoff beim Tragen nicht zu zerknittern. Weiter rechts sitzen dann zwei Psychen auf auffallend hohen Sesseln — die Füße der Damen ruhen daher auch auf Fußbänken — deren eine ein Gewandstück prüft, indem sie es gegen das Licht hält, während die andere ein solches auf ihren Knien liegen hat. Die letzte Gestalt rechts ist dann wieder eine als vornehme Stadtdame charakterisierte Psyche, die einen gekauften oder frisch gereinigten Wollstoff sorgfältig zusammenlegt. Einem ganz anderen Gebiete gehört das letzte unserer Erotenbilder an: es ist eine Scene aus der Rennbahn dargestellt. Statt mit Rennpferden sind die zweiräderigen Wagen mit je zwei Antilopen bespannt. Der vorderste der Eroten ist durch den großen Palmzweig als Sieger bezeichnet; der zweite aber hat Unglück gehabt, sein Wagen hat in voller Fahrt beide Räder verloren, die eine Antilope stürmt weiter, die andere ist hingestürzt; höchst komisch wirkt die Art, in welcher die recht bedenkliche Situation des gleichfalls zu Fall gekommenen Wagenlenkers dargestellt ist. Das dritte Gespann ist im vollen Jagen dargestellt, sein Lenker will es mit aller Kraft zurückhalten, um nicht in das umgeworfene Gefährt seines Vordermannes hineinzugeraten. Das vierte Gespann endlich will nach links ausbrechen, während der Lenker sich die größte Mühe giebt, seine Antilopen in der Bahn zu halten. Interessant ist es, daß die vier Wagenlenker in ihren Gewändern die vier Farben grün, rot, weiß, blau zeigen: diese Farben bezeichnen die Parteien im römischen Cirkus, eine Sitte, die etwa um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christo, also kurz vor der Ausführung unseres Bildes, aufgekommen zu sein scheint.

Hiermit sei die Betrachtung des neu ausgegrabenen Hauses abgeschlossen: es ist gegenüber der reichen Fülle des Interessanten, welche die Funde zu Tage gefördert haben, nur eine beschränkte Auswahl von Kunstwerken, die hier beschrieben sind. Aber ich denke, daß auch das hier Mitgeteilte schon genügt, um das Vettierhaus als eine der interessantesten und reizvollsten Stätten Pompejis erscheinen zu lassen.






Die vernunftwidrige Abholzung der Waldungen
und ihre Folgen.

Von

Adolf Müller.

II.

Wir gestatten uns, hier der sachgemäßen Winke und Anleitungen über die Aufforstung von Öd- und Schiffellandstrecken an Gebirgshängen eingehender zu gedenken.* Es sind deren im Rheingebiet und erwähntermaßen in anderen Gegenden noch viele, die der Aufforstung in nächster Zukunft nur zu sehr bedürfen. Sie befördern fortwährend bei anhaltendem Regen und Schneewassermassen direkt auffallende Zuflüsse zur Thalsohle, deren Boden gar oft mit Schutt und Gerölle bedeckend. Wie schon vorübergehend erwähnt, befindet sich ein großer Teil solcher Flächen in der Hand von Privaten, auf welche der Staat bis hierher noch keinen zwingenden Einfluß ausüben konnte; jedoch gehören auch den Gemeinden noch viele solcher Öd- und Schiffellandflächen. Gegen die Aufforstung derselben sträuben sich erfahrungsmäßig die Besitzer mit der Ausrede, solche nicht entbehren zu können — Gründe, denen die Behörden bisher nur allzu leicht Glauben, Berücksichtigung und Aufschiebung geschenkt haben. Aber solche wüste Strecken werden notorisch gewöhnlich nur zu Schafweiden und nur teilweise — wie oben schon vom ehemaligen hessischen Hinterlande referiert wurde — auch zur Erziehung von Schiffel- oder Wüstungsanbau verwendet, dessen Ernte in seltenen Fällen den Ertrag der Aussaat deckt. „Trotzdem" — so argumentiert die Broschüre weiter — „ist die Angabe von hohen Renten aus diesen Öd- und Schiffellandeinhängen eben nicht selten, und wir haben darüber Berechnungen von der Höhe gesehen, daß die Reinertragszahlen dabei die bekannten Reinerträge aus einem Ackerlande dritter und vierter Klasse noch übersteigen, und Vorstellungen bei den Behörden dahin, daß die Gemeinden bei dem Aufforsten des Ödlandes verhungern oder auswandern müßten, sind eben nicht selten gewesen. Der Unbefangene, der diese Ödländereien in den Einhängen betrachtet, wird sich durch solche Vorspiegelungen nicht täuschen lassen; wenn er die von den Schafen mit vielen und zahllosen Pfaden durchfurchten Einhänge sieht, die ab und zu ein kümmerliches Gestrüpp von Wacholder &c. (sic!) zeigen, so kann er nicht anders urteilen, als daß der äußerst sparsame Graswuchs nur eine sehr notdürftige Schafweide abzugeben im stande ist, sowie daß der Boden in einer langen Zeit nicht zur Fruchterziehung benutzt wurde, und mit Konstatierung dieser beiden Thatsachen geht dann die Feststellung der Jahresrente sowie des Geldwertes Hand in Hand — Rente und Geldwert sinken auf ein Minimum zurück. Daß ein großer Teil des Einspruches von Gemeinde-Vertretungen ausgegangen ist, deren Mitglieder

* „Das schnelle Anschwellen der Gebirgswässer und Vorschläge zur Verhinderung desselben von Friedrich Wilhelm Koch, Oberförster a. D. Verlag von Heinrich Stephanus. Trier 1883." Diese Schrift verdient Verbreitung in weitesten Kreisen.

auch die Hauptschafhalter des Ortes waren, ist wohl allgemein bekannt; in solchen Fällen scheint dann der Eigennutz über das allgemeine Interesse der Gemeinde gesetzt worden zu sein. Die Aufforstung alles und jeden Öd- und Schiffellandes in den Einhängen ist ganz unabwendbar, wenn der schnelle Ablauf des Wassers aus dem Gebirge verhindert werden soll; ob die Hänge den Gemeinden, Institutionen oder Privaten gehören, müßte sich dabei ganz gleich bleiben, denn der einzelne Besitzer muß sich dabei den Ansprüchen der Gesamtheit unterordnen. Vorliegend handelt es sich bezüglich des Öd- und Schiffellandes lediglich um Areal von ganz geringem oder eingebildetem Wert, welches landwirtschaftlich nicht zu benutzen ist, wenn man von der unglückseligen Schiffelwirtschaft absieht; es kann daher bei der Durchführung solcher Aufforstungen von schwer schädigenden Eingriffen in das Eigentumsrecht keine Rede sein. Da die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen die Aufforstung von Privat-Ödland nicht zulassen, die Vorschriften über die Schutzwaldungen auch nur selten Anwendung finden können, so muß anerkannt werden, daß ohne ein neues Gesetz mit den entsprechenden Vorschriften die Durchführung dieser Ausführungsmaßregeln unmöglich erscheint; ein solches Gesetz mit zweckmäßigen Bestimmungen, welches die Aufforstung von allen Öd- und Schiffelhängen ohne Rücksicht auf den Eigentümer vorschreibt, dürfte wohl zu erwarten sein, sobald der Nachweis über die Schädlichkeit dieses Ödlandes bezüglich der stärkeren Anschwellung der Gebirgswässer klar vor Augen gelegt sein wird. Ein solches Gesetz müßte aber nicht allein die Aufforstung des Ödlandes in den Einhängen anordnen, sondern auch die Schonung der ausgeführten Anlagen aussprechen, sowie auch die Vornahme der erforderlichen Arbeiten zur Regelung der Wasserverhältnisse an Quellen, Wasserrissen, Wasserläufen, Neben-, Seiten- und Hauptbächen, nebst deren Unterhaltung bestimmen, und zwar ohne Entschädigung, soweit es sich um Gemeinde-Eigentum, sowie um Holzungen und um nicht oder sehr wenig produzierende Öd- und Schiffellandflächen der Privaten handelt. Wenn der Staat alle oder doch einen großen Teil der Kosten für die Bindung der Wasserrisse und für die Regelung der Wasserzuflüsse, sowie für die Ödlandaufforstungen trägt, so erscheint es auch billig, daß die Ausführungsarbeiten ohne Entschädigung des Eigentümers erfolgen, soweit es sich lediglich um Flächen handelt, die nicht als Ackerland und Wiesen benutzt werden. Die Schafweide und allenfalls das dem Boden schon so verderbliche Abplaggen sind ja die einzigen Nutzungen auf diesem Areal, und diese sind in ihren Nutzwerten so außerordentlich gering, daß dieselben kaum der Erwähnung bedürfen. Zwar muß unterstellt werden, daß bei dem Widerwillen eines Teils der Bevölkerung gegen Aufforstungen der Wert der jetzigen Nutzungen aus den Ödlandhängen auch jetzt noch als außerordentlich hoch dargestellt wird, und daß diese Hänge ganz unentbehrlich seien, allein es ist zu erwarten, daß diesmal die richtige Würdigung solcher Angaben nicht ausbleibt, da es sich um Maßregeln handelt, die für das Nationalwohl von der größten Wichtigkeit sind. Es sind auch schon Fälle denkbar, in welchen die Bewaldung der Privat-Ödlandhänge wenig zweckmäßig erscheinen kann; in solchen vereinzelten Fällen müßten aber wenigstens diese Hänge in Schonung gelegt werden, damit die Schafweide darin aufhört, und durch einen jeden solchen Hang wären dann nach Erfordern die nötigen Horizontalgräben ordentlich anzulegen und regelmäßig zu unterhalten."

Indessen würde, wie der Verfasser der Schrift zugiebt, der Zweck, den schnellen Abfluß des Wassers zu verhindern, nicht gründlich und nachhaltig erreicht, abgesehen davon, daß die Fläche keinerlei Rente abwürfe. Durch Bewaldung allein könnte der Zweck erreicht werden. —

Wir kommen nochmals auf den mancherseits angezweifelten Einfluß der Wälder auf das Klima zurück und reihen daran Betrachtungen über die Eigenschaften des bewaldeten Bodens, um eine Würdigung der umfassenden Bedeutung der Wälder und die Überzeugung zu gewinnen, daß durch angemessene energische Mittel dem großen Übel der Hochfluten begegnet werden müsse.

Den Römern war unser vaterländisches Klima schon wohlbekannt. Tacitus spricht

von der trüben, dunstigen Atmosphäre des wälderreichen Germaniens mit seinen großen Sumpfstrecken. Hier wirft unser Geist an der Hand anerkannt wahrheitsgetreuer Geschichtschreibung einen Blick in die Vegetations- und klimatischen Verhältnisse unseres Vaterlandes vor mehr als 1800 Jahren. Es war ein Waldland mit vielen Sümpfen und seine Luft war trübe und feucht. Es war also damals das Gegenteil von seiner jetzigen klimatischen und landschaftlichen Charakteristik, es war von der Beschaffenheit und vielfach von den gewaltigen Katastrophen der Überschwemmungen begleitet, wie sie uns so manche Urwaldstrecken Amerikas noch bieten. Diese extreme Eigentümlichkeit unseres Vaterlandes in seinem primitiven Zustande ist in ihren Folgen ebenso lehrreich für das Wesen unserer Frage, als die Erscheinungen ihrer Gegenseite, die vom Wald entblößten Landstrecken. Die Auslichtung des Urwaldes zu Feld hat die Moräste der Thalsohlen entfernt und die Summe der durchschnittlichen Jahreswärme erhöht. Aber nur bis zu einer gewissen Grenze bewährt sich dieses günstige ebenmäßige Verhältnis. Geht man zu weit in der Verminderung der Bewaldung und verfällt in das andere Extrem der Entwaldung oder Waldverwüstung, so stellen sich dieselben Erscheinungen her, welche wir in dem anderen Extrem, der Urbewaldung, oft erblicken: die Hochfluten. Die ausgleichende Mitte in der Verteilung dieser territorialen Naturerscheinungen ist eben das zu erforschende, das zu erreichende Ziel.

Es wird die Erkenntnis hiervon aber oft sehr schwierig, weil der ursächliche Zusammenhang von Naturereignissen mit der uns umgebenden Naturgestaltung von so verschiedenen örtlichen Verhältnissen beeinflußt und hervorgerufen zu werden pflegt, die das Bild von Ursache und Wirkung oft ineinander verschieben. Daß die beiden nebeneinander bestandenen landschaftlichen Natureigentümlichkeiten in den Zeiten unserer Urväter — Wald und angehäufte Feuchtigkeit, Sumpfbildung — Zeugnis von der Wechselwirkung zwischen Wald und Atmosphäre, sowie deren massenhaften Niederschlägen geben, scheint zweifellos. Aber es bedarf nicht dieses, wenngleich sehr lehrreichen Rückblickes in die ferne Vergangenheit. Die Gegenwart zeigt jedem aufmerksamen Naturkundigen, daß da, wo dichtes Pflanzenwachstum Flächen überzieht, die Niederschläge, wie Tau, Reif, Schnee, Regen, und die daraus hervorgehende Verdunstung, entgegen allen freien kahlen Strecken, häufiger zum Vorschein kommen. Der Wald dampft von Dünsten mancher Art, die Wiesenthäler erheben ihren Nebel und strotzen morgens und abends von Tau. Nun betrachte und untersuche man die Decke des Bodens im Walde und in Wiesengründen. Zuerst die obere noch nicht in Verwesung übergegangene Blätter- und Moosschicht des Waldbodens, sodann die allmählich tieferen mit den Blattrippen- und Nadelresten und den schon vermoderten organischen Gebilden, der erstaunlichen Menge von Zaserwurzeln der Baum- und übrigen Vegetation, mit einem Worte die forstlich sogenannte Humuslage über der durch diese ebenfalls gelockerten Dammerde: — breitet diese Bodendecke nicht ein feinmaschiges Riesennetz oder auch ein vielfach verdoppeltes gewaltiges Sieb über das Erdreich aus, das die atmosphärischen Niederschläge auffaugt und durch sein Gewebe allmählich durchsickern läßt? Die stärksten Sprüh- und Platzregen werden sogar an schroffen Berghängen in diesem porenreichen Naturpolster wie in einem großen Schwamme aufgesaugen, eingesogen und kontinuierlich teils der Bodentiefe, teils in Dunstform wieder der Atmosphäre zugeführt. Sodann zeigt uns das Wiesenwachstum in den oberen Lagen des Wurzelgeflechtes dasselbe Auffaugungsvermögen von Feuchtigkeit wie die Waldbodendecke, und je mehr Moosgeflechte die Wiesenkrescenz enthält, in desto höherem Grade tritt diese Erscheinung hervor. Hier aber in der freien Lage der Wiesenflächen fällt uns sogleich eine andere Eigenschaft des Gras- und Kräuterwachstums in die Augen: die rasche Verdunstung; — während der Waldboden die empfangenen Niederschläge weit mehr festhält und ungleich langsamer, meist durch die Respiration seiner Blätter, wieder in die Atmosphäre abgiebt. In noch viel höherem Maße entdeckt man die Verdunstungsneigung an ganz von Wachstum entblößten Flächen, wie ihn uns kahle Bergwände, Wüstungen und Ödländereien zei-

gen. Hier stoßen wir auf ein ganz anderes Verhalten, auf das Gegenteil von bewaldetem Boden. Auf den entblößten Strecken schießt der Regen an den Hängen herunter, unaufgehalten, jählings, Erdrisse und Geröllabschwemmungen verursachend und in seinem ungehemmten Lauf in der Tiefe oft ominöse Anschwellungen der Bäche und Flüsse bewirkend. Solche kahlen Hänge und Strecken können in der Regel nur wenig Feuchtigkeit aufnehmen, viel weniger noch ins Erdreich sickern lassen. Diese nachteilige Eigenschaft erhöht sich, wenn der Boden flachgründig und mit einem hochgehenden undurchlässigen Untergrunde versehen ist; wie er wiederum aber auch, wenngleich im allgemeinen selten, durch natürliche Zerklüftung, Felsrisse und Höhlungen die Fähigkeit rascher Aufnahme der Tagwasser besitzen kann. Immer aber wird auch selbst ein solches Terrain durch pfleglichen Waldwuchs und dessen schützende Bodendecke in der günstigen Eigenschaft gewinnen, den raschen Abfluß der Meteorwasser zu mäßigen. Die bis zur Thalsohle kahlen Hänge sind einseitig, trocken und öde. Ihre Einseitigkeit zeigt sich auch noch darin, daß sie zwei Extreme mit sich führt: in den oberen Lagen entschiedene Trocknis, in den unteren oft Überfluß von Feuchtigkeit bezw. Nässe, welche sich nur dann halten kann, wenn daselbst sich der natürliche Schutz von Waldbeschirmung mit Bodendecke vorfindet. Ist dies nicht der Fall, dann schicken solche Terraingestaltungen bei anhaltenden Niederschlägen — wie schon angedeutet — die rapidesten Zuflüsse zu den Wasserläufen. An solchen Orten sucht man auch meist vergeblich nach Quellen. Aber ein gut konservierter Gebirgswald weist sie um so vielfältiger auf. Wer wollte hier keinen ursächlichen, natürlichen Zusammenhang zwischen Waldwachstum überhaupt und Atmosphäre und in beider Totalwirkung nicht einen Teil der Herstellung des Lokalklimas erkennen? Und nun endlich die Windströmungen — wird deren Gewalt durch die Wälder, diese eigentlichen Schutzmauern, nicht gebrochen, ihre austrocknende Wirkung auf die Fluren nicht gemäßigt? Ist dieser mechanische Schutz nicht schon ein Regulator der Luft, also ein mitbildender Faktor des Klimas? — Er wird dies in sichtlich erhöhtem Grade, wenn er die Wetterseite der Gebirgszüge einnimmt, also im Hinblick auf Deutschland die Süd- west- und Westseiten, auf welchen vorherrschend auch die meteorischen Niederschläge erfolgen. Der Wald in Begleitung der lokalen Figurationen unserer Erde, abgesehen von der geographischen Lage bestimmter Länderstrecken, ist ein erheblicher Erzeuger des Lokalklimas. Was macht die Sommer und Winter Nordamerikas so intensiv? Die Richtung der Haupthöhenzüge auf diesem Erdteil. Die Gebirge gehen dort meist von Norden nach Süden, lassen also ebensosehr der Sonne und den Äquatorial- als den Polarströmungen offenen Zugang. Was bedingt aber den klimatischen Lokalcharakter einer Länderstrecke wesentlich mehr, als eine geschützte Lage, oder aber eine exponierte?

Eine andere nachteilige Erscheinung bieten die Ränder und Mulden der Hochebenen, denen ergiebiges Gefälle fehlt; hier entstehen sumpfige Stellen und Strecken, welche bei nassen Jahren und jähen Regenströmen Überschwemmungen schon in den bebauten Hochlagen bewirken können, wie deren manche im westlichen und südöstlichen Deutschland vorkommen, z. B. im hessischen Vogelsberg und insbesondere auf den Plateaus des bayerischen Hochlandes. Hier tritt allerdings um so mehr der Einfluß der Aufsaugung und Sickerung des Waldbodens, wie er anderwärts obwaltet, zurück, als die Versumpfung von einem sehr flachgründigen, felsigen oder aber thonigen, undurchlassenden Untergrund verursacht wird. In solchen Verhältnissen ist Entsumpfung geboten, besonders wenn hochgelegene Außenfelder oder, wie öfters, Wiesen an solche Hochebenen grenzen. Aber diese Entsumpfungen sind im Hinblick auf das Endziel, langsamer Abfluß des Wassers, entsprechend auszuführen.

Auch der segensreiche Einfluß der Wälder an Seeküsten oder in Flugsandstrecken verdient Erwähnung. Das zeigen sprechend die Meeresflächen im nördlichen Deutschland, noch mehr diejenigen in Frankreich. Hier fehlt noch vielfältig die Flugsandanhäufung verhindernde Bewaldung, welche die Versandung bindet und weiterer Ausbreitung (Wanderung) des Sandes einen natürlichen Damm entgegensetzt. Es existieren in Preußen mehr als 30000 Hektar Dünen und Sandschollen,

in Frankreich über 70000 Hektar, deren Verbreitung allein durch die eine Schutzmauer bildende Aufforstung von Schutzwaldungen gehemmt werden kann.

Es wird behauptet, daß durchschnittlich im Walde nicht mehr Regen falle als im Felde und auf Freiflächen. Zugegeben, namentlich in dem Regengebiete einer Ebene. Aber diese Seite der Betrachtnahme ist bei der Untersuchung des wohlthätigen Einflusses vom Walde auf das Lokalklima kein wesentlicher Faktor. Es ist vielmehr die wasserhaltende Eigenschaft der Bewaldung dieser Faktor. Er wird erst dann wirksam, wenn die Wolken ihren Tribut gespendet haben. Dann erblicken wir erst in dem Walde ein lebendiges Wasser-Reservoir. Die allgemein bekannte Thatsache, daß Nebel- und Wolkenbildung durch das Aufsteigen des Wasserdunstes aus wärmeren in kältere Regionen entstehen, wendet unser Augenmerk aber naturgemäß auf die Hochlagen der Gebirge. In diesen Höhen mit niederer Temperatur der Luft müssen sich demnach die Wasser-Niederschlagsmengen doch begreiflicherweise gegen diejenigen der Thäler bedeutend vervielfältigen. Die Gebirge sind aber, wie oben dargethan wurde, gegenwärtig wesentlich die eigentliche Heimat der Wälder, und gerade in den höheren Regionen findet die Kondensierung der aufsteigenden Wasserdämpfe der Atmosphäre statt. In der That sind diese Niederschlagsmengen in den Hochgebirgen beträchtlich, wie z. B. in den Alpen, wo sie nach Ermittelungen bis 2000 Millimeter Regenhöhe per Jahr anwachsen können. In Gebirgswäldern steigt die durchschnittliche Regenhöhe mit der Erhebung über das Meeresniveau ungemein, wie folgende Verhältniszahlen beweisen:

bei 600— 700 m Höhe auf	19	Proz.	}	der mittleren Höhe des Niederschlages.
„ 700— 800 m „ „	44	„		
„ 900—1000 m „ „	84	„		

Fehlt es an diesen Orten an Bewaldung, so schießen diese Wasser, den Boden verschwemmend, Klingen und Runsen reißend, die nackten Bergwände herab, während der Wald hier seine hervorgehobene schützende Eigenschaft in jedem Baum und jedem Strauch bewährt und vereint mit der ihn begleitenden Bodendecke die Verheerungen der Tagwasser verhindert.

Wir wollen das schon in allgemeinen Umrissen über das wasserhaltende Vermögen des Waldes Geschilderte in statistisch ermittelten Zahlengrößen darlegen. Der Schirm oder die Krone jedes einzelnen Waldbaumes wirkt schon als ein mechanischer Widerstand, ein Hemmnis gegen den strömenden Regen und andere atmosphärische Niederschläge, indem sich an den verästelten Baumkronen die Gewalt der Regen bricht, in Tropfen zerstäubt, und so die Nässe verlangsamt und zerteilt zu Boden sinkt. Nach Ebermayers Versuchen gelangen von den atmosphärischen Niederschlägen

in Buchenwaldungen	78	Proz. zu Boden und verdampfen auf den Bäumen	22	Proz.
in Fichtenwaldungen	73	„ „ „ „ „ „ „ „	27	„
in Kieferwaldungen	66	„ „ „ „ „ „ „ „	34	„
also durchschnittlich	77	Proz.	23	Proz.

Dies beweist, daß nur etwas über drei Viertel der Niederschläge zu Boden fällt, ein Viertel aber am Waldwachstum hängen bleibt. Dieser Anhang verdunstet teils allmählich, teils läuft er langsam an Zweigen, Ästen und Stämmen herab oder wird vom Winde herabgetrieben zur Bodendecke. Diese letztere empfängt nunmehr zwei Drittel bis drei Viertel des Niederfalls und hält ihn aufsaugend fest.

Nach des Angeführten Versuchen gestaltet sich das Wasseraufnahmevermögen der nachbenannten Waldbodenlaubdecken folgendermaßen:

1	cbm	Moosdecke	nimmt	279,5	kg	oder	282,7	Gewichtsprozente	Wasser	auf
1	„	Buchenlaubdecke	„	176,8	„	„	232,7	„	„	„
1	„	Fichtennadelstreu	„	247,8	„	„	150,3	„	„	„
1	„	Kiefernnadelstreu	„	160,0	„	„	142,6	„	„	„
1	„	Heidestreu	„	78,8	„	„	130,7	„	„	„

Die Verdunstung erfolgt aber (namentlich bei geschlossenem Waldbestande) vermöge der kühleren Temperatur des Waldes, besonders des Gebirgswaldes, seiner feuchteren Luft und seiner Eigenschaft, austrocknende Winde abzuhalten, nur langsam.

Unterſuchungen von Ebermayer und Müttrich thun dar, daß

in Buchenbeständen	verdunsten 40,4 Proz.	und dem Boden erhalten bleiben	59,6 Proz.
in Fichtenbeständen	„ 45,3 „	„ „ „ „ „	54,7 „
in Kiefernbeständen	„ 41,8 „	„ „ „ „ „	58,2 „
in einer freien Kulturfläche aber	„ 90,3 „	„ „ „ „ „	9,7 „

Weber ermittelte, daß in Gebirgswäldern die Verdunstung sogar auf 13 bis 9 Prozent der Niederschlagsmenge sich vermindere, also 87 bis 91 Prozent dem Boden erhalten blieben.

Sollte nach diesen Beweisen, daß erstlich im Gebirgswald viel mehr Niederschläge erfolgen als in demjenigen der Thäler und Ebenen, zum anderen der Wald die Verdunstung so sehr zurückhält, noch ein Zweifel obwalten über die bedeutsame Eigenschaft der Wälder, die Feuchtigkeit zu erhalten und die Quellen nachhaltig zu speisen, also darüber, daß er im allgemeinen einen wesentlich regulierenden Faktor des Klimas abgiebt?

Die vorstehenden Betrachtungen über die Charakteristik und Bedeutung des Waldbodens im großen Haushalt der Natur führen uns zu einer mit unserem Thema in vielen Fällen zusammenhängenden Erscheinung des raschen Anschwellens der fließenden Gewässer. Ein Übel führt andere mit sich. Die Versündigungen, welche durch Verwüstungen an unserem natürlichen Freunde, dem Walde, begangen werden, rächen sich nach vielen Seiten hin. Mit der vernunftwidrigen Abholzung der Waldstrecken, namentlich an hohen Berghängen, in Freilagen, wird nach den obigen Erörterungen der Sammler und Verteiler der Feuchtigkeit, der poröse, schwammige Boden, bloßgelegt, er vertrocknet, wird öde und kahl. Die Tagwasser schießen unbehindert ab und brechen sich, Boden aufwühlend und verschlemmend, Bahn in die Tiefe zu Bach und Fluß. Freilich die heilsame, den Wassersturz verlangsamende und aufhebende Eigenschaft der Waldbodendecke können bei Frost zuweilen Eis- und Schneemassen neutralisieren, ja aufheben, wenn plötzlich Tauwetter große Regen- und Wassermassen erzeugt und den Ebenen zuführt. In solchen Fällen entsteht auch in waldbedeckten Strecken das Nachteilige, was die kahlen, unbewaldeten Hänge jederzeit charakterisiert. Aber glücklicherweise sind diese und ähnliche Fälle, wie die Folgen von Eisanstauungen, seltener, da die Hochfluten doch meist im Spätherbst und Frühjahr entstehen, dagegen den Winter vornehmlich jene trockenen, kalten Luftströmungen unter durchschnittlich tiefen Barometerständen begleiten. Die anderen Jahreszeiten mit ihren Temperaturwechseln erzeugen in der Regel die starken, anhaltenden Regenmassen mit ihren Hochfluten, und der Waldboden besitzt zu diesen Zeiten seine normale Eigenschaft. Im übrigen stellen auch zur kälteren Jahreszeit Baumbeastung und Verzweigung, sowie das hervorgehobene mannigfaltige Bewachsensein des Waldes und seines Bodens immerhin noch vielfache Hemmnisse allzu jähen Wasserstürzen entgegen.

Die Erörterungen über die wichtige Rolle von Wald und Waldboden bei Naturereignissen führen zur Berührung einer bemerkenswerten Thatsache in unseren volkswirtschaftlichen Verhältnissen. Sollte man es denken, daß man mit dieser Schutzdecke des Waldbodens vielfach abscheulich wirtschaftet! Es herrscht ein allgemein verbreitetes Vorurteil unter den Landwirten, daß der Wald durch Nutzung der Laub- und Moosdecke, der sogenannten Waldstreu, nicht beeinträchtigt werde. Dieses Vorurteil aber nistet im Eigennutze, das Laub als Stallstreu und Dünger dem Felde zuzuweisen. Abgesehen von armen Landstrichen, deren Feldwirtschaft in Notjahren dies Surrogat bedarf, ist die Streulaubnutzung ein freventlicher Raub an dem so wichtigen Nationaleigentum. Schon längst hat dies jede geregelte Forstwirtschaft eingesehen und sich gegen diese „Pest der Wälder“ mit allem Ernste einer besseren Einsicht gewendet. Nur große, geregelte Waldverbände können hier gründliche Abhilfe verschaffen gegenüber der Raubwirtschaft der Privatwaldbesitzer.

Bei der Aufforstung von Schutzwaldungen möchte übrigens der Anbau des Hochwaldes als Regel zu empfehlen sein. Die seitherige überhandgenommene Kulturart in den Gebirgswaldungen ist der Nieder- (Eichenschäl-) und Mittelwaldbetrieb. Der Niederwald ist aber seines kurzen Umtriebes von zwölf bis zwanzig Jahren halber nicht zweckentspre-

chend, denn die jeweilige Abholzung einer Schlagfläche nach Ablauf dieses kurzen Zeitraumes legt den Boden öfters bloß, fördert dessen Abschwemmung und bringt nach und nach seine schützenden Eigenschaften herunter. Der viel stärkere Abfluß der Meteorwasser im Niederwald im Vergleich zum pfleglichen Hochwald ist forstlicherseits erwiesen. In den weitaus meisten Fällen, besonders auf devastierten Flächen wird sich die Aufforstung mit Nadelholz vor der mit Laubholz bewähren, da die Genügsamkeit und größere Schnellwüchsigkeit der ersteren Holzarten, weiter aber die bodenbessernde und schützende Eigenschaft derselben eine bekannte Thatsache ist. Wird auf sehr ödem Terrain Niederwald gewählt, oder ist daselbst solcher vorhanden, dann wird Mischung (wenn nicht totaler Anbau) mit Nadelholz geboten sein. Noch kommt aber neben der Betriebsart (Hochwald oder Niederwald) und Holzart die Art der Bewirtschaftung solcher Bewaldungen auf Ödlandsflächen in Frage. Unbedingt verwerflich ist die gewohnheitsmäßige, unsinnige der vertikalen schlagmäßigen Abholzung der Hänge (von oben nach unten), wie sie die Haubergshiebe der Privatwaldbesitzer so häufig zeigen. Die horizontale Schlageinteilung und deren Hieb an dem Hange her muß unbedingte Regel bilden, also daß die Schlagfolge von oben nach unten in wagerechten Streifen erfolgt, wodurch zu Thal stets noch Bewaldung vorhanden ist.

Aus diesen skizzierten forstwirtschaftlichen Andeutungen leuchtet schon von selbst das real Gebotene ein, daß der Staat den Ankauf solcher notwendig aufzuforstenden Territorien unternehmen müsse, um in der kürzesten Zeit und in der rationellsten Weise jene berührten normalen Bodenstockungsverhältnisse herzustellen. Durch solche Acquisition wären auch alle weitläufigen, meist gar nicht oder doch äußerst schwierig durchführbaren gesetzlichen Bestimmungen zur Erreichung der Aufforstung ganz überflüssig, entbehrlich. Die Anlage und Bewirtschaftung käme in die Hände rationeller Verwaltung, und deren Ausführung gestaltete sich von selbst auf die beste Art. Allerdings müßten Maßregeln ergriffen werden zur Expropriation solcher Strecken, die rasch zum Ziele führten. Österreich hatte gewiß die Anberaumung des besprochenen Kongresses im Hinblick auf seine enormen, durch Mißwirtschaft erfolgten Entwaldungen auf mehr als einer halben Million Hektare, die Ödflächen geworden, für höchst geboten erachtet, und wird sich der Einsicht bewußt sein, daß die so notwendig gewordenen Aufforstungen dieser kahlen Strecken am besten und schnellsten erfolgen können, wenn sie in das Eigentum und die Obhut des Staates übergehen.

Es liegt außerhalb der Grenze dieser Abhandlung, das Thema über die Gegenmittel gegen die Kalamität der Überschwemmungen oder Hochfluten in Hinsicht baulicher Vorkehrungen und künstlicher Anlagen von Hemmnissen in den entsprechenden Lokalitäten der Fluß- und Stromgebiete ausführlich zu besprechen, geschweige denn über die Herrichtung größerer Wasserbauten sich des näheren zu verbreiten.

Es möge hier nur eine auszügliche Aufzählung aus der in der obigen Fußnote angeführten Broschüre über die angedeuteten Vorbeugungsanstalten, sowie eine gleiche Erörterung über die Aufforstung von Höhenlagen des Stromgebietes vom Rheine, als gewiß von hohem Interesse, Platz finden.

Es werden von Koch in Betracht gezogen die Quellen, obgleich selbst die stärksten notorisch für das Anschwellen der Gebirgswässer im allgemeinen von keiner großen Bedeutung sein mögen. Solche liegen meist in oder an Wiesenthälern, und hier dienen sie sprechend für den Zweck der Bewässerung oder des Überrieselns, welcher Zweck denn auch in jedem Einzelfalle zu gebrauchen ist, um den Wasserabfluß zu den Thälern zu vermindern, indem viele Teilgräbchen das Quellwasser aufnehmen und teils die Verdunstung, teils das Versickern befördern helfen. An Einhängen rasch abfließende Quellen dämmt man mittels eines Horizontalgrabens ab.

Aus den Einhängen entspringen weiter kleinere und größere Wasserrinnen, welche das Anschwellen der Gebirgsbäche schon bedeutender fördern. Die kleineren hemmen ebenfalls Horizontalgraben mit unterhalb angebrachtem Damme; bei den größeren und tieferen sind meistens mehrere Dammgräben vonnöten; bei sehr verbreiterten und tief eingerissenen empfiehlt sich die Anlage von

Coupierzäunen, Vorrichtungen aus Eichenpfahlwerk, das nötigenfalls mit Faschinen, sonst aber mit Flechtruten, Weidenstecklingen, Rasen und Steinen befestigt und verdichtet und in Bogenform schräg bergauf geführt wird.

Die Wasserläufe auf gelockertem Schiffellande verdienen besondere Beachtung, da sie meist bedeutende, der Aufforstung erhebliche Hindernisse bereitende Abschwemmungen der Bodenkrume verursachen. Diese sowie die Nebenbäche ohne Wiesenthäler, welche oft, als von schluchtförmigen Seitenhängen eingeschlossen, bei starken Regengüssen große Massen von Wasser mit Erdgerölle und Sand zu Thal führen, müssen unschädlich gemacht werden teils durch Anlage großer Wasserreservoire, teils durch kleine Wasserfälle aus Mauerwerk, sowie am besten durch dicht stehende Coupierzäune in Verbindung mit Horizontalgräben. Alle diese Vorrichtungen werden mit sehr starkem, dauerhaftem Dammwerk hergestellt; sie bedürfen aber zeitweiser Ausräumung von Anschlemmungen, sowie auch hin und wieder das Bachbett zwischen den entfernt gelegenen Reservoiren geregelt werden muß. Den kostspieligen Reservoiren ist vielfach Mauerwerk mit Kaskade vorzuziehen, besonders wo das Bachbett starkes Gefälle aufweist. Gegenteilig bei geringerem Gefälle des Bettes sind am Platze Regulierungen mittels Coupierzäunen.

Der Waldverwüstung reihen sich andere im einzelnen kleine, in ihrer Totalwirkung aber anwachsende, vielfach unbewußt begangene Fehler an in dem neueren Bestreben, jede, auch die kleinste, Strecke in den Waldungen durch Ableitungsgräben zu entwässern, wo die Beschaffenheit des Terrains es gar nicht notwendig gebietet; ferner in Wiesen den natürlichen gewundenen Lauf der Bäche durch Streckung ohne weiteres zu kürzen und mittels Drainage in Fluren und Wiesen alle Nässe und Feuchtigkeit rasch zu entführen.

Dies regulierende Eingreifen gleichsam um jeden Preis in die uns umgebende Natur hat dann, neben nicht zu leugnenden ökonomischen Vorteilen, im großen ganzen jene Kalamität der Hochfluten teilweise mit zum Vorschein bringen helfen. Es sind nämlich bei solchen, bloß auf lokale Strecken und Verhältnisse sich beschränkenden Regulierungen die Rücksichten auf weitere Kreise, selbst die nächste Nachbarschaft nur zu oft ausgeschlossen. Die Summe aller solcher lokalen Regulierungen wird und kann nur weitaus in den meisten Fällen sehr ungünstig wirken, weil eben die Ausführungen nur nahen und nächstliegenden Vorteilen gelten. Der Mangel an Planmäßigkeit und einem gemeinnützigen Ziele bei der Ausführung dieser oft heterogenen Zwecken dienenden Verbesserungen der Wasserläufe bewirkt öfters eine Förderung der Überschwemmungen.

Der Lauf der Hauptbäche und Flüsse im Gebirge bedarf verhältnismäßig wenig regulierende Vorkehrungen, sobald die angedeuteten Vorsichtsmaßregeln an den kleineren Zuflüssen der Gebirge Platz gegriffen haben. Vorzugsweise müssen bewaldete Ufer der Hauptbäche und Flüsse des Gebirgs erhalten bleiben, da das Uferholz den schnellen Abfluß des Wassers hindert. Das Gegenteil muß in Wiesen stattfinden, namentlich wenn, wie so oft, sie durchfließende Gebirgsbäche starkes Gefälle haben. Hier sind Baum und Gesträuch zu entfernen, um die Aushöhlung und den Einsturz der Ufer zu verhüten. Bepflanzen der letzteren mit Weiden, die stetig auf den Stock zum dichten Ausschlage zu setzen sind, wodurch ein fichtliches Hemmnis dem raschen Wasserlauf geschaffen wird, muß hier Regel sein.

„Das Gebiet des Rheinstromes“ — heißt es in der Abteilung „Schlußbetrachtungen“ in der angeführten Broschüre von Koch — „umfaßt in Deutschland mehr als 1700 Quadratmeilen; es ist dabei Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg, Bayern, Hessen und Preußen vertreten. Rechnet man die Ebenen und Niederungen ab, so werden noch immer mehr als 1000 Quadratmeilen übrig bleiben, die mehr oder weniger gebirgig sind, und auf diesem großen Gebiete werden sich annähernd etwa 80000 Hektar Öd- und Schiffelländereien in Einhängen befinden, die aufgeforstet werden müßten!“

„Der durchschnittliche Kostenaufwand für Aufforstung wird etwa 90 Mark pro Hektar betragen, also für 80000 Hektar 7200000 Mark; hierzu würden die Kosten der Arbeiten für die Herstellung eines langsamen Abflusses der Gebirgswässer treten, die in Bausch

und Bogen zu 8000000 Mark veranschlagt werden, Summa 15200000 Mark."

Zur Ausführung dieser Arbeiten innerhalb zehn Jahren beliefen sich nach Koch die durchschnittlich-jährlichen Kosten auf 1520000 Mark, eine Summe weit unter den Jahreszinsen der durch die beiden Rheinüberschwemmungen anfangs der achtziger Jahre verursachten Kapitalverluste von über 50000000 Mark.

Nach dem jetzigen Stande der Meteorologie, sowie dem Mangel an genauen Ermittelungen des Verhältnisses von Regenmassen zu der Abfluß- und Versickerungsmenge auf verschiedenen Lokalitäten ist man aber bei der Lösung der Frage über die Schutz-Gegenmittel gegen die Hochfluten unserer Gewässer im allgemeinen in einer ähnlichen Situation wie bei der Kalamität in Mäuse- oder Raupenfraß-Jahren: den gewaltigen Naturereignissen mit verhältnismäßig unzureichenden Kräften und Mitteln gegenüber. Aber der unbeugsame Forschersinn, ein thatkräftiges, wissenschaftliches und praktisches Vorwärtsstreben, dem der Staat durch gesetzliche Bestimmungen und organische Anordnungen auf dem Fuße folgen soll, läßt sich nicht entmutigen, um säumig stille zu stehen; die Aufgabe der Wissenschaft wird nur um so höher sich steigern müssen zum Enträtseln der berührten Naturgewalten und zur Auffindung von Vorbeugungsmitteln gegen die Wirkungen derselben.

Hier käme der Eingangs unserer Abhandlung hervorgehobene internationale Standpunkt zur Geltung, wonach das Ausland, welches in seinen Quellengebieten und Wasserzuflüssen mit dem Rheinstrome in Beziehung steht, in das Gesamtinteresse hereinzuziehen sei.

Das Deutsche Reich müßte unserer Ansicht nach die nicht aufzuschiebenden Bewaldungen und Regulierungen der Wasserläufe in die Hand nehmen, um nach einem geplanten gleichartigen Systeme vorgehen zu können. Es ist lebhaft zu wünschen, daß dem großen Unheil der Überschwemmungen, wie sie die Neuzeit gebracht, ernstes Nachdenken und Bestreben gewidmet und nach Erlangung von hinlänglichen Argumenten und Mitteln thatkräftigst vorgebeugt werde, wie mit der Waldschutzfrage bereits begonnen ist.





Litterarische Notizen.

Aus der rührigen Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau ist in der neuesten Zeit eine Reihe von Werken hervorgetreten, welche nach Form und Inhalt empfohlen werden können. Wir möchten dabei zunächst zwei Werke hervorheben, welche als Grundlagen für die Länder- und Völkerkunde, sowie als eine recht geeignete und umfassende Einführung in den Reiseverkehr der Gegenwart angesehen werden dürfen. Beide Werke liegen in der zweiten Auflage vor. **Unsere Erde.** Astronomische und physische Erdbeschreibung. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde von A. Jacob. Zweite unter Mitwirkung von J. Plaßmann wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 138 Abbildungen, einer Spektraltafel und zwei Karten. — Das Werk giebt in populärer, allgemein verständlicher Darstellung einen Überblick über die Arten der Himmelskörper, ihre Bahnen, ihre Bewegung, ihr Licht u. s. w. In historischer Folge sind die Weltsysteme des Ptolemäus, Kopernikus u. s. w. entwickelt. Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Stellung der Erde im Weltsystem behandelt und die Wechselbeziehungen zwischen Erde, Mond und Sonne. Der zweite Abschnitt des Werkes behandelt die Lufthülle der Erde, der dritte das Meer, der vierte die Kontinentalwelt. Überall ist darauf Bedacht genommen, neben den Resultaten auch den Gang der Forschung zu berücksichtigen, ferner die Möglichkeit der Forschungen zu erklären an der Hand der Fortschritte der Technik und mit der Beschreibung der Instrumente, welche für die astronom-physischen Forschungen konstruiert worden oder welche dieselben ermöglichten.

Dem genannten Werke schließt sich in logischer Folge an: **Der Weltverkehr.** Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwickelung dargestellt von Dr. Michaelis Geistbeck. Mit 161 Abbildungen und 59 Karten. Das Werk umfaßt von den Anfängen der Schiffahrt an in allgemein faßlicher und anschaulicher Darstellung die Schiffahrt der Alten, des Mittelalters und der Neuzeit. Ferner die Geschichte der Dampfschiffahrt, die Fortschritte der Nautik in neuester Zeit einschließlich der Meteorologie, der seemännischen Instrumente, der Fortschritte auf dem Gebiete des Kartenwesens und der Hydrographie und des Schiffsbauwesens, sowie die Seebauten und Hafenanlagen der Neuzeit. Besondere Kapitel sind den Gefahren der Schiffahrt und den Mitteln zur Sicherung des Seeverkehrs, sowie dem Rettungswesen zur See gewidmet. Die bedeutendsten Dampfschiffahrtsgesellschaften der Erde erfahren eine besondere Behandlung, wichtige Übersichten und Statistiken über die Dampfschiffahrt im Dienste der Weltpost, über die überseeischen Postdampfschiffahrtslinien Europas u. s. w. vervollständigen diesen für die Geschichte und Kenntnis der Gegenwart überaus wichtigen Teil. Der zweite Teil umfaßt das Eisenbahnwesen mit seiner Geschichte, seinen Fortschritten und seinem gegenwärtigen Bestande in allen fünf Erdteilen. Besondere Kapitel sind hier dem Stadtbahnwesen in seinen verschiedenen Formen und der Statistik des Eisenbahnwesens gewidmet. Im dritten Teil, der Schilderung der Weltpost, befindet sich abgesehen von der gesamten Geschichte des Postwesens vom Altertum bis auf die neueste Zeit eine höchst interessante Schilderung der Mittel des Postverkehrs und seiner Formen, sowie eine geschichtliche Darstellung des Briefes, der Freimarke, der Postkarte und der Zeitung. Der vierte und letzte Teil umfaßt Telegraphie und Fernsprechwesen.

Wenn die beiden vorstehenden Werke geeignet sind, einen Überblick über unsere Erde und ihre Verkehrsmittel zu geben, so bieten einige weitere Werke desselben Verlags höchst anschaulich geschriebene und auf die Allgemeinheit berechnete Schilderungen einzelner Länder. **Persien.** Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden herausgegeben von J. Bleibtreu. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. — Das vorliegende, äußerst kompendiöse, nur 205 Seiten umfassende Werkchen bietet eine überaus faßlich gehaltene und anregend geschriebene Übersicht über das Reich des Schah. Natur und Geschichte des Landes bilden die Einführung. Ein besonderer Wert ist auf das heutige Persien gelegt, dessen Bevölkerungsverhältnisse nach ethnographischer und kultureller Hinsicht eine ausgiebige Würdigung erfahren haben, die Landes-

von der trüben, dunstigen Atmosphäre des wälderreichen Germaniens mit seinen großen Sumpfstrecken. Hier wirft unser Geist an der Hand anerkannt wahrheitsgetreuer Geschichtschreibung einen Blick in die Vegetations- und klimatischen Verhältnisse unseres Vaterlandes vor mehr als 1800 Jahren. Es war ein Waldland mit vielen Sümpfen und seine Luft war trübe und feucht. Es war also damals das Gegenteil von seiner jetzigen klimatischen und landschaftlichen Charakteristik, es war von der Beschaffenheit und vielfach von den gewaltigen Katastrophen der Überschwemmungen begleitet, wie sie uns so manche Urwaldstrecken Amerikas noch bieten. Diese extreme Eigentümlichkeit unseres Vaterlandes in seinem primitiven Zustande ist in ihren Folgen ebenso lehrreich für das Wesen unserer Frage, als die Erscheinungen ihrer Gegenseite, die vom Wald entblößten Landstrecken. Die Auslichtung des Urwaldes zu Feld hat die Moräste der Thalsohlen entfernt und die Summe der durchschnittlichen Jahreswärme erhöht. Aber nur bis zu einer gewissen Grenze bewährt sich dieses günstige ebenmäßige Verhältnis. Geht man zu weit in der Verminderung der Bewaldung und verfällt in das andere Extrem der Entwaldung oder Waldverwüstung, so stellen sich dieselben Erscheinungen her, welche wir in dem anderen Extrem, der Urbewaldung, oft erblicken: die Hochfluten. Die ausgleichende Mitte in der Verteilung dieser territorialen Naturerscheinungen ist eben das zu erforschende, das zu erreichende Ziel.

Es wird die Erkenntnis hiervon aber oft sehr schwierig, weil der ursächliche Zusammenhang von Naturereignissen mit der uns umgebenden Naturgestaltung von so verschiedenen örtlichen Verhältnissen beeinflußt und hervorgerufen zu werden pflegt, die das Bild von Ursache und Wirkung oft ineinander verschieben. Daß die beiden nebeneinander bestandenen landschaftlichen Natureigentümlichkeiten in den Zeiten unserer Urväter — Wald und angehäufte Feuchtigkeit, Sumpfbildung — Zeugnis von der Wechselwirkung zwischen Wald und Atmosphäre, sowie deren massenhaften Niederschlägen geben, scheint zweifellos. Aber es bedarf nicht dieses, wenngleich sehr lehrreichen Rückblickes in die ferne Vergangenheit. Die Gegenwart zeigt jedem aufmerksamen Naturkundigen, daß da, wo dichtes Pflanzenwachstum Flächen überzieht, die Niederschläge, wie Tau, Reif, Schnee, Regen, und die daraus hervorgehende Verdunstung, entgegen allen freien kahlen Strecken, häufiger zum Vorschein kommen. Der Wald dampft von Dünsten mancher Art, die Wiesenthäler erheben ihren Nebel und strotzen morgens und abends von Tau. Nun betrachte und untersuche man die Decke des Bodens im Walde und in Wiesengründen. Zuerst die obere noch nicht in Verwesung übergegangene Blätter- und Moosschicht des Waldbodens, sodann die allmählich tieferen mit den Blattrippen- und Nadelresten und den schon vermoderten organischen Gebilden, der erstaunlichen Menge von Zaserwurzeln der Baum- und übrigen Vegetation, mit einem Worte die forstlich sogenannte Humuslage über der durch diese ebenfalls gelockerten Dammerde: — breitet diese Bodendecke nicht ein feinmaschiges Riesennetz oder auch ein vielfach verdoppeltes gewaltiges Sieb über das Erdreich aus, das die atmosphärischen Niederschläge auffangt und durch sein Gewebe allmählich durchsickern läßt? Die stärksten Sprüh- und Platzregen werden sogar an schroffen Berghängen in diesem porenreichen Naturpolster wie in einem großen Schwamme aufgefangen, eingesogen und kontinuierlich teils der Bodentiefe, teils in Dunstform wieder der Atmosphäre zugeführt. Sodann zeigt uns das Wiesenwachstum in den oberen Lagen des Wurzelgeflechtes dasselbe Auffangungsvermögen von Feuchtigkeit wie die Waldbodendecke, und je mehr Moosgeflechte die Wiesenkrescenz enthält, in desto höherem Grade tritt diese Erscheinung hervor. Hier aber in der freien Lage der Wiesenflächen fällt uns sogleich eine andere Eigenschaft des Gras- und Kräuterwachstums in die Augen: die rasche Verdunstung; — während der Waldboden die empfangenen Niederschläge weit mehr festhält und ungleich langsamer, meist durch die Respiration seiner Blätter, wieder in die Atmosphäre abgiebt. In noch viel höherem Maße entdeckt man die Verdunstungsneigung an ganz von Wachstum entblößten Flächen, wie ihn uns kahle Bergwände, Wüstungen und Ödländereien zei-

gen. Hier stoßen wir auf ein ganz anderes Verhalten, auf das Gegenteil von bewaldetem Boden. Auf den entblößten Strecken schießt der Regen an den Hängen herunter, unaufgehalten, jählings, Erdrisse und Geröllabschwemmungen verursachend und in seinem ungehemmten Lauf in der Tiefe oft ominöse Anschwellungen der Bäche und Flüsse bewirkend. Solche kahlen Hänge und Strecken können in der Regel nur wenig Feuchtigkeit aufnehmen, viel weniger noch ins Erdreich sickern lassen. Diese nachteilige Eigenschaft erhöht sich, wenn der Boden flachgründig und mit einem hochgehenden undurchlässigen Untergrunde versehen ist; wie er wiederum aber auch, wenngleich im allgemeinen selten, durch natürliche Zerklüftung, Felsrisse und Höhlungen die Fähigkeit rascher Aufnahme der Tagwasser besitzen kann. Immer aber wird auch selbst ein solches Terrain durch pfleglichen Waldwuchs und dessen schützende Bodendecke in der günstigen Eigenschaft gewinnen, den raschen Abfluß der Meteorwasser zu mäßigen. Die bis zur Thalsohle kahlen Hänge sind einseitig, trocken und öde. Ihre Einseitigkeit zeigt sich auch noch darin, daß sie zwei Extreme mit sich führt: in den oberen Lagen entschiedene Trocknis, in den unteren oft Überfluß von Feuchtigkeit bezw. Nässe, welche sich nur dann halten kann, wenn daselbst sich der natürliche Schutz von Waldbeschirmung mit Bodendecke vorfindet. Ist dies nicht der Fall, dann schicken solche Terraingestaltungen bei anhaltenden Niederschlägen — wie schon angedeutet — die rapidesten Zuflüsse zu den Wasserläufen. An solchen Orten sucht man auch meist vergeblich nach Quellen. Aber ein gut konservierter Gebirgswald weist sie um so vielfältiger auf. Wer wollte hier keinen ursächlichen, natürlichen Zusammenhang zwischen Waldwachstum überhaupt und Atmosphäre und in beider Totalwirkung nicht einen Teil der Herstellung des Lokalklimas erkennen? Und nun endlich die Windströmungen — wird deren Gewalt durch die Wälder, diese eigentlichen Schutzmauern, nicht gebrochen, ihre austrocknende Wirkung auf die Fluren nicht gemäßigt? Ist dieser mechanische Schutz nicht schon ein Regulator der Luft, also ein mitbildender Faktor des Klimas? — Er wird dies in sichtlich erhöhtem Grade, wenn er die Wetterseite der Gebirgszüge einnimmt, also im Hinblick auf Deutschland die Süd- west- und Westseiten, auf welchen vorherrschend auch die meteorischen Niederschläge erfolgen. Der Wald in Begleitung der lokalen Figurationen unserer Erde, abgesehen von der geographischen Lage bestimmter Länderstrecken, ist ein erheblicher Erzeuger des Lokalklimas. Was macht die Sommer und Winter Nordamerikas so intensiv? Die Richtung der Haupthöhenzüge auf diesem Erdteil. Die Gebirge gehen dort meist von Norden nach Süden, lassen also ebensosehr der Sonne und den Äquatorial- als den Polarströmungen offenen Zugang. Was bedingt aber den klimatischen Lokalcharakter einer Länderstrecke wesentlich mehr, als eine geschützte Lage, oder aber eine exponierte?

Eine andere nachteilige Erscheinung bieten die Ränder und Mulden der Hochebenen, denen ergiebiges Gefälle fehlt; hier entstehen sumpfige Stellen und Strecken, welche bei nassen Jahren und jähen Regenströmen Überschwemmungen schon in den bebauten Hochlagen bewirken können, wie deren manche im westlichen und südöstlichen Deutschland vorkommen, z. B. im hessischen Vogelsberg und insbesondere auf den Plateaus des bayerischen Hochlandes. Hier tritt allerdings um so mehr der Einfluß der Aufsaugung und Sickerung des Waldbodens, wie er anderwärts obwaltet, zurück, als die Versumpfung von einem sehr flachgründigen, felsigen oder aber thonigen, undurchlassenden Untergrund verursacht wird. In solchen Verhältnissen ist Entsumpfung geboten, besonders wenn hochgelegene Außenfelder oder, wie öfters, Wiesen an solche Hochebenen grenzen. Aber diese Entsumpfungen sind im Hinblick auf das Endziel, langsamer Abfluß des Wassers, entsprechend auszuführen.

Auch der segensreiche Einfluß der Wälder an Seeküsten oder in Flugsandstrecken verdient Erwähnung. Das zeigen sprechend die Meeresflächen im nördlichen Deutschland, noch mehr diejenigen in Frankreich. Hier fehlt noch vielfältig die Flugsandanhäufung verhindernde Bewaldung, welche die Versandung bindet und weiterer Ausbreitung (Wanderung) des Sandes einen natürlichen Damm entgegensetzt. Es existieren in Preußen mehr als 30000 Hektar Dünen und Sandschollen,

in Frankreich über 70000 Hektar, deren Verbreitung allein durch die eine Schutzmauer bildende Aufforstung von Schutzwaldungen gehemmt werden kann.

Es wird behauptet, daß durchschnittlich im Walde nicht mehr Regen falle als im Felde und auf Freiflächen. Zugegeben, namentlich in dem Regengebiete einer Ebene. Aber diese Seite der Betrachtnahme ist bei der Untersuchung des wohlthätigen Einflusses vom Walde auf das Lokalklima kein wesentlicher Faktor. Es ist vielmehr die wasserhaltende Eigenschaft der Bewaldung dieser Faktor. Er wird erst dann wirksam, wenn die Wolken ihren Tribut gespendet haben. Dann erblicken wir erst in dem Walde ein lebendiges Wasser-Reservoir. Die allgemein bekannte Thatsache, daß Nebel- und Wolkenbildung durch das Aufsteigen des Wasserdunstes aus wärmeren in kältere Regionen entstehen, wendet unser Augenmerk aber naturgemäß auf die Hochlagen der Gebirge. In diesen Höhen mit niederer Temperatur der Luft müssen sich demnach die Wasser-Niederschlagsmengen doch begreiflicherweise gegen diejenigen der Thäler bedeutend vervielfältigen. Die Gebirge sind aber, wie oben dargethan wurde, gegenwärtig wesentlich die eigentliche Heimat der Wälder, und gerade in den höheren Regionen findet die Kondensierung der aufsteigenden Wasserdämpfe der Atmosphäre statt. In der That sind diese Niederschlagsmengen in den Hochgebirgen beträchtlich, wie z. B. in den Alpen, wo sie nach Ermittelungen bis 2000 Millimeter Regenhöhe per Jahr anwachsen können. In Gebirgswäldern steigt die durchschnittliche Regenhöhe mit der Erhebung über das Meeresniveau ungemein, wie folgende Verhältniszahlen beweisen:

bei 600— 700 m Höhe auf	19	Proz.	der mittleren Höhe des Niederschlages.
„ 700— 800 m „ „	44	„	
„ 900—1000 m „ „	84	„	

Fehlt es an diesen Orten an Bewaldung, so schießen diese Wasser, den Boden verschwemmend, Klingen und Runsen reißend, die nackten Bergwände herab, während der Wald hier seine hervorgehobene schützende Eigenschaft in jedem Baum und jedem Strauch bewährt und vereint mit der ihn begleitenden Bodendecke die Verheerungen der Tagwasser verhindert.

Wir wollen das schon in allgemeinen Umrissen über das wasserhaltende Vermögen des Waldes Geschilderte in statistisch ermittelten Zahlengrößen darlegen. Der Schirm oder die Krone jedes einzelnen Waldbaumes wirkt schon als ein mechanischer Widerstand, ein Hemmnis gegen den strömenden Regen und andere atmosphärische Niederschläge, indem sich an den verästelten Baumkronen die Gewalt der Regen bricht, in Tropfen zerstäubt, und so die Nässe verlangsamt und zerteilt zu Boden sinkt. Nach Ebermayers Versuchen gelangen von den atmosphärischen Niederschlägen

in Buchenwaldungen	78 Proz.	zu Boden und verdampfen auf den Bäumen	22 Proz.
in Fichtenwaldungen	73 „	„ „ „ „ „ „ „	27 „
in Kiefernwaldungen	66 „	„ „ „ „ „ „ „	34 „
also durchschnittlich	77 Proz.		23 Proz.

Dies beweist, daß nur etwas über drei Viertel der Niederschläge zu Boden fällt, ein Viertel aber am Waldwachstum hängen bleibt. Dieser Anhang verdunstet teils allmählich, teils läuft er langsam an Zweigen, Ästen und Stämmen herab oder wird vom Winde herabgetrieben zur Bodendecke. Diese letztere empfängt nunmehr zwei Drittel bis drei Viertel des Niederfalls und hält ihn auffangend fest.

Nach des Angeführten Versuchen gestaltet sich das Wasseraufnahmevermögen der nachbenannten Waldbodenlaubdecken folgendermaßen:

1	cbm	Moosdecke	nimmt	279,5	kg	oder	282,7	Gewichtsprozente	Wasser auf
1	„	Buchenlaubdecke	„	176,8	„	„	232,7	„	„ „
1	„	Fichtennadelstreu	„	247,8	„	„	150,3	„	„ „
1	„	Kiefernnadelstreu	„	160,0	„	„	142,6	„	„ „
1	„	Heidestreu	„	78,8	„	„	130,7	„	„ „

Die Verdunstung erfolgt aber (namentlich bei geschlossenem Waldbestande) vermöge der kühleren Temperatur des Waldes, besonders des Gebirgswaldes, seiner feuchteren Luft und seiner Eigenschaft, austrocknende Winde abzuhalten, nur langsam.

Untersuchungen von Ebermayer und Müttrich thun dar, daß

in Buchenbeständen	verdunsten	40,4	Proz.	und	dem	Boden	erhalten	bleiben	59,6	Proz.
in Fichtenbeständen	„	45,3	„	„	„	„	„	„	54,7	„
in Kiefernbeständen	„	41,8	„	„	„	„	„	„	58,2	„
in einer freien Kulturfläche aber	„	90,3	„	„	„	„	„	„	9,7	„

Weber ermittelte, daß in Gebirgswäldern die Verdunstung sogar auf 13 bis 9 Prozent der Niederschlagsmenge sich vermindere, also 87 bis 91 Prozent dem Boden erhalten blieben.

Sollte nach diesen Beweisen, daß erstlich im Gebirgswald viel mehr Niederschläge erfolgen als in demjenigen der Thäler und Ebenen, zum anderen der Wald die Verdunstung so sehr zurückhält, noch ein Zweifel obwalten über die bedeutsame Eigenschaft der Wälder, die Feuchtigkeit zu erhalten und die Quellen nachhaltig zu speisen, also darüber, daß er im allgemeinen einen wesentlich regulierenden Faktor des Klimas abgiebt?

Die vorstehenden Betrachtungen über die Charakteristik und Bedeutung des Waldbodens im großen Haushalt der Natur führen uns zu einer mit unserem Thema in vielen Fällen zusammenhängenden Erscheinung des raschen Anschwellens der fließenden Gewässer. Ein Übel führt andere mit sich. Die Versündigungen, welche durch Verwüstungen an unserem natürlichen Freunde, dem Walde, begangen werden, rächen sich nach vielen Seiten hin. Mit der vernunftwidrigen Abholzung der Waldstrecken, namentlich an hohen Berghängen, in Freilagen, wird nach den obigen Erörterungen der Sammler und Verteiler der Feuchtigkeit, der poröse, schwammige Boden, bloßgelegt, er vertrocknet, wird öde und kahl. Die Tagwasser schießen unbehindert ab und brechen sich, Boden aufwühlend und verschlemmend, Bahn in die Tiefe zu Bach und Fluß. Freilich die heilsame, den Wassersturz verlangsamende und aufhebende Eigenschaft der Waldbodendecke können bei Frost zuweilen Eis- und Schneemassen neutralisieren, ja aufheben, wenn plötzlich Tauwetter große Regen- und Wassermassen erzeugt und den Ebenen zuführt. In solchen Fällen entsteht auch in waldbedeckten Strecken das Nachteilige, was die kahlen, unbewaldeten Hänge jederzeit charakterisiert. Aber glücklicherweise sind diese und ähnliche Fälle, wie die Folgen von Eisanstauungen, seltener, da die Hochfluten doch meist im Spätherbst und Frühjahr entstehen, dagegen den Winter vornehmlich jene trockenen, kalten Luftströmungen unter durchschnittlich tiefen Barometerständen begleiten. Die anderen Jahreszeiten mit ihren Temperaturwechseln erzeugen in der Regel die starken, anhaltenden Regenmassen mit ihren Hochfluten, und der Waldboden besitzt zu diesen Zeiten seine normale Eigenschaft. Im übrigen stellen auch zur kälteren Jahreszeit Baumbeastung und Verzweigung, sowie das hervorgehobene mannigfaltige Bewachsensein des Waldes und seines Bodens immerhin noch vielfache Hemmnisse allzu jähen Wasserstürzen entgegen.

Die Erörterungen über die wichtige Rolle von Wald und Waldboden bei Naturereignissen führen zur Berührung einer bemerkenswerten Thatsache in unseren volkswirtschaftlichen Verhältnissen. Sollte man es denken, daß man mit dieser Schutzdecke des Waldbodens vielfach abscheulich wirtschaftet! Es herrscht ein allgemein verbreitetes Vorurteil unter den Landwirten, daß der Wald durch Nutzung der Laub- und Moosdecke, der sogenannten Waldstreu, nicht beeinträchtigt werde. Dieses Vorurteil aber nistet im Eigennutze, das Laub als Stallstreu und Dünger dem Felde zuzuweisen. Abgesehen von armen Landstrichen, deren Feldwirtschaft in Notjahren dies Surrogat bedarf, ist die Streulaubnutzung ein freventlicher Raub an dem so wichtigen Nationaleigentum. Schon längst hat dies jede geregelte Forstwirtschaft eingesehen und sich gegen diese „Pest der Wälder“ mit allem Ernste einer besseren Einsicht gewendet. Nur große, geregelte Waldverbände können hier gründliche Abhilfe verschaffen gegenüber der Raubwirtschaft der Privatwaldbesitzer.

Bei der Aufforstung von Schutzwaldungen möchte übrigens der Anbau des Hochwaldes als Regel zu empfehlen sein. Die seitherige überhandgenommene Kulturart in den Gebirgswaldungen ist der Nieder- (Eichenschäl-) und Mittelwaldbetrieb. Der Niederwald ist aber seines kurzen Umtriebes von zwölf bis zwanzig Jahren halber nicht zweckentspre-

chend, denn die jeweilige Abholzung einer Schlagfläche nach Ablauf dieses kurzen Zeitraumes legt den Boden öfters bloß, fördert dessen Abschwemmung und bringt nach und nach seine schützenden Eigenschaften herunter. Der viel stärkere Abfluß der Meteorwasser im Niederwald im Vergleich zum pfleglichen Hochwald ist forstlicherseits erwiesen. In den weitaus meisten Fällen, besonders auf devastierten Flächen wird sich die Aufforstung mit Nadelholz vor der mit Laubholz bewähren, da die Genügsamkeit und größere Schnellwüchsigkeit der ersteren Holzarten, weiter aber die bodenbessernde und schützende Eigenschaft derselben eine bekannte Thatsache ist. Wird auf sehr ödem Terrain Niederwald gewählt, oder ist daselbst solcher vorhanden, dann wird Mischung (wenn nicht totaler Anbau) mit Nadelholz geboten sein. Noch kommt aber neben der Betriebsart (Hochwald oder Niederwald) und Holzart die Art der Bewirtschaftung solcher Bewaldungen auf Ödlandflächen in Frage. Unbedingt verwerflich ist die gewohnheitsmäßige, unsinnige der vertikalen schlagmäßigen Abholzung der Hänge (von oben nach unten), wie sie die Haubergshiebe der Privatwaldbesitzer so häufig zeigen. Die horizontale Schlageinteilung und deren Hieb an dem Hange her muß unbedingte Regel bilden, also daß die Schlagfolge von oben nach unten in wagerechten Streifen erfolgt, wodurch zu Thal stets noch Bewaldung vorhanden ist.

Aus diesen skizzierten forstwirtschaftlichen Andeutungen leuchtet schon von selbst das real Gebotene ein, daß der Staat den Ankauf solcher notwendig aufzuforstenden Territorien unternehmen müsse, um in der kürzesten Zeit und in der rationellsten Weise jene berührten normalen Bodenstockungsverhältnisse herzustellen. Durch solche Acquisition wären auch alle weitläufigen, meist gar nicht oder doch äußerst schwierig durchführbaren gesetzlichen Bestimmungen zur Erreichung der Aufforstung ganz überflüssig, entbehrlich. Die Anlage und Bewirtschaftung käme in die Hände rationeller Verwaltung, und deren Ausführung gestaltete sich von selbst auf die beste Art. Allerdings müßten Maßregeln ergriffen werden zur Expropriation solcher Strecken, die rasch zum Ziele führten. Österreich hatte gewiß die Anberaumung des besprochenen Kongresses im Hinblick auf seine enormen, durch Mißwirtschaft erfolgten Entwaldungen auf mehr als einer halben Million Hektare, die Ödflächen geworden, für höchst geboten erachtet, und wird sich der Einsicht bewußt sein, daß die so notwendig gewordenen Aufforstungen dieser kahlen Strecken am besten und schnellsten erfolgen können, wenn sie in das Eigentum und die Obhut des Staates übergehen.

Es liegt außerhalb der Grenze dieser Abhandlung, das Thema über die Gegenmittel gegen die Kalamität der Überschwemmungen oder Hochfluten in Hinsicht baulicher Vorkehrungen und künstlicher Anlagen von Hemmnissen in den entsprechenden Lokalitäten der Fluß- und Stromgebiete ausführlich zu besprechen, geschweige denn über die Herrichtung größerer Wasserbauten sich des näheren zu verbreiten.

Es möge hier nur eine auszügliche Aufzählung aus der in der obigen Fußnote angeführten Broschüre über die angedeuteten Vorbeugungsanstalten, sowie eine gleiche Erörterung über die Aufforstung von Höhenlagen des Stromgebietes vom Rheine, als gewiß von hohem Interesse, Platz finden.

Es werden von Koch in Betracht gezogen die Quellen, obgleich selbst die stärksten notorisch für das Anschwellen der Gebirgswässer im allgemeinen von keiner großen Bedeutung sein mögen. Solche liegen meist in oder an Wiesenthälern, und hier dienen sie sprechend für den Zweck der Bewässerung oder des Überrieselns, welcher Zweck denn auch in jedem Einzelfalle zu gebrauchen ist, um den Wasserabfluß zu den Thälern zu vermindern, indem viele Teilgräbchen das Quellwasser aufnehmen und teils die Verdunstung, teils das Versickern befördern helfen. An Einhängen rasch abfließende Quellen dämmt man mittels eines Horizontalgrabens ab.

Aus den Einhängen entspringen weiter kleinere und größere Wasserrinnen, welche das Anschwellen der Gebirgsbäche schon bedeutender fördern. Die kleineren hemmen ebenfalls Horizontalgraben mit unterhalb angebrachtem Damme; bei den größeren und tieferen sind meistens mehrere Dammgräben vonnöten; bei sehr verbreiterten und tief eingerissenen empfiehlt sich die Anlage von

Coupierzäunen, Vorrichtungen aus Eichenpfahlwerk, das nötigenfalls mit Faschinen, sonst aber mit Flechtruten, Weidenstecklingen, Rasen und Steinen befestigt und verdichtet und in Bogenform schräg bergauf geführt wird.

Die Wasserläufe auf gelockertem Schiffellande verdienen besondere Beachtung, da sie meist bedeutende, der Aufforstung erhebliche Hindernisse bereitende Abschwemmungen der Bodenkrume verursachen. Diese sowie die Nebenbäche ohne Wiesenthäler, welche oft, als von schluchtförmigen Seitenhängen eingeschlossen, bei starken Regengüssen große Massen von Wasser mit Erdgerölle und Sand zu Thal führen, müssen unschädlich gemacht werden teils durch Anlage großer Wasserreservoire, teils durch kleine Wasserfälle aus Mauerwerk, sowie am besten durch dicht stehende Coupierzäune in Verbindung mit Horizontalgräben. Alle diese Vorrichtungen werden mit sehr starkem, dauerhaftem Dammwerk hergestellt; sie bedürfen aber zeitweiser Ausräumung von Anschlemmungen, sowie auch hin und wieder das Bachbett zwischen den entfernt gelegenen Reservoiren geregelt werden muß. Den kostspieligen Reservoiren ist vielfach Mauerwerk mit Kaskade vorzuziehen, besonders wo das Bachbett starkes Gefälle aufweist. Gegenteilig bei geringerem Gefälle des Bettes sind am Platze Regulierungen mittels Coupierzäunen.

Der Waldverwüstung reihen sich andere im einzelnen kleine, in ihrer Totalwirkung aber anwachsende, vielfach unbewußt begangene Fehler an in dem neueren Bestreben, jede, auch die kleinste, Strecke in den Waldungen durch Ableitungsgräben zu entwässern, wo die Beschaffenheit des Terrains es gar nicht notwendig gebietet; ferner in Wiesen den natürlichen gewundenen Lauf der Bäche durch Streckung ohne weiteres zu kürzen und mittels Drainage in Fluren und Wiesen alle Nässe und Feuchtigkeit rasch zu entführen.

Dies regulierende Eingreifen gleichsam um jeden Preis in die uns umgebende Natur hat dann, neben nicht zu leugnenden ökonomischen Vorteilen, im großen ganzen jene Kalamität der Hochfluten teilweise mit zum Vorschein bringen helfen. Es sind nämlich bei solchen, bloß auf lokale Strecken und Verhältnisse sich beschränkenden Regulierungen die Rücksichten auf weitere Kreise, selbst die nächste Nachbarschaft nur zu oft ausgeschlossen. Die Summe aller solcher lokalen Regulierungen wird und kann nur weitaus in den meisten Fällen sehr ungünstig wirken, weil eben die Ausführungen nur nahen und nächstliegenden Vorteilen gelten. Der Mangel an Planmäßigkeit und einem gemeinnützigen Ziele bei der Ausführung dieser oft heterogenen Zwecken dienenden Verbesserungen der Wasserläufe bewirkt öfters eine Förderung der Überschwemmungen.

Der Lauf der Hauptbäche und Flüsse im Gebirge bedarf verhältnismäßig wenig regulierende Vorkehrungen, sobald die angedeuteten Vorsichtsmaßregeln an den kleineren Zuflüssen der Gebirge Platz gegriffen haben. Vorzugsweise müssen bewaldete Ufer der Hauptbäche und Flüsse des Gebirgs erhalten bleiben, da das Uferholz den schnellen Abfluß des Wassers hindert. Das Gegenteil muß in Wiesen stattfinden, namentlich wenn, wie so oft, sie durchfließende Gebirgsbäche starkes Gefälle haben. Hier sind Baum und Gesträuch zu entfernen, um die Aushöhlung und den Einsturz der Ufer zu verhüten. Bepflanzen der letzteren mit Weiden, die stetig auf den Stock zum dichten Ausschlage zu setzen sind, wodurch ein sichtliches Hemmnis dem raschen Wasserlauf geschaffen wird, muß hier Regel sein.

„Das Gebiet des Rheinstromes“ — heißt es in der Abteilung „Schlußbetrachtungen“ in der angeführten Broschüre von Koch — „umfaßt in Deutschland mehr als 1700 Quadratmeilen; es ist dabei Elsaß-Lothringen, Baden, Württemberg, Bayern, Hessen und Preußen vertreten. Rechnet man die Ebenen und Niederungen ab, so werden noch immer mehr als 1000 Quadratmeilen übrig bleiben, die mehr oder weniger gebirgig sind, und auf diesem großen Gebiete werden sich annähernd etwa 80000 Hektar Öd- und Schiffelländereien in Einhängen befinden, die aufgeforstet werden müßten!“

„Der durchschnittliche Kostenaufwand für Aufforstung wird etwa 90 Mark pro Hektar betragen, also für 80000 Hektar 7200000 Mark; hierzu würden die Kosten der Arbeiten für die Herstellung eines langsamen Abflusses der Gebirgswässer treten, die in Bausch

und Bogen zu 8000000 Mark veranschlagt werden, Summa 15200000 Mark."

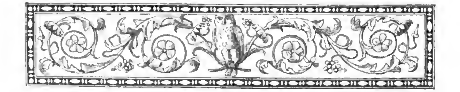
Zur Ausführung dieser Arbeiten innerhalb zehn Jahren beliefen sich nach Koch die durchschnittlich-jährlichen Kosten auf 1520000 Mark, eine Summe weit unter den Jahreszinsen der durch die beiden Rheinüberschwemmungen anfangs der achtziger Jahre verursachten Kapitalverluste von über 50000000 Mark.

Nach dem jetzigen Stande der Meteorologie, sowie dem Mangel an genauen Ermittelungen des Verhältnisses von Regenmassen zu der Abfluß- und Versickerungsmenge auf verschiedenen Lokalitäten ist man aber bei der Lösung der Frage über die Schutz-Gegenmittel gegen die Hochfluten unserer Gewässer im allgemeinen in einer ähnlichen Situation wie bei der Kalamität in Mäuse- oder Raupenfraß-Jahren: den gewaltigen Naturereignissen mit verhältnismäßig unzureichenden Kräften und Mitteln gegenüber. Aber der unbeugsame Forschersinn, ein thatkräftiges, wissenschaftliches und praktisches Vorwärtsstreben, dem der Staat durch gesetzliche Bestimmungen und organische Anordnungen auf dem Fuße folgen soll, läßt sich nicht entmutigen, um säumig stille zu stehen; die Aufgabe der Wissenschaft wird nur um so höher sich steigern müssen zum Enträtseln der berührten Naturgewalten und zur Auffindung von Vorbeugungsmitteln gegen die Wirkungen derselben.

Hier käme der Eingangs unserer Abhandlung hervorgehobene internationale Standpunkt zur Geltung, wonach das Ausland, welches in seinen Quellengebieten und Wasserzuflüssen mit dem Rheinstrome in Beziehung steht, in das Gesamtinteresse hereinzuziehen sei.

Das Deutsche Reich müßte unserer Ansicht nach die nicht aufzuschiebenden Bewaldungen und Regulierungen der Wasserläufe in die Hand nehmen, um nach einem geplanten gleichartigen Systeme vorgehen zu können. Es ist lebhaft zu wünschen, daß dem großen Unheil der Überschwemmungen, wie sie die Neuzeit gebracht, ernstes Nachdenken und Bestreben gewidmet und nach Erlangung von hinlänglichen Argumenten und Mitteln thatkräftigst vorgebeugt werde, wie mit der Waldschutzfrage bereits begonnen ist.





Litterarische Notizen.

Aus der rührigen Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau ist in der neuesten Zeit eine Reihe von Werken hervorgetreten, welche nach Form und Inhalt empfohlen werden können. Wir möchten dabei zunächst zwei Werke hervorheben, welche als Grundlagen für die Länder- und Völkerkunde, sowie als eine recht geeignete und umfassende Einführung in den Reiseverkehr der Gegenwart angesehen werden dürfen. Beide Werke liegen in der zweiten Auflage vor. **Unsere Erde.** Astronomische und physische Erdbeschreibung. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde von A. Jacob. Zweite unter Mitwirkung von J. Plaßmann wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 138 Abbildungen, einer Spektraltafel und zwei Karten. — Das Werk giebt in populärer, allgemein verständlicher Darstellung einen Überblick über die Arten der Himmelskörper, ihre Bahnen, ihre Bewegung, ihr Licht u. s. w. In historischer Folge sind die Weltsysteme des Ptolemäus, Kopernikus u. s. w. entwickelt. Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Stellung der Erde im Weltsystem behandelt und die Wechselbeziehungen zwischen Erde, Mond und Sonne. Der zweite Abschnitt des Werkes behandelt die Lufthülle der Erde, der dritte das Meer, der vierte die Kontinentalwelt. Überall ist darauf Bedacht genommen, neben den Resultaten auch den Gang der Forschung zu berücksichtigen, ferner die Möglichkeit der Forschungen zu erklären an der Hand der Fortschritte der Technik und mit der Beschreibung der Instrumente, welche für die astronom-physischen Forschungen konstruiert worden oder welche dieselben ermöglichten.

Dem genannten Werke schließt sich in logischer Folge an: **Der Weltverkehr.** Seeschiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwickelung dargestellt von Dr. Michaelis Geistbeck. Mit 161 Abbildungen und 59 Karten. Das Werk umfaßt von den Anfängen der Schiffahrt an in allgemein faßlicher und anschaulicher Darstellung die Schiffahrt der Alten, des Mittelalters und der Neuzeit. Ferner die Geschichte der Dampfschiffahrt, die Fortschritte der Nautik in neuester Zeit einschließlich der Meteorologie, der seemännischen Instrumente, der Fortschritte auf dem Gebiete des Kartenwesens und der Hydrographie und des Schiffsbauwesens, sowie die Seebauten und Hafenanlagen der Neuzeit. Besondere Kapitel sind den Gefahren der Schiffahrt und den Mitteln zur Sicherung des Seeverkehrs, sowie dem Rettungswesen zur See gewidmet. Die bedeutendsten Dampfschiffahrtsgesellschaften der Erde erfahren eine besondere Behandlung, wichtige Übersichten und Statistiken über die Dampfschiffahrt im Dienste der Weltpost, über die überseeischen Postdampfschiffahrtslinien Europas u. s. w. vervollständigen diesen für die Geschichte und Kenntnis der Gegenwart überaus wichtigen Teil. Der zweite Teil umfaßt das Eisenbahnwesen mit seiner Geschichte, seinen Fortschritten und seinem gegenwärtigen Bestande in allen fünf Erdteilen. Besondere Kapitel sind hier dem Stadtbahnwesen in seinen verschiedenen Formen und der Statistik des Eisenbahnwesens gewidmet. Im dritten Teil, der Schilderung der Weltpost, befindet sich abgesehen von der gesamten Geschichte des Postwesens vom Altertum bis auf die neueste Zeit eine höchst interessante Schilderung der Mittel des Postverkehrs und seiner Formen, sowie eine geschichtliche Darstellung des Briefes, der Freimarke, der Postkarte und der Zeitung. Der vierte und letzte Teil umfaßt Telegraphie und Fernsprechwesen.

Wenn die beiden vorstehenden Werke geeignet sind, einen Überblick über unsere Erde und ihre Verkehrsmittel zu geben, so bieten einige weitere Werke desselben Verlags höchst anschaulich geschriebene und auf die Allgemeinheit berechnete Schilderungen einzelner Länder. **Persien.** Das Land der Sonne und des Löwen. Aus den Papieren eines Reisenden herausgegeben von J. Bleibtreu. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. — Das vorliegende, äußerst kompendiöse, nur 205 Seiten umfassende Werkchen bietet eine überaus faßlich gehaltene und anregend geschriebene Übersicht über das Reich des Schah. Natur und Geschichte des Landes bilden die Einführung. Ein besonderer Wert ist auf das heutige Persien gelegt, dessen Bevölkerungsverhältnisse nach ethnographischer und kultureller Hinsicht eine ausgiebige Würdigung erfahren haben, die Landes-

erzeugnisse und deren Gewinnung, Gewerbe und Handel, das Bildungswesen, Verwaltung und Justiz, sowie das Heerwesen geben eine Übersicht über das heutige Persien in politischer Beziehung, während eine eingehendere Schilderung des Schah Hussein und seiner Umgebung, sowie ein Kapitel über das Leben der Europäer in Persien die für den Entwickelungsgang des Reiches in der Gegenwart charakteristischen Momente hervorhebt. Eine sehr interessante Beschreibung der bemerkenswertesten Orte und Ruinen Persiens schließt das Werkchen ab, welchem im Anhang eine Sammlung persischer Sprichwörter und eine Aufzählung der persischen Lehnwörter beigegeben sind.

In die Urwälder Südamerikas und zwar an den oberen Lauf des Amazonas führt das in zweiter Auflage bei der Herderschen Verlagshandlung erschienene Werk des Freiherrn Damian von Schütz-Holzhausen: **Der Amazonas,** Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien, unter besonderer Berücksichtigung der vom Verfasser gegründeten tirolisch-rheinischen Kolonie Pozuzo, herausgegeben von Adam Klassert, mit Bildnis und Lebensabriß des Freiherrn von Schütz-Holzhausen, 98 Abbildungen und zwei Karten. Der Verfasser hat neunzehn Jahre in Südamerika gelebt; sein Urteil dürfte daher von wesentlicher Bedeutung sein. Der Verfasser sagt im Vorwort zur ersten im Jahre 1883 erschienenen Auflage: „Die Korruption im größten Teile des spanischen Amerika ist derart, daß nur wenig Hoffnung auf eine gründliche Heilung ohne gewaltsame Mittel übrig bleibt, und gewiß verdienen die meisten dieser Republiken weit mehr noch als die Türkei den Namen des ‚kranken Mannes'. Das Schicksal, welches ihnen wahrscheinlich bevorsteht, ist ihre Unterwerfung durch Fremde und die Vernichtung ihrer Eigentümlichkeiten. Aus dem jetzigen Chaos werden die Eingeborenen — weiße Kreolen und Farbige — durch eigene Thätigkeit und Energie, mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Chile und Argentinien, niemals lebenskräftige Staaten bilden können; eine andere Rasse wird diese Arbeit übernehmen müssen. Nach und nach werden die Nordamerikaner Mexiko und Centralamerika sich aneignen. Unterdessen nimmt die europäische Auswanderung nach den La-Plata-Staaten und Südbrasilien etwas mehr zu, und ihr ist es vielleicht vorbehalten, sich von dort aus über ganz Südamerika zu verbreiten und jene so überreichen Länder in Besitz zu nehmen." Man kann diesen Ausführungen, welche die Sachlage richtig erkennen, nur beistimmen. Die letzten dreizehn Jahre haben die Bestätigung jener Voraussetzungen gebracht. Das Werk selbst ist in seiner zweiten Auflage erweitert und ergänzt worden durch die Forschungen, welche inzwischen in Südamerika in weiterem Umfange, zumal durch deutsche Reisende, gezeitigt wurden. Die Ergebnisse der Reisen von Reiß und Stübel, von den Steinen und Ehrenreich u. s. w. sind in dem vorliegenden Werk ausgiebig berücksichtigt. Im übrigen giebt der Verfasser klare und anschauliche Bilder der Pflanzen- und Tierwelt, der Bevölkerung des oberen Amazonas und der oben angegebenen Gebiete. Die Baudenkmäler der Inka-Zeit in Peru, der Ursprung der peruanischen Kultur, die Lebensäußerungen der gegenwärtigen Bewohner in kultureller und sozialer Hinsicht finden eingehende Berücksichtigung. Von eigenartigem Interesse ist die Schilderung der vom Freiherrn von Schütz gegründeten rheinisch tirolischen Kolonie Pozuzo am gleichnamigen Fluß auf peruanischem Gebiete. Die Kolonie bildet eine der vereinzelt über die Erde verstreuten rein deutsch erhaltenen Enklaven. Bei dem Interesse, welches Südamerika gegenwärtig für die deutsche Auswanderung besitzt, bildet die zweite Auflage des Werkes einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis südamerikanischer Verhältnisse.

Wenn das vorstehend bezeichnete Werk in anspruchsloser Form Streifzüge durch wesentliche Gebietsteile Südamerikas darstellt, so beanspruchen zwei weitere Werke in der Litteratur über Südamerika einen weitaus breiteren Raum und eingehende Beachtung. Das umfassendste Werk, welches bisher über Peru auf dem Büchermarkt erschienen ist, hat mit dem soeben erschienenen dritten Bande seinen Abschluß gefunden. E. W. Middendorf: **Peru,** Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts. Dritter Band: Das Hochland von Peru. Mit 79 Textabbildungen und 93 Tafeln nach eigenen photographischen Aufnahmen sowie einer Karte. (Berlin, Robert Oppenheim [Gustav Schmidt].) Das Werk ist das Ergebnis eines dreiunddreißigjährigen Aufenthaltes des Verfassers in Peru und Chile; das Ergebnis ferner überaus genauer, sorgfältiger und umfassender Studien. Die beiden ersten Bände haben in den Monatsheften gebührende Würdigung bereits gefunden. Der jetzt vorliegende dritte und letzte Teil enthält die Reisen des Verfassers im Hochlande von Peru. Wenn dabei den Leser wohl in erster Linie die Schilderung der gewaltigen Inkabauten fesselt, welche im Hochlande im allgemeinen auf höherer Stufe stehen als in den Gegenden der Küste, so bilden den Schwerpunkt dieses Teiles doch offenbar die historischen Schilderungen der alten Staaten und Kulturdenkmäler und ganz besonders die einheimischen Landessprachen. Im Küstenlande haben diese Sprachen meistens dem Spanischen weichen müssen, während sie im Hochland mehr oder minder vermischt oder verdorben noch das Verkehrsmittel des Volkes bilden. Von größtem Interesse sind die Schlüsse, die der Verfasser aus den sprachlichen Spuren in Verbindung mit den baulichen Überresten auf die einzelnen Volksstämme früherer Jahrhunderte und ihre ehemalige Verbreitung zieht. Die überaus reiche Illustrierung des Werkes macht dasselbe im Verein mit seinem Inhalt zu einem wertvollen Bücherschatz. Für die gründliche Orientierung über Peru giebt es weder ein umfassenderes noch ein besseres Werk.

Alexander Jonin: **Durch Süd-Amerika,** Reise- und kulturhistorische Bilder. Zweiter Band: Die Magelhaensstraße und die Republik Chili. Autorisierte Ausgabe des russischen Originals übersetzt von M. von Petzold. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Über den ersten Band dieses breit und einigermaßen weitschweifig angelegten Reisewerkes ist bereits berichtet worden. Der jetzt vorliegende zweite Band umfaßt in vierunddreißig Kapiteln die Reise des Verfassers von Montevideo über die Falklandsinseln und durch die Magelhaens-Straße nach Chili bis Iquique. Der Verfasser beobachtet scharf, und die Subjektivität der Schilderung thut seinem Urteil dabei keinen Abbruch. Im wesentlichen ist es ihm darauf angekommen, die gegenwärtigen Verhältnisse der von ihm bereisten Gebiete zu schildern, und zwar nach jeder bei der Kürze seines Aufenthaltes ihm erreichbar gewesenen Hinsicht. Die Schilderungen der socialen Verhältnisse beanspruchen dabei bei weitem das größte Interesse. Wenn der Verfasser auch nicht immer richtige Schlüsse gezogen hat, oder wenn rücksichtlich der historischen Entstehung dieser socialen Verhältnisse die Faktoren andere gewesen sind, als er sie rekonstruiert, so thut das im wesentlichen dem Werte der Schilderung an sich keinen erheblichen Eintrag. Die gegenwärtig bestehenden Kulturverhältnisse der durchreisten Länder sind in ihrem jetzigen Wesen jedenfalls richtig gefaßt. Von Interesse sind dabei besonders die Ausführungen des Verfassers über die Einwanderungsverhältnisse in den südamerikanischen Staaten, insbesondere auch in Chile, über die Kulturwirtschaft der alteingesessenen Bewohner und über die socialen und politischen gegenwärtigen Zustände. Von geographischem und kulturellem Interesse sind in dem vorliegenden Bande unter anderem sein Besuch auf den selten von Reisenden geschilderten Falklandinseln und die Schilderung der Salpeterdistrikte Chiles.

Der fünfte Erdteil und die Inselwelt der Südsee erscheinen verhältnismäßig selten in Reisebeschreibungen auf dem Büchermarkt. Als ein grundlegendes Werk für jeden, der an den Kulturäußerungen der Bewohner jener fernen Zonen die Entwicklung des Menschengeistes verfolgt, der an den naturgeschichtlichen Eigentümlichkeiten des fünften Erdteils in eine sonst nirgends sich wiederfindende, längst vergangene Epoche der Erdentwickelung sich vertiefen will, oder der endlich an den aufblühenden Staaten die Gebilde europäischen Ursprungs in Australien oder in den Kolonien der unter alle Kulturnationen Europas verteilten Südseeinseln den ungeheuren kulturellen Einfluß des Zeitalters des Verkehrs und der Technik bewundern will, muß der Schlußband der „Allgemeinen Länderkunde“ von Prof. Dr. Wilhelm Sievers betrachtet werden. **Australien und Oceanien.** Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck von E. T. Compton, Th. von Eckenbrecher, H. L. Heubner, E. Henn, W. Kuhnert, K. Oenicke, O. Schulz, O. Winkler und anderen. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) Der Band zerfällt, wie die vorhergehenden, in geschlossene Abschnitte. Der erste bringt einen kurzen Abriß der Entdeckungsgeschichte; ihre Einteilung in zeitliche Gruppen war schwierig, weil zur Zeit manche Teile des Kontinents und der Inseln schon vollkommen erforscht, andere noch nicht einmal genau erkundet sind. Die folgenden Abschnitte: Allgemeine Übersicht, Oberflächengestalt, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt, Bevölkerung und Verkehr, sind in derselben Weise behandelt worden wie im ersten bis dritten Bande der „Länderkunde“. Im achten Abschnitt sind die Staaten und Kolonien vereinigt worden, da die Aussonderung der wenigen noch selbständigen und überdies im Übergange zu Kolonien befindlichen Staaten nicht zweckmäßig erschien. Als Anhang ist dem Band ein Abschnitt über die Südpolarländer beigegeben worden. Diese werden hier behandelt, weil sie sich infolge des Ganges der Entdeckungsgeschichte am besten an Australien anschließen und im weitesten Sinne überhaupt an Oceanien angliedern lassen, jedenfalls auch in einer „Länderkunde“ als kulturfernste Erdräume den letzten Platz verdienen. Die Karten entstammen dem Bibliographischen Institut, zum Teil unter Zugrundelegung des Berghausschen „Physikalischen Atlas“, jedoch unter Veränderung und Ergänzung nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen. In der Schreibweise der geographischen Namen ist möglichst die des „Stielerschen Atlas“ beibehalten worden. Die Temperaturangaben sind in Graden des hundertteiligen Thermometers gemacht. Die Abbildungen sind alle nach guten Vorbildern ausgewählt und zum großen Teil nach neuen Originalphotographien hier zum erstenmal veröffentlicht.

Eine überaus wertvolle Ergänzung zu dem vorstehenden Werke bildet ein soeben erschienenes Buch des Jenenser Professors Richard Semon. **Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeers.** Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken von Richard Semon. Mit 85 Abbildungen und vier Karten. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Es mag an dieser Stelle daran erinnert werden, daß die Universität Jena in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der beschreibenden Naturforschung und zwar auf Grund eigener Reisen ihrer Mitglieder Außerordentliches geleistet hat. Namen wie Häckel, Pechuël-Lösche, Kükenthal, Passarge und Semon bilden nur eine Auslese aus der Reihe der Autoren, welche über den Rahmen der Fachlitteratur hinaus Beiträge allerersten Ranges auf dem Gebiet der Reiselitteratur und für die erschöpfende Erkenntnis der von ihnen besuchten Gebiete geliefert haben. Das vorliegende Werk bietet abermals einen erfreulichen Beweis dafür. Der Verfasser hat Australien zum Zwecke zoologischer Fachstudien bereist und hat sich fast ein

Jahr lang im Inneren des fünften Erdteils in von Reisenden wenig betretenen Gegenden aufgehalten. Von Australien aus begab sich der Verfasser über Thursday-Island nach Neu-Guinea, von dort über Java und die nördlichen Molukken nach Ambon und Banda, um von dort über Indien nach Hause zurückzukehren. Wenn das Werk von Sievers als allgemeine Einführung in den fünften Erdteil zu betrachten ist, so giebt das Semonsche Werk in einer überaus fesselnden charakteristischen Darstellung eine überraschend große Fülle von Einzelheiten, dieselben beziehen sich in erster Linie auf die Flora und Fauna des Landes, ferner auf die Ureinwohner, mit denen der Verfasser viele Monate im australischen Busch gelebt hat. Der kulturgeschichtliche Einfluß der Europäer in Australien findet selbstverständlich in dem Buche seine Rechnung. Die Beobachtungen zeugen nicht nur davon, daß der Verfasser Naturwissenschaftler ist, sondern insbesondere für sein überaus scharfes Auffassungsvermögen für die kulturgeschichtliche Bedeutung Australiens und für sein Talent zur packenden Wiedergabe des Gesehenen. Auf derselben Höhe wie seine Bearbeitung australischer Verhältnisse stehen die Beschreibungen der übrigen von ihm durchreisten oben angegebenen Gebiete. Von einem besonderen Interesse dürften dieselben für den deutschen Kolonialpolitiker und Kolonialfreund sein. Die an vielen Stellen eingestreuten Beobachtungen und Vergleiche des Verfassers über die Nutzpflanzen Neu-Guineas und der Molukken, sowie über deren Kultur und Ausnutzung bilden höchst wertvolle Ergänzungen zu den Reisewerken anderer Forscher, welche sich mit den betreffenden Gebieten im einzelnen befassen und aus denen man das Material mühsam vergleichen muß. Einzelne Kapitel des, wie wir nochmals betonen, überaus fesselnd geschriebenen und durchweg interessanten Werkes sind Monographien, welche für sich einen besonderen Wert beanspruchen; so das Kapitel über den Ureinwohner Australiens, über die Insel Ambon, über den Banda-Archipel und anderes.

Es sei gestattet, an dieser Stelle auf das bereits im Jahre 1895 erschienene Werkchen von Otto E. Ehlers: **Samoa, die Perle der Südsee** (Berlin, Hermann Paetel) aufmerksam zu machen. Das Werkchen ist anspruchslos gehalten, aber es giebt in der aus den Werken von Ehlers genugsam bekannten lebendigen und anschaulichen Form eine Übersicht über Samoa, über Personen und Dinge daselbst, welche amüsant und anregend zugleich wirkt.

Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte und seine historische Rolle im Seewesen. Skizze von Eduard Graf Wilczek. (Wien, Carl Konegen.) — Der bekannte Verfasser nennt das vorliegende Werkchen selbst einen Essay. Es sollte ursprünglich die Einleitung bilden zu einer vom Verfasser geplanten Geschichte des österreichungarischen Seewesens, ein Plan, der inzwischen aufgegeben ist. Das Werkchen steht auf universal-historischem Standpunkt und bietet in der Gegenwart ein wesentliches Interesse nicht nur durch die liebevoll und genau durchgeführte Geschichte der Schiffahrt auf dem Mittelmeer, einschließlich des Baues der zur Verwendung gekommenen Fahrzeuge von den Phöniziern an bis zur Gegenwart, sondern auch wegen der Urteile des Verfassers über die Bedeutung des Mittelmeeres in der Gegenwart, über den Einfluß des Krimkrieges auf die Neugestaltung der Flotten und anderem.

Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence. Von Victor Ottmann. Mit neun ganzseitigen und 116 Textbildern nach photographischen Aufnahmen. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) — Wer Geschmack daran findet, auf dem Papier zu reisen und in einiger Geschwindigkeit Gegenden und Ortschaften zu durchfliegen, dem kann vielleicht mit derartigen erweiterten Bädeker-Büchern gedient sein. Der Verfasser giebt allerdings neben der Schilderung der in seinem Werkchen behandelten Gegenden auch persönliche Urteile ab über die politische Lage, über sociale Verhältnisse und über allerlei anderes. Im allgemeinen aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man einen Reiseführer vor sich hat. Abstoßend wirkt es dagegen unter allen Umständen, wenn der Verfasser in einen Ton verfällt, wie ihn die folgende Stelle aufweist: „Der alte Tantalus hatte bekanntlich im Hades schlechte Tage, und oft genug, wenn ihm die lockenden Früchte wieder vom Munde fortgezogen wurden, sobald er anbeißen wollte, soll er ausgerufen haben: Das sind ja die reinen Tantalusqualen! Sein Sohn Pelops begab sich nach Sitte der damaligen Zeit auf Reisen, teils um die Lücken seiner klassischen Bildung auszufüllen, teils um dem damals sehr beliebten Kolonialsport zu huldigen. Er hißte zuerst auf einigen Stellen des nach ihm benannten Peloponnes die Flagge und gelangte nach Abenteuern, die beinahe so fabelhaft klingen wie die Berichte moderner Afrikareisender, nach der toskanischen Küste" u. s. w. Im übrigen haben wir noch etwas an dem Buche auszusetzen. Eine Unmenge Illustrationen befinden sich darin, dieselben sind aber mit wenigen Ausnahmen so furchtbar schlecht, daß die Verlagshandlung viel besser gethan hätte, gar nichts zu illustrieren, als den Leser auf jeder zweiten oder dritten Seite zu ärgern.

Harem und Moschee, Reiseskizzen aus Marokko von Elsa von Schabelsky. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Die bekannte Bühnenschriftstellerin versucht sich in dem vorliegenden Büchlein auf dem Gebiete der Reiselitteratur. Marokko gehört zu denjenigen Ländern, welche nicht allzu häufig von Reisenden aufgesucht zu werden pflegen, insbesondere deshalb, weil dem Fremden nur wenige Punkte des Landes zugänglich sind und ein Hinausgehen über diese Punkte immer mit Lebensgefahr verknüpft ist. Damen pflegen im allgemeinen noch weniger von Marokko zu sehen als männliche Reisende. Im vorliegenden Falle ist das allerdings anders. Fräulein von Scha-

belsky) ist mit der Absicht ausgezogen, möglichst viel zu sehen, und hat diese Absicht auch erreicht, insbesondere deshalb, weil sie sich vorwiegend auf ein Gebiet begeben hat, welches männlichen Reisenden in Marokko so wie so verschlossen ist, nämlich auf die Beobachtung der Frauen, beziehungsweise der Harems und der damit zusammenhängenden Sitten. Die Verfasserin ist Impressionistin, sie besitzt ein überaus empfängliches Gemüt und giebt die gewonnenen Eindrücke mit derselben Lebendigkeit wieder, mit der sie sie empfangen hat. Das Buch bietet für den Kenner nichts Neues, für das große Lesepublikum jedoch ist es zweifellos eine angenehme, anregende, zum Teil sogar pikante Lektüre. P. N.

* * *

Wir haben heute zuerst von einer jener Prachtausgaben archäologischer Werke zu sprechen, wie sie in letzter Zeit immer häufiger werden, nicht zum kleinsten Teil durch die Bemühungen der zu erwähnenden Verlagsfirma. Die moderne vervielfältigende Technik ist zu solcher Höhe gediehen, daß man jetzt mit Recht daran geht, berühmte Sammlungen nicht mehr als schlichtes Gelehrtenmaterial, sondern als Pretiosen herauszugeben, indem die glanzvolle Ausstattung die Gegenstände in einer ihrem Wert entsprechenden vorzüglichen Wiedergabe vor Augen führt. Solche Werke, gewöhnlich auf Subskription unternommen, bleiben ja immer noch recht teuer, sie sind vornehme Sammlungen von Sammlungen. Ich meine heute die Prachtausgabe der **Ny-Karlsberg-Sammlung**, welche, von Paul Arndt redigiert, bei F. Bruckmann A.-G. in München in Lieferungen erscheint. Wie bekannt, ging diese Sammlung aus den Privatkäufen des Kopenhagener Brauers und Mäcens Jacobsen hervor, der seit acht Jahren ein so hervorragendes Sammlertalent bewiesen hat, daß sein Besitz zu den ersten Privatmuseen Europas schon jetzt zählt. Keine weltberühmten Statuen finden sich da — die giebt es nur, wo neue Ausgrabungen gewagt werden —, aber ähnlich wie in München hat jedes einzelne Stück einen starken individuellen Wert, einen ästhetischen und einen historischen. Wie Arndt in dem Vorwort ausführt, liegt gerade in dieser Mitte zwischen dem Geschmack des Kunstkenners und dem des Gelehrten der Hauptreiz der Sammlung. Jacobsen diente nicht bloß den Archäologen, indem er Stücke von nur fachmännischem Interesse, zerbrochene, ruinenhafte Statuen aufstellte, aber er folgte auch nicht bloß dem Rate der Künstler, die so oft über alte Werke unkritisch urteilen und dem allgemeinen Eindruck zu viel trauen. Ny-Karlsberg ist sowohl archäologisch wertvoll als ein Genuß für den naiven Laien. Dazu kommt, daß Jacobsen mit Fleiß so gesammelt hat, daß seine Stücke eine möglichst historische Kette bilden. Vielleicht fehlt aus der polykletischen Schule einiges, und ist Assyrien noch unbesetzt, sonst haben wir eine lehrreiche Reihe von Werken vor uns, welche die ganze Skala der orientalischen und der griechischen Kunst ausfüllen. Und zwar sind die griechischen Werke nicht Kopien aus römischer Hand, sondern wirklich griechische Arbeit. Aus alledem geht hervor, welchen allgemeinen Wert unsere Publikation hat. Die Tafeln, welche uns vorliegen, sind für Marmor- und Bronzewerke so vorzüglich, daß man sich eine bessere Wiedergabe gar nicht vorstellen kann. Den Text, welcher in kritischen Erklärungen der Tafeln besteht, besorgt Arndt aufs beste, der sich auch schon durch die Herausgabe des Bruckmannschen antiken Porträtwerkes einen Namen machte. Die Erscheinungsbedingungen sind zweiundzwanzig Lieferungen zu zehn Tafeln (38:50 Centimeter), Schluß 1898, je fünfundzwanzig Franken.

Ein zweites heute zu erwähnendes Lieferungswerk stellt sich gerade als populäres Werk diesem gegenüber. Es sind die **Denkmäler der Baukunst** (Berlin, Ernst u. Sohn), die ihre interessante Geschichte haben. Vor fünfundzwanzig Jahren forderte Baurat Adler die Studenten auf, durch Autographien eigener Zeichnungen eine Sammlung aller wichtigen Baudenkmäler zu veranstalten. Das Unternehmen wurde gewagt und hat sich nun solchen Erfolg errungen, daß uns aus diesem Jahre eine Jubiläumsausgabe vorliegt. Bisher hat man die Antike, das Mittelalter und die ausländische Renaissance behandelt, die deutsche Renaissance wird eben beginnen, leider will man mit der Neuklassik schon aufhören. Die Form der Autographie wurde allmählich durch den besseren Steindruck abgelöst. Die Studenten machten Reisen, sammelten Zeichnungen und sahen sich überall nach Vorlagen um. Sie teilten ihre Tafeln recht praktisch ein und suchten vor allem durch einheitliche Maßstäbe (Grundrisse immer 1:400, Aufrisse 1:200) etwas Neues zu leisten. Für genauere Specialstudien werden ja die Zeichnungen nicht genügen, aber sie sind eine vortreffliche Materialübersicht. Besonders wertvoll ist diese Jubiläumslieferung, die ein wenig beachtetes Feld, die romanischen Profanbauten, systematisch behandelt. Das Kloster zu Lorsch, die Kaiserpfalzen in Nymwegen, Inglheim, Aachen, Kaiserswerth, Hagenau, Wimpffen, Gelnhausen, Eger, Seligenstadt, das Kaiserhaus und die Ulrichskapelle zu Goslar und ähnliches wird in einheitlichem Rahmen vorgeführt. Bis jetzt war dies Unternehmen der Berliner Hochschulstudenten nur in engeren Kreisen bekannt, wir benutzen die Gelegenheit, ein weiteres Publikum darauf aufmerksam zu machen.

An diese großen Unternehmungen anschließend will ich eine Reihe enger gefaßter Bücher anzeigen. Ich gehe dabei chronologisch vorwärts. In prähistorische Zeiten führt uns die **Nordische Altertumskunde**, welche der berühmte Kopenhagener Nationalmuseums-Direktor Sophus Müller in einer deutschen Übersetzung herausgiebt. (Straßburg, Karl J. Trübner.) Da es die erste umfassende Arbeit über die Altertümer des Nordens ist, braucht ihr Wert nicht bewiesen zu werden.

Die Fassung ist so gelehrt, wie man sie von Sophus Müller erwartet, und doch so populär, daß sie jeden packt, der für den Norden sich interessiert — wer thut das heute nicht? Rein methodisch ist diese Prähistorie vielleicht die sicherst fundierte von allen. Denn spät genug kamen Menschen in die skandinavischen Länder, die noch an ihre Eiszeit zu denken hatten, als es sich im übrigen Europa schon gar lebendig regte.

Einen ähnlichen ethnologischen Wert hat Heft 3 des **Ethnologischen Notizblattes**, welches vom Berliner Museum für Völkerkunde bei A. Haack in Berlin herausgegeben wird. Es ist ein laufendes Handbuch aller Ethnologie, in dem selbständige und ausführliche Besprechungen abwechseln. Ich erwähne dieses Heft besonders, weil ein sehr spaßiges Bild des Japaners Utagawa Sadashige darin wiedergegeben ist, welches in den Streifen Himmel, Erde und Hölle darstellt, aus einem Berliner Sammelband. Man ist überall sehr vergnügt, besonders in der Hölle, wo der Grund der allgemeinen Fröhlichkeit in einer Beischrift erklärt wird: „Da der Höllenkessel beschädigt ist, zeige ich hiermit ergebenst an, daß ich mich in der Zwischenzeit etwas ausruhen werde. Der Teufel."

In das Bereich griechischer Architektur führt uns eine der besten architektur-ästhetischen Schriften, die in letzter Zeit erschienen sind: **Karl Böttichers Tektonik der Hellenen**, eine Kritik von R. Streiter. (Hamburg, Leopold Voß.) Es ist das dritte Heft der bemerkenswerten „Beiträge zur Ästhetik", die von Lipps und R. Maria Werner herausgegeben werden. Streiter ist ein gelehrter Architekt, der an der Hand einer Kritik des berühmten Bötticherschen Werkes hier genug selbständige Forschung herausbringt, um auch auf seine späteren Arbeiten neugierig zu machen. Es giebt so wenig denkende Architekten. Indem er den historischen Wert Böttichers anerkennt, seinen absoluten leugnet, stellt er sich wesentlich auf den modernen Standpunkt psychologischer Ästhetik und gewinnt so erst den richtigen Blick für den wahren Wert der Architektur als Kunst, der ja erst unserer Zeit aufgeht. Aus der fruchtbaren Anwendung dieser Anschauung auf die so viel besprochenen und viel gedeuteten griechischen Denkmäler wird immer ein gutes Resultat hervorgehen. Streiter müßte auch Semper einmal so vornehmen. Denn Bötticher und Semper sind die beiden wesentlichen, sich ergänzenden Faktoren, aus denen die moderne Auffassung hervorging, welche nun immer freier zu werden verspricht.

Einen Specialfall behandelt der Breslauer Augenarzt Hugo Magnus in seinem Buche **Die antiken Büsten des Homer**. (Breslau, J. U. Kerns Verlag.) Homer war ein Porträttypus, obwohl niemand ihn gesehen hat. Er gehörte unter die Idealporträts einer späteren Zeit. Man kennt das kräftige Greisengesicht mit dem aufgeschlagenen blinden Auge, das in unzähligen Exemplaren durch die Museen verbreitet ist. Was Magnus interessiert, ist die plastische Darstellung der Erblindung, und da er seinen Stoff sehr weit und sehr principiell faßt, so kommt er überhaupt auf die Darstellung von Gebrechen zu sprechen. Es wird immer gut sein, sich technisch über diese Dinge belehren zu lassen. Ein gutes Titelbild, der Homer der Villa Pamfili, ist beigegeben.

In die christliche Epoche führt uns die **Geschichte der christlichen Kunst** von Franz Xaver Kraus (Freiburg, Herdersche Verlagshdlg.), deren ersten Band wir schon erwähnten, deren zweiter uns jetzt vorliegt. Da ist nicht viel zu sagen. Es gehört unter die Bücher, für die man schnell im Schranke einen bequemen Platz frei macht, da es unentbehrlich ist, nachdem es einmal geschrieben worden. Hintereinander lesen? Nein, das können nur stumpfe Menschen. Aber nachschlagen, kleine Grenzen ziehen, lernen und wieder lernen.

Architektonik der Frührenaissance, so heißt der neueste Band der großen, vielbändigen Architektonik, die A. Adamy seit Jahren herausgiebt. (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhdlg.) Architektonik, nicht Architektur. Denn Adamy strebt mehr an als eine bloße Kunstgeschichte, er will die Dinge mit philosophischem Auge sehen, sub specie æternitatis. So schieben sich allgemeine Abschnitte dazwischen, die die trockeneren fachlichen gut ablösen. Wie wertvoll eine Sammlung frührenaissancelicher Denkmäler heute, gerade heute, ist, liegt auf der Hand. Wir bleiben übrigens schon in diesem Bande nicht bloß in Italien. Die übrige Renaissance wird nun langsam nachfolgen.

Ins Bereich der modernen Malerei gelangen wir mit Theodor von Frimmels **Gemalten Galerien**. (Berlin, Georg Siemens.) Der Stoff ist sehr reizvoll. Man liebte früher, besonders im siebzehnten Jahrhundert, ganze Galerien auf einem Bilde zu vereinigen. Ein eigentlicher malerischer Geschmack zeigte sich dabei selten. Aber für den Forscher sind solche Dinge nützlich. Denn er studiert an ihnen erstens abgegrenzte Sammlungen, was weitere historische Schlüsse zuläßt, und zweitens den Geschmack des Anordnens, mag er auch für diese Zwecke nicht ganz rein sich geben.

Walter Crane hat eine Sammlung Aufsätze geschrieben: **Die Forderungen der dekorativen Kunst**. Sie ist bei Georg Siemens in Berlin deutsch erschienen und verdient weiteste Verbreitung. Der berühmte englische Maler verdiente als Maler weniger berühmt zu sein, als er ist. Er malt trocken, aber er ist ein großer Organisator. Er beherrscht praktisch das ganze Kunstgewerbe und er denkt über die Beziehungen der Kunst zum Volke nach, wobei er Socialist geworden ist. Liest man ihn durch, so hat man einen barocken (die Übersetzung ist noch barocker), aber gesunden Eindruck. Er kennt den Betrieb und ist ein ehrlicher Kerl, jeder Satz ist ein Gedanke, jedes Wort ein Vorschlag. Darum läßt sich nicht darüber berichten.

Karl Neumann hat eine Reihe von Arbei-

ten in einem Bande vereinigt, den er nennt **Der Kampf um die neue Kunst.** (Berlin, Herm. Walther.) Der Titel sagt zu viel. Es sind Arbeiten, welche unter sehr vernünftigen Gesichtspunkten allerlei Kunsterscheinungen betrachten und beherzigenswerte Ratschläge geben, ohne wesentlich Neues zu bieten. „Kunst und Publikum", „Kunst und Naturwissenschaft", aber auch „Christian Rauch", „Anselm Feuerbach" u. s. w. Das Buch liest sich sehr angenehm. B.

* * *

Schiller im Dichtermund. Von Dr. D. Saul. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.) — Wohl keinem unserer deutschen Dichter sind so viele Lieder nachgesungen worden, zumal bei Gelegenheit der Feier seines hundertsten Geburtstages, als unserem größten Dramatiker, der nach Ansicht mancher Neuesten kaum so viel wert sein soll als Racine, von dessen Frauengestalten, wie eine jüngere, etwas derb und keck aufgeschürzt dreinsegende Naturalistin behauptet, eigentlich nur der Rock vorhanden sein soll. Das Volk, hier eine nach Hunderttausenden zählende Masse von Gebildeten aus allen Schichten, denkt gottlob anders und — klüger! Und da ist es als ein glücklicher Gedanke zu bezeichnen, daß Saul das Bezeichnendste und Bedeutendste zusammengestellt hat, was bisher über Schiller gesagt worden ist. Natürlich eröffnet den Reigen Goethes tiefsinniger „Epilog zu Schillers Glocke". Ihm folgen Gedichte von Uhland, Rückert, Mörike, Geibel, Freiligrath, Keller, Jordan, Fontane u. a. Auch das schöne Sonett von Maffei in der Übersetzung von R. Hamerling hat einen Platz gefunden, während dessen schwungvolles Poem auf die Enthüllung des Schillerdenkmals merkwürdigerweise übersehen worden ist. Ein begleitender Text verbindet die einzelnen Gedichte miteinander, während die kurz gehaltene Einleitung den Leser genugsam orientiert.

Laura Marholm: **Wir Frauen und unsere Dichter.** Zweite umgearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe. Mit acht Porträts. (Berlin, Carl Duncker.) — Der Titel könnte zunächst irre führen; es handelt sich nicht etwa um die Lieblinge oder Feinde der Frauen im weiten Reiche der Dichtkunst, sondern Frau Marholm giebt acht Porträts von europäischen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts, deren Werke gerade ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Merkwürdigerweise existieren für sie die reinen Lyriker gar nicht; sie hat es meist nur auf die Romanschreiber und die in Prosa schreibenden Dramatiker abgesehen. Sie giebt litterarische Porträts von Keller, Heyse, Ibsen, dem Dichter „der Sackgassen", wie sie ihn sonderbar nennt, vom Priester der „Reinheit", Björnson, von Tolstoi und Strindberg, den „Weiberhassern", von Maupassant, und von dem in Deutschland wohl nur von wenigen geschätzten und überhaupt gekannten „Dichter des Weibmysteriums", Barbey d'Aurevilly. Natürlich betrachtet Frau Marholm die Bedeutung dieser Dichter nur gleichsam — sub specie mulieris. Und da kommt sie zu dem merkwürdigen Ergebnis, das tief blicken läßt, daß für sie die bedeutendsten dieser Schriftsteller, als Frauenkenner und -darsteller betrachtet, Keller, Barbey d'Aurevilly und Maupassant sind. „Und darum," sagt sie, „sind sie alle drei die großen Frauendichter, freilich nicht für die Damen von gestern oder heute oder übermorgen — aber sie sind die Versteher des Weibes, aus denen wir uns selbst verstehen lernen können, wie unser Bild in die Mannesseele fällt." Und diese drei Poeten sind bis an ihr Ende — Junggesellen geblieben! Ist das nicht höchst merkwürdig? Liegt da nicht ein — Trugschluß freilich sehr nahe? Sehr sympathisch berührt die Darstellung Paul Heyses als Dichters des „Inkommensurablen", nur daß für die naturwissenschaftlich angehauchte Mannesseele dieses Inkommensurable sehr wohl zu messen ist. Wir Männer nennen es einfach natürliches Empfinden. Nähere physiologische Erörterungen sind an dieser Stelle nicht recht angebracht. Im übrigen enthält das Buch eine Fülle von gleichsam neu entdeckten Wahrheiten, die seine Lektüre vielleicht dem Manne angenehmer erscheinen lassen als der zartbesaiteten deutschen Frau. Der Stil ist hin und wieder etwas amazonenhaft derb, von brünhildenhafter Zuschlagekraft, so daß man, als Mann, versucht wäre, hinter der Verfasserin nicht eine kritisch hochbedeutend veranlagte Frau und Gattin zu vermuten, sondern irgend ein neues Naturwesen, das nicht mehr Weib ist und ein Mann auch nicht oder noch nicht. Jedenfalls bleibt trotz aller Ausstellungen dieses mit größter Ehrlichkeit und rücksichtslosester Offenheit geschriebene Werk eine hochbedeutsame Erscheinung auf litterarhistorischem Gebiet; es eröffnet zugleich die Perspektive auf eine neue Behandlung litterarischer Fragen, wie sie bisher nur selten versucht wurde, weil die eigentlichen psychologischen Kenntnisse fehlten, die nicht durch Zeugnisse von Professoren, sondern allein durch ein reich bewegtes Leben und Beobachten erworben werden. L.

* * *

Streifzüge an der Riviera. Von Eduard Straßburger. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Dem Verfasser hat sichtlich Viktor Hehn bei seinen Naturschilderungen als Vorbild gedient, und ebenso gewisse Franzosen, so daß ein Werk entstanden ist, welches dem Leser höchsten Genuß und zugleich Belehrung gewährt. Die Schilderungen, die uns Straßburger von diesem paradiesischen Flecken Erde vorführt, sind so stimmungsvoll gehalten, so anschaulich plastisch und farbenbestimmt, daß sie Meistern landschaftlicher Stimmungsmalerei, wie Daudet und Maupassant, zur Ehre gereichen würden. Und neben dieser Poesie, welche Fülle von gelehrten Exkursionen mannigfachster Art und welche künstlerische Verarbeitung des schweren wissenschaftlichen Materials! Diese Streifzüge sind ein Musterbuch in

ihrer Art. Jeder, der die Riviera besucht, sollte das Buch als Reisegenossen mit sich führen. Diejenigen aber, welche der Zwang der Verhältnisse an die heimatliche Scholle gebunden hält, werden aus der bloßen Lektüre schon einen Genuß schöpfen, daß ihnen am Ende der Verzicht auf eine Reise nach der Riviera gar nicht so schwer fallen dürfte. L.

* * *

Geistige Größen der Gegenwart. Von M. A. Lange. (Berlin, Paul Moedebeck.) — Meist sehr kurz sind die zehn Abhandlungen geraten, in welchen uns der Verfasser das Wesen von zehn berühmten Dichtern, Gelehrten und Rednern vorführt, die dem Auslande angehören. Verzicht leistend auf ein ausführliches biographisches und bibliographisches Material, sucht er mehr ihre geistige Bedeutung zu fixieren, wobei es an philosophischen Exkursen nicht mangelt. Namentlich bei Ibsen und Lombroso hält er mit seiner eigenen Weltanschauung nicht hinter dem Berge. Jedenfalls birgt das äußerlich nur schmächtige Büchlein einen geistig bedeutsamen Inhalt, und nur sehr wenige unserer Essayisten hätten sicherlich auf ein paar Seiten so viel z. B. über Carducci sagen können, wie unser Verfasser über den Dichter der „Hymne an Satan". L.

* * *

Richard Wagner im Dienste französischer Maler. Eine kritische Studie von Karl Ludw. Thieme. (Leipzig, Constantin Wild.) — Der Verfasser ist durchaus kein deutscher Chauvinist, der etwa den Franzosen im allgemeinen das Recht abstreitet, Wagners Walküre oder Parsifal ästhetisch genießen oder verstehen zu können. Er will nur, daß diese Werke, was die Maler anlangt, rein aufgefaßt werden und nicht mit allerlei mystisch oder symbolisch sein sollendem Unsinn verbrämt, während auch auf die nervöse Sinnlichkeit des modernen Decadencemenschen die gehörige, sich in Andeutungen erschöpfende Rücksicht genommen wird. Da hat ein Herr Gaston Bussière ein Bild la Valkyrie gemalt und der auch bei uns bekannte Rochegrosse die Anfangsscene des zweiten Aktes aus Parsifal als chevalier aux fleurs in einer Auffassung, welche diesen zerschmetternden Angriff herausforderte. Das ist einfach Verhunzung und pikant zurechtgestutzte Vertrivialisierung, die sich auch französische Maler nicht zu schulden kommen lassen dürfen. Trösten sich beide damit, daß ein Deutscher sie nicht — verstanden habe, so mögen sie froh sein, daß sie keine Deutsche sind; dann hätte Thieme mit ihnen wohl noch ganz anders — deutsch gesprochen, als es hier geschieht im Interesse echter, nicht sensationslüsterner Kunst! L.

* * *

Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Mit Titelzeichnung und Vignetten von A. Rothaug. (Leipzig, Georg Wigand.) — Der Verfasser erfreut sich seit Jahrzehnten eines Namens als gefeierter Poet für die Jugend. Im vorliegenden Büchlein zeigt er sich als geistvoller Epigrammatiker und tiefsinniger Sinnspruchdichter. Natürlich ist nicht jede Weisheit dieser Vierzeiler neu; das Goethesche Wort, alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden, findet auch hier seine Anwendung; aber die Form, wie Lohmeyer Altes, oft wohl Bekanntes neu umprägt, gehört ihm an, so daß das ganze Büchlein durchaus einen originellen Geist widerspiegelt, der aus eigenen, reichen Erfahrungen schöpft. Als Geschenk bei festlichen Gelegenheiten, zumal für die reifere Jugend, sei das auch geschmackvoll ausgestattete Büchlein besonders unseren Lesern empfohlen. L.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Urteile aus dem Leserkreise des Echo.

Das Echo,

Organ der Deutschen im Auslande,

betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, dem Leben und Treiben der Deutschen im Auslande die liebevollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wird daher jeder

Deutsche im Auslande gebeten, seine Adresse

der Verlagshandlung

J. H. Schorer,

G. m. b. H. in Berlin SW., Wilhelmstr. 29,

gefl. anzugeben, damit dieselbe Gelegenheit hat, eine **Probe-Nummer umsonst und kostenfrei zu übersenden.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungs-Spediteure in Deutschland zum Preise von **3 Mark** vierteljährlich entgegen; in den übrigen Ländern zu den landesüblichen Preisen. Direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer, G. m. b. H. in Berlin SW., Wilhelmstrasse 29,** unter Kreuzband bezogen, kostet „Das Echo" vierteljährlich 4 Mk. 50 Pf., halbjährlich 9 Mk., ganzjährig 18 Mk. Bei Versendung unter Streifband empfiehlt es sich, möglichst ganzjährige Abonnements aufzugeben. **Englische Pfundnoten werden in Zahlung genommen.**

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, **und wird „Das Echo" vom Tage der Bestellung ab gegen Einsendung des entfallenden Betrages auf beliebig lange Zeit direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.**

Korbel Humboldt County (Californien),
den 19. Dezember 1895.

Gestern erhielt ich wieder DAS ECHO Nr. 691. Ich kann dieses Mal nicht umhin, Ihnen hiermit **meinen herzlichsten Dank auszudrücken für dieses herrliche Blatt; es ist ein wahrer Hausschatz, und muss unseren Landsmann Herrn H. J. Kreth in Niederl. Indien (Echo Nr. 690 Seite 1608) vollständig Recht geben, mit der Bemerkung, dass es für mich auch immer ein Festtag ist, wenn ich mein Echo erhalte;** wünsche nur, dass jeder im **Ausland lebende Deutsche, überhaupt solche, die treu zu Deutschlands Kaiser und Reich stehen, dieses Blatt lesen und halten.**

Achtungsvoll
Theodor Reinhold Prenea.

Fray Bentos, 31. Dec. 1895.

Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen mitzuteilen, dass das „Echo" **von den hier lebenden Deutschen stets mit Interesse gelesen wird,** und sich seiner Vielseitigkeit wegen grosser Beliebtheit erfreut.

Hochachtend Ernst Schultz.

Capri, den 4. Januar 1896.

Das Echo ist gerade, was ich brauche. Klaus Groth, der bei mir ist diesen Winter, um sich mal auszusonnen, hatte mir schon früher Ihr Blatt empfohlen und ich hatte es nur vergessen. Nachträglich noch Prosit Neujahr!

Ihr ergebenster C. W. Allers.

Sahara, 5. Januar 1896.
Est. Minas Geraes, Brasilien.

Was ich thun kann in Ihrem Interesse, werde ich jederzeit thun; **denn ich selbst kann kaum den Tag erwarten, bis ich es empfange.** Hier in dieser Gegend leben sehr wenig Deutsche und den Wenigen geht es auch nicht immer zum Besten, da es meist frische Anfänger sind. Zum Schluss ein glücklich Neujahr wünschend aus der Ferne, sowie herzlich grüssend, schliesst

Hochachtungsvoll Ihr ergebener
Oswald Parucker.

Neapel, 7. Januar 1896.

Nachdem ich die Probenummer aufmerksam geprüft, habe ich nicht verfehlt, mich sofort bei Furchheim hier zu abonnieren. Für Deutsche, die wie ich schon seit Jahren im Auslande sind und nur wenig Gelegenheit haben, die Heimat dann und wann wieder zu sehen, ist Ihr Blatt jedenfalls sehr geeignet **und wird es ohne Zweifel dazu beitragen, in denselben das Gefühl der Zusammengehörigkeit zur grossen deutschen Familie wach zu halten.**

Mit Hochachtung Max Büttner.

Ulm, 9. Januar 1896.

Besten Dank für die Zusendung Ihres „Echo". **Nach Ablauf dieses Quartals gebe ich das Abonnement auf einige Zeitungen auf und bestelle dafür das Echo.** Dasselbe hat mir besonders in Bezug auf die polit. Wochenrundschau und die Zusammenstellung von Berichten aus Zeitungen aller Parteien gut gefallen. Es ist mir Zeitmangels nicht möglich, **täglich die breitspurigen Artikel der grossen Zeitungen zu lesen,** und so finde ich, dass das Echo meinem Bedürfnis entspricht, **indem es eine fortlaufende Uebersicht über die politischen Vorgänge gewährt.** Auch Ihre Illustrationen sind hübsch.

Hochachtend u. ergebenst Karl Krämer, Karlstr. 25 II.

Adelaide, März 1896.

Bin Abonnent vom „Echo" (per Tausch u. Grosse, Halle a. S.) seit beinahe 5 Jahren **und halte dasselbe für das beste deutsche Blatt, welches für das Ausland bestimmt ist.**

Dr. M. von Luckowitz.

Elim-Natal, 16. März 1896.

Unser „Echo" erhalten wir seit Jahren durch die Buchhandlung unserer Gesellschaft in Hermannsburg. — **In unserer Nachbarschaft verbreitet es sich immer mehr** und wird entweder von Mission oder Deutschland bezogen. Erfreulich, dass Sie solche Rücksicht auf die auswärtigen Deutschen und in letzter Zeit auch auf die in S. A. nehmen. Dies, mit der übrigen Haltung Ihres Blattes, wird ein Blatt nach dem andern verdrängen in den Kolonien **und viele werden kein deutsches politisches Blatt ausser „Echo" halten.**

J. H. Röseler.

Mulifanua, 24. März 1896.

In Antwort Ihres geehrten Schreibens vom 14. Februar danke ich Ihnen sehr für die freundliche Zusendung des „Echo" und erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass mir und allen Deutschen hier auf der Mulifanua-Pflanzung das „Echo" schon längst bekannt und von uns allen wegen seiner vorzüglichen und unparteiischen Zusammenstellung der neuesten Weltereignisse hoch geschätzt wird; **auch durch die rastlose Thätigkeit, die Lage der Deutschen im Auslande nach Möglichkeit zu verbessern und sie enger an das Vaterland anzuschliessen, hat sich das „Echo" alle im Auslande lebenden Deutschen zur grössten Dankbarkeit verpflichtet.**

Mit grösster Hochachtung Ihr ergebenster
M. Ronneberger.

Apia (Samoa), den 25. März 1896.

Lese das „Echo" seit ungefähr 10 Jahren, nicht nur im Auslande, sondern auch dann, wenn ich vorübergehend in Deutschland bin. Habe es stets aufs wärmste empfohlen. **Entschieden die beste Zeitschrift für Deutsche im Auslande.**

Hochachtungsvoll A. Helgenberger.

Colombo, 1 April 1896.

Dies Blatt war immer meine liebste Lektüre, da es, ohne zuviel zu schreiben, doch ganz genügend bringt, um dem Übersee[r] ein klares unparteiisches Gesamt-Bild der Welt-Politik zu geben. **Es ist ganz entschieden das beste und übersichtlichste Blatt seiner Art im Auslande.**

Hochachtungsvoll Leopold Meyer.

Fasen-Caree, 6. April 1896.

Es wird Sie vielleicht interessieren, zu hören, dass gestern zum ersten Male in den 7 Jahren, in welchen ich das „Echo" halte, die Nummer 6 um 8 Tage später wie Nummer 7 und 8 ankam. Mir ist nie eine Nummer verloren gegangen — selbst während des Krieges nicht — und das ist eigentlich mehr, wie man verlangen kann.

Mit bestem Grusse ergebenst H. G. Arnens.

Pangani, den 9. April 1896.

Mit dem ergebenen Bemerken zurückgesandt, dass das „Echo" hier bereits in 4 Exemplaren gehalten wird, und ich selbst schon lange Zeit Abonnent desselben bin. **Das Blatt ist für das Ausland fast unentbehrlich geworden.** [...] verbindet mit der Solidität des Preises eine vorzügliche Auswahl und Aneinanderreihung des Stoffes.

G. Spieth.

Hongkong, 6. April 1896.

Erlaube mir die ergebene Mitteilung, dass ich schon seit Jahren auf Ihr Blatt abonniert bin, ich glaube sogar **einer der ersten Abonnenten** war, denn mein Aufenthalt hier datiert von **Anfang 83 her.** — Ich habe die verschiedenen Verbesserungen bei Ihrem Blatt immer mit Freuden bemerkt, besonders, dass Sie die lateinische Schrift einführten. Ebenso den reichhaltigen Inhalt in den verschiedenen Abteilungen. **Das Blatt liegt hier überall auf, an unserem Comptoir sind wir mit nicht weniger als 5 Leuten darauf abonniert.** — Weiss nicht, **wie Sie noch mehr Abonnenten hier bekommen sollen.**

Ergebenst H. Ehmet.

San Francisco, 11. Juni 1896.

Schicken Sie bitte das „Echo" von jetzt ab unter obiger Adresse. **Das Blatt ist mir wirklich unentbehrlich hier.**

Ergebenst Dr. A. Gent[h].


Trocken
TROCKEN
HENKELL SEKT

41. Jahrg. März 1897. Heft 486.



Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig.
George Westermann.



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

März 1897. — Heft 486.

Zwölf Hefte bilden einen Band — Preis vierteljährl. 4 M

Inhalt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig, Breitestraße 2.





Zu Etapl: Erdmann Encke.

Erdmann Encke: Sarkophag des Kaisers Wilhelm I. im Mausoleum zu Charlottenburg.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)



Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

VI.

Carlos Mazeras hatte sich mit den beiden anderen eingeschifft, als ob er keine andere Absicht gehegt. Kein Wort und kein Blick von ihm erinnerten an das, was er am Abend zuvor Alf Overbek in der Wirtschaft gesagt; er redete Gleichgültiges oder von den Aussichten, denen sie in Minas Geraes entgegen führen. Seine Begleitung dorthin fiel Heid merklich nicht erwünscht, wenigstens anfänglich nicht. Dann indes änderte sich's, er bewies sich zuvorkommender gegen sie als früher, wich einem Gespräch mit ihr, wie dem Blick ihrer Augen nicht mit Kundgabe von Widerwillen aus; es machte den Eindruck, als gelinge es ihr, ihn, den Einzigen, der ihrem Reiz widerstanden, doch noch unter ihre Macht zu zwingen. Gleich seinen Gefährten machte er die Fahrt nicht als Matrose, sondern als Passagier mit eigener kleiner Kabine; in dieser traf Alf Overbek ihn gegen Abend des ersten Tages, sorglich, wie auf der Überfahrt von Europa nach Bahia, sein Fenster verhängend und die Seitenspalten gegen jeden Lichteinfall dicht verstopfend. Der Herzukommende fragte, was er treibe, doch Mazeras antwortete nur kurz: „Wir haben Mond zur Nacht,“ und als die Sonne niederging, verschwand er vom Deck und erschien erst nach Tagesanbruch wieder aus seiner Kajüte.

Die Tage hindurch unter blendender Sonne ging die Fahrt über die uferlose, immer gleich einer unbewohnten Steppe endlos hingedehnte Fläche des Oceans; nur fliegende Fische schnellten sich glitzernd, als höben sie sich wirklich im Flug, aus dem Wasser und eine Strecke drüber hin, und kleine und weitklafternde Seevögel umkreisten im Bogen, doch zumeist sich scheu entfernt haltend, das Schiff. Die Richtung des Passatwindes auf der südlichen Halbkugel nötigte dies, den Lauf von der Küste ab weiter ostwärts hinaus zu halten, und am Morgen des vierten Tages ward zur Linken fernhin am Horizont dämmernd die kleine brasilianische Insel Trinidad sichtbar. Die Fahrt war rasch gewesen, jetzt konnte die Brigg sich nach Südwest drehen, und zwei Tage nur noch mußten sie bei dem frischen Passat nach Rio bringen.

Doch die Zuversicht auf den letzteren täuschte, denn am Nachmittag schlief unerwartet der Wind und rasch zu vollkommener Stille ein, die Segel fielen schlaff herab, als sei das Schiff in eine Kalme unter der Linie geraten, nur im Widerspruch dazu minderte der Seegang sich nicht, sondern wuchs in langen, von Süden her rollenden Dünungswellen an. Eine weißliche Dunstschicht überzog langsam die strahlende Himmelsbläue, und das Sonnenlicht war matt, losch nach und nach völlig hin. Im Süden aber stieg es wie ein wunderlicher Aufbau vom Meereshorizont empor, gleich einer phantastisch bezinnten und betürmten Mauer. Erst dunkel, schwärzlich, dann färbte es sich mit dem nicht mehr sichtbaren Sonnenuntergang zu einem braunen Rot um. Der Kapitän stand auf der Brücke und hielt eine geraume Zeit lang sein Sehrohr fast unausgesetzt auf die Wolkenbank gerichtet. Er sprach nichts, als daß er einmal dem herzutretenden Steuermann kurz sagte: „Das ist außer der Ordnung um die Jahreszeit.“ Danach hob er sein Glas wieder und schickte den Steuermann mit einem Auftrag in die Kajüte; der Fortgegangene kehrte mit der Meldung zurück, das Quecksilber sei jäh seit einer Stunde um fünf Striche gefallen. Nun scholl Kommandoruf des Kapitäns übers Deck, alle Segel bis auf dichtgereffte Marssegel festzumachen und die Maschine unter Dampf zu setzen. Die Matrosen flogen in die Taue, dichtes Gewimmel und rasche Arbeit umgab Masten und Rahen. Die Fahrt näherte sich erst der Grenze des Steinbockwendekreises, doch von der bisherigen Tropenhitze war seit einer halben Stunde nichts geblieben, eine eisige Luftanatmung, als komme sie von den Gletschern des Südpols, ließ die Finger fast erstarren; aber die Befehle des Kapitäns waren ausgeführt, ehe das Nachtdunkel völlig schwarz einbrach. Aus dem Dampfschlot begannen Rauch und Funken zu stieben, und nur die Sturmsegel standen oder vielmehr hingen schlappend herunter. Denn die Windstille blieb, während die Dünung sich immer gewaltiger verstärkte und das Schiff wild schlingernd herüber und hinüber warf, bis es unter Hilfe der Dampfkraft gelang, dasselbe mit dem Kopf gegen die Wellen zu legen. Nun deckte Finsternis alles zu, man hörte nur oben in der Luft ein fauchendes Stöhnen und drunter das schrille Gekreisch von Seeschwalben, Sturmvögeln, Albatrossen, die jetzt sich nicht in der Ferne hielten, sondern, wie das Ohr kundgab, schreiend dicht um die Masten des Fahrzeugs jagten.

Carlos Mazeras hatte sich wie stets beim Enden des Tageslichts in seine festverhüllte Kabine begeben. Die hurtige Thätigkeit in der Takelage wies darauf hin, daß der Kapitän Unwetter erwartete, doch in der Luft unten regte sich nichts, und Mazeras hatte gleichmütig manch wilden Sturm auf jedem Ocean durchgemacht. Den fürchtete er nicht, nur den Mond, der kommen mußte, und vor diesem suchte er Schutz. Doch kleidete er sich nicht aus, für den Fall, daß die Nacht Übles bringe; er steckte ein Säckchen mit den Steinen, die er am Rio do Contas gefunden, zu sich und streckte sich auf sein Lager. Seit der Abfahrt von Bahia war sein Kopf gedankenverworren, wälzte oft sinnverlorene Vorstellungen und Pläne übereinander. Er war nicht müde und dachte nur wachend zu liegen, aber zu dem, was ihm durch den Sinn ging, wiegte die schlingernde Bewegung des Schiffes ihn allmählich in ein Verdämmern des Bewußtseins, und er verfiel doch in Schlaf.

Und er schlief fest, denn er hörte und fühlte nichts von einem jähen Stoß, der um ein paar Stunden später die Confianza traf, plötzlich, ihren Rumpf schütternd, als sei sie gegen ein Felsriff aufgerannt. Das konnte nicht sein, denn sie befand sich über klippenlos unermeßlicher Tiefe des Meeres; nur ein Niederstoß aus der Luft war's, ein Bote des Kommenden, und zugleich ging eine Sturzsee übers Heck und warf ihren zischenden Schwall strömend auf dem Deck bis zum Bugspriet entlang.

Der Kapitän hatte die Brücke verlassen und arbeitete sich durch das lichtlose Dunkel zum Steuermann hinüber, der fest seine Hand ums Steuer geklammert hielt, dies auch, von der kippenden Welle bis an den Kopf überschlagen, nicht losgelassen. Der erstere rief nur ein kurzes Wort: „Ein Tornado,“ und der andere erwiderte: „Ja, Kapitän.“ Der spanische Name war's für einen Cyklon der Regenzeit zwischen den

Wendekreisen des Atlantischen Oceans; verfrüht brach sie herein.

Der Himmel überspannte alles gleich einer schwarzen Pfanne, der Sturmanprall hatte die Schiffslaternen zertrümmert und ausgelöscht, die Hand vorm Auge ward nicht sichtbar. Doch bei ungeheurem Rohren der See umher fuhr ein donnerndes Sausen jetzt durchs Takelwerk, Knattern und Krachen kündeten, daß Spieren, Stangen, Rahen zerbrachen und in Trümmerstücken umhergewirbelt niederschlugen. Zusammen mit schmetterndem Hagelschlag nußgroßer Schloßen, das vereinigte brüllende Getöse verschlang jeden Stimmruf. Doch rundum am Horizont flammten nun Blitze auf und durchrissen die Finsternis. Bei ihrem Schein sah man überall die Matrosen ungeschreckt auf ihren Posten, die Gesichter nach dem Stand des Kapitäns hin richtend; droben aber zerfaserte sich an Stellen die schwarze Wolkenmasse, in gespenstischen, flatternd umrissenen Gestalten rasten die aufgelockerten Teile, einem Heer im Schlachtgemenge gleich, herüber und schlossen die Lücken wieder, durch die flüchtig scharfblitzende Sterne niedergefunkelt. Ringsum eine weißbrodelnde, bei dem zuckenden Geleucht wie mit grünlichem Glimmer überstreute See.

Doch die Confianza war ein gutes Schiff; wider den Tornado gedreht, rollte sie jetzt stampfend gegen die berggleich anstürmenden Wogen, nun mit dem Bug, nun mit dem Heck wie in der Tiefe verschwindend. Aber sie tauchte wieder empor und ihre festen Planken hielten. Aufrecht, die Finger einer Hand um ein Tau geschlungen haltend, stand der Kapitän, des Weiterkommenden gewärtig; nach vorn am Backbord überhellten die Blitze dann und wann die Gesichter Alf Overbeks und seiner Frau. Sie waren mit dem Ausbruch des Sturmes von unten heraufgekommen; auch er mußte sich halten, um nicht zu Boden geschleudert zu werden, und that's mechanisch. Seine abgespannten Züge redeten von keiner Furcht, nur aus seinen Augen flackerte es ab und zu von einer inneren Erregung, doch keiner schreckhaften, wie von einer Hoffnung, die nächste Minute schlinge ihn mit seiner Frau in die gärende Wut drunten hinab. In Heids weißem Gesicht dagegen malte sich wilde Angst, krampfhaft hielt sie sich mit beiden Händen festgeklammert. Ihr schwarzes Haar war aufgerissen, lang um sie flatternd; die Sturzsee hatte sie getroffen, vom Scheitel herab übergossen, und ihre triefend durchnäßten Kleider umschlossen ihr eng angeheftet die Glieder, alle Formen des Körpers durch die Hüllen deutlich offenbarend. Sie erschien, wie nur die Phantasie sich ein Meerweib vorzustellen vermochte, so dämonisch hatte ihre Schönheit sich noch nie gezeigt; ihre Augen irrten mit manchmal grün aufglimmerndem Gefunkel umher. Wenn der Blick Alf Overbeks sie, von einem Blitz erhellt, so traf, schwand der Ausdruck in seinen Augen, und die nach ihr hinstarrenden füllten sich mit einem brennenden Glanz des Verlangens, nicht zu sterben, zu leben.

Da klang durch einen Augenblick, in dem es sonderbar still geworden, ein lauter Warnruf des Kapitäns. Das blaue Geflacker der Blitze umlief den Himmelsrand wie zuvor, aber wenn sie für Sekunden aufhörten, blieb trotzdem jetzt ein mattes Zwitterlicht, als dauere ihre Wirkung noch fort. Und in diesem seltsam geisterhaften Dämmerschein sah man mit Augen etwas herankommen, zugleich aus der Luft und aus dem Meer. Von oben wühlte sich's in die kochende See und schleuderte im Nu aus ihr eine düstere masthohe Wassermauer auf. Ein zweiter Orkanwirbel des Tornados war's, doch mit ihm verglichen der erste nur eine Sturmbö der Ostsee gewesen. Wie mit einem betäubenden Kanonenschlag traf der Stoß den Schiffsrumpf, und gleichzeitig brach über diesen der Kamm des rollenden Wellengebirges. Die dunkel herangetürmte Masse verwandelte sich in einen unermeßlichen Schwall wie phosphorglimmernden und glühenden Schaumes, ein Gischtmantel jagte schnaubend, die ganze Brigg einhüllend, bis zu den Mastspitzen hinan, als rase ein nordischer Schneesturm über sie hin. Obgleich sich bereitet haltend, vermochte keine Menschenkraft Widerstand zu leisten; der Kapitän und der Steuermann, jeglicher auf dem Deck, ward von seinem Halt los- und zu Boden gerissen, machtlos gegen die Reling fortgeschwemmt. Der ungeheure Anprall hatte das Schiff leewärts über geworfen, daß sein Schanzkleid an der Backbordseite fast auf

dem Wasser lag, und es richtete sich nicht wieder empor. Masten und Stengen standen krumm gebogen, nach Luv ihre Halttaue, als seien sie aus Eisen, starr gestrafft, leeüber locker herabschlotternd. Das alles ließ sich deutlich gewahren, denn fast mit jedem Augenblick nahm die Helligkeit zu.

Dieser Stoß aber hatte Carlos Mazeras doch aus seinem dumpfen Schlaf geweckt. Sinnverworren sprang er auf, blitzgeschwind indes fiel die Betäubung von ihm ab. Dann wußte er, was sei, und stürzte zur Thür, nicht als Kajütenpassagier, als Matrose, der seinen Mann zu stehen hatte. Fast erstickend goß sich ihm auf der Treppe ein Wasserüberschwall entgegen, doch nicht zum erstenmal rang er sich durch solchen die Stufen hinan. Instinktiv flog auf dem Deck sein Blick suchend nach dem Kapitän umher, der sich, wie die Mehrzahl der Mannschaft, kraftvoll wieder aufgerafft hatte; ein paar nur, heftig und unglücklich gegen scharfe Ecken geschmettert, verrieten durch hilflose Bemühung, sich in die Höhe zu bringen, zerbrochene Glieder. Quirlend verlief das Wasser sich durch die Speigatten; wie Trompetenstöße, Pfeifen und Trommeln überwirbelte es das Schiff. Mazeras rief: „Was soll ich, Kapitän?“ Der Angerufene drehte den Kopf und gab nur zurück: „Warten, ob's noch einmal kommt.“

Denn im Vergleich war's wieder still, wenigstens in der Luft unheimlich ruhig. Zum erstenmal kam es allen zum Bewußtwerden, woher die noch mehr verstärkte Lichthelle stamme; der beinah volle Mond stand, schon weit aufgestiegen, im Osten. Ein Gewinn war's, daß er die vorherige Finsternis aufhob, und doch, fast hatte diese etwas minder Schreckhaftes gehabt. Zu deutlich sah man jetzt das unermeßliche, tobende Chaos rings um das winzige, drauf umgeschleuderte Holzstück; der Mond selbst erschien nicht, oder wenigstens nur so lange ein Wimperzucken dauerte, währenddessen die silberne Scheibe grell blitzend zwischen den schwarzen, jagenden Wolken hervortrat, um, kaum gesehen, wieder zu verschwinden. Doch da stach er abermals ebenso herab, augenverwirrend, ein Schwindelgefühl im Kopf regend, man mußte den Kopf abwenden. Auch sein sonst ersehntes Licht trug heute nur bei, die Unheimlichkeit zu mehren.

Noch immer lag das Schiff tief leewärts über; der Orkanstoß und die überbrechende Sturzsee hatten Alf Overbek und Heid ebenfalls zu Boden gerissen und gegeneinander gerollt, doch beide waren unverletzt. Er schlug den Arm um sie, sie schützend bei sich zu halten, aber sie riß sich los und rang sich schwankend hastig auf dem schrägen Deck einige Schritte von der gefahrdrohend übergebogenen Reling aufwärts, ein Tau erhaschend, das ihr sicherer als Halt und Schutz erschien; Alf wollte ihr folgen, doch sein Fuß glitt auf den schlüpfrigen Brettern aus, und er rollte zurück. So stand sie, halb zusammen geduckt, als Mazeras das Deck erreichte. Die Antwort des Kapitäns hatte ihm erwidert, es sei nichts mehr zu thun, als das Kommando zu erwarten, ihm selbst zeigte ein Blick, das Feuer der Dampfmaschine sei ausgelöscht. Suchend gingen seine Augen um, fanden seine Reisegenossen, und den kundig-sicheren Seemann offenbarend, geschickt halb gleitend, halb schlingernd, arbeitete er sich zu Alf hinunter. „Die Confianza verdient so zu heißen,“ sagte er ruhig, „sonst ständen wir nicht mehr auf ihr. Bewahr mir das, in den Tauen kann ich's nicht gebrauchen.“ Er zog etwas aus seiner Tasche und drückte es in die Alf Overbeks, ohne daß dieser darauf achtete. Doch fast zugleich scholl wieder ein Ruf: „Guarda!“ Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, und sturmüberbrüllt rollte abermals eine mächtige Sturzwelle gegen seine Breitseite heran. Schon auf halbe Kabellänge hinaus klar, fast wie im Tageslicht erkennbar, denn durch weitklaffende Wolkenlücke trat im Augenblick zum erstenmal der Mond völlig frei heraus, einer weißen, blendend niederschießenden Flamme gleich. Und mit dem nächsten Atem stieß plötzlich Carlos Mazeras aus: „Da ist er — er winkt mir — ich soll kommen — ich soll kommen —“

Unwillkürlich drehte Alf den Kopf in die Richtung, wohin der neben ihm Stehende mit geisterhaft verwandeltem Gesicht weit aufgerissenen Blicks ins mondglitzernde Wasser hinunter starrte. Doch der erstere gewahrte nichts, und ohne Denken erwiderte er mechanisch: „Wer — wonach siehst du?“

„Da — da — der Kopf — und die Hand — sie reckt sich und krallt mir die Nägel bis ins Hirn —“

Nun erst kam dem Hörer die Erinnerung an Mazeras' gespenstisches Einbildungsphantom, das ihm der Mond zurückbrachte, wieder aus der See herauftauchen ließ, doch ein Schauer faßte Alf an, denn auch ihm war's jetzt, als sehe er drunten im ruhigeren Seewasser einen treibenden Kopf mit schwarzem Haar über weißem Gesicht, und er versetzte: „Sieh weg — es ist nichts Wirkliches — nur Phantasiespuk —“

Aber er sprach's ins Leere — hinter sich hörte er einen Ruf: „Du sollst aus ihren Tatzen!“ und wie sein Blick umflog, sah er Carlos Mazeras jählings mit einem Sprung sich zu Heid über die Deckschrägung hinanschnellen. Sein rechter Arm schlang sich um ihren Leib und riß sie, sichtlich mit irrsinnig unwiderstehlicher Kraft, von dem Tau los, an das sie sich festgeklammert hielt. Wahnwitz und doch auch ein bewußter Wille mischten sich in seinen Zügen, er stieß hinterdrein: „Die Guaguara nehm ich mit — ich bringe sie ihm —“

Aufschreiend rang Heid umsonst gegen seine eiserne Klammer; als sei sie ein Luftgebild, hob und hielt er sie wie ein gewichtloses Nichts. Auch Alf Overbek brach ein irrer Schrei vom Mund; die Arme vorstreckend, stürzte er auf sie zu.

Da taumelte er, mit voller Wucht traf die andonnernde Welle die Breitseite des Schiffes, ein Stoß, als breche es in der Mitte auseinander, warf ihn wie alle zu Boden. Im Fall sah er noch durch einen Gischtschleier Carlos Mazeras Heid mit sich über die fast aufs Wasser gedrückte Reling hinabreißen, dann brach die weißbrodelnde Sturzsee über ihn, schleuderte ihn wie einen Kork umher. Sein Kopf schlug mit der Stirn gegen einen scharfzersplitterten Balken, rotschäumend verquirlte das Wasser um sein Gesicht, nun strömte Blut darüber aus klaffender Wunde, und reglos, wie tot, lag er am Boden hingestreckt.

* *
*

In der sogenannt gemäßigten Zone ostwärts vom Atlantischen Ocean aber wechselten nach etwas mittelalterlich anmutendem Latein frondescentia und defrondescentia. Das Gehör des Rektors Scholinus, sowie die Ohrmuscheln seiner Alumnen hätten sich an einer Benutzung dieser unklassischen Substantiva nicht erfreut, doch der erstere befand sich schon seit einigen Jahren — wenigstens soweit Menschenerfahrung reichte — allen Versuchungen zur Handgreiflichkeit und Mißbefriedigung entrückt und war bei den jüngsten, gewissermaßen posthumen täglichen Besuchern des alten Rumpelkastens der „höheren Bürgerschule“ bereits zu einer, wenn auch nicht mit dem sonstigen rosigen Schimmer der Vergangenheit, sagenumwobenen Gestalt geworden. Denn jener stätige Wechsel der „Belaubung“ und „Entlaubung“ fand nicht allein an den Bäumen und Büschen statt, sondern ganz gleicherweise fielen auch unablässig vergilbte Blätter von den Wipfeln und Zweigen des mehr oder minder umfangreichen Menschenbaumes, dem die Lebensgemeinsamkeit der Bevölkerung einer Ortschaft glich, während frischgrünende wieder austrieben. Und überall beobachtete man auch das gleiche Verfahren darin, daß man von den Blättern jenes figürlichen Baumes die meisten unbeachtet vom Herbstwind verwehen ließ, dann und wann jedoch, bei einigen derselben, Zeugnis der tiefsten Erschütterungsfähigkeit an den Tag legte. Eine solche hatte das Abscheiden des Rektors Scholinus bewirkt, die Gesamtheit der städtischen Honoratioren seinem unter Blumen- und Laubkränzen unsichtbar begrabenen Sarge das letzte Geleit gegeben und hundertfältiges Schluchzen die ans Herz fassende Grabrede des Herrn Pastoren einerseits noch tiefer ergreifend, andererseits freilich für die weiter entfernt Stehenden etwas unverständlich gemacht. Ein Komitee war schon vor der Beerdigung zusammengetreten, um über ein dem im Herrn Entschlafenen aus öffentlichen Mitteln zu setzendes würdiges Ehrendenkmal zu beraten, und hatte sich für die Goldinschrift auf einer lorbeerumrahmten Marmorplatte geeinigt: „Dem unvergeßlichen Bildner unserer Jugend, dem großen Lehrer und Pädagogen, dem glaubensfreudigen Christen, hochsinnigen Menschen, treuesten Gatten und aufopfernden Freunde, wie dem rastlosen Förderer jedes Gemeinwohls in nie



Luv und Lee.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

VI.

Carlos Mazeras hatte sich mit den beiden anderen eingeschifft, als ob er keine andere Absicht gehegt. Kein Wort und kein Blick von ihm erinnerten an das, was er am Abend zuvor Alf Overbek in der Wirtschaft gesagt; er redete Gleichgültiges oder von den Aussichten, denen sie in Minas Geraes entgegen führen. Seine Begleitung dorthin fiel Heid merklich nicht erwünscht, wenigstens anfänglich nicht. Dann indes änderte sich's, er bewies sich zuvorkommender gegen sie als früher, wich einem Gespräch mit ihr, wie dem Blick ihrer Augen nicht mit Kundgabe von Widerwillen aus; es machte den Eindruck, als gelinge es ihr, ihn, den Einzigen, der ihrem Reiz widerstanden, doch noch unter ihre Macht zu zwingen. Gleich seinen Gefährten machte er die Fahrt nicht als Matrose, sondern als Passagier mit eigener kleiner Kabine; in dieser traf Alf Overbek ihn gegen Abend des ersten Tages, sorglich, wie auf der Überfahrt von Europa nach Bahia, sein Fenster verhängend und die Seitenspalten gegen jeden Lichteinfall dicht verstopfend. Der Herzukommende fragte, was er treibe, doch Mazeras antwortete nur kurz: „Wir haben Mond zur Nacht,“ und als die Sonne niederging, verschwand er vom Deck und erschien erst nach Tagesanbruch wieder aus seiner Kajüte.

Die Tage hindurch unter blendender Sonne ging die Fahrt über die uferlose, immer gleich einer unbewohnten Steppe endlos hingedehnte Fläche des Oceans; nur fliegende Fische schnellten sich glitzernd, als höben sie sich wirklich im Flug, aus dem Wasser und eine Strecke drüber hin, und kleine und weitklafternde Seevögel umkreisten im Bogen, doch zumeist sich scheu entfernt haltend, das Schiff. Die Richtung des Passatwindes auf der südlichen Halbkugel nötigte dies, den Lauf von der Küste ab weiter ostwärts hinaus zu halten, und am Morgen des vierten Tages ward zur Linken fernhin am Horizont dämmernd die kleine brasilianische Insel Trinidad sichtbar. Die Fahrt war rasch gewesen, jetzt konnte die Brigg sich nach Südwest drehen, und zwei Tage nur noch mußten sie bei dem frischen Passat nach Rio bringen.

dem Wasser lag, und es richtete sich nicht wieder empor. Masten und Stengen standen krumm gebogen, nach Luv ihre Halttaue, als seien sie aus Eisen, starr gestrafft, leeüber locker herabschlotternd. Das alles ließ sich deutlich gewahren, denn fast mit jedem Augenblick nahm die Helligkeit zu.

Dieser Stoß aber hatte Carlos Mazeras doch aus seinem dumpfen Schlaf geweckt. Sinnverworren sprang er auf, blitzgeschwind indes fiel die Betäubung von ihm ab. Dann wußte er, was sei, und stürzte zur Thür, nicht als Kajütenpassagier, als Matrose, der seinen Mann zu stehen hatte. Fast erstickend goß sich ihm auf der Treppe ein Wasserüberschwall entgegen, doch nicht zum erstenmal rang er sich durch solchen die Stufen hinan. Instinktiv flog auf dem Deck sein Blick suchend nach dem Kapitän umher, der sich, wie die Mehrzahl der Mannschaft, kraftvoll wieder aufgerafft hatte; ein paar nur, heftig und unglücklich gegen scharfe Ecken geschmettert, verrieten durch hilflose Bemühung, sich in die Höhe zu bringen, zerbrochene Glieder. Quirlend verlief das Wasser sich durch die Speigatten; wie Trompetenstöße, Pfeifen und Trommeln überwirbelte es das Schiff. Mazeras rief: „Was soll ich, Kapitän?“ Der Angerufene drehte den Kopf und gab nur zurück: „Warten, ob's noch einmal kommt.“

Denn im Vergleich war's wieder still, wenigstens in der Luft unheimlich ruhig. Zum erstenmal kam es allen zum Bewußtwerden, woher die noch mehr verstärkte Lichthelle stamme; der beinah volle Mond stand, schon weit aufgestiegen, im Osten. Ein Gewinn war's, daß er die vorherige Finsternis aufhob, und doch, fast hatte diese etwas minder Schreckhaftes gehabt. Zu deutlich sah man jetzt das unermeßliche, tobende Chaos rings um das winzige, drauf umgeschleuderte Holzstück; der Mond selbst erschien nicht, oder wenigstens nur so lange ein Wimperzucken dauerte, währenddessen die silberne Scheibe grell blitzend zwischen den schwarzen, jagenden Wolken hervortrat, um, kaum gesehen, wieder zu verschwinden. Doch da stach er abermals ebenso herab, augenverwirrend, ein Schwindelgefühl im Kopf regend, man mußte den Kopf abwenden. Auch sein sonst ersehntes Licht trug heute nur bei, die Unheimlichkeit zu mehren.

Noch immer lag das Schiff tief leewärts über; der Orkanstoß und die überbrechende Sturzsee hatten Alf Overbek und Heid ebenfalls zu Boden gerissen und gegeneinander gerollt, doch beide waren unverletzt. Er schlug den Arm um sie, sie schützend bei sich zu halten, aber sie riß sich los und rang sich schwankend hastig auf dem schrägen Deck einige Schritte von der gefahrdrohend übergebogenen Reling aufwärts, ein Tau erhaschend, das ihr sicherer als Halt und Schutz erschien; Alf wollte ihr folgen, doch sein Fuß glitt auf den schlüpfrigen Brettern aus, und er rollte zurück. So stand sie, halb zusammen geduckt, als Mazeras das Deck erreichte. Die Antwort des Kapitäns hatte ihm erwidert, es sei nichts mehr zu thun, als das Kommando zu erwarten, ihm selbst zeigte ein Blick, das Feuer der Dampfmaschine sei ausgelöscht. Suchend gingen seine Augen um, fanden seine Reisegenossen, und den kundig-sicheren Seemann offenbarend, geschickt halb gleitend, halb schlingernd, arbeitete er sich zu Alf hinunter. „Die Confianza verdient so zu heißen,“ sagte er ruhig, „sonst ständen wir nicht mehr auf ihr. Bewahr mir das, in den Tauen kann ich's nicht gebrauchen.“ Er zog etwas aus seiner Tasche und drückte es in die Alf Overbeks, ohne daß dieser darauf achtete. Doch fast zugleich scholl wieder ein Ruf: „Guarda!“ Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, und sturmüberbrüllt rollte abermals eine mächtige Sturzwelle gegen seine Breitseite heran. Schon auf halbe Kabellänge hinaus klar, fast wie im Tageslicht erkennbar, denn durch weitklaffende Wolkenlücke trat im Augenblick zum erstenmal der Mond völlig frei heraus, einer weißen, blendend niederschießenden Flamme gleich. Und mit dem nächsten Atem stieß plötzlich Carlos Mazeras aus: „Da ist er — er winkt mir — ich soll kommen — ich soll kommen —“

Unwillkürlich drehte Alf den Kopf in die Richtung, wohin der neben ihm Stehende mit geisterhaft verwandeltem Gesicht weit aufgerissenen Blicks ins mondglitzernde Wasser hinunter starrte. Doch der erstere gewahrte nichts, und ohne Denken erwiderte er mechanisch: „Wer — wonach siehst du?“

„Da — da — der Kopf — und die Hand — sie reckt sich und krallt mir die Nägel bis ins Hirn —"

Nun erst kam dem Hörer die Erinnerung an Mazeras' gespenstisches Einbildungsphantom, das ihm der Mond zurückbrachte, wieder aus der See herauftauchen ließ, doch ein Schauer faßte Alf an, denn auch ihm war's jetzt, als sehe er drunten im ruhigeren Seewasser einen treibenden Kopf mit schwarzem Haar über weißem Gesicht, und er versetzte: „Sieh weg — es ist nichts Wirkliches — nur Phantasiespuk —"

Aber er sprach's ins Leere — hinter sich hörte er einen Ruf: „Du sollst aus ihren Tatzen!" und wie sein Blick umflog, sah er Carlos Mazeras jählings mit einem Sprung sich zu Heid über die Deckschrägung hinanschnellen. Sein rechter Arm schlang sich um ihren Leib und riß sie, sichtlich mit irrsinnig unwiderstehlicher Kraft, von dem Tau los, an das sie sich festgeklammert hielt. Wahnwitz und doch auch ein bewußter Wille mischten sich in seinen Zügen, er stieß hinterdrein: „Die Guaguara nehm ich mit — ich bringe sie ihm —"

Aufschreiend rang Heid umsonst gegen seine eiserne Klammer; als sei sie ein Luftgebild, hob und hielt er sie wie ein gewichtloses Nichts. Auch Alf Overbek brach ein irrer Schrei vom Mund; die Arme vorstreckend, stürzte er auf sie zu.

Da taumelte er, mit voller Wucht traf die andonnernde Welle die Breitseite des Schiffes, ein Stoß, als breche es in der Mitte auseinander, warf ihn wie alle zu Boden. Im Fall sah er noch durch einen Gischtschleier Carlos Mazeras Heid mit sich über die fast aufs Wasser gedrückte Reling hinabreißen, dann brach die weißbrodelnde Sturzsee über ihn, schleuderte ihn wie einen Kork umher. Sein Kopf schlug mit der Stirn gegen einen scharfzersplitterten Balken, rotschäumend verquirlte das Wasser um sein Gesicht, nun strömte Blut darüber aus klaffender Wunde, und reglos, wie tot, lag er am Boden hingestreckt.

* * *

In der sogenannt gemäßigten Zone ostwärts vom Atlantischen Ocean aber wechselten nach etwas mittelalterlich anmutendem Latein frondescentia und defrondescentia. Das Gehör des Rektors Scholinus, sowie die Ohrmuscheln seiner Alumnen hätten sich an einer Benutzung dieser unklassischen Substantiva nicht erfreut, doch der erstere befand sich schon seit einigen Jahren — wenigstens soweit Menschenerfahrung reichte — allen Versuchungen zur Handgreiflichkeit und Mißbefriedigung entrückt und war bei den jüngsten, gewissermaßen posthumen täglichen Besuchern des alten Rumpelkastens der „höheren Bürgerschule" bereits zu einer, wenn auch nicht mit dem sonstigen rosigen Schimmer der Vergangenheit, sagenumwobenen Gestalt geworden. Denn jener stätige Wechsel der „Belaubung" und „Entlaubung" fand nicht allein an den Bäumen und Büschen statt, sondern ganz gleicherweise fielen auch unablässig vergilbte Blätter von den Wipfeln und Zweigen des mehr oder minder umfangreichen Menschenbaumes, dem die Lebensgemeinsamkeit der Bevölkerung einer Ortschaft glich, während frischgrünende wieder austrieben. Und überall beobachtete man auch das gleiche Verfahren darin, daß man von den Blättern jenes figürlichen Baumes die meisten unbeachtet vom Herbstwind verwehen ließ, dann und wann jedoch, bei einigen derselben, Zeugnis der tiefsten Erschütterungsfähigkeit an den Tag legte. Eine solche hatte das Abscheiden des Rektors Scholinus bewirkt, die Gesamtheit der städtischen Honoratioren seinem unter Blumen- und Laubkränzen unsichtbar begrabenen Sarge das letzte Geleit gegeben und hundertfältiges Schluchzen die ans Herz fassende Grabrede des Herrn Pastoren einerseits noch tiefer ergreifend, andererseits freilich für die weiter entfernt Stehenden etwas unverständlich gemacht. Ein Komitee war schon vor der Beerdigung zusammengetreten, um über ein dem im Herrn Entschlafenen aus öffentlichen Mitteln zu setzendes würdiges Ehrendenkmal zu beraten, und hatte sich für die Goldinschrift auf einer lorbeerumrahmten Marmorplatte geeinigt: „Dem unvergeßlichen Bildner unserer Jugend, dem großen Lehrer und Pädagogen, dem glaubensfreudigen Christen, hochsinnigen Menschen, treuesten Gatten und aufopfernden Freunde, wie dem rastlosen Förderer jedes Gemeinwohls in nie

erlöschender Trauer und Dankbarkeit die bewundernde Mit- und Nachwelt." Auch die Honoratiorendamen waren sogleich nach der Bestattung, von der Frau Bürgermeisterin zu einer Nachmittagserfrischung geladen, bei dieser versammelt, um über eine zartsinnige, dem weiblichen Gefühl naturgemäß zufallende Blumenbepflanzung des Grabes Beschluß zu fassen, und die Frau Pastorin nahm zuerst das Wort: „Es wird uns schwer fallen, mir vor allen, meine Teuren, die dem unvergeßlichen Seligen in den idealsten Freundschaftsbeziehungen so nahe gestanden, unsere Thränen bei der Ratschlagung zurückzuhalten. Doch in Anbetracht unserer hohen Aufgabe bitte ich Sie, sich zu fassen, und will suchen, Ihnen mit dem Beispiel voranzugehen, daß der tiefste Schmerz seine Kundgebung bezwingen kann. Ich danke, liebe Frau Bürgermeisterin, ich habe Zucker; wenn ich um den Rahm bitten darf. Haben Sie etwas gehört, von wem man als dem Nachfolger unseres teuren Entschlafenen spricht? Mir ist gesagt worden, der Kollaborator Hasselmann, ein Sohn der in unserer Stadt lebenden Schusterswitwe, Sie werden sich vielleicht seiner als Jungen erinnern, daß er manchmal von seinem Vater ausgebessertes Schuhzeug brachte, der solle in Aussicht genommen sein. Aber, meine Liebe, ich halte für undenkbar, daß die Regierung einen derartigen faux pas begehen könnte, einen Menschen von so ordinärer Herkunft hierher an die Stelle des Verewigten zu setzen. Wenn dies sich dennoch bewahrheiten sollte, so bin ich wenigstens unverbrüchlich entschlossen, falls er die Kühnheit hätte, mit seiner Frau eine Antrittsvisite zu machen, diese nur durch meinen Mann erwidern zu lassen, denn ich weiß bestimmt, daß die Persönlichkeit, die er geheiratet, früher eine Stellung als Ladenmamsell in einem Hamburger Geschäft eingenommen hat. Es ist ja richtig und gewissermaßen anerkennenswert, daß er damit in der Bildungssphäre seiner Geburt geblieben ist, aber ich meine, wir alle sind es uns — und nicht minder dem edlen aus unserer Mitte Geschiedenen — schuldig, daß wir unseren Kreis von solchen — um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen — unpassenden Elementen rein erhalten. Ich bitte Sie sämtlich, mir mit derselben Entschiedenheit beizustimmen und sich zu der gleichen Abweisung zu verpflichten, denn diese Frage ist doch wohl die nächstliegende und wichtigste Angelegenheit, über die wir bei unserer heutigen Zusammenkunft zu einer festen Beschlußfassung gelangen müssen."

Von den Insassen des „stillen Butt" war — außer Lorenz Piper und Jakob Peper — niemand unter dem thränenreichen Leichengefolge zugegen gewesen; ihre Bildungsstufe verpflichtete und berechtigte sie gleichwenig dazu, und außerdem gehörten sie auch sonst einer anderen zoologischen Gattung an, waren Seeratten, die allerdings nunmehr mit den Landratten zusammen auf trockenem Grund hausten, weiter aber keine Gemeinsamkeit mit ihnen pflogen. Dazu hatten sie sich selbst häufig und immer öfter zu einem letzten Geleit in full dress zu werfen, denn in immer kürzeren Zwischenräumen geschah's, daß einer um den anderen sich eines Tags — zumeist sehr rasch, ohne eine vorherige Ankündigung seiner Absicht — in der stillen Bucht unter dem Kirchturmswinkel vor Anker legte. Auch bei ihnen, und ganz besonders, war die Zeit des herbstlichen Blätterfalls gekommen, und von der Runde, die vor einem Jahrzehnt um den Tisch gesessen, hatten neben dem Freiherrn Mathias von Gapendorp allein der alte Knut, immer noch täglich auf die Sündflut wartend, und Niels Iwersen ihren Kajütensitz behauptet, selbstverständlich indes zu den Seiten des „seit Menschengedenken" angestammten Tischpräses und weiland Ostindienfahrer-Kapitäns Sievert Bramsegel, der durchaus keine Miene machte, irgend eine Fahrt, weder zu Wasser noch zu Lande mehr anzutreten. Dagegen hatte selbst Jochen Mahn seinen Ausguckposten verlassen, und auf diesem hielt ein jüngerer Steward die Wacht, der freilich öfter, zumal in späterer Stunde, sich genötigt sah, statt auf seinen christlichen Taufnamen Lars auch auf den Ruf Jochen zu hören. Denn weiße Haare und lange Gewöhnung machten Mund und Kopf vergeßlich, so daß ihnen das Gefolge, das sie Jochen Mahn nach seiner Verbannungsecke gegeben, nicht immer gegenwärtig blieb. Natürlich verfielen in diesen atavistischen Zungenmißgriff nur die, welche schon mit ihm zusammen hier am Bord gewesen, während die erst

nach seiner Abmusterung hinzugekommenen, die Jungen, sich auch beim vierten Glas von solchem Namensirrtum frei hielten. Allerdings wohnte der letzteren Bezeichnung als der „Jungen" recht Euphemistisches inne, da auch sie beim ersten Eintritt oder Antritt ausnahmlos einen grauen Haarrahmen um Kopf und Kinn mitbrachten. Aber sie bildeten doch die neue Belaubung, die nötig war, wenn die stätige Entlaubung den alten Kajütentisch nicht zu einem kahlen Holzstück machen sollte, und so stand wohl gestern und heute ein Stuhl an ihm leer, doch der Abend danach sah die ein wenig anröstelnde Lücke erfreulich wieder ausgefüllt. Es lag einmal in der Einrichtung der irdischen Dinge, daß bei langem Gebrauch Gläser und Kalkpfeifen schließlich in Stücke brachen, mit denen sich nichts mehr machen ließ, als sie auf den Abhub zu thun. Aber die Vorratskammer gab dafür wieder andere heraus, und so verhielt sich's mit denen, die dazu bestimmt waren, eine Zeit lang aus den Gläsern zu trinken und aus den Pfeifen zu rauchen, genau in derselben Weise.

Dergestalt erwies sich die Tischrunde am Abend des Trauertages, welcher der Stadt den unersetzlichen Verlust eingetragen, tadellos vollzählig, und auch Sievert Bramsegel hielt dem Unvergeßlichen eine kurze Parentation. Er zog seine Federpose aus der noch immer lückenlos weißen Zahnreihe und äußerte: „Der is nu im mare tranquillitatis, hat der Pastor jedenfalls heut morgen gesagt. Vellicht weer dat wat beter west, wenn een em all so'n sößtig Jahr fröher drin ünnerduckt harr, as man dat mit de jungen Katten makt, domit man dat Undög los warrd."

„Das würde wohl einigen Schwierigkeiten unterlegen haben, Herr Kapitän," warf seitwärts her die Stimme des Freiherrn von Gapendorp ein, „denn ich habe bereits öfter Gelegenheit gehabt, Ihnen zu bemerken, daß sich nach astronomischen Observationen auf dem Trabanten unserer Erde kein Wasser befindet."

Sievert Bramsegel drehte seinen Bartkranz halb nach der Adelskiste und versetzte: „Ja, das haben Sie schon manchesmal gethan, Herr Baron, und macht mir jedesmal den gleichen Spaß. Das kann ja auch richtig sein, daß kein Salzwasser drin is, sondern Grog, sonst hätt es ja wohl nich den vergnügten Namen gekriegt. Aber auf'm Mond, glaub ich, weiß ich doch ein bischen besser Bescheid als Sie, denn mit dem hat unsereins es vielmal zu thun. Da is es grad so als wie bei uns, ein Meer der Ruhigkeit, wie der Stille Ocean, und ein Meer der Stürme, wie die verfluchte Gelbe Teifunsee. Auch eine Hitzbucht haben sie oben, da wird's just so sein wie in des Teufels Punschkessel bei Aden, na, und Wolkenmeere und Regenmeere, die kennen wir ja auch genug. Ich hab einmal von einer Sternwarte in Honkong durch ein großes Glas hinaufgesehn, da kriegte ich ein Wasser vors Rohr, das hatte grad was wie die Ostsee, und alles war so deutlich, daß ich am Strand auf'm Dünensand ein Haus erkennen konnt, accurat so wie unser Butt. Bloß hatt es kein Dach, so daß man bis nach unten hineinsehen konnte, wo Leute um 'nen runden Tisch saßen und Gläser vor sich stehn hatten und Pfeifen rauchten. An der einen Seite von dem Tisch aber, da war ein ganz kleiner dunkler Punkt, und der mich durchs Glas sehn ließ, sagte mir, das wär 'ne Bank, auf der säßen die, welche meinten, daß sie andres Blut im Leib und andre Grütze im Kopf hätten als die übrigen, und wenn's mal grad still am Tisch würd, denn sagten sie was, und denn fingen alle vergnügt an zu lachen. So'n beten hitt Vater kunn do wul noch up stahn, Jochen, ick meen Lars!"

Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Clas Tenhan und Christian Larsen hörten nicht mehr zu, aber im großen und ganzen ähnelten ihnen die, welche es heute thaten, wie ein Kabeljau dem anderen, und als Sievert Bramsegel seine Mondbeobachtungen zu Ende gebracht, grinsten sie ebenso in ihre Halsbärte hinunter, wie jene es — wahrscheinlich noch recht gern — gethan haben würden. Der Freiherr Mathias von Gapendorp erachtete es unter seiner Würde, auf den etwas absonderlichen Schluß der teleskopischen Wahrnehmungen des Erzählers zu erwidern, doch fehlte ihm seine ehemalige Ressource, sich bei derartigen Gelegenheiten mit einer Frage an seinen Sitz- und Standesgenossen F. M. von Aspern, den Enkel

des Helden der Schlacht bei Aspern, zu wenden. So that er statt dessen mit gleichgültiger Miene, als ob ihm nicht in den Sinn geraten könnte, eine Anzüglichkeit in der Schlußwendung Sievert Bramsegels für möglich zu halten, und für Augen und Ohren, die nur einen Gesamteindruck aufnahmen, bot der stille Butt noch immer das gleiche Bild, wie um ein halbes oder vielleicht schon ein ganzes Menschenalter zuvor.

Und ein solches Bild bot in gewisser Weise auch die Eichenbuschmühle, nur daß zwei Menschenalter vergangen, seitdem es so dagewesen. Nach dem Begräbnistage Jildes war zur tiefsten moralischen Empörung aller sittlichen Gemüter der Stadt Walburg Carstens dort bei ihrem ehemaligen Manne verblieben — „unter demselben Dach, meine Liebe, ohne wieder staatlich und kirchlich eine eheliche Verbindung einzugehen; ich muß sagen, daß ich darin bei solchen aller ethischen Grundsätze ermangelnden Naturen — Sie verstehen mich — einen derartigen öffentlichen Skandal sehe, daß meines Erachtens die Polizei zum Einschreiten verpflichtet wäre.“ Doch hatte die letztere unverantwortlicherweise dieser Pflicht nicht genügt, und ebensowenig kümmerten sich die beiden steinalten, weißhaarigen Köpfe um den von ihnen erregten sittlichen Abscheu. Sie führten ihr Leben an seinem späten Abend wie am Frühmorgen miteinander, als ob es so selbstverständlich sei, trennten sich den Tag hindurch kaum je für eine Stunde. Eine Meinungsverschiedenheit fand nie zwischen ihnen statt, es erschien als nicht denkbar, daß je eine solche vorgekommen sein könne; wechselseitig waren sie einzig für das Wohlbefinden und Heiterkeit des anderen bedacht. Beide erfreuten sich trotz ihrem Alter noch ebenso ungebrochener körperlicher Rüstigkeit, als interessevoll-lebendiger geistiger Frische, und im Sommer konnte man ihnen weit von ihrer Behausung in Feld und Wald begegnen, und Carsten Carstens' Stimme hatte noch immer etwas Ferntöniges, daß man sie durch die Stämme hin vernahm. Ab und zu in den letzten Jahren konnte er auch wieder einmal lachen, noch ganz mit dem alten Klang einer angeschlagenen Metallplatte und mit dem gleichen „gemütlosen“ Ton, der feinfühlige Hörerinnen schon vor einem halben Jahrhundert beleidigt und entsetzt hatte. Doch von ihnen vermochte zum Glück jetzt keine mehr darunter zu leiden, und für Walburgs weniger zart empfindendes Ohr gab's nicht Erfreulicheres als solch ein Auflachen vom Munde ihres Mannes. Denn so nannte sie ihn, ohne irgend ein Recht dazu, bei den Dienstleuten und den Leuten überhaupt, und ebenso hieß er sie seine Frau; unvermerkt war's beiden so in den Mund gekommen und dünkte sie danach auch als selbstverständlich. Wenn sie miteinander von ihrem Ausgang heimkehrten, setzten sie sich zusammen je nachdem draußen in den Schatten oder in die Sonne, zumeist aber in diese, denn die Wärme that ihren achtzig Jahren körperlich wohl und ließ sie am Winterabend ebenso auf der Ofenbank nebeneinanderrücken. Gemütliche Erwärmung dagegen brauchte ihnen nicht von außen zu kommen, die schufen sie sich aus ihrem Inneren herüber und hinüber, daran kältete der Schnee auf ihren Scheiteln nicht. Sie hielten sich an den alten Händen und sprachen, wie man in der einbrechenden Dämmerung, die das Nachtdunkel vorbereitet, spricht, doch nicht vom Enden, sondern vom Anfang, den sie gemeinsam begonnen. Ebenso aber redete Walburg oft von der Tagesmitte, von der, die beinah vierzig Jahre lang hier an ihrer Stelle gewesen, während sie einsam, die Heftigkeit ihrer Jugend büßend, drüben am anderen Stadtrande gesessen. Kein Hauch ihres Mundes tastete je das freundliche Bild Jildes an, nur das Beste, alles Schöne und Liebe an ihm rief sie wach, und ihre Worte durchklang's, wenn jener Entschluß noch einmal vor ihr stünde, sie würde ihn selbstsuchtslos ebenso fassen. Von ihr selbst nicht geahnt freilich, ging es zugleich mit leiser Schwingung hindurch, daß ihr Leben immer gehofft — nicht, Jilde möge vor ihr sterben — aber irgend eine Fügung bringe sie noch einmal, wenn auch, wie's so geschehen, am späten Abend zu ihm zurück. Dann hörte Carsten Carstens, daß ein heimliches Glück aus der Stimme Walburgs aufzitterte, und er zog stumm seine Hand mit einem Druck um die ihrige zusammen. Und sie fühlten beide und sprachen es aus, nicht die Jugend, die noch in ferne Tage hinaus-

blicke, habe die schönste Wärme des Herzens in sich, sondern wärmer werde dies, wenn die Stunde des Scheidens nah und näher heranrücke und die Welt, in der Niederung schon umschattet, nur noch mit rotumgoldeten Höhen im letzten Abendschein daliege.

Wenn die beiden Alten auch in der Mühle für sich allein lebten, so vergingen ihnen die Tage doch keineswegs in beständiger Einsamkeit. Mehrmals im Jahr kam Hedda mit zwei Kleinen zu längerem Besuch, einem Mädchen und einem Knaben, die beide ihr wie aus dem Gesicht geschnitten erschienen, und an der Thür eines Marktplatzhauses der Stadt befand sich ein Porzellanschild mit der Inschrift: „Dr. med. et chir. Roloff Carstens.“ Mit gutem Verstand und Fleiß hatte er seinen Weg zu diesem Ziel regelrecht zurückgelegt, sein Examen „mit löblicher Auszeichnung“ bestanden, eine Zeit lang noch die Kliniken einiger Großstädte besucht und danach sich hier als Arzt niedergelassen. Die Zeit brachte immer ähnliches auch in solchen Dingen wieder: eine Wiederholung davon war's, wie Tamo Fleming in seiner Vaterstadt so begonnen, und gleich ihm damals füllte jetzt Roloff unfraglich eine Bedürfnislücke aus. Doch auch in der rasch von ihm errungenen Stellung zeigte sich genau Übereinstimmendes. Allerdings lastete die Abkunft von seinem übel beleumundeten Vater auf ihm, wie überhaupt seine Verwandtschaft, und hatte von vornherein seiner Praxis keine günstige Prognose stellen können. Aber bald nach seinem Eintreffen kam man in dem ausschlaggebenden angesehenen Gesellschaftskreise vorurteilslos dahin überein, es sei wider christliches Gebot und auch vor vernünftiger Erwägung ungerechtfertigt, auf einen an sich tüchtigen Menschen den seinen Eltern anhaftenden Makel zu übertragen; im Gegenteil liege einer edlen Denkweise die menschliche, Lohn in sich selbst findende Verpflichtung ob, ihn sittlich weiter emporzuheben und etwa noch zurückverbliebene schlechte Wurzelsäfte seines Gemütes und Charakters zu völligem Ausscheiden zu bringen. So öffneten sich ihm in schnellem Wetteifer die Thüren, um ihn als Hausarzt aufzunehmen, denn seine Kollegen bestanden nur aus einigen schon grauköpfigen Doktoren — „und wer sich etwas mit der medizinischen Wissenschaft beschäftigt hat, meine Beste, weiß, zu welchen enormen Fortschritten sie gerade in den letzten Jahrzehnten gelangt ist, so daß man es nicht verantworten könnte, in wichtigen Fällen die Seinigen der Hand eines nicht von jenen neuen Erfahrungen bereicherten Arztes anzuvertrauen. Sonst würde man ja selbstverständlich einen älteren Berater vorziehen, aber ich muß sagen, daß ich einen Beihelfer in körperlichen Leiden ebensowohl uns als vom göttlichen Erbarmen geschaffen betrachte, wie den geistlichen Behüter und Tröster unserer Seele, und in ihm keinen Menschen — Sie verstehen, was ich damit ausdrücke —, sondern einen uns von der Vorsehung berufenen Erhalter der für unsere höhere Bestimmung notwendigen leiblichen Gesundheit gewahre.“ Trotzdem indes brachte einmal altüberlieferte Anschauungsweise allgemein die Berücksichtigung mit, es bleibe nicht nur wünschenswert, sondern eigentlich notwendig, daß ein Hausarzt, zumal in noch jungen Jahren, und besonders wo sich erwachsene Töchter im Hause befänden, verheiratet sei, und demgemäß richtete sich auch allgemein das Bestreben des Honoratiorenkreises darauf, diesen — eigentlich einzigen — überall gleich bedauerten Mangel ihres neuen ärztlichen Beraters in Wegfall zu bringen. Die Möglichkeit dazu bot sich vielseitig dar, denn neben ihrer Entlaubungsbeflissenheit sorgte gleichmäßig die Zeit auch immer wieder für eine Belaubung der Häuser mit neu erwachsenden Töchtern, von denen in Erkrankungsfällen — jedenfalls mütterlicher Ermahnung gehorsam — keine mit mädchenhaftem Vorurteil ihre Behandlung durch den jungen unverheirateten Doktor verweigerte. Doch ebenfalls darin ahmte Roloff Carstens dem Vorbild seines mehr als doppelt so alten Schwagers Tamo Fleming nach, daß er nicht Miene machte, zu gunsten seiner Praxis die berechtigte Erwartung der Stadt und vor allem seiner Patientinnen erfüllen zu wollen.

Wenn er, wie's häufig geschah, mit den Bewohnern der Eichenbuschmühle sich zusammen im Flemingschen Hause befand, so hätte ein Fremder wohl andere Verwandtschaftsgrade vermutet, Carsten Carstens als seinen Großvater und Tamo Fleming als seinen

Vater angesehen. Aber da Barbe seine Schwester war, mußte der letztere wohl in Wirklichkeit sein Schwager sein, obgleich dies Verhältnis Roloff selbst wunderlich und eigentlich nicht glaubhaft vorkam. Von Kindheit auf hatte er sich gewöhnt, Fleming als Onkel und Barbe als Tante anzureden; bei jenem setzte er dies jetzt auch fort, während er, selbst bald an die Dreißig herankommend, seine Schwester nun als solche benannte. Zuweilen indes versprach er sich noch aus Knabengewohnheit und sagte: Tante Barbe; es erinnerte im Klang an die Zeit, in der Madlene und Alf Overbek als Kinder spaßweise Onkel Rolf und Tante Hedda gerufen. Das war ihnen auch wunderbar drollig vorgekommen, obwohl es dem Verwandtschaftszusammenhang nach in Richtigkeit gewesen; jetzt sagte das Töchterchen Heddas, wenn es mit zum Besuch herüberkam: Tante Madlene.

So hatte die Zeit in der Familie Carstens-Fleming seit dem Tode Jildes nur neue Belaubung, keine Entlaubung mehr vorgenommen, doch auch im Flemingschen Hause ihren Weg nicht fortgesetzt, ohne Merkzeichen ihres Wanderganges zu hinterlassen. Am wenigsten äußerlich sich offenbarende bei Barbe, wenn ihr Haar auch gleich dem ihres Mannes von einem grauen Schimmer überflogen worden. Aber, was sie innerlich fühlen mochte, für ihre Umgebung war sie immer noch die Frau Sonnenschein, von deren Augen und Lippen Licht und Wärme durch das Haus ausgingen. Nicht ohne Wirkung bei ihr war's geblieben, daß sie dreißig Jahre bald täglich mit einem Manne zusammen verbracht, dem es an tieferer Auffassung des Lebens, an religiöser wie philosophischer Erkenntnis der höheren Bestimmung desselben gebrach und der dem Vorhandensein des Menschen auf der Welt lediglich den Zweck zumaß, diese kurze Zeitdauer unter möglichster Vermeidung alles Unerfreulichen möglichst befriedigt und angenehm zu verbringen. Das war Barbe Fleming während der langen Jahre in Kopf und Herz eingedrungen, so daß sie, völlig auf denselben niedrigen Standpunkt herabgelangt, keinen weiteren Zweck ihres Lebens mehr kannte, als Nebeleinbruch und Regennaßkälte vom Hause abzuscheuchen und Tag um Tag in ihm ihren alten Spottnamen Frau Sonnenschein als gerechtfertigt zu bewähren.

Die Lehre aber, die Tamo Fleming ihr derartig eingeimpft, bewährte er nicht mehr in dem gleichen Maße. Wohl seinen beiden Hausgenossinnen gegenüber, doch nicht an sich selbst, wenn er sich in seinem Zimmer oder draußen allein befand. Gleichmäßig zwar setzte er von Jahr zu Jahr seine Lebensbeschäftigung fort, bei der Madlene ihm seit langem schon als treuliche und zuverlässige Gehilfin diente, und der äußere Anschein ließ keinen Unterschied von der ruhigschönen Vergangenheit wahrnehmen. Allein im Inneren Tamo Flemings war dennoch eine Änderung vorgegangen, die durch seinen verschollenen Schwestersohn herbeigeführt worden. Er hatte diesen wie ein eigenes Kind zu sich genommen und für eine auf ihn gebaute Lebenshoffnung großgezogen, mit tiefster sorgsam wägender Bedachtsamkeit weiser Erkenntnis der Knabennatur, mit dem Herzen, wie mit höchster Einsicht der Vernunft. Das alles war fruchtlos gewesen, an einem schlimmen Tage diese feste Zuversicht durch Alf Overbek getäuscht worden, denn sie hatte einen Fehler enthalten, etwas nicht in Rechnung gezogen, das Tamo Flemings eigener Natur fremd war und dessen Gefahrbedrohung er nicht zu ahnen vermocht. Darüber konnte er sich keinen Vorwurf machen, und den Schmerz, der ihm aus dem heimlichen Weggang Alfs, mehr noch für seine Frau und Tochter als für sich, erwachsen, suchte er nach seiner Lebensauffassung dadurch zu bekämpfen, daß man unheilvoll Geschehenes soweit als möglich mit Vergessenheit zudecken und sich des Gebliebenen zu erfreuen trachten müsse. Er hatte gesagt, es sei eine Zeit schönen Glückes im Hause gewesen, bevor Alf Overbek in dies gekommen; der zu gedenken, gelte es, die Zukunft als eine Fortsetzung derselben anzusehen. Und nach Kräften hatten alle, jeglicher für die anderen, danach, wenn auch nicht im Inneren zu fühlen, doch äußerlich das Leben weiterzuführen gesucht.

Nein, daß er nicht an die Möglichkeit einer Sinneüberwältigung des noch halb knabenhaften Jünglings durch weibliche Verführung gedacht, das machte Tamo Fleming sich auch heute nicht zum Vorwurf. Aber

ein anderer Tag war gekommen, an dem er Alf Overbek gegenüber nach seinen Grundsätzen und seiner Erkenntnis der Menschennatur gehandelt, ihm auf seine Forderung sein väterliches Vermögen nach Amerika ausgeliefert hatte. Gegen die Meinungsverschiedenheit und die Bitte Barbes, die ihn als Vormund verpflichtet gehalten, jenem Verlangen nicht zu willfahren, und die Hoffnung gehegt, Alf werde, wenn er in der Fremde mittellos sei, sich gezwungen sehen, in die Heimat zurückzukehren. Doch von ihrem Manne war ihr die Antwort geworden, wen Liebe nicht halte, den binde kein Zwang: führe nur der ihn zurück, bringe es weder ihm noch anderen Gutes. Ob sie ihn wirklich verloren, wisse niemand, aber gewiß sei, wenn sie seinen Willen mit Gewalt zu brechen suchten, so würden sie ihn verlieren. Und Tamo Fleming hatte die Geldsumme abgesandt.

Er glaubte, damit das Richtige gethan zu haben, ob voraussichtlich alle Welt es als thöricht und unverantwortlich beurteilen werde; er glaubte damit nach innerer Vorschrift gehandelt zu haben, wie es allein weise und hoffnungsvoll sei.

Doch zum erstenmal in seinem Leben hatte Tamo Fleming sich selbst betrogen, und eine Stunde kam, in der er diese aufdämmernde Erkenntnis nicht mehr zurückdrängen konnte. Er war nicht weise, von Liebe und Hoffnung geleitet gewesen, sondern in Wirklichkeit seiner Pflicht als Vormund und Mensch ungetreu, als er sich dem Ansinnen seines noch minderjährigen Neffen nicht widersetzt. Denn sein Mund hatte mit Worten beschwichtigt, daß heimlich in seinem Herzen Empörung und Zorn über den Undank Alf Overbeks gezittert, und der innerste Beweggrund, der ihn verleitet, jenem sein väterliches Vermögen zu übergeben, war gewesen, daß er sich völlig von ihm losmachen, im Herzen und im äußeren Leben nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Das überkam Tamo Fleming in jener Stunde mit schreckvollem Gefühl der Selbsterkenntnis, und es ließ nicht wieder von ihm. Unverantwortlich in Wahrheit halte er aus tiefer Erregung seines Gemüts an der Wohlfahrt eines Knaben gehandelt, den er wie einen Sohn erzogen und geliebt. Nicht die berufenen Pädagogen, die Handhaber häuslicher Zucht und pflichtmäßiger Moral hielten ihm das entgegen, sondern er selbst, ein Urteilssprecher, von dem er keine Berufung einlegen konnte. Alf Overbeks Undank mochte verdient haben, daß ihm so durch die Erfüllung seines Wunsches vergolten worden, doch nicht geringere Strafe hatte der Richter, der zornig gewesen, damit über sich verhängt. Denn Tamo Fleming war kein dialektischer Künstler, sich selbst beschönigend auszulegen, was er als begangenes Unrecht erkannt. Als dies geschehen, war er sogleich zu Barbe gegangen, ihr einzugestehen, er habe pflichtvergessen an Alf gehandelt. Sie sah, daß er schwer unter dieser Erkenntnis litt, wie sie's gleicherweise unter seiner Entscheidung gethan. Aber, ob sie sich damals bemüht, ihn von dieser zurückzuhalten, jetzt hatte ihr Mund kein Vorwurfswort für ihn. Sie war gut bei ihm in die Lehre gegangen, unabänderlich Geschehenes mit Beschwichtung und Vergessen zu bedecken, und sie war die Frau Sonnenschein, die ihn sich selbst in einen trüben Nebel einhüllen sah. Den abzuscheuchen galt's allein, und sie erwiderte, nicht er, sondern sie habe damals eine irrige Anschauung gehegt. Was er gewollt und gethan, sei, nicht wie er jetzt sich ungerecht beschuldige, aus Unmut entsprungen, vielmehr von Liebe eingegeben, das allein Richtige und Weise gewesen, das sie heut in besserer Erkenntnis ebenso befürworten würde. Und sie gab ihm seine Worte zurück, er habe nie tiefer in der Menschennatur Begründetes gesprochen, als daß Liebe, die man mit Gewalt zu erzwingen suche, keinem Gutes bringe.

Doch den Druck, der seitdem auf Tamo Fleming lastete, konnte ihr tröstlicher Zuspruch nicht von ihm nehmen; er verhehlte ihn wohl um ihretwillen und für Madlene, aber die frühere Lust zum Scherz war seinen Lippen fremd geworden; wenn von diesen einmal, an vergangene Zeit erinnernd, ein heiteres Wort ertönte, klang es dem Ohr der Hörer doch nicht als fröhlich aus dem Inneren kommend. Es erfreute für den Augenblick, gleich einer, wenn auch täuschend, auf ein Besserbefinden eines Kranken hindeutenden Äußerung, Barbe lächelte, und Madlene gab sich Mühe, das Gleiche zu thun. Allein man sah, sie zwang sich dazu, und das Lächeln

dem Wasser lag, und es richtete sich nicht wieder empor. Masten und Stengen standen krumm gebogen, nach Luv ihre Haltetaue, als seien sie aus Eisen, starr gestrafft, leeüber locker herabschlotternd. Das alles ließ sich deutlich gewahren, denn fast mit jedem Augenblick nahm die Helligkeit zu.

Dieser Stoß aber hatte Carlos Mazeras doch aus seinem dumpfen Schlaf geweckt. Sinnverworren sprang er auf, blitzgeschwind indes fiel die Betäubung von ihm ab. Dann wußte er, was sei, und stürzte zur Thür, nicht als Kajütenpassagier, als Matrose, der seinen Mann zu stehen hatte. Fast erstickend goß sich ihm auf der Treppe ein Wasserüberschwall entgegen, doch nicht zum erstenmal rang er sich durch solchen die Stufen hinan. Instinktiv flog auf dem Deck sein Blick suchend nach dem Kapitän umher, der sich, wie die Mehrzahl der Mannschaft, kraftvoll wieder aufgerafft hatte; ein paar nur, heftig und unglücklich gegen scharfe Ecken geschmettert, verrieten durch hilflose Bemühung, sich in die Höhe zu bringen, zerbrochene Glieder. Quirlend verlief das Wasser sich durch die Speigatten; wie Trompetenstöße, Pfeifen und Trommeln überwirbelte es das Schiff. Mazeras rief: „Was soll ich, Kapitän?“ Der Angerufene drehte den Kopf und gab nur zurück: „Warten, ob's noch einmal kommt.“

Denn im Vergleich war's wieder still, wenigstens in der Luft unheimlich ruhig. Zum erstenmal kam es allen zum Bewußtwerden, woher die noch mehr verstärkte Lichthelle stamme; der beinah volle Mond stand, schon weit aufgestiegen, im Osten. Ein Gewinn war's, daß er die vorherige Finsternis aufhob, und doch, fast hatte diese etwas minder Schreckhaftes gehabt. Zu deutlich sah man jetzt das unermeßliche, tobende Chaos rings um das winzige, drauf umgeschleuderte Holzstück; der Mond selbst erschien nicht, oder wenigstens nur so lange ein Wimperzucken dauerte, währenddessen die silberne Scheibe grell blitzend zwischen den schwarzen, jagenden Wolken hervortrat, um, kaum gesehen, wieder zu verschwinden. Doch da stach er abermals ebenso herab, augenverwirrend, ein Schwindelgefühl im Kopf regend, man mußte den Kopf abwenden. Auch sein sonst ersehntes Licht trug heute nur bei, die Unheimlichkeit zu mehren.

Noch immer lag das Schiff tief leewärts über; der Orkanstoß und die überbrechende Sturzsee hatten Alf Overbek und Heid ebenfalls zu Boden gerissen und gegeneinander gerollt, doch beide waren unverletzt. Er schlug den Arm um sie, sie schützend bei sich zu halten, aber sie riß sich los und rang sich schwankend hastig auf dem schrägen Deck einige Schritte von der gefahrdrohend übergebogenen Reling aufwärts, ein Tau erhaschend, das ihr sicherer als Halt und Schutz erschien; Alf wollte ihr folgen, doch sein Fuß glitt auf den schlüpfrigen Brettern aus, und er rollte zurück. So stand sie, halb zusammen geduckt, als Mazeras das Deck erreichte. Die Antwort des Kapitäns hatte ihm erwidert, es sei nichts mehr zu thun, als das Kommando zu erwarten, ihm selbst zeigte ein Blick, das Feuer der Dampfmaschine sei ausgelöscht. Suchend gingen seine Augen um, fanden seine Reisegenossen, und den kundig-sicheren Seemann offenbarend, geschickt halb gleitend, halb schlingernd, arbeitete er sich zu Alf hinunter. „Die Confianza verdient so zu heißen,“ sagte er ruhig, „sonst ständen wir nicht mehr auf ihr. Bewahr mir das, in den Tauen kann ich's nicht gebrauchen.“ Er zog etwas aus seiner Tasche und drückte es in die Alf Overbeks, ohne daß dieser darauf achtete. Doch fast zugleich scholl wieder ein Ruf: „Guarda!“ Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, und sturmüberbrüllt rollte abermals eine mächtige Sturzwelle gegen seine Breitseite heran. Schon auf halbe Kabellänge hinaus klar, fast wie im Tageslicht erkennbar, denn durch weitklaffende Wolkenlücke trat im Augenblick zum erstenmal der Mond völlig frei heraus, einer weißen, blendend niederschießenden Flamme gleich. Und mit dem nächsten Atem stieß plötzlich Carlos Mazeras aus: „Da ist er — er winkt mir — ich soll kommen — ich soll kommen —“

Unwillkürlich drehte Alf den Kopf in die Richtung, wohin der neben ihm Stehende mit geisterhaft verwandeltem Gesicht weit aufgerissenen Blicks ins mondglitzernde Wasser hinunter starrte. Doch der erstere gewahrte nichts, und ohne Denken erwiderte er mechanisch: „Wer — wonach siehst du?“

„Da — da — der Kopf — und die Hand — sie reckt sich und krallt mir die Nägel bis ins Hirn —"

Nun erst kam dem Hörer die Erinnerung an Mazeras' gespenstisches Einbildungsphantom, das ihm der Mond zurückbrachte, wieder aus der See herauftauchen ließ, doch ein Schauer faßte Alf an, denn auch ihm war's jetzt, als sehe er drunten im ruhigeren Seewasser einen treibenden Kopf mit schwarzem Haar über weißem Gesicht, und er versetzte: „Sieh weg — es ist nichts Wirkliches — nur Phantasiespuk —"

Aber er sprach's ins Leere — hinter sich hörte er einen Ruf: „Du sollst aus ihren Tatzen!" und wie sein Blick umflog, sah er Carlos Mazeras jählings mit einem Sprung sich zu Heid über die Deckschrägung hinanschnellen. Sein rechter Arm schlang sich um ihren Leib und riß sie, sichtlich mit irrsinnig unwiderstehlicher Kraft, von dem Tau los, an das sie sich festgeklammert hielt. Wahnwitz und doch auch ein bewußter Wille mischten sich in seinen Zügen, er stieß hinterdrein: „Die Guaguara nehm ich mit — ich bringe sie ihm —"

Aufschreiend rang Heid umsonst gegen seine eiserne Klammer; als sei sie ein Luftgebild, hob und hielt er sie wie ein gewichtloses Nichts. Auch Alf Overbek brach ein irrer Schrei vom Mund; die Arme vorstreckend, stürzte er auf sie zu.

Da taumelte er, mit voller Wucht traf die andonnernde Welle die Breitseite des Schiffes, ein Stoß, als breche es in der Mitte auseinander, warf ihn wie alle zu Boden. Im Fall sah er noch durch einen Gischtschleier Carlos Mazeras Heid mit sich über die fast aufs Wasser gedrückte Reling hinabreißen, dann brach die weißbrodelnde Sturzsee über ihn, schleuderte ihn wie einen Kork umher. Sein Kopf schlug mit der Stirn gegen einen scharfzersplitterten Balken, rotschäumend verquirlte das Wasser um sein Gesicht, nun strömte Blut darüber aus klaffender Wunde, und reglos, wie tot, lag er am Boden hingestreckt.

* * *

In der sogenannt gemäßigten Zone ostwärts vom Atlantischen Ocean aber wechselten nach etwas mittelalterlich anmutendem Latein frondescentia und defrondescentia. Das Gehör des Rektors Scholinus, sowie die Ohrmuscheln seiner Alumnen hätten sich an einer Benutzung dieser unklassischen Substantiva nicht erfreut, doch der erstere befand sich schon seit einigen Jahren — wenigstens soweit Menschenerfahrung reichte — allen Versuchungen zur Handgreiflichkeit und Mißbefriedigung entrückt und war bei den jüngsten, gewissermaßen posthumen täglichen Besuchern des alten Rumpelkastens der „höheren Bürgerschule" bereits zu einer, wenn auch nicht mit dem sonstigen rosigen Schimmer der Vergangenheit, sagenumwobenen Gestalt geworden. Denn jener stätige Wechsel der „Belaubung" und „Entlaubung" fand nicht allein an den Bäumen und Büschen statt, sondern ganz gleicherweise fielen auch unablässig vergilbte Blätter von den Wipfeln und Zweigen des mehr oder minder umfangreichen Menschenbaumes, dem die Lebensgemeinsamkeit der Bevölkerung einer Ortschaft glich, während frischgrünende wieder austrieben. Und überall beobachtete man auch das gleiche Verfahren darin, daß man von den Blättern jenes figürlichen Baumes die meisten unbeachtet vom Herbstwind verwehen ließ, dann und wann jedoch, bei einigen derselben, Zeugnis der tiefsten Erschütterungsfähigkeit an den Tag legte. Eine solche hatte das Abscheiden des Rektors Scholinus bewirkt, die Gesamtheit der städtischen Honoratioren seinem unter Blumen- und Laubkränzen unsichtbar begrabenen Sarge das letzte Geleit gegeben und hundertfältiges Schluchzen die ans Herz fassende Grabrede des Herrn Pastoren einerseits noch tiefer ergreifend, andererseits freilich für die weiter entfernt Stehenden etwas unverständlich gemacht. Ein Komitee war schon vor der Beerdigung zusammengetreten, um über ein dem im Herrn Entschlafenen aus öffentlichen Mitteln zu setzendes würdiges Ehrendenkmal zu beraten, und hatte sich für die Goldinschrift auf einer lorbeerumrahmten Marmorplatte geeinigt: „Dem unvergeßlichen Bildner unserer Jugend, dem großen Lehrer und Pädagogen, dem glaubensfreudigen Christen, hochsinnigen Menschen, treuesten Gatten und aufopfernden Freunde, wie dem rastlosen Förderer jedes Gemeinwohls in nie

erlöschender Trauer und Dankbarkeit die bewundernde Mit- und Nachwelt.“ Auch die Honoratiorendamen waren sogleich nach der Bestattung, von der Frau Bürgermeisterin zu einer Nachmittagserfrischung geladen, bei dieser versammelt, um über eine zartsinnige, dem weiblichen Gefühl naturgemäß zufallende Blumenbepflanzung des Grabes Beschluß zu fassen, und die Frau Pastorin nahm zuerst das Wort: „Es wird uns schwer fallen, mir vor allen, meine Teuren, die dem unvergeßlichen Seligen in den idealsten Freundschaftsbeziehungen so nahe gestanden, unsere Thränen bei der Ratschlagung zurückzuhalten. Doch in Anbetracht unserer hohen Aufgabe bitte ich Sie, sich zu fassen, und will suchen, Ihnen mit dem Beispiel voranzugehen, daß der tiefste Schmerz seine Kundgebung bezwingen kann. Ich danke, liebe Frau Bürgermeisterin, ich habe Zucker; wenn ich um den Rahm bitten darf. Haben Sie etwas gehört, von wem man als dem Nachfolger unseres teuren Entschlafenen spricht? Mir ist gesagt worden, der Kollaborator Hasselmann, ein Sohn der in unserer Stadt lebenden Schusterswitwe, Sie werden sich vielleicht seiner als Jungen erinnern, daß er manchmal von seinem Vater ausgebessertes Schuhzeug brachte, der solle in Aussicht genommen sein. Aber, meine Liebe, ich halte für undenkbar, daß die Regierung einen derartigen faux pas begehen könnte, einen Menschen von so ordinärer Herkunft hierher an die Stelle des Verewigten zu setzen. Wenn dies sich dennoch bewahrheiten sollte, so bin ich wenigstens unverbrüchlich entschlossen, falls er die Kühnheit hätte, mit seiner Frau eine Antrittsvisite zu machen, diese nur durch meinen Mann erwidern zu lassen, denn ich weiß bestimmt, daß die Persönlichkeit, die er geheiratet, früher eine Stellung als Ladenmamsell in einem Hamburger Geschäft eingenommen hat. Es ist ja richtig und gewissermaßen anerkennenswert, daß er damit in der Bildungssphäre seiner Geburt geblieben ist, aber ich meine, wir alle sind es uns — und nicht minder dem edlen aus unserer Mitte Geschiedenen — schuldig, daß wir unseren Kreis von solchen — um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen — unpassenden Elementen rein erhalten. Ich bitte Sie sämtlich, mir mit derselben Entschiedenheit beizustimmen und sich zu der gleichen Abweisung zu verpflichten, denn diese Frage ist doch wohl die nächstliegende und wichtigste Angelegenheit, über die wir bei unserer heutigen Zusammenkunft zu einer festen Beschlußfassung gelangen müssen.“

Von den Insassen des „stillen Butt“ war — außer Lorenz Piper und Jakob Peper — niemand unter dem thränenreichen Leichengefolge zugegen gewesen; ihre Bildungsstufe verpflichtete und berechtigte sie gleichwenig dazu, und außerdem gehörten sie auch sonst einer anderen zoologischen Gattung an, waren Seeratten, die allerdings nunmehr mit den Landratten zusammen auf trockenem Grund hausten, weiter aber keine Gemeinsamkeit mit ihnen pflogen. Dazu hatten sie sich selbst häufig und immer öfter zu einem letzten Geleit in full dress zu werfen, denn in immer kürzeren Zwischenräumen geschah's, daß einer um den anderen sich eines Tags — zumeist sehr rasch, ohne eine vorherige Ankündigung seiner Absicht — in der stillen Bucht unter dem Kirchturmswinkel vor Anker legte. Auch bei ihnen, und ganz besonders, war die Zeit des herbstlichen Blätterfalls gekommen, und von der Runde, die vor einem Jahrzehnt um den Tisch gesessen, hatten neben dem Freiherrn Mathias von Gapendorp allein der alte Knut, immer noch täglich auf die Sündflut wartend, und Niels Iwersen ihren Kajütensitz behauptet, selbstverständlich indes zu den Seiten des „seit Menschengedenken“ angestammten Tischpräses und weiland Ostindienfahrer-Kapitäns Sievert Bramsegel, der durchaus keine Miene machte, irgend eine Fahrt, weder zu Wasser noch zu Lande mehr anzutreten. Dagegen hatte selbst Jochen Mahn seinen Ausguckposten verlassen, und auf diesem hielt ein jüngerer Steward die Wacht, der freilich öfter, zumal in späterer Stunde, sich genötigt sah, statt auf seinen christlichen Taufnamen Lars auch auf den Ruf Jochen zu hören. Denn weiße Haare und lange Gewöhnung machten Mund und Kopf vergeßlich, so daß ihnen das Gefolge, das sie Jochen Mahn nach seiner Vertauungsecke gegeben, nicht immer gegenwärtig blieb. Natürlich verfielen in diesen atavistischen Zungenmißgriff nur die, welche schon mit ihm zusammen hier am Bord gewesen, während die erst

nach seiner Abmusterung hinzugekommenen, die Jungen, sich auch beim vierten Glas von solchem Namensirrtum frei hielten. Allerdings wohnte der letzteren Bezeichnung als der „Jungen" recht Euphemistisches inne, da auch sie beim ersten Eintritt oder Antritt ausnahmlos einen grauen Haarrahmen um Kopf und Kinn mitbrachten. Aber sie bildeten doch die neue Belaubung, die nötig war, wenn die stätige Entlaubung den alten Kajütentisch nicht zu einem kahlen Holzstück machen sollte, und so stand wohl gestern und heute ein Stuhl an ihm leer, doch der Abend danach sah ihn die ein wenig ausröstelnde Lücke erfreulich wieder ausgefüllt. Es lag einmal in der Einrichtung der irdischen Dinge, daß bei langem Gebrauch Gläser und Kalkpfeifen schließlich in Stücke brachen, mit denen sich nichts mehr machen ließ, als sie auf den Abhub zu thun. Aber die Vorratskammer gab dafür wieder andere heraus, und so verhielt sich's mit denen, die dazu bestimmt waren, eine Zeit lang aus den Gläsern zu trinken und aus den Pfeifen zu rauchen, genau in derselben Weise.

Dergestalt erwies sich die Tischrunde am Abend des Trauertages, welcher der Stadt den unersetzlichen Verlust eingetragen, tadellos vollzählig, und auch Sievert Bramsegel hielt dem Unvergeßlichen eine kurze Parentation. Er zog seine Federpose aus der noch immer lückenlos weißen Zahnreihe und äußerte: „Der is nu im mare tranquillitatis, hat der Pastor jedenfalls heut morgen gesagt. Vellich weer dat wat beter west, wenn een em all so'n sößtig Jahr fröher drin ünnerduckt harr, as man dat mit de jungen Katten makt, domit man dat Undög los warrd."

„Das würde wohl einigen Schwierigkeiten unterlegen haben, Herr Kapitän," warf seitwärts her die Stimme des Freiherrn von Gapendorp ein, „denn ich habe bereits öfter Gelegenheit gehabt, Ihnen zu bemerken, daß sich nach astronomischen Observationen auf dem Trabanten unserer Erde kein Wasser befindet."

Sievert Bramsegel drehte seinen Bartkranz halb nach der Adelskiste und versetzte: „Ja, das haben Sie schon manchesmal gethan, Herr Baron, und macht mir jedesmal den gleichen Spaß. Das kann ja auch richtig sein, daß kein Salzwasser drin is, sondern Grog, sonst hätt es ja wohl nich den vergnügten Namen gekriegt. Aber auf'm Mond, glaub ich, weiß ich doch ein bischen besser Bescheid als Sie, denn mit dem hat unsereins es vielmal zu thun. Da is es grad so als wie bei uns, ein Meer der Ruhigkeit, wie der Stille Ocean, und ein Meer der Stürme, wie die verfluchte Gelbe Teifunsee. Auch eine Hitzbucht haben sie oben, da wird's just so sein wie in des Teufels Punschkessel bei Aden, na, und Wolkenmeere und Regenmeere, die kennen wir ja auch genug. Ich hab einmal von einer Sternwarte in Honkong durch ein großes Glas hinaufgesehn, da kriegte ich ein Wasser vors Rohr, das hatte grad was wie die Ostsee, und alles war so deutlich, daß ich am Strand auf'm Dünensand ein Haus erkennen konnt, accurat so wie unser Butt. Bloß hatt es kein Dach, so daß man bis nach unten hineinsehen konnte, wo Leute um 'nen runden Tisch saßen und Gläser vor sich stehn hatten und Pfeifen rauchten. An der einen Seite von dem Tisch aber, da war ein ganz kleiner dunkler Punkt, und der mich durchs Glas sehn ließ, sagte mir, das wär 'ne Bank, auf der säßen die, welche meinten, daß sie andres Blut im Leib und andre Grütze im Kopf hätten als die übrigen, und wenn's mal grad still am Tisch würd, denn sagten sie was, und denn fingen alle vergnügt an zu lachen. So'n beten hitt Water kunn do wul noch up stahn, Jochen, ick meen Lars!"

Jan Lafrenz und Jeppe Rimmert, Clas Tenhan und Christian Larsen hörten nicht mehr zu, aber im großen und ganzen ähnelten ihnen die, welche es heute thaten, wie ein Kabeljau dem anderen, und als Sievert Bramsegel seine Mondbeobachtungen zu Ende gebracht, grinsten sie ebenso in ihre Halsbärte hinunter, wie jene es — wahrscheinlich noch recht gern — gethan haben würden. Der Freiherr Mathias von Gapendorp erachtete es unter seiner Würde, auf den etwas absonderlichen Schluß der teleskopischen Wahrnehmungen des Erzählers zu erwidern, doch fehlte ihm seine ehemalige Ressource, sich bei derartigen Gelegenheiten mit einer Frage an seinen Sitz- und Standesgenossen F. M. von Aspern, den Enkel

des Helden der Schlacht bei Aspern, zu wenden. So that er statt dessen mit gleichgültiger Miene, als ob ihm nicht in den Sinn geraten könnte, eine Anzüglichkeit in der Schlußwendung Sievert Bramfegels für möglich zu halten, und für Augen und Ohren, die nur einen Gesamteindruck aufnahmen, bot der stille Butt noch immer das gleiche Bild, wie um ein halbes oder vielleicht schon ein ganzes Menschenalter zuvor.

Und ein solches Bild bot in gewisser Weise auch die Eichenbuschmühle, nur daß zwei Menschenalter vergangen, seitdem es so dagewesen. Nach dem Begräbnistage Jildes war zur tiefsten moralischen Empörung aller sittlichen Gemüter der Stadt Walburg Carstens dort bei ihrem ehemaligen Manne verblieben — „unter demselben Dach, meine Liebe, ohne wieder staatlich und kirchlich eine eheliche Verbindung einzugehen; ich muß sagen, daß ich darin bei solchen aller ethischen Grundsätze ermangelnden Naturen — Sie verstehen mich — einen derartigen öffentlichen Skandal sehe, daß meines Erachtens die Polizei zum Einschreiten verpflichtet wäre.“ Doch hatte die letztere unverantwortlicherweise dieser Pflicht nicht genügt, und ebensowenig kümmerten sich die beiden steinalten, weißhaarigen Köpfe um den von ihnen erregten sittlichen Abscheu. Sie führten ihr Leben an seinem späten Abend wie am Frühmorgen miteinander, als ob es so selbstverständlich sei, trennten sich den Tag hindurch kaum je für eine Stunde. Eine Meinungsverschiedenheit fand nie zwischen ihnen statt, es erschien als nicht denkbar, daß je eine solche vorgekommen sein könne; wechselseitig waren sie einzig für das Wohlbefinden und Heiterkeit des anderen bedacht. Beide erfreuten sich trotz ihrem Alter noch ebenso ungebrochener körperlicher Rüstigkeit, als interessevoll-lebendiger geistiger Frische, und im Sommer konnte man ihnen weit von ihrer Behausung in Feld und Wald begegnen, und Carsten Carstens' Stimme hatte noch immer etwas Ferntöniges, daß man sie durch die Stämme hin vernahm. Ab und zu in den letzten Jahren konnte er auch wieder einmal lachen, noch ganz mit dem alten Klang einer angeschlagenen Metallplatte und mit dem gleichen „gemütlosen“ Ton, der feinfühlige Hörerinnen schon vor einem halben Jahrhundert beleidigt und entsetzt hatte. Doch von ihnen vermochte zum Glück jetzt keine mehr darunter zu leiden, und für Walburgs weniger zart empfindendes Ohr gab's nicht Erfreulicheres als solch ein Auflachen vom Munde ihres Mannes. Denn so nannte sie ihn, ohne irgend ein Recht dazu, bei den Dienstleuten und den Leuten überhaupt, und ebenso hieß er sie seine Frau; unvermerkt war's beiden so in den Mund gekommen und dünkte sie danach auch als selbstverständlich. Wenn sie miteinander von ihrem Ausgang heimkehrten, setzten sie sich zusammen je nachdem draußen in den Schatten oder in die Sonne, zumeist aber in diese, denn die Wärme that ihren achtzig Jahren körperlich wohl und ließ sie am Winterabend ebenso auf der Ofenbank nebeneinanderrücken. Gemütliche Erwärmung dagegen brauchte ihnen nicht von außen zu kommen, die schufen sie sich aus ihrem Inneren herüber und hinüber, daran kältete der Schnee auf ihren Scheiteln nicht. Sie hielten sich an den alten Händen und sprachen, wie man in der einbrechenden Dämmerung, die das Nachtdunkel vorbereitet, spricht, doch nicht vom Enden, sondern vom Anfang, den sie gemeinsam begonnen. Ebenso aber redete Walburg oft von der Tagesmitte, von der, die beinah vierzig Jahre lang hier an ihrer Stelle gewesen, während sie einsam, die Heftigkeit ihrer Jugend büßend, drüben am anderen Stadtrande gesessen. Kein Hauch ihres Mundes tastete je das freundliche Bild Jildes an, nur das Beste, alles Schöne und Liebe an ihm rief sie wach, und ihre Worte durchklang's, wenn jener Entschluß noch einmal vor ihr stünde, sie würde ihn selbstsuchtslos ebenso fassen. Von ihr selbst nicht geahnt freilich, ging es zugleich mit leiser Schwingung hindurch, daß ihr Leben immer gehofft — nicht, Jilde möge vor ihr sterben — aber irgend eine Fügung bringe sie noch einmal, wenn auch, wie's so geschehen, am späten Abend zu ihm zurück. Dann hörte Carsten Carstens, daß ein heimliches Glück aus der Stimme Walburgs aufzitterte, und er zog stumm seine Hand mit einem Druck um die ihrige zusammen. Und sie fühlten beide und sprachen es aus, nicht die Jugend, die noch in ferne Tage hinaus-

blicke, habe die schönste Wärme des Herzens in sich, sondern wärmer werde dies, wenn die Stunde des Scheidens nah und näher heranrücke und die Welt, in der Niederung schon umschattet, nur noch mit rotumgoldeten Höhen im letzten Abendschein daliege.

Wenn die beiden Alten auch in der Mühle für sich allein lebten, so vergingen ihnen die Tage doch keineswegs in beständiger Einsamkeit. Mehrmals im Jahr kam Hedda mit zwei Kleinen zu längerem Besuch, einem Mädchen und einem Knaben, die beide ihr wie aus dem Gesicht geschnitten erschienen, und an der Thür eines Marktplatzhauses der Stadt befand sich ein Porzellanschild mit der Inschrift: „Dr. med. et chir. Roloff Carstens." Mit gutem Verstand und Fleiß hatte er seinen Weg zu diesem Ziel regelrecht zurückgelegt, sein Examen „mit löblicher Auszeichnung" bestanden, eine Zeit lang noch die Kliniken einiger Großstädte besucht und danach sich hier als Arzt niedergelassen. Die Zeit brachte immer ähnliches auch in solchen Dingen wieder: eine Wiederholung davon war's, wie Tamo Fleming in seiner Vaterstadt so begonnen, und gleich ihm damals füllte jetzt Roloff unfraglich eine Bedürfnislücke aus. Doch auch in der rasch von ihm errungenen Stellung zeigte sich genau Übereinstimmendes. Allerdings lastete die Abkunft von seinem übel beleumundeten Vater auf ihm, wie überhaupt seine Verwandtschaft, und hatte von vornherein seiner Praxis keine günstige Prognose stellen können. Aber bald nach seinem Eintreffen kam man in dem ausschlaggebenden angesehenen Gesellschaftskreise vorurteilslos dahin überein, es sei wider christliches Gebot und auch vor vernünftiger Erwägung ungerechtfertigt, auf einen an sich tüchtigen Menschen den seinen Eltern anhaftenden Makel zu übertragen: im Gegenteil liege einer edlen Denkweise die menschliche, Lohn in sich selbst findende Verpflichtung ob, ihn sittlich weiter emporzuheben und etwa noch zurückverbliebene schlechte Wurzelsäfte seines Gemütes und Charakters zu völligem Ausscheiden zu bringen. So öffneten sich ihm in schnellem Wetteifer die Thüren, um ihn als Hausarzt aufzunehmen, denn seine Kollegen bestanden nur aus einigen schon grauköpfigen Doktoren — „und wer sich etwas mit der medizinischen Wissenschaft beschäftigt hat, meine Beste, weiß, zu welchen enormen Fortschritten sie gerade in den letzten Jahrzehnten gelangt ist, so daß man es nicht verantworten könnte, in wichtigen Fällen die Seinigen der Hand eines nicht von jenen neuen Erfahrungen bereicherten Arztes anzuvertrauen. Sonst würde man ja selbstverständlich einen älteren Berater vorziehen, aber ich muß sagen, daß ich einen Beihelfer in körperlichen Leiden ebensowohl uns als vom göttlichen Erbarmen geschaffen betrachte, wie den geistlichen Behüter und Tröster unserer Seele, und in ihm keinen Menschen — Sie verstehen, was ich damit ausdrücke —, sondern einen uns von der Vorsehung berufenen Erhalter der für unsere höhere Bestimmung notwendigen leiblichen Gesundheit gewahre." Trotzdem indes brachte einmal altüberlieferte Anschauungsweise allgemein die Berücksichtigung mit, es bleibe nicht nur wünschenswert, sondern eigentlich notwendig, daß ein Hausarzt, zumal in noch jungen Jahren, und besonders wo sich erwachsene Töchter im Hause befänden, verheiratet sei, und demgemäß richtete sich auch allgemein das Bestreben des Honoratiorenkreises darauf, diesen — eigentlich einzigen — überall gleich bedauerten Mangel ihres neuen ärztlichen Beraters in Wegfall zu bringen. Die Möglichkeit dazu bot sich vielfeitig dar, denn neben ihrer Entlaubungsbeflissenheit sorgte gleichmäßig die Zeit auch immer wieder für eine Belaubung der Häuser mit neu erwachsenden Töchtern, von denen in Erkrankungsfällen — jedenfalls mütterlicher Ermahnung gehorsam — keine mit mädchenhaftem Vorurteil ihre Behandlung durch den jungen unverheirateten Doktor verweigerte. Doch ebenfalls darin ahmte Roloff Carstens dem Vorbild seines mehr als doppelt so alten Schwagers Tamo Fleming nach, daß er nicht Miene machte, zu gunsten seiner Praxis die berechtigte Erwartung der Stadt und vor allem seiner Patientinnen erfüllen zu wollen.

Wenn er, wie's häufig geschah, mit den Bewohnern der Eichenbuschmühle sich zusammen im Flemingschen Hause befand, so hätte ein Fremder wohl andere Verwandtschaftsgrade vermutet, Carsten Carstens als seinen Großvater und Tamo Fleming als seinen

Vater angesehen. Aber da Barbe seine Schwester war, mußte der letztere wohl in Wirklichkeit sein Schwager sein, obgleich dies Verhältnis Roloff selbst wunderlich und eigentlich nicht glaubhaft vorkam. Von Kindheit auf hatte er sich gewöhnt, Fleming als Onkel und Barbe als Tante anzureden; bei jenem setzte er dies jetzt auch fort, während er, selbst bald an die Dreißig herankommend, seine Schwester nun als solche benannte. Zuweilen indes versprach er sich noch aus Knabengewohnheit und sagte: Tante Barbe; es erinnerte im Klang an die Zeit, in der Madlene und Alf Overbek als Kinder spaßweise Onkel Rolf und Tante Hedda gerufen. Das war ihnen auch wunderbar drollig vorgekommen, obwohl es dem Verwandtschaftszusammenhang nach in Richtigkeit gewesen; jetzt sagte das Töchterchen Heddas, wenn es mit zum Besuch herüberkam: Tante Madlene.

So hatte die Zeit in der Familie Carstens-Fleming seit dem Tode Jildes nur neue Belaubung, keine Entlaubung mehr vorgenommen, doch auch im Flemingschen Hause ihren Weg nicht fortgesetzt, ohne Merkzeichen ihres Wanderganges zu hinterlassen. Am wenigsten äußerlich sich offenbarende bei Barbe, wenn ihr Haar auch gleich dem ihres Mannes von einem grauen Schimmer überflogen worden. Aber, was sie innerlich fühlen mochte, für ihre Umgebung war sie immer noch die Frau Sonnenschein, von deren Augen und Lippen Licht und Wärme durch das Haus ausgingen. Nicht ohne Wirkung bei ihr war's geblieben, daß sie dreißig Jahre bald täglich mit einem Manne zusammen verbracht, dem es an tieferer Auffassung des Lebens, an religiöser wie philosophischer Erkenntnis der höheren Bestimmung desselben gebrach und der dem Vorhandensein des Menschen auf der Welt lediglich den Zweck zumaß, diese kurze Zeitdauer unter möglichster Vermeidung alles Unerfreulichen möglichst befriedigt und angenehm zu verbringen. Das war Barbe Fleming während der langen Jahre in Kopf und Herz eingedrungen, so daß sie, völlig auf denselben niedrigen Standpunkt herabgelangt, keinen weiteren Zweck ihres Lebens mehr kannte, als Nebeleinbruch und Regennaßkälte vom Hause abzuscheuchen und Tag um Tag in ihm ihren alten Spottnamen Frau Sonnenschein als gerechtfertigt zu bewähren.

Die Lehre aber, die Tamo Fleming ihr derartig eingeimpft, bewährte er nicht mehr in dem gleichen Maße. Wohl seinen beiden Hausgenossinnen gegenüber, doch nicht an sich selbst, wenn er sich in seinem Zimmer oder draußen allein befand. Gleichmäßig zwar setzte er von Jahr zu Jahr seine Lebensbeschäftigung fort, bei der Madlene ihm seit langem schon als treuliche und zuverlässige Gehilfin diente, und der äußere Anschein ließ keinen Unterschied von der ruhigschönen Vergangenheit wahrnehmen. Allein im Inneren Tamo Flemings war dennoch eine Änderung vorgegangen, die durch seinen verschollenen Schwestersohn herbeigeführt worden. Er hatte diesen wie ein eigenes Kind zu sich genommen und für eine auf ihn gebaute Lebenshoffnung großgezogen, mit tiefster sorgsam wägender Bedachtsamkeit weiser Erkenntnis der Knabennatur, mit dem Herzen, wie mit höchster Einsicht der Vernunft. Das alles war fruchtlos gewesen, an einem schlimmen Tage diese feste Zuversicht durch Alf Overbek getäuscht worden, denn sie hatte einen Fehler enthalten, etwas nicht in Rechnung gezogen, das Tamo Flemings eigener Natur fremd war und dessen Gefahrbedrohung er nicht zu ahnen vermocht. Darüber konnte er sich keinen Vorwurf machen, und den Schmerz, der ihm aus dem heimlichen Weggang Alfs, mehr noch für seine Frau und Tochter als für sich, erwachsen, suchte er nach seiner Lebensauffassung dadurch zu bekämpfen, daß man unheilvoll Geschehenes soweit als möglich mit Vergessenheit zudecken und sich des Gebliebenen zu erfreuen trachten müsse. Er hatte gesagt, es sei eine Zeit schönen Glückes im Hause gewesen, bevor Alf Overbek in dies gekommen; der zu gedenken, gelte es, die Zukunft als eine Fortsetzung derselben anzusehen. Und nach Kräften hatten alle, jeglicher für die anderen, danach, wenn auch nicht im Inneren zu fühlen, doch äußerlich das Leben weiterzuführen gesucht.

Nein, daß er nicht an die Möglichkeit einer Sinneüberwältigung des noch halb knabenhaften Jünglings durch weibliche Verführung gedacht, das machte Tamo Fleming sich auch heute nicht zum Vorwurf. Aber

ein anderer Tag war gekommen, an dem er Alf Overbek gegenüber nach seinen Grundsätzen und seiner Erkenntnis der Menschennatur gehandelt, ihm auf seine Forderung sein väterliches Vermögen nach Amerika ausgeliefert hatte. Gegen die Meinungsverschiedenheit und die Bitte Barbes, die ihn als Vormund verpflichtet gehalten, jenem Verlangen nicht zu willfahren, und die Hoffnung gehegt, Alf werde, wenn er in der Fremde mittellos sei, sich gezwungen sehen, in die Heimat zurückzukehren. Doch von ihrem Manne war ihr die Antwort geworden, wen Liebe nicht halte, den binde kein Zwang: führe nur der ihn zurück, bringe es weder ihm noch anderen Gutes. Ob sie ihn wirklich verloren, wisse niemand, aber gewiß sei, wenn sie seinen Willen mit Gewalt zu brechen suchten, so würden sie ihn verlieren. Und Tamo Fleming hatte die Geldsumme abgesandt.

Er glaubte, damit das Richtige gethan zu haben, ob voraussichtlich alle Welt es als thöricht und unverantwortlich beurteilen werde; er glaubte damit nach innerer Vorschrift gehandelt zu haben, wie es allein weise und hoffnungsvoll sei.

Doch zum erstenmal in seinem Leben hatte Tamo Fleming sich selbst betrogen, und eine Stunde kam, in der er diese aufdämmernde Erkenntnis nicht mehr zurückdrängen konnte. Er war nicht weise, von Liebe und Hoffnung geleitet gewesen, sondern in Wirklichkeit seiner Pflicht als Vormund und Mensch ungetreu, als er sich dem Ansinnen seines noch minderjährigen Neffen nicht widersetzt. Denn sein Mund hatte mit Worten beschwichtigt, daß heimlich in seinem Herzen Empörung und Zorn über den Undank Alf Overbeks gezittert, und der innerste Beweggrund, der ihn verleitet, jenem sein väterliches Vermögen zu übergeben, war gewesen, daß er sich völlig von ihm losmachen, im Herzen und im äußeren Leben nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Das überkam Tamo Fleming in jener Stunde mit schreckvollem Gefühl der Selbsterkenntnis, und es ließ nicht wieder von ihm. Unverantwortlich in Wahrheit hatte er aus tiefer Erregung seines Gemüts an der Wohlfahrt eines Knaben gehandelt, den er wie einen Sohn erzogen und geliebt. Nicht die berufenen Pädagogen, die Handhaber häuslicher Zucht und pflichtmäßiger Moral hielten ihm das entgegen, sondern er selbst, ein Urteilssprecher, von dem er keine Berufung einlegen konnte. Alf Overbeks Undank mochte verdient haben, daß ihm so durch die Erfüllung seines Wunsches vergolten worden, doch nicht geringere Strafe hatte der Richter, der zornig gewesen, damit über sich verhängt. Denn Tamo Fleming war kein dialektischer Künstler, sich selbst beschönigend auszulegen, was er als begangenes Unrecht erkannt. Als dies geschehen, war er sogleich zu Barbe gegangen, ihr einzugestehen, er habe pflichtvergessen an Alf gehandelt. Sie sah, daß er schwer unter dieser Erkenntnis litt, wie sie's gleicherweise unter seiner Entscheidung gethan. Aber, ob sie sich damals bemüht, ihn von dieser zurückzuhalten, jetzt hatte ihr Mund kein Vorwurfswort für ihn. Sie war gut bei ihm in die Lehre gegangen, unabänderlich Geschehenes mit Beschwichtung und Vergessen zu bedecken, und sie war die Frau Sonnenschein, die ihn sich selbst in einen trüben Nebel einhüllen sah. Den abzuscheuchen galt's allein, und sie erwiderte, nicht er, sondern sie habe damals eine irrige Anschauung gehegt. Was er gewollt und gethan, sei, nicht wie er jetzt sich ungerecht beschuldige, aus Unmut entsprungen, vielmehr von Liebe eingegeben, das allein Richtige und Weise gewesen, das sie heut in besserer Erkenntnis ebenso befürworten würde. Und sie gab ihm seine Worte zurück, er habe nie tiefer in der Menschennatur Begründetes gesprochen, als daß Liebe, die man mit Gewalt zu erzwingen suche, keinem Gutes bringe.

Doch den Druck, der seitdem auf Tamo Fleming lastete, konnte ihr tröstlicher Zuspruch nicht von ihm nehmen; er verhehlte ihn wohl um ihretwillen und für Madlene, aber die frühere Lust zum Scherz war seinen Lippen fremd geworden; wenn von diesen einmal, an vergangene Zeit erinnernd, ein heiteres Wort ertönte, klang es dem Ohr der Hörer doch nicht als fröhlich aus dem Inneren kommend. Es erfreute für den Augenblick, gleich einer, wenn auch täuschend, auf ein Besserbefinden eines Kranken hindeutenden Äußerung, Barbe lächelte, und Madlene gab sich Mühe, das Gleiche zu thun. Allein man sah, sie zwang sich dazu, und das Lächeln

gewann niemals den volleren Klang eines wirklichen Lachens. Das war auch im Hause fremd geworden und geblieben.

Von dem eigentlichen Grund der Gemütsbedrückung ihres Vaters wußte Madlene nicht, doch der gleichmäßig, friedlich und freundlich ohne Freudigkeit gedämpfte Ton des Hauses erschien ihr natürlich, ihrem eigenen Gefühl entsprechend. Sie trug nach nichts anderem Verlangen. Kein Wunsch der Jugend nach Belustigung oder Wechsel war in ihr. Wie die Jahre langsam kamen und schwanden, lag sie täglich still und ernsthaft ihren Beschäftigungen ob, machte allein ihre Wege draußen durch die Wälder und Felder oder begleitete ihren Vater auf seinen Gängen. Weitum natürlich war alles ihr bis in jede Einzelheit vertraut, und doch konnte manchmal etwas sie plötzlich mit sonderbar verändertem Gesicht anblicken. Nicht unbekannt, aber als ob sie es einmal in einem anderen Leben gesehen; über einen Busch am Wege, eine Waldecke flog augenblicksflüchtig etwas hin, wie ein aus jagendem Gewölk durchbrechender Sonnenstrahl, dann lag wieder die Wirklichkeit glanz- und farblos darüber. Madlene stand und mußte sich besinnen, und ihr kam's, hier hatte sie vor unausdenkbar ferner Zeit einmal in der Sonne oder im Schatten gesessen, sich dort hinter der Blätterwand versteckt gehalten, und sie hörte Rufe, Worte, die hier geklungen und gesprochen. Aber als sei's in einem Traume gewesen, nur der Busch, der Baum, die dastanden, sprachen von der Wirklichkeit. Doch zugleich, hoch aufgewachsen, von unendlich fern zurückliegender Vergangenheit.

Unter wechsellos gleicher Lebensführung gingen die Tage ihr hin, nur für die mit ihr im Hause Wohnenden blieb sie, wie im Wesen, in der äußeren Erscheinung die nämliche. Allein wer ihrer selten, vielleicht einmal nur im Jahre ansichtig ward, blickte ihr wohl mit einer Empfindung nach, seitdem er sie zuletzt gewahrt, sei eine, wenn auch nur leichte Veränderung in ihren Zügen vorgegangen. Sie wurde ihrer Mutter dadurch ähnlicher, und in der That lag in dieser Beobachtung Richtiges. Madlenes Gesicht war wohl feiner, von einem lieblicheren Ausdruck, als das ihrer Mutter im selben Alter gewesen, doch fraglos erinnerte sie allmählich mehr als früher an Barbe Carstens, wie diese Jahr um Jahr fast täglich mit einer Blume in der Hand zwischen dem Häuschen ihrer Mutter und der Eichenbuschmühle hin und her gegangen, ohne daß einer der jungen Männer in der Stadt ihr mehr den Kopf nachgedreht hatte. Auch die großen dunkelblauen Augen ihrer Mutter, mit denen diese einmal zufällig bei einer Begegnung Tamo Fleming ins Gesicht gesehen, besaß Madlene ebenso und blickte gleicherweise, wenn sie, was selten geschah, durch die Straßen ging, niemanden damit an, sondern hielt die Lider halb zu Boden gesenkt, wie Barbe Carstens es einst gethan.

Ihr Leben im Hause bot allerdings keine Ähnlichkeit mit dem schmerzlich-zwiespältigen, das jene damals zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater geführt; sicherer von Liebe umgeben konnte keine Tochter irgendwo sich fühlen. Aber dennoch rührte es sie jetzt manchmal mit einer Unbefriedigung an, die nicht ihre Eltern, sondern sie selbst sich veranlaßte. Das Hauswesen ging ohne ihre Beihilfe seinen festgeregelten Gang; anderswo sah sie erwachsene Töchter für dasselbe Dienstkräfte ersparen oder durch ihre Verheiratung die Sorge für Mann und Kinder auf sich nehmen, und eine Sehnsucht nach Pflicht und Sorge wuchs in ihr an. Sie empfand sich zweck- und nutzlos in der Welt, und völlig ungerechtfertigt überkam's sie nach und nach daraus mit der Vorstellung, daß sie ihren Eltern nur zur Last sei. Natürlich sprach sie ihnen dies nicht aus, ließ nur einmal fallen, ihr würde eine Thätigkeit und Aufgabe in fremdem Hause nutzbringend sein, um sich in mancherlei praktischen Dingen zu unterrichten und nach der landesbräuchlichen Bezeichnung „Unterschied zu lernen“. Aber sie trug in letzter Zeit ernstlich im Sinn, sich Hedda als Wärterin und Fürsorgerin für ihre kleinen Kinder anzubieten, da die viel von ihrem Hausstand in Anspruch genommene junge Hofbesitzersfrau einer solchen Hilfskraft dringend bedurfte. Doch auch Tamo Fleming war dem Gedanken einer zeitweiligen Entfernung Madlenes innerlich nicht entgegen. Er empfand ihr Leben im Hause für ihr Alter als ein eintönig-freudloses, das eine Hinneigung zu schwermütiger Sinnesart verstärken müsse; er wünschte eine

Veränderung für sie, die Verkehr mit Gleichalterigen und heitere Anregung mit sich bringe, und so schwer ihm und Varbe die Vorstellung fiel, Madlene zu entbehren, richteten beide ohne das Wissen der letzteren ebenfalls ihr Augenmerk darauf, einen guten Aufenthalt ausfindig zu machen, wo sie eine Zeit lang der Einförmigkeit und Menschenabgeschiedenheit des Elternhauses entrückt sei.

Denn der junge Doktor Roloff Carstens bildete den einzigen jugendlichen Besucher desselben, anfänglich nach seiner Niederlassung fast täglich, dann mehr als ein Jahr lang seltener, da seine ärztliche Thätigkeit rasch zunahm und er offenbar mit höchstem Eifer darauf ausging, seine Praxis möglichst schnell immer mehr zu erweitern. Das war ihm äußerst befriedigend gelungen, und in letzter Zeit fand er sich wieder häufig, zumeist am Abend, im Flemingschen Hause ein, gern darin gesehen, weil sein Kommen dies für einige Stunden mit einem erfreulicher angeregten Gespräch als sonst belebte. Er war frisch und munter und hatte Tamo Fleming mehrfach Anlaß gegeben, ihn in seiner Berufstüchtigkeit zu schätzen; zu Madlene stand er im alten Verhältnis der nahen Verwandtschaft und der gemeinsam verlebten Kindheit, auch sie zeigte sich über seine abendlichen Besuche, die einen heiteren Ton ins Elternhaus brachten, erfreut. Doch konnte es ab und zu den Eindruck machen, als vermeide sie's, für längere Dauer mit Roloff allein zu sein, und auf Äußerungen, die er in letzter Zeit ein paarmal gemacht, daß er am nächsten Nachmittag frei sein werde, sie bei ihrem gewohnten Gang in den Wald begleiten zu können, hatte sie jedesmal entgegnet, eine Nötigung halte sie morgen grad im Hause zurück.

Jetzt indes eines Tags — der Spätsommer neigte zum letzten Ende — kam er trotzdem, obwohl sie am Abend vorher ihm die nämliche Antwort gegeben, einmal um die Stunde, in der sie fortzugehen pflegte, und eigentlich ohne davon überrascht zu werden, vernahm er, daß sie dies dennoch in gewohnter Weise gethan. Welche Richtung sie eingeschlagen habe, konnte die Magd ihm angeben, und er folgte ihr auf dem über die Wiese in den Wald führenden Wege nach. Doch er suchte lange vergeblich nach ihr umher, so daß die Septembersonne, schon nah zum Horizont hinuntersinkend, ihn zur Umkehr und zum Einschlagen des Rückwegs veranlaßte. Da sah er doch noch, nicht gar weit vom Hause, ihr Kleid durch bereits halb entblättertes Gezweig schimmern; sie saß regungslos und blickte vor sich hin. Als er nun, wie in der Kinderzeit, ihren Namen rief, schrak sie zusammen und ein wenig blaß fiel's über ihr Gesicht; dann jedoch stand sie auf, ihm entgegenzutreten. Er dagegen hielt jetzt zögernd den Fuß, seine Augen wichen ein wenig an den ihrigen vorbei, verstummt ließ er sie herankommen und stand auch dann noch ein paar Atemzüge schweigend, eh er stotternd vom Mund brachte: „Ich suchte dich — um dir zu sagen — zu sagen, daß meine Praxis einen so guten Fortgang genommen — schneller, als ich gehofft — so daß ich jetzt sorgenlos in die Zukunft — für mich und —“

Seine Zunge stockte und kam nicht weiter, doch Madlene nickte freundlich und nahm ihm die Fortsetzung von den Lippen: „Ich danke dir, Roloff, daß du mich gesucht hast, um mir das mitzuteilen — ich habe erwartet, du würdest es thun, und weiß, was du noch sagen willst — die alte Kindheitsfreundin ist dafür ja doch mit die nächste — daß du nicht nur dich, sondern auch eine Frau unterhalten kannst. Das freut mich von Herzen, denn ein Arzt wird noch mehr gesucht, wenn er verheiratet ist, und du, der nicht wie ich im Elternhause wohnt, brauchst eine Haus- und Lebensgenossin. Die wird ja auch mit mir nah verwandt, so geht deine Wahl mich auch nah an und habe ich ein Wort dabei mitzusprechen, Roloff. Doch stelle ich nur die eine Bedingung, daß deine Frau jung sein muß — alles andere mußt du wissen und entscheiden. Aber sie darf nicht älter als höchstens zwanzig Jahre sein, damit sie zu deinem Alter paßt, davon mache ich meine Zustimmung abhängig und kann nicht — nein, Roloff, was du auch sagen möchtest — kann nicht davon abgehen.“

Mit einem leisen Anflug eines Lächelns um den Mund hatten die Lippen Madlenes in leicht scherzendem Ton die Bedingung gesprochen, unter der sie allein in eine Heirat des jungen Arztes einwilligen könne. Aber unter dem halb spaßhaften Klang die-

ser sonderbaren Klausel lag etwas ernsthaft Festes, jede Gegenrede Abweisendes, und ernsthaft ebenso war der Blick ihrer großen Augen, den sie mit einem freundlichen Ausdruck der alten Kinderfreundschaft Roloff Carstens ins Gesicht richtete. Er stand betroffen-verwirrt und wußte nichts zu erwidern; nun streckte sie ihm ihre schmalgewordene schöne Hand entgegen und sagte: „Der Abend kommt schon, du hast's weiter und wirst nach Haus müssen, Roloff, ich möchte noch ein wenig im Wald bleiben." Er verstand, daß sie ihm in einer peinlichen Unbeholfenheit und Unschlüssigkeit zur Hilfe kam und auch für sich selbst den Wunsch hegte, allein gelassen zu werden; ihre Hand ergreifend, stotterte er: „Ja, ich habe — ich muß allerdings —" Kurz verstummte er, eh er nachfügte: „Und das ist deine Antwort — deine Bedingung für — für meine zukünftige Frau, Madlene, von der du nicht abgehen kannst? Vielleicht besinnst du dich doch noch anders — es war hier nicht der rechte Ort und die rechte Stunde, davon zu sprechen, ich hätte mir es sagen sollen. Doch mir ist deine Erwiderung zu wichtig — seit manchen Jahren schon — daß du nicht — nicht auf den zwanzig Jahren bestehst — und wenn du Zeit zur Überlegung gefunden, will ich dich noch einmal fragen —"

Doch Madlene Fleming schüttelte den Kopf: „Die Zeit hatte ich, Roloff, du hast sie mir schon seit Jahren gegeben, und ich will dich nicht in einer Täuschung fortgehen lassen. Bewahre mir die alte Kindheitsfreundschaft, Roloff, eine Erinnerung, die mir lieb und unvergeßlich bleibt, und werde glücklich mit einer Lebensgenossin, die gut und fröhlichen Gemüts zu deinem paßt, mit einer Frau — von zwanzig Jahren, Roloff."

Sie drückte ihm die Hand, wandte sich ab und ging, ohne noch eine Antwort zu erwarten, rasch auf einem schmalen Fußweg davon. Der junge Arzt sah ihr stumm nach; es war kein verzweiflungsvoller Schmerz, der sich in seinem offenen ehrlichen Gesicht ausdrückte; zu leidenschaftlich heftigen Erregungen hatte die Natur ihn nicht veranlagt. Aber von einer lang und schön gehegten, verlorenen Lebenshoffnung sprachen seine Züge und auch davon noch nicht ganz. Man sah, heimlich bewahrte er sie doch noch in sich fort.

Den gemeinsamen Rückweg mit ihm zu vermeiden, war Madlene noch wieder ein Stück in den Wald hineingegangen. Ja, was sich eben zugetragen, hatte sie schon lange vorausgesehen, erwartet, daß er einmal so sprechen werde, und ihre Antwort bereit gehalten. Es that ihr leid, daß er sie genötigt, ihm diese zu geben; nach der Art ihres Verhaltens gegen ihn hätte eine mit feineren Fühlfäden begabte Natur sich und ihr wohl die ablehnende Entgegnung erspart, und im stillen hatte sie noch gehofft, er werde dies thun. Nun aber, da es doch geschehen, brachte es etwas Befreiendes mit sich, wie stets das Vorübergehen eines mit Scheu erwarteten Augenblicks. Freilich etwas anderes auch, eine Unausführbarkeit der Absicht Madlenes, im Hause Heddas eine befriedigende Thätigkeit zu finden. Denn sie wußte, daß die Schwester den Wunsch ihres Bruders teile, so daß sie dort einer beständigen, auf die Erfüllung hintrachtenden Einwirkung ausgesetzt sein würde. Doch entging sie dem gleichfalls im Elternhause nicht, denn er hatte gesagt, daß er sie noch einmal fragen werde; voraussichtlich setzte er sein abendliches Kommen fort, das nach dem heutigen Vorgang dem Beisammensein Peinliches verlieh. Und zumal, da sie ein Gefühl in sich trug, auch ihrem Vater durch ihr Ablehnen der Werbung Roloffs eine Enttäuschung zu bereiten, weil er ihre Zukunft einem guten Schutz anvertraut zu sehen wünsche, der sich vielleicht — wahrscheinlich sogar — nicht zum anderenmal biete. Stärker noch als bisher wuchs der Drang in ihr, wenigstens für eine Zeit lang in einem fremden Hause nützen zu können, um sich der gegenwärtigen Lage zu entziehen, aber sie wußte nicht, wohin.

Nein, die Frau Roloffs zu werden, das bildete für sie eine ebenso unmögliche Vorstellung, wie daß sie sich überhaupt verheiraten könne. Sie kannte keinen Mann und vermochte sich keinen zu denken, außer ihrem Vater, ihr Leben mit ihm zu teilen. Der Hang zur Einsamkeit lag in ihrer Natur, von Kindheit auf. Nein, das wohl nicht, doch seit langer Zeit, seitdem sie erwachsen war.

Nun wendete sie sich und ging zurück. Als sie aus dem Wald auf die Wiese trat, lag diese schon von einer herbstlichen Färbung überflossen, keine Schmetterlinge tummelten sich mehr drüber, doch auch keine Tauperlen überblinkten sie wie sonst, trotz dem wolkenlosen Himmel standen die Halme und Krautblätter völlig trocken. Die Sonne war schon seit geraumer Zeit untergegangen und säumte den Horizont nur noch mit einem gelben Rand wie aus mattfarbigem Gold. Doch fiel daraus noch ein heller Abglanz auf das Gesicht Madlenes, ließ es heute abend dem ihrer Mutter besonders ähnlich erscheinen und zeigte deutlicher als sonst, was seit Jahren bereits mit leisen Einschlägen um ihre Züge zu weben begonnen. Zwar täuschte es wohl, daß sich in die schöngeformte Stirn wirklich wie Spinnwebfäden zwei feine Striche hineingezogen hatten; wenn der Kopf sich hob, vergingen sie noch. Aber dennoch regten sie ein Gefühl, schon nachmittägig sich bereitende Schättchen vorauszukünden, und der Anblick der langsam mit ihren Gedanken dem Elternhaus Zuschreitenden sprach gegenwärtig unverhohlen aus, Madlene Fleming stehe im Begriff, an die Grenze des Überganges zu dem zu gelangen, was einst Barbe Carstens gewesen und was der Sprachgebrauch des Landes ein „spätes Mädchen" benannte.

* *
*

Der nächste Morgen zeigte den Himmel nicht mehr sommerlich blau, sondern grau überdunstet, ein herbstlicher Ton ging durch die Luft. Indes die Jahreszeit dafür war herangekommen, und niemand wunderte sich darüber; dagegen verursachte am späteren Vormittag etwas anderes hochgradigstes Staunen und allgemeines Nachblicken aus den Fenstern. Das war der Freiherr Mathias von Gapendorp, der von den erbgesessenen Bohrwürmern und Spinnweben seiner Behausung im alten Schloß her durch eine Straße geschritten kam, und zwar in elegantester, eben vom Schneider ihm abgelieferter ländlicher Edelmannstracht, die, eng seine hagere Gestalt umschließend, dieser von weitem einen jugendlichen Anstrich gab; in der glacéhandschuh-bedeckten Rechten trug er eine Reitgerte und schlug mit ihr ab und zu, wie in kavaliermäßiger Gewöhnung, einen leichten Lufthieb oder nach überhängenden Blättern der Vorgärten. Eine Mischung von Höflichkeit und leutseliger Herablassung lag in der Art, wie er den Gruß ihm Begegnender erwiderte, besonders einiger städtischer Honoratioren, die sonst nie gewöhnt gewesen, von ihm Notiz zu nehmen, heute jedoch in Anbetracht seiner so völlig verwandelten äußeren Erscheinung unwillkürlich den Hut vor ihm lüfteten. Heimkehrend teilten sie ihre überraschende Wahrnehmung mit, und am Mittagstisch zerbrachen sich hauptsächlich alle der Bildungssphäre angehörigen weiblichen Köpfe der Stadt vergebens über einer Lösung dieses rätselhaften Vorganges. Man erfuhr wohl, daß der überall Beredete seit vorgestern nicht mehr seinen Abschreiberdienst in der Amtsstube versehen habe, doch erst in einer nachmittägigen Kaffeeversammlung wies das strahlende Antlitz einer verspätet Eintreffenden darauf hin, daß sie in der Vorzugslage sei, Aufschluß über die jedes Gemüt gleich bewegende Frage zu erteilen. Und zwar aus nicht anzuzweifelnder Quelle, durch den eben von einer kurzen Reise zurückgekehrten Herrn Amtmann selbst, dem ein Schreiben zugegangen, mit dessen Zustellung an den Herrn Baron er amtlich beauftragt worden. Das habe die Nachricht enthalten, der Freiherr Wasmut von Gapendorp, im Süden des Landes seßhaft, sei ohne Hinterlassung von Kindern und nahen Agnaten aus dem Leben geschieden, und gerichtliche Erhebungen hätten ergeben, daß, da auch mehrere entfernte Anverwandte aus der männlichen Linie unerwartet mit dem Tode abgegangen, der Freiherr Mathias von Gapendorp trotz der weiten Abzweigung der nächste Erbberechtigte und zum Antritt des großen Majoratsgutes des Verstorbenen gesetzlich Berufene sei. Wohlberechtigter Stolz, sich zuerst durch Ergründung des Rätsels um die Gesellschaft verdient gemacht zu haben, leuchtete aus den Augen der Nachrichtüberbringerin, und ohne noch die ihr vorgesetzte Tasse zu berühren, schloß sie ihre Mitteilung: „Es kann wohl nicht in Zweifel stehen, meine Lieben, daß wir den schweren Verlust, der unserer Stadt durch den — mich besonders betrübenden —

Fortgang des Herrn Barons droht, wenigstens dadurch ein wenig zu mildern suchen, daß wir uns ihm gegenüber zu der Bitte vereinigen, uns die Ehre zu gönnen, ihm eine allgemeine gesellschaftliche Abschiedsfeierlichkeit bereiten zu dürfen."

Noch indes stand diese weihevoll-schmerzliche Trennungsstunde bevor, denn der Freiherr Mathias von Gapendorp diente noch erst zur vormittägigen Anstaunung für die aus den Fenstern sich vorreckenden und ihm langmöglichst nachblickenden Köpfe, denen er dann, zur Linken feldeinwärts abbiegend, entschwand. Und wohin er in dem mysteriös-unglaublichen, neuen vornehmen Anzug seine Schritte lenkte, wäre vermutlich für sämtliche Bewohner der Straße gleichfalls unaufgehellt geblieben, wenn nicht mit rascher Geistesgegenwart eine der Mütter ihm ein Vierteldutzend ihrer Sprößlinge nachgeschickt hätte, die mit der Nachricht zurückkamen, „er" sei in die Pforte des Flemingschen Gartens hineingegangen.

Das hatte nicht allein für die Empfänger dieser Botschaft Überraschendes, sondern einigermaßen ebenfalls für die Hausbewohner, denen er sich durch die Magd anmelden ließ. Sie befanden sich zufällig miteinander im Wohnzimmer, und auch ihre Gesichter konnten nach der ersten Verwunderung eine zweite über die so auffällig veränderte Erscheinung des Eintretenden nicht ganz verbergen. Doch spiegelte die Miene desselben nichts von einer Wahrnehmung dieses Ausdrucks ihrer Züge wieder, er verbeugte sich respektvoll mit vollendeter Ceremonie vor der Frau des Hauses, mischte seiner Begrüßung Madlenes eine weniger formelle liebenswürdige Vertraulichkeit bei und wandte seine Ansprache an Tamo Fleming: „Ich komme, Herr Doktor, um Ihnen meine Abschiedsvisite abzustatten, da die Räumlichkeiten des bisher von mir bewohnten Schlosses trotz ihren idyllischen Environs mir doch in meinen vorrückenden Jahren nicht mehr konvenabel zu sein beginnen und ich mich entschlossen habe, meine Güter zukünftig selbst zu bewirtschaften. Zu meinem Bedauern muß ich mir dadurch die Annehmlichkeit entziehen, denselben Wohnort mit Ihnen zu teilen; wenn wir auch nicht dazu gelangt sind, gesellschaftliche Konnexionen zwischen uns zu unterhalten, habe ich doch Ihr Haus immer in besonderer Weise estimiert und wenigstens das Vergnügen genossen, zu Ihrer Demoiselle Tochter seit vielen Jahren in oftmalige, ich möchte sagen freundschaftliche Beziehungen zu treten."

Das letztere entsprach in gewisser Weise der Thatsächlichkeit, denn Madlene war der alten Kindergewohnheit treu geblieben, ab und zu zum Besuch in der öden Erdgeschoßstube mit den immer länger in Stücken herabhängenden alten Prachttapeten vorzukehren. Es war ihr ein Überbleibsel der Kindheit und hatte für sie etwas Traumartiges, sich auf den „Sommerdiwan", die wackelige, mit der abgeschabten Wollendecke überspreitete Holzbank, zu setzen und den Alten vom dreibeinigen Küchenstuhl seine einbildnerischen Erfindungen von dem Glanz und Prunk, die ihn in der Jugend umgeben, vortragen zu hören. So wunderlich kam's ihr dabei vor, daß sie das alles einmal gläubig angehört habe, wie das Schloß in grauer Vorzeit von einer Königin für seine Ahnen gebaut worden sei, er selbst auch von dem alten königlichen Blut herstamme und er deshalb seinen Wohnsitz zwischen dem verfallenen Gemäuer aufgeschlagen. Jetzt wußte sie seit langem genau, nur seine Phantasie schaffe sich die Wunderdinge, um sich, solange er von ihnen rede, damit über die Armseligkeit seines Daseins wegzutäuschen. Aber trotzdem zog es Madlene fast allwöchentlich einmal in das „Schloß" hinein, dort zu sitzen und wie als Kind sich die alten Geschichten erzählen zu lassen. Märchen waren's, auch ihr die Einförmigkeit ihres Lebens für eine Stunde forttäuschend, und solang sie ihnen zuhörte, war's ihr, als sei sie noch ein Kind.

Tamo Fleming bat jetzt den Besucher, sich zu setzen, was dieser mit aristokratischer Vornehmheit that. Alles an ihm ließ nicht Zweifel, daß er in der That plötzlich in unbegreiflicher Weise zu einer völlig umgewandelten Lebensstellung gelangt sein müsse; er zog eine goldene Taschenuhr hervor, warf einen Blick auf das Zifferblatt und nahm wieder das Wort: „Es ist mir sehr pitoyable, daß ich meinen verstorbenen langjährigen Freund, Herrn von Aspern — Sie werden sich seines Großvaters aus der Kriegs-

geschichte wohl erinnern, Herr Doktor — nicht mehr invitieren kann, mich zu längerem Aufenthalt auf mein Gut zu begleiten. Allerdings würde er wohl nicht die Qualitäten besessen haben, mir bei den mannigfachen häuslichen Angelegenheiten zu assistieren, deren Anordnung und Einrichtung meine Kommodität dort benötigen wird; es wäre dafür eine weibliche Fürsorglichkeit und Surveillance der Domestiken erforderlich. Doch haben meine Lebensgewöhnungen mich nicht zu einer ehelichen Verbindung schreiten lassen, so daß ich keine Gemahlin oder Tochter besitze, die ich in meiner momentanen Situation als einen mir von der Natur bestimmten Soutien betrachten könnte. Ich erinnere mich jedoch, Ihrer Demoiselle Tochter bereits in ihrer Kindheit zu öfteren Malen ausgedrückt zu haben, daß es mir, wenn ich einmal den Entschluß fassen würde, eine Retraite auf meine Güter zu nehmen, ein besonderes Pläsir bereiten werde, sie dorthin für eine möglichst lange Andauer zu invitieren. Mademoiselle Magdalene hatte die Gefälligkeit, auf meine Invitation mit einer Zusage zu erwidern, und ich verbinde mit meiner Abschiedsvisite den Zweck, ihr ihre Complaisance ins Gedächtnis zu rufen. Ehe ich neue Konnexionen anknüpfe, werde ich mich in der ländlichen Retirade meines Schlosses voraussichtlich in ziemlicher Einsamkeit befinden, so daß es mir eine Ressource bilden würde, mich der Konversation und des Anblicks einer alten Liaison erfreuen zu können. Es bedarf wohl nicht der Beifügung, Herr Doktor, daß sowohl in meinem Namen, wie in meiner langjährigen Affektion für Mademoiselle Magdalene die Garantie enthalten liegt, dieselbe werde in meinem Hause nicht anders als in dem Ihrigen völlig die Position einer Tochter einnehmen."

In geschraubter Sprechweise, mit höchst aristokratischem Tonfall der Stimme hatte der Freiherr Mathias von Gavendorp die Worte durchs Zimmer klingen lassen, und der Fassung derselben nach enthielten sie nur die Erinnerung eines unerwartet zum großen Herrn Gewordenen an eine ihm ehemals aus inhaltlosen Phantasievorstellungen entflossene Einladung, die er gegenwärtig, wenn auch in vornehm-verbindlicher Form, als einen leutseligen Gunstbeweis, eine Erlaubnis erteilend, wiederholte. Doch für ein feiner begabtes Ohr drängte sich wunderlich ein anderer Klang drunter herauf, nicht der einer angeschwellten Hoffart und herablassenden Vergünstigung, sondern eines sehnlichen Wunsches und einer Bitte. Und jener sonderbare Klang sagte, seit zwanzig Jahren sei es dem Sprecher eine Wohlthat gewesen — vielleicht die einzige, die das Leben ihm zugewandt —, daß Madlene in seine jämmerliche Behausung gekommen, gläubigen Gesichts seinen einbildnerischen Erzählungen zugehört und durch ihre Gegenwart für ein Weilchen seinen öden Lebensgang mit einem Sonnenstreifen überhellt habe. Er hatte nicht viel von seinem Herzen Gebrauch gemacht, eine bittere Ironie lag darin, daß er es an eine Frau und Kinder hätte hängen können, und er mochte selbst kaum wissen, daß er eines in sich trage. Aber unbewußt that er's doch, denn er hielt Madlene Fleming in dies Herz geschlossen — auch vielleicht das einzige Menschenkind, für das er je Liebe empfunden — und neidete ihre Eltern um ihre Tochter. Das klang unter seiner steifen Sprache herauf, und ein zweites noch: Der neue Majoratsherr, plötzlich aus seiner hungernden Verkommenheit in den Überfluß versetzt, fühlte sich nicht zu Reichtum gelangt, sondern im Inneren war ihm erst durch den gewonnenen äußeren Glanz schreckhaft die Erkenntnis aufgegangen, er sei arm und hilfsbedürftig.

Eine Furcht befiel ihn vor seiner Einsamkeit zwischen dem Prunk seines neuen wirklichen Schlosses, als verlasse er den verfallenen Bau, der nur spöttisch noch diesen Namen trug, wie eine Heimat, in die kalte Fremde davonzuziehen, verlassen dort unter bezahlten Dienern seinen abendlichen Tag zu beenden. Und um nicht allein, freudlos in seiner neuen Pracht, die Dämmerung tiefer auf sich heranrücken zu sehen, klammerte er sich an Madlene Fleming, die einzige, die ihm im Leben wohlgethan, und die einzige, die er liebte.

Sie aber besaß das feine Gehör, die Bitte unter seiner „Invitation“ zu vernehmen, und sie allein auch konnte es. Für Tamo und Barbe Fleming war der heruntergekommene Aristokrat nur eine seit Jahr-

zehnten vom Ansehen bekannte, doch sonst fremde, etwas lächerliche Persönlichkeit; mit Verwunderung hatten sie der Einladung ihrer Tochter auf sein Gut zugehört, saßen schweigend und wußten nicht darauf zu erwidern. Ein paar Augenblicke blieb auch Madlene stumm, aber dann stand sie rasch auf, streckte der ihr aus frühen Kindheitstagen allvertrauten Don Quixote-Gestalt die Hand entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Baron — ja, ich freute mich immer als Kind, wenn Sie mich für die Zukunft einmal zu sich einluden — und wenn ich Ihnen behilflich sein und nützen kann, so komme ich gern zu Ihnen."

Eine schnelle, halb instinktive Antwort war's, doch Madlene bereute diese nicht, als der Freiherr mit gleicher ceremoniöser Formkorrektheit sich verabschiedet und das Haus verlassen hatte. Unerwartet kam sein Wunsch ihrem eigenen, seit gestern noch dringlicher gewordenen Verlangen entgegen, und auch ihre überraschten Eltern zeigten sich einverstanden, als sie ihnen jetzt Mitteilung von der gestrigen Bewerbung Roloffs, wie von ihrer abschlägigen Erwiderung darauf machte. Das ließ allerdings jenen ebenfalls, um ein peinliches Zusammenkommen zu vermeiden, für eine Zeit lang ihr Fortgehen aus der Stadt wünschenswert erscheinen; zwar bildete der Aufenthalt Madlenes auf dem einsamen Gut, nur mit dem alten Freiherrn zusammen, nicht dasjenige, was Tamo Fleming zu ihrer Erheiterung und Anregung im Sinn getragen, doch immerhin erachtete er auch diesen Wechsel, der ihr eine neue Thätigkeit in anderer Umgebung verschaffte, als günstig für sie. Kein Zug seines Gesichtes aber that kund, die Antwort, die sie Roloff gegeben, habe eine geheime Hoffnung in ihm zu nichte gemacht. Die gehörte dadurch dem Gewesenen an, das man sich nach Tamo Flemings Lebensauffassung stumm zur Vergessenheit bringen mußte.

Daß die Dunstschicht des Himmels nicht zergehen, keine Sonne mehr durchlassen werde, gab der Mittag zu erkennen, und als um einige Stunden nach diesem Madlene sich zu ihrem gewohnten Gang anschickte, ließ ein Ausblick durchs Fenster sie zum erstenmal seit manchen Wochen einen Schirm mitnehmen. Etwas Neues und Fremdes, wovon sie gestern noch nichts geahnt und das sie durch den Wald hinschreitend überdachte, lag vor ihr, ein Abschnitt ihres ereignislosen Lebens. Weitere Gedanken spann sie dran, in die Zukunft voraus; ob es nicht mit dem Blick wahrzunehmen gewesen, sie wußte doch, daß ihre Antwort an Roloff eine verschwiegene Hoffnung ihres Vaters enttäuscht habe, und halb krankhaft verstärkt war das Begehren über sie gekommen, ihm darzuthun, daß sie auf sich selbst in der Welt zu stehen vermöge. Sie beschuldigte sich eines Mangels an richtigem Kindesgefühl, daß sie nicht früher schon deutlich empfunden und erkannt, ein Mädchen, welches auf die Dreißig zuschreite, wenn es sich weigere, zu heiraten, gehöre nicht mehr ins Elternhaus, sondern müsse alles daransetzen, sich durch eigene Leistungen eine Lebensberechtigung zu erwerben, die ihm sonst nicht zukomme; darin sei kein Unterschied zwischen einem erwachsenen Sohn und einer Tochter. Dazu aber konnte ihr vielleicht, in ihrer Hoffnung gewiß, die Vermittelung des Barons verhelfen, irgendwo eine Stellung zu erhalten, durch die sie ihre Eltern von der Last, die sie ihnen bereitete, frei machte. Ein Schluchzen rang sich unwillkürlich aus der Brust Madlenes; es war ein krankhafter, grundlos-thörichter Wahn, zu dem jene ihr durch nichts jemals einen Anlaß gegeben. Doch in ihr selbst hatte sich im Gang der Jahre mählich ein Gefühl ihrer Daseinszwecklosigkeit so anschwellend emporgehäuft, daß es sie, einem kumulierenden Gifte gleich, heut mit plötzlich-heftiger Wirkung bewältigte, ihr die Augen mit Thränen erfüllte und das Gemüt mit Irrvorstellungen umdüsterte, wie der Wald ihren Weg mit grauem Zwielicht zu umdämmern begann.

Denn der Oktober hatte heut angefangen, frühzeitig neigte der Tag schon zum Ende, und mechanisch bog sie seitwärts auf einen zurückführenden Pfad ab. Doch war's noch nicht wirkliches Abenddunkel, das um sie einbrach, sondern der Dunst hatte sich noch mehr verdichtet, Tropfen knisterten aus ihm auf das gelblich entfärbte Blätterdach herab, und Wind begann die Wipfel zu einem murrenden Ton gegeneinander zu rütteln. Der Herbst hielt, aus der trüben Luft herabsteigend, seine Einkehr.

Madlene spannte den Schirm auf, doch ohne den Schritt zu beschleunigen, ihre Hand hatte nur mechanisch etwas Gewohnheitsmäßiges gethan, bei dem ihr Denken nicht gewesen. Ein anderer Weg brachte sie zurück, der nicht über die Wiese zum Hause führte, sondern noch etwas entfernter von diesem aus dem Wald auf die Abdachung eines Hügels mündete, von dem der Blick nach rechts über ihren Garten hinging; meistens setzte sie sich dort noch ein Weilchen an einen Grasrain und sah nach dem Dach, das braun zwischen den Bäumen aufstieg, nieder. Dazu eignete der Tag heut sich nicht; als sie ins Freie hinaustrat, ward es zwar noch wieder etwas heller, doch die Halme blinkten naß und der Westwind trieb seinen Sprühregen fast wagerecht durch die Luft. Es war nach der landesüblichen Bezeichnung ein „rusiges" Wetter geworden, die Ferne vernebelnd, nur über dem näheren Umkreis lag noch ein melancholisches Zwitterlicht. Madlene kam's ins Gedächtnis, daß in ihrer Kindheit ihr Vater diese letzte Dämmerzeit manchmal mit einem alten lateinischen Spruch inter canem et lupum benannt. Das hatte immer eine geheimnisvolle Erregung auf die Kinderphantasie geübt, wie dann der Hirt seinen Hund zur Obhut für die Herde loslasse und der Wolf um sie herumzustreichen anfange. Den großen zottigen Hund kannten sie wohl, doch den Wolf hatten sie nie gesehen und brannten doch vor Verlangen darauf. Alf hatte einmal gesagt, aus dem Walde müsse er herauskommen, so daß sie öfter an den Waldrand gegangen und stundenlang halb atemlos gewartet, aber auch dort war der Wolf ihnen niemals zu Gesicht geraten.

Der schräg gewehte Regen ließ Madlene den Schirm seitwärts gegen ihn halten, sie ging jetzt doch rascher, unwillkürlich; so sinnlos es war, sie konnte sich eines Gefühls nicht erwehren, als komme augenblicklich der Wolf aus dem Wald her hinter ihr drein. Kindische Thorheit der Einbildung war's, denn um ein paar Jahre später hatte Alf über ihr damaliges Treiben gelacht und versichert, es gäbe schon lange gar keine Wölfe mehr im ganzen Land. Aber trotzdem war gegenwärtig die Phantasie in Madlene mächtig, als sei etwas Unheimliches in dem Zwielicht um sie her, daß sie sich scheute, den Kopf umzudrehen.

Nur nach ihrem oftmaligen Sitzplatz warf sie im Vorbeikommen einen Blick, oder vielmehr die Haltung ihres Schirmes ließ dies von selbst geschehen. Und der Fleck neben einem Hagrosenbusch war ihr vertraut, eine Art von Heimstätte für ihre Gedanken seit langen Jahren.

Aber da schrak sie, den Buschrand umbiegend, doch zusammen; der Platz war nicht leer, sondern es saß jemand auf ihm. Zwar kein lauerndes Raubtier, doch ein Mensch, trotz dem häßlichen Wetter, ein fremder Mann. Er schien von letzterem nichts zu empfinden, sein Hut lag neben ihm auf dem nassen Gras, und den Blick ohne Regung nach der Seite des Flemingschen Hauses hinunter gerichtet haltend, ließ er sich achtlos den Sprühregen vom Wind ins Gesicht schlagen. Mager und wie bei einem Südländer dunkel gebräunt, war es von einem vollen Bart umschlossen, eine breite Wundnarbe durchquerte an der rechten Seite die Stirn. Er mochte noch nicht alt sein, vielleicht erst an die Vierzig reichen, doch hellgraue Fäden durchzogen den Bart, und auch an den Schläfen flimmerte das kurzgeschnittene Haar schon mit einem bleicheren Schein. Der Busch hatte ihm das Herankommen Madlenes verdeckt gehalten; mechanisch drehten sich jetzt seine glanzleeren Augen, und er sah sie an, wie sie ihn.

Ein Fremder war's, mit wunderlicher Neigung barhaupt hier im Regenwind sitzend, in der Entfernung eines Dutzends von Schritten zergingen seine Züge schon etwas undeutlich im trüben Dämmerlicht. Madlene wollte den Blick von ihm abkehren, und doch that sie's nicht, ohne daß sie wußte, warum. Vielleicht weil auch seine Augen unverrückt, wie festgebannt in ihr Gesicht gerichtet blieben, so sahen sie sich lautlos entgegen, sonderbar, denn es ließ sich wahrnehmen, daß die Brust beider den Atemzug verhielt. Dann stand der Sitzende mit einer plötzlichen Bewegung auf, wandte sich ab und stieg, ohne seines Hutes zu gedenken, den Hügel weiter hinan.

Da klang ihm vom Munde Madlenes ein Ton nach. Kein Schrei, auch kein Ausruf war's, nur ein ungewisses Über-die-Lippen-

Bringen eines Wortes, eben laut genug, daß es bis an sein Ohr hinüberreichte. Sichtbar zuckte er zusammen, doch ohne sich umzuwenden, noch seinen fortschreitenden Fuß anzuhalten. Da rief's Madlene nochmals, doch jetzt lauter, aus der atemlosen Brust hervorgestoßen: „Alf!"

Man sah's wiederum, er wollte nicht, aber es war etwas, das, stärker als sein Wille, ihm den Fuß wie gelähmt festhielt. Sie war ihm halb nachgeeilt, er hörte es, wendete sich nun langsam um und sagte, sie anblickend: „Ja, du bist es, Madlene."

Es sprach aus, daß er auch sie erkannt habe, doch klang's, als ob er eigentlich gesagt: „Ja, ich bin es." Unwillkürlich machte ihre Hand eine Regung, sich gegen ihn vorzustrecken, doch die seinige blieb unbeweglich herabhängend. Und beide standen verstummt sich gegenüber.

So war Alf Overbek Madlene manchmal im Traume zur Heimat zurückgekommen, früher, in den letzten Jahren nicht mehr. Sie begegnete ihm irgendwo, ohne es zu wissen, denn sein Kopf wurde von einer Verhüllung bedeckt. Aber dann fiel die Hülle davon, und auf den ersten Blick sah sie, er sei's, denn sein altes junges Knabengesicht schaute sie an.

Doch jetzt mußte sie immer noch nach diesem suchen. Es war kein Zweifel mehr möglich, und dennoch stand er wie ein Fremder vor ihr, und sein Benehmen war das eines Fremden. Er hatte nicht auf ihren ersten Ruf gehört, obwohl er sie erkannt, ihre Hand, die sie ihm reichen gewollt, nicht genommen. Das alles war noch verworrener, als die Träume es ihr gebracht, kein Gefühl des Glücks, eher eines der Furcht und des Schrecks überkam sie aus seinem Anblick. Seinem Schweigen gegenüber wußte auch sie nichts zu sagen, brachte nur mühsam von den Lippen: „Warst du schon bei den Eltern?"

„Nein."

„So laß uns hinuntergehen."

Er machte nur, ohne zu erwidern, eine verneinende Bewegung; Madlene sagte unwillkürlich: „Es regnet stärker, du mußt doch ins Haus."

Nun versetzte er: „Ich wollte das Haus von hier sehen. Jetzt hab ich's gethan."

Da er innehielt, fiel sie verständnislos ein: „Was hast du — was willst du?"

Er trat einen Schritt gegen den Weg zu. „Leb wohl, Madlene. Sage deinen Eltern nicht, daß der Zufall mich mit dir zusammengebracht; es war nicht meine Absicht."

Aus den Worten und mehr noch aus dem Ton seiner Stimme ging ihr auf, daß er nur gekommen sei, um von diesem Platz auf das Haus hinunterzublicken, und nachdem er dies jetzt gethan, die Stadt wieder verlassen wollte. Wie mit einem Schmerzstich durchfuhr's sie, und sie stieß aus: „Du willst nicht — du sprichst wie von Sinnen —"

Er schüttelte den Kopf. „Ich gehöre nicht in das Haus —" und nach kurzem Anhalten, als habe er Atem holen müssen, fügte er hinzu: „in dem du bist."

Doch sein abermaliges gleichzeitiges Vorschreiten verlieh ihr jetzt eine feste Willenskraft, daß sie, rasch nachfolgend, seinen Arm faßte. „Nein, ich lasse dich nicht, du mußt! Du bist krank und mußt gesund werden — in unserem Hause — unser Vater ist Arzt —"

„Er ist nicht mein Vater —"

Alf Overbeck suchte, sich loszumachen, doch nicht mit der Hand, es war, als weiche sie davor zurück, die Hand Madlenes zu berühren. So gelang's ihr, ihn zu halten, und mit einem bitteren Ton wiederholte er ihre Worte: „Gesund werden — glaubst du, dein Vater kann alles heilen?"

„Wenn's seine Kunst nicht kann, so kann's seine Güte —"

Ein Zucken durchfuhr Alfs Glieder, wortlos sah er der Sprechenden ins Gesicht, dann kam ihm langsam von den Lippen: „Ja, du bist gut, Madlene, und bist deines Vaters Tochter."

Es klang aus dem verwandelten Ton, daß die Widerstandskraft in ihm gebrochen sei, sich zur Willensunfähigkeit abgeschwächt habe. Auch sein Thun sprach das Gleiche, stumm ging er neben Madlene fort. Nur, als sie auf dem sich spaltenden Weg zur Rechten abbog, fragte er noch einmal, wie wenn er ohne Bewußtsein gegangen sei: „Wohin führst du mich?"

„In dein Heimathaus."

Fast nachtdunkel war's geworden, Lampenlicht schimmerte ihnen zwischen den Büschen aus den Fenstern entgegen, als Madlene die

Gartenpforte öffnete. Doch einige Schritte vor der Hausthür hielt stockend der Fuß ihres Begleiters, und er sagte, nur halb verständlich: „Geh du voran."

Ihr Ohr indes verstand's, nicht den Laut nur, auch den Sinn; schnell erwiderte sie kurz: „Und du wartest hier?"

„Ja."

Sie hatte gezaudert, doch ein vernehmbares leises Zittern der Stimme des Antwortenden gab ihr jetzt eine Bürgschaft, sie könne ihm Glauben schenken, ihn allein zurücklassen; rasch trat sie ins Haus und ins erleuchtete Wohngemach. Dann klang drinnen um einige Sekunden später ein lauter Freudenschrei, der, wie aus dem Herzen Frau Barbes heraufjubelnd, über ihre Lippen flog. Doch sie stand und blickte nach ihrem Manne, der, gleichfalls vom Sitz emporgefahren, die Lehne desselben mit der Hand umfaßt hielt. Ein Rütteln durchlief ihm den Arm, in seinen blaß gewordenen Zügen lag ein Ausdruck, den seine Frau sich zum erstenmal seit dreißig Jahren nicht zu deuten vermochte, und etwas Angstvolles begann in ihren Augen zu zittern. Dann atmete Tamo Fleming tief auf, es war, als sinke eine Last von Centnerschwere ihm von der Brust ab. Sein Blick wandte sich Barbe zu, und von seinem Munde klang ein Ton, den das Haus seit langen Jahren nicht vernommen: „Warum siehst du mich so an, Frau Regentag, und willst mich in der Stube festhalten?" Aber danach trat er rasch auf den Flur, zur offen gebliebenen Thür und sprach in das Dunkel vor ihr hinaus: „Sei unserem Hause willkommen, Alf Overbek."

* * *

Da war die Nacht vorüber, in seiner Knabenstube hatte Alf Overbek sie zugebracht. Gegen Morgen hin auch wohl einige Stunden in dumpfem Schlaf gelegen, denn die Augen aufschlagend, wußte er trotzdem nicht, wo er sei. Nur das kam ihm zunächst, die Wände um ihn gingen nicht auf und ab und er liege also nicht in einer Schiffskajüte, sondern müsse sich auf festem Boden befinden. Das konnte er sich nicht erklären, da er doch seit vielen Wochen von Rio Janeiro her auf der Brigg des Kapitäns Mollersen fuhr, wovon merkwürdigerweise dieser Inhaber eines sonst alles umfassenden Wissensschatzes keine Ahnung besessen, als er denselben im „stillen Butt" aufgethan, von den genauen Umständen zu berichten, unter denen Carlos Mazeras zusammen mit einer Frauensperson ertrunken sei, und danach wahrheitsliebend und bescheiden erklärt hatte, von einem Sohn des seligen Kapitäns Overbek habe er nie etwas gesehen und gehört. Freilich unter anderem Namen war sein Passagier bei ihm an Bord gegangen.

Den Kopf des erst halb Erwachenden hielten noch Traumvorstellungen umfangen, ihm eine alte Erinnerung zurückbringend. Hatte man ihn, wie einst den Odysseus, bei Nacht heimlich am Lande ausgesetzt, im Schlaf, ohne daß er's gefühlt —?

Ja und nein — denn er war ja selbst Odysseus, der auf endloser Irrfahrt in wundersam fremde Länder gekommen, lange Jahre im Zauberbann auf der Insel der Circe gewesen. Und nun lag er am Strande von Ithaka — es hatte ihn mit einer tödlichen Sehnsucht übermannt, noch einmal hierher zu gelangen, auf das Haus und den Garten hinunterzusehen, wo er als sorglosglückliches Kind gelebt. Das wollte er nun — von einer Felshöhe herab — und dann wieder fort in die Fremde. Niemand sollte ihn wahrnehmen, doch niemand werde ihn auch erkennen, so hatten die endlosen Jahre ihn verändert.

Alf Overbek tastete mit der Hand um sich, doch sie traf nicht auf Uferrand und Steingeröll. In einem Bett hatte er geschlafen, und plötzlich, wie geisterhaft, nickte ihm von der Wand eine mit Feldblumen bedruckte Tapete entgegen, die er, ob auch wie in einem anderen Leben, schon einmal gesehen. Nicht einmal — oft — tausendmal hatte er so gelegen, auf sie hingeblickt, gezählt, wie viel verschiedene Blumen sie in einem Gruppenbild zusammenfasse, das dann immer wiederkehre, und ohne daß er gegenwärtig zu zählen brauchte, wußte er genau, es seien acht.

In seiner alten Knabenstube lag er, und jetzt mit einem Schlage stand alles Wirkliche vor ihm da. Er war schon auf der Anhöhe gewesen, die tödliche Sehnsucht zu stillen und

noch einmal das Haus zu sehen, doch nicht, wie er gewollt, unbemerkt wieder fortgelangt, sondern — ob es ihm eben zuvor noch als das Undenkbarste, Schreckvollste auf der Erde erschienen — in das Haus hineingetreten. Wie's geschehen, begriff er nicht; aus einer Übergewalt mußte eine Lähmung, eine Betäubung über jede Widerstandskraft in ihm gekommen sein, daß er willenlos dem Geheiß Madlenes gefolgt.

Und sein Onkel hatte ihm die Hand gereicht, und schluchzend die Frau, die er als Knabe wie seine Mutter angesehen und so genannt, ihre Arme um ihn geschlossen. Und in dem alten Zimmer am alten Tisch, über dem die alte Hängelampe brannte, hatte er essend und trinkend, oder wenigstens sich den Schein gebend, als thue er's, gesessen, und alles war gewesen wie vor unausdenkbarer Zeit. Der verlorene Sohn der biblischen Mär war zurückgekommen, kein Wort des Vorwurfes hatte ihn empfangen, keine Frage ihn zu einer Antwort genötigt, daß er nichts zu sprechen gebraucht, als was er selbst wollte. Auf einer fast zwölf Jahre langen Reise hatte er sich abwesend befunden und wieder am Tisch gesessen wie vorher, naturgemäß, als Sohn des Hauses.

Er hätte keine Furcht vor dem Eintritt zu hegen nötig gehabt, sich sagen können, in diesem Hause werde er so aufgenommen werden. Das hatte er im Innersten auch immer gewußt, kein Bangen vor dem Ausdruck der Gesichter, ihren Worten empfunden, wenn er so dastände. Etwas anderes war's, das ihm sagte, unmöglich sei's — nicht in ihnen, sondern in ihm —

Und nun war's doch geschehen; er sprang hastig auf, wie als Knabe, wenn er sich zur Schule verspätet gehabt, und sah auf seine Uhr. Sie zeigte beinah schon auf halb acht — die alte Stunde war's — sie warteten auf ihn am Frühstückstisch.

Ja, Schonung, Wärme und Güte umgaben ihn, wie sie ihn am Abend empfangen; kein Wort fiel auch heut, das ihm eine peinliche Erwiderung aufdrang, nur Freude über seine Wiederkehr sprach aus den Gesichtern, von den Lippen. Einmal erwartete er es anders, denn Tamo Fleming bat ihn, mit in sein Zimmer zu kommen. Doch dort sagte er nur: „Ich habe mich schwer an dir vergangen, daß ich deinem Ansinnen, dir dein väterliches Erbteil zukommen zu lassen, Gehör gab. Denn ich that's nicht, dir zu willfahren, weil ich's zum Besten für dich hielt, sondern aus Zorn über dein Thun, und handelte gegen meine Vormundpflicht an dir. Deine Rückkehr hat mich von meiner Gewissensschuld befreit, verzeih auch du es mir!"

Alf faßte schen die ihm entgegengestreckte Hand und entgegnete mit atemverengter Stimme: „Deinen Zorn habe ich verdient — nicht deine Bitte, dir ihn zu verzeihen. Laß mich dich bitten, nicht wieder so zu sprechen — du weißt nicht, was du mir damit thust. Aber auch deine Vormundspflicht verletztest du nicht, denn du handeltest, wie die Welt es nennen würde, zu meinem Besten, und ich wäre, wenn du es nicht gethan, wohl nicht — nicht so heute zurückgekommen."

Mit einem krampfhaften Druck preßte er die Hand seines Onkels, ein leise bitterer Ausklang hatte die Worte seiner Erwiderung „wie die Welt es nennen würde" durchzittert. Nicht recht verständlich war ihr Schluß gewesen, doch Tamo Fleming fragte auch danach nicht; in seine Züge war die alte Heiterkeit vergangener Zeit wieder eingekehrt, und scherzenden Tons entgegnete er nur: „Du hast etwas mitgebracht, Alf, was andere vielleicht als eine wertvolle Errungenschaft bedünken mag. Aber ich glaube, uns allen würdest du eine Freude machen, wenn du dich davon trennen könntest, das heißt, zum Barbier gingest, deinen Bart bei ihm zu lassen und uns auch dein altes Gesicht wieder nach Haus zu bringen."

Wie ein Stich schnitt Alf Overbek das kleine Wörtchen „auch" ins Herz. Als sei er sonst so wiedergekommen, wie er fortgegangen, und nur sein Gesicht durch den ergrauenden Bart fremd verändert —

Doch er begab sich fort, diesen mit Schere und Messer entfernen zu lassen, und etwas, das besonders dazu beigetragen, ihn dem Blick unkenntlich zu machen, verschwand wohl damit. Er war seiner Knaben- und Jünglingserscheinung ähnlicher geworden, wenigstens aus einiger Weite, so daß ein paar Leute auf der Straße äußerten, das müsse Adolf Overbek sein, und Barbe bei seiner Rückkunft freudig ausrief: „Nun siehst du

dir doch wieder gleich!" Aber für den, der deutlich sein Erinnerungsbild in sich trug und seine Züge näher und achtsamer ansah, kam es vielleicht jetzt erst stärker zum Vorschein, es seien nicht mehr die alten. Nicht weil ein Dutzend von Jahren selbstverständlich nicht über sie hingehen gekonnt, ohne sich bemerkbar zu machen, doch auch so regte Alf nicht den Eindruck, erst im Beginn der Dreißiger zu stehen, sondern als müsse er die Vierzig schon überschritten haben. Das jugendlich Übermütige, Freudige und offene Helle war aus seinem Gesicht weggeschwunden; statt dessen hatte die Zeit zu viel anderes hineingeschrieben, fremd, schattenhaft und herb. Eine Scheu lag in seinen Augen, aus ihrem matten Licht dämmerte ein Ausdruck tiefen Leidens heraus. Nicht eines körperlichen; leiblich krank sah er nicht aus, nur dunkel verbrannt, doch weit besser als in der Zeit, wie Carlos Mazeras ihn am Rio Contas angetroffen, und seine Bewegungen legten vollgesunde Kraft an den Tag. Aus dem, was er von seinem Leben drüben berichtete, erklärte sich seine Hautfärbung; er hatte in den letzten sechs Jahren sich in der Provinz Minas Geraes aufgehalten und dort Tag um Tag im Freien unter der tropischen Sonne seine Arbeit betrieben. Das hatte sichtlich ihm den Körper wieder gestählt, doch nicht zurückgebracht, was er im Inneren verloren, einen Halt in sich, Kraft des Geistes, der Seele, des Willens. Er sprach's nicht aus, aber zu empfinden war's, sein Leben erschien ihm wertlos-nichtig, durch einen Frevel der Jugend vergeudet, ein untergesunkenes Schiff, nicht mehr heraufzuheben. In seinem Gemüt saß Krankheit, die schwerste, daß er die Selbstachtung verloren, unwiederbringlich; wie vor einem ruchlosen Verbrechen, das er vollbracht, schauderte ihm vor der Erinnerung an seine Vergangenheit. Und hier wachte sie ihm übermächtig auf, ließ nicht von ihm ab. Drüben hatte er sie durch unterlaßlose Arbeit und Körperanstrengung niedergedrängt, wie ein Gespenst von sich gescheucht. Aber in diesem Hause kam sie und setzte sich, nur von ihm gesehen, neben ihn und starrte ihn an. Ihm war's, auch die anderen müßten sie wahrnehmen, und unter einem Vorwand stand er zuweilen plötzlich, von Angst getrieben, auf und floh vor ihr hinaus. Er hatte gewußt, weshalb es ihm undenkbar, das Schrecklichste sein würde, in dies Haus zu treten, und dennoch war's geschehen.

Schon eine Woche lang befand er sich hier, und wenn ein Arzt ihn zu heilen vermocht hätte, würde nur die Kunst Tamo Flemings die Fähigkeit besessen haben, denn sie entsprang nicht der Wissenschaft, sondern der Weisheit und Güte eines Menschenherzens.

Er sah in das Gemüt des Kranken, hatte den Sitz und die Art seines Leidens erkannt, und unmerklich suchte er die Wurzel desselben zu bekämpfen, Alf Overbel wieder zur Selbstachtung, zu der eines noch gebliebenen Zukunftwertes seines Lebens emporzuheben. Und als treue Gehilfin neben ihm machte im grauen Haar die Frau Sonnenschein das Haus zu einer Stätte, die den Kranken nur mit Licht und Wärme umgab.

Doch sein Zustand änderte sich nicht zum Besseren; die Heilmittel, die ehemals bei dem zugänglichen Knabengemüt sichere Wirkung geübt hätten, versagten bei dem zurückgekehrten, seine Qual stumm in sich verschließenden Mann. Die Nacht, die ihn der Einsamkeit seiner Stube überließ, war ihm das Ersehnte, er fürchtete sich vor dem Wiederbeginn des Tages. Jedem Besucher, der nahte, wich er aus; seine Heimkunft war in der Stadt ruchbar geworden, und die Neugier trieb manchen, unter einem Vorwand in das Haus einzutreten. Doch auch Carsten und Walburg Carstens, wie Roloff, hatte er noch nicht gesehen; wenn sie kamen, verließ er rasch durch die Rückpforte den Garten, im Wald umherzuirren, bis sie sich wieder entfernt hätten. Er ging auf den alten Wegen, oft stehen bleibend und eine Zeit lang starr auf etwas hinsehend. Ein unbezwinglicher Trieb war in ihm, solche Stellen aufzusuchen, obwohl ihr Erblicken ihn schreckhaft durchfuhr; einem Nachtwandelnden ähnlich schritt er oft mit geschlossenen Augen, aber vor seinem Inneren stand genau das Erinnerungsbild der Krümmungen eines Pfades, und seine Schritte zählend, ging er vorwärts, hielt an und befand sich, die Lider aufhebend, vor dem Ziel, dem er zugetrachtet. Nur die Richtung nach dem Landsee vermied er, bog hastig zur Seite,

wo sich ein Weg gegen jenen abzweigte. Einmal gewahrte er von einer Anhöhe aus der Ferne die Wasserfläche desselben auftauchen, ein Schauder durchrüttelte ihn, wie vor einem gespenstischen Anblick wandte er sich hastig ab und tief fast atemlos nach Hause zurück.

Wenn hier die Uhr die ersehnte Nachtstunde schlug, stand er als der erste vom Tisch auf, reichte Tamo Fleming und Barbe, die letztere, wie stets als Knabe, auf die Stirn küssend, die Hand. Madlene dagegen sagte er nur Gute Nacht, ohne ihr die Hand zu geben; seit dem ersten Tage hatte er es nicht gethan, rührte sie niemals an, blieb fast immer einige Schritte von ihr entfernt. Auch auf ihren Gängen draußen begleitete er sie nicht; wenn sie ihn anfänglich dazu aufgefordert, war er bei ihrem Fortgehen aus dem Hause verschwunden gewesen. Nun unterließ sie's, besonders seitdem der Zufall sie einmal auf einem Waldwege ihm entgegengeführt und sie wahrgenommen hatte, daß er sie bemerkt habe, doch rasch nach einer Seite abgebogen war. Aber sie schwieg darüber, als sie im Hause wieder mit ihm zusammentraf, das schien sie sich vorgesetzt zu haben, denn sie befragte ihn überhaupt nie über sein sonderbar kaltes Verhalten gegen sie, mit dem er offenbar einem Allein-Zusammensein mit ihr auch im Zimmer geflissentlich auswich. Nur wenn die anderen zugegen waren, sprach er auch mit ihr; es mußte ihr das Gefühl wecken, er zwinge sich dazu, thue es nur um der Anwesenheit ihrer Eltern willen. Zumeist bildeten dann Erinnerungen aus der Kindheit den Gegenstand, der ihn veranlaßte, sie anzureden, und es war häufig erstaunlich, wie sein Gedächtnis die kleinsten Einzelheiten eines von ihnen gemeinsam erlebten Vorganges bewahrt hatte. Doch oft brach er beinah jäh davon ab, als habe er genug gethan, so lange eine Zwiesprache mit ihr zu führen, saß verstummt oder richtete eine Frage nach gleichgültigen Dingen an die anderen.

Überhaupt schweigsamer noch als zuvor war Madlene geworden, und auch in ihrem Gesicht ließ sich nicht lesen, was in ihren Gedanken vorgehen mochte. Eine Freude über die Rückkehr Alfs, zu der er ihr freilich auch nicht Anlaß gab, zeigte sich nicht drin, eher ein sich mühendes vergebliches Nachsinnen über etwas. Es lag nahe, daß sie bei der Richtung, die ihr eigenes Denken und Empfinden in der letzten Zeit genommen, sich fragte, was aus seiner Zukunft werden solle. Er konnte nicht immer so hier im Hause bleiben, er doch noch weniger als sie. Es war nicht die Rede davon, niemand sprach drüber, da er's nicht that. Aber umsonst dachte im geheimen der Kopf Madlenes umher, was für ihn möglich sein könne, denn ihr schien's, daß ihr Vater auf eine derartige Kundgabe Alfs warte, und zur Gewißheit ward ihr's, als der erstere eines Tags, wie sie sich allein bei ihm befand, fragte, wann sie nach dem Gut des Barons von Gapendorp, der sicher schon auf ihr Kommen harre, fortzureisen gedenke. Sie erschrak, denn — ja, das war's, was sie erschrecken ließ — die Frage sprach aus, sie sei zu lange schon im Elternhause geblieben, und galt ebenso für Alf Overbek. Und stotternd, sie habe sich noch nicht fertig dafür rüsten können — doch bald — in einigen Tagen — verließ sie rasch die Stube. Tamo Fleming sah ihr nach, dann nickte er vor sich hin, als habe sie ihm die Antwort gegeben, die er erwartet. Er trat ans Fenster und blickte auf die Wiese hinaus; verödet lag sie, doch in hellem Mittagsglanz der Oktobersonne. Die wochenlange westliche Luftströmung hatte seit der Nacht aufgehört, frisch, manchmal in Stößen einsetzend, war Ostwind an ihre Stelle getreten, die graue Wolkendecke vor ihm zerflogen, und die herbstliche Welt trug noch wieder blaues Himmelslicht über sich.

Der Nachmittag sah die Hausbewohner zur täglich gewohnten Stunde beisammen; alter Brauch war beigeblieben, nach dem die Kinder stets in der Mitte zwischen dem Mittag- und Abendessen Brot und Milch erhalten, nur die letztere später in Thee umgewandelt worden, an dem dann auch die Eltern mit teilgenommen. Alf Overbek hatte heut wortlos am Tisch gesessen, nur manchmal wie unter einer schweren Last auf der Brust atmend. Dann hob er plötzlich einmal mit einem Aufruck den Kopf und sprach:

„Ihr fragt nicht, und ich habe euch nicht gesagt, wie es geschehen, daß ich heimlich in

der Nacht von euch ging, was aus mir ward —"

Nach Luft ringend, hielt er einen Augenblick inne, aber danach fuhr er willensentschlossen fort, kurz sein Leben seit jenem Tag zusammendrängend, nichts verschweigend, mit harter Schonungslosigkeit gegen sich selbst das Geschehene, aus ihm Gewordene bloßlegend. Von der Stunde an, in der er am See mit Heid Witbet zusammengeraten, bis zu dem letzten Augenblick hin, in dem Carlos Mazeras sie mit sich aus dem Leben in den Ocean hinuntergerissen; daß er auch da ihr noch nachstürzen gewollt, sie zu halten, um in den Sklavenketten, die sie ihm um Leib und Seele geschmiedet, zu bleiben. Verächtlicher noch stellte er sich dar, als er gewesen, knechtisch der Leidenschaft seiner Sinne unterworfen, zum Letzten erniedrigt, ehrlos und willenlos dem Weibe gegenüber, das ihn betrog und verriet, von dem er wußte, daß es nur seine Arbeitskraft ausbeute, um sich zu bereichern, ihn mit dem verheißenden Funkeln ihres Blicks dazu treibe, wie die Peitsche den Neger. Wohl eine Stunde lang sprach Alf Overbek ohne Anhalt, bis zur Schilderung von Mazeras' ausbrechendem Wahnsinn in der Mondsturmnacht: „Den irren Gedanken, mich durch eine derartige Gewaltthat von ihr los zu machen und selbst mit dabei unterzugehen, mußte er schon vorher in sich getragen haben. Denn in meiner Tasche fand ich später in einem Linnensäckchen, was er an Steinen gefunden; nur von seiner Hand konnte es mir, ohne daß ich's bemerkt, im letzten Augenblick zuvor als eine Hinterlassenschaft hineingedrückt worden sein. Dann sprang er auf sie zu und schlug den Arm um sie — noch eh er's rief, las ich in seinen Augen, was er wollte, und ich war wahnsinniger als er, denn ihr hörig mit Leib und Seele war ich, und ich mußte sie retten oder mit ihr sterben. Aber da traf mich die Sturzwelle, warf mich zurück und schlug den Kopf mir bewußtlos gegen die Schiffswand; die Narbe rührt von jener Stunde her."

Nun hielt der Sprecher inne, erschöpft, und doch war's zugleich, als habe er sich von einer nicht mehr ertragbaren, ihm die Brust mit tödticher Schwere bedrückenden Last frei gemacht, so atmete er einmal tief auf. Die Hörenden hatten lautlos gesessen, auch jetzt kam von keinem Munde ein Wort. Es war, als habe er sie zu einem Gericht herberufen, nicht um sich zu verteidigen, sondern als sein eigener Ankläger sein Verdammungsurteil zu fordern. Bilder einer schillernd fremden, von heißer Sonne glühenden Welt hatten sich dazwischen eingemischt, dann die donnernde Wut des Tornadosturms, des brüllenden Oceans atemstockend die friedliche Ruhe des Gemaches durchhallt, Carlos Mazeras' Wahnwitz ein geisterhaftes Bild aus mondbeglänzten Wellen herauftauchen, in sie hinabstürzen lassen. Alf Overbek war aufgestanden, er hatte das Schwerste vollbracht, doch gethan, wovor er lange zurückgebebt, aber was er von sich fordern gemußt. Er ging zur Thür, länger im Zimmer zu bleiben, war ihm nicht möglich. Nur auf der Schwelle hielt er noch kurz an und sagte: „Geht nicht in den Wald heute, der Wind ist stärker geworden und kann Äste herabbrechen."

In der That hatte der Ost seit dem Mittag offenbar noch erheblich an Wucht zugenommen, so daß sich vielleicht hier und da im Wald ein Windbruch besorgen ließ. Die Warnung Alfs war an alle gerichtet gewesen, konnte indes eigentlich nur für Madlene eine Bedeutung enthalten, da es nicht in Tamo Flemings oder Barbes Gewohnheit lag, das Haus um diese Zeit noch zu verlassen. Madlene dagegen schien solche Absicht gehegt zu haben, denn merkbar horchte sie angespannten Ohrs nach draußen hinaus, wie wenn sie selbst sich zu vergewissern suche, ob die Warnung ernstlich begründet sei. Doch sahen die Fenster des Zimmers nach Westen, und seine Lage brachte nur wenig von dem Brausen des Windes zu Gehör; so stand sie jetzt gleichfalls rasch auf und ging hinaus. Ihr Gesicht sprach auf dem Flur von einer inneren Unruhe, deren Ausdruck jedoch fortschwand, als ihr Blick durch ein Fenster Alf Overbek im Garten wahrnahm. In einem Gang desselben schritt er hin und wieder.

Dann sah er nach einer Weile durch die Rückthür auch Madlene in den Garten heraustreten, der ebenfalls nach Westen gerichtet, ziemlich windgeschützt lag. Es begann schon abendlich zu werden; hier und da

blieb sie vor einigen letzten Astern stehen, bückte sich, eine Reseda zu pflücken, und wandte sich danach den Gang hinunter, an dessen Ende Alf jetzt regslos angehalten. Hier trat sie auf ihn zu und sprach ihn an: „Sie blüht noch, du hattest sie früher auch gern," und sie reichte ihm die kleine grüne Blütenrispe entgegen. Er stand noch unbeweglich, als könne er nicht glauben, was er vor sich sehe und höre, sei Wirklichkeit. Dann aber nahm er die Reseda, doch mit vorsichtiger Scheu, die Hand des Mädchens nicht zu berühren, und halb tonlos kam ihm von den Lippen, was er schon einmal so gesprochen, wie sie ihn im Regen auf der Anhöhe gefunden: „Du bist gut, Madlene."

Nicht mißzuverstehen, bedeutete es: daß du nach dem, was du eben drinnen aus meinem Munde gehört hast, dich nicht mit Abscheu von mir fern hältst, noch in meine Nähe kommst, mit mir sprichst —

Ein paar Sekunden lang erwiderte sie nichts, nur ihr Blick ging nach einem schräg einmündenden Nachbarsteig hinüber. Doch sodann mit den Augen zurückkehrend, sprach sie unbefangen: „Weißt du noch, wie wir uns einmal erzürnt hatten und auf den beiden Wegen da immer hin und her gingen, es war auch im Abendlicht. Aber zuletzt trafen wir dabei hier auf diesem Fleck zusammen —"

Vor ihm stand's, als sei es gestern gewesen, wie er plötzlich den Arm um ihren Hals geschlungen und gesagt: „Maud, ich war häßlich." Und zugleich stand auch sie vor ihm mit den lachenden Augen und dem flatternden Haar um das Kindergesicht — klein unter ihm am Boden —

Nein — hoch und schlank aufgewachsen, nicht als Erinnerungsbild, sondern in der Wirklichkeit der Gegenwart. Doch mit dem alten Kindergesicht, über das die Jahre in diesem Augenblick keine Macht gehabt, an dem sie nichts umgewandelt zu haben schienen, wie es im roten Nachglanz der untergegangenen Sonne jugendlich leuchtete. Ein jäher Aufruck durchfuhr Alf Overbeks rechten Arm und hob diesen halb empor; aber in der Bewegung ließ er ihn plötzlich wie gebrochen zurückfallen, und gleichzeitig trat er mit gewaltsamer Hast einige Schritte davon. Stumm blieb er dort stehen, und auch Madlene sprach nichts mehr. Erst nach einer Weile sagte sie: „Der Wind geht doch kalt hier, ich will ins Haus zurück," und sie ging. Doch drinnen, vom Vorhang verdeckt, am Fenster ihres Zimmers stehend, ließ sie den Blick achtsam nicht von der Gestalt Alfs abweichen, bis auch er aus dem Garten in die Thür eintrat.

Dann saß er wieder beim Lampenlicht am Abendtisch, und es war wie an jedem Tag seit seiner Ankunft, kein Unterschied, als ob er am Nachmittag zwischen diesen Wänden nichts ihn mit Schmach und Verächtlichkeit Bedeckendes gesprochen habe. Wenn etwas vom Vorherigen abwich, so war's ein noch liebreicher mitleidsvoll ihm zugewandter mütterlicher Blick der Sonnenscheinaugen Frau Barbes, noch gütigere, im Kopf und Herzen bedachte Worte von den Lippen Tamo Flemings. Nur Madlene saß schweigsam in sich gekehrt; ihr Gesicht war blasser als sonst, als ob sie sich zu lange draußen im kalten Wind aufgehalten habe, doch zuweilen überdeckte es sich mit einer fast plötzlich auffliegenden roten Färbung.

Für Alf Overbek aber war es schlimmere Stunde, als er sie noch hier zugebracht. Am Nachmittag hatte er sich durch sein schonungslos sich selbst verurteilendes Bekenntnis die Brust von erstickender Einengung erlöst, doch jetzt war der tödliche Druck zurückgekehrt, lastete wieder auf ihr, noch stärker als je zuvor. Schwer atmend saß er, eine ungeheure Angst schwoll hoch und höher in ihm. Sein Blick irrte in jeder Minute nach der Uhr, ob der Zeiger nicht auf die Stundenzahl rücke, die ihm in sein Zimmer davonzufliehen erlaube.

Da klang einmal ein ungewohnter, sonderbarer Ton durch die Nacht und gleich darauf nochmals. Tamo Fleming hatte aufgehorcht und sagte: „Das waren Böllerschüsse, das Warnzeichen, daß Hochwasser droht."

Nun stieß Alf jäh aus: „Vielleicht ist irgendwo zu helfen — ich will —" Er war vom Stuhl emporgesprungen, doch auch Madlene stand gleichzeitig rasch auf und sprach: „Ich gehe mit dir; das habe ich noch nie gesehen und oft gewünscht."

Im Nu stand sie mit Mantel und Hut bekleidet, ihre Eltern erhoben keinen Einwand, Tamo Fleming sagte nur: „Nehmt

den Schlüssel mit euch, wenn ihr länger fortbleibt." So verließen die beiden das Haus, und draußen empfing sie unter wolkenlosem Himmel fast tageslichte Helligkeit einer Vollmondsnacht. Kein Wind mehr war's, sondern Sturm, der in wilden Stößen, jetzt nach Norden gedreht, sich gegen die zurückstiebenden Kleider Madlenes preßte, daß sie alle Kraft aufbieten mußte, um wider ihn anzuringen. Ihr Begleiter ging schnell, nicht auf ihre Mühsal achtend, fast schien's, er trachte danach, ihr voran zu gelangen. Doch ohne ein Wort kämpfte sie beharrlich, blieb stets an seiner Seite.

Wie Alf Overbek und Madlene gegen die tosende See hinunterkamen, stießen sie zunächst beinah wider eine lange dunkle Mannesgestalt, die am Rand eines für gewöhnlich halb ausgetrockneten, doch gegenwärtig mit Wellen klitschenden Wassertümpels an einem breitbäuchigen Ding herumhantierte. Der große alte Holzewer war's, über dem sich der alte Knut seit zwanzig Jahren oder mehr ein Helmdach zurechtgezimmert, und er selbst war's, der daneben den langen Leib aufrichtend, den beiden hart an ihm vorüber Kommenden in die Gesichter guckte. Das helle Mondlicht ließ etwas Triumphierendes in seinen Augen erkennen, und ebenso klang's aus seiner Stimme, die laut in den Wind sagte: „Nu is se da!"

Danach bückte er den Kopf weiter vor, um genauer zu sehen, und fügte drein: „Vun wat Slag sil ji denn? Dat schull sik wul drapen. ‚Ein Männlein und ein Fräulein', seggt de Schriff, schull he mitnehmen, denn de Welt schull nich utstarwen. Wüllt ji mit? Denn stiegt man rin inne Arch. Nhnu heff ick nog nu Tweeback ok vör veertig Däg."

Alf war unwillkürlich stehen geblieben, doch dann hatte er sich ruckhaft abgewandt, lief fast weiter. Madlene folgte ihm, nur sich noch einmal umdrehend, sah sie gegen den Himmel den Schattenriß des Alten, wie er mit seinen großen Muschelohren in seine Arche hineinstieg und sie mit einer langen Pekstange weiter auf den Tümpel hinausstakte; dann holte Madlene den Voraufgegangenen rasch ein, hielt sich wieder unmittelbar neben ihm. Wohin er auch ging; man sah, er selbst mußte fühlen, sie ließ ihn, wie eine Wächterin, nicht aus den Augen.

Als er in der Stube aufgesprungen, war's nicht wirklich sein Gedanke gewesen, daß er fort wolle, um zu helfen, doch jetzt plötzlich that er's in Wahrheit, befand sich mitten unter anderen eilfertig Rettenden und trug aus einer Fischerhütte Habseligkeiten heraus, während neben ihm Madlene auf den Armen ein schreiendes, halbnacktes Kind in Sicherheit fortbrachte. Man erkannte deutlich daran, wie hoch das Wasser gestiegen sein mußte, denn das Häuschen stand schon halb auf der Dünenschwellung. Darauf hatten die Bewohner sich ruhig verlassen; aber trotzdem war es höchste Zeit; um zehn Minuten später verschwanden mit jähem Niedersturz Dach und Mauerwerk zwischen weiß-brodelndem Gischt.

Eine hoch aufspritzende, schaumwirbelnde, geifernde Wüste war die ganze Bucht, in die wütend und wühlend der Nordsturm hinunterstieß. Über die Wassergärung ließ sich vom Ufer aus kaum auf eine Flintenschußweite hinaussehen, und auch der schärfste Möwenblick hätte nicht bis zu dem alten Steindamm hinüber gereicht, vor dem in diesem Augenblick ein roter Schein, der sich mit dem weißen Mondlicht vermischt gehabt, auslosch. Es war die letzte Nachtfahrt Niels Iwersens gewesen, um das Perlenhalsband der versunkenen dänischen Königstochter aus dem Tang am Seegrund heraufzufischen. Grad bis an sein allnächtliches Ziel war er trotz Wind und Wasser noch gekommen, aber nicht mehr wie sonst. Sturm und See gingen in dieser Stunde nicht nach ihrem Brauch als Genossen Hand in Hand, sondern stießen oft wie erbitterte Feinde in wildem Gemenge gegen einander. Und ob Niels „mit den Segeln umging, wie die Möwen mit ihren Flünken", so reichten seine zwei Augen und zwei Hände heut doch nicht aus, sein gutes Boot, das zur kreiselnden Nußschale geworden, wider die beiden, ihn von verschiedenen Seiten anpackenden Gegner zu verteidigen. Ob „das Leck im Kopf, das er nicht mehr dicht machen konnte", ihn auch hergeführt hatte, regierte daneben doch in seinem Gehirn die sichere Schiffervernunft, ließ ihn bedachtsam sein Fahrzeug gegen einen heulenden Stoß aus der Luft von Norden her

ausdrehen. Aber im selben Augenblick schnob aus Osten eine mit katzenartigem Sprung sich vorschnellende Welle heraus, griff mit weißem Gebiß dem Boot in die Flanke, warf es wie eine Maus kopfüber in die Luft und schleuderte die krachend zerberstenden Holzplanken auf den vordersten der großen Findlingsblöcke des alten Steindammes herunter. Und zugleich auf den Kopf Niels Iwersens, in dem Vernunft und Wahnwitz miteinander auslosch en und der bewußtlos an der Stelle untersank, von der man einst seine ertrunkene Braut aus dem Tanggewirr heraufgeholt hatte. Nur ein Bruchteil einer Minute verging, dann war nichts mehr als ein weißes Laken von Schaum und Brandungsgischt, das sich hin und her wallend über ihm spreitete.

Drüben aber befand sich Alf Overbek, und neben ihm wie überall Madlene, vor einem anderen Häuschen, um zu helfen und zu retten; die körperliche Anstrengung that ihm wohl, übertäubte den Sturm in seinem Inneren, der ihn aus dem Flemingschen Hause davongetrieben. Eine gleichfalls hoch, fast auf dem Dünenkamm belegene Uferkate war es, doch trotzdem auch schon vom Wasser unternagt, sich bereits halb überneigend. „Weg! dat prasselt glik dal," warnte einer, doch eine Stimme rief: „De Oi is noch binnen, glöv ick."

„Is se denn doof?"

„Nee, se söcht wul noch na ehr Kramstücken herümmer."

„Na, vel Goldsaken warrd se nich wegdrägen hebbn. — Wo wist du hen? Bliv buten, dat kümmt dal!"

Das letzte galt Alf, der plötzlich gegen die Thür vorlief und, ohne auf die Warnung zu hören, in ihr verschwand. Madlene flog ein Schrei vom Mund, und sie wollte ihm nachstürzen, aber mehrere Arme hielten sie fest.

Doch da kam er wieder heraus, etwas Schweres auf den Armen schleppend, kaum ein Dutzend Schritte weit, da brach das Haus zu Boden. Er stand noch mit atemlos keuchender Brust, aber seine Last forthaltend; unweit von ihm klang eine Stimme: „Kiek, dat is de Overbek, he driggt sin Swegermoder."

Alf starrte in das Gesicht der Frau, die er im letzten Augenblick vor dem Zusammenbruch gewaltsam herausgebracht; Hille Wibbet war's. Madlene trat zu ihm, ergriff ihre Hand und sagte mit durchzittertem Klang: „Laß sie mir — setz sie nieder."

Um ein Stück weiter nach rechts aber stand in diesem Augenblick Sievert Bramsegel im stillen Butt von seinem Stuhl auf und sagte lauttönig:

„Ich bin hier lang Kaptän an Bord gewesen, und der Kaptän hat's Kommando. Das war ein gutes Schiff, ich wär gern noch weiter mit ihm gefahren, aber das is mal, wie's sein soll. Wenn der Kaptän sagt: das Leck wird zu groß, Böte los! denn is es Zeit. Das kommt ihm sauer vom Mund, und ich hab's noch nicht gesagt. Alle Mann auf Deck und Acht aufs Kommando! Die Flagge hoch! Das Glas in die Hand! Und: Hurra für den stillen Butt und alle, die auf ihm gefahren sind! Dreimal: hipp, hipp, hurra! So! Und nu die Böte los, Jungens, und alle Mann von Bord!"

Die „Jungens" um den Tisch waren auf Deck gekommen, das hieß, insgesamt aufgestanden, hatten dreimal: „Hipp, hipp, hurra!" gerufen und ihre Gläser auf den letzten Tropfen ausgetrunken; klatschend und prasselnd hieb draußen mit der Wassertatze die Ostsee gegen die Fenster, zerschmetterte ein paar der dicken Scheiben und warf fauchend einen brodelnden Schwall in die Kajüte, wohl das erste kalte Wasser, das jemals in ihr auf den Tisch gekommen. Wenn aber der Kapitän das Schiff verloren gab, dann war's allerdings Zeit, und alle Gesichter drückten aus, daß es sich auch nach ihrer Seekundigkeit nicht mehr länger halten könne. So setzten sie schweigsam, einer hinter dem anderen, den Fuß zum „Fallreep" oder der „Leepforte" vor; als letzter selbstverständlich verließ der Kapitän Sievert Bramsegel das sinkende Schiff. Er drehte sich noch einmal unter der Thür und sah zurück, dann rief er: „Sünd de Hering un de Makrel nich do? Jat se mal bi'n Swipp, Jungens, wi wüllt se hier bi'n Butt laten un mal tosehn, ob se swemmen könt." Aber Lorenz Piper und Jakob Peper hatten sich schon vor einer halben Stunde unvermerkt, zum erstenmal einträchtig, selbander aus dem Staube oder vielmehr aus der herandrohenden Nässe

davon gemacht, denn ihr Lebensgeschäft war das von Landratten, denen das draußen immer näher und lauter platschende Wasser nichts Gemütliches mehr an sich gehabt. Sievert Bramsegels Worte jedoch bildeten den letzten Abschiedsgruß einer menschlichen Stimme für den stillen Butt, der seit Olims Gedenkzeit viele zum ersten- und zum letztenmal klingen gehört, denn von Menschenart war nichts in ihm geblieben als Judith, die auf der alten gußeisernen Ofenplatte den Kopf des Holofernes wie seit Jahrhunderten schweigsam in ihren Kornsack steckte. Die gesamte Mannschaft hatte sich seitwärts auf eine etwa noch zehn Schuh höhere Aufwölbung der Dünenrippe begeben; auch dort spien die Wellen ihnen Gischtflocken in die Augen, deckten ihre Bärte mit Schaumgerinsel zu, und der Wind umkränzte ihnen Brust und Köpfe phantastisch mit fliegendem Seetang, wie mit einem festlichen Schmuck. Doch war's eine Totenfeier, die sie begingen und die unter ihnen vorging, an der unverwandt jeder Blick hing. Der stille Butt war ein gutes Schiff, das sich tapfer wehrte, aber es lag zu fest vor Anker, konnte sich nicht wie die Constanza gleich einem Korkpfropfen schadlos herumwerfen lassen. Die Ostsee, wenn sie auch nur ein Tümpel gegen den Ocean war, warb heut doch zu ungestüm, hüllte ihn einmal ganz von oben bis unten wie in einen weißen Brautschleier ein, und als der Wind den zerstiebend auseinander riß, sagte droben eine Stimme: „Nu is he sackt." Und es war nichts von ihm übrig als sich hoch übereinander bäumendes Balkenwerk und unsichtbares Steingetrümmer, das die rückschnaubende Welle rasselnd mit sich herunterkollerte.

Doch es schien, mehr hatte die Ostsee nicht gewollt, oder eigentlich der Sturm. Sie mochte wohl Lust spüren, ihre gierigen Fänge noch weiter zu recken, doch er stand ihr nicht mehr bei, sondern sprang um ein kurzes später bis nach Westen um. Ihren Wellen ins Gesicht schlagend, warf er sie jetzt zurück; zornig knurrend, die weißen Zähne fletschend, wälzte sie sich noch unbotsam wider ihn auf, aber er zeigte ihr, daß er doch der Herr sei, und mählich duckte sie sich vor seinen Peitschenhieben murrend von der Düne zum Vorstrand hinunter. Die Gefahr für die Stadt selbst war vorüber, der erlittene Schaden nicht groß. Nur die Häuser vor und auf dem Sandwall lagen vom Boden wegrasiert, schwammen mit dem guten stillen Butt draußen in der Tiefe. „Sie waren auf Sand gebaut und Stätten irdischer Lust," sprach am nächsten Sonntag der Pastor in seiner Kanzelpredigt. „Wir aber bauten auf dich, o Herr, Herr, der du dich als Helfer verheißen auch in Drängnis und Nöten dieser Zeitlichkeit, und sehet, meine gläubigen Schwestern und Brüder, wie seine Hand schirmend über uns gewaltet!"

Die Kirchenglocke schlug die zweite Morgenstunde, als Alf Overbek und Madlene den Heimweg einschlugen, nirgendwo war sie von seiner Seite gewichen. Sie gingen nicht schweigsam, wie sie gekommen, wenigstens er sprach rasch und erregt von den Vorgängen der Nacht. So hatte diese einmal in der Kinderzeit in weißem Mondlicht um sie gelegen, als sie bedachtlos-leichtfertig mit Niels Iwersen hinausgefahren und auch spät nach Hause zurückgekehrt waren. Nach einem unausdenkbar langen, wundervollen Tage war's der Schluß gewesen und lange noch immer hatte als ein rotes Pünktchen, wenn sie sich umgeblickt, Niels' Fackel hinter ihnen geglüht. Genau so war es wieder, und beide thaten kund, daß sie daran gedachten; der rote Schein fehlte, aber unwillkürlich wendeten sie einmal suchend den Blick in die Richtung, aus der er ihnen damals nachgeleuchtet. Und jeder nahm es vom anderen wahr, doch es sprach keiner davon, sie redeten nur über das, was in den letzten Stunden geschehen. Wie sie das Haus erreichten, lag es still, nur die Flurlampe brannte, an der sie ihre von Barbe bereit gestellten Lichter anzündeten. Dann sagte Alf: „Du wirst müde sein — auch müde, wie ich. Gute Nacht!" Anders als bisher, zum erstenmal in einem herzlichen Ton klang das letzte. Madlene erwiderte: „Gute Nacht," und sie bewegte ihre Hand nach ihm. Doch er schien es nicht zu sehen, kehrte sich rasch ab und ging in seine Stube.

Sie trat in die ihrige, der anders geartete Ton seiner Stimme, mit dem er sich von ihr getrennt, blieb ihr noch nachklingend im Ohr, und es war, als sei aus ihm auch in ihre Augen etwas Freudiges gekommen.

Doch paarte sich in ihnen sichtlich Müdigkeit damit, die Lider nickten ihr herab, sie hob die Hand herauf, ihr Kleid abzulegen. Er hatte gesagt, sie werde müde sein.

Aber da klang ihr etwas anderes nach, das er hinzugefügt: „auch müde, wie er,“ und ihre Hand hielt plötzlich von ihrem Vorhaben inne. Es lag nichts in den paar Worten, er mußte ebenfalls Schlafbedürfnis haben, mehr noch als sie. Aber warum hatte er nicht gleich gesagt: „Du wirst auch müde sein,“ sondern erst nach einem kurzen Anhalten, als habe er sich erst darauf besonnen, hinterdrein gefügt, auch er sei's?

Die Hand Madlenes machte wunderlich einen Knopf ihres Kleides, den sie schon geöffnet, wieder zu. Ihr Blick ging nach dem Fenster und ihr Fuß bewegte sich ebenfalls nach diesem. Seitwärts von ihm fiel aus dem Alfs ein Lichtschein in den Garten hinaus, er hatte sich noch nicht zu Bett gelegt. Sie stand wartend, wohl eine Viertelstunde lang, doch trotz seiner Müdigkeit blieb der Schein. Zuweilen verschwand dieser kurz, aber er war nur verschattet worden, kehrte wieder. Alf mußte noch wach in seiner Stube sitzen, dann und wann aufstehen und hin und her gehen.

Nun löschte Madlene, ohne sich ausgekleidet zu haben, ihre Kerze und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, das Gesicht nach dem Lichtschein draußen gewendet haltend, der noch heller ward, da der Mond unterging. Manchmal erlosch der helle Streifen ihr vor dem Blick, denn sie war in der That todmüde, die Lider fielen ihr herunter und sie schlief. Doch nur mit den Augen, nicht mit dem Ohr; der leiseste Ton im Hause und draußen im Garten, das gedämpft ferne Schlagen der Wohnzimmeruhr, ein knarrender Zweig ließ ihr die Wimpern aufzucken. Das letztere tönte indes nur selten mehr, offenbar ward der Wind stiller. Wenn ihr die Lider so in die Höh fuhren, fiel immer noch die Lichtbahn seitwärts auf das schon halb laublose Gebüsch hinaus.

* * *

Da sah das frühe Morgengrauen etwas, das es vor einem Dutzend von Jahren schon einmal ebenso gesehen. An dem Zimmer Alf Overbels war das Fenster halb offen und drinnen das Bett nicht gebraucht, unangerührt. Und auf dem Tisch lag etwas Weißes, ein beschriebenes Blatt, auf welchem stand:

„Ich kann eure Güte nicht länger tragen, denn ich bin ihrer nicht wert. Hättet ihr mich empfangen, wie ich's verdient, von eurer Thür fortgejagt, vielleicht hätt ich dann mich vor sie an die Straße gesetzt, euch stumm anzusehen, wenn ihr vorüberkämet, wie ein Bettler um ein Almosen, ihr möchtet nur einmal noch einen Tag lang mich in das Haus hineinlassen. Das wäre alles an Glück gewesen, was mein Leben noch hätte haben können. Aber was ihr mir gegeben, war nicht Wohlthat, nur Vermehrung meiner Qual, der Erkenntnis, daß ich fort muß. Ich muß von euch — das fühlte ich schon gleich nach meiner Ankunft, doch die Kraft fehlte mir zur Ausführung. Seit gestern aber weiß ich, daß ich nicht länger in eurem Hause bleiben darf, keinen Tag mehr, und der Sturm in dieser Nacht hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich muß euch heimlich verlassen, denn ihr würdet mich zurückhalten, weil ihr die Marter nicht kennt, die ihr mir dadurch verursacht. So lebt wohl — lebt für immer wohl! Ich will übers Meer zurück, mit harter Arbeit um meine Lebensnotdurft zu ringen, denn nur sie wird mir eine Wohlthäterin sein; unthätige Ruhe brächte mir nur tödliche Pein. Nennt mich nicht undankbar — heut sühne ich meine Jugendschuld, denn ich vollziehe selbst die schwerste Strafe an mir. Das kleine Paket im Schrank gebt — gebt es dem, welchem Madlene fürs Leben ihre Hand reichen wird; für mich ist der Inhalt wertlos. Ja, lebt wohl im Paradiese — ich bin Kain, der keinen Bruder, doch sich selbst, sein eigenes Lebensglück getötet — der Ausgestoßene, weil er selbst sich ausstoßen muß. Ich bitte euch, Hille Wilbet ihr zerstörtes Haus wieder aufbauen zu lassen; sie trug keine Schuld. Doch meine trage ich heut an euch ab — mehr als ihr denken könnt —

Lebt glücklich — alle!“

Ja, so hatte das Morgenlicht es schon einmal in dieser Stube gesehen, und Madlene Fleming war gekommen, hatte den Brief

entdeckt und ihrem Vater gebracht. Ohne ihn zu lesen — denn sie war damals beim Anblick des leeren Zimmers gedankenunfähig, kopfverworren gewesen.

Alf Overbek aber ging jetzt westwärts durch den Wald. Er hatte sein Vorhaben klar überlegt, wollte über die einsame Heide gradaus zu Fuß weiter landein. Dort war er sicher, daß niemand ihm begegne und daß niemand ihm nachfolge; wenn er gesucht wurde, geschah's im Hafen oder in der Richtung der Landstraße.

Doch hier hatte er um diese Frühstunde kein Auge, das ihn erkenne, zu fürchten, und erst rasch über die Wiese gegangen, mäßigte er bald seinen Schritt. So still lag's um ihn im herbstlichen Wald, der Sturm war völlig eingeschlafen, nur leise murmelte es noch droben in den Buchenwipfeln, löste da und dort gelbe Blätter, die langsam schwebend herunter fielen. Keine Morgenkälte machte sich fühlbar, sondern im Gegenteil eine weit größere Wärme als gestern; der Wind hatte aus Westen wieder weichere Luft herübergetragen, es war, als ob der Sommer noch einmal für einen Tag zurückkehren wolle. Auch sein beflügeltes Symbol schien noch auf diese Wiederkunft zu harren; am Rand einer Lichtung, über die schon roter Morgenglanz fiel, flatterte etwas vor dem Fuß Alfs in die Höh, ein Tagfalter noch, klein gegen die Giganten der Tropenwelt, doch im deutschen Land der größten einer. Aus dem Schlaf gefahren, flog er taumelnd nur wenige Schritte, ließ sich wieder an einer schon lichter überhellten Stelle des Wegrandes nieder und schlug kurz die Flügel auseinander, sammetartige, doch tief dunkel, fast schwarz, nur von einem weißen Saum umbändert.

Alf hielt an und blickte darauf nieder; kein Sommersymbol war's, sondern das des Herbstes, das letzte, ein Trauermantel. Ihm wachte das Knabengedächtnis auf, er sagte laut: „Vanessa Antiopa — ja, du geleitest mich fort."

Als wolle dieser es bewahrheiten, hob er sich wieder auf und umkreiste einigemal den Weitergehenden. Nun hielt der letztere abermals den Fuß, ein Weg bog nach rechts ab, und er blickte diesem entlang. Dann nickte er plötzlich, schlug den Weg ein, obwohl derselbe in die Richtung führte, die er bisher stets gemieden, dem Landsee zu.

Es ward tageslebendiger im Wald, ein Knistern und Knacken tönte da und dort auf; die Amseln huschten durchs Unterholz, Eichhörnchen schnellten sich raschelnd im Gezweig. Ihn überlief's bei dem Ton; hier war er einmal an einem Sommertag gegangen, und hin und wieder hatte es so hinter ihm und seinen Begleitern geraschelt. Unsichtbar war Heid Wilbet ihm nachgefolgt.

Sein Kopf wandte sich nicht, wenn der Klang ihm ans Ohr schlug. Er wußte, es sei kein verkapptes Raubtier wie damals, nur ein Reh oder dergleichen. Aber ihm graute davor, sich umzusehen.

Auch vor dem Ziel, auf das er sich zugerichtet, graute ihm, und doch trieb's ihn wider seinen Willen übermächtig noch einmal dorthin. Er schrak zusammen; eher, als er geglaubt, blinkte die Seefläche ihm entgegen, hob sich die Anhöhe mit der breitästigen Buche darüber dicht vor ihm auf. Mechanisch stieg er zu ihr hinan.

Ja, da lag die schwarze Au unter ihm, auf dem unbeweglichen Wasser schwammen braunverfärbte Nymphäenblätter. Nichts regte sich über dem unheimlichen Gewässer — keine smaragdene Seejungfer blitzte —

An dieser Stelle hatte er sich zum Schlafen hingelegt —

O hätte er alles nur geträumt und wachte jetzt auf an jenem Sommertag —

Fast unbewußt hatte er sich wieder auf denselben Fleck zu Boden gestreckt. Das war's gewesen, was ihn hierher getrieben, einen Augenblick des Wahns hier zuzubringen, er habe nur geträumt.

Doch plötzlich fuhr Alf Overbek, wie von einem Stoß emporgeschleudert, jäh in die Höhe. Wie er die Lider geschlossen, hatte ihn nach der Anstrengung der durchwachten Nacht schwere Müdigkeit überwältigt. Noch eben kam ihm zum Bewußtsein, er sei im Begriff, wirklich abermals hier einzuschlafen, eine furchtbare Angst der Phantasie bemächtigte sich seiner und riß ihn auf. Wenn er aufwachte, und alles wäre nicht gewesen, sondern stände vor ihm, es erst zu durchleben —

Eine wirre Phantasmagorie war's, ihm

wo sich ein Weg gegen jenen abzweigte. Einmal gewahrte er von einer Anhöhe aus der Ferne die Wasserfläche desselben auftauchen, ein Schauder durchrüttelte ihn, wie vor einem gespenstischen Anblick wandte er sich hastig ab und lief fast atemlos nach Hause zurück.

Wenn hier die Uhr die ersehnte Nachtstunde schlug, stand er als der erste vom Tisch auf, reichte Tamo Fleming und Barbe, die letztere, wie stets als Knabe, auf die Stirn küssend, die Hand. Madlene dagegen sagte er nur Gute Nacht, ohne ihr die Hand zu geben; seit dem ersten Tage hatte er es nicht gethan, rührte sie niemals an, blieb fast immer einige Schritte von ihr entfernt. Auch auf ihren Gängen draußen begleitete er sie nicht; wenn sie ihn anfänglich dazu aufgefordert, war er bei ihrem Fortgehen aus dem Hause verschwunden gewesen. Nun unterließ sie's, besonders seitdem der Zufall sie einmal auf einem Waldwege ihm entgegengeführt und sie wahrgenommen hatte, daß er sie bemerkt habe, doch rasch nach einer Seite abgebogen war. Aber sie schwieg darüber, als sie im Hause wieder mit ihm zusammentraf, das schien sie sich vorgesetzt zu haben, denn sie befragte ihn überhaupt nie über sein sonderbar kaltes Verhalten gegen sie, mit dem er offenbar einem Alleinzusammensein mit ihr auch im Zimmer geflissentlich auswich. Nur wenn die anderen zugegen waren, sprach er auch mit ihr; es mußte ihr das Gefühl wecken, er zwinge sich dazu, thue es nur um der Anwesenheit ihrer Eltern willen. Zumeist bildeten dann Erinnerungen aus der Kindheit den Gegenstand, der ihn veranlaßte, sie anzureden, und es war häufig erstaunlich, wie sein Gedächtnis die kleinsten Einzelheiten eines von ihnen gemeinsam erlebten Vorganges bewahrt hatte. Doch oft brach er beinah jäh davon ab, als habe er genug gethan, so lange eine Zwiesprache mit ihr zu führen, saß verstummt oder richtete eine Frage nach gleichgültigen Dingen an die anderen.

Überhaupt schweigsamer noch als zuvor war Madlene geworden, und auch in ihrem Gesicht ließ sich nicht lesen, was in ihren Gedanken vorgehen mochte. Eine Freude über die Rückkehr Alfs, zu der er ihr freilich auch nicht Anlaß gab, zeigte sich nicht drin, eher ein sich mühendes vergebliches Nachsinnen über etwas. Es lag nahe, daß sie bei der Richtung, die ihr eigenes Denken und Empfinden in der letzten Zeit genommen, sich fragte, was aus seiner Zukunft werden solle. Er konnte nicht immer so hier im Hause bleiben, er doch noch weniger als sie. Es war nicht die Rede davon, niemand sprach drüber, da er's nicht that. Aber umsonst dachte im geheimen der Kopf Madlenes umher, was für ihn möglich sein könne, denn ihr schien's, daß ihr Vater auf eine derartige Kundgabe Alfs warte, und zur Gewißheit ward ihr's, als der erstere eines Tags, wie sie sich allein bei ihm befand, fragte, wann sie nach dem Gut des Barons von Gapendorp, der sicher schon auf ihr Kommen harre, fortzureisen gedenke. Sie erschrak, denn — ja, das war's, was sie erschrecken ließ — die Frage sprach aus, sie sei zu lange schon im Elternhause geblieben, und galt ebenso für Alf Overbek. Und stotternd, sie habe sich noch nicht fertig dafür rüsten können — doch bald — in einigen Tagen — verließ sie rasch die Stube. Tamo Fleming sah ihr nach, dann nickte er vor sich hin, als habe sie ihm die Antwort gegeben, die er erwartet. Er trat ans Fenster und blickte auf die Wiese hinaus; verödet lag sie, doch in hellem Mittagsglanz der Oktobersonne. Die wochenlange westliche Luftströmung hatte seit der Nacht aufgehört, frisch, manchmal in Stößen einsetzend, war Ostwind an ihre Stelle getreten, die graue Wolkendecke vor ihm zerflogen, und die herbstliche Welt trug noch wieder blaues Himmelslicht über sich.

Der Nachmittag sah die Hausbewohner zur täglich gewohnten Stunde beisammen; alter Brauch war beigeblieben, nach dem die Kinder stets in der Mitte zwischen dem Mittag- und Abendessen Brot und Milch erhalten, nur die letztere später in Thee umgewandelt worden, an dem dann auch die Eltern mit teilgenommen. Alf Overbek hatte heut wortlos am Tisch gesessen, nur manchmal wie unter einer schweren Last auf der Brust atmend. Dann hob er plötzlich einmal mit einem Aufruck den Kopf und sprach:

„Ihr fragt nicht, und ich habe euch nicht gesagt, wie es geschehen, daß ich heimlich in

der Nacht von euch ging, was aus mir ward —"

Nach Luft ringend, hielt er einen Augenblick inne, aber danach fuhr er willensentschlossen fort, kurz sein Leben seit jenem Tag zusammendrängend, nichts verschweigend, mit harter Schonungslosigkeit gegen sich selbst das Geschehene, aus ihm Gewordene bloßlegend. Von der Stunde an, in der er am See mit Heid Wilbet zusammengeraten, bis zu dem letzten Augenblick hin, in dem Carlos Mazeras sie mit sich aus dem Leben in den Ocean hinuntergerissen; daß er auch da ihr noch nachstürzen gewollt, sie zu halten, um in den Sklavenketten, die sie ihm um Leib und Seele geschmiedet, zu bleiben. Verächtlicher noch stellte er sich dar, als er gewesen, knechtisch der Leidenschaft seiner Sinne unterworfen, zum Letzten erniedrigt, ehrlos und willenlos dem Weibe gegenüber, das ihn betrog und verriet, von dem er wußte, daß es nur seine Arbeitskraft ausbeute, um sich zu bereichern, ihn mit dem verheißenden Funkeln ihres Blicks dazu treibe, wie die Peitsche den Neger. Wohl eine Stunde lang sprach Alf Overbek ohne Anhalt, bis zur Schilderung von Mazeras' ausbrechendem Wahnsinn in der Mond-Sturmnacht: „Den irren Gedanken, mich durch eine derartige Gewaltthat von ihr los zu machen und selbst mit dabei unterzugehen, mußte er schon vorher in sich getragen haben. Denn in meiner Tasche fand ich später in einem Linnensäckchen, was er an Steinen gefunden; nur von seiner Hand konnte es mir, ohne daß ich's bemerkt, im letzten Augenblick zuvor als eine Hinterlassenschaft hineingedrückt worden sein. Dann sprang er auf sie zu und schlug den Arm um sie — noch eh er's rief, las ich in seinen Augen, was er wollte, und ich war wahnsinniger als er, denn ihr hörig mit Leib und Seele war ich, und ich mußte sie retten oder mit ihr sterben. Aber da traf mich die Sturzwelle, warf mich zurück und schlug den Kopf mir bewußtlos gegen die Schiffswand; die Narbe rührt von jener Stunde her."

Nun hielt der Sprecher inne, erschöpft, und doch war's zugleich, als habe er sich von einer nicht mehr ertragbaren, ihm die Brust mit tödlicher Schwere bedrückenden Last frei gemacht, so atmete er einmal tief auf. Die Hörenden hatten lautlos gesessen, auch jetzt kam von keinem Munde ein Wort. Es war, als habe er sie zu einem Gericht herberufen, nicht um sich zu verteidigen, sondern als sein eigener Ankläger sein Verdammungsurteil zu fordern. Bilder einer schillernd fremden, von heißer Sonne glühenden Welt hatten sich dazwischen eingemischt, dann die donnernde Wut des Tornadosturms, des brüllenden Oceans atemstockend die friedliche Ruhe des Gemaches durchhallt, Carlos Mazeras' Wahnwitz ein geisterhaftes Bild aus mondbeglänzten Wellen heraustauchen, in sie hinabstürzen lassen. Alf Overbek war aufgestanden, er hatte das Schwerste vollbracht, doch gethan, wovor er lange zurückgebebt, aber was er von sich fordern gemußt. Er ging zur Thür, länger im Zimmer zu bleiben, war ihm nicht möglich. Nur auf der Schwelle hielt er noch kurz an und sagte: „Geht nicht in den Wald heute, der Wind ist stärker geworden und kann Äste herabbrechen."

In der That hatte der Ost seit dem Mittag offenbar noch erheblich an Wucht zugenommen, so daß sich vielleicht hier und da im Wald ein Windbruch besorgen ließ. Die Warnung Alfs war an alle gerichtet gewesen, konnte indes eigentlich nur für Madlene eine Bedeutung enthalten, da es nicht in Tamo Flemings oder Barbes Gewohnheit lag, das Haus um diese Zeit noch zu verlassen. Madlene dagegen schien solche Absicht gehegt zu haben, denn merkbar horchte sie angespannten Ohrs nach draußen hinaus, wie wenn sie selbst sich zu vergewissern suche, ob die Warnung ernstlich begründet sei. Doch sahen die Fenster des Zimmers nach Westen, und seine Lage brachte nur wenig von dem Brausen des Windes zu Gehör; so stand sie jetzt gleichfalls rasch auf und ging hinaus. Ihr Gesicht sprach auf dem Flur von einer inneren Unruhe, deren Ausdruck jedoch fortschwand, als ihr Blick durch ein Fenster Alf Overbek im Garten wahrnahm. In einem Gang desselben schritt er hin und wieder.

Dann sah er nach einer Weile durch die Rückthür auch Madlene in den Garten heraustreten, der ebenfalls nach Westen gerichtet, ziemlich windgeschützt lag. Es begann schon abendlich zu werden; hier und da

blieb sie vor einigen letzten Astern stehen, bückte sich, eine Reseda zu pflücken, und wandte sich danach den Gang hinunter, an dessen Ende Alf jetzt reglos angehalten. Hier trat sie auf ihn zu und sprach ihn an: „Sie blüht noch, du hattest sie früher auch gern," und sie reichte ihm die kleine grüne Blütenrispe entgegen. Er stand noch unbeweglich, als könne er nicht glauben, was er vor sich sehe und höre, sei Wirklichkeit. Dann aber nahm er die Reseda, doch mit vorsichtiger Scheu, die Hand des Mädchens nicht zu berühren, und halb tonlos kam ihm von den Lippen, was er schon einmal so gesprochen, wie sie ihn im Regen auf der Anhöhe gefunden: „Du bist gut, Madlene."

Nicht mißzuverstehen, bedeutete es: daß du nach dem, was du eben drinnen aus meinem Munde gehört hast, dich nicht mit Abscheu von mir fern hältst, noch in meine Nähe kommst, mit mir sprichst —

Ein paar Sekunden lang erwiderte sie nichts, nur ihr Blick ging nach einem schräg einmündenden Nachbarsteig hinüber. Doch sodann mit den Augen zurückkehrend, sprach sie unbefangen: „Weißt du noch, wie wir uns einmal erzürnt hatten und auf den beiden Wegen da immer hin und her gingen, es war auch im Abendlicht. Aber zuletzt trafen wir dabei hier auf diesem Fleck zusammen —"

Vor ihm stand's, als sei es gestern gewesen, wie er plötzlich den Arm um ihren Hals geschlungen und gesagt: „Maud, ich war häßlich." Und zugleich stand auch sie vor ihm mit den lachenden Augen und dem flatternden Haar um das Kindergesicht — klein unter ihm am Boden —

Nein — hoch und schlank aufgewachsen, nicht als Erinnerungsbild, sondern in der Wirklichkeit der Gegenwart. Doch mit dem alten Kindergesicht, über das die Jahre in diesem Augenblick keine Macht gehabt, an dem sie nichts umgewandelt zu haben schienen, wie es im roten Nachglanz der untergegangenen Sonne jugendlich leuchtete. Ein jäher Aufruck durchfuhr Alf Overbels rechten Arm und hob diesen halb empor; aber in der Bewegung ließ er ihn plötzlich wie gebrochen zurückfallen, und gleichzeitig trat er mit gewaltsamer Hast einige Schritte davon. Stumm blieb er dort stehen, und auch Madlene sprach nichts mehr. Erst nach einer Weile sagte sie: „Der Wind geht doch kalt hier, ich will ins Haus zurück," und sie ging. Doch drinnen, vom Vorhang verdeckt, am Fenster ihres Zimmers stehend, ließ sie den Blick achtsam nicht von der Gestalt Alfs abweichen, bis auch er aus dem Garten in die Thür eintrat.

Dann saß er wieder beim Lampenlicht am Abendtisch, und es war wie an jedem Tag seit seiner Ankunft, kein Unterschied, als ob er am Nachmittag zwischen diesen Wänden nichts ihn mit Schmach und Verächtlichkeit Bedeckendes gesprochen habe. Wenn etwas vom Vorherigen abwich, so war's ein noch liebreicher mitleidsvoll ihm zugewandter mütterlicher Blick der Sonnenscheinaugen Frau Barbes, noch gütigere, im Kopf und Herzen bedachte Worte von den Lippen Tamo Flemings. Nur Madlene saß schweigsam in sich gekehrt; ihr Gesicht war blasser als sonst, als ob sie sich zu lange draußen im kalten Wind aufgehalten habe, doch zuweilen überdeckte es sich mit einer fast plötzlich aufsteigenden roten Färbung.

Für Alf Overbek aber war es schlimmere Stunde, als er sie noch hier zugebracht. Am Nachmittag hatte er sich durch sein schonungslos sich selbst verurteilendes Bekenntnis die Brust von erstickender Einengung erlöst, doch jetzt war der tödliche Druck zurückgekehrt, lastete wieder auf ihr, noch stärker als je zuvor. Schwer atmend saß er, eine ungeheure Angst schwoll hoch und höher in ihm. Sein Blick irrte in jeder Minute nach der Uhr, ob der Zeiger nicht auf die Stundenzahl rücke, die ihm in sein Zimmer davonzufliehen erlaube.

Da klang einmal ein ungewohnter, sonderbarer Ton durch die Nacht und gleich darauf nochmals. Tamo Fleming hatte aufgehorcht und sagte: „Das waren Böllerschüsse, das Warnzeichen, daß Hochwasser droht."

Nun stieß Alf jäh aus: „Vielleicht ist irgendwo zu helfen — ich will —" Er war vom Stuhl emporgesprungen, doch auch Madlene stand gleichzeitig rasch auf und sprach: „Ich gehe mit dir; das habe ich noch nie gesehen und oft gewünscht."

Im Nu stand sie mit Mantel und Hut bekleidet, ihre Eltern erhoben keinen Einwand, Tamo Fleming sagte nur: „Nehmt

den Schlüssel mit euch, wenn ihr länger fortbleibt.“ So verließen die beiden das Haus, und draußen empfing sie unter wolkenlosem Himmel fast tageslichte Helligkeit einer Vollmondsnacht. Kein Wind mehr war's, sondern Sturm, der in wilden Stößen, jetzt nach Norden gedreht, sich gegen die zurückstiebenden Kleider Madlenes preßte, daß sie alle Kraft aufbieten mußte, um wider ihn anzuringen. Ihr Begleiter ging schnell, nicht auf ihre Mühsal achtend, fast schien's, er trachte danach, ihr voran zu gelangen. Doch ohne ein Wort kämpfte sie beharrlich, blieb stets an seiner Seite.

Wie Alf Overbek und Madlene gegen die tosende See hinunterkamen, stießen sie zunächst beinah wider eine lange dunkle Mannesgestalt, die am Rand eines für gewöhnlich halb ausgetrockneten, doch gegenwärtig mit Wellen klitschenden Wassertümpels an einem breitbäuchigen Ding herumhantierte. Der große alte Holzewer war's, über dem sich der alte Knut seit zwanzig Jahren oder mehr ein Helmdach zurechtgezimmert, und er selbst war's, der daneben den langen Leib aufrichtend, den beiden hart an ihm vorüber Kommenden in die Gesichter guckte. Das helle Mondlicht ließ etwas Triumphierendes in seinen Augen erkennen, und ebenso klang's aus seiner Stimme, die laut in den Wind sagte: „Nu is se da!“

Danach bückte er den Kopf weiter vor, um genauer zu sehen, und fügte drein: „Vun wat Slag sit ji denn? Dat schull sik wul drapen. ‚Ein Männlein und ein Fräulein‘, seggt de Schriff, schull he mitnehmen, denn de Welt schull nich utstarwen. Wüllt ji mit? Denn stiegt man rin inne Arch. Rhum heff ick nog un Tweebac ok vör veertig Däg.“

Alf war unwillkürlich stehen geblieben, doch dann hatte er sich ruckhaft abgewandt, lief fast weiter. Madlene folgte ihm, nur sich noch einmal umdrehend, sah sie gegen den Himmel den Schattenriß des Alten, wie er mit seinen großen Muschelohren in seine Arche hineinstieg und sie mit einer langen Pekstange weiter auf den Tümpel hinausstakte; dann holte Madlene den Vorausgegangenen rasch ein, hielt sich wieder unmittelbar neben ihm. Wohin er auch ging; man sah, er selbst mußte fühlen, sie ließ ihn, wie eine Wächterin, nicht aus den Augen.

Als er in der Stube aufgesprungen, war's nicht wirklich sein Gedanke gewesen, daß er fort wolle, um zu helfen, doch jetzt plötzlich that er's in Wahrheit, befand sich mitten unter anderen eilfertig Rettenden und trug aus einer Fischerhütte Habseligkeiten heraus, während neben ihm Madlene auf den Armen ein schreiendes, halbnacktes Kind in Sicherheit fortbrachte. Man erkannte deutlich daran, wie hoch das Wasser gestiegen sein mußte, denn das Häuschen stand schon halb auf der Dünenschwellung. Darauf hatten die Bewohner sich ruhig verlassen; aber trotzdem war es höchste Zeit; nur zehn Minuten später verschwanden mit jähem Niedersturz Dach und Mauerwerk zwischen weiß-brodelndem Gischt.

Eine hoch aufspritzende, schaumwirbelnde, geifernde Wüste war die ganze Bucht, in die wütend und wühlend der Nordsturm hinunterstieß. Über die Wassergärung ließ sich vom Ufer aus kaum auf eine Flintenschußweite hinaussehen, und auch der schärfste Möwenblick hätte nicht bis zu dem alten Steindamm hinüber gereicht, vor dem in diesem Augenblick ein roter Schein, der sich mit dem weißen Mondlicht vermischt gehabt, austosch. Es war die letzte Nachtfahrt Niels Iwersens gewesen, um das Perlenhalsband der versunkenen dänischen Königstochter aus dem Tang am Seegrund heraufzufischen. Grad bis an sein allnächtliches Ziel war er trotz Wind und Wasser noch gekommen, aber nicht mehr wie sonst. Sturm und See gingen in dieser Stunde nicht nach ihrem Brauch als Genossen Hand in Hand, sondern stießen oft wie erbitterte Feinde in wildem Gemenge gegen einander. Und ob Niels „mit den Segeln umging, wie die Möwen mit ihren Flünken“, so reichten seine zwei Augen und zwei Hände heut doch nicht aus, sein gutes Boot, das zur kreiselnden Nußschale geworden, wider die beiden, ihn von verschiedenen Seiten anpackenden Gegner zu verteidigen. Ob „das Leck im Kopf, das er nicht mehr dicht machen konnte“, ihn auch hergeführt hatte, regierte daneben doch in seinem Gehirn die sichere Schiffervernunft, ließ ihn bedachtsam sein Fahrzeug gegen einen heulenden Stoß aus der Luft von Norden her

ausdrehen. Aber im selben Augenblick schnob aus Osten eine mit katzenartigem Sprung sich vorschnellende Welle heraus, griff mit weißem Gebiß dem Boot in die Flanke, warf es wie eine Maus kopfüber in die Luft und schleuderte die krachend zerberstenden Holzplanken auf den vordersten der großen Findlingsblöcke des alten Steindammes herunter. Und zugleich auf den Kopf Niels Iwersens, in dem Vernunft und Wahnwitz miteinander auslöschen und der bewußtlos an der Stelle untersank, von der man einst seine ertrunkene Braut aus dem Tanggewirr herausgeholt hatte. Nur ein Bruchteil einer Minute verging, dann war nichts mehr als ein weißes Laken von Schaum und Brandungsgischt, das sich hin und her wallend über ihm spreitete.

Drüben aber befand sich Alf Overbek, und neben ihm wie überall Madlene, vor einem anderen Häuschen, um zu helfen und zu retten; die körperliche Anstrengung that ihm wohl, übertäubte den Sturm in seinem Inneren, der ihn aus dem Flemingschen Hause davongetrieben. Eine gleichfalls hoch, fast auf dem Dünenkamm belegene Uferkate war es, doch trotzdem auch schon vom Wasser unternagt, sich bereits halb überneigend. „Weg! dat prasselt glik dal," warnte einer, doch eine Stimme rief: „De Ol is noch binnen, glöv ick."

„Is se denn doof?"

„Nee, se söcht wul noch na ehr Kramstücken herümmer."

„Na, vel Goldsaken warrd se nich wegtodrägen hebbn. — Wo wist du hen? Bliv buten, dat kümmt dal!"

Das letzte galt Alf, der plötzlich gegen die Thür vorlief und, ohne auf die Warnung zu hören, in ihr verschwand. Madlene flog ein Schrei vom Mund, und sie wollte ihm nachstürzen, aber mehrere Arme hielten sie fest.

Doch da kam er wieder heraus, etwas Schweres auf den Armen schleppend, kaum ein Dutzend Schritte weit, da brach das Haus zu Boden. Er stand noch mit atemlos keuchender Brust, aber seine Last forthaltend; unweit von ihm klang eine Stimme: „Kiek, dat is de Overbek, he driggt sin Swegermoder."

Alf starrte in das Gesicht der Frau, die er im letzten Augenblick vor dem Zusammenbruch gewaltsam herausgebracht; Hille Wilbet war's. Madlene trat zu ihm, ergriff ihre Hand und sagte mit durchzittertem Klang: „Laß sie mir — setz sie nieder."

Um ein Stück weiter nach rechts aber stand in diesem Augenblick Sievert Bramsegel im stillen Butt von seinem Stuhl auf und sagte lauttönig:

„Ich bin hier lang Kaptän an Bord gewesen, und der Kaptän hat's Kommando. Das war ein gutes Schiff, ich wär gern noch weiter mit ihm gefahren, aber das is mal, wie's sein soll. Wenn der Kaptän sagt: das Leck wird zu groß, Böte los! denn is es Zeit. Das kommt ihm sauer vom Mund, und ich hab's noch nicht gesagt. Alle Mann auf Deck und Acht aufs Kommando! Die Flagge hoch! Das Glas in die Hand! Und: Hurra für den stillen Butt und alle, die auf ihm gefahren sind! Dreimal: hipp, hipp, hurra! So! Und nu die Böte los, Jungens, und alle Mann von Bord!"

Die „Jungens" um den Tisch waren auf Deck gekommen, das hieß, insgesamt aufgestanden, hatten dreimal: „Hipp, hipp, hurra!" gerufen und ihre Gläser auf den letzten Tropfen ausgetrunken; klatschend und prasselnd hieb draußen mit der Wassertatze die Ostsee gegen die Fenster, zerschmetterte ein paar der dicken Scheiben und warf fauchend einen brodelnden Schwall in die Kajüte, wohl das erste kalte Wasser, das jemals in ihr auf den Tisch gekommen. Wenn aber der Kapitän das Schiff verloren gab, dann war's allerdings Zeit, und alle Gesichter drückten aus, daß es sich auch nach ihrer Seekundigkeit nicht mehr länger halten könne. So setzten sie schweigsam, einer hinter dem anderen, den Fuß zum „Fallreep" oder der „Leepforte" vor; als letzter selbstverständlich verließ der Kapitän Sievert Bramsegel das sinkende Schiff. Er drehte sich noch einmal unter der Thür und sah zurück, dann rief er: „Sünd de Hering un de Makrel nich do? Fat se mal bi'n Swipp, Jungens, wi wüllt se hier bi'n Butt laten un mal tosehn, ob se swemmen könt." Aber Lorenz Piper und Jakob Peper hatten sich schon vor einer halben Stunde unvermerkt, zum erstenmal einträchtig, selbander aus dem Staube oder vielmehr aus der herandrohenden Nässe

davon gemacht, denn ihr Lebensgeschäft war das von Landratten, denen das draußen immer näher und lauter platschende Wasser nichts Gemütliches mehr an sich gehabt. Sievert Bramsegels Worte jedoch bildeten den letzten Abschiedsgruß einer menschlichen Stimme für den stillen Butt, der seit Olims Gedenkzeit viele zum ersten- und zum letztenmal klingen gehört, denn von Menschenart war nichts in ihm geblieben als Judith, die auf der alten gußeisernen Ofenplatte den Kopf des Holofernes wie seit Jahrhunderten schweigsam in ihren Kornsack steckte. Die gesamte Mannschaft hatte sich seitwärts auf eine etwa noch zehn Schuh höhere Aufwölbung der Dünenrippe begeben; auch dort spien die Wellen ihnen Gischtflocken in die Augen, deckten ihre Bärte mit Schaumgerinsel zu, und der Wind umkränzte ihnen Brust und Köpfe phantastisch mit fliegendem Seetang, wie mit einem festlichen Schmuck. Doch war's eine Totenfeier, die sie beginnen und die unter ihnen vorging, an der unverwandt jeder Blick hing. Der stille Butt war ein gutes Schiff, das sich tapfer wehrte, aber es lag zu fest vor Anker, konnte sich nicht wie die Confianza gleich einem Korkpfropfen schadlos herumwerfen lassen. Die Ostsee, wenn sie auch nur ein Tümpel gegen den Ocean war, ward heut doch zu ungestüm, hüllte ihn einmal ganz von oben bis unten wie in einen weißen Brautschleier ein, und als der Wind den zerstiebend auseinander riß, sagte droben eine Stimme: „Nu is he sackt." Und es war nichts von ihm übrig als sich hoch übereinander bäumendes Balkenwerk und unsichtbares Steingetrümmer, das die rückschnaubende Welle rasselnd mit sich herunterkollerte.

Doch es schien, mehr hatte die Ostsee nicht gewollt, oder eigentlich der Sturm. Sie mochte wohl Lust spüren, ihre gierigen Fänge noch weiter zu recken, doch er stand ihr nicht mehr bei, sondern sprang um ein kurzes später bis nach Westen um. Ihren Wellen ins Gesicht schlagend, warf er sie jetzt zurück; zornig knurrend, die weißen Zähne fletschend, wälzte sie sich noch unbotsam wider ihn auf, aber er zeigte ihr, daß er doch der Herr sei, und mählich duckte sie sich vor seinen Peitschenhieben murrend von der Düne zum Vorstrand hinunter. Die Gefahr für die Stadt selbst war vorüber, der erlittene Schaden nicht groß. Nur die Häuser vor und auf dem Sandwall lagen vom Boden wegrasiert, schwammen mit dem guten stillen Butt draußen in der Tiefe. „Sie waren auf Sand gebaut und Stätten irdischer Lust," sprach am nächsten Sonntag der Pastor in seiner Kanzelpredigt. „Wir aber bauten auf dich, o Herr, Herr, der du dich als Helfer verheißen auch in Drängnis und Nöten dieser Zeitlichkeit, und sehet, meine gläubigen Schwestern und Brüder, wie seine Hand schirmend über uns gewaltet!"

Die Kirchenglocke schlug die zweite Morgenstunde, als Alf Overbek und Madlene den Heimweg einschlugen, nirgendwo war sie von seiner Seite gewichen. Sie gingen nicht schweigsam, wie sie gekommen, wenigstens er sprach rasch und erregt von den Vorgängen der Nacht. So hatte diese einmal in der Kinderzeit in weißem Mondlicht um sie gelegen, als sie bedachtlos-leichtfertig mit Niels Iwersen hinausgefahren und auch spät nach Hause zurückgekehrt waren. Nach einem unausdenkbar langen, wundervollen Tage war's der Schluß gewesen und lange noch immer hatte als ein rotes Pünktchen, wenn sie sich umgeblickt, Niels' Fackel hinter ihnen geglüht. Genau so war es wieder, und beide thaten kund, daß sie daran gedachten; der rote Schein fehlte, aber unwillkürlich wendeten sie einmal suchend den Blick in die Richtung, aus der er ihnen damals nachgeleuchtet. Und jeder nahm es vom anderen wahr, doch es sprach keiner davon, sie redeten nur über das, was in den letzten Stunden geschehen. Wie sie das Haus erreichten, lag es still, nur die Flurlampe braunte, an der sie ihre von Barbe bereit gestellten Lichter anzündeten. Dann sagte Alf: „Du wirst müde sein — auch müde, wie ich. Gute Nacht!" Anders als bisher, zum erstenmal in einem herzlichen Ton klang das letzte. Madlene erwiderte: „Gute Nacht," und sie bewegte ihre Hand nach ihm. Doch er schien es nicht zu sehen, kehrte sich rasch ab und ging in seine Stube.

Sie trat in die ihrige, der anders geartete Ton seiner Stimme, mit dem er sich von ihr getrennt, blieb ihr noch nachklingend im Ohr, und es war, als sei aus ihm auch in ihre Augen etwas Freudiges gekommen.

Doch paarte sich in ihnen sichtlich Müdigkeit damit, die Lider nickten ihr herab, sie hob die Hand herauf, ihr Kleid abzulegen. Er hatte gesagt, sie werde müde sein.

Aber da klang ihr etwas anderes nach, das er hinzugefügt: „auch müde, wie er,“ und ihre Hand hielt plötzlich von ihrem Vorhaben inne. Es lag nichts in den paar Worten, er mußte ebenfalls Schlafbedürfnis haben, mehr noch als sie. Aber warum hatte er nicht gleich gesagt: „Du wirst auch müde sein,“ sondern erst nach einem kurzen Anhalten, als habe er sich erst darauf besonnen, hinterdrein gefügt, auch er sei's?

Die Hand Madlenes machte wunderlich einen Knopf ihres Kleides, den sie schon geöffnet, wieder zu. Ihr Blick ging nach dem Fenster und ihr Fuß bewegte sich ebenfalls nach diesem. Seitwärts von ihm fiel aus dem Alfs ein Lichtschein in den Garten hinaus, er hatte sich noch nicht zu Bett gelegt. Sie stand wartend, wohl eine Viertelstunde lang, doch trotz seiner Müdigkeit blieb der Schein. Zuweilen verschwand dieser kurz, aber er war nur verschattet worden, kehrte wieder. Alf mußte noch wach in seiner Stube sitzen, dann und wann aufstehen und hin und her gehen.

Nun löschte Madlene, ohne sich ausgekleidet zu haben, ihre Kerze und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, das Gesicht nach dem Lichtschein draußen gewendet haltend, der noch heller ward, da der Mond unterging. Manchmal erlosch der helle Streifen ihr vor dem Blick, denn sie war in der That todmüde, die Lider fielen ihr herunter und sie schlief. Doch nur mit den Augen, nicht mit dem Ohr; der leiseste Ton im Hause und draußen im Garten, das gedämpft ferne Schlagen der Wohnzimmeruhr, ein knarrender Zweig ließ ihr die Wimpern aufzucken. Das letztere tönte indes nur selten mehr, offenbar ward der Wind stiller. Wenn ihr die Lider so in die Höh fuhren, fiel immer noch die Lichtbahn seitwärts auf das schon halb laublose Gebüsch hinaus.

* * *

Da sah das frühe Morgengrauen etwas, das es vor einem Dutzend von Jahren schon einmal ebenso gesehen. An dem Zimmer Alf Overbels war das Fenster halb offen und drinnen das Bett nicht gebraucht, unangerührt. Und auf dem Tisch lag etwas Weißes, ein beschriebenes Blatt, auf welchem stand:

„Ich kann eure Güte nicht länger tragen, denn ich bin ihrer nicht wert. Hättet ihr mich empfangen, wie ich's verdient, von eurer Thür fortgejagt, vielleicht hätt ich dann mich vor sie an die Straße gesetzt, euch stumm anzusehen, wenn ihr vorüberkämet, wie ein Bettler um ein Almosen, ihr möchtet nur einmal noch einen Tag lang mich in das Haus hineinlassen. Das wäre alles an Glück gewesen, was mein Leben noch hätte haben können. Aber was ihr mir gegeben, war nicht Wohlthat, nur Vermehrung meiner Qual, der Erkenntnis, daß ich fort muß. Ich muß von euch — das fühlte ich schon gleich nach meiner Ankunft, doch die Kraft fehlte mir zur Ausführung. Seit gestern aber weiß ich, daß ich nicht länger in eurem Hause bleiben darf, keinen Tag mehr, und der Sturm in dieser Nacht hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich muß euch heimlich verlassen, denn ihr würdet mich zurückhalten, weil ihr die Marter nicht kennt, die ihr mir dadurch verursacht. So lebt wohl — lebt für immer wohl! Ich will übers Meer zurück, mit harter Arbeit um meine Lebensnotdurft zu ringen, denn nur sie wird mir eine Wohlthäterin sein, unthätige Ruhe brächte mir nur tödliche Pein. Nennt mich nicht undankbar — heut sühne ich meine Jugendschuld, denn ich vollziehe selbst die schwerste Strafe an mir. Das kleine Paket im Schrank gebt — gebt es dem, welchem Madlene fürs Leben ihre Hand reichen wird; für mich ist der Inhalt wertlos. Ja, lebt wohl im Paradiese — ich bin Kain, der keinen Bruder, doch sich selbst, sein eigenes Lebensglück getötet — der Ausgestoßene, weil er selbst sich ausstoßen muß. Ich bitte euch, Hille Wilbet ihr zerstörtes Haus wieder aufbauen zu lassen; sie trug keine Schuld. Doch meine trage ich heut an euch ab — mehr als ihr denken könnt —

Lebt glücklich — alle!“

Ja, so hatte das Morgenlicht es schon einmal in dieser Stube gesehen, und Madlene Fleming war gekommen, hatte den Brief

entdeckt und ihrem Vater gebracht. Ohne ihn zu lesen — denn sie war damals beim Anblick des leeren Zimmers gedankenunfähig, kopfverworren gewesen.

Alf Overbek aber ging jetzt westwärts durch den Wald. Er hatte sein Vorhaben klar überlegt, wollte über die einsame Heide gradaus zu Fuß weiter landein. Dort war er sicher, daß niemand ihm begegne und daß niemand ihm nachfolge; wenn er gesucht wurde, geschah's im Hafen oder in der Richtung der Landstraße.

Doch hier hatte er um diese Frühstunde kein Auge, das ihn erkenne, zu fürchten, und erst rasch über die Wiese gegangen, mäßigte er bald seinen Schritt. So still lag's um ihn im herbstlichen Wald, der Sturm war völlig eingeschlafen, nur leise murmelte es noch droben in den Buchenwipfeln, löste da und dort gelbe Blätter, die langsam schwebend herunter fielen. Keine Morgenkälte machte sich fühlbar, sondern im Gegenteil eine weit größere Wärme als gestern; der Wind hatte aus Westen wieder weichere Luft herübergetragen, es war, als ob der Sommer noch einmal für einen Tag zurückkehren wolle. Auch sein beflügeltes Symbol schien noch auf diese Wiederkunft zu harren; am Rand einer Lichtung, über die schon roter Morgenglanz fiel, flatterte etwas vor dem Fuß Alfs in die Höh, ein Tagfalter noch, klein gegen die Giganten der Tropenwelt, doch im deutschen Land der größten einer. Aus dem Schlaf gefahren, flog er taumelnd nur wenige Schritte, ließ sich wieder an einer schon lichter überhellten Stelle des Wegrandes nieder und schlug kurz die Flügel auseinander, sammetartige, doch tief dunkel, fast schwarz, nur von einem weißen Saum umbändert.

Alf hielt an und blickte darauf nieder; kein Sommersymbol war's, sondern das des Herbstes, das letzte, ein Trauermantel. Ihm wachte das Knabengedächtnis auf, er sagte laut: „Vanessa Antiopa — ja, du geleitest mich fort."

Als wolle dieser es bewahrheiten, hob er sich wieder auf und umkreiste einigemal den Weitergehenden. Nun hielt der letztere abermals den Fuß, ein Weg bog nach rechts ab, und er blickte diesem entlang. Dann nickte er plötzlich, schlug den Weg ein, obwohl derselbe in die Richtung führte, die er bisher stets gemieden, dem Landsee zu.

Es ward tageslebendiger im Wald, ein Knistern und Knacken tönte da und dort auf; die Amseln huschten durchs Unterholz, Eichhörnchen schnellten sich raschelnd im Gezweig. Ihn überlief's bei dem Ton; hier war er einmal an einem Sommertag gegangen, und hin und wieder hatte es so hinter ihm und seinen Begleitern geraschelt. Unsichtbar war Heid Wilbet ihm nachgefolgt.

Sein Kopf wandte sich nicht, wenn der Klang ihm ans Ohr schlug. Er wußte, es sei kein verkapptes Raubtier wie damals, nur ein Reh oder dergleichen. Aber ihm graute davor, sich umzusehen.

Auch vor dem Ziel, auf das er sich zugerichtet, graute ihm, und doch trieb's ihn wider seinen Willen übermächtig noch einmal dorthin. Er schrak zusammen; eher, als er geglaubt, blinkte die Seefläche ihm entgegen, hob sich die Anhöhe mit der breitästigen Buche darüber dicht vor ihm auf. Mechanisch stieg er zu ihr hinan.

Ja, da lag die schwarze Au unter ihm, auf dem unbeweglichen Wasser schwammen braunverfärbte Nymphäenblätter. Nichts regte sich über dem unheimlichen Gewässer — keine smaragdene Seejungfer blitzte —

An dieser Stelle hatte er sich zum Schlafen hingelegt —

O hätte er alles nur geträumt und wachte jetzt auf an jenem Sommertag —

Fast unbewußt hatte er sich wieder auf demselben Fleck zu Boden gestreckt. Das war's gewesen, was ihn hierher getrieben, einen Augenblick des Wahns hier zuzubringen, er habe nur geträumt.

Doch plötzlich fuhr Alf Overbek, wie von einem Stoß emporgeschleudert, jäh in die Höhe. Wie er die Lider geschlossen, hatte ihn nach der Anstrengung der durchwachten Nacht schwere Müdigkeit überwältigt. Noch eben kam ihm zum Bewußtsein, er sei im Begriff, wirklich abermals hier einzuschlafen, eine furchtbare Angst der Phantasie bemächtigte sich seiner und riß ihn auf. Wenn er aufwachte, und alles wäre nicht gewesen, sondern stände vor ihm, es erst zu durchleben —

Eine wirre Phantasmagorie war's, ihm

von den schlaftrunkenen Sinnen vorgegaukelt, doch wie ein Gespenst des Entsetzens starrte es ihn an, daß er blindlings von der Anhöhe hinabsprang, weglos durch den Wald davoneilte. Eine Zeit lang gedankenunfähig umirrend, bis ihm dumpf ein Bewußtwerden kam, welche Richtung er innehalten müsse. Die zeigte sich auch als richtig, denn die Stämme vor ihm lichteten sich und er kam an den Rand der Heide, über die er nach Westen fort wollte. Aber seine Kraft war körperlich und geistig erschöpft; ein paar Minuten ging er noch, halb schwankend, vorwärts, doch er fühlte, daß er nicht mehr weiter komme. Er mußte etwas ausruhen und warf sich oder taumelte eigentlich neben einer braunen Heidebulte zu Boden. Einige Augenblicke sah er noch nach dem sommerlich blauen Himmel über sich auf, von dessen Ostrand die Sonne herüberzublitzen begann, dann fielen die Lider ihm todmüde zu und er schlief fest.

Die Sonne stieg höher, ungefähr eine Stunde lang, und schoß ihm nun ihre Goldpfeile blendend auf die Lider, da flog er auf einmal halb empor und stieß von den Lippen: „Ja — was ist, Maud?" Traumverworren sah er vor den geöffneten Augen etwas neben sich — etwas Selbstverständliches — und er wiederholte: „Ist's Zeit zur Schule, Maud?"

Aber zugleich schon durchfuhr's ihn wie mit einem Schlag, denn er wachte auf, und neben ihm saß in Wirklichkeit Madlene Fleming und sah ihm ins Gesicht. Er wollte emporspringen, um fortzustürzen, doch ihre Hand legte sich, ihn sanft zurückdrängend, auf seine Schulter, und sie sagte liebreich dazu: „Du hast einen bösen Traum gehabt, Dolf, ich sah's dir an."

Er rang heraus: „Wie kommst du — laß mich — ich muß fort —"

Doch sie hielt ihn, antwortete lächelnd: „Fürchtest du, daß die Eltern uns schelten, weil wir gestern so spät in der Mondnacht von Niels Iwersen zurückgekommen sind?"

„Madlene —" stammelte er, „ich bitte dich —"

„Du bist wunderlich, Dolf, so hast du mich doch nie genannt. Hast du im Traum meinen Namen vergessen? Das kann nicht sein, denn eben wußtest du's doch noch, daß ich Maud heiße, und riefst nach mir — horch — hörst du's?"

Ein verhallender Ton kam durch die Luft, dann gleich darauf nochmals und jetzt erkennbar als ein Hahnschrei von einem Heidedorf her. Das Gesicht Madlenes hatte wahrnehmen lassen, der Klang habe etwas in ihr wachgerufen, und sie fügte rasch ihrer Frage hinzu:

„Nun versteh ich's, Dolf — du sagtest ja, daß du einmal so geschlafen, wie ein Hahn krähte. Da kam ein Sturm und der Himmel wurde schwarz, und gelbe Blitze wie Schlangen und furchtbarer Donner fuhren um dich herunter. Ein böses Wetter muß es gewesen sein, und wenn du einen Hahnschrei hörtest, meintest du, wär's dir, als müßt es so wieder kommen. Davon hast du geträumt, denn der Hahn drüben hat wohl gekräht, als du eingeschlafen bist. Aber du siehst, es ist nicht, Dolf, war nur ein schlimmer Traum, denn die Sonne steht am blauen Himmel über uns, und ich bin hier bei dir auf unserer Heide."

Beim letzten Sprechen hatte Madlene die Hand Alfs mit der ihrigen gefaßt, mit einem unbeschreibbaren ungewiß-irren Ausdruck in den Augen hatte er ihren Worten zugehört. Nun zuckte er zusammen, und sein Ohr horchte auf. Da kam der ferne Hahnruf nochmals durch die sommerhaft linde Sonnenluft, und plötzlich brach ein Schrei vom Mund Alf Overbeks: „Maud!" Und er warf sich vor ihr auf die Knie, zog ihre beiden Hände über sein Gesicht und preßte schluchzend seine Stirn in sie hinein.

Ein paar Augenblicke ließ sie ihn so, dann richtete sie ihm sanft den Kopf empor, blickte ihm in die Augen und hob ihn an ihre Seite herauf. Ihre Hand faßte nach seinem Arm, und sie sagte: „Er wollte es gestern im Garten, warum that er's nicht? Dann hätten wir beide in der Nacht schlafen können, und ich hätte heut morgen nicht so viel Mühe gehabt, dir im Wald nachzukommen." Und wie sie's sprach, legte sie den Arm Alfs um ihren Nacken.

Seine Brust atmete in tiefen, traumhaft-wundersamen Zügen, doch zu sprechen vermochte er nicht, brachte nur mühsam hervor: „Woher wußtest du —?"

Sie lächelte und zog etwas Weißes aus

ihrem Kleid. „Glaubtest du, es könne noch einmal ein solches Blatt auf deinem Tisch liegen, ohne daß mein Herz es mir sagte? Das war des bösen Traumes Schluß, Dolf, und nun“ — sie riß das Blatt durch — „nun ist er zu Ende.“

Er konnte noch nicht glauben, stotterte: „Was willst du —?“

„Mit dir gehen, wohin du gehst, übers Meer, überall — wenn du mich als Begleiterin willst. Mit dir arbeiten, um die Lebensnotdurft ringen — so stand's ja hier. Denn ich will es nicht sein, Dolf, um deren willen du nicht bleiben zu dürfen glaubtest und dein Heimathaus zum zweitenmal verlassen hast.“

Es sprach aus, was Madlene Fleming in den letzten Wochen heimlich gesehen und gehört, was der Abschiedsbrief ihr bewahrheitet. Ihr Vater mochte ein trefflicher Arzt sein, doch für diesen Kranken hatte er kein Heilmittel gehabt, nur sie hatte sein Leiden erkannt, denn ihr eigenes Herz kannte es, hatte seit zwölf Jahren es blutend in sich geborgen. Jetzt aber stieß Alf mit trunken zitternder Stimme aus:

„Maud — du willst mit mir — mir vergeben — willst es wagen — mit mir — arbeiten — ringen —?“

Er brach auf einmal ab: „Wie dumm bist du — ich bin ja reich — in dem Schrank ist genug für uns beide — ich kann anfangen, was ich will — was du willst — noch studieren — dir ein Gut kaufen — ich habe ja gearbeitet und gerungen — jetzt weiß ich, warum — in Diamantina — für dich gearbeitet, Maud —“

Und Alf Overbek that, was er noch nie im Leben gethan, was ihm als Knaben nicht in den Sinn gekommen, zu dumm gewesen wäre. Er hatte auch den anderen Arm um Madlene Flemings Nacken geschlungen und küßte ihre Lippen.

Beide lachten, beide weinten, sie wußten nicht, was sie sagten und thaten. Die Sonne stieg höher, warm und freudig lag der Oktobertag über der Heide. Manchmal begrüßte seine unverhoffte Schönheit in der Ferne der Hahn mit seinem Ruf.

Doch plötzlich einmal sprang Madlene auf und rief:

„Herr Gott, Dolf, die Eltern warten lange mit dem Frühstück und begreifen nicht, wo wir bleiben; das wird eine gute Strafpredigt geben! Komm, wir müssen laufen — und sag nichts von deinem Traum — dem Blatt — das brauchen sie nicht zu erfahren.“

Auch er war in die Höhe geflogen, und Hand in Hand liefen sie über die Heide. Wie sie an den Waldrand kamen, sah es von weitem aus, als stürmten zwei Kinder zwischen die grauen Stämme hinein. Doch auch wer Madlene Fleming nah ins Gesicht blickte, verfiel nicht auf den Gedanken, sie sei ein „spätes Mädchen“ geworden.





Therese Heyne. (Jugendbildnis.)
Nach einem Ölbild im Besitze der Familie.

Aus Therese Hubers Herzensleben.

Von
Ludwig Geiger.

II.

Eine Ehe, die solche Trübungen und Mißverständnisse zeigte, trug keineswegs die Gewähr dauernden Glücks in sich. Die Verschiedenheiten des Temperaments, der Lebensauffassung beider Gatten waren groß genug, um sie innerlich zu trennen, auch ohne äußere Umstände, die eine solche Trennung beförderten.

Unter den Städten, auf die Forster, bald nach dem Scheitern des russischen Plans, sein Augenmerk gerichtet hatte, war auch Mainz, wo sein intimer Freund Sömmering lebte. Nicht ohne dessen Mitwirkung kam Forster wirklich nach Mainz, wo er die letzten Jahre seines Lebens — ganz zuletzt lebte er in Paris, wo er seinen Tod fand — zubrachte. In diese Jahre gehört Forsters bedeutsame Schriftstellerentwickelung — man denke nur an seine „Ansichten vom Niederrhein" —, vor allem seine Begeisterung für die französische Revolution und seine Teilnahme an ihr, die mit den Schicksalen von Mainz eng verflochten war. Von beiden kann hier, da es sich nicht um Forster, sondern um Therese handelt, nicht gesprochen werden.

Das Mainzer Leben verfloß für die Gatten ziemlich einsam. Leichtlebigkeit, wie sie in Mainz üblich, war nicht nach beider Sinn. „Unter manchem häuslichen Unfall,“ so charakterisierte Therese später einen Teil dieser Zeit, „verflossen die Jahre; Forsters Gesundheit ward immer wankender, seine Frau verfiel in ein langes Brustleiden, das ihr gut that, da es in ihrem zu lebhaften Geist durch die Ahnung frühen Todes die Kraft entwickelte, die zu üben sie späterhin berufen ward. Die Geburt und der frühe Tod von zwei holden Kindern, deren eines an der Einimpfung der Kinderblattern starb, war eine der ersten Anforderungen an diese Kraft und gab Forsters hypochondrischer Ansicht seines Looses noch mehr Nahrung. Dennoch war sein häusliches Leben immer das Liebste, was er und seine Frau kannten. Innige Achtung, schonende Nachsicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart über das Sichtbare und Unsichtbare, was den Menschen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wissen, allem Schönen, allem Guten vereinte sie, gab Forstern stets neuen Antrieb zu seinen Arbeiten, gab seinen Mußestunden stets neuen Stoff zu geistiger Unterhaltung.“

In allen diesen Geständnissen ist immer nur von geistigem Zusammenhang, niemals von wirklicher Zuneigung die Rede. Zu Meyer hatte Therese ein unklarer Reiz getrieben, jenes Sehnen des Weibes nach einer Ergänzung, das Verlangen nach einer kräftigen Stütze, die ihr keine Gefährtin bieten konnte, vielleicht auch ein perverser Hang zum Verbotenen; mit Forster vereinte sie Achtung, bei ihm hielt sie die Pflicht, nun trat in ihr Leben das ein, was sie bisher nicht oder wenig gekannt hatte: Leidenschaft und Liebe. Diese brachte ihr Ludwig Ferdinand Huber.

Als Huber als sächsischer Legationssekretär nach Mainz kam (1788), war er, wie Therese, vierundzwanzig Jahre alt. Sie muß damals bezaubernd gewesen sein. Zwei Zeugnisse von Männern, die sie damals kennen lernten, Männern, die später bekannt, ja berühmt wurden, Justus E. Bollmann und Wilhelm von Humboldt, beweisen dies.

Es läßt sich denken, daß eine solche Frau, die zwar nicht unglücklich, aber auch nicht völlig glücklich war, auf jeden jungen Mann Eindruck machen mußte, einen um so größeren auf einen Jüngling, der noch nicht völlig ein Mann war, doch schon manches Herbe erfahren hatte und sich aus den Banden, an die er gefesselt war, zwar nicht der Ehe, aber der Verlobung, heraussehnte. Etwa in demselben Jahre, in dem Therese mit Forster, hatte sich Huber mit Dora Stock, der Tochter des Kupferstechers, verlobt. Ein Zwanzigjähriger ist selten ein geeigneter Bräutigam; Huber, leichtsinnig, unstät, stellungs- und berufslos, war es sicher nicht. Als er aus Dresden fortging, wo er mit Dora, ihrer Schwester Minna und deren Gatten Körner ein inniges Zusammenleben geführt hatte, dem sich eine Zeit lang der von ihnen durch den bekannten schwärmerischen Huldigungsbrief gerufene Schiller als Fünfter zugesellte (die „heilige Fünf“, die an die schon erwähnte Dreieinigkeit erinnert), war er wohl seiner Braut schon innerlich untreu. War sie doch, die um vier oder fünf Jahr ältere, damals schon ein verblühtes Mädchen, ganz in ihrem Berufe aufgehend — sie war Malerin —, gewiß keine bequeme Braut; sie lebte völlig in der Familie ihrer Schwester, war heftig und auffahrend, der Gegensatz des weichlichen Bräutigams, dabei körperlich mißgestaltet, während er Schönheit liebte und verlangte. Das Gesetz der Pflicht sprach für Huber und Therese nicht in erster Linie. Gewiß hätte die Pflicht von ihm geheischt, daß er sein gegebenes Wort in Ehren hielt, und von ihr, daß sie mit dem Gatten, dem Vater ihrer Kinder, auch die schlimmen Tage teilte, wie sie die guten geteilt hatte. Aber ein übermächtiger Drang zog beide zueinander, daß die Frau die Pflicht, der Mann das gegebene Wort vergaß. Der Treubruch beider soll nicht beschönigt werden. Nur das sei hervorgehoben, daß Therese zum erstenmal die echte Leidenschaft fühlte, die innige Liebe, die sie ganz erfüllte, und daß beide, sie und Huber, in dem Jahrzehnt, das sie zusammenlebten, das ungetrübteste und reinste Glück genossen.

Und wiederum war es Forster, der selbst sein Unglück schmiedete. Die schlimmen Erfahrungen der ersten Dreieinigkeit hatten ihn nicht weiser gemacht. Von neuem war er es, der Huber, an dessen Starrheit, an dessen Verlangen, seine Schwächen geduldet zu sehen, an dessen Unlust, an die Bewältigung

einer großen Aufgabe zu gehen, an dessen geistiger Flattersucht Therese zunächst kein Behagen fand, ins Haus zog, zu seinem täglichen Gaste machte, der Frau förmlich aufdrang. Dies ward sein Unglück; die politische Bewegung kam hinzu. Da Therese die Revolutionsrolle nicht mitspielen wollte, ging sie mit Forsters Bewilligung nach Straßburg, dann nach der französischen Schweiz; dort traf sie Huber, der, ohne mit ihr vermählt zu sein, ja auch ohne mit ihr zusammenzuleben — in irgend einer Bedeutung des Wortes — für sie zu sorgen übernommen hatte. Noch ein rührend-trauriges Zusammentreffen der Dreiheit fand an der französisch-schweizerischen Grenze statt; am 10. Januar 1794 starb Forster, vier Monate später wurden Huber und Therese getraut.

Huber (1764 bis 1804) läßt sich an geistiger Bedeutung mit Forster nicht vergleichen. Er hat keine wissenschaftliche Großthat zu verzeichnen und kein klassisches Werk aufzuweisen. Seine Dramen sind schwache Versuche, und seine Novellen, wenn sie überhaupt mit Recht seinen Namen tragen, erheben sich nicht über das Durchschnittsmaß. Er übersetzte leicht und gewandt aus dem Französischen, wozu ihn die vom Vater überkommene Kenntnis dieser Sprache besonders befähigte, und gab eine Zeit lang mehrere politische Zeitschriften heraus, die ein außerordentlich lebhaftes Interesse an der französischen Bewegung verraten, ohne daß sie ihn zum Revolutionär stempeln oder ihm die Neigung erregten, eine politische Rolle zu spielen. Doch besaß er eine große kritische Begabung und eine ungewöhnliche Befähigung als Redacteur. Seine kritischen Essays sind heute noch lesenswert, seine Besprechung von Goethes Schriften ragt über die meisten zeitgenössischen Urteile weit hervor.

Forster gehörte, je länger er lebte, immer mehr seinen Freunden und der Welt an, Huber zog sich immer mehr in den kleinen Kreis zurück, der ihm durch Zufall geöffnet worden war und der ihm stets ausschließlicher die Welt bedeutete. Forster ließ seinen Untugenden, seiner Unordnung in Geldsachen, seiner Prunksucht, seinem auffahrenden Wesen immer freieren Lauf, Huber wurde durch Not und Erkenntnis aus einem unmännlichen Gesellen ein tüchtiger Mann. Er, früher der Unpünktlichste, ward das Muster eines gewissenhaften Arbeiters und Beamten, der Fahrige und Umherschweifende ein stätiger Mensch, das Muster eines Gatten und Familienvaters.

In den zehn Jahren, die Huber und Therese vereint lebten — auch Huber ward wie Forster in der Blüte seines Lebens, nur vierzig Jahre alt, hinweggerafft —, genossen beide, die selbst viel geduldet und anderen manche Prüfung bereitet hatten, ungetrübtes Glück. Äußere Not und inneres Leid: der Tod geliebter Kinder und die Verketzerung durch werte Menschen klopften an ihre Thür, sie blieben sich gleich in ihrer Liebe, ihrer Thätigkeit, im heiteren Ertragen aller Widerwärtigkeit.

Die Geschichte dieser Ehe kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden, neue Dokumente darüber sind dem Verfasser erst kurz vor dem Druck dieser Skizze zugegangen. Nur zwei früher schon bekannte Stellen mögen hier mitgeteilt werden. Wenige Monate nach Schließung der Ehe schrieb Huber von einer kleinen Reise aus an Therese: „Meines Lebens beste und schönste Bestimmung ist in unserer Verbindung erreicht, ich sehe hinunter in eine Zukunft, wie lang sie auch sein möge, und wahre Liebe füllt sie und reicht darüber hinaus.“ Zwei Jahre nach Hubers Tode schrieb Therese in der Biographie dieses ihres Gatten, nachdem sie von dem Tode eines Lieblingskindes erzählt hatte: „Was Huber emporhielt in dieser schrecklichen Prüfung, was seinem Weibe einen Muth gab, der sie über ihre körperlichen Kräfte erhob, war Liebe, innige Vereinigung der Herzen, innige Verwandtschaft der Seelen. Wenn sie ermattet von der Pflege der leidenden Lieben neben den ängstlich schlummernden Kranken in den einsamen Nachtstunden die versäumte Arbeit des Tages nachholte, war sie stolz und froh, ihre Kräfte für den besten der Männer zu verwenden. Wenn Huber bei der Rückkehr seiner Gesundheit sich jede Erholung, ja jede Erquickung versagte, um nur für die Ruhe der erschöpften Gattin zu arbeiten, so stärkte ihn das Gefühl, für Weib und Kinder arbeiten zu müssen, das Bewußtsein, seine Geliebten ganz zu beglücken. Gold, Überfluß hätte diesem Paar viele Sorgen erspart, aber wie

oft im Schoße ihrer häuslichen Beschränkung fühlten sie mit wahrhaft himmlischem Entzücken, Reichtum hätte ihnen nie ihre Freuden gewährt." Eine Fülle der schönsten Totenklagen ist in Theresens bisher ungedruckten Briefen an Freunde und Freundinnen erhalten.

* * *

Huber war am 23. Dezember 1804 in Ulm an einem Lungenleiden gestorben. Wenige Wochen vorher war er von einer Reise nach Mitteldeutschland zurückgekehrt, die hauptsächlich der Regulierung des Nachlasses seines kurz vorher gestorbenen Vaters galt. Auf dieser Reise gewann er vieler Herzen. In Göttingen wurde er seinen Verwandten (von seiten der Frau), die ihn bisher nicht gekannt und nicht ohne Voreingenommenheit betrachtet hatten, lieb und wert, besonders entzückte er durch seine Liebenswürdigkeit und seine immer geistvolle Unterhaltung seinen Schwiegervater Heyne. In Leipzig, wo er eben des Zweckes seiner Reise wegen länger verweilte, befreundete Huber sich mit Fr. Rochlitz.

L. F. Huber (1764 bis 1804).

Fr. Rochlitz (1769 bis 1842) war ein damals hochgeschätzter, vielseitiger Schriftsteller. Als Redacteur der musikalischen Zeitung, als Kritiker, Musikschriftsteller, Novellist und Dramatiker, sowohl als geschickter Bearbeiter alter Dramen, denn als gewandter Neuschöpfer hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben. Er war kein Parteimann, so daß er gleichzeitig mit Goethe und Böttiger, den beiden Antipoden, in vertrautem Briefwechsel stehen konnte. Er war ein hilfsbereiter Mensch, der gerade weil er in Leipzig, dem Mittelpunkt litterarischen Verkehrs lebte, oft um seine Vermittelung angerufen wurde und sie gern spendete.

Er war damals (1804 ff.) nicht glücklich. Als junger Mann hatte er ein schönes Mädchen geliebt, hatte sie aber nicht erringen können (sie wurde erst 1809, nachdem sie ihren ersten Gatten durch den Tod verloren, seine Frau); dann war er kurze Zeit mit der begabten Künstlerin Therese aus dem Winkel verlobt, aber das Glück wurde bald gestört; eine dritte Verlobung löste der Tod. In solcher Stimmung fühlte Rochlitz doppelt Freundschaftsbedürfnis und Mitleid mit dem Unglück anderer. Daher schloß er sich, wie aus seinen (ungedruckten) Briefen an Böttiger hervorgeht, besonders rasch und innig an Huber, den er vorher nicht gekannt hatte, an und bedauerte (in denselben Briefen) lebhaft den Tod des im besten Mannesalter stehenden, anscheinend so kräftigen eben gewonnenen Freundes.

Dieses Mitgefühl muß er auch der hinterlassenen Witwe ausgedrückt und ihr für ihre eigenen Arbeiten und die nachgelassenen Werke ihres Gatten seine Vermittelung angeboten haben. Seine Briefe sind freilich nicht bekannt und auch von den Antworten Theresens nur einzelne zufällig erhalten. Einige davon sind der Mitteilung wert: sie führen uns in das Herzensleben der Verlassenen ein und lassen uns ihren Mut, ihre vielseitige Thätigkeit, ihr reiches geistiges Interesse erkennen.

9. Mai 1805.

Ich bitte Sie als Mann von Gefühl und homme de lettres um Rath.

Ich habe in Hubers Briefen einen Schatz

von Individualität und psychologischen Wahrnehmungen, ich theile es in folgende Hauptgegenstände:

1. Die ganze Zergliederung seines Ideen Gangs bei seinen Arbeiten. Heimliches Gericht, Juliane, Moderne Größen, Melos — Ideen über eine Geschichte der Fronde — alles sehr interessant.

2. Urtheile — vielmehr Gefühle über Bücher — Iphigenie, Egmont, Klinger u. s. w. Urtheile über Menschen — da ist nun ein psychologischer Schatz, den ich aber beinahe nicht benutzen darf. Dalberg, Göthe, Schiller (O wie klein steht der da!) — viele Menschen — Von Schiller muß ich schweigen — er sänk' mit seiner Persönlichkeit in Staub wenn ich redete — aber ist Goethes Ruhm nicht so .... robuste — so groß so feste, daß man das Auf und Absteigen der Beurtheilung von einem Kopf wie Hubers dem Publikum vorlegen dürfte ohne gegen die gewöhnlichen Regeln der Diskretion zu sündigen. Goethe ist mit den Großen der Erde in einer Kategorie und so wie ein „Million stehlen erlaubt und eine Krone stehlen göttlich ist" ist von Alexander dem Gr. schreiben bis zum Ekel erlaubt (die Sünde straft sich selbst durch allerseitige Langeweile —) von Goethe schreiben??? — wenigstens sehr unterrichtend. Hubers Ansichten sind immer edel, nie verkleinernd — er schreibt im Augenblick der Ansicht — verbessert oft sein eignes Urtheil, ist voll Wunsch Schatten aufzuhellen. — Was meinen Sie? soll ich über so einen Mann wie Goethe das Urtheil drucken lassen? — Wie fühlen Sie es?

Den 9. Juni — Ich schrieb die vorstehenden Zeilen vor vielen, vielen Tagen. Durch Zufälle erfuhr ich Schillers Tod erst 14 Tage nachdem er in der All. Zeit. stand. Nun ist davon nicht mehr die Rede. — Nie könnte ich einen Todten verkleinern, und noch dazu als Mensch wär es als Schriftsteller, und ich kein Weib, so urtheile ich nicht was recht wär. Alles was ich sagte sei vergessen. Was ich weiß wird vernichtet.

Lieber sehr wenig bekannter Mann, — helfen Sie mir freimütig mit Ihnen sein. Mein Mährchen war für das Journal für Frauen bestimmt. Ich stand in dem Irrthum: Sie seien mit dem Herausgeber des toiletten Almanachs in genauer Verbindung, daher kam meine beharrliche Alternative. Das Mährchen sei dann bestimmt für das Journal. Ich war furchtsam daß es anmaßend von mir scheinen möchte neben Luise Brachmann auch ein Mährchen zu schreiben. Einen Brief von mir, als Antwort auf Ihren lezten vom 26 April schickte ich an Kummers Buchhandlung, da ich mir nicht anders zu helfen wußte. Ich schrieb Ihnen daß Sie statt der Unterzeichnung: aus Hubers Nachlaß sollten ein F. T. unter meine kleinen Arbeiten sezen.

Ich bitte Sie, behandeln Sie mich ohne Rücksichten mit rauher Offenheit. Der gute Cotta hat nicht recht gelesen — ich gäb ihm gern alles — da man so gütig ist einen Werth darauf zu legen — da man der Wittwe um der Waisen Nachsicht schenkt — aber ich finde es besser, nicht nur für Cotta zu arbeiten. Ich bin zu stolz, zu unglücklich, und zu étourdie um je falsch zu sein.

Leben Sie wohl. — Wer stirbt nun? Wer bleibt der deutschen Litteratur? — Viel Hoffnung, viel — Aber denken Sie an mich — nicht da wo jezt so trozig die Herrschaft gefordert wird.

Therese.

Stoffenried bei Günzburg in Schwaben
den 9 Jun. 1805.

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte, bei der Schilderung der Huberschen Ehe benutzte Biographie Hubers erschien in dem ersten Teil von Hubers Sämtlichen Schriften (Tübingen 1806). Dieser Biographie, die den größeren Teil des Bandes füllt, ist eine Sammlung von Briefen an einen Freund (Körner) beigefügt, vom 14. April 1788 bis 24. Dezember 1792, der dann im ersten Teile des zweiten Bandes zwei weitere Briefsammlungen, an einen Freund in der Schweiz (Usteri), von 1795 bis 1796, und an Frau von C. (Charrière), 1793 bis 1798, folgen. Rochlitz muß der Freundin geraten haben, alles über Goethe mitzuteilen, denn in der Einleitung zu der erstgenannten Sammlung drückte sich die Herausgeberin folgendermaßen aus.

„Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboren man-

ches ist — alles, was Huber von Goethe sagt, blieb unverholen. Über Goethe zu forschen, zu grübeln, zu urtheilen, ist dem Mann von littherarischer Bildung und gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich steht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, sondern als Erklärung von dem Gesichtspunkt, von dem aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menschen das Forschen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenste Gedanke, wie der kindlichste Irrthum ehrt sie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menschen Herz ist, sie zu fassen. Sollte das Ungefähr Goethe einen Blick in diese Blätter werfen lassen, so wird er auf der unantastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen, daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen giebt."

Goethe sprach sich über das Buch aus: in den „Gesprächen" wird Hubers Name zwar nicht erwähnt, aber aus einer Tagebuchnotiz 15. Dez. 1806 geht die Lektüre hervor; in den Annalen (zum Jahre 1806) nennt er auch ziemlich kurz „Hubers Lebensjahre, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schätzenswerten Gattin verdanken". In seinen Briefen sprach er zweimal ausführlich und mit warmer Teilnahme von dem Buche und dem Menschen: an Knebel 3., an Cotta 23. Jan. 1807, Weim. Ausg., Briefe Bd. 19, S. 258 ff. 266. An beiden Stellen wird Theresens nicht gedacht, während sie gerade 1808 ff. in schönster Weise Goethes Werke und Wesen zu würdigen verstand. — Theresens — und Hubers — Animosität gegen Schiller dagegen ist aus dem früher Gesagten leicht begreiflich: Schiller sah Huber mit den Augen eines Vertrauten der Körnerschen Familie an und konnte ihm seinen Treubruch nicht vergeben. Aus diesem Grunde, vielleicht auch aus dem, daß Huber mehrere Monate in engster Gemeinschaft mit Schiller eine Zeit lang in demselben Zimmer gelebt hatte, mochte er über den Menschen manches vielleicht allzu Menschliche wissen und berichten können, das aber doch mehr aus augenblicklicher Erregung und falscher Beurteilung zu erklären ist; im Druck hat Frau Therese, ihrem Versprechen nach, solche Bemerkungen, die Schillers Andenken freilich nicht schädigen könnten, in richtiger Pietät unterdrückt. — Hubers Leben muß von Rochlitz brieflich oder in einer im Druck erschienenen Recension gelobt worden sein. Man erfährt dieses aus dem folgenden Brief, zu dessen Verständnis nur weniges vorauszuschicken ist. F. Carus, von dessen Tod hier mit aufrichtiger Betrübnis gesprochen wird, war ein im jugendlichen Alter (geb. 1770, gest. 1807) gestorbener Philosoph, der seit 1805 Professor der Philosophie in Leipzig war. Heyne hatte versucht, ihn nach Göttingen zu ziehen, und war einigermaßen verstimmt, daß C., nachdem er anfänglich zusagte, nachher Ausflüchte machte und sich für Leipzig entschied. Er gehörte zu Rochlitz' Bekanntenkreise, war Heynes und vorher Böttigers Schüler gewesen, unter dessen Korrespondenten er sich gleichfalls befand. Therese hatte ihn und seine Frau, von der nichts Näheres bekannt ist, in Leipzig kennen gelernt, wohin sie ging, um aus der Hinterlassenschaft ihres Schwiegervaters ein kleines Kapital zu retten. — Fellenberg, von dem in mehreren Briefen mit so vielem Enthusiasmus gesprochen wird, war der be-

Joh. Fr. Rochlitz (1769 bis 1842).

kannte, in Pestalozzis Sinne wirkende Pädagoge in Hofwyl, unter dessen Leitung Theresens Sohn, der später bekannte national-ökonomische Schriftsteller V. Aimé Huber, zehn Jahre seines Lebens zubrachte. Daß Therese später zu Fellenberg in feindliche Stellung geriet, mag nur kurz angedeutet werden.

Theresens sehr merkwürdiger Brief lautet:

Günzburg den 24 Febr. 1807.

Ich erhielt mit Ihrem Brief einen von meinem Vater. Ich las ihn zuerst — er fängt an: wegen deiner Anfrage um einen Hofmeister wende dich an unsern lieben Carus — dann erbrach ich Ihren Brief, mich freuend sogleich etwas von Carus zu hören. — Mir ist der Tod ein alter Freund, lieber Rochliz, ein älterer, ich bin gewohnt daß er mir nimmt was ich am liebsten besäß — wohl sagt er mir wie die Mutter dem Kinde dem sie das Liebste nimmt: Gib mir, es taugt dir nicht, wenn du groß bist sollt du es haben — aber das Kind glaubt mit blutendem Herzen, und nimmt die Mutter so oft — so wird das Kind still und glaubenlos an Freude, ernst vor der Zeit. — O Rochliz lassen Sie uns suchen: was kann uns besser machen in diesem bittern Ereigniß — lassen Sie uns — O ich Ohnmächtige, lange mit meinen kurzen Armen hin in die weite Ferne die ich nicht ablange, und sage: Uns! — uns die Frau lieben und trösten, daß sie glaubend an Trost, fort lebe bis sie Licht ahndet in dieser dunkeln dunkeln Bahn. Aber nicht wahr sie hat noch Eltern? sie kann ihre Kinder erziehen? — Ich denke immer hin in das Zimmer wo wir speisten, so vertraulich, so die Zukunft durchdenkend wie sie uns zusammen führen möchte. Guter Carus — sie wird uns zusammen führen — vielleicht bald, aber nicht wie wir Kinder es dachten, wie wir lebendigsein spielten an deinem gastfreien Tisch. Ich muß meiner Freundin selbst schreiben, wenn ich auch nur mit ihr weinen kann.

Sie sind mit Hubers Biographie zufrieden — das freut mich von Ihnen als Mensch und als Mann der dem Publikum gehört. Für mich ist meine Schriftstellerei eine so wunde Seite meines Herzens, daß ich am liebsten nichts von ihr höre. Es ist die Beschäftigung in der ich mein dürftiges Alleinsein, von Huber getrennt, am bittersten fühle; Ich lernte nichts so lange er lebte, weil er für mich wußte. Nun bin ich ungeschickt — und bis zu einer gewissen Zeit muß ich entsagen, oder erwerben — ich habe als Weib einen Abscheu vor Schreiben, und gedruckt sein, und gelobt sein und ward zu sehr geliebt um Lob oder Tadel ertragen zu können. — Fort damit!

Warum mein Vater mich an Carus wies, wie er ihn noch unter uns glaubte, war, ihn zu bitten, ob er uns, meines Sohnes Pflegvater und mir, nicht einen Lehrer finden könnte? Wollen Sie die Bitte anhören, vielleicht kennen Sie einen Freund der sie übernimmt, oder einen andern der sie benuzte — denn wahrlich indem ich bitte, biete ich eine schöne Bestimmung an. Fellenberg der meinen Aimé mit seinen Söhnen erzieht, lebt bei Bern auf seinen Gütern die er selbst baut. Er hat schöne edle Absichten von Erziehung des Volks zunächst um sich her, von Erziehung seiner Söhne und des meinen, und noch ein paar Knaben um nach seinen Grundsäzen einst zu arbeiten und zu wirken — Fellenberg ist ein Mensch .... Jedes Zeitalter zeigte deren wenige auf, wenig jede Nation, Kraft und Güte, Stolz und Aufopferung — das ist sein Karakter. Sein Weib ist seiner würdig, seine Kinder, der älteste hat 10 Jahr, Aimé der jüngste: 7 Jahr, die ganze Zahl besteht in sechs Kindern — alle liebe unverdorbene Geschöpfe. Die Gegend göttlich, der Ton des Hauses eine Vereinigung stiller Einfalt mit der Freiheit der großen Welt. Der Lehrer würde unterstüzt, nach Maßgabe daß seine Geschäfte zunähmen, er hat alles frei, wird als Freund behandelt, und kann von 200 bis 250 Fl. erwarten, nachdem seine Theilnahme an dem Erziehungswerk ist. Fellenberg fordert als unerläßliche, überwiegende Hauptsache, reine Sitten, einen einfachen Sinn, von den Systemen unsrer Zeit ungetrübt, Lateinische Sprache, Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, wo möglich Musik und Zeichnen — alles als Lehrer von jungen Kindern, aber als denkender, fühlender Mensch. Der Mann würde geliebt und vertraut werden, er würde Vaterland und



Therese Huber.
Nach einer Miniatur im Besitze der Familie.

Vaterhaus finden, wenn er fähig wär der Sache, nicht dem Metier, sich zu widmen.

Wenn unsre Freundin bei ihrem Schmerz neue Zerstreuung bedarf, so fordern Sie, daß sie Ihnen erzähle was ich ihrem Entschlafnen ehe von Fellenberg schrieb. Ich möchte nicht gern zu schwärmen scheinen, lieber Herr, und wenn ich von diesem Manne spreche — — seine Tugend mahnt mich stets an Brutus, und mein Herz erschrickt wenn es mir dann einfällt — Brutus lebte zu spät. Doch sollte nicht ein Jahrhundert auch mit einem Brutus anfangen können, wie es mit einem Brutus einst endigte? Denn Brutus Geist lebte doch nicht allein in denen die Throne stürzten, und unter ihren Trümmern versanken? —

Sie haben viel zu thun — so eine Nachfrage macht sich ja aber gelegentlich, und fände sich ein Mann wie ich ihn zu seiner und meiner Kinder Heile in Hofwyl wünsche, so weisen Sie ihn an, unverzüglich an mich zu schreiben. (Im Unterricht folgt er Pestalozzi.) Leben Sie wohl. Lassen Sie sich immer gütig gesinnt gegen mich finden wie in Ihrem lieben traurigen Brief.

Therese Huber.

Ich lebe jezt mit meinem Schwiegersohn in Günzburg an der Donau auf der Heerstraße von Ulm nach Augsburg.

Theresens Lebensschicksale können nicht im Einzelnen verfolgt werden. Nur so viel sei erwähnt, daß sie, wie in den letztvergangenen zehn Jahren die treueste Gattin, nun bis zum Ende ihres Lebens die sorgsamste, zärtlichste Mutter war, die, da Zinsen und Pension zum Lebensunterhalt nicht ausreichten, durch Schriftstellerei und Redaktionsarbeit, zu denen sie in einer ganz ungeahnten Weise Talent und Geschick besaß, das Fehlende erwarb. Sie lebte in Günzburg

ohne große Geselligkeit, aber in ihren Kreisen geachtet und geehrt. Ihren Toten bewahrte sie ehrendes Andenken.

Seit 1812 gehörte zu diesen Toten auch ihr alter Vater Heyne. Er hatte nicht aufgehört, seiner Lieblingstochter anhänglich zu sein, eine kleine Trübung 1793 abgerechnet, da er ihr nicht verzeihen konnte, Forster, den er über alles liebte, verlassen zu haben.

Nun, als er gestorben war, wurde Theresens Erinnerung an ihn noch stärker. Die Briefe an Böttiger, aus denen oben über Mutter und Stiefmutter so merkwürdige Stellen entnommen sind, enthalten auch vieles über den Vater.

Gleich der erste (10. August 1812) beginnt mit folgender Schilderung und Klage:

„Ich hatte mir die Nothwendigkeit des letzten Tages meines edeln Vaters so oft gedacht, daß ich glaubte ich sei ganz darein ergeben, meine Sorge, mein Gebet war nur daß ein schneller, sanfter Tod ihn mitten im Genuß seines Lebens dahinnehmen möchte, und je länger ich seinen herrlichen Geist bewunderte, je inniger sein lebendiges Gefühl mich rührte, je lebhafter war mein Wunsch daß der göttliche Funke, der ihn belebte, doch durch kein Leiden seiner irdischen Hülle entkräftet, umwölkt möchte werden. Wie ich nun die Nachricht seines Todes erhielt, und **wie** er starb, war die Herrlichkeit seines Übertritts mein erstes Gefühl, ich stand — noch war es in der Frühe, da die Briefe kamen, keines der Meinen um mich — mit betenden Frohlocken vor seinem Bilde und küßte seine, nun Licht umflossne, Stirn. Meine Gewohnheit, unter meinen Kindern das Beispiel ruhiger Fassung zu geben, fesselt jeden äußern Ausdruck des Schmerzes, und die heilige Ehrfurcht vor dem Allbezwinger Tod, dem Boten erhabenern Lebens, legt mir immer auch innre Mäßigung auf — allein wie die Sonne stieg und wieder sank, und mit jedem neuen Tag, den sie herbei führt, webt sich nun das Bewußtsein, daß ich verwaist ward, daß meine Kinder nochmals ihren Vater verloren, tiefer und umfassender in mein Leben ein. Ich ward in der Stunde seines Todes erst alt. Bisher hatte das schmerz- und mühevolle Leben nahe an der Hälfte eines halben Jahrhunderts dem Alter getrotzt, und ich vergaß, so oft ein lebhafteres Interesse mich ergriff, daß mein Gesicht die Lebendigkeit meiner Gestalt und Stimme Lügen strafte — **nun** bin ich alt. Ich sprang seitdem oft schon mit Jugendfreude zu den Binnen hin, zu den hüpfenden Füllen, die dort weiden — zu dem Lichtspiel auf der fernen Aussicht, aber jedesmal legte sich der Gedanke — der Vater ist nicht mehr — wie eine kalte Hand vor meine Stirn. Das ist recht. Des Lebens rasche — langsame Zeiten, müßten abgetheilt werden, damit sein großer Beruf mehr Raum in der Ordnung fände. Gott schenkte mir fast alles was des Menschen Geist beschäftigen, sein Herz entwickeln kann, Jugendglanz, Liebe, Eheglück, töchterliche Verehrung, Mutterfreude — hätte ich das gefühlt, wie ichs fühle, ohne daß ich alles hingab, nachdem ichs ganz erkannte? nur wenn ich denke was ich noch nicht verlieren lernte, ergreift mich ein Schauder. Ihm nach — ihm nach! Das ist der große Gedanken der meinem Leben Heiligkeit giebt, der jede meiner Stunden so wichtig macht, daß ich wieder wie immer nichts von Gott zu bitten habe als was Salomo bat wie seine Jugend noch kein Unrecht kannte. Alle Wünsche schweigen je näher der Abend kommt.

Ihr Brief, werther Mann, drückt Ihr Gefühl aus und stimmt mit dem meinen zusammen. Ich las noch nicht was Sie in die Allg. Zeit. einsendeten, mein Aufenthalt hier auf dem Lande verspätet mir diesen Genuß auf eine unleidliche Weise. Sollte ich eine andre Empfindung wie Beifall bei Ihrem Aufsatz haben, so schreibe ich es Ihnen zuverlässig. Ich habe meinen Vater verschiedenemale gebeten mir, oder Heeren, wo möglich einige Umstände seines Lebens mitzutheilen; er hatte Widerwillen gegen den Gedanken daß etwas vor das Publikum kommen möchte, ich war darin verschiedner Meinung mit ihm, und durfte doch nicht diskutiren, da unsre verschiedne Denkart in dieser Rücksicht aus unserm ganzen Leben — das so verschieden war — herausgegangen war. In seinem letzten Willen sagt er. „Ich verlange und verfüge daß meine Privatpapiere und Briefe weder gleich cassirt noch fremden Händen überlassen werden; sie bleiben fürs Erste bei der Familie, bis Jemand sich findet der Lust und Beruf hat die histo-

rischen und litterarischen Umstände und Denkwürdigkeiten daraus zu sammeln ohne sie jedoch indiskreter Weise ins Publikum zu bringen.“ Über seine Bücher sagt er: ein Jedes von uns solle mit allgemeiner Übereinkunft zu sich nehmen was es wolle, das andre werde verauktionirt, nur die Prachtausgaben sollen nicht in die Auktion, sondern bei günstiger Gelegenheit an Liebhaber verkauft werden. Ob nicht ein geschickter Schritt der Testamentsverweser, mein Bruder Eduard und Schwager Reuß, durch den Moment von warmer Theilnahme die sein Tod bei seinen Freunden und Gönnern in England erweckt, da einen Versuch machen könnten, diese schönen Ausgaben zu verkaufen? da oder sonst wo? ich gestehe daß ich meiner Verwandten Stimmung über die öffentlichen Angelegenheiten für so muthlos halte, daß ich fürchte sie werden nichts versuchen. Die Papiere zu ordnen, kennen zu lernen, ist natürlicher Weise Heeren aufgetragen. Ich kenne seine Denkart zu wenig um errathen zu können ob er ihre Benutzung zu einer Biographie unsres Verewigten übernehmen will, und in welchem Sinn er es thun würde. Heynens Leben war ein Vorbild, und ein Schatz von Lebens-Unterricht in jeder Beziehung. Der fortwährende Kampf gegen die Außenwelt von seiner Kindheit bis in sein Grab, dessen offne Angriffe gegen ihn als Geschäftsmann nur von den Jahren 80 bis zur preuß. Besiznahme mögen aufgehoben gewesen sein, während welcher Zeit er aber als Gatte und Vater tiefe Narben davon trug. Während seiner Jugendbildung die Entwicklung seines reinen wissenschaftlich- und Kunstgeschmacks unter der Beschränktheit der damaligen Leipziger Schule, nachher der Einfluß des 7jährigen Kriegs in seine Bildung und seine Existenz als Gelehrter — welch ein reiches Feld von Begebenheiten und Beobachtungen! Dann die ganze Geschichte der göttingischen Universität, 49 Jahre in die seine verwebt! — ich denke mein Vater wird dafür gesorgt, und der Gebrauch wird es ihm erleichtert haben **seine** Briefe von den Hinterlassnen seiner verstorbnen Correspondenten wieder zurück erhalten zu haben. Was noch da einzutauschen, zu erfragen sei, müßte sogleich besorgt werden. Ich hoffe auf eine reiche Quelle für eine Reihe seiner Jugendjahre, auf die ich nähere Ansprüche habe, in seinem Briefwechsel mit meiner Mutter, seiner ersten Frau, von der viele Papiere da sind, wie ich mich sehr gut erinnere, und die er gewiß aufbewahrte.“

Der in dem vorstehenden Brieffragment erwähnte Historiker Heeren, Theresens Schwager, unternahm es sehr bald, Heynes Biographie zu schreiben, ging aber, wie natürlich, auf die ehelichen Verhältnisse Heynes nicht weiter ein.

Auch am Schlusse dieses Briefes, den sie selbst einen „ungeheuren“ nannte, kam Therese nochmals auf den Vater zu sprechen. Sie schrieb:

„Daß meine liebe Mutter durch das westphälische Finanzdekret $^2/_3$ ihres Vermögens verlor, gehört auch hierher [zu dem herrschenden Druck] — es war sehr ansehnlich. Diese Nachricht und der Verlust von 2000 ₰ die er einem Landmann geliehen, der nun Bankerott gemacht hatte, war in meines Vaters letztem Brief vom 9ten Juli enthalten. Er schrieb es mir voll heiterer Ergebung und einem frohen Andenken meiner Luise und Herders [Tochter und deren Bräutigam] — ‚die Liebenden in Tyrol‘ nennt er sie, wären jung genug bessre Zeiten zu erleben. ‚Wir Andern müssen uns begnügen mit Ehren das Pförtchen zu finden das uns hinausführt wo eine freiere Luft uns erwartet‘ setzt er hinzu. Drei Tage darauf fand er die Pforte — Leben Sie wohl, werth mir durch Mitgefühl — möchte ich so viel Umstände von Ihrer Lage kennen wie ich Ihnen da von der meinen schilderte.“

Kurze Zeit darauf las Therese Böttigers Biographie Heynes in der „Allg. Zeitung“, erhielt auch ein Exemplar davon durch den Verfasser geschickt und äußerte sich darüber gegen diesen folgendermaßen (1. September 1812):

„Ich hatte Ihr Denkmal meines Vaters gelesen, ehe Sie mir so gütig die Blätter schickten, mit denen ich nun dem alten Albrecht eine große Freude machte. Mit vollem Herzen stimme ich Reinhards [des Dresdener Hofpredigers] Ausspruch bei: das ist herzlich! Sie schrieben als Mann und Freund, Sie mußten der Welt mit dem Ge-

richtfarbenden Tan der Anklage sagen: der Mann ward verleumdet! — daß Sie es sagen mußten, störte allein mein stolzes stilles Herz. Ich darf das als Weib so empfinden, ich muß es bei meiner Individualität die mir jede Rüge persönlich erlittnen Unrechts unmöglich macht, und wer mir so lieb, so nahe, so verwandt wie mein Vater ist, der intendisirt [sic] sich mit mir, für den habe ich keine Rüge, als den Blick, der seinen Blick hinleitet, vor Gottes Thron, vor dem er stehen wird neben den Verklärten. Das ist keine christliche Frommheit — nein! es ist wohl ein viel leidenschaftlicheres Gefühl wie Ihr männliches Handhaben des Rechts. Aber Haß ist es nicht, Nein! Gott sei Dank! den kenne ich nicht. Aber es ist ein Aufgelöstsein in Schmerz und Unwillen, bei dem ich aus der Welt flüchten möchte und in ihr mir diese Menschen des Zorns nicht würdig scheinen. Ist es Satanität, so komme ihre Strafe über mich — ich möchte ihnen in diesem Augenblick eine rechte Wohlthat erzeigen, ihnen das Ersehnteste gewähren, damit ihr Herz zerschmölze und des Unrechts müde würde. Ich möchte nicht daß Sie anders geschrieben hätten, und doch hätte ich Ihre Hand halten mögen und sagen: laß sie — der Mann ist zu groß, um sie neben Ihm anzudeuten. Das Gefühl sprach ich auch in den Zeilen aus die ich den Tag da ich die Todespost erhielt, ins Morgenblatt schickte. Die Übersicht die Sie von seinem Arbeitsleben geben, ist hinreißend geschrieben und giebt den Mann zu erkennen der rechter Richter solchen Verdienstes ist, vor allen seines Zeitalters."

3. Oct. 1812.

„Unter meines Vaters Papieren fand sich ein Aufsatz: ‚sein und seiner Therese Schicksale.‘ Meine liebe Schwester Laura schreibt mir davon mit einer ... Auflösung in Schmerz. Das geliebte Geschöpf ist im innersten Herzen von diesem Tod getroffen, und daß sie in diesen Blättern nur die Vorgängerin ihrer Mutter, nur ihre Stiefgeschwister erwähnt findet und sich und ihre Geschwister gar nicht, fühlt sie mit einem Edelmuth der mich entzückt — sie hat sich ein Ideal aus meiner ersten Mutter gebildet, und liebt mich von neuem mit meines Vaters Liebe. Der Aufsatz geht nur bis zu seiner 2. Ehe — wie es scheint ist er alt. Heeren benutzt ihn zu seinem ‚Leben Heynens‘, dann erhalt ich ihn. Eben so fanden sich viele Gedichte, noch bis nach Joh. Müllers Tod. Gestern schickte mir Laura einige Blätter — eine wehmütige, sehnsuchtsvolle, nicht von Zweifeln freie Beschäftigung mit dem Tode. Ich lasse sie von meiner Claire abschreiben so bald ich nach Hause komme, und sende sie Ihnen, Sie bewahren sie mit allen andern heilig und unveräußerlich auf. Meines lieben Vaters ungeschwächte Sehnsucht nach seiner verstorbnen Frau wurde nicht durch seine zweite Ehe bestimmt. Großer Gott! — er fand ja die Liebe, die er bedurfte, auf Erden nicht! wer fand sie je da? Ich war ja das geliebteste, glücklichste Weib und im Moment des höchsten Glückes war mir die Erde ja auch zu beschränkt zu meinem Gefühl — das Menschliche drückte die voll athmende Brust. Meine [Stief-] Mutter war 23 Jahr wie mein Vater sie im 46 heirathete, er fand Gelegenheit ihr Irrthümer zu verzeihen, aber sie war stets so liebenswürdig, stets so voll ehrerbietiger Rücksicht für ihn, so fähig das Schöne zu verstehen — und späterhin vermischten sich alle die Abweichungen von der rechten Bahn — die in den Verhältnissen doch auch schwer war. Nein — nein! Der lieben, guten Mutter war leicht zu verzeihen wenn sie fehlte."

Seit Heynes Tod lebte Therese, die gerade durch ihren alten Vater an die Vergangenheit erinnert wurde, ganz der Gegenwart und in der Sorge für ihre Kinder, der Zukunft. Auch das Leben mit diesen gab viele Freuden und manches Leid. Besonders war das Schicksal der oben genannten Tochter Luise ein Roman der dritten Generation, nach dem der Mutter und Großmutter, unter dem Therese schwer litt. Ihre Verheiratung mit Emil von Herder, nach einem merkwürdigen Verhältnis mit einem jungen Schweizer, wurde bald gelöst. Der Vergötterung Emils folgte seine Verketzerung — und nach etwa acht Jahren eine neue Eheschließung Emils mit Luise, die zu einem überaus glücklichen Ehebund führte.

Therese bewährte sich in diesen Verhält

nissen ebensosehr wie in dem zu ihren übrigen Töchtern und zu ihrem Sohne. Von Sentimentalität war sie ganz frei, und doch fühlte sie gegen Ende ihres Lebens eine Anwandlung, die man fast sentimental nennen könnte.

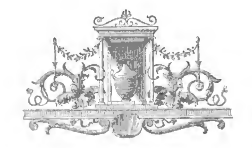
Ihrem zweiten Gatten Huber hatte sie, wie oben erwähnt, ein biographisches Denkmal gestiftet und seine Briefe herausgegeben. Nun war ihr erster Gatte, Forster, beinahe ein Menschenalter tot und völlig vergessen. Da griff sie noch einmal in die Schätze ihrer Erinnerungen und ihrer Briefe und spendete — in zwei starken Bänden auf siebzehnhundert Seiten vierhundertunddreiundvierzig Briefe, die Forster geschrieben und empfangen hatte. Dem Briefwechsel stellte sie unter dem bescheidenen Titel „einige Nachrichten von seinem Leben“ eine ausführliche, ganz eigenartige Biographie voran.

Sie schloß die anspruchslosen Blätter mit den Worten: „Jetzt, nach dreiunddreißig Jahren werde Forster durch diese Blätter wieder, was er sein Leben lang war, der Lehrer, Warner, Freund Aller, die ihn kennen lernten und — wer reiner ist als er, hebe den ersten Stein auf.“

Gewiß vernimmt man aus diesen Zeilen echte Töne des Herzens. Nicht minder werden diese vernehmbar aus den (ungedruckten) Zeilen an den „Corrector des Forsterschen Briefwechsels“, in denen Therese, sich entschuldigend, daß sie zu beschäftigt sei, um die Korrektur des Werkes selbst zu übernehmen, den Adressaten aufforderte, sich rechte Mühe zu geben. „Er wird als gebildeter Deutscher diese Mängel zu Ehren eines berühmten und unglücklichen Landsmanns verbessern.“

Mit der Ehrung des Mannes, dem sie das höchste Glück gewährt und das herbste Leid bereitet hatte, schloß Therese ihre schriftstellerische Thätigkeit ab. In demselben Jahre, in welchem Forsters Briefwechsel erschien, 1829, am 15. Juni, ist Therese gestorben.

Das Andenken dieser Frau, deren Herz so groß war wie ihr Geist, verdient erneuert zu werden. Die vorliegende Skizze macht den ersten Versuch dazu. In einem großen ihr gewidmeten Werke soll später die Aufgabe gelöst werden, das ungeheure, kostbare, noch von niemandem benutzte Material zu verwerten.





Über das Naturgefühl bei Naturvölkern.

Von
Thomas Achelis.

Bekannt ist die feinsinnige und anregende Untersuchung Alexanders von Humboldt im zweiten Bande des Kosmos über die Entwickelung des Naturgefühls zunächst bei den klassischen Völkern des Altertums (mit einem Ausblick auf die indische Litteratur), dann durch die Nacht des Mittelalters bis zum Anbruch des Humanismus und der Neuzeit hin. Gerade das achtzehnte Jahrhundert krankte ja an jener ungesunden Verzärtelung und Verweichlichung der Empfindungen und jenem förmlichen Kultus der Sentimentalität, die doch letzten Endes wieder ihren Resonanzboden in der allerdings unwahren und gekünstelten Naturauffassung besaß. Man darf sich nun wohl die Frage vorlegen: sind diese Stimmungen lediglich ein Privilegium höherer Kultur oder wohl gar, wie Schiller in seiner denkwürdigen Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung auseinandersetzt, nur ein Kennzeichen einer dem Untergang geweihten, altersschwachen, mit allen Lastern befleckten Gesellschaft, die hier krampfhaft ihren Halt sucht? In dieser psychologischen Beziehung wäre eine Parallele zwischen dem römischen Kaiserreich und dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der That sehr lehrreich. So viel ist freilich von vornherein klar, daß die Äußerungen des Naturgefühls, die wir etwa auch auf Stufen niederer Gesittung antreffen mögen, nie die Wärme und Innigkeit erreichen werden, wie sie eben erst einem reiferen Geschmack eigen sind, den ein feineres ästhetisches Empfinden charakterisiert. Andererseits sind manche Zeugnisse insofern nicht völlig unverdächtig, weil die Berichterstatter vielfach ihren eigenen Gefühlen unwillkürlich auf das Material selbst einen bedenklichen Einfluß verstattet haben, obschon — das dürfen wir wohl versichern — noch unzweideutige, unverfälschte Dokumente genug vorliegen, um jenes Problem zu entscheiden. Auch darüber wolle man nicht mit uns rechten, daß wir die eigentlichen Kultur- und Naturvölker nicht scharf und zweifelsohne trennen; denn eine solche klare Grenze existiert eben in der Entwickelung der Menschheit so wenig wie in der äußeren Natur. Überall finden wir Übergänge und Berührungspunkte, und nur wer absichtlich die äußersten Stadien einander gegenüberstellt, kann von sogenannten unversöhnlichen Gegensätzen sprechen.

Das eigentlich formale Kennzeichen für den Vertreter niederer Gesittung (wenn man von allen materiellen Faktoren absieht) ist wohl der völlige Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer. Als Kinder des Augenblicks, von plötzlich ins Gegenteil umschlagenden Stimmungen willenlos beherrscht, trotz aller Gutartigkeit doch sittlich unerzogen und unzuverlässig, ist auch ihre wirtschaftliche Existenz denselben Zufällen ausgesetzt. Weil sie nicht haushalten verstehen, schwankt ihr Dasein zwischen Prassen bis zum Übermaß und bitterem Darben bis zum Hungertode. Derselben Unstätigkeit begegnen wir auch in ihren Beziehungen zur Natur, der belebten sowohl wie der unorganischen. Auf der einen Seite mit der Natur vertraut, auf deren, wenn auch sehr primitive Ausnutzung sie angewie-

sen sind, bekannt mit eßbaren Pflanzen, wie nicht minder mit Giften, von einer unglaublichen Sinnesschärfe, die ihnen in Wüsten, Steppen und Wäldern mit Leichtigkeit eine sichere Orientierung ermöglicht, wo jedem Europäer die leitende Spur entschwinden würde, für Jagdzwecke zu einer äußerst täuschenden Tiernachahmung befähigt, sind sie doch andererseits nicht im stande, alle diese einzelnen wertvollen Erfahrungen zu einem systematischen Ganzen zusammenzufassen und sich eine leidliche Unabhängigkeit von den Launen der Naturgewalten zu erkämpfen. Wie sehr dieser Bann auf ihrem Denken lastet, kann man z. B. auch daraus ersehen, daß sich die dürftigen Werkzeuge des primitiven Ackerbaues selbst für Zeiten höherer Gesittung (man denke nur an den Pflug der alten Ägypter!) in derselben kümmerlichen Form zäh zu erhalten pflegen. Namentlich gegenüber den zerstörenden Naturkräften, wie Erdbeben, Orkanen, Überschwemmungen und anderen, sind die Naturvölker um so mehr schutz- und wehrlos, als es ihnen an jeder wissenschaftlich sicheren Voraussage selbstverständlich gebricht. Diese elementaren Ereignisse müssen, so sollte man voraussetzen, ihre ohnehin erregbare Phantasie in die lebhaftesten Schwingungen versetzen, und wir finden auch in ihrer Mythologie manche unzweideutige Spuren jener tiefgreifenden Einflüsse, aber nie oder nur äußerst selten zeigt sich etwas von dem uns geläufigen Gefühl des stummen Staunens, das unsere Brust mit erhabenem Stolz füllt und uns doch zu gleicher Zeit wehmütig stimmt.

Buckle hat in seiner bekannten Geschichte der Civilisation in England, auf Grund eines nur spärlichen Materials diesem Gedanken eine apodiktische, recht anfechtbare Formulierung gegeben, indem er sagt: Was die Erscheinungen der Natur betrifft, so ist sicher, daß alles, was die Gefühle des Schreckens oder der Bewunderung einflößt und was im Geiste eine Idee des Unbestimmten und Übermächtigen erzeugt, eine besondere Tendenz hat, die Einbildungskraft zu entflammen und die schwächeren und mehr der Erwägung gewidmeten Operationen des Verstandes unter ihre Herrschaft zu bringen. In solchen Fällen wird der Mensch, der sich der Macht und Majestät der Natur gegenüber betrachtet, mit dem peinlichen Gefühl der eigenen Bedeutungslosigkeit erfüllt; ein Bewußtsein seiner Unterordnung beschleicht ihn u. s. w. (I, 88 Deutsche Übers.) Diese Beweisführung ist mehr wie billig spekulativ und verträgt sich nicht mit den einfachen Thatsachen; zunächst nämlich finden wir bei den Naturvölkern ebensowenig wie unter den niederen Schichten der Nationen diese feineren ästhetischen Regungen, von denen der Verfasser spricht, sondern meistens eine ziemlich stumpfe Gelassenheit, gemischt mit recht praktischen Nützlichkeitserwägungen (über die Höhe des etwa angerichteten Schadens &c.).* Sodann entsprechen diesem Schema gar nicht einmal die wirklichen physikalisch-geologischen Verhältnisse; man nehme nur ein Land, wie Japan, das einen ausgesprochen vulkanischen Boden besitzt, völlig unterminiert, und vergleiche es mit Rußland, das durchaus von Erdbeben verschont ist. Hier stimmt die Rechnung gar nicht; denn bekanntlich erfreuen sich die Japanesen einer fröhlichen, heiteren Gemütsart, was man von den Russen im allgemeinen schwerlich behaupten könnte. Demgegenüber muß man sich, wie mit Recht Ratzel bemerkt, die Frage vorlegen: Welche Eindrücke werden die dauerndsten sein bei impressionablen, aber gleichzeitig auch nur mit lockerem Zusammenhang und geringer Dauer ihrer Eindrücke und Ideen begabten Menschen? Dann wird die Antwort immer lauten: Diejenigen, welche die eingreifendste Änderung in ihnen selbst oder ihren nächsten Verhältnissen hervorrufen. Das ist Krankheit und Tod, denen Hunger und Durst als körperliche Affektionen, gewissermaßen als vorübergehende Krankheiten anzureihen sind (Anthropo-Geographie I, 396). Hiermit kommen wir auch erst aus dem zweifelhaften Gebiet allgemeiner abstrakter Erörterungen auf den sicheren Boden verläßlicher Thatsachen, das heißt, wir sind

* Lippert führt eine charakteristische Notiz des erfahrenen Reisenden Cranz über die Eskimos an, die, gefragt, wer Himmel und Erde und alles, was sie sehen, geschaffen, antworteten: Wir wissen es nicht, es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben (Kulturgeschichte I, 6). Ebenso konstatierte jüngst von den Steinen bei den brasilianischen Waldindianern, daß ihre gesamte sogenannte Naturerklärung nur auf Verzauberung beruht und die wesentlichsten Gestirne Tiergestalten sind. (Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 352 ff.)

nunmehr im stande, die Stärke des über das ganze Menschengeschlecht gleichmäßig verbreiteten Aberglaubens als objektiven Gradmesser für das darin hervortretende Naturgefühl zu nehmen. Jede Mythologie wäre ohne diesen animistischen Hintergrund der Naturbetrachtung schlechterdings unverständlich.

Es begegnet hoffentlich keinen Zweifeln mehr, wenn wir behaupten, daß weder eine rein wissenschaftliche noch künstlerische Auffassung der Naturvorgänge bei den Völkern niederer Gesittung zu finden ist, sondern daß dieselbe lediglich anthropomorphisch, das heißt nach individuellen Launen und Rücksichten der persönlichen Wohlfahrt bemessen wird. Das gilt von der fratzenhaft verzerrten Anschauung irgend eines Negerstammes ebenso sehr wie von dem feineren Gebilde griechischer Phantasie. Es ist eine Geschichte, die uns erzählt wird, mit bestimmten Trägern und Persönlichkeiten, zuweilen gar dramatisch lebendig gestaltet; aber eben deshalb, weil sich dies konkrete, individuelle Moment in den Vordergrund drängt, kann von einer reinen Entfaltung eines Interesses an den Naturerscheinungen um ihrer selbst willen begreiflicherweise nicht die Rede sein. Die Beseelung der ganzen Umgebung, sowohl der organischen als auch der anorganischen Natur verwischt ja sichtlich und mit Fleiß die ursprünglichen Züge und setzt dafür an die Stelle ein mehr oder minder getreues Spiegelbild des menschlichen Seelenlebens. Auf- und Untergang der Sonne, dies Hauptthema aller Mythologien von der griechischen bis zur polynesischen, erscheint stets in der Beleuchtung einer sinnigen, poetisch angehauchten Erzählung, in welcher der eigentlich reale Vorgang eine nur sehr geringfügige Rolle spielt. Es ist die uns völlig verloren gegangene mythologische Form des Denkens, sagt Wundt, die die Anschauungswelt des Naturmenschen von der unseren trennt. Das mythologische Denken strebt aber überall, das Göttliche in einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern zu verkörpern: darum lebt ihm das Göttliche stets in dem einzelnen Naturgegenstand, nie in der Verbindung des Einzelnen oder gar in dem Naturganzen. Unnachahmlich hat diesen Gegensatz der Stimmungen, freilich ohne das moderne Naturgefühl gegen das alte zu Worte kommen zu lassen, Schiller in seinen Göttern Griechenlands nachempfunden. Wo für uns die Natur eine Quelle subjektiver Seelenstimmungen ist, da belebt ein ursprüngliches Denken die Natur selbst mit Gefühlen, um nun erst die einzelnen, lebend und fühlend vorgestellten Gegenstände der Außenwelt auf sich wirken zu lassen. Für uns ist die Natur auch hier Mittel zum Zweck geworden, ein Mittel, das wir uns, wie zu unserem äußeren Nutzen, so auch zur Hervorbringung ästhetischer Stimmungen dienstbar machen. (Ethik, S. 208.)

Während somit das sonst so reiche Gebiet der mythologischen Weltanschauung eine verhältnismäßig nur dürftige Ausbeute für die Beantwortung unserer Frage liefert, könnte man schon Spuren des Naturgefühls in gewissen religiösen Regungen der Völker finden. Allbekannt ist der geheimnisvolle, tiefgreifende Einfluß, den die Wüste* auf das Gemüt des Reisenden fast unwiderstehlich ausübt, und noch bekannter die Bedeutung derselben in der Religionsgeschichte, besonders für die Geburt der ersten, maßgebenden Ideen. Wie die Polynesier in ihrem Pantheon eine vulkanische Göttin Pele verehrten, deren Gunst sie durch allerlei Opfer und Gaben zu erkaufen suchten, so berichtet z. B. Junghuhn von den Javanen, die, in Tiefländern wohnend, furchtsam zu den ragenden Kegelbergen aufschauen, die drohend sich über ihren Häuptern wölbten. So wie er den Rand der Krater, heißt es unter anderem, die ihn von Ost und West umdampfen, nur zitternd betritt, mit Weihrauchdampf und Opfern, so naht er auch nur kriechend, prosterniert, halbnackt seinen Despoten, die in ihrem Zorn nicht minder gefährlich sind als die fünfzig Vulkane, welche ihre Rauchsäulen von Zeit zu Zeit über seinem Haupte entfalten und vor deren Verwüstungen er mutlos wie vor dem Machtspruch seiner Gebieter zusammensinkt. (Battaländer II, 245.) Die Naturscenerie bildet jedesmal für die religiöse Welt einen eigenartigen Hintergrund, wie ein flüchtiger Vergleich der Edda mit Homer oder der Kosmogonie der Inder

* Ähnliches gilt vom Meere, nur ist der Eindruck besonders bei entsprechender Monotonie der Küste, wie z. B. in Norwegen, mehr deprimierend als erhebend, ebenso wie bei grenzenlosen Steppenebenen.

mit der der Ägypter u. s. w. zeigt, ja, in gewissem Sinne spielt auch das Klima* hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ebenso gehört in diesen Rahmen die Verehrung von Bergen, Flüssen, Seen, Orten u. s. w., die man von den einfachen Naturvölkern bis weit in die höheren Kulturstufen hinein findet. Daß endlich auch der Kultus der Gestirne, vor allem der lebenspendenden Sonne, von diesen Gefühlen beherrscht wird, bedarf wohl keiner besonderen Erörterung, obwohl nicht zu vergessen ist, daß gerade hier für den schlichten Naturmenschen die abstumpfende Macht der Gewohnheit jene so charakteristische dumpfe Interesselosigkeit erzeugt, von der wir schon früher sprachen. Wo sich aber ein tieferes, leidenschaftlich gesteigertes Empfinden kundgiebt, haben wir es meist schon mit edleren Blüten des menschlichen Geistes zu thun, die nicht auf dem unfruchtbaren Untergrunde der sogenannten Wilden zu gedeihen pflegen. Nur ein Gebiet giebt es, das, durch unmittelbare Naturbeziehungen erschlossen, sich selbst bei Ständen niederer Gesittung einer eifrigen Pflege zu erfreuen hat, das ist, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Poesie der Jahreszeiten,** ganz besonders die mit religiösem Nimbus gefeierten Erntefeste. Nicht nur bei den klassischen Völkern des Altertums, sondern ebenso bei den Hawaiiern wurden die Bilder der Götter unter Vortritt der betreffenden Priester in feierlichem Aufzug und Gepränge herumgetragen. Einen der wenigen lichten Punkte in den ethnographischen Schilderungen der armen und elenden Australier, schreibt Ratzel, bildet ihr jährlich wiederkehrendes Erntefest beim Reisen der nährkräftigen Marsiliaceen. Solche Feste sieht selbst noch der eisige Norden; beim Einsammeln des isländischen Mooses, dieses unentbehrlichsten Nahrungsmittels der Polarbewohner, finden sich die Isländer von allen Seiten her im Gebirge zusammen, und die ganze Zeit ist eine fröhliche Erntefestzeit, und in Grönland ist, wenigstens für die Weiber, das Sammeln der Moosbeeren eine ähnliche Festzeit. Dieser reichen Ernte von Naturanregungen bringt dann die Ruhe des Winters Zeit zum Reisen und Ordnen, und diese Jahreszeit ist keineswegs bloß negativ als Unterbrechung der anderen, sondern als Zeit der Sammlung und Verarbeitung unserem Geiste wichtig. Die wandernden Geschichtenerzähler verweilen dann auf den isländischen Höfen so lange, bis ihr Vorrat an Erzählungen erschöpft ist, oft selbst den ganzen Winter. (Anthropo-Geogr. I, 418.)

Fragen wir nun endlich nach dieser orientierenden Umschau nach den eigentlichen litterarischen Überlieferungen, die uns unmittelbar das Naturgefühl der Stämme auf niederer Gesittungsstufe bezeugen könnten, so darf die Antwort schwerlich überraschen, wenn die Ausbeute nur geringfügig ausfällt. Am originellsten und reichhaltigsten sind die schon früher berührten Tiersagen, die allerdings auch für sich schon für die Vertrautheit der Naturvölker mit der sie umgebenden Tierwelt ein unzweideutiges Zeugnis ablegen. Dabei ist es bemerkenswert, wenn gerade verhältnismäßig tief stehende Völkerschaften, wie die Buschmänner, Hottentotten und andere, eifrig diese Poesie pflegen. Auch die brasilianischen Waldindianer leben, wie von den Steinen versichert, völlig in der Tierwelt, deren phantastischen Märchenanspuß sie in kindlicher Naivetät als völlig real betrachten und nicht in dem Lichte der uns geläufigen Symbolisierung. Ihre Stammessage ist z. B. einzig auf diesem Boden erwachsen, da ja für ihre Anschauung Mensch und Tier durchaus wesensgleiche Geschöpfe sind. Nicht weniger beweist die blumen- und bilderreiche Sprache der nordamerikanischen Indianer, die trotz aller romanhaften Übertreibungen authentisch bezeugt ist, eine ungewöhnliche Vorliebe für das Leben und Weben der Natur. Am charakteristischsten erscheint uns

* Trotzdem der Nationalcharakter ein sehr verwickelter Faktor ist und nicht als einfache Größe behandelt werden kann, wie das meist unbedenklich geschieht, so muß doch so viel zugestanden werden, daß sich gewisse Abhängigkeiten unzweideutig zu erkennen geben; die Temperamentsunterschiede des Nord- und Süddeutschen, des Nord- und Südfranzosen, des Piemontesen und Neapolitaners, der ernste verschlossene Charakter des Isländers und Norwegers, die harmlose Fröhlichkeit und der glückliche Leichtsinn, der die Europäer im vorigen Jahrhundert an den Bewohnern der Südseeinseln so entzückte, und anderes mehr, läßt sich wenigstens zum Teil auf klimatisch-meteorologische Verhältnisse zurückführen.

** Deshalb regt eine Natur mit charakteristischen Jahreszeiten die menschliche Phantasie im ganzen und großen auch mehr an wie die Monotonie eines vielleicht mit allen erdenklichen Reizen verschwenderisch ausgestatteten Tropenklimas.

ohne große Geselligkeit, aber in ihren Kreisen geachtet und geehrt. Ihren Toten bewahrte sie ehrendes Andenken.

Seit 1812 gehörte zu diesen Toten auch ihr alter Vater Heyne. Er hatte nicht aufgehört, seiner Lieblingstochter anhänglich zu sein, eine kleine Trübung 1793 abgerechnet, da er ihr nicht verzeihen konnte, Forster, den er über alles liebte, verlassen zu haben.

Nun, als er gestorben war, wurde Theresens Erinnerung an ihn noch stärker. Die Briefe an Böttiger, aus denen oben über Mutter und Stiefmutter so merkwürdige Stellen entnommen sind, enthalten auch vieles über den Vater.

Gleich der erste (10. August 1812) beginnt mit folgender Schilderung und Klage:

„Ich hatte mir die Nothwendigkeit des letzten Tages meines edeln Vaters so oft gedacht, daß ich glaubte ich sei ganz darein ergeben, meine Sorge, mein Gebet war nur daß ein schneller, sanfter Tod ihn mitten im Genuß seines Lebens dahinnehmen möchte, und je länger ich seinen herrlichen Geist bewunderte, je inniger sein lebendiges Gefühl mich rührte, je lebhafter war mein Wunsch daß der göttliche Funke, der ihn belebte, doch durch kein Leiden seiner irdischen Hülle entkräftet, umwölkt möchte werden. Wie ich nun die Nachricht seines Todes erhielt, und **wie** er starb, war die Herrlichkeit seines Übertritts mein erstes Gefühl, ich stand — noch war es in der Frühe, da die Briefe kamen, keines der Meinen um mich — mit betenden Frohlocken vor seinem Bilde und küßte seine, nun Licht umflossne, Stirn. Meine Gewohnheit, unter meinen Kindern das Beispiel ruhiger Fassung zu geben, fesselt jeden äußern Ausdruck des Schmerzes, und die heilige Ehrfurcht vor dem Allbezwinger Tod, dem Boten erhabenern Lebens, legt mir immer auch innre Mäßigung auf — allein wie die Sonne stieg und wieder sank, und mit jedem neuen Tag, den sie herbei führt, webt sich nun das Bewußtsein, daß ich verwaist ward, daß meine Kinder nochmals ihren Vater verloren, tiefer und umfassender in mein Leben ein. Ich ward in der Stunde seines Todes erst alt. Bisher hatte das schmerz- und mühevolle Leben nahe an der Hälfte eines halben Jahrhunderts dem Alter getrotzt, und ich vergaß, so oft ein lebhafteres Interesse mich ergriff, daß mein Gesicht die Lebendigkeit meiner Gestalt und Stimme Lügen strafte — **nun** bin ich alt. Ich sprang seitdem oft schon mit Jugendfreude zu den Blumen hin, zu den hüpfenden Füllen, die dort weiden — zu dem Lichtspiel auf der fernen Aussicht, aber jedesmal legte sich der Gedanke — der Vater ist nicht mehr — wie eine kalte Hand vor meine Stirn. Das ist recht. Des Lebens rasche — langsame Zeiten, müßten abgetheilt werden, damit sein großer Beruf mehr Raum in der Ordnung fände. Gott schenkte mir fast alles was des Menschen Geist beschäftigen, sein Herz entwickeln kann, Jugendglanz, Liebe, Eheglück, töchterliche Verehrung, Mutterfreude — hätte ich das gefühlt, wie ichs fühle, ohne daß ich alles hingab, nachdem ichs ganz erkannte? nur wenn ich denke was ich noch nicht verlieren lernte, ergreift mich ein Schauder. Ihm nach — ihm nach! Das ist der große Gedanken der meinem Leben Heiligkeit giebt, der jede meiner Stunden so wichtig macht, daß ich wieder wie immer nichts von Gott zu bitten habe als was Salomo bat wie seine Jugend noch kein Unrecht kannte. Alle Wünsche schweigen je näher der Abend kommt.

Ihr Brief, werther Mann, drückt Ihr Gefühl aus und stimmt mit dem meinen zusammen. Ich las noch nicht was Sie in die Allg. Zeit. einsendeten, mein Aufenthalt hier auf dem Lande verspätet mir diesen Genuß auf eine unleidliche Weise. Sollte ich eine andre Empfindung wie Beifall bei Ihrem Aufsatz haben, so schreibe ich es Ihnen zuverlässig. Ich habe meinen Vater verschiedenemale gebeten mir, oder Heeren, wo möglich einige Umstände seines Lebens mitzutheilen; er hatte Widerwillen gegen den Gedanken daß etwas vor das Publikum kommen möchte, ich war darin verschiedner Meinung mit ihm, und durfte doch nicht diskutiren, da unsre verschiedne Denkart in dieser Rücksicht aus unserm ganzen Leben — das so verschieden war — herausgegangen war. In seinem letzten Willen sagt er. „Ich verlange und verfüge daß meine Privatpapiere und Briefe weder gleich cassirt noch fremden Händen überlassen werden; sie bleiben fürs Erste bei der Familie, bis Jemand sich findet der Lust und Beruf hat die hinw-

rischen und litterarischen Umstände und Denkwürdigkeiten daraus zu sammeln ohne sie jedoch indiskreter Weise ins Publikum zu bringen.“ Über seine Bücher sagt er: ein Jedes von uns solle mit allgemeiner Übereinkunft zu sich nehmen was es wolle, das andre werde verauktionirt, nur die Prachtausgaben sollen nicht in die Auktion, sondern bei günstiger Gelegenheit an Liebhaber verkauft werden. Ob nicht ein geschickter Schritt der Testamentsverweser, mein Bruder Eduard und Schwager Reuß, durch den Moment von warmer Theilnahme die sein Tod bei seinen Freunden und Gönnern in England erweckt, da einen Versuch machen könnten, diese schönen Ausgaben zu verkaufen? da oder sonst wo? ich gestehe daß ich meiner Verwandten Stimmung über die öffentlichen Angelegenheiten für so muthlos halte, daß ich fürchte sie werden nichts versuchen. Die Papiere zu ordnen, kennen zu lernen, ist natürlicher Weise Heeren aufgetragen. Ich kenne seine Denkart zu wenig um errathen zu können ob er ihre Benutzung zu einer Biographie unsres Verewigten übernehmen will, und in welchem Sinn er es thun würde. Heynens Leben war ein Vorbild, und ein Schatz von Lebens-Unterricht in jeder Beziehung. Der fortwährende Kampf gegen die Außenwelt von seiner Kindheit bis in sein Grab, dessen offne Angriffe gegen ihn als Geschäftsmann nur von den Jahren 80 bis zur preuß. Besiznahme mögen aufgehoben gewesen sein, während welcher Zeit er aber als Gatte und Vater tiefe Narben davon trug. Während seiner Jugendbildung die Entwicklung seines reinen wissenschaftlich- und Kunstgeschmacks unter der Beschränktheit der damaligen Leipziger Schule, nachher der Einfluß des 7jährigen Kriegs in seine Bildung und seine Existenz als Gelehrter — welch ein reiches Feld von Begebenheiten und Beobachtungen! Dann die ganze Geschichte der göttingischen Universität, 49 Jahre in die seine verwebt! — ich denke mein Vater wird dafür gesorgt, und der Gebrauch wird es ihm erleichtert haben seine Briefe von den Hinterlassnen seiner verstorbnen Correspondenten wieder zurück erhalten zu haben. Was noch da einzutauschen, zu erfragen sei, müßte sogleich besorgt werden. Ich hoffe auf eine reiche Quelle für eine Reihe seiner Jugendjahre, auf die ich nähere Ansprüche habe, in seinem Briefwechsel mit meiner Mutter, seiner ersten Frau, von der viele Papiere da sind, wie ich mich sehr gut erinnere, und die er gewiß aufbewahrte.“

Der in dem vorstehenden Brieffragment erwähnte Historiker Heeren, Theresens Schwager, unternahm es sehr bald, Heynes Biographie zu schreiben, ging aber, wie natürlich, auf die ehelichen Verhältnisse Heynes nicht weiter ein.

Auch am Schlusse dieses Briefes, den sie selbst einen „ungeheuren“ nannte, kam Therese nochmals auf den Vater zu sprechen. Sie schrieb:

„Daß meine liebe Mutter durch das westphälische Finanzdekret ⅔ ihres Vermögens verlor, gehört auch hierher [zu dem herrschenden Druck] — es war sehr ansehnlich. Diese Nachricht und der Verlust von 2000 ₰ die er einem Landmann geliehen, der nun Bankerott gemacht hatte, war in meines Vaters letztem Brief vom 9ten Juli enthalten. Er schrieb es mir voll heiterer Ergebung und einem frohen Andenken meiner Luise und Herders [Tochter und deren Bräutigam] — ‚die Liebenden in Tyrol‘ nennt er sie, wären jung genug bessre Zeiten zu erleben. ‚Wir Andern müssen uns begnügen mit Ehren das Pförtchen zu finden das uns hinausführt wo eine freiere Luft uns erwartet‘ setzt er hinzu. Drei Tage darauf fand er die Pforte — Leben Sie wohl, werth mir durch Mitgefühl — möchte ich so viel Umstände von Ihrer Lage kennen wie ich Ihnen da von der meinen schilderte.“

Kurze Zeit darauf las Therese Böttigers Biographie Heynes in der „Allg. Zeitung“, erhielt auch ein Exemplar davon durch den Verfasser geschickt und äußerte sich darüber gegen diesen folgendermaßen (1. September 1812):

„Ich hatte Ihr Denkmal meines Vaters gelesen, ehe Sie mir so gütig die Blätter schickten, mit denen ich nun dem alten Albrecht eine große Freude machte. Mit vollem Herzen stimme ich Reinhards [des Dresdener Hofpredigers] Ausspruch bei: das ist herzlich! Sie schrieben als Mann und Freund, Sie mußten der Welt mit dem Ge-

ohne große Geselligkeit, aber in ihren Kreisen geachtet und geehrt. Ihren Toten bewahrte sie ehrendes Andenken.

Seit 1812 gehörte zu diesen Toten auch ihr alter Vater Heyne. Er hatte nicht aufgehört, seiner Lieblingstochter anhänglich zu sein, eine kleine Trübung 1793 abgerechnet, da er ihr nicht verzeihen konnte, Forster, den er über alles liebte, verlassen zu haben.

Nun, als er gestorben war, wurde Theresens Erinnerung an ihn noch stärker. Die Briefe an Böttiger, aus denen oben über Mutter und Stiefmutter so merkwürdige Stellen entnommen sind, enthalten auch vieles über den Vater.

Gleich der erste (10. August 1812) beginnt mit folgender Schilderung und Klage:

„Ich hatte mir die Nothwendigkeit des letzten Tages meines edeln Vaters so oft gedacht, daß ich glaubte ich sei ganz darein ergeben, meine Sorge, mein Gebet war nur daß ein schneller, sanfter Tod ihn mitten im Genuß seines Lebens dahinnehmen möchte, und je länger ich seinen herrlichen Geist bewunderte, je inniger sein lebendiges Gefühl mich rührte, je lebhafter war mein Wunsch daß der göttliche Funke, der ihn belebte, doch durch kein Leiden seiner irdischen Hülle entkräftet, umwölkt möchte werden. Wie ich nun die Nachricht seines Todes erhielt, und wie er starb, war die Herrlichkeit seines Übertritts mein erstes Gefühl, ich stand — noch war es in der Frühe, da die Briefe kamen, keines der Meinen um mich — mit betenden Frohlocken vor seinem Bilde und küßte seine, nun Licht umfloßne, Stirn. Meine Gewohnheit, unter meinen Kindern das Beispiel ruhiger Fassung zu geben, fesselt jeden äußern Ausdruck des Schmerzes, und die heilige Ehrfurcht vor dem Allbezwinger Tod, dem Boten erhabenern Lebens, legt mir immer auch innre Mäßigung auf — allein wie die Sonne stieg und wieder sank, und mit jedem neuen Tag, den sie herbei führt, webt sich nun das Bewußtsein, daß ich verwaist ward, daß meine Kinder nochmals ihren Vater verloren, tiefer und umfassender in mein Leben ein. Ich ward in der Stunde seines Todes erst alt. Bisher hatte das schmerz- und mühevolle Leben nahe an der Hälfte eines halben Jahrhunderts dem Alter getrotzt, und ich vergaß, so oft ein lebhafteres Interesse mich ergriff, daß mein Gesicht die Lebendigkeit meiner Gestalt und Stimme Lügen strafte — nun bin ich alt. Ich sprang seitdem oft schon mit Jugendfreude zu den Blumen hin, zu den hüpfenden Füllen, die dort weiden — zu dem Lichtspiel auf der fernen Aussicht, aber jedesmal legte sich der Gedanke — der Vater ist nicht mehr — wie eine kalte Hand vor meine Stirn. Das ist recht. Des Lebens rasche — langsame Zeiten, müßten abgetheilt werden, damit sein großer Beruf mehr Raum in der Ordnung fände. Gott schenkte mir fast alles was des Menschen Geist beschäftigen, sein Herz entwickeln kann, Jugendglanz, Liebe, Ehegtück, töchterliche Verehrung, Mutterfreude — hätte ich das gefühlt, wie ichs fühle, ohne daß ich alles hingab, nachdem ichs ganz erkannte? nur wenn ich denke was ich noch nicht verlieren lernte, ergreift mich ein Schauder. Ihm nach — ihm nach! Das ist der große Gedanken der meinem Leben Heiligkeit giebt, der jede meiner Stunden so wichtig macht, daß ich wieder wie immer nichts von Gott zu bitten habe als was Salomo bat wie seine Jugend noch kein Unrecht kannte. Alle Wünsche schweigen je näher der Abend kommt.

Ihr Brief, werther Mann, drückt Ihr Gefühl aus und stimmt mit dem meinen zusammen. Ich las noch nicht was Sie in die Allg. Zeit. einsendeten, mein Aufenthalt hier auf dem Lande verspätet mir diesen Genuß auf eine unleidliche Weise. Sollte ich eine andre Empfindung wie Beifall bei Ihrem Aufsatz haben, so schreibe ich es Ihnen zuverlässig. Ich habe meinen Vater verschiedenemale gebeten mir, oder Heeren, wo möglich einige Umstände seines Lebens mitzutheilen: er hatte Widerwillen gegen den Gedanken daß etwas vor das Publikum kommen möchte, ich war darin verschiedner Meinung mit ihm, und durfte doch nicht diskutiren, da unsre verschiedne Denkart in dieser Rücksicht aus unserm ganzen Leben — das so verschieden war — herausgegangen war. In seinem letzten Willen sagt er. „Ich verlange und verfüge daß meine Privatpapiere und Briefe weder gleich cassirt noch fremden Händen überlassen werden; sie bleiben fürs Erste bei der Familie, bis Jemand sich findet der Lust und Beruf hat die histo-

rischen und litterarischen Umstände und Denkwürdigkeiten daraus zu sammeln ohne sie jedoch indiskreter Weise ins Publikum zu bringen.“ Über seine Bücher sagt er: ein Jedes von uns solle mit allgemeiner Übereinkunft zu sich nehmen was es wolle, das andre werde verauktionirt, nur die Prachtausgaben sollen nicht in die Auktion, sondern bei günstiger Gelegenheit an Liebhaber verkauft werden. Ob nicht ein geschickter Schritt der Testamentsverweser, mein Bruder Eduard und Schwager Reuß, durch den Moment von warmer Theilnahme die sein Tod bei seinen Freunden und Gönnern in England erweckt, da einen Versuch machen könnten, diese schönen Ausgaben zu verkaufen? da oder sonst wo? ich gestehe daß ich meiner Verwandten Stimmung über die öffentlichen Angelegenheiten für so muthlos halte, daß ich fürchte sie werden nichts versuchen. Die Papiere zu ordnen, kennen zu lernen, ist natürlicher Weise Heeren aufgetragen. Ich kenne seine Denkart zu wenig um errathen zu können ob er ihre Benutzung zu einer Biographie unsres Verewigten übernehmen will, und in welchem Sinn er es thun würde. Heynens Leben war ein Vorbild, und ein Schatz von Lebens-Unterricht in jeder Beziehung. Der fortwährende Kampf gegen die Außenwelt von seiner Kindheit bis in sein Grab, dessen offne Angriffe gegen ihn als Geschäftsmann nur von den Jahren 80 bis zur preuß. Besiznahme mögen aufgehoben gewesen sein, während welcher Zeit er aber als Gatte und Vater tiefe Narben davon trug. Während seiner Jugendbildung die Entwicklung seines reinen wissenschaftlich- und Kunstgeschmacks unter der Beschränktheit der damaligen Leipziger Schule, nachher der Einfluß des 7jährigen Kriegs in seine Bildung und seine Existenz als Gelehrter — welch ein reiches Feld von Begebenheiten und Beobachtungen! Dann die ganze Geschichte der göttingischen Universität, 49 Jahre in die seine verwebt! — ich denke mein Vater wird dafür gesorgt, und der Gebrauch wird es ihm erleichtert haben seine Briefe von den Hinterlassnen seiner verstorbnen Correspondenten wieder zurück erhalten zu haben. Was noch da einzutauschen, zu erfragen sei, müßte sogleich besorgt werden. Ich hoffe auf eine reiche Quelle für eine Reihe seiner Jugendjahre, auf die ich nähere Ansprüche habe, in seinem Briefwechsel mit meiner Mutter, seiner ersten Frau, von der viele Papiere da sind, wie ich mich sehr gut erinnere, und die er gewiß aufbewahrte.“

Der in dem vorstehenden Brieffragment erwähnte Historiker Heeren, Theresens Schwager, unternahm es sehr bald, Heynes Biographie zu schreiben, ging aber, wie natürlich, auf die ehelichen Verhältnisse Heynes nicht weiter ein.

Auch am Schlusse dieses Briefes, den sie selbst einen „ungeheuren“ nannte, kam Therese nochmals auf den Vater zu sprechen. Sie schrieb:

„Daß meine liebe Mutter durch das westphälische Finanzdekret ⅔ ihres Vermögens verlor, gehört auch hierher [zu dem herrschenden Druck] — es war sehr ansehnlich. Diese Nachricht und der Verlust von 2000 ₰ die er einem Landmann geliehen, der nun Bankerott gemacht hatte, war in meines Vaters letztem Brief vom 9ten Juli enthalten. Er schrieb es mir voll heiterer Ergebung und einem frohen Andenken meiner Luise und Herders [Tochter und deren Bräutigam] — ‚die Liebenden in Tyrol‘ nennt er sie, wären jung genug bessre Zeiten zu erleben. ‚Wir Andern müssen uns begnügen mit Ehren das Pförtchen zu finden das uns hinausführt wo eine freiere Luft uns erwartet‘ sezt er hinzu. Drei Tage darauf fand er die Pforte — Leben Sie wohl, werth mir durch Mitgefühl — möchte ich so viel Umstände von Ihrer Lage kennen wie ich Ihnen da von der meinen schilderte.“

Kurze Zeit darauf las Therese Böttigers Biographie Heynes in der „Allg. Zeitung“, erhielt auch ein Exemplar davon durch den Verfasser geschickt und äußerte sich darüber gegen diesen folgendermaßen (1. September 1812):

„Ich hatte Ihr Denkmal meines Vaters gelesen, ehe Sie mir so gütig die Blätter schickten, mit denen ich nun dem alten Albrecht eine große Freude machte. Mit vollem Herzen stimme ich Reinhards [des Dresdener Hofpredigers] Ausspruch bei: das ist herzlich! Sie schrieben als Mann und Freund, Sie mußten der Welt mit dem Ge-

richtfordernden Ton der Anklage sagen: der Mann ward verleumdet! — daß Sie es sagen mußten, störte allein mein stolzes stilles Herz. Ich darf das als Weib so empfinden, ich muß es bei meiner Individualität die mir jede Rüge persönlich erlittnen Unrechts unmöglich macht, und wer mir so lieb, so nahe, so verwandt wie mein Vater ist, der intendisirt [sic] sich mit mir, für den habe ich keine Rüge, als den Blick, der seinen Blick hinleitet, vor Gottes Thron, vor dem er stehen wird neben den Verklärten. Das ist keine christliche Frommheit — nein! es ist wohl ein viel leidenschaftlicheres Gefühl wie Ihr männliches Handhaben des Rechts. Aber Haß ist es nicht, Nein! Gott sei Dank! den kenne ich nicht. Aber es ist ein Aufgelöstsein in Schmerz und Unwillen, bei dem ich aus der Welt flüchten möchte und in ihr mir diese Menschen des Zorns nicht würdig scheinen. Ist es Satanität, so komme ihre Strafe über mich — ich möchte ihnen in diesem Augenblick eine rechte Wohlthat erzeigen, ihnen das Ersehnteste gewähren, damit ihr Herz zerschmölze und des Unrechts müde würde. Ich möchte nicht daß Sie anders geschrieben hätten, und doch hätte ich Ihre Hand halten mögen und sagen: laß sie — der Mann ist zu groß, um sie neben Ihm anzudeuten. Das Gefühl sprach ich auch in den Zeilen aus die ich den Tag da ich die Todespost erhielt, ins Morgenblatt schickte. Die Übersicht die Sie von seinem Arbeitsleben geben, ist hinreißend geschrieben und giebt den Mann zu erkennen der rechter Richter solchen Verdienstes ist, vor allen seines Zeitalters."

3. Okt. 1812.

„Unter meines Vaters Papieren fand sich ein Aufsatz: ‚sein und seiner Therese Schicksale.' Meine liebe Schwester Laura schreibt mir davon mit einer . . . Auflösung in Schmerz. Das geliebte Geschöpf ist im innersten Herzen von diesem Tod getroffen, und daß sie in diesen Blättern nur die Vorgängerin ihrer Mutter, nur ihre Stiefgeschwister erwähnt findet und sich und ihre Geschwister gar nicht, fühlt sie mit einem Edelmuth der mich entzückt — sie hat sich ein Ideal aus meiner ersten Mutter gebildet, und liebt mich von neuen mit meines Vaters Liebe. Der Aufsatz geht nur bis zu seiner 2. Ehe — wie es scheint ist er alt. Heeren benutzt ihn zu seinem ‚Leben Heynens', dann erhalt ich ihn. Eben so fanden sich viele Gedichte, noch bis nach Joh. Müllers Tod. Gestern schickte mir Laura einige Blätter — eine wehmütige, sehnsuchtsvolle, nicht von Zweifeln freie Beschäftigung mit dem Tode. Ich lasse sie von meiner Claire abschreiben so bald ich nach Hause komme, und sende sie Ihnen, Sie bewahren sie mit allen andern heilig und unveräußerlich auf. Meines lieben Vaters ungeschwächte Sehnsucht nach seiner verstorbnen Frau wurde nicht durch seine zweite Ehe bestimmt. Großer Gott! — er fand ja die Liebe, die er bedurfte, auf Erden nicht! wer fand sie je da? Ich war ja das geliebteste, glücklichste Weib und im Moment des höchsten Glückes war mir die Erde ja auch zu beschränkt zu meinem Gefühl — das Menschliche drückte die voll athmende Brust. Meine [Stief-] Mutter war 23 Jahr wie mein Vater sie im 46 heirathete, er fand Gelegenheit ihr Irrthümer zu verzeihen, aber sie war stets so liebenswürdig, stets so voll ehrerbietiger Rücksicht für ihn, so fähig das Schöne zu verstehen — und späterhin vermischten sich alle die Abweichungen von der rechten Bahn — die in den Verhältnissen doch auch schwer war. Nein — nein! Der lieben, guten Mutter war leicht zu verzeihen wenn sie fehlte."

Seit Heynes Tod lebte Therese, die gerade durch ihren alten Vater an die Vergangenheit erinnert wurde, ganz der Gegenwart und in der Sorge für ihre Kinder, der Zukunft. Auch das Leben mit diesen gab viele Freuden und manches Leid. Besonders war das Schicksal der oben genannten Tochter Luise ein Roman der dritten Generation, nach dem der Mutter und Großmutter, unter dem Therese schwer litt. Ihre Verheiratung mit Emil von Herder, nach einem merkwürdigen Verhältnis mit einem jungen Schweizer, wurde bald gelöst. Der Vergötterung Emils folgte seine Verketzerung — und nach etwa acht Jahren eine neue Eheschließung Emils mit Luise, die zu einem überaus glücklichen Ehebund führte.

Therese bewährte sich in diesen Verhält-

nissen ebensosehr wie in dem zu ihren übrigen Töchtern und zu ihrem Sohne. Von Sentimentalität war sie ganz frei, und doch fühlte sie gegen Ende ihres Lebens eine Anwandlung, die man fast sentimental nennen könnte.

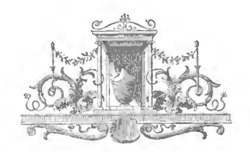
Ihrem zweiten Gatten Huber hatte sie, wie oben erwähnt, ein biographisches Denkmal gestiftet und seine Briefe herausgegeben. Nun war ihr erster Gatte, Forster, beinahe ein Menschenalter tot und völlig vergessen. Da griff sie noch einmal in die Schätze ihrer Erinnerungen und ihrer Briefe und spendete — in zwei starken Bänden auf siebzehnhundert Seiten vierhundertunddreiundvierzig Briefe, die Forster geschrieben und empfangen hatte. Dem Briefwechsel stellte sie unter dem bescheidenen Titel „einige Nachrichten von seinem Leben" eine ausführliche, ganz eigenartige Biographie voran.

Sie schloß die anspruchslosen Blätter mit den Worten: „Jetzt, nach dreiunddreißig Jahren werde Forster durch diese Blätter wieder, was er sein Leben lang war, der Lehrer, Warner, Freund Aller, die ihn kennen lernten und — wer reiner ist als er, hebe den ersten Stein auf."

Gewiß vernimmt man aus diesen Zeilen echte Töne des Herzens. Nicht minder werden diese vernehmbar aus den (ungedruckten) Zeilen an den „Corrector des Forsterschen Briefwechsels", in denen Therese, sich entschuldigend, daß sie zu beschäftigt sei, um die Korrektur des Werkes selbst zu übernehmen, den Adressaten aufforderte, sich rechte Mühe zu geben. „Er wird als gebildeter Deutscher diese Mängel zu Ehren eines berühmten und unglücklichen Landsmanns verbessern."

Mit der Ehrung des Mannes, dem sie das höchste Glück gewährt und das herbste Leid bereitet hatte, schloß Therese ihre schriftstellerische Thätigkeit ab. In demselben Jahre, in welchem Forsters Briefwechsel erschien, 1829, am 15. Juni, ist Therese gestorben.

Das Andenken dieser Frau, deren Herz so groß war wie ihr Geist, verdient erneuert zu werden. Die vorliegende Skizze macht den ersten Versuch dazu. In einem großen ihr gewidmeten Werke soll später die Aufgabe gelöst werden, das ungeheure, kostbare, noch von niemandem benutzte Material zu verwerten.





Über das Naturgefühl bei Naturvölkern.

Von

Thomas Achelis.

Bekannt ist die feinsinnige und anregende Untersuchung Alexanders von Humboldt im zweiten Bande des Kosmos über die Entwickelung des Naturgefühls zunächst bei den klassischen Völkern des Altertums (mit einem Ausblick auf die indische Litteratur), dann durch die Nacht des Mittelalters bis zum Anbruch des Humanismus und der Neuzeit hin. Gerade das achtzehnte Jahrhundert krankte ja an jener ungesunden Verzärtelung und Verweichlichung der Empfindungen und jenem förmlichen Kultus der Sentimentalität, die doch letzten Endes wieder ihren Resonanzboden in der allerdings unwahren und getünstelten Naturauffassung besaß. Man darf sich nun wohl die Frage vorlegen: sind diese Stimmungen lediglich ein Privilegium höherer Kultur oder wohl gar, wie Schiller in seiner denkwürdigen Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung auseinandersetzt, nur ein Kennzeichen einer dem Untergang geweihten, altersschwachen, mit allen Lastern befleckten Gesellschaft, die hier krampfhaft ihren Halt sucht? In dieser psychologischen Beziehung wäre eine Parallele zwischen dem römischen Kaiserreich und dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der That sehr lehrreich. So viel ist freilich von vornherein klar, daß die Äußerungen des Naturgefühls, die wir etwa auch auf Stufen niederer Gesittung antreffen mögen, nie die Wärme und Innigkeit erreichen werden, wie sie eben erst einem reiferen Geschmack eigen sind, den ein feineres ästhetisches Empfinden charakterisiert. Andererseits sind manche Zeugnisse insofern nicht völlig unverdächtig, weil die Berichterstatter vielfach ihren eigenen Gefühlen unwillkürlich auf das Material selbst einen bedenklichen Einfluß verstattet haben, obschon — das dürfen wir wohl versichern — noch unzweideutige, unverfälschte Dokumente genug vorliegen, um jenes Problem zu entscheiden. Auch darüber wolle man nicht mit uns rechten, daß wir die eigentlichen Kultur- und Naturvölker nicht scharf und zweifelsohne trennen; denn eine solche klare Grenze existiert eben in der Entwickelung der Menschheit so wenig wie in der äußeren Natur. Überall finden wir Übergänge und Berührungspunkte, und nur wer absichtlich die äußersten Stadien einander gegenüberstellt, kann von sogenannten unversöhnlichen Gegensätzen sprechen.

Das eigentlich formale Kennzeichen für den Vertreter niederer Gesittung (wenn man von allen materiellen Faktoren absieht) ist wohl der völlige Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer. Als Kinder des Augenblicks, von plötzlich ins Gegenteil umschlagenden Stimmungen willenlos beherrscht, trotz aller Gutartigkeit doch sittlich unerzogen und unzuverlässig, ist auch ihre wirtschaftliche Existenz denselben Zufällen ausgesetzt. Weil sie nicht hauszuhalten verstehen, schwankt ihr Dasein zwischen Prassen bis zum Übermaß und bitterem Darben bis zum Hungertode. Derselben Unstätigkeit begegnen wir auch in ihren Beziehungen zur Natur, der belebten sowohl, wie der unorganischen. Auf der einen Seite mit der Natur vertraut, auf deren, wenn auch sehr primitive Ausnutzung sie angewie-

sen sind, bekannt mit eßbaren Pflanzen, wie nicht minder mit Giften, von einer unglaublichen Sinnesschärfe, die ihnen in Wüsten, Steppen und Wäldern mit Leichtigkeit eine sichere Orientierung ermöglicht, wo jedem Europäer die leitende Spur entschwinden würde, für Jagdzwecke zu einer äußerst täuschenden Tiernachahmung befähigt, sind sie doch andererseits nicht im stande, alle diese einzelnen wertvollen Erfahrungen zu einem systematischen Ganzen zusammenzufassen und sich eine leidliche Unabhängigkeit von den Launen der Naturgewalten zu erkämpfen. Wie sehr dieser Bann auf ihrem Denken lastet, kann man z. B. auch daraus ersehen, daß sich die dürftigen Werkzeuge des primitiven Ackerbaues selbst für Zeiten höherer Gesittung (man denke nur an den Pflug der alten Ägypter!) in derselben kümmerlichen Form zäh zu erhalten pflegen. Namentlich gegenüber den zerstörenden Naturkräften, wie Erdbeben, Orkanen, Überschwemmungen und anderen, sind die Naturvölker um so mehr schutz- und wehrlos, als es ihnen an jeder wissenschaftlich sicheren Voraussage selbstverständlich gebricht. Diese elementaren Ereignisse müssen, so sollte man voraussetzen, ihre ohnehin erregbare Phantasie in die lebhaftesten Schwingungen versetzen, und wir finden auch in ihrer Mythologie manche unzweideutige Spuren jener tiefgreifenden Einflüsse, aber nie oder nur äußerst selten zeigt sich etwas von dem uns geläufigen Gefühl des stummen Staunens, das unsere Brust mit erhabenem Stolz füllt und uns doch zu gleicher Zeit wehmütig stimmt.

Buckle hat in seiner bekannten Geschichte der Civilisation in England, auf Grund eines nur spärlichen Materials diesem Gedanken eine apodiktische, recht anfechtbare Formulierung gegeben, indem er sagt: Was die Erscheinungen der Natur betrifft, so ist sicher, daß alles, was die Gefühle des Schreckens oder der Bewunderung einflößt und was im Geiste eine Idee des Unbestimmten und Übermächtigen erzeugt, eine besondere Tendenz hat, die Einbildungskraft zu entflammen und die schwächeren und mehr der Erwägung gewidmeten Operationen des Verstandes unter ihre Herrschaft zu bringen. In solchen Fällen wird der Mensch, der sich der Macht und Majestät der Natur gegenüber betrachtet, mit dem peinlichen Gefühl der eigenen Bedeutungslosigkeit erfüllt; ein Bewußtsein seiner Unterordnung beschleicht ihn u. s. w. (I, 88 Deutsche Übers.) Diese Beweisführung ist mehr wie billig spekulativ und verträgt sich nicht mit den einfachen Thatsachen; zunächst nämlich finden wir bei den Naturvölkern ebensowenig wie unter den niederen Schichten der Nationen diese feineren ästhetischen Regungen, von denen der Verfasser spricht, sondern meistens eine ziemlich stumpfe Gelassenheit, gemischt mit recht praktischen Nützlichkeitserwägungen (über die Höhe des etwa angerichteten Schadens 2c.).* Sodann entsprechen diesem Schema gar nicht einmal die wirklichen physikalisch-geologischen Verhältnisse; man nehme nur ein Land, wie Japan, das einen ausgesprochen vulkanischen Boden besitzt, völlig unterminiert, und vergleiche es mit Rußland, das durchaus von Erdbeben verschont ist. Hier stimmt die Rechnung gar nicht; denn bekanntlich erfreuen sich die Japanesen einer fröhlichen, heiteren Gemütsart, was man von den Russen im allgemeinen schwerlich behaupten könnte. Demgegenüber muß man sich, wie mit Recht Ratzel bemerkt, die Frage vorlegen: Welche Eindrücke werden die dauerndsten sein bei impressionablen, aber gleichzeitig auch nur mit lockerem Zusammenhang und geringer Dauer ihrer Eindrücke und Ideen begabten Menschen? Dann wird die Antwort immer lauten: Diejenigen, welche die eingreifendste Änderung in ihnen selbst oder ihren nächsten Verhältnissen hervorrufen. Das ist Krankheit und Tod, denen Hunger und Durst als körperliche Affektionen, gewissermaßen als vorübergehende Krankheiten anzureihen sind (Anthropo-Geographie I, 396). Hiermit kommen wir auch erst aus dem zweifelhaften Gebiet allgemeiner abstrakter Erörterungen auf den sicheren Boden verläßlicher Thatsachen, das heißt, wir sind

* Lippert führt eine charakteristische Notiz des erfahrenen Reisenden Cranz über die Eskimos an, die, gefragt, wer Himmel und Erde und alles, was sie sehen, geschaffen, antworteten: Wir wissen es nicht, es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben (Kulturgeschichte I, 6). Ebenso konstatierte jüngst von den Steinen bei den brasilianischen Waldindianern, daß ihre gesamte sogenannte Naturerklärung nur auf Verzauberung beruht und die wesentlichsten Gestirne Tiergestalten sind. (Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 352 ff.)

nunmehr im stande, die Stärke des über das ganze Menschengeschlecht gleichmäßig verbreiteten Aberglaubens als objektiven Gradmesser für das darin hervortretende Naturgefühl zu nehmen. Jede Mythologie wäre ohne diesen animistischen Hintergrund der Naturbetrachtung schlechterdings unverständlich.

Es begegnet hoffentlich keinen Zweifeln mehr, wenn wir behaupten, daß weder eine rein wissenschaftliche noch künstlerische Auffassung der Naturvorgänge bei den Völkern niederer Gesittung zu finden ist, sondern daß dieselbe lediglich anthropomorphisch, das heißt nach individuellen Launen und Rücksichten der persönlichen Wohlfahrt bemessen wird. Das gilt von der fratzenhaft verzerrten Anschauung irgend eines Negerstammes ebenso sehr wie von dem feineren Gebilde griechischer Phantasie. Es ist eine Geschichte, die uns erzählt wird, mit bestimmten Trägern und Persönlichkeiten, zuweilen gar dramatisch lebendig gestaltet; aber eben deshalb, weil sich dies konkrete, individuelle Moment in den Vordergrund drängt, kann von einer reinen Entfaltung eines Interesses an den Naturerscheinungen um ihrer selbst willen begreiflicherweise nicht die Rede sein. Die Beseelung der ganzen Umgebung, sowohl der organischen als auch der anorganischen Natur verwischt ja sichtlich und mit Fleiß die ursprünglichen Züge und setzt dafür an die Stelle ein mehr oder minder getreues Spiegelbild des menschlichen Seelenlebens. Auf- und Untergang der Sonne, dies Hauptthema aller Mythologien von der griechischen bis zur polynesischen, erscheint stets in der Beleuchtung einer sinnigen, poetisch angehauchten Erzählung, in welcher der eigentlich reale Vorgang eine nur sehr geringfügige Rolle spielt. Es ist die uns völlig verloren gegangene mythologische Form des Denkens, sagt Wundt, die die Anschauungswelt des Naturmenschen von der unseren trennt. Das mythologische Denken strebt aber überall, das Göttliche in einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern zu verkörpern: darum lebt ihm das Göttliche stets in dem einzelnen Naturgegenstand, nie in der Verbindung des Einzelnen oder gar in dem Naturganzen. Unnachahmlich hat diesen Gegensatz der Stimmungen, freilich ohne das moderne Naturgefühl gegen das alte zu Worte kommen zu lassen, Schiller in seinen Göttern Griechenlands nachempfunden. Wo für uns die Natur eine Quelle subjektiver Seelenstimmungen ist, da belebt ein ursprüngliches Denken die Natur selbst mit Gefühlen, um nun erst die einzelnen, lebend und fühlend vorgestellten Gegenstände der Außenwelt auf sich wirken zu lassen. Für uns ist die Natur auch hier Mittel zum Zweck geworden, ein Mittel, das wir uns, wie zu unserem äußeren Nutzen, so auch zur Hervorbringung ästhetischer Stimmungen dienstbar machen. (Ethik, S. 208.)

Während somit das sonst so reiche Gebiet der mythologischen Weltanschauung eine verhältnismäßig nur dürftige Ausbeute für die Beantwortung unserer Frage liefert, könnte man schon Spuren des Naturgefühls in gewissen religiösen Regungen der Völker finden. Allbekannt ist der geheimnisvolle, tiefgreifende Einfluß, den die Wüste* auf das Gemüt des Reisenden fast unwiderstehlich ausübt, und noch bekannter die Bedeutung desselben in der Religionsgeschichte, besonders für die Geburt der ersten, maßgebenden Ideen. Wie die Polynesier in ihrem Pantheon eine vulkanische Göttin Pele verehrten, deren Gunst sie durch allerlei Opfer und Gaben zu erkaufen suchten, so berichtet z. B. Junghuhn von den Javanen, die, in Tiefländern wohnend, furchtsam zu den ragenden Kegelbergen aufschauen, die drohend sich über ihren Häuptern wölbten. So wie er den Rand der Krater, heißt es unter anderem, die ihn von Ost und West umdampfen, nur zitternd betritt, mit Weihrauchdampf und Opfern, so naht er auch nur kriechend, prosterniert, halbnackt seinen Despoten, die in ihrem Zorn nicht minder gefährlich sind als die fünfzig Vulkane, welche ihre Rauchsäulen von Zeit zu Zeit über seinem Haupte entfalten und vor deren Verwüstungen er mutlos wie vor dem Machtspruch seiner Gebieter zusammensinkt. (Battaländer II, 245.) Die Naturscenerie bildet jedesmal für die religiöse Welt einen eigenartigen Hintergrund, wie ein flüchtiger Vergleich der Edda mit Homer oder der Kosmogonie der Inder

* Ähnliches gilt vom Meere, nur ist der Eindruck besonders bei entsprechender Monotonie der Küste, wie z. B. in Norwegen, mehr deprimierend als erhebend, ebenso wie bei grenzenlosen Steppenebenen.

mit der der Ägypter u. s. w. zeigt, ja, in gewissem Sinne spielt auch das Klima* hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ebenso gehört in diesen Rahmen die Verehrung von Bergen, Flüssen, Seen, Orten u. s. w., die man von den einfachen Naturvölkern bis weit in die höheren Kulturstufen hinein findet. Daß endlich auch der Kultus der Gestirne, vor allem der lebenspendenden Sonne, von diesen Gefühlen beherrscht wird, bedarf wohl keiner besonderen Erörterung, obwohl nicht zu vergessen ist, daß gerade hier für den schlichten Naturmenschen die abstumpfende Macht der Gewohnheit jene so charakteristische dumpfe Interesselosigkeit erzeugt, von der wir schon früher sprachen. Wo sich aber ein tieferes, leidenschaftlich gesteigertes Empfinden kundgiebt, haben wir es meist schon mit edleren Blüten des menschlichen Geistes zu thun, die nicht auf dem unfruchtbaren Untergrunde der sogenannten Wilden zu gedeihen pflegen. Nur ein Gebiet giebt es, das, durch unmittelbare Naturbeziehungen erschlossen, sich selbst bei Ständen niederer Gesittung einer eifrigen Pflege zu erfreuen hat, das ist, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Poesie der Jahreszeiten,** ganz besonders die mit religiösem Nimbus gefeierten Erntefeste. Nicht nur bei den klassischen Völkern des Altertums, sondern ebenso bei den Hawaiiern wurden die Bilder der Götter unter Vortritt der betreffenden Priester in feierlichem Aufzug und Gepränge herumgetragen. Einen der wenigen lichten Punkte in den ethnographischen Schilderungen der armen und elenden Australier, schreibt Ratzel, bildet ihr jährlich wiederkehrendes Erntefest beim Reifen der nährkräftigen Marsiliaceen. Solche Feste sieht selbst noch der eisige Norden; beim Einsammeln des isländischen Mooses, dieses unentbehrlichsten Nahrungsmittels der Polarbewohner, finden sich die Isländer von allen Seiten her im Gebirge zusammen, und die ganze Zeit ist eine fröhliche Erntefestzeit, und in Grönland ist, wenigstens für die Weiber, das Sammeln der Moosbeeren eine ähnliche Festzeit. Dieser reichen Ernte von Naturanregungen bringt dann die Ruhe des Winters Zeit zum Reisen und Ordnen, und diese Jahreszeit ist keineswegs bloß negativ als Unterbrechung der anderen, sondern als Zeit der Sammlung und Verarbeitung unserem Geiste wichtig. Die wandernden Geschichtenerzähler verweilen dann auf den isländischen Höfen so lange, bis ihr Vorrat an Erzählungen erschöpft ist, oft selbst den ganzen Winter. (Anthropo-Geogr. I, 418.)

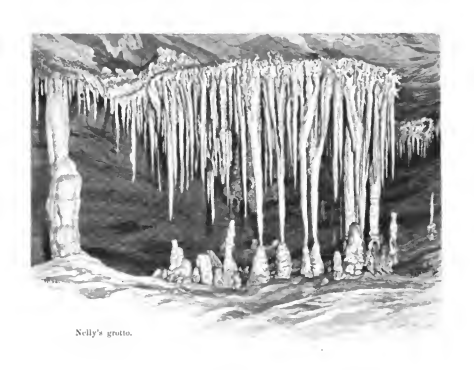
Fragen wir nun endlich nach dieser orientierenden Umschau nach den eigentlichen litterarischen Überlieferungen, die uns unmittelbar das Naturgefühl der Stämme auf niederer Gesittungsstufe bezeugen könnten, so darf die Antwort schwerlich überraschen, wenn die Ausbeute nur geringfügig ausfällt. Am originellsten und reichhaltigsten sind die schon früher berührten Tiersagen, die allerdings auch für sich schon für die Vertrautheit der Naturvölker mit der sie umgebenden Tierwelt ein unzweideutiges Zeugnis ablegen. Dabei ist es bemerkenswert, wenn gerade verhältnismäßig tief stehende Völkerschaften, wie die Buschmänner, Hottentotten und andere, eifrig diese Poesie pflegen. Auch die brasilianischen Waldindianer leben, wie von den Steinen versichert, völlig in der Tierwelt, deren phantastischen Märchenanputz sie in kindlicher Naivetät als völlig real betrachten und nicht in dem Lichte der uns geläufigen Symbolisierung. Ihre Stammessage ist z. B. einzig auf diesem Boden erwachsen, da ja für ihre Anschauung Mensch und Tier durchaus wesensgleiche Geschöpfe sind. Nicht weniger beweist die blumen- und bilderreiche Sprache der nordamerikanischen Indianer, die trotz aller romanhaften Übertreibungen authentisch bezeugt ist, eine ungewöhnliche Vorliebe für das Leben und Weben der Natur. Am charakteristischsten erscheint uns

* Trotzdem der Nationalcharakter ein sehr verwickelter Faktor ist und nicht als einfache Größe behandelt werden kann, wie das meist unbedenklich geschieht, so muß doch so viel zugestanden werden, daß sich gewisse Abhängigkeiten unzweideutig zu erkennen geben; die Temperamentsunterschiede des Nord- und Süddeutschen, des Nord- und Südfranzosen, des Piemontesen und Neapolitaners, der ernste verschlossene Charakter des Isländers und Norwegers, die harmlose Fröhlichkeit und der glückliche Leichtsinn, der die Europäer im vorigen Jahrhundert an den Bewohnern der Südseeinseln so entzückte, und anderes mehr, läßt sich wenigstens zum Teil auf klimatisch-meteorologische Verhältnisse zurückführen.

** Deshalb regt eine Natur mit charakteristischen Jahreszeiten die menschliche Phantasie im ganzen und großen auch mehr an wie die Monotonie eines vielleicht mit allen erdenklichen Reizen verschwenderisch ausgestatteten Tropenklimas.

in dieser Beziehung ihre reiche Bilderschrift (man vergleiche z. B. die Piktographie eines Wabinogesanges der Odschibwä bei Ratzel, Völkerkunde I, 35), die in der Hauptsache Tiergestalten zum begrifflichen Ausdruck verwendet.

Als einen sehr bedeutsamen Rest der ihrem Untergange zueilenden Naturvölker dürfen wir endlich wohl die Zigeuner betrachten, obwohl dieselben selbstverständlich in mannigfachen Beziehungen einer höheren Kulturstufe zuzuweisen sind. Aber gerade für unser Problem der Naturauffassung sind sie besonders gut zu verwerten, namentlich die umherziehenden sogenannten Zeltzigeuner, die viel mehr die Züge des ursprünglichen Nomadismus beibehalten haben wie ihre dem Stadtleben assimilierten und deshalb von ihnen auch mißachteten Stammesgenossen. Wie Wlislocki, einer ihrer besten Kenner, von ihnen berichtet, besitzen die siebenbürgischen Zeltzigeuner einen reichen Schatz von Märchen; denn die Ansässigen haben nicht Not, so was Dummes zu hören, sagte mir ein städtischer Zigeuner, als ich ihn um Märchen anging. Aber die Zeltzigeuner, die im Winter in Erdhöhlen hausen, was wären das überhaupt für traurige Existenzen ohne Märchenpoesie! Wie schaurig und traurig ist es, wenn langsam in solch einsamen, von aller Welt geschiedenen und gemiedenen Erdhöhlen die lange Winterszeit dahinschleicht, wenn die bergigen Wildnisse ringsum, meist in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erstarren. Dann sitzen die Leute beisammen in der übelriechenden Höhle, und während sie beim Scheine des aus Luftmangel trüb qualmenden Feuers Besen binden, Löffel und dergleichen schnitzen, erzählt die eine oder die andere Matrone Märchen und längst verklungene Geschichten; draußen aber geht ein Heulen durch die Lüfte, das die armen Leute jeden Augenblick in ihre Erdhöhle zu vergraben droht. Und doch treibt die Poesie auch hier ihre Blüten, die sorglos und unbekümmert um das Morgen gepflückt werden. (Vom wandernden Zigeunervoll, S. 371.) Überall verwebt sich in ihre Dichtung, namentlich wenn sie die Töne der Liebe anschlägt, die Naturschilderung, die Geliebte wird mit einer Blume verglichen, der Schmerz über unerwiderte Neigung oder gar über Treubruch in die wild entfesselte Natur getragen, Schwermut und Trübsinn wechselt im jähen Umschlag mit Frohsinn und derber, wohl auch obscöner Sinnlichkeit. Der bedeutsame Wechsel der Jahreszeiten bildet auch hier für alle Stimmungen der Seele den Hintergrund, wie es für solche Naturkinder ganz selbstverständlich ist. Überhaupt aber darf man wohl dem warmen Verfechter für die Ursprünglichkeit und Echtheit des alten Volksliedes und für die weitgreifende kulturhistorische Bedeutung solcher Dokumente beistimmen, wenn er von den Volksdichtungen der Zigeuner bemerkt: Für den Litterar- und Kulturhistoriker sind auch sie gerade durch die im Volke lebenden Ansichten und Gebräuche, besonders wenn sie uns als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen, in das Leben und Denken längst vergangener Geschlechter mit Verständnis einzudringen, von höchstem Interesse. Sie sind oft ebenso sichere Urkunden für die Geschichte des Volkes wie die geschriebenen Chroniken, und kein Gebildeter wird sie heutzutage höhnisch beiseite schieben. Wir könnten uns heutzutage auf eine ungemein leichte Art jedes einfachen Naturgefühls in der Dichtung entwöhnen, wenn wir dasselbe eben nicht in der Poesie solcher Naturvölker wiederfänden, denen Papier und Tinte entbehrliche, bisweilen gänzlich unbekannte Artikel — und welche nicht in den Rahmen unserer komplizierten Kultur eingetreten sind. (Wlislocki a. a. O., S. 336.) Nur muß man nicht, wie schon früher angedeutet, in einem übel angebrachten Feuereifer sehr tiefgreifende ästhetische Unterschiede in der Auffassung und vor allem auch in der Diktion, im Stil dabei übersehen. Sonst mag dem alten Wort seine Wahrheit nicht geschmälert werden: das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.



Nelly's grotto.

Die Jenolan-Höhlen in Neu-Süd-Wales.

Von

Bruno Beheim-Schwarzbach.

Kurz vor meiner Überſiedelung von Sidney nach London erzwang ich die Gelegenheit, einen Wunſch zu erfüllen, der mir ſeit Jahren am Herzen gelegen: die Jenolan-Höhlen im Binnenlande der Kolonie aufzuſuchen. In dem an Naturmerkwürdigkeiten nicht allzu reichen auſtraliſchen Erdteile werden jene mit Vorliebe als das achte Weltwunder bezeichnet. Sicher iſt, daß ſie — insbeſondere nach der Zerſtörung der vulkaniſchen Terraſſen von Rotomahana in Neuſeeland — die größte Sehenswürdigkeit Auſtraliens vorſtellen.

Ich will nicht das Unmögliche wagen, eine getreue Beſchreibung dieſer unterirdiſchen Welt zu geben. Mein dreitägiger Beſuch daſelbſt hat kaum genügt, die allgemeinen Umriſſe meinem Gedächtniſſe feſt einzuprägen. Tropfſteingebilde ſind zwar gleichartig, wo immer ſie vorkommen, aber doch jedes dieſer Gebilde hat, geographiſch geſprochen, ſeine Eigenheiten. Touriſten, die ſowohl die altberühmte Adelsberger Grotte, wie auch die Mammoth-Höhlen in Kentucky beſucht haben (ich ſelbſt kenne keine der beiden), geben den Jenolan-Höhlen den Vorzug hinſichtlich ihrer Ausdehnung und ihrer natürlichen Pracht im großen und im kleinen. Ihre Tiefe iſt thatſächlich noch nicht feſtgeſtellt und wird auf Meilen geſchätzt. Die bis heute zugänglichen Teile bilden nur den Anfang einer noch unerforſchten Höhlenwelt.

Beſuche unterirdiſcher Räume gehören ja an und für ſich nicht gerade zu den angenehmſten Beſchäftigungen. Wenn ſolche Be-



Über das Naturgefühl bei Naturvölkern.

Von
Thomas Achelis.

Bekannt ist die feinsinnige und anregende Untersuchung Alexanders von Humboldt im zweiten Bande des Kosmos über die Entwickelung des Naturgefühls zunächst bei den klassischen Völkern des Altertums (mit einem Ausblick auf die indische Litteratur), dann durch die Nacht des Mittelalters bis zum Anbruch des Humanismus und der Neuzeit hin. Gerade das achtzehnte Jahrhundert krankte ja an jener ungesunden Verzärtelung und Verweichlichung der Empfindungen und jenem förmlichen Kultus der Sentimentalität, die doch letzten Endes wieder ihren Resonanzboden in der allerdings unwahren und gekünstelten Naturauffassung besaß. Man darf sich nun wohl die Frage vorlegen: sind diese Stimmungen lediglich ein Privilegium höherer Kultur oder wohl gar, wie Schiller in seiner denkwürdigen Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung auseinandersetzt, nur ein Kennzeichen einer dem Untergang geweihten, altersschwachen, mit allen Lastern befleckten Gesellschaft, die hier krampfhaft ihren Halt sucht? In dieser psychologischen Beziehung wäre eine Parallele zwischen dem römischen Kaiserreich und dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der That sehr lehrreich. So viel ist freilich von vornherein klar, daß die Äußerungen des Naturgefühls, die wir etwa auch auf Stufen niederer Gesittung antreffen mögen, nie die Wärme und Innigkeit erreichen werden, wie sie eben erst einem reiferen Geschmack eigen sind, den ein feineres ästhetisches Empfinden charakterisiert. Andererseits sind manche Zeugnisse insofern nicht völlig unverdächtig, weil die Berichterstatter vielfach ihren eigenen Gefühlen unwillkürlich auf das Material selbst einen bedenklichen Einfluß verstattet haben, obschon — das dürfen wir wohl versichern — noch unzweideutige, unverfälschte Dokumente genug vorliegen, um jenes Problem zu entscheiden. Auch darüber wolle man nicht mit uns rechten, daß wir die eigentlichen Kultur- und Naturvölker nicht scharf und zweifelsohne trennen; denn eine solche klare Grenze existiert eben in der Entwickelung der Menschheit so wenig wie in der äußeren Natur. Überall finden wir Übergänge und Berührungspunkte, und nur wer absichtlich die äußersten Stadien einander gegenüberstellt, kann von sogenannten unversöhnlichen Gegensätzen sprechen.

Das eigentlich formale Kennzeichen für den Vertreter niederer Gesittung (wenn man von allen materiellen Faktoren absieht) ist wohl der völlige Mangel an Beharrlichkeit und Ausdauer. Als Kinder des Augenblicks, von plötzlich ins Gegenteil umschlagenden Stimmungen willenlos beherrscht, trotz aller Gutartigkeit doch sittlich unerzogen und unzuverlässig, ist auch ihre wirtschaftliche Existenz denselben Zufällen ausgesetzt. Weil sie nicht hauszuhalten verstehen, schwankt ihr Dasein zwischen Prassen bis zum Übermaß und bitterem Darben bis zum Hungertode. Derselben Unstätigkeit begegnen wir auch in ihren Beziehungen zur Natur, der belebten sowohl, wie der unorganischen. Auf der einen Seite mit der Natur vertraut, auf deren, wenn auch sehr primitive Ausnutzung sie angewie-

sen sind, bekannt mit eßbaren Pflanzen, wie nicht minder mit Giften, von einer unglaublichen Sinnesschärfe, die ihnen in Wüsten, Steppen und Wäldern mit Leichtigkeit eine sichere Orientierung ermöglicht, wo jedem Europäer die leitende Spur entschwinden würde, für Jagdzwecke zu einer äußerst täuschenden Tiernachahmung befähigt, sind sie doch andererseits nicht im stande, alle diese einzelnen wertvollen Erfahrungen zu einem systematischen Ganzen zusammenzufassen und sich eine leidliche Unabhängigkeit von den Launen der Naturgewalten zu erkämpfen. Wie sehr dieser Bann auf ihrem Denken lastet, kann man z. B. auch daraus ersehen, daß sich die dürftigen Werkzeuge des primitiven Ackerbaues selbst für Zeiten höherer Gesittung (man denke nur an den Pflug der alten Ägypter!) in derselben kümmerlichen Form zäh zu erhalten pflegen. Namentlich gegenüber den zerstörenden Naturkräften, wie Erdbeben, Orkanen, Überschwemmungen und anderen, sind die Naturvölker um so mehr schutz- und wehrlos, als es ihnen an jeder wissenschaftlich sicheren Voraussage selbstverständlich gebricht. Diese elementaren Ereignisse müssen, so sollte man voraussetzen, ihre ohnehin erregbare Phantasie in die lebhaftesten Schwingungen versetzen, und wir finden auch in ihrer Mythologie manche unzweideutige Spuren jener tiefgreifenden Einflüsse, aber nie oder nur äußerst selten zeigt sich etwas von dem uns geläufigen Gefühl des stummen Staunens, das unsere Brust mit erhabenem Stolz füllt und uns doch zu gleicher Zeit wehmütig stimmt.

Buckle hat in seiner bekannten Geschichte der Civilisation in England, auf Grund eines nur spärlichen Materials diesem Gedanken eine apodiktische, recht anfechtbare Formulierung gegeben, indem er sagt: Was die Erscheinungen der Natur betrifft, so ist sicher, daß alles, was die Gefühle des Schreckens oder der Bewunderung einflößt und was im Geiste eine Idee des Unbestimmten und Übermächtigen erzeugt, eine besondere Tendenz hat, die Einbildungskraft zu entflammen und die schwächeren und mehr der Erwägung gewidmeten Operationen des Verstandes unter ihre Herrschaft zu bringen. In solchen Fällen wird der Mensch, der sich der Macht und Majestät der Natur gegenüber betrachtet, mit dem peinlichen Gefühl der eigenen Bedeutungslosigkeit erfüllt; ein Bewußtsein seiner Unterordnung beschleicht ihn u. s. w. (I, 88 Deutsche Übers.) Diese Beweisführung ist mehr wie billig spekulativ und verträgt sich nicht mit den einfachen Thatsachen; zunächst nämlich finden wir bei den Naturvölkern ebensowenig wie unter den niederen Schichten der Nationen diese feineren ästhetischen Regungen, von denen der Verfasser spricht, sondern meistens eine ziemlich stumpfe Gelassenheit, gemischt mit recht praktischen Nützlichkeitserwägungen (über die Höhe des etwa angerichteten Schadens &c.).* Sodann entsprechen diesem Schema gar nicht einmal die wirklichen physikalisch-geologischen Verhältnisse; man nehme nur ein Land, wie Japan, das einen ausgesprochen vulkanischen Boden besitzt, völlig unterminiert, und vergleiche es mit Rußland, das durchaus von Erdbeben verschont ist. Hier stimmt die Rechnung gar nicht; denn bekanntlich erfreuen sich die Japanesen einer fröhlichen, heiteren Gemütsart, was man von den Russen im allgemeinen schwerlich behaupten könnte. Demgegenüber muß man sich, wie mit Recht Ratzel bemerkt, die Frage vorlegen: Welche Eindrücke werden die dauerndsten sein bei impressionablen, aber gleichzeitig auch nur mit lockerem Zusammenhang und geringer Dauer ihrer Eindrücke und Ideen begabten Menschen? Dann wird die Antwort immer lauten: Diejenigen, welche die eingreifendste Änderung in ihnen selbst oder ihren nächsten Verhältnissen hervorrufen. Das ist Krankheit und Tod, denen Hunger und Durst als körperliche Affektionen, gewissermaßen als vorübergehende Krankheiten anzureihen sind (Anthropo-Geographie I, 396). Hiermit kommen wir auch erst aus dem zweifelhaften Gebiet allgemeiner abstrakter Erörterungen auf den sicheren Boden verläßlicher Thatsachen, das heißt, wir sind

* Lippert führt eine charakteristische Notiz des erfahrenen Reisenden Cranz über die Eskimos an, die, gefragt, wer Himmel und Erde und alles, was sie sehen, geschaffen, antworteten: Wir wissen es nicht, es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben (Kulturgeschichte I, 6). Ebenso konstatierte jüngst von den Steinen bei den brasilianischen Waldindianern, daß ihre gesamte sogenannte Naturerklärung nur auf Verzauberung beruht und die wesentlichsten Gestirne Tiergestalten sind. (Unter den Naturvölkern Central Brasiliens, S. 352 ff.)

nunmehr im stande, die Stärke des über das ganze Menschengeschlecht gleichmäßig verbreiteten Aberglaubens als objektiven Gradmesser für das darin hervortretende Naturgefühl zu nehmen. Jede Mythologie wäre ohne diesen animistischen Hintergrund der Naturbetrachtung schlechterdings unverständlich.

Es begegnet hoffentlich keinen Zweifeln mehr, wenn wir behaupten, daß weder eine rein wissenschaftliche noch künstlerische Auffassung der Naturvorgänge bei den Völkern niederer Gesittung zu finden ist, sondern daß dieselbe lediglich anthropomorphisch, das heißt nach individuellen Launen und Rücksichten der persönlichen Wohlfahrt bemessen wird. Das gilt von der fratzenhaft verzerrten Anschauung irgend eines Negerstammes ebenso sehr wie von dem feineren Gebilde griechischer Phantasie. Es ist eine Geschichte, die uns erzählt wird, mit bestimmten Trägern und Persönlichkeiten, zuweilen gar dramatisch lebendig gestaltet; aber eben deshalb, weil sich dies konkrete, individuelle Moment in den Vordergrund drängt, kann von einer reinen Entfaltung eines Interesses an den Naturerscheinungen um ihrer selbst willen begreiflicherweise nicht die Rede sein. Die Beseelung der ganzen Umgebung, sowohl der organischen als auch der anorganischen Natur verwischt ja sichtlich und mit Fleiß die ursprünglichen Züge und setzt dafür an die Stelle ein mehr oder minder getreues Spiegelbild des menschlichen Seelenlebens. Auf- und Untergang der Sonne, dies Hauptthema aller Mythologien von der griechischen bis zur polynesischen, erscheint stets in der Beleuchtung einer sinnigen, poetisch angehauchten Erzählung, in welcher der eigentlich reale Vorgang eine nur sehr geringfügige Rolle spielt. Es ist die uns völlig verloren gegangene mythologische Form des Denkens, sagt Wundt, die die Anschauungswelt des Naturmenschen von der unseren trennt. Das mythologische Denken strebt aber überall, das Göttliche in einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern zu verkörpern; darum lebt ihm das Göttliche stets in dem einzelnen Naturgegenstand, nie in der Verbindung des Einzelnen oder gar in dem Naturganzen. Unnachahmlich hat diesen Gegensatz der Stimmungen, freilich ohne das moderne Naturgefühl gegen das alte zu Worte kommen zu lassen, Schiller in seinen Göttern Griechenlands nachempfunden. Wo für uns die Natur eine Quelle subjektiver Seelenstimmungen ist, da belebt ein ursprüngliches Denken die Natur selbst mit Gefühlen, um nun erst die einzelnen, lebend und fühlend vorgestellten Gegenstände der Außenwelt auf sich wirken zu lassen. Für uns ist die Natur auch hier Mittel zum Zweck geworden, ein Mittel, das wir uns, wie zu unserem äußeren Nutzen, so auch zur Hervorbringung ästhetischer Stimmungen dienstbar machen. (Ethik, S. 208.)

Während somit das sonst so reiche Gebiet der mythologischen Weltanschauung eine verhältnismäßig nur dürftige Ausbeute für die Beantwortung unserer Frage liefert, könnte man schon Spuren des Naturgefühls in gewissen religiösen Regungen der Völker finden. Allbekannt ist der geheimnisvolle, tiefgreifende Einfluß, den die Wüste* auf das Gemüt des Reisenden fast unwiderstehlich ausübt, und noch bekannter die Bedeutung desselben in der Religionsgeschichte, besonders für die Geburt der ersten, maßgebenden Ideen. Wie die Polynesier in ihrem Pantheon eine vulkanische Göttin Pele verehrten, deren Gunst sie durch allerlei Opfer und Gaben zu erkaufen suchten, so berichtet z. B. Junghuhn von den Javanen, die, in Tiefländern wohnend, furchtsam zu den ragenden Kegelbergen aufschauen, die drohend sich über ihren Häuptern wölbten. So wie er den Rand der Krater, heißt es unter anderem, die ihn von Ost und West umdampfen, nur zitternd betritt, mit Weihrauchdampf und Opfern, so naht er auch nur kriechend, prosterniert, halbnackt seinen Despoten, die in ihrem Zorn nicht minder gefährlich sind als die fünfzig Vulkane, welche ihre Rauchsäulen von Zeit zu Zeit über seinem Haupte entfalten und vor deren Verwüstungen er mutlos wie vor dem Machtspruch seiner Gebieter zusammensinkt. (Battaländer II, 245.) Die Naturscenerie bildet jedesmal für die religiöse Welt einen eigenartigen Hintergrund, wie ein flüchtiger Vergleich der Edda mit Homer oder der Kosmogonie der Inder

* Ähnliches gilt vom Meere, nur ist der Eindruck besonders bei entsprechender Monotonie der Küste, wie z. B. in Norwegen, mehr deprimierend als erhebend, ebenso wie bei grenzenlosen Steppenebenen.

mit der der Ägypter u. s. w. zeigt, ja, in gewissem Sinne spielt auch das Klima* hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ebenso gehört in diesen Rahmen die Verehrung von Bergen, Flüssen, Seen, Orten u. s. w., die man von den einfachen Naturvölkern bis weit in die höheren Kulturstufen hinein findet. Daß endlich auch der Kultus der Gestirne, vor allem der lebenspendenden Sonne, von diesen Gefühlen beherrscht wird, bedarf wohl keiner besonderen Erörterung, obwohl nicht zu vergessen ist, daß gerade hier für den schlichten Naturmenschen die abstumpfende Macht der Gewohnheit jene so charakteristische dumpfe Interesselosigkeit erzeugt, von der wir schon früher sprachen. Wo sich aber ein tieferes, leidenschaftlich gesteigertes Empfinden kundgiebt, haben wir es meist schon mit edleren Blüten des menschlichen Geistes zu thun, die nicht auf dem unfruchtbaren Untergrunde der sogenannten Wilden zu gedeihen pflegen. Nur ein Gebiet giebt es, das, durch unmittelbare Naturbeziehungen erschlossen, sich selbst bei Ständen niederer Gesittung einer eifrigen Pflege zu erfreuen hat, das ist, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Poesie der Jahreszeiten,** ganz besonders die mit religiösem Nimbus gefeierten Erntefeste. Nicht nur bei den klassischen Völkern des Altertums, sondern ebenso bei den Hawaiiern wurden die Bilder der Götter unter Vortritt der betreffenden Priester in feierlichem Aufzug und Gepränge herumgetragen. Einen der wenigen lichten Punkte in den ethnographischen Schilderungen der armen und elenden Australier, schreibt Ratzel, bildet ihr jährlich wiederkehrendes Erntefest beim Reifen der nährkräftigen Marsiliaceen. Solche Feste sieht selbst noch der eisige Norden; beim Einsammeln des isländischen Mooses, dieses unentbehrlichsten Nahrungsmittels der Polarbewohner, finden sich die Isländer von allen Seiten her im Gebirge zusammen, und die ganze Zeit ist eine fröhliche Erntefestzeit, und in Grönland ist, wenigstens für die Weiber, das Sammeln der Moosbeeren eine ähnliche Festzeit. Dieser reichen Ernte von Naturanregungen bringt dann die Ruhe des Winters Zeit zum Reifen und Ordnen, und diese Jahreszeit ist keineswegs bloß negativ als Unterbrechung der anderen, sondern als Zeit der Sammlung und Verarbeitung unserem Geiste wichtig. Die wandernden Geschichtenerzähler verweilen dann auf den isländischen Höfen so lange, bis ihr Vorrat an Erzählungen erschöpft ist, oft selbst den ganzen Winter. (Anthropo-Geogr. I, 418.)

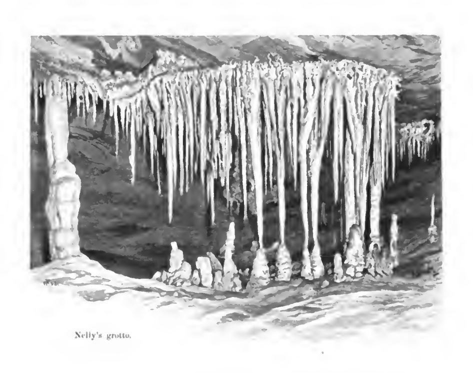
Fragen wir nun endlich nach dieser orientierenden Umschau nach den eigentlichen litterarischen Überlieferungen, die uns unmittelbar das Naturgefühl der Stämme auf niederer Gesittungsstufe bezeugen könnten, so darf die Antwort schwerlich überraschen, wenn die Ausbeute nur geringfügig ausfällt. Am originellsten und reichhaltigsten sind die schon früher berührten Tiersagen, die allerdings auch für sich schon für die Vertrautheit der Naturvölker mit der sie umgebenden Tierwelt ein unzweideutiges Zeugnis ablegen. Dabei ist es bemerkenswert, wenn gerade verhältnismäßig tief stehende Völkerschaften, wie die Buschmänner, Hottentotten und andere, eifrig diese Poesie pflegen. Auch die brasilianischen Waldindianer leben, wie von den Steinen versichert, völlig in der Tierwelt, deren phantastischen Märchenaufputz sie in kindlicher Naivetät als völlig real betrachten und nicht in dem Lichte der uns geläufigen Symbolisierung. Ihre Stammessage ist z. B. einzig auf diesem Boden erwachsen, da ja für ihre Anschauung Mensch und Tier durchaus wesensgleiche Geschöpfe sind. Nicht weniger beweist die blumen- und bilderreiche Sprache der nordamerikanischen Indianer, die trotz aller romanhaften Übertreibungen authentisch bezeugt ist, eine ungewöhnliche Vorliebe für das Leben und Weben der Natur. Am charakteristischsten erscheint uns

* Trotzdem der Nationalcharakter ein sehr verwickelter Faktor ist und nicht als einfache Größe behandelt werden kann, wie das meist unbedenklich geschieht, so muß doch so viel zugestanden werden, daß sich gewisse Abhängigkeiten unzweideutig zu erkennen geben; die Temperamentsunterschiede des Nord- und Süddeutschen, des Nord- und Südfranzosen, des Piemontesen und Neapolitaners, der ernste verschlossene Charakter des Isländers und Norwegers, die harmlose Fröhlichkeit und der glückliche Leichtsinn, der die Europäer im vorigen Jahrhundert an den Bewohnern der Südseeinseln so entzückte, und anderes mehr, läßt sich wenigstens zum Teil auf klimatisch-meteorologische Verhältnisse zurückführen.

** Deshalb regt eine Natur mit charakteristischen Jahreszeiten die menschliche Phantasie im ganzen und großen auch mehr an wie die Monotonie eines vielleicht mit allen erdenklichen Reizen verschwenderisch ausgestatteten Tropenklimas.

in dieser Beziehung ihre reiche Bilderschrift (man vergleiche z. B. die Piktographie eines Wabinogesanges der Odschibwä bei Ratzel, Völkerkunde I, 35), die in der Hauptsache Tiergestalten zum begrifflichen Ausdruck verwendet.

Als einen sehr bedeutsamen Rest der ihrem Untergange zueilenden Naturvölker dürfen wir endlich wohl die Zigeuner betrachten, obwohl dieselben selbstverständlich in mannigfachen Beziehungen einer höheren Kulturstufe zuzuweisen sind. Aber gerade für unser Problem der Naturauffassung sind sie besonders gut zu verwerten, namentlich die umherziehenden sogenannten Zeltzigeuner, die viel mehr die Züge des ursprünglichen Nomadismus beibehalten haben wie ihre dem Stadtleben assimilierten und deshalb von ihnen auch mißachteten Stammesgenossen. Wie Wlislocki, einer ihrer besten Kenner, von ihnen berichtet, besitzen die siebenbürgischen Zeltzigeuner einen reichen Schatz von Märchen; denn die Ansässigen haben nicht Not, so was Dummes zu hören, sagte mir ein städtischer Zigeuner, als ich ihn um Märchen anging. Aber die Zeltzigeuner, die im Winter in Erdhöhlen hausen, was wären das überhaupt für traurige Existenzen ohne Märchenpoesie! Wie schaurig und traurig ist es, wenn langsam in solch einsamen, von aller Welt geschiedenen und gemiedenen Erdhöhlen die lange Winterszeit dahinschleicht, wenn die bergigen Wildnisse ringsum, meist in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erstarren. Dann sitzen die Leute beisammen in der übelriechenden Höhle, und während sie beim Scheine des aus Luftmangel trüb qualmenden Feuers Besen binden, Löffel und dergleichen schnitzen, erzählt die eine oder die andere Matrone Märchen und längst verklungene Geschichten; draußen aber geht ein Heulen durch die Lüfte, das die armen Leute jeden Augenblick in ihre Erdhöhle zu vergraben droht. Und doch treibt die Poesie auch hier ihre Blüten, die sorglos und unbekümmert um das Morgen gepflückt werden. (Vom wandernden Zigeunervoll, S. 371.) Überall verwebt sich in ihre Dichtung, namentlich wenn sie die Töne der Liebe anschlägt, die Naturschilderung, die Geliebte wird mit einer Blume verglichen, der Schmerz über unerwiderte Neigung oder gar über Treubruch in die wild entfesselte Natur getragen, Schwermut und Trübsinn wechselt im jähen Umschlag mit Frohsinn und derber, wohl auch obscöner Sinnlichkeit. Der bedeutsame Wechsel der Jahreszeiten bildet auch hier für alle Stimmungen der Seele den Hintergrund, wie es für solche Naturkinder ganz selbstverständlich ist. Überhaupt aber darf man wohl dem warmen Verfechter für die Ursprünglichkeit und Echtheit des alten Volksliedes und für die weitgreifende kulturhistorische Bedeutung solcher Dokumente beistimmen, wenn er von den Volksdichtungen der Zigeuner bemerkt: Für den Litterar- und Kulturhistoriker sind auch sie gerade durch die im Volke lebenden Ansichten und Gebräuche, besonders wenn sie uns als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen, in das Leben und Denken längst vergangener Geschlechter mit Verständnis einzudringen, von höchstem Interesse. Sie sind oft ebenso sichere Urkunden für die Geschichte des Volkes wie die geschriebenen Chroniken, und kein Gebildeter wird sie heutzutage höhnisch beiseite schieben. Wir könnten uns heutzutage auf eine ungemein leichte Art jedes einfachen Naturgefühls in der Dichtung entwöhnen, wenn wir dasselbe eben nicht in der Poesie solcher Naturvölker wiederfänden, denen Papier und Tinte entbehrliche, bisweilen gänzlich unbekannte Artikel — und welche nicht in den Rahmen unserer komplizierten Kultur eingetreten sind. (Wlislocki a. a. O., S. 336.) Nur muß man nicht, wie schon früher angedeutet, in einem übel angebrachten Feuereifer sehr tiefgreifende ästhetische Unterschiede in der Auffassung und vor allem auch in der Diktion, im Stil dabei übersehen. Sonst mag dem alten Wort seine Wahrheit nicht geschmälert werden: das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.



Nelly's grotto.

Die Jenolan-Höhlen in Neu-Süd-Wales.

Von

Bruno Beheim-Schwarzbach.

Kurz vor meiner Übersiedelung von Sidney nach London erzwang ich die Gelegenheit, einen Wunsch zu erfüllen, der mir seit Jahren am Herzen gelegen: die Jenolan-Höhlen im Binnenlande der Kolonie aufzusuchen. In dem an Naturmerkwürdigkeiten nicht allzu reichen australischen Erdteile werden jene mit Vorliebe als das achte Weltwunder bezeichnet. Sicher ist, daß sie — insbesondere nach der Zerstörung der vulkanischen Terrassen von Rotomahana in Neuseeland — die größte Sehenswürdigkeit Australiens vorstellen.

Ich will nicht das Unmögliche wagen, eine getreue Beschreibung dieser unterirdischen Welt zu geben. Mein dreitägiger Besuch daselbst hat kaum genügt, die allgemeinen Umrisse meinem Gedächtnisse fest einzuprägen. Tropfsteingebilde sind zwar gleichartig, wo immer sie vorkommen, aber doch jedes dieser Gebilde hat, geographisch gesprochen, seine Eigenheiten. Touristen, die sowohl die altberühmte Adelsberger Grotte, wie auch die Mammoth-Höhlen in Kentucky besucht haben (ich selbst kenne keine der beiden), geben den Jenolan-Höhlen den Vorzug hinsichtlich ihrer Ausdehnung und ihrer natürlichen Pracht im großen und im kleinen. Ihre Tiefe ist thatsächlich noch nicht festgestellt und wird auf Meilen geschätzt. Die bis heute zugänglichen Teile bilden nur den Anfang einer noch unerforschten Höhlenwelt.

Besuche unterirdischer Räume gehören ja an und für sich nicht gerade zu den angenehmsten Beschäftigungen. Wenn solche Be-

suche aber in noch nicht genau erforschten Tiefen vor sich gehen, so läßt nur die Lust am Ungewöhnlichen uns das Unternehmen erklären. Ein geschmeidiger Körper, physische Kraft und gute Nerven sind unentbehrliche Erfordernisse, um unbeschadet auf steilen Felsblöcken herumzuklettern, im Halbdunkel schmale Stege und Naturbrücken zu überklimmen, sich durch viele kleine Öffnungen, die sich maschenartig ausbreiten — scharfkantig und spitz an ihren Wänden —, durchzuwinden und ein Hinabstürzen in gähnende Abgründe zu vermeiden. Der Anblick, den wir nach unserer Exploration boten, verdeutlichte den bekannten kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen; unsere Kleider hingen thatsächlich in Fetzen an unserem Körper.

Die Eindrücke, die ich von meinem Besuche der Jenolan-Höhlen mitnahm, waren bildlicher wie geistiger Art, wenn ich mich so ausdrücken kann. Zu den ersteren gehört die Großartigkeit, Zartheit, Vielgestaltigkeit, oft auch Ungeheuerlichkeit der durch die auswaschende Gewalt des Wassers gebildeten Räume, nicht minder die Tropfsteinbildung selbst. Zu den zweiten gehört die Reflexion über ihre Entstehung. Wir suchen vergeblich nach einem passenderen Worte, als es uns zu Gebote steht, um auszudrücken, welche kosmische Epochen erforderlich waren, die Geschichte dieser Entstehung in das Felsenmonument gleichsam einzumeißeln. Das stalaktitische Gebilde, wie es sich in den Jenolan-Höhlen offenbart, hat nach der bestmöglichen Berechnung zu seinem Aufbau mehr als 250000 Jahre gebraucht. Aber ehe noch — eine viertel Million Jahre zurück — sein Aufbau durch die beständig fallenden Wassertropfen anfing, müssen die Hohlräume schon dagewesen sein. Eine Anzahl versteinerter Knochen, die sich tief in Felsenmassen eingebettet vorfinden, erzählt uns von vorweltlichen Tieren, die hier gehaust. Das aber ist wieder nur ein Kapitel in dem großen Buche der Entstehung der Berge selbst, und wir könnten





The devil's coachhouse.

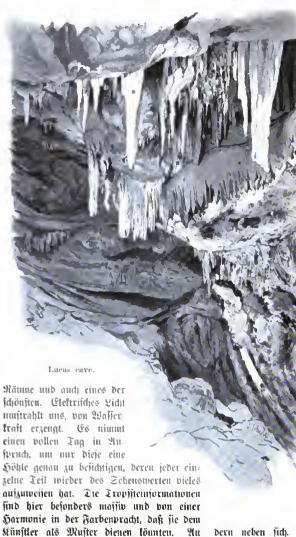
immer weiter zurück reflektieren, würde der geistige Blick nicht getrübt durch die Tiefe der Vergangenheit.

Wenn nun auch selbst ein größerer Aufwand von Redefiguren nicht im stande wäre, der Aufgabe einer eingehenden Beschreibung dieser Naturwunder annähernd gerecht zu werden, so will ich doch versuchen, einen skizzenartigen Überblick zu geben, wenn auch nur in Schlagworten. Der Teil des Kalkgebirges, in welchem die Höhlen liegen, hat eine Breite von sechs englischen Meilen, sich von Nord nach Süd erstreckend. Die Tiefe, wie schon erwähnt, ist noch unbekannt. Der Eintritt in die Höhlenwelt wird durch einen imposanten massiven Felsbogen bewerkstelligt, die Wölbung des Bogens ist enorm und seine Höhe volle dreihundert Fuß. Es ist eine Art Halle, an beiden Seiten offen und erlaubt dem grün abgedämpften Sonnenlichte hineinzuscheinen. Der Boden ist mit Felsenblöcken, ich möchte sagen Felsenhügeln bedeckt, nebst einem Geklipp von Tropfsteinmassen und einigen Riesenblöcken schwarzen Marmors, durchsetzt mit fossilen Muscheln — die Überbleibsel einer versunkenen Welt. Diese mächtige Naturhalle, fälschlich auch als Höhle bezeichnet, hat den ominösen Namen The devil's coachhouse.

Die zerbrochene Säule.

Von hier aus gelangt man in die zweite Tageshöhle, The grand arch, ebenfalls einem gigantischen Portikus zu der Behausung eines untergegangenen Riesengeschlechtes vergleichbar. Der Eindruck ist düster, beinahe schauerlich, sein östlicher Teil ein Wundergebilde natürlicher Architektur. Und als ein Wunder erscheint es auch, daß der mächtige, kühn geschwungene Steinbogen unter der enormen Wucht des Berges nicht zusammenbricht. Die Decke, von unten gesehen, gleicht einem überreich ausgestatteten Reliefgewebe, von Riesenhänden gefügt; doch wenn man sie von der Seite betrachtet, so erkennt man, daß eine Unmasse Stalaktiten, von zehn bis fünfzehn Fuß Länge, das Auge täuschten. Ein Kalkblock von wohl gegen dreitausend Tonnen Gewicht liegt seitwärts am Boden; ihm gegenüber The lion, ein Stalagmit, der annähernd an den König der Wüste erinnert.

Von der östlichen Erhöhung klimmen wir in die Tiefe der Imperial cave, wohl des größten der bis heute bekannten Jenolan-



Lucas cave.

Räume und auch eines der schönsten. Elektrisches Licht umstrahlt uns, von Wasserkraft erzeugt. Es nimmt einen vollen Tag in Anspruch, um nur diese eine Höhle genau zu besichtigen, deren jeder einzelne Teil wieder des Sehenswerten vieles aufzuweisen hat. Die Tropfsteinformationen sind hier besonders massiv und von einer Harmonie in der Farbenpracht, daß sie dem Künstler als Muster dienen könnten. An allen Seiten und Ecken des Raumes erblickt man teils größere, teils kleinere Einbuchtungen und Grotten, Tunnel und Schlünde, die den Mutigen zu weiterem Vordringen einladen, den Furchtsamen abschrecken. Thatsächlich ist die Imperial-Höhle der Hauptausgangspunkt für die weiteren unterirdischen Exkursionen.

Der rastlose Beschauer drängt sich oft achtlos an den farben- und gestaltungsprächtigsten Naturgebilden vorbei, den tieferen Höhlen zu. Auch hier reizt das Unbekannte, Mystische mehr wie die im elektrischen Lichte strahlenden Wunderwerke. Wenn mir der Leser auf meiner Wanderung weiter folgen will, so muß auch er, wie ich es thue, ein Licht im Laternengewande zur Hand nehmen und sicher sein, festes Lederwerk an den Füßen zu haben. Wir klettern anfangs aufwärts bis zur Nettle cave, einem Raum, der seinen Namen voll verdient, denn stachelige Straucharten erschweren das Vordringen. Von der Höhe geht man wieder gegen sechzig Fuß abwärts, an beiden Seiten von starken Drahtseilen gestützt, und steht plötzlich vor einer trichterartigen Vertiefung, die einem Kraterloche nicht unähnlich sieht. Es ist eine Doline großartiger Gestaltung. Unwillkürlich hemmt sich der Schritt. Aber auch das Auge ruht staunend, nicht sowohl auf der Tiefe vor sich, sondern auf den Wundern neben sich. Die Kalkgebilde an den Seiten sind hier unbeschreiblich eigenartig. Das feinste Maschenwerk durchzieht und überzieht die Wände, so zart und vielgestaltig, wie es die Korallenwelt einst aufwies, die geholfen hat, die Berge entstehen zu lassen. Pilzförmige Massen, sämtlich mächtige Stalagmiten, bedecken den Boden, der dünn zu sein scheint, denn ein starkes Auftreten macht ihn erzittern. Seitwärts zwängen wir uns — Füße voran — durch eine kleine Öffnung zu einem Riesengewölbe hin-

durch, dessen Namen ich vergessen habe. Hier finden wir die ganze Bodenfläche mit einer feinen Staubmasse bedeckt. Doch der Staub wirbelt nicht auf. Schlägt man auf den Boden, so klingt der Schall abgedämpft, wie der Schlag auf einen dicken Teppich. Eine Säule, wohl zwölf Fuß im Umfang, steigt frei bis zur Decke empor; an keinem ihrer Teile ist zu erkennen, wo sich die Stalaktiten mit den Stalagmiten vereinigt haben. Die Wände der Höhle sind ebenfalls von säulenartigem Gebilde. Östlich mündet die eine Öffnung zu dem oberen Teil des devil's coachhouse — einhundertundzwanzig Fuß über dem Boden derselben. Der Durchblick ist eigenartig grotesk.

Eine zweite nach oben seitwärts mündende Öffnung bringt uns in The ball-room, den wundersamsten Ballsaal der Welt. Die Architektur aller Zeiten und Völker scheint sich hier im Säulenbau zusammenzudrängen. Doch der Führer läßt uns keine Zeit, und wir folgen ihm, eine hölzerne Leiter erkletternd, in den nächsten Raum — —

Doch ich merke, es wird nicht thunlich sein, den Leser in einen jeden der zugänglichen Teile mit einzuführen. Nicht nur der Körper, sondern auch der Geist ermüdet. Es ist des Wunderartigen zu viel, das im kleinen Zeitraum auf uns eindringt. Auf der — Wanderung kann ich es kaum nennen, Durchkletterung ist ein passenderes Wort, durch diese unterirdische Welt, Felsen auf, Felsen ab, kriechend und bückend oft, umrauscht von Katarakten und subterrarischen Gewässern, die bald neben uns, bald unter uns auftauchen; Naturbrücken überkletternd, natürliche Marmorhallen und Krystallpaläste durchschreitend, Säulengepränge und Obelisken überall, oft in Grotten weilend, die teils für Gnomen, teils für Elfen, teils wieder für ein Riesengeschlecht konstruiert zu sein scheinen, dabei stundenlange stete Bewegung, ein stetes Wundern und Staunen, gelegentlich auch ein Ausruf des Schmerzes, wenn die scharfkantigen Steinmassen, das spitze Gellipp, mit unserem Körper in zu nahe Berührung kommen — wer würde sich nach all diesem nicht nach der bequemen Alltäglichkeit zurücksehnen?

Lots Frau.

Aber allzu kraß dürfen wir unseren Besuch nicht abbrechen, denn wir würden es uns niemals vergeben, nicht das Sehenswerteste geistig mitgenommen zu haben. Es ist zwar schwer, den Preis einem einzelnen Teile zuzusprechen. Einzeln betrachtet, scheint jeder Raum die schönste Umhüllung zu haben, bis er von dem nächsten Raume verdrängt wird.

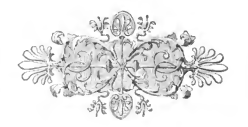
Einem Impulse folgend, durcheile ich im Schnellschritt die Gänge und betrachte flüchtig nur die meisten der Tropfsteinwunder, The shawl cave, Nelly's grotto, The butcher shop, Lucas cave, Crystal city, an der zerbrochenen Säule vorüber, und winde mich durch eine Öffnung, 2 Fuß hoch, 3 Fuß breit, zu einem Juwel von Grotte hindurch, die auch den Namen The jewel casket führt. Ist der Name schon vielversprechend, die Wirklichkeit giebt mehr. Aladins Schätze offenbaren sich hier in profuser, vielfach vermehrter Auflage. Wenn das Magnesiumlicht den Raum voll erleuchtet, so wird das Auge geblendet von dem schneeweißen und schneeschimmernden Reflex vom Boden her. Und wenn wir schutzsuchend nach oben blicken, so erschrecken wir vor dem Farbenlicht, das auf uns herabfällt. Wie von einem einzigen Diamanten entströmt ein regenbogenfarbiges Licht der Decke. Auch von den Seiten dringt die Farbenpracht auf uns ein, schimmernd und funkelnd und strahlend,

bald mild wie das Geflimmer der Perlmutter und der Opale, bald wieder scharf und blendend. Alle Töne der Farbenskala fließen neben- und ineinander. Weder die Zunge, noch die Feder, weder photographische Wiedergabe, noch die Versuche der farbengewandtesten Maler können auch nur ein annäherndes Bild geben von der zu schauenden Pracht. Wenn irgendwo, so sind wir hier im Wunderlande.

Meiner Meinung nach haben wir in The jewel casket den Höhepunkt des Sehenswerten erreicht. Lots Frau, die Alabaster-Kolonne, die Grotte der Krystalle und andere Einzelheiten, die wir auf unserem Rückwege passieren, haben nunmehr nur ein untergeordnetes Interesse. Kurz verweilen müssen wir noch, nicht im, sondern vor dem Gartenpalast — einem Wunder zartester Gestaltung. Es ist nur zehn Zoll hoch, ein Spielzeug, von müden Zwergen gleichsam achtlos in die Ecke geschoben.

Ich habe in meinem Versuche, die Jenolan-Höhlen zu skizzieren, so oft den Superlativ des Lobes und der Bewunderung gebraucht, daß es beinahe erfrischend klingt, zu gestehen: das ganze große Wunder der Höhlenwelt hinterließ auf mich einen nahezu unbefriedigenden Eindruck. Das Düstere, Unfertige, Chaotische imponiert wohl, aber es befriedigt nicht. Der eigenartige und doch so einfache Prozeß der Tropfsteinbildung, die chemische Auflösung, das physikalische Gesetz, welches den hängenden Tropfen verdunsten und den so minimalen soliden Bestandteil desselben als Deposit zurückläßt und dieses teilweise wieder unter den Einfluß des Krystallationsgesetzes bringt, all dieses ist gewiß wunderbar an sich. Aber ich meine, wenn wir diesen Vorgang vergleichen mit der Entstehung der Formen und Farben, der Anmut und Schönheit, den die Natur in ihren animalischen und vegetabilischen Schöpfungen offenbart, so verhalten zu diesen sich alle Mineralwunder, wie die rohen Kunstprodukte der Südsee-Insulaner sich zu den Meisterwerken eines Phidias und eines Raphael verhalten.

Es erübrigt mir noch zu sagen, daß die Reise von Sidney nach den Jenolan-Höhlen, einschließlich dreitägiger Besichtigung derselben, im Laufe einer Woche abgemacht werden kann. Von den drei bestehenden Routen wählte ich diejenige, die mit der Eisenbahn nach den Blauen Bergen bis Tarana und von dort mit eintägiger Wagenfahrt an Ort und Stelle führt. Das Cave house, welches von dem Aufseher und Hüter der Höhlen gehalten wird, gewährt bescheidene Unterkunft.





Wilma.

Eine Geschichte aus der römischen Fremdenkolonie
von
Moritz von Reichenbach.

Unter den bunten Leinenzelten, welche den freien Platz vor dem Sybillentempel in Tivoli überspannten, standen gedeckte Tische und liefen geschäftige Kellner hin und her, um die verschiedenen Gruppen von Fremden, welche sich zu Mittag eingefunden hatten, zu bedienen. An der Mittagstafel saß ein aristokratisch aussehender grauköpfiger Herr, der in unverfälscht österreichischen Accenten über das schlechte Essen schimpfte, wobei ihm seine Frau und zwei Töchter nach besten Kräften halfen.

„Dieser Braten und diese Mehlspeis, es ist ja doch rein nichts zu genießen.“

„Und gar der Champagner — ganz abscheulich!“

„Schau, Franzl, ich hab's immer g'sagt, es geht nichts über die Wiener Küche.“

Am Nebentisch saß für sich allein ein junger Herr, dem die landesüblichen Speisen, Maccaroni und Risotto, ebenso vortrefflich schmeckten wie der rote Chianti, der in strohumflochtener Flasche neben ihm stand. Mit einem halben Lächeln zu den Österreichern hinüberblickend, sagte der junge Fremde:

„Es empfiehlt sich hier die Landesküche zu bestellen, die ist vorzüglich.“

Der alte Herr schob den goldenen Kneifer, den er auf der Nase trug, etwas höher und blickte den Fremden an — abweisend und unendlich erstaunt. Und ebenso erstaunt trafen ihn die Blicke der drei Damen, und in den dunklen Augen der beiden jungen Mädchen blitzte es dabei von Schelmerei und ein wenig Schadenfreude.

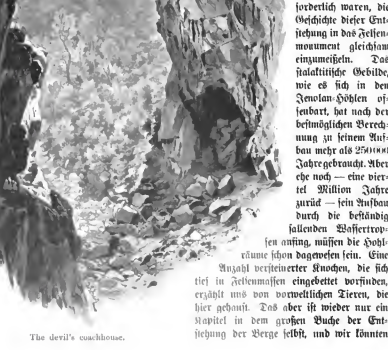
„Chacun selon son goût,“ sagte der alte Herr, und um die Lippen der Damen zuckte ein spöttisches Lächeln, während die Blicke von Eltern und Töchtern sich gleichzeitig mit einer gewissen Ostentation von dem jungen Fremden abwandten. Dieser zog die Stirn in Falten und rief nach dem Kellner, um seine Rechnung zu bezahlen.

„Servus,“ sagte in diesem Augenblick eine etwas schnarrende Stimme, und aus der Thür des Sybillen-Hotels trat ein junger Mann in elegantem Touristenanzug und schwenkte den runden Strohhut über dem kurzgeschorenen Haupt.

„Der Vetter Pepi!“ riefen die Österreicher, und während der Sybillen-Ganymed

suche aber in noch nicht genau erforschten Tiefen vor sich gehen, so läßt nur die Lust am Ungewöhnlichen uns das Unternehmen erklären. Ein geschmeidiger Körper, physische Kraft und gute Nerven sind unentbehrliche Erfordernisse, um unbeschadet auf steilen Felsblöcken herumzuklettern, im Halbdunkel schmale Stege und Naturbrücken zu überklimmen, sich durch viele kleine Öffnungen, die sich maschenartig ausbreiten — scharfkantig und spitz an ihren Wänden —, durchzuwinden und ein Hinabstürzen in gähnende Abgründe zu vermeiden. Der Anblick, den wir nach unserer Exploration boten, verdeutlichte den bekannten kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen; unsere Kleider hingen thatsächlich in Fetzen an unserem Körper.

Die Eindrücke, die ich von meinem Besuche der Jenolan-Höhlen mitnahm, waren bildlicher wie geistiger Art, wenn ich mich so ausdrücken kann. Zu den ersteren gehört die Großartigkeit, Zartheit, Vielgestaltigkeit, oft auch Ungeheuerlichkeit der durch die auswaschende Gewalt des Wassers gebildeten Räume, nicht minder die Tropfsteinbildung selbst. Zu den zweiten gehört die Reflexion über ihre Entstehung. Wir suchen vergeblich nach einem passenderen Worte, als es uns zu Gebote steht, um auszudrücken, welche kosmische Epochen erforderlich waren, die Geschichte dieser Entstehung in das Felsenmonument gleichsam einzumeißeln. Das stalaktitische Gebilde, wie es sich in den Jenolan-Höhlen offenbart, hat nach der bestmöglichen Berechnung zu seinem Aufbau mehr als 250000 Jahre gebraucht. Aber ehe noch — eine viertel Million Jahre zurück — sein Aufbau durch die beständig fallenden Wassertropfen anfing, müssen die Hohlräume schon dagewesen sein. Eine Anzahl versteinerter Knochen, die sich tief in Felsenmassen eingebettet vorfinden, erzählt uns von vorweltlichen Tieren, die hier gehaust. Das aber ist wieder nur ein Kapitel in dem großen Buche der Entstehung der Berge selbst, und wir könnten



The devil's coachhouse.

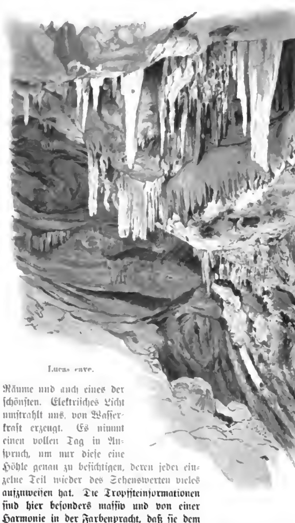
immer weiter zurück reflektieren, würde der geistige Blick nicht getrübt durch die Tiefe der Vergangenheit.

Wenn nun auch selbst ein größerer Aufwand von Redefiguren nicht im stande wäre, der Aufgabe einer eingehenden Beschreibung dieser Naturwunder annähernd gerecht zu werden, so will ich doch versuchen, einen skizzenartigen Überblick zu geben, wenn auch nur in Schlagworten. Der Teil des Kalkgebirges, in welchem die Höhlen liegen, hat eine Breite von sechs englischen Meilen, sich von Nord nach Süd erstreckend. Die Tiefe, wie schon erwähnt, ist noch unbekannt. Der Eintritt in die Höhlenwelt wird durch einen imposanten massiven Felsbogen bewerkstelligt, die Wölbung des Bogens ist enorm und seine Höhe volle dreihundert Fuß. Es ist eine Art Halle, an beiden Seiten offen und erlaubt dem grün abgedämpften Sonnenlichte hineinzuscheinen. Der Boden ist mit Felsenblöcken, ich möchte sagen Felsenhügeln bedeckt, nebst einem Gellipp von Tropfsteinmassen und einigen Riesenblöcken schwarzen Marmors, durchsetzt mit fossilen Muscheln — die Überbleibsel einer versunkenen Welt. Diese mächtige Naturhalle, fälschlich auch als Höhle bezeichnet, hat den ominösen Namen The devil's coachhouse.

Die zerbrochene Säule.

Von hier aus gelangt man in die zweite Tageshöhle, The grand arch, ebenfalls einem gigantischen Portikus zu der Behausung eines untergegangenen Riesengeschlechtes vergleichbar. Der Eindruck ist düster, beinahe schauerlich, sein östlicher Teil ein Wundergebilde natürlicher Architektur. Und als ein Wunder erscheint es auch, daß der mächtige, kühn geschwungene Steinbogen unter der enormen Wucht des Berges nicht zusammenbricht. Die Decke, von unten gesehen, gleicht einem überreich ausgestatteten Reliefgewebe, von Riesenhänden gefügt; doch wenn man sie von der Seite betrachtet, so erkennt man, daß eine Unmasse Stalaktiten, von zehn bis fünfzehn Fuß Länge, das Auge täuschten. Ein Kalkblock von wohl gegen dreitausend Tonnen Gewicht liegt seitwärts am Boden; ihm gegenüber The lion, ein Stalagmit, der annähernd an den König der Wüste erinnert.

Von der östlichen Erhöhung klimmen wir in die Tiefe der Imperial cave, wohl des größten der bis heute bekannten Jenolan-



Lucas cave.

Räume und auch eines der schönsten. Elektrisches Licht umstrahlt uns, von Wasserkraft erzeugt. Es nimmt einen vollen Tag in Anspruch, um nur diese eine Höhle genau zu besichtigen, deren jeder einzelne Teil wieder des Sehenswerten vieles aufzuweisen hat. Die Tropfsteinformationen sind hier besonders massiv und von einer Harmonie in der Farbenpracht, daß sie dem Künstler als Muster dienen könnten. An allen Seiten und Ecken des Raumes erblickt man teils größere, teils kleinere Einbuchtungen und Grotten, Tunnel und Schlünde, die den Mutigen zu weiterem Vordringen einladen, den Furchtsamen abschrecken. Thatsächlich ist die Imperial-Höhle der Hauptausgangspunkt für die weiteren unterirdischen Exkursionen.

Der rastlose Beschauer drängt sich oft achtlos an den farben- und gestaltungsprächtigsten Naturgebilden vorbei, den tieferen Höhlen zu. Auch hier reizt das Unbekannte, Mystische mehr wie die im elektrischen Lichte strahlenden Wunderwerke. Wenn mir der Leser auf meiner Wanderung weiter folgen will, so muß auch er, wie ich es thue, ein Licht im Laternengewande zur Hand nehmen und sicher sein, festes Lederwerk an den Füßen zu haben. Wir klettern anfangs aufwärts bis zur Nettle cave, einem Raum, der seinen Namen voll verdient, denn stachelige Straucharten erschweren das Vordringen. Von der Höhe geht man wieder gegen sechzig Fuß abwärts, an beiden Seiten von starken Drahtseilen gestützt, und steht plötzlich vor einer trichterartigen Vertiefung, die einem Kraterloche nicht unähnlich sieht. Es ist eine Doline großartiger Gestaltung. Unwillkürlich hemmt sich der Schritt. Aber auch das Auge ruht staunend, nicht sowohl auf der Tiefe vor sich, sondern auf den Wundern neben sich. Die Kalkgebilde an den Seiten sind hier unbeschreiblich eigenartig. Das feinste Maschenwerk durchzieht und überzieht die Wände, so zart und vielgestaltig, wie es die Korallenwelt einst aufwies, die geholfen hat, die Berge entstehen zu lassen. Pilzförmige Massen, sämtlich mächtige Stalagmiten, bedecken den Boden, der dünn zu sein scheint, denn ein starkes Auftreten macht ihn erzittern. Seitwärts zwängen wir uns — Füße voran — durch eine kleine Öffnung zu einem Riesengewölbe hin-

durch, dessen Namen ich vergessen habe. Hier finden wir die ganze Bodenfläche mit einer feinen Staubmasse bedeckt. Doch der Staub wirbelt nicht auf. Schlägt man auf den Boden, so klingt der Schall abgedämpft, wie der Schlag auf einen dicken Teppich. Eine Säule, wohl zwölf Fuß im Umfang, steigt frei bis zur Decke empor; an keinem ihrer Teile ist zu erkennen, wo sich die Stalaktiten mit den Stalagmiten vereinigt haben. Die Wände der Höhle sind ebenfalls von säulenartigem Gebilde. Östlich mündet die eine Öffnung zu dem oberen Teil des devil's coachhouse — einhundertundzwanzig Fuß über dem Boden derselben. Der Durchblick ist eigenartig grotesk.

Eine zweite nach oben seitwärts mündende Öffnung bringt uns in The ball-room, den wundersamsten Ballsaal der Welt. Die Architektur aller Zeiten und Völker scheint sich hier im Säulenbau zusammenzudrängen. Doch der Führer läßt uns keine Zeit, und wir folgen ihm, eine hölzerne Leiter erkletternd, in den nächsten Raum — —

Doch ich merke, es wird nicht thunlich sein, den Leser in einen jeden der zugänglichen Teile mit einzuführen. Nicht nur der Körper, sondern auch der Geist ermüdet. Es ist des Wunderartigen zu viel, das im kleinen Zeitraum auf uns eindringt. Auf der — Wanderung kann ich es kaum nennen, Durchkletterung ist ein passenderes Wort, durch diese unterirdische Welt, Felsen auf, Felsen ab, kriechend und bückend oft, umrauscht von Katarakten und subterrarischen Gewässern, die bald neben uns, bald unter uns auftauchen; Naturbrücken überkletternd, natürliche Marmorhallen und Krystallpaläste durchschreitend, Säulengepränge und Obelisken überall, oft in Grotten weilend, die teils für Gnomen, teils für Elfen, teils wieder für ein Riesengeschlecht konstruiert zu sein scheinen, dabei stundenlange stete Bewegung, ein stetes Wundern und Staunen, gelegentlich auch ein Ausruf des Schmerzes, wenn die scharfkantigen Steinmassen, das spitze Geklipp, mit unserem Körper in zu nahe Berührung kommen — wer würde sich nach all diesem nicht nach der bequemen Alltäglichkeit zurücksehnen?

Lots Frau

Aber allzu kraß dürfen wir unseren Besuch nicht abbrechen, denn wir würden es uns niemals vergeben, nicht das Sehenswerteste geistig mitgenommen zu haben. Es ist zwar schwer, den Preis einem einzelnen Teile zuzusprechen. Einzeln betrachtet, scheint jeder Raum die schönste Umhüllung zu haben, bis er von dem nächsten Raume verdrängt wird.

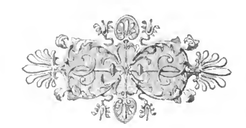
Einem Impulse folgend, durcheile ich im Schnellschritt die Gänge und betrachte flüchtig nur die meisten der Tropfsteinwunder, The shawl cave, Nelly's grotto, The butcher shop, Lucas cave, Crystal city, an der zerbrochenen Säule vorüber, und winde mich durch eine Öffnung, 2 Fuß hoch, 3 Fuß breit, zu einem Juwel von Grotte hindurch, die auch den Namen The jewel casket führt. Ist der Name schon vielversprechend, die Wirklichkeit giebt mehr. Aladins Schätze offenbaren sich hier in profuser, vielfach vermehrter Auflage. Wenn das Magnesiumlicht den Raum voll erleuchtet, so wird das Auge geblendet von dem schneeweißen und schneeschimmernden Reflex vom Boden her. Und wenn wir schutzsuchend nach oben blicken, so erschrecken wir vor dem Farbenlicht, das auf uns herabfällt. Wie von einem einzigen Diamanten entströmt ein regenbogenfarbiges Licht der Decke. Auch von den Seiten dringt die Farbenpracht auf uns ein, schimmernd und funkelnd und strahlend,

bald mild wie das Geflimmer der Perlmutter und der Opale, bald wieder scharf und blendend. Alle Töne der Farbenskala fließen neben- und ineinander. Weder die Zunge, noch die Feder, weder photographische Wiedergabe, noch die Versuche der farbengewandtesten Maler können auch nur ein annäherndes Bild geben von der zu schauenden Pracht. Wenn irgendwo, so sind wir hier im Wunderlande.

Meiner Meinung nach haben wir in The jewel casket den Höhepunkt des Sehenswerten erreicht. Lots Frau, die Alabaster-Kolonne, die Grotte der Krystalle und andere Einzelheiten, die wir auf unserem Rückwege passieren, haben nunmehr nur ein untergeordnetes Interesse. Kurz verweilen müssen wir noch, nicht im, sondern vor dem Gartenpalast — einem Wunder zartester Gestaltung. Es ist nur zehn Zoll hoch, ein Spielzeug, von müden Zwergen gleichsam achtlos in die Ecke geschoben.

Ich habe in meinem Versuche, die Jenolan-Höhlen zu skizzieren, so oft den Superlativ des Lobes und der Bewunderung gebraucht, daß es beinahe erfrischend klingt, zu gestehen: das ganze große Wunder der Höhlenwelt hinterließ auf mich einen nahezu unbefriedigenden Eindruck. Das Düstere, Unfertige, Chaotische imponiert wohl, aber es befriedigt nicht. Der eigenartige und doch so einfache Prozeß der Tropfsteinbildung, die chemische Auflösung, das physikalische Gesetz, welches den hängenden Tropfen verdunsten und den so minimalen soliden Bestandteil desselben als Depot zurückläßt und dieses teilweise wieder unter den Einfluß des Krystallationsgesetzes bringt, all dieses ist gewiß wunderbar an sich. Aber ich meine, wenn wir diesen Vorgang vergleichen mit der Entstehung der Formen und Farben, der Anmut und Schönheit, den die Natur in ihren animalischen und vegetabilischen Schöpfungen offenbart, so verhalten zu diesen sich alle Mineralwunder, wie die rohen Kunstprodukte der Südsee-Insulaner sich zu den Meisterwerken eines Phidias und eines Raphael verhalten.

Es erübrigt mir noch zu sagen, daß die Reise von Sidney nach den Jenolan-Höhlen, einschließlich dreitägiger Besichtigung derselben, im Laufe einer Woche abgemacht werden kann. Von den drei bestehenden Routen wählte ich diejenige, die mit der Eisenbahn nach den Blauen Bergen bis Tarana und von dort mit eintägiger Wagenfahrt an Ort und Stelle führt. Das Cave house, welches von dem Aufseher und Hüter der Höhlen gehalten wird, gewährt bescheidene Unterkunft.





Wilma.

Eine Geschichte aus der römischen Fremdenkolonie
von
Moritz von Reichenbach.

Unter den bunten Leinenzelten, welche den freien Platz vor dem Sybillentempel in Tivoli überspannten, standen gedeckte Tische und liefen geschäftige Kellner hin und her, um die verschiedenen Gruppen von Fremden, welche sich zu Mittag eingefunden hatten, zu bedienen. An der Mittagstafel saß ein aristokratisch aussehender graulöpfiger Herr, der in unverfälscht österreichischen Accenten über das schlechte Essen schimpfte, wobei ihm seine Frau und zwei Töchter nach besten Kräften halfen.

„Dieser Braten und diese Mehlspeis, es ist ja doch rein nichts zu genießen."

„Und gar der Champagner — ganz abscheulich!"

„Schau, Franzl, ich hab's immer g'sagt, es geht nichts über die Wiener Küche."

Am Nebentisch saß für sich allein ein junger Herr, dem die landesüblichen Speisen, Maccaroni und Risotto, ebenso vortrefflich schmeckten wie der rote Chianti, der in strohumflochtener Flasche neben ihm stand. Mit einem halben Lächeln zu den Österreichern hinüberblickend, sagte der junge Fremde:

„Es empfiehlt sich hier die Landesküche zu bestellen, die ist vorzüglich."

Der alte Herr schob den goldenen Kneifer, den er auf der Nase trug, etwas höher und blickte den Fremden an — abweisend und unendlich erstaunt. Und ebenso erstaunt trafen ihn die Blicke der drei Damen, und in den dunklen Augen der beiden jungen Mädchen blitzte es dabei von Schelmerei und ein wenig Schadenfreude.

„Chacun selon son goût," sagte der alte Herr, und um die Lippen der Damen zuckte ein spöttisches Lächeln, während die Blicke von Eltern und Töchtern sich gleichzeitig mit einer gewissen Ostentation von dem jungen Fremden abwandten. Dieser zog die Stirn in Falten und rief nach dem Kellner, um seine Rechnung zu bezahlen.

„Servus," sagte in diesem Augenblick eine etwas schnarrende Stimme, und aus der Thür des Sybillen-Hotels trat ein junger Mann in elegantem Touristenanzug und schwenkte den runden Strohhut über dem kurzgeschorenen Haupt.

„Der Vetter Pepi!" riefen die Österreicher, und während der Sybillen-Ganymed

die Rechnung des Fremden aufstellte und Geld wechselte, konnte dieser nicht umhin, das Gespräch am Nachbartisch zu hören, wo der „Pepi", der von der Riviera kam, behauptete, es gäbe dort „heuer keine Menschen", und das eine der jungen Mädchen ihn damit neckte, daß die Menschen bei dem Pepi erst im Grafenkalender stehen müßten, ehe er sie als solche gelten ließe, was die anderen „gar nicht so dumm" fanden. „Ja, aber ich bitt, Cousine Wilma —" Das war das Letzte, was Harry Bornstorff hörte — seine Rechnung war beglichen, er stülpte den Hut auf den Kopf und stieg mit schnellen Schritten hinab zu den Wasserfällen von Tivoli, deren Gesellschaft ihm angenehmer erschien als die der österreichischen Tafelrunde.

Harry Bornstorff war Amerikaner nach Geburt, Engländer durch Erziehung und Deutscher dem Blute nach, denn seine verstorbenen Eltern waren Deutsche gewesen, wenigstens Deutsche nach dem alten geographischen Begriff. Seine Mutter hatte dem exklusiven Kreise der Wiener „Comtesseln" angehört, bis sie dem geliebten Gatten nach Norddeutschland gefolgt war. Dieser hatte sich kurz darauf in den politischen Wirren von 1848 kompromittiert und wanderte aus. Harry und sein um zwölf Jahre älterer Bruder Bob wurden auf einer Farm in Amerika geboren. Als Graf und Gräfin Bornstorff war das junge Ehepaar von Europa geschieden — als Mister und Mistreß Bornstorff kehrte es viele Jahre später aus Amerika zurück und fand eine neue Heimat in London. Die Familie erfreute sich eines auskömmlichen, auf der weltfernen Farm an der Grenze des Urwalds erworbenen Vermögens. Der Vater, welcher die politischen Enttäuschungen seiner Jugend nie recht überwunden hatte, beschloß, seine Söhne als Engländer zu erziehen, und Bob acclimatisierte sich auch vollkommen. Harry aber liebte die alten Geschichten aus der Jugendzeit seiner Mutter, die diese ihm einst beim Rauschen der Urwaldbäume erzählt hatte und die sie ihm beim Rädergerassel der Weltstadt wiederholen mußte, und deshalb hatte der österreichische Accent ihn so angeheimelt, als er ihn hier in Italien hörte, und deshalb gerade auch empfand er eine Enttäuschung von dieser Seite doppelt. Die neunzackigen Kronen, welche die beiden Österreicherinnen als Brochen trugen, waren ihm wie ein bekanntes Kinderspielzeug erschienen, hatte seine Mutter doch ähnliche Dinger auf verschiedenen Reliquien aus ihrer Jugendzeit angebracht; aber der Gedanke, daß seine österreichischen Tischnachbarn jetzt darüber ernsthaft sprachen, ob der Begriff „Mensch" mit oder ohne Kronenzeichen gelten sollte, kam ihm so lächerlich vor, daß er bereute, eine Annäherung an die Landsleute seiner Mutter gesucht zu haben.

Er seufzte leise auf, und ein Gefühl schmerzlicher Einsamkeit überkam ihn, während er träumerisch in den weißen Gischt der Wasserfälle hinabblickte. Die Stimme der Mutter, die ihm einst die süßen Kindermärchen erzählt hatte, war längst verstummt für immer. Auch sein Vater war tot, und Bob baute als Ingenieur Brücken drüben in Indien und war so praktisch, daß er wohl gelacht hätte bei dem Gedanken, daß ein junger Mann wie Harry sentimentale Heimwehanwandlungen hatte, die er nicht einmal an eine bestimmte Adresse richten konnte, denn weder die amerikanische Farm noch das Häusermeer von London schwebten Harry vor, wenn solche Sehnsuchtsstimmungen ihn überkamen. Er hatte ja eigentlich keine Heimat.

„Deine Kunst wird dir überall eine Heimat bereiten," hatte seine Mutter einst gesagt.

Harry dachte jetzt an dieses Wort. Aber er schüttelte den Kopf.

Er hatte, einem ausgesprochenen Talent für Malerei folgend, die South-Kensington-Akademie bezogen und war dann zur Vervollständigung seiner Studien nach Paris gegangen. Der Tod der Mutter, welcher in dieser Zeit eintrat, hatte ihn einer mystischen Richtung zugeführt, die damals gerade unter den jüngeren Malern Schule machte. Nicht die Wirklichkeit war ihm mehr Modell gewesen, sondern er hatte dieselbe mit einer schwülstigen Symbolik, in der seine Phantasie förmliche Orgien feierte, übermalt, bis ihm eines Tages vor den Geistern, die er selbst gerufen hatte, bange wurde und er, am eigenen Können verzweifelnd, Farben und Pinsel über den Haufen warf und ab-

reiste. So war er nach Italien gekommen — und in dem Maße, in dem seine überreizten Nerven sich beruhigten, begann er wieder das Schöne in der Wirklichkeit zu sehen und eine gewisse Freude daran zu empfinden, welche er sich freilich durch den wehmütigen Zusatz trübte: „Malen kann man das ja doch nicht."

So stand er auch jetzt vor den Wasserfällen, über denen der feine Wasserstaub einen magischen, in allen Regenbogenfarben spielenden Schleier breitete, und blickte hinauf zu den grauen Säulen des uralten Tempels, der die Felswand bekrönt. Und in seiner Phantasie verwandelte sich der Wasserfall in ein weißes Weib, das schimmernde Schleier umwallten, und im selben Augenblick, in dem er dachte: das könnte ich malen, erschien das Ganze ihm verzerrt und unwahr — er wandte sich ab und stieg eilig die Höhen wieder hinan, als habe er ein Gespenst gesehen. Vor ihm machte der schmale Pfad eine scharfe Ecke um einen Felsenvorsprung, und im selben Augenblick, in dem er diese Ecke erreichte, kam ihm jemand von oben her entgegen und prallte fast mit ihm zusammen, denn ebenso schnell, wie er in seine Gedanken verloren hinaufstieg, kam die junge Dame von oben herunter. Von dem Wege aber, der auf solche Begegnungen nicht eingerichtet zu sein schien, löste sich ein großer Block und fiel prasselnd, den Rand des Weges mit sich hinabreißend, in die Schlucht.

„Mein Gott!" rief die Dame, unwillkürlich nach der Felswand neben sich greifend.

„Es war nur ein loser Stein," erwiderte Harry, der so dicht vor ihr stand, daß sie einander fast berührten.

Sie atmete tief auf, und ein feines Rot flog über ihr zartes, sehr jugendliches Gesichtchen, aus dem ein Paar große dunkelblaue Kinderaugen erschrocken zu Harry aufblickten. „Giebt es noch viele solche Stellen bis zu den Wasserfällen?" fragte sie.

„Ich glaube nicht," sagte er, „aber ich habe nicht sehr auf den Weg geachtet."

„Ich will lieber umkehren —"

„Nicht doch, es sind nur ein paar Schritte. Ich will Sie begleiten, um Ihnen über schlechte Stellen hinwegzuhelfen, wenn noch welche kommen sollten."

Ein kurzer, fragender Blick — dann senkte sie die breiten Augenlider.

„Wie schön, daß Sie deutsch sprechen!"

Damit schlüpfte die junge Dame an ihm vorüber und er folgte ihr.

Sie lief so schnell voran, daß er Mühe hatte, ihr nahe zu bleiben.

Tief aufatmend stand sie unten still.

„Wie schön," murmelte sie, „wie großartig!"

Plötzlich wandte sie sich um und deutete nach dem Tempel hinauf, unter dessen Säulen man jetzt zwei weibliche Gestalten unterscheiden konnte. „Dort oben steht Tante und ihre Gesellschafterin, Fräulein Brun," sagte sie mit einem sonderbaren Gemisch von Scheu und Zutraulichkeit zu Harry aufblickend. „Sie wollten eigentlich nicht, daß ich allein gehen sollte, aber ich sagte Tante, ich fände hier vielleicht ein Motiv — da ließ sie mich gehen."

„Ein Motiv?" fragte Harry.

Sie nickte.

„Ja, zum Malen, wissen Sie!"

Nun lachte er, denn es kam ihm komisch vor, daß dieses Kind gerade hier von einem Motiv zum Malen sprach.

„Wir sind also Kollegen," sagte er belustigt, „ich male auch."

Sie öffnete die Augen ganz weit und sah ihn an, als sei er plötzlich das wunderbarste Ding von der Welt für sie geworden.

„Wie? Sie sind ein Maler?"

„Warum wundert Sie das? Wir sind doch nicht selten in Italien?"

Sie schlug die Hände ineinander.

„Mein Gott, ein Maler! Wie wird das Tante freuen!"

„Liebt Ihre Tante die Maler so sehr?"

„Ach, mein Großvater war ja selbst ein Maler, und ein ganz berühmter, denn sein Bild hängt in Florenz in der Galerie berühmter Meister, und Tante und mein Papa waren seine beiden einzigen Kinder und haben beide sein Talent nicht geerbt. Tantchen hat ihren Vater aber über alles geliebt, und nun wartet sie immer darauf, daß eins von uns Enkeln sein Talent erben soll. Tante hat nicht geheiratet, sie war bei ihrem Vater, bis er starb. Aber nun führt sie immer eine nach der anderen von uns Nichten nach Italien, damit wir hier unser Ta-

lent entdecken sollen. Ich bin die fünfte und letzte — ach — und — wir haben's eben alle nicht geerbt, das große Talent vom Großpapa, da hilft alles nichts!"

„Aber Sie wollten ja die Wasserfälle malen?"

„Ja, ich will immer! Ich will alles malen, was ich schön finde — und ich finde so vieles schön! Tante sagt immer, die Augen hätte ich wohl vom Großvater, aber — malen kann ich's dann nicht, so viel Mühe ich mir auch gebe! Und Sie — können Sie denn malen, was Sie schön finden?"

„Das ist eine Gewissensfrage," gab er lachend zurück, „sehen Sie, anstatt des Wasserfalles da sah ich vorhin ein gespenstisches Weib, das sich an die Felsen schmiegte."

Sie sah ihn mit ihren klaren Augen erstaunt an. „Das verstehe ich nicht," sagte sie dann einfach, „aber das sollten Sie Tante erzählen."

„Ja, darf ich Sie zu ihr begleiten und mich in aller Form vorstellen — Harry Bornstorff —" Er verbeugte sich und sie machte ihm einen kleinen Schulmädchenknicks und sagte:

„Ich heiße Erna von Trewen — und Trewen hieß auch mein Großvater. Wissen Sie denn nichts von ihm?"

Harry dachte einen Augenblick nach.

„Doch," sagte er, „jetzt weiß ich's! Ihr Herr Großvater ist Russe gewesen, und Sie haben recht, der Name Trewen hat einen guten Klang unter den Malern."

„Sehen Sie wohl! Aber wir sind Kurländer, Deutsch-Russen. Und, denken Sie nur, seit dreißig Jahren kommt Tante jeden Winter nach Rom — früher, ehe es Eisenbahnen gab, fuhr sie im Wagen — sechs Wochen lang dauerte die Reise!"

Sie schritt jetzt zutraulich an seiner Seite hin wie eine alte Bekannte, und er hörte ihrem Plaudern zu und dachte: im Herzen muß ich doch ein Deutscher geblieben sein, denn die deutsche Sprache hat für mich etwas wie Heimatsklang — auch wenn kein österreichischer Accent dabei ist.

* * *

Als Harry am Abend in sein römisches Hotel zurückkehrte, trat ihm ein sonnengebräunter Mann entgegen, der ihn einen Augenblick musterte und dann, die Arme ausbreitend, rief:

„Harry, old boy, habe ich mich so verändert in den fünf Jahren, daß du mich nicht erkennst?"

Es war Harrys Bruder, Bob, der, nachdem sein Brückenbau beendet war, „eine Spritztour nach Europa unternommen hatte." Bei Brindisi gelandet, hatte er aus den dort lagernden Briefen ersehen, daß Harry in Rom war.

„Und da bin ich auch," sagte er, „erstens aus brüderlicher Liebe und zweitens aus Klugheitsrücksichten, um die dumme Erbschaftsgeschichte in Ordnung zu bringen."

„Die Erbschaftsgeschichte?" wiederholte Harry.

„Das erzähle ich dir beim Abendessen," erwiderte Bob, und Arm in Arm betraten die Brüder den Speisesaal und richteten sich in einer Fensternische gemütlich zu „einem kleinen Wiedersehens-Meeting" ein, wie Bob sagte. Bob schien die Gabe zu haben, überall sofort „zu Hause" zu sein, während Harry den Bruder, der ihm da so plötzlich in die Arme gefallen war, immer noch wie aus einem Traum heraus anblickte.

„Die Königsteins sind nämlich in Rom," sagte Bob, eine Flasche entkorkend.

„Die Königsteins?" Harry konnte sich nicht gleich orientieren, aber Bob klärte ihn auf.

Eine Verwandte von Bob und Harrys Mutter hatte Bob und das älteste Kind eines österreichischen Grafen Königstein zu Erben eingesetzt, und zwar so, daß die Königsteins das Barvermögen, Bob aber den in Österreich gelegenen Grundbesitz erben sollten.

„Eine feine Einfädelung, um mich und die österreichischen Verwandten wieder zusammenzubringen," sagte Bob, „aber ich gehe nicht in die Mausefalle. Ich werde mich mit den Königsteins dahin einigen, daß sie mir einen gewissen Betrag auszahlen und dafür das Gut behalten, und damit werden wir fertig miteinander sein, und wenn du dir einmal ein Künstlernest wattieren willst, mein Junge, so mit Kelims und Löwenfellen und allem, was dazu gehört, um einen hübschen Rahmen für eine hübsche kleine Frau

zu schaffen, da schenke ich dir die ganze famose Erbschaft zur Hochzeit —"

„Wenn du sie nicht, wie ich hoffe, vorher für ein eigenes Nest gebraucht hast," warf Harry ein.

Bob lachte. „Ich? Da kennst du mich schlecht, kleiner Bruder! Von allen unbequemen Dingen auf der Welt wäre mir eine Frau das unbequemste — ich und heiraten — das ist ein lächerlicher Gedanke! Wenn man heute in Indien eine Brücke und übers Jahr vielleicht in Amerika einen Tunnel baut, kann man sich nicht mit Gepäck wie etwa crying babies beladen — ich danke."

Er hob sein Glas und trank Harry zu.

„Die Freiheit soll leben, für mich und vorläufig wohl auch noch für dich, und morgen gehe ich zu unserem Konsul Nast-Kolb und frage ihn nach den Königsteins, die hier sein sollen."

* * *

Am anderen Morgen kam Harry gerade von einem Besuch zurück, den er bei den Trewens gemacht hatte, als Bob ihn mit der Nachricht empfing, daß der Konsul nicht nur Bescheid gewußt, sondern ihn sogleich mit dem Grafen Königstein, der gerade bei ihm mit Geldwechseln beschäftigt gewesen sei, bekannt gemacht habe. „Und heute nachmittag gehen wir hin und machen ihnen Besuch," schloß Bob seinen Bericht, „denn du gehst natürlich mit, es sind doch Verwandte."

„Das wird ja recht unerquicklich werden," brummte Harry, der keine Sehnsucht empfand nach der Begegnung in Tivoli, mit einer österreichischen Grafenfamilie anzuknüpfen.

„Im Gegenteil," versicherte Bob, „mit Wilden und Farbigen und allen Sorten von Menschen habe ich schon zu thun gehabt, österreichische Aristokraten sind eine neue Species für mich und daher interessant."

Am Nachmittag wanderten sie nach dem Hotel Quirinal und gaben ihre Karten ab. Eine junge Dame stand gerade in der Portierloge und orientierte sich über irgend eine Fahrgelegenheit. Bei der Frage nach Graf und Gräfin Königstein wandte sie sich um, warf einen Blick auf die Karten und rief: „Der Vetter aus Indien! Und ich bin die Wilma Königstein!" Dabei streckte sie Bob lächelnd die Hand entgegen, sah dann zu Harry hinüber, den Bob vorstellte, und rief: „Nein, das ist aber zu komisch, und das ist Ihr Bruder —" Und dann lief sie eilig die Treppe hinauf, um selbst den Besuch anzumelden.

„Was hat sie denn und warum lacht sie so?" fragte Bob.

„Ach, ich habe mal in Tivoli neben ihnen gesessen und sie haben mich geschnitten, und nun erkennt sie mich."

„So, nun das erhöht ja den Reiz der Situation," meinte Bob und stieg die Treppe hinauf.

Oben nahm ein Diener den Brüdern Hüte und Stöcke ab und öffnete die Flügelthüren eines Salons. Die Gräfin, hinter der ihre beiden Töchter standen, empfing sie freundlich.

„Mein Mann hat mir schon erzählt," sagte sie, und im selben Augenblick trat der Graf aus dem Nebenzimmer.

„Ihre Tochter, die wir die Ehre hatten unten zu treffen, meinte, daß wir nicht störten," begann Bob und stellte Harry vor.

„Gewiß stören Sie nicht," versicherte der Graf, „Ihre Mutter ist als junges Mädchen viel im Hause meiner Eltern gewesen — du hast die Nataly nicht mehr gekannt, Theres," wandte er sich an seine Frau.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, das war vor meiner Zeit, aber gehört habe ich freilich von ihr, und wenn ich nicht gut thun wollte, haben sie sie mir immer zur Warnung vorgehalten — seien Sie mir nit bös, weil ich das so heraussag — aber's hat doch allen so gar zu leid gethan, daß sie so hat hinüber gemußt nach dem Amerika, und wenn ich Phantasien gehabt hab von was Besonderem, was ich erleben wollt, da haben's mir immer g'sagt: schau, daß du nicht in den Urwald kommst wie die Nataly."

Sie plauderte das so harmlos und freundlich heraus, daß es schwer gewesen wäre, ihr böse zu sein, und Bob sagte nur:

„Ich denke aber eigentlich recht gern an den Urwald zurück, für uns Knaben war's doch eine schöne Zeit, nicht wahr, Harry?"

Harry, der ohnehin gegen die Königsteins

eingenommen war, machte ein etwas gekniffenes Gesicht und erwiderte:

„Gewiß war's das, und ich kann mich auch nicht erinnern, die Eltern damals traurig oder unzufrieden gesehen zu haben.“

„Ich bitt Sie, sagen's das nicht!“ rief die Gräfin lebhaft, „denn wenn Sie uns den Urwald gar angenehm schildern, da glaubt die Wilma schon, daß er dem Prater gleichkommt.“

„So a Thorheit,“ brummte der Graf.

„O, Papa,“ rief Wilma, „ich habe eine Beschreibung vom Urwald gelesen — im Cooper glaub ich — prachtvoll, sag ich dir.“

„Das kommt davon, daß die Madeln Bücher lesen,“ sagte der Graf, „das Gebetbuch und das Kochbuch, anders gehört sich's nicht für euch.“

Harry sah entrüstet, Bob höchlichst amüsiert aus.

„Papa, das ist vieux jeu,“ rief Wilma, „neulich sagte sogar Monsignore Wellner: Prüfet alles und das Beste behaltet.“

„Was aber Klügere und Ältere vor uns geprüft und als Bestes befunden haben, das sollen die Jungen ohne weiteres hinnehmen,“ erklärte der Graf.

„Ach, laßt's uns aus mit eurem Streit,“ rief die Gräfin dazwischen, „die Hauptsache ist, daß man sich wohl fühlt, und daß einen das Leben freut. Wenn man jung ist, möcht man die Sterne vom Himmel, und hernach freut man sich einer Gansleberpastete — sie muß nur so gut sein, wie unser Koch sie macht — finden's nit auch das Essen hier ganz abscheulich?“

Mit der letzteren Frage an Bob glaubte sie das Gespräch wieder in die rechte Bahn gebracht zu haben, denn sie wußte, daß ihr Mann die Berührung anderer als der alltäglichen Dinge „Extravaganzen“ nannte. Nach einer halben Stunde empfahlen sich die Brüder. Die Gräfin bat, morgen mit ihnen zu speisen, der Graf schüttelte beiden mit einer gewissen Reserve die Hand, und die beiden Mädchen neigten ihre Köpfchen korrekt und wohlerzogen.

Kaum aber hatte die Thür sich hinter den Besuchern und dem alten Grafen, der diese bis zur Treppe geleitete, geschlossen, da brach Wilma los:

„Gott, was ist das interessant, einmal einen Menschen reden zu hören, der im Urwald und in Indien und überall da zu Hause ist, wo gar kein anderer Mensch hinkommt! — Und wie gut der ‚Indianer‘ ausschaut — so recht wie ein Held aus einem Cooperschen Buch!“

Die Gräfin drohte ihr.

„Laß uns aus mit deinen Büchern, du weißt, der Papa kann's nit leiden.“

Aber Wilma hörte nicht.

„Das ist doch etwas ganz anderes als die ewigen Renngeschichten vom Pepi, die mag ich schon gar nicht mehr!“ fuhr sie fort.

Stasi, die jüngere der beiden Schwestern, fing an zu lachen. „Wann er dir gar so gut gefällt, kannst ihn ja heiraten,“ bemerkte sie, „da bleibt die Erbschaft von der Tante gleich beieinander.“

Wilma wurde feuerrot.

„Red keinen Unsinn,“ rief die Gräfin dazwischen, „die Wilma ist jetzt eine ‚Partie‘ und kann ruhig auf einen Fürsten warten — daß aber der Bruder vom Indianer auch gerade der Mann mit der ‚Landesküchen‘ sein mußte,“ setzte sie lachend hinzu.

Die Mädchen stimmten in das Lachen ein — sie hatten ihn beide sofort erkannt.

„Laßt's euch nit merken,“ riet die Mutter, „man thut, als sei er's gar nit gewesen. Wer konnt denn damals auch wissen, daß der junge Sansfaçon grad der Sohn von der Nataly Königstein sein mußt? Und — laßt's euch gesagt sein, Mädele, die Bornstorffs sind freilich Vettern, und hier in Rom, wo es so an jungen Herren in der Gesellschaft fehlt, sind sie eine angenehme Abwechselung, die man mitnehmen kann — aber als voll sind sie nicht zu nehmen.“

„Das mein ich halt auch,“ sagte Stasi, — „schon die Visitenkarten“ — sie nahm diese, die noch auf dem Tisch lagen, in die Hand — „ich bitt, es ist doch eine Schand, sich einfach Bornstorff zu nennen, ohne Titel, ohne alles —“

„Ist's wahr?“ fragte die Gräfin, nun auch nach den Karten greifend und sie lesend.

„Aber das ist doch schon gar arg,“ rief sie, „ja, ja, wir denken halt, so ein ausländisches Land, das müsse besonders interessant sein — aber verkehren möcht man doch nicht mit Menschen, die keine Hemden tragen und keine Titel!“

Wilma schwieg, nur ihre Oberlippe kräuselte sich etwas verächtlich.

* *
*

Am nächsten Tage folgten die Brüder der Königsteinschen Einladung ins Quirinal-Hotel. Die Familie speiste nach österreichischer Art an besonderem Tisch, so war man „unter sich“.

Bob saß zwischen dem Elternpaare. Er mußte von seinen Reisen erzählen, aber sobald er im Zuge war, begann der Graf sich in die Speisekarte zu vertiefen, und die Blicke der Gräfin wanderten zerstreut im Zimmer umher. Um so aufmerksamer hörte Wilma zu, die Bob gegenüber saß, und die beredte Sprache ihrer Augen feuerte Bob an. Sein Thema interessierte ihn, und ihre lebhaften, naiven Fragen machten ihm Spaß. Er war zu wenig Gesellschaftsmensch, um zu wissen, daß die Kunst der Konversation nicht darin besteht, allein zu sprechen, und Graf und Gräfin Königstein fanden es bequem, den „Indianer“ reden zu lassen. So unterhielt Bob sich vortrefflich, und je länger das Essen dauerte, desto ausschließlicher sprach er für Wilma, ohne daß er oder einer der anderen sich dessen bewußt geworden wäre. Harry saß zwischen Stasi und „Pepi“, der jetzt natürlich nicht fehlte. „Pepi“ — sein voller Name war Graf Joseph Ausperg — hatte Wilma zur anderen Tischnachbarin und versuchte zunächst mit ihr allerlei Scherze in Gang zu bringen, deren Beziehungen die Bornstorffs nicht kennen konnten. Als er damit kein Glück hatte, saß er einige Minuten gelangweilt und schweigsam da. Endlich fragte er Harry: „Bilden Sie sich auch zum Weltumsegler aus wie Ihr Bruder?“

„Das Weltumsegeln ist für meinen Bruder nicht Beruf, sondern Mittel zum Zweck,“ erwiderte Harry, und aus seinem Ton klang dieselbe gewollte Überlegenheit heraus wie aus dem des Fragers. „Im übrigen bin ich Maler,“ setzte er hinzu.

„Maler?“ wiederholte Pepi gedehnt — „Wie fallt einem nur so was ein — Maler zu werden!“

Nun siegte bei Harry doch der Humor über den Ärger. Er lachte: „Ja, eingefallen ist mir's freilich.“

„Das ist's eben, was ich nicht begreifen kann.“

Graf Königstein legte gerade die Speisekarte aus der Hand. „Brauchst du auch nicht, Pepi,“ sagte er, sich plötzlich einmischend. „Wir werden als das geboren, was wir unser Leben lang bleiben, da giebt es kein Darüber-Nachdenken und Aussuchen. Erst wenn die Tradition aufhört, muß man mit den Einfällen anfangen.“

„Sie haben recht, Herr Graf,“ rief Bob, ohne den versteckten Tadel auch nur zu bemerken, „das Brechen mit der Tradition befreit das Individuum; wenn die künstlichen Stützen fehlen, besinnt man sich auf die natürlichen und bringt seine Kräfte zur Anwendung.“

Die Gräfin war in diesem Augenblicke nicht zerstreut, denn sie hielt ihn für geeignet, die Tafel aufzuheben. Sie begann zu finden, daß es unbequem sei, mit dem Indianer zu „plauschen“.

„Ich möcht wissen, was du geworden wärst, wenn du hättest warten müssen, bis dir was einfallt!“ sagte Wilma lachend zu Pepi.

„Ich mein halt dasselbe, was mir auch jetzt einfallt, daß ich dir gern in die Augen schau!“ erwiderte er.

Sie drehte sich mit einer ärgerlichen Bewegung um und wurde sehr rot, als sie sah, daß Bob daneben stand und ihren Dialog gehört hatte. Der Wunsch, ihm keinen Zweifel über ihre Denkweise zu lassen, riß sie fort.

„Ich denk manchmal, ich erstick,“ sagte sie heftig, „und wenn Sie sprechen, da ist's wie ein frischer Luftzug.“

Überrascht blickte er sie an.

„Aber ich habe ja gar nichts Besonderes gesagt!“ Er sprach in einem Ton, als müsse er sich entschuldigen.

„Ach, das ist's eben,“ rief sie, „Sie sagen etwas, das Ihnen als ganz selbstverständlich erscheint, und mir ist's, als ob eine verschlossene Thür vor mir aufgemacht würde.“

Die anderen schoben sich dazwischen, es war von anderen Dingen die Rede, aber Bob schien es, als bestände von nun an zwischen ihm und Wilma eine Art stillen Freimaurertums.

„Und wann denken Sie nun nach Öster-

reich überzusiedeln?" fragte Graf Königstein, während er Bob eine Cigarre anbot.

„Wegen dieser Angelegenheit möchte ich um eine besondere Unterredung mit Ihnen bitten," erwiderte Bob.

„Ja, was ist denn da Besonderes zu besprechen? Es ist selbstverständlich, daß mein Rat Ihnen jederzeit zur Disposition stehen wird, und daß ich thun werde, was möglich ist, um Nataly Königsteins Sohne, der nach langen Irrfahrten heimkehrt, die Wege bei uns zu ebnen — aber, natürlich, Sie werden vorsichtig sein müssen mit Äußerungen, die — nun ich meine, mit Äußerungen, die Ihr bisheriges Leben wohl entschuldbar machen mag, die aber für den österreichischen Grundherrn nicht mehr passen."

Bob fühlte, wie das Blut ihm in die Stirn stieg, und er würde wahrscheinlich allzu deutlich geantwortet haben, wenn nicht zugleich ein warmes Mitleidsgefühl für Wilma ihn erfüllt hätte. Es hatte etwas wie eine stumme Bitte in dem leuchtenden Blick ihrer Augen gelegen, etwas, das Bob verhinderte, jetzt scharf zu antworten und damit die Brücken zwischen sich und den Verwandten abzubrechen. „Ich habe einen Beruf, den ich liebe und in dem ich glaube etwas leisten zu können," sagte er, „ich möchte diesen Beruf nicht aufgeben."

Der Graf zuckte die Achseln. „Ja, mein Lieber, Brücken bauen können Sie natürlich nicht, wenn Sie zu ‚uns' gehören wollen!"

Eine heftige Äußerung wäre nun doch wohl über Bobs Lippen gekommen, wenn Wilma nicht in diesem Augenblick zu ihnen in die Fensternische getreten wäre. Sie schob ihren Arm in den ihres Vaters und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, während sie zu Bob aufblickte.

„Warum ist denn Brückenbauen etwas so Schlimmes, Papa?" fragte sie.

Er runzelte die Stirn. „Kind, das sind Geschäftssachen, das ist nichts für Frauen, laß uns!"

„Ach, bitte, laß mich zuhören, du weißt, ich bin doch eigentlich dein Junge, da du keinen hast, da darf ich auch mal bei so was zuhören."

Er lächelte und strich über ihr dunkles Haar.

Als Kind hatte man Wilma in der Familie oft scherzend den Jungen genannt. Nun fand ihr Vater es manchmal unbequem, wenn sie darauf fußte, aber sie wußte, wenn sie ihn zum Lächeln brachte, hatte sie gewonnenes Spiel. So blieb sie auch jetzt an seiner Seite, und Bob antwortete an des Grafen Stelle auf ihre Frage:

„Brückenbauen und die ganze Thätigkeit des Ingenieurs ist sogar etwas sehr Gutes, und, Herr Graf, ich bin sicher, daß es einen Standpunkt giebt, von dem aus wir die Sache in gleicher Weise beurteilen müssen."

„Da wäre ich neugierig!"

„Das Bibelwort ‚Liebet euch untereinander' ist Ihnen doch gewiß vertraut?"

„Ach, ich bitte, solche ernste Dinge lassen Sie aus dem Spiele."

„Aber es ist mir heiliger Ernst damit, und ich meine, wenn die Menschen sich untereinander lieben sollen, müssen sie sich erst kennen lernen, denn die Entfernung begünstigt falsche Vorstellungen und Mißtrauen. Der Ingenieur aber sorgt und arbeitet dafür, daß die Völker einander näherkommen —"

„Um sich bequemer auffressen zu können," unterbrach Graf Königstein.

„Ich gebe zu, daß das Näherkommen auch leicht Streit mit sich bringt, aber das ist nur ein Übergangsstadium, eine Gärung der Völkerhefe, am Ende kommt aber doch eine Klärung und die Erkenntnis, daß die Menschheit durch die Liebe glücklicher wird als durch den Haß, die Erfahrung, daß die Interessen der Einzelnen am besten vertreten sind, wenn das Allgemeinwohl gefördert wird, das sind so civilisatorische Faktoren, Faktoren, die uns dem höchsten Menschheitsideal um so viel näher bringen — daß jeder Spatenstich, der in ihrem Dienst geschieht, mir ein gutes Werk zu sein scheint!"

Graf Königstein schüttelte den Kopf, Wilma blickte mit unverhohlener Bewunderung zu Bob auf; vielleicht galt diese Bewunderung weniger dem, was er sagte, als dem Feuer der Begeisterung, welches in seinen Augen glühte und das sein gebräuntes Männerantlitz verklärte. Sie verstand kaum, was er sagte, sie fühlte nur, daß das, was so gesagt wurde, wahr sein müßte und gut.

Graf Königstein war nach Tisch immer besonders wohlwollend gestimmt, und wenn

der Sinn einer Sache ihm entweder so unverständlich oder so unsympathisch war, daß er nichts darauf zu erwidern gewußt hätte, so pflegte er ein einzelnes Wort aus der Rede des Gegners herauszugreifen und an dieses anzuknüpfen. So sagte er auch jetzt, trotz seines Kopfschüttelns, ohne Ärger und ohne seine Cigarre ausgehen zu lassen:

„Schaun's, die Leut, die immer vom Allgemeinwohl reden, das sind die Demokraten, die das allgemeine Unglück wollen. Und wenn Sie erst in Ihrem hübschen Schloß sitzen werden —“

„Ich werde aber nicht dort sitzen!“

„Na, Sie haben's doch geerbt!“

„Ich habe aber die Erbschaft noch nicht angetreten!“

„Ich bitt, bei so was bedenkt sich doch kein vernünftiger Mensch.“

„Auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen sehr unvernünftigen halten, muß ich doch sagen, daß die Erbschaft in dieser Form für mich absolut wertlos ist. Ich bin fest entschlossen, meinen Beruf nicht aufzugeben!“

Jetzt ging die Cigarre doch aus.

„Dann werden Sie nicht unser Nachbar!“ rief Wilma im Tone einer so großen Enttäuschung, daß Bob nicht umhin konnte, ihr einen dankbaren Blick zuzuwerfen.

„Darauf war ich allerdings nicht gefaßt,“ sagte der Graf. „Sie wissen doch, daß wir nur gleichzeitig die Erbschaft antreten können, daß eine Einigung zwischen uns als selbstverständlich vorausgesetzt war?“

„Ich hoffe, diese Einigung wird sich erzielen lassen, Herr Graf!“

„Aber einen Besitz wie Stecking ausschlagen — das ist unverständlich — ganz unverständlich!“

„Doch nicht, Papa, wenn man sich's recht überlegt, kann man's doch verstehen —“ mischte sich Wilma ein.

„Du bist auch noch da?“ rief der Graf, der Wilmas Anwesenheit ganz vergessen hatte; „mach, daß du fortkommst!“

„Aber Papa, die Sache geht mich doch eigentlich ganz besonders an!“

„Gar nichts hast du dabei zu thun, du bist minorenn, und Geschäftssachen sind keine Frauensachen —“

„Aber in ein paar Jahren bin ich mündig —“

„Unsinn, dann bist du längst verheiratet, und eine Frau ist überhaupt nie mündig!“

„Ist das wirklich so bei Ihnen?“ rief Bob unwillkürlich, während ein mitleidiger Blick Wilma streifte, die mit glühenden Wangen neben ihrem Vater stand.

„Bei uns?“ wiederholte der Graf. „Ich denke, daß eine Frau erst von ihrem Vater und dann von ihrem Manne abhängt, das ist nicht eine Specialität von uns, sondern das ist die allgemeine Weltordnung, einige unglückliche, entartete Geschöpfe in Amerika vielleicht ausgenommen!“

„Ich werde aber niemals heiraten,“ rief Wilma mit ausbrechender Heftigkeit, „niemals, niemals, und wenn der Vetter das Gut nicht will, so werde ich nur darauf warten, bis ich mündig bin, und dann hingehen und mein eigener Herr sein.“ Die Thränen standen ihr in den Augen, sie bebte vor Erregung, und Graf Königstein sah sie mit so ehrlichem Entsetzen an, daß Bob gelacht hätte, wenn Wilmas Sache ihm in diesem Augenblick nicht zu ernst zum Lachen erschienen wäre.

Dieses junge Geschöpf, das sich aus dem engen Kreis der Vorurteile, in den es eingezwängt war, hinaussehnte, that ihm leid, er hatte noch keiner Frau gegenüber so intensiv den Wunsch, ja die Notwendigkeit empfunden, ihr zu helfen, wie hier, und doch sagte er sich, daß er gerade hier gänzlich machtlos sein würde, es sei denn — Blitzartig schnell und blendend durchzuckte ihn die Vorstellung dieses „es sei denn“ — und schnell, wie der Gedanke ihm gekommen war, wies er ihn zurück: „Unmöglich — gerade weil die Tante Erblasserin es offenbar darauf angelegt hat, ganz unmöglich, und ich heirate ja überhaupt nicht, das steht fest!“

Indessen hatte das Entsetzen des Grafen Königstein Worte gefunden. „Es ist genug,“ sagte er mit seltsam veränderter Stimme, „du gehst zu deiner Mutter —“ Er erhob sich.

Wilmas thränenfeuchte Augen blickten geradezu hilfesuchend Bob an. „Die Zeit verändert so vieles,“ sagte er in weichem Ton, „ich hoffe, Sie bringt auch Ihnen —“

„Es wird meine Sache sein, für das zu sorgen, was die Zeit zu bringen hat,“ unterbrach Graf Königstein. „Liebe Theres, willst

du dich jetzt zur Fahrt in die Pamfili zurecht machen, der Wagen wird schon warten — Wilma scheint mir nicht wohl, sie soll zu Hause bleiben!"

Wieder begegneten sich Bobs und Wilmas Augen, dann lief Wilma zum Zimmer hinaus und schloß die Thür nicht eben sehr sanft hinter sich.

„Ja, aber ich bitt, Franzl, was hat's denn gegeben?" rief die Gräfin. „Ich hab mir grad vom Pepi a Geschicht'n erzählen lassen, und ihr seid's ja in die Fensterecken gekrochen."

„Es geht nicht so weiter mit der Wilma," erwiderte der Graf erregt, „es geht nicht, es geht ganz g'wiß nicht — aber ich hab's immer gesagt, das Bücherlesen — na," unterbrach er sich, „reden wir jetzt nicht davon. Ihr seid's ja grad fünf Personen, da ist's genug mit dem Hotellandauer, der unten wartet; der Pepi nimmt den Bockplatz, ich mag ohnehin nicht mit."

„Es ist sehr gütig, daß Sie uns mitnehmen wollen, aber wir sind leider für den Nachmittag versagt," erklärte Bob mit großer Bestimmtheit, obgleich es eine Lüge war. Es wurde noch einige Augenblicke hin und her geredet, dann empfahlen sich die Brüder, und die Familie Königstein war allein und hatte Muße, ihre Ansichten über den verrückten „Indianer" und die unartige Wilma auszutauschen.

„Es hilft nichts, das Mädel muß schärfer an die Stange genommen werden," erklärte der Graf, „sonst wird ihr Lebtag nix G'scheites aus ihr!"

Die Gräfin zuckte die Achseln. Sie sei auch immer „besonders" gewesen als Madel, behauptete sie, das gäbe sich nachher, und ob die Wilma das bare Geld oder das Gut der Tante als Mitgift bekäme, eine „Partie" sei sie auf jeden Fall, und unter einem Fürsten thät sie's mal nicht, und der Pepi sollt sich nicht erst lächerlich machen, indem er sich was einbildete, „denn du bist wohl ein guter Bub, aber für ein so ‚apartes' Madel wie die Wilma bist du hall nit."

Damit bestieg Gräfin Theres den Landauer, um mit Stasi und Pepi in die Pamfili zu fahren.

Der Graf ging in sein Zimmer, um einen langen Brief an seinen Wiener Banquier zu schreiben, in Sachen der „Erbschaftsgeschichte", und als er damit fertig war, benutzte er die Abwesenheit seiner Damen, um sich einmal im Café Aranjo umzusehen, das sich eines großen, wenn auch nicht gerade guten Rufes in der römischen Herrenwelt erfreute.

Wilma hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und hatte zunächst geweint, als wolle ihr das Herz springen. Den bestimmten Grund dieser Thränen anzugeben, wäre ihr schwer geworden, aber sie sagte sich, daß sie sehr, sehr unglücklich sei, und weinte sich satt. Dann saß sie auf dem Fensterbrett ihres Zimmers und blickte in das bewegte Getriebe der Via Nationale hinunter. Schräg gegenüber stiegen die Cypressen und Pinien einer römischen Villa über der haushohen Mauer, welche den Garten umschloß, empor und zeichneten ihre dunklen Silhouetten gegen den strahlenden blauen Himmel ab. Dazwischen stand ein Judasbaum mit seinen rot-violett leuchtenden Blütenzweigen, und üppige Glyeinienranken schlangen sich um die Cypressen und bedeckten ihr dunlles Grün mit ihren lichtblauen Blütentrauben, daß es aussah wie festliche Guirlanden. Wilma blickte hinüber. Wie war das schön und lustig — und welch prächtiger Abend das werden mußte! Und dann flog ihr Blick durch das Hotelzimmer, das ganz dunkel erschien im Gegensatz zu dem leuchtenden Himmel und dem lachenden Gartenbilde da draußen. Plötzlich war Wilmas Entschluß gefaßt. Sie sprang von ihrem erhöhten Sitz ins Zimmer, setzte ihren Hut auf, steckte ihre kleine Börse in die Tasche und huschte zur Thür hinaus. Weder der Diener noch die Zofe, die sie beide mitgebracht hatten, waren auf dem Korridor.

„Um so besser," dachte Wilma und lief die Treppe hinab, an dem grüßenden Portier vorüber, hinaus. Sie stand einen Augenblick still, um sich zu orientieren, denn sie war noch nie allein auf die Straße gegangen. Aber der Weg war nicht schwer zu finden — die breite Straßentreppe hinab über das Trajansforum, hinein in den Schatten einer gewundenen schmalen Gasse, — da lag das Forum Romanum vor ihr, mit seinen Trümmern und schlanken Säulen. Wie ihr das alles heute so anders erschien,

so romantisch geheimnisvoll! — Drüben lag der Palatin mit seinem dunklen Grün zwischen den Resten der alten Kaiserpaläste. Für einen Lire Entree durfte man hinein und würde vielleicht allein sein, denn das Gros der Besucher pilgerte Sonntags dorthin, wo der Eintritt frei war. Ein entzückendes Gruseln überlief Wilma beim Gedanken an die Einsamkeit dort oben zwischen den großartigen Ruinen. Eine Viertelstunde später war sie dort. Sie verlief sich hundertmal, ehe sie den oberen Garten erreichte, aber sie verlief sich eigentlich mit Absicht, denn sie durchstreifte die gewölbten Gänge und die weiten offenen Säle kreuz und quer. Alles erschien ihr größer, geheimnisvoller, schauriger als sonst, wo sie in Gesellschaft der anderen hier war; es war ganz menschenleer zwischen den Trümmern, nur flinke Eidechsen huschten über die Steine, und vom Kloster von Buonaventura her klangen manchmal Orgeltöne und Gesang herüber, in abgebrochenen, seltsamen Tönen.

Wilma war, am „Hause der Livia" vorüberkommend, den ziemlich steilen Weg hinaufgeklettert, der zu den Gartenanlagen auf der Höhe des Palatins führt. Da sah sie, am Ende der Terrasse, scharf abgezeichnet gegen den hellen Himmel, eine weibliche Gestalt sitzen, die ihr den Rücken drehte. Die Einsamkeit, die sie zuerst so wundervoll romantisch gefunden hatte, fing gerade an, ihr langweilig zu werden. So ging sie auf die neue Erscheinung zu und betrachtete sie neugierig. Sie konnte das unbemerkt thun, denn die Sitzende hatte ihren Kopf in ihre Hände vergraben, und ihre Schultern zuckten ab und zu ein ganz klein wenig.

Sie weint, dachte Wilma und blickte rings um sich. Da war kein anderer Mensch zu entdecken.

Sie weint und sie ist ganz allein! — Wilma trat einen Schritt näher. Der Kies des Weges knirschte dabei unter ihrem Fuß. Die Fremde hob den Kopf und wandte ein sehr junges und sehr verweintes Gesicht Wilma zu. Mit einer erschrockenen Bewegung fuhr die Fremde mit dem Taschentuch über ihre Augen und bückte sich nach einigen Papierblättern und verschiedenen Malerutensilien, die zerstreut am Boden um sie her lagen.

Unwillkürlich bückte sich auch Wilma und reichte ihr ein Papierblatt, das sich etwas weiter verflogen hatte.

„Es thut mir halt so leid, daß Sie weinen," sagte sie dabei.

„O, ich — ich — ich wollte nur etwas, was ich nicht konnte!" kam die Antwort unter dem gelben Matrosenhut hervor, und das Taschentuch machte ein paar energische Bewegungen über das verweinte Gesicht.

„Ich kenne das," sagte Wilma in tröstendem Tone, „ich habe auch so geweint, ehe ich hierher kam — manchmal ist alles um einen herum zu dumm, dann hilft's nichts, man muß einmal tüchtig weinen — nachher wird's besser."

Erna Drewen blickte unter ihrem Matrosenhut ernsthaft und erstaunt zu Wilma auf.

„O, ich war ganz allein die Dumme," sagte sie, und um ihren Mund zuckte es schon wieder wie ein halbes Lächeln. „Ich wollte durchaus das da" — sie wies auf das Forum hin, das sich zu ihren Füßen ausbreitete — „ich wollte das da malen, aber es ging nicht!"

„Ach, das ist auch viel zu schwer," meinte Wilma, „ich zeichne auch ein bißchen, aber an das da würde ich mich nicht wagen."

Sie kamen ins Plaudern. Jugend und Jugend findet sich ja so leicht zusammen, und sie waren bald beide übereinander orientiert.

„Heute hatte ich geträumt, daß ich plötzlich malen könnte," erzählte Erna. „Ich zog Fräulein Brun ins Vertrauen, und sie brachte mich und das ganze Handwerkszeug da hierher. Dann bat ich sie, nach Hause zu gehen, damit ich ganz ungestört wäre und damit Tante nichts merkte. Tante hat ohnehin heut Migräne, und wenn ich abends mit einem kleinen Bilde nach Hause gekommen wäre, Gott, das hätte sie gesund gemacht vor Freude! Und dann kennen wir einen Herrn, der ist Maler —"

„O, so einen kenne ich auch," rief Wilma, „er ist sogar eigentlich mein Vetter, aber wir lassen uns nicht ‚du' von ihm nennen, weil er in Amerika geboren ist."

„Unser Maler ist auch in Amerika geboren, er heißt Harry Bornstorff."

Wilma schlug lachend die Hände zusammen. „Das ist ja derselbe! Dann kennen Sie wohl auch seinen Bruder?"

„Nur ganz von weitem hab ich ihn gesehen, aber hier in der Mappe habe ich ein Bild von ihm, das hat Herr Bornstorff uns neulich mitgebracht. Es ist in einem Journal erschienen. Denn er hat einen sehr schwierigen Brückenbau in Indien ausgeführt, dieser Bob Bornstorff, und ist eine Persönlichkeit."

Erna holte das Journal hervor, und Wilmas Gesicht glühte, während sie den für Bob sehr schmeichelhaften Text, der das Bild begleitete, las.

„Das hat er uns nie gesagt, daß er so berühmt ist," rief sie, „aber ich habe es gleich gewußt, daß etwas Besonderes mit ihm sein mußte, er ist so anders wie alle anderen!"

Und nun erzählte sie, was sie von ihm wußte, und während sie so zum erstenmal ernsthaft von ihm sprach, wuchs sein Bild vor ihrer Seele zu ungeahnter Größe und Herrlichkeit empor, und als sie fertig war mit ihrem Bericht, erzählte Erna, was sie durch Harry über die Eltern und die Kindheit der Brüder wußte, und dabei bekam auch sie glänzende Augen und glühende Wangen. Und das Ende dieser Unterhaltung war, daß die beiden Mädchen einander umarmten und damit all dem warmen Herzensgefühl, das sie erfüllte und das sie noch nicht an die wahre Adresse zu richten wagten, Ausdruck gaben. „Wir müssen Freundinnen sein," rief Wilma, und als echte Österreicherin setzte sie gleich hinzu: „Und wir wollen uns auch ‚du' sagen!"

Sie lachten sich an, umarmten sich noch einmal und beschlossen dann, den Rückweg gemeinschaftlich anzutreten. Erna sah nach der Uhr. Fräulein Brun sollte erst in zwei Stunden kommen, um sie abzuholen. Wenn sie gleich gingen, kam Erna noch lange vor Fräulein Bruns Ausgang ins Hotel. Arm in Arm, abwechselnd die Mappe tragend, welche Ernas mißglückte Malversuche enthielt, machten sie sich auf den Weg. Plaudernd und lachend schlugen sie aber eine falsche Gasse ein und standen plötzlich auf dem Korso.

„Hier kenn ich mich aus," rief Wilma, „und wir haben immer noch anderthalb Stunden Zeit. Weißt, ich bin fast verdurstet — gehen wir in eine Konditorei, es kennt uns ja doch kein Mensch, und wir wollen uns doch nicht eher trennen, als es nötig ist."

Erna war's zufrieden. Sie schlenderten noch ein Stückchen durch das bunte Straßengetriebe, bis ihnen von irgend woher in glänzend goldenen Buchstaben das Wort „Café" entgegenstrahlte.

„Darfst du wohl allein in ein Café gehen?" fragte Erna zweifelnd.

„Wir sind ja zu zweien," beruhigte sie Wilma, „und es ist so lustig, einmal etwas zu thun, was man sonst nicht thut!"

Etwas verlegen wurde sie nun doch, als sie sich zwischen den Herrengruppen, welche vor dem Café standen, hindurchdrängen mußten, aber es lag nicht in Wilmas Art, ein einmal unternommenes Wagestück gleich aufzugeben. Das Herz klopfte ihr wohl ein wenig, als halblaute Beifallsäußerungen und bewundernde Blicke aus den verschiedenen Gruppen ihnen folgten, aber tapfer drang sie mit ihrer neuen Freundin bis zu einem der kleinen Marmortische vor und bestellte zwei Limonaden mit einer Stimme, der sie sich vergeblich bemühte, Festigkeit zu geben.

Inzwischen war Gräfin Theres mit Stasi und Pepi zurückgekehrt, da die Fahrt ihr ohne ihre Älteste kein sonderliches Vergnügen machte. Da sie weder ihren Mann noch Wilma zu Hause fand, vermutete sie, daß die beiden sich wohl versöhnt hätten und zusammen ausgegangen wären, und Pepi, der sich überflüssig im Familienkreise fand, beschloß, noch einen Besuch in dem von ihm sehr bevorzugten Café Aranjo zu machen. Die Cigarette im Munde, den dicken Gigertstock unterm Arm, schlenderte er über das Trottoir und dachte, daß er sich, wenn seine Bemühungen um Wilma wirklich erfolglos bleiben sollten, auf irgend eine andere Weise in Rom schadlos halten wollte, denn es sei doch „a Sünd und a Schand", ein paar Wochen hier nutzlos zu verlieren. Vor dem Eingang zum Café blieb er stehen und warf einen rekognoszierenden Blick über die dort versammelte Menschheit. Plötzlich riß er die Augen weit auf und trat eilig näher.

„Was Teixel, Wilma — du hier?" rief Pepi und vergaß vor Schreck und Überraschung fast zu grüßen. „Ja, wie kommst denn du hierher?"

„Grad so wie du," erwiderte sie schnippisch und wandte sich zu Erna.

„Das da ist mein Vetter Pepi Ansperg," sagte sie, ruhig sitzen bleibend, während Erna erschrocken aufgesprungen war, „und das ist meine Freundin Erna von Drewen — sie kennt die Vornstorffs ganz gut — aber ihr seid's ja schnell von der Pamfili zurückgekommen." Dabei schob sie ein großes Stück Torte in den Mund und schien durchaus nicht gewillt, sich in ihrem süßen Vergnügen stören zu lassen.

„Ja, aber ich bitt," begann Pepi — da schlug ihn jemand derb auf die Schulter.

„Na, du Schwerenöter," rief eine wohlbekannte Stimme. Pepi trat zur Seite, und Graf Königstein stand seiner Tochter gegenüber. „Wilma!" rief er in einem Tone so aufrichtigen Entsetzens, daß diese erschrocken aufsprang. „Aber Pepi, das ist doch schon gar arg, wie kommst du —"

„Ich kann keine Spur dafür, Onkel," unterbrach Pepi den Aufgeregten, „ich komm zufällig daher, wie du —"

„Ja, ich bitt's euch, was ist denn dabei? Wir waren hungrig und durstig, und die Erna Drewen da —"

„Schweig!" herrschte der Graf sie an, und zwei Minuten später standen sie alle vier auf dem Korso. Wilma hing eingeschüchtert am Arm ihres Vaters, während Pepi sich Ernas bemächtigt hatte. Gleich darauf entführten zwei herbeigerufene Wagen die beiden Mädchen in ihre verschiedenen Hotels. Graf Königstein setzte sich neben seine Tochter, und Pepi blieb mit mißvergnügtem Gesicht auf dem Trottoir — um dann langsam ins Quirinalhotel zurückzuschlendern.

„Wie kommst du in das Café?" inquirierte Graf Königstein.

Wilma, die sich unverdient schlecht behandelt fand, warf die Lippen trotzig auf.

„Ich hab's ja schon gesagt —" antwortete sie.

„So," rief er, und seine Stirn rötete sich bedenklich, „erst benimmst dich so, daß man sich deiner schämt, und dann bist noch trotzig —"

„Papa," unterbrach ihn Wilma, „du behandelst mich wie ein kleines Kind, und ich bin doch ein erwachsenes Mädchen —" Sie brach in Thränen aus, und der Graf saß mit gerunzelter Stirn neben ihr und murmelte:

„So geht das nicht weiter, das ist gewiß."

Im Hotel angekommen, befahl er Wilma, in ihr Zimmer zu gehen, während er seine Frau aufsuchte und dieser rund heraus erklärte: Da sie die Wilma nicht in Ordnung halten könne, wäre es seine Pflicht als Vater, jetzt ein Machtwort zu sprechen.

„Ich muß sie davor retten, daß sie ein überspanntes, unmögliches Frauenzimmer wird," erklärte er, „und auf dem besten Weg dazu ist sie. Erst hat sie mir heut mittag den Gehorsam aufgesagt und hat erklärt, sie wartet nur auf den Tag, wo sie mündig wird, um ihr eigener Herr zu sein, und dann geht sie in ein verrufenes Café, während sie Zimmerarrest hat, und fängt noch an trotzig zu werden, wie ich sie da heraushol — und kurz und gut, jetzt giebt's nur zwei Ding für sie — entweder sie geht zu meiner Schwester Klarissa, die ein strenges Regiment in ihrem Kloster führt —"

„Franzl," unterbrach ihn die Gräfin entsetzt, „Franzl, das thust mir nicht an! Die Wilma ist mein liebstes Kind und mein schönstes Kind, und wann sie ins Kloster soll, so geh ich halt mit!"

„Ins Kloster für immer soll sie nicht, bloß auf Besserung, für ein Jahr, oder so, schicke ich sie hin — oder — und das ist vielleicht noch gescheiter — die Wilma heiratet gleich vom Fleck weg!"

„Heiratet?" Gräfin Theres öffnete die Augen weit. „Ja, g'wiß soll sie heiraten, aber sie soll eine große Partie machen —"

„Ach was, ein Schwiegersohn, der thut, was ich will, ist mir lieber als einer, der mich geniert, und aufs Geld braucht man bei der Wilma auch nicht zu sehen, das hat sie ja durch die Erbschaft!"

„Ja, aber —"

„Kein Aber und kein Nichts, und nun red mir nicht weiter drein, ich wollt dir's nur sagen, weil du die Mutter bist, aber thun werde ich, was ich für gut halt."

Und damit verließ er das Zimmer und ging direkt hinüber zu seinem Neffen Pepi, der gerade nach Hause gekommen war und unschlüssig vor seiner Stubenthür stand.

„Ich komme zu dir, weil ich ernstlich mit

eingenommen war, machte ein etwas gekniffenes Gesicht und erwiderte:

„Gewiß war's das, und ich kann mich auch nicht erinnern, die Eltern damals traurig oder unzufrieden gesehen zu haben."

„Ich bitt Sie, sagen's das nicht!" rief die Gräfin lebhaft, „denn wenn Sie uns den Urwald gar angenehm schildern, da glaubt die Wilma schon, daß er dem Prater gleichkommt."

„So a Thorheit," brummte der Graf.

„O, Papa," rief Wilma, „ich habe eine Beschreibung vom Urwald gelesen — im Cooper glaub ich — prachtvoll, sag ich dir."

„Das kommt davon, daß die Madeln Bücher lesen," sagte der Graf, „das Gebetbuch und das Kochbuch, anders gehört sich's nicht für euch."

Harry sah entrüstet, Bob höchlichst amüsiert aus.

„Papa, das ist vieux jeu," rief Wilma, „neulich sagte sogar Monsignore Wellner: Prüfet alles und das Beste behaltet."

„Was aber Klügere und Ältere vor uns geprüft und als Bestes befunden haben, das sollen die Jungen ohne weiteres hinnehmen," erklärte der Graf.

„Ach, laßt's uns aus mit eurem Streit," rief die Gräfin dazwischen, „die Hauptsache ist, daß man sich wohl fühlt, und daß einen das Leben freut. Wenn man jung ist, möcht man die Sterne vom Himmel, und hernach freut man sich einer Gansleberpastete — sie muß nur so gut sein, wie unser Koch sie macht — finden's nit auch das Essen hier ganz abscheulich?"

Mit der letzteren Frage an Bob glaubte sie das Gespräch wieder in die rechte Bahn gebracht zu haben, denn sie wußte, daß ihr Mann die Berührung anderer als der alltäglichen Dinge „Extravaganzen" nannte. Nach einer halben Stunde empfahlen sich die Brüder. Die Gräfin bat, morgen mit ihnen zu speisen, der Graf schüttelte beiden mit einer gewissen Reserve die Hand, und die beiden Mädchen neigten ihre Köpfchen korrekt und wohlerzogen.

Kaum aber hatte die Thür sich hinter den Besuchern und dem alten Grafen, der diese bis zur Treppe geleitete, geschlossen, da brach Wilma los:

„Gott, was ist das interessant, einmal einen Menschen reden zu hören, der im Urwald und in Indien und überall da zu Hause ist, wo gar kein anderer Mensch hinkommt! — Und wie gut der ‚Indianer' ausschaut — so recht wie ein Held aus einem Cooperschen Buch!"

Die Gräfin drohte ihr.

„Laß uns aus mit deinen Büchern, du weißt, der Papa kann's nit leiden."

Aber Wilma hörte nicht.

„Das ist doch etwas ganz anderes als die ewigen Renngeschichten vom Pepi, die mag ich schon gar nicht mehr!" fuhr sie fort.

Stasi, die jüngere der beiden Schwestern, fing an zu lachen. „Wann er dir gar so gut gefällt, kannst ihn ja heiraten," bemerkte sie, „da bleibt die Erbschaft von der Tante gleich beieinander."

Wilma wurde feuerrot.

„Red keinen Unsinn," rief die Gräfin dazwischen, „die Wilma ist jetzt eine ‚Partie' und kann ruhig auf einen Fürsten warten — daß aber der Bruder vom Indianer auch gerade der Mann mit der ‚Landesküchen' sein mußte," setzte sie lachend hinzu.

Die Mädchen stimmten in das Lachen ein — sie hatten ihn beide sofort erkannt.

„Laßt's euch nit merken," riet die Mutter, „man thut, als sei er's gar nit gewesen. Wer konnt denn damals auch wissen, daß der junge Sansfaçon grad der Sohn von der Nataly Königstein sein mußt? Und — laßt's euch gesagt sein, Mädele, die Bornstorffs sind freilich Vettern, und hier in Rom, wo es so an jungen Herren in der Gesellschaft fehlt, sind sie eine angenehme Abwechselung, die man mitnehmen kann — aber als voll sind sie nicht zu nehmen."

„Das mein ich halt auch," sagte Stasi, — „schon die Visitenkarten" — sie nahm diese, die noch auf dem Tisch lagen, in die Hand — „ich bitt, es ist doch eine Schand, sich einfach Bornstorff zu nennen, ohne Titel, ohne alles — "

„Ist's wahr?" fragte die Gräfin, nun auch nach den Karten greifend und sie lesend.

„Aber das ist doch schon gar arg," rief sie, „ja, ja, wir denken halt, so ein ausländisches Land, das müsse besonders interessant sein — aber verkehren möcht man doch nicht mit Menschen, die keine Hemden tragen und keine Titel!"

Wilma schwieg, nur ihre Oberlippe kräuselte sich etwas verächtlich.

* * *

Am nächsten Tage folgten die Brüder der Königsteinschen Einladung ins Quirinal-Hotel. Die Familie speiste nach österreichischer Art an besonderem Tisch, so war man „unter sich".

Bob saß zwischen dem Elternpaare. Er mußte von seinen Reisen erzählen, aber sobald er im Zuge war, begann der Graf sich in die Speisekarte zu vertiefen, und die Blicke der Gräfin wanderten zerstreut im Zimmer umher. Um so aufmerksamer hörte Wilma zu, die Bob gegenüber saß, und die beredte Sprache ihrer Augen feuerte Bob an. Sein Thema interessierte ihn, und ihre lebhaften, naiven Fragen machten ihm Spaß. Er war zu wenig Gesellschaftsmensch, um zu wissen, daß die Kunst der Konversation nicht darin besteht, allein zu sprechen, und Graf und Gräfin Königstein fanden es bequem, den ‚Indianer' reden zu lassen. So unterhielt Bob sich vortrefflich, und je länger das Essen dauerte, desto ausschließlicher sprach er für Wilma, ohne daß er oder einer der anderen sich dessen bewußt geworden wäre. Harry saß zwischen Stasi und „Pepi", der jetzt natürlich nicht fehlte. „Pepi" — sein voller Name war Graf Joseph Auersperg — hatte Wilma zur anderen Tischnachbarin und versuchte zunächst mit ihr allerlei Scherze in Gang zu bringen, deren Beziehungen die Bornstorffs nicht kennen konnten. Als er damit kein Glück hatte, saß er einige Minuten gelangweilt und schweigsam da. Endlich fragte er Harry: „Bilden Sie sich auch zum Weltumsegler aus wie Ihr Bruder?"

„Das Weltumsegeln ist für meinen Bruder nicht Beruf, sondern Mittel zum Zweck," erwiderte Harry, und aus seinem Ton klang dieselbe gewollte Überlegenheit heraus wie aus dem des Fragers. „Im übrigen bin ich Maler," setzte er hinzu.

„Maler?" wiederholte Pepi gedehnt — „Wie fallt einem nur so was ein — Maler zu werden!"

Nun siegte bei Harry doch der Humor über den Ärger. Er lachte: „Ja, eingefallen ist mir's freilich."

„Das ist's eben, was ich nicht begreifen kann."

Graf Königstein legte gerade die Speisekarte aus der Hand. „Brauchst du auch nicht, Pepi," sagte er, sich plötzlich einmischend. „Wir werden als das geboren, was wir unser Leben lang bleiben, da giebt es kein Darüber-Nachdenken und Aussuchen. Erst wenn die Tradition aufhört, muß man mit den Einfällen anfangen."

„Sie haben recht, Herr Graf," rief Bob, ohne den versteckten Tadel auch nur zu bemerken, „das Brechen mit der Tradition befreit das Individuum; wenn die künstlichen Stützen fehlen, besinnt man sich auf die natürlichen und bringt seine Kräfte zur Anwendung."

Die Gräfin war in diesem Augenblicke nicht zerstreut, denn sie hielt ihn für geeignet, die Tafel aufzuheben. Sie begann zu finden, daß es unbequem sei, mit dem Indianer zu „plauschen".

„Ich möcht wissen, was du geworden wärst, wenn du hättest warten müssen, bis dir was einfallt!" sagte Wilma lachend zu Pepi.

„Ich mein halt dasselbe, was mir auch jetzt einfallt, daß ich dir gern in die Augen schau!" erwiderte er.

Sie drehte sich mit einer ärgerlichen Bewegung um und wurde sehr rot, als sie sah, daß Bob daneben stand und ihren Dialog gehört hatte. Der Wunsch, ihm keinen Zweifel über ihre Denkweise zu lassen, riß sie fort.

„Ich denk manchmal, ich erstick," sagte sie heftig, „und wenn Sie sprechen, da ist's wie ein frischer Luftzug."

Überrascht blickte er sie an.

„Aber ich habe ja gar nichts Besonderes gesagt!" Er sprach in einem Ton, als müsse er sich entschuldigen.

„Ach, das ist's eben," rief sie, „Sie sagen etwas, das Ihnen als ganz selbstverständlich erscheint, und mir ist's, als ob eine verschlossene Thür vor mir aufgemacht würde."

Die anderen schoben sich dazwischen, es war von anderen Dingen die Rede, aber Bob schien es, als bestände von nun an zwischen ihm und Wilma eine Art stillen Freimaurertums.

„Und wann denken Sie nun nach Öster-

reich überzusiedeln?“ fragte Graf Königstein, während er Bob eine Cigarre anbot.

„Wegen dieser Angelegenheit möchte ich um eine besondere Unterredung mit Ihnen bitten,“ erwiderte Bob.

„Ja, was ist denn da Besonderes zu besprechen? Es ist selbstverständlich, daß mein Rat Ihnen jederzeit zur Disposition stehen wird, und daß ich thun werde, was möglich ist, um Nataly Königsteins Sohne, der nach langen Irrfahrten heimkehrt, die Wege bei uns zu ebnen — aber, natürlich, Sie werden vorsichtig sein müssen mit Äußerungen, die — nun ich meine, mit Äußerungen, die Ihr bisheriges Leben wohl entschuldbar machen mag, die aber für den österreichischen Grundherrn nicht mehr passen.“

Bob fühlte, wie das Blut ihm in die Stirn stieg, und er würde wahrscheinlich allzu deutlich geantwortet haben, wenn nicht zugleich ein warmes Mitleidsgefühl für Wilma ihn erfüllt hätte. Es hatte etwas wie eine stumme Bitte in dem leuchtenden Blick ihrer Augen gelegen, etwas, das Bob verhinderte, jetzt scharf zu antworten und damit die Brücken zwischen sich und den Verwandten abzubrechen. „Ich habe einen Beruf, den ich liebe und in dem ich glaube etwas leisten zu können,“ sagte er, „ich möchte diesen Beruf nicht aufgeben.“

Der Graf zuckte die Achseln. „Ja, mein Lieber, Brücken bauen können Sie natürlich nicht, wenn Sie zu ‚uns‘ gehören wollen!“

Eine heftige Äußerung wäre nun doch wohl über Bobs Lippen gekommen, wenn Wilma nicht in diesem Augenblick zu ihnen in die Fensternische getreten wäre. Sie schob ihren Arm in den ihres Vaters und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, während sie zu Bob aufblickte.

„Warum ist denn Brückenbauen etwas so Schlimmes, Papa?“ fragte sie.

Er runzelte die Stirn. „Kind, das sind Geschäftssachen, das ist nichts für Frauen, laß uns!“

„Ach, bitte, laß mich zuhören, du weißt, ich bin doch eigentlich dein Junge, da du keinen hast, da darf ich auch mal bei so was zuhören.“

Er lächelte und strich über ihr dunkles Haar.

Als Kind hatte man Wilma in der Familie oft scherzend den Jungen genannt. Nun fand ihr Vater es manchmal unbequem, wenn sie darauf fußte, aber sie wußte, wenn sie ihn zum Lächeln brachte, hatte sie gewonnenes Spiel. So blieb sie auch jetzt an seiner Seite, und Bob antwortete an des Grafen Stelle auf ihre Frage:

„Brückenbauen und die ganze Thätigkeit des Ingenieurs ist sogar etwas sehr Gutes, und, Herr Graf, ich bin sicher, daß es einen Standpunkt giebt, von dem aus wir die Sache in gleicher Weise beurteilen müssen.“

„Da wäre ich neugierig!“

„Das Bibelwort ‚Liebet euch untereinander‘ ist Ihnen doch gewiß vertraut?“

„Ach, ich bitte, solche ernste Dinge lassen Sie aus dem Spiele.“

„Aber es ist mir heiliger Ernst damit, und ich meine, wenn die Menschen sich untereinander lieben sollen, müssen sie sich erst kennen lernen, denn die Entfernung begünstigt falsche Vorstellungen und Mißtrauen. Der Ingenieur aber sorgt und arbeitet dafür, daß die Völker einander näherkommen —“

„Um sich bequemer auffressen zu können,“ unterbrach Graf Königstein.

„Ich gebe zu, daß das Näherkommen auch leicht Streit mit sich bringt, aber das ist nur ein Übergangsstadium, eine Gärung der Völkerhefe, am Ende kommt aber doch eine Klärung und die Erkenntnis, daß die Menschheit durch die Liebe glücklicher wird als durch den Haß, die Erfahrung, daß die Interessen der Einzelnen am besten vertreten sind, wenn das Allgemeinwohl gefördert wird, das sind so civilisatorische Faktoren, Faktoren, die uns dem höchsten Menschheitsideal um so viel näher bringen — daß jeder Spatenstich, der in ihrem Dienst geschieht, mir ein gutes Werk zu sein scheint!“

Graf Königstein schüttelte den Kopf, Wilma blickte mit unverhohlener Bewunderung zu Bob auf; vielleicht galt diese Bewunderung weniger dem, was er sagte, als dem Feuer der Begeisterung, welches in seinen Augen glühte und das sein gebräuntes Männerantlitz verklärte. Sie verstand kaum, was er sagte, sie fühlte nur, daß das, was so gesagt wurde, wahr sein müßte und gut.

Graf Königstein war nach Tisch immer besonders wohlwollend gestimmt, und wenn

der Sinn einer Sache ihm entweder so unverständlich oder so unsympathisch war, daß er nichts darauf zu erwidern gewußt hätte, so pflegte er ein einzelnes Wort aus der Rede des Gegners herauszugreifen und an dieses anzuknüpfen. So sagte er auch jetzt, trotz seines Kopfschüttelns, ohne Ärger und ohne seine Cigarre ausgehen zu lassen:

„Schaun's, die Leut, die immer vom Allgemeinwohl reden, das sind die Demokraten, die das allgemeine Unglück wollen. Und wenn Sie erst in Ihrem hübschen Schloß sitzen werden —“

„Ich werde aber nicht dort sitzen!“

„Na, Sie haben's doch geerbt!“

„Ich habe aber die Erbschaft noch nicht angetreten!“

„Ich bitt, bei so was bedenkt sich doch kein vernünftiger Mensch.“

„Auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen sehr unvernünftigen halten, muß ich doch sagen, daß die Erbschaft in dieser Form für mich absolut wertlos ist. Ich bin fest entschlossen, meinen Beruf nicht aufzugeben!“

Jetzt ging die Cigarre doch aus.

„Dann werden Sie nicht unser Nachbar!“ rief Wilma im Tone einer so großen Enttäuschung, daß Bob nicht umhin konnte, ihr einen dankbaren Blick zuzuwerfen.

„Darauf war ich allerdings nicht gefaßt,“ sagte der Graf. „Sie wissen doch, daß wir nur gleichzeitig die Erbschaft antreten können, daß eine Einigung zwischen uns als selbstverständlich vorausgesetzt war?“

„Ich hoffe, diese Einigung wird sich erzielen lassen, Herr Graf!“

„Aber einen Besitz wie Stecking ausschlagen — das ist unverständlich — ganz unverständlich!“

„Doch nicht, Papa, wenn man sich's recht überlegt, kann man's doch verstehen —“ mischte sich Wilma ein.

„Du bist auch noch da?“ rief der Graf, der Wilmas Anwesenheit ganz vergessen hatte; „mach, daß du fortkommst!“

„Aber Papa, die Sache geht mich doch eigentlich ganz besonders an!“

„Gar nichts hast du dabei zu thun, du bist minorenn, und Geschäftssachen sind keine Frauensachen —“

„Aber in ein paar Jahren bin ich mündig —“

„Unsinn, dann bist du längst verheiratet, und eine Frau ist überhaupt nie mündig!“

„Ist das wirklich so bei Ihnen?“ rief Bob unwillkürlich, während ein mitleidiger Blick Wilma streifte, die mit glühenden Wangen neben ihrem Vater stand.

„Bei uns?“ wiederholte der Graf. „Ich denke, daß eine Frau erst von ihrem Vater und dann von ihrem Manne abhängt, das ist nicht eine Specialität von uns, sondern das ist die allgemeine Weltordnung, einige unglückliche, entartete Geschöpfe in Amerika vielleicht ausgenommen!“

„Ich werde aber niemals heiraten,“ rief Wilma mit ausbrechender Heftigkeit, „niemals, niemals, und wenn der Vetter das Gut nicht will, so werde ich nur darauf warten, bis ich mündig bin, und dann hingehen und mein eigener Herr sein.“ Die Thränen standen ihr in den Augen, sie bebte vor Erregung, und Graf Königstein sah sie mit so ehrlichem Entsetzen an, daß Bob gelacht hätte, wenn Wilmas Sache ihm in diesem Augenblick nicht zu ernst zum Lachen erschienen wäre.

Dieses junge Geschöpf, das sich aus dem engen Kreis der Vorurteile, in den es eingezwängt war, hinaussehnte, that ihm leid, er hatte noch keiner Frau gegenüber so intensiv den Wunsch, ja die Notwendigkeit empfunden, ihr zu helfen, wie hier, und doch sagte er sich, daß er gerade hier gänzlich machtlos sein würde, es sei denn — Blitzartig schnell und blendend durchzuckte ihn die Vorstellung dieses „es sei denn“ — und schnell, wie der Gedanke ihm gekommen war, wies er ihn zurück: „Unmöglich — gerade weil die Tante Erblasserin es offenbar darauf angelegt hat, ganz unmöglich, und ich heirate ja überhaupt nicht, das steht fest!“

Indessen hatte das Entsetzen des Grafen Königstein Worte gefunden. „Es ist genug,“ sagte er mit seltsam veränderter Stimme, „du gehst zu deiner Mutter —“ Er erhob sich.

Wilmas thränenfeuchte Augen blickten geradezu hilfesuchend Bob an. „Die Zeit verändert so vieles,“ sagte er in weichem Ton, „ich hoffe, Sie bringt auch Ihnen —“

„Es wird meine Sache sein, für das zu sorgen, was die Zeit zu bringen hat,“ unterbrach Graf Königstein. „Liebe Theres, willst

du dich jetzt zur Fahrt in die Pamfili zurecht machen, der Wagen wird schon warten — Wilma scheint mir nicht wohl, sie soll zu Hause bleiben!"

Wieder begegneten sich Bobs und Wilmas Augen, dann lief Wilma zum Zimmer hinaus und schloß die Thür nicht eben sehr sanft hinter sich.

„Ja, aber ich bitt, Franzl, was hat's denn gegeben?" rief die Gräfin. „Ich hab mir grad vom Pepi a Geschicht'n erzählen lassen, und ihr seid's ja in die Fensterecken gekrochen."

„Es geht nicht so weiter mit der Wilma," erwiderte der Graf erregt, „es geht nicht, es geht ganz g'wiß nicht — aber ich hab's immer gesagt, das Bücherlesen — na," unterbrach er sich, „reden wir jetzt nicht davon. Ihr seid's ja grad fünf Personen, da ist's genug mit dem Hotellandauer, der unten wartet; der Pepi nimmt den Bockplatz, ich mag ohnehin nicht mit."

„Es ist sehr gütig, daß Sie uns mitnehmen wollen, aber wir sind leider für den Nachmittag versagt," erklärte Bob mit großer Bestimmtheit, obgleich es eine Lüge war. Es wurde noch einige Augenblicke hin und her geredet, dann empfahlen sich die Brüder, und die Familie Königstein war allein und hatte Muße, ihre Ansichten über den verrückten „Indianer" und die unartige Wilma auszutauschen.

„Es hilft nichts, das Mädel muß schärfer an die Stange genommen werden," erklärte der Graf, „sonst wird ihr Lebtag nix G'scheites aus ihr!"

Die Gräfin zuckte die Achseln. Sie sei auch immer „besonders" gewesen als Madel, behauptete sie, das gäbe sich nachher, und ob die Wilma das bare Geld oder das Gut der Tante als Mitgift bekäme, eine „Partie" sei sie auf jeden Fall, und unter einem Fürsten thät sie's mal nicht, und der Pepi sollt sich nicht erst lächerlich machen, indem er sich was einbildete, „denn du bist wohl ein guter Bub, aber für ein so ‚apartes' Madel wie die Wilma bist du halt nit."

Damit bestieg Gräfin Theres den Landauer, um mit Stasi und Pepi in die Pamfili zu fahren.

Der Graf ging in sein Zimmer, um einen langen Brief an seinen Wiener Banquier zu schreiben, in Sachen der „Erbschaftsgeschichte", und als er damit fertig war, benutzte er die Abwesenheit seiner Damen, um sich einmal im Café Aranjo umzusehen, das sich eines großen, wenn auch nicht gerade guten Rufes in der römischen Herrenwelt erfreute.

Wilma hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und hatte zunächst geweint, als wolle ihr das Herz springen. Den bestimmten Grund dieser Thränen anzugeben, wäre ihr schwer geworden, aber sie sagte sich, daß sie sehr, sehr unglücklich sei, und weinte sich satt. Dann saß sie auf dem Fensterbrett ihres Zimmers und blickte in das bewegte Getriebe der Via Nationale hinunter. Schräg gegenüber stiegen die Cypressen und Pinien einer römischen Villa über der haushohen Mauer, welche den Garten umschloß, empor und zeichneten ihre dunklen Silhouetten gegen den strahlenden blauen Himmel ab. Dazwischen stand ein Judasbaum mit seinen rot-violett leuchtenden Blütenzweigen, und üppige Glyzinienranken schlangen sich um die Cypressen und bedeckten ihr dunkles Grün mit ihren lichtblauen Blütentrauben, daß es aussah wie festliche Guirlanden. Wilma blickte hinüber. Wie war das schön und lustig — und welch prächtiger Abend das werden mußte! Und dann flog ihr Blick durch das Hotelzimmer, das ganz dunkel erschien im Gegensatz zu dem leuchtenden Himmel und dem lachenden Gartenbilde da draußen. Plötzlich war Wilmas Entschluß gefaßt. Sie sprang von ihrem erhöhten Sitz ins Zimmer, setzte ihren Hut auf, steckte ihre kleine Börse in die Tasche und huschte zur Thür hinaus. Weder der Diener noch die Zofe, die sie beide mitgebracht hatten, waren auf dem Korridor.

„Um so besser," dachte Wilma und lief die Treppe hinab, an dem grüßenden Portier vorüber, hinaus. Sie stand einen Augenblick still, um sich zu orientieren, denn sie war noch nie allein auf die Straße gegangen. Aber der Weg war nicht schwer zu finden — die breite Straßentreppe hinab über das Trajansforum, hinein in den Schatten einer gewundenen schmalen Gasse, — da lag das Forum Romanum vor ihr, mit seinen Trümmern und schlanken Säulen. Wie ihr das alles heute so anders erschien,

so romantisch geheimnisvoll! — Drüben lag der Palatin mit seinem dunklen Grün zwischen den Resten der alten Kaiserpaläste. Für einen Lire Entree durfte man hinein und würde vielleicht allein sein, denn das Gros der Besucher pilgerte Sonntags dorthin, wo der Eintritt frei war. Ein entzückendes Gruseln überlief Wilma beim Gedanken an die Einsamkeit dort oben zwischen den großartigen Ruinen. Eine Viertelstunde später war sie dort. Sie verlief sich hundertmal, ehe sie den oberen Garten erreichte, aber sie verlief sich eigentlich mit Absicht, denn sie durchstreifte die gewölbten Gänge und die weiten offenen Säle kreuz und quer. Alles erschien ihr größer, geheimnisvoller, schauriger als sonst, wo sie in Gesellschaft der anderen hier war; es war ganz menschenleer zwischen den Trümmern, nur flinke Eidechsen huschten über die Steine, und vom Kloster von Buonaventura her klangen manchmal Orgeltöne und Gesang herüber, in abgebrochenen, seltsamen Tönen.

Wilma war, am „Hause der Livia" vorüberkommend, den ziemlich steilen Weg hinaufgeklettert, der zu den Gartenanlagen auf der Höhe des Palatins führt. Da sah sie, am Ende der Terrasse, scharf abgezeichnet gegen den hellen Himmel, eine weibliche Gestalt sitzen, die ihr den Rücken drehte. Die Einsamkeit, die sie zuerst so wundervoll romantisch gefunden hatte, fing gerade an, ihr langweilig zu werden. So ging sie auf die neue Erscheinung zu und betrachtete sie neugierig. Sie konnte das unbemerkt thun, denn die Sitzende hatte ihren Kopf in ihre Hände vergraben, und ihre Schultern zuckten ab und zu ein ganz klein wenig.

Sie weint, dachte Wilma und blickte rings um sich. Da war kein anderer Mensch zu entdecken.

Sie weint und sie ist ganz allein! — Wilma trat einen Schritt näher. Der Kies des Weges knirschte dabei unter ihrem Fuß. Die Fremde hob den Kopf und wandte ein sehr junges und sehr verweintes Gesicht Wilma zu. Mit einer erschrockenen Bewegung fuhr die Fremde mit dem Taschentuch über ihre Augen und bückte sich nach einigen Papierblättern und verschiedenen Malerutensilien, die zerstreut am Boden um sie her lagen.

Unwillkürlich bückte sich auch Wilma und reichte ihr ein Papierblatt, das sich etwas weiter verflogen hatte.

„Es thut mir halt so leid, daß Sie weinen," sagte sie dabei.

„O, ich — ich — ich wollte nur etwas, was ich nicht konnte!" kam die Antwort unter dem gelben Matrosenhut hervor, und das Taschentuch machte ein paar energische Bewegungen über das verweinte Gesicht.

„Ich kenne das," sagte Wilma in tröstendem Tone, „ich habe auch so geweint, ehe ich hierher kam — manchmal ist alles um einen herum zu dumm, dann hilft's nichts, man muß einmal tüchtig weinen — nachher wird's besser."

Erna Drewen blickte unter ihrem Matrosenhut ernsthaft und erstaunt zu Wilma auf.

„O, ich war ganz allein die Dumme," sagte sie, und um ihren Mund zuckte es schon wieder wie ein halbes Lächeln. „Ich wollte durchaus das da" — sie wies auf das Forum hin, das sich zu ihren Füßen ausbreitete — „ich wollte das da malen, aber es ging nicht!"

„Ach, das ist auch viel zu schwer," meinte Wilma, „ich zeichne auch ein bißchen, aber an das da würde ich mich nicht wagen."

Sie kamen ins Plaudern. Jugend und Jugend findet sich ja so leicht zusammen, und sie waren bald beide übereinander orientiert.

„Heute hatte ich geträumt, daß ich plötzlich malen könnte," erzählte Erna. „Ich zog Fräulein Brun ins Vertrauen, und sie brachte mich und das ganze Handwerkszeug da hierher. Dann bat ich sie, nach Hause zu gehen, damit ich ganz ungestört wäre und damit Tante nichts merkte. Tante hat ohnehin heut Migräne, und wenn ich abends mit einem kleinen Bilde nach Hause gekommen wäre, Gott, das hätte sie gesund gemacht vor Freude! Und dann kennen wir einen Herrn, der ist Maler —"

„O, so einen kenne ich auch," rief Wilma, „er ist sogar eigentlich mein Vetter, aber wir lassen uns nicht ‚du' von ihm nennen, weil er in Amerika geboren ist."

„Unser Maler ist auch in Amerika geboren, er heißt Harry Bornstorff."

Wilma schlug lachend die Hände zusammen. „Das ist ja derselbe! Dann kennen Sie wohl auch seinen Bruder?"

„Nur ganz von weitem hab ich ihn gesehen, aber hier in der Mappe habe ich ein Bild von ihm, das hat Herr Bornstorff uns neulich mitgebracht. Es ist in einem Journal erschienen. Denn er hat einen sehr schwierigen Brückenbau in Indien ausgeführt, dieser Bob Bornstorff, und ist eine Persönlichkeit."

Erna holte das Journal hervor, und Wilmas Gesicht glühte, während sie den für Bob sehr schmeichelhaften Text, der das Bild begleitete, las.

„Das hat er uns nie gesagt, daß er so berühmt ist," rief sie, „aber ich habe es gleich gewußt, daß etwas Besonderes mit ihm sein mußte, er ist so anders wie alle anderen!"

Und nun erzählte sie, was sie von ihm wußte, und während sie so zum erstenmal ernsthaft von ihm sprach, wuchs sein Bild vor ihrer Seele zu ungeahnter Größe und Herrlichkeit empor, und als sie fertig war mit ihrem Bericht, erzählte Erna, was sie durch Harry über die Eltern und die Kindheit der Brüder wußte, und dabei bekam auch sie glänzende Augen und glühende Wangen. Und das Ende dieser Unterhaltung war, daß die beiden Mädchen einander umarmten und damit all dem warmen Herzensgefühl, das sie erfüllte und das sie noch nicht an die wahre Adresse zu richten wagten, Ausdruck gaben. „Wir müssen Freundinnen sein," rief Wilma, und als echte Österreicherin setzte sie gleich hinzu: „Und wir wollen uns auch ‚du' sagen!"

Sie lachten sich an, umarmten sich noch einmal und beschlossen dann, den Rückweg gemeinschaftlich anzutreten. Erna sah nach der Uhr. Fräulein Brun sollte erst in zwei Stunden kommen, um sie abzuholen. Wenn sie gleich gingen, kam Erna noch lange vor Fräulein Bruns Ausgang ins Hotel. Arm in Arm, abwechselnd die Mappe tragend, welche Ernas mißglückte Malversuche enthielt, machten sie sich auf den Weg. Plaudernd und lachend schlugen sie aber eine falsche Gasse ein und standen plötzlich auf dem Korso.

„Hier kenn ich mich aus," rief Wilma, „und wir haben immer noch anderthalb Stunden Zeit. Weißt, ich bin fast verdurstet — gehen wir in eine Konditorei, es kennt uns ja doch kein Mensch, und wir wollen uns doch nicht eher trennen, als es nötig ist."

Erna war's zufrieden. Sie schlenderten noch ein Stückchen durch das bunte Straßengetriebe, bis ihnen von irgend woher in glänzend goldenen Buchstaben das Wort „Café" entgegenstrahlte.

„Darfst du wohl allein in ein Café gehen?" fragte Erna zweifelnd.

„Wir sind ja zu zweien," beruhigte sie Wilma, „und es ist so lustig, einmal etwas zu thun, was man sonst nicht thut!"

Etwas verlegen wurde sie nun doch, als sie sich zwischen den Herrengruppen, welche vor dem Café standen, hindurchdrängen mußten, aber es lag nicht in Wilmas Art, ein einmal unternommenes Wagestück gleich aufzugeben. Das Herz klopfte ihr wohl ein wenig, als halblaute Beifallsäußerungen und bewundernde Blicke aus den verschiedenen Gruppen ihnen folgten, aber tapfer drang sie mit ihrer neuen Freundin bis zu einem der kleinen Marmortische vor und bestellte zwei Limonaden mit einer Stimme, der sie sich vergeblich bemühte, Festigkeit zu geben.

Inzwischen war Gräfin Theres mit Stasi und Pepi zurückgekehrt, da die Fahrt ihr ohne ihre Älteste kein sonderliches Vergnügen machte. Da sie weder ihren Mann noch Wilma zu Hause fand, vermutete sie, daß die beiden sich wohl versöhnt hätten und zusammen ausgegangen wären, und Pepi, der sich überflüssig im Familienkreise fand, beschloß, noch einen Besuch in dem von ihm sehr bevorzugten Café Aranjo zu machen. Die Cigarette im Munde, den dicken Gigerlstock unterm Arm, schlenderte er über das Trottoir und dachte, daß er sich, wenn seine Bemühungen um Wilma wirklich erfolglos bleiben sollten, auf irgend eine andere Weise in Rom schadlos halten wollte, denn es sei doch „a Sünd und a Schand", ein paar Wochen hier nutzlos zu verlieren. Vor dem Eingang zum Café blieb er stehen und warf einen rekognoszierenden Blick über die dort versammelte Menschheit. Plötzlich riß er die Augen weit auf und trat eilig näher.

„Was Teixel, Wilma — du hier?" rief Pepi und vergaß vor Schreck und Überraschung fast zu grüßen. „Ja, wie kommst denn du hierher?"

„Grad so wie du," erwiderte sie schnippisch und wandte sich zu Erna.

„Das da ist mein Vetter Pepi Ansperg," sagte sie, ruhig sitzen bleibend, während Erna erschrocken aufgesprungen war, „und das ist meine Freundin Erna von Drewen — sie kennt die Vornstorffs ganz gut — aber ihr seid's ja schnell von der Pamfili zurückgekommen." Dabei schob sie ein großes Stück Torte in den Mund und schien durchaus nicht gewillt, sich in ihrem süßen Vergnügen stören zu lassen.

„Ja, aber ich bitt," begann Pepi — da schlug ihn jemand derb auf die Schulter.

„Na, du Schwerenöter," rief eine wohlbekannte Stimme. Pepi trat zur Seite, und Graf Königstein stand seiner Tochter gegenüber. „Wilma!" rief er in einem Tone so aufrichtigen Entsetzens, daß diese erschrocken aufsprang. „Aber Pepi, das ist doch schon gar arg, wie kommst du —"

„Ich kann keine Spur dafür, Onkel," unterbrach Pepi den Aufgeregten, „ich komm zufällig daher, wie du —"

„Ja, ich bitt's euch, was ist denn dabei? Wir waren hungrig und durstig, und die Erna Drewen da —"

„Schweig!" herrschte der Graf sie an, und zwei Minuten später standen sie alle vier auf dem Korso. Wilma hing eingeschüchtert am Arm ihres Vaters, während Pepi sich Ernas bemächtigt hatte. Gleich darauf entführten zwei herbeigerufene Wagen die beiden Mädchen in ihre verschiedenen Hotels. Graf Königstein setzte sich neben seine Tochter, und Pepi blieb mit mißvergnügtem Gesicht auf dem Trottoir — um dann langsam ins Quirinalhotel zurückzuschlendern.

„Wie kommst du in das Café?" inquirierte Graf Königstein.

Wilma, die sich unverdient schlecht behandelt fand, warf die Lippen trotzig auf.

„Ich hab's ja schon gesagt —" antwortete sie.

„So," rief er, und seine Stirn rötete sich bedenklich, „erst benimmst dich so, daß man sich deiner schämt, und dann bist noch trotzig —"

„Papa," unterbrach ihn Wilma, „du behandelst mich wie ein kleines Kind, und ich bin doch ein erwachsenes Mädchen —" Sie brach in Thränen aus, und der Graf saß mit gerunzelter Stirn neben ihr und murmelte:

„So geht das nicht weiter, das ist gewiß."

Im Hotel angekommen, befahl er Wilma, in ihr Zimmer zu gehen, während er seine Frau aufsuchte und dieser rund heraus erklärte: Da sie die Wilma nicht in Ordnung halten könne, wäre es seine Pflicht als Vater, jetzt ein Machtwort zu sprechen.

„Ich muß sie davor retten, daß sie ein überspanntes, unmögliches Frauenzimmer wird," erklärte er, „und auf dem besten Weg dazu ist sie. Erst hat sie mir heut mittag den Gehorsam aufgesagt und hat erklärt, sie wartet nur auf den Tag, wo sie mündig wird, um ihr eigener Herr zu sein, und dann geht sie in ein verrufenes Café, während sie Zimmerarrest hat, und fängt noch an trotzig zu werden, wie ich sie da heraushol — und kurz und gut, jetzt giebt's nur zwei Ding für sie — entweder sie geht zu meiner Schwester Klarissa, die ein strenges Regiment in ihrem Kloster führt —"

„Franzl," unterbrach ihn die Gräfin entsetzt, „Franzl, das thust mir nicht an! Die Wilma ist mein liebstes Kind und mein schönstes Kind, und wann sie ins Kloster soll, so geh ich halt mit!"

„Ins Kloster für immer soll sie nicht, bloß auf Besserung, für ein Jahr, oder so, schicke ich sie hin — oder — und das ist vielleicht noch gescheiter — die Wilma heiratet gleich vom Fleck weg!"

„Heiratet?" Gräfin Theres öffnete die Augen weit. „Ja, g'wiß soll sie heiraten, aber sie soll eine große Partie machen —"

„Ach was, ein Schwiegersohn, der thut, was ich will, ist mir lieber als einer, der mich geniert, und aufs Geld braucht man bei der Wilma auch nicht zu sehen, das hat sie ja durch die Erbschaft!"

„Ja, aber —"

„Kein Aber und kein Nichts, und nun red mir nicht weiter drein, ich wollt dir's nur sagen, weil du die Mutter bist, aber thun werde ich, was ich für gut halt."

Und damit verließ er das Zimmer und ging direkt hinüber zu seinem Neffen Pepi, der gerade nach Hause gekommen war und unschlüssig vor seiner Stubenthür stand.

„Ich komme zu dir, weil ich ernstlich mit

dir zu reden habe," sagte der Graf und trat mit Pepi in dessen Zimmer.

„Aber lieber Onkel, ich kann wirklich gar nichts dafür," begann Pepi.

Der Graf machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich weiß, ich weiß, um diesen letzten dummen Streich mit dem Café handelt es sich nicht."

Pepi überflog in Gedanken seinen Lebenslauf während der letzten Monate, aber ein besonders dummer Streich war zufällig nicht darin vorgekommen. Er sah daher erwartungsvoll, aber mit beruhigtem Gewissen seinem Onkel zu, der aufgeregt im Zimmer auf und ab ging.

„Du machst jetzt der Wilma schon seit einem halben Jahr den Hof," begann Graf Königstein, plötzlich vor ihm stehen bleibend, „was beabsichtigst du eigentlich damit?"

Pepi zupfte an seinem Schnurrbart.

„Ja, wenn dir's so sehr unangenehm ist, Onkel, so muß ich freilich abreisen," begann er endlich; „die Tante hat es mir ja ohnehin schon ein paarmal gesagt, daß die Wilma ganz andere Ansprüche machen kann!"

„Unsinn, darum handelt sich's nicht. Deine Meinung will ich wissen!"

„Ja, wenn's auf mich ankommt, ich nehme die Wilma doch lieber heut wie morgen!" rief Pepi mit plötzlich gestärktem ungeheurem Selbstbewußtsein. „Ich bin doch nur wegen der Wilma nach Rom gekommen, aber ich hab halt gemeint —"

„Du brauchst weiter gar nichts zu meinen, mein Junge, nur muß ich als Verwandter dich darauf aufmerksam machen, daß die Wilma wahrscheinlich das Gut anstatt des Barvermögens von der verstorbenen Tante zur Mitgift kriegt —"

„Aber ich bitte, Onkel, ich bin ja doch mit allem zufrieden —"

„Na eben, wenn du sie heiratest, ist's ja eigentlich sogar vernünftiger, wenn ihr das Gut kriegt; das rollt einem nicht so leicht aus den Händen wie bares Geld, und einmal verheiratet, verlieren sich solche Ideen, wie die Wilma sie hat —"

„Ach natürlich, Onkel, die Wilma wird ein herziges Weiberl sein und bald keine Spur von Ideen mehr haben, dafür werd ich schon sorgen, das versprech ich dir!" rief Pepi, der über dem allem nun auch einen roten Kopf bekommen hatte, und der Graf reichte ihm die Hand, die Pepi in einer Anwandlung von Rührung an die Lippen zog.

„Ich bin ja ganz unmenschlich glücklich, Onkel, wenn ich nur darf!" versicherte er.

„Ich erlaub dir's," sagte Graf Königstein. „Jetzt werd ich noch mit der Tante reden, und morgen kannst du sehen, wie du mit der Wilma fertig wirst!"

„Darf ich nicht gleich —"

„Wenn du g'scheit bist, wartest du noch ein bissel, das Madel ist heut zu aufgeregt — aber sei nur ruhig, das geht vorüber, da sind bloß die Bücher und das dumme Gerede von dem Indianer dran schuld — na, die Hauptsach ist, daß wir zwei einig sind!"

Darauf umarmten sich Onkel und Neffe, und Graf Königstein nahm das Bewußtsein mit sich, rechtschaffen als Vater und Familienhaupt seine Pflicht gethan zu haben.

* * *

Die Brüder Bornstorff hatten eine Fahrt nach Ponte Remontana gemacht, bei welcher Bob sehr laut und Harry sehr nachdenklich gewesen war. Ins Hotel zurückgekehrt, wechselten sie die Rollen. Bob saß in sich versunken an dem kleinen Tisch in der Fensternische, und Harry öffnete alle Schleusen seiner Beredsamkeit, um den Bruder zu bestimmen, den Drewens einen Besuch zu machen.

„Geh heut noch allein zu ihnen," entschied Bob endlich, „morgen will ich dich begleiten, sie kennen lernen und ihnen zugleich adieu sagen, denn meine Tage hier sind gezählt."

„Aber Bob," rief Harry erschrocken, „was ist denn passiert, du wolltest doch mindestens vierzehn Tage hier bleiben!"

„Ich bin heut nachmittag zum Entschluß gekommen!"

„Heut nachmittag, während du so lustige Geschichten erzähltest?"

„Lieber Junge, wenn du aufmerksamer zugehört hättest, würdest du wohl gemerkt haben, daß ich eigentlich nicht bei der Sache war — aber gleichviel, ich merke, daß ich das Stillsitzen und Nichtsthun nicht vertrage — ich muß weg!"

„Aber du hast ja noch gar nichts hier gesehen!"

Bob zuckte die Achseln: „Ich brauche frische Seebrise um die Nase, die Königsteins fallen mir auf die Nerven."

„Die Königsteins! Na ja, da haben wir's! Ich dacht's ja, daß uns die kein Glück bringen würden."

Bob sah einen Augenblick mit krauser Stirn vor sich hin.

„Ich werde allen Weiterungen ein Ende machen," sagte er dann, „indem ich auf die Hälfte des Wertes von Stecking verzichte; dieser Versuchung wird Königstein nicht widerstehen, und den halben Preis, der immer noch genügt, dich selbständig zu machen, mein Junge, den soll er an die Bank von London zahlen —"

„Ich bitte dich, mich bringe nicht in die Sache hinein, ich komme schon auf eigene Füße, nachdem ich einmal die Gespenstermalerei überwunden habe!" rief Harry.

Bob lachte gezwungen.

„Gut, bieten wir der Welt das unmoderne Schauspiel zweier Brüder, die sich zanken, weil sie das Geld nicht wollen," sagte er. „Übrigens hat's keine Eile damit. Auf meinen Namen wird's eingezahlt einstweilen, und das andere findet sich!"

Und wieder blickte er so finster und unzufrieden vor sich hin, daß seine leichtherzigen Worte und der Ausdruck seines Gesichtes den denkbar größesten Kontrast bildeten.

„Was willst du denn aber heut abend anfangen?" fragte Harry nach einer Pause.

„Zunächst dich nicht stören," meinte Bob mit einem Lächeln, das Harry unbeschreiblich ärgerte, „sodann den Brief an die Königsteins schreiben, der sehr überlegt sein will."

„Es ist am einfachsten, du gehst morgen hin und sagst es ihnen in zwei Worten."

„Ich will aber nicht mehr hingehen!"

Der Ton, in dem das gesagt wurde, würde Harry aufgefallen sein, wenn seine Aufmerksamkeit nicht durch das Erscheinen zweier Damen in Anspruch genommen worden wäre. Fräulein Brun und Erna traten soeben durch die Saalthür ein und ließen sich an einem benachbarten Tisch nieder.

„Da sind sie!" flüsterte Harry seinem Bruder zu.

Dieser wandte sich mit einer heftigen Bewegung um.

„Sie, die Königsteins?"

„Nein — die Drewens natürlich!"

„Ach so — nun, dann geh doch hin."

„Ich möchte dich gern vorstellen."

„Später, später —"

„Ich weiß nicht, warum die alte Dame nicht dabei ist."

„Geh doch hin und erkundige dich."

„Ja, das will ich auch."

Harry erhob sich und trat an den Nachbartisch. Fräulein Brun sagte ihm, daß Fräulein von Drewen Kopfschmerzen habe und sie ihn daher bäten, heut lieber nicht zu kommen.

Er fragte, was sie den Tag über unternommen hätten.

„Willst du mich nicht vorstellen?" klang da plötzlich Bobs Stimme neben ihm.

Erfreut über den schnellen Entschluß des Bruders, wandte sich Harry ihm zu. „Mein Bruder Bob."

Bob verneigte sich, sah Erna so scharf an, daß diese ihre Augen senkte, und sagte dann: „Ich wollte die Gelegenheit benutzen, Ihnen mein Kompliment zu machen, und da ich meinen Bruder nun gut aufgehoben weiß, bitte ich zugleich um Urlaub —"

„Aber Fräulein von Drewen ist nicht wohl," unterbrach ihn Harry und wollte hinzufügen, daß er Bob begleiten würde.

Aber dieser machte eine abwehrende Handbewegung und sagte kurz: „Good by, Harry — auf Wiedersehen, meine Damen," und verließ dann mit schnellen Schritten den Speisesaal.

Harry fühlte sich verpflichtet, die Kurzangebundenheit seines Bruders zu entschuldigen, und setzte sich daher an den Tisch der beiden Damen. Man kam ins Plaudern. Erna erzählte ihre Begegnung mit Wilma und ihren mißglückten Malversuch.

„Das ist nun der letzte gewesen," sagte sie seufzend, „und zur Strafe für meinen Fürwitz habe ich dann mit dem Grafen Ansperg nach Hause gehen müssen."

„Mit dem Pepi?" rief Harry, und als die Damen die Absicht aussprachen, nach dem Essen noch einmal über den Korso gehen zu wollen, fand Harry die Vorstellung, daß der Pepi sie dort abermals treffen könne, ganz unleidlich, und schloß sich ihnen daher an.

Bob hatte inzwischen das Hotel verlassen

und im Geschwindschritt eine Wanderung durch verschiedene Straßen gemacht, die keinen anderen Zweck hatte als den, seine Nerven und Gedanken durch intensive Bewegung und Einsamkeit zur Ruhe zu bringen. „Das ist ja wie Hexerei," murmelte er dabei vor sich hin. Er konnte den Blick, mit dem Wilma hilfesuchend zu ihm aufgesehen hatte, nicht los werden. Den ganzen Nachmittag hatte er ihn verfolgt, und die eigentümlich erregte Stimmung, in die er ihn versetzt hatte, war nicht gewichen, trotz aller lustigen Geschichten, mit denen er sich darüber hinweghelfen wollte. Dann hatte er immer dringender den Wunsch empfunden, allein zu sein, und nun hatte er sich diesen Wunsch erfüllt, und dabei machten seine Gedanken etwa folgende Sprünge: Erstens will ich überhaupt nicht heiraten, zweitens würde ich von allen Mädchen auf der Welt am wenigsten dieses eine wählen können, denn eine Werbung um sie würde einem Rechenexempel gleichen, und das ist mir widerwärtig und unleidlich. Ich weiß auch nicht, warum ich über diesen Fall nachdenke, er kommt ja gar nicht in Betracht. Ich werde mich doch nicht in ein paar Mädchenaugen verlieben? Verlieben ist überhaupt eine Lächerlichkeit.

Seine Gedanken schweiften ab zu Harry und Erna. Es war klar, Harry würde sich in dieses hübsche kleine Mädchen verlieben, und das war ja auch am Ende ganz in der Ordnung. Harry war für die Häuslichkeit geschaffen, er würde glücklich sein und glücklich machen, und Bob würde ab und zu, ermüdet von seinen Fahrten, bei ihm einkehren und ausruhen und sich am Anblick alles dessen erfreuen, was er selbst nie besitzen würde.

Diese Aussicht hatte etwas wehmütig Beruhigendes für Bob. Sein Schritt verlangsamte sich. Er bemerkte erst jetzt, daß er über die Piazza Popolo hinaus auf den Weg nach Ponte Molle geraten war. Aus einer Osteria am Wege klang Gesang und Mandolinenspiel. Ein schönes Mädchen stand im vollen Lichte der den Eingang erhellenden Lampe, im lebhaften Gespräch mit einem jungen Burschen, der seiner Tracht nach etwa ein Fachino sein mochte. Er sprach heftig auf sie ein, und sie lachte und wiegte sich kokett in den Hüften. Tiefer, in einem höhlenartigen Saale, den man durch den breiten, offenen Eingangsbogen übersah, drehten sich die Paare im Tanze, und zwischen den Tanzenden und dem Eingang standen Tische mit strohumflochtenen Flaschen, um die verschiedene Gäste herumsaßen. Bob verlangsamte seinen Schritt unwillkürlich und sah dem bunten Treiben in der Osteria zu.

„Er hat mir viel Geld und eine Korallenschnur versprochen," sagte das schöne Mädchen am Eingang. „Bisher warst du doch immer einverstanden und brauchst jetzt nicht eifersüchtig auf ihn zu sein, er ist ja betrunken!"

Sie machte eine unbeschreiblich verächtliche Bewegung mit der Hand nach dem Saale zu. Die Nähe Bobs, dessen Äußeres deutlich den Fremden verriet, und von dem sie sich wohl nicht verstanden glaubten, genierte sie nicht.

„Die Korallenschnur will ich nehmen," fuhr sie fort, während der Fachino unruhig die Mütze auf den Hinterkopf rückte, „du sollst das Geld haben. Und wenn's auch kein Vergnügen ist, mit dem Forestiere zu liebeln, eine Arbeit ist's doch auch nicht."

„Wenn er dir das Geld aber nicht gleich giebt, schlage ich ihm alle Rippen entzwei," sagte der Fachino.

„Rosetta!" rief in diesem Augenblick eine Stimme von einem der Trinktische her. „Ro—o—setta!"

Die Schöne gab ihrem Fachino lachend einen Rippenstoß und lief dem Rufenden entgegen. Dieser hatte sich erhoben und kam auf sie zu. Es war Pepi Ansperg, den sein „letzter Junggesellenabend" hierher geführt hatte. Er sah echauffiert aus, der Hut saß ihm weit im Nacken, und er ging auf etwas schwankenden Füßen einher.

„Also das ist der eigentliche Geschmack dieses Herrn Pepi," murmelte Bob und wandte sich ab.

Was kümmerte es ihn, daß der Fachino aufmerksam lauernd am Thorweg stand und die Rosetta mit den Blicken verfolgte. Mochte Pepi sehen, wie er mit beiden fertig wurde; wer hieß ihn hier trinken und tanzen, während er das Recht hatte, im Kreise seiner Verwandten und in Wilmas Nähe zu sein. Ja, und heute mittag hatte er diese Nähe

offenbar gesucht. Bobs Stirn wurde heiß. Er nahm den Hut ab und setzte seine Wanderung fort. Nun hatte er nicht nur die Erinnerung an Wilmas hilfesuchenden Blick, sondern auch noch die an Pepis weinrotes Gesicht zu überwinden. Am Ende glaubte er doch mit beiden fertig zu werden, und in das Hotel zurückgekehrt, setzte er sich hin und schrieb an Graf Königstein:

„Verehrter Graf und Onkel!"

Er lachte kurz auf, als er die Überschrift überlas, versank wieder einige Augenblicke in Nachdenken und raffte sich dann auf mit einem energischen: „Es hilft nichts, dieser ganz albernen und unbehaglichen Situation muß ein Ende gemacht werden, wenn ich ich selbst bleiben will." Und er schrieb weiter:

„Ich sehe mich veranlaßt, Rom so bald als möglich zu verlassen, und möchte nur noch einmal schriftlich wiederholen, was ich schon die Ehre hatte, Ihnen mündlich zu erklären: ich verzichte auf die Übernahme des Gutes Stecking, bin bereit, Ihnen, resp. Ihrer Tochter Wilma —"

Hier unterbrach Bob seinen Brief wieder, betrachtete den Namen, den er da soeben geschrieben, verbesserte langsam mit der Feder malend einige Striche daran, lächelte ein wenig, seufzte dann kurz auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schrieb endlich weiter:

„— dieses Gut für die Hälfte des dafür ausgesetzten Preises überlassen, und hoffe, daß somit die bewußte ‚Einigung' zwischen uns erzielt sein dürfte. Die Zahlung bitte ich an das Bankhaus von P. Worth und Comp. in London für meine Rechnung einzusenden. Indem ich bitte, mich Ihren Damen empfehlen zu wollen, bin ich, verehrter Herr Graf,

Ihr ergebener
Robert Bornstorff, Ingenieur."

„Gott sei Dank," rief Bob und wischte sich die Stirn ab, die ihm, wie bei einer schweren Arbeit, feucht geworden war.

Er übergab den Brief dem Kellner, zur „sofortigen Besorgung morgen früh", und ging dann im Zimmer auf und ab mit einem so ernsten Gesicht, daß sein Ausdruck sich keineswegs mit dem „Gott sei Dank", das er soeben ausgerufen hatte, decken wollte.

Kurze Zeit darauf kam Harry nach Hause. Bob sah ihm in die Augen. „Na, du hast einen guten Abend verbracht," sagte er, „du siehst ja förmlich verklärt aus."

„Ich bin zu dem Entschluß gekommen, mich morgen nach einem Atelier umzusehen und hier an die Arbeit zu gehen," sagte Harry. „Nächsten Monat ist der Geburtstag des alten Fräuleins, dazu will ich Ernas Bild malen!"

„Ernas?" wiederholte Bob lächelnd; dann setzte er schnell hinzu: „Ach so, das ist der Name der hübschen Kleinen! Recht so, mein Junge, werde so glücklich als möglich!" Bobs Stimme klang ein wenig bewegt, seine Augen blickten ungewöhnlich sanft, fast ein wenig träumerisch.

Aber Harry wehrte sich.

„Ich weiß nicht, was du willst, es ist nur die natürliche Reaktion nach dem langen Nichtsthun, daß ich mich nun nach Arbeit sehne — aber nun sage du einmal, weshalb du so unhöflich warst und davonliefst, und was du nun den ganzen Abend getrieben hast?"

„Davongelaufen bin ich, um dir einen Gefallen zu thun, mein Junge, und getrieben habe ich, was unumgänglich nötig war — um — na, um mir einen Gefallen zu thun!"

„Verstehe ich nicht!"

„Vielleicht sag ich dir's morgen, jetzt bin ich hundemüde, wir wollen schlafen gehen!"

* * *

Der nächste Morgen begann für die Königsteins damit, daß Bobs Brief eintraf und beim gemeinschaftlichen Frühstück so lebhaft besprochen wurde, daß Wilma erst nach Mitteilung desselben erfuhr, welches Ultimatum ihr gestellt wurde, und daß sie zwischen Pepi und der Tante Klarissa zu wählen habe. Die erste Folge dieser Eröffnung war ein so heftiger Thränenausbruch bei Wilma, daß die Gräfin in helle Verzweiflung geriet.

„Ich bitt dich, Franzl, warum machst du grad heut die Wilma so wild, wo wir doch zum Lunch zur Principessa fahren müssen,“ rief sie vorwurfsvoll. Graf Königstein erklärte aber, daß er Ordnung in seiner Familie machen müsse, und wenn alle römischen Prinzessinnen zugleich sie zum Lunch geladen hätten. Dann ging er hinüber zu Pepi, von dem er es taktvoll und angemessen fand, daß er sich noch nicht hatte sehen lassen. Er fand ihn damit beschäftigt, sein Gesicht zu kühlen, dessen linke Seite arg zerschunden war „durch einen unglücklichen Fall“, den er behauptete gestern abend gethan zu haben.

„Man muß halt nicht auf seinem Gesicht spazieren gehen, wenn man eine Brautwerbung vorhat,“ sagte der Graf ziemlich ungehalten, erklärte aber dann, „daß Pepis Malheur doch nicht derart sei, daß die Ordnung der Familienangelegenheiten dadurch einen Aufschub erleiden müßte“, nahm Pepi unter den Arm und führte ihn zu Wilma. Sie saß allein in ihrem Zimmer.

„So, jetzt machts eure Sache allein miteinander aus,“ sagte Graf Königstein, und Pepi stand Wilma gegenüber.

Wilma saß auf einem niedrigen Sessel, hatte den Kopf in die Hände gedrückt und weinte herzbrechend. Sie blickte nicht auf, als ihr Vater das Zimmer verließ und als Pepi mit stockender Stimme begann, ihr zu erzählen, daß er ihr doch schon immer gut gewesen sei, „und,“ setzte er in beruhigendem Tone hinzu, „schau, Wilma, wir kennen uns doch schon von Kindheit an.“

„Grad deshalb mag ich dich nicht,“ schluchzte Wilma, ihr Taschentuch fest vor das Gesicht pressend.

„Aber ich bitt, Wilma, es ist halt doch gar nicht so schlimm, mich zu heiraten,“ fuhr Pepi unbeirrt fort, „ich bin so ein gutmütiges Tier und werde dir nimmer Schwierigkeiten machen, wenn du eine Loge im Theater oder einen Schmuck oder so was willst, du stellst dir das immer viel schlimmer vor, ich werd ja doch nichts thun, was du nicht magst: die Tante Klarissa und ihre Klosterzucht, das ist ganz g'wiß ärger als ich —“

Plötzlich sah Wilma auf, ihm ins Gesicht, und durch all ihre Thränen hindurch zuckte ein Lächeln um ihren Mund.

„Ja, wie schaust du denn aus?“ rief sie.

Pepi hatte in diesem Augenblick die von ihm bisher beibehaltene Rechtswendung vergessen und wandte ihr das volle Gesicht zu, dessen linke Seite um das Auge herum ein seltsames blaues und grünes Farbenspiel aufwies und etwas angeschwollen war.

„Ich bin gestern auf der Treppe ausgeglitten und habe mir das Gesicht am Pfeiler zerschlagen,“ sagte Pepi, ihr unwillkürlich wieder die rechte Seite zuwendend: „ich war halt so glückselig, nachdem daß der Onkel mir gesagt hat, ich dürfte hoffen, daß ich auf den Weg nicht geachtet hab; jetzt mach ich nun freilich eine miserable Figur, aber du kennst mich ja doch auch ohne so ein zerschundenes Gesicht und das geht ja vorüber, und ich mein, du bist halt doch zu gescheit, um auf so etwas einen übermäßigen Wert zu legen.“

Er sah sie dabei verlegen und bittend von der Seite an, denn die Geschichte mit der Rosetta, der er das Farbenspiel ums Auge herum verdankte, war ihm nun nachträglich leid, und Wilma fand, daß er so spaßig und zugleich so mitleiderregend und gutmütig dabei aussah, daß sie ihm in diesem Augenblick nicht böse sein konnte. Er sah so gar nicht aus wie jemand, den man ernst zu nehmen hatte, und durch Wilmas Kopf schoß plötzlich der Gedanke, daß sie ihn zum Bundesgenossen machen könnte, um sich aus der Klemme zu befreien, in welche die väterliche Alternative sie gebracht hatte. Ihre Thränen versiegten endgültig, sie stand auf, sah Pepi voll ins Gesicht, was ihm höchst peinlich war, während sie sich dadurch heiterer gestimmt fühlte, und endlich sagte sie: „Weißt was, Pepi, wir zwei wollen einen Pakt miteinander machen. Heiraten mag ich dich nicht —“

„Aber —“ warf er kleinlaut ein.

„Nein, das kann ich entschieden nicht,“ fuhr sie fort, „aber zu Tante Klarissa gehe ich auch nicht, denn das wär mein Tod, das ertrag ich nicht.“

„Ich mein halt auch, daß ich da doch noch besser bin.“

„Besser schon, aber als Kamerad, nicht zum Heiraten!“

„Ja, aber —“

„Nein, hör mich an, Pepi, wie ich mir

das denke. Schau, du sagst, du hast mich gern, und ich glaub dir's, denn ich hab dich ja auch gern, aber bloß so als Vetter, weißt? Und ich denk halt, wenn man jemand gern hat, thut man ihm schon einen Gefallen."

Pepi sah sie so dankbar und begeistert an, daß sein Gesicht sich ganz schief verzog und sie lachen mußte.

„Zu spaßig schaust du aus, Pepi, schon gar fast herzig!" rief sie, ihren Kummer vergessend, aber als er mit einem zärtlichen Blick ihre Hand zu fassen suchte, wurde sie wieder ernst. „Nein, so anschaun brauchst mich nicht, und die Hand drücken brauchst mir auch nicht — nur — einen großen Gefallen könntest du mir thun, einen sehr großen!"

„Aber alles, was du willst, bestimme nur!"

Sie warf einen rekognoszierenden Blick um sich, und als sie sich überzeugt hatte, daß sie allein im Zimmer geblieben und die Thüren geschlossen waren, flüsterte sie:

„Schau, wenn ich hier bleib, muß ich dich nehmen oder zur Tante Klarissa gehen, das ist nun gewiß, aber ich thu keins von beiden, das ist auch gewiß! Also muß ich fort — ich habe an Erna Drewen gedacht, die würde mich wohl aufnehmen, aber die ist hier in Rom, das nutzt mir gar nicht viel, denn da finden sie mich gleich! Und jetzt, wo du so freundlich zu mir gesprochen hast, da hab ich gemeint: wenn wir uns auch nicht heiraten, gute Freunde können wir drum doch sein, und wenn ich dich schön bitt, thust du's gewiß und bringst mich fort von hier!"

Er sah sie verständnislos an.

„Ja, aber ich bitt, Wilma, wohin willst du denn?"

„O, nach Wien, zum Beispiel!"

„Aber das ist ja rein unmöglich!"

„Warum nicht? Ich such mir dort eine Stellung als Gesellschafterin. O, ich habe mal eine Geschichte gelesen, wo so etwas vorkam — aber wir müßten noch heut abreisen, denn heut sind die Eltern zum Lunch bei der Principessa Olumi, und wenn ich sag, ich könnt mich noch nicht entschließen, ich wollt noch bis zum Abend Zeit zum Überlegen, da krieg ich Hausarrest und bleib hier, und du — ja, du kannst sagen, daß du mich bewachst, du kannst ja doch mit deinem Auge da dich nicht in Gesellschaft sehen lassen. Und wenn sie alle weg sind, fahren wir beide auf den Bahnhof, die Leute werden nicht wagen, etwas dagegen zu haben, weil du ja doch dabei bist; du mußt dem Onkel sagen, daß du Vollmacht kriegst, und nachher bin ich weg und bin dir ewig dankbar, und das ist doch noch immer besser für dich, als wenn ich einen ewigen Haß auf dich werfe."

„Aber so eine plötzliche Reise — was werden die Leute sagen!"

Wilma zuckte die Achseln.

„Ja, was werden denn die Leute sagen, wenn sie dich mit so einem verschwollenen Auge herumgehen sehen; Staat kannst du doch nicht mit dir machen, so wie du da bist, und mir — mir ist es ganz egal, wie du ausschaust, wenn du mir nur hilfst, und was die Leute sagen, das ist mir schon gar nichts wert!"

„Aber wir haben kein Reisegeld!"

„O, ich habe dreihundert Gulden gespartes Taschengeld und von meinem Geburtstag her, und schlimmsten Falls versetze ich mein Brillantkreuz — ich mach mir doch nichts aus dem Ding!"

„Aber — es ist wirklich ein zu unvernünftiger Gedanke, Wilma, und so unbequem, und die Eltern werden so böse sein!"

„Ach, das sind sie ohnehin, und in Wien hab ich die Tante Trixi, die meine Pate ist, und die sich immer gefreut hat, wenn ich einen Streich ausgeführt hab, die hilft mir gewiß weiter — und schau, Pepi, bei mir ist's jetzt ganz fest — ich reise — ohne dich oder mit dir —"

„Ja, dann ist's doch immer noch besser mit mir!" erklärte Pepi.

Das Reiseprojekt war ihm eigentlich sehr unsympathisch, aber er überlegte, daß es ihn so oder so zum Herrn der Situation machen mußte. Daß Wilma in ihrer augenblicklichen Gemütsverfassung nicht einwilligen würde, seine Frau zu werden, begriff er. Diese Gemütsverfassung konnte sich aber in der Zweisamkeit einer längeren gemeinschaftlichen Reise recht wohl ändern. Und wenn es Pepi wirklich nicht gelingen sollte, Wilmas Herz während derselben zu erobern, so würde ihr Ruf doch dadurch dermaßen kompromittiert sein, daß ihr am Ende gar nichts anderes übrig blieb, als Pepis Frau zu

werden. „Wann's nur nicht sogleich sein müßte!" seufzte er.

Wilma sah nach der Uhr. „Drei Stunden haben wir Zeit," erklärte sie, „Gepäck nehmen wir keins mit, mein Handtaschel genügt, und jetzt gehst zu den Eltern und sagst, ich wär gar nicht so wild, wie sie meinten, und es wird alles gut werden, wann sie mir nur noch bis zum Abend Zeit ließen."

Pepi seufzte. „Wilma," begann er nochmals, „meinst nicht, daß wir uns auch ohne die Reis' —"

„Plausch nicht so dumm," unterbrach sie ihn, „ohne die Reis' ist alles rein aus zwischen uns, und ich geh zur Tante Klarissa und entflieh oder thu mir ein Leid an — von dir mag ich aber dann mein Lebtag nichts mehr hören und sehen!"

„Ja, wenn's halt nicht anders ist, so reisen wir," entschied sich Pepi endlich.

„Das ist gescheit," rief Wilma, „und nun geh zu den Eltern und sie sollen mich um Gottes willen jetzt allein lassen!"

Damit schob sie ihn zur Thür hinaus, die sie hinter ihm verschloß.

Dann setzte sie sich hin und schrieb in fliegender Hast an Erna:

„Wenn wir auch erst sehr kurze Zeit Freundinnen sind, so sind wir es doch einmal und ich muß dir daher sagen, daß sich etwas sehr Schreckliches für mich begeben hat, und daß ich noch mitten darin bin, etwas furchtbar Merkwürdiges zu erleben. Denke dir, liebste Erna, Papa ist so böse auf mich, daß ich zur Strafe den Pepi heiraten oder gar ins Kloster gehen soll. Natürlich kann ich doch keins von beiden, und da habe ich beschlossen, daß ich mich vom Pepi entführen lassen will, natürlich nicht etwa aus Liebe (in den Pepi verliebt man sich doch nicht, noch dazu hat er heute eine ganz blaue Backe und ein grünes Auge), sondern nur um hier wegzukommen, wo die Eltern mich zum Heiraten oder zum Kloster zwingen wollen. Der Pepi soll mich nach Wien bringen, dort will ich sehen, wie ich mir weiter helfe, bis ich alt genug sein werde, das Gut Stecking, das mein Vetter Bob Bornstorff nicht will, zu übernehmen. Und nun bitte ich dich, liebe Erna, sage dem Bob Bornstorff, daß ich ganz gut verstehen kann, warum er das Gut nicht will, daß ich es aber abscheulich finde, wenn Papa seinen Vorschlag, Bob nur die Hälfte des Gutspreises zu geben, annimmt. Ich kann das ja nun jetzt nicht ändern, da ich noch nicht mündig bin, aber sobald ich nach Stecking komme, betrachte ich Bob als Miteigentümer. Ich werde immer denken, daß ihm die Hälfte gehört, und werde es für ihn verwalten, und das wird mir ein lieber, ein sehr lieber Gedanke sein. Und ich glaube ja natürlich nicht, daß es ihm einmal schlecht gehen könnte, denn er sieht gar nicht so aus, aber wenn es etwa doch einmal der Fall wäre — weißt du, er könnte doch zum Beispiel einmal krank werden —, da soll er daran denken, daß er in Stecking eine Heimat haben würde und — ach Erna, ich weiß nicht, wie ich das so recht sagen soll, aber es wäre mir so lieb, wenn er wüßte, daß ich ihn und alles das, was er gesagt hat, ganz gewiß nicht vergessen werde und daß ich glaube, man kann auch als Frau ein tüchtiger Mensch sein, und daß ich mir Mühe geben will, einer zu werden! Und dann grüße ihn von mir und sage ihm, wie das mit der Entführung und mit dem Pepi zusammenhängt, damit er nicht etwa Unsinn denkt. Und seinen Bruder kannst du auch grüßen, denn mein Vetter ist der doch auch. Und nun lebe wohl, liebe Erna, und ich bleibe in ewiger Freundschaft

deine Wilma."

Wilma schob den Brief eilig in ein Convert, klebte eine Marke darauf und steckte ihn in die Tasche, um ihn auf dem Wege zum Bahnhof in einen Postkasten zu werfen. Dann machte sie ihr Handtäschchen für die Reise zurecht. Kaum war sie damit fertig, als Gräfin Theres ins Zimmer kam und sie gerührt und wortlos umarmte.

„Hat der Pepi dir's gesagt?" fragte Wilma ein wenig beklommen und bemerkte dabei mit einer gewissen Beunruhigung, daß ihre Mutter nicht in Gesellschaftstoilette war.

„Freilich hat er's mir gesagt, daß du ein braves Mädel sein willst," erwiderte die Gräfin, Wilmas braune Locken zurückstreichend. „Und schau, nach allem ist es auch am gescheitesten so, und als Gräfin Ansperg mit Stecking im Hintergrunde kannst du immer noch in Wien eine gute Rolle spielen, wenn ich mir's halt auch noch besser gewünscht

hätt. Aber am End man kennt sich gut aus mit dem Pepi, und er ist ein guter Bub und hat keine unangenehmen Eigenschaften. Und daß du halt noch bis zum Abend Ruh haben willst, ist auch ganz recht, denn so, wie der Pepi heut ausschaut, könnt man ihn doch nicht als Bräutigam aufführen."

„Freilich nicht," versicherte Wilma, „aber ihr anderen fahrt doch zum Lunch?"

„Ich schon nicht," erklärte die Gräfin, „aber der Papa fährt mit der Stasi, ich bleib hier, daß die Leut nachher, wenn's die Verlobung erfahren, nicht plauschen können, du wärst allein mit dem Pepi zu Haus geblieben."

„Aber Mama!" rief Wilma ganz entsetzt, „so wie der Pepi ausschaut, ist er doch nicht gefährlich!"

„Die Leut wissen doch nicht, daß er heut den ganzen Tag kalte Umschläg machen muß, um wieder präsentabel zu werden, und ein junger Mann ist halt ein junger Mann, und ein junges Mädel darf keine Veranlassung geben zum Geplausch!"

„Ich bin aber so müde, Mama, ich möchte mich am liebsten schlafen legen."

„Ja, das sollst auch! Meinst denn, daß ich geschlafen hab heut nacht? Der Papa hat mir doch schon gestern abend alles gesagt, und da habe ich eine Aufregung gehabt, daß ich noch wie zerschlagen bin. Also wir legen uns beide hin, dieweil der Pepi sein Gesicht kühlt, und wann der Papa zurückkommt von seinem Lunch, machen wir ihm ein freundliches Gesicht, denn schau, Wilmerl, gut meint er's halt doch!"

Damit küßte sie Wilma, und diese blickte ihr mit Thränen in den Augen und Gewissensbissen im Herzen nach. Aber was half's?

An dem einmal gefaßten Entschluß war nichts zu ändern! Als die Kammerzofe kam, um Wilma beim Auskleiden zu helfen, lag diese schon im Reiseanzug im Bett und zog sich die Decke bis ans Kinn.

„Ich brauch nichts mehr, nur laßt mich in Ruh!" rief sie der Eintretenden zu, und diese zog sich zurück.

Inzwischen schrieb auch Pepi einen Brief an seinen Onkel, in welchem er ihm auseinandersetzte, daß er nach ernstlicher Überlegung zu dem Resultat gekommen sei, es sei am besten, Wilma den Willen zu lassen.

„Ich habe die feste Überzeugung, daß Wilma uns allen die ärgsten Schwierigkeiten und der Welt großes Ärgernis bereiten wird, wenn sie widerwillig zu etwas gezwungen wird," schrieb er, „und da ich sie ja vor euch, lieben Eltern, als meine Braut betrachten darf, hoffe ich, ihr verzeiht mir, daß ich auf ihre etwas extravagante Idee eingehe und mit ihr eine Spritztour nach Wien mache. Damit hat sie ihren Wunsch, etwas Ungewöhnliches zu erleben, erfüllt, unterwegs werden wir schon einig werden, und in Wien bring ich sie zur Gräfin Sternberg, und wir vertuschen die Fahrt mit einem schönen Verlobungsfest. Wir erfinden irgend eine Tante, die die Reise mit uns gemacht hat, und da ihr ohnehin gleich nach Ostern abreisen wolltet, so läßt sich schon das Ganze so arrangieren, daß es ohne Skandal abläuft. Geht nichts anderes, so heißt es, daß ich sie entführt habe, und sind wir erst verheiratet, so schadet ihr das nichts und giebt ihr höchstens ein pikantes Relief, was einer schönen Frau ganz gut zu Gesicht steht."

Er schloß mit der nochmaligen Bitte, diese Entführung wider Willen nicht ungnädig zu nehmen, versprach, dieselbe fernerhin durch dankbaren Gehorsam gutzumachen, und steckte den Brief dann ebenfalls in die Tasche, um ihn unterwegs aufzugeben. Eine Stunde später hatte er unangefochten mit Wilma das Hotel verlassen und den Schnellzug nach Bologna bestiegen.

Ihre beiden Briefe hatten sie, jedes hinter dem Rücken des anderen, in den Briefkasten des Bahnhofes gesteckt, und nun saßen sie einander gegenüber und suchten die Regungen ihres schlechten Gewissens mit dem Gedanken zu betäuben, daß diese Briefe ihre guten Folgen haben würden.

* *
*

Die Brüder Bornstorff saßen ziemlich einsilbig an der Table d'hote nebeneinander. Bob war bei seinem Entschluß, am nächsten Tage abzureisen, geblieben, Harry war verstimmt, und Mister Borton erzählte, ohne die Unaufmerksamkeit seiner Zuhörer zu empfinden, was er wieder alles gesehen hatte. Die Drewens waren nicht an der Table d'hote erschienen, dafür bestellte der Zimmer-

kellner an Harry, daß Fräulein von Drewen ihn um einen Besuch bäte, da sie ihn in besonderer Sache zu sprechen wünsche.

„Ich begreife gar nicht, was da vorgekommen sein muß," sagte Harry erregt; „ich muß natürlich zu ihr gehen, aber, da es dein letzter Abend hier ist, kehre ich selbstverständlich sobald als möglich zurück."

„Beeile dich nicht zu sehr, ich werde dich im Rauchzimmer erwarten," sagte Bob, und Harry stand schon vor dem Dessert auf, um die Drewens aufzusuchen.

Bob hatte das Rauchzimmer kaum betreten, als auch schon Harry ihm nachkam.

„Wie, so schnell?" rief Bob ihm entgegen.

„Komm in mein Zimmer, wir müssen ungestört sein," antwortete Harry und zog ihn mit sich.

„Aber was ist denn los, mein Junge, hast du etwa —"

„Von mir ist überhaupt nicht die Rede," unterbrach ihn Harry, „sondern von dir und der Wilma Königstein und diesem Unglücksmenschen, dem Pepi —" Er zog ihn mit sich fort, und in seinem Zimmer angelangt, händigte er ihm Wilmas Brief an Erna ein. Bob las ihn, seine Hand zitterte nicht dabei, kein Zug seines Gesichtes verriet irgend eine Erregung. Aber als er die Lektüre beendet hatte, drehte er den Bogen um und las noch einmal, und das dauerte bedeutend länger als das erste Mal. Dann sah er zu Harry auf, in seinen dunklen Augen brannte ein eigentümliches Feuer, und die Hand, die jetzt auf dem Briefe lag, ballte sich unwillkürlich.

„Hast du ein Kursbuch hier?" fragte er Harry.

Dieser sah ihn erstaunt an.

„Ja, da liegt es, aber —"

„Ich bitte dich, wir wollen doch nicht über eine Sache reden, die selbstverständlich ist," sagte Bob, in dem Kursbuch blätternd. „Ah, da ist es schon, der nächste Zug auf der Route Rom-Wien geht um Mitternacht ab" — er sah nach der Uhr. „Plenty time," murmelte er, dann reichte er Harry den Brief. „Sage den Drewens, daß ich ihnen danken lasse, und daß ich sie aufsuchen würde, wenn ich nicht noch in dieser Nacht nach — na, sage meinetwegen nach Paris abreisen müßte — daß man doch ohne diese albernen Lügereien nicht durchkommt, aber du begreifst, es ist gänzlich überflüssig, daß irgend jemand meine Reiseroute kennt, ich kann ja auch nicht wissen, ob dieselbe irgend ein praktisches Resultat haben wird, aber daß ich's nicht unversucht lasse, diesem Mädchen zu Hilfe zu kommen, wenn noch irgend was zu helfen ist, das ist doch selbstverständlich!"

„Ich dachte es mir wohl," sagte Harry, vor sich hin nickend, und Bob fuhr mit erregterer Stimme fort:

„Ich durchschaue das Spiel Ehren-Pepis, er benutzt die Unerfahrenheit dieses Mädchens —" Er biß die Lippen aufeinander, machte einige schnelle Schritte durch das Zimmer und blieb dann kurz vor Harry stehen. „Ich kann auf deine Verschwiegenheit rechnen, nicht wahr?" fragte er.

„Du kannst es, aber —"

„Laß gut sein, Harry, ich weiß selbst, daß es wenig Aussicht auf Erfolg hat, wenn ich dem Paare nachreise, aber ich kann nicht anders. Ich sehe die Augen dieses Mädchens fortwährend hilfeflehend vor mir, und dieser Blick würde mich mein Leben lang verfolgen, wenn ich nicht gethan hätte, was in meinen Kräften stand, um ihr beizustehen, jetzt, wo sie positiv in Gefahr schwebt."

Er klingelte und bestellte beim Kellner seine Rechnung.

* * *

Graf Königstein war nicht wenig erstaunt gewesen, als er bei der Rückkehr von dem Lunch weder Pepi noch Wilma vorfand. Gräfin Theres hatte geschlafen und war noch bei der Toilette; sie wußte von nichts. Der Portier meldete auf Befragen, die jungen Herrschaften seien miteinander ausgefahren. Unbegreiflich, diese Wilma war wirklich unberechenbar. Endlich, gegen Abend kam Pepis Brief. Der Graf tobte, die Gräfin weinte, die Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen. Man konnte nicht sogleich zu einem Entschluß kommen, endlich einigte man sich darüber, daß der Graf dem Pärchen nach Wien folgen, die Gräfin das Weitere in Rom abwarten solle. Vierundzwanzig Stunden später als Wilma reiste Graf Königstein ab.

Zu seinem Schrecken wußte aber die Gräfin Sternberg, zu der er sich sofort nach sei-

ner Ankunft in Wien begab, nichts von Pepi und Wilma. In Hangen und Bangen verging der Tag. Da, am nächsten Morgen, ließ sich Pepi beim Grafen Königstein melden, der in seinem Wiener Palais abgestiegen war.

„Ich hab halt gemeint, daß du uns nachkommen wirst, und hab deshalb hier vorgefragt," begann er.

„Unglücksmensch," schrie der Graf ihn an, „wo hast du die Wilma?"

„Ja, ist die denn nicht hier?"

„Gott bewahre, wohin hast du sie denn gebracht?"

„Das ist eine verwünschte Geschichte!" rief Pepi, sich ratlos über den glattgeschorenen Kopf fahrend, „ich weiß ja eben nicht, wo die Wilma ist, ich hab sie in Bologna verloren."

„Verloren?" Der Graf blickte ihn blaß und entgeistert an. „Verloren?" Plötzlich schoß dunkle Zornröte in seine kreideweißen Wangen, er packte Pepis Schulter. „Mensch, rede, berichte, was ist geschehen?"

„Mein Gott, gar nichts ist geschehen, Onkel, aber als wir nun so allein in die dunkle Nacht hineinfuhren, der Zug kommt ja doch grad um Mitternacht in Bologna an, na, da hab ich halt gemeint, als Wilmas Bräutigam —"

„Das warst du noch nicht —"

„Ich sollt es doch aber werden —"

„Und was hast du da gethan?"

„Gar nichts, Onkel, auf Ehre, ich hab nur so ein bissel geredet, von Liebe und so was, und dann —"

„Die Wahrheit, die volle Wahrheit verlange ich!"

„Na ja, und dann hab ich sie küssen wollen, und sie hat nicht gewollt, und ich wollte doch, und über dem allem ist der Zug in den Bahnhof eingefahren. Und kaum hat der Zug gehalten, ist die Wilma hinaus aus dem Coupé, ich hinterher, aber nicht zu hastig, daß es nicht ein zu großes Aufheben machen sollt, nur grad, daß ich sie nicht aus den Augen verloren hab, und plötzlich ist ein Gedräng entstanden, ich weiß nicht warum, und ich hab die Wilma verloren."

„Dummkopf!" brummte der Graf.

„Das hätte jedem passieren können," versicherte Pepi, „und nachher hab ich gethan, was ich konnt, um sie wieder zu finden. Alle Leut hab ich gefragt, ob sie nicht eine junge Dame mit einem Matrosenhut und einem gelben Tascherl umgeschnallt hätten gesehen, und da sagt mir einer: Die ist grad dort in die erste Klass' eingestiegen. Wilma, schrei ich, da geben sie das Abfahrtsignal, ich seh bloß einen schwarzen Matrosenhut am Coupéfenster, denke, das ist sie, und laß mich in ein andres Coupé, das grad noch offen steht, hineinschieben. Und fort geht es, in die Nacht hinaus."

„Und mein Kind hast in Bologna gelassen?"

„Was sollt ich denn thun? Bei der nächsten Station hab ich nachgeschaut, die Dame mit dem Matrosenhut ist nicht die Wilma gewesen. Aber Wilma hatte doch das Billet bis Wien, grade so wie ich, und so hab ich gemeint, sie versteckt sich und ist doch im Zug. Ich konnt doch nicht denken, daß sie an einem wildfremden Ort, mitten in der Nacht, ganz allein bleiben wird."

„Mein Kind, meine Wilma," jammerte der Graf, und nun ergoß sich die Schale seines Zornes über Pepis Haupt. Er hätte der Gescheitere sein müssen, er hätte nicht auf diesen wahnsinnigen Reiseplan eingehen dürfen. Am Ende verrauchte auch der Zorn des Grafen, und Onkel und Neffe blickten sich ratlos an. Was war zu thun?

„Ich hab halt bis hierher immer noch gemeint, sie ist doch mitgekommen," sagte Pepi und gestand, daß er auch schon bei der Pate Trixi nachgefragt habe, aber die wisse auch nichts.

„Jetzt ist sie auch hier noch kompromittiert," rief der Graf, „die Trixi und die Sternberg wissen's beide und halten doch ganz gewiß beide nicht die Mäuler, und an dem ganzen Unglück bist du schuld, Pepi, du ganz allein!"

„Ach, Onkel, ich will sie ja sofort heiraten," beteuerte Pepi, „wenn wir sie nur erst wieder hätten!"

Aber sie hatten sie eben nicht.

Dagegen machte sich Pepis zerschlagenes Auge, dem er die nötige Pflege nicht hatte angedeihen lassen, nun in recht unangenehmer Weise geltend, und während er mit dem Onkel sprach, drückte er immer das Taschentuch darauf, bis dieser aufmerksam wurde,

den Schaden besah und Pepi zum Doktor schickte. Und gerade als die dringend nötig befundenen Eiskompressen kühlend auf Pepis Kopf ruhten, erhielt Graf Königstein ein Telegramm aus Rom, von Gräfin Theres: „Wilma durch Bob Vorustorff hierher gebracht. Brief folgt."

„So, na, das hat noch grade gefehlt," rief der Graf und lief zu Pepi, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen. Pepi hatte arge Schmerzen, verwünschte laut den „Indianer" und leise die „Rosetta". Da er aber mit dem Eisbeutel nicht auf Reisen gehen konnte, beschlossen Onkel und Neffe, den Brief der Gräfin Theres abzuwarten. Wilma war ja nun in mütterlicher Obhut, und das war doch immerhin beruhigend. Am nächsten Tage kam der Brief, in dem Gräfin Theres zunächst ihre Angst um Wilma schilderte und dann deren plötzliche Ankunft in Bobs Begleitung.

„Das Kind ist mutterseelenallein in Bologna geblieben," schrieb die Gräfin, „weil der Pepi sich so aufdringlich gegen sie benommen hat, daß sie sich nicht anders zu helfen gewußt hat, als indem sie ihm davonlief. In einem Hotel ist sie über Nacht geblieben, denk um Gottes willen, Franzl, ganz allein in einem Hotel! Ich war halb tot vor Schreck, wie sie mir das erzählt hat. Und am anderen Tag hat sie mit dem römischen Schnellzug weiter fahren wollen, zur Grenze, das unvernünftige, mutige, liebe Kind, und, Gott sei's gedankt, in dem Zuge hat gerade der Bob Vorustorff gesessen, der auch nach Wien hat fahren wollen. Wie er nun so schnell begriffen hat, um was es sich handelte, weiß ich nicht, aber er hat doch gleich das einzig Richtige, was zu thun übrig blieb, ausgefunden, hat seine Reise aufgegeben und ist mit der Wilma in den nächsten Zug, der nach Rom abging, eingestiegen. Und schau, Franzl, wer weiß, was unserem Mädel zugestoßen wär, und ob wir's je wieder gesehen hätten, wenn der Bob es nicht gefunden hätt, und ein Graf Vorustorff ist er doch eigentlich und hat auch ein hübsches Vermögen, und nachdem sie das ganze Hotel hat miteinander ankommen sehen, und zu allem Unglück auch noch gerad die Principessa Olumi bei mir gewesen ist, um nach meinem Befinden zu fragen, wie die beiden hereingekommen sind, ja schau, Franzl, da mein ich halt, man läßt's dabei bewenden. Ja so, das hab ich dir noch nicht gesagt: wie die Wilma ins Zimmer getreten ist und ich vor Schreck und Freude laut aufgeschrien habe, da ist sie mir um den Hals gefallen und hat mich um Verzeihung gebeten, und dann hat der Bob meine Hand geküßt und hat auch gebeten und dann, mein Gott, ich weiß nicht, wie das so gekommen ist, aber dann ist die Wilma dem Bob um den Hals gefallen, und dann wieder mir, und die Prinzessin hat gefragt, ob sie gratulieren dürft; na, kurz und gut, Franzl, da hab ich halt Ja gesagt! Ich weiß ja nicht, wie es zugegangen ist, daß Wilma und Bob sich unterwegs ihre Liebe gestanden haben, aber sie sagen halt jetzt, daß sie sich schon immer lieb gehabt hätten, und wenn man sie anschaut, muß man's glauben, und das hat mir der Bob versprochen, daß er seinen Titel wieder annimmt, wenn er die Wilma heiratet, und daß er wenigstens ab und zu mit ihr in Stecking sein wird. Und, Franzl, ich mein, es ist halt am gescheitesten, du sagst jetzt Ja dazu, denn kompromittiert hat sich das arme Kind nun so arg, daß ein anderer sie gar nicht nehmen kann, und ein lieber Bub ist der Bob im Grunde doch. Ich würde am liebsten jetzt sofort abreisen und zu dir kommen, aber die Wilma ist mir von all der Aufregung und den Strapazen, die sie durchgemacht hat, gar arg mitgenommen worden, ich hab den Doktor befragt und der meint, ein paar Tag müßt sie Ruhe haben. Der Bob schreibt dir gleichzeitig mit diesem Brief, um dich um deine Einwilligung zu bitten. Gieb sie ihm, Franzl ..."

So weit las Graf Königstein, da warf er den Brief auf den vor ihm stehenden Tisch und schlug schallend mit der Hand darauf. „Nie, nie und niemals!" rief er, „und die Theres hätt ich für gescheiter gehalten, aber die Weiber, die Weiber! Wenn die verflixte Liebe ins Spiel kommt, ist auf keine ein Verlaß!" Er telegraphierte sofort: „Verweigere Einwilligung."

Und dann ließ er seinen Koffer packen und fuhr zurück nach Rom, Pepi seinen Eisbeuteln überlassend.

Angethan mit dem festen Panzer seiner Grundsätze und Vorurteile, reiste Graf König-

stein ab, und Gräfin Theres empfing ihn mit der Nachricht, daß Wilma, deren Gesundheit infolge der Reiseerregungen ohnehin einen Stoß bekommen hatte, nach Mitteilung der väterlichen Depesche ernstlich krank geworden sei, und daß der Arzt ein Nervenfieber befürchte.

„Dummheiten! Der Doktor ist ein Schwarzseher," sagte der Graf.

„Die Wilma wird aber ganz gewiß nicht besser, wenn wir ihr nicht den Bob geben," jammerte Gräfin Theres.

„Unsinn!" lautete die Antwort des strengen Papas.

Und dann fand Graf Königstein anstatt seines blühenden, eigensinnigen Lieblings eine blasse Kranke, deren Augen sich mit Thränen füllten, sobald sie ihn ansah, und die ihn eines Tages überhaupt nicht mehr erkannte.

Angstvolle Nächte folgten, und über Vorurteile und „Grundsätze" hinweg glühte endlich die starke, innige Liebe zu seinem Kinde in Graf Königsteins Herzen auf, und jedes Opfer erschien ihm gering im Vergleich zu dem: sein Kind hergeben zu müssen.

Bob war in Rom geblieben. Täglich ging er ins Quirinal-Hotel hinüber, um Nachrichten zu holen, und je schlechter dieselben lauteten, desto mehr fühlte er, daß er Wilma mit der ganzen Innigkeit, deren er fähig war und die er bisher fest in sich verschlossen hatte, liebte.

Gewöhnlich war es Gräfin Theres, die ihm Bescheid sagte. Eines Tages kam Graf Königstein; er sah sehr blaß aus, ergriff Bobs Hand und führte ihn in das Krankenzimmer.

Wenige Tage später erklärte der Arzt Wilma außer Gefahr, und in der deutschen Kolonie Roms wußte man, daß Wilma Königstein und Bob Bornstorff verlobt waren.

„Na, und du?" fragte Bob, seinen Bruder umarmend, „wie steht es mit dir? Du weißt, alle Glücklichen haben die Manie, auch andere glücklich sehen zu wollen!"

Harry lächelte.

„Dazu kann Rat werden," sagte er, „ich wollte nur nicht davon sprechen, solange ich dich leiden sah, aber nun kann ich's ja eingestehen — ich gehe, sobald mein Bild fertig ist, mit den Drewens nach Kurland — Tantchen meint, ich würde von den Eltern Ernas keinen Korb bekommen, und anstatt einer malenden Nichte will sie sich nun einen malenden Neffen aus Rom mitbringen."

„Ich gönne es ihr — aber du sprichst von Eltern und Tanten, nur nicht von Erna selbst?"

„Mein Gott, Erna und ich, wir haben uns ja eigentlich vom ersten Augenblick an lieb gehabt! Ich sehnte mich so nach einer Heimat; gerade als ich ihr begegnete und als ich ihre Stimme hörte, wußte ich es: nun habe ich sie gefunden!"

Bob lächelte. Es war eben die alte Geschichte, die so banal erscheint, wenn sie anderen passiert, und so interessant und herzbewegend, wenn wir selbst dabei beteiligt sind. Das uralte, ewig neue Märchen von der Liebe, das in diesen römischen Frühlingstagen einmal wieder lebendig geworden war.





Erdmann Encke.

Von

Fritz Stahl.

Zu den Großen und Gewaltigen, die einer Epoche den Stempel ihrer Eigenart aufdrücken, gehörte Erdmann Encke nicht, aber er war doch einer für sich. Und wer aus seinen Werken einmal sein eigentliches künstlerisches Wollen herausgelesen hat, wird es als schweres Unrecht empfinden müssen, daß man immer ihn als Enkelschüler Rauchs oder gar als Schüler Albert Wolffs mit wenigen Worten abgethan hat. Gerade Enckes Beispiel zeigt sehr deutlich, was sich übrigens beinahe von selbst versteht, wie wenig eigentlich es für die Entwickelung des Künstlers, wenn er überhaupt einer ist, bedeutet, wo er Pinsel oder Meißel führen, wo er das Handwerk lernte, und wie unberechtigt es ist, den Schulzusammenhang zur Grundlage einer Kunstgeschichte zu machen. Daß Encke von Albert Wolff wesentlichen Einfluß zum Glück nicht erfahren hat, das bedarf kaum eines Beweises: man braucht nur die ungelenken, hölzernen Figuren „klassischen" Stiles am Monument Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin anzuschauen und irgend eine der von Encke geschaffenen Gestalten damit zu vergleichen, um es zu wissen. Aber selbst als Übermittler Rauchscher Anschauungen kann Wolff nicht gelten, da er sie selbst nicht empfand, sondern, er ein rechter Schüler im üblichen Sinne des Wortes, nur die Formen Rauchs nachahmte. Eine solche Übermittelung war aber auch nicht nötig: das Klassische lag in Enckes Jugendzeit in der Luft; wir werden sehen, welche Einflüsse ihn darauf hinführen konnten, bevor von künstlerischer Schulung nur die Rede war. Und schließlich hat es keiner von allen Enkelschülern Rauchs, hat es weder Siemering noch Schaper noch Herter so sehr überwunden wie Encke. Ich möchte sagen: es ist in seinen Werken durchaus nicht mehr Princip, sondern nur ein Element, das ihm unbewußt, aus der ganzen Art heraus, in der er von früh auf gewohnt war, die Dinge anzusehen, mit bestimmend wirkt. Seine Kunst hat ihre Wurzeln in der Natur, von ihr empfängt seine Phantasie ihre Befruchtung, sein Schaffen seine Kraft. Die Gewöhnung an die strengen klassischen Formen wirkt nur insoweit, als er durch sie instinktiv jedes Übermaß vermeidet.

Die moderne Kunstforschung, der wir so unendlich viel verdanken, hat in manchen Dingen doch auch das gesunde Kunsturteil irre geführt. Es ist ja sehr schön und belehrend, wenn sie den Künstler uns im Zusammenhang mit seiner Zeit vorführt, uns zeigt, was er mit den Genossen gemeinsam hat. Aber gar zu sehr hat man dabei vergessen, daß die Bedeutung eines echten Künstlers vielmehr doch darauf beruht, was er für sich allein hat, worin er von seiner Zeit abweicht. Bei den Ganzgroßen gleicht die Ausführlichkeit der Charakteristik diesen Fehler wieder aus, aber bei den Kleineren, die wahrhaftig doch kein rechter Kunstfreund missen möchte, bleibt er bestehen. So ist Encke in den Kunstgeschichten unter die klassischen Epigonen eingereiht, während sein Werk ihn als einen der ersten Bahnbrecher und Pfadfinder auf dem Wege zur Natur erkennen läßt. Das heißt, es ist ihm eigent-

lich eine geschichtliche Bedeutung abgesprochen worden, während sie ihm in Wahrheit zukommt, er ist gewissermaßen in die Anmerkung gedrängt, während er in den Text gehört. Es ist um so merkwürdiger, daß das geschehen konnte, da in den ersten Jahren seines Auftretens man offenbar, wie die Berichte beweisen, eine sehr deutliche der tieferen Erkenntnis der hellenischen Art: römische Kunst oder etwa griechische in römischer Übersetzung. Wo eine Aufgabe diese Formen verbietet, wie bei den Feldherrenstatuen oder bei dem bekannten Doppelporträt der mecklenburgischen Prinzessinnen, da folgt er ganz und gern der Natur. Hier zeigt sich seine Kunst am freiesten, meist



Erdmann Encke bei der Arbeit. (Negerin.)

Empfindung für seine Absichten hatte. Später hätte mindestens das Luisendenkmal das Urteil berichtigen können.

Die Berliner Plastik, die ja eigentlich erst ein Jahrhundert alt ist, hatte ihren ersten bedeutenden Meister in dem alten Schadow. In seiner Kunst finden sich schon die beiden Elemente, deren wechselndes Verhältnis die spätere Entwickelung bestimmte: Natur und Antike. Antike heißt hier wie überall von etwas märkisch-herb, oft aber auch von einer liebenswürdigen Anmut, die wie ein Nachklang der zierlichen Rokokokunst wirkt. Im ganzen hält er die beiden Arten ziemlich scharf auseinander, in ähnlicher Weise wie die Pisani entweder antikisierend oder naturalistisch schufen. Rauch erst machte aus beiden Elementen sich einen einheitlichen Stil zurecht ein für allemal. Auch sein Ausgangspunkt war die Natur, aber seiner

etwas nüchternen Anschauung genügte so viel von ihr, wie sich innerhalb der klassicistischen Formen unterbringen ließ. In seiner späteren Zeit mindestens stand er der Natur kaum mehr unbefangen gegenüber. Bei Schadow hat man oft das Gefühl, als habe er ähnlich wie Winckelmann aus der römischen Kunst eine Ahnung von der frischen Herrlichkeit der griechischen geschöpft. Rauch hat in der trockeneren römischen sein Ideal erfüllt gesehen. Und in dieser Genügsamkeit, die der Natur ihr Feinstes und Bestes schuldig bleibt, verblieb er, verblieben auch seine Schüler und deren Schüler. Man hat diese kühle Art vornehm genannt, sie ist es nur in der gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes; künstlerisch vornehm in hohem Sinne, in dem Sinne, wie es die Werke aller großen Zeiten und Meister sind, ist sie nicht. Diese Rauch-Schule besteht bis in die Gegenwart hinein. Für das Bildnis haben sich ihre Jünger zur Nachgiebigkeit dem Zeitgeschmack gegenüber verstehen müssen, der eine größere Natürlichkeit und Lebendigkeit verlangt, bei jeder idealistischen Aufgabe aber finden sie den sogenannten vornehmen Klassicismus wieder. Gegen diese Richtung erhob sich einer der letzten Rauch-Schüler, Reinhold Begas. Er war der Sohn einer neuen Zeit, der das Wirklichkeitselement des Klassicismus nicht mehr genügte, die einen höheren Grad von Leben und Bewegung, stärkere Reizungen forderte. Es ist genau dieselbe Stimmung, die auch im Altertum und in der Renaissance der klassischen Kunst ein Ende machte. Es war deshalb auch ganz logisch, daß Begas nach einem kurzen Versuch mit dem herben Realismus der Florentiner zu dem pathetischen des Hellenismus und des Barock überging. Hier fand er das vorgebildet, was ihm und seiner Zeit notthat. Mittelbar führte das neue Muster auch zu einem tieferen Naturstudium, dessen Früchte aber deutlicher erst bei dem jüngeren Geschlecht hervortreten. In den Zeiten, an deren Art Begas sich anschloß, ging die Plastik im Gefolge der Malerei; auch er hat dem malerischen Geschmack Einfluß auf sein Schaffen verstattet. Die Begas-Schule hat die Rauchsche in der Herrschaft über Berlin erst in jüngster Zeit abgelöst, weil sie mit ihren stark bewegten Formen, mit ihrem Prunk und Pathos dem Geschmack der jetzt maßgebenden Persönlichkeiten entgegenkommt.

Erdmann Encke: Das Mädchen mit der Taube.
(Im Besitze des Herrn E. Beck in Berlin.)

Zu keiner dieser beiden Berliner Schulen, die ihre entscheidenden Anregungen aus Werken früherer Epochen erhielten, gehört Erdmann Encke. Er war vielleicht der erste, der eine Stellung abseits einnahm. Heute ist die Zahl derer sehr groß, die ebenso stehen, die wirklich nur das handwerkliche Rüstzeug einer der Schulen entnommen haben, oder auch das nicht einmal, und unter dieser Zahl finden sich die besten Namen. Solche Künstler, das liegt in der Natur der Sache, werden zu ihrer Zeit nicht so viel genannt, die großen Aufgaben pflegen nicht an sie zu kommen. Sie haben auch unter sich keinen Zusammenhang, haben ebensowenig Nachfahren wie Ahnen im Sinne einer Schule. Dem ernsteren Kunstkenner sind sie lieb, denn sie sind natürlich und persönlich, auch die kleineren bleiben sie selbst und werden nicht Nachahmer. Will man diese doch irgendwie in den geschichtlichen Zusammenhang bringen, so darf man sie nicht von Rauch, man muß sie von Schadow abstammen lassen. Und gerade in Encke ist vieles, was Schadowsch anmutet.



Erdmann Encke: Das Mädchen mit der Taube. (Rückseite.)

Encke hat seine Stellung abseits von den anderen sehr früh und sehr bewußt eingenommen. Das Bezeichnende für seine Empfindung und Entwickelung ist, daß er die Fahrt nach Rom nicht nur nicht machte, sondern absichtlich vermied. Uns erscheint das heute nicht mehr so wunderbar: je stärker die moderne Richtung, die zugleich an die Natur und das Nationale, die an die heimische Natur der Künstler wies, je stärker diese Richtung wurde, desto seltener ist die italienische Reise der Künstler geworden. Aber in den Zeiten der klassicistischen Kunst und für deren Jünger bis auf diesen Tag ist die Romfahrt das erste Ziel, dem der junge Künstler mit heißem Bemühen zustrebt. Sie fehlt fast in keiner Biographie, und in mancher lesen wir, wie zu Fuß, unter harten Entbehrungen, hungernd und in Lumpen der Begeisterte nach seinem gelobten Lande zog. Daß jemand bewußt verzichtete, diesen gepriesenen Einfluß des Lebens unter den Resten der Antike als gefährlich erachtete, war geradezu unerhört. Nicht seine Schule, sondern dieser Verzicht ist das wichtigste Moment für die Entwickelung Enckes gewesen. Seine Anschauung zeigt ihn im schärfsten Gegensatz zu seiner Zeit, seinem Lehrer und seinen Genossen, zeigt den jugendlichen Künstler als einen Bürger derer, die da kommen werden. Was uns Geschichte und Erfahrung



Erdmann Encke: Mohr mit Papagei.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde Berlin.)

später gelehrt haben, daß, mit ganz geringen Ausnahmen, der Einfluß fremder Kunst den Künstler hemmt, ihm Natürlichkeit und Kraft mindert, das hat er als der ersten einer mit gesundem Instinkt empfunden. Und er wagte, was selten genug ist, diese Empfindung der allgemeinen Meinung stolz entgegenzustellen. So wenig er mit den sogenannten Modernen gemein hat, wenn man die Werke vergleicht, so verwandt ist er mit ihnen in der Grundanschauung, daß der Künstler die Natur geben müsse, wie er sie empfindet.

Da Enckes Empfindung, wie gesagt, von der klassischen Richtung beeinflußt war, so könnte es scheinen, als sei es doch schließlich sehr schwer, ihn von den anderen Künstlern derselben zu trennen — ja, vielleicht gar gleichgültig, ob ein Künstler von der klassischen Form ausgeht und sie durch die Beobachtung der Natur belebt, oder von der Natur ausgeht und sie zu der schönen Form hebt. Es ist ja zudem Thatsache, daß nicht nur Laien, sondern sicher auch die Künstler der Rauchschen Schule ihn dieser zugezählt haben. Und doch ist der Unterschied sehr groß und trennt sehr scharf. Das Entscheidende liegt in dem Verhältnis zum Modell. Der klassicistische Meister ist mit Motiv und Form ziemlich im reinen, bevor er das Modell zuzieht: er sieht es gar nicht als organische Einheit, als Ganzes, er entnimmt ihm nur Details, die er braucht, um die Gestalt, die ihm vorschwebt, glaubwürdig, lebensfähig in äußerlichem Sinne zu machen. Der andere Künstler sieht das Modell unbefangen an, er weiß wohl ungefähr, was er von ihm will, aber innerhalb gegebener Grenzen läßt er ihm seine Freiheit, er läßt sich von ihm inspirieren, vor allem aber sucht er das aus ihm herauszuholen, was den Klassicist mitbringt, die bezeichnende Linie. So wirkt jener notwendig trocken, dieser frisch, dort ist der Umriß vielleicht schön aber starr, hier charakteristisch und organisch. Das liegt nicht, wie man oft meint, in einem Unterschied der Begabung; diese Feinheiten, die der Statue Leben verleihen, lassen sich nicht erfinden, man muß sie finden. Ein Vergleich zwischen Schaper und Encke illustriert das Gesagte. Ich will hier nur auf Enckes entzückendes „Mädchen mit der Taube" hinweisen. Namentlich in der Rückansicht tritt das Organische hervor. Aber



Erdmann Encke: Negerin.

auch in anderen Werken findet man deutliche Spuren der geschilderten Art zu schaffen.

Eine feine Bronzegruppe zeigt die Kurfürstin Elisabeth, die ihren Sohn unterrichtet. Der Knabe lehnt sich an ihren Schoß, wobei seine rechte Hüfte heraustritt. Diese Linie der Hüfte ist schlechtweg entzückend, sie ist dem Modell abgelauscht, hier dem Söhnchen des Künstlers, das er frei und natürlich der Situation angemessen sich stellen ließ und das sie zufällig fand. Der Klassicist stellt sein Modell, daß ein solcher Zufall nicht eintritt; träte er ein, er würde, gebunden durch die vorgefaßte Form, die Linie nicht sehen oder verschmähen. Man braucht nur die Sockelgruppen von Schapers Goethemonument anzusehen, um ein Beispiel dieser entgegengesetzten Art zu haben.

* * *

Erdmann Encke hat sich aus kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft herausgearbeitet. Sein Vater hatte das Unglück, sein Geschäft aufgeben zu müssen, ohne eine neue Existenz begründen zu können. So war die Familie auf den Erwerb der Mutter angewiesen, die ihr Talent und ihre Ausbildung im Zeichnen als Musterzeichnerin verwertete. Es ist interessant, die Blätter zu sehen, die Anna Fabricius als junges Mädchen gezeichnet hat und die von ihren Kindern pietätvoll aufbewahrt werden. Sorgfältig in Kreide ausgeführt, zeigen sie Köpfe, deren Originale entweder von Cornelius selbst oder von einem seiner Schüler herstammen müssen. Eine merkwürdige Zeit, in der selbst dilettierende Fräulein nur in großen monumentalen Formen sich üben, wo der bei uns so kunstzerstörende Begriff des Reizenden und Niedlichen noch nicht zu bestehen scheint. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß damals kein besonderer Schuleinfluß nötig war, dem heranwachsenden Künstler Geschmack an den klassischen Formen mitzugeben, diese Blätter würden ihn erbringen. Von ihnen hat Erdmann Encke seine ersten Kunsteindrücke empfangen, vielleicht die Anregung, sich selbst zu versuchen, in ihrer Nachahmung mag er zuerst die Kraft erprobt haben. Einen unvergänglichen Einfluß haben sie sicher auf ihn ausgeübt, so daß ihm die Mutter mehr vererbt hat als nur das Talent. Es ist eine Art von Bestätigung dafür, daß auch sein Bruder, der Maler Fedor Encke, der doch schon wieder einem jüngeren Geschlecht angehört, einen ähnlichen Geschmack festgehalten hat. Übrigens hat auch eine Schwester, Emma, die kürzlich gestorben ist, als Malerin gewirkt.



Erdmann Encke: Abundantia.

Erdmann Encke ist am 26. Januar 1843 geboren. Als fertiger Künstler tritt er um die Mitte der sechziger Jahre hervor. Zunächst natürlich fehlt seinen Werken die persönliche Note: während er in einer Penelope

den Schaden besah und Pepi zum Doktor schickte. Und gerade als die dringend nötig befundenen Eiskompressen kühlend auf Pepis Kopf ruhten, erhielt Graf Königstein ein Telegramm aus Rom, von Gräfin Theres:

„Wilma durch Bob Bornstorff hierher gebracht. Brief folgt."

„Na, na, das hat noch grade gefehlt," rief der Graf und lief zu Pepi, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen. Pepi hatte arge Schmerzen, verwünschte laut den „Indianer" und leise die „Rosetta". Da er aber mit dem Eisbeutel nicht auf Reisen gehen konnte, beschlossen Onkel und Neffe, den Brief der Gräfin Theres abzuwarten. Wilma war ja nun in mütterlicher Obhut, und das war doch immerhin beruhigend. Am nächsten Tage kam der Brief, in dem Gräfin Theres zunächst ihre Angst um Wilma schilderte und dann deren plötzliche Ankunft in Bobs Begleitung.

„Das Kind ist mutterseelenallein in Bologna geblieben," schrieb die Gräfin, „weil der Pepi sich so aufdringlich gegen sie benommen hat, daß sie sich nicht anders zu helfen gewußt hat, als indem sie ihm davonlief. In einem Hotel ist sie über Nacht geblieben, denk um Gottes willen, Franzl, ganz allein in einem Hotel! Ich war halb tot vor Schreck, wie sie mir das erzählt hat. Und am anderen Tag hat sie mit dem römischen Schnellzug weiter fahren wollen, zur Grenze, das unvernünftige, mutige, liebe Kind, und, Gott sei's gedankt, in dem Zuge hat gerade der Bob Bornstorff gesessen, der auch nach Wien hat fahren wollen. Wie er nun so schnell begriffen hat, um was es sich handelte, weiß ich nicht, aber er hat doch gleich das einzig Richtige, was zu thun übrig blieb, ausgefunden, hat seine Reise aufgegeben und ist mit der Wilma in den nächsten Zug, der nach Rom abging, eingestiegen. Und schau, Franzl, wer weiß, was unserem Mädel zugestoßen wär, und ob wir's je wieder gesehen hätten, wenn der Bob es nicht gefunden hätt, und ein Graf Bornstorff ist er doch eigentlich und hat auch ein hübsches Vermögen, und nachdem sie das ganze Hotel hat miteinander ankommen sehen, und zu allem Unglück auch noch gerad die Principessa Olmi bei mir gewesen ist, um nach meinem Befinden zu fragen, wie die beiden hereingekommen sind, ja schau, Franzl, da mein ich halt, man läßt's dabei bewenden. Ja so, das hab ich dir noch nicht gesagt: wie die Wilma ins Zimmer getreten ist und ich vor Schreck und Freude laut aufgeschrien habe, da ist sie mir um den Hals gefallen und hat mich um Verzeihung gebeten, und dann hat der Bob meine Hand geküßt und hat auch gebeten und dann, mein Gott, ich weiß nicht, wie das so gekommen ist, aber dann ist die Wilma dem Bob um den Hals gefallen, und dann wieder mir, und die Prinzessin hat gefragt, ob sie gratulieren dürft; na, kurz und gut, Franzl, da hab ich halt Ja gesagt! Ich weiß ja nicht, wie es zugegangen ist, daß Wilma und Bob sich unterwegs ihre Liebe gestanden haben, aber sie sagen halt jetzt, daß sie sich schon immer lieb gehabt hätten, und wenn man sie anschaut, muß man's glauben, und das hat mir der Bob versprochen, daß er seinen Titel wieder annimmt, wenn er die Wilma heiratet, und daß er wenigstens ab und zu mit ihr in Stecking sein wird. Und, Franzl, ich mein, es ist halt am gescheitesten, du sagst jetzt Ja dazu, denn kompromittiert hat sich das arme Kind nun so arg, daß ein anderer sie gar nicht nehmen kann, und ein lieber Bub ist der Bob im Grunde doch. Ich würde am liebsten jetzt sofort abreisen und zu dir kommen, aber die Wilma ist mir von all der Aufregung und den Strapazen, die sie durchgemacht hat, gar arg mitgenommen worden, ich hab den Doktor befragt und der meint, ein paar Tag müßt sie Ruhe haben. Der Bob schreibt dir gleichzeitig mit diesem Brief, um dich um deine Einwilligung zu bitten. Gieb sie ihm, Franzl ..."

So weit las Graf Königstein, da warf er den Brief auf den vor ihm stehenden Tisch und schlug schallend mit der Hand darauf. „Nie, nie und niemals!" rief er, „und die Theres hätt ich für gescheiter gehalten, aber die Weiber, die Weiber! Wenn die verflixte Liebe ins Spiel kommt, ist auf keine ein Verlaß!" Er telegraphierte sofort: „Verweigere Einwilligung."

Und dann ließ er seinen Koffer packen und fuhr zurück nach Rom, Pepi seinen Eisbeuteln überlassend.

Angethan mit dem festen Panzer seiner Grundsätze und Vorurteile, reiste Graf König-

stein ab, und Gräfin Theres empfing ihn mit der Nachricht, daß Wilma, deren Gesundheit infolge der Reiseerregungen ohnehin einen Stoß bekommen hatte, nach Mitteilung der väterlichen Depesche ernstlich krank geworden sei, und daß der Arzt ein Nervenfieber befürchte.

„Dummheiten! Der Doktor ist ein Schwarzseher," sagte der Graf.

„Die Wilma wird aber ganz gewiß nicht besser, wenn wir ihr nicht den Bob geben," jammerte Gräfin Theres.

„Unsinn!" lautete die Antwort des strengen Papas.

Und dann fand Graf Königstein anstatt seines blühenden, eigensinnigen Lieblings eine blasse Kranke, deren Augen sich mit Thränen füllten, sobald sie ihn ansah, und die ihn eines Tages überhaupt nicht mehr erkannte.

Angstvolle Nächte folgten, und über Vorurteile und „Grundsätze" hinweg glühte endlich die starke, innige Liebe zu seinem Kinde in Graf Königsteins Herzen auf, und jedes Opfer erschien ihm gering im Vergleich zu dem: sein Kind hergeben zu müssen.

Bob war in Rom geblieben. Täglich ging er ins Quirinal-Hotel hinüber, um Nachrichten zu holen, und je schlechter dieselben lauteten, desto mehr fühlte er, daß er Wilma mit der ganzen Innigkeit, deren er fähig war und die er bisher fest in sich verschlossen hatte, liebte.

Gewöhnlich war es Gräfin Theres, die ihm Bescheid sagte. Eines Tages kam Graf Königstein; er sah sehr blaß aus, ergriff Bobs Hand und führte ihn in das Krankenzimmer.

Wenige Tage später erklärte der Arzt Wilma außer Gefahr, und in der deutschen Kolonie Roms wußte man, daß Wilma Königstein und Bob Bornstorff verlobt waren.

„Na, und du?" fragte Bob, seinen Bruder umarmend, „wie steht es mit dir? Du weißt, alle Glücklichen haben die Manie, auch andere glücklich sehen zu wollen!"

Harry lächelte.

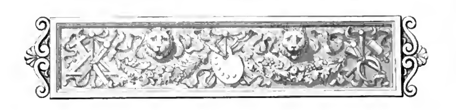
„Dazu kann Rat werden," sagte er, „ich wollte nur nicht davon sprechen, solange ich dich leiden sah, aber nun kann ich's ja eingestehen — ich gehe, sobald mein Bild fertig ist, mit den Drewens nach Kurland — Tantchen meint, ich würde von den Eltern Ernas keinen Korb bekommen, und anstatt einer malenden Nichte will sie sich nun einen malenden Neffen aus Rom mitbringen."

„Ich gönne es ihr — aber du sprichst von Eltern und Tanten, nur nicht von Erna selbst?"

„Mein Gott, Erna und ich, wir haben uns ja eigentlich vom ersten Augenblick an lieb gehabt! Ich sehnte mich so nach einer Heimat; gerade als ich ihr begegnete und als ich ihre Stimme hörte, wußte ich es: nun habe ich sie gefunden!"

Bob lächelte. Es war eben die alte Geschichte, die so banal erscheint, wenn sie anderen passiert, und so interessant und herzbewegend, wenn wir selbst dabei beteiligt sind. Das uralte, ewig neue Märchen von der Liebe, das in diesen römischen Frühlingstagen einmal wieder lebendig geworden war.





Erdmann Encke.

Von

Fritz Stahl.

Zu den Großen und Gewaltigen, die einer Epoche den Stempel ihrer Eigenart aufdrücken, gehörte Erdmann Encke nicht, aber er war doch einer für sich. Und wer aus seinen Werken einmal sein eigentliches künstlerisches Wollen herausgelesen hat, wird es als schweres Unrecht empfinden müssen, daß man immer ihn als Enkelschüler Rauchs oder gar als Schüler Albert Wolffs mit wenigen Worten abgethan hat. Gerade Enckes Beispiel zeigt sehr deutlich, was sich übrigens beinahe von selbst versteht, wie wenig eigentlich es für die Entwickelung des Künstlers, wenn er überhaupt einer ist, bedeutet, wo er Pinsel oder Meißel führen, wo er das Handwerk lernte, und wie unberechtigt es ist, den Schulzusammenhang zur Grundlage einer Kunstgeschichte zu machen. Daß Encke von Albert Wolff wesentlichen Einfluß zum Glück nicht erfahren hat, das bedarf kaum eines Beweises: man braucht nur die ungelenken, hölzernen Figuren „klassischen" Stiles am Monument Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin anzuschauen und irgend eine der von Encke geschaffenen Gestalten damit zu vergleichen, um es zu wissen. Aber selbst als Übermittler Rauchscher Anschauungen kann Wolff nicht gelten, da er sie selbst nicht empfand, sondern, er ein rechter Schüler im üblichen Sinne des Wortes, nur die Formen Rauchs nachahmte. Eine solche Übermittelung war aber auch nicht nötig: das Klassische lag in Enckes Jugendzeit in der Luft; wir werden sehen, welche Einflüsse ihn darauf hinführen konnten, bevor von künstlerischer Schulung nur die Rede war. Und schließlich hat es keiner von allen Enkelschülern Rauchs, hat es weder Siemering noch Schaper noch Herter so sehr überwunden wie Encke. Ich möchte sagen: es ist in seinen Werken durchaus nicht mehr Princip, sondern nur ein Element, das ihm unbewußt, aus der ganzen Art heraus, in der er von früh auf gewohnt war, die Dinge anzusehen, mit bestimmend wirkt. Seine Kunst hat ihre Wurzeln in der Natur, von ihr empfängt seine Phantasie ihre Befruchtung, sein Schaffen seine Kraft. Die Gewöhnung an die strengen klassischen Formen wirkt nur insoweit, als er durch sie instinktiv jedes Übermaß vermeidet.

Die moderne Kunstforschung, der wir so unendlich viel verdanken, hat in manchen Dingen doch auch das gesunde Kunsturteil irre geführt. Es ist ja sehr schön und belehrend, wenn sie den Künstler uns im Zusammenhang mit seiner Zeit vorführt, uns zeigt, was er mit den Genossen gemeinsam hat. Aber gar zu sehr hat man dabei vergessen, daß die Bedeutung eines echten Künstlers vielmehr doch darauf beruht, was er für sich allein hat, worin er von seiner Zeit abweicht. Bei den Ganzgroßen gleicht die Ausführlichkeit der Charakteristik diesen Fehler wieder aus, aber bei den Kleineren, die wahrhaftig doch kein rechter Kunstfreund missen möchte, bleibt er bestehen. So ist Encke in den Kunstgeschichten unter die klassischen Epigonen eingereiht, während sein Werk ihn als einen der ersten Bahnbrecher und Pfadfinder auf dem Wege zur Natur erkennen läßt. Das heißt, es ist ihm eigent-

lich eine geschichtliche Bedeutung abgesprochen worden, während sie ihm in Wahrheit zukommt, er ist gewissermaßen in die Anmerkung gedrängt, während er in den Text gehört. Es ist um so merkwürdiger, daß das geschehen konnte, da in den ersten Jahren seines Auftretens man offenbar, wie die Berichte beweisen, eine sehr deutliche der tieferen Erkenntnis der hellenischen Art: römische Kunst oder etwa griechische in römischer Übersetzung. Wo eine Aufgabe diese Formen verbietet, wie bei den Feldherrenstatuen oder bei dem bekannten Doppelporträt der mecklenburgischen Prinzessinnen, da folgt er ganz und gern der Natur. Hier zeigt sich seine Kunst am freiesten, meist



Erdmann Encke bei der Arbeit. (Negerin.)

Empfindung für seine Absichten hatte. Später hätte mindestens das Luisendenkmal das Urteil berichtigen können.

Die Berliner Plastik, die ja eigentlich erst ein Jahrhundert alt ist, hatte ihren ersten bedeutenden Meister in dem alten Schadow. In seiner Kunst finden sich schon die beiden Elemente, deren wechselndes Verhältnis die spätere Entwickelung bestimmte: Natur und Antike. Antike heißt hier wie überall von etwas märkisch-herb, oft aber auch von einer liebenswürdigen Anmut, die wie ein Nachklang der zierlichen Rokokokunst wirkt. Im ganzen hält er die beiden Arten ziemlich scharf auseinander, in ähnlicher Weise wie die Pisani entweder antikisierend oder naturalistisch schufen. Rauch erst machte aus beiden Elementen sich einen einheitlichen Stil zurecht ein für allemal. Auch sein Ausgangspunkt war die Natur, aber seiner

etwas nüchternen Anschauung genügte so viel von ihr, wie sich innerhalb der klassicistischen Formen unterbringen ließ. In seiner späteren Zeit mindestens stand er der Natur kaum mehr unbefangen gegenüber. Bei Schadow hat man oft das Gefühl, als habe er ähnlich wie Winckelmann aus der römischen Kunst eine Ahnung von der frischen Herrlichkeit der griechischen geschöpft. Rauch hat in der trockeneren römischen sein Ideal erfüllt gesehen. Und in dieser Genügsamkeit, die der Natur ihr Feinstes und Bestes schuldig bleibt, verblieb er, verblieben auch seine Schüler und deren Schüler. Man hat diese kühle Art vornehm genannt, sie ist es nur in der gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes; künstlerisch vornehm in hohem Sinne, in dem Sinne, wie es die Werke aller großen Zeiten und Meister sind, ist sie nicht. Diese Rauch-Schule besteht bis in die Gegenwart hinein. Für das Bildnis haben sich ihre Jünger zur Nachgiebigkeit dem Zeitgeschmack gegenüber verstehen müssen, der eine größere Natürlichkeit und Lebendigkeit verlangt, bei jeder idealistischen Aufgabe aber finden sie den sogenannten vornehmen Klassicismus wieder. Gegen diese Richtung erhob sich einer der letzten Rauch-Schüler, Reinhold Begas. Er war der Sohn einer neuen Zeit, der das Wirklichkeitselement des Klassicismus nicht mehr genügte, die einen höheren Grad von Leben und Bewegung, stärkere Reizungen forderte. Es ist genau dieselbe Stimmung, die auch im Altertum und in der Renaissance der klassischen Kunst ein Ende machte. Es war deshalb auch ganz logisch, daß Begas nach einem kurzen Versuch mit dem herben Realismus der Florentiner zu dem pathetischen des Hellenismus und des Barock überging. Hier fand er das vorgebildet, was ihm und seiner Zeit notthat. Mittelbar führte das neue Muster auch zu einem tieferen Naturstudium, dessen Früchte aber deutlicher erst bei dem jüngeren Geschlecht hervortreten. In den Zeiten, an deren Art Begas sich anschloß, ging die Plastik im Gefolge der Malerei; auch er hat dem malerischen Geschmack Einfluß auf sein Schaffen verstattet. Die Begas-Schule hat die Rauchsche in der Herrschaft über Berlin erst in jüngster Zeit abgelöst, weil sie mit ihren stark bewegten Formen, mit ihrem Prunk und Pathos dem Geschmack der jetzt maßgebenden Persönlichkeiten entgegenkommt.

Erdmann Encke: Das Mädchen mit der Taube.
(Im Besitze des Herrn E. Beck in Berlin.)



Erdmann Encke: Das Mädchen mit der Taube. (Rückseite.)

Zu keiner dieser beiden Berliner Schulen, die ihre entscheidenden Anregungen aus Werken früherer Epochen erhielten, gehört Erdmann Encke. Er war vielleicht der erste, der eine Stellung abseits einnahm. Heute ist die Zahl derer sehr groß, die ebenso stehen, die wirklich nur das handwerkliche Rüstzeug einer der Schulen entnommen haben, oder auch das nicht einmal, und unter dieser Zahl finden sich die besten Namen. Solche Künstler, das liegt in der Natur der Sache, werden zu ihrer Zeit nicht so viel genannt, die großen Aufgaben pflegen nicht an sie zu kommen. Sie haben auch unter sich keinen Zusammenhang, haben ebensowenig Nachfahren wie Ahnen im Sinne einer Schule. Dem ernsteren Kunstkenner sind sie lieb, denn sie sind natürlich und persönlich, auch die kleineren bleiben sie selbst und werden nicht Nachahmer. Will man diese doch irgendwie in den geschichtlichen Zusammenhang bringen, so darf man sie nicht von Rauch, man muß sie von Schadow abstammen lassen. Und gerade in Encke ist vieles, was Schadowsch anmutet.

Encke hat seine Stellung abseits von den anderen sehr früh und sehr bewußt eingenommen. Das Bezeichnende für seine Empfindung und Entwickelung ist, daß er die Fahrt nach Rom nicht nur nicht machte, sondern absichtlich vermied. Uns erscheint das heute nicht mehr so wunderbar: je stärker die moderne Richtung, die zugleich an die Natur und das Nationale, die an die heimische Natur der Künstler wies, je stärker diese Richtung wurde, desto seltener ist die italienische Reise der Künstler geworden. Aber in den Zeiten der klassicistischen Kunst und für deren Jünger bis auf diesen Tag ist die Romfahrt das erste Ziel, dem der junge Künstler mit heißem Bemühen zustrebt. Sie fehlt fast in keiner Biographie, und in mancher lesen wir, wie zu Fuß, unter harten Entbehrungen, hungernd und in Lumpen der Begeisterte nach seinem gelobten Lande zog. Daß jemand bewußt verzichtete, diesen gepriesenen Einfluß des Lebens unter den Resten der Antike als gefährlich erachtete, war geradezu unerhört. Nicht seine Schule, sondern dieser Verzicht ist das wichtigste Moment für die Entwickelung Enckes gewesen. Seine Anschauung zeigt ihn im schärfsten Gegensatz zu seiner Zeit, seinem Lehrer und seinen Genossen, zeigt den jugendlichen Künstler als einen Bürger derer, die da kommen werden. Was uns Geschichte und Erfahrung



Erdmann Encke: Mohr mit Papagei.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Ruckwardt, Groß-Lichterfelde Berlin.)

später gelehrt haben, daß, mit ganz geringen Ausnahmen, der Einfluß fremder Kunst den Künstler hemmt, ihm Natürlichkeit und Kraft mindert, das hat er als der ersten einer mit gesundem Instinkt empfunden. Und er wagte, was selten genug ist, diese Empfindung der allgemeinen Meinung stolz entgegenzustellen. So wenig er mit den sogenannten Modernen gemein hat, wenn man die Werke vergleicht, so verwandt ist er mit ihnen in der Grundanschauung, daß der Künstler die Natur geben müsse, wie er sie empfindet.

Da Enckes Empfindung, wie gesagt, von der klassischen Richtung beeinflußt war, so könnte es scheinen, als sei es doch schließlich sehr schwer, ihn von den anderen Künstlern derselben zu trennen — ja, vielleicht gar gleichgültig, ob ein Künstler von der klassischen Form ausgeht und sie durch die Beobachtung der Natur belebt, oder von der Natur ausgeht und sie zu der schönen Form hebt. Es ist ja zudem Thatsache, daß nicht nur Laien, sondern sicher auch die Künstler der Rauchschen Schule ihn dieser zugezählt haben. Und doch ist der Unterschied sehr groß und trennt sehr scharf. Das Entscheidende liegt in dem Verhältnis zum Modell. Der klassicistische Meister ist mit Motiv und Form ziemlich im reinen, bevor er das Modell zuzieht: er sieht es gar nicht als organische Einheit, als Ganzes, er entnimmt ihm nur Details, die er braucht, um die Gestalt, die ihm vorschwebt, glaubwürdig, lebensfähig in äußerlichem Sinne zu machen. Der andere Künstler sieht das Modell unbefangen an, er weiß wohl ungefähr, was er von ihm will, aber innerhalb gegebener Grenzen läßt er ihm seine Freiheit, er läßt sich von ihm inspirieren, vor allem aber sucht er das aus ihm herauszuholen, was den Klassicist mitbringt, die bezeichnende Linie. So wirkt jener notwendig trocken, dieser frisch, dort ist der Umriß vielleicht schön aber starr, hier charakteristisch und organisch. Das liegt nicht, wie man oft meint, in einem Unterschied der Begabung; diese Feinheiten, die der Statue Leben verleihen, lassen sich nicht erfinden, man muß sie finden. Ein Vergleich zwischen Schaper und Encke illustriert das Gesagte. Ich will hier nur auf Enckes entzückendes „Mädchen mit der Taube" hinweisen. Namentlich in der Rückansicht tritt das Organische hervor. Aber



Erdmann Encke: Negerin.

auch in anderen Werken findet man deutliche Spuren der geschilderten Art zu schaffen.

Eine feine Bronzegruppe zeigt die Kurfürstin Elisabeth, die ihren Sohn unterrichtet. Der Knabe lehnt sich an ihren Schoß, wobei seine rechte Hüfte heraustritt. Diese Linie der Hüfte ist schlechtweg entzückend, sie ist dem Modell abgelauscht, hier dem Söhnchen des Künstlers, das er frei und natürlich der Situation angemessen sich stellen ließ und das sie zufällig fand. Der Klassicist stellt sein Modell, daß ein solcher Zufall nicht eintritt; träte er ein, er würde, gebunden durch die vorgefaßte Form, die Linie nicht sehen oder verschmähen. Man braucht nur die Sockelgruppen von Schapers Goethemonument anzusehen, um ein Beispiel dieser entgegengesetzten Art zu haben.

* * *

Erdmann Encke hat sich aus kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft herausgearbeitet. Sein Vater hatte das Unglück, sein Geschäft aufgeben zu müssen, ohne eine neue Existenz begründen zu können. So war die Familie auf den Erwerb der Mutter angewiesen, die ihr Talent und ihre Ausbildung im Zeichnen als Musterzeichnerin verwertete. Es ist interessant, die Blätter zu sehen, die Anna Fabricius als junges Mädchen gezeichnet hat und die von ihren Kindern pietätvoll aufbewahrt werden. Sorgfältig in Kreide ausgeführt, zeigen sie Köpfe, deren Originale entweder von Cornelius selbst oder von einem seiner Schüler herstammen müssen. Eine merkwürdige Zeit, in der selbst dilettierende Fräulein nur in großen monumentalen Formen sich üben, wo der bei uns so kunstzerstörende Begriff des Reizenden und Niedlichen noch nicht zu bestehen scheint. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß damals kein besonderer Schuleinfluß nötig war, dem heranwachsenden Künstler Geschmack an den klassischen Formen mitzugeben, diese Blätter würden ihn erbringen. Von ihnen hat Erdmann Encke seine ersten Kunsteindrücke empfangen, vielleicht die Anregung, sich selbst zu versuchen, in ihrer Nachahmung mag er zuerst die Kraft erprobt haben. Einen unvergänglichen Einfluß haben sie sicher auf ihn ausgeübt, so daß ihm die Mutter mehr vererbt hat als nur das Talent. Es ist eine Art von Bestätigung dafür, daß auch sein Bruder, der Maler Fedor Encke, der doch schon wieder einem jüngeren Geschlecht angehört, einen ähnlichen Geschmack festgehalten hat. Übrigens hat auch eine Schwester, Emma, die kürzlich gestorben ist, als Malerin gewirkt.



Erdmann Encke: Abundantia.

Erdmann Encke ist am 26. Januar 1843 geboren. Als fertiger Künstler tritt er um die Mitte der sechziger Jahre hervor. Zunächst natürlich fehlt seinen Werken die persönliche Note: während er in einer Penelope

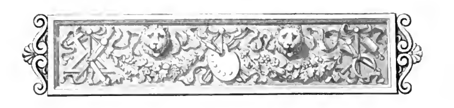
und ähnlichen Akademien sich noch im Bann der Schule zeigt, fallen seine Porträtbüsten, namentlich die der Frau Jachmann-Wagner, durch ihre treffsichere Charakteristik und ihre frische Lebendigkeit auf; in seinem Modell zum Jahndenkmal, das in der Hasenhaide errichtet werden sollte, scheint er sogar des Guten etwas zu viel gethan und manche Verirrung der späteren Naturalisten vorgeahnt zu haben. Freilich war die Persönlichkeit des biderben, kraftstrotzenden Turnvaters für einen temperamentvollen Künstler sehr verführerisch, und für irgend klassische Reminiscenzen bot die derbe Gestalt im deutschen Rock keinen Anhalt. Im endgültigen Entwurf von 1869 waren dann die allzu kühnen Auswüchse beseitigt, und in dieser Gestalt ward drei Jahre später das Denkmal aufgestellt. Gerade die überschäumende Kraft in diesem Entwurf lenkte die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler, der mit so ausgesprochener Neuerung auftrat.



Erdmann Encke: Lotosblume.

Erdmann Encke rechnete von da an zu den großen Hoffnungen der Berliner Kunst.

Schon in einzelnen Werken dieser Sturm- und Drangzeit, die ja wohl auch der selbstsicherste Künstler erleben muß, wenn er zuerst anfängt, nicht mehr unter Aufsicht und Korrektur, sondern frei und auf eigene Faust zu arbeiten, findet man das, was doch wohl das Eigentliche seiner Kunst geblieben ist: den feinen Sinn für weibliche Anmut. Seine Frauen, mögen sie phantastische oder historische Idealgestalten sein oder Porträts in modernem Gewande, sind immer voll freier Grazie in Haltung und Bewegung. Es ist ihm nie eingefallen, nach Art der Modemaler, die dem schlechten Geschmack huldigen, triviale „schöne Köpfe“ zu machen: seine Gestalten haben durchaus individuelles Leben. Aber dieser eigentümliche Reiz ist ihnen gemeinsam. Wie alle Geschöpfe Paul Heyses als Familienzug eine seelische Vornehmheit haben, so alle Frauen Enckes diese reizende Grazie: das Mädchen, das harmlos mit der Taube spielt, die trauernde Königin Luise, die ernste Kurfürstin Elisabeth, in diesem sind die sonst so ungleichen gleich. Ja, einer dreißig Fuß hohen Berolina, die den Mittelpunkt der Dekoration beim Einzug des siegreichen Heeres in Berlin (16. Juni 1871) bildete, rühmt ein zuverlässiger Berichterstatter die anmutige Bewegung und die schöne Silhouette nach. Dabei war das Motiv schlagend klar: sie trat den heimkehrenden Söhnen des Vaterlandes entgegen und lud sie mit einer grüßenden Handbewegung ein, in die festliche Stadt einzuziehen. Also selbst



Erdmann Encke.

Von

Fritz Stahl.

Zu den Großen und Gewaltigen, die einer Epoche den Stempel ihrer Eigenart aufdrücken, gehörte Erdmann Encke nicht, aber er war doch einer für sich. Und wer aus seinen Werken einmal sein eigentliches künstlerisches Wollen herausgelesen hat, wird es als schweres Unrecht empfinden müssen, daß man immer ihn als Enkelschüler Rauchs oder gar als Schüler Albert Wolffs mit wenigen Worten abgethan hat. Gerade Enckes Beispiel zeigt sehr deutlich, was sich übrigens beinahe von selbst versteht, wie wenig eigentlich es für die Entwickelung des Künstlers, wenn er überhaupt einer ist, bedeutet, wo er Pinsel oder Meißel führen, wo er das Handwerk lernte, und wie unberechtigt es ist, den Schulzusammenhang zur Grundlage einer Kunstgeschichte zu machen. Daß Encke von Albert Wolff wesentlichen Einfluß zum Glück nicht erfahren hat, das bedarf kaum eines Beweises: man braucht nur die ungelenken, hölzernen Figuren „klassischen" Stiles am Monument Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin anzuschauen und irgend eine der von Encke geschaffenen Gestalten damit zu vergleichen, um es zu wissen. Aber selbst als Übermittler Rauchscher Anschauungen kann Wolff nicht gelten, da er sie selbst nicht empfand, sondern, er ein rechter Schüler im üblichen Sinne des Wortes, nur die Formen Rauchs nachahmte. Eine solche Übermittelung war aber auch nicht nötig: das Klassische lag in Enckes Jugendzeit in der Luft; wir werden sehen, welche Einflüsse ihn darauf hinführen konnten, bevor von künstlerischer Schulung nur die Rede war. Und schließlich hat es keiner von allen Enkelschülern Rauchs, hat es weder Siemering noch Schaper noch Herter so sehr überwunden wie Encke. Ich möchte sagen: es ist in seinen Werken durchaus nicht mehr Princip, sondern nur ein Element, das ihm unbewußt, aus der ganzen Art heraus, in der er von früh auf gewohnt war, die Dinge anzusehen, mit bestimmend wirkt. Seine Kunst hat ihre Wurzeln in der Natur, von ihr empfängt seine Phantasie ihre Befruchtung, sein Schaffen seine Kraft. Die Gewöhnung an die strengen klassischen Formen wirkt nur insoweit, als er durch sie instinktiv jedes Übermaß vermeidet.

Die moderne Kunstforschung, der wir so unendlich viel verdanken, hat in manchen Dingen doch auch das gesunde Kunsturteil irre geführt. Es ist ja sehr schön und belehrend, wenn sie den Künstler uns im Zusammenhang mit seiner Zeit vorführt, uns zeigt, was er mit den Genossen gemeinsam hat. Aber gar zu sehr hat man dabei vergessen, daß die Bedeutung eines echten Künstlers vielmehr doch darauf beruht, was er für sich allein hat, worin er von seiner Zeit abweicht. Bei den Ganzgroßen gleicht die Ausführlichkeit der Charakteristik diesen Fehler wieder aus, aber bei den Kleineren, die wahrhaftig doch kein rechter Kunstfreund missen möchte, bleibt er bestehen. So ist Encke in den Kunstgeschichten unter die klassischen Epigonen eingereiht, während sein Werk ihn als einen der ersten Bahnbrecher und Pfadfinder auf dem Wege zur Natur erkennen läßt. Das heißt, es ist ihm eigent-

lich eine geschichtliche Bedeutung abgesprochen worden, während sie ihm in Wahrheit zukommt, er ist gewissermaßen in die Anmerkung gedrängt, während er in den Text gehört. Es ist um so merkwürdiger, daß das geschehen konnte, da in den ersten Jahren seines Auftretens man offenbar, wie die Berichte beweisen, eine sehr deutliche der tieferen Erkenntnis der hellenischen Art: römische Kunst oder etwa griechische in römischer Übersetzung. Wo eine Aufgabe diese Formen verbietet, wie bei den Feldherrenstatuen oder bei dem bekannten Doppelporträt der mecklenburgischen Prinzessinnen, da folgt er ganz und gern der Natur. Hier zeigt sich seine Kunst am freiesten, meist



Erdmann Encke bei der Arbeit. (Negerin.)

Empfindung für seine Absichten hatte. Später hätte mindestens das Luisendenkmal das Urteil berichtigen können.

Die Berliner Plastik, die ja eigentlich erst ein Jahrhundert alt ist, hatte ihren ersten bedeutenden Meister in dem alten Schadow. In seiner Kunst finden sich schon die beiden Elemente, deren wechselndes Verhältnis die spätere Entwickelung bestimmte: Natur und Antike. Antike heißt hier wie überall von etwas märkisch-herb, oft aber auch von einer liebenswürdigen Anmut, die wie ein Nachklang der zierlichen Rokokokunst wirkt. Im ganzen hält er die beiden Arten ziemlich scharf auseinander, in ähnlicher Weise wie die Pisani entweder antikisierend oder naturalistisch schufen. Rauch erst machte aus beiden Elementen sich einen einheitlichen Stil zurecht ein für allemal. Auch sein Ausgangspunkt war die Natur, aber seiner

etwas nüchternen Anschauung genügte so viel von ihr, wie sich innerhalb der klassicistischen Formen unterbringen ließ. In seiner späteren Zeit mindestens stand er der Natur kaum mehr unbefangen gegenüber. Bei Schadow hat man oft das Gefühl, als habe er ähnlich wie Winckelmann aus der römischen Kunst eine Ahnung von der frischen Herrlichkeit der griechischen geschöpft. Rauch hat in der trockeneren römischen sein Ideal erfüllt gesehen. Und in dieser Genügsamkeit, die der Natur ihr Feinstes und Bestes schuldig bleibt, verblieb er, verblieben auch seine Schüler und deren Schüler. Man hat diese kühle Art vornehm genannt, sie ist es nur in der gesellschaftlichen Bedeutung des Wortes; künstlerisch vornehm in hohem Sinne, in dem Sinne, wie es die Werke aller großen Zeiten und Meister sind, ist sie nicht. Diese Rauch-Schule besteht bis in die Gegenwart hinein. Für das Bildnis haben sich ihre Jünger zur Nachgiebigkeit dem Zeitgeschmack gegenüber verstehen müssen, der eine größere Natürlichkeit und Lebendigkeit verlangt, bei jeder idealistischen Aufgabe aber finden sie den sogenannten vornehmen Klassicismus wieder. Gegen diese Richtung erhob sich einer der letzten Rauch-Schüler, Reinhold Begas. Er war der Sohn einer neuen Zeit, der das Wirklichkeitselement des Klassicismus nicht mehr genügte, die einen höheren Grad von Leben und Bewegung, stärkere Reizungen forderte. Es ist genau dieselbe Stimmung, die auch im Altertum und in der Renaissance der klassischen Kunst ein Ende machte. Es war deshalb auch ganz logisch, daß Begas nach einem kurzen Versuch mit dem herben Realismus der Florentiner zu dem pathetischen des Hellenismus und des Barock überging. Hier fand er das vorgebildet, was ihm und seiner Zeit notthat. Mittelbar führte das neue Muster auch zu einem tieferen Naturstudium, dessen Früchte aber deutlicher erst bei dem jüngeren Geschlecht hervortreten. In den Zeiten, an deren Art Begas sich anschloß, ging die Plastik im Gefolge der Malerei; auch er hat dem malerischen Geschmack Einfluß auf sein Schaffen verstattet. Die Begas-Schule hat die Rauchsche in der Herrschaft über Berlin erst in jüngster Zeit abgelöst, weil sie mit ihren stark bewegten Formen, mit ihrem Prunk und Pathos dem Geschmack der jetzt maßgebenden Persönlichkeiten entgegenkommt.

Erdmann Encke: Das Mädchen mit der Taube.
(Im Besitze des Herrn C. Beck in Berlin.)



Erdmann Encke. Das Mädchen mit der Taube. (Rückseite.)

Zu keiner dieser beiden Berliner Schulen, die ihre entscheidenden Anregungen aus Werken früherer Epochen erhielten, gehört Erdmann Encke. Er war vielleicht der erste, der eine Stellung abseits einnahm. Heute ist die Zahl derer sehr groß, die ebenso stehen, die wirklich nur das handwerkliche Rüstzeug einer der Schulen entnommen haben, oder auch das nicht einmal, und unter dieser Zahl finden sich die besten Namen. Solche Künstler, das liegt in der Natur der Sache, werden zu ihrer Zeit nicht so viel genannt, die großen Aufgaben pflegen nicht an sie zu kommen. Sie haben auch unter sich keinen Zusammenhang, haben ebensowenig Nachfahren wie Ahnen im Sinne einer Schule. Dem ernsteren Kunstkenner sind sie lieb, denn sie sind natürlich und persönlich, auch die kleineren bleiben sie selbst und werden nicht Nachahmer. Will man diese doch irgendwie in den geschichtlichen Zusammenhang bringen, so darf man sie nicht von Rauch, man muß sie von Schadow abstammen lassen. Und gerade in Encke ist vieles, was Schadowsch anmutet.

Encke hat seine Stellung abseits von den anderen sehr früh und sehr bewußt eingenommen. Das Bezeichnende für seine Empfindung und Entwickelung ist, daß er die Fahrt nach Rom nicht nur nicht machte, sondern absichtlich vermied. Uns erscheint das heute nicht mehr so wunderbar: je stärker die moderne Richtung, die zugleich an die Natur und das Nationale, die an die heimische Natur der Künstler wies, je stärker diese Richtung wurde, desto seltener ist die italienische Reise der Künstler geworden. Aber in den Zeiten der klassicistischen Kunst und für deren Jünger bis auf diesen Tag ist die Romfahrt das erste Ziel, dem der junge Künstler mit heißem Bemühen zustrebt. Sie fehlt fast in keiner Biographie, und in mancher lesen wir, wie zu Fuß, unter harten Entbehrungen, hungernd und in Lumpen der Begeisterte nach seinem gelobten Lande zog. Daß jemand bewußt verzichtete, diesen gepriesenen Einfluß des Lebens unter den Resten der Antike als gefährlich erachtete, war geradezu unerhört. Nicht seine Schule, sondern dieser Verzicht ist das wichtigste Moment für die Entwickelung Enckes gewesen. Seine Anschauung zeigt ihn im schärfsten Gegensatz zu seiner Zeit, seinem Lehrer und seinen Genossen, zeigt den jugendlichen Künstler als einen Bürger derer, die da kommen werden. Was uns Geschichte und Erfahrung



Erdmann Encke: Mohr mit Papagei.
(Nach einer Aufnahme des kgl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde Berlin.)

später gelehrt haben, daß mit ganz geringen Ausnahmen, der Einfluß fremder Kunst den Künstler hemmt, ihm Natürlichkeit und Kraft mindert, das hat er als der ersten einer mit gesundem Instinkt empfunden. Und er wagte, was selten genug ist, diese Empfindung der allgemeinen Meinung stolz entgegenzustellen. So wenig er mit den sogenannten Modernen gemein hat, wenn man die Werke vergleicht, so verwandt ist er mit ihnen in der Grundanschauung, daß der Künstler die Natur geben müsse, wie er sie empfindet.

Da Enckes Empfindung, wie gesagt, von der klassischen Richtung beeinflußt war, so könnte es scheinen, als sei es doch schließlich sehr schwer, ihn von den anderen Künstlern derselben zu trennen — ja, vielleicht gar gleichgültig, ob ein Künstler von der klassischen Form ausgeht und sie durch die Beobachtung der Natur belebt, oder von der Natur ausgeht und sie zu der schönen Form hebt. Es ist ja zudem Thatsache, daß nicht nur Laien, sondern sicher auch die Künstler der Rauchschen Schule ihn dieser zugezählt haben. Und doch ist der Unterschied sehr groß und trennt sehr scharf. Das Entscheidende liegt in dem Verhältnis zum Modell. Der klassicistische Meister ist mit Motiv und Form ziemlich im reinen, bevor er das Modell zuzieht: er sieht es gar nicht als organische Einheit, als Ganzes, er entnimmt ihm nur Details, die er braucht, um die Gestalt, die ihm vorschwebt, glaubwürdig, lebensfähig in äußerlichem Sinne zu machen. Der andere Künstler sieht das Modell unbefangen an, er weiß wohl ungefähr, was er von ihm will, aber innerhalb gegebener Grenzen läßt er ihm seine Freiheit, er läßt sich von ihm inspirieren, vor allem aber sucht er das aus ihm herauszuholen, was den Klassicist mitbringt, die bezeichnende Linie. So wirkt jener notwendig trocken, dieser frisch, dort ist der Umriß vielleicht schön aber starr, hier charakteristisch und organisch. Das liegt nicht, wie man oft meint, in einem Unterschied der Begabung; diese Feinheiten, die der Statue Leben verleihen, lassen sich nicht erfinden, man muß sie finden. Ein Vergleich zwischen Schaper und Encke illustriert das Gesagte. Ich will hier nur auf Enckes entzückendes „Mädchen mit der Taube“ hinweisen. Namentlich in der Rückansicht tritt das Organische hervor. Aber



Erdmann Encke. Negerin.

auch in anderen Werken findet man deutliche Spuren der geschilderten Art zu schaffen.

Eine feine Bronzegruppe zeigt die Kurfürstin Elisabeth, die ihren Sohn unterrichtet. Der Knabe lehnt sich an ihren Schoß, wobei seine rechte Hüfte heraustritt. Diese Linie der Hüfte ist schlechtweg entzückend, sie ist dem Modell abgelauscht, hier dem Söhnchen des Künstlers, das er frei und natürlich der Situation angemessen sich stellen ließ und das sie zufällig fand. Der Klassicist stellt sein Modell, daß ein solcher Zufall nicht eintritt; träte er ein, er würde, gebunden durch die vorgefaßte Form, die Linie nicht sehen oder verschmähen. Man braucht nur die Sockelgruppen von Schapers Goethemonument anzusehen, um ein Beispiel dieser entgegengesetzten Art zu haben.

* * *

Erdmann Encke hat sich aus kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft herausgearbeitet. Sein Vater hatte das Unglück, sein Geschäft aufgeben zu müssen, ohne eine neue Existenz begründen zu können. So war die Familie auf den Erwerb der Mutter angewiesen, die ihr Talent und ihre Ausbildung im Zeichnen als Musterzeichnerin verwertete. Es ist interessant, die Blätter zu sehen, die Anna Fabricius als junges Mädchen gezeichnet hat und die von ihren Kindern pietätvoll aufbewahrt werden. Sorgfältig in Kreide ausgeführt, zeigen sie Köpfe, deren Originale entweder von Cornelius selbst oder von einem seiner Schüler herstammen müssen. Eine merkwürdige Zeit, in der selbst dilettierende Fräulein nur in großen monumentalen Formen sich üben, wo der bei uns so kunstzerstörende Begriff des Reizenden und Niedlichen noch nicht zu bestehen scheint. Wenn es eines Beweises bedürfte, daß damals kein besonderer Schuleinfluß nötig war, dem heranwachsenden Künstler Geschmack an den klassischen Formen mitzugeben, diese Blätter würden ihn erbringen. Von ihnen hat Erdmann Encke seine ersten Kunsteindrücke empfangen, vielleicht die Anregung, sich selbst zu versuchen, in ihrer Nachahmung mag er zuerst die Kraft erprobt haben. Einen unvergänglichen Einfluß haben sie sicher auf ihn ausgeübt, so daß ihm die Mutter mehr vererbt hat als nur das Talent. Es ist eine Art von Bestätigung dafür, daß auch sein Bruder, der Maler Fedor Encke, der doch schon wieder einem jüngeren Geschlecht angehört, einen ähnlichen Geschmack festgehalten hat. Übrigens hat auch eine Schwester, Emma, die kürzlich gestorben ist, als Malerin gewirkt.



Erdmann Encke: Abundantia.

Erdmann Encke ist am 26. Januar 1843 geboren. Als fertiger Künstler tritt er um die Mitte der sechziger Jahre hervor. Zunächst natürlich fehlt seinen Werken die persönliche Note: während er in einer Penelope

und ähnlichen Akademien sich noch im Bann der Schule zeigt, fallen seine Porträtbüsten, namentlich die der Frau Jachmann-Wagner, durch ihre treffsichere Charakteristik und ihre frische Lebendigkeit auf; in seinem Modell zum Jahndenkmal, das in der Hasenhaide errichtet werden sollte, scheint er sogar des Guten etwas zu viel gethan und manche Verirrung der späteren Naturalisten vorgeahnt zu haben. Freilich war die Persönlichkeit des biderben, kraftstrotzenden Turnvaters für einen temperamentvollen Künstler sehr verführerisch, und für irgend klassische Reminiscenzen bot die derbe Gestalt im deutschen Rock keinen Anhalt. Im endgültigen Entwurf von 1869 waren dann die allzu kühnen Auswüchse beseitigt, und in dieser Gestalt ward drei Jahre später das Denkmal aufgestellt. Gerade die überschäumende Kraft in diesem Entwurf lenkte die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler, der mit so ausgesprochener Neuerung auftrat. Erdmann Encke rechnete von da an zu den großen Hoffnungen der Berliner Kunst.

Schon in einzelnen Werken dieser Sturm- und Drangzeit, die ja wohl auch der selbstsicherste Künstler erleben muß, wenn er zuerst anfängt, nicht mehr unter Aufsicht und Korrektur, sondern frei und auf eigene Faust zu arbeiten, findet man das, was doch wohl das Eigentliche seiner Kunst geblieben ist: den feinen Sinn für weibliche Anmut. Seine Frauen, mögen sie phantastische oder historische Idealgestalten sein oder Porträts in modernem Gewande, sind immer voll freier Grazie in Haltung und Bewegung. Es ist ihm nie eingefallen, nach Art der Modemaler, die dem schlechten Geschmack huldigen, triviale „schöne Köpfe" zu machen: seine Gestalten haben durchaus individuelles Leben. Aber dieser eigentümliche Reiz ist ihnen gemeinsam. Wie alle Geschöpfe Paul Heyses als Familienzug eine seelische Vornehmheit haben, so alle Frauen Enckes diese reizende Grazie: das Mädchen, das harmlos mit der Taube spielt, die trauernde Königin Luise, die ernste Kurfürstin Elisabeth, in diesem sind die sonst so ungleichen gleich. Ja, einer dreißig Fuß hohen Berolina, die den Mittelpunkt der Dekoration beim Einzug des siegreichen Heeres in Berlin (16. Juni 1871) bildete, rühmt ein zuverlässiger Berichterstatter die anmutige Bewegung und die schöne Silhouette nach. Dabei war das Motiv schlagend klar: sie trat den heimkehrenden Söhnen des Vaterlandes entgegen und lud sie mit einer grüßenden Handbewegung ein, in die festliche Stadt einzuziehen. Also selbst



Erdmann Encke: Lotosblume.



W. D. Monatshefte. März 1897.

Zu Stahl: Erdmann Encke.

Erdmann Encke: Sarkophag der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg.

(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

in einer flüchtig hergestellten Figur, in einer Figur von Maßen, die gewöhnlich Ausdruck und Anmut ausschließen, vermochte er beides harmonisch zu vereinen.

Neben Bildnissen entstand in den letzten sechziger Jahren das entzückende „Mädchen mit der Taube". In diesem Werke trat die erwähnte Eigentümlichkeit am klarsten hervor, es war wie das Programm eines Künstlers, der sich begeistert in den Dienst der reinen Schönheit stellte. Hier hat er das gezeigt, was er schaffen wollte, was er geschaffen hätte, wenn es dem Künstler vergönnt wäre, frei nur seinem Genius zu folgen. In gewissem Sinne ist ein solches Erstlingswerk, das nicht auf Bestellung entsteht, immer das vornehmste Werk eines Künstlers. Unter den Arbeiten Enckes nimmt dieses Mädchen eine sehr hohe Stelle ein, wie übrigens unter den modernen Skulpturen überhaupt. Encke, der mit seinem Schönheitssinn an die Natur herantrat, stand, wohl ohne es zu wissen, den Griechen viel näher als irgend einer der berühmtesten Klassicisten. Er wählt ein ganz einfaches Motiv: ein junges Mädchen, nackt, wie sich das ihm beinah von selbst verstand, sitzt in ungezwungener Haltung da, auf den rechten Arm gestützt, in der Linken die Schale mit Erbsen, an denen die Taube pickt, den Kopf in aufmerksamem Schauen geneigt. Aber diese Ungezwungenheit ist nicht zufällig, sondern sie beruht auf der feinsten Berechnung: die Haltung zeigt die ganze Schönheit des Körpers. Das Wenn ist ein gefährlich Wort. Wer aber die Lebensläufe zeitgenössischer Künstler verfolgt, der kann es doch nicht ganz ausschließen. Was für Talente haben wir gesehen und wie schlecht hat unsere Gesellschaft ihre Gaben genutzt! Encke ist ein Künstler geworden, an dessen Werken wir uns herzlich freuen, was aber wäre er geworden, wenn er frei auf diesem Wege hätte weiterschreiten können: die Welt hätte einen großen deutschen Meister mehr gezählt. Gewiß, man soll in der Kunst eigentlich nur nach dem fragen, was ein Mann geschaffen, nicht nach dem, was er hätte schaffen können. Aber es giebt doch Verhältnisse, unter denen dies höchste Ungerechtigkeit ist. Und wenn je ein Künstler, so schafft der deutsche Bildhauer der Gegenwart unter solchen Verhältnissen.

Erdmann Encke: Porträt-Büste der Kronprinzessin Viktoria (Kaiserin Friedrich).

Encke gehörte ja schließlich noch zu den Glücklicheren, es gab gewiß viele, die ihn um seine Carriere beneideten. Aber doch, wie schwer war sein Leben! Im Jahre 1872 beginnt die Reihe der Konkurrenzen, an denen er sich beteiligte. Man hat in den Kreisen, die nicht in enger Beziehung zu Künstlern stehen, keine Vorstellung davon, was das Wort Konkurrenz für diese bedeutet. Geldsorge, aufreibende Arbeit, fieberhafte Erregung, Enttäuschung, Kränkungen, alles das schließt es ein. Aber so sehr man sich das klar macht, wie jede Konkurrenz ein Stück Leben mitnimmt, ganz fassen wird man es erst, wenn man das Wort einmal nicht von einem Künstler, sondern von einer Künstlerfrau hat aussprechen hören — von so einer Künstlerfrau, die kein Leben für sich hat, sondern nur das ihres Mannes mitlebt — von so einer Künstlerfrau, wie sie Erdmann Encke sein nennen durfte. In jeder dieser Konkurrenzen hat Encke ehrenvolle Anerkennung gefunden, in den meisten ist ihm sogar irgend ein Preis zuerkannt worden: aber in keiner hat er gesiegt, keine brachte ihm einen Auftrag. Anders ausgedrückt: den größten Teil seines Lebens mußte er für Arbeiten einsetzen, die ihm nichts, gar nichts brachten. Zuerst handelte es sich um den Goethe für Berlin, dann um den Lessing in Hamburg (1879), dann um den Luther in Berlin (1886), dann um den Lessing in Berlin (1887), um nur die großen zu nennen. Am Sockel des Goethe-Entwurfs werden zwei entzückende Figürchen, an dem des Lessing für Hamburg vier sehr schöne Reliefs gerühmt. Alles dies, was der Künst-



Zu Stadt: Erdmann Encke.

Erdmann Encke: Sarkophag der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

in einer flüchtig hergestellten Figur, in einer Figur von Maßen, die gewöhnlich Ausdruck und Anmut ausschließen, vermochte er beides harmonisch zu vereinen.

Neben Bildnissen entstand in den letzten sechziger Jahren das entzückende „Mädchen mit der Taube“. In diesem Werke trat die erwähnte Eigentümlichkeit am klarsten hervor, es war wie das Programm eines Künstlers, der sich begeistert in den Dienst der reinen Schönheit stellte. Hier hat er das gezeigt, was er schaffen wollte, was er geschaffen hätte, wenn es dem Künstler vergönnt wäre, frei nur seinem Genius zu folgen. In gewissem Sinne ist ein solches Erstlingswerk, das nicht auf Bestellung entsteht, immer das vornehmste Werk eines Künstlers. Unter den Arbeiten Enckes nimmt dieses Mädchen eine sehr hohe Stelle ein, wie übrigens unter den modernen Skulpturen überhaupt. Encke, der mit seinem Schönheitssinn an die Natur herantrat, stand, wohl ohne es zu wissen, den Griechen viel näher als irgend einer der berühmtesten Klassizisten. Er wählt ein ganz einfaches Motiv: ein junges Mädchen, nackt, wie sich das ihm beinah von selbst verstand, sitzt in ungezwungener Haltung da, auf den rechten Arm gestützt, in der Linken die Schale mit Erbsen, an denen die Taube pickt, den Kopf in aufmerksamem Schauen geneigt. Aber diese Ungezwungenheit ist nicht zufällig, sondern sie beruht auf der feinsten Berechnung: die Haltung zeigt die ganze Schönheit des Körpers. Das Wenn ist ein gefährlich Wort. Wer aber die Lebensläufe zeitgenössischer Künstler verfolgt, der kann es doch nicht ganz ausschließen. Was für Talente haben wir gesehen und wie schlecht hat unsere Gesellschaft ihre Gaben genutzt! Encke ist ein Künstler geworden, an dessen Werken wir uns herzlich freuen, was aber wäre er geworden, wenn er frei auf diesem Wege hätte weiterschreiten können: die Welt hätte einen großen deutschen Meister mehr gezählt. Gewiß, man soll in der Kunst eigentlich nur nach dem fragen, was ein Mann geschaffen, nicht nach dem, was er hätte schaffen können. Aber es giebt doch Verhältnisse, unter denen dies höchste Ungerechtigkeit ist. Und wenn je ein Künstler, so schafft der deutsche Bildhauer der Gegenwart unter solchen Verhältnissen.

Erdmann Encke: Porträt-Büste der Kronprinzessin Viktoria (Kaiserin Friedrich).

Encke gehörte ja schließlich noch zu den Glücklicheren, es gab gewiß viele, die ihn um seine Carriere beneideten. Aber doch, wie schwer war sein Leben! Im Jahre 1872 beginnt die Reihe der Konkurrenzen, an denen er sich beteiligte. Man hat in den Kreisen, die nicht in enger Beziehung zu Künstlern stehen, keine Vorstellung davon, was das Wort Konkurrenz für diese bedeutet. Geldsorge, aufreibende Arbeit, fieberhafte Erregung, Enttäuschung, Kränkungen, alles das schließt es ein. Aber so sehr man sich das klar macht, wie jede Konkurrenz ein Stück Leben mitnimmt, ganz fassen wird man es erst, wenn man das Wort einmal nicht von einem Künstler, sondern von einer Künstlerfrau hat aussprechen hören — von so einer Künstlerfrau, die kein Leben für sich hat, sondern nur das ihres Mannes mitlebt — von so einer Künstlerfrau, wie sie Erdmann Encke sein nennen durfte. In jeder dieser Konkurrenzen hat Encke ehrenvolle Anerkennung gefunden, in den meisten ist ihm sogar irgend ein Preis zuerkannt worden: aber in keiner hat er gesiegt, keine brachte ihm einen Auftrag. Anders ausgedrückt: den größten Teil seines Lebens mußte er für Arbeiten einsetzen, die ihm nichts, gar nichts brachten. Zuerst handelte es sich um den Goethe für Berlin, dann um den Lessing in Hamburg (1879), dann um den Luther in Berlin (1886), dann um den Lessing in Berlin (1887), um nur die großen zu nennen. Am Sockel des Goethe-Entwurfs werden zwei entzückende Figürchen, an dem des Lessing für Hamburg vier sehr schöne Reliefs gerühmt. Alles dies, was der Künst-

ler mit voller Hingebung an eine große Aufgabe geschaffen hatte, worin er vielleicht das Beste gegeben hat, was er zu geben hatte, ist verloren, fort, als wäre es nie gewesen. Wenn man dagegen bedenkt, wie große Kunstepochen auch die kleinsten Kräfte zu nutzen verstanden, wie sie jedem die Möglichkeit gaben, alles zu zeigen, was er vermochte, so kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß der tiefste Grund für unsere Minderwertigkeit in so fruchtloser Vergeudung der Künstlerkraft liegt.

Mehr Glück als der Entwurf zum Goethemonument brachte dem Künstler ein „Mohr mit Papagei", der in der Kunstausstellung des folgenden Jahres Aufsehen erregte. In dieser Büste ist Encke ganz Naturalist, so sehr, daß sie aus dem Rahmen des damals Üblichen fast herausfällt, und daß man Werke zum Vergleich aus der Hervorbringung des letzten Jahrzehnts heranziehen müßte. Wie das Ethnologische herausgebracht ist, das zeigt den scharfen Beobachter, der unbefangen sich vor die Natur stellt. In dem Gesicht ist trotz der gekniffenen Augen und des breiten Grinsens ein liebenswürdiger Zug, der es innerlich verschönt. Überhaupt ist der Künstler geschickt an der Klippe der Grimasse vorbeigekommen. Der Kopf ist in getönter Bronze gedacht und von der Gladenbeckschen Gießerei geschickt ausgeführt worden. Die Farben sind nicht naturalistisch, sondern nach den Möglichkeiten des Materials stilisiert. Encke hatte in dem „Mädchen mit der Taube" gezeigt, wie wundervoll er den Marmor zu behandeln verstand. Die Statuette kann sich neben den allerbesten Steinskulpturen sehen lassen, so überzeugend und zart wirkt das Fleisch, so frei und fein sind die Fältchen und Grübchen gegeben. Die Arbeit ist groß trotz des kleinen Maßstabs, der zum Kleinlichen so leicht verführt, und doch nirgends im Ungefähren stecken geblieben, doch fertig. In diesem Kopf zeigt sich eine gleiche Beherrschung der Bronze. Gerade heute, wo der Bildhauer beinahe nur Modelleur in Thon ist, der bei der Arbeit selbst noch nicht weiß, ob sie, wenn überhaupt, einmal in Stein oder Metall ausgeführt werden wird, muß dieser Vorzug doppelt hoch geschätzt werden. Der Mohr und das Pendant, die später geschaffene Negressa, die nicht im Ausdruck, aber als Arbeit ebenbürtig ist, sind noch jetzt sehr beliebt, und sie verdienen den Vorzug.

Encke ist später nur noch einmal auf das Gebiet des rein Genrehaften zurückgekommen. Der Vollständigkeit halber sei hier seine Abundantia erwähnt, eine hübsche, dralle Köchin, die reich beladen vom Markte heimkehrt. Es ist diese Statuette der einzige Scherz, den er sich je mit seiner Kunst erlaubt hat. Der Mohr ist trotz des humoristischen Motivs doch durchaus als ernsthafte Arbeit von rein künstlerischen Absichten aufzufassen.

Man war früher überhaupt sehr streng. Haben es doch sogar später die Genossen, die Encke zu ihrer klassicistischen Richtung rechneten, ihm arg verdacht, als er seine „Lotosblume" zur Ausstellung brachte. Die Idee zu diesem Werk, das ich hier vorweg nehme, verdankte Encke wohl der bekannten, als Antike angesehenen Klytia. Wie dort aus der Sonnenblume, wächst bei ihm aus der geöffneten Lotosblume ein Frauenkopf heraus. Es ist doch kein Plagiat: die Klytia ist offenbar eine Porträtbüste, die Blütenblätter sind nur dekorativ angebracht, Encke hat das junge Weib als Personifikation der Blume gedacht. Der Kopf ist im Schlummer herabgesunken, auf dem lieblichen Gesicht liegt es wie der Abglanz eines schönen Traumes. Die Hände ruhen in einer Haltung, wie sie nur einer Liegenden natürlich wäre, auf dem Nacken. Encke hielt selbst diese Arbeit sehr hoch, aber so viel Reizvolles sie hat, so stört doch manches: die zarte Blume wird den schweren Leib nicht tragen, der überdies nur als Torso gedacht werden, sich nach unten nicht fortsetzen kann.

Der wichtigste Erfolg, den Encke seinem Mohren verdankte, war, daß die Kronprinzessin Viktoria auf den jungen Künstler aufmerksam wurde. Sie suchte ihn in seinem damals sehr bescheidenen Atelier auf, und er erhielt zunächst den Auftrag, die hohe Frau in seiner Kunst zu unterrichten. Die jugendlichen Söhne, unser jetziger Kaiser und Prinz Heinrich, spielten während dieser Sitzungen, oft zur Verzweiflung der Mutter sogar sehr geräuschvoll, in demselben Raum, und Prinz Wilhelm hat seinen Encke

damals und seitdem immer in Ehren gehalten. In derselben Zeit entstand auch Enckes Porträtbüste der Kronprinzessin.

In der Mitte der siebziger Jahre arbeitete der Künstler an der plastischen Dekoration der Passage mit. Während ihn diese mehr handwerkliche Thätigkeit in Anspruch nahm, schuf er nebenher die Skizze einer sitzenden Frau im Empirekleid ohne bestimmte Absicht. Erst Julius Lessing, der spätere Direktor des Kunstgewerbemuseums, der damals zu dem Freundeskreise des Künstlers zählte, brachte ihn darauf, aus der einfachen genrehaften Figur eine Königin Luise zu machen. Die Idee eines Luisendenkmals lag damals in der Luft, aber da sie noch keine feste Gestalt angenommen hatte, war die Arbeit Enckes auch noch jetzt durch keine Absicht, durch keinen äußeren Einfluß unfrei. Die Statuette der sitzenden Königin soll sehr anmutig gewesen sein, sicher entsprach die Aufgabe der Eigenart des Künstlers aufs beste. Ob Enckes Arbeit dazu beitrug, ist wohl nicht mehr festzustellen, aber gerade um dieselbe Zeit begannen Mitglieder der städtischen Behörden von Berlin, vornehmlich der Ober-Bürgermeister Hobrecht, ernsthaft an die Ausführung eines Luisendenkmals zu denken. Encke war eine vornehme, zurückhaltende Natur, er hätte sich damals so wenig angeboten, wie er es jemals später gethan hat, so sehr ihn oft die Verhältnisse dazu drängten. Sein sehr intimer und treuer Freund Anton von Werner, der damals gerade seine „Kaiserproklamation in Versailles“ für die Stadt Berlin malte und deshalb mit den Maßgebenden viel in Berührung kam, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, dessen Statuette immerhin als eine Art Vorarbeit gelten konnte. Freilich war es ja etwas ganz Neues, was zu schaffen war. So fraglich es uns erscheint, ob nicht ein Sitzbild für die eigenartige Aufgabe eines Denkmals für eine Frau eine sehr annehmbare Lösung wäre, scheint damals diese Lösung gar nicht in Betracht gezogen zu sein.

Erdmann Encke: Denkmal der Königin Luise im Berliner Tiergarten.

Encke erhielt von dem Komitee den Auftrag, einen Entwurf zu liefern. Es war von vornherein das Denkmal als Pendant zu dem Draleschen Monument Friedrich Wilhelms III. geplant: die Königin mußte stehend dargestellt, das Intime der Haltung aufgegeben werden. Auch abgesehen von dem Zufall, daß Encke sich schon künstlerisch mit der Person der Königin beschäftigt hatte, hätte man schwerlich gerade für diese Aufgabe einen geeigneteren Künstler finden können; kam es doch darauf an, tiefe Empfindung und hoheitsvolle Anmut zu einen, einem modernen Kostüm künstlerischen Reiz zu geben. Nach dem, was ich von der Eigenart des Künstlers gesagt habe, ist klar, daß von allen von außen gestellten Aufgaben keine ihr besser lag als diese. Es bedarf freilich solches Beweises nicht: das Denk-

mal steht ja und beweist genug. Eine erste Skizze entstand noch im selben Jahre, und am 22. März 1877, dem achtzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms, konnte ihm ein Entwurf vorgeführt werden. Der alte Kaiser hatte vorher allerlei Bedenken gehabt. Er sagte: des modernen Gewandes wegen, aber es mögen andere Dinge mitgespielt haben. Dem Sohne könnte man es nachempfinden, daß er neben dem Rauchschen Sarkophag kein gebunden: das Denkmal sollte ein genaues Gegenstück zu dem des dritten Friedrich Wilhelm werden. Die Beschränkung war bei der Entfernung zwischen den beiden Monumenten ganz unnötig, eine ungefähre Übereinstimmung hätte genügt. Aber es ist für Encke bezeichnend, daß in dem Fries des hohen runden Sockels, in dem der Anschluß an die Werke Friedrich Drakes am meisten hemmend wirken mußte, auch nicht die Spur



Erdmann Encke: Sockelrelief vom Luisendenkmal.

anderes Bildnis sehen wollte, seine schlichte Gesinnung schreckte vielleicht überhaupt von einem Denkmal für die Frau zurück. Es ist ja bekannt, daß er das berühmte Richtersche Bild nicht mochte: „Es ist eine sehr schöne Frau, aber nicht meine Mutter.“ Enckes Entwurf besiegte seinen Widerstand: dasselbe Denkmal, das dem Volk so lieb ist, das die Kenner erfreut, hatte den Beifall des Sohnes. Das Unmögliche, es allen recht zu machen, hier war es erreicht.

Encke war hinsichtlich der Form streng einer Unfreiheit sich findet. Ja, seine Gruppen füllen in viel ungezwungenerer Weise den Raum als die des älteren Meisters, der ihn doch so gewählt hatte. Dasselbe feine Gefühl für das Leben, das in seinen Einzelfiguren sich zeigt, wirkt eben auch in der Komposition: eine unnatürliche Gruppe ist ihm unmöglich, weil ihm eine unnatürliche Bewegung unmöglich ist.

Die sonst so nüchternen Preußen haben aus ihrer unglücklichen Königin Luise eine Art „heilige Frau“ gemacht, der sie eine

warme Verehrung weihen. Schönheit und Unglück allein erklären diesen Kult nicht. Ich glaube wenigstens an einen tieferen Grund: Wie die Männer in ihren großen Feldherren die eigenen Thaten, so ehrten die Frauen in ihrer Königin die eigenen Leiden. Aus einem ähnlichen Gefühl heraus hat auch, wie mir scheint, Encke sein Denkmal geschaffen. Er zeigt die Königin in der Zeit des Unglücks, zeigt, wie schwer sie es zu verwirklichen. Der monumentalen Haltung zuliebe mußte das schlichte Empirekleid in eine seidene Robe mit starkem Faltenwurf verändert, aus anderen Gründen mußte das Spitzentuch zugefügt werden. Die Empfindung durfte nicht zu stark sich ausdrücken, sollte der Denkmalscharakter nicht leiden. Trotz alledem spricht die Gestalt klar aus, was sie sagen soll: Trauer und Seelengröße. Von einer „Idealisierung" im schlechten Sinne



Erdmann Encke: Sockelrelief vom Luisendenkmal.

empfindet und wie stark sie es trägt. Und unten im Friese schildert er dann, welche Schmerzen und Opfer der Krieg der Frau bringt. Merkwürdig genug nimmt sich dies Denkmal aus unter den Monumenten Berlins, die meist den Krieg verherrlichen und, oft fast zu laut, an Sieg und Triumph erinnern: es gemahnt an die Zeit der Schmach, und wenn auch nicht in scharfem Imperativ, in leiser Bitte sagt es doch: „Die Waffen nieder!"

Es war nicht möglich, die Idee ganz rein der modernen Kunst war bei Encke nicht die Rede, so sehr der Ruf der Königin als einer Schönheit dazu das Recht gegeben hätte. Er hielt sich an Rauch und vor allem an eine Profilzeichnung des alten Schadow von 1802, welche keineswegs geschmeichelt ist. In der Gestalt ist natürlich frauliche Anmut erstrebt und erreicht. Bot doch dem Künstler seine junge Frau, die er damals gerade heimgeführt hatte und deren Gestalt uns oft in seinen Werken begegnet, das schönste Modell. In den Frauen auf dem



Erdmann Encke: Kurfürstin Elisabeth unterrichtet ihren Sohn Joachim in der Religion.
(Nach einer Aufnahme des Königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

diese Gruppen wohl sagen, und noch das andere, daß die Königin dies Frauenschicksal so gut zu tragen hat als das geringste Weib. Doch ist nichts Sentimentales in ihnen, nirgends ist der Tendenz zuliebe derb aufgetragen. Mutig tragen alle die Menschen da ihr Geschick, geben den weichen Empfindungen nicht nach, der Heroismus des Freiheitskrieges, des guten, notwendigen Kampfes, lebt in ihnen. So konnte den Gruppen und Figuren die Schönheit der Form, das Maßvolle gewahrt werden, das die monumentale Kunst heischt. Selbst in die Schilderung der Verwundeten bringt die sanfte Schönheit der Trösterin einen versöhnenden Zug.

In derselben Zeit, in der er am Luisendenkmal arbeitete, in den letzten siebziger Jahren, schuf er außer Bildnissen eine Bronzestatue Friedrichs I. für eine Nische an der Fassade des Berliner Rathauses. Der Vergleich ist interessant, da eine ganz verschiedenartige Aufgabe mit vollstem Erfolge gelöst wurde. Den Eroberer, den Mann einer Politik von Blut und Eisen galt es hier zu schildern. Fest und ruhig steht der Gepanzerte da, den Kopf leicht gesenkt, die Rechte auf das Schwert gestützt. Es ist in dem Eisenmanne, dessen Gesicht wir kaum sehen, eine stille Energie, eine latente Kraft, die ungemein imponierend wirkt. Man hat sofort das Gefühl: das war einer, der seine Sache durchsetzte. Es ist der echte Ahn der Hohenzollern, der

Friese kehrt sie mehrfach wieder. In den Gruppen des Frieses ist das Heldentum der Frau geschildert, die in ihrer Art dem Vaterlande opfert und dient. Ihre Opfer sind nicht leichter, ihr Dienst nicht geringer. Wenn die Trommete ruft und von dem liebenden Mädchen den Geliebten, von Frau und Kind den Gatten reißt, wer weiß, ob er nicht das bessere Los gezogen hat: er zieht hinaus, er kann handeln, kann in der That sich betäuben, während sie daheim in harrender Sorge nur einen Gedanken hegt. Und es erfordert anderen, aber nicht geringeren Mut, andere, aber nicht geringere Kraft, Wunden zu heilen als Wunden zu schlagen und zu ertragen. Das sollen doch

hier steht, eine echte Idealgestalt, will sagen: eine Gestalt, in der sich diese Idee vollkommen verkörpert. Man braucht, weil doch der Vergleich immer am besten belehrt, nur einmal anzusehen, was die jüngere Generation aus den alten Markgrafen und Kurfürsten macht, um Enckes Größe ganz zu ermessen. Sie geben bramarbasierende Komödianten, er giebt einen Helden. Damals also wenigstens besaß der Künstler auch für große Aufgaben dieser Art noch die Kraft und die Lust.

* * *

So wenig ich die Ansicht teile, daß das Privatleben des Künstlers der Öffentlichkeit gehört, ja sie eigentlich nur angeht, so wenig kann man etwas verschweigen, was das ganze Kunstleben der Zeit charakterisiert und die Entwickelung des Künstlers beeinflußt hat. Nach dem Luisendenkmal, das nicht nur wirtschaftlich als großer Auftrag, sondern auch künstlerisch als große Leistung geeignet schien, seinem Schöpfer eine neidenswerte Stellung zu sichern, begannen die schwersten Jahre Enckes. Er hatte selbst den Stein aus Carrara geholt und ließ das Werk in seinem Atelier und unter seiner Aufsicht übertragen; und als es fertig war, blieb ihm auch nicht ein Pfennig. Und ebensowenig wurde er in den nächsten Jahren etwa mehr gesucht. Von einer Ausbeutung der That war bei ihm keine Rede: er war unter allen Künstlern seiner und unserer Generation der, der sich darauf am wenigsten verstand und verstehen wollte. Er ließ sich ruhig vergessen; die besten Jahre gingen ungenutzt dahin.

Wenn man den Lebenslauf in Daten oberflächlich liest, so scheint er freilich recht glänzend. Im Jahre 1882 wurde er in den Senat der Akademie gewählt, 1883 vollendete er die Modelle der Statuen des Großen Kurfürsten und des alten Fritz für die Ruhmeshalle und erhielt den Professortitel, 1885 erhielt er für denselben Großen Kurfürsten die kleine goldene Medaille. Also Aufträge und Ehren! Aber es fragt sich



Erdmann Encke: Flora.
(Im Besitze des Verlagsbuchhändlers Herrn Müller-Grote in Berlin.)

nur, was fiel für den Künstler davon ab, und da kann man ruhig sagen: nichts. Diese Statuen mußten so gemacht werden, wie sie jeder beliebige gelernte Bildhauer am Ende auch machen konnte. Und für diese Arbeiten, die ihm gar nichts bedeuteten, erhielt er die Ehren. So war der Künstler, dessen Laufbahn so glänzend aussah, in Wahrheit unglücklich und gedrückt. Er zog sich immer mehr von der Welt zurück und lebte nur seiner Familie, wo er in seiner Frau eine tapfere Helferin im Daseinskampfe fand.

Ganz hat sich Encke von den Erlebnissen dieser Zeit nie wieder erholt. In großen Arbeiten, die er unternahm, konnte er sich nicht Genüge thun, er zerstörte sie immer wieder, kleinere, die ihm aufgetragen wurden, zeigen ihn oft auf der früheren Höhe: einen Fortschritt gab es nicht mehr für ihn. Die schönsten Arbeiten der achtziger Jahre sind eine Gruppe „Flora“ (im Besitze des Verlagsbuchhändlers Herrn Müller-Grote) und eine Bronzegruppe „Kurfürstin Elisabeth unterrichtet ihren Sohn Joachim in der Religion“ (in der Königl. National-Galerie). Die Anregungen zu diesen Arbeiten empfing der Künstler wohl in seinem Familienleben. Er hatte bereits in dem Fries zum Luisen-Denkmal reizende Kindertypen dargestellt, aber das war so zu sagen noch objektiver gesehen, während diese Gruppen, die heitere und die ernste, mehr wie Erlebnisse wirken. In der Elisabethgruppe erkennt man denn auch deutlich den Knaben des Künstlers neben seiner Frau. Das Werk war ursprünglich ein Teil des Luthermonuments gewesen, mit dem Encke einen dritten Preis errungen hatte; es war ein guter Gedanke, es für die Galerie zu retten, zu deren besten Stücken es gehört. Das Reinmenschliche darin ist wundervoll: die Mutter, die ernst und mild zu ihrem Knaben spricht, und der kleine Bursche, der mit seit gefalteten Händen und großen Augen in feierlicher Andacht lauscht. Das Kostüm tragen beide mit großer Selbstverständlichkeit, so daß es durchaus den Eindruck nicht stört. Wie die Haltung des Knaben belauscht ist, davon sprach ich schon früher. Bleibt nur hinzuzufügen, wie fein auch hier wieder die Bronze behandelt ist: in dem Wams des Knaben ist das Muster durch Tönung hervorgehoben.

Wie ein Pendant zu diesem Werke wirkt die „Flora“. Dort Ernst und ein geistlicher Zug, hier Heiterkeit und weltliche Freude. Denn schließlich ist ja auch hier die Mutter mit ihrem Kinde dargestellt. Und wenn sie ihn unterweist, sich an der Schönheit und Fülle der Dinge dieser Welt zu freuen, so ist auch damit ein wichtiger Teil der Erziehung gegeben. Zu beiden Gruppen hat der Künstler das Motiv selbst gewählt, und wenn auch die mehr dekorativ gedachte und für



Erdmann Encke: Erster Entwurf zum Sarkophag des Kaisers Wilhelm I. für das Mausoleum in Charlottenburg.



Erdmann Encke.

ler mit voller Hingebung an eine große Aufgabe geschaffen hatte, worin er vielleicht das Beste gegeben hat, was er zu geben hatte, ist verloren, fort, als wäre es nie gewesen. Wenn man dagegen bedenkt, wie große Kunstepochen auch die kleinsten Kräfte zu nutzen verstanden, wie sie jedem die Möglichkeit gaben, alles zu zeigen, was er vermochte, so kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß der tiefste Grund für unsere Minderwertigkeit in so fruchtloser Vergeudung der Künstlerkraft liegt.

Mehr Glück als der Entwurf zum Goethemonument brachte dem Künstler ein „Mohr mit Papagei", der in der Kunstausstellung des folgenden Jahres Aufsehen erregte. In dieser Büste ist Encke ganz Naturalist, so sehr, daß sie aus dem Rahmen des damals Üblichen fast herausfällt, und daß man Werke zum Vergleich aus der Hervorbringung des letzten Jahrzehnts heranziehen müßte. Wie das Ethnologische herausgebracht ist, das zeigt den scharfen Beobachter, der unbefangen sich vor die Natur stellt. In dem Gesicht ist trotz der gekniffenen Augen und des breiten Grinsens ein liebenswürdiger Zug, der es innerlich verschönt. Überhaupt ist der Künstler geschickt an der Klippe der Grimasse vorbeigekommen. Der Kopf ist in getönter Bronze gedacht und von der Gladenbeckschen Gießerei geschickt ausgeführt worden. Die Farben sind nicht naturalistisch, sondern nach den Möglichkeiten des Materials stilisiert. Encke hatte in dem „Mädchen mit der Taube" gezeigt, wie wundervoll er den Marmor zu behandeln verstand. Die Statuette kann sich neben den allerbesten Steinskulpturen sehen lassen, so überzeugend und zart wirkt das Fleisch, so frei und fein sind die Fältchen und Grübchen gegeben. Die Arbeit ist groß trotz des kleinen Maßstabs, der zum Kleinlichen so leicht verführt, und doch nirgends im Ungefähren stecken geblieben, doch fertig. In diesem Kopf zeigt sich eine gleiche Beherrschung der Bronze. Gerade heute, wo der Bildhauer beinahe nur Modelleur in Thon ist, der bei der Arbeit selbst noch nicht weiß, ob sie, wenn überhaupt, einmal in Stein oder Metall ausgeführt werden wird, muß dieser Vorzug doppelt hoch geschätzt werden. Der Mohr und das Pendant, die später geschaffene Regressa, die nicht im Ausdruck, aber als Arbeit ebenbürtig ist, sind noch jetzt sehr beliebt, und sie verdienen den Vorzug.

Encke ist später nur noch einmal auf das Gebiet des rein Genrehaften zurückgekommen. Der Vollständigkeit halber sei hier seine Abundantia erwähnt, eine hübsche, dralle Köchin, die reich beladen vom Markte heimkehrt. Es ist diese Statuette der einzige Scherz, den er sich je mit seiner Kunst erlaubt hat. Der Mohr ist trotz des humoristischen Motivs doch durchaus als ernsthafte Arbeit von rein künstlerischen Absichten aufzufassen.

Man war früher überhaupt sehr streng. Haben es doch sogar später die Genossen, die Encke zu ihrer klassicistischen Richtung rechneten, ihm arg verdacht, als er seine „Lotosblume" zur Ausstellung brachte. Die Idee zu diesem Werk, das ich hier vorweg nehme, verdankte Encke wohl der bekannten, als Antike angesehenen Klytia. Wie dort aus der Sonnenblume, wächst bei ihm aus der geöffneten Lotosblume ein Frauenkopf heraus. Es ist doch kein Plagiat: die Klytia ist offenbar eine Porträtbüste, die Blütenblätter sind nur dekorativ angebracht, Encke hat das junge Weib als Personifikation der Blume gedacht. Der Kopf ist im Schlummer herabgesunken, auf dem lieblichen Gesicht liegt es wie der Abglanz eines schönen Traumes. Die Hände ruhen in einer Haltung, wie sie nur einer Liegenden natürlich wäre, auf dem Nacken. Encke hielt selbst diese Arbeit sehr hoch, aber so viel Reizvolles sie hat, so stört doch manches: die zarte Blume wird den schweren Leib nicht tragen, der überdies nur als Torso gedacht werden, sich nach unten nicht fortsetzen kann.

Der wichtigste Erfolg, den Encke seinem Mohren verdankte, war, daß die Kronprinzessin Viktoria auf den jungen Künstler aufmerksam wurde. Sie suchte ihn in seinem damals sehr bescheidenen Atelier auf, und er erhielt zunächst den Auftrag, die hohe Frau in seiner Kunst zu unterrichten. Die jugendlichen Söhne, unser jetziger Kaiser und Prinz Heinrich, spielten während dieser Sitzungen, oft zur Verzweiflung der Mutter sogar sehr geräuschvoll, in demselben Raum, und Prinz Wilhelm hat seinen Encke

damals und seitdem immer in Ehren gehalten. In derselben Zeit entstand auch Enckes Porträtbüste der Kronprinzessin.

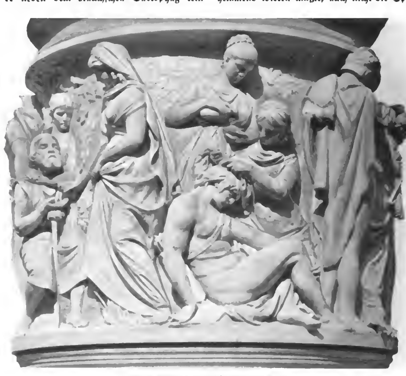
In der Mitte der siebziger Jahre arbeitete der Künstler an der plastischen Dekoration der Passage mit. Während ihn diese mehr handwerkliche Thätigkeit in Anspruch nahm, schuf er nebenher die Skizze einer sitzenden Frau im Empirekleid ohne bestimmte Absicht. Erst Julius Lessing, der spätere Direktor des Kunstgewerbemuseums, der damals zu dem Freundeskreise des Künstlers zählte, brachte ihn darauf, aus der einfachen genrehaften Figur eine Königin Luise zu machen. Die Idee eines Luisendenkmals lag damals in der Luft, aber da sie noch keine feste Gestalt angenommen hatte, war die Arbeit Enckes auch noch jetzt durch keine Absicht, durch keinen äußeren Einfluß unfrei. Die Statuette der sitzenden Königin soll sehr anmutig gewesen sein, sicher entsprach die Aufgabe der Eigenart des Künstlers aufs beste. Ob Enckes Arbeit dazu beitrug, ist wohl nicht mehr festzustellen, aber gerade um dieselbe Zeit begannen Mitglieder der städtischen Behörden von Berlin, vornehmlich der Ober-Bürgermeister Hobrecht, ernsthaft an die Ausführung eines Luisendenkmals zu denken. Encke war eine vornehme, zurückhaltende Natur, er hätte sich damals so wenig angeboten, wie er es jemals später gethan hat, so sehr ihn oft die Verhältnisse dazu drängten. Sein sehr intimer und treuer Freund Anton von Werner, der damals gerade seine „Kaiserproklamation in Versailles“ für die Stadt Berlin malte und deshalb mit den Maßgebenden viel in Berührung kam, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, dessen Statuette immerhin als eine Art Vorarbeit gelten konnte. Freilich war es ja etwas ganz Neues, was zu schaffen war. So fraglich es uns erscheint, ob nicht ein Sitzbild für die eigenartige Aufgabe eines Denkmals für eine Frau eine sehr annehmbare Lösung wäre, scheint damals diese Lösung gar nicht in Betracht gezogen zu sein.



Erdmann Encke: Denkmal der Königin Luise im Berliner Tiergarten.

Encke erhielt von dem Komitee den Auftrag, einen Entwurf zu liefern. Es war von vornherein das Denkmal als Pendant zu dem Drakeschen Monument Friedrich Wilhelms III. geplant: die Königin mußte stehend dargestellt, das Kostüme der Haltung aufgegeben werden. Auch abgesehen von dem Zufall, daß Encke sich schon künstlerisch mit der Person der Königin beschäftigt hatte, hätte man schwerlich gerade für diese Aufgabe einen geeigneteren Künstler finden können; kam es doch darauf an, tiefe Empfindung und hoheitsvolle Anmut zu einen, einem modernen Kostüm künstlerischen Reiz zu geben. Nach dem, was ich von der Eigenart des Künstlers gesagt habe, ist klar, daß von allen von außen gestellten Aufgaben keine ihr besser lag als diese. Es bedarf freilich solches Beweises nicht: das Denk-

mal steht ja und beweist genug. Eine erste Skizze entstand noch im selben Jahre, und am 22. März 1877, dem achtzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms, konnte ihm ein Entwurf vorgeführt werden. Der alte Kaiser hatte vorher allerlei Bedenken gehabt. Er sagte: des modernen Gewandes wegen, aber es mögen andere Dinge mitgespielt haben. Dem Sohne könnte man es nachempfinden, daß er neben dem Rauchschen Sarkophag kein gebunden: das Denkmal sollte ein genaues Gegenstück zu dem des dritten Friedrich Wilhelm werden. Die Beschränkung war bei der Entfernung zwischen den beiden Monumenten ganz unnötig, eine ungefähre Übereinstimmung hätte genügt. Aber es ist für Encke bezeichnend, daß in dem Fries des hohen runden Sockels, in dem der Anschluß an die Werke Friedrich Drakes am meisten hemmend wirken mußte, auch nicht die Spur



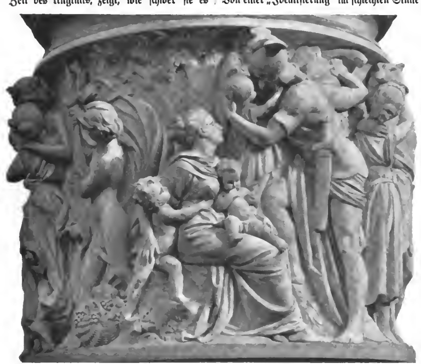
Erdmann Encke: Sockelrelief vom Luisendenkmal.

anderes Bildnis sehen wollte, seine schlichte Gesinnung schreckte vielleicht überhaupt von einem Denkmal für die Frau zurück. Es ist ja bekannt, daß er das berühmte Richtersche Bild nicht mochte: „Es ist eine sehr schöne Frau, aber nicht meine Mutter.“ Enckes Entwurf besiegte seinen Widerstand: dasselbe Denkmal, das dem Volk so lieb ist, das die Kenner erfreut, hatte den Beifall des Sohnes. Das Unmögliche, es allen recht zu machen, hier war es erreicht.

Encke war hinsichtlich der Form streng einer Unfreiheit sich findet. Ja, seine Gruppen füllen in viel ungezwungenerer Weise den Raum als die des älteren Meisters, der ihn doch so gewählt hatte. Dasselbe feine Gefühl für das Leben, das in seinen Einzelfiguren sich zeigt, wirkt eben auch in der Komposition: eine unnatürliche Gruppe ist ihm unmöglich, weil ihm eine unnatürliche Bewegung unmöglich ist.

Die sonst so nüchternen Preußen haben aus ihrer unglücklichen Königin Luise eine Art „heilige Frau“ gemacht, der sie eine

warme Verehrung weihen. Schönheit und Unglück allein erklären diesen Kult nicht. Ich glaube wenigstens an einen tieferen Grund: Wie die Männer in ihren großen Feldherren die eigenen Thaten, so ehrten die Frauen in ihrer Königin die eigenen Leiden. Aus einem ähnlichen Gefühl heraus hat auch, wie mir scheint, Encke sein Denkmal geschaffen. Er zeigt die Königin in der Zeit des Unglücks, zeigt, wie schwer sie es zu verwirklichen. Der monumentalen Haltung zuliebe mußte das schlichte Empirekleid in eine seidene Robe mit starkem Faltenwurf verändert, aus anderen Gründen mußte das Spitzentuch zugefügt werden. Die Empfindung durfte nicht zu stark sich ausdrücken, sollte der Denkmalscharakter nicht leiden. Trotz alledem spricht die Gestalt klar aus, was sie sagen soll: Trauer und Seelengröße. Von einer „Idealisierung" im schlechten Sinne



Erdmann Encke: Sockelrelief vom Luisendenkmal.

empfindet und wie stark sie es trägt. Und unten im Friese schildert er dann, welche Schmerzen und Opfer der Krieg der Frau bringt. Merkwürdig genug nimmt sich dies Denkmal aus unter den Monumenten Berlins, die meist den Krieg verherrlichen und, oft fast zu laut, an Sieg und Triumph erinnern: es gemahnt an die Zeit der Schmach, und wenn auch nicht in scharfem Imperativ, in leiser Bitte sagt es doch: „Die Waffen nieder!"

Es war nicht möglich, die Idee ganz rein der modernen Kunst war bei Encke nicht die Rede, so sehr der Ruf der Königin als einer Schönheit dazu das Recht gegeben hätte. Er hielt sich an Rauch und vor allem an eine Profilzeichnung des alten Schadow von 1802, welche keineswegs geschmeichelt ist. In der Gestalt ist natürlich frauliche Anmut erstrebt und erreicht. Bot doch dem Künstler seine junge Frau, die er damals gerade heimgeführt hatte und deren Gestalt uns oft in seinen Werken begegnet, das schönste Modell. In den Frauen auf dem



Erdmann Encke: Kurfürstin Elisabeth unterrichtet ihren Sohn Joachim in der Religion.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

diese Gruppen wohl sagen, und noch das andere, daß die Königin dies Frauenschicksal so gut zu tragen hat als das geringste Weib. Doch ist nichts Sentimentales in ihnen, nirgends ist der Tendenz zuliebe derb aufgetragen. Mutig tragen alle die Menschen da ihr Geschick, geben den weichen Empfindungen nicht nach, der Heroismus des Freiheitskrieges, des guten, notwendigen Kampfes, lebt in ihnen. So konnte den Gruppen und Figuren die Schönheit der Form, das Maßvolle gewahrt werden, das die monumentale Kunst heischt. Selbst in die Schilderung der Verwundeten bringt die sanfte Schönheit der Trösterin einen versöhnenden Zug.

In derselben Zeit, in der er am Luisendenkmal arbeitete, in den letzten siebziger Jahren, schuf er außer Bildnissen eine Bronzestatue Friedrichs I. für eine Nische an der Fassade des Berliner Rathauses. Der Vergleich ist interessant, da eine ganz verschiedenartige Aufgabe mit vollstem Erfolge gelöst wurde. Den Eroberer, den Mann einer Politik von Blut und Eisen galt es hier zu schildern. Fest und ruhig steht der Gepanzerte da, den Kopf leicht gesenkt, die Rechte auf das Schwert gestützt. Es ist in dem Eisenmanne, dessen Gesicht wir kaum sehen, eine stille Energie, eine latente Kraft, die ungemein imponierend wirkt. Man hat sofort das Gefühl: das war einer, der seine Sache durchsetzte. Es ist der echte Ahn der Hohenzollern, der

Friese kehrt sie mehrfach wieder. In den Gruppen des Frieses ist das Heldentum der Frau geschildert, die in ihrer Art dem Vaterlande opfert und dient. Ihre Opfer sind nicht leichter, ihr Dienst nicht geringer. Wenn die Trommete ruft und von dem liebenden Mädchen den Geliebten, von Frau und Kind den Gatten reißt, wer weiß, ob er nicht das bessere Los gezogen hat: er zieht hinaus, er kann handeln, kann in der That sich betäuben, während sie daheim in harrender Sorge nur einen Gedanken hegt. Und es erfordert anderen, aber nicht geringeren Mut, andere, aber nicht geringere Kraft, Wunden zu heilen als Wunden zu schlagen und zu ertragen. Das sollen doch

hier steht, eine echte Idealgestalt, will sagen: eine Gestalt, in der sich diese Idee vollkommen verkörpert. Man braucht, weil doch der Vergleich immer am besten belehrt, nur einmal anzusehen, was die jüngere Generation aus den alten Markgrafen und Kurfürsten macht, um Enckes Größe ganz zu ermessen. Sie geben bramarbasierende Komödianten, er giebt einen Helden. Damals also wenigstens besaß der Künstler auch für große Aufgaben dieser Art noch die Kraft und die Lust.

* * *

So wenig ich die Ansicht teile, daß das Privatleben des Künstlers der Öffentlichkeit gehört, ja sie eigentlich nur angeht, so wenig kann man etwas verschweigen, was das ganze Kunstleben der Zeit charakterisiert und die Entwickelung des Künstlers beeinflußt hat. Nach dem Luisendenkmal, das nicht nur wirtschaftlich als großer Auftrag, sondern auch künstlerisch als große Leistung geeignet schien, seinem Schöpfer eine neidenswerte Stellung zu sichern, begannen die schwersten Jahre Enckes. Er hatte selbst den Stein aus Carrara geholt und ließ das Werk in seinem Atelier und unter seiner Aufsicht übertragen; und als es fertig war, blieb ihm auch nicht ein Pfennig. Und ebensowenig wurde er in den nächsten Jahren etwa mehr gesucht. Von einer Ausbeutung der That war bei ihm keine Rede: er war unter allen Künstlern seiner und unserer Generation der, der sich darauf am wenigsten verstand und verstehen wollte. Er ließ sich ruhig vergessen; die besten Jahre gingen ungenutzt dahin.

Wenn man den Lebenslauf in Daten oberflächlich liest, so scheint er freilich recht glänzend. Im Jahre 1882 wurde er in den Senat der Akademie gewählt, 1883 vollendete er die Modelle der Statuen des Großen Kurfürsten und des alten Fritz für die Ruhmeshalle und erhielt den Professortitel, 1885 erhielt er für denselben Großen Kurfürsten die kleine goldene Medaille. Also Aufträge und Ehren! Aber es fragt sich



Erdmann Encke: Flora.
(Im Besitze des Verlagsbuchhändlers Herrn Müller-Grote in Berlin.)

nur, was fiel für den Künstler davon ab, und da kann man ruhig sagen: nichts. Diese Statuen mußten so gemacht werden, wie sie jeder beliebige gelernte Bildhauer am Ende auch machen konnte. Und für diese Arbeiten, die ihm gar nichts bedeuteten, erhielt er die Ehren. So war der Künstler, dessen Laufbahn so glänzend aussah, in Wahrheit unglücklich und gedrückt. Er zog sich immer mehr von der Welt zurück und lebte nur seiner Familie, wo er in seiner Frau eine tapfere Helferin im Daseinskampfe fand.

Ganz hat sich Encke von den Erlebnissen dieser Zeit nie wieder erholt. In großen Arbeiten, die er unternahm, konnte er sich nicht Genüge thun, er zerstörte sie immer wieder, kleinere, die ihm aufgetragen wurden, zeigen ihn oft auf der früheren Höhe: einen Fortschritt gab es nicht mehr für ihn. Die schönsten Arbeiten der achtziger Jahre sind eine Gruppe „Flora" (im Besitze des Verlagsbuchhändlers Herrn Müller-Grote) und eine Bronzegruppe „Kurfürstin Elisabeth unterrichtet ihren Sohn Joachim in der Religion" (in der Königl. National-Galerie). Die Anregungen zu diesen Arbeiten empfing der Künstler wohl in seinem Familienleben. Er hatte bereits in dem Fries zum Luisen-Denkmal reizende Kindertypen dargestellt, aber das war so zu sagen noch objektiver gesehen, während diese Gruppen, die heitere und die ernste, mehr wie Erlebnisse wirken. In der Elisabethgruppe erkennt man denn auch deutlich den Knaben des Künstlers neben seiner Frau. Das Werk war ursprünglich ein Teil des Luthermonuments gewesen, mit dem Encke einen dritten Preis errungen hatte; es war ein guter Gedanke, es für die Galerie zu retten, zu deren besten Stücken es gehört. Das Reinmenschliche darin ist wundervoll: die Mutter, die ernst und mild zu ihrem Knaben spricht, und der kleine Bursche, der mit fest gefalteten Händen und großen Augen in feierlicher Andacht lauscht. Das Kostüm tragen beide mit großer Selbstverständlichkeit, so daß es durchaus den Eindruck nicht stört. Wie die Haltung des Knaben belauscht ist, davon sprach ich schon früher. Bleibt nur hinzuzufügen, wie fein auch hier wieder die Bronze behandelt ist: in dem Wams des Knaben ist das Muster durch Tönung hervorgehoben.

Wie ein Pendant zu diesem Werke wirkt die „Flora". Dort Ernst und ein geistlicher Zug, hier Heiterkeit und weltliche Freude. Denn schließlich ist ja auch hier die Mutter mit ihrem Kinde dargestellt. Und wenn sie ihn unterweist, sich an der Schönheit und Fülle der Dinge dieser Welt zu freuen, so ist auch damit ein wichtiger Teil der Erziehung gegeben. Zu beiden Gruppen hat der Künstler das Motiv selbst gewählt, und wenn auch die mehr dekorativ gedachte und für



Erdmann Encke: Erster Entwurf zum Sarkophag des Kaisers Wilhelm I. für das Mausoleum in Charlottenburg.



Erdmann Encke.

den Garten bestimmte „Flora“ in Stein und nicht so sorgfältig durchgeführt ist, so steht sie doch in Erfindung und Ausdruck den anderen nicht nach.

die Reichskleinodien: ein sitzender Engel hat seine Hand auf sie gelegt und blickt trauernd gen Himmel. Man kann vielleicht, was diese Figur sagen will, nicht mit Worten um-



Erdmann Encke: Zweiter Entwurf zu den Sarkophagen des Kaisers Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta für das Mausoleum in Charlottenburg.

schreiben, aber die Stimmung, die von ihr ausgeht, empfindet wohl jeder. Das Werk hätte wunderbar gewirkt in der feierlichen Stille des Mausoleums, zu dessen Stil auch die Strenge des Aufbaues paßte. Aber es kam nicht dazu. Auch hier wieder erwies sich, daß man einen modernen Bildhauer nicht nur nach seinen fertigen Werken beurteilen darf, er ist zu wenig frei. Zwar fand der Entwurf den Beifall des Kaisers und auch der Kaiserin Augusta. Aber die hohe Frau starb und sollte nun auch im Mausoleum beigesetzt werden. Zwei Sarkophage mit Engeln schienen natürlich unmöglich, es wurde ein Entwurf gefordert, der beide unter dem Schutze eines Engels zeigte. Ob da eine glücklichere Lösung möglich war, als Encke fand, lasse ich dahingestellt. Daß diese den Beifall der Beteiligten nicht fand, ist begreiflich.

Ein Jahrzehnt fast war so verstrichen, bevor wieder eine große Aufgabe an Encke herantrat. Wieder, ohne daß er etwas dazu that. Seine Weltfremdheit war im Gegenteil immer größer geworden: sobald einer seiner Freunde Namen und Einfluß erlangte, zog der Künstler sich von ihm zurück, aus Scheu, daß man an irgend welche Ansprüche glauben könnte.

Ein organisches Leiden, das sich bei ihm herausstellte, kam dazu, ihm eine lebhafte Geselligkeit unmöglich zu machen. So wäre er vielleicht nie mehr hervorgetreten, wenn nicht Kaiser Wilhelm II. in treuer Erinnerung ihn zu einem Werke herangezogen hätte, das ihm sehr am Herzen lag: zu einem Sarkophag für den alten Kaiser Wilhelm, der im Charlottenburger Mausoleum seinen Platz finden sollte.

Das war wieder einmal eine Aufgabe, die den Künstler packen konnte. Und es entstand auch ein erstes Projekt von großartigem Wurf. Auf dem Sarkophage liegen

Das Ende der langen Verhandlungen, die zum Teil in Karlsruhe mit der Großherzogin von Baden geführt werden muß-

ten, war, daß man doch zu der Form zurückgriff, die gegen den Wunsch der Kaiserin Augusta verstieß, zu den Sarkophagen mit den liegenden Gestalten. Der Engel wurde in anderer Auffassung, als Wächter, in den Vorraum gestellt.

So war eigentlich das künstlerisch Reizvolle der Aufgabe beseitigt. Mit dem Luisensarkophag von Rauch war ein Wettstreit unmöglich. Alles, was der Künstler thun konnte, war, sich mit Geschmack aus der Sache zu ziehen, und das ist ihm ja auch gelungen. Selbst der Engel ist nicht ein Werk freier Erfindung: der Kaiser hat sogar selbst die Gestalt, wie er sie wünschte, mit den seltsam hochragenden Flügeln skizziert und sicher auch den etwas kriegerischen Charakter angegeben.

Wie Encke die Stimmung des Mausoleums empfand, das zeigt ja deutlich genug der Engel seines ersten Entwurfs. Und trotzdem eine Äußerung von ihm nicht vorliegt, kann man wohl annehmen, daß der feinfühlige Mann mit Schmerz empfand, daß seine Werke, wie sie schließlich geworden waren, den stillen weihevollen Zauber dieses nationalen Wallfahrtsortes für immer zerrissen haben.

An sich betrachtet, können sich die Arbeiten wohl sehen lassen. Namentlich der Engel wirkt, von dem blauen Oberlicht des Vorraumes übergossen, geradezu visionär. Ein stiller Ernst, mitleidiger Schmerz spricht aus der Haltung, spricht aus dem schönen Gesicht. Fast wird das Drohende der kriegerischen Waffen, die in heller Bronze aus dem blauen Grunde herausschimmern, dadurch aufgehoben. Die überlebensgroße Erscheinung strotzt von Kraft, aber die Kraft schlummert. Das leicht gesenkte Haupt deutet das an.

Die Sarkophage sind größer und reicher gestaltet als die Friedrich Wilhelms und der Königin Luise, die ganz dem mehr als einfachen Charakter der klassischen Architektur angepaßt waren. Auch die ganze Aufbahrung zeigt größeren Pomp. Die Sarkophage zeigen an den Ecken geflügelte Löwenköpfe, die auf einer Löwenklaue ruhen. An den Langseiten sind Ornamente angebracht. Beim Sarkophag des Kaisers bilden an einer Seite die Embleme des Kriegers, Helm und Schwert, an der anderen die von Handel, Ackerbau und Industrie, Rad, Sichel und Hammer, das Motiv. Sie sind von Eiche und Lorbeer eingefaßt. Bei dem der Kaiserin steht an der einen Seite zwischen Lorbeer und Palme das Kreuz, an der anderen der Kelch. Die Bahrtücher, die am Kopfende die Kaiserkrone und die Namenslettern zeigen, sind dort mit Lorbeerranken, hier mit Ranken der Passionsblume geschmückt, die sich in freien Windungen ringsum ziehen. Dieses Ornament ist ganz flach und leicht behandelt.

Seine feine Empfindung bewährt der Künstler in dem Bilde der Kaiserin Augusta. Wallende Schleier bedecken den Körper, dessen Formen unter dieser Hülle ganz verschwinden. In dem Gesicht hat der Frieden des Todes nicht ganz die Spuren der schweren Leiden, der langen Schmerzen verwischt. Auch die Hände, die mit dem Kreuz einen Zweig der Passionsblume umklammern, sprechen von dem harmvollen Leben der Dulderin, die der Tod erlöst hat. So ist ein Gegenstück entstanden zu der schönen, jugendlichen Königin Luise, die in fast durchsichtigem Gewande Rauch zu bilden wagen durfte. Auch ohne Inschrift erzählt der Augustasarkophag Enckes ein Leben.

Das Bild Kaiser Wilhelms ist weniger inhaltsvoll. Überdies leidet es in der Form durch den übergeworfenen Hermelin. Freilich ist in jedem Falle die moderne Männertracht schwierig für die Darstellung eines Liegenden.

Es ist sicher, daß Encke hier alles erreicht hat, was bei den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Vielleicht wird sogar jemand, der das Mausoleum früher nicht gekannt hat, gar nicht die Empfindung haben, als sei Fremdes hineingebracht worden. Wer aber den Eindruck von damals nicht vergessen kann, dem hätte es keiner recht machen können.

In derselben Zeit schuf Encke auch das Joachim-Denkmal für Spandau, das vor der Kirche seinen Platz gefunden hat, in der dieser Kurfürst zum erstenmal das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfing. Der Joachim ist ein rechter Nachfahr seines Friedrich I. Wie er ohne jedes Pathos fest die Hand auf die Bibel legt, das ist unge-



Erdmann Encke: Engel in der Vorhalle des Mausoleums zu Charlottenburg.
(Nach einer Aufnahme des königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

mein ausdrucksvoll und vielsagend, und so liegt in der ganzen Gestalt und im Kopfe etwas Sicheres und Aufrechtes. Von den Reliefs behandelt eins dasselbe Motiv wie die Gruppe der Nationalgalerie, das zweite die Unterhaltung mit den Reformatoren, die dritte das Abendmahl. Sie sind streng im Stil, aber auch wieder fein in der Charakteristik.

Encke hatte sich in den letzten Jahren auf das Land zurückgezogen. In Neu-Babelsberg, aber weit von der eleganten Villenkolonie, in stiller Einsamkeit zwischen Wald und Wiese hatte er seinen schlichten Erdmannshof gebaut, wo er nur den Seinen lebte.

Neben den beiden großen Arbeiten beschäftigte ihn hier eine Gruppe, die auf

der Ausstellung 1896 zu sehen war, sein letztes Werk: „Zwei Freunde.“ Ein Knabe in altdeutscher Tracht hält liebkosend einen Pony umfaßt. Das Motiv hat er wieder dem Leben abgelauscht: es ist sein Knabe, und das muntere Pferdchen gehörte auch zu den Hausgenossen. Alle Vorzüge seiner Kunst zeigen sich auch in dieser Gruppe, namentlich in der Gestalt des Knaben.

Von einer Reise nach Rom, welche der Künstler im Frühling des letztvergangenen Jahres mit seiner ältesten Tochter, seiner verständnisvollen Freundin, gemacht hatte, kehrte er krank nach Hause zurück. In wenigen Wochen erlag er dem tückischen Leiden, das ihn seit Jahren gequält hatte. — —

Encke hat nicht die Gelegenheit gehabt, seine Kraft ganz zu entfalten, sich voll auszuleben. Aber auch so erscheint er als ein echter Künstler, der für den Ernst des Mannes ebenso den rechten Ausdruck findet wie für die Anmut der Frau und den Liebreiz des Kindes, den sein Durst nach Schönheit niemals den Respekt vor der Natur vergessen läßt, der alle Mittel seiner Kunst beherrscht.

Als eine solche künstlerische Persönlichkeit, als einer für sich hat er ein Anrecht darauf, daß sein Name unvergessen bleibt.



Erdmann Encke: Denkmal des Kurfürsten Joachim in Spandau.



Der Liebling.

Novellette

von

Leo Hildeck.

Was schlägt es da — halb vier? Da muß jetzt der Zug ankommen. Jetzt — jetzt steigt sie aus — jetzt liegt sie den Schwestern in den Armen. — Und wo ist Mütterchen? fragt sie und blickt suchend umher. — Mütterchen wartet daheim — schnell, schnell nach Hause!

Ach, Mütterchen kann nicht mehr nach dem Bahnhof gehen! Aber vielleicht macht das lang, lang ersehnte Wiedersehen mit dem Liebling sie gesund!

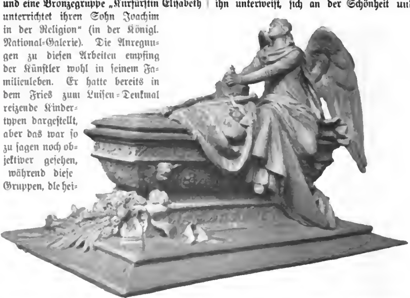
Das schmale feine Gesicht rötet sich, der edle Kopf mit dem ergrauenden dunklen Haar schiebt sich unruhig zwischen den hartgepolsterten Wangen des altmodischen Lehnsessels hin und her. Gesund —? Ja, sie klammert sich an diese Hoffnung. Daß es ihr überhaupt vergönnt war, diesen Tag zu erleben! Und sie erinnert sich der Worte des Arztes, die sie durch die halb offene Thür aufgefangen: „Ihre Frau Mutter lebt nur noch von der Erwartung — sie kann nicht sterben, bevor sie ihre Lieblingstochter wiedergesehen hat." Nein, sie hätte nicht vorher sterben können. Aber jetzt — jetzt will sie erst recht aufleben, das weiß sie besser als der Arzt. Vier Monate darf Lore dableiben — vier köstliche Monate! Lore, die schönste ihrer Töchter, dies graziöse Schmeichelkätzchen mit den Nixenaugen, das vor zehn Jahren als arme Gouvernante nach England gegangen war und heute als reiche, vornehme Gattin des Gouverneurs einer britisch-indischen Provinz zu ihrem alten Mütterchen auf Besuch kommt.

Das Herz der Mutter schwillt vor Stolz und Zärtlichkeit. Die vornehme Dame schämt sich also nicht der armen Alten, der in harter Arbeit früh verblühten Schwestern! Sie ist doch ein gutes Kind! Sie war es nicht immer — o nein! Eitel, oberflächlich, gefallsüchtig — ja gemütlos hatte sie Lore manchmal gescholten. — Warum nur? Sie kann sich nicht besinnen; sie hatte dem Kinde wohl unrecht gethan. Jetzt steht Lore vor ihr in der Glorie, die die Sehnsucht, die lange Trennung verleiht — und das Glück, das Glück, der fremde, seltene Gast im glitzernden Gewande, der nur dies eine, einzige Mal an das Haus der Witwe geklopft hat. Respekt vor dem Glück, Respekt vor den wenigen, die es auserwählt! Ja, die Mut-

nur, was fiel für den Künstler davon ab, und da kann man ruhig sagen: nichts. Diese Statuen mußten so gemacht werden, wie sie jeder beliebige gelernte Bildhauer am Ende auch machen konnte. Und für diese Arbeiten, die ihm gar nichts bedeuteten, erhielt er die Ehren. So war der Künstler, dessen Laufbahn so glänzend aussah, in Wahrheit unglücklich und gedrückt. Er zog sich immer mehr von der Welt zurück und lebte nur seiner Familie, wo er in seiner Frau eine tapfere Helferin im Daseinskampfe fand.

Ganz hat sich Encke von den Erlebnissen dieser Zeit nie wieder erholt. In großen Arbeiten, die er unternahm, konnte er sich nicht Genüge thun, er zerstörte sie immer wieder, kleinere, die ihm aufgetragen wurden, zeigen ihn oft auf der früheren Höhe: einen Fortschritt gab es nicht mehr für ihn. Die schönsten Arbeiten der achtziger Jahre sind eine Gruppe „Flora" (im Besitze des Verlagsbuchhändlers Herrn Müller-Grote) und eine Bronzegruppe „Kurfürstin Elisabeth unterrichtet ihren Sohn Joachim in der Religion" (in der Königl. National-Galerie). Die Anregungen zu diesen Arbeiten empfing der Künstler wohl in seinem Familienleben. Er hatte bereits in dem Fries zum Luisen-Denkmal reizende Kindertypen dargestellt, aber das war so zu sagen noch objektiver gesehen, während diese Gruppen, die heitere und die ernste, mehr wie Erlebnisse wirken. In der Elisabethgruppe erkennt man denn auch deutlich den Knaben des Künstlers neben seiner Frau. Das Werk war ursprünglich ein Teil des Luthermonuments gewesen, mit dem Encke einen dritten Preis errungen hatte; es war ein guter Gedanke, es für die Galerie zu retten, zu deren besten Stücken es gehört. Das Reinmenschliche darin ist wundervoll: die Mutter, die ernst und mild zu ihrem Knaben spricht, und der kleine Bursche, der mit fest gefalteten Händen und großen Augen in feierlicher Andacht lauscht. Das Kostüm tragen beide mit großer Selbstverständlichkeit, so daß es durchaus den Eindruck nicht stört. Wie die Haltung des Knaben belauscht ist, davon sprach ich schon früher. Bleibt nur hinzuzufügen, wie fein auch hier wieder die Bronze behandelt ist: in dem Wams des Knaben ist das Muster durch Töunng hervorgehoben.

Wie ein Pendant zu diesem Werke wirkt die „Flora". Dort Ernst und ein geistlicher Zug, hier Heiterkeit und weltliche Freude. Denn schließlich ist ja auch hier die Mutter mit ihrem Kinde dargestellt. Und wenn sie ihn unterweist, sich an der Schönheit und Fülle der Dinge dieser Welt zu freuen, so ist auch damit ein wichtiger Teil der Erziehung gegeben. Zu beiden Gruppen hat der Künstler das Motiv selbst gewählt, und wenn auch die mehr dekorativ gedachte und für



Erdmann Encke: Erster Entwurf zum Sarkophag des Kaisers Wilhelm I. für das Mausoleum in Charlottenburg.



Erdmann Encke.

den Garten bestimmte „Flora“ in Stein und nicht so sorgfältig durchgeführt ist, so steht sie doch in Erfindung und Ausdruck den anderen nicht nach.

die Reichskleinodien: ein sitzender Engel hat seine Hand auf sie gelegt und blickt trauernd gen Himmel. Man kann vielleicht, was diese Figur sagen will, nicht mit Worten um-



Erdmann Encke: Zweiter Entwurf zu den Sarkophagen des Kaisers Wilhelm I. und der Kaiserin Augusta für das Mausoleum in Charlottenburg.

Ein Jahrzehnt fast war so verstrichen, bevor wieder eine große Aufgabe an Encke herantrat. Wieder, ohne daß er etwas dazu that. Seine Weltfremdheit war im Gegenteil immer größer geworden: sobald einer seiner Freunde Namen und Einfluß erlangte, zog der Künstler sich von ihm zurück, aus Scheu, daß man an irgend welche Ansprüche glauben könnte.

Ein organisches Leiden, das sich bei ihm herausstellte, kam dazu, ihm eine lebhafte Geselligkeit unmöglich zu machen. So wäre er vielleicht nie mehr hervorgetreten, wenn nicht Kaiser Wilhelm II. in treuer Erinnerung ihn zu einem Werke herangezogen hätte, das ihm sehr am Herzen lag: zu einem Sarkophag für den alten Kaiser Wilhelm, der im Charlottenburger Mausoleum seinen Platz finden sollte.

Das war wieder einmal eine Aufgabe, die den Künstler packen konnte. Und es entstand auch ein erstes Projekt von großartigem Wurf. Auf dem Sarkophage liegen

schreiben, aber die Stimmung, die von ihr ausgeht, empfindet wohl jeder. Das Werk hätte wunderbar gewirkt in der feierlichen Stille des Mausoleums, zu dessen Stil auch die Strenge des Aufbaues paßte. Aber es kam nicht dazu. Auch hier wieder erwies sich, daß man einen modernen Bildhauer nicht nur nach seinen fertigen Werken beurteilen darf, er ist zu wenig frei. Zwar fand der Entwurf den Beifall des Kaisers und auch der Kaiserin Augusta. Aber die hohe Frau starb und sollte nun auch im Mausoleum beigesetzt werden. Zwei Sarkophage mit Engeln schienen natürlich unmöglich, es wurde ein Entwurf gefordert, der beide unter dem Schutze eines Engels zeigte. Ob da eine glücklichere Lösung möglich war, als Encke fand, lasse ich dahingestellt. Daß diese den Beifall der Beteiligten nicht fand, ist begreiflich.

Das Ende der langen Verhandlungen, die zum Teil in Karlsruhe mit der Großherzogin von Baden geführt werden muß-

ten, war, daß man doch zu der Form zurückgriff, die gegen den Wunsch der Kaiserin Augusta verstieß, zu den Sarkophagen mit den liegenden Gestalten. Der Engel wurde in anderer Auffassung, als Wächter, in den Vorraum gestellt.

So war eigentlich das künstlerisch Reizvolle der Aufgabe beseitigt. Mit dem Luisensarkophag von Rauch war ein Wettstreit unmöglich. Alles, was der Künstler thun konnte, war, sich mit Geschmack aus der Sache zu ziehen, und das ist ihm ja auch gelungen. Selbst der Engel ist nicht ein Werk freier Erfindung: der Kaiser hat sogar selbst die Gestalt, wie er sie wünschte, mit den seltsam hochragenden Flügeln skizziert und sicher auch den etwas kriegerischen Charakter angegeben.

Wie Encke die Stimmung des Mausoleums empfand, das zeigt ja deutlich genug der Engel seines ersten Entwurfs. Und trotzdem eine Äußerung von ihm nicht vorliegt, kann man wohl annehmen, daß der feinfühlige Mann mit Schmerz empfand, daß seine Werke, wie sie schließlich geworden waren, den stillen weihevollen Zauber dieses nationalen Wallfahrtsortes für immer zerrissen haben.

An sich betrachtet, können sich die Arbeiten wohl sehen lassen. Namentlich der Engel wirkt, von dem blauen Oberlicht des Vorraumes übergossen, geradezu visionär. Ein stiller Ernst, mitleidiger Schmerz spricht aus der Haltung, spricht aus dem schönen Gesicht. Fast wird das Drohende der kriegerischen Waffen, die in heller Bronze aus dem blauen Grunde herausschimmern, dadurch aufgehoben. Die überlebensgroße Erscheinung strotzt von Kraft, aber die Kraft schlummert. Das leicht gesenkte Haupt deutet das an.

Die Sarkophage sind größer und reicher gestaltet als die Friedrich Wilhelms und der Königin Luise, die ganz dem mehr als einfachen Charakter der klassischen Architektur angepaßt waren. Auch die ganze Aufbahrung zeigt größeren Pomp. Die Sarkophage zeigen an den Ecken geflügelte Löwenköpfe, die auf einer Löwenklaue ruhen. An den Langseiten sind Ornamente angebracht. Beim Sarkophag des Kaisers bilden an einer Seite die Embleme des Kriegers, Helm und Schwert, an der anderen die von Handel, Ackerbau und Industrie, Rad, Sichel und Hammer, das Motiv. Sie sind von Eiche und Lorbeer eingefaßt. Bei dem der Kaiserin steht an der einen Seite zwischen Lorbeer und Palme das Kreuz, an der anderen der Kelch. Die Bahrtücher, die am Kopfende die Kaiserkrone und die Namenslettern zeigen, sind dort mit Lorbeerranken, hier mit Ranken der Passionsblume geschmückt, die sich in freien Windungen ringsum ziehen. Dieses Ornament ist ganz flach und leicht behandelt.

Seine feine Empfindung bewährt der Künstler in dem Bilde der Kaiserin Augusta. Wallende Schleier bedecken den Körper, dessen Formen unter dieser Hülle ganz verschwinden. In dem Gesicht hat der Frieden des Todes nicht ganz die Spuren der schweren Leiden, der langen Schmerzen verwischt. Auch die Hände, die mit dem Kreuz einen Zweig der Passionsblume umklammern, sprechen von dem harmvollen Leben der Dulderin, die der Tod erlöst hat. So ist ein Gegenstück entstanden zu der schönen, jugendlichen Königin Luise, die in fast durchsichtigem Gewande Rauch zu bilden wagen durfte. Auch ohne Inschrift erzählt der Augustasarkophag Enckes ein Leben.

Das Bild Kaiser Wilhelms ist weniger inhaltsvoll. Überdies leidet es in der Form durch den übergeworfenen Hermelin. Freilich ist in jedem Falle die moderne Männertracht schwierig für die Darstellung eines Liegenden.

Es ist sicher, daß Encke hier alles erreicht hat, was bei den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Vielleicht wird sogar jemand, der das Mausoleum früher nicht gekannt hat, gar nicht die Empfindung haben, als sei Fremdes hineingebracht worden. Wer aber den Eindruck von damals nicht vergessen kann, dem hätte es keiner recht machen können.

In derselben Zeit schuf Encke auch das Joachim-Denkmal für Spandau, das vor der Kirche seinen Platz gefunden hat, in der dieser Kurfürst zum erstenmal das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfing. Der Joachim ist ein rechter Nachfahr seines Friedrich I. Wie er ohne jedes Pathos fest die Hand auf die Bibel legt, das ist unge-



Erdmann Encke: Engel in der Vorhalle des Mausoleums zu Charlottenburg.
(Nach einer Aufnahme des Königl. Hofphotographen H. Rückwardt, Groß-Lichterfelde-Berlin.)

mein ausdrucksvoll und vielsagend, und so liegt in der ganzen Gestalt und im Kopfe etwas Sicheres und Aufrechtes. Von den Reliefs behandelt eins dasselbe Motiv wie die Gruppe der Nationalgalerie, das zweite die Unterhaltung mit den Reformatoren, die dritte das Abendmahl. Sie sind streng im Stil, aber auch wieder fein in der Charakteristik.

Encke hatte sich in den letzten Jahren auf das Land zurückgezogen. In Neu-Babelsberg, aber weit von der eleganten Villenkolonie, in stiller Einsamkeit zwischen Wald und Wiese hatte er seinen schlichten Erdmannshof gebaut, wo er nur den Seinen lebte.

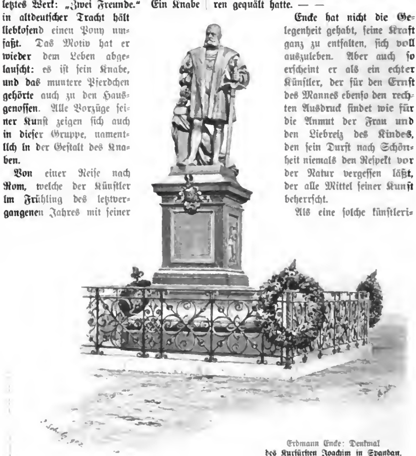
Neben den beiden großen Arbeiten beschäftigte ihn hier eine Gruppe, die auf

der Ausstellung 1896 zu sehen war, sein letztes Werk: „Zwei Freunde." Ein Knabe in altdeutscher Tracht hält liebkosend einen Pony umfaßt. Das Motiv hat er wieder dem Leben abgelauscht: es ist sein Knabe, und das muntere Pferdchen gehörte auch zu den Hausgenossen. Alle Vorzüge seiner Kunst zeigen sich auch in dieser Gruppe, namentlich in der Gestalt des Knaben.

Von einer Reise nach Rom, welche der Künstler im Frühling des letztvergangenen Jahres mit seiner ältesten Tochter, seiner verständnisvollen Freundin, gemacht hatte, kehrte er krank nach Hause zurück. In wenigen Wochen erlag er dem tückischen Leiden, das ihn seit Jahren gequält hatte. — —

Encke hat nicht die Gelegenheit gehabt, seine Kraft ganz zu entfalten, sich voll auszuleben. Aber auch so erscheint er als ein echter Künstler, der für den Ernst des Mannes ebenso den rechten Ausdruck findet wie für die Anmut der Frau und den Liebreiz des Kindes, den sein Durst nach Schönheit niemals den Respekt vor der Natur vergessen läßt, der alle Mittel seiner Kunst beherrscht.

Als eine solche künstlerische Persönlichkeit, als einer für sich hat er ein Anrecht darauf, daß sein Name unvergessen bleibt.



Erdmann Encke: Denkmal des Kurfürsten Joachim in Spandau.



Der Liebling.

Novellette
von
Leo Hildeck.

Was schlägt es da — halb vier? Da muß jetzt der Zug ankommen. Jetzt — jetzt steigt sie aus — jetzt liegt sie den Schwestern in den Armen. — Und wo ist Mütterchen? fragt sie und blickt suchend umher. — Mütterchen wartet daheim — schnell, schnell nach Hause!

Ach, Mütterchen kann nicht mehr nach dem Bahnhof gehen! Aber vielleicht macht das lang, lang ersehnte Wiedersehen mit dem Liebling sie gesund!

Das schmale feine Gesicht rötet sich, der edle Kopf mit dem ergrauenden dunklen Haar schiebt sich unruhig zwischen den hartgepolsterten Wangen des altmodischen Lehnsessels hin und her. Gesund —? Ja, sie klammert sich an diese Hoffnung. Daß es ihr überhaupt vergönnt war, diesen Tag zu erleben! Und sie erinnert sich der Worte des Arztes, die sie durch die halb offene Thür aufgefangen: „Ihre Frau Mutter lebt nur noch von der Erwartung — sie kann nicht sterben, bevor sie ihre Lieblingstochter wiedergesehen hat.“ Nein, sie hätte nicht vorher sterben können. Aber jetzt — jetzt will sie erst recht aufleben, das weiß sie besser als der Arzt. Vier Monate darf Lore dableiben — vier köstliche Monate! Lore, die schönste ihrer Töchter, dies graziöse Schmeichelkätzchen mit den Nixenaugen, das vor zehn Jahren als arme Gouvernante nach England gegangen war und heute als reiche, vornehme Gattin des Gouverneurs einer britisch-indischen Provinz zu ihrem alten Mütterchen auf Besuch kommt.

Das Herz der Mutter schwillt vor Stolz und Zärtlichkeit. Die vornehme Dame schämt sich also nicht der armen Alten, der in harter Arbeit früh verblühten Schwestern! Sie ist doch ein gutes Kind! Sie war es nicht immer — o nein! Eitel, oberflächlich, gefallsüchtig — ja gemütlos hatte sie Lore manchmal gescholten. — Warum nur? Sie kann sich nicht besinnen; sie hatte dem Kinde wohl unrecht gethan. Jetzt steht Lore vor ihr in der Glorie, die die Sehnsucht, die lange Trennung verleiht — und das Glück, das Glück, der fremde, seltene Gast im glitzernden Gewande, der nur dies eine, einzige Mal an das Haus der Witwe geklopft hat. Respekt vor dem Glück, Respekt vor den wenigen, die es auserwählt! Ja, die Mut-

ter gedenkt mit einer Art von Ehrfurcht des eigenen Kindes, in das der reiche, vornehme Engländer sich verliebt und das er zu seiner vielbeneideten Gattin erhoben hat. Die beiden unverheirateten haben für die kranke Mutter gearbeitet, sie gepflegt und ihr täglich Liebes erwiesen, jede in ihrer Art. Und sie liebt die guten Mädchen dafür, gewiß. Aber Lore — das ist noch etwas anderes. Käthe und Thilda sind ein paar bescheidene, tröstliche Sternchen in trüber Nacht, aber Lore — Lore ist die Sonne!

Horch, ein Wagen vor dem Hause! Stimmen, Gepolter von Koffern auf der Treppe ... Zitternd richtet die Kranke sich empor, das Herz schlägt so wild, so beängstigend; es wird ihr dunkel vor den Augen ... Nein, jetzt nicht ohnmächtig werden! ... Die Thür öffnet sich — „Mutter, sie ist da!“ tönt Käthes Stimme, und ein fremdes, elegantes, schlankes Dämchen mit bräunlich bleicher Gesichtsfarbe schwebt lächelnd auf die Verwirrte zu. — „Oh, dear 'ma, how very glad I am!“ Und das zierliche Wesen beugt sich über sie und küßt ihr beide Wangen.

Mit zitternden Händen schiebt die Kranke das reizende Köpfchen von sich, hält es zwischen beiden Handflächen und starrt es an. Wie jung ist die Tochter geblieben! O ja, das Glück erhält jung! Aber die Thränen, die ihr in die alten matten Augen schießen, verzerren die hübschen Züge vor ihr. Doch sie trocknet die Augen mit Ungeduld und blickt und kann sich nicht satt sehen. Ein heimliches jahrelanges Herzensleben strömt sich aus in diesem langen Schauen. Für diesen Augenblick hat sie gelebt, um dieses Augenblickes willen konnte sie nicht sterben.

Lächelnd, in einer zierlichen Pose liegt die junge Frau ihr zu Füßen und erwidert belustigt den leidenschaftlichen Blick, bis sie plötzlich in lautes Lachen ausbricht.

„Oh — how very funny you look, dear 'ma!“ Und sich erhebend, blickt sie im Zimmer umher und lacht noch lauter. „Wie furchtbar komisch!“ plaudert sie auf Englisch weiter; „alles ist noch so wie damals! Hättet ihr nicht wenigstens das alte abgeschabte Sofa überziehen lassen können? Pfui, und die billigen Nippes — habt ihr denn gar keinen Geschmack? Dies Väschen hat fünfzig Pfennig gekostet“ — sie will sich totlachen — „ich weiß noch wie heute, wie Kollmann, mein Verehrer, es brachte, ohne die Preisangabe darunter wegzuwischen, die ich natürlich gleich entdeckte ...“

Lachend und schwatzend läuft sie in dem Stübchen umher und glossiert den alten Hausrat Stück für Stück.

„Abscheulich kahl habt ihr es. Weißt du, dear 'ma, ich werde Palmen kaufen. Palmen geben selbst dem einfachsten Zimmer einen Anstrich von Eleganz. In solch einem Milieu kann ich's nicht lange aushalten — solch ein verwöhntes Prinzeßchen, wie deine Eleanor geworden ist, dear 'ma ...“

„Aber — hast du denn all dein Deutsch verlernt, mein Liebling?“ fragt die Mutter, dem fremden Idiom mühsam folgend.

„Weiß nicht; ich spreche niemals deutsch — auch mit Deutschen nicht. Ich mag das Englische lieber. Ach, Käthe, Thilda — was habt ihr für schreckliche Figuren! Thut ihr denn gar nichts, um eure Taillen ein bißchen zu verlängern?“

Käthe lacht ein wenig spöttisch vor sich hin, während sie den Kaffeetisch deckt; Thilda, mit lebhaft gerötetem, verlegenem Gesicht, macht sich am Lehnstuhl der Mutter zu thun.

„In der ersten Aufregung — spricht man gewöhnlich — dummes Zeug — nicht wahr, Mütterchen?“ flüstert sie zärtlich.

Aber die Mutter hört sie nicht. Ermattet, nur durch die heiße Erregung noch aufrecht gehalten, liegt sie in ihrem Lehnstuhl, die glänzenden Augen starr auf Lore gerichtet, als fürchte sie, eine Bewegung, ein Wort ihres geliebtesten Kindes möchte ihr entgehen. Sie kritisiert nicht — sie genießt nur.

„Und dein Mann — deine Kinder?“

„Alles wohl. Meine Schwiegermutter repräsentiert an meiner Statt — eine entzückende Frau — so elegant! Wenn sie in London ist, verkehrt sie in den Hofkreisen. O — ich habe übrigens auch in London Konnexionen — ihr werdet euch wundern, wenn ich erzähle ... Mein Gott, wenn ich mir vorstelle, Lady Hazardon wüßte, daß ich hier mit gewöhnlichen shopkeepers verkehrte, daß mich sogar einer heiraten wollte: dieser Kollmann mit seiner Fünfzig-Pfennig-Vase —!“

Wieder dies hohe, gläserne Lachen.

Thildas Gesicht wird immer röter. Wenn

er käme, dieser verachtete shopkeeper, und sie haben wollte — Aber solch ein Glück darf die kleine Klavierlehrerin sich nicht träumen lassen. Und Lore macht ihn lächerlich —! Halb entsetzt blickt sie die schöne, elegante Schwester an, während sie den Kaffee einschenkt. Käthes Mienen drücken ein wenig Spott und Bitterkeit aus. Sie rollt den Lehnsessel der Mutter an den Tisch.

„Hast du keine neuen Photographien von den Kindern?“ fragt sie trocken.

„Oh dear, yes, I have!“ Lore springt auf, sucht in der zierlichen Reisetasche und kauert auf einer der Seitenlehnen des Sessels nieder. „Sieh, mamma dear, das da ist Sidney — ganz der Vater — ein guter, täppischer Bub; dies ist Kitty — ist sie nicht süß? Ganz die Mutter, gerade solch ein herzloser kleiner flirt wie ich!“

Sie lacht wie ein Kobold und kokettiert mit ihrer Mutter.

„Ja, moquiert euch nur, ihr zwei — man kommt doch am weitesten damit. Möchtet ihr nicht sofort mit mir tauschen? — Ach, der gute, frische Butterkuchen! Das kann unser chinesischer Koch doch nicht. Immer noch die alten Steingut-Tassen? Shocking! Na, wartet, ich kaufe euch ein neues Service, ich freue mich schon aufs Einkaufen. Und jeden Tag mach ich andere Toilette; die guten Hollbrunner Spießbürger sollen einmal etwas zu staunen bekommen!“

* * *

Eine lange, schlaflose Nacht. Die Kranke liegt mit heißer Stirn und mit brennenden Handflächen regungslos in dem schmalen Bett und blickt starr in das Dunkel. Sie glaubt ihr Blut leise kochen zu hören. Vor ihren Augen gaukelt die Sylphidengestalt der schönen Tochter; vor ihren Ohren rascheln die seidenen Röcke, klirrt ihr seelenloses Lachen ... Seelenlos? Sie hat doch sogar einmal nach dem Befinden der Mutter gefragt: „Bist du immer so leidend, arme Mama? Wie langweilig —! Aber es kleidet dich; mit einem eleganteren dressinggown würdest du wirklich vornehm aussehen.“

Nun ist es da, das jahrelang so glühend erbetene Glück ... Im Nebenzimmer, wo Thilda den Toilettentisch mit neuem rosa Kaliko und den Resten eines alten weißen Mullkleides so reizend drapiert hat, liegt das Glück in ruhig atmendem Schlaf. Und morgen, wenn Käthe in der Schule und Thilda im Pensionat unterrichtet, braucht sie nicht allein zu sein; da sitzt das Glück neben ihr und plaudert von der fernen, fremden, glitzernden Welt, wo es daheim ist. — Ist es denn auch das Glück? Was lastet so beklemmend auf dem armen, kranken Herzen? Kann eine erfüllte Hoffnung so weh thun? War die Freude zu gewaltsam — war die Erwartung allzu fieberisch gewesen?

„Du, Mutter — die Lore ist aber ein schrecklicher Protz geworden!“ sagt Käthe morgens in ihrer derben Art, als sie die Mutter ankleiden hilft. „Man fühlt sich immerzu geohrfeigt, wenn sie spricht; es ist das reine moralische Spießrutenlaufen.“

Die Kranke antwortet gereizt und ablehnend. In fieberhafter Eile sucht sie fertig zu werden, um Lore baldmöglichst wiederzusehen.

In duftigem Morgengewande, von Spitzen umschäumt, tritt die junge Frau ein. Sie ist übellaunig von einer schlechten Nacht; das Bett ist schrecklich, eine Marterbank! Sie hat die Arme voll mitgebrachter Geschenke: indische Bronzen und Elfenbein-Schnitzereien, die sie selbst auf dem alten Vertiko ordnet. „Ihr versteht freilich doch nichts davon,“ sagt sie mit herabgezogenen Mundwinkeln. Den Schwestern wirft sie bunte indische Seidenshawls zu, ohne ein freundliches Wort, das der Gabe erst den rechten Wert verleihen sollte.

Aber die schlechte Laune ist bald verflogen. Beim Kaffee erzählt sie von dinners und garden-parties bei englischen Offiziers- und Adelsfamilien, von Spiel und Tanz und Toiletten. Sie springt auf und holt eine weißseidene goldgestickte Taille, einen Schildkrotfächer mit Diamanten, Schmuck, seidene Wäsche. Das ganze Zimmer ist wie verwandelt, ein fremdartiger Duft scheint sich zu verbreiten, Mutter und Schwestern sitzen staunend, schweigend — Das ist der Duft des Glückes; auf schimmernder Seifenblase tanzt die launische Göttin lächelnd an den geblendeten Augen vorüber. Lore hat

eine eigene Art zu erzählen, den Kontrast mit den heimischen engen Verhältnissen kichernd zu betonen, so daß sich tausend kleine Stacheln in die Seelen der Hörer einbohren.

Die Schwestern sind fort zu ihren Schülerinnen, und Lore macht Toilette. O, wie lange das dauert! In ihrem aufreibenden Zustand von Mattigkeit und Erregung sitzt die Kranke in ihrem Lehnstuhl und blickt hinaus in das leichtverhüllte Blau des Sommerhimmels, auf die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser, aus deren Fenstern die fleißigen Haustöchter ihre Staubtücher ausschütteln, auf die steilen rotscheckiger Ziegeldächer, wo die langgeschwänzten Schwalben schwatzend ausruhen.

Unter allen diesen Dächern wohnen Mütter. Aber keine von ihnen kann von einem so märchenhaften Glück eines Kindes erzählen wie sie, keine — keine —

Da drüben der junge Hartwig ist auch zum Besuch der Seinen hier. Dort tritt Frau Hartwig ans Fenster — ihr Sohn schleicht von hinten heran, hält ihr die Augen zu. Und nun lachen sie und küssen sich und lehnen plaudernd dicht aneinander geschmiegt auf den verschränkten Armen im engen Fensterrahmen. Und er ist doch nur ein Uhrmachergehilfe in Genf, mit fünfzehnhundert Franken Gehalt.

Sie kann den Blick nicht losreißen von den beiden. Und plötzlich rollen ihr zwei Thränen über die Wangen.

So thöricht! Aber sie ist ja doch die glücklichste Mutter. Ihr Liebling ist anders als andere — nun ja; Lore gehört einer fremden Sphäre an, deren Lebensbedingungen wir aus unserer Enge heraus nicht zu beurteilen vermögen.

Da kommt sie, zum Ausgehen angezogen. Die röttliche Seide knistert und glänzt; die Federn des Riesenhutes nicken; aus hochgebauschten Rüschen blickt das feine bleiche Gesichtchen pikant hervor.

„Aber, Lore — hier in der Kleinstadt — so auf die Straße zu gehen! Die Leute bleiben ja stehen!“

„O, das will ich ja gerade! I like that. Es wird zum Totlachen sein!“

Da klopft es. Die Aufwärterin stößt die Thür auf. Ein großer junger blonder Mann, etwas zur Fülle neigend, einen ungefaßten Kneifer über den schmalgeschnittenen blauen Augen, tritt ein, mit einem Strauß gelber Rosen bewaffnet, bleibt verwirrt stehen und macht ein paar kurze rasche Verbeugungen.

„Oh — how funny — Mr. Kollmann?“

Das klirrende Lachen will nicht mehr enden. Jetzt sitzt er den Frauen gegenüber; das volle hübsche Gesicht ist dunkelrot vor Verlegenheit, und jeden Augenblick muß er den blonden Haarbüschel aus der Stirn werfen. Lore dreht seine Rosen in der Hand und hält sie prüfend an den Gürtel ihres Kleides.

„Schade, sie passen nicht zum Anzug. Sie hätten dunkelrote bringen sollen. Also — Sie haben noch Interesse für mich? Alte Liebe rostet nicht — hihihi — ach, leugnen Sie doch nicht — Sie waren schrecklich in mich verliebt; hoffentlich ist kein Rest mehr davon vorhanden, es wäre tragisch! Ich bin ja auch eine uralte Familienmutter, sehen Sie, das Bild meiner Kinder!“ Sie küßt die Photographie. „Arme süße Kleinen, ist eure böse häßliche Mama so weit von euch fortgereist!“

Sie liebt die Kinder doch! zwingt sich die Mutter zu denken.

„Wissen Sie, daß Sie hübscher geworden sind? Wirklich, ein schöner Mann; das Volle steht Ihnen. Wie dick hier alle Menschen werden! Für Herren ist das hübsch, aber die Frauen sehen entsetzlich aus. Was für Taillen haben meine Schwestern! Gräßlich! — Und Sie sind Compagnon geworden — und noch unverheiratet? Warum denn?“

Sie lacht und droht ihm mit dem Finger. Er weiß nicht, wohin er blicken soll; verlegen beißt er das Schnurrbärtchen und zieht die schlecht sitzende graue Weste herunter. Warum hat er sich nicht schwarz angezogen! So gedankenlos zu sein!

„Wenn ich damals nicht nach England gegangen wäre —“ sie sucht mit spitzbübischem Blick seine Augen, die hilflos umherirren. Und plötzlich wird sie ernst und blickt seufzend ins Leere. „Aber wir wissen unser Glück nicht zu finden. Wir suchen es draußen — im Glanze — und vielleicht ist es — ganz wo anders —“

Was ist das? denkt die erschrockene Mut-

ter. Sollte die lachende Frucht dieses Glükkes innen wurmstichig sein?

Leise tastet sie nach Lores Hand und versucht ihr ins Gesicht zu schauen. Aber die junge Frau hat in ihrem Lieblingsspiel die Anwesenheit ihrer Mutter vergessen. Heimlich beobachtend streift ihr Auge das plötzlich erblaßte Gesicht ihres Besuchers.

O, wie das kranke Mutterherz sich so schmerzlich zusammenzieht!

* * *

Seltsam fremdartig nehmen die stolzen Palmen sich in dem bescheidenen Zimmer der kranken Witwe aus. Fächerpalmen schatten mit gespreizten grünen Riesenhänden, der Phönix streckt seine gefiederten zierlichen Wedel empor; um ihre thönernen Kübel sind buntfarbige Seidenshawls geschickt drapiert. Wie kommen wir hierher — in diese Dürftigkeit? scheinen sie zu fragen. Und ein schöner Fremdling gleich ihnen, kauert die junge Frau in dem grünlichen Halbschatten dieses künstlichen Tropenwaldes, umgeben von den Hollbrunner Jugendbekannten, und erzählt. Es ist immer dasselbe: die dinners, die garden-parties, die Toiletten, die vornehmen Verehrer und Bekanntschaften; und diese ganze schimmernde Welt kreist um einen reizenden kleinen Mittelpunkt: Ich — Ich — Ich! Lore — nein, Frau Eleanor ist die Sonne dieses wirbelnden Planetensystems. Sie sieht nicht die vergessene alternde Frau, die in ihrem Lehnstuhl auf dem gewohnten Fensterplatz hinter den Palmen verborgen sitzt und der beim immer erneuten Anhören dieser Dinge das leidengefurchte Gesicht allmählich zu erstarren scheint. Sie sieht nicht die heimlich gewechselten belustigten Blicke ihrer Zuhörer, die einander mit dem Ellenbogen auf diesen und jenen Haupteffekt aufmerksam machen.

„Merkst du denn nicht, wie sie dich aufziehen, wie sie sich über dich lustig machen?" fragt die erbarmungslose Käthe, die, aus der Schule kommend, sich hier und da den Sitzungen anschließt.

„Du bist neidisch, mein Kind, und die übrigen Hollbrunner nicht minder," erwidert Lore mit überlegenem Achselzucken.

Käthe lacht. „Neidisch sind nur die Beschränkten. Aber die Gescheiten, weißt du, die sind in Hollbrunn ebenso gescheit, wie anderswo."

Thilda ist mehr als je um die Mutter bemüht. Sobald sie heimkommt, schlüpft sie hinter die Palmen, fragt, berichtet, scherzt und sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Innigkeit auszugleichen, was die Kranke von anderer Seite entbehren muß. Merkwürdig, wie wenig dabei von Lore die Rede ist. Nur von Zeit zu Zeit sucht Thilda, wie beiläufig, einfließen zu lassen, wie veränderte Verhältnisse notwendig auch die Menschen ummodeln, und daß sich oft in der wunderlichsten Hülle dennoch ein solider Kern verberge. Dann schüttelt die Mutter wie abwehrend den Kopf, aber ihr matter werdendes Auge ruht mit Wärme und Zärtlichkeit auf der jüngsten Tochter, daß Thilda sich erschüttert abwenden muß. Diese Liebe prägte sich sonst nur in Gedanken an das ferne Glückskind in den teuren Zügen aus.

Selbst wenn Kollmann erscheint, und er kommt jetzt alltäglich, bleibt Thilda meist hinter den Palmen verborgen bei der Mutter und späht mit Bangen hinter der grünen gefiederten Wand hervor. Auch sie leidet, und das Leiden macht sie ihrer Mutter ähnlicher. Sobald Kollmann eintritt, ändert Lore das Gesprächsthema; von den Ufern der rauschenden Gegenwart tritt sie an das stille idyllische Gestade der Vergangenheit zurück, und nur von Zeit zu Zeit läßt sie ein magisches verwirrendes Licht hinter dem Vorhang her auf die altvertrauten Gegenstände fallen. „Wie schön war es damals — wissen Sie noch? Die Waldspaziergänge, die Tänzchen im Freien, die Heimbegleitung vom Gesangverein ... Und jetzt?!" Ein kurzes Schweigen, ein verhaltener Seufzer, ein Blick ins Leere.

Mein Gott, man muß sich doch ein bißchen amüsieren in dem alten langweiligen Nest — und wenn auch nur mit einem shopkeeper. Lady Hazardon erfährt es ja nicht. Und man kann sich so nebenbei ein bißchen üben für die kommende season ...

Apropos — season! „Mamma dear, ich habe ganz vergessen: morgen reise ich nach London!"

Sie sagt das so nebenbei, als wolle sie ankündigen, sie gehe nebenan in den Putz-

warenladen, und weidet sich an den verblüfften Gesichtern der Ihrigen. Auch Kollmann ist zum Kaffee dageblieben; schnell setzt er die Steinguttasse — Lore scheint das versprochene Service vergessen zu haben — aus der Hand und blickt die junge Frau erschreckt an.

„Das ist hoffentlich nur Scherz, Lore," sagt die Mutter mit unsicherer Stimme.

„Oh dear — no! Ich muß mir in London ein paar Kleider zur Season machen lassen. Und dann treff ich jetzt meine Freundin, die Viscounteß of Gilley dort, die mir eine ganz vorzügliche und billige Schneiderin empfehlen will. Ihr wißt, ich muß mit meinem Nadelgeld rechnen. Mehr als zweihundert Pfund darf die ganze Geschichte nicht kosten. Entschuldigen Sie, daß ich diese langweiligen Dinge vor Ihnen verhandle," wendet sie sich mit bezauberndem Lächeln an Kollmann, „ich betrachte Sie als Hausfreund."

„Jetzt schon — willst du fort?" stammelt die Mutter erbleichend.

„O, sie ist ja schon ganze sechs Tage hier!" bemerkt Käthe spitz. „Die vornehme Dame langweilt sich —"

„Bosh! Ich habe drüben zu thun, ich darf die Viscounteß nicht verfehlen, besonders meiner Toilette wegen. Ich komme ja noch einmal zurück, bevor ich nach Biarritz —"

„Nach Biarritz willst du auch noch!" ruft Käthe.

„Mama hatte darauf gerechnet, dich die ganzen vier Monate —" wagt Thilda einzuschalten.

„Hier zu behalten?" vollendet Lore lachend. „Ja, um Himmels willen, was sollt ich denn so lange hier anfangen?! Ich würde mich zu Tode langweilen — und euch ebenfalls," setzt sie nach einem Blick auf Kollmann hinzu.

„Sehen Sie — Ihre Mutter, gnädige Frau!" murmelt der junge Mann.

Alle blicken auf die Kranke. Sie ist ganz in sich zusammengesunken; jetzt bäumt sie sich vor, ihr Antlitz ist entstellt, die ganze Gestalt beginnt zu zucken. Käthe und Thilda beugen sich über sie.

„Gracious Heavens — so etwas kann ich nicht sehen!" schreit Lore auf und stürzt, die Hände vor den Augen, in ihr Schlafzimmer.

Eine Viertelstunde später steht der Arzt, den Kollmann herbeigeholt, am Bette der Kranken. Sie liegt jetzt ganz ruhig; die halbgeöffneten Augen sind gleichgültigen Blickes ins Leere gerichtet.

„Geht es zu Ende, Herr Doktor?" fragt sie leise.

Der Arzt legt ihre Hand, deren Puls er in der seinen gehalten, behutsam aufs Bett. „Wo denken Sie hin, Frau Bürger!" versetzt er in ermutigendem Ton. „Eine Frau mit Ihrer Willenskraft! Wir haben dies nun schon manchmal glücklich durchgemacht — und jedesmal sagten Sie: Ich will noch nicht sterben! Sehen Sie — das brauchen Sie sich jetzt nur zu wiederholen —"

„Wozu soll ich noch wollen!" flüstert sie. „Ich habe ja nichts Gutes mehr zu erwarten ..."

Sie schließt die Augen. Der Arzt blickt die beiden Mädchen mit besorgtem Kopfschütteln an und geht. Thilda springt auf und eilt geräuschlos ins Wohnzimmer, wo Kollmann, die Hände auf dem Rücken, auf und ab schreitet.

„Wie steht es?" fragt er stehen bleibend.

„Ich fürchte — schlecht," stammelt sie aus gepreßter Kehle. „Wenn Lore fortreist — Sie müssen sie überreden, hier zu bleiben, nach uns hört sie nicht."

„Aber — nach mir — auch nicht," sagt er verlegen.

„Ja — nach Ihnen —" Sie kann nicht weiter; die Thränen stürzen ihr aus den Augen.

Er hascht nach der Hand der Enteilenden und klopft sodann an Lores Thür.

„Wer ist da?"

„Ich — Kollmann. Kommen Sie — bitte — einen Augenblick!"

Sie tritt heraus und blickt ihn ungeduldig an. In der Hand trägt sie ein elegantes Reisenecessaire, das sie ordnet.

„Wie geht es meiner Mutter?"

„Leider nicht sehr — nicht gut, gnädige Frau. Sie thun am besten, Ihre Reise nach London aufzuschieben."

„Ist denn eine augenblickliche Lebensgefahr vorhanden?"

„Ich weiß nicht — hoffentlich nicht. Aber Frau Bürger grämt sich über Ihre schnelle Abreise, und in ihrem jetzigen Zustande kann

ihr jede Erregung verhängnisvoll werden. Ich weiß das von früheren Anfällen."

Lore wendet den Kopf nach rechts und links und zuckt die Achseln. Dann setzt sie sich auf eine Stuhlecke und weht sich mit dem lebendigen grünen Riesenfächer eines Palmenblattes Kühlung zu.

„Dies ist doch nun Thorheit," versetzt sie mit kaum verhohlener Ungeduld. „Meine Mutter hat mich jahrelang entbehrt, und nun soll sie eine Trennung von drei Wochen nicht ertragen können. Sehen Sie — da ist der Brief meiner Freundin" — sie weist ein Couvert mit englischer Marke und steiler Handschrift vor — „es ist für mich im höchsten Grade wichtig, sie dort zu treffen, und schon nächste Woche verläßt sie London."

„Um so wertvoller ist das Opfer, das Sie Ihrer Mutter bringen — — und es wird wohl leider — das letzte sein."

Sie hat die Spitze des Palmenblattes zwischen die Zähne geklemmt und lächelt.

„Ach — mein Lieber, das Prophezeien kleidet Sie nicht," sagt sie undeutlich und heftet ihren gefährlichsten Schelmenblick auf ihn. „Wissen Sie — ich glaube fast, Sie plaidieren — in eigener Sache!"

Eine Blutwelle kommt und geht in seinem Gesicht. Der Gedanke, daß sie jetzt, in diesem ernsten Augenblicke, kokettieren kann, packt ihn mit zorniger Gewalt und siegt selbst über die alte Leidenschaft, die in diesen Tagen neue Blüten getrieben hat; der Schüchterne wird plötzlich beredt.

„Wissen Sie, daß Sie das herzloseste Geschöpf sind, das mir je in den Weg gekommen ist!" raunt er ihr durch die geschlossenen Zähne zu. Und dann, entsetzt über seine unerhörte Kühnheit, starrt er sie an. Sie lacht geräuschlos und spaltet die Spitze des Palmenblattes mit den Zähnen in feine Fäden.

„Eine alte Geschichte. Aber das hat mir nie etwas geschadet — im Gegenteil. Ihr seid ja doch alle in mich verliebt — und Mama auch. Mit einem sogenannten edlen Charakter kommt man nicht weit in der Welt; die alten Jungfern sind fast alle edle Charaktere. Wenn Sie den Charakter höher schätzten als das Äußere, so müßten Sie nicht in mich verliebt sein, sondern in Thilda!"

„Das bin ich auch!" ruft er außer sich. Und er ist plötzlich fest überzeugt von dem, was er sagt.

Ihr klirrendes Lachen tönt überlaut durchs Stübchen. Heftig faßt er ihr Handgelenk und deutet mit einer Kopfbewegung auf die Thür des Krankenzimmers.

„Lachen Sie nicht — Sie töten Ihre Mutter!"

„Werden Sie nicht pathetisch, Sie Racheengel!" lacht sie und verschwindet aufs neue hinter ihrer Zimmerthür.

* * *

Lore ist abgereist. Und drinnen in dem kleinen Krankenzimmer ebbt ein Leben langsam, langsam hin, dem großen Todesmeere entgegen.

Eine Freude hat die Kranke noch erlebt, eine ganz unerwartete: Kollmann hat um Thildas Hand angehalten. Wie betäubt hat das gute Mädchen die unglaubliche Glücksbotschaft angehört. Aber jetzt hat sie keine Zeit, sich das Überwältigende klar zu machen; die bange Sorge um die geliebte Kranke hält alle ihre Kräfte angespannt.

Und Kollmann? Er weiß, daß er geliebt wird, daß es Thilda gelingen wird, ihn glücklich — ihn vergessen zu machen. Wie oft ist das Bewußtsein des Geliebtwerdens das Surrogat für das Liebesglück!

Freundlich, dankbar ruht oft das Auge der Kranken auf den Gesichtern ihrer Kinder, die, bleich vom Nachtwachen, sich in ihrem Kummer immer noch ein Lächeln abzuzwingen wissen, um sie zu ermutigen, sie aufzuheitern. Und dann wieder irrt der Blick ins Weite, unruhig, suchend ... „Die Liebe erträgt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles — die Liebe höret nimmer auf." ... Die Schwestern wechseln einen ängstlichen Blick. Wenn Lore nicht mehr zeitig käme!

Jeden Morgen ist der Arzt im stillen verwundert, den zarten Lebensfaden noch vibrieren zu sehen. Es ist doch noch ein leises Wollen in ihr, noch ein Erwarten: ein Warten auf diejenige, der ihr letzter Blick gelten soll.

Die Tage schleichen, reihen sich zu Wochen. Endlich ein Telegramm: Lore kehrt zurück!

Matt und rasch atmend liegt die Sterbende da; ihre letzte Lebenskraft sammelt sich zu einem gespannten Lauschen. Und wieder, wie vor einem Monat, das Geräusch eines Wagens vor dem Hause, wieder das Gepolter von Koffern auf der Treppe ... „Mamma dear — oh Mamma dear!“

Ein seliges Lächeln geht über das Gesicht der Sterbenden; die tastende Hand sucht noch das Köpfchen der jungen Frau zu berühren, die vor dem Bette auf den Knien liegt. — Ein kaum hörbarer Seufzer — dann ist es vorbei.

Weinend umknien die Kinder die letzte Lagerstätte der teuren Mutter. Es kann ja nicht sein — o, es kann, es kann ja nicht sein! Wie denn weiter leben, wenn sie nicht mehr ist —!

Die erste, die sich erhebt, ist Lore. Sie schleicht hinüber in ihr Zimmer, studiert kopfschüttelnd im Spiegel ihr verweintes, geschwollenes Gesicht und kühlt es mit Wasser. Dann macht sie sorgsam Trauertoilette; sie besitzt alles dazu Nötige.

Im Wohnzimmer blickt sie sich um. Düster und reglos stehen die Palmen. Sie löst die bunten Seidenshawls von den Thonkübeln, legt sie sorgsam zusammen und holt aus der unerschöpflichen Tiefe eines ihrer Koffer eine Anzahl schwarzer Kreppshawls, die sie um die Palmentöpfe drapiert.

Das ist Lores Trauer ...

Draußen auf dem Korridor türmen sich die Koffer mit den neuen Londoner Toiletten für die kommende season. Wenn sie nur hier jemand wüßte, dem sie dieselben zeigen könnte — die wundervollen schimmernden Schöpfungen der englischen Nadelkünstlerin!

Drüben überm Meer aber werden sie ein siegreiches Auferstehen feiern. Dort weiß niemand, daß Frau Eleanor „Trauer bekommen“ hat.

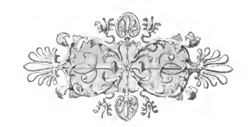
Ob sie sich in Biarritz schwarz kleiden soll? Hm — das muß noch überlegt werden ...

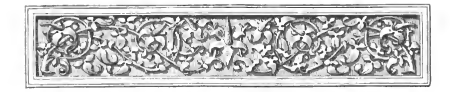
Sie lauscht an der Thür des Sterbezimmers. Dort knien die Geschwister noch immer mit dem Schwager shopkeeper.

Sie hört den Schritt des Arztes die Treppe heraufkommen, hört ihn ins Sterbezimmer treten. Das Schluchzen wird laut, leidenschaftlich — dann verstummt es. Horch — was sagt der Arzt?

„Sie lebte von einer Hoffnung und starb an einer Enttäuschung ...“

Frau Eleanor wird niemals wieder nach Europa kommen.





Die Schwestern Bardua.

Ein Lebensbild
von
Walther Schwarz.

Kalt und grau war der Februartag des Jahres 1819, an dem in den Vormittagsstunden eine schwerfällige Postkutsche durch das Potsdamer Thor zu Berlin die Leipzigerstraße hinunterrumpelte, um, links in die Friedrichstraße einbiegend, vor einem bescheidenen Hause an der Taubenstraßenecke still zu halten. Sie führte ein fahrendes Schwesternpaar nach Berlin, das dort sein Glück versuchen wollte.

Die Zeiten waren damals andere. Noch stand dem weiblichen Geschlechte nicht wie jetzt Thür und Thor offen, sich in Kunst und Wissenschaft schulgerecht auszubilden und durch eigenen Erwerb männliche Selbständigkeit zu erlangen. Die Töchter des Hauses blieben fein daheim im Kreise der Familie, erfüllten häusliche Pflichten, verschafften sich häufig auch eine schöne geistige Bildung, mit der sie aber nur selten berufsmäßig an die Öffentlichkeit traten. Es war daher kein kleines Wagnis, daß sich Karoline Bardua, von dieser Regel abweichend, ohne weiteren Schutz und Anhalt, allein auf ihr materisches Talent und ihren redlichen Willen bauend, in die große, unbekannte Hauptstadt begab, in der sie durch ihrer Hände Arbeit sich selbst und mit der Zeit auch den Ihrigen eine gesicherte Existenz zu begründen hoffte. Ihre um vieles jüngere Schwester Wilhelmine — sie selber stand damals in den Dreißigen — begleitete sie. Bisher hatten beide in Ballenstedt, Halberstadt, Weimar, Halle bei beschränkten Mitteln nur enge, kleinstädtische Verhältnisse kennen gelernt. Berlin erschien ihnen wie ein gigantisches Ungeheuer, das sie zu verschlingen drohte. Auch hatten sie in der ersten Zeit manches Fremdartige zu überwinden. Sie wichen in ihrem Anzug, ihren Gewohnheiten und Anschauungen merklich von der neu gewählten Umgebung ab, und Wilhelmine — wie damals üblich „Mine" gerufen —, deren Gemüt ohnedies eine melancholische Anlage nicht abstreifen konnte, hatte manche Stunde bangen Heimwehs durchzukämpfen, während Karoline, von einem urfrischen, heiteren Naturell unterstützt, unverdrossen an das Ungewohnte herantrat. Und wie ihre originell-liebenswürdige Eigenart ihr überall Freunde erwarb, so fehlte es auch ihrem Pinsel selbst in Berlin bald nicht an Aufträgen, die sich im Laufe der Zeit so anhäuften, daß sie ihnen kaum gerecht werden konnte.

Freilich, wenn wir dem vollendeten Können unserer jetzigen Künstler gegenüber — auch dem weniger Begabten kommt das, was er in Schulen und auf Akademien gründlich erlernt hat, zu Hilfe, immerhin Ansehbares zu leisten — die Barduaschen Bildnisse betrachten, so will es uns fast verwunderlich erscheinen, wie sie ihrer Zeit in so hohem Grade geschätzt und gesucht werden konnten. Die heutige Kritik dürfte an den meisten nur mit leisem Achselzucken vorübergehen. Karolinens Technik stand in keiner Weise auf gleicher Höhe mit ihrem Talent. Vor allem war ihre Zeichnung unsicher, ihre Farbe selten ganz wahr. Kurze Zeit hin-

durch hatte die junge Künstlerin den Unterricht Gerhardts von Kügelgen in Dresden genossen. Das Meiste aber schöpfte sie aus sich selbst, und ihre poetisch begeisterte Phantasie ließ sie dabei, immer nach Idealem strebend, häufig der Wirklichkeit allzu wenig Rechnung tragen. Ihre Kopien von der Dresdener Galerie und dem Louvre verdienen volle Anerkennung. Ihre eigenen Kompositionen aber tragen ein dilettantisches Gepräge, und ihren Bildnissen fehlt die rechte scharf individualisierende Charakteristik. Auch waltet in ihnen ein sentimental-empfindsames Etwas vor, für das unsere Zeit gar kein Verständnis mehr findet, das aber der damaligen Geschmacksrichtung entsprach, obgleich freilich Karoline Bardua darin noch einen Schritt weiter ging, wie gerade nötig. Aber mögen diese blumenbekränzten Mädchen- und Frauenköpfe auch alle gar zu überschwenglich-schwärmerisch blicken, mögen die Glieder ihrer Gestalten nicht immer ganz naturgemäß zurechtgerückt erscheinen, mag mit phantastischen Drapierungen, Sternbildern und Symbolen aller Art etwas zu verschwenderisch umgegangen werden und das einfach Natürliche dabei etwas zu kurz kommen — rein, poetisch, liebenswürdig gedacht und empfunden ist das doch alles, und das Liebenswerte in Karoline selber war es auch, was ihr die Lebenswege bahnte und sie der Freundschaft so vieler vortrefflicher und hervorragender Menschen teilhaftig werden ließ. Hatte doch selbst Goethe, voll gütigen Anteils an ihrer aufblühenden Künstlerschaft, es nicht verschmäht, sich in Weimar von der jungen Anfängerin malen zu lassen.

Im Jahre 1781 zu Ballenstedt geboren, wo ihr Vater in persönlichen, aber subalternen Diensten des regierenden Herzogs von Anhalt-Bernburg stand, war Karoline häufig zum Besuch bei Verwandten in Halberstadt. Dort lernte sie Wilhelm Körte, den Neffen Gleims, kennen. Für den „Freundschaftstempel“ Gleims hat sie später manches Bildnis gemalt. Zu ihrer heutigen trostlosen Verwahrlosung macht übrigens — beiläufig gesagt — die Erhaltung dieser immerhin litterarisch und kulturhistorisch berühmten Sammlung der sogenannten „Familienstiftung“ wenig Ehre. Körte gab der jungen Bardua einen Empfehlungsbrief an Goethe mit, als sie nach Weimar ging, um durch Hofrat Meyer, der später auch ihre Arbeiten recensierte, die erste Anleitung im Malen zu empfangen und ihre Kunstanschauungen zu bilden. Goethe fand an dem munteren enthusiastischen Mädchen mit genial frisiertem Tituskopf väterlich-freundliches Gefallen, gewährte ihr einige Sitzungen und erklärte sich, wie er selber ausgesprochen haben soll, „für die Nachwelt mit diesem Bilde wohl zufrieden“, ein Beweis, wie anspruchslos man damals in malerischer Beziehung war, denn das noch heute erhaltene Bild* dürfte jetzt wohl kaum als hervorragend gelten. Es stellt den Dichterfürsten einem römischen Imperator gleich dar, mit bloßem Hals, einen roten Mantel übergeworfen. Der grüne Damast des Hintergrundes bildet wie zufällig einen Lorbeerkranz über der hohen, noch von dunklen Haaren umrahmten Stirn.

Auch als Karoline Weimar verlassen hatte, blieb sie mit den dortigen Freunden, auch mit Goethe, in Verbindung. Mehrere von ihm an sie gerichtete Briefe sind lange erhalten geblieben. Einmal fordert er sie darin auf, Weimar bald wieder zu besuchen. Ein anderes Mal versichert er sie seines „aufrichtigsten Anteils am Wachstum ihrer Tugenden“, und als sie später zu Kügelgen in die Lehre nach Dresden ging, gab er ihr einen offenen Empfehlungsbrief mit, in dem es hieß: „wer sie freundlich aufnehme, erweise ihm selbst einen Freundschaftsdienst.“

Erst im Jahre 1827, also lange nachdem sie ihren Einzug in Berlin gehalten hatte, sollte Karoline — jetzt in Mines Begleitung — Weimar und Goethe wiedersehen. Die Schwestern hatten damals den Sommer in Heidelberg verlebt, wo Karoline zahlreiche Aufträge ausgeführt und manche interessante Bekanntschaft angeknüpft hatte. Wir nennen darunter die des Geheimen Kirchenrates Paulus, seiner Frau und seiner Tochter. Ihn schildert Mine als einen Mann von durchdringendem Verstande, ruhigen, aber kräftig bestimmten Wesens. Von seiner Frau rühmt sie es, daß man ihr, neben liebenswerter Behaglichkeit, nichts von ihrer

* Durch Vermächtnis jetzt im Besitze der Stadt Dessau.

Schriftstellerei anmerke. Die Tochter war an A. W. von Schlegel vermählt, nach wenigen Wochen aber bereits wieder von ihm getrennt, wie die Schlegel-Zeit es denn überhaupt mit den Banden der Ehe nicht allzu ernsthaft nahm. Besonders freundschaftlich hatten sich die Schwestern in Heidelberg an die Witwe des Dichters der „Luise", Heinrich Voß, Ernestine geb. Boie, angeschlossen. In edel gehaltenem Schmerz betrauerte die vortreffliche Frau damals den ungefähr vor einem Jahr von ihr geschiedenen Gatten. Ein still durchgeisteter Frieden schwebte über dem Heim der nun Einsamen, das Mine in ihrem Tagebuche überaus ansprechend schildert. Immer dufteten die schönsten Blumen in den traulichen Gemächern. Ein Vögelchen, noch ein Genosse aus glücklicher Vergangenheit, zwitscherte im Käfig am Fenster. Die alten sauberen Möbel, die Kommode aus Nußbaum erinnern Mine an manche Seenerie in der „Luise". Eine Herausgabe der noch ungedruckten Schriften des Heimgegangenen beschäftigte seine Witwe, die trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre diese litterarischen Geschäfte mit voller Klarheit und Umsicht des Geistes besorgte. Ihr ehrwürdig mildes Wesen ließ überall die „kluge, verständige Hausfrau" durchblicken, während eine tiefe Bildung, eine Fülle der Interessen die Dichtergenossin kennzeichnete. Häufig las sie den Schwestern aus alten Papieren Briefe, nachgelassene Aufsätze und Gedichte ihres Gatten vor. Auch ein Gedicht in Hexametern teilte sie ihnen mit, das sie selbst zu seinem Geburtstage in seinem Geiste gedichtet und das leicht und scherzhaft mit homerischen Versen durchwebt war. Mine, der überhaupt eine lebendige Darstellungsgabe eigen war, weiß uns die still-klare Stimmung dieser Heidelberger Herbst-Nachmittage an Mutter Voß' sauber im Garten gedecktem Kaffeetisch, neben dem blühende Asternbeete ihre Farbenpracht entfalten, nicht anmutig genug zu schildern. Und was wußte die alte Dame nicht alles zu erzählen aus bedeutender Vergangenheit, in der Klopstock, Schiller, Goethe, Gleim, Johannes von Müller und andere Berühmtheiten die Gäste ihres Hauses gewesen. Zum Abschied schenkte sie den Schwestern goldene Ringe mit Haaren ihres Mannes. Das Bild, das Karotine von ihr gemalt hatte, erfreute sich allgemeinen Beifalls.

Nach diesem sonnenheiteren Idyll im Süden Deutschlands ging die Pilgerfahrt der Schwestern wieder nordwärts und zwar nach Weimar. Karoline wollte dort die alten Freunde noch einmal besuchen. In aller Stille hegte sie auch die Hoffnung, Goethe würde ihr vielleicht zu einem zweiten Bilde sitzen, von dem sich mehr erwarten ließ wie von der damaligen Jugendarbeit. Unterdessen vertraute Mine ihrem Tagebuch an, unter welch herzbeklemmenden Ängsten sie diese Reise zurückgelegt. Sollte man es glauben? — Sie fürchtete sich vor Räubern! — Gott weiß, wie ihre zu Bangen und Sorgen geneigte Phantasie dazu gekommen war, aber der Gedanke hatte sich bei ihr festgesetzt, in den Wäldern um Eisenach herum müßten sich Räuberbanden versteckt halten. Im Geiste sah sie sich schutzlos mit der Schwester angefallen, beraubt, mißhandelt. Ihr ganzes Sein erbebte unter dieser schrecklichen Vorstellung. Endlich heißt es in dem Tagebuch: „Gottlob, die gefürchtete Stelle ist glücklich zurückgelegt. Beinahe zur fixen Idee war es bei mir geworden, daß in jenen Wäldern Räuber stecken müßten."

Auf die Stunden der Angst folgten um so schönere, genußbringende. In Weimar wurde Goethe aufgesucht. Er lud die Schwestern ein, bei ihm zu speisen, und das Tagebuch berichtet: „Als wir kamen, war schon für uns gedeckt. Goethe empfing uns viel freundlicher, wie ich gedacht hatte, und nach einem Viertelstündchen munterer Unterhaltung wies er uns gar artig unsere Plätze am Tische an. Wir mußten uns zu seinen Seiten setzen. Ich wurde bald unbefangener und konnte allerlei sprechen. Ein glücklicher Mittag! — Goethe war freundlich, sprach und lachte, und wir saßen lange bei Tisch. In später Dämmerung empfahlen wir uns, wobei er uns noch freundlich die Hände reichte. Mit dem Malen ist es freilich nichts geworden. Goethe klagte über seine wenigen freien Stunden, und unbescheiden sein mochte Karoline nicht. Goethe hat ziemlich ganz den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartet hatte. Manchen steinernen Augenblick hätte ich weggewünscht. Ich hatte mich vorher entsetzlich geängstigt, wurde aber bald

eine eigene Art zu erzählen, den Kontrast mit den heimischen engen Verhältnissen kichernd zu betonen, so daß sich tausend kleine Stacheln in die Seelen der Hörer einbohren.

Die Schwestern sind fort zu ihren Schülerinnen, und Lore macht Toilette. O, wie lange das dauert! In ihrem aufreibenden Zustand von Mattigkeit und Erregung sitzt die Kranke in ihrem Lehnstuhl und blickt hinaus in das leichtverhüllte Blau des Sommerhimmels, auf die oberen Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser, aus deren Fenstern die fleißigen Haustöchter ihre Staubtücher ausschütteln, auf die steilen rotscheckiger Ziegeldächer, wo die langgeschwänzten Schwalben schwatzend ausruhen.

Unter allen diesen Dächern wohnen Mütter. Aber keine von ihnen kann von einem so märchenhaften Glück eines Kindes erzählen wie sie, keine — keine —

Da drüben der junge Hartwig ist auch zum Besuch der Seinen hier. Dort tritt Frau Hartwig ans Fenster — ihr Sohn schleicht von hinten heran, hält ihr die Augen zu. Und nun lachen sie und küssen sich und lehnen plaudernd dicht aneinander geschmiegt auf den verschränkten Armen im engen Fensterrahmen. Und er ist doch nur ein Uhrmachergehilfe in Genf, mit fünfzehnhundert Franken Gehalt.

Sie kann den Blick nicht losreißen von den beiden. Und plötzlich rollen ihr zwei Thränen über die Wangen.

So thöricht! Aber sie ist ja doch die glücklichste Mutter. Ihr Liebling ist anders als andere — nun ja; Lore gehört einer fremden Sphäre an, deren Lebensbedingungen wir aus unserer Enge heraus nicht zu beurteilen vermögen.

Da kommt sie, zum Ausgehen angezogen. Die rötliche Seide knistert und glänzt; die Federn des Riesenhutes nicken; aus hochgebauschten Rüschen blickt das feine bleiche Gesichtchen pikant hervor.

„Aber, Lore — hier in der Kleinstadt — so auf die Straße zu gehen! Die Leute bleiben ja stehen!“

„O, das will ich ja gerade! I like that. Es wird zum Totlachen sein!“

Da klopft es. Die Aufwärterin stößt die Thür auf. Ein großer junger blonder Mann, etwas zur Fülle neigend, einen ungefaßten Kneifer über den schmalgeschnittenen blauen Augen, tritt ein, mit einem Strauß gelber Rosen bewaffnet, bleibt verwirrt stehen und macht ein paar kurze rasche Verbeugungen.

„Oh — how funny — Mr. Kollmann?“

Das klirrende Lachen will nicht mehr enden. Jetzt sitzt er den Frauen gegenüber; das volle hübsche Gesicht ist dunkelrot vor Verlegenheit, und jeden Augenblick muß er den blonden Haarbüschel aus der Stirn werfen. Lore dreht seine Rosen in der Hand und hält sie prüfend an den Gürtel ihres Kleides.

„Schade, sie passen nicht zum Anzug. Sie hätten dunkelrote bringen sollen. Also — Sie haben noch Interesse für mich? Alte Liebe rostet nicht — hihihi — ach, leugnen Sie doch nicht — Sie waren schrecklich in mich verliebt; hoffentlich ist kein Rest mehr davon vorhanden, es wäre tragisch! Ich bin ja auch eine uralte Familienmutter, sehen Sie, das Bild meiner Kinder!“ Sie küßt die Photographie. „Arme süße Kleinen, ist eure böse häßliche Mama so weit von euch fortgereist!“

Sie liebt die Kinder doch! zwingt sich die Mutter zu denken.

„Wissen Sie, daß Sie hübscher geworden sind? Wirklich, ein schöner Mann; das Volle steht Ihnen. Wie dick hier alle Menschen werden! Für Herren ist das hübsch, aber die Frauen sehen entsetzlich aus. Was für Taillen haben meine Schwestern! Gräßlich! — Und Sie sind Compagnon geworden — und noch unverheiratet? Warum denn?“

Sie lacht und droht ihm mit dem Finger. Er weiß nicht, wohin er blicken soll; verlegen beißt er das Schnurrbärtchen und zieht die schlecht sitzende graue Weste herunter. Warum hat er sich nicht schwarz angezogen! So gedankenlos zu sein!

„Wenn ich damals nicht nach England gegangen wäre —“ sie sucht mit spitzbübischem Blick seine Augen, die hilflos umherirren. Und plötzlich wird sie ernst und blickt seufzend ins Leere. „Aber wir wissen unser Glück nicht zu finden. Wir suchen es draußen — im Glanze — und vielleicht ist es — ganz wo anders —“

Was ist das? denkt die erschrockene Mut-

ter. Sollte die lachende Frucht dieses Glükkes innen wurmstichig sein?

Leise tastet sie nach Lores Hand und versucht ihr ins Gesicht zu schauen. Aber die junge Frau hat in ihrem Lieblingsspiel die Anwesenheit ihrer Mutter vergessen. Heimlich beobachtend streift ihr Auge das plötzlich erblaßte Gesicht ihres Besuchers.

O, wie das kranke Mutterherz sich so schmerzlich zusammenzieht!

* * *

Seltsam fremdartig nehmen die stolzen Palmen sich in dem bescheidenen Zimmer der kranken Witwe aus. Fächerpalmen schatten mit gespreizten grünen Riesenhänden, der Phönix streckt seine gefiederten zierlichen Wedel empor; um ihre thönernen Kübel sind buntfarbige Seidenshawls geschickt drapiert. Wie kommen wir hierher — in diese Dürftigkeit? scheinen sie zu fragen. Und ein schöner Fremdling gleich ihnen, kauert die junge Frau in dem grünlichen Halbschatten dieses künstlichen Tropenwaldes, umgeben von den Hollbrunner Jugendbekannten, und erzählt. Es ist immer dasselbe: die dinners, die garden-parties, die Toiletten, die vornehmen Verehrer und Bekanntschaften; und diese ganze schimmernde Welt kreist um einen reizenden kleinen Mittelpunkt: Ich — Ich — Ich! Lore — nein, Frau Eleanor ist die Sonne dieses wirbelnden Planetensystems. Sie sieht nicht die vergessene alternde Frau, die in ihrem Lehnstuhl auf dem gewohnten Fensterplatz hinter den Palmen verborgen sitzt und der beim immer erneuten Anhören dieser Dinge das leidengefurchte Gesicht allmählich zu erstarren scheint. Sie sieht nicht die heimlich gewechselten belustigten Blicke ihrer Zuhörer, die einander mit dem Ellenbogen auf diesen und jenen Haupteffekt aufmerksam machen.

„Merkst du denn nicht, wie sie dich aufziehen, wie sie sich über dich lustig machen?" fragt die erbarmungslose Käthe, die, aus der Schule kommend, sich hier und da den Sitzungen anschließt.

„Du bist neidisch, mein Kind, und die übrigen Hollbrunner nicht minder," erwidert Lore mit überlegenem Achselzucken.

Käthe lacht. „Neidisch sind nur die Beschränkten. Aber die Gescheiten, weißt du, die sind in Hollbrunn ebenso gescheit, wie anderswo."

Thilda ist mehr als je um die Mutter bemüht. Sobald sie heimkommt, schlüpft sie hinter die Palmen, fragt, berichtet, scherzt und sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Innigkeit auszugleichen, was die Kranke von anderer Seite entbehren muß. Merkwürdig, wie wenig dabei von Lore die Rede ist. Nur von Zeit zu Zeit sucht Thilda, wie beiläufig, einfließen zu lassen, wie veränderte Verhältnisse notwendig auch die Menschen ummodeln, und daß sich oft in der wunderlichsten Hülle dennoch ein solider Kern verberge. Dann schüttelt die Mutter wie abwehrend den Kopf, aber ihr matter werdendes Auge ruht mit Wärme und Zärtlichkeit auf der jüngsten Tochter, daß Thilda sich erschüttert abwenden muß. Diese Liebe prägte sich sonst nur in Gedanken an das ferne Glückskind in den teuren Zügen aus.

Selbst wenn Kollmann erscheint, und er kommt jetzt alltäglich, bleibt Thilda meist hinter den Palmen verborgen bei der Mutter und späht mit Bangen hinter der grünen gefiederten Wand hervor. Auch sie leidet, und das Leiden macht sie ihrer Mutter ähnlicher. Sobald Kollmann eintritt, ändert Lore das Gesprächsthema; von den Ufern der rauschenden Gegenwart tritt sie an das stille idyllische Gestade der Vergangenheit zurück, und nur von Zeit zu Zeit läßt sie ein magisches verwirrendes Licht hinter dem Vorhang her auf die altvertrauten Gegenstände fallen. „Wie schön war es damals — wissen Sie noch? Die Waldspaziergänge, die Tänzchen im Freien, die Heimbegleitung vom Gesangverein ... Und jetzt?!" Ein kurzes Schweigen, ein verhaltener Seufzer, ein Blick ins Leere.

Mein Gott, man muß sich doch ein bißchen amüsieren in dem alten langweiligen Nest — und wenn auch nur mit einem shopkeeper. Lady Hazardon erfährt es ja nicht. Und man kann sich so nebenbei ein bißchen üben für die kommende season ...

Apropos — season! „Mamma dear, ich habe ganz vergessen: morgen reise ich nach London!"

Sie sagt das so nebenbei, als wolle sie ankündigen, sie gehe nebenan in den Putz-

warenladen, und weidet sich an den verblüfften Gesichtern der Ihrigen. Auch Kollmann ist zum Kaffee dageblieben; schnell setzt er die Steinguttasse — Lore scheint das versprochene Service vergessen zu haben — aus der Hand und blickt die junge Frau erschreckt an.

„Das ist hoffentlich nur Scherz, Lore," sagt die Mutter mit unsicherer Stimme.

„Oh dear — no! Ich muß mir in London ein paar Kleider zur Season machen lassen. Und dann treff ich jetzt meine Freundin, die Viscounteß of Gilley dort, die mir eine ganz vorzügliche und billige Schneiderin empfehlen will. Ihr wißt, ich muß mit meinem Nadelgeld rechnen. Mehr als zweihundert Pfund darf die ganze Geschichte nicht kosten. Entschuldigen Sie, daß ich diese langweiligen Dinge vor Ihnen verhandle," wendet sie sich mit bezauberndem Lächeln an Kollmann, „ich betrachte Sie als Hausfreund."

„Jetzt schon — willst du fort?" stammelt die Mutter erbleichend.

„O, sie ist ja schon ganze sechs Tage hier!" bemerkt Käthe spitz. „Die vornehme Dame langweilt sich —"

„Bosh! Ich habe drüben zu thun, ich darf die Viscounteß nicht verfehlen, besonders meiner Toilette wegen. Ich komme ja noch einmal zurück, bevor ich nach Biarritz —"

„Nach Biarritz willst du auch noch!" ruft Käthe.

„Mama hatte darauf gerechnet, dich die ganzen vier Monate —" wagt Thilda einzuschalten.

„Hier zu behalten?" vollendet Lore lachend. „Ja, um Himmels willen, was sollt ich denn so lange hier anfangen?! Ich würde mich zu Tode langweilen — und euch ebenfalls," setzt sie nach einem Blick auf Kollmann hinzu.

„Sehen Sie — Ihre Mutter, gnädige Frau!" murmelt der junge Mann.

Alle blicken auf die Kranke. Sie ist ganz in sich zusammengesunken; jetzt bäumt sie sich vor, ihr Antlitz ist entstellt, die ganze Gestalt beginnt zu zucken. Käthe und Thilda beugen sich über sie.

„Gracious Heavens — so etwas kann ich nicht sehen!" schreit Lore auf und stürzt, die Hände vor den Augen, in ihr Schlafzimmer.

Eine Viertelstunde später steht der Arzt, den Kollmann herbeigeholt, am Bette der Kranken. Sie liegt jetzt ganz ruhig; die halbgeöffneten Augen sind gleichgültigen Blickes ins Leere gerichtet.

„Geht es zu Ende, Herr Doktor?" fragt sie leise.

Der Arzt legt ihre Hand, deren Puls er in der seinen gehalten, behutsam aufs Bett. „Wo denken Sie hin, Frau Bürger!" versetzt er in ermutigendem Ton. „Eine Frau mit Ihrer Willenskraft! Wir haben dies nun schon manchmal glücklich durchgemacht — und jedesmal sagten Sie: Ich will noch nicht sterben! Sehen Sie — das brauchen Sie sich jetzt nur zu wiederholen —"

„Wozu soll ich noch wollen!" flüstert sie. „Ich habe ja nichts Gutes mehr zu erwarten ..."

Sie schließt die Augen. Der Arzt blickt die beiden Mädchen mit besorgtem Kopfschütteln an und geht. Thilda springt auf und eilt geräuschlos ins Wohnzimmer, wo Kollmann, die Hände auf dem Rücken, auf und ab schreitet.

„Wie steht es?" fragt er stehen bleibend.

„Ich fürchte — schlecht," stammelt sie aus gepreßter Kehle. „Wenn Lore fortreist — Sie müssen sie überreden, hier zu bleiben, nach uns hört sie nicht."

„Aber — nach mir — auch nicht," sagt er verlegen.

„Ja — nach Ihnen —" Sie kann nicht weiter; die Thränen stürzen ihr aus den Augen.

Er hascht nach der Hand der Enteilenden und klopft sodann an Lores Thür.

„Wer ist da?"

„Ich — Kollmann. Kommen Sie — bitte — einen Augenblick!"

Sie tritt heraus und blickt ihn ungeduldig an. In der Hand trägt sie ein elegantes Reisenecessaire, das sie ordnet.

„Wie geht es meiner Mutter?"

„Leider nicht sehr — nicht gut, gnädige Frau. Sie thun am besten, Ihre Reise nach London aufzuschieben."

„Ist denn eine augenblickliche Lebensgefahr vorhanden?"

„Ich weiß nicht — hoffentlich nicht. Aber Frau Bürger grämt sich über Ihre schnelle Abreise, und in ihrem jetzigen Zustande kann

ihr jede Erregung verhängnisvoll werden. Ich weiß das von früheren Anfällen."

Lore wendet den Kopf nach rechts und links und zuckt die Achseln. Dann setzt sie sich auf eine Stuhlecke und weht sich mit dem lebendigen grünen Riesenfächer eines Palmenblattes Kühlung zu.

„Dies ist doch nun Thorheit," versetzt sie mit kaum verhohlener Ungeduld. „Meine Mutter hat mich jahrelang entbehrt, und nun soll sie eine Trennung von drei Wochen nicht ertragen können. Sehen Sie — da ist der Brief meiner Freundin" — sie weist ein Couvert mit englischer Marke und steiler Handschrift vor — „es ist für mich im höchsten Grade wichtig, sie dort zu treffen, und schon nächste Woche verläßt sie London."

„Um so wertvoller ist das Opfer, das Sie Ihrer Mutter bringen — — und es wird wohl leider — das letzte sein."

Sie hat die Spitze des Palmenblattes zwischen die Zähne geklemmt und lächelt.

„Ach — mein Lieber, das Prophezeien kleidet Sie nicht," sagt sie undeutlich und heftet ihren gefährlichsten Schelmenblick auf ihn. „Wissen Sie — ich glaube fast, Sie plaidieren — in eigener Sache!"

Eine Blutwelle kommt und geht in seinem Gesicht. Der Gedanke, daß sie jetzt, in diesem ernsten Augenblicke, kokettieren kann, packt ihn mit zorniger Gewalt und siegt selbst über die alte Leidenschaft, die in diesen Tagen neue Blüten getrieben hat; der Schüchterne wird plötzlich beredt.

„Wissen Sie, daß Sie das herzloseste Geschöpf sind, das mir je in den Weg gekommen ist!" raunt er ihr durch die geschlossenen Zähne zu. Und dann, entsetzt über seine unerhörte Kühnheit, starrt er sie an. Sie lacht geräuschlos und spaltet die Spitze des Palmenblattes mit den Zähnen in feine Fäden.

„Eine alte Geschichte. Aber das hat mir nie etwas geschadet — im Gegenteil. Ihr seid ja doch alle in mich verliebt — und Mama auch. Mit einem sogenannten edlen Charakter kommt man nicht weit in der Welt; die alten Jungfern sind fast alle edle Charaktere. Wenn Sie den Charakter höher schätzten als das Äußere, so müßten Sie nicht in mich verliebt sein, sondern in Thilda!"

„Das bin ich auch!" ruft er außer sich. Und er ist plötzlich fest überzeugt von dem, was er sagt.

Ihr klirrendes Lachen tönt überlaut durchs Stübchen. Heftig faßt er ihr Handgelenk und deutet mit einer Kopfbewegung auf die Thür des Krankenzimmers.

„Lachen Sie nicht — Sie töten Ihre Mutter!"

„Werden Sie nicht pathetisch, Sie Racheengel!" lacht sie und verschwindet aufs neue hinter ihrer Zimmerthür.

* * *

Lore ist abgereist. Und drinnen in dem kleinen Krankenzimmer ebbt ein Leben langsam, langsam hin, dem großen Todesmeere entgegen.

Eine Freude hat die Kranke noch erlebt, eine ganz unerwartete: Kollmann hat um Thildas Hand angehalten. Wie betäubt hat das gute Mädchen die unglaubliche Glücksbotschaft angehört. Aber jetzt hat sie keine Zeit, sich das Überwältigende klar zu machen; die bange Sorge um die geliebte Kranke hält alle ihre Kräfte angespannt.

Und Kollmann? Er weiß, daß er geliebt wird, daß es Thilda gelingen wird, ihn glücklich — ihn vergessen zu machen. Wie oft ist das Bewußtsein des Geliebtwerdens das Surrogat für das Liebesglück!

Freundlich, dankbar ruht oft das Auge der Kranken auf den Gesichtern ihrer Kinder, die, bleich vom Nachtwachen, sich in ihrem Kummer immer noch ein Lächeln abzuzwingen wissen, um sie zu ermutigen, sie aufzuheitern. Und dann wieder irrt der Blick ins Weite, unruhig, suchend ... „Die Liebe erträgt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles — die Liebe höret nimmer auf." ... Die Schwestern wechseln einen ängstlichen Blick. Wenn Lore nicht mehr zeitig käme!

Jeden Morgen ist der Arzt im stillen verwundert, den zarten Lebensfaden noch vibrieren zu sehen. Es ist doch noch ein leises Wollen in ihr, noch ein Erwarten: ein Warten auf diejenige, der ihr letzter Blick gelten soll.

Die Tage schleichen, reihen sich zu Wochen. Endlich ein Telegramm: Lore kehrt zurück!

Matt und rasch atmend liegt die Sterbende da; ihre letzte Lebenskraft sammelt sich zu einem gespannten Lauschen. Und wieder, wie vor einem Monat, das Geräusch eines Wagens vor dem Hause, wieder das Gepolter von Koffern auf der Treppe ... „Mamma dear — oh Mamma dear!"

Ein seliges Lächeln geht über das Gesicht der Sterbenden; die tastende Hand sucht noch das Köpfchen der jungen Frau zu berühren, die vor dem Bette auf den Knien liegt. — Ein kaum hörbarer Seufzer — dann ist es vorbei.

Weinend umknien die Kinder die letzte Lagerstätte der teuren Mutter. Es kann ja nicht sein — o, es kann, es kann ja nicht sein! Wie denn weiter leben, wenn sie nicht mehr ist —!

Die erste, die sich erhebt, ist Lore. Sie schleicht hinüber in ihr Zimmer, studiert kopfschüttelnd im Spiegel ihr verweintes, geschwollenes Gesicht und kühlt es mit Wasser. Dann macht sie sorgsam Trauertoilette; sie besitzt alles dazu Nötige.

Im Wohnzimmer blickt sie sich um. Düster und reglos stehen die Palmen. Sie löst die bunten Seidenshawls von den Thonkübeln, legt sie sorgsam zusammen und holt aus der unerschöpflichen Tiefe eines ihrer Koffer eine Anzahl schwarzer Kreppshawls, die sie um die Palmentöpfe drapiert.

Das ist Lores Trauer ...

Draußen auf dem Korridor türmen sich die Koffer mit den neuen Londoner Toiletten für die kommende season. Wenn sie nur hier jemand wüßte, dem sie dieselben zeigen könnte — die wundervollen schimmernden Schöpfungen der englischen Nadelkünstlerin!

Drüben überm Meer aber werden sie ein siegreiches Auferstehen feiern. Dort weiß niemand, daß Frau Eleanor „Trauer bekommen" hat.

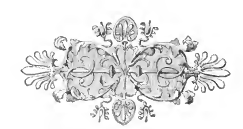
Ob sie sich in Biarritz schwarz kleiden soll? Hm — das muß noch überlegt werden ...

Sie lauscht an der Thür des Sterbezimmers. Dort knien die Geschwister noch immer mit dem Schwager shopkeeper.

Sie hört den Schritt des Arztes die Treppe heraufkommen, hört ihn ins Sterbezimmer treten. Das Schluchzen wird laut, leidenschaftlich — dann verstummt es. Horch — was sagt der Arzt?

„Sie lebte von einer Hoffnung und starb an einer Enttäuschung ..."

Frau Eleanor wird niemals wieder nach Europa kommen.





Die Schwestern Bardua.

Ein Lebensbild
von
Walther Schwarz.

Kalt und grau war der Februartag des Jahres 1819, an dem in den Vormittagsstunden eine schwerfällige Postkutsche durch das Potsdamer Thor zu Berlin die Leipzigerstraße hinunterrumpelte, um, links in die Friedrichstraße einbiegend, vor einem bescheidenen Hause an der Taubenstraßenecke still zu halten. Sie führte ein fahrendes Schwesternpaar nach Berlin, das dort sein Glück versuchen wollte.

Die Zeiten waren damals andere. Noch stand dem weiblichen Geschlechte nicht wie jetzt Thür und Thor offen, sich in Kunst und Wissenschaft schulgerecht auszubilden und durch eigenen Erwerb männliche Selbständigkeit zu erlangen. Die Töchter des Hauses blieben fein daheim im Kreise der Familie, erfüllten häusliche Pflichten, verschafften sich häufig auch eine schöne geistige Bildung, mit der sie aber nur selten berufsmäßig an die Öffentlichkeit traten. Es war daher kein kleines Wagnis, daß sich Karoline Bardua, von dieser Regel abweichend, ohne weiteren Schutz und Anhalt, allein auf ihr malerisches Talent und ihren redlichen Willen bauend, in die große, unbekannte Hauptstadt begab, in der sie durch ihrer Hände Arbeit sich selbst und mit der Zeit auch den Ihrigen eine gesicherte Existenz zu begründen hoffte. Ihre um vieles jüngere Schwester Wilhelmine — sie selber stand damals in den Dreißigen — begleitete sie. Bisher hatten beide in Ballenstedt, Halberstadt, Weimar, Halle bei beschränkten Mitteln nur enge, kleinstädtische Verhältnisse kennen gelernt. Berlin erschien ihnen wie ein gigantisches Ungeheuer, das sie zu verschlingen drohte. Auch hatten sie in der ersten Zeit manches Fremdartige zu überwinden. Sie wichen in ihrem Anzug, ihren Gewohnheiten und Anschauungen merklich von der neu gewählten Umgebung ab, und Wilhelmine — wie damals üblich „Mine“ gerufen —, deren Gemüt ohnedies eine melancholische Anlage nicht abstreifen konnte, hatte manche Stunde bangen Heimwehs durchzukämpfen, während Karoline, von einem urfrischen, heiteren Naturell unterstützt, unverdrossen an das Ungewohnte herantrat. Und wie ihre originell-liebenswürdige Eigenart ihr überall Freunde erwarb, so fehlte es auch ihrem Pinsel selbst in Berlin bald nicht an Aufträgen, die sich im Laufe der Zeit so anhäuften, daß sie ihnen kaum gerecht werden konnte.

Freilich, wenn wir dem vollendeten Können unserer jetzigen Künstler gegenüber — auch dem weniger Begabten kommt das, was er in Schulen und auf Akademien gründlich erlernt hat, zu Hilfe, immerhin Ansehbares zu leisten — die Barduaschen Bildnisse betrachten, so will es uns fast verwunderlich erscheinen, wie sie ihrer Zeit in so hohem Grade geschätzt und gesucht werden konnten. Die heutige Kritik dürfte an den meisten nur mit leisem Achselzucken vorübergehen. Karolinens Technik stand in keiner Weise auf gleicher Höhe mit ihrem Talent. Vor allem war ihre Zeichnung unsicher, ihre Farbe selten ganz wahr. Kurze Zeit hin-

durch hatte die junge Künstlerin den Unterricht Gerhardts von Kügelgen in Dresden genossen. Das Meiste aber schöpfte sie aus sich selbst, und ihre poetisch begeisterte Phantasie ließ sie dabei, immer nach Idealem strebend, häufig der Wirklichkeit allzu wenig Rechnung tragen. Ihre Kopien von der Dresdener Galerie und dem Louvre verdienen volle Anerkennung. Ihre eigenen Kompositionen aber tragen ein dilettantisches Gepräge, und ihren Bildnissen fehlt die rechte scharf individualisierende Charakteristik. Auch waltet in ihnen ein sentimental-empfindsames Etwas vor, für das unsere Zeit gar kein Verständnis mehr findet, das aber der damaligen Geschmacksrichtung entsprach, obgleich freilich Karoline Bardua darin noch einen Schritt weiter ging, wie gerade nötig. Aber mögen diese blumenbekränzten Mädchen- und Frauenköpfe auch alle gar zu überschwenglich-schwärmerisch blicken, mögen die Glieder ihrer Gestalten nicht immer ganz naturgemäß zurechtgerückt erscheinen, mag mit phantastischen Drapierungen, Sternbildern und Symbolen aller Art etwas zu verschwenderisch umgegangen werden und das einfach Natürliche dabei etwas zu kurz kommen — rein, poetisch, liebenswürdig gedacht und empfunden ist das doch alles, und das Liebenswerte in Karoline selber war es auch, was ihr die Lebenswege bahnte und sie der Freundschaft so vieler vortrefflicher und hervorragender Menschen teilhaftig werden ließ. Hatte doch selbst Goethe, voll gütigen Anteils an ihrer aufblühenden Künstlerschaft, es nicht verschmäht, sich in Weimar von der jungen Anfängerin malen zu lassen.

Im Jahre 1781 zu Ballenstedt geboren, wo ihr Vater in persönlichen, aber subalternen Diensten des regierenden Herzogs von Anhalt-Bernburg stand, war Karoline häufig zum Besuch bei Verwandten in Halberstadt. Dort lernte sie Wilhelm Körte, den Neffen Gleims, kennen. Für den „Freundschaftstempel“ Gleims hat sie später manches Bildnis gemalt. In ihrer heutigen trostlosen Verwahrlosung macht übrigens — beiläufig gesagt — die Erhaltung dieser immerhin litterarisch und kulturhistorisch berühmten Sammlung der sogenannten „Familienstiftung“ wenig Ehre. Körte gab der jungen Bardua einen Empfehlungsbrief an Goethe mit, als sie nach Weimar ging, um durch Hofrat Meyer, der später auch ihre Arbeiten recensierte, die erste Anleitung im Malen zu empfangen und ihre Kunstanschauungen zu bilden. Goethe fand an dem munteren enthusiastischen Mädchen mit genial frisiertem Tituskopf väterlich-freundliches Gefallen, gewährte ihr einige Sitzungen und erklärte sich, wie er selber ausgesprochen haben soll, „für die Nachwelt mit diesem Bilde wohl zufrieden“, ein Beweis, wie anspruchslos man damals in malerischer Beziehung war, denn das noch heute erhaltene Bild* dürfte jetzt wohl kaum als hervorragend gelten. Es stellt den Dichterfürsten einem römischen Imperator gleich dar, mit bloßem Hals, einen roten Mantel übergeworfen. Der grüne Damast des Hintergrundes bildet wie zufällig einen Lorbeerkranz über der hohen, noch von dunklen Haaren umrahmten Stirn.

Auch als Karoline Weimar verlassen hatte, blieb sie mit den dortigen Freunden, auch mit Goethe, in Verbindung. Mehrere von ihm an sie gerichtete Briefe sind lange erhalten geblieben. Einmal fordert er sie darin auf, Weimar bald wieder zu besuchen. Ein anderes Mal versichert er sie seines „aufrichtigsten Anteils am Wachstum ihrer Tugenden“, und als sie später zu Kügelgen in die Lehre nach Dresden ging, gab er ihr einen offenen Empfehlungsbrief mit, in dem es hieß: „wer sie freundlich aufnehme, erweise ihm selbst einen Freundschaftsdienst.“

Erst im Jahre 1827, also lange nachdem sie ihren Einzug in Berlin gehalten hatte, sollte Karoline — jetzt in Mines Begleitung — Weimar und Goethe wiedersehen. Die Schwestern hatten damals den Sommer in Heidelberg verlebt, wo Karoline zahlreiche Aufträge ausgeführt und manche interessante Bekanntschaft angeknüpft hatte. Wir nennen darunter die des Geheimen Kirchenrates Paulus, seiner Frau und seiner Tochter. Ihn schildert Mine als einen Mann von durchdringendem Verstande, ruhigen, aber kräftig bestimmten Wesens. Von seiner Frau rühmt sie es, daß man ihr, neben liebenswerter Behaglichkeit, nichts von ihrer

* Durch Vermächtnis jetzt im Besitze der Stadt Dessau.

Schriftstellerei anmerke. Die Tochter war an A. W. von Schlegel vermählt, nach wenigen Wochen aber bereits wieder von ihm getrennt, wie die Schlegel-Zeit es denn überhaupt mit den Banden der Ehe nicht allzu ernsthaft nahm. Besonders freundschaftlich hatten sich die Schwestern in Heidelberg an die Witwe des Dichters der „Luise", Heinrich Voß, Ernestine geb. Boie, angeschlossen. In edel gehaltenem Schmerz betrauerte die vortreffliche Frau damals den ungefähr vor einem Jahr von ihr geschiedenen Gatten. Ein still durchgeisteter Frieden schwebte über dem Heim der nun Einsamen, das Mine in ihrem Tagebuche überaus ansprechend schildert. Immer dufteten die schönsten Blumen in den traulichen Gemächern. Ein Vögelchen, noch ein Genosse aus glücklicher Vergangenheit, zwitscherte im Käfig am Fenster. Die alten sauberen Möbel, die Kommode aus Nußbaum erinnern Mine an manche Scenerie in der „Luise". Eine Herausgabe der noch ungedruckten Schriften des Heimgegangenen beschäftigte seine Witwe, die trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre diese litterarischen Geschäfte mit voller Klarheit und Umsicht des Geistes besorgte. Ihr ehrwürdig mildes Wesen ließ überall die „kluge, verständige Hausfrau" durchblicken, während eine tiefe Bildung, eine Fülle der Interessen die Dichtergenossin kennzeichnete. Häufig las sie den Schwestern aus alten Papieren Briefe, nachgelassene Aufsätze und Gedichte ihres Gatten vor. Auch ein Gedicht in Hexametern teilte sie ihnen mit, das sie selbst zu seinem Geburtstage in seinem Geiste gedichtet und das leicht und scherzhaft mit homerischen Versen durchwebt war. Mine, der überhaupt eine lebendige Darstellungsgabe eigen war, weiß uns die still-klare Stimmung dieser Heidelberger Herbst-Nachmittage an Mutter Voß' sauber im Garten gedecktem Kaffeetisch, neben dem blühende Asternbeete ihre Farbenpracht entfalten, nicht anmutig genug zu schildern. Und was wußte die alte Dame nicht alles zu erzählen aus bedeutender Vergangenheit, in der Klopstock, Schiller, Goethe, Gleim, Johannes von Müller und andere Berühmtheiten die Gäste ihres Hauses gewesen. Zum Abschied schenkte sie den Schwestern goldene Ringe mit Haaren ihres Mannes. Das Bild, das Karoline von ihr gemalt hatte, erfreute sich allgemeinen Beifalls.

Nach diesem sonnenhellen Idyll im Süden Deutschlands ging die Pilgerfahrt der Schwestern wieder nordwärts und zwar nach Weimar. Karoline wollte dort die alten Freunde noch einmal besuchen. In aller Stille hegte sie auch die Hoffnung, Goethe würde ihr vielleicht zu einem zweiten Bilde sitzen, von dem sich mehr erwarten ließ wie von der damaligen Jugendarbeit. Unterdessen vertraute Mine ihrem Tagebuch an, unter welch herzbeklemmenden Ängsten sie diese Reise zurückgelegt. Sollte man es glauben? — Sie fürchtete sich vor Räubern! — Gott weiß, wie ihre zu Bangen und Sorgen geneigte Phantasie dazu gekommen war, aber der Gedanke hatte sich bei ihr festgesetzt, in den Wäldern um Eisenach herum müßten sich Räuberbanden versteckt halten. Im Geiste sah sie sich schutzlos mit der Schwester angefallen, beraubt, mißhandelt. Ihr ganzes Sein erbebte unter dieser schrecklichen Vorstellung. Endlich heißt es in dem Tagebuch: „Gottlob, die gefürchtete Stelle ist glücklich zurückgelegt. Beinahe zur fixen Idee war es bei mir geworden, daß in jenen Wäldern Räuber stecken müßten."

Auf die Stunden der Angst folgten um so schönere, genußbringende. In Weimar wurde Goethe aufgesucht. Er lud die Schwestern ein, bei ihm zu speisen, und das Tagebuch berichtet: „Als wir kamen, war schon für uns gedeckt. Goethe empfing uns viel freundlicher, wie ich gedacht hatte, und nach einem Viertelstündchen munterer Unterhaltung wies er uns gar artig unsere Plätze am Tische an. Wir mußten uns zu seinen Seiten setzen. Ich wurde bald unbefangener und konnte allerlei sprechen. Ein glücklicher Mittag! — Goethe war freundlich, sprach und lachte, und wir saßen lange bei Tisch. In später Dämmerung empfahlen wir uns, wobei er uns noch freundlich die Hände reichte. Mit dem Malen ist es freilich nichts geworden. Goethe klagte über seine wenigen freien Stunden, und unbescheiden sein mochte Karoline nicht. Goethe hat ziemlich ganz den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartet hatte. Manchen steinernen Augenblick hätte ich weggewünscht. Ich hatte mich vorher entsetzlich geängstigt, wurde aber bald

ruhiger, als wir ein paar Worte mit ihm gesprochen hatten. Der Mittag ist mir doch die Krone unserer ganzen schönen Reise. Abends waren wir bei Johanna Schopenhauer, die uns gleich für den folgenden Mittag einlud. Wir gingen mit ihr ins Theater. Die Jagemann spielte die Lady Macbeth und hernach mußten wir noch bei der Schopenhauer zu Abend essen. Heute sind wir wieder bei ihr. Diesen Mittag essen wir bei der Malerin Luise Seidler. Alle sind sehr freundlich und gütig gegen uns." — So weit Wilhelmine.

Um das Kapitel „Goethe" nicht auseinanderzureißen, haben wir in unserer Betrachtung des Barduaschen Künstlerlebens weit vorausgegriffen. Kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, da die Schwestern in Berlin eintrafen, das mit Unterbrechung verschiedener Kunstreisen und Freundesbesuche bis an ihren Lebensabend ihr dauernder Aufenthalt blieb.



Karoline Bardua. Nach einer Zeichnung von Anton Graff.

Sie hatten zahlreiche Empfehlungen mitgebracht, und bald thaten sich ihnen die besten Häuser der Hauptstadt auf. Die Empfangsabende beim Staatsrat Hufeland wurden besucht und boten Gelegenheit, das ganze berühmte Berlin wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Hier sahen sie den „Doktor Alexander von Humboldt", dessen Vorlesungen damals die ganze gebildete Welt elektrisierten und das Gesprächsthema aller ästhetischen Theegesellschaften ausmachten. Dreimal hat auch Mine sie besucht. Sie gesteht aber ehrlich, daß sie auch gar nichts davon verstanden habe. Ob es nicht auch anderen in dem ausgesucht eleganten Publikum ähnlich ergangen sein mag? — Mine scheint es anzunehmen, denn sie schreibt: „Der Hof, die Minister, Generäle, Grafen, Barone und was sonst zur vornehmen Welt von Berlin rechnet, war versammelt. Da sieht man die schönsten, stolzesten Frauen in Sammet, Zobel und Blonden gekleidet. Der bunte Anblick müßte für jeden überraschend sein, der in den Saal tritt. Aber die lieben Frauen, sagt mir eine Stimme, gehen auch nur um dieses Glanzes willen hin, denn wo ist in ihren Zügen eine Spur von der Sammlung, von dem Ernste zu sehen, mit dem die gelehrten Worte des merkwürdigen Mannes gehört sein wollen, um nicht nutzlos am Ohr vorüber zu schweben. Gerade den Berlinerinnen traue ich am wenigsten Sinn für die Natur zu, deren vertrautester Freund Humboldt ist. Um ihr in ihre Tiefen zu folgen und das Gewaltige und Erhabene in ihr mit Liebe zu umfassen, muß man schon mehr mit ihr gelebt haben, als es in den Neigungen dieser Damen zu liegen pflegt."

Bei Hufeland war es auch, wo Mine

eines Abends ein Gespräch zwischen dem Wirt des Hauses und dem Hofprediger Strauß mit anhörte, welches ihr Eindruck machte. Von Luther war die Rede, vom Werke der Reformation. Strauß bemerkte, daß, als er zuerst in die Gegend von Wittenberg gekommen, es ihm besonders klar geworden sei, wie ein Mensch vom Schlage Luthers in *dieser* Gegend solches in seinem Geiste erschaffen und vollbracht habe. Die Entbehrung der Natur, meinte er, solle der Mensch nicht als ein Übel, sondern vielmehr als eine Gnade des Himmels ansehen, durch die er erst auf das Rechte und Wahre hingewiesen werde. Da Gott nicht aus einer freundlichen Umgebung zu ihm spräche, müsse er ihn in seinem eigenen Inneren suchen und finden, wenn er Trost, Halt und Beruhigung zu jeder Zeit sich erringen und erhalten wolle.

Auch mit Uhdens, Lichtenstein, dem bekannten Zoologen, mit Hitzig, Henriette Herz, David Schickler, Mendelssohn-Bartholdy wurden Beziehungen angeknüpft. Überall hieß man die beiden talentvollen, jede in ihrer Weise originellen Schwestern, die allen geistigen Interessen zugänglich, jede Geselligkeit angenehm mit beleben halfen, freudig willkommen. Sie wirkten mit bei Vorlesungen mit verteilten Rollen, die Eduard Devrient dirigierte, und besuchten fleißig das Schauspiel.

Wilhelmine Bardua.

Theater und Schauspieler nahmen damals, wo von Politik noch wenig die Rede war, das öffentliche Interesse ganz anders in Anspruch wie heute. Das Wiederauftreten der Stich, späteren Frau Crelinger, als Thekla im Wallenstein nach einem unglücklichen Liebesabenteuer, das ihrem Gatten beinahe das Leben kostete, wurde zum Ereignis, an welchem ganz Berlin fiebernden Anteil nahm. Man schlug sich fast, um ein Billet zu erobern. Lemm gab den Wallenstein, eine von seinen Glanzrollen. Mine, die der Vorstellung mit ihrem Bruder beiwohnte, berichtet uns von dieser: „Madame Stich ist hart bestraft. Schon vor dem Anfang der Vorstellung that sich die Stimmung des Publikums kund durch entsetzliche Unruhe, Lachen, Rufen und allerhand gellende Instrumente, die man durch den Lärm durchhörte. Der Vorhang geht in die Höhe, ungestört beginnt der Wallenstein. Doch hatte man wenig Aufmerksamkeit, weil man in höchster Spannung auf die folgende Scene mit Thekla wartete. Das Theater verwandelt sich, Thekla sitzt da, hinter ihr die Neubrunn, gegenüber die Terzky. Noch war alles still. Die Terzky fängt ihre Rede an. Indem Thekla die Antwort beginnen will, erhebt sich im ganzen Hause ein furchtbares Donnerwetter und macht sie auf der Stelle schweigen. Wankenden Schrittes tritt sie vor und will reden, doch lange dauert das Pochen und schreckliche Rufen — trotz der Partei *für* sie, welche sich die Hände wund klatscht, um den Lärm der Feinde zu unterdrücken — ehe sie zum Reden kommen kann. Wenig von Eindruck waren ihre Worte, und als sie davon anfing, daß eine lange Krankheit sie von der Bühne fern gehalten, erhob sich ein böses, gellendes Ge-

lächter und sie schwieg und wankte zurück in die Arme der herzueilenden Neubrunn. Von neuem richtet sie sich auf, um ihre Rede zu vollenden, und von neuem wird sie zurückgeschreckt durch das entsetzliche Pochen. Zehn Minuten dauerte der Spektakel. Schrecklich war es, diese Frau, von deren Schuld im Grunde kein Beweis vorliegt, diese hochgefeierte Künstlerin so am Pranger stehen zu sehen. Ich habe meine Handschuhe beinahe zerrissen vor Angst. Die Rede wurde zuletzt doch noch zu Ende gebracht. Als nach und nach die Ruhe wieder hergestellt war, ging Thekla zurück auf ihren Platz und die Aufführung nahm ungestört ihren Fortgang, nur wenn Madame Stich von neuem erschien, war immer wieder Bewegung im Publikum zu merken, und als sie am Ende des Monologes, den sie übrigens ungeachtet ihres zerrissenen Gemütes vortrefflich sprach, von einigen Unbesonnenen applaudiert wurde, erhob sich abermals heftiges Pochen und Pfeifen. Am Ende wurde sie noch herausgerufen, doch erschien statt ihrer Beschort, der Regisseur, und meldete, daß Madame Stich das Haus bereits verlassen habe."

In mannigfacher Gestalt schmückte die Kunst das Leben der Schwestern. Während Karoline fleißig malte, nahm Mine Gesangunterricht bei Zelter, der, da sie sich auch beim Singen ängstigte und fürchtete, das schöne Wort zu ihr sprach: „Keine Furcht taugt, außer Gottesfurcht."

Auch mit der schönen Litteratur kamen Barduas bald in freundschaftliche Berührung. Besonders nahe stand ihnen der Dichter Langbein, der manchen poetischen Gruß an die Schwestern richtete. Er lebte mit seiner Frau genügsam in beinahe dürftigen Verhältnissen. Seine Wohnung hatte nicht einmal ein Sofa aufzuweisen. Die Stiefel putzte er sich selbst. In seiner Kommode aber lagen bare zweitausend Thaler in Gold. Das Geld auf Zinsen auszuthun, wäre dem Alten als ein höchst leichtsinniges Wagnis erschienen. Den Weihnachtsabend verlebte er regelmäßig mit seiner Frau bei Barduas. Karoline verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit von dem eigenen Verdienst dem bescheidenen Freunde bald einen warmen Schlafrock, einen kleinen Teppich oder sonstige Behaglichkeiten zukommen zu lassen. War sie doch selber jetzt durch ihren Fleiß, den glückliche Fügungen begünstigten, schon so weit gekommen, anderen abgeben zu können. Aufträge und Bestellungen gingen ihr von allen Seiten zu. Sie war recht eigentlich Mode geworden und hatte in Berlin damals kaum einen Konkurrenten. Schadow, Wach und Begas waren noch in Rom. Der alte Weitsch fühlte sich arbeitsmüde und malte nicht mehr viel. Karolines Bilder, so schwach sie oft in der Zeichnung waren, gewannen durch einen verschönernden, idealisierenden Zug, den man sich nicht ungern gefallen ließ, und die persönliche Liebenswürdigkeit der Malerin machte, daß man die Sitzungen bei ihr fast als ein Vergnügen betrachtete. Wird doch überhaupt die Bedeutung der Bardua und das, was die Erinnerung an sie noch anziehend erscheinen läßt, weniger durch ihre malerischen Leistungen bedingt, wie durch das Menschliche in ihr, das ihr so viele bedeutende und interessante Beziehungen erschloß, in denen recht eigentlich der Reichtum ihres Künstlerlebens lag.

Durch den französischen Prediger Molière, dessen Tochter Nadine, spätere Frau von Ancillon, Karoline gemalt hatte, wurde ihr der Auftrag übermittelt, die alte Prinzessin Ferdinand, die Schwägerin Friedrichs des Großen und Mutter des Prinzen Louis Ferdinand, sogar zweimal zu porträtieren. Das eine Bild ging nach Rußland an die Kaiserin, die zurückschreiben ließ: „sie hätte die herabhängende Hand der Prinzessin küssen mögen," was als Zeichen der Anerkennung Karoline natürlich hoch beglückte.

Ein Familienbild des Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelms III., mit Gemahlin und Kindern malen zu dürfen, war ihr eine große Freude. Daß so zahlreiche und ehrenvolle Aufträge auch pekuniär glückliche Resultate mit sich brachten, haben wir bereits bemerkt. Die alte Mutter und ein Bruder waren den Schwestern nach Berlin gefolgt, wo Karoline der ganzen Familie ein behagliches Heim — jetzt Jägerstraße 23 — schuf, in dem bei aller Einfachheit des äußeren Zuschnittes geistiges und künstlerisches Leben in anmutigster Weise pulsierte. Wie viel bekannte Namen haben nicht in jenen Räumen gellungen, wie viel mehr oder weniger berühmte Persönlichkeiten hat nicht

der Barduasche Theetisch um sich versammelt! Aber trotz aller Erfolge, die Karoline erzielte, trotz der schönen Beziehungen, die sie ihr zuführten, hatten die Schwestern sich selbst und ihrer Umgebung eine bescheidene Anspruchslosigkeit erhalten, die sich wesentlich von dem hochmütig-ehrgeizigen Streben unterschied, das damals in den Zirkeln der berühmten Berliner Geistes-Heroinen waltete. Auch mit Rahel waren Barduas in Verkehr getreten, ohne sich indessen jemals wirklich sympathisch von ihr angezogen zu fühlen.

Durch Hitzig waren Contessa, Fouqué und andere bei Barduas eingeführt worden. Ernst von Houwald, dessen Dichtungen damals viel gelesen und besonders von zarten, weiblichen Gemütern bewundert wurden, las ihnen sein Trauerspiel „Der Feind“ vor, das Mine indessen nicht tragisch genug erschien, und lernte durch sie Grillparzer kennen. Beide Dichter waren einander bereits auf poetischem Gebiet begegnet, ohne sich jemals gesehen zu haben. Ein Gedicht Grillparzers, „Abschied von Gastein“, das er in einer Zeitschrift veröffentlichte, hatte Houwald zu einer gleichfalls poetischen Erwiderung an gleicher Stelle angeregt. Nach dieser geistigen Berührung sahen sich beide nun bei Barduas zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht und fielen einander begeistert wie Brüder in die Arme. Fouqué erzählte in diesem Freundeskreise gern von seinen Erlebnissen zur Zeit der Freiheitskriege — Heldenthaten, die nicht immer unangezweifelt blieben.

Ein besonders häufiger und stets willkommener Gast bei den Schwestern war Contessa, der Verfasser des damals sehr geschätzten Lustspiels „Das Rätsel“, der reizenden Novelle „Nautilus“. Fast jeden Nachmittag kam er, um bei ihnen im Gärtchen



Ernst von Houwald

— man denke sich jetzt ein Gärtchen inmitten der Jägerstraße! — seinen Kaffee zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Er hatte viel Schweres im Leben erfahren, hatte Schaden an seiner Gesundheit genommen und war oft bedrückten Gemütes. Das traulich-gemütliche Behagen, in dem neben der geistigen Würze recht eigentlich der Zauber der Barduaschen Häuslichkeit lag, that seinem wunden Herzen wohl; Mine schätzte ihn als einen besonders guten, treuen Freund, und Karoline malte ihn für Houwald, dem

durch hatte die junge Künstlerin den Unterricht Gerhardts von Kügelgen in Dresden genossen. Das Meiste aber schöpfte sie aus sich selbst, und ihre poetisch begeisterte Phantasie ließ sie dabei, immer nach Idealem strebend, häufig der Wirklichkeit allzu wenig Rechnung tragen. Ihre Kopien von der Dresdener Galerie und dem Louvre verdienen volle Anerkennung. Ihre eigenen Kompositionen aber tragen ein dilettantisches Gepräge, und ihren Bildnissen fehlt die rechte scharf individualisierende Charakteristik. Auch waltet in ihnen ein sentimental-empfindsames Etwas vor, für das unsere Zeit gar kein Verständnis mehr findet, das aber der damaligen Geschmacksrichtung entsprach, obgleich freilich Karoline Bardua darin noch einen Schritt weiter ging, wie gerade nötig. Aber mögen diese blumenbekränzten Mädchen- und Frauenköpfe auch alle gar zu überschwenglich-schwärmerisch blicken, mögen die Glieder ihrer Gestalten nicht immer ganz naturgemäß zurechtgerückt erscheinen, mag mit phantastischen Drapierungen, Sternbildern und Symbolen aller Art etwas zu verschwenderisch umgegangen werden und das einfach Natürliche dabei etwas zu kurz kommen — rein, poetisch, liebenswürdig gedacht und empfunden ist das doch alles, und das Liebenswerte in Karoline selber war es auch, was ihr die Lebenswege bahnte und sie der Freundschaft so vieler vortrefflicher und hervorragender Menschen teilhaftig werden ließ. Hatte doch selbst Goethe, voll gütigen Anteils an ihrer aufblühenden Künstlerschaft, es nicht verschmäht, sich in Weimar von der jungen Anfängerin malen zu lassen.

Im Jahre 1781 zu Ballenstedt geboren, wo ihr Vater in persönlichen, aber subalternen Diensten des regierenden Herzogs von Anhalt-Bernburg stand, war Karoline häufig zum Besuch bei Verwandten in Halberstadt. Dort lernte sie Wilhelm Körte, den Neffen Gleims, kennen. Für den „Freundschaftstempel" Gleims hat sie später manches Bildnis gemalt. In ihrer heutigen trostlosen Verwahrlosung macht übrigens — beiläufig gesagt — die Erhaltung dieser immerhin litterarisch und kulturhistorisch berühmten Sammlung der sogenannten „Familienstiftung" wenig Ehre. Körte gab der jungen Bardua einen Empfehlungsbrief an Goethe mit, als sie nach Weimar ging, um durch Hofrat Meyer, der später auch ihre Arbeiten recensierte, die erste Anleitung im Malen zu empfangen und ihre Kunstanschauungen zu bilden. Goethe fand an dem munteren enthusiastischen Mädchen mit genial frisiertem Tituskopf väterlich-freundliches Gefallen, gewährte ihr einige Sitzungen und erklärte sich, wie er selber ausgesprochen haben soll, „für die Nachwelt mit diesem Bilde wohl zufrieden", ein Beweis, wie anspruchslos man damals in malerischer Beziehung war, denn das noch heute erhaltene Bild* dürfte jetzt wohl kaum als hervorragend gelten. Es stellt den Dichterfürsten einem römischen Imperator gleich dar, mit bloßem Hals, einen roten Mantel übergeworfen. Der grüne Damast des Hintergrundes bildet wie zufällig einen Lorbeerkranz über der hohen, noch von dunklen Haaren umrahmten Stirn.

Auch als Karoline Weimar verlassen hatte, blieb sie mit den dortigen Freunden, auch mit Goethe, in Verbindung. Mehrere von ihm an sie gerichtete Briefe sind lange erhalten geblieben. Einmal fordert er sie darin auf, Weimar bald wieder zu besuchen. Ein anderes Mal versichert er sie seines „aufrichtigsten Anteils am Wachstum ihrer Tugenden", und als sie später zu Kügelgen in die Lehre nach Dresden ging, gab er ihr einen offenen Empfehlungsbrief mit, in dem es hieß: „wer sie freundlich aufnehme, erweise ihm selbst einen Freundschaftsdienst."

Erst im Jahre 1827, also lange nachdem sie ihren Einzug in Berlin gehalten hatte, sollte Karoline — jetzt in Mines Begleitung — Weimar und Goethe wiedersehen. Die Schwestern hatten damals den Sommer in Heidelberg verlebt, wo Karoline zahlreiche Aufträge ausgeführt und manche interessante Bekanntschaft angeknüpft hatte. Wir nennen darunter die des Geheimen Kirchenrates Paulus, seiner Frau und seiner Tochter. Ihn schildert Mine als einen Mann von durchdringendem Verstande, ruhigen, aber kräftig bestimmten Wesens. Von seiner Frau rühmt sie es, daß man ihr, neben liebenswerter Behaglichkeit, nichts von ihrer

* Durch Vermächtnis jetzt im Besitze der Stadt Dessau.

Schriftstellerei anmerke. Die Tochter war an A. W. von Schlegel vermählt, nach wenigen Wochen aber bereits wieder von ihm getrennt, wie die Schlegel-Zeit es denn überhaupt mit den Banden der Ehe nicht allzu ernsthaft nahm. Besonders freundschaftlich hatten sich die Schwestern in Heidelberg an die Witwe des Dichters der „Luise“, Heinrich Voß, Ernestine geb. Boie, angeschlossen. In edel gehaltenem Schmerz betrauerte die vortreffliche Frau damals den ungefähr vor einem Jahr von ihr geschiedenen Gatten. Ein still durchgeisteter Frieden schwebte über dem Heim der nun Einsamen, das Mine in ihrem Tagebuche überaus ansprechend schildert. Immer dufteten die schönsten Blumen in den traulichen Gemächern. Ein Vögelchen, noch ein Genosse aus glücklicher Vergangenheit, zwitscherte im Käfig am Fenster. Die alten sauberen Möbel, die Kommode aus Nußbaum erinnern Mine an manche Scenerie in der „Luise“. Eine Herausgabe der noch ungedruckten Schriften des Heimgegangenen beschäftigte seine Witwe, die trotz ihrer zweiundsiebzig Jahre diese litterarischen Geschäfte mit voller Klarheit und Umsicht des Geistes besorgte. Ihr ehrwürdig mildes Wesen ließ überall die „kluge, verständige Hausfrau“ durchblicken, während eine tiefe Bildung, eine Fülle der Interessen die Dichtergenossin kennzeichnete. Häufig las sie den Schwestern aus alten Papieren Briefe, nachgelassene Aufsätze und Gedichte ihres Gatten vor. Auch ein Gedicht in Hexametern teilte sie ihnen mit, das sie selbst zu seinem Geburtstage in seinem Geiste gedichtet und das leicht und scherzhaft mit homerischen Versen durchwebt war. Mine, der überhaupt eine lebendige Darstellungsgabe eigen war, weiß uns die still-klare Stimmung dieser Heidelberger Herbst-Nachmittage an Mutter Voß' sauber im Garten gedecktem Kaffeetisch, neben dem blühende Asternbeete ihre Farbenpracht entfalten, nicht anmutig genug zu schildern. Und was wußte die alte Dame nicht alles zu erzählen aus bedeutender Vergangenheit, in der Klopstock, Schiller, Goethe, Gleim, Johannes von Müller und andere Berühmtheiten die Gäste ihres Hauses gewesen. Zum Abschied schenkte sie den Schwestern goldene Ringe mit Haaren ihres Mannes. Das Bild, das Karoline von ihr gemalt hatte, erfreute sich allgemeinen Beifalls.

Nach diesem sonnenhellen Idyll im Süden Deutschlands ging die Pilgerfahrt der Schwestern wieder nordwärts und zwar nach Weimar. Karoline wollte dort die alten Freunde noch einmal besuchen. In aller Stille hegte sie auch die Hoffnung, Goethe würde ihr vielleicht zu einem zweiten Bilde sitzen, von dem sich mehr erwarten ließ wie von der damaligen Jugendarbeit. Unterdessen vertraute Mine ihrem Tagebuch an, unter welch herzbeklemmenden Ängsten sie diese Reise zurückgelegt. Sollte man es glauben? — Sie fürchtete sich vor Räubern! — Gott weiß, wie ihre zu Bangen und Sorgen geneigte Phantasie dazu gekommen war, aber der Gedanke hatte sich bei ihr festgesetzt, in den Wäldern um Eisenach herum müßten sich Räuberbanden versteckt halten. Im Geiste sah sie sich schutzlos mit der Schwester angefallen, beraubt, mißhandelt. Ihr ganzes Sein erbebte unter dieser schrecklichen Vorstellung. Endlich heißt es in dem Tagebuch: „Gottlob, die gefürchtete Stelle ist glücklich zurückgelegt. Beinahe zur fixen Idee war es bei mir geworden, daß in jenen Wäldern Räuber stecken müßten.“

Auf die Stunden der Angst folgten um so schönere, genußbringende. In Weimar wurde Goethe aufgesucht. Er lud die Schwestern ein, bei ihm zu speisen, und das Tagebuch berichtet: „Als wir kamen, war schon für uns gedeckt. Goethe empfing uns viel freundlicher, wie ich gedacht hatte, und nach einem Viertelstündchen munterer Unterhaltung wies er uns gar artig unsere Plätze am Tische an. Wir mußten uns zu seinen Seiten setzen. Ich wurde bald unbefangener und konnte allerlei sprechen. Ein glücklicher Mittag! — Goethe war freundlich, sprach und lachte, und wir saßen lange bei Tisch. In später Dämmerung empfahlen wir uns, wobei er uns noch freundlich die Hände reichte. Mit dem Malen ist es freilich nichts geworden. Goethe klagte über seine wenigen freien Stunden, und unbescheiden sein mochte Karoline nicht. Goethe hat ziemlich ganz den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartet hatte. Manchen steinernen Augenblick hätte ich weggewünscht. Ich hatte mich vorher entsetzlich geängstigt, wurde aber bald

ruhiger, als wir ein paar Worte mit ihm gesprochen hatten. Der Mittag ist mir doch die Krone unserer ganzen schönen Reise. Abends waren wir bei Johanna Schopenhauer, die uns gleich für den folgenden Mittag einlud. Wir gingen mit ihr ins Theater. Die Jagemann spielte die Lady Macbeth und hernach mußten wir noch bei der Schopenhauer zu Abend essen. Heute sind wir wieder bei ihr. Diesen Mittag essen wir bei der Malerin Luise Seidler. Alle sind sehr freundlich und gütig gegen uns." — So weit Wilhelmine.

Um das Kapitel „Goethe" nicht auseinanderzureißen, haben wir in unserer Betrachtung des Barduaschen Künstlerlebens weit vorausgegriffen. Kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, da die Schwestern in Berlin eintrafen, das mit Unterbrechung verschiedener Kunstreisen und Freundesbesuche bis an ihren Lebensabend ihr dauernder Aufenthalt blieb.

Sie hatten zahlreiche Empfehlungen mitgebracht, und bald thaten sich ihnen die besten Häuser der Hauptstadt auf. Die Empfangsabende beim Staatsrat Hufeland wurden besucht und boten Gelegenheit, das ganze berühmte Berlin wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Hier sahen sie den „Doktor Alexander von Humboldt", dessen Vorlesungen damals die ganze gebildete Welt elektrisierten und das Gesprächsthema aller ästhetischen Theegesellschaften ausmachten. Dreimal hat auch Mine sie besucht. Sie gesteht aber ehrlich, daß sie auch gar nichts davon verstanden habe. Ob es nicht auch anderen in dem ausgesucht eleganten Publikum ähnlich ergangen sein mag? — Mine scheint es anzunehmen, denn sie schreibt: „Der Hof, die Minister, Generäle, Grafen, Barone und was sonst zur vornehmen Welt von Berlin rechnet, war versammelt. Da sieht man die schönsten, stolzesten Frauen in Sammet, Zobel und Blonden gekleidet. Der bunte Anblick müßte für jeden überraschend sein, der in den Saal tritt. Aber die lieben Frauen, sagt mir eine Stimme, gehen auch nur um dieses Glanzes willen hin, denn wo ist in ihren Zügen eine Spur von der Sammlung, von dem Ernste zu sehen, mit dem die gelehrten Worte des merkwürdigen Mannes gehört sein wollen, um nicht nutzlos am Ohr vorüber zu schweben. Gerade den Berlinerinnen traue ich am wenigsten Sinn für die Natur zu, deren vertrautester Freund Humboldt ist. Um ihr in ihre Tiefen zu folgen und das Gewaltige und Erhabene in ihr mit Liebe zu umfassen, muß man schon mehr mit ihr gelebt haben, als es in den Neigungen dieser Damen zu liegen pflegt."

Karoline Bardua. Nach einer Zeichnung von Anton Graff.

Bei Hufeland war es auch, wo Mine

eines Abends ein Gespräch zwischen dem Wirt des Hauses und dem Hofprediger Strauß mit anhörte, welches ihr Eindruck machte. Von Luther war die Rede, vom Werke der Reformation. Strauß bemerkte, daß, als er zuerst in die Gegend von Wittenberg gekommen, es ihm besonders klar geworden sei, wie ein Mensch vom Schlage Luthers in dieser Gegend solches in seinem Geiste erschaffen und vollbracht habe. Die Entbehrung der Natur, meinte er, solle der Mensch nicht als ein Übel, sondern vielmehr als eine Gnade des Himmels ansehen, durch die er erst auf das Rechte und Wahre hingewiesen werde. Da Gott nicht aus einer freundlichen Umgebung zu ihm spräche, müsse er ihn in seinem eigenen Inneren suchen und finden, wenn er Trost, Halt und Beruhigung zu jeder Zeit sich erringen und erhalten wolle.

Auch mit Uhdens, Lichtenstein, dem bekannten Zoologen, mit Hitzig, Henriette Herz, David Schickler, Mendelssohn-Bartholdy wurden Beziehungen angeknüpft. Überall hieß man die beiden talentvollen, jede in ihrer Weise originellen Schwestern, die allen geistigen Interessen zugänglich, jede Geselligkeit angenehm mit beleben halfen, freudig willkommen. Sie wirkten mit bei Vorlesungen mit verteilten Rollen, die Eduard Devrient dirigierte, und besuchten fleißig das Schauspiel.

Theater und Schauspieler nahmen damals, wo von Politik noch wenig die Rede war, das öffentliche Interesse ganz anders in Anspruch wie heute. Das Wiederauftreten der Stich, späteren Frau Crelinger, als Thekla im Wallenstein nach einem unglücklichen Liebesabenteuer, das ihrem Gatten beinahe das Leben kostete, wurde zum Ereignis, an welchem ganz Berlin fiebernden Anteil nahm. Man schlug sich fast, um ein Billet zu erobern. Lemm gab den Wallenstein, eine von seinen Glanzrollen. Mine, die der Vorstellung mit ihrem Bruder beiwohnte, berichtet uns von dieser: „Madame Stich ist hart bestraft. Schon vor dem Anfang der Vorstellung that sich die Stimmung des Publikums kund durch entsetzliche Unruhe, Lachen, Rufen und allerhand gellende Instrumente, die man durch den Lärm durchhörte. Der Vorhang geht in die Höhe, ungestört beginnt der Wallenstein. Doch hatte man wenig Aufmerksamkeit, weil man in höchster Spannung auf die folgende Scene mit Thekla wartete. Das Theater verwandelt sich, Thekla sitzt da, hinter ihr die Neubrunn, gegenüber die Terzky. Noch war alles still. Die Terzky fängt ihre Rede an. Indem Thekla die Antwort beginnen will, erhebt sich im ganzen Hause ein furchtbares Donnerwetter und macht sie auf der Stelle schweigen. Wankenden Schrittes tritt sie vor und will reden, doch lange dauert das Pochen und schreckliche Rufen — trotz der Partei für sie, welche sich die Hände wund klatscht, um den Lärm der Feinde zu unterdrücken — ehe sie zum Reden kommen kann. Wenig von Eindruck waren ihre Worte, und als sie davon anfing, daß eine lange Krankheit sie von der Bühne fern gehalten, erhob sich ein böses, gellendes Ge-

Wilhelmine Bardua.

lächter und sie schwieg und wankte zurück in die Arme der herzueilenden Neubrunn. Von neuem richtet sie sich auf, um ihre Rede zu vollenden, und von neuem wird sie zurück geschreckt durch das entsetzliche Pochen. Zehn Minuten dauerte der Spektakel. Schrecklich war es, diese Frau, von deren Schuld im Grunde kein Beweis vorliegt, diese hochgefeierte Künstlerin so am Pranger stehen zu sehen. Ich habe meine Handschuhe beinahe zerrissen vor Angst. Die Rede wurde zuletzt doch noch zu Ende gebracht. Als nach und nach die Ruhe wieder hergestellt war, ging Thekla zurück auf ihren Platz und die Aufführung nahm ungestört ihren Fortgang, nur wenn Madame Stich von neuem erschien, war immer wieder Bewegung im Publikum zu merken, und als sie am Ende des Monologes, den sie übrigens ungeachtet ihres zerrissenen Gemütes vortrefflich sprach, von einigen Unbesonnenen applaudiert wurde, erhob sich abermals heftiges Pochen und Pfeifen. Am Ende wurde sie noch herausgerufen, doch erschien statt ihrer Beschort, der Regisseur, und meldete, daß Madame Stich das Haus bereits verlassen habe."

In mannigfacher Gestalt schmückte die Kunst das Leben der Schwestern. Während Karoline fleißig malte, nahm Mine Gesangunterricht bei Zelter, der, da sie sich auch beim Singen ängstigte und fürchtete, das schöne Wort zu ihr sprach: „Keine Furcht taugt, außer Gottesfurcht."

Auch mit der schönen Litteratur kamen Barduas bald in freundschaftliche Berührung. Besonders nahe stand ihnen der Dichter Langbein, der manchen poetischen Gruß an die Schwestern richtete. Er lebte mit seiner Frau genügsam in beinahe dürftigen Verhältnissen. Seine Wohnung hatte nicht einmal ein Sofa aufzuweisen. Die Stiefel putzte er sich selbst. In seiner Kommode aber lagen bare zweitausend Thaler in Gold. Das Geld auf Zinsen auszuthun, wäre dem Alten als ein höchst leichtsinniges Wagnis erschienen. Den Weihnachtsabend verlebte er regelmäßig mit seiner Frau bei Barduas. Karoline verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit von dem eigenen Verdienst dem bescheidenen Freunde bald einen warmen Schlafrock, einen kleinen Teppich oder sonstige Behaglichkeiten zukommen zu lassen. War sie doch selber jetzt durch ihren Fleiß, den glückliche Fügungen begünstigten, schon so weit gekommen, anderen abgeben zu können. Aufträge und Bestellungen gingen ihr von allen Seiten zu. Sie war recht eigentlich Mode geworden und hatte in Berlin damals kaum einen Konkurrenten. Schadow, Wach und Begas waren noch in Rom. Der alte Weitsch fühlte sich arbeitsmüde und malte nicht mehr viel. Karolines Bilder, so schwach sie oft in der Zeichnung waren, gewannen durch einen verschönernden, idealisierenden Zug, den man sich nicht ungern gefallen ließ, und die persönliche Liebenswürdigkeit der Malerin machte, daß man die Sitzungen bei ihr fast als ein Vergnügen betrachtete. Wird doch überhaupt die Bedeutung der Bardua und das, was die Erinnerung an sie noch anziehend erscheinen läßt, weniger durch ihre malerischen Leistungen bedingt, wie durch das Menschliche in ihr, das ihr so viele bedeutende und interessante Beziehungen erschloß, in denen recht eigentlich der Reichtum ihres Künstlerlebens lag.

Durch den französischen Prediger Molière, dessen Tochter Nadine, spätere Frau von Ancillon, Karoline gemalt hatte, wurde ihr der Auftrag übermittelt, die alte Prinzessin Ferdinand, die Schwägerin Friedrichs des Großen und Mutter des Prinzen Louis Ferdinand, sogar zweimal zu porträtieren. Das eine Bild ging nach Rußland an die Kaiserin, die zurückschreiben ließ: „sie hätte die herabhängende Hand der Prinzessin küssen mögen," was als Zeichen der Anerkennung Karoline natürlich hoch beglückte.

Ein Familienbild des Prinzen Wilhelm, Bruders Friedrich Wilhelms III., mit Gemahlin und Kindern malen zu dürfen, war ihr eine große Freude. Daß so zahlreiche und ehrenvolle Aufträge auch pekuniär glückliche Resultate mit sich brachten, haben wir bereits bemerkt. Die alte Mutter und ein Bruder waren den Schwestern nach Berlin gefolgt, wo Karoline der ganzen Familie ein behagliches Heim — jetzt Jägerstraße 23 — schuf, in dem bei aller Einfachheit des äußeren Zuschnittes geistiges und künstlerisches Leben in anmutigster Weise pulsierte. Wie viel bekannte Namen haben nicht in jenen Räumen geklungen, wie viel mehr oder weniger berühmte Persönlichkeiten hat nicht

der Barduasche Theetisch um sich versammelt! Aber trotz aller Erfolge, die Karoline erzielte, trotz der schönen Beziehungen, die sie ihr zuführten, hatten die Schwestern sich selbst und ihrer Umgebung eine bescheidene Anspruchslosigkeit erhalten, die sich wesentlich von dem hochmütig-ehrgeizigen Streben unterschied, das damals in den Zirkeln der berühmten Berliner Geistes-Heroinen waltete. Auch mit Rahel waren Barduas in Verkehr getreten, ohne sich indessen jemals wirklich sympathisch von ihr angezogen zu fühlen.

Durch Hitzig waren Contessa, Fouqué und andere bei Barduas eingeführt worden. Ernst von Houwald, dessen Dichtungen damals viel gelesen und besonders von zarten, weiblichen Gemütern bewundert wurden, las ihnen sein Trauerspiel „Der Feind" vor, das Mine indessen nicht tragisch genug erschien, und lernte durch sie Grillparzer kennen. Beide Dichter waren einander bereits auf poetischem Gebiet begegnet, ohne sich jemals gesehen zu haben. Ein Gedicht Grillparzers, „Abschied von Gastein", das er in einer Zeitschrift veröffentlichte, hatte Houwald zu einer gleichfalls poetischen Erwiderung an gleicher Stelle angeregt. Nach dieser geistigen Berührung sahen sich beide nun bei Barduas zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht und fielen einander begeistert wie Brüder in die Arme. Fouqué erzählte in diesem Freundeskreise gern von seinen Erlebnissen zur Zeit der Freiheitskriege — Heldenthaten, die nicht immer unangezweifelt blieben.



Ernst von Houwald

Ein besonders häufiger und stets willkommener Gast bei den Schwestern war Contessa, der Verfasser des damals sehr geschätzten Lustspiels „Das Rätsel", der reizenden Novelle „Nautilus". Fast jeden Nachmittag kam er, um bei ihnen im Gärtchen — man denke sich jetzt ein Gärtchen inmitten der Jägerstraße! — seinen Kaffee zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Er hatte viel Schweres im Leben erfahren, hatte Schaden an seiner Gesundheit genommen und war oft bedrückten Gemütes. Das traulich-gemütliche Behagen, in dem neben der geistigen Würze recht eigentlich der Zauber der Barduaschen Häuslichkeit lag, that seinem wunden Herzen wohl; Mine schätzte ihn als einen besonders guten, treuen Freund, und Karoline malte ihn für Houwald, dem

er gleichfalls durch lange, innige Zuneigung verbunden war. Während der Sitzungen entwickelten sich oft interessante Gespräche, wenn Mine sie nicht, was häufig geschah, mit Gesang begleitete.

Weniger sympathisch wie durch Contessa fühlte sich die fleißige Schreiberin umfangreicher Tagebücher von Raupach angesprochen. Sie schildert ihn, wie folgt:

„Raupach ist ein Mensch, zu dem man nicht leicht Vertrauen faßt. Seine Art zu sein ist scharf und trocken. Seine ganze Persönlichkeit stellt ihn als einen strengen, ernsthaften, ja unfreundlich abstoßenden Menschen dar, dessen Äußeres noch besonders dadurch einen unbehaglichen Eindruck macht, als er mit seinen kleinen schwarzen Augen so unmäßig schielt, daß man selten weiß, wie und was er damit ansieht. In der Unterhaltung ist er ein ebenso gewandter Sprecher als aufmerksamer und kritischer Zuhörer. Es ist ordentlich peinlich mit anzusehen, wenn man unternimmt, etwas zu sagen, wie er da oft im Begriff, eine Prise zu nehmen, innehält, die Finger mit dem Tabak an die Nase drückt und mit prüfendem Blick und strenger Aufmerksamkeit erwartet, was da herauskommen soll? — Einem schüchternen und unsicheren Menschen stockt da gleich das Wort im Munde, und er bringt entweder nichts, oder unverständiges Zeug vor, aus lauter Anstrengung, ja etwas recht Schönes und Geistreiches zu sagen. Wie oft ist es mir so gegangen und ich bin über dem öfteren Mißlingen meiner Rede so scheu geworden, daß ich mich nun auch gar nicht mehr mit dem heraustraue, was ich wirklich Gutes und Sagenswertes im Sinne habe, weil ich immer denke, es könnte doch wohl für solch einen Menschen nicht klug genug sein. Und da habe ich denn immer das Gefühl, er werde mir etwas thun, wenn ich nicht etwas recht Gescheites sage. Dennoch würde ich es gern sehen, wenn wir Raupachs Gesellschaft oft haben könnten, denn so wenig er durch seine Persönlichkeit einnimmt, so sehr zieht er durch seinen alles durchdringenden Verstand an, und ich höre ihm jedesmal mit dem lebendigsten Interesse zu."

Mine in ihrer ausgesprochenen Eigenart empfand immer sehr bestimmt, was ihrem Wesen zusagte und was sie nicht recht in sich aufnehmen konnte. So ging sie wiederholt zu Schleiermacher in die Kirche, aber seine Predigten erbauten sie nicht. Sie erschienen ihr wie mit klugem Geist durchdachte biblische Abhandlungen, die ihr aber nicht ins Herz drangen.

Näher befreundet waren die Schwestern mit dem Schriftsteller Franz Horn, der Karoline inhaltreiche Worte über Kunst und Wahrheit ins Stammbuch schrieb. Daneben setzte Karl Maria von Weber die Sentenz, die er überall einzuschreiben pflegte: „Beharrlichkeit führt zum Ziel."

Wie schon früher erwähnt wurde, war Karolines Berliner Aufenthalt durch verschiedene Kunstreisen unterbrochen, auf denen die Schwester sie stets begleitete. Des Sommers in Heidelberg haben wir bereits gedacht. Das Jahr darauf erhielt Karoline den Auftrag, den achtzigjährigen Grafen Rigal, das Oberhaupt einer angesehenen Fabrikanten-Familie in Krefeld, zu malen. Da sich dem einen zahlreiche andere Aufträge anschlossen, so währte der Krefelder Aufenthalt der Schwestern bis in den Herbst hinein. Und der kommende Frühling brachte noch weitere Reisepläne. Die Tochter des Grafen Rigal, Frau von Kreutzer, die gleichfalls von Karoline gemalt worden war, lebte einen Teil des Jahres in Paris. Von ihr ermutigt, folgten die Schwestern ihr im Juni dahin nach. Karoline versprach sich für ihre künstlerische Ausbildung bedeutenden Gewinn von den dortigen Eindrücken. Auch kopierte sie fleißig im Louvre, Mine trieb französische Sprachstudien, und hin und wieder spannen sich Berliner Beziehungen auch bis in jene Ferne hin. Wilibald Alexis besuchte mit den Schwestern den Jardin des Plantes, wo Mine zum erstenmal einen Elefanten sah und die persönliche Bekanntschaft der Giraffe machte, deren Hinterseite sich, wie ihr schien, eigentümlich genug gegen den langen Hals ausnahm, „und plötzlich hört hinten alles so kurz auf, als fehle etwas vom Schwanzstück," bemerkt das Tagebuch.

Mit Koreff, dem berühmten Leibarzt des Fürsten Hardenberg und einstigen Hoffmannschen Serapionsbruder, wurde die bei Varnhagen in Berlin angeknüpfte Bekanntschaft erneuert. Die trüben, ungewaschenen Fensterscheiben seiner, bei einer gewissen Ele-

ganz doch wenig gepflegten Häuslichkeit verletzten Mines deutsches Nettigkeitsgefühl. Überhaupt war Paris nicht der rechte Boden für Barduas, und als sie alle Sehenswürdigkeiten der grande capitale pflichtschuldig durchgenossen und Karoline ihre sehr gelungene Kopie der Raphaelschen Vierge au voile* vollendet hatte, waren sie im Grunde froh, Ende August wieder nach dem heimischen Berlin zurückzukehren.



Dort hatte sich nun freilich mit der Zeit manches für sie verändert. Die eigene Jugend lag längst hinter ihnen, und in dem ihnen so lieben Kreise hatten wechselnde Verhältnisse, hatte der Tod schon manche Lücke gerissen. Karolines künstlerische Thätigkeit trat vor jüngeren, besser geschulten Kräften in den Schatten. Sie erhielt seltener Porträt-Bestellungen. Aber wie das Leben den treuherzig empfänglichen Gemütern der Schwestern auch immer wieder neue Elemente zuführte, sie in Liebe zu erfassen, so ertrug auch Karoline ohne Bitterkeit oder Verstimmung diesen Umschwung der Dinge. Sie ließ sich die Freude an der geliebten Kunst nicht verderben und schuf zu ihrem eigenen Genügen allerlei Ideales, Allegorisches. Eine weibliche zu den Sternen aufblickende Idealfigur, die „Betrachtung“; verschiedene Madonnen, Kränze windende Mädchen, eine heilige Cäcilie und andere ähnliche Darstellungen schmückten, als ihr verbliebene Arbeiten, die Wände ihrer eigenen Häuslichkeit, in der es noch immer munter genug fortging.

Mine hatte ein starkes Bedürfnis, Jugend um sich zu versammeln. Aus Verwandten- und Bekanntenkreisen zog sie die aufwachsenden Elemente heran, unterrichtete sie im Gesang, in Sprachen, in der Litteratur, und fand eine selbstlose Befriedigung darin, in die erwachenden Seelen niederzulegen, was sie sich selbst durch treue Geistesarbeit an Fertigkeiten, Kenntnissen und Anschauungen erworben hatte. Endlich sollten ihre kleinen Zöglinge auch einmal zeigen, was sie bei ihr gelernt hatten, und dabei zum Lohn ihres Fleißes selbst Vergnügen haben. Sie sollten Theater spielen. Aber nicht bekannte, landläufige Kinderstückchen; nein, Mine kam auf den eigenartigen Gedanken, großartig

* Jetzt in Privatbesitz zu Dessau.

Klassisches in starker Verkürzung, halb travestierend und doch dem Originale gleich, zu diesem Zwecke zu bearbeiten. Der Glanzpunkt jener kleinen Aufführungen war Racines Phädra; als Sprachübung natürlich



Kunigunde von Savigny. Nach Ludwig Grimm.

in französischer Sprache, mit eingelegten Arien und Couplets für die Gesangsschüler. Bettinas jüngstes, reizvolles Töchterchen Gisela trällerte mit glockenreiner Stimme auf Mozarts Kadenzen der „Königin der Nacht“ einen ganzen Racineschen Monolog herunter. Allerliebst sah ein kleiner, dicker Neffe Barbua in seinem antiken Kostüm mit goldpapierner Zackenkrone aus. Daß Scenerie und Requisiten gleichfalls äußerst primitiv, versteht sich von selbst; dennoch trug, neben einem Anflug ironisierenden Humors, die ganze Sache ein gewisses künstlerisches Gepräge.

Die Barduaschen Räumlichkeiten waren nur beschränkt. Französische Straße 28, wo sich jetzt ein stolzer Mietsbau erhebt, hatten die Schwestern damals vom Schneider Seelemann die halbe zweite Etage seines bescheidenen Häuschens gemietet. Die Wohnung bestand aus zwei ziemlich niedrigen Vorderzimmern mit kleinen Fenstern, einem nach dem Hof gelegenen Schlafzimmer, Küche und Mädchengelaß. In dem ersten Vorderzimmer — Karolines Atelier — wurden die Kinder kostümiert. Dort erwarteten sie klopfenden Herzens den Ton der Klingel, der sie zum Vortreten rief. Das zweite Zimmer diente zugleich als Bühne und Zuschauerraum. In dem letzteren waren Stühle reihenweise aufgestellt, im Hintergrunde auch einige Stühle auf Tische gehoben, damit man auch dort gut sehen könne. Da der gewohnte Eingang durch das Atelier für diesen Abend abgeschnitten war, so traten die Gäste durch das Schlafzimmer ein, woran niemand Anstoß nahm, obwohl es eine illustre Gesellschaft war, die sich hier versammelte. Da saß die Gattin des in Amerika hoch gefeierten politischen Schriftstellers Edward Robinson, geb. Therese von Jacobs, die Übersetzerin der Serbischen Volkslieder — Talvj —, der Goethe Aufmerksamkeit und warme Anerkennung geschenkt hatte.* Bettina, die sonst niemals in Gesellschaft erschien, machte hier eine Ausnahme. Doch hielt sie sich, wenn wir nicht irren, zurückgezogen im Schlafzimmer und sah nur durch die offene Thür dem heiteren Spiele zu, während ihre schönen, anmutsvollen älteren Töchter inmitten der Gäste von Huldigungen umringt waren. Prinz Waldemar von Preußen, der früh heimgegangene Weltreisende, kletterte in ihrer Nachbarschaft ganz vergnügt auf einen der Tische hinten, während die imponierende Erscheinung Savignys, des berühmten Rechtsgelehrten und Justizministers, in den vorderen Reihen glänzte, neben F. A. Stägemanns geistreicher Tochter, der auch durch verschiedene anmutige Veröffentlichungen bekannten Frau von Olfers.**

Die kleinen Komödianten nahmen ihre Aufgabe ernsthaft und wirkten dadurch nur um so komischer. Alles war belustigt, groß und klein, und Mine fand in den freudestrahlenden Augen der Kinder, wie in dem aufrichtigen Beifall der Zuschauer reichlichen Lohn für ihre Mühe.

* Goethe-Jahrbuch XII, Band 1891, S. 33. — Eckermanns Gespräche, Teil I, S. 187.

** „Hedwig von Olfers“ von E. Schmidt, mit Porträt. „Illustr. Frauenztg.“, Jahrg. XIX, Heft 6, 1892.

Bettinas beide älteren Töchter, Maximiliane, kurzweg „die Maxe" genannt, spätere Gräfin Oriola, und Armgart, Gräfin Flemming, waren recht eigentlich die Sterne jener späteren Barduaschen Kreise. Selten aber hat auch Mädchenreiz anmutiger gewaltet wie in diesen beiden. Jugend, Schönheit, Temperament und Originalität, bevorzugte äußere Verhältnisse, der Dichterruhm beider Eltern und eigene vielseitige Begabung vereinte sich in ihnen, unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben. Dabei hatten diese Gefeierten der großen Welt sich eine urwüchsige Frische, harmlose Kindlichkeit des Wesens und der Neigungen bei schönen Geistesgaben erhalten, wodurch sie sich recht eigentlich wahlverwandt der Barduaschen Eigenart anschlossen. Unter anderen heiteren Spielereien und launigen Unternehmungen war der sogenannte „Kaffeter" entstanden, ein fröhlicher Verein jugendlicher Elemente, dessen munter belebte Zusammenkünfte allen Beteiligten noch heute in zauberischer Erinnerung leben. In bestimmten Zeiträumen kam man zur Kaffeestunde zusammen. Den Barduaschen und Arnimschen Schwesterpaaren schlossen sich andere geistig belebte, liebenswürdige Persönlichkeiten an: Frau von Olfers mit ihren Töchtern, Lichtensteins musikalisch hochbegabte Tochter Marie; eine anmutige, leider früh heimgegangene Hofdame der Fürstin Liegnitz, Valeska von Grabow; die goldblonde, idealschöne Enkeltochter Herders; Henriette von Kloch, eine Großnichte Amalie von Imhoffs, u. a. m. Auch einige männliche Genossen zählte der Verein, darunter den Dichter Andersen als auswärtiges Mitglied. Zu jeder Sitzung mußten die Beteiligten irgend ein Geistesprodukt mitbringen, sei es Gedicht, Aufsatz oder Erzählung; Karoline lieferte meist beziehungsvolle Zeichnungen. Unter dem Vorsitz der Maxe als „Präsident Maiblümchen" — denn natürlich hatte jedes Kaffetermitglied seinen nom de guerre, Hermann Grimm hieß Apollo Plüsch — wurden diese Schriftstücke verlesen und kritisiert, wobei es denn an tausend neuen Scherzen und lustigen Einfällen, Witz und Laune nicht fehlte. Dazu trugen die fröhlich Tagenden hohe, spitze Papiermützen mit herabwallenden Florschleiern auf den hübschen Köpfen, und wem es vergönnt war, ihre hellen Stimmen, ihr munteres Durcheinandersprechen und oft schallendes Gelächter zu vernehmen, dem blieb kein Zweifel, daß glückliche Jugend hier eins ihrer heitersten und harmlosesten Feste feierte. Mitunter klang auch ein ernsterer Ton durch die eingelieferten Beiträge, und auch der fand seine Würdigung. Mine war Protokollführer, sammelte gewissenhaft die einzelnen Manuskripte und heftete sie als sogenannte „Kaffeter-Zeitung" aneinander, die, mit den Jahren umfangreich angeschwollen, noch heute als erinnerungsvoller Familienbesitz aufbewahrt wird, nicht unähnlich dem „Tiefurter Journal",* das auch nicht in allen Stücken Anspruch auf hohen schriftstellerischen Wert erheben konnte, aber dennoch einem Kreise glücklicher, geistig



Karoline und Wilhelmine Bardua.

* Schriften der Goethe-Gesellschaft, 7. Band, 1892.

belebter Menschen poetisch heitere Anregung schuf.

Das Ausdenken und Ausführen festlicher Unterhaltungen aller Art war ein besonderes Barduasches Talent, und die Schwestern ergänzten sich dabei gegenseitig in vorteilhaftester Weise. Mine machte Verse, paßte sie geschickt irgend einer schönen Melodie an, und Karoline setzte das Ganze malerisch in Scene. Sie bedurfte dazu weniger Hilfsmittel. Ein schön gefärbtes Tuch, ein paar zierliche Flittern, etwas Flor und farbiges Papier gestalteten sich in ihren Händen zum stilvollen Ausputz, zu wirkungsvollen Drapierungen. Das Savignysche Haus mit seiner großartigen Geselligkeit aus den ersten Kreisen Berlins, die Fürsten, Würdenträger und Celebritäten aller Art im Ministerhotel zu glänzenden Festlichkeiten zusammenführte, gab ihr häufig Gelegenheit, diese Kunst zu üben; und da es mit den gemalten Bildern nicht mehr recht gehen wollte, machte sie mit den „lebenden“ um so mehr Glück. Auch hier glänzten die Arnimschen Töchter — die Nichten des Hauses — durch ihre Schönheit, und die musikalischen Kräfte des „Kasseters“ begleiteten mit Gesang und Spiel diese ansprechenden Darstellungen, denen wiederum bei äußerlich geringem Aufwand ein poetisches Etwas eigener Art besonderen Zauber verlieh.



Karoline Bardua.

Frau von Savigny bewährte sich bei alledem als die liebenswürdigste Wirtin. Ihrer Schwester Bettina an Geist und Genialität ähnlich, war sie auch wieder ganz verschieden von ihr. Für die große Welt geschaffen, in der sie lebte und webte, hatte sie doch nichts von der ihr angeborenen Originatität und großen Warmherzigkeit eingebüßt. Ludwig Grimm, der Maler und dritte Bruder der beiden berühmten Göttinger, hat sie in ihren jungen Jahren auf einer allerliebsten Radierung dargestellt, wie sie im Hausjäckchen und Pelzmütze beim Lampenschein ganz vertieft in einem Buche liest. Sie war Barduas sehr zugethan und fehlte nie, wenn bei ihnen kleine Feste oder musikalische Aufführungen veranstaltet wurden, in denen sich vorzugsweise Marie Lichtenstein als Dirigent und mitwirkendes Talent hervorthat. Besonders entzückte es jede Zuhörerschaft, wenn die Arnimschen Schwestern sich in größter Anspruchslosigkeit an den Flügel stellten und ohne jede Begleitung, wirklich wie die Vögelchen im Walde, einfache Volkslieder mit den lieblichsten Stimmen und unwiderstehlicher Anmut vortrugen. Unter den musizierenden Herren sei noch der spätere kommandierende General von Koblenz, A. von Thile, und sein Bruder, der Freund und Minister Friedrich

Wilhelms IV., genannt. Allerdings ein ungewöhnlicher Fall, zwei stattliche preußische Generäle und Excellenzen zweistimmig Goethesche Lieder singen zu hören. Aber wie belebt, anregend und interessant das auch alles war — die Zeit behauptete auch hier ihre unabweisbaren Rechte. Nachgerade waren Barduas ein paar alte Dämchen geworden. Karolines Tituskopf hatte längst einer großen, etwas altfränkischen Haube weichen müssen, wie die Schwestern denn überhaupt in ihrer äußeren Erscheinung immer etwas anders aussahen wie die übrige Welt. Das gehörte nun einmal zu ihnen; und mochte hier und da moderne Eleganz mit kaum unterdrücktem Lächeln auf ihre Mantillen und Fontangen blicken, sie waren und blieben doch die lieben, prächtigen Barduas, welche sich alle Herzen gewannen und über Jahre und Moden hinaus ein frisches Geistesleben in sich pflegten, das sie gern mit anderen teilten.

In ihrem traulichen Heim fehlte es auch jetzt nicht an bedeutenden Gästen. Wo einst der nun schon längst verstorbene Contessa gesessen, wo Grillparzer und Houwald sich umarmt, klangen nun die Namen Geibel, Hermann Grimm, Rauch, Tieck u. a. Drake ließ es sich nicht nehmen, seine Madonnenstatuette selber in einem der Barduaschen Zimmer aufzustellen. Aber schließlich —

Und scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.

Das Jahr 1848 hatte Savigny als Minister und damit auch die schöne Geselligkeit in seinem Hause beseitigt. Aus dem blühenden Mädchenkranze des Kaffeters war eine nach der anderen vermählt, dem Gatten in oft weite Ferne gefolgt, und wenn sie auch,

Wilhelmine Bardua.

er gleichfalls durch lange, innige Zuneigung verbunden war. Während der Sitzungen entwickelten sich oft interessante Gespräche, wenn Mine sie nicht, was häufig geschah, mit Gesang begleitete.

Weniger sympathisch wie durch Contessa fühlte sich die fleißige Schreiberin umfangreicher Tagebücher von Raupach angesprochen. Sie schildert ihn, wie folgt:

„Raupach ist ein Mensch, zu dem man nicht leicht Vertrauen faßt. Seine Art zu sein ist scharf und trocken. Seine ganze Persönlichkeit stellt ihn als einen strengen, ernsthaften, ja unfreundlich abstoßenden Menschen dar, dessen Äußeres noch besonders dadurch einen unbehaglichen Eindruck macht, als er mit seinen kleinen schwarzen Augen so unmäßig schielt, daß man selten weiß, wie und was er damit ansieht. In der Unterhaltung ist er ein ebenso gewandter Sprecher als aufmerksamer und kritischer Zuhörer. Es ist ordentlich peinlich mit anzusehen, wenn man unternimmt, etwas zu sagen, wie er da oft im Begriff, eine Prise zu nehmen, innehält, die Finger mit dem Tabak an die Nase drückt und mit prüfendem Blick und strenger Aufmerksamkeit erwartet, was da herauskommen soll? — Einem schüchternen und unsicheren Menschen stockt da gleich das Wort im Munde, und er bringt entweder nichts, oder unverständiges Zeug vor, aus lauter Anstrengung, ja etwas recht Schönes und Geistreiches zu sagen. Wie oft ist es mir so gegangen und ich bin über dem öfteren Mißlingen meiner Rede so schen geworden, daß ich mich nun auch gar nicht mehr mit dem herauströne, was ich wirklich Gutes und Sagenswertes im Sinne habe, weil ich immer denke, es könnte doch wohl für solch einen Menschen nicht klug genug sein. Und da habe ich denn immer das Gefühl, er werde mir etwas thun, wenn ich nicht etwas recht Gescheites sage. Dennoch würde ich es gern sehen, wenn wir Raupachs Gesellschaft oft haben könnten, denn so wenig er durch seine Persönlichkeit einnimmt, so sehr zieht er durch seinen alles durchdringenden Verstand an, und ich höre ihm jedesmal mit dem lebendigsten Interesse zu."

Mine in ihrer ausgesprochenen Eigenart empfand immer sehr bestimmt, was ihrem Wesen zusagte und was sie nicht recht in sich aufnehmen konnte. So ging sie wiederholt zu Schleiermacher in die Kirche, aber seine Predigten erbauten sie nicht. Sie erschienen ihr wie mit klugem Geist durchdachte biblische Abhandlungen, die ihr aber nicht ins Herz drangen.

Näher befreundet waren die Schwestern mit dem Schriftsteller Franz Horn, der Karoline inhaltreiche Worte über Kunst und Wahrheit ins Stammbuch schrieb. Daneben setzte Karl Maria von Weber die Sentenz, die er überall einzuschreiben pflegte: „Beharrlichkeit führt zum Ziel."

Wie schon früher erwähnt wurde, war Karolines Berliner Aufenthalt durch verschiedene Kunstreisen unterbrochen, auf denen die Schwester sie stets begleitete. Des Sommers in Heidelberg haben wir bereits gedacht. Das Jahr darauf erhielt Karoline den Auftrag, den achtzigjährigen Grafen Rigal, das Oberhaupt einer angesehenen Fabrikanten-Familie in Krefeld, zu malen. Da sich dem einen zahlreiche andere Aufträge anschlossen, so währte der Krefelder Aufenthalt der Schwestern bis in den Herbst hinein. Und der kommende Frühling brachte noch weitere Reisepläne. Die Tochter des Grafen Rigal, Frau von Kreutzer, die gleichfalls von Karoline gemalt worden war, lebte einen Teil des Jahres in Paris. Von ihr ermutigt, folgten die Schwestern ihr im Juni dahin nach. Karoline versprach sich für ihre künstlerische Ausbildung bedeutenden Gewinn von den dortigen Eindrücken. Auch kopierte sie fleißig im Louvre, Mine trieb französische Sprachstudien, und hin und wieder spannen sich Berliner Beziehungen auch bis in jene Ferne hin. Wilibald Alexis besuchte mit den Schwestern den Jardin des Plantes, wo Mine zum erstenmal einen Elefanten sah und die persönliche Bekanntschaft der Giraffe machte, deren Hinterseite sich, wie ihr schien, eigentümlich genug gegen den langen Hals ausnahm, „und plötzlich hört hinten alles so kurz auf, als fehle etwas vom Schwanzstück," bemerkt das Tagebuch.

Mit Koreff, dem berühmten Leibarzt des Fürsten Hardenberg und einstigen Hoffmannschen Serapionsbruder, wurde die bei Varnhagen in Berlin angeknüpfte Bekanntschaft erneuert. Die trüben, ungewaschenen Fensterscheiben seiner, bei einer gewissen Ele-

ganz doch wenig gepflegten Häuslichkeit verletzten Mines deutsches Reinlichkeitsgefühl. Überhaupt war Paris nicht der rechte Boden für Barduas, und als sie alle Sehenswürdigkeiten der grande capitale pflichtschuldig durchgenossen und Karoline ihre sehr gelungene Kopie der Raphaelschen Vierge au voile* vollendet hatte, waren sie im Grunde froh, Ende August wieder nach dem heimischen Berlin zurückzukehren.



Dort hatte sich nun freilich mit der Zeit manches für sie verändert. Die eigene Jugend lag längst hinter ihnen, und in dem ihnen so lieben Kreise hatten wechselnde Verhältnisse, hatte der Tod schon manche Lücke gerissen. Karolines künstlerische Thätigkeit trat vor jüngeren, besser geschulten Kräften in den Schatten. Sie erhielt seltener Porträt-Bestellungen. Aber wie das Leben den treuherzig empfänglichen Gemütern der Schwestern auch immer wieder neue Elemente zuführte, sie in Liebe zu erfassen, so ertrug auch Karoline ohne Bitterkeit oder Verstimmung diesen Umschwung der Dinge. Sie ließ sich die Freude an der geliebten Kunst nicht verderben und schuf zu ihrem eigenen Genügen allerlei Ideales, Allegorisches. Eine weibliche zu den Sternen aufblickende Idealfigur, die „Betrachtung“; verschiedene Madonnen, Kränze windende Mädchen, eine heilige Cäcilie und andere ähnliche Darstellungen schmückten, als ihr verbliebene Arbeiten, die Wände ihrer eigenen Häuslichkeit, in der es noch immer munter genug fortging.

Mine hatte ein starkes Bedürfnis, Jugend um sich zu versammeln. Aus Verwandten- und Bekanntenkreisen zog sie die aufwachsenden Elemente heran, unterrichtete sie im Gesang, in Sprachen, in der Litteratur, und fand eine selbstlose Befriedigung darin, in die erwachenden Seelen niederzulegen, was sie sich selbst durch treue Geistesarbeit an Fertigkeiten, Kenntnissen und Anschauungen erworben hatte. Endlich sollten ihre kleinen Zöglinge auch einmal zeigen, was sie bei ihr gelernt hatten, und dabei zum Lohn ihres Fleißes selbst Vergnügen haben. Sie sollten Theater spielen. Aber nicht bekannte, landläufige Kinderstückchen; nein, Mine kam auf den eigenartigen Gedanken, großartig

* Jetzt in Privatbesitz zu Dessau.

Klassisches in starker Verkürzung, halb travestierend und doch dem Originale gleich, zu diesem Zwecke zu bearbeiten. Der Glanzpunkt jener kleinen Aufführungen war Racines Phädra; als Sprachübung natürlich



Kunigunde von Savigny. Nach Ludwig Grimm.

in französischer Sprache, mit eingelegten Arien und Couplets für die Gesangsschüler. Bettinas jüngstes, reizvolles Töchterchen Gisela trällerte mit glockenreiner Stimme auf Mozarts Kadenzen der „Königin der Nacht" einen ganzen Racineschen Monolog herunter. Allerliebst sah ein kleiner, dicker Neffe Bardua in seinem antiken Kostüm mit goldpapierner Zackenkrone aus. Daß Scenerie und Requisiten gleichfalls äußerst primitiv, versteht sich von selbst; dennoch trug, neben einem Anflug ironisierenden Humors, die ganze Sache ein gewisses künstlerisches Gepräge.

Die Barduaschen Räumlichkeiten waren nur beschränkt. Französische Straße 28, wo sich jetzt ein stolzer Mietsbau erhebt, hatten die Schwestern damals vom Schneider Seesemann die halbe zweite Etage seines bescheidenen Häuschens gemietet. Die Wohnung bestand aus zwei ziemlich niedrigen Vorderzimmern mit kleinen Fenstern, einem nach dem Hof gelegenen Schlafzimmer, Küche und Mädchengelaß. In dem ersten Vorderzimmer — Karolines Atelier — wurden die Kinder kostümiert. Dort erwarteten sie klopfenden Herzens den Ton der Klingel, der sie zum Vortreten rief. Das zweite Zimmer diente zugleich als Bühne und Zuschauerraum. In dem letzteren waren Stühle reihenweise aufgestellt, im Hintergrunde auch einige Stühle auf Tische gehoben, damit man auch dort gut sehen könne. Da der gewohnte Eingang durch das Atelier für diesen Abend abgeschnitten war, so traten die Gäste durch das Schlafzimmer ein, woran niemand Anstoß nahm, obwohl es eine illustre Gesellschaft war, die sich hier versammelte. Da saß die Gattin des in Amerika hoch gefeierten politischen Schriftstellers Edward Robinson, geb. Therese von Jacobs, die Übersetzerin der Serbischen Volkslieder — Talvj —, der Goethe Aufmerksamkeit und warme Anerkennung geschenkt hatte.* Bettina, die sonst niemals in Gesellschaft erschien, machte hier eine Ausnahme. Doch hielt sie sich, wenn wir nicht irren, zurückgezogen im Schlafzimmer und sah nur durch die offene Thür dem heiteren Spiele zu, während ihre schönen, anmutsvollen älteren Töchter inmitten der Gäste von Huldigungen umringt waren. Prinz Waldemar von Preußen, der früh heimgegangene Weltreisende, kletterte in ihrer Nachbarschaft ganz vergnügt auf einen der Tische hinten, während die imponierende Erscheinung Savignys, des berühmten Rechtsgelehrten und Justizministers, in den vorderen Reihen glänzte, neben F. A. Stägemanns geistreicher Tochter, der auch durch verschiedene anmutige Veröffentlichungen bekannten Frau von Olfers.**

Die kleinen Komödianten nahmen ihre Aufgabe ernsthaft und wirkten dadurch nur um so komischer. Alles war belustigt, groß und klein, und Mine fand in den freudestrahlenden Augen der Kinder, wie in dem aufrichtigen Beifall der Zuschauer reichlichen Lohn für ihre Mühe.

* Goethe-Jahrbuch XII, Band 1891, S. 33. — Eckermanns Gespräche, Teil I, S. 187.

** „Hedwig von Olfers" von E. Schmidt, mit Porträt. „Illustr. Frauenztg.", Jahrg. XIX, Heft 6, 1892.

Bettinas beide älteren Töchter, Maximiliane, kurzweg „die Maxe" genannt, spätere Gräfin Oriola, und Armgart, Gräfin Flemming, waren recht eigentlich die Sterne jener späteren Barduaschen Kreise. Selten aber hat auch Mädchenreiz anmutiger gewaltet wie in diesen beiden. Jugend, Schönheit, Temperament und Originalität, bevorzugte äußere Verhältnisse, der Dichterruhm beider Eltern und eigene vielseitige Begabung vereinte sich in ihnen, unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben. Dabei hatten diese Gefeierten der großen Welt sich eine urwüchsige Frische, harmlose Kindlichkeit des Wesens und der Neigungen bei schönen Geistesgaben erhalten, wodurch sie sich recht eigentlich wahlverwandt der Barduaschen Eigenart anschlossen. Unter anderen heiteren Spielereien und launigen Unternehmungen war der sogenannte „Kaffeter" entstanden, ein fröhlicher Verein jugendlicher Elemente, dessen munter belebte Zusammenkünfte allen Beteiligten noch heute in zauberischer Erinnerung leben. In bestimmten Zeiträumen kam man zur Kaffeestunde zusammen. Den Barduaschen und Arnimschen Schwesterpaaren schlossen sich andere geistig belebte, liebenswürdige Persönlichkeiten an: Frau von Olfers mit ihren Töchtern, Lichtensteins musikalisch hochbegabte Tochter Marie; eine anmutige, leider früh heimgegangene Hofdame der Fürstin Liegnitz, Valeska von Grabow; die goldblonde, idealschöne Enkeltochter Herders; Henriette von Kloch, eine Großnichte Amalie von Imhoffs, u. a. m. Auch einige männliche Genossen zählte der Verein, darunter den Dichter Andersen als auswärtiges Mitglied. Zu jeder Sitzung mußten die Beteiligten irgend ein Geistesprodukt mitbringen, sei es Gedicht, Aufsatz oder Erzählung; Karoline lieferte meist beziehungsvolle Zeichnungen. Unter dem Vorsitz der Maxe als „Präsident Maiblümchen" — denn natürlich hatte jedes Kaffetermitglied seinen nom de guerre, Hermann Grimm hieß Apollo Plüsch — wurden diese Schriftstücke verlesen und kritisiert, wobei es denn an tausend neuen Scherzen und lustigen Einfällen, Witz und Laune nicht fehlte. Dazu trugen die fröhlich Tagenden hohe, spitze Papiermützen mit herabwallenden Florschleiern auf den hübschen Köpfen, und wem es vergönnt war, ihre hellen Stimmen, ihr munteres Durcheinandersprechen und oft schallendes Gelächter zu vernehmen, dem blieb kein Zweifel, daß glückliche Jugend hier eins ihrer heitersten und harmlosesten Feste feierte. Mitunter klang auch ein ernsterer Ton durch die eingelieferten Beiträge, und auch der fand seine Würdigung. Mine war Protokollführer, sammelte gewissenhaft die einzelnen Manuskripte und heftete sie als sogenannte „Kaffeter-Zeitung" aneinander, die, mit den Jahren umfangreich angeschwollen, noch heute als erinnerungsvoller Familienbesitz aufbewahrt wird, nicht



Karoline und Wilhelmine Bardua.

unähnlich dem „Tiefurter Journal",* das auch nicht in allen Stücken Anspruch auf hohen schriftstellerischen Wert erheben konnte, aber dennoch einem Kreise glücklicher, geistig

* Schriften der Goethe-Gesellschaft, 7. Band, 1892.

belebter Menschen poetisch heitere Anregung schuf.

Das Ausdenken und Ausführen festlicher Unterhaltungen aller Art war ein besonderes Barduasches Talent, und die Schwestern ergänzten sich dabei gegenseitig in vorteilhaftester Weise. Mine machte Verse, paßte sie geschickt irgend einer schönen Melodie an, und Karoline setzte das Ganze malerisch in Scene. Sie bedurfte dazu weniger Hilfsmittel. Ein schön gefärbtes Tuch, ein paar zierliche Flittern, etwas Flor und farbiges Papier gestalteten sich in ihren Händen zum stilvollen Ausputz, zu wirkungsvollen Draperungen. Das Savignysche Haus mit seiner großartigen Geselligkeit aus den ersten Kreisen Berlins, die Fürsten, Würdenträger und Celebritäten aller Art im Ministerhotel zu glänzenden Festlichkeiten zusammenführte, gab ihr häufig Gelegenheit, diese Kunst zu üben; und da es mit den gemalten Bildern nicht mehr recht gehen wollte, machte sie mit den „lebenden“ um so mehr Glück. Auch hier glänzten die Arnimschen Töchter — die Nichten des Hauses — durch ihre Schönheit, und die musikalischen Kräfte des „Kaffeters“ begleiteten mit Gesang und Spiel diese ansprechenden Darstellungen, denen wiederum bei äußerlich geringem Aufwand ein poetisches Etwas eigener Art besonderen Zauber verlieh.



Karoline Bardua.

Frau von Savigny bewährte sich bei alledem als die liebenswürdigste Wirtin. Ihrer Schwester Bettina an Geist und Genialität ähnlich, war sie auch wieder ganz verschieden von ihr. Für die große Welt geschaffen, in der sie lebte und webte, hatte sie doch nichts von der ihr angeborenen Originalität und großen Warmherzigkeit eingebüßt. Ludwig Grimm, der Maler und dritte Bruder der beiden berühmten Göttinger, hat sie in ihren jungen Jahren auf einer allerliebsten Radierung dargestellt, wie sie im Hausjäckchen und Pelzmütze beim Lampenschein ganz vertieft in einem Buche liest. Sie war Barduas sehr zugethan und fehlte nie, wenn bei ihnen kleine Feste oder musikalische Aufführungen veranstaltet wurden, in denen sich vorzugsweise Marie Lichtenstein als Dirigent und mitwirkendes Talent hervorthat. Besonders entzückte es jede Zuhörerschaft, wenn die Arnimschen Schwestern sich in größter Anspruchslosigkeit an den Flügel stellten und ohne jede Begleitung, wirklich wie die Vögelchen im Walde, einfache Volkslieder mit den lieblichsten Stimmen und unwiderstehlicher Anmut vortrugen. Unter den musizierenden Herren sei noch der spätere kommandierende General von Koblenz, A. von Thile, und sein Bruder, der Freund und Minister Friedrich

Wilhelms IV., genannt. Allerdings ein ungewöhnlicher Fall, zwei stattliche preußische Generäle und Excellenzen zweistimmig Goethesche Lieder singen zu hören.
Aber wie belebt, anregend und interessant das auch alles war — die Zeit behauptete auch hier ihre unabweisbaren Rechte. Nachgerade waren Barduas ein paar alte Dämchen geworden. Karolines Tituskopf hatte längst einer großen, etwas altfränkischen Haube weichen müssen, wie die Schwestern denn überhaupt in ihrer äußeren Erscheinung immer etwas anders aussahen wie die übrige Welt. Das gehörte nun einmal zu ihnen; und mochte hier und da moderne Eleganz mit kaum unterdrücktem Lächeln auf ihre Mantillen und Fontangen blicken, sie waren und blieben doch die lieben, prächtigen Barduas, welche sich alle Herzen gewannen und über Jahre und Moden hinaus ein frisches Geistesleben in sich pflegten, das sie gern mit anderen teilten.

In ihrem traulichen Heim fehlte es auch jetzt nicht an bedeutenden Gästen. Wo einst der nun schon längst verstorbene Contessa gesessen, wo Grillparzer und Houwald sich umarmt, klangen nun die Namen Geibel, Hermann Grimm, Rauch, Tieck u. a. Drake ließ es sich nicht nehmen, seine Madonnenstatuette selber in einem der Barduaschen Zimmer aufzustellen. Aber schließlich —

Und scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.

Das Jahr 1848 hatte Savigny als Minister und damit auch die schöne Geselligkeit in seinem Hause beseitigt. Aus dem blühenden Mädchenkranze des Kaffeters war eine nach der anderen vermählt, dem Gatten in oft weite Ferne gefolgt, und wenn sie auch,



Wilhelmine Bardua.

wo es ging, einen gewissen Zusammenhang unter sich aufrecht erhielten, so war doch das fröhliche persönliche Beisammensein auseinandergerissen. Auch traten seit dem politischen Sturm in dem ganz umgestimmten Berlin bisher unberührte Fragen und Interessen in den Vordergrund, die in ihrer unruhigen Erregung aus der Gesellschaft und selbst aus Freundeskreisen die frühere Harmlosigkeit verbannten. Den Schwestern war in der Spannung dieser neuen Zeit nicht mehr recht wohl. Ihre bescheidene Kunstweise, ihr auf heitere Ideale gerichteter Sinn fand in ihr den rechten Anklang nicht mehr; der allgemeine Anteil wandte sich anderen Bestrebungen zu. Mine schrieb damals in ihr Tagebuch: „Selbst Erinnerungen sind unstatthaft in dem vorwärts eilenden Treiben dieser Stadt."

Als es allmählich stiller und einsamer um sie her wurde, reifte in den Schwestern der Entschluß, Berlin aufzugeben und in die Heimat ihrer Jugend, nach Ballenstedt, zurückzukehren.

Die verwitwete Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, geborene Prinzessin von Schleswig-Holstein-Glücksburg, die dort residierte, war ihnen von früh an eine gütige Beschützerin und Freundin gewesen. Auch während der Jahre der Trennung hatte sie ihnen ihr Wohlwollen erhalten. In ihre Obhut flüchteten sie gleichsam zurück, als das fremde, ruhelose Leben draußen für die Alternden nicht mehr taugte, und in ihrer Nähe, in den friedlichen Thälern des Harzes war ihnen ein freundlicher Lebensabend beschieden. Auch hier verstanden sie durch ihre liebenswürdigen Talente der fürstlichen Freundin manchen Tag zu verschönern. Etwas still mag es ihnen freilich manchmal in dem kleinen Ballenstedt erschienen sein nach allem, was das Leben ihnen ehedem geboten an heiterem Genuß. Aber eine anheimelnde, behagliche Häuslichkeit mit Blumen, Bildern, Poesie und Musik wußten sie sich auch hier zu schaffen.

Alte Freunde nahmen gern ihren Reiseweg über Ballenstedt, um bei Barduas vorzusprechen, und die Stunden der Einsamkeit durfte ihnen hier Erinnerung an eine selten reiche Vergangenheit mit ihren goldenen Fäden durchweben.

Ein als „Phantasie und Erinnerung" bezeichnetes Blättchen war auch Karolines letzte Arbeit. In voller Geistes- und Herzensfrische hatte die über Achtzigjährige es zum Geburtstage der geliebten Schwester (1864) entworfen. Schon in der Nacht darauf erkrankte sie, und wenige Tage später war der letzte Abschluß friedlich für sie erreicht. Mine, die treue Genossin ihrer irdischen Pilgerfahrt, die im Leben fast nie von ihr getrennt gewesen, folgte ihr bald auch ins himmlische Jenseits.





Litterarische Notizen.

Afrika, der schwarze Erdteil, steht seit einer Reihe von Jahren im Vordergrunde des Interesses. Die kolonialen Bestrebungen aller Kulturvölker der Gegenwart haben ihren Brennpunkt in Afrika, und die Rückwirkung dieser Bestrebungen äußert sich naturgemäß in einer Fülle von Litteratur. Auch das verflossene Jahr hat auf dem Gebiete der Afrikalitteratur eine Reihe zum Teil hervorragender Werke entstehen lassen. Allen voran möchten wir hier einem Werk unsere Besprechung widmen, welches durch die Tagesereignisse in den Vordergrund des Interesses gerückt ist und welches diesen Platz außerdem durch Form und Inhalt verdient. Wir meinen das Werk Slatin Paschas: **Feuer und Schwert im Sudan.** Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht 1879 bis 1895. Von Rudolph Slatin Pascha. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Porträt in Heliogravure, neunzehn Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Seit nunmehr fast zwanzig Jahren beschäftigen der Sudan und seine Schicksale die ganze civilisierte Welt. Das Auftreten des Mahdismus, die ungeheuren Erfolge, welche der neue Prophet und seine Anhänger zu erringen verstanden, erstreckten ihre Wirksamkeit über die ganze nördliche Hälfte Afrikas und zogen damit ebenso die europäischen Kolonialgebiete in Mitleidenschaft, wie sie in die ägyptischen Verhältnisse eingriffen und eine Zeit lang sogar einen Einfluß auf die Verkehrsstraße nach Ostasien, den Suezkanal und das Rote Meer, auszuüben zu wollen schienen. Die Schicksale der in den Kampf gegen den Mahdismus verwickelten Europäer haben mehr als einmal die ganze gebildete Welt erregt. Der Untergang Gordons beim Fall von Khartum, die Schicksale Emins und der Äquatorialprovinz, die Gefangenschaft Slatin Beys und der Missionare beim Mahdi und später beim Chalifa sind Ereignisse, welche jedem Gebildeten geläufig sind und seine Teilnahme erweckt haben. Zum erstenmal erscheint nun in dem Werke Slatins eine gesammelte Darstellung über den Ausbruch, die Ausbreitung und den Stand jenes gewaltigen religiösen Aufstandes und des Reiches, welches seine Folge war. Slatin hat in seinen Stellungen als Finanzinspektor im Sudan, als Mudhir von Süd- und West-Darfur, endlich nach dem Obsiegen des Mahdismus als Gefangener des Mahdi und Adjutant desselben mehr Gelegenheit gehabt als jeder andere, das Entstehen, Wachsen und den Sieg des Mahdismus, sowie die späteren Keime seines Verfalls kennen und beurteilen zu lernen. Das hier vorliegende Werk ist mit einer erstaunlichen Gedächtniskraft und Urteilsschärfe geschrieben. Für die Geschichte des Sudans und des Mahdismus bildet es eine Grundlage, welche nicht übertroffen werden kann. Slatin beherrscht das Arabische so vollkommen, daß ein wirkliches Eindringen in die Gefühls- und Geistesregungen seiner Umgebung möglich war. Nur so ist es erklärlich, daß in der kurzen Zeit seiner Freiheit ein Werk entstehen konnte, welches mit einer fabelhaften Genauigkeit das Labyrinth der Fäden entwirrt, aus denen in ethischer, politischer und socialer Hinsicht der Aufstand des Mahdi sich allmählich zusammendrehte. Es ist ganz unmöglich, auf Einzelheiten des überaus vielseitigen Buches einzugehen. Mit dramatischer Kraft schildert der Verfasser die Mißwirtschaft der ägyptischen Beamten im Sudan, in Darfur, Kordofan und der ägyptischen Provinz; das vergebliche Bemühen ferner der europäischen, von der ägyptischen Regierung angestellten Beamten, die labyrinth-ähnlich verlaufenden Beziehungen der zahllosen Stämme des Sudan und das Zusammenlaufen derselben in der Unzufriedenheit gegen die ägyptische Oberherrschaft; die Tragik des Kampfes gegen die wie eine Lawine anschwellende Macht des Mahdi kommt zu ihrer vollen Geltung. Wir lernen nach der Gefangennahme Slatins den Hofhalt des Mahdi, die Ursachen seines Einflusses auf die ungeheuren von ihm beherrschten Gebietsteile und auf seine Anhänger kennen, wir erfahren die Ursachen des allmählichen Verblassens des Mahdismus unter seinem Nachfolger, dem Chalifa. Die Geschichte des Sudan über einen Zeitraum, der viel länger ist als der Aufenthalt Slatins daselbst, entrollt sich vor unseren Augen in überraschender Klarheit. Von dem höchsten Interesse sind die politischen Schlüsse, welche der Ver-

fasser zieht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Entschluß Englands, den Chalifa gerade jetzt anzugreifen und den Mahdismus womöglich zu vernichten, seine Hauptquelle in den Berichten und Ausführungen Slatins gefunden hat. Jedenfalls ist die Eröffnung der Feindseligkeiten im gegenwärtigen Augenblick lediglich eine Folge der Slatinschen Berichte über die im Hauptquartier des Chalifa herrschende Zersplitterung und Unzufriedenheit. Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen. Es ist für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung.

Eine wertvolle Ergänzung zu dem vorstehenden Werke bildet eine Arbeit des Geheimen Regierungsrats Freiherrn von Fircks: **Ägypten 1894.** Von A. Freiherrn von Fircks. Mit einer Karte der Nilländer und Westarabiens, sowie einer Nebenkarte des Nildeltas von R. Kiepert. (Berlin, Dietrich Reimer [Hoefer und Vohsen].) Der erste im Oktober 1895 erschienene Teil schildert die gegenwärtig besonders wissenswerten staatsrechtlichen Verhältnisse des vielumworbenen Pharaonen-Landes, dessen Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung nebst deren Erwerbsthätigkeit und wirtschaftlicher Lage, sowie das ägyptische Heer, die britischen Besatzungstruppen und die britische Mittelmeerflotte auf Grund vieler amtlichen und anderer Quellen sowie eigener Wahrnehmungen des Verfassers. Die dem ersten Teile beigegebene Kiepertsche Karte der Nilländer und Westarabiens ist im Eisenbahnnetz und in den Wüstenstraßen bis zum Beginn des Jahres 1896 nachgetragen; sie reicht nach Süden über den 10. Grad nördlicher Breite hinaus und stellt das ganze Gebiet zwischen dem 30. und 45. Grad östlicher Länge von Greenwich dar, umfaßt mithin auch den nördlichen Teil von Abessynien mit den Provinzen Tigre, Amhara und Schoa, das französische Obok, das italienische Eritrea und das vom Kalifen Abdallah beherrschte Mahdistenreich mit Kordofan und Darfur bis zum Gazellenfluß. In diesem weiten Gebiete sind die orographischen und hydrographischen Verhältnisse, sowie die vorhandenen Wüstenstraßen und die für deren militärische Benutzung wichtigen Quellen, Brunnen und Oasen in übersichtlicher Weise dargestellt, so daß die Karte ein gerade jetzt gewiß für viele erwünschtes Orientierungsmittel über die Landesteile ist, in denen sich die Kämpfe zwischen den Italienern, Engländern und Ägyptern gegen die Abessynier und Mahdisten abspielen. — Der vor kurzem erschienene zweite Teil von „Ägypten 1894“ bringt das Werk des Freiherrn von Fircks zum Abschluß und enthält eine ausführliche Darstellung der Verwaltung, des Handels und Verkehrs von Ägypten, bei welcher alle bis zum Februar 1896 eingetretenen Veränderungen berücksichtigt worden sind. Ein erheblicher Teil der mitgeteilten Nachrichten ist unseres Wissens neu, d. h. noch nicht veröffentlicht worden. In sieben Abschnitten werden die innere und landwirtschaftliche Verwaltung nebst der Agrarverfassung und den öffentlichen Arbeiten für Bewässerung — die Justizverwaltung, das Gerichtswesen nebst der Zuständigkeit der verschiedenen Gerichtshöfe, die Polizeiverwaltung, öffentliche Sicherheit und Gefängniswesen — das Medizinalwesen, die öffentliche Gesundheitspflege, die Ärzte und Apotheken, sowie die Hygiene europäischer Reisender — die Kultusverwaltung aller in Ägypten vorkommenden Religionsbekenntnisse, der Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feste und Vorschriften, der Kalender und die Zeitrechnung der Mohammedaner und Kopten, die Unterrichtsverwaltung, Universität, die Fach-, öffentlichen und sogenannten freien Schulen, die wissenschaftlichen Institute, Einrichtungen zur Erhaltung u. s. w. der Altertümer, die Staatsdruckerei und Presse, der Buch- und Kunsthandel — die Staatsschuld, Aufstellung und Abrechnung des Staatshaushaltes, die Einnahmen und Ausgaben der Staatsverwaltung sowie der Suezkanal-Gesellschaft, die internationale Kontrolle — das Zollwesen, die Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr nebst dem Binnenhandel — das Verkehrswesen und zwar das Paßwesen, die Münzen, Maße und Gewichte, der Geldverkehr, die Banken und Wechsler, der Seeverkehr, die Leuchttürme und Postdampfer, der Wasserverkehr auf dem Nil und den Kanälen, die Eisenbahnen und die Post, Telegraphie und Fernsprechämter, das öffentliche Fuhrwesen, die Reit- und Lasttiere, die wichtigsten Reisewege im Inneren und Wüstenstraßen, die Gasthöfe, Kaffeehäuser, Bäder und Theater geschildert. Überall ist der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes ein in der Regel bis auf die Regierungszeit Mehemed Alis zurückreichender Überblick über die allmähliche Entwickelung der betreffenden Verhältnisse vorangestellt. Der Schlußabschnitt enthält einen Nachweis der über Ägypten vorhandenen Litteratur, und zwar getrennt für das alte und das neue Ägypten.

In demselben Verlage ist jetzt der zweite Teil eines Werkes erschienen, dessen ersten Teil wir in diesen Blättern im Jahre 1894 bereits gewürdigt haben, nämlich der **Ethnographie Afrikas** von Dr. Philipp Paulitschke. Der erste Teil behandelte die materielle Kultur der Danakil, Galla und Somâl, der jetzt vorliegende Folgeband beschäftigt sich mit der geistigen Kultur derselben Volksstämme. Mit dem vorliegenden Bande ist die Ethnographie Nordostafrikas zum Abschluß gelangt. Wir können hier nur wiederholen, was wir bereits über den ersten Band gesagt haben. Die Arbeit des Verfassers ist auch im vorliegenden Falle vollkommen erschöpfend. Das Werk beschäftigt sich mit der geistigen Kultur des Individuums (bei den bezeichneten Stämmen), mit deren physischen Eigenschaften, der Religion und ihren Formen und der Sprache und ihrer Sonderheit, ferner mit der geistigen Kultur des Stammes und Volkes, wie dieselbe im staatlichen Leben zum Ausdruck kommt, wie sie in Kunst und Wissen sich äußert und wie sie aus der Geschichte sich nachweisen läßt. Das gesamte einschlägige Material, die

Einzelforschungen aller Reisenden und Gelehrten, welche das große Osthorn Afrikas zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, sind in dem Werke benutzt, so daß über jene drei wichtigsten mächtigen Stämme Nordafrikas ein, wie bereits angedeutet, erschöpfendes Werk vorliegt. Eine größere Reihe von Sprachproben dient zum Vergleich der Idiome, eine größere Reihe von Erzählungen und Poesie aus dem Sprachschatz der behandelten Völker bildet eine anmutige Beigabe, welche geeignet ist, uns einen Blick in das Geistesleben thun zu lassen.

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von Oskar Lenz. (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.) — Der Verfasser des vorliegenden Werkchens gehört zu den älteren Afrikareisenden. Als im Jahre 1873 in Berlin durch Bastian die Afrikanische Gesellschaft gegründet wurde, sandte dieselbe in den Jahren 1873 bis 1877 drei Expeditionen nach der Westküste Afrikas aus. Die eine derselben, welcher Güßfeldt, Falkenstein, Pechuel-Loesche, Soyaux angehörten, sollte von der Loango Station einen Vorstoß ins Innere unternehmen. Die zweite Expedition unter Führung von Pogge ging von Angola aus und gelangte in das Reich des Muata Jamvo. Die dritte Expedition fiel dem Verfasser des vorliegenden Werkes zu und ging von der französischen Kolonie Gabun aus. Lenz hat über sieben Jahre im schwarzen Kontinent zugebracht. Seine Wanderungen in Afrika sollen keine Reisebeschreibungen sein. Sie geben vielmehr in der Form scharf umrissener Essays die Erfahrungen und Anschauungen wieder, welche der Verfasser in seinen langjährigen Reisen gewonnen hat. Es war ihm vergönnt, einen Teil der mohammedanischen Gebiete des Nordens, sowie die gewaltige Wüstentafel der Sahara zu durchstreifen, wie auch die Neger- und Fulde-Staaten des westlichen Sudan. Er lernte fast die ganze Westküste kennen mit ihren zahlreichen Handels- und Missionsstationen und durchzog den größten Teil des Kongostaates. Er bewunderte die großartigen Landschaftsbilder an den ausgedehnten Binnenseen, dem Tanganjika und Nyassa, und kam endlich in die Lage, die Ostküste und das Sultanat Zanzibar zu besuchen. Der große Umfang dieser Reisen giebt dem Verfasser Überblick und Urteil über einen größeren Teil der afrikanischen Verhältnisse, insbesondere derjenigen, welche den deutschen Kolonialpolitiker interessieren. Den Naturgemälden aus den von Lenz durchzogenen Gebieten schließen sich kritische Arbeiten an über die Missionen, über den Sklavenhandel und den Einfluß des Arabertums. Besondere Abschnitte bilden ferner die politische Teilung Afrikas und dessen ethnographische Verhältnisse, die Gestaltung des Handelsverkehrs im Inneren und des Verhältnisses von Geld und Ware. Den europäischen Handelsbeziehungen ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, ebenso dem Kongostaate. In sehr leicht faßlicher Form giebt das kleine Werk demnach einen Überblick über eine große Anzahl wichtiger wissenswerter Verhältnisse im schwarzen Kontinent.

Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht von A. Seidel. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) — Eine Anthologie von Negerdichtwerken ist in der Form, wie sie hier vorliegt, etwas ganz Neues. Der als Linguist weit bekannte Verfasser geht von dem Gesichtspunkt aus, daß das Geistesleben der Neger und der Bewohner des schwarzen Kontinents überhaupt vom Europäer unterschätzt werde, und wünscht durch sein Sammelwerk der Überzeugung Bahn zu brechen, daß das geistige Leben der Neger nicht so weit von unseren eigenen Geistesregungen entfernt sei, als man bisher annahm. Proben von Negerpoesien, sei es in Prosa oder in Versen, sind im Laufe der Jahrzehnte häufig und zwar fast ausschließlich von Missionaren gesammelt worden. Das Verdienst des Verfassers des hier vorliegenden Werkes besteht in erster Linie darin, daß derselbe die verstreuten Blüten gesammelt und zu einem Strauß gebunden hat. Er hat aber außerdem darauf Bedacht genommen, ein möglichst umfassendes, wirkungsvolles Bild vom Geistesleben der Afrikaner zu entrollen. Der Verfasser stellt die Volkslitteratur denen anderer und zwar hochkultivierter Völker an die Seite. Über die Litteraturgattungen sagt er in der Vorrede: „Die Litteraturgattungen, die der Afrikaner besonders ausgebildet hat, sind das Märchen (mit Riesen, Zwergen, Geistern, Hexen, allerhand Zaubereien wie bei uns), die Fabel (meist Tierfabel), die Erzählung oder besser Anekdote (meist mit didaktischer Tendenz), die religiöse Tradition (über den Ursprung der Welt, die Erschaffung des Menschen, Entstehung des Todes u. s. w.), historische Erzählungen (aus der Stammesgeschichte), Rätsel und Sprichwörter. Hierzu kommen noch Poesien jeglicher Gattung, Liebeslieder, Spottlieder, Kriegslieder, Epen, Trauergesänge, religiöse Lieder, Lehrgedichte u. s. w. Alle Poesie wird stets mit Gesang begleitet, und sind mitunter die Musiknoten hinzugefügt. Das Metrum ist accentuierend. Die größeren Gedichte sind meist in Strophen geteilt. Gereimt sind fast alle und oft sehr kunstreich, wie aus dem bei einigen Gedichten der folgenden Sammlung angegebenen Originaltext ersichtlich ist. Die Sprache in den poetischen Stücken ist oft archaisch, häufig sehr gedrängt und dunkel und der Kürze wegen schwer in gebundener Form in andere Sprachen zu übertragen." Die Anthologie giebt Proben der Volkspoesie der Völker mit semitischen Sprachen, der Völker mit hamitischen Sprachen (alte Ägypter, Berber, Somal, der Bilin und der Nama-Hottentotten), ferner der Bantu-Völker (Herero, Ambundu, Dualla, Pokomo, Suaheli u. a.), endlich der Mischneger (unter anderen Haussa, Dinka und Bari).

Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln. Von Franz von Löher. Aus dem Nachlasse herausgegeben. (München, J. Schweitzer Verlag

[Jos. Eichbichler].) — Das vorliegende Werk ist aus dem Nachlasse Franz von Löhers durch seinen Sohn herausgegeben. Es beschäftigt sich mit der alten Streitfrage, welcher Herkunft die von den Spaniern Guanches genannten Ureinwohner gewesen seien, die in heldenmütigen vielhundertjährigen Kämpfen auf den Kanarischen Inseln nur deshalb der spanischen Übermacht und Kriegskunde unterlagen, weil jeder Gau eigenwillig sich dem Ganzen nicht unterordnen wollte. Es sind bekanntlich verschiedenartige Hypothesen darüber aufgestellt worden. Die Ureinwohner der Kanarischen Inseln sind als Abkommen der Karthager, Araber, Ägypter, Römer, als Peruaner und auch als Reste einer untergegangenen Atlantis angesehen worden. Löher hat bereits im Jahre 1876 in der Allgemeinen Zeitung eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, in denen er die Ansicht zu begründen sucht, daß die alten Kanarier Germanen gewesen seien. Aus diesen vereinzelten Artikeln gewann der Verfasser die weitere Anregung, das Quellenmaterial zu sammeln und herauszugeben, sowie eine ausführliche Geschichte der Kanarischen Inseln und insbesondere ihrer Ureinwohner zu schreiben. Das Quellenmaterial ist nicht veröffentlicht worden. Drei Abzüge des fünfunddreißig Bogen starken Werkes befinden sich in den Bibliotheken Berlin, München und Wien. Der hier vorliegende Band ist von dem Sohn des Verfassers, wie bereits bemerkt, herausgegeben und enthält die erwähnte Geschichte der Kanarischen Inseln. Der Verfasser sieht in den Ureinwohnern der Inseln Nachkommen der Vandalen und sucht in geistreicher, scharfsinniger Kritik der Lebensgewohnheiten der noch übrigen Ureinwohner und an der Hand der Geschichte der Inseln seine Ansicht zu begründen.

Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Rudolf Fitzner. (Berlin, Herman Paetel.) — Die starke Entwickelung, welche die deutschen Kolonialgebiete in den letzten Jahren genommen haben, und der Umstand, daß über diese Entwickelung bisher nur in zahllosen verstreuten Publikationen eine Übersicht gegeben war, haben bei dem Verfasser des vorliegenden Werkes den Gedanken rege gemacht, ein koloniales Handbuch zu schaffen, welches als Nachschlagewerk für alle die Kolonien betreffenden Angelegenheiten benutzt werden kann. Mit dem vorliegenden Werke ist einem wahren Bedürfnis abgeholfen worden. Der Kolonialpolitiker sowohl wie der Kolonialfreund werden das Fitznersche Handbuch bald unentbehrlich finden. Es enthält nach amtlichen Quellen, sowie nach Originalmitteilungen aus dem Schutzgebiet eine kurze Schilderung aller unserer Kolonialgebiete. In jedem Falle sind dabei die Grenzen behandelt, ferner die allgemeine Landeskunde, die Bevölkerung, die Produktion des Landes, der Handel und Verkehr, das Postwesen, die Missionen und die Verwaltung. Ferner sind im einzelnen die wichtigen Stationen und Ortschaften aufgeführt. Die meteorologischen Beobachtungen über dieselben sind angegeben, die in den betreffenden Orten ansässigen oder stationierten Europäer sind aufgeführt, und jedem Schutzgebiet ist eine Karte beigegeben. Außerdem enthält das Werk die Personalien der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, den Kolonialrat und dessen Geschäftsordnung, die deutsche Kolonialgesellschaft samt allen ihren Abteilungen und deren Vorständen. Das Werk ist sehr sorgsam zusammengestellt und ist, wir wiederholen es nochmals, für jeden, der sich für die Kolonien interessiert, als Nachschlagewerk unentbehrlich. P. R.

* *
*

1848. **Briefe von und an Georg Herwegh**, herausgegeben von Marcel Herwegh. (München, A. Langen.) — Mit einem seltsamen Motto wird das kulturgeschichtlich interessante Buch eingeleitet: „Noch dreimal größer als die Schmach, einer fremden großen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird.“ Diese eitle Phrase Lassalles aus dem Jahre 1849 wird eigentümlich dadurch illustriert, daß der Sohn Herweghs und Herausgeber dieser Briefe gleich seinen Geschwistern auf friedliche Weise zu Franzosen geworden sind. Nein, heute erst begreifen wir, weshalb Theodor Vischer in seinen „Lyrischen Gängen“ einen Mörike in den Himmel erhob und vom ganzen Herwegh nichts wissen wollte. Tragisch stimmt das Schicksal dieser hoch beanlagten Poetennatur, welche, der Macht der Phrase verfallen, zu thatenloser Unfruchtbarkeit verdammt wurde. Und — leider! — derartige Fälle können auch nur in der Heimat der „Ideologen“ vorkommen. Im übrigen bietet, wie schon angedeutet, das Buch den Freunden der Vorgeschichte von 1866 und 1870 eine Fülle von geschichtlich wertvollem Material: das interessanteste ist die Wiedergabe der kleinen, verschollenen Schrift aus der Feder der Gattin des Dichters: „Zur Geschichte der demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverräterin.“ Glauben wir dieser Darstellung, und wir müssen ihr glauben unter Heranziehung von Briefen anderer, so erweist sich die feige Flucht Herweghs, die Heinrich Heine zu dem bekannten cynisch-frivolen Poem Veranlassung gab, als ein eitles Märchen, und ernsthafte Geschichtschreiber sollten es von jetzt ab ihren Lesern nicht wieder auftischen. Außer Briefen Herweghs selber und seiner kampfesmutigen Gattin, welche den Berliner Geist nirgends verleugnet, finden wir Briefe von Karl Marx, Robert Prutz, Robert Blum u. s. w. Ein für uns seltsam gewordenes Aktenstück ist Herweghs in französischer Sprache abgefaßter „Aufruf an die Polen“ — Adresse aux Polonais — vom 24. März 1848. Und Napoleon wartete schon auf den Kaiserthron, und Bismarck war schon längst mit seinen juristischen Studien fertig ... Auch Karl Vogt und Michel Bakunin lassen sich vernehmen. Man sieht, die schlechtesten Geister sind es nicht, mit denen der Dichter verkehrte. Und darum wäre es auch ungerecht, wenn der glückliche Nachkomme und Sohn

eines Reichsdeutschen die Bestrebungen jener Zeit mit ihren hochbedeutenden Männern einfach lächerlich finden wollte. Irrten sie, so war es nicht ihre persönliche Schuld. Unser Gemüt mag bei Lesung dieses starken Buches seltsam berührt werden, daß so viel Kraft eitel verpufft wurde, unser Verstand aber wird all den Männern aus jener Zeit, wenigstens den herzensreinen, für einen Traum kühn begeisterten, ein leises Friede den Toten! nachrufen.

Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Von Dr. Gustav Berthold Volz. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Der Held, unter dem das Preußenvolk „eines Mannes Beute" ward, ohne das als „Schmach" zu empfinden, zeigt sich von immer größerer Bedeutung, als eine der genialsten Erscheinungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, je mehr die Archive und Gesandtschaftsberichte aus jener Zeit dem Geschichtsfreunde ihre Schätze eröffnen. Die Märchen und Mythen schwinden, und nur reiner und größer im Lichte der Wahrheit steigt die Gestalt dieses „Einzigen" empor, dessen geistige Vielseitigkeit nicht vor ihm noch nach ihm wieder erreicht worden ist. Das vorliegende Buch in acht Kapiteln giebt dafür einen Beweis: der große Diplomat, der kluge Stratege und der erste Diener seines Staates, dem Wohl und Wehe jedes einzelnen seiner Unterthanen am Herzen liegen, tritt hier wie lebend vor uns. Will das Buch auch in erster Linie als sogenannte Fachschrift gelten, bestimmt für den Kreis von Gelehrten, welche eine unparteiische Darstellung der Wirksamkeit Friedrichs des Großen anstreben, so kann es doch überhaupt allen gebildeten Geschichtsfreunden aufs wärmste empfohlen werden, auch jener immer beängstigend zahlreicher werdenden Menschengattung, die von der gewichtigen Schwere stiller, diplomatischer Thätigkeit gegenüber der Kunst einer öffentlichen, weithin schallenden Rede keine Ahnung besitzt. L.

* * *

Das Duell und der germanische Ehrbegriff. Von Dr. Georg von Below. (Kassel, Max Brunnemann.) — Besonders aufklärend und auch beruhigend dürfte die vorliegende, ausführliche Schrift wirken in einer Zeit, wo die Lösung der Duellfrage eine brennende Frage geworden ist, und wo, was kein Verständiger leugnen kann, sich das Duell schon in einem Stadium von Ausartung befindet, wogegen dringend Abhilfe geschaffen werden muß. Der Verfasser führt nämlich auf Grund streng historischer Nachforschungen den glänzenden Nachweis, daß unser modernes Duell gar nichts zu schaffen hat mit den Ordalien und Gottesgerichten. Im Mittelalter und vordem wissen unsere Rechtsbücher und Volksbräuche nichts von dem, was unserem Duell sich irgendwie vergleichen lassen könnte. Er weist nach, daß der gerichtliche Zweikampf, das Turnier, das Fehderecht auf ganz anderen Anschauungen beruhen. Das Kapitel „Das deutsche System der Behandlung von Ehrverletzungen" enthält den bemerkenswerten Satz: „Wenn man die adelige Haltung von dem Bekenntnis zum Duellstandpunkt abhängig macht, dann wird man in Deutschland nur einen sehr kleinen Kreis von Familien ausfindig machen können, deren Mitglieder stets jene ‚adelige' Haltung eingenommen haben; und diese adeligen Familien würden von äußerst jungem Alter, dazu noch nicht einmal durchweg von germanischer Abkunft sein. Die Hohenzollern würden nicht zu diesem Kreise gerechnet werden können. Ein Hohenzoller hat sich nie duelliert, trotzdem die Hohenzollern oft beleidigt worden sind." Und woher stammt nun das Duell? Aus Spanien. „Mußte nicht," führt der Verfasser des weiteren aus, „der Wahnsinn des Duells zuerst in der Heimat des Ritters von der traurigen Gestalt, dem nach Cervantes' Versicherung das Gehirn ausgetrocknet war, auftauchen? Mußten nicht gerade hier die ersten Duellvorstellungen gegeben werden?" Dann folgt eine Schilderung des Duellwesens unter Heinrich III. von Frankreich. Allmählich grassiert es unter den romanischen Völkern wie eine Krankheit, die auch die germanischen Länder ergreift. Der Verfasser kommt zu folgender Formel: „Das sogenannte Ehrenduell ist nicht ein Rest von Einrichtungen des alten deutschen Rittertums, sondern von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft, wie sie kaum sonst das Mittelalter und die Neuzeit kennen." Es wäre zu wünschen, daß gerade jene, welche nicht die rechtshistorischen Kenntnisse des Verfassers besitzen — denn wissenschaftlich dürfte er sich kaum widerlegen lassen —, von dieser zeitgemäßen Schrift gebührende Notiz nähmen. L.

* * *

Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit fünfundachtzig Abbildungen. (Magdeburg, Walther Niemann.) — „Will man," bemerkt der Verfasser im Vorwort, „einen Fehdebrief an die Antike herauslesen, so will der Verfasser dieser Deutung nicht unbedingt entgegentreten." Er hat den Parthenon selbst gesehen und meint, je mehr er sich in diese Trümmerwelt hineinlebte, um so mehr begriff er sie und den Mißbrauch, den man bisher mit dem schönen Kinde des hellenischen Geistes getrieben. Nach ihm deckt sich der Begriff Volkskunst nicht mit dem des Schönen. Der Hauptinhalt handelt sich um die Bauernkunst. So überzeugend wahr viele Einzelheiten sind, so dürfte doch der Praktiker, der Kirchen, Paläste und öffentliche Gebäude errichten soll, kaum wissen, wie er es nach dem Verfasser machen soll. Auch übersieht Mielke vielfach, daß die Bauernkunst, wo sie nicht die Not gezeitigt hat, sondern freier künstlerischer Spieltrieb, nur ein Niederschlag ist von einer höheren Kultur, die unterging, und nach der jene in ihrer Weise arbeitete. Das hohle Kopieren der Antike wird jeder heute verdammen; aber etwas Vorbild-

belebter Menschen poetisch heitere Anregung schuf.

Das Ausdenken und Ausführen festlicher Unterhaltungen aller Art war ein besonderes Barduasches Talent, und die Schwestern ergänzten sich dabei gegenseitig in vorteilhaftester Weise. Mine machte Verse, paßte sie geschickt irgend einer schönen Melodie an, und Karoline setzte das Ganze malerisch in Scene. Sie bedurfte dazu weniger Hilfsmittel. Ein schön gefärbtes Tuch, ein paar zierliche Flittern, etwas Flor und farbiges Papier gestalteten sich in ihren Händen zum stilvollen Ausputz, zu wirkungsvollen Drapierungen. Das Savignysche Haus mit seiner großartigen Geselligkeit aus den ersten Kreisen Berlins, die Fürsten, Würdenträger und Celebritäten aller Art im Ministerhotel zu glänzenden Festlichkeiten zusammenführte, gab ihr häufig Gelegenheit, diese Kunst zu üben; und da es mit den gemalten Bildern nicht mehr recht gehen wollte, machte sie mit den „lebenden“ um so mehr Glück. Auch hier glänzten die Arnimschen Töchter — die Nichten des Hauses — durch ihre Schönheit, und die musikalischen Kräfte des „Kaffeters“ begleiteten mit Gesang und Spiel diese ansprechenden Darstellungen, denen wiederum bei äußerlich geringem Aufwand ein poetisches Etwas eigener Art besonderen Zauber verlieh.



Karoline Bardua.

Frau von Savigny bewährte sich bei alledem als die liebenswürdigste Wirtin. Ihrer Schwester Bettina an Geist und Genialität ähnlich, war sie auch wieder ganz verschieden von ihr. Für die große Welt geschaffen, in der sie lebte und webte, hatte sie doch nichts von der ihr angeborenen Originalität und großen Warmherzigkeit eingebüßt. Ludwig Grimm, der Maler und dritte Bruder der beiden berühmten Göttinger, hat sie in ihren jungen Jahren auf einer allerliebsten Radierung dargestellt, wie sie im Hausjäckchen und Pelzmütze beim Lampenschein ganz vertieft in einem Buche liest. Sie war Barduas sehr zugethan und fehlte nie, wenn bei ihnen kleine Feste oder musikalische Aufführungen veranstaltet wurden, in denen sich vorzugsweise Marie Lichtenstein als Dirigent und mitwirkendes Talent hervorthat. Besonders entzückte es jede Zuhörerschaft, wenn die Arnimschen Schwestern sich in größter Anspruchslosigkeit an den Flügel stellten und ohne jede Begleitung, wirklich wie die Vögelchen im Walde, einfache Volkslieder mit den lieblichsten Stimmen und unwiderstehlicher Anmut vortrugen. Unter den musizierenden Herren sei noch der spätere kommandierende General von Koblenz, A. von Thile, und sein Bruder, der Freund und Minister Friedrich

Wilhelms IV., genannt. Allerdings ein ungewöhnlicher Fall, zwei stattliche preußische Generäle und Excellenzen zweistimmig Goethesche Lieder singen zu hören. Aber wie belebt, anregend und interessant das auch alles war — die Zeit behauptete auch hier ihre unabweisbaren Rechte. Nachgerade waren Barduas ein paar alte Dämchen geworden. Karolines Tituskopf hatte längst einer großen, etwas altfränkischen Haube weichen müssen, wie die Schwestern denn überhaupt in ihrer äußeren Erscheinung immer etwas anders aussahen wie die übrige Welt. Das gehörte nun einmal zu ihnen: und mochte hier und da moderne Eleganz mit kaum unterdrücktem Lächeln auf ihre Mantillen und Fontangen blicken, sie waren und blieben doch die lieben, prächtigen Barduas, welche sich alle Herzen gewannen und über Jahre und Moden hinaus ein frisches Geistesleben in sich pflegten, das sie gern mit anderen teilten.

In ihrem traulichen Heim fehlte es auch jetzt nicht an bedeutenden Gästen. Wo einst der nun schon längst verstorbene Contessa gesessen, wo Grillparzer und Houwald sich umarmt, klangen nun die Namen Geibel, Hermann Grimm, Rauch, Tieck u. a. Drake ließ es sich nicht nehmen, seine Madonnenstatuette selber in einem der Bardnaschen Zimmer aufzustellen. Aber schließlich —

Und scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.

Das Jahr 1848 hatte Savigny als Minister und damit auch die schöne Geselligkeit in seinem Hause beseitigt. Aus dem blühenden Mädchenkranze des Kaffeters war eine nach der anderen vermählt, dem Gatten in oft weite Ferne gefolgt, und wenn sie auch,



Wilhelmine Bardua.

wo es ging, einen gewissen Zusammenhang unter sich aufrecht erhielten, so war doch das fröhliche persönliche Beisammensein auseinandergerissen. Auch traten seit dem politischen Sturm in dem ganz umgestimmten Berlin bisher unberührte Fragen und Interessen in den Vordergrund, die in ihrer unruhigen Erregung aus der Gesellschaft und selbst aus Freundeskreisen die frühere Harmlosigkeit verbannten. Den Schwestern war in der Spannung dieser neuen Zeit nicht mehr recht wohl. Ihre bescheidene Kunstweise, ihr auf heitere Ideale gerichteter Sinn fand in ihr den rechten Anklang nicht mehr; der allgemeine Anteil wandte sich anderen Bestrebungen zu. Mine schrieb damals in ihr Tagebuch: „Selbst Erinnerungen sind unstatthaft in dem vorwärts eilenden Treiben dieser Stadt."

Als es allmählich stiller und einsamer um sie her wurde, reifte in den Schwestern der Entschluß, Berlin aufzugeben und in die Heimat ihrer Jugend, nach Ballenstedt, zurückzukehren.

Die verwitwete Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, geborene Prinzessin von Schleswig-Holstein-Glücksburg, die dort residierte, war ihnen von früh an eine gütige Beschützerin und Freundin gewesen. Auch während der Jahre der Trennung hatte sie ihnen ihr Wohlwollen erhalten. In ihre Obhut flüchteten sie gleichsam zurück, als das fremde, ruhelose Leben draußen für die Alternden nicht mehr taugte, und in ihrer Nähe, in den friedlichen Thälern des Harzes war ihnen ein freundlicher Lebensabend beschieden. Auch hier verstanden sie durch ihre liebenswürdigen Talente der fürstlichen Freundin manchen Tag zu verschönern. Etwas still mag es ihnen freilich manchmal in dem kleinen Ballenstedt erschienen sein nach allem, was das Leben ihnen ehedem geboten an heiterem Genuß. Aber eine anheimelnde, behagliche Häuslichkeit mit Blumen, Bildern, Poesie und Musik wußten sie sich auch hier zu schaffen.

Alte Freunde nahmen gern ihren Reiseweg über Ballenstedt, um bei Barduas vorzusprechen, und die Stunden der Einsamkeit durfte ihnen hier Erinnerung an eine selten reiche Vergangenheit mit ihren goldenen Fäden durchweben.

Ein als „Phantasie und Erinnerung" bezeichnetes Blättchen war auch Karolines letzte Arbeit. In voller Geistes- und Herzensfrische hatte die über Achtzigjährige es zum Geburtstage der geliebten Schwester (1864) entworfen. Schon in der Nacht darauf erkrankte sie, und wenige Tage später war der letzte Abschluß friedlich für sie erreicht. Mine, die treue Genossin ihrer irdischen Pilgerfahrt, die im Leben fast nie von ihr getrennt gewesen, folgte ihr bald auch ins himmlische Jenseits.



Litterarische Notizen.

Afrika, der schwarze Erdteil, steht seit einer Reihe von Jahren im Vordergrunde des Interesses. Die kolonialen Bestrebungen aller Kulturvölker der Gegenwart haben ihren Brennpunkt in Afrika, und die Rückwirkung dieser Bestrebungen äußert sich naturgemäß in einer Fülle von Litteratur. Auch das verflossene Jahr hat auf dem Gebiete der Afrikalitteratur eine Reihe zum Teil hervorragender Werke entstehen lassen. Allen voran möchten wir hier einem Werk unsere Besprechung widmen, welches durch die Tagesereignisse in den Vordergrund des Interesses gerückt ist und welches diesen Platz außerdem durch Form und Inhalt verdient. Wir meinen das Werk Slatin Paschas: **Feuer und Schwert im Sudan.** Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht 1879 bis 1895. Von Rudolph Slatin Pascha. Deutsche Originalausgabe. Mit einem Porträt in Heliogravure, neunzehn Abbildungen von Talbot Kelly, einer Karte und einem Plan. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Seit nunmehr fast zwanzig Jahren beschäftigen der Sudan und seine Schicksale die ganze civilisierte Welt. Das Auftreten des Mahdismus, die ungeheuren Erfolge, welche der neue Prophet und seine Anhänger zu erringen verstanden, erstreckten ihre Wirksamkeit über die ganze nördliche Hälfte Afrikas und zogen damit ebenso die europäischen Kolonialgebiete in Mitleidenschaft, wie sie in die ägyptischen Verhältnisse eingriffen und eine Zeit lang sogar einen Einfluß auf die Verkehrsstraße nach Ostasien, den Suezkanal und das Rote Meer, ausüben zu wollen schienen. Die Schicksale der in den Kampf gegen den Mahdismus verwickelten Europäer haben mehr als einmal die ganze gebildete Welt erregt. Der Untergang Gordons beim Fall von Khartum, die Schicksale Emins und der Äquatorialprovinz, die Gefangenschaft Slatin Beys und der Missionare beim Mahdi und später beim Chalifa sind Ereignisse, welche jedem Gebildeten geläufig sind und seine Teilnahme erweckt haben. Zum erstenmal erscheint nun in dem Werke Slatins eine gesammelte Darstellung über den Ausbruch, die Ausbreitung und den Stand jenes gewaltigen religiösen Aufstandes und des Reiches, welches seine Folge war. Slatin hat in seinen Stellungen als Finanzinspektor im Sudan, als Muhdir von Süd- und West-Darfur, endlich nach dem Obsiegen des Mahdismus als Gefangener des Mahdi und Adjutant desselben mehr Gelegenheit gehabt als jeder andere, das Entstehen, Wachsen und den Sieg des Mahdismus, sowie die späteren Keime seines Verfalls kennen und beurteilen zu lernen. Das hier vorliegende Werk ist mit einer erstaunlichen Gedächtniskraft und Urteilsschärfe geschrieben. Für die Geschichte des Sudans und des Mahdismus bildet es eine Grundlage, welche nicht übertroffen werden kann. Slatin beherrscht das Arabische so vollkommen, daß ein wirkliches Eindringen in die Gefühls- und Geistesregungen seiner Umgebung möglich war. Nur so ist es erklärlich, daß in der kurzen Zeit seiner Freiheit ein Werk entstehen konnte, welches mit einer fabelhaften Genauigkeit das Labyrinth der Fäden entwirrt, aus denen in ethischer, politischer und socialer Hinsicht der Aufstand des Mahdi sich allmählich zusammendrehte. Es ist ganz unmöglich, auf Einzelheiten des überaus vielseitigen Buches einzugehen. Mit dramatischer Kraft schildert der Verfasser die Mißwirtschaft der ägyptischen Beamten im Sudan, in Darfur, Kordofan und der ägyptischen Provinz; das vergebliche Bemühen ferner der europäischen, von der ägyptischen Regierung angestellten Beamten, die labyrinth-ähnlich verlaufenden Beziehungen der zahllosen Stämme des Sudan und das Zusammenlaufen derselben in der Unzufriedenheit gegen die ägyptische Oberherrschaft; die Tragik des Kampfes gegen die wie eine Lawine anschwellende Macht des Mahdi kommt zu ihrer vollen Geltung. Wir lernen nach der Gefangennahme Slatins den Hofhalt des Mahdi, die Ursachen seines Einflusses auf die ungeheuren von ihm beherrschten Gebietsteile und auf seine Anhänger kennen, wir erfahren die Ursachen des allmählichen Verblassens des Mahdismus unter seinem Nachfolger, dem Chalifa. Die Geschichte des Sudan über einen Zeitraum, der viel länger ist als der Aufenthalt Slatins daselbst, entrollt sich vor unseren Augen in überraschender Klarheit. Von dem höchsten Interesse sind die politischen Schlüsse, welche der Ver-

fasser zieht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Entschluß Englands, den Chalifa gerade jetzt anzugreifen und den Mahdismus womöglich zu vernichten, seine Hauptquelle in den Berichten und Ausführungen Slatins gefunden hat. Jedenfalls ist die Eröffnung der Feindseligkeiten im gegenwärtigen Augenblick lediglich eine Folge der Slatinschen Berichte über die im Hauptquartier des Chalifa herrschende Zersplitterung und Unzufriedenheit. Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen. Es ist für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung.

Eine wertvolle Ergänzung zu dem vorstehenden Werke bildet eine Arbeit des Geheimen Regierungsrats Freiherrn von Fircks: **Ägypten 1894.** Von A. Freiherrn von Fircks. Mit einer Karte der Nilländer und Westarabiens, sowie einer Nebenkarte des Nildeltas von R. Kiepert. (Berlin, Dietrich Reimer [Hoefer und Vohsen].) Der erste im Oktober 1895 erschienene Teil schildert die gegenwärtig besonders wissenswerten staatsrechtlichen Verhältnisse des vielumworbenen Pharaonen Landes, dessen Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung nebst deren Erwerbsthätigkeit und wirtschaftlicher Lage, sowie das ägyptische Heer, die britischen Besatzungstruppen und die britische Mittelmeerflotte auf Grund vieler amtlichen und anderer Quellen sowie eigener Wahrnehmungen des Verfassers. Die dem ersten Teile beigegebene Kiepertsche Karte der Nilländer und Westarabiens ist im Eisenbahnnetz und in den Wüstenstraßen bis zum Beginn des Jahres 1896 nachgetragen; sie reicht nach Süden über den 10. Grad nördlicher Breite hinaus und stellt das ganze Gebiet zwischen dem 30. und 45. Grad östlicher Länge von Greenwich dar, umfaßt mithin auch den nördlichen Teil von Abessynien mit den Provinzen Tigre, Amhara und Schoa, das französische Obok, das italienische Eritrea und das vom Kalifen Abdallah beherrschte Mahdistenreich mit Kordofan und Darfur bis zum Gazellenfluß. In diesem weiten Gebiete sind die orographischen und hydrographischen Verhältnisse, sowie die vorhandenen Wüstenstraßen und die für deren militärische Benutzung wichtigen Quellen, Brunnen und Oasen in übersichtlicher Weise dargestellt, so daß die Karte ein gerade jetzt gewiß für viele erwünschtes Orientierungsmittel über die Landesteile ist, in denen sich die Kämpfe zwischen den Italienern, Engländern und Ägyptern gegen die Abessynier und Mahdisten abspielen. — Der vor kurzem erschienene zweite Teil von „Ägypten 1894“ bringt das Werk des Freiherrn von Fircks zum Abschluß und enthält eine ausführliche Darstellung der Verwaltung, des Handels und Verkehrs von Ägypten, bei welcher alle bis zum Februar 1896 eingetretenen Veränderungen berücksichtigt worden sind. Ein erheblicher Teil der mitgeteilten Nachrichten ist unseres Wissens neu, d. h. noch nicht veröffentlicht worden. In sieben Abschnitten werden die innere und landwirtschaftliche Verwaltung nebst der Agrarverfassung und den öffentlichen Arbeiten für Bewässerung — die Justizverwaltung, das Gerichtswesen nebst der Zuständigkeit der verschiedenen Gerichtshöfe, die Polizeiverwaltung, öffentliche Sicherheit und Gefängniswesen — das Medizinalwesen, die öffentliche Gesundheitspflege, die Ärzte und Apotheken, sowie die Hygiene europäischer Reisender — die Kultusverwaltung aller in Ägypten vorkommenden Religionsbekenntnisse, der Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feste und Vorschriften, der Kalender und die Zeitrechnung der Mohammedaner und Kopten, die Unterrichtsverwaltung, Universität, die Fach-, öffentlichen und sogenannten freien Schulen, die wissenschaftlichen Institute, Einrichtungen zur Erhaltung u. s. w. der Altertümer, die Staatsdruckerei und Presse, der Buch- und Kunsthandel — die Staatsschuld, Aufstellung und Abrechnung des Staatshaushaltes, die Einnahmen und Ausgaben der Staatsverwaltung sowie der Suezkanal-Gesellschaft, die internationale Kontrolle — das Zollwesen, die Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr nebst dem Binnenhandel — das Verkehrswesen und zwar das Paßwesen, die Münzen, Maße und Gewichte, der Geldverkehr, die Banken und Wechsler, der Seeverkehr, die Leuchttürme und Postdampfer, der Wasserverkehr auf dem Nil und den Kanälen, die Eisenbahnen und die Post, Telegraphie und Fernsprechämter, das öffentliche Fuhrwesen, die Reit- und Lasttiere, die wichtigsten Reisewege im Inneren und Wüstenstraßen, die Gasthöfe, Kaffeehäuser, Bäder und Theater geschildert. Überall ist der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes ein in der Regel bis auf die Regierungszeit Mehemed Alis zurückreichender Überblick über die allmähliche Entwickelung der betreffenden Verhältnisse vorangestellt. Der Schlußabschnitt enthält einen Nachweis der über Ägypten vorhandenen Litteratur, und zwar getrennt für das alte und das neue Ägypten.

In demselben Verlage ist jetzt der zweite Teil eines Werkes erschienen, dessen ersten Teil wir in diesen Blättern im Jahre 1894 bereits gewürdigt haben, nämlich der **Ethnographie Afrikas** von Dr. Philipp Paulitschke. Der erste Teil behandelte die materielle Kultur der Danakil, Galla und Somâl, der jetzt vorliegende Folgeband beschäftigt sich mit der geistigen Kultur derselben Volksstämme. Mit dem vorliegenden Bande ist die Ethnographie Nordostafrikas zum Abschluß gelangt. Wir können hier nur wiederholen, was wir bereits über den ersten Band gesagt haben. Die Arbeit des Verfassers ist auch im vorliegenden Falle vollkommen erschöpfend. Das Werk beschäftigt sich mit der geistigen Kultur des Individuums (bei den bezeichneten Stämmen), mit deren physischen Eigenschaften, der Religion und ihren Formen und der Sprache und ihrer Sonderheit, ferner mit der geistigen Kultur des Stammes und Volkes, wie dieselbe im staatlichen Leben zum Ausdruck kommt, wie sie in Kunst und Wissen sich äußert und wie sie aus der Geschichte sich nachweisen läßt. Das gesamte einschlägige Material, die

Einzelforschungen aller Reisenden und Gelehrten, welche das große Osthorn Afrikas zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, sind in dem Werke benutzt, so daß über jene drei wichtigsten mächtigen Stämme Nordafrikas ein, wie bereits angedeutet, erschöpfendes Werk vorliegt. Eine größere Reihe von Sprachproben dient zum Vergleich der Idiome, eine größere Reihe von Erzählungen und Poesie aus dem Sprachschatz der behandelten Völker bildet eine anmutige Beigabe, welche geeignet ist, uns einen Blick in das Geistesleben thun zu lassen.

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von Oskar Lenz. (Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.) — Der Verfasser des vorliegenden Werkchens gehört zu den älteren Afrikareisenden. Als im Jahre 1873 in Berlin durch Bastian die Afrikanische Gesellschaft gegründet wurde, sandte dieselbe in den Jahren 1873 bis 1877 drei Expeditionen nach der Westküste Afrikas aus. Die eine derselben, welcher Güßfeldt, Falkenstein, Pechuel-Loesche, Soyaux angehörten, sollte von der Loango Station einen Vorstoß ins Innere unternehmen. Die zweite Expedition unter Führung von Pogge ging von Angola aus und gelangte in das Reich des Muata Jamvo. Die dritte Expedition fiel dem Verfasser des vorliegenden Werkes zu und ging von der französischen Kolonie Gabun aus. Lenz hat über sieben Jahre im schwarzen Kontinent zugebracht. Seine Wanderungen in Afrika sollen keine Reisebeschreibungen sein. Sie geben vielmehr in der Form scharf umrissener Essays die Erfahrungen und Anschauungen wieder, welche der Verfasser in seinen langjährigen Reisen gewonnen hat. Es war ihm vergönnt, einen Teil der mohammedanischen Gebiete des Nordens, sowie die gewaltige Wüstentafel der Sahara zu durchstreifen, wie auch die Neger- und Fulbe-Staaten des westlichen Sudan. Er lernte fast die ganze Westküste kennen mit ihren zahlreichen Handels- und Missionsstationen und durchzog den größten Teil des Kongostaates. Er bewunderte die großartigen Landschaftsbilder an den ausgedehnten Binnenseen, dem Tanganika und Nyassa, und kam endlich in die Lage, die Ostküste und das Sultanat Zanzibar zu besuchen. Der große Umfang dieser Reisen giebt dem Verfasser Überblick und Urteil über einen größeren Teil der afrikanischen Verhältnisse, insbesondere derjenigen, welche den deutschen Kolonialpolitiker interessieren. Den Naturgemälden aus den von Lenz durchzogenen Gebieten schließen sich kritische Arbeiten an über die Missionen, über den Sklavenhandel und den Einfluß des Arabertums. Besondere Abschnitte bilden ferner die politische Teilung Afrikas und dessen ethnographische Verhältnisse, die Gestaltung des Handelsverkehrs im Inneren und des Verhältnisses von Geld und Ware. Den europäischen Handelsbeziehungen ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, ebenso dem Kongostaate. In sehr leicht faßlicher Form giebt das kleine Werk demnach einen Überblick über eine große Anzahl wichtiger wissenswerter Verhältnisse im schwarzen Kontinent.

Geschichten und Lieder der Afrikaner. Ausgewählt und verdeutscht von A. Seidel. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) — Eine Anthologie von Negerdichtwerken ist in der Form, wie sie hier vorliegt, etwas ganz Neues. Der als Linguist weit bekannte Verfasser geht von dem Gesichtspunkt aus, daß das Geistesleben der Neger und der Bewohner des schwarzen Kontinents überhaupt vom Europäer unterschätzt werde, und wünscht durch sein Sammelwerk der Überzeugung Bahn zu brechen, daß das geistige Leben der Neger nicht so weit von unseren eigenen Geistesregungen entfernt sei, als man bisher annahm. Proben von Negerpoesien, sei es in Prosa oder in Versen, sind im Laufe der Jahrzehnte häufig und zwar fast ausschließlich von Missionaren gesammelt worden. Das Verdienst des Verfassers des hier vorliegenden Werkes besteht in erster Linie darin, daß derselbe die verstreuten Blüten gesammelt und zu einem Strauß gebunden hat. Er hat aber außerdem darauf Bedacht genommen, ein möglichst umfassendes, wirkungsvolles Bild vom Geistesleben der Afrikaner zu entrollen. Der Verfasser stellt die Volkslitteratur denen anderer und zwar hochkultivierter Völker an die Seite. Über die Litteraturgattungen sagt er in der Vorrede: „Die Litteraturgattungen, die der Afrikaner besonders ausgebildet hat, sind das Märchen (mit Riesen, Zwergen, Geistern, Hexen, allerhand Zaubereien wie bei uns), die Fabel (meist Tierfabel), die Erzählung oder besser Anekdote (meist mit didaktischer Tendenz), die religiöse Tradition (über den Ursprung der Welt, die Erschaffung des Menschen, Entstehung des Todes u. s. w.), historische Erzählungen (aus der Stammesgeschichte), Rätsel und Sprichwörter. Hierzu kommen noch Poesien jeglicher Gattung, Liebeslieder, Spottlieder, Kriegslieder, Epen, Trauergesänge, religiöse Lieder, Lehrgedichte u. s. w. Alle Poesie wird stets mit Gesang begleitet, und sind mitunter die Musiknoten hinzugefügt. Das Metrum ist accentuierend. Die größeren Gedichte sind meist in Strophen geteilt. Gereimt sind fast alle und oft sehr kunstreich, wie aus dem bei einigen Gedichten der folgenden Sammlung angegebenen Originaltext ersichtlich ist. Die Sprache in den poetischen Stücken ist oft archaisch, häufig sehr gedrängt und dunkel und der Kürze wegen schwer in gebundener Form in andere Sprachen zu übertragen." Die Anthologie giebt Proben der Volkspoesie der Völker mit semitischen Sprachen, der Völker mit hamitischen Sprachen (alte Ägypter, Berber, Somal, der Bilin und der Nama-Hottentotten), ferner der Bantu-Völker (Herero, Ambundu, Duala, Pokomo, Suaheli u. a.), endlich der Mischneger (unter anderen Haussa, Dinka und Bari).

Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln. Von Franz von Löher. Aus dem Nachlasse herausgegeben. (München, J. Schweitzer Verlag

[Jos. Eichbichler].) — Das vorliegende Werk ist aus dem Nachlasse Franz von Löhers durch seinen Sohn herausgegeben. Es beschäftigt sich mit der alten Streitfrage, welcher Herkunft die von den Spaniern Guanches genannten Ureinwohner gewesen seien, die in heldenmütigen vielhundertjährigen Kämpfen auf den Kanarischen Inseln nur deshalb der spanischen Übermacht und Kriegskunde unterlagen, weil jeder Gau eigenwillig sich dem Ganzen nicht unterordnen wollte. Es sind bekanntlich verschiedenartige Hypothesen darüber aufgestellt worden. Die Ureinwohner der Kanarischen Inseln sind als Abkommen der Karthager, Araber, Ägypter, Römer, als Peruaner und auch als Reste einer untergegangenen Atlantis angesehen worden. Löher hat bereits im Jahre 1876 in der Allgemeinen Zeitung eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, in denen er die Ansicht zu begründen sucht, daß die alten Kanarier Germanen gewesen seien. Aus diesen vereinzelten Artikeln gewann der Verfasser die weitere Anregung, das Quellenmaterial zu sammeln und herauszugeben, sowie eine ausführliche Geschichte der Kanarischen Inseln und insbesondere ihrer Ureinwohner zu schreiben. Das Quellenmaterial ist nicht veröffentlicht worden. Drei Abzüge des fünfunddreißig Bogen starken Werkes befinden sich in den Bibliotheken Berlin, München und Wien. Der hier vorliegende Band ist von dem Sohn des Verfassers, wie bereits bemerkt, herausgegeben und enthält die erwähnte Geschichte der Kanarischen Inseln. Der Verfasser sieht in den Ureinwohnern der Inseln Nachkommen der Vandalen und sucht in geistreicher, scharfsinniger Kritik der Lebensgewohnheiten der noch übrigen Ureinwohner und an der Hand der Geschichte der Inseln seine Ansicht zu begründen.

Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Rudolf Fitzner. (Berlin, Herman Paetel.) — Die starke Entwickelung, welche die deutschen Kolonialgebiete in den letzten Jahren genommen haben, und der Umstand, daß über diese Entwickelung bisher nur in zahllosen verstreuten Publikationen eine Übersicht gegeben war, haben bei dem Verfasser des vorliegenden Werkes den Gedanken rege gemacht, ein koloniales Handbuch zu schaffen, welches als Nachschlagewerk für alle die Kolonien betreffenden Angelegenheiten benutzt werden kann. Mit dem vorliegenden Werke ist einem wahren Bedürfnis abgeholfen worden. Der Kolonialpolitiker sowohl wie der Kolonialfreund werden das Fitznersche Handbuch bald unentbehrlich finden. Es enthält nach amtlichen Quellen, sowie nach Originalmitteilungen aus dem Schutzgebiet eine kurze Schilderung aller unserer Kolonialgebiete. In jedem Falle sind dabei die Grenzen behandelt, ferner die allgemeine Landeskunde, die Bevölkerung, die Produktion des Landes, der Handel und Verkehr, das Postwesen, die Missionen und die Verwaltung. Ferner sind im einzelnen die wichtigen Stationen und Ortschaften aufgeführt. Die meteorologischen Beobachtungen über dieselben sind angegeben, die in den betreffenden Orten ansässigen oder stationierten Europäer sind aufgeführt, und jedem Schutzgebiet ist eine Karte beigegeben. Außerdem enthält das Werk die Personalien der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, den Kolonialrat und dessen Geschäftsordnung, die deutsche Kolonialgesellschaft samt allen ihren Abteilungen und deren Vorständen. Das Werk ist sehr sorgsam zusammengestellt und ist, wir wiederholen es nochmals, für jeden, der sich für die Kolonien interessiert, als Nachschlagewerk unentbehrlich. P. R.

* * *

1848. **Briefe von und an Georg Herwegh,** herausgegeben von Marcel Herwegh. (München, A. Langen.) — Mit einem seltsamen Motto wird das kulturgeschichtlich interessante Buch eingeleitet: „Noch dreimal größer als die Schmach, einer fremden großen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird.“ Diese eitle Phrase Lassalles aus dem Jahre 1849 wird eigentümlich dadurch illustriert, daß der Sohn Herweghs und Herausgeber dieser Briefe gleich seinen Geschwistern auf friedliche Weise zu Franzosen geworden sind. Nein, heute erst begreifen wir, weshalb Theodor Vischer in seinen „Lyrischen Gängen“ einen Mörike in den Himmel erhob und vom ganzen Herwegh nichts wissen wollte. Tragisch stimmt das Schicksal dieser hoch beanlagten Poetennatur, welche, der Macht der Phrase verfallen, zu thatenloser Unfruchtbarkeit verdammt wurde. Und — leider! — derartige Fälle können auch nur in der Heimat der „Ideologen“ vorkommen. Im übrigen bietet, wie schon angedeutet, das Buch den Freunden der Vorgeschichte von 1866 und 1870 eine Fülle von geschichtlich wertvollem Material: das interessanteste ist die Wiedergabe der kleinen, verschollenen Schrift aus der Feder der Gattin des Dichters: „Zur Geschichte der demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverräterin.“ Glauben wir dieser Darstellung, und wir müssen ihr glauben unter Heranziehung von Briefen anderer, so erweist sich die feige Flucht Herweghs, die Heinrich Heine zu dem bekannten cynisch-frivolen Poem Veranlassung gab, als ein eitles Märchen, und ernsthafte Geschichtschreiber sollten es von jetzt ab ihren Lesern nicht wieder auftischen. Außer Briefen Herweghs selber und seiner kampfesmutigen Gattin, welche den Berliner Geist nirgends verleugnet, finden wir Briefe von Karl Marx, Robert Prutz, Robert Blum u. s. w. Ein für uns seltsam gewordenes Aktenstück ist Herweghs in französischer Sprache abgefaßter „Aufruf an die Polen“ — Adresse aux Polonais — vom 24. März 1848. Und Napoleon wartete schon auf den Kaiserthron, und Bismarck war schon längst mit seinen juristischen Studien fertig ... Auch Karl Vogt und Michel Bakunin lassen sich vernehmen. Man sieht, die schlechtesten Geister sind es nicht, mit denen der Dichter verkehrte. Und darum wäre es auch ungerecht, wenn der glückliche Nachkomme und Sohn

eines Reichsdeutschen die Bestrebungen jener Zeit mit ihren hochbedeutenden Männern einfach lächerlich finden wollte. Irrten sie, so war es nicht ihre persönliche Schuld. Unser Gemüt mag bei Lesung dieses starken Buches seltsam berührt werden, daß so viel Kraft eitel verpufft wurde, unser Verstand aber wird all den Männern aus jener Zeit, wenigstens den herzensreinen, für einen Traum kühn begeisterten, ein leises Friede den Toten! nachrufen.

Kriegführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Von Dr. Gustav Berthold Volz. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Der Held, unter dem das Preußenvolk „eines Mannes Beute" ward, ohne das als „Schmach" zu empfinden, zeigt sich von immer größerer Bedeutung, als eine der genialsten Erscheinungen von weltgeschichtlicher Bedeutung, je mehr die Archive und Gesandtschaftsberichte aus jener Zeit dem Geschichtsfreunde ihre Schätze eröffnen. Die Märchen und Mythen schwinden, und nur reiner und größer im Lichte der Wahrheit steigt die Gestalt dieses „Einzigen" empor, dessen geistige Vielseitigkeit nicht vor ihm noch nach ihm wieder erreicht worden ist. Das vorliegende Buch in acht Kapiteln giebt dafür einen Beweis: der große Diplomat, der kluge Stratege und der erste Diener seines Staates, dem Wohl und Wehe jedes einzelnen seiner Unterthanen am Herzen liegen, tritt hier wie lebend vor uns. Will das Buch auch in erster Linie als sogenannte Fachschrift gelten, bestimmt für den Kreis von Gelehrten, welche eine unparteiische Darstellung der Wirksamkeit Friedrichs des Großen austreben, so kann es doch überhaupt allen gebildeten Geschichtsfreunden aufs wärmste empfohlen werden, auch jener immer beängstigend zahlreicher werdenden Menschengattung, die von der gewichtigen Schwere stiller, diplomatischer Thätigkeit gegenüber der Kunst einer öffentlichen, weithin schallenden Rede keine Ahnung besitzt. L.

* * *

Das Duell und der germanische Ehrbegriff. Von Dr. Georg von Below. (Kassel, Max Brunnemann.) — Besonders aufklärend und auch beruhigend dürfte die vorliegende, ausführliche Schrift wirken in einer Zeit, wo die Lösung der Duellfrage eine brennende Frage geworden ist, und wo, was kein Verständiger leugnen kann, sich das Duell schon in einem Stadium von Ausartung befindet, wogegen dringend Abhilfe geschaffen werden muß. Der Verfasser führt nämlich auf Grund streng historischer Nachforschungen den glänzenden Nachweis, daß unser modernes Duell gar nichts zu schaffen hat mit den Ordalien und Gottesgerichten. Im Mittelalter und vordem wissen unsere Rechtsbücher und Volksbräuche nichts von dem, was unserem Duell sich irgendwie vergleichen lassen könnte. Er weist nach, daß der gerichtliche Zweikampf, das Turnier, das Fehderecht auf ganz anderen Anschauungen beruhen. Das Kapitel „Das deutsche System der Behandlung von Ehrverletzungen" enthält den bemerkenswerten Satz: „Wenn man die adelige Haltung von dem Bekenntnis zum Duellstandpunkt abhängig macht, dann wird man in Deutschland nur einen sehr kleinen Kreis von Familien ausfindig machen können, deren Mitglieder stets jene ‚adelige' Haltung eingenommen haben; und diese adeligen Familien würden von äußerst jungem Alter, dazu noch nicht einmal durchweg von germanischer Abkunft sein. Die Hohenzollern würden nicht zu diesem Kreise gerechnet werden können. Ein Hohenzoller hat sich nie duelliert, trotzdem die Hohenzollern oft beleidigt worden sind." Und woher stammt nun das Duell? Aus Spanien. „Mußte nicht," führt der Verfasser des weiteren aus, „der Wahnsinn des Duells zuerst in der Heimat des Ritters von der traurigen Gestalt, dem nach Cervantes' Versicherung das Gehirn ausgetrocknet war, auftauchen? Mußten nicht gerade hier die ersten Duellvorstellungen gegeben werden?" Dann folgt eine Schilderung des Duellwesens unter Heinrich III. von Frankreich. Allmählich grassiert es unter den romanischen Völkern wie eine Krankheit, die auch die germanischen Länder ergreift. Der Verfasser kommt zu folgender Formel: „Das sogenannte Ehrenduell ist nicht ein Rest von Einrichtungen des alten deutschen Rittertums, sondern von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft, wie sie kaum sonst das Mittelalter und die Neuzeit kennen." Es wäre zu wünschen, daß gerade jene, welche nicht die rechtshistorischen Kenntnisse des Verfassers besitzen — denn wissenschaftlich dürfte er sich kaum widerlegen lassen —, von dieser zeitgemäßen Schrift gebührende Notiz nähmen. L.

* * *

Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit fünfundachtzig Abbildungen. (Magdeburg, Walther Niemann.) — „Will man," bemerkt der Verfasser im Vorwort, „einen Fehdebrief an die Antike herauslesen, so will der Verfasser dieser Deutung nicht unbedingt entgegentreten." Er hat den Parthenon selbst gesehen und meint, je mehr er sich in diese Trümmerwelt hineinlebte, um so mehr begriff er sie und den Mißbrauch, den man bisher mit dem schönen Kinde des hellenischen Geistes getrieben. Nach ihm deckt sich der Begriff Volkskunst nicht mit dem des Schönen. Der Hauptinhalt handelt sich um die Bauernkunst. So überzeugend wahr viele Einzelheiten sind, so dürfte doch der Praktiker, der Kirchen, Paläste und öffentliche Gebäude errichten soll, kaum wissen, wie er es nach dem Verfasser machen soll. Auch übersieht Mielke vielfach, daß die Bauernkunst, wo sie nicht die Not gezeitigt hat, sondern freier künstlerischer Spieltrieb, nur ein Niederschlag ist von einer höheren Kultur, die unterging, und nach der jene in ihrer Weise arbeitete. Das hohle Kopieren der Antike wird jeder heute verdammen; aber etwas Vorbild-

liches, Unzerstörbares wird jeder auch heute noch in ihr herausempfinden. Was fürs Land paßt, paßt nicht mehr für die Stadt. Eine Radikalkur ist einfach unmöglich; und so werden wir es auch dem unbewußt schaffenden Künstlergeiste und dem bewußt nachahmenden Kunstgewerbe überlassen müssen, welche neuen Stile nach langem Suchen und Tasten zum Staunen späterer und spätester Geschlechter noch erstehen werden. In diesen Dingen wie in der Politik können Menschen immer nur denken oder — schreiben, während es gewöhnlich, wie die Erfahrung lehrt, anders kommt. L.

Das Evangelium Buddhas. Nach alten Quellen erzählt von Paul Carus. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von E. F. L. Gauß. (Chicago, The Open Court Publishing Co.) — Bekanntlich giebt es gewisse theosophische Richtungen, welche sich bemühen, die Weisheiten des alten Indiens dem modernen Menschen genießbar zu machen, ja diese als das einzige Heil hinzustellen. Die Anhänger dieses modernen Buddhismus sind gerade nicht antichristlich gesinnt, aber sie wollen doch nachweisen, daß das weltbewegend Neue des Christentums etwas Uraltes, gewissermaßen in der Menschennatur von Urzeiten her Begründetes sei. In dieser Tendenz ist wohl das vorliegende Werk zusammengestellt und veröffentlicht worden. Ohne Zweifel wirkt es poetisch und erinnert vielfach bis in die kleinsten Einzelheiten an den Inhalt der vier Evangelien; aber als ein fünftes gleichsam und gleichberechtigtes Evangelium wird es doch kein moderner Mensch annehmen, mag er auch noch so fern der christlichen Heilslehre stehen. Für das einfache Volksempfinden stören schon die vielen abstrakten Begriffe, die nur für den philosophisch durchbildeten Geist von Bedeutung sind. Gerade das Naive, das Kindliche und zugleich ewig und allgemein Menschliche fehlt in diesem indischen Evangelium. Trotzdem wäre zu wünschen, daß das Buch in allen gebildeten Kreisen Eingang fände. Reichlichen Segen kann es auch zumal bei der gegenwärtigen Zersplitterung stiften, sogar bei strenggläubigen Christen, aber irgendwie auf Proselyten dürfte es wohl kaum rechnen, was wohl auch nicht in der Absicht des geistvollen Zusammenstellers dieses Evangeliums Buddhas gelegen hat. L.

Selbstbiographien unbedeutender Leute. Skizzen aus dem russischen Volksleben und Porträts von Wassily Wereschtschagin. Deutsch von A. Markow. (Berlin, C. Siegismund.) — Der berühmte Maler, gleichsam um der nackten Wahrheit den Preis zu geben, läßt hier ihren Lebenslauf erzählen einen Handwerker, eine Bettlerin, einen Pilger, einen Haushofmeister, einen Soldaten, eine Städterin und einen Mönchspriester. Jedem ist sein Porträt beigegeben, und jeder spricht seine eigene Sprache. Für den Russen vielleicht nicht so interessant, ist das Büchlein für den Ausländer um so fesselnder, der hier unverfälschtes slavisches Volksleben kennen und trotz Unwissenheit und Schmutz achten und sogar liebgewinnen lernt wegen seiner Gemütstiefe, Religiosität und seines echt christlichen Altruismus. Liest man diese für uns typischen Charakteristiken, so lernt man erst den Tolstoi der letzten Periode verstehen, und man begreift, daß der Slave trotz der ihm oft vorgeworfenen weiblichen Passivität noch eine ungeahnte Fülle von Kraft und Zukunftsleben in sich birgt, daß er noch nicht in die Reife der Mannesjahre gegenüber den romanischen und germanischen Völkern getreten ist. L.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


Unentbehrlich
Das Echo
für
alle
Deutsch
im
Ausland
Wochenschrift
für Politik
Litteratur und Kunst
STIMMEN
AUS ALLEN PARTEIEN
DAS ECHO


Trocken
TROCKEN
HENKELL SEKT





